J. E. Wagner

Ernſt Wagner's ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Moſengeil.

Erſter Band.

Nebſt dem Portrait des Verfaſſers.

Mit königl. Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1827.

Wilibald's

Ansichten des Lebens.

Ein Roman

in vier Abtheilungen.

Erster Theil.

Was der Herausgeber der vorliegenden Werke als Vorredner zu sagen hätte, macht eigentlich den gesammten Inhalt der früher erschienenen „Briefe über den Dichter Ernst Wagner" aus, und wäre in ein kurzes Vorwort unmöglich zusammenzudrängen. Es möge demnach hier blos eine erklärende Anmerkung nebst einer nöthigen Benachrichtigung genügen. — Jene bezieht sich auf die Worte des Titels: „Ausgabe letzter Hand." Der Herausgeber ward dazu vom verewigten Verfasser selbst berechtigt, da sich in seinem Nachlasse mehrere, bisher unbenutzte, Vorarbeiten zu künftigen Auflagen fanden, die hier mit Sorgfalt benutzt worden sind; — wie eine genauere Vergleichung bald beweisen würde. — Die ferner noch mitzutheilende Nachricht betrifft eine Erweiterung des ursprünglich entworfenen Planes zu dieser wohlfeilen Ausgabe.

Es wird nämlich der Herausgeber, — durch die ungemein gütige Aufnahme seiner „Briefe" ermuntert, — den angekündigten 10 Bändchen noch ein 11tes und 12tes folgen lassen; welche Supplementbände theils eine neu überarbeitete und ergänzte Biographie des Dichters, theils vollständigere und zahlreichere Mittheilungen aus seinem handschriftlichen Nachlasse enthalten sollen. Den Pränumerationspreis für diese 2 Bände wird die Verlagshandlung bei Ausgabe der letzten Lieferung bekannt machen. — Hierauf vorläufig hinweisend, empfehlen wir ein Unternehmen, zu welchem uns, — den Herausgeber sowohl, als den Verleger, — innige Liebe und Achtung für den Verewigten hauptsächlich antrieb, der fortgesetzten und steigenden Gunst des großen, seine wahren Dichter zuletzt immer anerkennenden, deutschen Vaterlandes.

Friedrich Mosengeil.

Vorrede.

„So oft sich ein Virtuose hören läßt, (sagt Herr Geheimerath von Göthe im Wilhelm Meister) finden sich immer Einige, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen.“

Der Verfasser des gegenwärtigen Buchs gesteht ein, daß er bei Durchlesung jenes berühmten Romens die Richtigkeit dieses Satzes an sich selbst bestätigt fand. Indem er es wagt, den Versuch, zu welchem ihn das Göthe'sche Kunstwerk zunächst veranlaßte, der vaterländischen Lesewelt vorzulegen, bittet er um jene freundliche und nachsichtsvolle Aufnahme, die so wünschenswerth und unentbehrlich für jeden Dichter ist, welcher sich unter den Augen des großen Publikums auszubilden strebt, und nun mit Schüchternheit zum

erstenmal dem Tribunale der öffentlichen Kritik gegenüber steht. Nach einem Meister aufzutreten, ist für den Neuling doppelt schwer.

Vorher sey es dem Verfasser erlaubt, einige Ideen über das Wesen und den Zweck des modernen Romans auseinander zu setzen, die ihn in Rücksicht auf den Charakter seiner Schrift leiteten, und welchen er, auch nach allen seit der Erscheinung des Wilhelm Meisters entstandenen Streitigkeiten, noch jetzt gern zugethan bleiben möchte.

Der Roman darf nicht einem Strome gleichen, der uns zwar durch seinen raschen Lauf und durch eine mannichfaltige Abwechslung der Gestade unterhält, der aber an allen Punkten unabsehbar bleibt, ewig rinnt, nirgends weilet, uns überall zu Fremdlingen macht, und bei dessen Ausfluß in das Meer wir uns nicht wieder nach der Quelle zurücksehnen, weil alle seine herrlichen Bilder im beständigen Vorübergleiten aus der Seele geschwunden sind. Der Roman sey ein, aus freier Hand gezeichneter, mit schöner Willkühr geformter, in sich selbst geschlossener Kreis; er sey ein brei-

ter, tiefer See, mit vielgeſtalteten Umgebungen. Aus einer jeden ſeiner romantiſchen Ufergruppen ſchauen wir nach der andern hinüber, und ſie entfliehen uns nicht. Seine Spiegel geben uns das eigne Bild wieder; ſeine Geſtade werden uns zur ſchönen Heimath, und von ihren Gipfeln wagen wir zuweilen einen Blick in das Unermeßliche.

Im Romane muß das ganze Leben, mit ſeinen innerſten, tiefverborgenſten Verhältniſſen, ausgebreitet daliegen. Er ſoll auch mitten in unſerm eignen Leben ein anderes, liebliches, fabelhaftes Leben auferbauen, welches uns der Idee zuführt, ohne unſere Wirklichkeit zu vertilgen. Er zeigt uns das Land der Ideen, mit Unſersgleichen bevölkert. Daher verſchmäht er nicht die Darſtellungen aus dem gemeinen Leben. Jede, die er zu adeln vermag, heißt er willkommen, damit auch ſeine eigne Erſcheinung den verſchiedenen Menſchenklaſſen willkommen ſey. Die ganze leſende Menſchheit (und was gehört nicht zu dieſer!) wird immer zunächſt nach dem Romane greifen, wenn der Name deſſelben ſich auch noch öfter veränderte, noch

verrufener gemacht würde, als bisher. Mancher weise Mann schilt öffentlich auf Dichter und Leser des Romans, während der Roman auf seinem Nachttisch aufgeschlagen daliegt. — Weil nun der Geschmack am Romanlesen sich vor der Hand wohl nicht ändern wird, so ändere man lieber den Roman, oder erweitere vielmehr denselben. Man mache ihn ohne Bedenken auch zum Buche der Reflexion, zu einer allgemeinen Fundgrube von Ideen, Moralen und Sentenzen, und gebe ihm zur Haupttendenz: einen treuen Unterricht für die Menschen in der Kunst das Leben zu idealisiren. — So viel zur Entschuldigung unsers Titels, hinter welchem wir den eigentlichen Roman nicht zu suchen bitten, da dieser nur wenigen zusagt.

Wenn der Dichter einmal sich von der Kunst wahrhaft berufen fühlt, seinem Zeitalter Schönes und Treffliches zu verkündigen, dann liegt ihm hierzu die allgemeine Form des Romans wirklich am allernächsten; und er wird seinen großen Zweck um so sicherer erreichen, wenn er durch eine schöne, anziehende Einkleidung zu bewirken weiß, daß viele Klassen von Lesern

sein Werk mit Vergnügen, und recht oft — wenigstens mehr als einmal — lesen — daß ihnen also das Vortreffliche darin recht mit Liebe und unvermerkt ins Gemüth gespielt werde. Folglich muß ihm eine solche Einkleidung stets ein Hauptaugenmerk bleiben.

Der Dichter wird aber diese Absicht weder durch Erzählung, noch durch Ideal und Charakterschilderung, noch durch das sogenannte Romantische allein, erreichen.

Erzählung — sie sey auch die schönste — führt uns, wie gesagt, unaufhaltsam mit sich fort, endlich doch wieder ins wüste Meer der Langweile. Dort sehen wir auch den Autor zum letzten mal; und indem wir sein Buch zuschlagen, und es ihm, zwar mit Dank, aber auf ewig zurückgeben, suchen wir mit einer übellaunigen Aengstlichkeit das Weite, sehnen uns nach einer andern Unterhaltung, und würden selbst eine strenge Arbeit dem traurigen Geschäfte vorziehen, das einmal durchrennte Buch jetzt oder künftig von neuem zu lesen. — So traurig es auch immer für einen Dichter seyn mag, wenn er sein Buch nach

einem einzigen Ueberblick nun sogleich zu endloser Ruhe niedergeleget sehen muß, so gewiß ist dieses doch der wirkliche Fall mit sieben Achttheilen von unsern jetzigen Romanen, Familien- und Räubergeschichten, Geschichten in Briefen, Biographieen und dramatischen Werken dieser Art.

Das Ideal, nach rigoristischen Kunstforderungen aufgestellt, ist leider für unser Zeitalter noch zu ermüdend. Es erregt wenigstens, wie die Erfahrung lehrt, selbst auf dem Theater nicht den Wunsch einer öftern Beschauung. Daher muß es der Dichter zwar zeigen, aber, wenn er gelesen zu werden verlangt, seltner, und nur in leisem, zartem Umrisse.

An scharfgezeichnete und strenggehaltene Charaktere ist der Romandichter nicht gebunden. Dadurch würde er sogar die weiten Grenzen dieser freien Dichtungsart verengen. Er darf vielmehr mit seinen Charakteren spielen, ja manchmal ihnen widersprechende Richtungen zu geben scheinen. Nur müssen alle Widersprüche in Herz und Sinn so leicht und menschlich in einander über spielen, wie wir dieß in der ge-

wöhnlichen ſchöneren Welt (und in der Leſewelt überhaupt) auch wirklich finden. Der eigentliche Charakter ſpricht ſich auch wohl am leichteſten und ſchicklichſten ſelbſt aus, und erfordert beſonders in ſeinen Handlungen Kürze. Da aber unſtreitig der größte Theil des Publikums am Romane weder Dialog noch Gedrängtheit liebt; vielmehr wirkliche Erzählung, und bei dieſer die Ausſicht auf eine längere Unterhaltung zu erwarten pflegt: ſo beſtätigt ſich auch ſchon hierdurch der im Wilhelm Meiſter neuaufgeſtellte Satz: daß der Charakter faſt ausſchließlich dem Drama angehöre.

Dem Romantiſchen gebührt hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine Hauptſtelle. Aber in ſo fern es an das Wunderbare grenzt, muß ihm der moderne Roman doch nur mit Vorſicht Spielraum geſtatten. In der Komödie und Tragödie, wo wir ohnehin mehr an Täuſchungen gewöhnt ſind, ſehen wir mit innigem Vergnügen eine liebe- und glaubenvolle Wunderwelt auf den Bretern vorüberziehen, ohne uns nach Berichtigung der lieblichen Täuſchungen zu ſehnen, ja

wir finden es gewissermaßen selbst billig und wahr, daß allen vor uns handelnden Personen auch wirklich so geschieht, wie wir sie glauben sehen. Selbst beim Lesen des Drama's fühlen wir dies noch. Im Roman ist es anders. Da erzählt man uns, was unsern Personen begegnet ist. Niemand treibt uns zum Lesen oder Glauben. Das Leben, was dort vor unsern Augen sich aufthat, muß hier vom Dichter viel mühsamer hervorgezaubert werden; und die Vorsicht und Umständlichkeit, womit dieser seine Wunder einleitet, erregen sogleich Verdacht auf absichtliche Täuschung; dort hingegen läßt uns die rasche Handlung keine Wahl übrig: es tritt mit einem Donnerschlag das Geisterbild aus der schwarzen Mauer hervor. Daher wird kein Roman, der blos romantisch ist, zur öftern Lektüre reizen. Wer wollte z. B. eine Wundergeschichte zweimal durchlesen, deren Gewebe, durch mehrere Bände fortgesponnen, schon an sich unserer Aufmerksamkeit zur sauern Arbeit wird? Gewiß, es wird weder der Unglaube noch Aberglaube (diese zusammengewachsenen Zwillingsgeburten unserer Zeit) sich zum ferneren Genusse der Fabel hingezogen füh-

len, wenn nun der Dichter zuletzt entweder die ihm geliehene Liebe zur Täuschung mit Enthüllung einer allzukühlen Wahrheit zurückzahlt, oder sich mit Allegorieen helfen muß, oder gar die Sache der Geisterwelt auf eine gewisse vermessene Art durchsetzen will, für die doch einmal unser Zeitalter nicht mehr, oder noch nicht empfänglich ist.

Im Roman (in unserm Sinne) erzähle also der Dichter, als moralische Person, was sich begab; aber die Erzählung bleibe ihm, in Rücksicht seines Zwecks, nur Nebensache; er erzähle uns nicht heftig; nicht, was während vieler Jahre, in vielen Ländern, mit vielen Personen sich zutrug: — Der Zeitpunkt, in welchem der Mensch seine entscheidende Richtung erhält, ist ja kurz; das Herz ist ein großer Schauplatz, und im engen Kreise steht oft das Leben in seiner vollesten und köstlichsten Blüthe. — Dagegen sey ihm keine Lebenslage zu verworren, keine Falte des Herzens zu tief, keine Leidenschaft zu ungeheuer, und keine Schönheit zu geheim: alles enthülle er mit der unschuldigen Einfalt der nichtsverhehlenden Griechen. Er zeige

seinen Zeitgenossen ihr wahres Bild in einem Spiegel; daneben aber eine schönere Lichtgestalt, die ihnen gleiche, und menschlich genug sey, um sich mit der Menschheit auf ewig zu vermählen. Er führe den kalten überklugen Verstand auf Augenblicke hinüber in sein eignes unbekanntes Vaterland, in die Fabelwelt des Unbegreiflichen; aber wenn nun der Erstaunte vernichtet dasteht, deute er schweigend empor zu dem, was über der Zeit endlos fortströmt, und sich nur den Ahnungen eines schönen Herzens kund thut.

Ueberall, wo ihm von der Kunst die göttliche Gabe verliehen ward, durch Darstellungen des Schönen den Sinn der Menschen zu fesseln, da versammele er auch die Sprüche der Weisheit, dort lege er die Worte des Lebens nieder, die ihn die Gottheit auszusprechen würdigte. Aber er traure nicht, wenn sein Geschlecht diese Worte geringschätzt oder verkennt, die er treuherzig gab. Ihre Kraft wird nicht untergehen; die Nachwelt sucht und schöpft sie einst wieder, wie einen edlen Lebensquell, wenn der seinige längst versiegt ist.

Ob auch dieſes kleine Buch geeignet ſey, zur Befriedigung der jetzt gemachten Forderungen Einiges beizutragen, darüber möge das Publikum entſcheiden.

Geſchrieben in der Leipziger Michaelsmeſſe 1804 vom

Verfaſſer.

Erſte Abtheilung.

Winter.

Alles liegt verhüllt im Schlummerleben,
Tiefverborgen keimt des Frühlings Glück.
Jüngling, unter deinem dunkeln Streben
Glüht das Leben auf zum Silberblick.

Es war ein frostiger Decemberabend gegen das Ende der Adventszeit. Ueber die öden Felder fuhr ein schneidender Ostwind, der die weißen Massen von Nebel und eisigem Duft bis in die Straßen der dampfenden Hauptstadt jagte. Die höchsten Thürme trugen schon weiße Spitzen. Eben brach die Dämmerung an, und das Abendgeläute brummte düster und matt durch den Nebel.

Unruhig trat der Finanzrath Kronach, ein reicher Banquier, zum Fenster, und trocknete den Dunst davon ab. Er sah mit Kopfschütteln, wie draußen die vorüberfahrenden Kutscher mit den Zähnen klapperten, und die Fußgänger sich in ihre Mäntel wickelten.

„Und doch ist er da!" rief der Alte auf einmal, und lief vom Fenster weg, als eben ein Reiter abstieg, dessen Mantel und Pferd ganz mit einer weißen Kruste belegt waren. Lebhaft öffnete er die Thür, und Wilibald, sein jüngerer Sohn, trat die Hände reibend herein.

„Nun, Gottlob! Ich dachte nicht, daß du Wort halten könntest. Du mußt halb erfroren seyn, armer Junge." Wilibald war vier Wochen lang in Geschäften

seines Vaters gereiset, und hatte versprochen, heute Abend gewiß wieder zu kommen.

„Es wird schon gelinder draußen, lieber Vater, sagte der Sohn, indem er seinen frohen Alten küßte, den Ueberrock weglegte und sich schüttelte. Das Wetter muß bald anders werden. Mir ist recht wohl. Aber —" Er blickte mit Besorgniß im Zimmer umher, und sah seinen Vater an.

„Sie ist vor fünf Minuten in die Oper gefahren, sagte dieser. Alles ist wieder wohl. Dein Bruder August sitzt auf seinem Zimmer hinter den Akten."

„O schön! rief Wilibald. Wenn nur die Mutter gesund ist, dann ist alles gut!"

„Wirklich alles gut? fragte der Vater mit Bedeutung. Aber vor allen Dingen zieh doch die Kleider ab, und mach' daß du umgänglich wirst."

Das war bald geschehen. August, der Kabinetsrath, wurde heruntergebracht, und mußte für heute aller Arbeit entsagen. Man setzte sich zusammen, um Wein zu trinken, und Wilibald mußte dabei Rede und Antwort über sein Geschäft geben. Dieses Geschäft betraf die Beitreibung einer mißlichen, und für die Familie wichtigen Schuldforderung. Er war so glücklich gewesen, die Forderung noch eben vor dem Ausbruch eines Concurses mit sehr leidlichen Aufopferungen einzukassiren, und seine Vorsicht und Entschlossenheit hatten hieran

so viel Antheil, daß Vater und Bruder, welche sehr wenig gehofft hatten, ihm manches Freundliche darüber sagten. Besonders wohl that ihm das Lob seines ältern Bruders, eines gelehrten und sehr eifrigen Advokaten, da dieser sonst immer nur viel Hang zu den schönen Künsten, und wenig Lust zum Geschäftsleben an ihm finden wollte.

„Aber, sagte der Reisende, warum lobt man mich eigentlich? Wenn auf die Erziehung eines Menschen Alles gewendet worden ist; wenn er vier Jahre lang die Rechtswissenschaft, die Philosophie studirt, zwei Jahre lang weite, kostspielige Reisen durch Städte und Länder gemacht hat: warum lobt man ihn noch, wenn er nun einmal einen dummen Streich zu vermeiden wußte?"

August griff heiter nach seinem Glas. „Ich weiß nicht, Freund, warum man das thut; aber laß es gut seyn. Man thut's eben. Die Welt scheint uns zu verziehen, aber sie hat ihre Ursachen dazu." Man ließ die Gläser klingen, und trank aufs Wohl des neuen Geschäftsmannes.

„Nun gib Acht, sagte der Vater, jetzt will ich dir auch alles nach und nach selbst erzählen, was in deiner Abwesenheit Neues geschehen ist. Du wirst dich wundern — aber du, August, bist ganz still! — Erstens also kommt mir die glückliche Ausrichtung deines Geschäfts jetzt gerade sehr gut zu statten, da ich bald eine starke

Zahlung zu machen habe. Das Gut ist endlich gekauft. Gestern hab' ich's übernommen, und auch sogleich den alten Verwalter wieder in meinem Dienst angestellt. Morgen sollst du Hainberg sehen."

Wilibald kannte das Gut nicht. Er liebte wohl schöne Gegenden, und kannte ländliche Freuden; aber für das eigentliche Landleben fühlte er weder Neigung noch wahren Sinn, und der wenige Antheil, den er an dieser Nachricht nahm, bestand daher blos in dem Vergnügen, seinen Vater mit dem geschlossenen Kaufe zufrieden zu sehen.

Das Gespräch wurde durch die Ankunft der Mutter unterbrochen. Die Unruhe über ihren reisenden Sohn, dessen Pünktlichkeit sie kannte, hatte sie diesmal aus dem Theater früher nach Hause getrieben, wo sie Vater und Söhne schon in der besten Laune beisammen fand. Ihr gesundes Aussehen, ihre Heiterkeit, und die Zärtlichkeit gegen den neuangekommenen Liebling, erhöhten die frohe Stimmung unsers Freundes und die Zufriedenheit der ganzen Familie noch mehr.

Man setzte sich sogleich zum Abendessen. Draußen schnob der wilde Wind mit Macht, und ließ seine hohlen, frostigen Flötentöne hören, indem er sich in den Fensterläden und Jalousieen fing und dicke Schneeflocken gegen die Fenster trieb. Drinn rückte die friedliche Gesellschaft

näher zusammen und nickte lächelnd sich und der warmen Stube Beifall zu.

Wilibald glaubte das Wohlthätige der Heimath und die ruhige Sicherheit in der Mitte seiner Verwandten nach dieser kurzen, aber mühseligen Abwesenheit weit lebhafter und rührender zu fühlen, als damals, wie er, nach einer mehr als sechsjährigen Entfernung, von seinen Reisen zurückkommend, das elterliche Haus wieder betreten hatte. Zu jener Zeit waren ihm Personen und Sachen schon fremd geworden, die Gesichter hatten sich verändert, die Stimmen den alten Ton verloren, das Hausgeräthe stand nicht mehr am gewohnten Platz — kurz, er sah sich von so manchen köstlichen Formen in seiner Erinnerung gewaltsam getrennt. Aber jetzt war er im ersten Augenblicke schon wieder einheimisch, alles sprach ihn sogleich als den lieben Bekannten an, alles war ihm süßgewohnte Melodie, von der Mutter Stimme an bis zum Knacken der väterlichen Wanduhr.

Er äußerte diese Gedanken; August stimmte mit ein, und die Mutter reichte ihm liebevoll die Hand. „Weiß er schon?" fragte sie den Vater.

„Bst! sagte dieser. Eins nach dem andern! Aber laßt doch Punsch machen bei dem unfreundlichen Wetter. Morgen ist Sonntag, da kann man ausschlafen."

Eben wurde gemeldet, der Geheimerath von Salen sey heute von seinem Gute wieder in die Stadt zurück-

gekommen, und das Fräulein befinde sich nach der Reise so übel, daß sie ganz entkräftet, und jetzt in einer Art von Ohnmacht da liege.

Madam Kronach erschrack heftig. Der Kabinetsrath sprang in Bewegung vom Stuhl und bestellte hastig den Wagen. „Ich will dir das alles erklären, sagte der Alte zu unserm erstaunten Wilibald. Macht nur, daß ihr geschwinde dort seyd. Warum muß man nun durch die Weiber um den köstlichen Abend kommen!"

Die Mutter fuhr mit August in's Salen'sche Haus und Kronach wandte sich zu seinem Sohne: „Du weißt, wie sehr deine Mutter wünscht und arbeitet, jenen alten berüchtigten Adel, den unsere Familie einst aus Armuth niedergelegt haben soll, wieder auf die Beine zu stellen, und wie eifrig sie von jeher an dem Plane hing, euch beide einst mit Mädchen von adeliger Herkunft zu verheirathen. Dein Bruder hat ihr vor vierzehn Tagen auf einmal diese Freude gemacht. Er verlobte sich ganz unerwartet und plötzlich mit der Tochter des Geheimenraths von Salen. Sein Gut liegt zwei Stunden von hier, und sie bringen diesen Winter in der Stadt zu. Unter uns gesprochen: Die Sache machte mir eigentlich im Anfange wenig Freude. Das Fräulein hat so viel als gar nichts, und die Alten willigten im Grunde blos deswegen in die Verbindung, damit dem Sohne, der mir noch nicht sonderlich gefallen will, das Gut Felseneck al-

lein erhalten, und die Tochter ohne großen Aufwand gut versorgt werde. Aber das alles ist nun schon in Richtigkeit; August bestand darauf, und das Mädchen gefällt mir recht wohl. Die Bekanntschaft mit ihr rührt von gewissen Prozessen her, die er für diese Familie geführt hat."

Wilibald, welcher die Familie Salen nur dem Namen nach kannte, war zwar über jenen Punkt noch weniger mit den Gesinnungen seiner Mutter einverstanden, als der Vater; aber seines Bruders Entschluß freute ihn, da dieser sonst jede Verbindung, die irgend den Schein des Sonderbaren trug, als romanhaft, von Herzen haßte, und überhaupt bis jetzt noch nie den geringsten Hang zum andern Geschlechte gezeigt hatte. Die Ruhe seines Vaters bei diesem Schritte war ihm lieb, und er fühlte ein lebhaftes Verlangen, das Fräulein bald zu sehen.

Von den übrigen Veränderungen, die sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatten, war die wichtigste die, daß der neue Minister angekommen, und daß sogleich bei seinem Antritte mehrere fremde Gesichter in der Stadt erschienen, auch manche ganz neue Menschen schon in die Kollegien eingerückt waren. So hatte man insbesondere den jungen Salen gestern als Assessor eingeführt.

Der neue Minister war ehemals in der Provinz ein vertrauter Hausfreund Kronachs gewesen. Er hatte hier

ihn schon besucht und wegen Anstellung seines jüngern Sohnes bei einer gewissen guten Stelle, welche zu besetzen war und einstweilen von einem gewissen Rath Sello versehen ward, sehr einladende Winke gegeben. Wilibald äußerte zwar die bescheidene Meinung, daß an dieses Amt Sello, sowohl wegen seiner Armuth als Geschicklichkeit allerdings sehr gegründete Ansprüche habe, und er deswegen Bedenken trage sich zu melden. Allein sein Vater behauptete etwas lebhaft das Gegentheil, und glaubte, er müsse sich allerdings darum bewerben. Ihren Wortwechsel unterbrach die Zurückkunft der Madam Krenath und des Kabinetsraths. Sie berichteten, der Zufall werde keine Folgen haben und sey von der schnellen Veränderung der Luft und einem zu warmen Zimmer entstanden. Auf morgen sey die Familie zur Saten'schen eingeladen, und man habe groſses Verlangen gezeigt, Wilibalden zu sehen.

„Ich bin doch recht neugierig, sagte August, als Wilibald ihm seine Freude ausdrückte, wie dir meine Braut gefallen wird! Sie ist überspannt, sie ist Dichterin, und doch paßt sie ganz für mich."

Seinem Bruder fiel dieses auf, weil er Augusts Neigung für schlichte Anspruchslosigkeit kannte. Doch schwieg er, und sein Vater trug sogleich den Fall mit ihm und Sello'n vor. Der Kabinetsrath meinte, er habe die von seinem Bruder hierüber geäußerte Gesin-

nung schon vorher vermuthet. Heute sey ihm aber für gewiß gesagt worden, daß die Stelle nun erst in einem halben Jahre besetzt werde; der Entschluß des Bruders und die nöthigen Anstalten deshalb hätten also keine Eile.

„Das ist gut, sagte Wilibald, und ich läugne es nicht, daß mir dieser Verzug lieb ist. Ich will indessen recht fleißig seyn. Findet man mich dann würdig, so bin ich bereit. O, ich sehne mich nicht mehr so sehr nach immer neuen Lagen des Lebens. Der Mensch klagt so oft über die Kürze des Lebens, und doch treibt er die Rosse seiner Zeit zur Flucht, und jagt immer vorwärts nach den fernen Gefilden im zögernden Hintergrunde zu. Die liebliche Schattengestalt der stillen Vergangenheit möchten wir gern ins Leben zurückrufen; mit Sehnsucht eilen wir dem Lichte der Zukunft entgegen: nur der Moment, nur jede Gegenwart trägt den Fluch der Unerträglichkeit, dem wir zu entgehen, den wir auf alle Art gewaltsam abzuwenden suchen. Das ist es eben, was uns im Traum erhält, was uns ewig unser Glück, oder doch das Scharfe und Fühlbare von jedem Augenblicke des wahren Genusses, raubt. — Oder wäre etwa des Menschen Leben absichtlich aus Traumstoff gewebt?"

„Du drückst dich nicht so aus, erwiederte August, wie ich wünschte; doch magst du in deinem Sinne Recht haben. Aber viel wichtiger ist Folgendes: Ich hatte

gewiß stets den besten Willen zum Guten, wie mir das wirklich beim Menschen im Ganzen der gewöhnliche Fall zu seyn scheint. Allein, wie viel Gutes unterläßt man! Ich hielt immer das, wozu mich der Augenblick aufforderte, für zu unwichtig, — ich will nicht einmal sagen, zu beschwerlich; ich sah nur immer die Handlungen vor mir, die ich unter künftigen Umständen verrichten wollte. Und wie selten trafen diese Umstände ein! Aber während dessen verrauschten allmählig die schönen Minuten des Handelns, und ängstlich erblickte ich mich auf einmal im vorigen thatlosen Zaudern."

„Du hattest eben geträumt, sagte Wilibald. Du gibst meinem Satze nur eine andere Richtung. Wir überlegen Wochen, Jahre lang. Plötzlich ergreift uns endlich einmal der gute, oder der böse Geist, und — wir sind bestimmt! Die That selbst scheint uns auch dann immer noch von augenblicklicher Willkühr abhängig. Alles vorige Abwägen reut uns nun fast. Wir glauben einzusehen, daß es vergebens war, daß vielleicht die Wagschale bei längerm Ueberlegen nach einer ganz andern Seite hingesunken wäre: und — noch über dieser Betrachtung weckt schon die Stimme der neugebornen That den Nachtwandler auf! Aber ach, daß nun die ernste Zeit keinen ihrer ehrwürdigen Schritte für uns zurücknimmt, wenn wir einmal die Gegenwart der ungewissen Zukunft zum Opfer verpraßt haben, und wenn nun das

Andenken an die verlornen Minuten unsterblich vor uns hintritt und seinen Stachel gegen die geängstete Brust richtet! Jene werthen Momente sind dahin, und keine Sehnsucht, keine Reue bringt sie uns aus dem unzugänglichen Reiche der Vergangenheit wieder herüber."

„Er spricht, sagte die Mutter, ganz so, wie ich fühle; und ich glaube, er spricht sehr wahr."

„Leider ist es oft so!" sagte August.

Der Finanzrath meinte, das alles höre sich wohl recht gut an, aber man müsse doch auf die Zukunft zu rechter Zeit die Blicke richten. „Sonst stößt man uns, sagte er, oft in die neue Lebensbahn blindlings hinein. Zu meiner Zeit untersuchte man dergleichen Materien gelinder. Da wußte man nur schöne Sprüchelchen, wie zum Exempel: „„Es wird nicht immer Sommer seyn, drum sammelt in der Jugend ein. Kaufet in der Zeit, so habt ihr in der Noth."" — Mit solchen schlichten Sentenzen kam man eben so weit, als ihr jetzt mit euern scharfsinnigen Auseinandersetzungen kommt. Am Ende läßt sich unser ganzes Gespräch auf die einfachen Regeln zurückbringen: Du thust wohl, deine jetzige Zeit für deine wichtigste, auch für deine schönste zu halten. Zugleich mußt du bedenken, daß sie eine Vorbereitungszeit zu einem wichtigen Amt ist, welches dir schon gewiß zu seyn scheint."

„Das war es aber nicht allein!“ entgegnete Wilibald.

„Ja, ja, ganz allein!“ sagte der Alte ruhig und vergnügt, indem er siegreich aufbrach. Man trennte sich freundlich. Die Brüder besonders waren niemals einiger in ihren Meinungen, als wenn die Rede auf Lebenswerth und Zeitkürze kam.

Mit trefflichen Vorsätzen und Planen zu seinem künftigen Leben erwachte Wilibald des andern Morgens. Ein tiefer Schnee hatte die Erde bedeckt, und ein heiterer kalter Morgen schimmerte vom Himmel. Das machte ihn froh und häuslich zugleich. Er brachte seine Bücher und Papiere in eine ganz neue Ordnung, legte s[illegible] Arbeiten zurecht und machte auch sogleich den Anfa[illegible] dazu mit Eifer. Der Finanzrath wollte ihn mit nach Hainberg nehmen, welches aber die Mutter verbat, da er heute nothwendig bei Salen's producirt werden mußte.

Des Nachmittags stellte ihn dann August seinen künftigen Schwiegereltern und seinem Schwager, dem Assessor von Salen, vor. Er ward mit vieler Wärme empfangen, und der Assessor, ein junger heißer Kopf, faßte im ersten Augenblick eine Neigung zu ihm, die unsern Ankömmling bald einen sehr warmen Freund hoffen ließ.

Endlich trat auch Fräulein Mariane herein. Wilibald, von ihrer Schönheit überrascht, blickte erstaunt nach

seiner Mutter, die ihm froh zuwinkte und sich mit Augen voll Liebe an die Kommende hing. Es war ein römischer Kopf, braunlockig, mit schwarzen melancholischen Augen. Der Liebe Schwärmerei schien im Spalt ihrer Lippen zu wohnen. Ihr hoher Gang war lebhaft, der schlanke Wuchs hatte Fülle. Und wenn auch ihr Blick vom gestrigen Uebelbefinden noch matt und unsicher war, so schien doch über seine Reinheit, die, als das Herrschende, sich der ganzen Figur mittheilte, den körperlichen Leiden keine Gewalt gegeben; sie hatten nur die Farbe des Gesichts gekühlt, und den Augenstrahl zum Schimmer gemildert.

Eine Wolke flog vor Wilibald's ahndendem Geiste vorüber. „Armer August, dacht' er, wird nicht deine Wahl den Tod deines stillen Glücks, so wie der Ruhe dieses holden Geschöpfes bald herbeiwinken?" Im Herzen traurig, näherte er sich Marianen und sagte ihr das, was er mußte, mit dem freiesten Anstand, den ihm diese Stimmung übrig ließ. Sie selbst war merklich überrascht, sprach zurückhaltend und kurz, und ward, so wie er die Unterhaltung übernahm, bald einsylbig und stille, worauf ihr Bräutigam sich an sie wandte, und sie in ein Gespräch zog.

Der Kabinetsrath hatte Marianens Erwartung, durch seine Schilderungen von Wilibalden, sehr auf diesen gespannt. „Seine Brust hatte in Italiens Lüften

einige Zeit geathmet", schon das machte ihn für ihre Phantasie, die hier alle Schranken vergaß, höchst interessant; und August hatte alles hervorgesucht, um dem, welchen er selbst so sehr liebte, eine brüderliche Aufnahme zu bereiten. Das Bild, welches sie sich von ihm entworfen hatte, war: „Ein Geist, durch Naturell und trefflichen Unterricht zu jedem Talente geweckt, und mit den schönsten Kränzen und Reichthümern hellenischer Vorwelt ausgestattet, dann am Busen einer südlichen Natur erwärmt: gewiß, der konnte nur in schönem, hochklassischem Fluge erscheinen! Sein Aushauch mußte poetischer Duft seyn!"

Und jetzt — stand sein Körper vor ihr, der vom Geiste leicht und harmonisch bewegt ward, und den sie in ihrer Skizze fast ganz vergessen hatte. Sie sah einen jungen, schönen, großen Mann; sie erinnerte sich keiner wohlgebildeteren männlichen Figur. Schon dies überraschte sie, und es war natürlich, daß sie sich sogleich eifrig bemühte, das alte Bild wieder zu erhaschen und an dieses ihre jetzt empfangnen Eindrücke anzuschließen. Aber vergebens! Er sprach gut, artig und freundlich; aber er sprach eben nicht blühend. Er vermied nur das Gemeine und wählte mit Gewandtheit das Schickliche. Ihr Traumbild war verschwunden, die Wirklichkeit hatte es unerbittlich verscheucht, und sie wußte nicht wie ihr geschah.

Sobald ihre Fassung einigermaßen zurückgekehrt war, machte sie den jungen Mann nochmals mit ihrem Bruder Franz, und zugleich mit einem Kapellmeister Minelli, einem lebhaften, schön gebauten Italiener, bekannt. „Da Sie, wie ich weiß, Musik lieben, so werden diese Freunde auch die Ihrigen seyn," sagte sie, und fing ein Gespräch über italienische Musik an. Dieses wurde durch die Theilnahme Mehrerer von der Gesellschaft bald allgemeiner, und ging nachher in eine Unterredung von den diesjährigen Wintervergnügtlichkeiten über, wobei man allerlei Plane, meistens von musikalischer Tendenz, machte.

Die Gesellschaft trennte sich früh, um andere Parties zu suchen. Wilibald mußte die Frau von Salen ins Schauspiel begleiten und konnte erst Abends über die Verbindung seines Bruders nachdenken. Er hatte in Marianen ein gutes, anspruchsloses Landfräulein zu finden gehofft, die das arbeitsame, und aus eigner Neigung fast mühselige Leben ihres Mannes ehr . seine stille Häuslichkeit theilen und die kleinen Zwischenräume zu seiner Erholung, in welchen er eine gemeinschaftliche Heiterkeit und einen recht lauten Frohsinn von sich und andern forderte, gern und willig mit einer ewig guten Laune ausfüllen werde. Diese Hoffnung hatte ihm aber bereits Augusts gestrige Ankündigung zum Theil geraubt, und heute, bei'm ersten Anschauen der Braut, glaubte er gefunden zu haben, daß dies ein Geist von höherer Bil-

dung sey, der einen ganz andern und erhabnern Schwung suche, als die bezeichnete Sphäre verstattete. Doch, da er so sehr wünschte, sich zu irren, und da sein Bruder von Marianen immer mit Entzücken sprach, so äußerte er nur am folgenden Morgen gegen die Mutter einen Theil seiner Gedanken. Diese versicherte ihm aber mit heitern Mienen, alles werde vollkommen gut gehen, und August besonders sey jetzt mehr als je für Gesellschaft und die Verhältnisse der schönen Welt empfänglich. Er beruhigte sich daher um so leichter, da er diese letztere Bemerkung schon selbst gemacht hatte.

Heute sollte er dem neuen Minister, dem Grafen von Sima, seinen ersten Besuch machen. Die Aufnahme übertraf seine Erwartung weit. Der Graf würdigte ihn einer langen Unterhaltung, und eine diesem Manne ganz eigne Gewandtheit in Behandlung und Veränderung der Materien erregte Wilibalds Bewunderung in hohem Grade; so wie die Herzlichkeit, mit welcher der vornehme Staatsmann einigemal von seinem Vater sprach, ihm das volle Zutrauen des jungen Mannes gewann. „Die Leute behaupten zwar, sagte er zuletzt, daß ich ein geplagter Mensch sey; allein Sie sollen sich hieran nicht kehren. Ihr Besuch ist mir immer willkommen; und dadurch, daß Sie sich in Ihren eignen Angelegenheiten immer zuerst an mich wenden, lernen Sie auch gewiß bald einen ächten Freund Ihres Vaters kennen."

Der Graf schien es im Ganzen zu billigen, daß sein Freund beide Söhne von seinem Metier entfernt habe, und er glaubte auch, wie es schien, sie wären wohl gerathen. Doch zeigte er Verlangen, die Gründe zu wissen, welche der Alte seinen Söhnen selbst hievon angegeben habe.

„Mein Vater, antwortete Wilibald, hat seine Wohlhabenheit mehr einigen zufällig gelungenen Spekulationen im Großen zu danken, als den gewöhnlichen Geld- und Wechselgeschäften, die er seit langer Zeit nicht mehr liebt. Er wollte uns aber dem Zufall, welcher ihn gehoben hatte, weniger überlassen, als unsern eignen Kräften, zu deren Ausbildung ihm jener die Macht gab; auch glaubte er, bei keinem von uns beiden den rechten Sinn für Geld, als Waare betrachtet, zu finden."

Der Minister lobte August als einen trefflichen Arbeiter, und erklärte ihn dabei für einen der freiesten Männer im Staate, da er mit diesem fast in keiner andern Verbindung stehe, als in der ursprünglich bürgerlichen. Diese Aeußerung erregte Wilibalds Nachdenken, und er betrachtete von diesem Augenblick an seinen Bruder aus einem ganz andern Gesichtspunkt, als bisher. In seinen Gedanken über Freiheit ward dadurch manches richtiger geordnet.

Beim Weggehen führte ihn der Minister in die Zimmer der Gräfin. „Du mußt ihm das Wiederkommen

beſſer einſchärfen, als ich es auf meiner wüſten Arbeitsſtube konnte," ſagte der Graf, und ſtellte ihn einigen Anweſenden als den Sohn eines Freundes vor, mit dem er zwanzig Jahre lang faſt immer gute Geſchäfte gemacht habe. „Und das will viel ſagen!" bemerkte er noch im Weggehen.

„Was werden wir mit Ihnen anfangen, lieber Kronach!" ſagte die junge, leichtfertige Gräfin, indem ſie unſern Helden mit ſichtbarem Wohlgefallen betrachtete. „Es iſt erſchrecklich kalt in dieſer Stadt, und da habe ich ſchon drei Leute bei mir, die unſere prächtigſten Amüſements abgeſchmackt finden; ich hoffe, daß wir den vierten Mann erblickt haben." Sie nannte Minelli, den Aſſeſſor und den Maler Plinius, welche ſämmtlich vor Verlangen ſtarben, ſie aus allen Kräften zu widerlegen.

„Ob er wohl etwas kann!" fragte ſie den Kapellmeiſter, und zeigte aufs Klavier. Als dieſer es bejahte, ſollte Wilibald ſogleich ſeine Lektion aufſagen. Obendrein ſollte er keine Noten bekommen, ſondern phantaſiren.

Unſer Held ſah ſich mitten in der Tyrannei eines ſchönen Terrorismus, und muſſte der Gewalt dieſes ſtrengen Verfahrens weichen. Man ſetzte ihn, und er machte ſich dran. Eigentlich war ſein Inſtrument die Geige, er hatte aber auch Fertigkeit auf dem Klavier. Nach einiger Zeit warf ihm Minelli einen Kuß zu, und

ſagte: „Es geht, es kann etwas aus ihm werden.“ Nun erſt durfte er ſchließen. Beim Uebergang dazu fuhren ſchnell ein Paar kleine weiße Hände über ihn herein, und hoben die ſeinigen ſanft von den Taſten ab. Es war Mariane, die ſich hereingeſchlichen, und ihn belauſcht hatte.

Jetzt, da auch dieſe hier war, gab man einige Kleinigkeiten aus dem muſikaliſchen Vorrathe der Gräfin. Die Damen ſangen, und die Männer akkompagnirten.. Marianens Stimme war hell und von mächtigem Umfange, die der Gräfin hatte mehr menſchliches, mehr Wahrheit und Naivetät. „Wir müſſen uns nur erſt verſtehen!“ ſagte der Kapellmeiſter, und bat Wilibalden, den Aſſeſſor und Pinius, dieſen Abend ihn zu beſuchen. Seine Augen leuchteten dabei wie Funken. Man entfernte ſich endlich, ſehr erbaut von der harmoniſchen Unterhaltung.

„Wenn Sie verſprechen wollen, immer recht artig zu ſeyn, ſo dürfen Sie mehr kommen,“ ſagte die Gräfin zu Wilibalden, und lächelte ſo freundlich dazu, daß er ſich nicht enthalten konnte, ihr etwas darüber zu ſagen, welches ſie übel nahm, und ihn ziemlich unſanft entließ.

Minelli eröffnete Abends die Urſache ſeiner Einladung mit folgenden Aeußerungen: Er treibe ſich ſchon ſeit einem Jahre hier im Lande herum, und die Be-

kanntſchaften, welche er in dieſer Stadt wieder gefunden, ſeyen blos der Graf und die Salen'ſche Familie. Bei ſeiner Anſtellung habe ihm die hieſige Kapelle wenig Troſt gewährt. Es gebe zwar darunter mehrere ſogenannte Virtuoſen, und an Fertigkeit und Geſchick fehle es nur wenigen. Aber von Bildung, Ton und Geiſt ſey noch wenig zu ſpüren. Bis ſich dies beſſere, hege er den ſehnlichen Wunſch, in einer kleinen auserleſenen Geſellſchaft ſich und andere Freunde dafür durch allerlei Uebungen ſchadlos zu halten. Er glaube, daß er jetzt dieſe Geſellſchaft gefunden habe, und daß bei näherem Zuſammentritt jeder unter ihnen gewinnen würde.

Allen Anweſenden war dieſer Vorſchlag willkommen, und Franz vor Allen trug, mit einem Feuer wovon jeder ergriffen wurde, vor, was ſie alles lernen wollten, und wie gut ſie zuſammen paſſen würden. Dazu trank man Champagner und Brüderſchaft, und fing nun an, Muſik zu machen, und die gegenſeitigen Kräfte zu prüfen.

Nach den Proben, welche Minelli mit jedem anſtellte, wurde feſtgeſetzt, Waldhall ſollte die Geige, der Maler das Violoncell und Franz die Flöte übernehmen. Der Kapellmeiſter mußte das übrige, theils ſelbſt, theils durch ſeine Leute ausfüllen. Wenigſtens zweimal in der Woche wollten Alle zuſammen kommen, ſo lange ſie hier einheimiſch wären.

Dabei blieb's für heute, und man beſprach ſich noch

über den Antheil, den die Miniſterin, Mariane und einige andere Frauen an dieſer Verbindung haben ſollten.

„Gottlob! ſagte Wilibald, daß der Ton dieſer Stadt ſich durch die Bemühungen der Gräfin endlich aufzuheitern ſcheint. Ich finde wirklich nach einer nur vierwöchentlichen Abweſenheit ſo viel Neues in meiner Heimath, daß ich noch immer nicht alles zu klaſſifiziren weiß.“

„Zum Beiſpiel, bemerkte Franz, dieſe Geſellſchaft, worin du dich heute zum erſtenmale in deinem Leben befindeſt — und das in deiner Vaterſtadt — und wir alle wiſſen ſchon faſt mehr von der neuen Stadt Gottes, als du ſelbſt!“

„Die Gräfin, meinte der Maler, wird große Dinge thun! Man ſieht es wohl an den ſteifen Matronen; ſie wollen ſchon nicht mehr ſo ehrenfeſt wie Bronzenſuiten neben einander ſitzen, ſondern auch organiſirt ſeyn. Was gibt's aber auch wohl beklagenswürdigeres, als eine große, maſſive Stadt, wo man die Charis nur aus mythologiſchen Kompendien kennt!“

„Ja, Gott ſey es geklagt! ſagte Franz. Die Aufklärung und die Sitten reißen auf allen Seiten ein, und die gewöhnlichen Zeichen der letzten Zeit hängen ſich auch dieſer unglücklichen Stadt endlich vor die Naſe. Die Staatsmänner fangen an einzuſehen, daß man am Ende alle Briefſtellerei, Aemter und Naſen blos zu beſſerer Aufnahme des Poſtweſens, der Dienerſchaften und Ta-

backs-Fabriken erfunden hat — die Posten lassen sich dem Arzt nicht mehr unbekannter Weise empfehlen, sondern citiren ihn zu sich mit Grobheiten aus dem Höllenzwang; die alten Fräulein vernachlässigen die Arzneikunde; die Freiherren machen alles, was an Pracht, Erbzinsen, Ahnen und altem Silber zu ihren eisernen Inventarien gehört, mobil und umgänglich, und verkaufen und versetzen alles lästige Zu, um sich, auf dem Wege nach der ächten freiherrlichen Befreiung, mit dem Bon noch eine Güte zu thun; — kurz, alle Kreatur ängstet sich und seufzt nach der Kultur, wie der Finke nach dem Regen. Und an all dem Unheil wird die Gräfin schuld seyn."

Walibald glaubte, sein heutiger Empfang bei der Gräfin sey doch zu bizarr gewesen.

„Warum? sagte Minelli. Ich mag nichts lieber leiden als schmyrische Weiber. Und worüber willst du dich auch beschweren? Wenn ein schönes Weib Händel an mich sucht, und nach Ursachen zum Zorne jagt, so wittre ich ein entmanntes Herz."

Unser Held erklärte Minelli's Meinung für boshaft. „Es ist traurig, sagte er, daß man in den Versammlungen der Männer gewöhnlich den Ruf der Frauen so wenig achtet. Kaum haben wir ein liebes Weib zu finden geglaubt, gleich wird uns gesagt, sie soll ungetreu seyn, wie eine Brücke von Eis, falsch, wie das Lager des Ehebruchs! — Man müßte immer nur sogleich Beweis ver-

langen, und gar manche Tugend würde, gerade wenn man sie verloren glaubte, wie der Mond, still ins neue Licht treten. Und warum soll denn ein Geschlecht, dem wir das Lieblichste in der Kunst, das Wertheste im Leben verdanken, welches mit ewiger Sanftheit und Langmuth unsere unbändigen Leidenschaften in die Schranken der Mäßigung zurückschmeichelt, und doch sich selbst, so oft, liebend für unsere höchsten Genüsse ganz zum Opfer hingibt — warum soll dies Geschlecht immer noch keine höheren Ansprüche an unsere Achtung haben? Warum mangelt unsern Urtheilen über die Frauen und das Geheime in ihrem Leben immer nichts mehr als Bescheidenheit?"

„Seht da, einen Götzendiener! sagte der verwunderte Minetti lächelnd. Und doch bist du ein gereifeter Mann! der noch dazu auf seinen Reisen Geld und Geschmack aufzuwenden hatte! Zu diesen Fragen müssen dich also wunderbare Schicksale und Begebenheiten geführt haben. Mir sind sie unbegreiflich, aber merkwürdig."

„Und mir, erwiederte Wilibald, ist nichts begreiflicher als deine Unbegreiflichkeit. Wir rühmen uns, die Weiber zu beherrschen; aber was heißt das? — Der Macht ihrer Schwächen vermögen wir nicht zu widerstehen; ihrem Sinne zur Verführung reichen wir demüthig den Herrscherstab über die heiligsten Attribute unserer Freiheit: aber, um sie in die Ketten unserer Selbst-

sucht und eigenwilligen Laune zu schlagen, um sie mit dem abscheulichen Rechte des Stärkeren zu bedrohen, dazu bleibt jeder noch Mannes genug. Nur ihr Edleres wirkt selten auf uns; wir unterdrücken dieses gern, weil wir es zu verächtlich beurtheilen. So, mein Freund, denkt der größte Theil von uns."

„Ja, ja, rief Pinius, Arenach hat recht. Die Weiber müßten ewig der schönste Gegenstand unserer Lieder bleiben. Ohne sie läge manches göttliche Talent, manches unsterbliche Werk der Kunst im Schutt der Zeiten vergraben; ohne sie wäre ja das Leben starre Fühllosigkeit. Und gewiß, Niemand verdirbt die Armen als wir! Wir wünschen sie insgeheim lasterhaft, und wann nun die Liebe zu uns Undankbaren sie dazu gemacht hat, dann tadeln wir sie, und sprechen höhnisch und zweideutig von ihnen."

Minelli schwieg, und schien betroffen. Aber Franz fuhr lustig auf den Maler. „So kann, sagte er, nur ein Männerfeind reden. Ich sehe jetzt im Geiste das ganze berühmte Geschlecht vor mir. Eitel und reizend, falsch und klug, feig und herrschsüchtig — kurz, mit allen Reihe-Insignien der Frauenwürde geschmückt, steht das Weib vor Euch da, und es scheint Euch, daß sie so eben lächelnd mit dem rechten Fuß den höchsten Gipfel erhabener Tugend ersteigt, während sie schon lächelnd den linken in leichtfertiger Richtung zum Sprung in den fin-

ſtern Spalt des Laſters hebt. Dieſe Veränderlichkeit, die keine Sprache nennt, dieſe Unerſättlichkeit in Widerſprüchen jeder Art, kennt unſer Geſchlecht nicht; und ſchon deswegen wird es dem weiblichen ewig voranſtehen; ſchon deswegen wird dieſes nie größere Anſprüche an unſere Achtung machen können, als es bis jetzt hatte."

Pinius lächelte, und der Kapellmeiſter glaubte, Franz ſey heute zu erhitzt um zu ſtreiten, er wandte ſich daher wieder an Wilibalden. „Aber wie kamen wir eigentlich ſo geſchwind ins Ernſte? Sonderbar iſts doch, daß widerſprechende Meinungen und Parteigängerei ſich in keiner Materie ſchneller und lebhafter zeigen, als in dieſer. Denn im Grunde wirſt du doch meine erſte Bemerkung gewiß für richtig anerkennen müſſen?"

„Bei den gewöhnlichen Frauen allerdings, antwortete Wilibald. Aber wer hier allgemein urtheilen wollte, deſſen Urtheil müßte verderblich werden."

„Was unſere Urtheile überhaupt betrifft, fiel der Maler ein, ſo laßt uns bei dieſer Gelegenheit beſchließen, in ihnen ſtets recht wahr und aufrichtig gegen einander zu ſeyn. Auch kommt es in unſerem Fall eben nicht darauf an, einander Hochgefühle zu zeigen, ſondern überhaupt wahre Gefühle, deren gemüthliche Aeußerungen, ſelbſt wenn ſie den Schein des Gewöhnlichen tragen, oft gerade am meiſten Einfluß auf Leben und Kunſt haben;

vorausgesetzt, daß sie vollständig und ehrlich aus dem Gemüth genommen, und treu wiedergegeben sind."

„Sehr gut! setzte Minelli hinzu. Denn aus Furcht vor dem Gemeinen übersieht der gesellschaftliche Mensch oft etwas Allgemeines. Und dieses letztere steht doch mit dem Schönen in so naher Verbindung. Aber, um noch etwas über die Frauen zu sagen: dich preise ich zwar selig, guter Arenach, wegen deines keuschen Glaubens an sie; allein du mußt dich jetzt, gewisser Ursachen wegen, erklären, ob du dir Toleranz gegen die gewöhnlichen Liebeständeleien bewußt bist, oder nicht?"

Nach einigem Stillschweigen erklärte sich Wilibald dahin: So lange das Gefühl für eignen Werth, für gemeinsamen Frieden und reine Lebensfülle beibehalten werde, sey Niemand duldsamer als er. Minelli umarmte ihn. „So bist du mein!" sagte er.

„Das kann aber auch heißen, fing Franz wieder an: König David war ein Mann, der ein Liebesgeschichtchen mit Geist und Witz einzufädeln wußte, da hingegen der tölpische Holofernes bekanntlich schon beim ersten Rendezvous den Kopf verlor?"

„Besonders aber, fuhr Wilibald fort, muß die Linie des Schönen niemals überschritten werden."

„Sonst artet, sagte Plinius, der herrlichste aller Triebe in gemeine Absichtlichkeit aus, die uns das Weib nie verzeihen sollte."

„Absicht? lachte Franz. Ihr kennt die Weiber wahrlich schlecht. Nichts erbittert sie mehr, als Mangel an Absichtlichkeit! Ich versichre Euch auf Treu und Glauben: selbst jene unschuldigen Hirtinnen am Blütenufer des Strymon sahen der reizenden Proserpina mit neidischer Sehnsucht nach, als der stygische Gott sie von ihren Blumen wegraubte. Und gewiß ahneten diese reinen Seelen schon, daß er dabei eine ganz andere, und noch heißere Absicht habe, als etwa, sie in seinen siedenden Bleikesseln und Pechpfannen zu schmoren."

„Du sprichst sehr bitter und ungerecht; sagte Wilibald. Die Götter mögen dich würdigen, durch die Liebe bald eines Bessern belehrt zu werden."

„Ich wollte nur, antwortete er, wir wären alle verheirathet. Dann könnten wir uns recht, wie muthige Farren, darum stoßen, wessen Meinung die richtigste, und wessen Stirn die glatteste sey. — Aber freilich, wer den Sieg davon trüge, müßte eigentlich, der Vermuthung nach, und vor menschlichen Augen, der geschlagne Theil seyn."

Alle wünschten ihm lachend diesen Sieg zur Strafe seiner Bosheit, und die Rede kam wieder auf den Ton der hiesigen Stadt, wobei Jedermann der Meinung war, daß die Erscheinung des Grafen, und hauptsächlich die seiner Frau, einen sehr günstigen Einfluß auf die Bildung des geselschaftlichen Tons haben müsse. Selbst

dem Assessor gefiel es doch sehr an der Gräfin, daß sie überall anspruchslos und liberal zu Werke gehe, und nicht gleich so lärme wie ein neuer Finanzminister, der aus dem Urin des Reichs das vermuthliche Schicksal der vorigen Verwaltung prophezeihe. Wilibald hielt es für ein schweres Unternehmen, den Ton einer großen Stadt zu ändern, ohne dabei den Parteigeist aufzuregen.

Die Gesellschaft kam nun drei Abende nach einander bei Wilibalden zusammen, und damit sollten ihre musikalischen Vorübungen geendigt seyn. Nächstens wollte man ein Liebhaberkonzert, abwechselnd bei dem Minister und bei Salen's eröffnen, dessen Einrichtung Minelli und Franz übernahmen.

Unserm Wilibald waren diese wenigen Tage, unter mancherlei Zerstreuungen, Besuchen, musikalischen Uebungen und weitläufigen Selbstgesprächen, so geschwind verflogen, daß er kaum wieder eine hinlängliche Uebersicht von seiner Heimath gewonnen hatte, als sein Vater von ihm verlangte, sich für etliche Tage nach Hainberg zu begeben, um ihm über die Wirthschaft des Guts und die im nächsten Frühling zu treffenden Einrichtungen seine Meinung zu sagen. Er fühlte einige Unlust, wie ihm der Finanzrath erklärte, er habe den Verwalter dort zu seiner Bequemlichkeit alles Nöthige einrichten lassen, und wünsche, daß er diesem Gute künftig einen Theil seiner Zeit widme, da August hierzu weder Geschick noch Lust zeige. Will-

kommener wäre ihm der Auftrag hierzu im Frühling gewesen. Er wollte den Winter über so fleißig studiren, und fand es gar nicht erbaulich, mehrere trübe Wintertage mit einem alten mürrischen Verwalter in dem Prunkzimmer eines schmuzigen Landhauses zuzubringen, wo man nichts höre als das Brüllen des Viehes und das Klappern der Drescher. Auch war er in der Stadt noch lange nicht bei seinen Bekannten herum. Sogar seine nächsten Nachbarn, die ihn sonst so sehr belustigten, waren ihm wieder fremd geworden. Diese interessante Nachbarschaft bestand in einem außerordentlich fleißigen Schuster und einer sehr dicken Bäckerin, die ihm gegenüber wohnten, und in einem musikalischen Weber, dessen Wohnung neben seinem Zimmer im nächsten Hause war.

Ueber den Schuster stellte er dann am liebsten seine Betrachtungen an, wann dieser, die politische Brille auf der Nase, am Fenster die Zeitungen las, und diese zuweilen, ergriffen von einer blutigen Nachricht oder einem glänzenden Siege, plötzlich sinken ließ, um die Neuigkeit in die Stube hinein zu verkündigen und nach dieser Stärkung sogleich wieder über seine Arbeit herzufallen. Vermöge seines scharfen Gesichts hatte Wilibald herausgebracht, daß der Nachbar mit ihm dasselbe Zeitungsblatt las, und da die Zeitungen beiden Theilen zu gleicher Zeit gebracht wurden, so war es kein geringes Vergnügen, sich mit diesem staatsklugen Manne zuweilen in Rapport

zu sehen, und aus seinen heftigen Bewegungen manche Stelle zu errathen.

Die Bäckerin war ihm wegen ihrer dickhäutigen, ewigen Ruhe merkwürdig, mit der sie, auch beim häufigsten Zuschlag, ihr Backwerk ausspendete und fast den ganzen Tag auf derselben Stelle sitzen blieb.

Am meisten aber interessirte ihn der Weber, den er eigentlich liebte. Er hatte ihn noch nie gesehen, und nur durch geheime Erkundigungen seinen Stand und Namen entdeckt. Täglich blies dieser Mann, gewöhnlich um die Zeit der Abenddämmerung, ein Stündchen auf der Flöte, und seine Phantasieen und die ganze Behandlung dieses Instruments verriethen keine gemeine Seele. Dabei hatte er von Wilibalden schon viel gelernt: denn dieser machte sichs zum Geschäft, ihm zuweilen Passagen auf der Geige vorzuspielen, welche eigentlich der Flöte zugehörten, und die der Nachbar gewöhnlich einige Abende darauf sehr glücklich nachahmte. Wilibalds Vergnügen war dann, ihn leise zu begleiten, und er bemerkte einigemal, daß der Nachbar dasselbe that. Keiner versäumte diese Stunde gern, und nichts konnte bescheidner seyn, als ihr freundschaftliches Verhältniß; sobald Einer laut zu spielen anfing, ehrte der Andere sein Spiel, und mischte sich blos leise und andächtig drein. Nur dann, wann Kronach, welcher der überlegne Theil war, sich etwa in die höhern Regionen der Kunst empor schwang, schwieg jener ganz,

und fing auch des folgenden Abends blöder und leiser wieder an.

Es war dem Jüngling lieb, daß er diesen Weber nicht gesehen hatte. Er fürchtete, der Mann möchte durch die persönliche Anschauung verlieren, und in seiner von ihm gefaßten Meinung sinken; wenigstens würden sie dann schwerlich mehr so gut und vertraulich, ohne Einmischung fremder Ideen, zusammen leben können, wie bisher. Seit der letzten Reise hatte er erst ein einzigesmal die bekannte Flöte gehört, und wirklich konnte der reichere musikalische Genuß mit seinen neuen Freunden ihn nicht ganz schadlos dafür halten.

Er ritt des Morgens, eben nicht in der besten Laune über seines Vaters Auftrag, nach Hainberg. Der reine kalte Morgen erheiterte bald seinen Geist. Zwei Stunden von der Stadt wandte sich ein ebner Feldweg rechts von der Chaussee ab, der ihn gerade auf das Gut führte.

Zwölf Wohnhäuser mit Nebengebäuden lagen unten an der nordwestlichen Seite eines oben mit Wald bewachsenen Hügels. Das Gutshaus stand ein wenig höher an diesem Hügel als die Bauernhäuser. Vor der Wohnung war ein großer freier Platz mit fünf schönen alten Linden, und die ökonomischen Gebäude lagen in einiger Entfernung um diesen her. Oben aus dem Walde sah er etwas, wie den Kopf einer alten Ruine, herausgucken.

Schon freundlicher stieg Wilibald ab, und freute sich mit großen Komplimenten, die Bekanntschaft des alten Verwalters, Adams, zu machen. Das Haus fand er von außen wie von innen recht nett und reinlich; etliche Zimmer waren in ganz gutem Stand, und vom Vater schon mit Mobilien versehen. Herr Adams, ein alter Hagestolz, rechnete sich zur Klasse der Herren, und war ein Studirter. Eine kleine allerliebste Nichte, die er bei sich hatte, machte seinen Minister des Innern, und flog pfeilgeschwind unter dem Gesinde herum.

Sobald er die Nichte begrüßt, sein kleines Hauswesen eingerichtet und die Wohnung mit den Wirthschaftsgebäuden genau untersucht hatte, ließ er sich von Adams einen vorhandenen Riß über das ganze Gut geben, und machte sogleich den Anfang, die Grenzen desselben aufzusuchen, wobei er nicht nur des Verwalters Begleitung verbat, sondern ihn auch ersuchte, seine Erläuterungen bis nachher zu versparen. „Ich will jetzt alles selbst sehen und entdecken: was mein ist," dacht' er, und fing seine Wanderung durch den Schnee an. Es war ein geschlossenes Gut, und die dazu gehörigen Besitzungen lagen alle über dem Dörfchen, die der Bauern aber unter demselben. Er eilte an der untern Seite herum zu kommen, und stieg nun den Hügel hinan.

Als er oben war, zeigte sichs, daß dieser Hügel, welcher vom Dorfe her sich allmählig hob, hier auf der

andern Seite jäh und klippig abschoß, und einen Halbkreis von hohen, senkrechten Felsen bildete, in deren Kessel ein schöner weiter See tief ausgebreitet lag. Er mochte wohl eine Stunde Umfang haben, und war, so weit ihn die Felsen einschlossen, an den Ufern mit dickem Gebüsch und hohen Eichen und Buchen bewachsen. Die Ruine lag zwischen einzelnen Bäumen und Sträuchen auf dem höchsten und gefährlichsten Punkte der kleinen waldigen Felsenkette, und zog sogleich die ganze Aufmerksamkeit unseres Helden an. „Das wird für den Sommer ein herrlicher Aufenthalt seyn!" sagte der Erfreute, indem er durch die offene Thür in ein hohes und schallendes, aber noch ganz wirthliches Zimmer trat. Er bewunderte die Dauer der großen alten Fenster, und die Dicke des äußern Mauerwerks, welches die kühne unmittelbare Fortsetzung der in den See schauerlich hinausragenden hohen Felsenklippe war, und der schrecklichen Tiefe zu spotten schien. Aus diesen Fenstern sah er mitten über den See hin ins weite Land, und auf allen offnen Plätzchen um das alte Schloß herum genoß er die trefflichste Aussicht. Nach Norden die Stadt und ferne Gebirge bis nach Westen hin. Da, wo der See seine Ufer öffnete, und ein Stück in die Fläche hinaus zog, lag ein reiches, unermeßliches Land von Osten bis Süden ausgebreitet. Nahe am See zog die Heerstraße von der Stadt nach Mittag zu vorüber, auf welcher man die Fuhr-

werke deutlich sah und hörte. Diese ganze Seite war mit Dörfern, Schlössern, Städten und Meierhöfen besäet, und alles das verlor sich in einer unendlichen Ebene, von keinem fernen Berge begränzt, sondern endlich mit der Bläue des Himmels zusammenfließend. Für unsern Freund hatten solche Aussichten den meisten Reiz, die sich mit großen Ebenen schließen. Er fand, daß zur Empfindung einer weiten Ferne nothwendig sey, nie zu erfahren was der äußerste Punkt derselben enthalte, und wie weit er entlegen sey, wodurch das sehnende Herz in einer süßen Ungewißheit erhalten werde. So bildete er sich hier ein, gegen Südwest bis nach Frankreich, gegen Südost bis nach Italien zu sehen, und konnte sich dabei die Alpen und alle Hindernisse wegdenken. Er zog nun von dem großen Ganzen die allgemeine Schneehülle ab, dachte sich alles im Gewande des Sommers, und schloß, entzückt über dieses Bild, die Augen.

Hier oben schien die Sonne warm, und hatte den Schnee vom Grase geleckt, so daß einige grüne Plätzchen um die Ruine her sichtbar waren. Jetzt zog er seinen Riß wieder hervor, um von da den ganzen Umfang des Guts zu übersehen; selbst die angegebenen Grenzbezeichnungen waren hier und da im Schnee bemerklich. Der ganze schöne See, der wie ein Spiegel starr und glatt unter ihm lag, und große Felder, Wald und Wiesen um den See und Hügel herum, selbst das kleine Thal mit

dem Gießbach, welches sich vom Wald herab nach dem Dörfchen zog, alles war sein Eigenthum! „Mein väterliches Eigenthum!“ rief er, und ergötzte sich lange an dieser Vorstellung.

Nur am westlichen Hange des Waldhügels mußte seine Grenze ganz nahe, oder sein Riß mangelhaft seyn. Er stieg seitwärts nach dem Dörfchen zu wieder herab, und erblickte bald vor einem kleinen Gebüsch ein niedriges Haus, dessen geschmackvolle Bauart aber einen nicht gemeinen Besitzer verrieth. Neugierig schlich er an den Fenstern vorüber, und sah in einem derselben ein aufgeschlagenes Buch. Es war Emilia Galotti.

Schnell zog er sich zurück, und ging bescheidener an der nach dem Gutshause hinabsehenden Vorderseite des Gebäudes vorüber, als ein Mann von gutem Ansehen aus der Thüre trat und sich grüßend gegen ihn wandte. Er schien ein Vierziger, und war zwar einfach, doch nicht ländlich gekleidet. Auf seiner Stirne schienen die Merkmale trüber Zeiten abgedruckt, und in seinen Gesichtszügen lag eine ernste stille Traurigkeit, welche aber in ein sehr interessantes Lächeln verschmolz, wie er unsern Helden anredete und in ihm den Sohn des jetzigen Besitzers von Hainberg sogleich errieth.

Wilibald erfuhr von ihm, daß er Otto heiße, und seit einigen Jahren durch den Ankauf eines kleinen Gütchens der Nachbar und zugleich der Gerichtsuntergebene

des Guts Hainberg sey. An freundlicher Nachbarschaft mit Wilibalden und seinem Vater, den er auch bereits gesprochen hatte, sey ihm alles gelegen, und das Ansuchen darum bitte er nicht eher für überflüssig zu halten, bis der Verwalter Adams sich darüber erklärt habe. — Er griff wieder nach dem Hut, und Wilibald, den der gesetzte Mann interessirte, versicherte ihn in sehr verbindlichen Ausdrücken seiner nachbarlichen Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit ihm gefällig zu seyn.

Bei seiner Zurückkunft ins Gutshaus machte die artige Nichte Anstalt, ihn allein essen zu lassen, welches er nicht artig fand, sondern, aller Umständlichkeit des Herrn Adams ungeachtet, darauf antrug, mit beiden familienmäßig zu leben; und da die Nichte seit seinem Eintritt ins Haus unter dem Bilde des jungen Herrn den Gott des Schicklichen und aller neuen Moden verehrte, so widersprach sie nicht weiter, sondern wies, vergnügt über Wilibalds guten Ton, den Onkel zurecht, und alle vertrugen sich bald sehr gut mit einander.

Nun mußte der Verwalter nach Anleitung des Risses Erläuterungen geben. Sein dunkler Sinn konnte aber dem neuen Besitzer nur wenig zur richtigen Beurtheilung des Guts helfen. Die Rede kam bald auf den Nachbar Otto. Dieser war ein landfremder Mann, der vor etlichen Jahren dem vorigen Besitzer Hainbergs, einem Gesandten, ein Stück Land, Obstgarten und Huth von hun-

dert Morgen, abgekauft hatte. Darauf war er plötzlich hier erschienen, hatte sich mit seinem Kaufbriefe legitimirt, und angefangen, seine Besitzungen oben am Hügel mit Wohnung, Nebengebäuden und Plantagen trefflich anzulegen. Adams schalt deswegen den Gesandten einen Thoren, und meinte, ohne dieses abgerissene Stück sey das hiesige Gut nie ein Ganzes zu nennen; er hatte gute Lust, dasselbe noch jetzt, etwa durch einen Beweis der Verletzung über die Hälfte, wieder beizubringen. Indessen gestand er ein, daß der ganze Platz vorher nur zur Viehweide benutzt worden, jetzt aber bis zur höchsten Kultur gebracht sey.

„Mein Vater, antwortete Wilibald, hat Hainberg sehr wohlfeil vom Gesandten erkauft, von dessen Geldbedürfnissen dieser Otto eben früher als wir Vortheil gezogen hatte. Dies gibt uns kein Recht, einen Nachbar in seinem Eigenthume zu beunruhigen, der uns durch seinen Fleiß ein so nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt hat."

Adams schwieg mißvergnügt eine Weile. Darauf fing er wieder an: „Und dann fragt es sich immer noch, woher der Mann gekommen ist? Der vorige Herr hat mir hierüber nie etwas geschrieben. Woher hat er das viele Geld genommen? Fragt man ihn um etwas, so kommt nichts heraus, als etwa, daß er Otto heiße, und Eigenthümer dieses Gütchens sey. Ich versichre Sie,

auch unser Gerichtshalter weiß nicht mehr von ihm, und Sie selbst werden nichts weiter erfahren."

Wilibald zeigte auch keine Neugierde, und wollte nur wissen, in welchem Ruf der Mann im Dörfchen stehe.

„Mein Gott, er thut freilich Niemanden was zu Leid. Aber zum Exempel: wer gibt ihm das Recht, eigenmächtig einen Kahn auf den See zu legen, und nach Belieben darauf herum zu fahren?"

„So? sagte der junge Gutsherr. Thut er unserer Fischerei Abbruch? Ist die beträchtlich?"

„Wir nutzen sie freilich nicht viel; auch hab' ich da eben noch nichts gemerkt, wiewohl ich ihm sehr auf dem Garn gewesen bin."

„Davon bin ich überzeugt," lächelte Wilibald, der sich nun schon vornahm, seinen Nachbar gegen den Verwalter zu beschützen.

„Und da ich mich einigemal darüber mockirt habe, wollt' er mich lachend einladen, mit meiner Nichte dieses Vergnügens auch zu genießen; und alle Welt weiß, daß ich so schwindlich bin wie die Kuh auf dem Dache."

„Nun, sagte Kronach begütigend, das hat Otto doch wohl nicht gewußt. Er scheint mir ein hübscher, guter Mann zu seyn."

„Das spricht Ihr Herr Vater auch. Aber woher soll man das schließen? Ich habe so meine eignen Gedan-

ken — aber man wird eben verlacht und für leichtgläubig gehalten. . .“

„Wie so?“

„Man weiß eben nicht recht, wie man mit dem Manne dran ist.“ Der Alte wollte sich nicht weiter erklären, und Wilibald, welcher jetzt vielleicht schlechter von seinem Verwalter dachte, als dieser verdiente, bat ihn, einige Tage gar nicht von Otto'n zu sprechen, bis er selbst ihn näher würde kennen lernen. Denn er hatte sich vorgenommen, die persönliche Bekanntschaft aller seiner Nachbaren zu machen, und, da es hier weder Pfarrer noch Schulmeister gab, so war Otto der vornehmste und erste derselben, zu welchem er sogleich hinauf stieg.

In Otto's Wohnung fand er, außer ihm und zwei vor dem Hause beschäftigten Knechten, keine lebendige Seele. Der Hausherr führte ihn in ein reinliches wohleingerichtetes Zimmer, welches sein beständiger Aufenthaltsort schien, und worin, außer den soliden und netten Geräthen, einige Bücherschränke die besondere Aufmerksamkeit Wilibalds erregten. Lächelnd fragte ihn Otto, ob er mit Herrn Adams seinetwegen schon gesprochen habe, und sein Gast erzählte ihm offenherzig ihr ganzes Gespräch, und bat ihn, wegen aller Ansprüche an sein Eigenthum außer Sorgen zu seyn, und sein guter Nachbar zu bleiben. Zufrieden drückte ihm der Mann die

Hand, und legte seinen Kaufbrief sogleich vor, in welchem er nur Ludwig Otto benannt war.

„Mein Kaufbrief, sagte er, sollte wohl in mancher Rücksicht förmlicher, er sollte gerichtlich seyn. Ich erbiete mich auch, in der Folge dieses noch nachzuholen. Bis dahin wird Ihnen der Gesandte, dem ich näher bekannt bin, seine Richtigkeit selbst bezeugen. Ihr offener Blick, mein Herr, und die schon vorher von Ihrem edlen Herrn Vater mir bezeigte Schonung, haben mich übrigens bestimmt, sogleich beim Anfang unserer Bekanntschaft alles Mißtrauen zu entfernen, so weit mir selbst dieses möglich ist. Lassen Sie einen Mann, den das Unglück zu Boden gedrückt hat, in Ihrer Nähe einen stillen Zufluchtsort finden, und gönnen Sie ihm die ruhige Beherrschung seines kleinen Eigenthums in dieser reizenden Gegend, wohin ihn ein glückliches Ungefähr verschlug."

Diese wenigen einfachen Worte sprach er so rührend, und mit so viel rednerischer Wahrheit aus, daß ihn unser Freund lebhaft umarmte. „Sollten meine Kräfte, sagte er bewegt, in Ihrem Schicksal irgend etwas zu ändern vermögen, so werden Sie sich gewiß nicht getäuscht finden, wenn Sie einst Bedürfniß fühlen, mir Ihr Zutrauen zu schenken."

Bald war nun ihr Gespräch im Gange, und Willibald lernte in seinem neuen Bekannten einen Mann schätzen, welchem man die vollendetste Bildung zugestehen mußte.

Otto zeigte ihm auf einmal Hainberg in seiner wahren Gestalt, und durch eine umständliche Angabe seiner eignen Behandlungsart, führte er seine Aufmerksamkeit auf alle Verbesserungen, deren das Gut noch fähig war. Dabei machte es Wilibalden ihm immer geneigter, daß Otto zwar Adams ängstliche Sparsamkeit bei Gutsverbesserungen freimüthig tadelte, aber seinen verjährten Verdiensten um Hainberg volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Unter gemeinschaftlichem Lachen über den Aerger und die Neugierde des Alten, erzählte Wilibald auch die Geschichte vom Kahne. Bei Erwähnung dieses Kahnes bat ihn Otto sogleich um die Erlaubniß, noch ferner auf dem See schiffen zu dürfen. Er that dies mit einer gewissen dringenden Wichtigkeit, die Wilibalden etwas befremdete, weil er ja nicht daran gedacht hatte, ihm diese Freude zu mißgönnen.

Indessen nahm Otto's gute Laune jetzt merklich zu. Ueber sich selbst schwieg er nunmehr ganz, schien auch alles, was auf seine Existenz Bezug haben konnte, zu vermeiden; und sein neuer Freund, dem er sich einmal als einen Unglücklichen zu erkennen gegeben hatte, unterdrückte gutmüthig sogar die Frage, ob er Familie habe.

Beim Abschied schlug er dem Alten vor, ihn mit zu den Nachbarn zu begleiten, welches Otto mit Vergnügen annahm. Sie gingen in jedes Haus, und man begrüßte durchgängig die junge Gutsherrschaft mit vieler Ehrerbie-

tung. Auch Otto schien überall willkommen und geachtet zu seyn. Die Alten beschäftigten sich eben mit Abfütterung ihres Viehs, welches im Oertchen zahlreich und schön war; und das junge Volk spann; sogar die Knaben und jungen Bursche waren mit Spinnen und Stricken beschäftigt. Beim Eintritt in einige Stuben konnte man an dem noch auf den Gesichtern herrschenden Lachen merken, daß hier die Unterhaltung so eben von recht heiterem Gehalt gewesen seyn mußte. Mädchen und Bursche waren meistens wohlgebildet, und von großem schlankem Bau. Unter den ersteren fand Willibald manches artige Gesicht; überhaupt schien ihm der ganze Schlag Leute schön und kräftig. „Wir haben hier, sagte Otto, vorzüglich gutes Trinkwasser, und die reine Luft trägt noch mehr dazu bei, den Leuten Farbe zu geben. Es ist in vier Jahren hier niemand gestorben.“

Willibald suchte sorgfältig alle jene sonderbaren und auffallenden Fragen zu vermeiden, womit gewöhnlich die vornehmere Klasse bei dem Landvolk, indem sie dieses zu persifliren glaubt, sich lächerlich macht; und da er sich immer nur mit Bedacht ins Gespräch mischte, oder etwas unstreitig richtiges bemerkte, so gelang es ihm, fast überall vernünftige Antworten zu erhalten, und Zutrauen zu gewinnen. Viele Mädchen sahen dem schönen Herrn aus den Fenstern nach, und ließen sich lächelnd das Drohen der Bursche hierüber wohlgefallen.

„Im Ganzen, sagte Otto, ist's ein braves Völkchen, welches diese Flur bewohnt. Die Meisten ernähren sich gut, aber auch Viele nur kümmerlich. In der Viehzucht haben sie es schon weit gebracht, aber im Ackerbau sind sie noch sehr zurück. Sie halten zu viel auf Weide, und hier scheint wirklich der Fall einzutreten, daß vielleicht die Stallfütterung diese Menschen einst reich machen wird.

Die Betrachtung zweier verarmten Bauernhaushaltungen, die blos noch durch Tagelohn erhalten wurden, war für Wilibald um so trauriger, da er in ihren Häuschen keine Betten bemerkte. „Guter Gott! rief er, wenn der Reiche und Große seine Würden, Renten, Landhäuser und andre Besitzungen verliert; wenn das alles zuweilen nur dem Staate wiedergegeben wird, von welchem es genommen war, und nun der Reduzirte genöthigt ist, in gewöhnlichen Betten zu schlafen, sich auf Fleisch und Zugemüse einzuschränken, und einen ganz einfachen Rock überzuknöpfen, wie oft sagt er dann verzweifelnd: ich bin ganz verarmt. Alles ist hin, ich muß im äußersten Elende leben! Ich selbst habe dieses so oft Leuten geglaubt, die ich hinter einer Hammelskeule sitzen sah, die an keiner Nothwendigkeit des Lebens Mangel hatten; und wie oft haben mich solche Menschen wahrhaft gerührt! Aber, mein Freund, welche Zunge spricht wohl das Wort Armuth dann stark genug aus, wenn die letzten Mittel der

Menſchheit, Brod, Holz, Bett und Kleidung fehlen, wenn dem Armen ſein kleiner Reichthum hinſchwindet!"

„Vollenden Sie! ſetzte Otto finſter hinzu: Wenn dem kranken Bettler endlich auch Stroh und Lumpen, ja die ererbte Hütte von der Bosheit geraubt wird, welche das dunkle Auge der Gerechtigkeit mißbraucht."

„Entſetzlich!" ſeufzte Wilibald. Er fühlte zum erſtenmal den Sinn des Worts Armuth in ſeinem ganzen, ſchweren, fürchterlichen Schall, und alle bisherige Beſchreibungen ſchienen ihm ungründlich und matt. — „Man kauf, ſagte er nach einiger Zeit, allerdings hierbei nicht überſehen, daß mein Armer bei ſeinem Braten wohl elender ſein konnte, als der Ihrige, weil jener mehr verlor als dieſer kannte."

„Gut, fiel Otto ein; ſo ſagt man! Aber warum heilte ſich der Ihrige nicht ſogleich durch die Anſchauung meines Bildes, deſſen Originale das Schickſal uns in ewig wechſelnden Farben überall entgegen hält?"

„Ueberall?" ſagte Wilibald, indem er mit einer gewiſſen Troſtloſigkeit nach den beiden Häuſern hinblickte. Otto zuckte die Achſeln. „Es herrſchte hier, fuhr er wieder heiterer fort, auch viel Wohlſtand, und nur dieſe zwei Familien leiden eigentlich Noth. Indeſſen man unterſtützt ſie, und die Hoffnung zu ihrem Gedeihen iſt noch nicht verloren."

Es war Nacht geworden, wie sie mit ihren Wanderungen fertig waren, und Wilibald wollte nach Hause. „Noch eins ist übrig, sagte Otto, Sie müssen mit in den Krug gehen, um auch den guten Ton kennen zu lernen.“ Das war für ihn eine härtere Arbeit, als des Odysseus Einkehr bei dem Sauhirten.

Wie sie hinein kamen, zündete man eben ein sogenanntes Licht an, welches aber eigentlich in einem langen Kerzensurrogat von Spanholz bestand, und, der großen Flamme ungeachtet, doch von dem Drucke des Tabacksdampfes wieder zu verlöschen drohte. Einige Menschen waren schon da, und viele kamen nun nach und nach herein, und grüßten Wilibalden schon als einen alten Bekannten. Auch der Verwalter, welchem die Nachricht zu Ohren gekommen war, erschien mit seiner Pfeife. — Wilibald stärkte sich an Otto's geselliger Miene, und Otto, der seinen neuen Freund heute schon sehr lieb gewonnen hatte, verließ ihn nicht, und lächelte ihm jetzt Beifall zu, als Wilibald trotzig eine Kanne Bier forderte, sich setzte, eine Meerschaumpfeife hervorzog wie hier noch keine war gesehen worden, und in aller Schmaucher Namen zu blasen anfing.

Aber er fand das Bier wirklich gut; Otto meinte, wer selbst zu rauchen verstehe, könne nicht leicht ersticken; auch ward auf Bitte des Gutsherrn doch wenigstens ein Fenster geöffnet. Man mußte dieses aber bald wieder

verschließen, weil sich draußen ein wüthender Sturmwind erhob.

Nun wurde von der hoffnungsvollen Wintersaat, von den kurzen Tagen, vom Christfeste, vom Krieg, und endlich, als das Bier schon mehr Zutrauen erweckte, auch über delikatere Materien gesprochen, worunter man zuletzt bei den alten beliebten Geistergeschichten mit Behagen stehen blieb. Diese hörte Wilibald, der ein Freund des Schauerlichen war, am liebsten in solchen gläubigen Gesellschaften erzählen. Er behauptete, man müsse da nicht gleich so spöttisch widersprechen, wie gewöhnlich die aufgeklärten und vornehmen Herren thun; er zeigte vielmehr nur zuweilen einigen witzigen Argwohn, ließ auch wohl hier und da selbst eine ähnliche Geschichte einfließen, worin der letzte Zauberschlag in einen lustigen Schwank zerstob. Auch hier erregte er durch Erzählung einiger vorzüglich gründlichen Geschichten die allgemeine Theilnahme, und von der langen Tafel her waren immer vier Reihen großer Augen auf ihn gerichtet.

„Aber — nahm jetzt Otto das Wort, indem er Wilibalden einen leisen Wink gab, und sich ernst und mit abenteuerlicher Würde gegen den Verwalter wandte — was werden Sie zu einer Geschichte sagen, die ich selbst erlebt habe, und Ihnen jetzt mit der treuesten Wahrheitsliebe erzählen will, die Sie mir hoffentlich

zutrauen!" Die Bauern rückten näher zusammen, manche räusperten sich leise und legten ihre Pfeifen weg, der Verwalter antwortete mit einem auf das Aergste gefaßten „Nun?" und Wilibald, in süßem Schauer, hing erwartungsvoll an den inhaltsschweren Gesichtszügen des schönen Mannes.

„Ich wohnte, fing er an, vor mehreren Jahren mit einem Freunde den Winter durch in einer bekannten alten großen Reichsstadt, im Hause eines Goldschmieds. Wir schliefen beide in derselben Kammer, welche neben der Schlafstube unsers Hauswirths war. — Einst, eben in der Adventszeit, hatte ich in einem schweren Traume gelegen, aus welchem mich mein Freund erweckte. Der Thurmhammer schlug gerade drei, und da dies die Zeit war, in der ich meinen Hauswirth zuweilen in die Frühmette begleitete, was mir ein besonderes Vergnügen machte, so schlich ich mich leise, um meinen Freund nicht wieder zu stören, zur Thüre hinaus, weckte den Goldschmied, und wir zogen uns im Finstern an und gingen mit einander nach der alten Kathedralkirche zu, ohne uns weiter um die Uhr zu bekümmern. Die Kirchthore waren bereits offen, und jenes dumpfe polternde Getöse, welches gewöhnlich durch den Rumor der kommenden Christenversammlung vor Anstimmung der Gesänge verursacht wird, schallte uns aus dem innern ungeheuern Raume schon entgegen. Es befremdete uns indessen so-

gleich, daß wir Niemand sahen, und daß, statt der Kerzen, nur ein gewisses sonderbares Helldunkel in der Kirche glimmte. Augenblicklich überlief uns ein kleiner Frost, doch gingen wir in diese zum wunderbaren Schimmer erblaßte Finsterniß noch muthig hinein, und traten in die Tiefe des schallenden Raums auf unsern gewohnten Platz. Indessen wurde das Poltern und Zischen um uns herum immer stärker und ängstlicher, wir glaubten bald auch einige herumschwebende, ganz fremde und in der Tracht des grauesten Alterthums gekleidete Gestalten zu unterscheiden, und hier und da kam jetzt ein kleines molkiges Licht zum Vorschein. Es war wohl natürlich, daß das Drohende dieser Vorzeichen uns in die schrecklichste Angst setzen mußte. Die Zeit schien hier in der Offenbarung eines Geheimnisses zu kreisen, welches nicht dem Reiche der Lebendigen, sondern den Finsternissen des Grabes angehörte, und, zu schwer für eine menschliche Brust, den bangen Söhnen des Staubes ihre Auflösung verkündigte. Den Folgen unsers Vorwitzes zu entgehen, war längst zu spät. Zitternd und vernichtet standen wir da. Auf einmal fiel aus der hohen Kuppel, die sich plötzlich erhellte, ein kleines blutrothes Buch in matten Flammen herab auf den Hochaltar; zugleich sprang die Sakristei mit einem schmetternden Krach weit auf; ein himmellanger Mann im ehrwürdigen uralten Priestergewand eines längstvergesse-

nen Jahrhunderts, mit ungeheuerm Kragen und weißem Barte, ſchwankte heraus, und zwölf ſchwarzgekleidete Chorherren trugen ihm die unendliche Schleppe nach. All' ihre Geſichter waren ſo bleich und fahl, wie der Schimmel an den Mauern. So zogen ſie dreimal um den Altar, und jedesmal ſchrie der ſchreckliche Mann mit kreiſchendem und grellem Ton, indem er auf das Buch wies, aus welchem ihm beſtändig eine ſchwarze Kralle nach dem Herzen fuhr: miserere mei, Iesu Christe! Von dem entſetzlich wimmernden Schall dieſer Stimme dröhnte das alte Säulenwerk der Kirche, unſere Nerven drohten zu reißen, und ſelbſt dem Prieſter und ſeinem verweſeten Gefolge ſchienen die Haare ſich davon zu ſträuben, und ihre Geſichter verzerrten ſich zu fletſchenden Scheuſalen. Beim dritten Mal antwortete leisheulend ein Chorus aus unſerer ſchauderhaften Nachbarſchaft, deſſen Angſtgewimmer uns, wie ein tiefer Aufhauch des Abgrunds, kalt überfuhr; und aus allen Winkeln der Kirche ſeufzte es langſam und mächtig nach. Unſere Knie ſchlugen zuſammen, und wir hielten uns, bereit zum Tode, noch ſchwach an einander. Indem kommt der grauſe Zug auf uns los; — bleiche Geſtalten und hellflackernde Nachtvögel zittern uns von allen Seiten mit gellendem Geſchrei entgegen; Geſichter funkeln und blöcken uns an; ein ſchneidender Wind pfeift durch die bebenden Gewölbe; im kalten Todesſchweiße

taumeln wir fort — das verfolgende helle Geplärr der Hölle im Rücken, erreichen wir die Thorschwelle; — mit erschrecklichem Krachen schlägt das Thor hinter uns zu, und wirft uns auf die kalte Straße. Zugleich tönt die zwölfte Stunde vom Thurm herab."

„Wir entflohen und liefen zum nächsten Hause, wo wir Leute bemerkten, die noch Licht hatten und aus den Fenstern sahen. Auf unser Geschrei antwortete man, das sey in dieser Kirche gar nichts ungewöhnliches; aber hierüber aufs neue erstaunt, erfüllten wir die Straße mit Wehklagen, und suchten durch unser klägliches Gestöhn die Stadt zu erwecken, als plötzlich das Kirchthor aufsprang, und...."

Otto erblaßte auf einmal, starrte nach der Thüre hin, und wankte dann in wilder Bewegung von seinem Stuhle weg.

„Himmel, was ist das?" rief Wilibald, dem's eiskalt über'n Rücken lief, als er sich wandte, und eine lange weiße Figur durch die Thür schleichen sah. — Otto ging darauf zu, und Wilibald stand sogleich auf, um ihm zu folgen.

„Man ruft mich wohl," sagte Otto, und heftete einen ruhigen, bittenden Blick auf Wilibalden. Dieser setzte sich wieder, und Otto sagte im Abgehen zerstreut und ohne Fassung: „Morgen will ich die Geschichte zu Ende erzählen."

Die Bauern saßen starr da, und einer sah den andern mit Entsetzen an.

„Nun?“ sagte Wilibald lächelnd, aber blaß. Keiner antwortete. Alle schienen elektrisch getroffen.

„Nun?“ sagte der Verwalter im Ton eines verkannten Propheten.

Ein junger Mensch sprang auf, und wollte doch durchs Fenster nach Otto'n sehen; aber unser Held verbot es. „Seyd nur zufrieden! sagte er mit überredendem Ton. Seine Erzählung gibt er Euch morgen selbst vollends, und, was hier zuletzt vorfiel, will ich genau untersuchen und Ihr sollt dann die ganze Geschichte erfahren.“

„Es winkte ihm, sagte ein Bauer. Es zeigte etwas Weißes.“

„Es hatte ein verschimmeltes Gesicht,“ sagte ein anderer.

„Wir hätten's gar nicht gesehen, wenn er nicht selbst so käseweiß geworden wäre.“

„Ja, ja, ich glaube, es hat auch die Thür gar nicht aufgemacht.“

„Man kann, platzte endlich der Verwalter heraus, eben nicht recht klug aus ihm werden!“ Er schwieg aber sogleich wieder, als er sah, daß ihn sein Herr aufmerksam betrachtete.

„Er soll, fing wieder Einer an, manchmal in der Mitternacht auf dem großen See fahren.“

„Ja, und des Morgens ist er wieder zu Haus, und ist doch nicht zur Thür herein gekommen.“

„Aber, sagte ein alter Mann, er ist doch ein leutseliger, bedürftiger Nachbar; und ein gescheidter Herr, der von allem zu reden weiß; und erzählen kann er!“

„Das ist wahr! beschloß Wilibald. Habt nur Geduld. Wir wollen schon erfahren, wie es zusammen hing. Gute Nacht.“

Gleichwohl konnte unser Freund des seltsamen Mannes wegen noch lange nicht einschlummern. Immer sah er ihn vor sich, immer hörte er ihn seine Geschichte erzählen, zu deren Schrecknissen die vollendete Mimik seines Gesichts alle Belege der Wahrheit zu liefern schien. „Wer weiß, dacht' er, welche Todespost der Arme jetzt zu verschmerzen hat! Wer weiß, wo er ist, — wie es ihm eben ergeht! Hätt' er sich mir heute entdeckt, vielleicht konnte ich ihm da noch helfen! In diesem Augenblick ist er wohl schon verloren!“ Die gestrige starke Ermüdung behielt endlich die Oberhand, und er schlief ein.

Den ganzen folgenden Tag arbeitete er an einer genauen und vollständigen Gutsbeschreibung, und suchte mit Adams alle dazu dienlichen Papiere auf. Einigemal war er wirklich im Begriffe, zu Otto'n zu gehen; allein er unterdrückte doch immer seinen Vorsatz wieder. Wie es Nacht wurde, kam Otto zu ihm, und sagte heiter: „Ich glaube, wir müssen heute noch einen Augenblick in den

Krug gehen, um die Gesellschaft nicht zu täuschen.“ Mechanisch ging Wilibald sogleich mit ihm fort, und auf dem Wege sagte sein Begleiter: „Mein Herz dankt Ihnen, daß Sie gestern in einer für mich sehr unangenehmen Lage meine Geheimnisse ehrten, und sich wirklich schon zum erstenmal als meinen Freund zeigten. Was Sie übrigens gesehen haben, war ein Freund, der mir einen Brief von großer Wichtigkeit überbrachte. Aber ich werde dieses im Kruge etwas umgeändert vortragen müssen.“

„Alles, was Sie wollen! sagte Wilibald. Aber es sollte mich schmerzen, wenn Sie in irgend einem Fall die Freundschaft eines andern Menschen der meinigen vorziehen zu müssen glaubten. Thun Sie doch dieses nie.“

Er nickte lächelnd, drückte ihm lebhaft die Hand, und Wilibald sah seine Augen in feuchtem Glanze. „Die Freundschaft, sagte Otto mit gedämpfter Stimme, ist zuweilen die Wirkung des Moments; aber es ist nur der seltenste Fall. Möcht' es der unsrige seyn!“

Alles war schon in der Schenke versammlet, und sah Otto'n mit großen Augen an. Dieser nahm das Wort eben wie der Verwalter herein trat.

„Ich war, sagte er freundlich, gestern Abend über meine eigne Erzählung zum Tod erschrocken. Und was war's? — Mein langer Michel hat einen Spaß machen wollen, und sich in ein weißes Tuch gewickelt, um die Gesellschaft zu necken. Wie er sachte die Thür öffnet,

sieht er mich sitzen, erschrickt, und läuft geschwind fort. Aber hart an meinem Hause erwischt' ich ihn, und zog ihm die Narren-Kappe ab. Ich denke er wirds wohl künftig bleiben lassen. Fragt ihn nur selbst."

Der Verwalter sah ungläubig und albern aus. Die Bauern aber kannten Micheln schon als einen Spaßvogel, und seinen Herrn als einen strengen Mann gegen das Gesinde; also fand die Sache leicht Glauben; sie lachten, und Otto fuhr fort: „Aber ich bin Euch den Schluß meiner Geschichte noch schuldig geblieben. Wir konnten unsere Furcht nicht mäßigen, unser Schrecken brach gewaltsam aus, und wir erhoben eben ein klägliches Geheul in der Straße, als hinter uns die Kirchthüre aufsprang und ein abscheulicher Zug von Todtenlarven, die jeder Gestalt spotteten, heraus drang, und unter einer heulenden Symphonie des Abgrunds, die mir noch diesen Augenblick in den Ohren tönt, auf uns los huschte. — Aber das war die Krisis. In diesem Augenblick weckte mich mein Freund von neuem. Ich hatte wieder geträumt; mein Hauswirth trat zugleich mit dem Licht vor mein Bett, um mich zu fragen, ob ich ihn in die Frühmette begleiten wolle. Und jetzt hörten wir wirklich alle, daß es erst drei schlug."

Das Ende der Geschichte erbaute die Gesellschaft nicht, und alle hätten es ganz anders gewünscht. Der kluge Otto lenkte das Gespräch unmerklich auf andere

Gegenstände, und spielte den Faden der Unterhaltung wieder in die Hände der Bauern. Sie entfernten sich hierauf bald, und unser Freund bat Otto'n, diesen Abend mit ihm und dem Verwalter zuzubringen.

Sie aßen zusammen, und Otto's Geistergeschichte kam bald wieder zur Sprache. Sie hatte Wilibald's großen Beifall. Das Seltsamste darin war für ihn Otto's geträumte Unzertrennlichkeit von seinem Hauswirthe. „Diese war, antwortete Jener, auch mir anfänglich auffallend dabei; denn gewöhnlich erscheinen uns die Gesellschafter in Träumen nur auf Augenblicke. Allein hier lag, wie mir bald einfiel, der Umstand zum Grunde, daß ich die Kathedralkirche nie anders betreten hatte, als in der Gesellschaft dieses Mannes. Ich wünschte übrigens wohl, daß ich Ihnen die Geschichte an einem andern Ort hätte erzählen können, als im Kruge. Ich war hier genöthigt, bis zur Verzerrung darzustellen, und die Erzählung mit Schrecknissen und fremdtönenden Worten zu überfüllen."

„Und warum das?" fragte Wilibald. Auch er hatte sich durch Otto's erschütterndes Mienenspiel mehr gerührt gefunden, als durch den Text selbst.

„Ich hatte mir, sagte Otto, einmal vorgenommen, — und der letzte bedeutende Zufall muß es wider meinen Willen vortrefflich ausgeführt haben, — die Bauern anzugreifen, und aus ihrer Gemüthsruhe aufzuschrecken.

Dies ist aber, wie ich bemerkt habe, nur durch Einmischung fremder Töne, abenteuerlicher Kunstwörter, und durch eine Art romantischer Mimik möglich. Denn so sehr auch der Bauer insgeheim an der Geisterwelt hängt, und so gern er das Romantische hört, so schwer ist's doch, ihn bis zur Rührung, oder gar bis zum Entsetzen zu treiben. Bei seinem respektabeln Nervensystem muß man mit artistischen Pfählen drein schlagen, um eigentliche Rührung zu bewirken. Jene ruhige, leidenschaftliche Darstellung des Erzählenden, die einen Gebildeten in Bewegung setzt, läßt den Bauer kalt, wenn sie ihm auch angenehm ist; sie scheint ihm eine so gewöhnliche Speise wie etwas von Mehl. Um gerührt zu seyn, ist erforderlich, daß ihm vor Bewegung Arm' und Beine zittern. Er wird eine besonnene, altgriechische Darstellung, wenn ihm ihr voller Genuß verschafft werden kann, nie bewundern, sondern nur billigen und loben. Denn er lebt selbst noch in einer Art von töchterlicher Republik des alten Naiven. Sobald aber der Darstellende in die Unendlichkeit des Objektiven übergeht, sobald er diesem Zuhörer niegekannte Eigenschaften in neuen fremden Farben und Tönen vorhält, sogleich wird er bewegt, und nun erst betritt der Erstaunte das Reich des Romantischen."

„An der gründlichen Kenntniß neuer Bezeichnungen, sagte Wilibald, scheint aber dieser Klasse wenig gelegen zu seyn. Zum Beispiel, ich erinnere mich nicht, daß ein

Bauer mir je die Erklärung eines Kunſtworts abverlangt hätte.“

„Sein Objekt, fuhr Otto fort, wird durch die neuen Anſichten immer bereichert. Aber die Bezeichnung geht wieder verloren, und er begnügt ſich mit der erlernten Vielſeitigkeit.“

Sie kamen auf den Zeitvertreib des Landvolks, und den Aufenthalt gebildeter Menſchen auf dem Lande zu reden. „Ich bekenne, ſagte Wilibald, daß der kleine nothwendige Cyklus von Beſchäftigungen und Tendenzen, jenes immer wiederkehrende Einerlei der Gegenſtände, und das Beſchränkte in der Wahl der Unterhaltung, mich ſehr bald ermüden, ja unerträglich für mich ſeyn würde.“

„Es ſoll mich wundern, erwiederte Otto, wenn Sie immer ſo denken. Jener kurze Umlauf des Jahres enthält ſo viele wechſelnde Perioden, daß er nur dem Verſtande ermüdend und kurz ſcheint, der Phantaſie aber intereſſant und unendlich wird. Die Liebe zu den Gegenſtänden erhält erſt einzig durch die zunehmende Kenntniß von denſelben ihre wahre Unerſchöpflichkeit. Und wenn gleich auf dem Lande alle Acte des Lebens ein gewiſſes Gepräge allzugroßer Simplicität, Wahrheit und Beſonnenheit tragen, ſo geht doch das Mannichfaltige menſchlicher Verhältniſſe bei näherer Betrachtung hier eben ſo ins Große, wie in der großen Stadt. Nur ſind dieſe Verhältniſſe anders in der Form gehalten.“

Das schien unserm Freund unmöglich; ja er verstand es gar nicht. Er konnte auch nicht begreifen, wie ein Mann von Otto's Geiste so reden könne.

„Es wird Ihnen, fuhr dieser fort, jetzt auch völlig unverständlich bleiben, weil man selbst wirklich Landmann seyn muß, um es möglich und wahr zu finden, daß das Leben auf dem Lande, durch seinen Reichthum an freien, konzentrirten Abzeichen der Menschheit, für den Menschenbeobachter weit wichtiger und beachtungswürdiger werden kann und muß, als das sogenannte große Leben, welches, sobald wir ihm das äußere Gewand nehmen und nur auf seine Resultate und jene Abzeichen sehen, oft für den Beobachter völlig unnütz und inhaltlos wird, durch seine Verworrenheit und seinen Schein aber freilich immer auffallender seyn muß als jenes."

Ueber die Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten der Landleute erklärte sich Otto dahin: „Man kann nichts davon sagen, als daß sie bisher meistens als Zwischenräume der Ruhe von körperlichen Arbeiten anzusehen waren. Deswegen haben sie fast alle einen gewissen Anstrich von Trägheit, und bestehen gewöhnlich, während jenes Ausruhens, nur in spaßhaften Gesprächen, Erzählungen, und beim jungen Volk in nachlässigem verliebten Geplauder. Sobald aber die körperlichen Kräfte wieder hergestellt und gestärkt sind, verlangen die Naturen Anstrengung. Ist nun die Feier noch nicht zu Ende, so läuft der Landmann in Feld und

Wald; er muß verliebte Abenteuer bestehen; er muß tanzen. Und fehlt alles das, so fängt er an zu gähnen, und sehnt sich nach dem Werkeltag; oder er sucht Gelegenheit zu ringen, sich zu schlagen; — kurz er verlangt wieder Anspannung. Mehrere Festtage hinter einander, die überhaupt ihm in seiner jetzigen Verfassung entbehrlicher sind, als allen übrigen Ständen, machen ihn daher unmuthig, sobald sie nicht mit Tanzen, oder andern Zerstreuungen dieser Art verbunden sind. Ich weiß, daß junge Bauernbursche fünf und mehrere Tage, ja Nächte lang fast ununterbrochen getanzt haben, weil — sie eben so lange zu feiern hatten. Der Staat sollte freilich Anstalten treffen, um diese Zwischenräume, in welchen das Landvolk so vieles entbehrt, zweckmäßig auszufüllen. Aber das müßte gar nicht durch Abschaffung der Festtage geschehen. Bisher hat man nur das Wenige, was Unterhaltung gab, durch Verbote noch eingeschränkt; den Müssiggang hat man wohl erlaubt, aber kein Vergnügen eingerichtet, keine Erholung angeordnet. Man sollte dem Bauer alle seine geraubten Feste zurückgeben, und noch mehr dazu. Zugleich müßte aber für diese ein gewisses, nicht eben pädagogisches oder bloß religiöses, sondern ein bestimmtes ästhetisches Ziel aufgestellt werden; und mit welchem Entzücken würde bald jene zahllose Menge ins heilige Land der Bildung einziehen!“

Diesen letzten Aeußerungen konnte Wilibald seinen Beifall nicht versagen. Ueber das Landleben hingegen behielt er sich vor, seinen Freund zu widerlegen, wann er erst mit sich selbst mehr darüber einig seyn werde.

Otto schien heute guter Laune zu seyn. Er war gegen den Verwalter fast verbindlich, und ihm zu gefallen verging der übrige Theil des Abends unter bloß ökonomischen Gesprächen, wobei auch Kronach Gelegenheit hatte, viel zu lernen. Als sie auf Fischerei zu reden kamen, erklärte Otto dem Verwalter: da er selbst bisher von dem großem See viel mehr Vergnügen genossen habe, als die Gutsherrschaft, so wolle er ihn dagegen mit einigen Fischerkunststücken beschenken, die, wenn sie ächt wären, diesem Wasser vielleicht beträchtlicheren Werth geben könnten. Erst vor einigen Tagen habe er sie von einem Freund aus einer Seestadt erhalten.

Adams und sein Herr waren hierüber sehr erfreut. Da eins von diesen Kunststücken die Fischerei unter dem Eise lehrte, so ward es am folgenden Morgen sogleich ausgeführt. Während die beiden Alten ihre Vorbereitungen zur Fischerei einrichteten, befuhr Wilibald den See mit Schlittschuhen. Er erstaunte über die Größe dieses Wassers, welches noch dazu sehr fischreich seyn sollte, und glitt, vergnügt über sein schönes glänzendes Eigenthum, auf der reinen Spiegelfläche dahin.

Die Fiſcherei dauerte nur eine Stunde, und brachte wirklich fünf Karpfen von ungewöhnlicher Größe ein; gerade ſo viel als Adams mit Reuſ' und Angel ſeit zwei Jahren in ſeine Gewalt bekommen hatte. Dieſer war entzückt über den anſehnlichen Fang. „Es iſt, ſagte er, mein liebſtes Vieh, und ich kann es D. Luthern, wenn ihm gleich unſere deutſche Viehzucht ſo viele neue Grä-ſereien verdankt, doch noch nicht verzeihen, daß er durch ſeine Reformation ein ſolcher Verderber des Fiſchweſens geworden iſt, und ihr ſo viele herrliche Teiche und Wei-her aufgeopfert hat.“ Unſer Freund ſchenkte ihm zwei Fiſche für ſeine Küche. Die übrigen wurden ſogleich nach der Stadt abgeſchickt; Wilibald ſelbſt ritt gegen Abend dahin zurück.

„Und wenn ich nun auch ſo lebte wie dieſes Völk-chen?“ dachte der Heimkehrende, wie er ſich noch einmal nach dem Dörfchen umſah, und die kleinen Rauchneſter ſinnig überblickte. Mit dem ewigen Einerlei konnte er ſich noch nicht verſöhnen; er wendete daher den Blick nach der Stadt und ſeinen neuen Freunden. Aber es fiel ihm doch alles wieder ein, was Otto geſtern über das Landleben und die Bauern geſagt hatte, und er glaubte, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, heute mehr Sinn darin zu finden. Dabei drang ſich ihm der Gedanke auf, er habe wohl auf ſeinen Reiſen viel todte Natur und Kunſt ſtudirt; nur ſey ihm, wie ſo manchem andern

Reisenden, der Mensch fremd geblieben; gerade ihm habe sein Studium am wenigsten geweiht; im Leben sey er ein Neuling.

Beim Rückblick auf Otto verfiel er in tiefes Nachdenken. Es that ihm leid, sich von diesem zu trennen. Ob aber die edle Gestalt des Mannes, ob sein männlicher Ernst, sein ruhiger, gebildeter Geist, oder ob der romantische Flimmer, worin er ihm erschienen war, ihn anzog, wußte er nicht. „Vielleicht ists nur sein Unglück, dacht' er, was ihn mir interessant macht?" Es reute ihn jetzt, daß er sich nicht nach seinen Familienverhältnissen erkundigt hatte; doch, er hoffte ja ihn bald wieder zu sehen.

Gleich bei seiner Ankunft in der Stadt konnte Wilibald seinem Vater und Bruder mit wenig Mühe über den Werth Hainbergs ein kurzes und richtiges Urtheil vorlegen, welches sehr erfreulich ausfiel. „Laßt uns froh seyn, sagte der Alte, daß die Sache sich wirklich so verhält! Aber hast du auch den Nachbar Otto gesehen? Das ist ein sonderbarer Mensch. Ich möchte ihn beinah für einen eigentlichen Abenteurer halten."

Wilibald schwieg einen Augenblick betroffen, und erzählte dann nur, was er ihm in Ansehung der Kenntniß von Hainberg zu danken habe. „Gut bin ich ihm selbst, meinte der Vater: und wer mit ihm streiten will, der muß sich recht zusammen nehmen! Er mag wohl viel

in der Welt erlebt haben. Was auch der Verwalter sagen mag, so ist es doch mein Vorsatz, mit diesem Manne vor der Hand gute Nachbarschaft zu halten."

So eben kam die Gesellschaft an. Salen's, der Kapellmeister und Pinius waren von der Mutter zu Wilibalds Karpfen, als der ersten Nutzung von Hainberg, eingeladen worden. Wilibald fand seine künftige Schwägerin heute bezaubernd, und ungleich heiterer als sie ihm das erste Mal erschienen war. Sie küßt' und lobte ihn wegen seiner gemeinnützigen Fischerkünste. Bei Tische wollte sie seine Nachbarin seyn, und unterhielt ihn auf das lebhafteste. Er mußte ihr von Hainberg erzählen, und versprechen, sie im Frühling sogleich zu der schönen Nichte auf seinem Rittersitze zu fahren.

„O, es ist wohl recht herrlich auf dem Lande! sagte sie. Man ist sich seines Lebens viel deutlicher bewußt als in der Stadt."

„Ein Satz, der sehr richtig gestellt ist! sagte Pinius. Der Landmann behält unter allen Ständen, und bei aller seiner mühseligen Arbeit, doch immer die richtigste, reinste und lebendigste Ansicht und das klarste Bewußtseyn vom Leben. Der Gelehrte zum Beispiel weiß nur selten, daß er lebt. Er ist oft gleichsam genöthigt, sich selbst zusammen zu raffen und zu befragen: Lebe ich? Und wie ists, wenn man lebt? —"

Unser Freund fühlte sich von dem aufgestellten Satz überrascht. Diese Menschen schienen ja zu Otto's Partei zu gehören! Er meinte darauf, daß das Wohnen auf dem Lande im Winter doch ohne Frage höchst traurig sein müsse.

„Warum? sagte Mariane. So unfreundlich auch der Winter ist, so kurz macht ihn uns doch die Einbildungskraft. Bis in den November gibts immer noch so viele Arbeiten auf dem Lande, daß wir diesen Monat noch zum Herbste zu rechnen sehr geneigt sind. Nun fangen wir erst an, uns vor dem Winter im Ernste zu fürchten, und die zunehmende Kürze der Tage macht, daß wir immer glauben, nun werde es angehen, nun komme bald das Schlimmste. So erscheint unvermerkt das Weihnachtsfest; und der eigentliche Winter existirt für mich wirklich nur in den wenigen Tagen zwischen Weihnachten und dem neuen Jahre. Aber, ich bitte Sie, wie oft hören wir nicht schon am Neujahrstage sagen: Gottlob, man kann es doch schon ein Bißchen merken, wie die Tage zunehmen! O, gewiß, mein Freund, mit dem neuen Jahre schimmert auch die neue Hoffnung wieder. Lassen Sie am zweiten Januar einen Schnee wegschmelzen, so heißt es gleich: Seht ihr, es ist wieder Hoffnung da! Man lacht kindlich über sich selbst, und spricht dann schon zu jedem grünen Gräschen: Wirst du noch sterben? Nein, nun kannst du noch erhalten werden; es ist dann doch schon

Januar; man hat ja schon erlebt, daß der Frühling zuweilen bald kommt! Im Hornung — da hat bekanntlich schon alles gute Wege. Stürmt es auch noch zehnmal ärger als bisher, so denkt doch jeder Christ: Es kann nicht lange mehr dauern, die Sonne ist, nach dem gemeinen Glauben, schon gar sehr viel näher gerückt; — und, wie die Tage wieder zugenommen haben! — Nun erscheint auch jene Zeit, worin der Landmann sagt: „Die Wärme kommt schon von unten herauf.“ Und je zarter noch die Keime des Frühlings sind, je zarter und bescheidner sind auch unsere Hoffnungen. Stürme und Kälte vermindern hierbei unsere gute Meinung gar nicht; im Gegentheil sehen wir es mit einer Art von schadenfrohem Vergnügen an, wenn das Uebrige vom Winter in Tropfen, Flocken und Zacken vollends herunter muß. Und über all den Täuschungen und immer neuen Erwartungen —“

„Bricht endlich, rief der entzückte Wilibald, der schöne Freund, mein Frühling, wirklich herein. Er überrascht die Erde und ihre Bewohner auch dann immer noch, wie der Bräutigam die lang getäuschte wartende Braut noch roth macht, wann er endlich auf einmal über den Hügel herauf steuert.“

„Das hat uns Mariane meisterhaft geschildert!“ sagte August, und sein Bruder bekräftigte es von Herzen. Plinius und Franz wünschten doch ihrer Darstellung mehr Wärme.

„Das wäre, antwortete Witibald, vom Winter wohl zu viel verlangt. Ich finde alles sehr gut gehalten; allenfalls über das Christfest hätten Sie mehr sagen sollen.“

Sie wollte, daß er selbst dies noch nachhole, und er fuhr fort: „Das Christfest schimmert, wie ein freundlicher Stern, mitten aus der Tiefe des Winters hervor. Dieses Fest hat wohl für jeden Menschen, für den Greis wie für das Kind, für den größten Staatsmann und Gelehrten wie für den Tagelöhner, etwas erfreuliches, etwas helles, glänzendes — etwas durchaus freundliches. Glücklicher Weise liegt es eben auch mitten in dem Scheidepunkt, wo die Verzweiflung endet, und die junge Hoffnung wieder beginnt.“

„Wenigstens hat das Neujahr, sagte Franz, für mich viel mehr Gemeines, als das Christfest; und der Himmel weiß, worin das liegen mag. Vielleicht, weil nicht alle Menschen das Christfest haben.“

Der Maler meinte, alles dies würde beweisen, daß der Mensch wirklich ein gutmüthiges Thier sey, welches gern hoffe, spiele und sich von jeder Situation das Unangenehme wegzudenken aufgelegt sey, — wenn nämlich ihre jetzt geäußerten Gedanken auch für allgemein, und jedem Menschen eigen, anzunehmen wären.

„Ganz gewiß! rief Minelli. Wer könnte besonders das heilige Christfest nicht lieben!“ Er sammelte die Stimmen bei den Alten, und das Resultat fiel dahin aus,

daß man Marianens Gesinnungen über den Winter beistimmte, auch dem Christfest allerdings den meisten sinnlichen und religiösen Schimmer unter allen Festen des Jahres zusprach, übrigens aber (wie vorauszusehen war) die ganze Entwickelung dieser Sache für Spielerei hielt. Nur der Finanzrath schien sich selbst in der Sache wieder zu finden, und sagte mit einer gewissen angenommenen Strenge zu den Brüdern: „Nun, Ihr Jungen, seyd nur morgen hübsch artig!"

August und Wilibald sahen sich an. Es war morgen der heilige Christabend; das Land der Jugend lag mit allen seinen Blumen und Fruchtschnüren vor ihnen, und ihre Augen erglänzten, dem Schimmer gegenüber, welchen die rückblickende Freundlichkeit des Alters liebevoll auf jene Herrlichkeiten warf. August sprang begeistert auf, um seinem Vater die Hand zu küssen.

„Mich hat das Schicksal schon im zehnten Jahr aus meinem Vaterlande gestoßen! sagte der Kapellmeister mit wehmüthigem Lächeln. Ach, ich kannte keine Eltern, und mein Vaterland war — ein elendes italienisches Kloster!"

Es war keine Seele in der Gesellschaft, die der klagende Ton, in welchem Minelli dies sagte, nicht gerührt hätte. Mariane wandte sich still weg, und Wilibald machte eine lebhafte schmerzliche Bewegung nach dem Verwaisten; er war von dem Augenblick an sein Freund. Man wurde

noch einig, es sollte morgen Abend bei Salens Souper seyn, und Marianens Mutter wollte bescheeren.

Des folgenden Tags hörte man kein Wort vom heiligen Christ sprechen. Die Brüder saßen tief in der Meinung des Werkeltags, und arbeiteten fest. Wie die Abenddämmerung anbrach, und hie und da in den Straßen schon hoffnungsreiche Kinderstimmen melodisch ertönten, und die geheimen Proben der Christbaumbeleuchtungen, nebst den Vorübungen der Musikanten zur mitternächtlichen Thurmmusik, die Annäherung der ewig heiligen Nacht verkündigten, da kam August in Wilibalds Zimmer, in jedem Gesichtszuge freudige Wuth. „Du! zischelte er, der Vater ist mir eben mit der Mutter auf der Treppe begegnet, und hat, indem er mich verdrießlich ansah, Etwas bei Seite gesteckt. Ums Himmels willen, was wird das seyn! Wirf alles weg — es ist Feierabend!“

Der Finanzrath war ein ernsthafter Mann, der den Scherz liebte. Er hing dabei mit einer gewissen Feierlichkeit an den guten alten spielenden Sitten und Gebräuchen. Alle Jahre mußte bei ihm wenigstens Etwas bescheert, dabei aber alle Pracht vermieden werden, wenn er guter Laune bleiben sollte. Selbst das Geheimnißvolle bei der Sache, jenes übellaunige Dunkel, aus welchem sich dann auf einmal der Glanz der Heiligenchristoperation entwikkelt, behielt er bei, weil es, so lang er wußte, ihm angenehme Empfindungen erregt hatte. August war, wie

wir schon erwähnt haben, eine ausgelassen lustige Seele, sobald er einmal den Arbeitstisch verschloß, und setzte einen großen Werth auf Familienfreuden. Auch unser Held, der ihn liebte, und sich so gern hinreißen ließ, stimmte gar bald mit in seinen Jubel ein. Sie wurden Kinder.

„Bald ists nun vorbei, sagte August. Denn wann ich erst selbst Kinder habe, muß doch der Spaß ein Ende nehmen."

„Eigentlich, erinnerte sein Bruder, sind wir freilich schon jetzt etwas alt dazu —"

„Sprich doch das nicht! rief jener ärgerlich. Warum scheuen wir uns wahr gegen uns selbst zu seyn? Die Fortsetzung jener Jugendseligkeiten macht uns glücklich; warum wollen wir uns aber das nicht gestehen? Macht etwa das längere Leben es uns zur Pflicht, düster zu werden, die Kinderfreuden zu verachten oder lächerlich zu finden, wenn nun die glücklichen Verhältnisse sie uns doch noch lächelnd darbieten? Ich wüßte keinen Grund dafür! Im Gegentheil möcht' ich den schönen Ausspruch hier anwenden: Wenn ihr euch nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen. Oder, liegt der Grund, warum man diese Freuden gering schätzen zu müssen glaubt, etwa im Geiste des Zeitalters? — Es ist wahr, Gefühl und unschuldiges Spiel werden, dünkt mich, immer seltener, seitdem die

empfindsame Epoche vorüber ist; Spottwitz ist an ihre Stelle getreten —"

„Oder vielmehr, fiel Wilibald ein, der Mensch besitzt zwar zuweilen noch Naivetät und Gefühl, Jedermann schämt sich aber, dieses im Gesellschaftlichen zu zeigen, weil man sich eben gewöhnlich dem höhnischen Modewitz zur Schau blos stellt. Man hält es überhaupt seit einiger Zeit selten mehr der Mühe werth, sich über die Grenzlinie zwischen Empfindsamkeit und Empfindelei öffentlich und gründlich zu erklären, und ich glaube selbst, daß der Witz hieran einige Schuld hat. Man verzeiht es fast nur einzig noch dem Humor, wann er zuweilen die Empfindsamkeit in ihre alten heiligen Rechte wieder einsetzt."

„O, sagte August, wenn unsere Epoche diesen unseligen Indifferentismus mitgebracht hat, so wünscht' ich sie weit weg!"

„Du bist ein guter Junge! endigte Wilibald, und ging Arm in Arm mit ihm in die Wohnstube, wo sie sich allerlei Geschichten aus ihrer Jugend erzählten und darüber stritten, wer die losesten Streiche getrieben habe. „Auf alle Fälle, sagte zuletzt Wilibald, warst du als Kind der Schlimmste unter uns beiden. Das Schadenfroheste, dessen ich mich von mir selbst erinnere, bestand doch nur darin, daß ich thönerne Laubthaler, recht zart eingewickelt, unter das Fenster legte, und dann hinter

dieſem acht gab, wie der Ehrliche das Papierchen ſogleich öffnete, der Schelm aber den Fund erſt eine ganze Strecke wegtrug, um ihn im Winkel zu unterſuchen. Aber du, was haſt du nicht alles gethan! Den dummen Karl beredeteſt du immer, ſich im Garten auf die ſchönen kleinen Hügelchen zu ſetzen, wo ihm dann die Ameiſen — die kleinen gelben — eine wahre Hölle in die Beinkleider brachten. Und weißt du noch, wie du den ungeheuern Fleiſcherhund ſo lange übteſt, große Stücken Brod vor dem Fenſter zu fangen, bis er endlich einmal einen halben ſcharfkantigen Backſtein fing, der ihm alle Zähne einſchlug?"

„O, lachte Auguſt, der Spaß reut mich denn doch nicht. Ich höre das Ungeheuer noch jetzt brüllen. Aber geſehen habe ich nie wieder etwas von ihm."

„Ja, ja, ſagte Wilibald, Plan zur Intrigue und Anlage zum Sachwalter hatteſt du ſchon damals. Aber ſolche Sünden ſetzten uns dann auch, je näher die Weihnachtszeit kam, jemehr in Angſt."

Die Mutter kam jetzt aus dem Nebenzimmer, als eine Vertraute des heiligen Chriſt, und ſagte leiſe drohend: „Dahinein dürft Ihr nicht. Hier wartet, bis Euch der Vater ruft." Der Kabinetsrath fiel entzückt vor ihr auf die Knie, und Wilibald und die Mutter konnten vor Lachen über ihn nicht zu Athem kommen.

„Aber, fing Wilibald wieder an, als die Mutter fort war, es ist doch gewiß wahr, daß all die Aepfel, Pfefferkuchen und Nüsse, welche der heilige Christ bescheert, wirklich ganz anders schmecken, als die ungeweihten.“

„Und hauptsächlich, sagte August, der große Christweck, mit Mandeln und Rosinen! o, den erreicht an Köstlichkeit kein Weck unterm Himmel!“

„Selbst der gemischte Geruch, fuhr Wilibald fort, der uns, bei Eröffnung der Christstube, von den Wachskerzchen, dem Obst und frischgebacknem Mehlwerk immer entgegen kam, verdiente den Namen eines festlichen Geruchs.“

Die Thür knarrte, und Mariane trat im Dunkeln herein. Die Mutter hatte sie auch dazu bitten lassen, um August recht froh zu sehen. Er drückte sie ans Herz, die Brüder ermahnten sie, stille zu seyn und weihten sie lispelnd zu ihrer Feier. Sie war sehr glücklich, und half auch erzählen. So oft man im Nebenzimmer gehen und flüstern hörte, fielen die Kinder einander in die Arme und küßten sich vor Wonne und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Aber August schlich einmal an ein Ritzchen in der Thüre, und Mariane hing während dessen noch mit einer Gewalt an Wilibalds Lippen, wovon er selbst erglühte. Bald fühlte er eine brennende Thräne auf seiner Wange, und erschrack.

„Ach die vielen Lichter da drinn!“ keuchte der Kabinetsrath, und sprang auf den Zehen wieder zu ihnen. Mariane wandte sich schnell von Wilibalden zu ihm hin; sie umschloß ihn heftig, und er wiegte sie an seiner Brust. „Du edle Seele, rief sie nach einer Pause, vergib mir, daß mein Gefühl mich wieder weich macht!“

„Nicht so, Beste! sagte August unter Küssen. Sieh doch, wie wir so kindlich und froh sind!“ Sie that bald heiterer, nöthigte auch Wilibalden wieder zu sich, und alles war gut.

Jetzt endlich ging die Thür auf, und eine Masse von abenteuerlichem Glanz strömte heraus. „Kommt, Ihr Kinder, sagte der Vater trocken, der heilige Christ hat beschеert.“ Auf der Schwelle blieb August, als der Aelteste, stehen; die andern beiden guckten, Hand in Hand, neben ihm hinein. Drei kleine Bäume, mit Wachskerzchen und versilberten Früchten, standen auf einem langen Tische. Bei jedem Baum lag der gebackne Name des Kindes und die dazu gehörige Beschеerung, die diesmal, Marianens wegen, übermäßig reich ausgefallen war. Die Pfefferkuchen, das Obst, und der treffliche Weck waren nicht vergessen.

Nun untersuchte Jeder, und Jeder wollte sich im Danke gegen die Eltern gern auszeichnen. „Der Himmel laß' uns noch einige Zeit so zusammen spielen! sagte der Vater. Ihr guten Kinder, Euer Spaß macht mir große

Freude.“ Die Mutter konnte sich an ihren drei Kindern nicht satt küssen.

„Vor allen Dingen will ich meinen guten Namen essen,“ sagte August, und biß drein. Als der verzehrt war, schnitt er auch seinen Weck an. „Denn, sagte er, die dritten Feiertage sind abgeschafft, und da hoff' ich doch auszureichen, wenn ich schon den Heiligenabend anfange zu schlemmen.“ Er aß ihn in kurzem bis zur Hälfte auf.

„Du warst doch immer der Vielfraß! sagte unser Held lachend. Komm, wir wollen auch jeder einen Pfefferkuchen schlachten.“

„Ja, schlachten, da hast du recht, das war unser altes, ächtes Wort: schlachten!“ Jeder brach, und mußte mit dem andern um seine zwei Hälften, zwischen Messerrücken oder Schneide, loosen. Der Kabinetsrath wußte sich im Besitz seiner Reichthümer so wenig zu mäßigen, daß endlich die Mutter sagte: „Ihr werdet Euch krank essen. Du kannst das nicht mehr vertragen, lieber August.“

„O doch, Mutterchen! rief er, und stopfte noch einmal beide Backen voll. So, nun heben Sie alles auf, damit Wilibald nicht darüber gerathen kann!“

„Nun, Gott gesegne dirs! — Morgen liegt er auf der Nase,“ sagte der Finanzrath drohend, und ging, um den Schlüssel seines Kompteirs zu sich zu nehmen.

Man fuhr zu Salen's. Franz, Minelli und der Maler füllten ſchon die Zimmer mit ihrem Freudengeſchrei, und wurden von den Ankommenden nun ſogleich durch verſchiedne mitgebrachte Conſumtibilien unterrichtet, was das heiße: der heilige Chriſt hat beſcheert! Der Geheimerath empfing die Geſellſchaft und führte ſie ſogleich in das fertige Chriſtzimmer. Die Frau von Salen hatte dieſes prächtig beleuchtet und jedem Anweſenden einen Baum geputzt, und eine kleine Ueberraſchung vorbereitet. Die ganze Anſtalt war witzig; ſie ging aber mehr auf modernen Scherz, als auf alte Reminiscenzen. Es wurde viel gelacht, und der Finanzrath war dieſen Abend beſonders luſtig.

„Das Beſte haben wir freilich ſchon zu Hauſe genoſſen! ſagte Auguſt heimlich zu Wilibalden und Marianen. Hier iſts doch wohl zu voll.“ Marianen war's lieb, daß Minelli nicht mit bei Kronach's geweſen war. Sie glaubte, daß jene Familienluſt ihn zu ſehr würde ergriffen haben.

Während die Geſellſchaft ſich der froheſten Laune überließ, bemerkte Wilibald einigemal, daß die Blicke ſeiner künftigen Schweſter ſtarr auf ihn gerichtet waren. Auch veränderte ſie oft die Farbe, und er fühlte ein Zittern in ihrer Hand, als er ſie ins Fenſter zog. „Was iſt Ihnen, Mariane!“ fragte er mit ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit.

„O Gott!“ ſchluchzte ſie, und eine Fluth von Thränen ſtürzte aus ihren Augen. Der Zufall verbarg dies der Geſellſchaft; Niemand hatte es bemerkt, als Franz.

„Sie hat einen geheimen Kummer,“ dachte Wilibald, und nahm ſich vor, ſie um ihr Vertrauen zu bitten. Er ſah jetzt, daß ſie zu Auguſten ging, und daß beide, nebſt den zwei Müttern, ſich bald von der übrigen Geſellſchaft abſonderten. Als ſie ſich nach einiger Zeit wieder trennten, that Mariane viel munterer als vorher. Zu Hauſe ſagte ihm die Mutter noch, ſie habe, kurz vorm Weggehen aus dem Saienſchen Hauſe, mit ſeinem Bruder Auguſt Marianen ſehr angelegen, den Tag ihrer Vermählung zu beſtimmen. Dieſe habe aber denſelben erſt im Spätherbſt angeſetzt, und ſey durch keine Bitten und Vorſtellungen von dieſem Eigenſinn abzubringen geweſen, ſo, daß ſie ihr endlich alles hätten zugeſtehen müſſen.

„Das iſt ſehr ſonderbar,“ ſagte Wilibald, und beſchloß feſt, mit Marianen zu reden. Auch dachte er auf ſeinem Zimmer weiter hierüber nach, und unterſuchte bei dieſer Gelegenheit ſeine eignen Gefühle gegen Marianen. Er fand in ſeiner Bruſt die lauterſte Freundſchaft, und den wärmſten Willen, ihr und Auguſts Glück zu befördern. „Sollte ſie unglücklich ſeyn?“ dachte unſer Freund, als er ſich weiter in ſeiner Unterſuchung verlor und trauriger wurde. „Sollte vielleicht irgend ein anderer Gegenſtand ihr Herz feſſeln — ſollte gar mein eignes unglückliches Bild die Geſtalt

seyn, die auf dem Wasser dieser köstlichen Thränen schwimmt?" Er beruhigte sich indessen doch bald hierüber, da er erwog, wie gar neu diese Bekanntschaft sey, und daß sein Bruder, wenn er dessen Eigenschaften mit den seinigen unparteiisch zusammenstelle, ihm keineswegs nachstehen könne und überdies Marianen so unendlich zu lieben scheine.

„Was willst du mit deinem Aufschieben eigentlich sagen?" fragte der Assessor am folgenden Morgen seine Schwester verdrießlich. „Und was sollte das Weinen gestern Abends?" Sie erröthete. „Laßt mich doch! antwortete sie endlich mit flehendem Blick. Es ist ja der letzte Sommer meiner Freiheit."

Franz war, wie schon bemerkt worden ist, bis zur Heftigkeit lebhaft. „Ich will dir sagen, fuhr er heraus, wie das ist. Dein Bräutigam hat durch seines Bruders Erscheinung in deinen Augen zu viel verloren; du schlügst gern einen Umtausch vor, wenn nicht dies als ein gewisses Schweben zwischen zwei Brüdern erscheinen müßte, wodurch in den Augen der Welt alle Delikatesse, aller Geschmack und Ton vor den Kopf gestoßen würde; wenn es nicht einen Grad von Flatterhaftigkeit offenbarte, dessen nur ein Weib fähig ist, die von Woche zu Woche immer in das schönste Gesicht verliebt seyn muß."

„Franz, Franz! Womit hab' ich diese Begegnung verdient!" rief sie, und zerfloß in Thränen.

„Hast du sonst Kummer, liebe Schwester?“ sagte der Assessor erschrocken, und ergriff ihre Hand. Aber, es war zu spät; seine Unbescheidenheit hatte schon den Verlust ihres Zutrauens nach sich gezogen.

„Sey gut! sagte er. Ich will kein Wort mehr gegen diese Sache reden; ich war nur in Sorgen für deinen August und Dich.“ Das schien sie zu beruhigen. Sie gab ihm die Hand, und er ging. „Ich hätte bedenken sollen, dacht' er jetzt und schlug sich vor die Stirn, daß ein Weib die gewaltsame Enthüllung ihrer theuersten Geheimnisse dann am wenigsten verzeiht, wenn ihre Schuld damit in Verknüpfung steht.“

Diesen Morgen hielt man musikalische Probe bei Minelli; denn am Abend wollten unsere Freunde das erste Liebhaberkonzert beim Grafen Sima geben, weshalb auch das gewöhnliche große Konzert für heute ausgesetzt werden dürfte. Franz nahm in der Probe sogleich unsern Helden bei Seite. „Sprich doch mit Marianen über ihre Verbindung. Es liegt ihr etwas schwer auf dem Herzen, und ich besitze ihr Zutrauen nicht ganz.“

Wilibald antwortete, er habe, nach seiner eignen gestrigen Bemerkung, die er ihm mittheilte, sich dies schon vorgenommen. Er that es gleich des nämlichen Vormittags. Sie empfing ihn so froh und heiter, wie er sie noch nie gesehen hatte. „Ergebt Euch doch,“ schäkerte sie, und ließ ihn nicht zum Worte kommen; „ergebt Euch

doch meinem Eigensinne, der dem Eurigen zum letzten Mal die Spitze bietet. Frühling und Sommer gehören noch mein. Da soll man noch von mir hören; da will ich mich noch recht austoben. Und Sie — Sie toben mit! Ich weihe Sie jetzt zum Gefährten meines Restchens Jugend; zum letzten Genossen meiner sterbenden Kindheit. Sie sind von nun an mein Freund und Vertrauter. Suchen Sie sich dieses Vertrauens werth zu machen. Wer weiß, wie bald der Herbst anbricht!"

Sie umarmte ihn mit der launigsten Schwärmerei, und er mußte ihr unverbrüchliche Treue schwören, besonders auch, daß er sich nie wieder mit den Andern in ein Bündniß gegen sie einlassen, keiner Stimme als der ihrigen folgen wolle. „Ich muß, sagte die Arme, in diesen neun Monaten meine ganze Jugend noch einmal durchleben. Zu Augenblicken conzentrirt, sollen mir Jahre der Freiheit und des kindlichen Lebens verrinnen, und erst der Tod — der Tod dieser Blütenzeit, soll mich dann ins ernstere Leben einführen."

Ihre Augen waren naß, und hingen matt über seiner Gestalt. Da sah es nun Wilibald selbst: sie war eine Schwärmerin, die schwache Nerven hatte und durch ein einfaches, planes Leben geheilt werden mußte. Er sagte ihr das zutraulich, und sie gab ihm von Herzen recht Auguſt war ein Mann für sie; davon waren sie beide überzeugt. Von diesem Augenblick an hatte sie Wilibalds

ganzes Wesen in ihrer Gewalt. Er that blindlings alles was sie ihm befahl, und seine Freundschaft kannte keine Schranken. Sie waren beide, wie man sagt, Ein Herz und Eine Seele.

Bei dem Minister war heute Gala und groß Diner angesagt. Mariane wollte sich entschuldigen lassen. „Ich mag, sagte sie zu Wilibalden, in keine Gesellschaft mehr, von welcher ich vielleicht nun bald ausgeschlossen werde. Erst Abends gehe ich hin, wann die gemischte Gesellschaft sich zu Eurem Konzert versammlet."

Das Konzert wurde dann des Abends feierlich eröffnet. Im prächtigen Saale der Ministerin, welcher nicht der gewöhnliche Konzertsaal war, hatten die vollesten Töne Raum. Die ganze Kapelle war gegenwärtig, wiewohl nur wenige davon an der Aufführung selbst Theil nahmen. Der neue Kapellmeister, Minelli, wollte sich heute zum erstenmal in dieser Stadt hören lassen. Unser Held stand während der Symphonie entzückt an seiner Seite, und fühlte sich heimlich geehrt, von diesem Wesen dirigirt zu werden, dessen Geige heute keine Töne — nein, ganze rollende Ströme von Harmonie entflossen. Die Blicke der Gräfin schienen eine lebhafte Theilnahme auszudrücken. Allein, sie durfte keinen ihrer Freunde bemerken; die Gesellschaft war zahlreich, steif und glänzend.

Still setzte sich der Kapellmeister hinter sein Violoncell. Die Musik war, wie man wußte, sein eignes Werk.

Wilibald durfte das Akkompagnement dirigiren. Alles war aufs Höchste gespannt, weil Minelli noch so gut als unbekannt war, und sogar auf dem Punkte stand, verkannt zu werden, da er es bisher noch nicht der Mühe werth gefunden hatte, öffentlich zu spielen. Das Tutti des Konzerts flog stürmisch zum Schluß, und er fing jetzt mit jener schneidenden, fremdartigen Bebung an, welche (ohne sich der entschiedenen Tenorstimme des Fagots zu nähern) diesem Instrument so besonders eigen ist, und deren imponirende Töne hier aus einer ganz andern Region zu kommen schienen, als aus der Summe aller eben jetzt gehörten Instrumente. Niemand athmete mehr. — Der erste Absatz opferte der Kunst und dem Talente des Künstlers; ein zweiter war der Melodie geweiht, und der letzte gehörte in die noch unbezeichnete Klasse jener melodischen Dicharmonieen, die das Herz zur Trostlosigkeit hinabziehen, um ihm dann, wie die unglückliche Liebe, zuweilen ein tragisches Lächeln abzuzwingen. „Es ist keine von meinen guten Arbeiten; hatte er vorher zu Wilibalden gesagt, aber ich zeige mich gern damit als Künstler, weil die Welt das Scharfe liebt."

Seine Absicht wurde vollkommen erreicht. Die letzte Abtheilung griff sichtbar an. Jemehr sie alles Lebensglück verhöhnte, desto gebietender wurde doch ihre Kraft, desto unterirdischer tönte ihr Ruf. Man konnte es dem Künstler nicht verzeihen, daß er so affektlos dasaß, wäh-

rend alle Geister im großen Zuge des Unglücks stöhnten, und doch mit fortgerissen wurden in die Nächte des Schicksals. Hier preßte die Kunst aus manchem Auge die ersten namenlosen Thränen. Und wie er nun schied, hörte man kein Bravo, keine Hand hatte Stärke um zu klatschen. Viele wendeten sich nur wehmüthig von ihm, und bewegten unwillkührlich die Hand gegen das Orchester, als wollten sie den Unbarmherzigen gehen heißen. Mariane war bleich geworden, wie eine Leiche.

Sie machten eine kleine Pause. „Das ist ein fürchterlicher Mensch! sagte der Minister lächelnd zu einem erstaunten Präsidenten. Und doch hab' ich ihn an einem andern Orte schon zweimal gehört." Natürlich mußte Minellis Lob zugleich der Weihrauch werden, welchen man dem Geschmack des Grafen, der ihn hier angestellt hatte, von Herzen streute. Die Gräfin ging jetzt mit andern zu ihm. „Minelli!" sagte sie leise, und mit Schmerz. Er sah sie still an, und bückte sich tief; aber er schien das Reden mit Mühe zu unterdrücken — und sogleich fragte sie, ob er mit dem Saale zufrieden sey, und ging leicht vorüber.

Ein dumpfes Murmeln hatte nun den Saal gefüllt. Die zurückgehaltenen Urtheile und Gefühle brachen hervor, und der Kapellmeister erschien Jedem, besonders aber seinen Untergebenen, in einer Art von Heiligenschein. Er hatte die Herzen der Letztern heute auf einmal mit Sturm

gewonnen, und heute hielt auch die heilige Cäcilia ihren Einzug wieder in die Vaterstadt unseres Helden.

Die Gräfin kam bald mit Marianen zu Minelli zurück. „Wann hören wir denn etwas von diesem unwissenden Menschen?" sagte sie, und wies auf Wilibalden, welcher eben den Bogen hob, um Stille zu gebieten. Minelli zeigte ihr das, und Wilibald bückte sich lächelnd, und trat mit der Geige vor.

Es war Minelli's Meisterstück; ein einzelnes Adagio, das nothwendig auf diese zerrüttenden Töne folgen zu müssen schien, von welchen noch jede Brust krank war. Die reine, kunstlose, volle Melodie nahm für den Dichter ein, und hob zugleich den Künstler mit. Wilibald lebte schön und heilig, wie ein Gott, in dieser süßen Melodie. Froh und heiter schien es Einer dem Andern zuzuwinken, wie gefällig der schöne Mann spiele! Selbst Minelli mußte bei dem naiven Schluß ihn anlächeln. Ein allgemeines Bravo ertönte, und man hätte ihm noch Stundenlang mit demselben Wohlbefinden zugehört. „Sagt' ichs nicht, flüsterte der Kapellmeister ihm zu, daß man mich verabscheuen, und dich lieben würde?"

Sie gaben heute blos Instrumentalmusik, weil der Kapellmeister nur zeigen wollte, was er mit wenigen Leuten in dieser zu leisten vermöge. Wie die Musiker am Ende bis auf unsere vier Freunde weg waren, sagte die Gräfin: „Es ist ein Glück für Sie, Minelli, daß Sie

Kronachs Adagio selbst gemacht haben: denn übrigens haben Sie heute gespielt, wie ein Wahnsinniger; und Sie, mein guter Kronach, Sie haben gespielt, wie ein hübsches Kind spielt."

„Ich habe noch nie so gut gespielt, wie heute," sagte Minelli, und sah sie mit komischem Künstlerzorn an. Sie lächelte. „Ich hätte nicht allein bei Ihnen im Saale seyn mögen — ich hätte weglaufen müssen."

„Kann ich dafür, erwiederte er, daß das große Publikum sich noch immer auf die musikalische Nothzucht erpicht?"

„Es war nur ein Spiel!" versetzte Wilibald. — „Ich will aber auch, sagte sie, für den lieben Abend dankbar seyn. Jeder soll einen heiligen Christ bekommen. Kronach hat es am besten gemacht."

„Das leugne ich! fiel Minelli ein. Ich habe es am besten gemacht."

„Aber doch am schönsten," antwortete sie.

„Freilich wohl!" sagte Minelli.

„Nun, fuhr sie fort, also morgen früh um elf können Sie kommen, Kronach; und die andern erst des Nachmittags." Sie ging zur übrigen Gesellschaft.

„Das ist der Dank, sagte der Kapellmeister lachend, für alles Unheil, was ich angerichtet habe; für die größten Thaten, die je verrichtet worden sind, seitdem die Welt auf Baßgeigen dudelt."

Mariane und Wilibald unterhielten sich fast den ganzen Abend allein über die heutige Musik, und es war spät, wie die Gesellschaft sich trennte. Beim Nachhausegehen sagte Minelli zu Wilibalden: „Mit dir und der Gräfin ists nicht richtig; das kannst du glauben.“ Dieser dachte aber hierüber nicht weiter nach. Er hatte bei den Weibern einiges Glück erfahren, doch dieses wenig benutzt; und seine diskreten Gedanken über das Geschlecht selbst haben wir zum Theil schon oben kennen gelernt. Aber keinesweges versäumte er des folgenden Tages die elfte Stunde.

„Wo bleiben Sie so lange? rief ihm die Gräfin entgegen, welche las. Setzen Sie sich, und lesen Sie weiter.“ Er that es. Sie trat neben ihn, und sah mit ins Buch. Nach einiger Zeit bog sie sich sanft über ihn, und küßte seine Stirn. „Das ist Ihr heiliger Christ!“ flüsterte sie erröthend, und wollte weggehen. Er ergriff ihre Hand, und sah hoffend zu dem schönen Gesicht empor. Sie schien einen Augenblick zu wanken; dann küßte sie ihn warm und herzlich auf die Lippen, und machte sich schnell los.

„Nun lesen Sie weiter.“

Er schwieg, und sah ins Buch.

„O lesen Sie,“ sagte sie dringend, und wandte sich ängstlich gegen das Fenster. Er las einige Sätze schlecht. Es war eine reizende Frau, fast in jungfräulicher Blüte.

„Lassen Sie uns noch zusammen sprechen, fing sie wieder an. Wie gefiel Ihnen gestern Minelli? Ist er nicht ein trefflicher Mensch?“ Wilibald antwortete, er habe sein Instrument noch nie in dieser Vollkommenheit gehört, und er selbst sey ganz erstaunt gewesen, weil Minelli in der Probe absichtlich allen Ausdruck vernachlässigt, und besonders einen höchstgemeinen Ton affektirt habe, um auch seine Freunde zu täuschen.

„Ton, sagte sie, — das wars eben! Jedes Instrument und besonders dieses, scheint seinen eignen, ursprünglichen Grundton zu enthalten, der aber selten gefunden wird, den es sich nicht entziehen läßt, als von der Hand des vollendeten Künstlers.“

„Oder auch, erwiederte Kronach, der Stümper findet jenen Ton zuweilen, aber er erkennt ihn nicht, er hat im Innern nichts, was diesen Ton ausspricht, was davon anspricht; er läßt ihn unachtsam verklingen, und tappt zurück ins gemeine äußere Reich der Töne.“

Nach einigen weiteren Erörterungen hierüber fuhr sie fort: „Er muß Ihr ächter Freund seyn; er hat Ihnen den Sieg über sich so schön in die Hand gespielt. Sie haben mir einige sehr glückliche Minuten gemacht. Freilich, was mag auch dem Herzen sanfter thun, als wann es, nach so heißen, wilden Erschütterungen, wieder von jenen sanftbewegten Wogen in melodischen Farben umspielt wird! Es freute mich, daß Ihnen ein gewisses

Zucken, Schieben und Ziehen fremd ist, welches gewöhnlich gute Geiger verstellt. Fromm, rein und glücklich standen Sie da, und jeder Geist ging vergnügt mit dem kindlichen Schritte fort. Ich war Ihnen recht gut."

Wilibald bat sie, es zu bleiben, aber auch ihn nicht zu loben, da Minelli ihn schon auf viele Unarten aufmerksam gemacht habe.

„Kommen Sie recht oft zu mir, sagte sie warm, und bleiben Sie ein Freund des Kapellmeisters. Seine Art zu seyn beunruhigt mich. Er ist ein wilder Mensch, der leicht zänkisch wird, und doch leider selten so lebt, wie es recht wäre. Aber jetzt sollen Sie gehen. — Stille! Ich muß Ihnen etwas schenken."

Sie zog ihn in ein Kabinet, wo Pinius mit Restaurationen beschäftigt war. „Suchen Sie ihm etwas Gutes zu seinem heiligen Christ heraus," sagte die Gräfin. Pinius besann sich, und zeigte ihr ein kleines Oelgemälde. Es war Thalia, mit dem Kopfe der Gräfin.

„Das nicht; sagte sie, der Graf liebt es."

Wilibald fand sich durch den Ton, womit sie dies sagte, und worin ihm eine gewisse zarte Treue zu liegen schien, seltsam gerührt. Aber er bat, und erhielt es, unter der Bedingung eines bescheidenen Besitzes in Rücksicht auf Fremde. Abends im Schauspiel erzählten sich unsere Freunde ihr Glück. Die drei übrigen Unternehmer hatten von der Ministerin sehr beträchtliche Geschenke

von bestimmtem Werth erhalten. Auch hatte der Kapellmeister außerdem die Zusicherung einer ansehnlichen Besoldungszulage vom Grafen bekommen. Jeder schätzte sich dem Krösus gleich, und sie wetteiferten im Lob ihrer herrlichen Freundin. Nur Minelli äußerte ganz offen seinen Neid über das Geschenk unseres Helden.

Wilibald arbeitete von jetzt an sehr fleißig, und nur seine Abende brachte er theils im Hause des Grafen, theils bei Salen's, theils aber mit seinen drei Freunden hin. Mit Marianen verband er sich immer fester, und zu seiner unbeschreiblichen Freude fing diese an, eine fast immerwährende frohe Stimmung zu zeigen. Wo sie und Wilibald einmal zusammen kamen, da waren sie auch selten von einander zu trennen, und man konnte, wenigstens von seiner Seite betrachtet, kein reineres und ächteres Bild der Geschwisterfreundschaft aufstellen.

Die Gräfin hielt er für leichtfertig, aber nicht für verderbt, im Gegentheil verehrte er sie hoch, als eine entschiedene Beschützerin der Künste. „Und dergleichen Frauen, meinte er, sind gewöhnlich von zärtlichem und leichtem Sinn; sie leben gern in einem gewissen erotischen Farbenduft, und verlangen mit Sehnsucht nach Wärme, nach Leben und Liebe.“ Er suchte sie nicht auf, und wann sie ihn zu suchen schien, wußt' er immer den devoten galanten Mann so unbefangen zu machen, daß ihm Minelli einst nach einer Schlittenfahrt, wo sie ihm

vorzügliche Beweiſe einer zärtlicheren Neigung gegeben hatte, geradezu vorwarf, er habe kein Herz, und ſey keines ſchönen Blickes werth. „Du ſcheinſt, ſagte er, gar nicht zu wiſſen, was Liebe, was Feuer iſt. Dein ganzes Betragen gegen die Weiber iſt dem fühlloſen Alter ſo ähnlich, wie die ſtarren Eiszacken dem todten unfreundlichen Winter. Müßt' ich nicht aus andern Gründen dein Gefühl für erwieſen annehmen, ſo könnt' ich dich haſſen."

„Und warum willſt du mir, fragte ihn Wilibald, blos deswegen alle Wärme abſprechen, weil ich gern einer Art von Pflichtgefühl folgen möchte; weil ich wünſche, einigen aufgeſtellten Lebensregeln treu zu bleiben? Möchte dir die Gräfin nie mehr werden, als ſie mir iſt! Aber leider ſeh' ich hinter deinen Reden ſchon die Eiferſucht lauſchen! Leider iſt es dein Fall nicht, die Regel zu ehren."

„Du kommſt mir, antwortete Jener, mit deinen Regeln vor, wie manche große Herren, die ihre Wahrheit durch Dekrete und Strafen zur objektiven machen wollen, oder äſthetiſche Regeln in Patentform ausgehen laſſen. Aber, wenn du damit noch lange auskommſt, ſo ſag', ich hätte gelogen."

Bei der Gräfin ſelbſt ſtand Wilibald im Verdacht, daß er Marianen liebe, und ſie ließ ſich oft im beiſſendſten Witz über ſeine zärtliche Schwägerſchaft heraus. So wenig er hierauf achtete, ſo ſehr freut' es ihn dabei, daß ſie ſelber doch Marianen herzlich liebte. „Sie iſt, ſagte

die Gräfin einmal zu ihm, eine Unglückliche, der man Gutes thun muß."

Minelli konnte seine glühende Leidenschaft für die Gräfin nur mit der größten Anstrengung verbergen, und Wilibald hatte sie längst errathen. Aber die Ministerin floh den Wilden, wo sie konnte. Man sah zuweilen, daß sie ihm Zuneigung bewies, und an seiner Kunst hing sie mit tiefer Innigkeit. Allein, sie fürchtete sein Feuer, und war auch nie ganz zufrieden mit ihm. Unserm Helden und dem Maler näherte sie sich am liebsten, wenigstens öffentlich; der Kapellmeister und Franz hingegen wurden gewöhnlich sehr strenge gehalten, und mußten nicht selten eine Art von Ueberlegenheit, ja selbst Standeshoheit fühlen, die an dem lieblichen Wesen unbegreiflich war. Ein einziges Mal versuchte es der kühne Minelli, sich dieser Ueberlegenheit zu stellen. Sie sah sehr ängstlich aus, und schwieg. Aber er war ganz trostlos, als sie des andern Tages in der Gesellschaft fehlte. Unser Wilibald glaubte gleichwohl einige Tage nach diesem Vorfalle zu bemerken, daß ihr Auge den Verbrecher suche; und nun zweifelte er nicht mehr daran, daß ihr Herz gerührt sey.

Die Art, wie sie übrigens unsere vier Freunde nebst Marianen im Ganzen behandelte, sicherte ihr stets die Liebe es Einzelnen. Ihr reizender Körper, und ihr reicher, liberaler Geist zogen unwiderstehlich an.

Eine eigne Unterhaltung fand jetzt Wilibald an seiner Nachbarschaft. Er strengte sich oft bis aufs Aeußerste an, den rechten Sinn vom Leben dieser Menschen zu fassen; aber es war ihm nicht möglich, sich in ihre Situationen zu denken, ohne daß die Ideen von „traurig, öde und abgeschmackt," sich ihm sogleich aufdrangen. Zwar der Weber schien nicht glücklich, und wenn auch seine Familienverhältnisse glücklich waren, so bewies doch seine Flöte, daß er als ein strebender Geist unter einem ungünstigen Zeichen geboren seyn mußte, oder daß er etwas wollte, was er selbst nicht deutlich verstand. Ueberhaupt rechnete ihn Wilibald nicht zu seinen übrigen Nachbaren, sondern hielt ihn zuweilen für eine wahrhaft schöne Seele. Aber der Schuster und die Bäckerin schienen reich, froh und glücklich. Und diese waren ihm Räthsel, deren Auflösung er seit seiner Zurückkunft von Hainberg schwerer als jemals fand. „Wie kann doch der Mensch, dacht' er, so gar beschränkt seyn! Wie kann er, zwei Stunden höchstens vom Tag abgerechnet, ewig Schuhe machen, ewig Semmeln verkaufen! Und, muß nicht das Leben eines Handwerkers in der Stadt überhaupt höchst leer, düster, und selbst ungesund seyn? Wie bleich sieht man gewöhnlich die Menschen von dieser Klasse des Sonntags aus der Stadt schleichen, um nur für die ganze Woche Einmal Luft zu schöpfen!" Dabei fielen ihm die Gesetze wegen des blauen Montags, und alles das ein,

was Otto über die mangelnden ländlichen Ergötzungen gesagt hatte. Der frische Landmann erschien ihm aber doch jetzt in einem ganz andern und gefälligeren Licht, als der Handwerker, an dem er hauptsächlich jene subalterne Rolle des Städters, in welche derselbe gewöhnlich gebannt sey, widrig fand. Meinte vielleicht Otto diese Klasse von Städtern, und wollte er blos sagen: ihr Leben ist vom Landleben nur in der Form verschieden? Es machte unserm Freund Vergnügen, zu glauben, daß die Klasse von Städtern, wozu er selbst gehörte, und die er fast für die allerg[illegible]ste zu halten geneigt war, von Otto'n in jener Zus[illegible]enstellung mit dem Landvolke nicht habe begriffen seyn sollen. Zu dieser Meinung über die Handwerker schienen ihn die melodischen Klagen seines Nachbars, in die er so mitleidig einstimmte, immer mehr zu bestärken.

Den größten Theil seiner Erholungsstunden füllten die Abendunterhaltungen mit seinen Freunden aus. Sie glichen oft Diatriben und artistischen Hatztheatern. Man sprach über Kunst, über poetische und malerische Darstellung, musikalische Aufgaben und Möglichkeiten; und da die Ausführung nicht selten mit der Aufgabe verbunden wurde, so brachte dies eine Fülle von Leben und Freiheit in die Glieder und das Ganze der Gesellschaft. Auch gerieth man nicht selten, ohne zu wissen wie, tief in die Feier des Bacchanals.

Minelli's lebhafter Geist, der in Lieb' und Wein sich ewig baden mußte; des Assessors heftiger Witz, den er selbst bei Gegenständen der Kunst nicht unterdrücken konnte, und des Maiers stilles warmes Gefühl und strebende Seele, waren für Wilibalden ein höchstinteressantes Studium. Pinius war ihm, seitdem er sich ihm mehr näherte und seine Arbeiten kannte, achtungswerther und lieber geworden, als er anfangs gehofft hatte. Nur Minelli's Ausschweifungen machten ihm viele Sorgen, und Franz ließ sich in diese so oft mit hinein ziehen, daß Wilibald immer nur abzuwehren und gut zu machen hatte. Indessen tröstete sie Alle das: Sie kamen doch im Ganzen weiter; und Minelli, welcher der leichtsinnigste war, meinte, das könne auch gar nicht fehlen!

Franz und Wilibald waren am glücklichsten in der Aufsuchung des schicklichsten Kunststoffs, welchen man sodann gemeinschaftlich verarbeitete. In der Behandlung selbst aber erkannten sie den feinern Kunstgeschmack des Malers, und die tiefeindringende Wärme des Musikers gern an. Dies Band hielt Alle fest zusammen. Dieses gemeinschaftliche Streben bereitete ihren Geistern eine gesunde Kost, aus der sie Alle süße und kräftige Nahrung sogen.

„Wenn ihr Viere, sagte einmal die Gräfin, eine Dichtung mit Melodieen und Zeichnungen zu Stande brächtet, so könnte es wohl etwas Herrliches werden. Aber Minelli

müßte keinen Theil am Texte haben, und der Aſſeſſor dürfte die Gemälde nicht angeben."

Mariane meinte, den Entwurf des Ganzen bei einem ſolchen Werke würde ſie nur Wilibalden und dem Maler gemeinſchaftlich anvertrauen.

„Der Entwurf des Kunſtwerks, ſagte Piniué, würde hier nicht ſo ſchwer ſeyn, als die Vereinigung der Künſte in der Ausführung. So ſchadet dem Roman oder epiſchen Gedichte nichts mehr, als Kupferſtiche und Melodieen, ſobald einer von den Künſtlern, welche ſie bearbeiten, ein Pfuſcher iſt. Nehmen Sie an, der Dichter ſtellte uns den kindlichblöden Eintritt zweier Liebenden in eine geſpannte Verſammlung dar, welche von ihnen Geſtändniß und Vorbringen erwartet, um über ihre Liebe und Zukunft das Urtheil zu ſprechen*). Anſpruchsloſes Bewußtſeyn befeſtigt die Haltung der Geliebten, kindliche Ehrfurcht mildert die feſte Entſchloſſenheit des Liebenden, während in der Verſammlung noch der väterliche Ernſt, einer geiſtlichen Suada und der Mutterzärtlichkeit gegenüber, bräut; während alles ſich zum herannahenden unvermeidlichen Moment der Entſcheidung rüſtet; das Ganze mit dem Feierkleid der reinſten Menſchlichkeit angethan! Hier greift und haſcht unſere entzündete Sehnſucht begierig nach allem,

*) Man ſehe einige Ausgaben von Göthe's Herrmann und Dorothea.

was uns diesem Bilde noch näher bringen, und die Darstellung auf irgend eine Art erweitern oder erhöhen könnte. Mit Eifer schlagen wir das Blatt um, und —"

„Mit Erlaubniß! sagte Franz, indem er seinen Taschenkalender vom Leder zog und produzirte. Und nun schmecken und sehen wir in einem verdammten Miniaturgekritzel, wie ein langer, dürrer, breitmäuliger Range, ein wahrer Bohnenstecken, sich brüstend, an der Hand eines naseweisen Bengels zur Thüre herein krätscht. Auf der andern Seite sitzt ein so grober Wirth, als ihn nur irgend ein Löwen- oder Bärengasthof in Europa zu gebären vermag — eine dicke, fletschende Wirthin —"

„Genug, fuhr der Maler fort, unser Bild ist uns geraubt, unserm Dichter ist Gewalt geschehen! Der ganze Genuß ist gestört!"

Wilibald bemerkte, daß dergleichen gemeine Eindrücke zum Glück selten lange dauerten, sondern bald von dem allgemeinen und unendlichen Bilde des Dichters selbst, aus dem Gemüth wieder verdrängt würden. So sey es wenigstens bei ihm.

„Ich zweifle fast, sagte Plinius, an der allgemeinen Wahrheit dieses Satzes. Insbesondere wird eine einmal bekannte schlechte Melodie dem schönen Liede immer sehr lange schaden, und kaum wird es möglich seyn, sie ganz wieder zu vertilgen."

„Und wozu soll es auch? sagte Minelli. Wozu

wendet der Verleger die Kosten an schlechte Kupfer? Man achtet nicht mehr so viel darauf."

„Oho, sagte Franz. Es scheint, du weißt nicht was das heißt: Mit Kupfern und Vignetten von* —! Und wirklich gibt oft der Dichter selbst den bösen Rath dazu, wär' es auch nur, um über die Kupfer hinterher zu lachen, oder zu schimpfen."

Nach einem langen Gezänke darüber, wie ein solches gemeinschaftliches Kunstwerk im Sinne der Gräfin möglich sey, kam man auf Plan in den Dichterwerken zu reden, und blieb bei dem Trauerspiel Emilia Galotti stehen, welches gerade diesen Abend gegeben werden sollte, und worauf alle sehr gespannt waren.

„Ich bitte um Erlaubniß, sagte Minelli zur Gräfin, diesen Abend im Theater eine kleine Veränderung vornehmen zu dürfen. Es soll nämlich vor dem Anfange des Stücks nur eine ganz kurze Phantasie auf dem Flügel gespielt werden, ohne alle weitere Begleitung. Ich hoffe, das Publikum wird es nicht übel nehmen, da ich selbst es thun und mir die möglichste Mühe geben will, um gut zu spielen."

Sie verlangten zu wissen, warum. „Ich bin Willens, fuhr er fort, Ihnen allen hierdurch einen Genuß vorzubereiten, der ohne diese Vorsicht weder rein noch vollständig seyn könnte. Erst nachher kann ich mich darüber erklären, wie dieses geschehen soll."

Wilibald ſtellte ſich Abends ins Orcheſter. Wie ſich das Haus füllte, kam Minelli durch eine Nebenthür mit einer Dame herein, die er nahe an Wilibalden vorüber führte. Ihr Geſicht war mit einem Schleier bedeckt, welchen ſie in ſeiner Nähe einen Augenblick zurückſchlug, um das Haus zu überſehen. Zufälliger Weiſe war ihr Geſicht bis an die Stirn im Schatten. Er ſah nur, wie ſie ein Paar leuchtende Augen aufſchlug, die er, ohne zu wiſſen warum, für glänzendſchwarz hielt. Minelli führte ſie durch das Gedränge in eine ganz entfernte Loge, wo ſie bald allein blieb. Wilibald konnte keinen ihrer Züge erkennen, doch glaubte er noch einigemal, als ſie die Augen gegen die Beleuchtung hob, dieſe glänzen zu ſehen, und er verſicherte ſich abermals, ſie müßten wohl ſchwarz ſeyn.

Jedermann ſah ſich verwundert an, als der Kapellmeiſter ganz allein auf dem Flügel zu ſpielen anfing. Aber man vergaß dieſe Sonderbarkeit bald über dem hohen, ernſten Zuge ſeiner Gedanken; und es überraſchte mehr als ſonſt, wie er auf einmal kurz ſchloß und der Vorhang ſchneller als gewöhnlich aufrauſchte.

Das Stück wurde beſonders gut gegeben, und unſer Freund fand ſich ſo ſehr davon angezogen, und verlor ſich bald ſo ganz im Geiſte dieſes unſterblichen Dichters, daß er erſt beim Fallen des Vorhangs ſich der Dame mit den leuchtenden Augen wieder erinnerte. Als er hinſah,

drehte sie sich eben, um zu gehen, und ein Mann ging mit ihr weg, der Otto's Gestalt und sogar seine Gesichtszüge zu haben schien. Dies brachte unsern Wilibald in Bewegung, und eben wollte er zu ihnen durchbrechen, als man ihn rief, um mit der Gräfin nach Hause zu fahren.

„Sagen Sie mir, wer war das schöne Mädchen?" rief sie ihm zu, und bezeichnete die nämliche Loge. Wilibald sagte ihr, was er wußte, und, daß ihm sein Platz nicht erlaubt habe, ihre Gesichtsbildung zu unterscheiden. Sie fanden schon mehr Gesellschaft bei der Gräfin; auch Minelli kam bald. Alles fiel sogleich auf diesen, und er sollte bekennen, wer seine Dame sey.

„Es war, sagte er, eine sehr junge Schülerin von mir, welche auf dem Lande wohnt, deren Namen ich aber nicht nennen darf; auch thut er nichts zur Sache. Uebrigens hat diese Person, wegen sonderbarer Verhältnisse, noch nie ein Schauspiel gesehen, und nie ein Konzert gehört. Den ersten Genuß habe ich ihr heute verschafft; den zweiten soll sie uns allen nächstens durch den ihrigen mit verschaffen."

„Und wie soll das zugehen?" fragte die Gräfin.

„Sie soll uns singen, fuhr er fort. Sie ist eine ursprünglich musikalische Seele, die aber noch kein anderes Instrument kennt, als das Klavier und die Guitarre. Zu beiden Instrumenten singt sie, und hat meinen Unterricht in vorigem Jahre genossen. Ihr Vater ist zwar

ein eigensinniger Mann, der es mir heute rund abgeschlagen hat, sie singen zu lassen; aber ich bring' ihn auf alle Fälle doch noch dazu."

Es wurde nun über die Wirkung des heutigen Stücks, insbesondere auf dieses Frauenzimmer, gesprochen. „Es ist doch, sagte Minelli, etwas Großes um die unverzärtelte, gesunde Natur! Die Stärke des Flügels hatte sie merklich erschüttert; denn er gab ihr das Vollständigste was sie noch von Musik gehört hatte. Allein ich mußte dies thun, ehe sie eine Symphonie hören durfte. Dies letztere würde sie heute überfüllt haben. — Das volle Haus und die Beleuchtung waren aber auch, nebst der Musik, das Härteste für sie. Das Stück selbst kannte und liebte sie schon. Ich traf sie während der ersten Scene nur noch ein wenig ängstlich an; aber sie fand sich bei der zweiten sogleich ganz in ihrem Gedichte wieder. Orsina erregte hauptsächlich ihr Erstaunen. Wie der Vater die Tochter durchbohrte, wurde sie, meiner besten Vorbereitung ungeachtet, doch blaß, und schauderte in sich zusammen. Bei Emilia's letzten Worten trocknete sie leicht die Augen. Sie war sehr munter, als sie mit ihrem Vater hinausging, und holte nur von Zeit zu Zeit tief Athem."

„Hatte sie nicht schwarze Augen?" unterbrach ihn Wilibald mit auffallendem Antheil.

„Bei der Pallas! sagte Minelli, die hat sie nie gehabt. Ihre Haare sind bräunlich, und doch ist ihr Auge

unaussprechlich blau!" Er fuhr fort, ihren Zustand bei den einzelnen Stellen zu schildern. Dann kam man auf die Wirkung zu reden, die wohl das erste Anhören des großen Orchesters bei diesem Mädchen hervorbringen werde.

„Ich habe sie, sagte der Kapellmeister, eine Partie einstudiren lassen, die wir viere neulich gemeinschaftlich bearbeiteten und worin sie ziemlich von Allem einen Vorschmack bekommen wird. Allenfalls ist mir ein Wenig vor ihrem Erschrecken beim ersten Fortissimo bange; und ewig schade wär's, wenn ihre Stimme nicht durchdringen sollte; aber es ist nun einmal beschlossen, daß sie nicht zur Probe darf."

„Das ist am Ende, sagte die Gräfin, eine Ungezogenheit von Ihnen, Minelli, die wir gar nicht leiden sollten."

Auch Mariane fand es grausam, ein armes junges Mädchen zu diesem Wagestück zu verleiten.

„Sie kommt, sagte er, in keine andere Verlegenheit, als in die, gehört zu werden. Sie thut es aus keiner andern Ursache, als um mir gefällig zu seyn. Und was wagt sie bei uns? Wir müssen allein bleiben. Aber es geht gewiß; das ganze Accompagnement ist ihr im Kleinen aus meinem Unterrichte bekannt, und ich getraue mich zu wetten, daß sie sich bald genug in die volltönige Harmonie finden wird; denn sie versteht einmal Musik."

„Aber, warf ihm Wilibald ein, sie fühlt auch Musik. Es wird indeß zugleich eine herrliche Probe seyn, ob wir

bei der Kompoſition jener Muſik in Unnatur gefallen ſind, oder nicht. Mich dünkt wenigſtens, dies müßte ſich hier in mancher Rückſicht zeigen. Nur, wenn ſie nicht probiren ſoll — wie kannſt du ſie Stärke und Schwäche lehren? Sie wird uns ſtecken bleiben, mein Freund. Ich weiß und glaube dies aus mehreren Erfahrungen.“

„Die Menſchheit, ſagte Minelli, muß ſich gar nicht präpariren, um ſich dann als ächte Menſchheit zu zeigen, wann plötzlich ihr gegenüber die Gallerie der ächten Kunſt ſich öffnet. Sie tritt entzückt in befreundete Regionen ein, und ihren eignen Ton gibt das große Echo nur ewig wieder. Genug, ich ſtehe für alles. Man laſſe mich nur gewähren.“

Willibald fand dieſes Unternehmen äußerſt ſchwierig. Je länger er darüber nachdachte, je begieriger wurde er auf den Ausgang.

Des andern Morgens ritt er nach Hainberg. Der Himmel war trüb, und der Schnee thaute weg. Die vielen ſchwarzen Flecken auf den Feldern und die entblößten gelblichen Wieſenſtücke machten, daß er das Dörfchen kaum wieder erkannte; ſo verſchieden von ſeiner erſten Anſicht fand er alles. Adams ließ das Schneewaſſer auf die Wieſen leiten, und freute ſich, daß man die liebe Erde wieder einmal zu ſehen bekomme.

„Es iſt recht ſchön, ſagte die Nichte, daß Sie uns

wieder besuchen. Hier ist es recht einsam. Aber wir hoffen, Sie werden den ganzen Sommer hier zubringen?"

Er versprach ihr, recht oft zu kommen, mit ihr im Garten herumzulaufen, zu fischen, und auf dem See zu fahren, wenn sie nicht auch so schwindlich sey wie ihr Onkel.

„Ach, gar nicht! sagte sie leise. Mein Onkel leidet nur nicht, daß ich mit Otto's fahren darf."

Wilibald stutzte, wie er von seinem Freund Otto im Pluralis reden hörte. Aber er unterdrückte schnell jede Frage darüber und dachte: Ich will es selbst sehen. Ohne auf Hannchens Versicherung, daß er vor'm Ausgehen nothwendig erst frühstücken müsse, zu hören, ging er sogleich fort, den Hügel hinan, und auf Otto's Haus los. Er fühlte die größte Neugierde, diesen Mann in Familienverhältnissen zu sehen. Unbemerkt kam er ins Haus und klopfte sanft an die Thür. Ein sehr schön gebildeter Knabe öffnete sie von innen, und Otto rief zugleich im Zimmer: Nur herein!

Beim Eintritt fiel ihm zuerst ein junges Mädchen in die Augen, welche am kleinen Tische saß. Der Knabe lief sogleich wieder nach ihr zu, und Wilibald schloß aus einigen dort liegenden Büchern, daß sie vorher dem Kleinen Unterricht ertheilt haben mochte. Otto selbst saß fest am Schreibtisch; er wandte sich jetzt, und schien, wie er Wilibalden erblickte, sehr überrascht, sprang aber sogleich

auf, und reichte ihm freudig beide Hände. „Erlauben Sie, sagte er dann, daß ich Ihnen meine Tochter Mathilde und meinen kleinen Albert vorstelle.“

Es waren blühende Gesichter. Er schätzte Mathildens Alter auf sechzehn Jahre. Sie war in der Mode gekleidet, aber ganz im häuslichen Anzuge. Sein lebhafter Gruß wurde mit einer anständigen, etwas flüchtigen Verbeugung erwiedert, und der Junge sagte zu Wilibalden, als ihn dieser küßte: „Hör', du bist ein recht hübscher Mann, du mußt heute mit uns essen.“

„Ich glaubte das vorige Mal, sagte unser Freund, Sie hätten keine Familie?“

Der Alte antwortete ernst und mühsam: „Die Kinder sind wohl damals in einem andern Zimmer gewesen.“

Aufs neue beschloß Wilibald jetzt, nicht mehr zu fragen. Er gerieth eine Weile in Gedanken. „Emilia Galotti lag hier im Fenster; — Emilia Galotti wollte sie sehen; — Sie hat blaue Augen; — Ihr Vater soll ein eigensinniger Mann seyn. — Dieser ist unglücklich. —“ Das Letzte gab den Ausschlag. Er unterdrückte alle Neugierde, und fing herzlich mit Otto zu sprechen an.

Mathilde brachte bald darauf einen Teller mit Obst, und ein frischgebacknes Brod. „Wollen Sie nicht etwas essen?“ sagte sie, und legte die kleinen Finger auf die schönsten Aepfel: dann schnitt sie mit Kraft den obersten gelb aufgeborstenen Rand vom Brode.

„Darf er denn so außer der Zeit essen? fragte Albert. Mich hungert noch gar nicht, glaube ich.“

Sie lachte, und drohte ihm. Der kleine Schelm lachte mit, und ließ sich von Wilibalden, der neuen Bekanntschaft wegen, gern einen Apfel aufnöthigen. Wilibald versicherte sie, er habe noch nie köstlicheres Brod und wohlschmeckenderes Obst gegessen. „Ach, das freut mich recht!“ sagte sie im lieblichsten Ton der Gastfreiheit, und trat freundlich vor ihn hin. „Ich wollt', es wäre noch besser!“

Sie ging wieder hinaus, und Otto schlug nach einigen Gesprächen vor, auf den Berg zu steigen. Sie traten bei die Ruine. Die Aussicht gewann bei den schwarzen schneeleeren Streifen, und hie und da war schon ein grünes Saatfeld sichtbar. Alles strebte durch die Schneehülle in seltsamen Farben hervor. Das Grab des Winters gab seine Todten frei, und ein Odem der Auferstehung schien über der Natur zu wehen. Allein im See ging eine große Zerrüttung vor. Man hörte die schäumenden Ströme des Thauwassers die Felsen hinabrauschen. Ein röthlicher Gischt schwamm um die Ufer her, und nur mitten lag noch die Eisfläche still und hell da. Aber von Zeit zu Zeit war schon ein donnernder Knall aus der Tiefe zu vernehmen, weil eben jetzt das zuströmende Thauwasser die Eisdecke an den Ufern herum hob und zerbrach. Es summte ein nahes und fernes Brausen, und der Südwind, in den schwarzen Waldungen

heulend, vermehrte dieſes. In der Ferne ſahen ſie, wie gerade der Fluß aufbrach, und häuſerhohe Eisſchichten vor ſich herthürmte, während das trübe Waſſer zugleich auf beiden Seiten austrat, und ſich in die weiten Gründe zerſtörend ergoß.

„Es iſt wohl einleuchtend, ſagte Otto, daß die Härte des Winters durch ſolche gewaltſame Revolutionen gebrochen werden muß. Indeſſen bleibts für mich, beſonders in der Nähe, doch immer ein Grauſen erregender Anblick, einen großen Fluß ſeine Eisdecken aufwühlen zu ſehen. Gewiß, wenn das alte Grundeis ſo in zackigen Schollen herauf fährt, und die dicke obere Fläche drängt und zertrümmert, und nun die Stämmung dieſer Eismaſſen der ſchutternden, vom Thauwind und Regen jeden Augenblick wachſenden Kraft nicht mehr widerſteht, dann wird auch der ruhigſte Geiſt vor der Zerſtörung beben, die dieſer ſchrecklich losbrechende Aufruhr da anrichten muß, wohin er zieht.“

„Aber, fuhr Wilibald fort, wann nun die Natur ſich zum erſten Mal wieder erweicht hat, dann rührt mich auch nichts lebhafter als der Blick von einer ſichern, ſchon trocknen Anhöhe auf einen großen Fluß hinab, der ſich bereits ſeiner Eisſchollen entledigt hat, und wieder zur alten ſtillen Bahn einſchrumpft, während das geängſtete Meer von ſeiner Fülle ſchwillt! Die neulichen Schreckniſſe ſchweben dann noch vor meinem Geiſt, und der Ge-

danke, daß die erstarrte Welle nun wieder lebt, und der frohe Fisch sich auf ihr schaukelt, ist der erste milde Gedanke, den die erwachende Natur in mir erregt."

Sie betrachteten die große Scene eine Zeit lang, und freuten sich über die glückliche Lage der hiesigen Gegend in Rücksicht solcher Ueberschwemmungen. Bei Otto's Hause trennten sie sich. Wilibald that seine ökonomischen Geschäfte ab, und ritt bald wieder nach der Stadt.

Des folgenden Tages verreiste Minelli, und brachte dann Abends bei der Ministerin die Nachricht vor, daß in acht Tagen seine Schülerin wirklich singen werde; sie und ihr Vater hätten es ihm endlich versprochen, doch unter Bedingungen, die er wörtlich und pünktlich erfüllen müsse. Es waren folgende: Am bestimmten Tage, Nachmittags um vier Uhr, wollte er seine Schülerin in ein Nebenzimmer am Konzertsaale der Gräfin bringen. Ohne vorangehende Symphonie sollte die erwähnte Musik sogleich aufgeführt werden. Niemand durfte die Sängerin sprechen wollen, sondern diese sollte sogleich nach dem Schlusse des Stücks sich wieder entfernen. Er selbst wählte zugleich die Gesellschaft, welche, außer unsern Freunden, nur noch aus wenigen Personen bestehen durfte. Eine andere Hauptbedingung war: Niemand sollte fragen oder auskundschaften, woher die Sängerin komme, noch wohin sie gehe. Das Letzte mußten alle feierlich versprechen. „Nun sollen Sie einen frühen Waldvogel sin-

gen hören," sagte er vergnügt, und sah Wilibalden dabei aufmerksam an.

Die Neugierde und Erwartung Aller war durch des Kapellmeisters Umständlichkeit, die man sonst an ihm nicht gewohnt war, sehr gespannt worden, und Wilibald selbst trug das heißeste Verlangen nach dem bestimmten Tage.

Endlich kam dieser. Minelli hatte einige Tage vorher scharfe Probe gehalten, und keinen Tag das Konzert bestimmt angesagt, vielmehr den Musikern über die ganze Sache Stillschweigen auferlegt. Schon des Nachmittags um drei stand Wilibald im leeren Saal, in welchen man heute nur auf Billets eingelassen wurde. Alles war so feierlich. Die ganze Kapelle versammlete sich nach und nach, vor deren Stärke unser Freund heute erschrack. Er, Pinius und Franz sollten bei den Zuhörern bleiben. Als endlich Minelli kam, ging er sogleich mit besorgter Miene auf Wilibalden zu, und sagte leise und dringend: „Es liegt mir sehr viel daran, daß du nichts verräthst."

Wilibald konnte diesen Worten keinen Sinn abgewinnen. Es war ihm sonderbar zu Muth, und sein Herz schlug immer unruhiger, als der Kapellmeister alles sehr leise stimmen ließ, und nun gespannt nach seiner Uhr sah. Unser Freund fuhr zusammen, als in dieser Stille zufällig eine Pauke dumpf ansprach.

Die Gesellschaft war versammlet, und Minelli, indem er einen unruhigen Blick auf sie warf, ging hinaus.

Mariane zitterte, und die Gräfin sagte: „Mir ist gewiß viel banger als dem armen Mädchen.“

„Ich glaube, sagte Mariane, daß ich auch für den Kapellmeister in Sorgen bin. Setzen Sie sich an seine Stelle. Mir ahnet etwas — gewiß, wir hätten's nicht zugeben sollen!“

„Zu spät, sagte die Gräfin, zu spät! Mich friert! Aber der Himmel helfe ihr und ihm!“

Man hörte, wie der Kapellmeister im Nebenzimmer einige schwermüthige Striche auf der Geige machte, und in diesem Augenblicke trat er mit seiner Freundin heraus.

Es war Mathilde. Sie verbeugte sich tief und in schöner Bewegung gegen die Gesellschaft. Ihr entfärbtes Gesicht überflog eine leichte Röthe, als sie Wilibalden wieder erkannte; aber sie grüßte ihn lächelnd noch besonders. Alles war unserm Helden jetzt deutlich. Er erschrack von Herzen. Mariane trat sogleich zurück, um sich zu setzen, und die Gräfin nebst den übrigen Frauen sahen Wilibalden so scharf in die Augen, als ob dieser Geängstete den Schlüssel zu all dem besitze, — als ob Er von nun an für alles stehen müsse. Er fühlte sich selbst sehr beklommen, aber sein Liebstes hätt' er freudig hingegeben um ihr helfen zu dürfen, wie er jetzt sah, daß sie von neuem weiß wurde, und ein banges Flüstern drohend durch den Saal zog. Sie trat scheu zwischen das Klavier und des Kapellmeisters Pult. Jetzt pochte er.

Das Orchester kündigte in einigen reißenden Akkorden ein Rezitativ an. Sie erbebte; aber sie fing an, schwach und prüfend. Die Stimme war gebildet, vernehmlich und hinreissend melodisch. Man hoffte. Unmerklich zog sie ins Kantabile über, und die sanfte, schmelzende Begleitung des Orchesters machte, wie es schien, daß sie lächeln mußte. Indem sich hierüber schon jeder Blick erheiterte, hob der Kapellmeister den Bogen, und es erfolgte im hohen Moll ein rufender Halt, wobei sie ihre Stimme zur äußersten Stärke hob, die ihr selbst einige Zeit leid zu seyn schien, bis das Orchester sich nach und nach drein legte, die Trompeten einige Blitze in der Höhe darein zuckten, und die hohe, reine Stimme elegisch im Geprassel der Pauken ganz verhallte! Der Schrecken machte sie bleich; doch sah man, daß sie noch schwach aushielt, und hörte sie das Rezitativ dann wieder mit ungewissem Schwanken fortsetzen, wobei der unruhig werdende Minelli den Takt etwas lebhafter angab. Aber — sie hatte schon überwunden! Das Rezitativ schloß im naiven, fragenden Ton; einige Takte Zwischenspiel; sie holte tief Athem, und das Thema begann in leichtscherzender, schneller Melodie.

Jetzt lächelte der bange Minelli, und sein Auge schien in einer Freudenthräne über die Gesellschaft hin zu glänzen. Er fühlt' es, sie hatte überwunden. Mit schon geprüfter Stärke flog sie unaufhaltsam von Takt zu Takt,

und die metallne Stimme durchschnitt im Kreszendo die niedern Regionen, sammt dem bald folgenden brausenden Fortissimo, wie der Adler himmelwärts den Sturmwind zertheilt. Sie schwebte selbstgefällig einige Zeit, stehend, in der heiteren Höhe, und fiel, wie die Lerche, unschuldig zum lieblichen Arioso nieder.

Man war jetzt ihrer gewiß. Einer warf dem Andern frohe Blicke zu, und alles athmete frei und glücklich. Insbesondere machte die Betrachtung der Sängerin selbst, bei dieser musikalischen Kunstausstellung (als Ausnahme von der Regel) einen Hauptgenuß aus. Man wagte jetzt erst diese Betrachtung — und freundlich und anspruchslos stand sie da; die Göttin der Melodieen war auf ihr Blütengesicht hernieder geschwebt. Sie wollte nicht gefallen; sie fürchtete auch nicht mehr zu mißfallen; nein, die musikalische Natur stellte sich rein dar: sie öffnete, wie die lieblichen Sänger des Hains, ihre süße Kehle, um zu singen.

Mancher schwere Satz wurde glücklich zurückgelegt. Ueberhaupt fand sich's, daß sie, wegen des genossenen guten Unterrichts, die Aufgaben der Kunst am leichtesten löste. Durch die Nacht der Verwickelungen drang zuweilen die holde Stimme, wie Aedon's ferner Ton aus cimmerischen Finsternissen.

Es überraschte sehr, als gegen das Ende alle Dissonanzen in Text und Melodie sich in einem Wechselgesange mit Minelli auflösten, und bei einem sterbenden

Fall Mathildens endlich ein zärtliches, ſtillendes Duo eintrat.

Allein, von einer letzten aus Moll ins alte Dur übergehenden Reſignation wurde die Sängerin zu mächtig ergriffen. Sie mußte ſich an einer mitfühlenden Seele halten. Sehnend reichte ſie nach ihres Freundes Hand. Er vereinigte ſie ſanft mit der ſeinigen, und man ſah hier gerührt, wie die Natur das Duo gleichſam von neuem erſchuf; Hand in Hand ſtanden ſie, und ſo verklangen ihre letzten Töne.

Hocherröthend über dieſe Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, entfernte ſich Mathilde mit einer verwirrten Verbeugung, ehe noch das Nachſpiel ſchloß. Sie floh im eigentlichen Verſtande wie ein Kind. Eine ſtarke Hand griff nach ihr, und Wilibald ſah in dieſem Augenblicke ſeinen Otto hervortreten, der ſie ſchnell wegführte, und auf der Thürſchwelle den Arm um ſie ſchlug.

„Ach Minelli! rief die Gräfin im Ton des Schmerzes. Laſſen Sie mich mit ihr. Ich glaube ſie zu kennen. Ich fürchte auch, ihr iſt nicht wohl!“

„Bewahre! ſagte er leiſe. Sie war nur verwirrt. Es war ihr Vater, der, gerührt von der Muſik, ſie umarmte.“

Alles ſchwieg, und die Muſiker hielten ihre Bogen noch einen Augenblick in der Höhe.

„Zuletzt, fuhr der ſtolze Künſtler fort, zuletzt mußte die weibliche Natur doch noch ſterben. Aber ich vermuthete

das ſchon vorher. Sie konnte dieſe Reſignation ſchwerlich überleben, und — meine Freunde haben trefflich geſpielt!"

„Sind Sie nicht ein wilder Menſch!" ſagte die Gräfin, und reichte ihm ſchwärmeriſch dankbar die Hand.

„O Gott! rief Mariane, die Hände faltend; wer iſt ſie? Wohin geht ihr Lauf, guter Minelli!"

„Sollen wir fortfahren?" fragte er. Niemand war dieſer Meinung, und ſelbſt die nachdenkenden Künſtler ſchienen das erwartet zu haben.

„Auch reden wollen wir nicht darüber," ſagte die Gräfin nach einiger Zeit.

„Kritik wäre ohnehin hier übel angebracht, ja unmöglich," fügte Pinius hinzu.

„Unmöglich?" fragte Wilibald unruhig, und ſah den Maler ſteif an.

„Du biſt erhitzt," ſagte dieſer lächelnd.

Man trennte ſich mit feltner Stille, Jeder in einer andern Stimmung. Der Abend dämmerte, als Wilibald durch die Straßen ging. Es rann der letzte Schnee in Bächen fort; fernher brauſte der Hauptſtrom. Am weſtlichen Gewölk ſchimmerte das milde Roth des Abends. Unſer Freund athmete tief auf, und eine laue feuchte Südluft umwehte dem Träumenden die Wangen.

„Kommt nicht der Frühling?" ſagt' er erwachend leiſe zu ſich ſelbſt, und dacht' an die auferſtehende Natur in Hainberg.

Zweite Abtheilung.

Frühling.

Sieh, wie lieblich Au' und Hain ergrünen!
Und du wünschest schon die Rosenzeit?
Ewigwünschend Herz! Mit deinem kühnen
Sehnen rufst du — der Vergänglichkeit.

So ernſtlich Wilibald am heutigen merkwürdigen Abende bemüht war, ſeinen Gefühlen über den vor wenigen Stunden gehörten Geſang eine beſondere, von der Sängerin unabhängige Richtung zu geben, ſo wenig gelang ihm dies. Auf ſeinem Zimmer ſchlug er ſogar, um ſich zu zerſtreuen, ſein Reiſejournal über eine ähnliche muſikaliſche Ausführung nach, die ihm heute wieder eingefallen war; allein jede Vergleichung mißlang, jeder Verſuch, das Kunſtmäßige durch Hülfe der Kritik rein und unvermiſcht mit Nebenbildern ins Auge zu faſſen, war unausführbar. Die Sache blieb für ihn eine bloße Begebenheit. Die heutigen Töne ſchienen dem leichthervorgeſchwebten und wieder ſchnell verrauſchten Bilde der Sängerin einzig und ewig anzugehören; die Jugend, die blühende Lebendigkeit dieſer Töne war von dem unſchuldigen Bilde ſelbſt unzertrennlich. So billigte er auch ihr verſchämtes Entfliehen keineswegs, ja er konnte dies nur dem Landmädchen verzeihen: aber dabei war er ehrlich genug, ſich einzugeſtehen, daß ihn doch gerade dieſes ängſtliche Fliehen anzog; daß dieſe zarte Flucht ihn ſelbſt

mit in ein abentheuerliches Land fortriß, welches er noch nicht kannte, wo er aber jene holde Gestalt in reinmenschlichem Lichte wiederfand, und sich in ihrer Betrachtung fast gänzlich verlor.

Bewegt von diesen Gefühlen, trat er an's Fenster, und sah hinaus in die freie Nacht. Des Südwinds milder Hauch, sanftmurmelnd und gesprächig, nöthigte das harte Herz des Winters, in Thränen zu zerfließen. Die Seele unseres Freundes war wunderbar gerührt, und wie er einen großen Schwarm Kraniche über die stille Stadt nach Hainberg hin ziehen hörte, fühlte der Lechzende sich seltsam durch die Finsterniß nach namenlosen Fernen mit hingezogen. Es war die erste laue Nacht, aber mit ihrem schwarzen Schleier kühlte sie seine Phantasieen lieblicher, als eine sternhelle kalte Nacht vermocht hätte. Es wurde ihm bald wohl beim fernen Rauschen der Thauwasser; er sehnte sich, bei diesen Thauwassern zu seyn; zum ersten Male dacht' er wieder mit Durst an Quellen und Bäche; und wie die Hähne ihre Nachtwache abkrähten, kam es ihm vor, als sängen sie aus jenen unbekannten Fernen freundlich zu ihm herüber, und als hätten sie den Tod der Mitternacht noch nie so heiter verkündigt, wie jetzt. Er legte sich gestillt und glücklich nieder.

Als der Tag dämmerte, träumte unserm Wilibald, daß Mathilde vor ihm stehe. Sie war in hellblauen

Flor gekleidet, so wie er sie im Konzert gesehen hatte. Freundlich schien sie ihm für einen Dienst zu danken, den er ihr geleistet haben sollte, und steckte ein Veilchen von ihrer Brust los, um es ihm zu reichen. Der Duft der Blume entzückte ihn schon in der Ferne, und begierig streckte er beide Hände darnach aus, als Minelli auf einmal hervorsprang, und Mathilden unwillig mit sich fortzog. Zürnend wollte der Träumer reden, und konnte nicht. In der Thür endlich wandte sie sich um, blickte von neuem mit liebevollem Mitleid zu ihm zurück, hielt das Veilchen in die Höh, und blies es langsam nach seinem Munde zu. Er fühlte ihren warmen Hauch, in welchem der Blumenduft noch einmal zu ihm schwamm; und beide Arme weit ausbreitend, erwachte er, als eben der rothe Schein des Morgengewölks durch die Fenster leuchtete und an den Wänden umherfloß.

Mit schwärmerischem Lächeln spähte er im Zimmer nach dem Veilchen herum, dessen Geruch er wirklich noch zu empfinden glaubte, und legte sich dann erschöpft zurück, um den schönen Traum noch einmal zu träumen. „Es ist nicht das erste Mal, dacht' er, daß ein weibliches Wesen, welches mir wohl gefiel, im Traume meine ganze Liebe entzündete; und besonders hab' ich oft, wenn mich ein schönes Weib in einem Morgentraume küßte, oder anlächelte, sie mit einer Sehnsucht, Stärke und Inbrunst geliebt, deren himmlischer Zauber mich aus dem

Traum erweckte, und gerade im Moment des Erwachens aufs Höchste stieg, ja nur erst durch das Todte und Irdische des Wiedersehens am folgenden Tage, völlig gelöst werden konnte. Aber dieser jetzige Traum — kann er wohl nur Eindrücke von jener Kürze hinterlassen? Wird und kann wohl dieser Himmelsduft verfliegen, wenn ich sie nun heute wiedersehe?"

Denn, daß er heute nach Hainberg wollte, das konnte er sehr leicht aus den starren Blicken schließen, die er während dieses Selbstgesprächs auf seine Reitpeitsche geheftet hatte. Sein Ankleiden zur gedachten Fahrt, die Anzeige davon an seine Eltern, deren Zufriedenheit damit, und seine glückliche Ankunft in Hainberg, alles dies schien ihm auch so natürlich zusammen zu hängen, daß er erst wieder auf sich aufmerksam wurde, als er den alten Adams in der Thüre stehen sah.

„Stellen Sie sich vor, rief dieser ihm zu, ich habe gestern elf Fische gefangen, und neun davon auch wirklich beim Leben erhalten!" Eben ließ er unter den Linden im Hofe einen Behälter ausgraben, worein er den Brunnen leiten wollte, um seine Schätze aus dem See länger aufzubewahren. „Wie gut ist es, sagte die Nichte, daß Sie kommen. Da hören wir doch wieder von etwas anderm sprechen, als von Fischen. Mein Onkel träumt Tag und Nacht davon."

„Herr Otto, sagte dieser, ist uns auf einmal ein

recht nützlicher Nachbar geworden. Ich habe ihm auch wohl in manchen Stücken zu viel gethan. Er iſt doch ein gar kluger Mann. Hören Sie, ich hoffe nach und nach den ganzen See auszuleeren und zahm zu machen.“ Er that ſogleich ſehr heftige Vorſchläge zu Anlegung eines Teiches.

Oben im Walde bei der Ruine ſollte der Wind einige Bäume umgeriſſen haben. Wilibald hatte nichts eiligeres zu thun, als den Hügel hinaufzuſteigen, um dieſe Windfälle zu beſichtigen. Mathilde umſchlang eben recht herzlich ihren Vater, und Albert ſpielte mit ſeiner Hand, als unſer Freund in Otto's Zimmer trat, und die freundliche Gruppe grüßte. Mathilde erröthete, und der Alte lächelte bedeutend auf ſie. „Willkommen! ſagte er. Wie gefiel Ihnen unſer Duo?“

Wilibald fühlte ſich vom Anblicke Mathildens durch und durch erwärmt. Er ergriff ihre Hand, und ſagte ihr in dieſem Augenblicke beinahe Alles, was er geſtern über ihre Erſcheinung gedacht hatte, und womit jetzt ſeine Phantaſie von neuem überfüllt ward. Bei aller Verlegenheit, mit der ſie ſeinen Beifall aufnahm, zeigte ſie doch eine lebhafte Freude darüber, daß ſie gefallen hatte, und verlangte mit merklicher Unruhe zu wiſſen, was die Geſellſchaft von ihrem plötzlichen Entlaufen gedacht habe. Er beruhigte ſie darüber ſo, daß ihm Otto durch die Bitte Einhalt thun mußte, die Kleine nicht ſtolz zu machen.

Als er besonders ihren Muth bewunderte, meinte sie, von diesem lasse sich eben nicht viel Gutes sagen, und sie wünsche ihm für sein ganzes Leben keine solche Angst, wie sie vor dem Anfang ihres Gesanges erfahren. „Die Menschen alle sahen mich so groß an! sagte sie. Jeder sah traurig oder böse aus; Jedermann schien mich zu fürchten; Niemand wollte mich trösten; auch der einzige Minelli endlich nicht mehr. Ich stand so ganz allein da, in der großen, weiten Welt!“

Wilibald fragte, was ihr in der Folge das Auffallendste gewesen sey. „Unstreitig der Trompetenschall! antwortete sie. Dieser Ton zersplitterte meine ganze Fassung. O gewiß, es ist der durchdringendste aller hohen Töne! Die Pauken erschreckten mich nur wenig, auch hatt' ich schon vorher einmal Trommeln aus der Ferne gehört; aber die Trompeten drangen mir durch Mark und Gebeine. Ich bebte besonders vor dem Gedanken, daß ich hier meinen eignen Ton anstimmen hörte, — aber mit einer Macht, welche die meinige so weit überflog, als der Geier die Taube, und die ich bisher für ganz unerreichbar gehalten hatte.“

„Und zuletzt!“ fragt' er lächelnd. Sie wurde wieder roth. Der Blick, den sie auf ihn warf, schien Mißbilligung auszusprechen, und sie schlug dann mit Sehnsucht die reinen Augen zu ihrem Vater auf. „Kann man

ſich denn ewig beherrſchen? Es war mir ſo weh! Beging ich denn ein Verbrechen?"

„Nein, ſagte Otto, ich ſelbſt war recht im Innern bewegt." Wilibald hätt' ihr zu Füßen ſinken und abbitten mögen. Sie mußte glauben, er ſpiele mit Gefühlen.

Otto bat ihn, dieſe Sache vor Jedermann geheim zu halten, weil er in der Hauptſtadt nicht gekannt zu ſeyn wünſche, auch außer dem Kapellmeiſter dort keinen Bekannten habe. „Aber ich muß Ihnen, fuhr er fort, hierbei erläutern, daß meine Tochter auf einem einſamen Landhauſe erzogen worden iſt, wo ſie in der Religion und den Wiſſenſchaften einen ganz eignen Unterricht erhalten, ſich vor wenigen Zeugen zur Chriſtin bekannt, übrigens aber, außer der freien Natur und einer Menge von Büchern, ſoviel als nichts kennen gelernt hat. Erſt ſeit einem Jahre iſt ſie bei mir; und nur die Dankbarkeit gegen den Kapellmeiſter, der ihr muſikaliſchen Unterricht ertheilte, konnte mich beſtimmen, ſeiner Laune nachzugeben, die Sie ſelbſt höchſt ſonderbar finden müſſen."

„Eigentlich wohl, ſagte Wilibald mit Beſorgtheit. Aber alles iſt ihm ja gelungen; und wie vielen Dank ſind wir Alle ihm jetzt ſchuldig!"

„Lieber Vater, ſagte Mathilde etwas ſchnippiſch, indem ſie hinauslief, der Herr ſpricht nicht einmal wie das andere. Seinem Lob über meinen Geſang will ich

nicht mehr glauben. Es hat mich mehr getadelt, als dein Tadel über einige Stellen des Geſanges."

Otto drohte dem ferner Lobenden. „Der wahre Weg, ſagte er, um die Eitelkeit in einer Bruſt zu wekken, die noch keine Eitelkeit kannte!"

Wilibald lachte. „Glauben Sie mir, ſagte er, ſie wäre, auch ohne mich, bald gekommen. Aber Sie haben geſtern für das muſikaliſche Leben Ihrer Tochter immer viel Entſcheidendes gewagt."

„Ohne von ihrem Muth und ihrer ungewöhnlichen Faſſung überzeugt zu ſeyn, hätt' ich es auch nie zugegeben."

Mathilde kam eilfertig zurück, und bot ihm Frühſtück an. Erſt jetzt, wie ſie ſo vor ihm ſtand, dacht' er wieder an das Veilchen, und bemerkte, daß ſie vor ihrer Bruſt ein Schneeglöckchen trug.

„Schon Blumen? ſagte er verwirrt. Das iſt ſehr früh für unſere Gegend."

„O kommen Sie doch!" rief ſie erfreut, und nahm ihm beim Arme.

„Sey nicht wild! eiferte der Alte. Herr Kronach wird müde ſeyn."

„O gar nicht!" ſagte Albert, und hing ſich an ſeine Seite. Die Kinder geleiteten ihn in den Garten, der am Hauſe lag. Der todte gelbe Raſen bekam hier und da ſchon Farbenpunkte von dem Grün der durchſtechenden

Graskeime, und Mathilde zeigte fröhlich ihrem Gaſt einige fettgewäſſerte Plätze auf einer im Thale liegenden Wieſe, die ſchon hochgrün waren. „So wird, ſagte ſie, nun eins nach dem andern wieder lebendig. Bald iſt der Schnee verſchwunden. Man ſieht keinen mehr, als auf den blauen Berggipfeln dort, und etwa hier an der Mitternachtsſeite der Häuſer und Mauern, wohin die warmen Sonnenſtrahlen nicht dringen.“

„Wenn nur, klagte Wilibald, dieſe Eis- und Schneereſtchen vollends weggeſchmolzen wären! Die ärgern mich immer am meiſten!“

„Ach, an unſerm ſchönen Hügel, ſagte ſie, hat nun der kalte Schnee keine Zuflucht mehr. Er iſt ſo quellig und warm! Die vielen lauen Brunnwaſſer malen ihn bald mit den üppigſten Grasſtreifen wieder grün.“

Jetzt kamen ſie zu den Beeten. Ein ganzer Raſen voll Schneeglöckchen ſtand ſchon in voller Blüthe, und daneben entfaltete auch die kleine Leberblume, das Röschen des Frühlings, ihr röthliches Herz. Um dies Plätzchen herum ſah man ſchon viele von Mathildens kleinen Fußtapfen in der weichen Erde. „O wie gern, ſagte ſie mit glänzendem Blick, hätt' ich die kleinen Blümchen mit meinen Wünſchen früher aus der gefrornen Erde herausgezogen! Wohl zehnmal hab' ich ſie hier mit Namen gerufen. Aber nun ſind ſie auf einmal da. Und nun ſollen Sie auch recht viele bekommen. Die Schneeglöckchen ſind

immer die erſten und die ſchönſten. Sehen Sie nur den reinen weißen Kelch, und das lebendige gelbe Lichtchen drinn!“

Beim Ueberreichen ihrer Gaben machte er die Bemerkung, ſie habe das ſchönſte Blümchen doch ſchon vorher abgebrochen, und zeigte darauf. „Da haben Sie 's auch!“ ſagte ſie, ohne roth zu werden, indem ſie 's gutwillig von der Bruſt abſteckte und ihm gab. „Aber nehmen Sie mir 's nicht übel, das iſt Eigenſinn. Dieſe ſind viel ſchöner.“ Es war ihm ſeltſam zu Muth. Er roch an der Blume, um ſie leiſe zu küſſen. „Schade, ſagte er, daß ſie nicht riechen.“ „Ei, rief ſie, wer wird ſo unerſättlich ſeyn! Da, noch dieſes Leberkraut nehmen Sie mit in die Stadt. Etwas beſſeres hab' ich noch nicht.“

Albert bekam auch von jeder Sorte ein Stück, und nun lief ſie wieder vor Wilibalden her zum Hauſe zurück. Otto kam ihnen entgegen, und Wilibald bat dieſen, ihn mit ſeinem Eigenthume näher bekannt zu machen. Bei dieſer Gelegenheit wurden endlich auch die Windfälle im Walde des Finanzrathes beſehen. Das Wetter war herrlich. Aus weißen Wolkenſtreifen ſchien die Sonne mild vom Himmel herab; die Luft war lau; einige Fußpfade auf dem Raſen waren ſchon faſt trocken, und um den See her ließ ſich im Gebüſche zuweilen ein früher Vogel hören. Der See ſelbſt war noch von den Frühlingsſtrömen trüb, und die Ufer lagen nackt und öde da.

Sie hatten sich warm gegangen, und Wilibald äußerte seine Freude über den heutigen schönen Tag. „Diese ersten Augenblicke des Frühlings, sagte Otto, sind für unser Herz die gesegnetesten des Jahres. Mit ihnen kehrt auch Sonnenschein und Kühnheit ins Herz zurück. Der Mensch fängt wieder an, die schützende Heimath geringer zu achten. Seine Gedanken erheben sich höher und weiter hinaus. Alles Ungemach, alle Standes- und Nahrungssorgen dünken uns leichter. Auf der ganzen Erde scheint es uns eben so wirthbar zu werden, als unter dem bisherigen engen Obdach. Für dieses sind wir hingegen im Herbste so sehr besorgt, wo wir die baldige sichere Ankunft des Winters ahnen. Aber, diese Empfindungen scheinen sich bloß auf das stille häusliche Leben einzuschränken."

„Ich dächte nicht! bemerkte Wilibald. Die Empfindung der Kälte scheint den Menschen überhaupt nicht nur körperlich, sondern auch moralisch feig zu machen. Der ganze Menschenhaufen kommt mir im Winter demüthiger vor, als im Frühling."

„Das ist zum Beispiel der Fall in der Stadt nicht, fiel Otto ein, wo im Sommer die Ebbe, im Winter die Fluth eintritt, und wo freilich im Grund ein ewiger Winter herrscht. Soviel ist indessen wahr, daß die meisten unangenehmen Zufälle des Lebens mir im Herbst immer härter aufficlen, als gegen den Frühling."

„Man müßte, meinte der Freund, einmal die Geſchichte befragen, ob die Summe außerordentlicher Thaten, die im Sommer und auf der ſüdlichen Erde geſchehen, überwiegend gegen die des Winters und der kalten Erde wäre.“

Otto glaubte, das Reſultat würde wenig beweiſen, und ſchwer zu ziehen ſeyn. „Die Quellen der eigentlichen That, ſagte er, ſind mächtiger als alles dies. Selbſtſucht und Ruhmbegierde, mit dem ganzen Gefolge großer Leidenſchaften, verlachen alle Geſetze, und trotzen ſelbſt Elementen und Himmelsſtrichen. Die größere Thätigkeit ſcheint freilich in Norden zu wohnen. Iſt die Rede von großen Thaten, ſo wird die Frage erſt ſchwierig. Aber ſo weit wollt' ich meine vorhinnige Bemerkung gar nicht fortführen; wenigſtens müßten wir da mehr vom Seyn als vom Thun reden. Denn bei dem, was der Menſch iſt, kommt wohl Klima und Jahreszeit ſchon mehr in Anſchlag.“

„Gut, ſagte Wilibald, ſo kommen wir auf das Gebiet des Schönen. Betrachten Sie die Griechen und Italiener in ihren Werken; verſetzen Sie ſich an die Geſtade des Indus und Ganges . . .“

„Wohl! fiel Otto ein. Shakeſpear, den ich hier einzig nennen will, war aber ein Engländer, der in England, vielleicht im Winter, Romeo und Julie dichtete.“

„Das hat Gewicht, sagte Jener, aber wir sprachen vom Ueberwiegenden.“

„Ich kenne das; und an die leichtere Entwickelung göttlicher Kräfte durch Umgebungen des Schönen und Milden glaube ich allerdings. Allein, man geht gewöhnlich, aus nordischer Vorliebe für die südlichen Naturen, im Lobpreisen der letztern zu weit, und vermengt den Geist selbst, — das Göttliche im Menschen, — mit seinem Aeussern. Wenn wir das ganze Reich der alten und modernen Kunst überschauen, so werden wir immer finden, daß das himmlische Genie aus den Verhältnissen des Menschenlebens heraustrat in den Kreis der Freiheit, und unabhängig war von Zeitalter, Zeitgenossen, Stand, Glück, Sprache, Bildung und Himmelsstrich, ja Versen und Prosa!“

Wilibald hatte gegen diesen Satz noch sehr viel einzuwenden. Er versuchte es, seinem Freunde den Unterschied zwischen der dunstigen Themse und dem Klima von Korinth und Neapel anschaulicher zu machen; er bat ihn zu bedenken, wie sehr Behaglichkeit und geistiges Wohlbefinden von der Milde der Natur abhängen; er führte ihn auf Beispiele in Meisterwerken nordischer Dichter, die ins Glühende gearbeitet seyen, und selten eine elegische Stimmung verkennen ließen; er rief ihm Welschland, welches beide kannten, ins Andenken zurück: aber Otto wollte sich nirgends weiter aufs Einzelne einlassen, sondern

meinte, vor der Hand müsse er bei seinem zuletzt aufgestellten Satze stehen bleiben.

Wilibald brachte die meiste Zeit dieses Tages in Otto's Hause zu. Mathilde waltete freundlich umher, kümmerte sich aber nur wenig um ihn, und schien nie aufmerksam auf seine Person, als wenn sie glaubte, er verlange etwas, oder es könne ihm irgend ein Dienst angenehm seyn. All' ihre Mienen und Blicke hatten zunächst auf Otto und den Kleinen Bezug, und der ganze häusliche Ton bewies, daß diese Familie sich sehr zärtlich lieben müsse. Mit dem Singen und Spielen war es heute nichts, weil auf ihrer Guitarre eine Saite fehlte, und das Klavier verstimmt war. Auch schien sie übrigens die Unterhaltung des Fremden sehr gern dem Vater allein zu überlassen und lieber ihren Hausgeschäften nachzugehen. Er erfuhr von Otto'n, daß das junge Mädchen seiner ganzen Haushaltung vorstehe, und ihm nur selten Gelegenheit lasse, sich selbst drein zu mischen.

„Es ist ein sehr interessantes Landmädchen!" sagte Wilibald zu sich selbst, weil er von ihr weg war. Nie hatte er sich einem weiblichen Wesen näher gefühlt, als Mathilden am heutigen Morgen nach jenem Traume; und doch fand er sich schon jetzt weiter von ihr entfernt, als es ihm noch vor wenigen Stunden möglich schien. Gern hätt' er darüber auf sie gezürnt, daß sie so an ihrem Hauswesen hing, aber, mußt' er nicht, nach einigem Ueberlegen,

ihr dieſe Eigenſchaft zur Tugend anrechnen? „Sie iſt, ſagte er noch einmal ſeufzend, ein äußerſt intereſſantes Landmädchen. Ihre Stimme tönt wie die Stimme eines Engels. Aber leider iſt das ganze Weib doch ſchon verkündelt! Konnte denn Otto bei aller ſeiner Klugheit wollen, daß ſie ſo große Neigung zur Kochkunſt ſchöpfte? Konnt' er der Pflege ſo trefflicher Talente die Bildung zur Haushälterin vorziehen? Denn ach! in dieſer Rolle ſcheint ſie ſich, wie in ihrem rechten Fache, ſchon ſehr glücklich und wohl zu befinden!"

Beim Abſchied umarmte er das galante Hannchen recht herzlich, und verſprach ihr, ſie nächſtens auf acht Tage in ſeiner Mutter Haus zu bringen, wo ſie dann alles erdenkbare Schöne der Hauptſtadt genießen ſolle. Die Kleine war außer ſich vor Freuden; und Wilibald, ſo wenig er ſonſt das gewöhnliche eitle Streben nach dem vornehmeren Weſen leiden mochte, wünſchte doch Mathilden ihre Geſinnung über dieſen Punkt. Uebrigens wußt' er nicht recht, ob er auf Otto'n, oder Mathilden ſelbſt zürnen ſollte, da ihm die Tochter in Beziehung auf ihren Vater ſehr frei zu leben ſchien. Sie ſelbſt konnte gar wohl die größte Schuld haben! Sobald er ſich aber die Sängerin wieder dachte, erſchien ihm der harte Vater doch vom neuem am meiſten ſchuldig.

Etwas trüb und verdrießlich kam er wieder in die Stadt. Er nahm ſich noch an dieſem Abende vor, nur

ſelten nach Hainberg zu gehen, wenn ſein Vater es nicht ausdrücklich anders verlangen würde. Minelli kam zu ihm. „Du haſt ſie heute wieder geſehen, ſagte er, du Glücklicher!“

„Wie kommſt du, fragte Wilibald, eigentlich zu dieſer Bekanntſchaft?“

„Der Zufall, antwortete Jener, führte mich im vorigen Jahre einſt in ihre Gegend, wo ich Otto'n, den ich ſchon an einem andern Orte gekannt hatte, wieder fand. Der gaſtfreie Mann nöthigte mich, bei ihm zu übernachten, und da ich zu jener Zeit oft im nächſten Städtchen hauſete, ſo erbot ich mich, ſeiner Tochter Unterricht in der Muſik zu geben. Noch während dieſes Winters und ſeitdem ich hier angeſtellt bin, hab' ich zuweilen dieſen Unterricht fortgeſetzt; denn du kannſt ſchon ungefähr ermeſſen, wie glücklich ich in dieſer Geſellſchaft ſeyn mußte. Haſt du je ein Weib von ihrer Zartheit geſehen? Von ihrem üppigen Wuchs, von ihrer Blüte?“

„Schade, daß ſie auf dem Lande wohnt! ſagte Wilibald froſtig. Ein ſchöner aufſtrebender Geiſt würde ihren Körper erſt verherrlichen.“

„O du Gröntländer! fuhr Jener auf. Du biſt ihres Anſchauens nicht werth! Was willſt du dich um Stand, Ort und Verhältniſſe kümmern! Dieſen allen theilt die wahre Schönheit ihre Adelsbriefe mit. Sieh doch lieber ihr Auge, in welchem reinen, feuchten Glanz es ſchwimmt!

Es ist so blau, wie das Dunkel des heiteren Himmels. Und ihre Lippen — sie leben in jenem Lächeln, welches die Orgien der heiligsten Poesie in der jungen Brust ahnen läßt. Das ganze Bild existirt in einem Rosengewölk, in einem Aether der zartesten Liebe, der sie selbst bei den häuslichen Geschäften umflicht. Ihre Farbe ist nicht roth, aber es schimmert ein glühendes Roth durch die reine Haut; sie gehört zu den Weibern, aus deren ganzer Form eine milde Rosenfarbe blickt; dies gibt ihnen einen ewigen Schimmer, der, besonders bei Blondinen, mit der leisesten Bewegung sogleich als hohe Farbe vordringt, und sie den geschminkten Frauen gegenüber so sehr hebt. Das Weiß der sammtnen Haut glüht überall, und ist doch, außer den Wangen, nicht roth zu nennen. Das Götterblut funkelt unter der reinsten menschlichen Blässe hervor. Aber das macht noch immer ihren höchsten Reiz nicht aus.“

Wilibald zitterte für Mathilden, wie er den verderbten Minelli in einer solchen Gluth über ihre Schönheit sah, und er bezeigte ihm sein Erstaunen. Aber Jener fuhr unaufhaltsam fort: „O, du Kind der Götter! Selig, wer in dein sanftes Auge blicken darf, worin des Himmels Friede wohnt! Selig, in wessen Herz die Zaubertöne deiner Stimme wie ein ferner elysischer Schall dringen! Wer den Hauch dieser Lippen trinkt! Wem dies Auge verschämt und liebend bricht! Für wen es sich einst

mit ungewohntem Zittern zum erstenmal vor Schmerz und Lust verschließt! Selig der Mund, den diese Lippen, von der Sehnsucht geöffnet und gespitzt, in der Nacht der Liebe suchen, und mit heißem Schmerz erfassen! Kein menschlicher Gedanke vermag diese Wonne zu ermessen!"

„Du bist rasend, sagte Wilibald mißbilligend. Kann denn die Sinnlichkeit den Menschen so ganz hinreißen!"

„Keine Sinnlichkeit! schrie er wieder. Ach nein! Wär' ich nur der vielgestaltete Morpheus, daß die heilige Schlafende sich meinen Umarmungen, wie der Frühlingsluft, gefahrlos überließe, daß ich mich mit meinem ganzen Wesen um sie schließen, um die rosigen Glieder schmiegen könnte! Wär' ich nur der kalte Quell, in dem sie badet!"

„Ich höre, sagte Wilibald ernsthaft und nachdenkend, meinen Freund nicht mehr! Ich höre den wilden Sohn des Bacchus aus der Taberne rufen, wo der Wein tobt, und die Unkeuschheit ihre Kriegslieder anstimmt."

„Und doch hast du jetzt Unrecht!" sagte Minelli, indem er ihn mit Wehmuth umarmte. Ach, jenes Busens reiner Athem, durch ihre jungfräulichen Lippen in mich gesogen, gösse meinem ganzen Wesen den Stoff eines neuen, geheiligten Lebens ein!"

Sein Freund drückte ihn still an sich. Er erwiederte es und sagte: „Ich fühle wohl, daß du besser bist, als ich werden kann. Ein solches Weib wird mich nun nicht

lieben. Aber, du hältſt mich für einen gemeinen Wüſtling, und thuſt mir weh. Auch das fühle ich. Du biſt ſehr hart.“

„Du mußt aber jetzt einzig fühlen, ſagte Kronach, was Mathilde bleiben ſoll, und — was du in ihr vertilgen könnteſt! — Verzeih' mir!“

„Tiefer, als du glaubſt, fühl' ich das, guter Kronach. Sieh, ich wollte, bei Gott, ſie liebte Dich — wenn Du's nur irgend verdienteſt! Aber gib mir zu trinken, ich bin ſo durſtig, wie eine brennende Sandwüſte unter der Linie, und jede Trinkanſtalt iſt in jeder Rückſicht zur Löſchanſtalt zu gebrauchen.“

„Ich wollt', es wäre dir noch zu helfen!“ ſagte Wilibald, indem er nach Bouteillen klingelte.

Eben kamen auch Franz und Pinius. Beide wollten mehr von der Sängerin wiſſen, welches aber Kronach und Minelli vor der Hand abſchlugen. Franz war ſehr aufgebracht über die Gräfin. „Es iſt mir heute, ſagte er, im Geſpräch eine äußerſt geringfügige Zweideutigkeit entſchlüpft, und — ſie hat mir verboten, unter acht Tagen bei ihr zu erſcheinen! Sie wächſt uns allen über den Kopf.“

„Das iſt ſo ſchlimm nicht,“ ſagte Wilibald. Franz gehörte nach ſeiner Meinung zu den Menſchen, denen man, um Vieles an ihnen genießbar zu finden, das Meiſte, und dies faſt täglich, verzeihen müſſe. „Du und

Minelli, fuhr er fort, ihr bedürft nur einer ewigen Absolution. Es ist eine höchst verderbliche Anmaßung des Witzes, selbst des ächten, wenn er weder Regel, noch Maas, noch Zeit anerkennen will; und gewiß, auch die Sparsamkeit gehört zu seinen unerläßigen Eigenschaften."

„Ei was, schalt der Assessor, mein Witz ist bezahlt! Was gehts Euch an, wenn ich ihn verprasse, wenn ich ihn in einer Stunde sämmtlich zu Grunde richten will?"

„Freilich wir, sagte Wilibald, wir verschmerzen die Wunden gern, die uns eine liebende Hand schlägt; aber die Gräfin!"

„Ja, du und Pinius, Ihr verderbt sie eben mit Eurer Säuberlichkeit! So groß soll sie denn doch nie werden, daß sie Männer mißhandeln darf! Glänzende Seiten hat sie, aber auch Schatten die Fülle. Nichts kann mich mehr ärgern, als wenn die Frauen, deren Leben ja doch eine einzige Zweideutigkeit ist, die Zweideutigkeiten bestrafen wollen!"

„Heute, sagte der Maler, bist du gerade am wenigsten fähig, die Frauen zu richten. Jedes gebildete Weib muß und will einmal züchtig und keusch genommen seyn."

„Keusch genommen, rief Franz, ist die Gräfin ein üppiges Weib; aufrichtig gesprochen, ist sie falsch gegen die Männer; genau erwogen, ist sie eine Verschwenderin gegen Eure falschen Verdienste; also ist und bleibt sie doch wohl, beim Lichte besehen, ein Kind der Finsterniß?"

„Mag doch der Tadler reden! sagte Pinius. Laßt heute die Liebesgöttin dem Momus zu Gefallen barfuß gehen, so bedauert er morgen, daß der Götterfuß nun doch einmal schon Anlage zu Hühneraugen habe.“

Sie lachten ihn wegen seiner wohlverdienten Strafe aus, und ließen ihn nicht weiter zu Worte kommen.

„Ich habe, sagte zuletzt Franz, gleich Anfangs gedacht, Ihr würdet lachen. Die Verbannung darf auch, da sie mich zum Märtyrer der Wahrheit macht, meinen Stolz keineswegs schmerzen; aber gerade in dieser Woche werden einige Fremde bei der Gräfin eingeführt, zu deren wichtiger Bekanntschaft ich leider nur in ihrem Hause gelangen kann! Euer verdammtes Lachen beweist mir die Wahrheit einer Bemerkung, die ich neulich schon gemacht habe. Vielen Leuten begegnet nämlich, bei jedem wahren Unglück, immer noch ein komisches, und, bei aller Bosheit hierüber, können sie niemals zu einem thränenwerthen, systematischen Elende gelangen; immer findet sich dabei auch noch jenes blos abgeschmackte, lächerliche, vierschrötige oder ärgerliche Nebenelend ein, worüber sich in kein erhabenes oder gelehrtes Klaggeheul ausbrechen, ja nicht einmal ein pathetisches Wörtchen vorbringen läßt. Das Lächerliche bei ihrem Elende benimmt aber diesem niemals die Größe, sondern macht nur, daß sie mit den Füßen trampeln, und über ihre eigne Person zugleich lachen und weinen müssen. Selbst

zu ihrem letzten Stündlein schlägt noch eine eigne Glocke, die einen possierlich knurrenden Ton hat. Eine Posse bringt sie ums Leben. Bei der Nachricht von ihrem Tode will man sich zu Thränen zwingen, und möchte heimlich vor Lachen selbst des Todes seyn. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß mich einmal dieser Fluch der Possierlichkeit belasten könnte, ist mir ganz unerträglich, und Euer Lachen ärgert mich daher noch weit mehr, als mein eigentliches Ungemach."

Sie ließen nicht von ihm ab, bis er angelobte, sich ohne Murren in seine Strafe zu fügen. Der Sängerin zu Ehren versprach er es.

Jeder lieferte nun seine Meinung über den gestrigen Gesang. Alle hatten sich gerührt gefunden, und doch Jeder aus verschiednen Gründen. Den Assessor hatte das Duo am lebhaftesten gerührt. „Wenn ich, sagte er, je auf dieser verderbten Erde noch Unschuld und Natur statuirt habe, so wars gestern. Ihr Blick, als sie dich Sünder ergriff, war so engelrein, so ganz gnadenvoll, als wollte sie das Laster gen Himmel führen."

Den Maler hatte ihr wachsender Muth im zweiten Fortissimo am meisten ergriffen, weil er sich aus ihrem Schrecken bei den ersten Trompetenstößen kein gutes Ende prophezeiht hatte.

„Unstreitig, sagte Minelli, ist die Trompete das mächtigste Instrument auf Erden. Ein Gott, scheint

es, hat sie aus Dodona's Erz geschaffen. Ihr gemeines Schmettern in den niedern und mittlern Bahnen kann nur gemeine Seelen rühren. Es gehört allein den Marktschreiern und Bärenführern. Ich dulde nie einen Trompeter, der nicht bis zur höchsten Höhe seine Stärke behält. Denn es gibt bei vollem Orchester Augenblicke, wo im großen Rauschen der Instrumente, besonders der Bässe und Pauken, aller Diskant, auch bei größter Anstrengung der Geigen, doch verlischt, wo die Seele sich von aller Melodie verlassen fühlt, und hier tritt dieser lichte Ton dann mächtig dröhnend herein, stellt die Einheit her und ergreift wieder das große Kommandowort, den melodischen Strafbefehl, vor dem uns zuweilen die Haut schauert."

Willibald fand, auch die tiefen Töne dieses Instrumentes hätten doch oft merklich auf ihn gewirkt.

„Das werden und können sie nie, antwortete Jener, nämlich für sich allein; sondern nur dann, wenn auf jene hohen zuckenden Töne, wie bei vielen Tonstücken der gewöhnliche Fall ist, das Schmettern sogleich erfolgt. Dann schreiben wir irrig diesem eine rührende Kraft zu, welche doch blos eine spätere Wirkung jener Blitze war. Ich aber bediene mich ihrer Tiefe nie, als im Romantischen oder Komischen, und wo etwa das Horn zu rund ist."

„Ich bin überzeugt, sagte Wilibald, daß sie schon mancher Schlacht den Ausschlag gegeben hat."

„Die Trompete, sagte der Kapellmeister, scheint doch mehr das Herz zum ersten Angriffe zu erheben. Aber beim eigentlichen Metzeln und Fleischhacken leistet wohl die betäubende Trommel mehr, bei deren Brausen der Mensch (einer Person vervielfacht glaubt, und sich (wie der Furchtsame in einer Gesellschaft von Mordbrennern und Böswichtern) verwegener in Tod und Trümmer zu wagen scheint. Die Trompete ist von viel erhabnerer Bedeutung. Der Mensch wird durch ihren Strahl nur tapferer."

„Du hast Recht, rief Pinius; ich erkennte es auch für die größte militärische Wohlthat, wenn beim Arquebusiren alle mögliche Trommeln im Reiche los gelassen würden."

„Selbst das Pferd, fügte Franz hinzu, wird mir eben dadurch achtungswerth, daß es die Trompete so sehr liebt. Wie manches edle Roß, einzig vom wunderbaren Trompetengeschrei gereizt, hat wohl schon seinen tapfern Kornet genöthigt, freiwillig in sein Verderben zu rennen, und sich endlich zum ersten Mal Tubalkains und Barthel Schwarzens niederträchtiger Erfindungen zu bedienen!"

„O, noch kürzlich, sagte Minelli, hab' ich ein Beispiel von der Gewalt der Trompete gesehen. Ich kam

in einer Stadt unter ein herrliches Corps Officiere, die des folgenden Tages ins Feld marschiren sollten, und heute einen Abschiedstag feierten. Sie hatten eine vortreffliche Regimentsmusik, und es wurde unter andern ein Kriegslied von einem neuern Dichter*) abgesungen. Die Melodie war elend, und ich schlug eine andere vor, die ich kannte und noch änderte. Wir hatten Zeit und ehe der Abschied kam, war alles einstudirt. Es war ein Trompeter dabei, der alle mir bekannten übertraf. Kein Mensch war trunken. Man übersah das, was im Texte unpassend war, und hielt sich allein an den ernsten Ton des Kriegs. Beim letzten Verse, den ich verstärkt hatte, schwang sich das heilige Messing mit jubelndem Siegesgeschrei empor; es brachen die Strahlen des Muths aus jedem Auge, und die Arme hoben sich unwillkührlich zum Streit. Sie schwuren, den Tod zu verachten, und selbst die Frauen weinten seltsame, ich möchte sagen, tapfere Thränen, und wollten mit. Ein junger schöner Held riß den Trompeter wie wüthend zu sich. „Mensch, stammelte er, rufe mich in den Schlund der Hölle, ich werde kommen.“ O gewiß, die Kunst ermächtigt den Menschen zur höchsten That!“

„Aber wir müßten, meinte Franz, die Sängerin selbst

---

*) S. Wallensteins Lager, von Schiller.

über ihre Gefühle erforschen. Bringt uns doch bald zu ihr."

„Dies geht, sagte Minelli, ohne besondere Erlaubniß ihres Vaters nicht an. Auch wird's Kronach nicht leiden, daß sie solche böse Buben um sich habe, wie etliche von uns Vieren seyn sollen. Er hat sie schon in eine ganz eigne Protektion genommen. Aber, Ihr werdet in ihrer Nähe alle bezaubert, das schwör' ich Euch zu! Die schönste Blume steht Euch vor den Augen, und Ihr habt nicht das Herz ihr zu nahen; ja, ihre unzugängliche Reinheit erstreckt sich sogar bis auf ihre Gewänder. Ich bin kapabel, sie unmittelbar aus der Küche in den Gesellschaftssaal zu führen, wenn sie nur Zeit hat, die Handschuhe zu wechseln. Ihr wagt es nicht, ihre Kleidung zu berühren. Sie reicht Euch den Arm, und Ihr seht nach, ob Euer Rockermel rein ist; keiner hat das Herz, ihre Hand zu fassen. Und bei alle dem zieht sie alles unwiderstehlich zu sich hin. Wenn sie Euch aus dem Fenster entgegen lächelt, so seyd Ihr auf der Treppe schon vor Liebe des Todes."

Diese Ausrufungen Minelli's, sobald die Rede auf Mathilden kam, machten den Assessor und Maler immer begieriger auf ihre Bekanntschaft. Allein auf Wilibalden, der weiter nichts zu ihrem Lob oder Tadel sagte, machten sie eine besondere Wirkung. Er hätte viel darum gegeben, wenn auch der Kapellmeister sie gar nicht ge-

kannt hätte, und wenn überhaupt von seinen Freunden ihrer gar nicht weiter wäre gedacht worden. Warum? — das wußte er nicht recht. Dann fand er auch Minelli's Schilderungen von ihr viel zu excentrisch und phantastisch; und er haßte alle Uebertreibungen. Wenn er Mathilden mit des Kapellmeisters Gemälden verglich, so fand er zwar an diesen überall etwas wahres, aber seine Bilder blieben doch immer Auswüchse einer schwelgerischen Phantasie, Geschöpfe einer tadelnswürdigen Sinnlichkeit. Auch gab er im Herzen Mathilden fast ungern die mancherlei Vorzüge, die sie doch unläugbar besaß, und die er selbst schon erkannt zu haben glaubte. Die Zurücksetzung seiner Unterhaltung gegen ihre häuslichen Verhältnisse schien die Ursache seines bösen Willens zu seyn. Sie hatte ihn, so kam es seiner Eitelkeit vor, zu wenig bemerkenswerth gefunden; und dabei mußt' er mit Verdruß eingestehen, daß sie auch nicht die kleinste Aufmerksamkeit, die ein Fremder oder Gast nur irgendwo erwarten kann, versäumt hatte. So wie er sich deshalb untersuchte, zog er, zu seinem Schrecken, diese Bemerkungen sogleich aus seinem Innern ans Licht, schalt sich einen eitlen Thoren, und wollt' es Mathilden abbitten. Aber demungeachtet blieb davon noch so manches bei ihm hängen, daß er sich aufs neue vornahm, lange nicht nach Hainberg zu reisen.

Mariane und der Kabinetsrath vereitelten aber seinen Vorsatz schon nach wenigen Tagen. Die erstere bestand darauf, Hainberg jetzt zu sehen, weil die Salen'sche Familie bald auf ihr Gut reisen wollte, und also trieb ihn August so lange, bis er eine Fahrt dahin veranstaltete.

An einem schönen Frühlingsmorgen fuhr die Kronach'sche und Salen'sche Gesellschaft hinaus, und Minelli, der Maler und Franz begleiteten sie zu Pferd. Wilibald selbst hatte dort schon ein köstliches Mahl bereiten lassen, und bot alles auf, um seinen Freunden einen angenehmen Tag zu machen.

Sie kamen gerade in einem sehr interessanten Augenblicke zu Hainberg an, nämlich im ersten lustigen Getöse des Frühlings. Alt und Jung stand vor den Thüren, und sah nach den eben wiederkehrenden Störchen, die, umschwirrt von einem Schwalbenheere, hoch über dem Dörfchen ihre Kreise durch den blauen Himmel zogen, und die wiedergefundene werthe Heimath begrüßten. Kein Gesicht, was nicht lächelte! Die Knaben des Dorfs hatten sich Pfeifen und Schallmeien von neubesafteten Weidenzweigen gemacht, und reckten die Köpfe bausbäckig gen Himmel, um die alten theuern Gäste vieltönig anzublasen. Die Sonne schien hell und mild, und der frohe Landmann ergriff in diesem heiteren Getöne mechanisch das Säetuch und Joch. Das muthwillige Vieh

ſprang, die gelenken Glieder ſchüttelnd, aus den Ställen hervor.

„Gottlob, ſagte Herr Adams, nach zahlloſen Reverenzen; Gottlob! Nun dieſe Glücksvögel, Störche und Schwalben, wieder da ſind, haben wir keine Kälte mehr zu fürchten!“

Er ſchien ſich auf dieſer reizenden Fabel wie auf einem arkadiſchen Roſenzweige zu wiegen, und Pinius bemerkte ſogleich, es ſey Todſünde, ihn durch Zweifel herabzuwerfen; Jedermann geſtand auch ein, daß ſein in dieſem Satze liegendes reines Vertrauen, und ſein glaubenvolles Auge weſentlich zu der ganzen Scene gehöre, und ſie eigentlich ins Reich der Poeſie hinaufhebe.

„Dort ſchwebt er herab!“ rief Wilibald, und zeigte Marianen, wie ſich eben das Storchweibchen auf das Neſt, welches auf dem Dach eines benachbarten Bauernhauſes erbaut war, aufſetzte, und das Männchen klappernd zu ſich lud. Die Knaben ſchrieen Jo, Ja, Jo, befangen die Störche, ſchimpften ſie und gaben ihnen Spitznamen; dazu ſchrieen die weißbrüſtigen Schwalben, und kämpften mit den kreiſchenden Sperlingen um die böslich okkupirten Neſter. Die Knechte des Verwalters klatſchten, und trieben das Vieh an, um aus dem Hofe zu kommen, weil die muthwilligen Mägde Waſſerſtröme nach ihnen goſſen, welches die hier gebräuchliche Nothtaufe beim Anheben der erſten Saat war. Den allgemeinen Lärmen vermehrte der ro-

mantiſche Schellenklang der Kronach'ſchen Schäferei, welche nah' am Hauſe über den Hügel hinwallte. Und der Kuhhirte ſtieß unten im Dörfchen aus Leibeskräften ins Horn, mit einer Höhe und Reinheit, vor welcher ſelbſt Minelli aufſchrie, und behauptete, der Kerl ſey eine poetiſche Perſon.

Die Geſellſchaft ſonnte ſich einige Zeit in dieſer lieblichen Auferſtehung, und Niemand war dabei, dem nicht an der warmen Luft die Bruſt freudiger athmete. Dann nahm man feierlichen Beſitz vom Gutshaus, und ließ ſich Hannchens Frühſtück trefflich ſchmecken. Das gute Kind ſah ſich von Jedermann, ſelbſt von ihrem jungen Herrn, gelobprieſen, und wußte all dieſer Seligkeiten kaum habhaft zu werden.

„Ich ſehe wohl, — ſagte der Finanzrath mit einer gewiſſen heitern Wichtigkeit zu ſeinen Söhnen, indem er, wie ein ächter Eigenthümer, an der Decke des Zimmers umher ſah, — ich muß dieſes Gut ſo wirthlich machen als möglich iſt. Aber, dazu gehört freilich ein neues, ſchönes Haus; und — das wird mich viel Geld koſten!"

Wenn der Finanzrath von wichtigen Geldausgaben ſprach, ſo mußte ſelbſt der größte Bonvivant einen Augenblick nachdenkend werden, und Achtung für ſeine Mienen haben, worin die gründliche Kenntniß vom Werthe des Geldes, und die wahre Anlage zum grundreichen Manne ſich lebendig ausdrückten. Das ſichere Funda-

ment, worauf er seine Plane bauen konnte, war bekannt; aber die Wichtigkeit, womit er diese behandelte, interessirte doch Jeden; und seine bekannte Gutmüthigkeit erregte auch fast bei Jedem den Wunsch, daß seine Unternehmungen gelingen und gedeihen möchten. „Indessen, fuhr er fort, ist es so schön hier, daß ich Willens bin, mich keine Kosten reuen zu lassen, um dies Haus zu bauen, und noch im Herbste bewohnbar zu machen. Vielleicht können wir dann künftigen Sommer, wenn uns Gott beisammen läßt, es bewohnen; denn ich finde die Luft hier doch viel anders für einen alten Mann, als in der schwermüthigen Stadt."

Jeder that ihm nun Vorschläge, und der Assessor sprach mit so vieler Sachkenntniß über das Bauwesen, daß ihm der Alte ganz gewogen wurde. Er gab ihm die schicklichsten Mittel an, wie er den Bau bald, und doch solid herstellen könne, und nannte ihm einen Baumeister, dem er ohne alle weitere Aufsicht das Geschäft für eine bestimmte Summe überlassen könne. Alles nahm nach und nach Antheil an dem neuen Hause, und man zog hinaus, um den Platz zu wählen wo es stehen sollte. Dieser wurde eine Strecke vom alten Hause weiter aufwärts verabredet, wo die Aussicht sich schon erweiterte und der Baumeister Terrain und Freiheit im Ueberfluß hatte. Die jungen Leute steckten den Platz mit Reifern ab.

Wilibald ſtand auf der Mitte dieſes Raums. Die Geiſter künftiger Bewohner umſchwebten ihn. „Wer wird hier leben, wer wird hier ſterben?“ rief er unwillkührlich aus.

„Du, oder ich, ſagte Auguſt; oder wir beide.“ Er reichte ihm die Hand entgegen. Die Alten hatten ſich entfernt. Wilibald ſchlug ſanft in ſeine Hand ein. „Ach, Auguſt, ſagte er, es wird nicht ewig ſeyn wie heute.“ Es war ihm aufgefallen, daß ſein Vater ſich einen alten Mann genannt hatte. Mariane fuhr bei Wilibalds Worten ſchnell herum, und ging haſtig auf die Seite. Indem Auguſt es bemerkte, winkte er ſeinem Bruder, daß er abbreche.

Die Alten ſtellten ökonomiſche Unterſuchungen an, und die Jungen wandten ſich gegen den See. Man kam durch einen engen verwachsnen Pfad an ſeine niedrigſten Ufer, wo Otto's Kahn befeſtigt war. Während Wilibald Marianen fuhr, kletterten die Uebrigen an den Uferwänden herum, bis ſie ſich endlich oben bei der Ruine alle wieder zuſammenfanden, wo eine allgemeine Bewunderung der reizenden Ausſicht anhob.

„Eigentlich, ſagte Wilibald, kommen wir zu frühe hierher. Das Licht dieſes Tages iſt wohl mild, aber die Erde iſt, außer den Saatfeldern und Wieſengründen, noch faſt ganz todt und ſchmucklos. Der Wald ſtarrt

rauh und zackig empor, und erwartet noch seine schönen grünen Gewölbe. Freilich. . .“

„Ja freilich! sagte Mariane verweisend. Ist das wohl redlich gedacht, mein Freund? Sind denn diese frühen Waldblumen nichts! diese hundert schlagenden Rothkehlchen und zirpenden Blaumeisen, diese schwellenden Birkenknospen, (sie faßte ganze Zweige voll zusammen, und streichelte sie) ist das alles nichts! Muß denn das Ganze sogleich grünen und blühen?“

„Sie haben gewiß Recht, sagte Pinius. Mich reizt die Natur im Werden, im Entwickeln ihrer bildsamen Keime immer am meisten. Es thut mir allezeit leid, wenn ich einen Wald schon geschmückt finde, ohne daß ich sein werdendes Grün sich in stiller Kraft entwickeln sah. Gewöhnlich versäumen wir die schönsten Genüsse über vorlauten Wünschen nach größeren und reicheren. Die Blumenknospe soll geschwind aufspringen; das zarte Wiesengrün soll auch noch mit Blumenschmelz durchwebt seyn; die Waldknospen sollen eine grüne Nacht schaffen; die jungen blassen Saaten in blaugrünem Triebe das Land bedecken; die Fruchtbäume röthliche und weiße Wellen bilden, und die Nachtigall soll im März singen! Alles kommt endlich; und nun — ist das Ziel unserer Wünsche da, und die Natur bestraft uns durch das Vorrücken ihrer ewigen Schranken. Es bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig; aber — viel zu betrauern! Die

Blume ſteht entfaltet da, um dem Stengel bald zu entfallen; den vielfarbigen Wieſengründen droht ſchon die Senſe; das Grün des Waldes nimmt mit ſeinem vollendeten Blätterwuchs ſogleich ein ernſteres ahnendes Dunkel an; die Saat färbt ſich zum Schoſſen bleich; die Blüthen werden ein Raub des Windes, und die Zeit der Nachtigallen iſt ſo bald vorüber! Ach, vom endlich erklimmten höchſten Punkte des vollendeten Lebens ſchauen wir ſogleich jenſeits in öde Tiefen des Todes!"

„Und das rührt Sie nicht!" ſagte ſie, und ſah Wilibalden verſchmachtend an.

„Es iſt ſehr wahr, antwortete dieſer, und ich ſelbſt denke ſo wie meine Freunde; aber es gibt, noch während des Aufſtrebens der Natur, doch eine Zeit, wo ich am glücklichſten bin. Sie wird in kurzem erſcheinen, wenn der Wald ein verworrenes Hellgrün trägt, und die Blüthen ſo gierreich aufſpringen. Niemand wird mich deshalb tadeln, daß ich etwas mehr verlange als dieſe Nacktheit?" Minelli und Franz ſtimmten ſeiner Meinung bei.

„Nacktheit? ſagte Plinius, indem er ein ganz verborgnes Blümchen abbrach und in die Höhe hielt. Ihr ſeyd Schwelger! Und wenn Ihr das Mehrere habt, ſo wollt Ihr wieder das Meiſte, und dann iſt das zarte erſte Wenige doch ſchon dahin!"

„An der vollen Bruſt des höchſten Lebens wünſch' ich zu erblaſſen, ſagte Minelli. Je reicher, je beſſer.

Zur Ueberfüllung lassen's die haushälterischen Götter schon nicht kommen."

„Aber Ihr Andern, sagte Franz, wollt Euch gutwillig dem Strome der Natur überlassen, ohne die geringste Reflexion dabei zu wagen. Ihr wollt, wie gute arme Kinder, Eure tägliche Portion trocknes Brod ohne Murren essen, ohne elegische Hinsicht auf Speck und Braten."

„O, an Elegieen wird's nicht fehlen! sagte Minelli. Im Mai müssen sie ohne Zweifel schon Stoff genug zu Jeremiaden auf den Frühling finden."

„Und warum nicht!" fragte Wilibald, der nun völlig auf Plinius und Marianens Seite übertrat. Mathildens Frühblumen fielen ihm ein. „Ist doch, sagte er, die Schneeglocke schon jetzt verblüht, und selbst ihr kleiner schilfiger Busch bleicht nun dem Tode entgegen. Habt Ihr sie gesehen? Gewiß, der Frühling geht, wie die Jugend, meist ungenossen vorüber. Immer strebt der Mensch vorwärts. Freilich thut er dies auch wohl im Herbst und Winter; aber es durchdringt mich jetzt recht im Innersten, daß wir oft im Frühling die zartesten seiner Kinder so vernachlässigt sterben lassen."

August erklärte sich für Minelli und Franzen. „Ein großer Theil des menschlichen Erweiterungstriebs, sagte er, liegt im Herzen. Das Herz kann nie zu reich werden."

„Seine Fülle, setzte Minelli hinzu, fließt noch in seligen Thränen über.“

„Seine Wünsche, fuhr Jener fort, sind unendlich; und da, wo ihnen die Naturgesetze ihr Ziel stecken, resignirt sich das große Herz willig und erhaben.“

„Wenn ich, fing Franz wieder an, mir im Herbste den Frühling zurückwünsche, so gibt mir sogleich das Gewissen einen Verweis. Es verlangt diese Resignation; es findet jenen Wunsch höchst unschicklich und vermessen. Ihr studirt, und Wir handeln und überblicken. Aber Euer blindes, von Wünschen leeres Leben muß dann, wann die Rosenzeit vorüber und die Oede wieder eingetreten ist, in puren Elegieen verwimmern.“

„Gerade das Eurige! entgegnete Vinius. Eure Resignationen werden von den unsrigen verschieden seyn, wie der Selbstmord von der bußfertigen Reue. Unsere stillen Wünsche und Freuden halten mit der Natur gleichen Gang, und die Heilige nimmt sie mit sanfter Hand wieder von uns in ihren schönen Kreislauf zurück, um sie bald von neuem über uns zu gießen. Ihr überflügelt ihre schönsten Freuden. Ihr tadelt die Natur, die den Lauf der Sonnen eben so geregelt hat, wie die enge Blüthenzeit des armen Veilchens. Nur als gemeine Geister, als Fremde erscheint Ihr der Natur; nur die Anbetung verstattet sie Euch, während wir mit der sanften Macht des Geliebten in ihre tiefsten Geheimnisse einbre-

chen, und ſatt und ſelig an der göttlichen Bruſt liegend, ihre heiligſten Chiffern enträthſeln.“

Mariane ging vorüber und ſagte, indem ſie dem Maler die Hand drückte: „O Jammer, daß ich nicht mit meinem ganzen Leben zu Ihrer Partei gehören kann!“ Pinius blickte ſie ernſt und traurig an.

„Was nützen uns auch am Ende dieſe Parteien!“ ſagte Auguſt.

„Du möchteſt gern wieder ſagen, Freund, was nützt der ganze Streit?“ rief Wilibald, der zuletzt keinen ſonderlichen Antheil am Geſpräche genommen hatte, und ſich nach Etwas zu ſehnen ſchien. „Aber das macht, du ſprichſt lieber von dem, was der Menſch ſoll, als was er will und thut.“

Hierüber erhob ſich ein für Alle beluſtigendes Gezänk der beiden Brüder. Bald fand unſere Geſellſchaft einmüthig, daß es heute recht ſchön hier ſey. Man ſcherzte, und jagte ſich über Stock und Stein. Selbſt Mariane ward ganz ausgelaſſen, und Auguſt trug ſie vor übermäßiger Freude ganze Strecken weit in den Armen.

Als Wilibald auf dem Rückwege die Spitze von Otto's Hauſe durch die Gebüſche blicken ſah, gab er dem Kapellmeiſter einen Wink, mehr ſeitwärts abzulenken. „Mariane ſollte ſie aber doch kennen!“ dacht' er dann wieder, und blieb etwas zurück. In dieſem Augenblicke ging der lange Michel quer an ihm vorüber. „Iſt dein

Herr zu Hause?" fragte ihn Wilibald leise. „Keine Seele, sagte Michel freundlich. Alles ist dort unten und rottet Büsche aus. Und meine Jungfer geht eben fort und trägt den Arbeitern das Essen hinab."

„Nein, sie kann Marianen nicht gefallen!" sagte er still und erbittert. Er zürnte sich selbst darüber, daß er doch in Otto's Haus gewollt hatte. In diesem Augenblicke hätte er ihm Bitterkeiten sagen können. Es reute ihn sogar, daß er Michels gefragt hatte. So unlustig ihn indessen Michels Nachrichten machten, so schnell ließ er sich doch wieder von der allgemeinguten Laune mit ergreifen, die während des Mittagsessens die Gesellschaft belebte. Die beiden Mütter waren von der milden Landluft so erbaut, daß sie selbst vorschlugen, unter den Linden Kaffee zu trinken.

„Sie erlauben uns doch, sagte der Kapellmeister zum Finanzrathe, daß wir diesen Sommer recht oft hier hausen dürfen?"

„O, das alte Haus, rief Mariane dazwischen, dürfen wir ja wohl nun nach und nach verwüsten!"

„Noch mehr als das! sagte der Alte, und nannte sie heute zum ersten Mal Du, und mein Töchterchen. Ich will auch von den diesjährigen Einkünften des Guts keinen Heller haben. Sie sollen dein seyn, und Ihr sollt sie hier verprassen — aber auch nur hier."

Sie fiel ihm um den Hals. Bis zur Zeit des ersten

Ertrags wollte er ſogar einen Vorſchuß thun. Augenblicklich beſtellte ſie nun Wilibalden zu ihrem Oberverwalter und Rechnungsführer. „Ich bin, ſagte ſie, eine junge Anfängerin; Sie ſollen meine rechte Hand ſeyn, da ich Sie für den Ehrlichſten halte. Aber der kleinſte Betrug wird ſogleich den Verluſt Ihres Dienſtes nach ſich ziehen.“ Auguſt wurde zum Juſtizminiſter ernannt, falls etwa die Gäſte unartig ſeyn ſollten.

„Vor allen Dingen, ſagte Minelli, müſſen wir ein Inventarium von muſikaliſchen Inſtrumenten herſtellen.“

„Und, fiel Pinius ein, auf der Ruine eine Werkſtätte einrichten, das alte gothiſche Zimmer gehörig dekoriren;“

„Und, ſchrie der Aſſeſſor, den Grund zu einer Hainberger Bibliothek legen; eine Gewehrkammer, mit Rappieren, Säbeln, Jagdflinten —“

„Meine Herren, proteſtirte Mariane, indem ſie einen Schritt zurücktrat, zerreißen Sie mich nicht, wenn ich bitten darf! Wofür hab' ich denn meine Kammer? Soll ich den Juſtizminiſter rufen?“ Eben umarmte er ſie, und die Herren wandten ſich an die Kammer. Wilibald berichtete in continenti ad Serenissimam, und es wurde zu Anſchaffung der nöthigen Inſtrumente und Dichter eine hinreichende Summe bewilligt. Franz und Minelli ſollten dazu committirt werden, die Summe zweckmäßig zu verwenden. Noch wurden, auf einen Officials-

bericht der Kammer, verschiedene Bewilligungen zu Anlegung von Lauben und Blumenstücken im Gemüsgarten, zu schönen Gartenbänken, steinernen Tischen und Rasensitzen bei der Ruine und im Walde um den See her, auch zum Aushauen und Anlegen bequemer Fußwege am See gemacht; und endlich rückte die Nichte mit einer Supplik um einen größern Kahn hervor, welche unter lautem Beifalle durchging, und selbst dem alten Adams, welcher dazu kam, und über all' die Plane den Kopf schüttelte, ein billigendes Lächeln abzwang. Aber nun beschloß man auch, auf dringendes Bitten des Geheimenraths, denn der alte Kronach mischte sich nur noch als unparteiischer Dritter in die Sache, recht sparsam zu seyn, weil man sich die Lebensmittel nicht abschneiden dürfte, deren Zufuhr nur im höchsten Nothfall aus der Stadt her erlaubt seyn sollte.

Der Geheimerath versprach, sie nicht bankerott werden zu lassen, und die ganze Dienerschaft wollte Gut und Blut daran setzen, den Sturz ihrer Gebieterin abzuwenden.

„Dazu rath' ich nicht, sagte der Finanzrath. Was ich bestimmt habe, ist nun einmal in Ausgabe geschrieben. Aber weiter dürft Ihr auch auf gar nichts rechnen. Macht sie ein Falliment, so muß sie als eine unglückliche Prinzessin darben. Denn alles Schuldenmachen leide ich durchaus nicht."

August trieb jetzt ängstlich zur Abfahrt, um wieder an seinen Schreibtisch zu kommen. So lange wie heute hatte seine Lust und Herrlichkeit seit geraumer Zeit nicht gedauert; auf dem Rückwege versprach er Marianen unaufgefordert, diesen Sommer recht oft in Hainberg zu seyn, welches ihn ganz bezaubert habe.

Der Finanzrath ließ am folgenden Morgen sogleich den ihm empfohlnen Baumeister rufen. Er betrieb diese Angelegenheit mit einem Eifer, welcher sonst nicht in ihm lag. Dabei sprach er fast beständig von Marianen, und suchte den Kabinetsrath mehr als sonst von seinem arbeitsamen Leben zu ländlichen Geschäften und häuslichen Angelegenheiten hinzuziehen. Auch Wilibald zeigte viele Wärme für diese Sache. Er stellte alle Arbeitsleute, die er bekommen konnte, sogleich an, um die Verschönerungen in Hainberg recht bald, und Marianens Wünschen gemäß, fertig zu sehen. Da das Salen'sche Gut, Felseneck, zwei Stunden von der Stadt, und zwei Stunden von Hainberg lag, so war dieses Dreieck für die Zusammenkünfte beider Familien sehr bequem. Der Plan für den Sommer war der, daß Kronachs zuerst vierzehn Tage in Felseneck zubringen sollten; während dessen sollte Hainberg auch zum Uebernachten eingerichtet werden, und dann der beständige Zusammenkunftsort zwischen der Stadt und Felseneck seyn, bis der Herbst, und die Hochzeit Marianens herbeikämen.

Salen's reiſten einige Tage darauf ab. Mariane war ſehr bewegt, als ſie im Kronach'ſchen Hauſe Abſchied nahm. „Das kommt, ſagte der Alte, davon her, daß du die Sache ſo weit hinausgeſpielt haſt.“ Sie küßte zuerſt ihren Bräutigam, dann die Mutter und den Alten, an deſſen Halſe ſie ſo heftig zu weinen anfing, daß er ſelbſt weich wurde.

„Adieu, Wilibald!“ ſagte ſie dann zitternd, und reichte ihm die Hand.

„Denken Sie an Hainberg! ſagte er freundlich. In Hainberg wird's ſchön ſeyn.“ Sie umſchlang ihn wie außer ſich. „O, wir müſſen uns ſchon ſo früh trennen!“ ſchluchzte ſie, und hing ſich wieder an Auguſten.

„Bald kommen wir ja nach,“ tröſtete der Alte, und ſie flog fort.

Wilibald wurde einige Tage darauf von ſeinem Bruder ſehr unangenehm aus der bisherigen Ruhe geweckt. Der Rath Sello hatte dieſen gefragt, ob ſein Bruder ſich wohl zu der bewußten Stelle melden werde. Und Auguſt war, nach Wilibalds Meinung, ſo unbeſonnen geweſen, ihm eine Antwort hierauf zuzuſichern, um welche dieſer nun ſehr verlegen war. Er fühlte wohl, daß dieſes Amt für ihn paſſe, daß es vielleicht im Staate das einzige ihm angemeſſene ſey; ja, er hatte ſeit einiger Zeit gefunden, daß er ſelbſt dieſem Amte wohl beſſer als

Sello vorzustehen im Stande seyn werde. Aber des dürftigen Sello's Glück schien unter den vorliegenden Umständen fast einzig von Erlangung der Stelle abzuhängen; und dieser Gedanke machte ihm die ganze Sache völlig zuwider. Gleichwohl forderte es sein Vater fast unbedingt von ihm, daß er sich melden solle, weil besonders mit dieser Bedienung sehr schöne Aussichten in die Zukunft verbunden waren, und der Alte hatte ihm ja nur noch Zeit zu seiner eignen Ueberzeugung zugestanden, nicht Freiheit zu willkührlicher Wahl.

Das Beste schien ihm endlich, seinen Bruder zu bitten, daß er dem Vater nichts hiervon eröffnen, sondern Sello'n sagen möge: er sey noch nicht bestimmt. Sein Bruder war glücklicher Weise hierzu sogleich bereit. „Vielleicht, sagte Wilibald, bin ich so glücklich, da ich Zeit gewinne, indessen selbst etwas für Sello'n zu thun."

Dies letztere konnte er mit Grund hoffen, da der Minister allmächtig war, und allem Anscheine nach ihn vorzüglich schätzte. Er hatte ihm nicht allein bei mehreren Kollegien den gewöhnlichen ersten Zutritt verschafft, sondern ihn auch auf seine Bitte schon viele, und unter diesen einige wichtige Sachen arbeiten lassen, deren Behandlung sein Bruder, der ihm hier alles galt, gebilligt, und der Minister öffentlich gelobt hatte. Einst gestand ihm der Graf selbst bei Durchgehung einer seiner Arbeiten, daß schnell und gutgefaßte Gesichtspunkte, einfacher aber voll-

ständiger Plan, und richtige Ordnung der Gedanken ihn vor vielen guten Arbeitern auszeichneten. Ueber die bewußte Stelle hatte er indeß noch nie mit Witibalden zu reden angefangen. Dieser bemerkte aber einige Male, daß ihn der Graf plötzlich rufen ließ, um über eine bestimmte Angelegenheit mit ihm zu reden, mit welcher er ihn dann immer bis auf die kleinsten Details bekannt machte. Dann sah er es gern, wenn Witibald mit seiner bescheidenen Freimüthigkeit sich nun weitläufig über die Sache herausließ, wobei er ihn nie unterbrach, zuletzt gewöhnlich viel heiterer ward, und dann meistens äußerte, sein junger Freund denke sehr richtig über die Sache. Der kluge Mann schämte sich nicht, seine Meinung dem Urtheil eines jungen Kopfs, dem er genugsame Diskretion zutraute, und der hier ganz unparteiischer reiner Mensch war, zur Prüfung zu unterwerfen. Dagegen war Witibald auch versichert, daß ihn der Graf mit keinem halbwahren Satze gegen sich aufkommen ließ. Aber diese Freundschaft des Ministers gab ihm gegründete Hoffnung, daß auch einst sein erstes Gesuch gewiß keine Fehlbitte seyn werde.

Um diese Zeit that die Gräfin einen Schritt, welcher von der höhern Klasse durchaus gemißbilliget und von der ganzen Hauptstadt auf sehr verschiedene Art beredet wurde. Es war ein allerhöchster Geburtstag; bei dieser Gelegenheit gab der Minister unter andern einen Prachtball, wozu

eigentlich nur der Adel gezogen werden konnte. Einige Tage vorher eröffnete die Gräfin Wilibalden, er werde eine Einladung erhalten. Dieser verbat es, und führte zum Hauptgrunde hiervon an, man würde glauben, seine Familie suche ihren alten Adel wiederum geltend zu machen.

„Gut, sagte sie, daß Sie mich hieran erinnern. Ich muß und will einmal der Welt zeigen, wen man achten soll.“ Sie drückte mit einem gewissen seelenvollen, schwärmerischen Lächeln ihre Hand auf seine Lippen, und brach das Gespräch ab. Des andern Morgens bekamen zugleich mit dem Assessor auch er, Minelli und Pinius Billette. Franz wollte sich todt lachen. „Es wird, sagte er, Gesichter setzen, zum Küssen! Die Sache kann aber nun nicht mehr geändert werden. In jedem Falle verlaßt Euch nur auf den Grafen; ich kenne ihn über diesen Punkt schon.“

Salen's waren bereits in Felseneck, und man hatte sie nicht einladen lassen. Pinius und Minelli wußten jeder eine sichere Partie zum Tanze; nur Wilibald, dem die Sache überhaupt, seiner Privatgründe wegen, nicht angenehm war, hatte keine bestimmte Aussichten, da Mariane abwesend war. „Sie mag es ausfechten!“ dachte er endlich, und ging mißvergnügt auf den Ball.

Die Gesichter waren freilich so, wie man sie erwartet hatte. Allein bald wäre die Sache doch ernsthafter

geworden. Sie schickten einen streitbaren Officier an Minelli, weil ihnen dieser der Flüchtigste schien. Der Mars mußte ihm eine Frage wegen des Orchesters thun. Dem hitzigen Kapellmeister, der hier die Kunst angefallen sah, schoß augenblicklich der Kamm, und er sagte Jenem eine französische Zweideutigkeit, deren Beantwortung sogleich entscheidend seyn mußte. Franz stellte sich an die Seite seines Freundes. Aber im Hui nahm der Graf das Wort auf eine so eingreifende, und zugleich doch so unwiderstehliche Manier, daß die Aeußerungen des Officiers unvermerkt zur Verbindlichkeit wurden, und an keine weitern Folgen zu denken seyn konnte. Man setzte sich erst nachdem der Ball eröffnet war zum Spiele; die Gräfin war nicht wohl, und wußte Wilibalden zu ihrer Spielpartie zu ziehen. Dieser mußte den Grafen bewundern, wie unmöglich er es machte, Minelli und den Maler in irgend ein Gespräch zu verwickeln. Erst als beide wirklich tanzten, nahm der Graf seinen Abschied von der Gesellschaft, und ging zum Spieltisch.

Nach einer Stunde raunte Franz unserm Helden ins Ohr, Minelli lehre sie schon Tänze und Künste, und Plinius habe vorgetanzt; der Officier sey ihr bester Freund. Die Sache ging natürlich zu. Man hatte vorher geglaubt, alles sey eine eigensinnige Laune der Gräfin, und der Minister werde, sobald man sich dagegen setze, zur Vernunft zurück kehren, und sich leidend verhalten.

Alle deßfallsigen Versuche vor dem Balle waren freilich bereits mißglückt, und der Officier, ein sehr wackrer Mann, hatte seine Rolle nur ungern übernommen. Nach dem entscheidenden letzten Schritte des Grafen war aber nun nichts weiter übrig, als, sich für diesmal zu fügen. Dazu kam, daß zufällig dieser Officier und unsere vier Freunde die besten Tänzer waren, und daß Jener sogleich im Anfange mit einem Neveu des Grafen über einen Tanz in Streit gerieth, welchen Plinius auf die an ihn gelangte Appellation ihrer Damen zum Vortheil des Officiers entscheiden konnte und mußte. Die Frauen, welchen es, des starken Spiels wegen, an Tänzern fehlte, waren schon beim Anfange von den beiden leichtfüßigen Künstlern erbaut; es wurde bald zur Mode des Zirkels, mit ihnen zu tanzen, und nun kam in kurzer Zeit ein Leben in diesen Tanz, welches man weder vorher hatte hoffen können, noch sonst von dergleichen Bällen gewohnt war. Und darauf eben hatten die Gräfin und ihr Gemahl gerechnet. „Man muß nun, hatte der Graf zu Wilibalden gesagt, unsere Männer selbst gewähren lassen. Aechte Sitte und Künstlertalent bahnen sich selbst, bescheiden, aber sicher den Weg, auch durch die ängstlichsten Vorurtheile. Des Künstlers inwohnender Gott muß sich überall verkündigen, überall glorreich die irdischen Meinungen überwinden."

Jetzt, da der harmonische Wirbel im großen Um-

triebe war, ſagte die Gräfin, indem ſie ihre Karte abgab, zu Wilibald: „Wollen wir's doch einmal verſuchen?“ Der Graf bemerkte es, und rieth ihr ab. „Guter Ludwig!“ ſagte ſie und küßte dankbar und zärtlich ſeine Hand. „Nur dies noch!“ — Die Erſcheinung war im Saale, nach der jetzigen Lage der Sachen, im Ganzen willkommen. Gegen Wilibalden hatte man, aus den erwähnten Urſachen, am wenigſten einzuwenden, und überdies war ſeine Familie, als eine der reichſten und wohlthätigſten, allgemein beliebt und geehrt. Auch war der Geiſt der Luſt ſchon mächtig über die Frauen gekommen, und die Meiſten hatten der Tyrannin verziehen. Minelli mußte jetzt einen allgemeinen Tanz erbauen; wie ein Genius der Kunſt ſchwebte er durch die Reihen, und ſeine blühende Beſchützerin führte das' Ganze ſo aus, daß am Ende ſich Jedermann ſagen mußte: ſie iſt doch ein höchſtliebenswürdiges Weib! Unmittelbar darauf ſetzte ſie ſich erſchöpft an den Spieltiſch, ließ ihren Tänzer im Saal, und dieſer fand am Morgen, daß er noch nie ſo viel und ſo gern getanzt habe, als dieſe Nacht.

Des folgenden Abends wurde der Fall im Konſeil unſerer Freunde genau unterſucht. Faſt alle Meinungen fielen dahin aus, die Gräfin habe Unrecht gehabt, beſonders, da ſie keine Damen bürgerlichen Standes eingeladen hatte. Selbſt Franz trat dieſem Urtheile bei. „Ich müßte, ſagte er, wohl vorſichtiger mit meiner Meinung

ſeyn, wenn Ihr mich nicht alle ſo genau kenntet. Soll einmal eine Geſellſchaft aus einer gewiſſen Klaſſe beſtehen, ſoll etwas in Stand und Rang geſetzt werden, ſo muß ſie auch dieſen Begriffen gemäß wirklich verſammlet werden, oder ſelbſt ihr Name verändert ſich eben ſogleich. Daß die Sache hier gut, und ſehr gut ging, lag blos in der eignen Grazie der Gräfin und in der außerordentlichen Gewandtheit ihres Mannes, zum Theil aber, ohne Ruhm zu melden, in Euch ſelbſt. Allein, es blieb doch immer ein Machtſpruch, der erhitzen mußte, und vielleicht erbittern wird."

Plinius zuckte die Achſeln über den Aſſeſſor, und meinte, die Sache an ſich ſey und bleibe gut. Aber man könne die Gräfin der Eitelkeit beſchuldigen, und, daß ſie ohne Kopf gehandelt habe. Dergleichen Verſuche ſeyen nämlich immer zu loben, und die Welt im Ganzen billige ſie auch. Die Erfahrung habe aber gelehrt, daß ſo viele Beiſpiele, die von Königen, großen Männern und erhabnen Frauen gegeben worden, bis jetzt ganz fruchtlos geblieben, und oft nur Erbitterung zur Folge gehabt. „Der Stolz unſerer Klaſſe, fuhr er fort, wird eigentlich dadurch weit mehr gekränkt als geſchmeichelt. Ich wäre auch ſicher nicht auf den Ball gegangen, wenn nicht die Gräfin, die mir in hohem Grade werth iſt, einmal ihren Ruhm darin geſetzt hätte. Warum wollen wir durch Gewalt, durch Revolution, eine Sache durchſetzen, die da-

durch nur ſchlimmer werden kann, und deren Berichtigung einzig der Zeit und Bildung vorbehalten bleibt. Unſere Bürgerklaſſe muß hier nothwendig die erſten Schritte thun, und durch die allgemeine gute Meinung ſich ſanft heben und annähern. Sie enthält jetzt bei weitem die meiſten Gebildeten; aber ſie iſt nicht die gebildeteſte Klaſſe. Statt die ruhigſte zu ſeyn, weil ſie die gröſte iſt, zeigt ſie ſich als die erbitterſte, und wird dadurch die belachenswürdigſte.“ Uebrigens hatte ihm die Miniſterin heute verſprochen, die Sache vor der Hand nicht weiter zu treiben.

Minelli war der nämlichen Meinung, und ärgerte ſich, daß er die Einladung angenommen hatte. „Und laßt, ſagte er, morgen den Grafen entfernt werden, ſo ſingen wir übermorgen ohnehin das alte Lied. Man muß es ihr begreiflich machen, daß das gute Ende dieſer Sache blos ein Geſchöpf des Zufalls war. Man muß ihr künftige Uebel zu beweiſen ſuchen, damit ſie die Abſurdität des Schluſſes: post hoc, ergo ob hoc, einſehen lerne, an deſſen Krankheiten die Frauen hauptſächlich leiden.“

Nur unſer Held fand etwas ganz Reines und Erhabnes im Schritte der Gräfin. Er war ſehr dafür, die willkührliche Sitte zu ehren; er erkannte alle die köſtlichen, beneidenswerthen Attribute, womit Geburt die Menſchheit ausſtattet, und jenen glücklichen Vorſprung

zu den höhern und schönern Lagen des Lebens, welchen sie gibt, gern und willig an. „Aber, sagte er und faßte Plinius schwärmerisch bei der Hand, kommt das alles wohl in Betracht gegen eine reine menschliche Natur, im ursprünglichen, wirklich angebornen Besitze des Schönen, unabhängig von Stand und Glück, ja Welt und und Zeit? O, es gähnt noch eine schreckliche Kluft zwischen uns und den Genossen der alten Republiken!“

„Faß dich, Freund! sagte Plinius lächelnd. Du machst die Künstler stolz, und das ist gut. Aber, überlege wenigstens diesen nüchternen Satz: So lang unsere Klasse, als Klasse, nicht sanft und kräftig hinauftritt, so lange bei allen solchen einzelnen Versuchen das Wort Herablassung noch einigen Sinn behält, sind auch diese nicht nur als fruchtlos, sondern auch fast immer als Geburten der Eitelkeit, des Irrthums — oder auch wohl (setzte er schärfer hinzu) einer individuellen Leidenschaft, zu betrachten.“

Die letzten Worte des Malers gaben zwar dem hohen Sinne Wilibalds einen empfindlichen Stoß; aber seinen Glauben an die lautern Beweggründe der Gräfin konnten sie dennoch nicht verlöschen. Er war jedoch, von dieser Zeit an, dem Unterschied der Stände von Herzen gram, und die leichtesten Scherze der Gräfin selbst, wenn sie auf diese Materie mit ihm zu reden kam, vermochten

ihn nicht mit dem stillen langsamen Gange der Zeit und Bildung auszusöhnen.

Er fand auch jetzt die Abendmelodieen seines lieben Webers klagender und bedeutender als je. „Ich verstehe deine Elegieen wohl, du verlassener Künstler!" lispelte er oft gegen die Wand, welche zwei Freunde schied. „Das eigne Leben hat mir schon ihren Sinn aufgeschlossen. Unsere Töne sind nur Ein Ruf. Sie klagen um dich, du schönes Volk der Hellenen! Ach, du warst der herrlichste Zweig der Vorwelt! Deine Blüthen duften nur noch aus den Fernen der Vergangenheit herüber, du letzter der reinen Menschenstämme!"

Mit vollem Herzen kam er, in Gesellschaft Augusts und der Eltern, nach Felseneck. Gleich einige Stunden nach seiner Ankunft konnte er ohne Zeugen sich gegen seine Mariane von diesem Kummer und Unmuth entlasten, und da fand er sein wahres Echo. Fast jeden seiner Gedanken hatte sie schon gedacht; alle seine Sätze nahm sie in der Hälfte auf, um sie ganz in seinem Sinne zu vollenden. Und dies versöhnte ihn mehr mit der Welt, als alle Freunde seiner Freunde.

Felseneck war ein reizender Aufenthalt. Das Schloß lag an einem großen Garten, der einige sehr liebliche Particen enthielt, und sich auf der Südseite in einem schönen Wald endigte. Marianens Eltern waren nicht reich, aber unverschuldet, und es herrschte in dem Hause

überall ein feiner Geschmack und sparsamer Ueberfluß. Dabei war der Geheimerath die Gastfreiheit selbst, und seine Gattin gehörte zu den Frauen, die dem Manne in Rücksicht des guten Hausregiments und der vollkommnen innern Einrichtung nichts zu wünschen übrig lassen. Fremde, und besonders so werthe Gäste wie unsere Kronach'sche Familie, mußten daher in diesem Hause die herrlichste Existenz haben. Hauptsächlich war der Kabinetsrath hier ganz an seinem Orte. Er hatte nur wenige Arbeiten mit herausgenommen, und sich zu einer vierzehntägigen Faullenzerei, wie er es nannte, präparirt.

Die drei Geschwister freuten sich des aufblühenden Jahres, und Mariane suchte ihre Freunde davon zu überzeugen, daß ein schönerer Garten doch auf dieser Erde nicht zu finden sey, als der ihrige, wo ihr jedes Plätzchen noch aus der lieblichen Jugend her merkwürdig war; wo sie jede Stelle genau kannte, welcher die oder jene Grasblume, hier das röthliche Osterschellchen, dort die gelbe Sternhyazinthe, nun bald entblühen mußte; wo noch jedes längst verödete Vogelnest unbeschädigt in der Hecke stand, und wo jede Rasenbank sie an eine mit ihrem Bruder genossene Freude, oder gegen ihn gelieferte Schlacht, erinnerte! Wegen des anstoßenden schönen Laubwaldes und eines mitten im Garten befindlichen Teichs liebten die Singvögel vor allen diesen Ort, der über-

haupt, seiner Lage wegen, immer acht Tage eher Sommer hatte, als die übrige Gegend.

Willibald stahl sich gegen Abend weg, um die Gegend zu besehen. Er stieg einen Hügel hinan, auf dessen Spitze er einige einzelne Bäume und Büsche bemerkte, die, ohne der Aussicht zu schaden, dort oben einen wirthlichen Aufenthalt gewährten. Die Aussicht war sanft, weit, und ohne zu viele Unterbrechungen. In der Ferne sah er die Ruine von Hainberg in der Abendröthe glühen, und sein Blick ruhte unwillkührlich eine Zeitlang sehnsuchtsvoll auf ihrer ernsten Gestalt.

Die Gruppe von Bäumen, unter welchen er stand, war eine der malerischsten. Mitten eine große uralte Eiche, die wohl schon dem grauen Alterthum Obdach und Schatten gegeben hatte, mit knotiger aufgerissener Schale und weißem ehrwürdigem Moos umgeben; um die Eiche herum einige schöne Hain- und Rothbuchen, und eine Menge junger Birkensprößlinge. Aus den alten rothgelben Herbstkapseln am Buchengestrüpp flammte das junge Laub, wie ein grüner Lichtbüschel, hervor. Die Birken hatten schon ganze Blättchen, und flüsterten süß in der Abendluft, und selbst an den schwärzlichen Sprossen jenes alten Baumes trieben schon die grünen Punkte verächtlich hervor. Alles strebte mit Kraft heraus ins Leben.

Gegen Mitternacht hin endigte sich der Hügel in

einem ſchönen großen Waldkopfe, in welchem das erſte Grün trieb. Der Wald in ſeinem erſten Schmucke, beim Untergang der Sonne, war für Wilibalden ein ſehr merkwürdiger Naturgegenſtand. Die gelben ſonnigen Birkenwellen im Abſtich gegen das Blaugrün eines jungen Dickigt; zwiſchen ihnen die blätterloſen braunen Eichenäſte, und hier und da ſaftgrüne Frühbuchenpartieen; die röthlichen Knospenheere im dichtern Walde hinauf; die dunkeln und wieder blendendweißen Stammlinien; die gelben und rothen Herbſtblätter, die vom Boden noch durchſchimmerten, und die Abendſonne, die in dieſem allen ſo freundlich lebte, daß das Ganze in einem roſigen Meere zu ſchwimmen ſchien, daß der weite Waldberg zum Aufenthalt zahlloſer ſpielender Sonnenſtäubchen und vielfarbiger Flämmchen ward, bezauberten den Jüngling bis zur Schwärmerei. „O, rief er aus, dieſer roſige Zauber, in dem alles das herumfließt, dieſes röthliche Heiligthum des Waldes, worin man liebliche Zauberweſen anzutreffen wähnt! Hat denn wohl die Natur etwas milderes als einen ſolchen Anblick? Und das Spielen der Myriaden Luftinſekten; die vielen zirpenden Vogelſtimmchen, machen das ganze Bild noch lebendiger. Ich erwarte den Augenblick, wo die große Feenwelt ins volle Leben heraustritt, und mich in artikulirten Tönen, in Chören, anſingt!“

Er ging bis an den Wald, ſo, daß zwiſchen ihn

und die Sonne einige ſchon völlig grüne Trauerbirken zu ſtehen kamen. „Die junge Birke, rief er wieder, hat gar keine Blätter! Sie ſchimmert dort wie ein Funkennebel aus grünem Golde gewebt. Welcher himmliſche Glanz! O, wie ſchmückſt du dich ſo bräutlich, Natur! Wie ſpringen alle ſchwellende Knospen deines Reichthums ſo triumphirend auf!" Die ſinkende Sonne hinter den Birken ſchmerzte ſeine Augen nicht, und, wie die Vögel, ſang ihr ſein Herz noch mit letzter Kraft ein Lebewohl. Jetzt war ſie geſunken, und all die Herrlichkeit verging hier, verſchwamm dort; nur die kleinen Kehlen hallten ihr noch wehmüthig nach. Der Strom im Thale, jetzt dunkel beſchattet, ſchien langſamer zu ziehen, und die Fiſcherkähne fuhren heimwärts und landeten bei der ſtillen Hütte. Sein letzter Blick fiel auf Hainberg. „Gute Nacht, meine Freunde!" rief er im Traum, und fühlte ſich jetzt im Erwachen erhitzt und erſchöpft zugleich. Trunken ſtieg er herab.

Beim Eintritt in den Garten flog ihm Mariane entgegen. „Iſt das redlich gehandelt, ſagte ſie mit ſchmelzendem Tone, daß der Gaſt meines Herzens heimlich zu jenem Lieblingsörtchen ſchleicht, ohne mir zu winken? Iſt denn alle Herrlichkeit dieſes Frühlingslebens etwas werth, ohne eine nachbarliche Seele, die ſie traulich mitgenießt!" Sie ſchlang den Arm um ihn, um an ſeiner Bruſt zu ruhen. Dann lief ſie fort und brachte ihm Veilchen,

Maaßlieben und Blüthenknospen, um ihn damit zu schmücken. Sie bot ihm Rebensaft, sie holte ihm Kuchen von der Gartenbank, und gab ihm frisches Wasser aus dem Springbrunn zu trinken. Dann umarmte sie ihn wieder, und rief, die Augen gen Himmel gewandt: „Ach, nun habe ich ja nichts mehr!“

August kam mit Franzen, der eben auch angelangt war, dazu. Die jungen Leute spielten Haschens um die frischgegrabenen Beete her, und wer auf ein Beet trat, bekam einen Plumpsack. Nur die einbrechende Nacht, und mehrere Boten von den Eltern trieben sie endlich ins Schloß.

Jeder bekam nunmehr völlige Freiheit, seine Zeit alle Tage wie und wo er wollte zu verthun. Nur beim Frühstück, zur Tischzeit, und beim Eintritte der Nacht durfte Niemand fehlen. Der alte Kronach hatte auch vom Geheimenrath so viel Oekonomie zu erlernen, und die Mütter hatten so viel über die Zukunft zu verabreden, daß man sich um das junge Völkchen wenig bekümmerte. Dieses führte ein so lustiges Leben, als man erwarten konnte. Die schöne Witterung war recht eigentlich für sie da. Zum Spiele kam man äußerst selten, und wann es geschahe, so spielten blos Wilibald und Franz; August hingegen schien für nichts Sinn zu haben, als für Liebe zu seiner schönen Braut, und für ein ewiges Singen, Springen und Lärmen. An's Arbeiten dachte er gar

nicht mehr; Mariane, und dieſes koſtbare Landleben hatten ihn ganz hingeriſſen. Die Braut ſelbſt war äußerſt zärtlich gegen ihn, aber ohne alle Leidenſchaft. Sie war eben ſo froh wenn er nicht da war. Täglich hörte man den Wunſch von ihr: „Könnt' ich doch dieſen Frühling ewig feſt halten!" Wann Auguſt nur von ferne darauf anſpielte, wie viel theurer ihm der Herbſt ſey, ſo brach ſie ſchnell ab, und nur wenn Franz dabei war, zwang ſich die Freundliche zuweilen, von ihrer Verbindung zu ſprechen, welches ſie dann meiſt im ſcherzenden Tone that.

Saten's hatten den Miniſter mit ſeiner Gemahlin auf eine Nacht nach Felſeneck gebeten, und an dieſem Tage zugleich ein groſſes Diner für ihre Freunde aus der Stadt veranſtaltet. Mariane brachte Wilibalden die Nachricht, daß es der Graf zugeſagt habe, in den Garten. Das morgende Diner war ihr recht, weil Pinius und Mineili auch mit kamen. Aber Graf und Gräfin wollten ihr nicht gefallen.

„Und warum? fragte Wilibald. Wir ſind ja beiden ſo gut!"

„Ich fürchte mich, ſagte ſie, vor der Gräfin. Sie iſt ſo wunderſchön, und ſo leichtſinnig. Und ſie nimmt mir meinen Freund immer weg, und dann bin ich ohne Dich allein!"

Sie hatte ihn noch nie Du genannt. Er ward nachdenkend, und ſie ſchien auf einmal über etwas zu erſchrek-

ken. Bald aber war sie wieder die Vorige, und je stiller er wurde, desto mehr scherzte sie, und trieb ihn so zur Lust, daß er endlich wieder mit einstimmte. Diesen Abend hing sie inniger als sonst an ihrem Bräutigam, und einmal weinte sie lang an seinem Halse.

Des andern Tags, als Wilibald auf seinem Zimmer an einer Blume für Marianen zeichnete, glaubte er auf einmal, aus einem langen Traume zu erwachen. Die Wärme, womit sie ihm am ersten Abend im Garten entgegen gekommen war, — die Vermuthung, daß sie ihn dort auf seinem Gange beobachtet, und vielleicht lange auf ihn gewartet habe, — und das gestrige Mißvergnügen über die Ankunft der Gräfin, von dem auffallenden „Du" begleitet: — alles dies fiel ihm wieder ein, und es überlief ihn kalt. „Heiliger Himmel, rief er, was ist das! Sollte meine erste Ahnung doch eingetroffen seyn?" Er gerieth in eine niegefühlte Angst, und nahm sich nach langem Sinnen endlich vor, die Gräfin zum Probirsteine von Mariannens Herzen zu gebrauchen.

Ein rollender Lärm zog ihn ans Fenster. Große Galawagen fuhren vor; desperate Figuren und podagrische Maschinen ließen sich herausheben; Sterne, Bänder und Gestein blendeten seine Augen; muthige Ritter sprengten heran; von fern erblickte er schon die Equipage des Grafen, und auf der Treppe schrieen ihm jetzt Pinlus und Minelli entgegen.

„Du wirst erstaunen, stöhnte der wüthende Minelli, über die Gräfin!“

„Ein göttliches Weib, sagte Plinius, sobald sie nur will!“

Wirklich war sie auch Wilibalden noch nie so schön erschienen, wie jetzt, als Franz und sein Vater sie aus dem Wagen hoben. Ihr Anzug war blaßlila. In den Haaren trug sie einen einzigen großen Stein.

„Wir müssen doch sehen, wo Sie geblieben sind!“ sagte sie sanft, wie sie an unserm entzückten Freunde vorüber floß.

Die unzähligen Bemerkungen, die unsere vier Männer bei Tische, wo sie in einer glücklichen Observationskreuzung zu sitzen kamen, über Gesichter und Gespräche machen konnten; der Scharfsinn der Gräfin, womit sie zuweilen dergleichen Bemerkungen unmittelbar von den Augen auffing, und Marianen auf eine witzige Art laut mittheilte; die Angst, worin mancher schwebte, wenn sich die Boshafte mit ihren Entdeckungen an die beleidigten Theile selbst, oder, je nachdem die Kakomanie auffallend oder interessant war, an den Grafen zu wenden schien, und die bewundernswürdige Fassung, womit sie jede Gränze des Anstandes heilig hielt, machten ihnen dieses Mittagsessen zum wahren Göttermahle. Mariane war bezaubert von der Gräfin, und diese hing, wie es schien,

heute mit besonderer Zärtlichkeit an Mariannens reizender Gestalt.

Nach der Abfahrt der Gesellschaft theilten sich die Zurückgebliebenen, wozu auch ein Fräulein Luise aus der Nachbarschaft, eine Freundin Mariannens, gehörte, in zwei Parteien. Der Graf hielt sich zu den Alten, und verlangte in den Garten. Die Gräfin wollte mit dem jungen Volke weiter. Man brachte den Anzug in Ordnung, und zog hinaus in die Mitte des Waldes, auf einen ebenen Platz, wo ein Tisch mit Bänken stand. Lebensmittel und musikalischer Apparat wurden nachgetragen.

Der frische grüne Rasenplatz, von der Hand des Frühlings mit süßduftenden gelben Schlüsselblumen besäet, und das vielfarbige Grün der hohen jungen Waldbäume rings umher, unter dem verengten Zelte des wolkenlosen Himmels still aufstrebend, stellte ein kleines, aber liebliches Bild des Jahres in seiner Kindheit, eine Art von stillem, häuslichen Lenze dar, in dessen Anschauen jedes Herz sich neuerschaffen fühlte, und selbst Franz sich gerührt fand.

„Ich muß gestehen, sagte er mit seiner gewöhnlichen Schnödigkeit, daß ich das alles wirklich schon viel schlechter gesehen habe. Freilich in der Stadt neigt sich jede solche Ansicht doch noch mehr zum Ideal, als zum Exempel hier in diesem dumpfen Winkel. Der prächtigste Schauplatz zur Betrachtung der ersten schönen Frühlings-

tage bleibt für mich immer der geplattete Gang um den Wall herum. Man hat dort überall nur einen mäßigen Büchsenschuß bis zum Sonnenschein, und befindet sich doch im Schatten. Alles lacht, und alles Lachen hat doch, nachdem man's nimmt, auch einen elegischen Zuschnitt; alles scheint zu erwachen, wie hier; aber man weiß noch nicht so recht, wozu! Die Dichter singen aus dem zehnten Stockwerk über den Stadtgraben weg, wie die Stiegsitzen: die Ehemänner rennen herum, werfen ihre Gehörne ab, und werden vom zweiten Kopfe jagdbar...."

„Salen! sagte die Gräfin, und drohte ihm lächelnd. Ich bin heute Ihr Gast." — Er warf sich vor ihr auf die Knie, und schwur, er wolle heute nie mehr reden, als ihm die Gottesfurcht erlaube.

Die Gräfin ward hier so ganz zum lieblichen Kinde, daß man alle Verhältnisse bald vergessen, und sie nur als Gespielin, als liebes Mädchen betrachten mußte. Es wurde aus einer Flöte, Geige und einem Tambourin eine Art Orchester gebildet, wozu man alles mögliche Wilde sang. Das Tambourin lockte bald den Tanz herbei, und Minelli war wieder recht in seinem Fach. Er führte mit der Gräfin einen französischen ländlichen Tanz auf, wobei sie das Tambourin zuweilen wechselten. Sie war dieses Instrumentes vollkommen mächtig, und die heilige Lust schien in allen ihren Mienen zu glühen, wenn sie es in den Lüften herumwarf. Es konnte bald

Keiner mehr die Füße still halten. Tanzend und spielend zugleich mißbrauchte man Geige und Flöte erbärmlich, und Jeder wirbelte herum, ergriff den Andern, und riß ihn mit sich fort, bis den Bachanten der Athem verging. Mariane war schön wie ein Engel.

„Wir sind alle völlig toll, sagte die Ministerin und setzte sich. Aber so gut ist mir's lange nicht geworden! Tanzen und Schlagen greift sehr an, und die trägen Glieder wollen das schlagende Herz im Stiche lassen."

Pinius glaubte gefunden zu haben, daß das Tambourin nothwendig nur von Weibern müsse geschlagen werden, wenn gleich des Kapellmeisters Spiel das vollendetste gewesen sey.

August sagte, e hätte das alles niemals hinter dieser albernen kleinen Schellentrommel gesucht.

„Das herrliche Ding, sagte Minelli, enthält alle konzentrirte Tiefe der Pauken, ja der Trommeln. Sein abenteuerliches Summen und der wilde Klang seiner geweihten Bleche liefern ein vollständiges dithyrambisches Orchester in nuce."

Sie liefen nun, da der Abend einbrach, um die Wette nach dem Garten zurück, und Wilibald sprang mit Marianen und der Gräfin noch seitwärts in den Gebüschen umher, um Waldblumen zu suchen. „Wenn ich doch, sagte die Gräfin, die vielen Singvögel, und die tausend herrlichen Blumen, und Euch selbst morgen

mitnehmen könnte! Aber ich habe Hoffnung, daß mir der Graf bald einen großen Garten vor der Stadt kauft und einrichtet; dann sollt Ihr zu mir kommen und mein Blumenleben mit mir theilen."

Wie sie Blumen genug hatten, mußte Wilibald sie und Marianen damit putzen. „Heiliger Gott, rief sie wieder, wie schön ists heute bei Euch!" Sie küßte schwärmerisch Marianen, und sagte im zärtlichsten Tone: „Guter Wilibald!" Sie lud ihn zum Kuß ein; er schloß sie in die Arme; sie umschlang ihn, und ruhte freundlich auf seinen Lippen. Aber Mariane tanzte blaß und wild um sie herum und tobte im Verbergen eines ungeheuern Schmerzes. Wilibald bemerkte, daß die Gräfin Marianen einen Augenblick ängstlich fixirte, und dann seufzte. In diesem Moment hingen die Freundinnen wieder fest an einander. Es war eine schreckliche Umarmung für unsern erstaunten Wilibald.

Schnell riß sich Mariane in ein scherzhaftes Gespräch, und bat in ihrer Trunkenheit die Gräfin, oft hierher zu kommen, da der Graf nach einigen Tagen eine Reise machen wollte. Als sie in den Garten traten, äußerte die Gräfin, es wäre schön, wenn Wilibald morgen wieder in die Stadt gehe, da man ihn beim Konzerte vermissen werde. Wilibald, welcher gedankenschwer einherschritt, gab eine zweifelhafte Antwort, und Mariane lief schnell auf die Gesellschaft zu. Er trennte sich

bald von den Uebrigen, und ging trübsinnig hinter der Kirschhecke hin. Im Umsehen stand Mariane vor ihm. Ihr Gesicht brannte in hoher Gluth. „Wilibald, sagte sie mit einer Stimme, die in einer herzdurchschneidenden Melodie kraftlos herumwankte, wenn Sie morgen nach der Stadt gehen, so machen Sie mich ganz elend.“ Sie schien dem Sinken nahe, raffte sich auf, und flog wieder zurück.

Die Gesellschaft ging eben in's Schloß, und unser Freund setzte sich in die Dämmerung hin, um sich ganz seinem Grame zu überlassen. Da hatte er nun auf einmal die schreckliche Probe, noch eh' er selbst sie zu machen gewagt hatte! Er untersuchte sein Betragen, und fand darin keine Veranlassung zu diesem Unfall, als höchstens die, daß er nicht eher aufmerksam geworden sey. Aber selbst der beruhigende Gedanke, daß er fehlerfrei gehandelt habe, öffnete ihm nur eine Wüste fremder Gefühle, worin er nichts erblickte, als die bleiche Gestalt des Unglücks. Einen Entschluß zu fassen, war ihm unmöglich, und erst auf seinem Zimmer fiel ihm ein, daß er vor allen Dingen, eh' er sich bestimme, nothwendig seinem Bruder alles entdecken müsse, um sich dann gemeinschaftlich mit diesem über die mögliche Rettung zu berathen.

Die Thür öffnete sich, und Mariane trat mit einem Lichte herein. „Erschrecken Sie nicht vor mir, sagte sie sanft. Mariane hat keinen Freund. O Franz, Franz!“

Das ergriff ihn mächtig. Er schloß sie fest an sich, und ließ ihr Herz ausweinen. Dann wollte er seinen Bruder rufen.

„Du theurer Mann! sagte sie jetzt mit Fassung. Sey doch mein Freund. Sieh, du glaubst, ich liebte dich, und das ist kindisch. Ich liebe ja unsern August, und er ist mein Bräutigam."

„Mariane, rief er, wenn du den Werth eignen und fremden Glückes fühlst, wenn du nicht die Giftmischerin der Zukunft seyn willst, so öffne jetzt dein Herz an dieser Brust. Das meinige schlägt ihm rein und liebevoll entgegen. Mariane, wen liebst du!"

Sie schien sich einen Augenblick zu bedenken, und sah flehend und ängstlich zum Himmel. „Ich glaube, Franz kommt, sagte die Unglückliche leise. Wir wollen nicht so stehen."

„Nicht doch, rief er, alles ist stille. Und, laß ihn kommen! Er ist unser Bruder, unser Freund, theure Schwester!"

„Also, fuhr sie heftig zitternd fort, sey kein Kind, Wilibald, sondern höre, wie ichs meinte. Soll ich diesen lieben Mann der verderbten Gräfin hingegeben sehen, — dieses reine Herz! O, das macht mich so unaussprechlich elend. Und wer, wer soll dich davor warnen, als die arme Mariane!" Ihre Stimme war zuletzt wieder fest. Sein ehrlicher, wahrer Sinn ließ sich bald

überzeugen. Sie selbst war von seiner Unschuld in Rücksicht der Gräfin noch leichter zu überzeugen, und seine feierliche Zusage, daß es immer so bleiben solle, ließ ihr schon wieder die reinste Freude aus den Augen strahlen.

„Also bleibst du!" sagte sie.

„Ich wäre ohnehin geblieben."

„O, mein freundlicher Engel!" rief sie, und hing an seinen Lippen. „Aber rede auch nie wieder so!" Sie ging froh und munter mit ihm zur Gesellschaft.

Unter Scherz und Spiel wurde der Abend verbracht. Man sah bei dieser Gelegenheit mit Bewunderung, was der Graf als Gesellschafter, als Freund, als zärtlicher Mann seyn konnte, sobald er seinen Geschäften entflohen war; und Jedermann mußte zugestehen, daß dieses Ehepaar, auch neben einander wirkend, unwiderstehlich sey. Mariane zeigte viele Heiterkeit, und sah nur zuweilen Momente lang starr auf eine Stelle. Sie unterhielt sich fast mit Niemand als mit der Gräfin und mit ihrem August.

Beim Abschied des andern Morgens sagte die Gräfin zu Wilibald: „Wenn Sie nicht bald wieder in die Stadt kommen, so besuchen wir Sie auch nie in Hainberg." Sie hatte Marianen gebeten, einige Wochen bei ihr in der Stadt zuzubringen, welches diese annahm.

Der Kapellmeister und Pinius reisten erst des Nachmittags ab. Minelli wollte seinem Freunde eine scharfe

Vorlesung wegen der Gräfin halten. „Ich weiß, sagte er, daß du wahr bist; sage, wie du mit ihr stehst! Ueberlaß mein Herz nicht der Eifersucht, diesem Kinde des Elends, dessen qualvolles, sterbendes Leben nur die Dolchstiche verrätherischer Liebe fristen!" Wilibald beruhigte ihn hierüber völlig, und bat ihn mit aller Wärme eines Bruders, sein Leben in dieser und andern Rücksichten zu bessern. Er schlug ihm vor, da er eine schwache Brust habe, und schon einmal von einem Blutsturze befallen worden sey, sich eine Zeitlang auf dem Lande aufzuhalten. Selbst Hainberg bot er ihm zur Wohnung an.

„Wie ist das möglich! rief Minelli. Oft, wann sie mich ganz zu verstoßen droht, zieht sie mich mit tausend Ketten zurück in ihren Zauberkreis. Sie allein könnte mich besser machen; aber vom heißen Hauche meines Herzens erschreckt, flieht sie oft zu weit von mir; und mein Herz, von ihrem Bilde verlassen, wird dann dem Verderben zu Theil."

Sein Freund bat ihn, die schöne jung Liebe mit reiner Innigkeit und mit Bewußtseyn zu suchen. „Noch, sagte er, ist es Zeit dazu, Minelli! Aber dein Verfall, ja dein Untergang ist nahe."

„Ich will wahrlich! sagte er mit einiger Angst. Du bringst mich zu mir selbst. Ist mir noch zu helfen, so warst du jetzt mein Retter."

Wilibald vermied es fast unmerklich, Marianen oft

allein zu ſehen, und ſie ſelbſt, ſo unbefangen ſie übrigens ſich zeigte, ſchien dieſen Vorſatz zu begünſtigen, und ihn dabei zu unterſtützen. Er hatte zwar gutmüthig ihren Aeußerungen geglaubt, allein eine gewiſſe ſtille Angſt, eine ſchwüle Ahnung lag immer ſchwer auf ihm, ſobald er an das, was vorgefallen war, zurückdachte. Indeſſen ſuchten Beide alles mögliche hervor, was zu Beförderung ihrer und der allgemeinen Heiterkeit dienen konnte. Ihr Umgang wurde bald wieder vertraulicher, und das Leben in Felſeneck erhielt auch täglich mehr Reize für ſie, je mehr obige Eindrücke ſich ſchwächten, je reicher der ſchöne Frühling ward, und je feſter Wilibald, bei Marianens Frohſinn, den Gedanken wieder faſſen konnte: Es wird alles gut werden!

Willkommen war ihm aber doch der Befehl ſeines Vaters, einige Tage ſich in Hainberg aufzuhalten, damit, wie er ſagte, Mariane dort nicht um das Ihrige käme. In lieblicher Geſtalt erſchienen ihm ſchon die Limonladen jener ſüßen Fluren; von ihren Lippen ſehnte er ſich jetzt, den Frühlingsthau zu üſſen.

„Bringen Sie dort, ſagte Mariane mit glänzenden Augen, alles recht ſchön in Ordnung, dann ſollen Sie auch Ihre Gutsherrſchaft nach Hainberg begleiten. Aber alles muß längſtens in zwei Tagen geſchehen ſeyn.“ Sie ſah ihm mit verſchränkten Armen eine Strecke nach, und ſtahl ſich dann einige Stunden aus der Menſchen-

gesellschaft weg. Der stille Wald nahm sie mit ihrem tiefverborgnen Gram in seine dunkle Einsamkeit auf.

In Hainberg hatte sich die Natur mit ihrer schönsten Pracht angethan, und der See, an dem Wilibald vorüberritt, schimmerte jetzt in reiner Bläue aus seinen grünlichen Felsenufern hervor. Er fand bei seiner Ankunft schon alle bestellten Arbeiten fertig, und nahm sogleich neue Arbeiter an, um das übrige vollends zu beendigen. Er ließ noch einige Wege um den See her anhauen und ebnen, Sand anfahren, Bänke und Tische aufstellen. Das Haus war inwendig durch allerlei Reparaturen und durch die Reinlichkeit der Nichte so glänzend geworden, daß er seine wahre Lust daran sah. Das Zimmer in der Ruine war in guten Stand gesetzt. Minelli und Franz hatten Instrumente und Bücher gesandt. Alles das brachte er vollends in Ordnung. Zum Bau des neuen Hauses fand er bereits den Grund gelegt, und eine Menge Arbeiter waren fleißig daran. Der Verwalter, welcher dem Bauen und allen diesen Verschönerungen von Herzen gram war, klagte über Unruhe, Faulheit der Handwerker, Grobheit des Baumeisters, und hundert andere Dinge, worüber ihn Wilibald zufrieden stellen mußte.

Er hatte noch nie soviel mit den Händen und in der freien Luft gearbeitet, als an diesem Tage, und noch nie mit so lustigem Eifer. Am meisten freuten ihn die

neuen Wege und Plätze; und, wiewohl er, bei wenigen Arbeitern, die Herstellung dieser Dinge am langwierigsten fand, so gewährten sie ihm doch auch dann, wann irgend ein Stück geendigt war, das Vergnügen einer ganz neugeschaffenen Gestalt.

Wie er Abends von der Ruine herabstieg, kam ihm Mathilde mit einem andern jungen Mädchen, und dem kleinen Albert entgegen. Sie trug ein Strickkörbchen, und lief, wie sie unsern Freund sah, sogleich auf ihn los, um ihn zu grüßen. Die Tochter des Pfarrers war ihre Begleiterin, und Wilibald freute sich heimlich, sie doch unter rechtlichen Leuten anzutreffen.

„Sie haben neulich zu uns gewollt. Nicht wahr?" sagte sie. Das Mädchen lachte so schön dazu, daß er „ja" sagen mußte. Minelli's Beschreibung ihrer reinlichen Kleidung fiel ihm sogleich aufs Herz. Ihr Gewand war lilienrein.

„Wo waren Sie damals?" setzte er hinzu, und wollte so ironisch als möglich aussehen.

„Mein Vater war bei seinen Arbeitern, sagte sie vergnügt; und ich trug ihnen das Essen hinaus."

„So?" sagte er, und mochte, oder konnte nichts weiter sagen.

„Jetzt gehts, fuhr sie fort, bei uns alle Tage recht toll zu, und ich selbst möchte auch oft den ganzen Tag nicht ins Haus, wenn nur die Küche sich selbst bestellte.

Sie halten ſich aber wohl meiſtens im Zimmer auf, oder im Konzertſaal? — Oder gehen ins Schauſpiel?"

„Sprich doch nicht ſo närriſch! fiel der verſtändige Knabe ein. Es iſt ja wieder Frühling. Da ſitzt man ja nicht in der Stube! Du, Herr Kronach! Ich darf jetzt alle Tage nur zwei Stunden lernen. Nun, aber ſo komm doch!" Er zog an ihm, und Wilibald hob ihn zu ſeinen Lippen empor.

„Ja, ich wills geſchwind dem Vater ſagen!" rief Mathilde, und lief nach dem Hauſe zu. „Agneſe, bleib du bei Herrn Kronach."

„So von weitem ſollte man glauben, daß Ihre Freundin ſchon zwanzig Jahre alt wäre?" ſagte Wilibald, wie die hohe Geſtalt leicht vor ihm hinrauſchte. Er hätte gern ihr Alter genau gewußt.

„Hm, ſagte Agneſe, rathen Sie einmal!" Es genirte ihn jetzt, ſich mit dieſer Frage befaßt zu haben.

„Und wenn man ſie, ſprach er, in der Nähe ſieht, müßte man ſie auf Vierzehn ſchätzen."

„Sie iſt ein Vierteljahr jünger als ich," erklärte ſie ihm endlich rund heraus — und nun mußte er es doch bald erfahren.

„Alſo?" fragte er wieder, im Ton eines Mannes, welcher findet, daß das menſchliche Leben ein müheſelig Ding ſey.

„Nun?" ſagte ſie.

Er mußte einmal die Sache durchſetzen, und fing alſo des Wohlſtandes wegen bei Dreizehn an. Wie er immer langſamer und feierlicher ward, und endlich zu Sechzehn kam, ſchrie ſie ſchnell: „Und ein halbes!“

„Ei!“ ſagte er, und hatte das ſchon längſt vermuthet.

„Aber iſt ſie nicht recht bildſchön?“ fragte ſie ihn ehrlich.

„Ich habe, ſagte er lächelnd, hier zu Lande lauter ſchöne Mädchen geſehen.“

Das arme Ding wußte nicht recht, wie ſie mit ihm dran war. Sie ſchwieg alſo lieber ſtill. Eben war Mathilde angelangt, und Otto, welcher leſend vor dem Hauſe ſaß, ſtand auf, und kam ihnen mit der hüpfenden Tochter entgegen.

„Sie ſind uns ein ſeltner Freund geworden, ſagte er. Aber Sie werden ſich nun ſchon öfter melden. Es wird jetzt alle Tage ſchöner bei uns.“

Wilibald war von Herzen müde, und ſetzte ſich zu Otto'n auf die Bank. Agneſe empfahl ſich, und ging hinab nach dem nahe liegenden großen Dorfe.

„Es ſchmeckt doch, ſagte Otto, indem er den Don Quixote zuſchlug, in der Welt nichts beſſer, wenn man ſich recht ermüdet hat, als eine geiſtreiche Unterhaltung.“

„Und ein Stück Brod!“ ſagte Albert, der hoch aufgehorcht hatte. „Eſſen wir nicht bald, Schweſter?“

Wer hätte es wohl dem Kleinen abschlagen können? Er sagte es so rührend, und gähnte hinterher.

„Ja, recht bald, sagte sie tröstend. Nicht wahr, Sie sind unser Gast!"

„Wir gehen, erläuterte Otto, jetzt meistens mit den Vögeln zur Ruhe. Wenn es Ihnen recht ist, so soll Mathilde unser Abendbrod heraus vor die Thür bringen; es ist so still und warm hier. Eben will auch die Sonne sinken; da dürfen wir also schon Hunger haben."

Mathilde deckte ihr Tischchen für Viere. Das Tischzeug war blendend weiß, und die Geräthe glänzten. Otto und sein Gast betrachteten, während sie deckte, die untergehende Sonne. Sie gewährte heute eine schöne ruhige Erscheinung, wie sie jetzt die vom Tag übrigen Wölkchen, welche nun sanft herumschwimmend nach und nach zerschmolzen, vergoldete, und noch im Scheiden durch den rosigen lieblichen Dunst der werdenden Abendröthe, der sich auf dem fernen westlichen Waldgebirge gelagert hatte, hellere Strahlen, wie Schlaglicht, schoß, und über dem glühenden Saume jener Berge noch gern verweilend hing.

„Die Abendsonne, sagte Otto, theilt den Gegenständen mehr von ihrer Farbengluth mit, als die Frühsonne." Er zeigte nach den fernen Bergen, die im rothen Dunste dämmerten, und Wilibald blickte gerührt nach Mathilden, die sich eben heiter gegen die Abendröthe, wie zu einer Freundin, wandte, und von ihrer Herrlichkeit angestrahlt,

gleich einem göttlichen Bilde daſtand. Er hätte, fromm verlangend, wie ein Betender, die Arme nach ihr ausſtrekken mögen.

„Ueberhaupt, fuhr Otto fort, hat der Untergang für mich mehr Rührendes, als der Aufgang. Die Ankunft der Sonne iſt zuweilen prächtiger. Sie feuert uns im Heraufſteigen zu Thaten an. Wir fühlen uns ausgeruht. Aber, wir ſind, im Gedanken an den ganzen vor uns liegenden heißen Tag und ſeine Mühen, in einer gewiſſen Beſorgniß, welche ſich bei der erſten, gewöhnlich unleidlichen, Erwärmung der Luft vermehrt, und welche beſonders durch die Betrachtung ſehr oft unterhalten wird, daß von den kleinen goldnen Wölkchen, die doch den Aufgang ſo wie den Untergang am meiſten verherrlichen, bald auch das kleinſte der Heiterkeit des neuen Tages gefährlich werden könne, und ſogar ſich wahrſcheinlich bald vergrößern, und zum krachenden Gewitter umwandeln werde. Wir bewundern dann zwar die Sonne, aber wir gehen nun dem ſchwülen Tage mit einiger Unluſt entgegen.“

„Sehr wahr! fiel ſein Freund ein. Ich unterſchreibe das von Herzen. Und, betrachten Sie nun dieſen ruhigen Untergang dagegen! Sie ſcheidet, und morgen hoffen wir ſie rein und heiter wieder zu ſehn; das verſpricht uns eben jenes in Goldſtröme zerfließende Abendgewölk, deſſen kühlende Auflöſung uns ſchon umgibt.

Dies rührt unser Herz. Wir sind schon, oder werden doch bald aller Tageslast ledig. Die Aussicht in ein Land der Ruhe, welches uns noch vor den morgenden Geschäften aufnehmen wird, liegt stilldämmernd vor uns. Die Ermüdung, das Kränkelnde von den Tagesarbeiten, eraltirt unsere Gefühle, es macht uns sanft und schwärmerisch, ja selbst wohlthätiger, empfänglicher und weicher für die Leiden und Freuden Anderer, also glücklicher. Wir fühlen uns offener gegen unsere Nebenmenschen. Sie verschönern sich für uns, wir lieben sie, wenn wir in ihr geröthetes Antlitz schauen."

„Ach ja!" sagte Mathilde, die unwillkührlich stehen geblieben war, leise zu ihrem Vater, indem sie sich sanft an ihn hing. „Ich weiß keinen Augenblick in meinem ganzen Leben, wo ich dich inniger geliebt hätte, als im jetzigen." Eben war die Sonne gesunken. Sie sahen noch einige Minuten stumm und feierlich hin, und Mathilde gab ihrem Gast die wirthliche Hand, um ihn zu seinem Stuhle zu führen. Das Kind saß still und ermüdet da, und lächelte selig, wie ein Engel, hinaus in die Gluth.

Sie speiste und tränkte den willkommnen Gast mit einer Zärtlichkeit, die sein Herz guter Dinge machte, und sah ihm dabei immer so hold ins Angesicht, daß nur Otto's ewigernste Mienen ihn abhalten konnten, seine innigste Bewegung im Strome der Worte zu ergießen.

Nur da, wie ſie bemerkte, daß auch er an ihren Blicken hing, verſchloß ſie ihm erröthend dieſe liebliche Freude. Aus Agneſens Dorfe tönte die Abendglocke, um zu ihrem ſtillen Mahle den Gottesfrieden einzuläuten.

Erſt da Mathilde abdeckte, bemerkten ſie, daß das Kind eingeſchlafen war.

„Ach, du Lieber, iſt dir das Leben ſchon ausgegangen!“ ſagte ſie, und wandte ſich entſchuldigend zu Wilibalden. „Er hat ſich heute von früh vier Uhr an herumgetrieben.“ Sie hob ihn unter ſanften Küſſen ſorgſam an ihre Bruſt, und trug ihn in die Wohnung.

„Aber ich bitte Sie, ſagte Wilibald, wie fängt es Ihre Tochter an, daß ſie, bei all der entſetzlichen Arbeit des Abends noch ſo munter ſeyn kann! Sie ſollten die ſchöne zarte Geſtalt doch mehr ſchonen, mein Freund!“

„Arbeiten, ſagte Otto, iſt ihre Luſt. Harte Arbeiten kennt ſie zwar, doch ohne ſie ſelbſt zu verrichten. Der Geiſt wird durch nichts ſo ſehr geſtärkt, durch nichts ſo wacker, als durch Bewegung und gelinde Anſtrengung des Körpers. Ein unverdorbener Geiſt wird beim Umtreiben im häuslichen Leben, bei der regen Arbeitſamkeit des Körpers in der freien Luft, auch meiſtens geſunde Urtheile aushauchen, welche hingegen beim körperlich Schwachen und Verzärtelten auch immer entweder überſpannt oder kränklich ſeyn werden. Und dieſer reg erhaltene Geiſt des Weibes wird über der angelegentlichen

Beſchäftigung mit dem Innern des Hausweſens, welche doch immer ihre höchſte und ehrenvolleſte Beſtimmung iſt, gar manchen Sinnentrieb und manche von jenen Leidenſchaften einſchläfern, mildern, ja zum göttlichen Trieb erheben, welche bei der trägen Raſt, die unſere ſogenannte feinere Erziehung duldet, ſo viele ſüße Blumen frühe vergiften und tödten, wenn nun die körperliche Ueberfülle den freien Geiſt entwickelt, wenn allzufeine geiſtige Nahrung die junge Phantaſie auf gewiſſe einzelne Gegenſtände fixirt, die man bis zu einem beſtimmten Alter doch immer mit oberflächlicher Allgemeinheit betrachtet zu ſehen wünſchen muß."

„Sie ſind einmal, fiel Wilibald ein, von den beiden Sätzen überzeugt, daß durch körperliche Anſtrengung der Geiſt freier werde, und daß die höchſte Beſtimmung des Weibes die Haushaltung ſeyn müſſe."

„Verſtehen Sie, erwiederte er, meinen erſten Satz nicht unrecht. Die Verminderung der körperlichen Kräfte ſoll und kann nicht unmittelbar die Vermehrung oder Erweiterung der geiſtigen bewirken. Das ſage ich nicht. Sondern die tägliche ſtille, aber ſtete Bewegung ſoll dem Safte des Lebens einen leichtern und ſchnellern Umtrieb, einen regelmäßigern Abſatz geben, alſo den Körper leicht, geſchickt und geſund erhalten. Sie ſtärkt das Leben wahrhaft, während die Ruhe ſeine Kraft nur erhöht, verſtockt und überfüllt, alſo ſchwächt. Sie ſtellt die geſunde Seele

im gesunden Körper her. Je leichter das Blut wallt, je geneigter fühlt sich der heitere Geist, die übrige Trägheit (worüber doch wohl jeder Mensch noch zu klagen Ursache hat) zu besiegen. Er unterwirft seinen Körper der Anstrengung freiwillig, und eben dadurch erwirbt er eine Art von schöner väterlicher Gewalt über diesen; dadurch wird es ihm leichter, zu den Eigenschaften eines freien Geistes, eines kräftigen, menschlichen Geistes zu gelangen."

„Niemand, sagte Wilibald, erkennt die nothwendige Oberherrschaft des Geistes über den Körper lieber an, als ich."

„Halten Sie, fuhr Jener fort, das Ganze nicht für zu unwichtig oder längst erwiesen."

„Durch Mäßigkeit, sagte Wilibald, habe ich immer das nämliche zu erreichen geglaubt."

„Die Leichtigkeit des Bluts, antwortete Otto, worin die erste Veranlassung zur Lebhaftigkeit und Thätigkeit des Geistes liegt, konnten Sie wohl dadurch allein nicht bewirken. Nichts ist der Freiheit des Geistes, die doch immer sein letztes Ziel bleibt, gefährlicher, als die Ruhe des Körpers. Und hat unser Geist nur auf einen Moment die Regierung über den Körper aus der Hand gelassen, so zieht ihn dieser sogleich mit träger, unwiderstehlicher Gewalt zur Erde nieder; so wie auch der pflegmatische Mensch, wenn er nicht frühe die Herrschaft über

seinen Körper ergreift, nur mit der größten Anstrengung zur Freiheit gelangen wird, weil er der sinnlichste ist. Die Ruhe des Geistes in seiner Freiheit ist die letzte, höchste Stufe menschlicher Hoheit und menschlicher Glückseligkeit. Wie oft verwechselt aber die Dummheit eine träge, bewußtlose Ruhe des satten und wollüstigen Körpers, wenn dieser, von der erhöhten Lebenskraft glühend, in der Kühlung vegetirend, daliegt, mit jener heiligen Vegetation des Geistes, der sich längst frei, und zum Herrn der Natur dadurch gemacht hat, daß er ihre Regeln spielend zu den seinigen bildete: mit der Ruhe des Weisen, der sich am heiligen Hain unter die Eiche lagert, und, während er die wunderbaren Massen der Natur überblickt, sich überall im geheimnißvollen Strome seines eignen Geistes spiegelt; dessen Ruhe, im reinsten Bewußtseyn seiner Kraft, zur That, oder zum unsterblichen Liede wird; dessen innerer Mensch, ganz sittlich und frei in der ewigen Melodie des Schönen, des Göttlichen zerfließt!"

„Aber, ich soll Ihnen auch den Satz vertheidigen, daß das Weib vorzugsweise für die Haushaltung da ist. Hierbei wird es Ihnen vielleicht scheinen, daß ich mehr für Stoff als Form sey. Doch, hören Sie mich zu Ende! Das Weib glaubt sich zur Verbindung mit einem Manne berufen, und beider Zwecke bestehn in gemeinschaftlichem Glück. Nun hängt aber, so sonderbar es

manchem klingen mag, der größte Theil der Freiheit und Ruhe des Geistes, und unseres Lebensglückes, doch blos von Essen, Trinken, Wohnung, Schlaf, Kleidung und Pflege ab. Ich kann mich ärgern, wenn ich so viele Menschen noch läugnen höre, daß zum Beispiel Essen und Trinken unter die Hauptfreuden des menschlichen Lebens gehören! Kann das Weib durch ihre Kunst, Kräfte und guten Willen bewirken, daß der Mann jederzeit gesunder, wohlschmeckender Nahrung und eines stärkenden Schlafs genieße, daß in seiner Kleidung, Wäsche, in Haus und Hof eine ewigschöne Ordnung und Reinlichkeit, eine vernünftige Sparsamkeit herrsche, und daß er überhaupt sein Hauswesen mit Freude und Ruhe betrachte — aber dieses „überhaupt" umfaßte freilich noch viel! — so ist sie schon eine achtungswürdige Frau, und der Mann darf ihr kühnlich vieles verzeihen, was sie außerdem nicht ist. Sein Haus ist auf einen Felsen gebaut, und der äußere Sturm wird es nicht leicht erschüttern. Denn von dem innern Charakter selbst, welcher die Ehe bezeichnet, ist hier noch so wenig, als von den Pflichten des Mannes die Rede, sondern nur von der Frage: wozu sollen wir unsere Töchter erziehen?"

„Eine Hauptforderung aber, sagte Wilibald langsam, die der gebildete Mann macht, bringt doch immer auch schon die Freude am Hauswesen nothwendig mit

sich; ich meine die Unterhaltung und Nahrung des Geistes und Herzens, in Stunden . . ."

Er hielt plötzlich inne. Denn Mathilde trat, die Guitarre im Arm, heraus. Es war Nacht und die Sterne funkelten rings umher. Das Licht, welches man ihnen gebracht hatte, wurde kaum von der Luft bewegt.

„Das ist schön, sagte Otto, sing' uns noch ein Abendlied. Wir wollen ein andermal unsere Materie fortsetzen."

„O, Sie sind heute so gut und freundlich wie ein Engel!" rief Wilibald.

„Loben Sie mich wieder einmal! sagte sie lachend. Da spiele ich gewiß schlechter. Das sollte wirklich Niemand thun, — setzte sie sanfter hinzu — und Sie haben vorhin mit dem Vater so schön in die Abendröthe hinaus gesprochen, daß es mich in der Seele gerührt hat. Aber nun —" Er versprach, sie nicht mehr zu loben, und sie präludirte.

Mathilde sang nicht in einem Konzertsaale. Sie sang frei und unbefangen, in ihrer Heimath, vor ihrem Vater und seinem Freunde. Ein süßer lichter Strahl ging diesem in der Seele auf, wie sich die jungen Lippen öffneten, und die Blumen vor ihrer Brust sich hoben. Otto verlöschte das Licht, und die reinen Töne strichen jetzt freier in die blaue Nacht hinauf, und schwammen, wie Metallklänge hell, durch die kühle Luft. Die

Natur war ſchon im Dunkel zerfloſſen. Aber das große All ſchien, liebend in den Umfang einer ſterblichen Stimme geſchmiegt, ſich der erſtaunten Seele von neuem wunderbar aus den Finſterniſſen zu verkündigen.

Die Frühlingsnacht.

Von des Himmels ewigklaren Auen
Fließt herab die heil'ge Frühlingsnacht.
Laßt uns hin zu jenen Höhen ſchauen,
Wo ein neuer, ſchöner Tag erwacht.
Tief verſinket ſchon des Abends Schwüle
Und das Herz, erfriſcht von reiner Kühle,
Schwingt ſich auf zum Sternenland mit Macht.

Süßer Frühling, deine Blüthenmaſſen
Hüllen ſich in ſtille Dunkelheit.
Jene Sapphirebenen umfaſſen
Sternefunkelnd deine Herrlichkeit.
Unten lagert ſich der träge Schlummer
Ueber jedes Glück und jeden Kummer;
Oben lebt und eilt die Sternenzeit!

Stille Nacht, in deinem heitern Frieden
Schwindet mir des Lebens eitler Tand,
Wähn' ich mich vom Staube abgeſchieden.
Aufgeſchwebt zum lichten Aetherſtrand,

Stirbt das Herz in fluthendem Entzücken,
Und der Geiſt ſieht mit geweihten Blicken
Aufgethan der Heimath ſelig Land.

Ach! Die Scheidewand iſt ſchon gefallen,
Und das Land der Träume ſchimmert matt.
Melodie'n in Melodieen wallen
Die kein menſchlich Ohr gehöret hat.
Früherblaßte Lieben ſchau ich wieder;
Horch, die Vorwelt ſingt die alten Lieder;
Zion lebt, es tönt die heil'ge Stadt!

Beim letzten Verſe ward ihr Antlitz auf einmal erhellt, und aufſehends von einem heiligen Glanz umſtrömt; das blaue Auge ſtrahlte in himmliſcher Schönheit nach Zions Bergen hin. Ihr Freund blickte betroffen um ſich; hinter ihm war der Mond klar aufgegangen; das Nachſpiel verhallte, und ſie legte das Inſtrument weg. Ein ſeliger Schauder hatte ihn ergriffen; und der während des Geſanges aufgegangene Mond hatte ihrem Ton eine beſondere Klarheit gegeben.

„Das haſt du uns recht herzlich geſungen," ſagte Otto. Willibald umarmte ihn. „Schlafen Sie ſanft, lieber Freund!" ſagte er ſtockend. Sein Herz war ſo voll, daß er hier unmöglich länger bleiben konnte.

„Dank, Dank, Mathilde!" Er umfaßte bebend ihre

Hand, und sie behielt die seinige, während sie blöd und ängstlich sagte: „Kommen Sie bald wieder.“

„O du liebliches Weib!“ rief er, den Hügel hinab durch die blühenden Hecken schreitend: „Du Kind des Frühlings! Jeder Aushauch deiner frischen Lippen ist Natur. Das Silber deiner Töne entspringt aus einem himmlischen Born. Ihr Schall zieht das Herz mit hinüber in das ferne Land der Heimath.“ Sein Busen war mächtig erfüllt. Er wünschte Lärm, er sehnte sich, Klagen zu hören. Aber nichts umgab ihn, als die heilige Stille der duftenden Mainacht. Keine klagende Seele in der ganzen Natur, als die ferne Stimme der liebeklagenden Nachtigall!

Im seligen Rausche legte er sich nieder. Der nächtliche Ton ihrer Guitarre lullte ihn ein, und die zarten Töne, die sie mit ihren himmlischen Schwestern gewechselt hatte, wurden zu lichten Träumen. Er glaubte diese Töne noch sanft vom Hügel her durch die Lüfte über sich hinfließen zu hören, und verschlummerte diese Nacht, wie in einer schönen Feenwelt.

Des andern Morgens sah er seine Geschäfte durch die gestern angestellten Arbeiter sehr emsig betrieben. Er war fast mit allem fertig geworden, außer, daß er vergebens versucht hatte, einen schönen breiten Weg, der sich nun schon fast um das ganze Seeufer im Gebüsch herumschlängelte, auch in der Mitte, unter den steilsten

Felsen hinzuführen, um dadurch das Ganze zu verbinden. An jener Stelle war nämlich im höchsten der Felsen eine sehr tiefe Schlucht, und man hatte in diese gestern schon viel Schutt und Steine gefahren, ohne die erwünschte Höhe zu erreichen. Durch das Versprechen verreilen Lohns hatten sich aber die Arbeiter reizen lassen, heute mit Tages Anbruch sogleich alle Kräfte anzustrengen; er fand daher bei seiner Ankunft diese Grube schon in einen ebnen, geräumigen Platz verwandelt, und konnte nun auf einmal rings um den See her lustwandeln. An dieser Stelle hatte er längst gerne seyn wollen. In der Felsenwand öffnete sich eine hohe schöne Grotte, die gerade unter der Ruine lag, und deren Tiefe sich hinten in schwarzen Felsenritzen endigte. Er ließ nun diese Höhle selbst, soweit sie hinter ging, vom Schutte reinigen, und den ganzen Platz vor und in derselben mit rothem Sand überfahren. Ein starker Quell sprang inwendig aus dem Felsen, welchen er wieder in den See leitete. Nach verschiednen Proben, die er an den schwärzlichen Felsen mit Instrumenten machen ließ, waren diese von sicherer Festigkeit. So trat er dann vor die Grotte, über die das wilde Gebüsch herabhing, und sah sich durch Zufall und ganz unbeträchtliche Kosten im Besitz eines Platzes, dessen merkwürdige romantische Ansicht man auf einem Gemälde für erlogen gehalten hätte, und der ihm und seinen Freunden einen prächtigen Sommeraufenthalt

gewähren mußte. Man übersah vor und in der Höhle den ganzen See, den die abschüssigen Ufer in zwei Armen zu halten schienen, und die Landschaft, welche sich vorn öffnete, war von weitem Umfang und großer Mannichfaltigkeit.

Wie er seine besten Bänke und Geräthe hierher schaffen ließ, bemerkte er, daß die Arbeiter leise zusammen sprachen. Er hatte schon gehört, daß sie während des Reinigens der Höhle einige Mal flüsterten, und wußte recht gut, daß diese Menschenklasse für Naturschönheiten solcher Art wenig Sinn hat, und gewöhnlich die Mühe und Kosten, die man anwendet, um die Natur in ein reines gefälliges Licht zu stellen, für verloren hält und belächelt. Jetzt fragte er sie, wie ihnen nun dieser Platz gefalle.

Nach einigem Stillschweigen fing ein alter Soldat an: „I nu, der Born hat wohl gutes Wasser, und vor'm Regen kann man da auch Schutz suchen; aber, Herr, ich möchte doch nicht viel hier seyn."

„Und warum?"

„Es graut einem da doch so," sagte er.

„Der wilde Jäger, sprach ein Anderer, zieht hier zuweilen des Nachts ein."

„Hm, sagte der Alte, man hat doch sehr lange nichts mehr gehört. Aber, das dürfen Sie mir doch glauben, Herr, und mein Vater hat mir's vielmal erzählt, daß in dem Loch da nichts gutes regiert. Einmal

ist er um Mitternacht am See vorbei gegangen, und hat gerade in diesem Loch eine Musik wie von zehn Regimentern, und ein Schreien und Jauchzen gehört, von dem ihm alle Haare zu Berge gestiegen sind, und der ganze See hat feurig ausgesehen. Er sagte, dahinein müßte wohl ein Fußpfad in die Hölle gehen, und sie hätten tief in der Erde ein miserables Gequäck verführt. So lang ich aber weiß, ist alles ruhig gewesen."

„Ja, fiel ein Anderer ein, bis auf die verschimmelte Frau. Die ist mir selbst in der Woche vor den Christtagen fort unten am Pfade begegnet, wie es eben erst Nacht war."

„Schüsse und Getümmel hat man vor Alters alle Nächte darin hören können," sagte der Soldat.

„Und was sagte denn Eure verschimmelte Frau?" fragte Kronach.

„Herr, erwiederte Jener, sie war so groß und lang als zwei andere Weiber? Wie sie nahe vor mir stand, legte sie die Hand langsam aufs Maul, und winkte, daß ich fort gehen solle. Sie können glauben, daß ich mir nicht zweimal winken ließ."

„Aber, Ihr scheint mir doch ein beherzter Mensch. Ich wäre geblieben."

„Herr, wenn ich auf guten Wegen gehe, sieh ich auch dem Teufel; aber ich war auf der Holzmause; und wenn ich nicht in meinem Berufe bin, kann mich jede

Katze jagen. Und der Teufel hat da nur auch eigentlich Macht über den Menschen.“

Wilibalden war nun der Platz, als ein unheimliches verrufenes Oertchen, doppelt lieb, und er nahm sich schon vor, hier manche Geisterstunde zu verträumen.

Er aß Mittags in der Grotte, und kam erst spät wie es Nacht wurde nach Haus. Adams mußte bei Tische Plane mit ihm darüber machen, wieviel Vieh sie wegen der zu hoffenden reichen Futterernte noch anschaffen, wie sie den Klee dürr machen wollten; eine Menge anderer ökonomischer Sachen wurden, zum Theil mit Zuratheziehung Hannchens, abgehandelt. Der üppige Wuchs, in dem die Winterfrüchte standen; das hohe Gras auf den Wiesen; die gutgetroffene Sommersaat, die zum Theil schon hervorgrünte; die vollen Blüthenbäume, die ein gutes Obstjahr verhießen, alles dies verkündigte schon jetzt den Gutsherrn als einen beglückten Eigenthümer; alles dies erlaubte ihm, bei seiner neuen Schöpfung nun auch Gefühl und Geschmack mit dem äußern gemeinen Interesse zu verbinden.

Die Betrachtung der ländlichen Arbeiten gewährte ihm vieles Vergnügen, und besonders das Säen war ein Geschäft, welches ihn sehr reizte, und wobei er sich immer viel Hoffnung und Segen dachte. Adams hatte es ihn zum Spaß lehren müssen, und pries ihn schon als einen guten Sämann an. Er gestand

dem Verwalter überhaupt ein, daß er bald mehr Geſchmack am Landleben finden werde, und beruhigte jetzt deſſen Beſorgniſſe über den großen Aufwand, welchen dieſes Jahr das Gut weg nahm, durch eine Schilderung von ſeines Vaters Vermögensumſtänden, welche Jener für weniger glänzend gehalten hatte, als er ſie jetzt zu ſeinem Erſtaunen fand.

Alamé und die Nichte waren müde. Wilibald mochte aber, nach dieſem proſaiſchen Abend, und bei der ſchönen Nacht, noch nicht zu Bette. Er ſchlich alſo den Hügel hinan. Otto's Haus lag friedlich da, und nur hinten war ein einziges Fenſter noch ſchwach erleuchtet. „Vielleicht Mathildens Schlafkammer! dachte er. Vielleicht ſang ſie vorhin über mir; vielleicht haben ſie mich erwartet; aber es iſt nun zu ſpät!“ Er ging nah am Hauſe vorüber. Die Thür war zu, und alles athmete Stille und Ruhe. Das helle Fenſter war ſo niedrig — indeſſen, er ging vorüber. Doch bewegten ſich ſeine Pulſe geſchwinder. Je höher er kam, je wärmer und würziger wurde die Luft, und wie er ſich der Ruine näherte, trat der Mond über das öſtliche Gebirge herauf. Er ſetzte ſich auf einen Stein, neben das ſtille Denkmal des Alterthums, und ſah über den See hinaus, ſtill bewundernd, wie der Mond eine Maſſe nach der andern in ſein bleiches Licht herauf hob. Die Nachtigallen ſangen unter ſeinen Füßen in der ſchwarzen waldigen Tiefe. Jetzt

war der ganze See erhellt; er bewegte sich sanft, und oben flimmerten die Thauperlen im Mondlichte, wie Funken, an dem zarten Gebüsch. Ein voller Bauerngesang, der fern aus Agnesens Dorfe herüberdrang, tönte ihm jetzt wie eine prächtige Hymne ins Ohr. Das summende Geräusch der vorüberfliegenden Maikäfer gab einen seltsamen Baß zu diesem Gesang; und es gewährte ihm eine ganz eigne Freude, in diesem Summen so viel wunderbare Allgemeinheit zu entdecken, daß fast immer ein richtiger Ton, in reiner Harmonie mit jenem Gesange, herauskam.

Aus seinen Betrachtungen hierüber weckte ihm nach einiger Zeit ein Geräusch und ein flatternder Schein mitten auf dem See. Beim Hinsehen erkannte er sogleich Otto's Kahn, und hörte deutlich die Ruderschläge, die vorher nur sehr leise mußten gethan worden seyn; sie hatten die Glanzblicke im Mondschein verursacht. Zwei dunkle Gestalten und eine dritte, welche blendendweiß war, befanden sich in dem Kahn, welcher gerade nach der Grotte unter seinem Sitze zusteuerte, und bald unter den emporragenden Bäumen verschwand.

Indem Wilibald eben mit dem Entschluß umging, auf einem ihm bekannten Seitenpfade hinab ans Ufer zu steigen, um zu Otto'n und Mathilden, die er im Kahn vermuthete, zu gelangen, hörte er einige lebhafte Stimmen, worunter er das Schreien eines Weibes zu erken-

nen glaubte, unter seinem Sitze bei der Grotte; und ehe er mit seinem Entschlusse zu Stande war, sah er den Kahn und die vorigen Gestalten mit hastigen Ruderschlägen, und mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den See zurückziehen, bis an das flache ferne Ufer, wo die Dunkelheit der Gegenstände nichts mehr zu unterscheiden erlaubte. Ein lauter durchdringender Pfiff kam jetzt aus der Grotte, und in diesem Augenblicke hörte er drüben ein Geräusch, worin er das Zumachen eines Kutschenschlags und das schnelle Abfahren eines Wagens erkannte, dessen Rollen er noch einige Minuten auf der nah am See vorüberziehenden Heerstraße genau hören konnte.

Wiltbald dachte in diesem Augenblick an Otto's Gespenstergeschichte und die sonderbaren Reden des Verwalters und der Bauern; an Otto's Aengstlichkeit wegen des Kahns; an die gestrigen Erzählungen der Arbeiter von dieser Grotte; an Mathilden — kurz an so viele Dinge zugleich, daß er wie ein Träumender dasaß. Er mußte dieser verdächtigen Sache auf die Spur kommen, und dies bald; und doch rieth ihm die Klugheit, jetzt, da es Nacht, und er ohne alle Waffen war, nicht in die Grotte zu gehen. Selbst der Pfad, der von hier aus dahin führte, setzte ihn an mehreren Stellen der Gefahr aus, beim Truglichte des Mondes auszugleiten, und in die Tiefe zu stürzen. Er beschloß also, nach einiger Ueberlegung, erst bei Tage die ganze Gegend genau zu

beſichtigen, und dann ſeine weitern Unterſuchungen insgeheim fortzuſetzen, wozu ihm auch die Achtung für Otto'n bewegte, deſſen Myſterien er zu ehren beſchloß, wenn ſie ihm gleich einiges Mißtrauen einflößten.

Gedankenvoll trat er ſeinen Rückweg an. Otto's Haus war völlig dunkel; nirgends war eine Spur von Unruhe ſichtbar. Das freute ihn, und verſöhnte ihn gewiſſermaßen mit Otto'n, dem er ſo gern ſeine fernere Freundſchaft erhalten wollte.

Nach einer unruhigen Nacht fand er ſich des Morgens um nichts klüger. Seine hieſigen Geſchäfte waren für jetzt ſo gut als beendigt. Allein er hatte diesmal über Hainberg nicht allein Felſeneck, Stadt und Freunde, ſondern auch ſich ſelbſt und die ganze Welt vergeſſen; er dachte gar nicht mehr an die auf geſtern verſprochne Rückkehr nach Felſeneck. In dieſer reizenden Natur fühlte er auch ſich ſelbſt verjüngt. Tief hatte er in Mathildens blaues Auge geſchaut. Es war ihm, als wär' in ſeinem Innern ein neues ſchöneres Weſen aufgeblüht. Otto und Mathilden betrachtete er als zwei befreundete Weſen, mit denen er in ewiger Nähe und Traulichkeit zu leben wünſchte. Der Gedanke aber, daß er von jetzt an Otto, dieſen Mann, den er in jeder Rückſicht ſich überlegen fand, mißtrauiſch beobachten, daß er ſelbſt Mathilden nicht mehr ſo offen anblicken ſollte, widerſtand ihm. Endlich nahm er ſich vor, alles in der Lage des ſeltſa-

men Orts ſogleich genau zu unterſuchen, und dann Otto'n geradezu ſeine Geſchichte zu erzählen, und ihn zu befragen, in wiefern er daran einigen Antheil habe.

Er ging ſogleich an den See, und zu der Stelle, wo der Kahn gelandet war. Der Kahn ſtand noch dort, und die Spuren von einem Wagen und vier Pferden, welche lange da gehalten haben mochten, waren ſichtbar. Die Fahrt lenkte gerade auf die Chauſſee. Nun ging er zu der Grotte, und fand da alles wie er es geſtern verlaſſen hatte. Wenn er auch glaubte, im Sande viel mehr Fußſtapfen als geſtern zu ſehen, ſo war doch dieſes höchſt unentſcheidend; auch konnte er darunter keinen weiblichen Fuß entdecken. Nur die Spur von einem außerordentlich großen Fuß, der faſt noch einmal ſo lang und breit als der ſeinige war, und vor allen übrigen ins Auge fiel, erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Er durchſuchte die Grotte in ihren geheimſten Winkeln, fand aber, daß ſie im Innern völlig verſchloſſen war, und das Geſtein ſich hinten überall endlich auf die Erde ſenkte. Das ganze Seeufer wurde zuletzt beklettert. Es fanden ſich hier einige alte Pfade, welche über ſteile Klippen hinwegführten. Aber von Höhlungen, Ritzen oder Winkeln war nichts weiter anzutreffen. So ſtand er endlich oben bei der Ruine, und ſchaute, ermüdet vom Klettern in der Sonnenhitze, hinab über die hohen Baumgewölbe in den ſpiegelreinen See. Die Nachtigallen ſangen aus ihren Laubhütten ſo ſchön

in das gellende Geschrei der übrigen Vögel, und alles um ihn her hatte ein so lachendes Ansehen, daß er wieder ganz froh ward. „Muß denn, dachte er, gerade Otto bei der gestrigen Geschichte im Spiele seyn! Die Sache ist ihm vielleicht so fremd als mir selbst!"

Er ging auf Otto's Haus zu, und sah Mathilden mit ihrem kleinen Bruder im Garten. „Es ist Niemand im Hause, rief sie ihm zu. Kommen Sie doch zu uns."

„Wo ist Ihr Herr Vater?"

„Er ist diesen Morgen sehr früh weggereiset, und wird bald zurückkommen. Michel, rief sie dem Knechte zu, der im Garten grub, du bist ja mit ihm gewesen; wann wollte er wieder kommen?"

„Um zwölf," sagte Michel und grub weiter.

„Ist er weit gereist?" fragte Wilibald gespannt.

„Er sagt es mir selten, erwiederte sie unbefangen, wohin er geht. Und (sie erröthete leicht) ich habe auch noch geschlafen. Ich hatte mich gestern zu früh niedergelegt, und konnte nicht einschlafen. Michel, weißt du nicht, wo er ist?"

„Pferdehandelschaft!" sagte Michel verdrossen, und grub fort.

Wilibald ging nicht weiter. Er machte sich schon Vorwürfe, daß er Otto's unschuldiges Kind, wie ein Spion, hatte ausfragen wollen, und legte sich's zur Buße

auf, jetzt sogleich Mathilden, der er soviel hätte sagen mögen, zu verlassen.

Aber sie fragte ihn: „Sind Sie nicht gestern Abend hier oben gewesen! Ich habe Sie, dünkt mich, aus meinem Kammerfenster gesehen.“ Er bejahte es. „Wir sind, fuhr sie fort, gestern so bald schlafen gegangen. Aber mein Vater glaubte, Sie kämen nun nicht.“

„Es freut mich, daß Mathilde sich meiner erinnerte. Haben Sie gesungen!“

„Den ganzen Abend. Es war so schön!“

„O, beklagen Sie mich, daß ich nicht da war!“

„Ja, sagte sie errötbend, ich habe mit aller Macht in die Saiten gegriffen, um Sie heraufzulocken. Sie lieben den Gesang, und hätten wohl mitgesungen und gespielt. Das müssen Sie künftig immer thun; sonst sing ich Ihnen auch nicht mehr.“

Sie schien in Gedanken, und hatte ihm ihre Hand überlassen. Indem er eine Bewegung machte, sie zu küssen, zog Mathilde sie heftig zurück. „Lassen Sie meine Hand los!“ sagte sie aufgeräumt und wild. „Sehn Sie, ich habe gepflanzt.“ Sie zeigte die schwarze Erde an den weissen Fingern, und verstattete den Kuß nicht, sondern machte eine rasche Biegung von ihm weg.

Er pflanzte ihr einige Blumenstöcke, und verließ sie dann. Kaum konnte er die Zeit erwarten, mit Otto'n zu reden. Des Nachmittags ging er wieder hin, und

fand ihn zu Hause. „Sie sind, rief ihm Otto entgegen, mit Ihren Verschönerungen um den See her so heimlich gewesen, daß ich darüber erstaunt bin.“ In diesem Augenblicke nahm sich Wilibald doch wieder vor, aufmerksam zu seyn. „Eben wollte ich, antwortete er, Ihnen vorschlagen, mich dahin zu begleiten, um Sie über Verschiedenes zu befragen.“

„Mathilde, rief Otto, wir wollen alle in die Grotte. Du mußt diese schöne Stelle sogleich sehen. Ist es Ihnen recht? Ich habe mich heute sehr erhitzt und ermattet; dort wollen wir ruhen.“

„Schön, dorthin tragen wir Kaffee und Kuchen!“ sagte sie fröhlich, und Albert sprang küssend an ihr in die Höhe, und haschte nach ihrem Munde.

„Wie ist es möglich gewesen, sagte Otto, den schönen Platz in zwei Tagen herzustellen! Er macht Ihrem Geschmack Ehre und wird uns allen große Freude geben. Aber, wollen Sie noch mehr Veränderungen in jener Gegend vornehmen!“

„Vor der Hand nicht, sagte Wilibald. Es müßte denn seyn, daß mein Vater etwa meiner Anlage keinen Beifall schenkte, sondern lieber das ganze Loch wollte zumauern oder verschütten lassen.“ Er sirirte Otto'n, welcher merklich überrascht schien, und in einen finstern Ernst verfiel.

„Mein Vater, fuhr Kronach fort, liebt solche heimliche Winkel eben nicht.“

Nach einer kleinen Pause schien Otto auf einmal von einer gewissen Empfindung stark ergriffen, und sagte lebhaft, indem er die Hand unseres Helden faßte: „Lieber Freund, ich kenne Sie nun einmal als den Mann, welcher wahres Gefühl für fremdes Elend im Herzen trägt. Sie wissen schon, daß Ihr Freund ein Unglücklicher ist. Lassen Sie sich aber, ich beschwöre Sie, durch nichts abwenden, mich für redlich zu halten! Meine Tochter hat mir gesagt, daß Sie gestern Abend hier eben spazieren gegangen sind. Was Sie bei dieser Gelegenheit vielleicht hörten oder sahen, das hatte Bezug auf mich und mein trübes Schicksal. Es gehörte zu jenem traurigen Geheimnisse, dessen Eröffnung ich Ihrer Freundschaft schuldig bin; und diese Schuld soll in Kurzem abgetragen werden. Was Sie vernahmen, gehörte aber nicht etwa einer gegenwärtigen That an, sondern es war Folge einer thränenwerthen Vergangenheit. Ist es Ihnen jetzt möglich, alle weitern Veränderungen in der Gegend des See's für dieses Jahr zu verhindern, so trägt dieses einiges zu meiner Ruhe bei. Sollten Sie indessen nach diesem allen noch Ursache finden, irgend ein Mißtrauen in meinen Charakter zu setzen, wozu, ich gestehe das, die Umstände vielleicht geeignet sind, so bin ich auch erbötig, Sie sogleich jetzt mit meiner Geschichte

bekannt zu machen, wiewohl der Zusammenhang derselben. . . .“

„Nein, mein armer Freund! sagte Wilibald, und drückte ihn ans Herz. Reden Sie erst, wann es Zeit ist, und rechnen Sie ganz auf mich, meine Kräfte und meinen besten Willen.“ Otto ruhte einige Minuten an ihm, und umfaßte ihn mit Heftigkeit. So weich hatte ihn Wilibald noch nicht gesehen.

„Es scheint, sagte er dann, daß der Himmel Sie zu meinem Trost und Schutz in diese Gegend geführt hat.“ Sie versprachen sich, unter den zärtlichsten Umarmungen, wechselseitige Freundschaft.

Otto wollte eben zu reden fortfahren, als er aufmerksam durchs Fenster sah. „Wer sind die Fremden? rief er. Ist es nicht Ihr Herr Vater?“ Es war der Finanzrath, August, Mariane, und Fräulein Luise, welche letztere Wilibald schon in Felseneck gesehen hatte. Wilibald war ihnen zu lange weggeblieben. Sie hatten sich aufgemacht, um ihn abzuholen, und suchten ihn, von Hannchen geleitet, hier auf.

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein lieber Herr Nachbar, sagte der alte Krenach, wollen wir alle sehen, wo Sie zu Hause sind, wiewohl Ihnen mein ungerathener Sohn schon über dem Halse liegt.“

„O allzutreuer Haushalter! sagte Mariane, und schmiegte sich an Wilibalden. Ich dachte, es wäre Ih-

nen etwas Schlimmes begegnet, und konnte nicht länger ruhig seyn.“ Man unterhielt sich nun einige Zeit über Wilibalds Verschönerungen in Haus und Hof, und der Finanzrath war sehr damit zufrieden. „Das Beste, sagte Wilibald, sollen Sie erst noch sehen, wenn wir auf die Ruine und an den See kommen.“

Eben trat Mathilde herein, und verbeugte sich mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit. Mariane blickte sie einen Augenblick mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens an. „Ah, die Sängerin!“ schrie sie dann, und flog todtenblaß an ihre Brust. Sie behielt Mathilden am Arme, bis diese mit der übrigen Gesellschaft fertig war, und zog sie dann sogleich in ein anderes Zimmer. Fräulein Luise folgte ihnen, kam aber schnell und geschäftig zurück. „Marianen ist gar nicht wohl, sagte sie. Das arme Mädchen hat sich alterirt.“

Alles lief zu ihr. Sie saß wie todt im Armstuhl. Mathilde kniete vor ihr, strich sie an, küßte ihr die Hände und weinte bitterlich. Der Finanzrath legte mitten in seiner Angst Mathilden sanft die Hand auf die Schulter, und winkte Otto'n gerührt zu. Die Kranke erholte sich schnell, und blickte einige Zeit unsern Freund, welcher neben ihr stand, starr an. „Es hat mir lange geahnet, sagte sie. Aber das ist sie wirklich. Ihr Wiederfinden hat mich sehr überrascht.“ Sie lächelte, lehnte sich, im-

mer küssend an Mathilden, und wurde bald wieder so munter, daß Jedermann völlig beruhigt war. Dann trank sie ein Glas Wasser, und erklärte sich bereit, sogleich eine Fußreise von mehreren Stunden mitzumachen.

Man beschloß eine Wanderung, und Mathilde bat sich aus, die Gesellschaft in der Grotte traktiren zu dürfen. Mariane wollte aber doch wegen der Hitze nicht mit auf die Ruine, sondern nachher mit Mathilden an den See kommen. Die Uebrigen stiegen hinauf.

Den Finanzrath, welcher noch nicht oben gewesen war, zogen die herrlichen grünen Plätze, das alte Gemäuer und die große Aussicht sehr an, und Fräulein Luise ergoß sich ganz in poetischer Prosa über die Schönheiten des Landlebens und der Natur. „O gewiß, sagte der alte Kronach, hier wünsch' ich meine alten Tage zu beschließen." Während sie hinab nach der Grotte stiegen, sprach er mit Otto'n sehr lebhaft über das hiesige Gut. Sie fanden Marianen und Mathilden, Arm in Arm, schon bewundernd vor der Höhle. Mathilde machte die kleine Wirthin allerliebst; sie schien eine Pflicht zu fühlen, Jedermann etwas Gefälliges zu sagen; und diese Rolle hatte ihr so viel Heiterkeit gegeben, daß selbst ihr Vater bemerkte, die Gesellschaft thue ihr sehr wohl. Sie kam aber doch Niemanden nahe, als dem Finanzrath, welcher auch an ihr ein besonderes Wohlgefallen fand.

Uebrigens tobte sie in fesselloser Jugend herum, stand keinem Menschen Rede, und verdarb es mit keinem.

Nach einigen Debatten über Wilibalds längeres Aufenbleiben und seine Geschäfte, erklärte sich der Finanzrath beifällig für die gemachten Anlagen, außer daß er die Grotte für ungesund hielt, und deswegen seinen Stuhl heraus in die freie Luft rückte. „Hier, sagte er, ist schon ohnehin Schatten genug; und, daß mir ja Niemand in der ersten Stunde aus dieser Quelle trinkt! Dergleichen unterirdische Brunnen sind entsetzlich kalt und gefährlich; schon manche ehrliche Seele hat den Tod daraus getrunken."

„Es ist, sagte Mathilde, als ob dies alles ganz neu geschaffen wäre. Denn die Grotte war vorher völlig unzugänglich, und den Brunnen hörte ich nur zuweilen rauschen, wann ich auf dem Kahne bis an die Klippen heranfuhr."

Sie saßen jetzt eine Zeitlang ruhig, um die Nachtigallen nicht zu stören, die hier in die Wette sangen, und um den schönen glatten See mit seinen Schattenufern still zu betrachten.

„Wenn es möglich wäre, sagte Wilibald, durch Singstimmen oder durch irgend ein Instrument die Töne der Nachtigall nachzuahmen, so müßte das der ganzen Musik eine völlig neue Wendung, einen viel höhern,

ich möchte ſagen ſüdlichen Schwung geben. Allein ſie hat drei unnachahmliche Töne in ihrer Gewalt: das wollüſtige Schlürfen oder Schwirren, worin etwas Bacchantiſches liegt; das leiſe, ſüßgedehnte Ziehen, welches gewöhnlich auf jenes ſchmachtende Girren ſogleich folgt, und in einem einzigen, langen, abgezogenen Tone beſteht, der aber einen Wilden rühren muß, der alle Wärme, alle melodiſche Gluth in der Welt umfaßt; und dann den hinſterbenden Fall, der die Seele auflöſt, der das Herz zur ſüßen Thränenfeier zu laden ſcheint.“ Er ſchwieg, und zeigte auf eine ganz nahe Buche, wo eben eine Nachtigall die kleinen Flügel wollüſtig dehnte, und, im Kampf unvereinbarer Liebesmelodieen, ihre zärtliche Quaal zu klagen anfing.

Mathilde hatte ihm und den Vögeln ſehr aufmerkſam zugehört. Sie lächelte ihm Beifall, und ſagte ganz leiſe zu Luiſen: „Wenn ich nur auch ſo ſprechen könnte! Wie iſt es möglich, das in Worte zu legen! Und doch — iſt es wahr, oder nicht?“

Luiſe lächelte. „Du haſt recht, Liebe!“ ſagte Mariane, die es gehört hatte, und reichte nach ihr, und ſeufzte ſchwer.

„Iſt deine Gondel noch nicht fertig?“ fragte der Finanzrath.

„Warten Sie, fuhr Mathilde auf, ich bin der Schiffer.“ Sie hüpfte fort, um den Kahn heranzuſchiffen,

und den Alten zu fahren. Wilibald protestirte, der Finanzrath verbat sich alles Fahren, und die Uebrigen waren besorgt für sie. Aber sie ließ es sich nicht nehmen, sondern rennte fort, wie ein Reh, das Gestade entlang. Auf Otto's Versicherung, daß sie gut fahre, sagte der Alte: „Nun, so laß ich mich auch von Niemand dazu bereden als von ihr."

Schnell hatte sie die weite Strecke zurückgelegt, und stach mit aller Macht mitten über den See auf die Grotte zu. In der Mitte machte sie Figuren und Schifferkünste, so daß Mariane laut schrie, und Otto ihr zurief, sie solle vernünftig seyn. Nun trat sie mitten in den Kahn, wankte sanft darin hin und her, und floß still heran. Das weiße Kleid mit Rosenbandschleifen, das bräunliche Haar, das Lächeln der blühenden Lippen, worin eine gewisse trotzende Sicherheit auf ihre Kunst lag; der dunkle Kahn, in welchem sie sich sanft bewegte, und der heitere blaue Grund, auf welchem dies alles heranschwamm, gaben einen unbeschreiblich lieblichen Anblick. „Glücklicher Nachen, mit deiner reizenden Last! sprach unser Freund am Ufer ihr leise entgegen. Wie sanft wankst du auf der reinen Fluth dahin! Kein Ruderer als Zephyr lenkt jetzt deine schöne Fahrt durch die Wasserkreise; diese Wellenlinien umgeben dich, wie silberne Ketten, mit welchen die Nymphen deine süße Bürde zurückzuhalten streben."

„Sch mir Einer die Kleine! sagte der Finanzrath mit innigem Wohlgefallen. Sie haben eine sehr reizende Tochter.“

„Schifferleben, Hoffnungsleben!“ sang Mathilde herüber.

„Ihr Leben auf diesem See, sagte Mariane, ist freundlich und rein, wie der sanfte Flug einer weißen Taube durch die blaue Luft.“

Wilibald stand unten, wo sie landen wollte, und streckte schon unwillkührlich die Arme nach ihr aus, um sie aufzufangen. Aber sie sprang, ihn täuschend, weit neben ihm vorbei, und zog schnell den Kahn nach sich ans Land. „Nun ist alles zur glücklichen Fahrt bereit!“ rief sie; der Finanzrath stieg ein, und ließ sich einigemal von ihr auf dem See herumtragen. Wilibald hatte sich gemeldet, wenigstens zu ihrer Hülfe mitzufahren; aber sie wollte ihn durchaus nicht einnehmen, und nichts von ihm wissen. „Sie verstehen das nicht,“ sagte sie. Nach glücklich geendigter Fahrt, als ihr der Alte dankte, erbot er sich, nun auch seinen Schifferzoll zu bezahlen. Sie verstand ihn nicht; aber, wie er die Arme ausbreitete, hing sie sich jugendlich fest an den schönen Alten, und überließ sich seinen Küssen mit so gutwilliger Behaglichkeit, daß Otto drohend sagte: „Mathilde, du wirst mir endlich doch wohl ungetreu!“ Kronach hatte auch wirklich

großen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und er selbst bemerkte dabei, er habe gefunden, daß Leute von seinem, nämlich von einem schon sehenden Alter, gewöhnlich bei jungen Mädchenherzen in besonderer Gnade ständen.

Mathilde fuhr nun selbst Fünfe von neuem aus, und dies war alles, was der kleine Kahn ertragen konnte. Sie hatte beständig etwas an Wilibalds Rudern auszusetzen, so, daß sie ihren Streit noch eine Zeitlang zu Lande fortführten. Mariane behauptete, sie sey noch nie glücklicher gewesen, als heute, und August war lauter Jubel.

Wie sie sich trennten, bat der Finanzrath seinen Nachbar mit einer herzlichen Umarmung, ihn mit seiner Tochter in der Stadt zu besuchen. „Daß Sie ja bald zu mir kommen!" sagte er zu Mathilden. „Wir wollen dann meine Frau ganz und gar zur Eifersucht bringen, und — indem er sie umarmte — nur so, wollen wir uns immer wieder sehen, und so, von einander scheiden." Mariane trennte sich unter heißen Thränen von Mathilden, und diese weinte gutherzig mit. Sie schien überhaupt von dem Neuen der heutigen Vorfälle gespannt und bewegt.

Wilibald verließ zum erstenmale Hainberg höchst ungern. Vielleicht hätte er, ohne an den Aufbruch erinnert zu werden, noch eine ganze Woche hier fortgelebt. Beim Abschied sagte ihm Otto leise: „Verwickeln Sie mich in keine großen Bekanntschaften in der Stadt."

„Diese werden, antwortete Wilibald, außer den heutigen, nur noch etliche Freunde seyn.“

Man brachte in Felseneck den größten Theil des Abends mit Erzählen von Hainberg zu. Der Alte sprach mit Entzücken davon, und lobte Otto und Mathilden; und seine Frau, die ihren Sohn dabei aufmerksam betrachtete, verlangte bald dahin zu kommen, um alles dies zu sehen.

„Ha, sagte Franz, endlich, endlich haben wir Eure Sängerin ausgekundschaftet. Nun seyd auf Eurer Huth!“

Wilibald sprach wenig zu Mathildens Lobe, weil er, aus einem ihm selbst noch dunkeln Grunde, sich für parteiisch hielt. Desto lauter sprach er zu Otto's Vortheil. Mariane hingegen redete mit inniger Fülle des Herzens von ihrer neuen Freundin, worüber ihr Luise ziemlich lebhafte Vorwürfe machte.

„Nun ich muß doch das Wundermädchen selbst sehen!“ sagte Madam Kronach, und blickte mißtrauisch nach Wilibalden, der träumend dasaß, und wirklich nicht an Mathilden, sondern an Otto'n gedacht hatte.

Des andern Morgens befand sich Mariane übel, und kam spät, und sehr blaß zum Frühstück. Je mehr sie sich zur Heiterkeit zwang, je weniger gelang ihr dieses. „Ich habe mich, sagte sie zu Wilibalden, gestern übernommen.“ Doch war sie des Nachmittags wieder so wohl, daß sie

ihren Verfaß, zu dem verſprochnen Aufenthalte bei der Gräfin die Arenach'ſche Familie in die Stadt zu begleiten, anführen konnte. Man ſchickte ſich zur Reiſe an, und fuhr gegen Abend, unter dem Drohen eines fernen Gewitters, von Felſeneck ab.

Willibald, der mit Franzen zu Pferde war, trieb den Kutſcher zur Eile, weil er die Furchtſamkeit ſeiner Mutter bei Gewittern kannte. Die Hitze vermehrte ſich von Minute zu Minute ſo, daß alle Gegenſtände vor den Augen flimmerten, und die Felder im elektriſchen Zitterglanze ſchwebten. Die blutrothe Klapproſe ſchien von der Gluth verzehrt entzündet; die blaue Cyane und die blaſſe Cichorie wankten ſchwermüthig in der drückenden Stille; und angſtvoll krächzten die Finken dem nahen Sturm entgegen.

So ſchnell auch die Reiſe vorwärts ging, ſo nah und immer näher donnerte es doch bald in harten Schlägen hinter ihnen her. Die heißen Luftwellen bekamen ſchon mehr Leben, und in der Ferne ſahen ſie einige drehende Staubwirbel, die Vorboten des allgemeinen Aufruhrs. Wie die Stadt jetzt vor ihnen lag, hatte das Donnerwetter ſie erreicht, und die ſchweren Gewölke drohten ſchon über ihrem Haupte. Der heiße Sturmwind jagte die Staubwolken vor und hinter ihnen her, ſo, daß Menſchen und Vieh der Athem ſtockte. Beim Einzug in die

Stadt ſahen ſie ſich mit in die grauſe Zerrüttung der allgemeinen Ruhe gezogen. Das Zuſchlagen der Thüren von dem gewaltigen Sturme; das Klingeln der zerbrechenden Fenſter; der brauſende Lärm des Volks; die gelben Blitze, die ſich in den Straßen zu durchkreuzen ſchienen; alles dies machte, daß die Pferde ſcheu emporſteigend ſich ihren Führern widerſetzten, im Erſchrecken vor der höheren Kraft des Himmels. Eben ſtürzten die erſten großen Regentropfen aus der Wolke, wie Blaſen, auf das ſtaubige Pflaſter, als die Geſellſchaft, wie es dämmerte, noch glücklich anlangte.

Wilibald brachte die erſchrocknen Frauen ins Zimmer, und betrachtete dann den tobenden Sturm. Es wurde Nacht. Das Wetter war noch nicht völlig zum Ausbruche reif, und brauſte, bei wenigem Regen, ſchnell und mit hohlen, ſchutternden Stößen über die bange Stadt hin. Er fühlte ſich ſeltſam bewegt, als er mitten in den kurzen ängſtlichen Pauſen, zwiſchen den jetzt blaugrünen Flammen und dem krachenden Schlage, zuweilen vom nahen Lindenplatze her eine einſame Nachtigall ſüß und geſchmeidig klagen hörte. „Wie romantiſch, rief er, paart ſich hier das Härteſte und das Mildeſte in der Natur! Ach, das Leben im Menſchen trifft ſo oft ein gleiches Loos!“

Bald waren alle Wetterwolken vorüber, und die Sterne funkelten hier und da.

„Es wird ein fruchtbarer, aber ein heißer Sommer!“ sagte der Finanzrath, indem er mit Wilibalden alle Fenster öffnete.

„O, es wird uns wenig helfen, sagte Wilibald. Die Hitze ist draußen noch drückender. Vor der Hitze gibt es eigentlich gar keinen Schutz, als in unterirdischen Kammern.“ Er schaute wieder hinaus in die glühende Luft. Aus der Gegend zwischen Felseneck und Hainberg flammte schon neues Wetterleuchten durchs zackige Gewölk heran.

Ernſt Wagner's

ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Moſengeil.

Zweiter Band.

Mit königl. Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1827.

Wilibald's

Ansichten des Lebens.

Ein Roman

in vier Abtheilungen.

Zweiter Theil.

Dritte Abtheilung.

Sommer.

Mächtig treibt's, und in der Sommerschwüle
Ist es, wo die zarte Rose glüht.
In der Hitze streitender Gefühle
Ist es, wo der freie Geist erblüht.

Den vielen herrlichen Tagen des Frühlings folgte eine kurze warme Regenzeit. Die Natur tränkte das durſtige Land reichlich, und entwickelte brünſtig die letzten Keime des Jahres.

Aber unſern Freund befiel in dieſen Tagen eine innere Unruhe und ein ängſtliches Schwanken zwiſchen mancherlei in Widerſpruch ſtehenden Pflichten und Gefühlen.

Die Gräfin, bei welcher Mariane während der Abweſenheit des Grafen ihren Aufenthalt nehmen mußte, empfing Wilibalden, nach ſeiner Zurückkunft in die Stadt, froſtiger als ſonſt. Sie hatt' es doch mit einiger Bitterkeit empfunden, daß er ihrer Einladung dahin erſt ſo ſpät gefolgt war. Schon dies machte ihn unruhig, und er ſuchte alles mögliche hervor, was zu ſeiner Entſchuldigung dienen konnte, wobei ihn auch Mariane aus allen Kräften unterſtützte. Die Miniſterin ſchien vertrauter mit dieſer zu leben als ſonſt, und war durch ſie ſchon von der ganzen Geſchichte Felſenecks, Hainbergs und des Wiederfindens der Sängerin unterrichtet.

„Sie ſollen mir die Sängerin einmal hereinholen, Mariane, ſagte ſie. Denn nach Hainberg will ich nicht.“

Wilibald bot alle ſeine Beredſamkeit und landſchaftsmaleriſche Darſtellungskunſt auf, um ihren Entſchluß zu ändern. Es ſchien endlich doch, als ob dieſes gelingen wollte.

„Ernſtlich, ſagte ſie, mag ich Ihnen niemals zürnen, ſo wenig als der verzogenen Mariane. Am Ende zürnt auch ein Weib aus keinem andern Grunde, als aus Furcht oder Angſt. Wenn hätt' ich freilich bisher einige werthe Menſchen um mich geſehen, da die Leere in der Stadt täglich ſo ſehr zunimmt, daß wir ſelbſt die gewöhnlichen Unterhaltungen unſerer Geſellſchaft ſchon ausſetzen mußten. Und doch liegt es einmal außer dem Plane meines Mannes, dieſen Sommer aufs Land zu gehen. Ich habe alſo wohl Urſache zu murren, wenn meine ſelbſtſüchtigen Freunde jetzt nur ihren Blumen und Launen nachſchwärmen, und mich erſt in der rauhen Jahreszeit wieder ſuchen wollen, wie man den Winterpelz hervorſucht.“

„Ich ſelbſt, fiel er beſcheiden ein, kenne die Unbedeutenheit meiner eigenen Perſon ſo genau, als den Werth von jenem auserleſenen Zirkel, der ſich Ihnen als ſeinem beſtändigen Mittelpunkte zu nähern ſtrebt. Schon der einzige Umſtand ſollte mir daher Verzeihung, ſogar Mitleiden auswirken, daß ich ja in Hainberg von dieſem

Zirkel ausgeschlossen war. Außerdem ist auch in den meisten Hinsichten der Einzelne weit schlimmer daran, als die vertraute Mehrheit. Auf dem Lande zum Beispiel bleibt dem Einzelnen mancher tiefe und reiche Quell des Naturgenusses verborgen, wozu ihm des Freundes Blick und Rede den Zugang eröffnen würden; die Mehrheit hingegen findet in der innern tausendtönigen Harmonie ihrer Glieder schon einen eignen hohen Genuß; — so wie ein Solo, welches ich ohne Akkompagnement spiele, erst dann, ja ich möchte sagen nur deswegen, mich entzückt, wann und insofern ich mir die große vollständige Begleitung dazu wirklich denke."

„O gewiß, versetzte die Gräfin, verlangt der am Ende noch großen Dank dazu, oder gar einen gewissen Tagelohn an Geld für seine Leiden in Hainberg." Sie reichte ihm zur Versöhnung die Hand. „Aber, vielleicht bin ich auch wirklich ungerecht, fuhr sie fort. Der Mensch ist der wahre Nimmersatt. Und wie kommt es doch, daß besonders die Frauen lieber in Allem Maas und Zahl anerkennen wollen, als in der Freundschaft!"

„Weil die Freundschaft selbst, rief er gerührt, nicht, wie die sinnliche Liebe, Zeit und Maas achtet, sondern end- und schrankenlos strömt, wie die Ewigkeit, die ihren Quell der verwandten Seele einst verjüngt wiedergibt."

Sie blickte hier betroffen auf Marianen, die, im Begriff sich zu entfernen, nochmals wiederkehrte, um sie schwärmerisch zu umfassen. Sobald er mit der Gräfin allein war, wandte sie sich lebhaft zu ihm: „Unter uns gesagt, ich wünschte doch zu wissen, ob Sie etwa darauf warten, daß man Ihnen die Stelle, welche der Rath Sello versieht, antrage?" — Wie er nicht sogleich antwortete, fuhr sie fort: „Mir scheint es, ein gewisser Freund wünschte sich wohl recht sehr in die reizende Lage eines guten, braven Landmannes." Ihr Blick war fast zornig, und verweilte zuletzt bei dem Worte „Landmann" spöttisch auf seiner edlen Gestalt und Kleidung. Mariane trat schon wieder herein, und die Gräfin schien seine Antwort, die er eben begann, mit allen Mienen so ernstlich verhindern zu wollen, daß er nicht durchdringen mochte.

Ohne jetzt zu untersuchen, ob die Gräfin im Ernst das Landleben geringschätze, wovon er auch Gegenbeweise hatte, fand er doch ihr Betragen auffallend, und in mehr als einer Rücksicht beunruhigend für seine geheimen Wünsche. Sie liebte Marianen inniger, und war dabei, in ihrer Gegenwart, mit ihm fremder als sonst. Mit Schaudern dacht' er sich zum möglichen Grunde hiervon jene Umarmung seiner beiden Freundinnen im Walde bei Felseneck, die ihm so fürchterlich war. Doch trösteten ihn über das alles Marianens eigne Versicherungen. Aber die Frage wegen Sello's konnte die Gräfin nicht

aus ſich ſelbſt genommen haben, da ſie ſich nie in öffentliche Angelegenheiten miſchte, welches Wilibald vorzüglich an ihr ſchätzte. Ohne Zweifel hatte ihr der Miniſter dieſe Erkundigung aufgetragen. Und wie nun?

Seinem Grundſatze getreu, daß ein Nachdenkender für jede Geſellſchaft ein Langweiliger, und bei der größten Anſtrengung doch nur ein Kranker ſey, ſuchte er bald ſein ſtilles Zimmer.

„Gut! dacht' er dort. Die Menſchen wollen meine hieſige Laufbahn ſehr begünſtigen; denn mit dieſem Amt eröffnet ſich zugleich die Ausſicht auf eine ziemlich hohe Stufe, auf der man Sello'n nicht zu ſehen wünſcht, da ſie bisher nur dem Adel überlaſſen wurde. Und bis dorthin gehen die Berechnungen meiner Mutter, dort finden ihre Lieblingsplane das gewünſchte Ziel. Außer mir und Sello'n wagen ſich keine Bewerber heran; und wenn auch meine bisherigen Bemühungen, Jenem eine andere Ausſicht zu verſchaffen, fruchtlos waren, ſo wird doch der Miniſter, da er für die ganze Sache eingenommen ſcheint, am Ende Rath für Sello'n ſchaffen. Dazu kommt, daß mit dieſem Amte zugleich auch jene glänzende Ausſicht mir für immer entgeht; daß ich dann vielleicht mehrere Jahre lang auf eine weit geringere Stelle warten muß; daß bei der gegenwärtigen, wenn ſie gleich ſehr mühſelig iſt, und mir mein ſchönes Hainberg völlig wegrauben wird, doch viel Ehre zu erwerben ſeyn mag; daß ich durch mein

Weigern eine geliebte Mutter tief kränke, welche von mir die Restauration eines eingebildeten hohen Familienglanzes erwartet; daß es überhaupt die Pflicht jedes Geschickten ist, treulich seinem Staate zu dienen; daß manche gebildete Menschen mit der Gräfin mich belächeln werden; und dann, der Müßiggang auf dem Lande, das Verländeln des Menschen selbst, meinte das die Gräfin? Und hat dies wirklich einigen Sinn! Warum hab' ich hierüber noch keine klaren Ideen, noch so wenig Vertrauen in meine eigne innere Thätigkeit, die mir doch am Ende auch auf dem Lande bleiben muß! Warum würd' ich jetzt sogar erröthen, wenn die Ministerin vor mir stände, um ihr empfindliches „Landmann" nochmals auszusprechen!"

Wirklich erwachte ein gewisses Gefühl in ihm, welches er ohne Bedenken „Scham" nannte, welches sich aber sogleich verlor, wie er einige zutrauliche Blicke auf die andere Seite warf. „Reizendes Hainberg! rief er. Du kleiner, stiller Ort, über dessen friedlichen Wohnungen Mathildens Geist wie ein schöner Genius schwebt! Meine Seele hat das süße Leben deines Blüthenhügels schon zu tief gekostet. Otto's Bilder von stiller, aber konzentrirter Grösse, von einfachem, aber vollem Leben, von unverstellter, aber ewig treuer Natur — o, sie sind keine Träume! Otto und meine Eltern dort in ländlichem Frieden vereinigt!"

„Und was ist denn eigentlich diese Geschäftswelt? Was ist euer Staat? Ich hab' ihn endlich ein wenig kennen gelernt. Er besteht in einem ungeheuern Aggregate von Sandkörnern, deren jedes von dem andern gern los will. Seine Diener kehren und treiben die Flüchtlinge wieder zum Haufen, damit er doch aussehe wie ein Ganzes. Ist uns diese saure Arbeit so verdienstlich? Ja, wenn wir den Kitt erfinden könnten, oder dürften, der das alles zum festen Körper vereinigte! Aber da ruft uns die ernste Zeit drohend zu: Laßt ab von dem, was nur meine Verwitterung vermag, und ohne euch verrichten wird! So besteht vor der Hand das höchste Heil des Staats, nach welchem auch der weiseste Diener einzig streben kann, nur darin: daß das Ding gut thue! Ist das so viel?"

„Und wie sieht es mit der großen Welt aus? Die herrlichen Intriguen der großen Zirkel; der Glanz und Prunk der Stände; die kunstreichen Modulationen der schönen Welt; das vielseitige Leben; die alles verwirrende Kultur; diese Dinge zusammengenommen werden für mich, was auch Otto sagen mag, immer viel interessanter bleiben, als das sogenannte Landleben, soweit ich dieses kenne. Doch hab' ich aus jenen großen Verschlingungen zuletzt schon oft sehr gewöhnliche Resultate, ja gemeine Handlungen entspringen sehen, die ich, beim Lichte betrachtet, auf dem Lande weit

abgezogener und bestimmter hätte haben können, als in meiner großen Welt; und, daß ich mir von dieser doch vielleicht ein allzugroßes Interesse versprochen habe, werd' ich meinem Freunde bald gestehen müssen. Am meisten täuschte mich bis jetzt die große Welt in Rücksicht des Interesse der menschlichen Leidenschaften. Ich habe die Intrigue gefunden, aber nicht in ihrer recht interessanten Größe. Bei der Leidenschaft selbst fehlte der Zweck und die Kraft. In der Höhe, es sey in der Nähe des Hofes, oder in großen Zirkeln, scheint die Leidenschaft nur zwergartig zu wachsen, wie Bäume auf den hohen Gebirgsgipfeln; aber in den Thälern lebt sie kräftig und schön; und da, wo uns ihre Nacktheit beleidigt, nöthigt uns ihre Größe Bewunderung ab. Duellirten sich nicht neulich zwei meiner Freunde vom Militair in meiner Gegenwart aus bloßer Furcht vor der Ehre! Aus bloßer Angst vor der Schande sich nicht zu schlagen! Sah ich nicht, daß sie zuletzt einander Bisse gaben, und annahmen, aus bloßer Bangigkeit, man könnte sagen, sie hätten nicht „brav gethan!" Sah ich nicht bald darauf zwei junge Bauerburger sich um ein Mädchen mit Keulen schlagen, und hörte, wie sie, vom Blute triefend, einander noch den Tod schwuren! O gewiß mußte Einer sterben, wenn nicht die halbe Nachbarschaft sich dazwischen warf! Freilich tödtet sich jene Art Kämpfer eben so oft und vollkommen,

als dieſe! Aber in welchen Kampf würden ſich wohl die großen Schatten Achill's und Hektor's lieber miſchen? Iſt hier die große Menſchheit in der großen Welt? Otto würde mir am Ende wohl noch beweiſen, daß die große Welt aus unzähligen kleinen Weltchen beſtehe, die aber alle zuſammen nicht ſo viel große Menſchheit faſſen, als vielleicht eine einzige von ſeinen Welten, die ich klein ſchalt; — zumal wann ſie zum Handeln käme."

Sein Bruder unterbrach dieſes Selbſtgeſpräch mit der Nachricht aus einer ſichern Hand, daß Tello ſich bereits um das bewußte Amt gemeldet habe.

Gemeinſchaftlich trugen die Brüder ſogleich das ganze Ereigniß den Aeltern vor, und Willibald ſagte dann alles darüber was er dachte. Selbſt das ſatyriſche Lächeln der Gräfin, welches er jetzt ſchon wieder belächeln konnte, verſchwieg er nicht. Freilich äußerte er in Rückſicht Hainbergs nur: dieſes werde, bei jener Stelle, für ihn ſo gut als verloren ſeyn, und der Vater werde viele Beſchwerden von den dortigen Beſorgungen haben, die er ſelbſt dann nicht mehr übernehmen könne.

„Gut, daß du von Hainberg ſprichſt, ſagte der Alte. Ich habe dieſes Gut für Auguſten beſtimmt. Du ſollſt dabei nicht zu kurz kommen."

„Mein Bruder ſchweigt, ſagte Willibald. Aber ich weiß, daß dies nie ſeine Sache ſeyn wird. Hainberg iſt Ihnen dann nur eine Laſt."

„So werd' ich selbst hinausziehen, murrte der Vater, wenn Ihr Euch so wenig in meinen Willen schicken wollt."

Lebhafter schilderte nun Willibald Sello's Lage, und erklärte, es sey gegen sein Gewissen, daß er, als ein junger Mensch, der warten könne, diesen Mann um sein ganzes Glück bringen solle, da derselbe Familie habe, vielleicht — ein entsetzlicher Gedanke! — durch ihn ruinirt, mittellos, sein Feind, und dann ein gefährlicher Feind werden könne.

„Darüber laß mich ganz allein sorgen, wandte der Alte ein. Du kannst dich darauf verlassen, daß der Minister kluge Maximen kennt, die gut heißt, und wo möglich hält hat."

Das überraschte ihn, und da er auch den fast unbegreiflichen Willen seiner Eltern sah, so hätt' er sich vielleicht auf der Stelle gemeldet, wenn nicht seine Mutter, die etwas leidenschaftlicher für diese Sache eingenommen war, in der Hitze mit einem Plane herausgegangen wäre, wobei, wie es ihm deuchte, Fräulein Luise eine Hauptrolle übernehmen sollte. Willibald kannte sie als ein Mädchen aus einer der ersten hiesigen Familien, das in vielem Betracht für eine sogenannte vortheilhafte Partie galt; sie war ihm aber, wegen eines gewissen steifen Wesens und ihres übertriebnen Kunstfleißes, unleidlich. Wie aus den Wolken gefallen, sah er daher seine Mutter

groß an, und ſchien ſo eben zu begreifen, daß hier Mutter und Bruder im Einverſtändniſſe darüber lebten, ihn durch dieſes Amt an einen Stand zu feſſeln, den er ſeit einiger Zeit lieber in ehrerbietiger Entfernung betrachten, als in Verbindung mit ſich ſehen mochte. Seine Ideen über Freiheit glaubte er durch eine ſolche Erhöhung tief niedergedrückt. Und, ſchnell, wie ein reiner Lichtſtrahl, fuhr in dieſem Augenblick Mathildens blühendes Bild durch ſeine ganze Seele, um auf ewig darin zu wohnen.

Er brach kurz ab, und verſicherte, der Befehl ſeiner Aeltern bleib' ihm jederzeit heilig; allein, da der Graf erſt in acht Tagen zurück komme, ſo bitte er, dieſe Zeit noch in ruhiger Ueberlegung in Hainberg hinbringen zu dürfen, wo ſeine Gegenwart, wegen der bevorſtehenden Heuernte, ohnehin ſehr nöthig ſey.

Auguſt ſagte: „Du biſt ein unentſchloſſener Menſch! Ich würde mich ohne Bedenken ſogleich melden, wenn ich wirklich Luſt hätte."

„Und die ruhige Ueberlegung, ſetzte die Mutter hinzu, haſt du bequemer zu Hauſe. Ich ſelbſt werde nach Hainberg gehen, um dort das Nöthige zu beſorgen. Es kommt mir gerade gelegen, und ich habe meine Urſachen dazu."

„Das wird nichts, ſagte der Alte beſtimmt. Entweder ich, oder er. — Und ja, er ſoll auf acht Tage nach Hainberg — gerade nach Hainberg! Mein Wille

ist ihm bekannt; aber er soll nicht sagen, ich hätt' ihn gezwungen." Hastig ging er nach seinem Komptoir.

„So sind die Kinder!" sagte Madam Krenach, und biß sich in die Lippe. August schüttelte den Kopf. Willibald sah an die Decke. Zum ersten Mal seit langer Zeit ging die Familie völlig verstimmt auseinander.

Froh über die erhaltene Freiheit, wieder abzureisen, beurlaubte er sich von seinen Freunden, und zuletzt auch mit einer Art von Triumph von Marianen und der Gräfin. Mariane veränderte die Farbe bei der Nachricht, und bat ihn sehr, noch hier zu bleiben. Dagegen fing er an, ihr die Nothwendigkeit seiner Abreise zu beweisen, und die Schönheiten seiner Ernte mit den hellsten Farben vorzumalen. Die Gräfin lachte endlich. „Wenn er sich einmal vornimmt, sagte sie, uns für eine Albernheit zu gewinnen, so kann er mich zuweilen so rühren, daß ich ihm gerade das Tollste verzeihe, um — selbst zu entriren. Wir kommen also auch nach Hainberg, Willibald, und was ich Ihnen über das Landleben sagte, hab' ich nicht allein zu verantworten. Es war mir einiges davon angelehrt."

„Schön, schön! rief er. Auch Plinius und alles will die Ernte sehen!"

Hier war also Jedermann gut. Desto stiller lebte man im älterlichen Hause. Jeder stand allein da.

Aber am Abend vor Wilibalds Abreiſe trat der Vater noch ſpät in ſein Zimmer. „Wilibald, ſagte er mit ſanftem Ernſte, du biſt, wie ich hoffe, ein vernünftiger Mann geworden. Wenn ich dir vielleicht zu viel that, ſo nimm jetzt noch eine Erklärung mit auf den Weg, die dich beruhigen wird. Meine Abſicht iſt keineswegs, deinem Willen, noch weniger deinem Herzen Gewalt zu thun. Auch hab' ich Manches überlegt. Ich bleibe gewiß dein Freund, auch dann, wann dein Entſchluß nicht nach unſern Wünſchen ausfiele. Du beleidigſt in dieſem Falle mich nicht; und deine Mutter iſt eine gute Mutter, und am Ende — meine Frau. Aber einen Entſchluß mußt du mit zurückbringen. Ich werde ſorgen, daß man in Hainberg dich nicht ſtöre. Dabei hoff' ich, du wirſt uns nicht vergeſſen.“ Er küßte den Sohn, wie er nur ſelten that, und ſchied gerührt von ihm.

Zentnerſchwer fiel des Vaters Güte auf ſein Herz. „Auguſt hat wirklich recht, ſagte er, ich bin ein höchſt unentſchloſſener Menſch, der ſeinen Freunden noch viele Sorgen machen wird.“ In abenteuerlichem Gemiſch zogen jetzt wieder einmal alle Stände und Klaſſen ſeiner Seele vorüber; nirgends ſah er das ſehnenswerthe Leben. Alles Leben zeigte ſich nur vielſeitig, oder in koloſſalen Bildern; jede entzückende Ausſicht zu freien Thaten verſank ſogleich wieder hinter den Maſſen der

Verhältniſſe, und ſein ganzes Gemüth war dem Sturme durchkreuzender Gefühle und Leidenſchaften Preis gegeben. Es waren die trübſeligſten Minuten ſeines Lebens, vor welchem ihm jezt zum erſten Mal graute; und die heiße Nacht trieb ſeine Unruhe aufs Höchſte.

Sanft fing es an, von der nachbarlichen Flöte her zu ihm zu ſprechen. Leiſe und rein zogen ſeine Töne zur ſeinen Stunde durch die ſtille Nacht herüber. Der Hauch eines Müden, der Geiſt eines zufriednen Unglücklichen ſchien ſie hervorzubringen; in ihren Armen ruhte unſer Freund.

„Du frommes Weſen, liſpelte er, wer biſt du, daß dein freundlicher Mund mir etwas ſchenkt, was vielleicht dein armes Herz nie kannte! Die beſänftigte Phantaſie läßt mich in deinen Tönen Troſt und Lehre zugleich finden. Fliehe, rufen ſie, flieh doch weg aus aller Ueberfülle des wogenden Lebens. Das Gute wohnt in der Stille. Da bleibt deine Seele rein und friedlich, wie wir. Der uns dich ſendet, kennt das Glück des ſchönen Lebens auch nur aus Momenten, ach einzig aus den Freuden der Melodie! Und nur im Schooße der ſtillen Natur fand er auch das Lieblichſte der Kunſt wieder. Mühe und beglücke nur durch das Schöne, und ſey nur glücklich mit der kindlichen Natur, ſo wirſt du in beiden endlich das Leben wieder finden, das du mit der Kindheit verlorſt.“

Er verſchlummerte etliche ſüße Stunden, und fand ſich am Morgen ſehr heiter. Auf dem Wege nach Hainberg ſchien ihm auf einmal in der Seele neues Licht aufzugehen. „Halt, ſagte er, ich will mir ſogleich für immer rathen! Bald ſollſt du mich beſtimmt ſehen, mein theurer Vater! Die Frage iſt: paſſe ich für Hainberg? Genügt dieſes mir? Finde ich dort meinen Staat? Findet die freie That dort Raum? Entfernt mich die rohe Natur von der Kunſt, oder führt ſie mit ihr mich zum Leben ein? Die Antworten können bald gefunden werden. Was hält mich ab, das Unangenehme des Landlebens bis auf die Hefen zu koſten? Ich habe Kräfte genug, um einmal ganz Bauer zu werden. Stellt meine vorige Geringſchätzung des Landlebens ſich darüber wieder ein, ſo nehm' ich dies ſchon für eine Hauptantwort, und dann — fahre wohl Hainberg!

Bei ſeiner Ankunft benachrichtigte er den Verwalter ſogleich, er ſey entſchloſſen, alle ökonomiſchen Arbeiten zu lernen, und eine Zeitlang ſelbſt mit zu verrichten. Zu ſeinem Lehrmeiſter ſuchte er ſich einen jungen ſtarken Knecht, und zu ſeinem Dienſt ein Paar große Ochſen aus, da ihm für ſeinen Plan ſowohl der Verwalter als die Pferde viel zu gut und aufmunternd ſchienen. Adams lächelte, wie er den zarten Herrn ſich ordentlich hierzu einrichten ſah, und wies ihm endlich, da er heute Morgen ſogleich anfangen wollte, ein Paar große braune ungeheuer

mit einem breitschultrigen Kolosse von Lehrmeister nach seinem Verlangen zum beständigen Dienst an. Hans meinte, das sey ein gar schlechter Spaß, der wohl nicht lange dauern werde.

Aber unser Held ergriff muthig die Sense, um den Anfang mit dem Grasmähen zu machen; und Hans mußte bald nach dem ersten Unterricht über die flinke Geschicklichkeit seines Herrn erstaunen, die dieser mit einer nicht gemeinen Stärke verband. Nach einer Stunde führte er schon einen gewaltigen, langsamen Sensenstrich, mit welchem er das dicht in einander liegende Gras bis auf das niedrige Moos „kahlmähte." Nach zwei Stunden brauchte Hans nichts mehr für seine Beine zu fürchten, sein Hintermann konnte im Mähen, und selbst beim Wetzen der Sense, vollkommen mit ihm Takt halten; und nun versagte er ihm seine Bewunderung nicht länger. „Mein Seel, rief er im Umsehen freundlich, ein Strich, wie man ihn gern hat; eine Mahde wie ein Packtrog! Sonst stellen sie sich erst viel dümmer dazu!"

Des Nachmittags fuhren sie zusammen auf einen harten Brachacker. Man band die Pferde mit der Egge an, und nahm zuerst die Ochsen mit dem Pfluge vor. Die seltsamen Namen, die Hans jeder besondern Furche beilegte, belustigten Wilhalben. Bei den einzelnen Bestandtheilen des Pflugs, wovon er schon manches wußte,

bedurften die zum Theil ſehr bedeutenden Namen eines beſondern Studiums. Das Ackern ſelbſt fiel ihm anfangs ſehr ſchwer, und es ſchien ihm dazu mehr eine feſte, ſteife und tölpiſche Hand, als ein geſchicktes Lenken erforderlich. Hans ſchonte ihn nun nicht lange mehr. Er trieb ihm die Ochſen nur zwei Furchen lang vor, und gab ihm dann ſelbſt die Peitſche. Jetzt hatte Willibald auf einmal ſo vielerlei zu bedenken und zu thun, daß er alle Aufmerkſamkeit und Kräfte zugleich anſtrengen mußte. Das Vieh ſollte mit Namen gerufen, die nöthigen Stich-, Schlag- und Kunſtwörter nebſt Hieben bei denſelben angewandt, die Geradheit der Furche in Obacht genommen, die Veränderung des Pflugs zum tiefen oder flachen Ackern nicht verſäumt, auf die richtige Haltung der Handfaſſen und der Hülfsinſtrumente beim Pflug ſorgfältig geſehen werden — und die Sonne ſtach ſo gewaltig dazu, daß ihm vor Angſt und Hitze der Schweiß über das Geſicht ſtrömte, worüber Hans von Herzen zu lachen anfing. Je ärgerlicher ihm aber dies letztere war, deſto mehr ſtrengte er ſich an, um bald vollkommner zu werden. Endlich meinte Hans, es ginge nun gut. „Aber, ſagte er, wie wirds mit den Pferden gehen! Die ſchreiten noch einmal ſo geſchwind, da hat man gar nicht Hände genug.“ Hierin irrte er aber. Willibald hatte das Fahren gelernt, die Pferde ließen ſich leichter von ihm lenken, und verſtanden ihn beſſer als die Ochſen.

Weil er nun die Bewegung und Haltung des Pflugs schon einmal kannte, so kamen ihm hier Geschwindigkeit und Geschick wieder zu statten, und er hatte bald die Genugthuung erlangt, daß Hans eingestand, er selbst könne so geschwind nicht ackern. Aber einige harte Stellen warfen den Pflüger von einer Seite zur andern, und ein großer Stein, auf welchen die Pflugschiene stieß, hob Mann und Pflug so ganz aus dem Gleichgewichte, daß beide umfielen. „Das geht allezeit so, sagte der trockne Hans. Man muß nur die Augen in Acht nehmen; das andere ist nicht von Glas.“

Wildhald hielt das Pflügen für die schwerste und härteste, zugleich aber auch für die wichtigste ökonomische Arbeit; deswegen ruhte er nicht, sondern ackerte drei volle Stunden lang abwechselnd mit Pferden und Ochsen. Die Behandlung und der Zweck der Egge waren sodann desto geschwinder begriffen; und an dieser letztern Arbeit, welche zwar das Vieh fast weniger als den Mann angriff, diesen aber bei Laune erhielt, und zuweilen selbst mit fortzog, fand er viel Geschmack, und erklärte sie für eine köstliche Bewegung. „Ich könnt's nicht sagen!“ meinte Hans.

Jetzt fuhr er mit seinen Ochsen nach Hause, und der grobe Hans setzte sich quer auf die Pferde, froh, daß sein Herr nicht zu reiten begehrte. Wie er oben saß, sagte er wohlgemuth: „Er hätte aber einen tüchti-

gen-Knecht gegeben. Am erſten Tage kann er ſchon mähen und eggen, und ackert eine räſonnable Furche.“

Sobald Wilibald ſeinen Lehrmeiſter nochmals geſpeiſet und getränkt hatte, erwachte ſeine Arbeitsluſt von neuem, und da ſeine Kräfte einmal im Aufruhr waren, ſo mußten heute noch alle Hauptarbeiten erlernt werden. Adams hatte Kleeſamen übrig, dieſer mußte ſogleich gedroſchen werden, und Wilibald lernte das Klappernuoen Selbander an bis zu Sieben. Das Garbenbinden lehrte ihn Hans in der Scheune am Stroh. „Nun wollen wir auch noch zum Schneiden Rath ſchaffen, ſagte Hans. Im Garten haben wir hohes und ſtarkes Gras mit Schierling. Wer das ſchneiden kann, bringt gewiß alles Getreide zu Fall.“ Sie ſchlugen mit ihren Sicheln ein, bald ging auch das, und Wilibald verkündigte den Feierabend. „Hm! ſagte Hans, der kommt noch nicht an unſer Einen.“ Er verrichtete nun ſeine gewöhnliche ihm übrig gebliebene Knechtsarbeit noch, mit gleicher Trägheit zwar, aber auch mit ewig gleicher Kraft; und unſer Held ſah ſich endlich genöthigt ihn zu bewundern, als er von Adams erfuhr, Hans habe von drei Uhr des Morgens bis zu Wilibalds Ankunft bereits Holz geſpalten! Und dies alles jährlich um zwanzig Thaler Lohn, ziemlich ſchlechte Koſt, und zuweilen einen ſogenannten Extrabranntwein in der Erntezeit!

Der Abend war herangekommen, und so sehr auch Wilibald heute seine Kräfte angestrengt hatte, so munter und leicht fühlt' er doch jetzt die Glieder, wie er sich mit Adams und Hannchen zum Abendessen niedersetzte; und hätt' ihn nicht ein starker Gewitterregen abgehalten, so würde er noch einen Ausflug zu Otto gethan haben. Dieser hatte aber seine Ankunft erfahren, kam noch selbst herab, und wurde von unserm Helden in seiner kurzen Jacke mit einem lauten Horazischen Beatus ille qui procul! empfangen.

„Ich lobe Ihren Entschluß, sagte Otto, schon deßwegen, weil man weder die Arbeit noch den Arbeiter jemals richtig und gründlich beurtheilen kann, wenn nicht die eigne Erlernung der Arbeiten vorhergegangen ist. Ueberhaupt kann nur der das Ganze des Landlebens und sein Interesse vollständig würdigen, welcher mit seinen Mühseligkeiten, Geschäften, Zeiten und Pausen innigst vertraut ist." Beide Oekonomen konnten übrigens nicht umhin, über den Eifer Wilibalds, und den fast unglaublichen Umstand, daß er an Einem Tage so vielerlei Arbeiten erlernt haben wollte, sich recht satt zu lachen.

Alle heut' erhaltene Lektionen mit ihren Kunstwörtern, mit allem Schweren, Leichten und Ueberflüssigen, wurden nun mit Otto und Adams durchrepetirt, und als man sich trennte, erklärte Kronach in vollem Ernste: noch nie hab' er an einem seiner Lebenstage so viel

neues gehört, gesehen, gelernt und gearbeitet, als heute; und nie sey er so wenig ermüdet gewesen, als an diesem Abend. „Bei der morgenden Fortsetzung, sagte Otto, wird die Müdigkeit und vielleicht auch einiges andere sich schon finden.“

Jedermann legte sich früh zu Bette. Mit dem Tage war der angehende Bauer schon wieder auf den Beinen. Zwar fühlte sein Körper die gestrige ungewohnte Arbeit; allein er war und blieb munter. Als die Sonne heiter und funkelnd über die Gebirge herauf trat, fuhr er schon mit seinem schönen Ochsenpaar in das frische Feld hinein, ließ die Thiere Pflug, Egge und Samen langsam hinter sich fortschleppen, und klatschte wohlgemuth in künstlichen Doppelschlägen, daß es durch die Thäler schallte. Man säete heute den letzten Lein, und er hatte sich vom Verwalter ein Stück Land anvertrauen lassen, welches er ganz allein pflügen, besäen und den Samen in die Erde eggen wollte. Die schwarzen Länder dampften der Frühsonne das gestrige Gewitterwasser in krausen Dunstwölkchen wieder entgegen; die kleinen Vögel naschten das sichere Gewürm von der warmen Erde, und die ganze Flur trug das Gepräge des Uebermuths und der angeschwellten Kraft. Sein Acker war rein, dunkel und mild, wie Gartenerde, und es gewährte ihm große Lust, diesen zarten Boden mit dem ausgeruhten Viehe zu pflügen. Leicht schlüpfte das Ei-

sen hindurch, weit und mächtig schritten die Ochsen über die sanfte lockre Erde hin, während er hinter dem Pfluge mit Wohlgefallen den erquickenden, gesunden Duft einsog, der aus den frischen Furchen drang. Nach einigen Stunden betrachtete er das schöne vollendete Werk, und konnte sich und dem verständigen Vieh seinen Beifall über die krausschollige Fläche und ihre sanften wohlgelungenen Furchenlinien nicht versagen. Drauf warf er seinen Ochsen das auf dem Pfluge mitgebrachte Bündel Heu vor, hing das Säetuch über, füllte es, und bereitete sich wie zu einem neuen großen Werke vor. Nach Adams und Otto's gestriger Vorlesung über das Leinsäen beobachtete er alle Regeln dabei mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit. „Es heißt, dacht' er, du hast den Acker ganz allein bestellt; wie würden sie wohl über einen begangenen Hauptfehler lachen!"

Zum letzten Mal wickelte er das Säetuch um den Arm, als er Mathilden weiter oben am Hügel vorübergehen sah. Sie kam mit einem Körbchen am Arm aus dem Felde, grüßte ihn freundlich, und blieb, wie er zögernd und verlangend nach ihr empor sah, stehen, schlug dann vor Verwunderung die Hände zusammen, und lief schnell nach Hause. — „Was sie wohl jetzt von mir denkt!" sagte er, und säete sinnig weiter.

Der schöne Same war jetzt gestreut. Er sprach den Segen über den hoffnungsvollen, und wandte sich

wieder an seine Ochsen, die sich unter dem breitästigen Birnbaume gelagert hatten. „Ihr bequemen Braunen, redete er sie an, verzeiht, daß ich noch einmal eure Ruhe unterbrechen muß. Aber die Zeit entflieht, mich fängt zu hungern an, und einmal hab' ich mir vorgenommen, diesen Acker mit eures Gleichen zu eggen." Wie das nichts fruchtete, schenkte er den Müden doch noch einige Minuten, brachte erst die Egge in Ordnung und rief ihnen dann sein mächtiges: Auf! zu. Allein die Thiere waren vom Glück der ruhigen Betrachtung und Passivität so sehr überzeugt, daß sie es auf triftigere Ueberredungsgründe ankommen ließen. Er griff also endlich nach der Peitsche.

„O mein guter Alter, rief es hier mit süßer, melodischer Stimme, ich bitt' Euch, strengt doch Eure Gliedmaßen nicht so sehr an! Seht doch, wie ruhig Euer schönes Vieh im Schatten daliegt und mit halbgeschlossenem Auge schlummert, und wiederkäut! Nehmt wenigstens erst einen frischen Trunk von Eurer Nachbarin an!" Es war Mathilde. Sie brachte ihm Frühstück.

Ueberwältigt von ihrem Anblicke, warf er die Peitsche weg, und lief zu ihr hin, an den Rain voll blühender Büsche. Süß duftete dort des Bergquendels röthliche Blüthe im Schatten der blauen Feldglocke und des krausen gelblichen Erdrauchs; dunkel glühte die kleine Blut-

nelke dazwischen, und die hochgelbe Kamille vollendete den vielfarbigen Schmelz über dem saftigen Gras des Rains. Dort, unter den Wohlgerüchen des Feldes, kramte sie ihre kleinen Gaben aus. „Ach, Mathilde, ich arbeitete ja nicht für Sie!" rief er und zog ihre beiden Hände mit sanfter Gewalt an sein schlagendes Herz; aber sie floh scheu vor seinen zärtlichen Blicken einige Schritte zurück. Wie er traurig darüber aussah, reichte sie ihm wieder die Hand. „Nun essen Sie auch," sagte sie, und setzte sich neben ihm ins thauige Gras. Sie aß mit ihm, und ihre Lippen, küßlicher sobald sie lächelten, kosteten lächelnd seinen Wein. Das Vieh lag im Schatten, behaglich murrend, und ein Taubenflug ließ sich, die Aesung witternd, bei seinem Acker herab, und kostete schon, unter unschuldigem Spiel, zuweilen von der verbotenen Frucht. „Wenn die Tauben während des Säens den Lein lesen, sagte Mathilde und erröthete schnell, so — geräth er." Sie hatte sagen wollen: so gibts eine Braut.

„Aber, fing er an, Sie dürfen jetzt auch meine Gabe nicht verschmähen. Dies Stück Erde hab' ich jetzt im Schweiße meines Angesichts bestellt. Gewiß wird es im Segen der Ceres bald herrlich grünen und blühen. Und so blühe und reife dann sein faseriges Kraut als Ihr Eigenthum, für meine wohlthätige Mathilde." Die Ueberraschte lächelte erröthend, und er fuhr fort —

„ſey es für das Strickkörbchen meiner Freundin, oder für Mathildens Brautlinnen!“ Glühend wandte ſie das Geſicht ab, und wollte fort. „Bin ich denn ſchon ſatt, Liebe!“ rief er bittend, und ſie blieb wieder ſitzen. „Auch muß ja der müde Ackersmann ruhen!“ ſagte er, und legte das Haupt auf ihr Gewand zurück, drei Zoll von der reizenden Rundung ihres Knie's. Zum Fliehen zu furchtſam, athmete ſie kaum, und ſah nur von der Seite ängſtlich nach ihm herab. Sie wußte nicht, daß ihr Freund ſo eben im Reiche der ſeligen Träume, an der Schäferküſte Arkadiens gelandet war. Aber ſein reines Herz theilte bald ihre Angſt, und koſend mit ihr erhob er ſich. Sie ſollte ihm die Annahme ſeines Geſchenks zuſichern. Er hätte jetzt für einen Kuß ſeines Vaters ganze Heerde freudig verſprochen, ſo ganz war er ins Hirtenleben verſunken.

„Ja, ſagte ſie endlich mit freundlichem Lächeln, wenn es der Vater erlaubt, ſo will ich's annehmen; aber, Sie müſſen auch nicht mehr ſo ſeltſam reden — ſo — ich weiß es nicht zu nennen....“

„Was hab' ich übels gethan, Beſte!“ ſagte er rührend, und ſuchte mit durſtigen Lippen ihre Hand, die ſie zurückzog.

„Das mein' ich eben.“ Sie war zum Aufſpringen bereit.

„Warum verwehren Sie mir, die ſchöne Hand, die mir Gutes that, zu küſſen, wenn mich das nun einmal ſo glücklich macht!“

„Und warum ſoll ichs denn nicht wehren?“ ſagte ſie mit leichter kindiſcher Wildheit.

„Weil mir, ſprach er, dieſe Hand ſo ſehr gefällt, als Ihre ſüßen Lieder.“

Das erregte ihre Aufmerkſamkeit. Sie ſchien ſich zu beſinnen, und wurde wieder roth. „Es beunruhigt mich ſo!“ ſagte ſie endlich, und blickte furchtſam, aber klar und forſchend nach ſeinem Auge. Dieſer Blick that ihm im Herzen wehl.

„Und meinen Vater, fuhr er fort, haben Sie doch neulich ſogar mehrmals geküßt.“ Er blickte ſo heiß-verlangend nach dem blühenden Munde, daß ſie erſchrack und im Ernſt fort wollte. Er mußte ſich faſſen und blieb ruhig. Aber ihre Jugend war nun einmal in Angſt geſetzt, und ſie hatte, ſo artig er auch ſeyn wollte, keine Raſt mehr, ſondern ſchlüpfte, eh' er ſich deſſen verſah, durch das Geſträuch, und rief dann freundlich: „Ich bringe Ihnen nichts mehr!“

„Soll ich denn Mathilden nicht einmal danken?“ bat er wehmüthig, und ſie reichte ihm mit einem himmliſchen Lächeln die Hände über die blühende Roſenhecke. „Leben Sie wohl!“ rief es ſanft herüber, und er fühlte einen leiſen, blöden Druck. „Lebe froh, Mathilde!“

ſagte er, trunken von ihrem Bilde; ſie flog den Hügel hinan, und er küßte noch die wilden Roſen, auf welchen der bläuliche Schnee ihres Arms geruht hatte.

Wie ſie verſchwebt war, griff er mit zehnfacher Luſt das Werk wieder an, welches er zum Eigenthume ſeiner Auserwählten beſtimmt hatte. Alles gelang ſo trefflich! Die zackige Egge zermalmte auch die kleinſten Schollen, und ihre Zinken begruben den Samen hinter ſich tief in ihren kleinen Streifen. Als endlich das Ganze einem Gartenbeete glich, zog er noch einige Regenfurchen, damit die Saat ſeiner Lieben vor den wilden Waſſern geſichert ſey. Dann überſchaute er alles noch einmal, und rief ſchwärmeriſch zu den blauen Höhen auf: „O Ihr himmliſchen Mächte! Wenn jemals Euern ſegnenden Händen Fruchtbarkeit entträufelte, ſo gießt doch gnädig auch alle Fülle über dieſes theure Erdreich aus!“

Bei ſeiner Nachhauſekunft machte das loſe Hannchen Miene, den neuen Säemann mit Waſſer zu begießen. Sie ſpritzte nach ihm, um — gefangen und geküßt zu werden. Ihr kleiner Plan amüſirte ihn zwar, wenn er auch nicht ſonderlich verſteckt wurde; allein ihr vorgeſpiegelter Zorn, die erſtaunliche Angſt, und zuletzt die leiſe, liſpelnde Drohung in der ſichern Küche, daß ſie ſogleich laut ſchreien werde, ſtellte ihm mitten in der endlich doch zu Stande gebrachten Küßpartie eine Art Parallele zwiſchen ihr und Mathilden dar, die ihm ei-

gentlich den ersten Seufzer für die letztere auspreßte. „Nie gibt doch, dacht' er, ein Mädchen mehr und schöner, als wenn sie mit rührendem Schmerz wirklich versagt. Nie gibt sie weniger, als wenn sie versagend viel vergibt."

Unser Wilibald fühlte wohl ein gewisses Dröhnen in seinen Gliedern, welche von der ungewohnten Anstrengung erschüttert waren; doch achtete er es nicht, sondern arbeitete wieder bis zum späten Abend, wo er aber kaum vermochte, den Bügel hinan zu Otto'n zu geben. Alle seine Gebeine waren wie zerschlagen und zersplittert. Mit jedem Schritte zuckte der Schmerz durch den ganzen Körper. Nur der Geist war munter, und liebkosete dem Körper, sich wacker zu halten.

Otto nöthigte ihn zum Essen und zu einem alten Weine. „Ach, sagte Wilibald, wer gibt dies alles dem armen Taglöhner, nach weit größern Anstrengungen? Oft findet er Abends in der leeren Hütte kaum Brod und Wasser."

„Das wollen wir, erwiederte Otto, jetzt nicht näher beleuchten, weil es uns mißtrauisch gegen unsere Kräfte machen, und unsere Vorsätze schwächen würde. Halten Sie sich nur stark, und setzen Sie die Sache mit Gewalt durch. Gewiß, es geht bald vorüber, und durch die fortgesetzte Anstrengung wird Ihnen eher wieder wohl, als durch mehrere Tage Ruhe."

„O, nicht das! sagte Mathilde, und blickte ihn zärtlich an. Was Sie heute früh arbeiteten war mehr, als man einem Knechte zumuthet, und, — sie kam ihm näher, um recht flehend zu bitten, — Sie werden darüber krank und elend werden. Mein Vater arbeitet ja auch nicht selbst mit, und Sie haben es ja nun versucht.“

Des heutigen Geschenks erwähnte sie nicht, und wie er mit Otto'n allein war, sagte dieser, er habe heute mit ihr darüber gesprochen. „Nicht, daß ich sie getadelt hätte, weil sie, von ihrer gutmüthigen Laune ergriffen, zu Ihnen gegangen war. Aber das Geschenk selbst gab mir Gelegenheit, mit ihr über das Schickliche zu reden, wovon sie, außer dem, was schon ursprünglich in ihrem Wesen liegt, noch wenig weiß. Sie hatte auch nicht gefühlt, daß sie dem Geber dafür Dank schuldig sey. Die Unwissende meinte überhaupt, Sie wären ihr gut, also könne sie alles von Ihnen annehmen.“

„O, erhalten Sie ihr diesen kindlichen Sinn!“ sagte Wilibald entzückt.

„Ich bin, antwortete Otto, hierin nicht Ihrer Meinung. Es wird überhaupt nach gerade Zeit, ihre unbegrenzte Naivität einigermaßen zu gestalten, und zum Gefälligen zu neigen, weil außerdem auch das reinste weibliche Wesen sehr leicht, zwar nicht lächerlich, aber doch in einem Grade belustigend werden kann, den ich

an diesem Geschlechte nicht liebe. Uebrigens lag es allerdings in ihrer Gesinnung, und sie fühlte sich von selbst geneigt, Ihnen, auch ohne schon beschenkt worden zu seyn, recht vieles zu geben, worüber Sie Freude empfänden, und was ihr unendlich werth sey! Ich mochte dies nicht tadeln. Aber Gott erhalte ihr Herz so rein!"

„Es bleibt doch, — sagte Wilibald, der unwillkührlich mit seinen Gedanken voraus geeilt war, — die schändlichste That, eine harmlose, schöne Jugend zu berücken, oder, wie man sagt, die Unschuld zu verführen!"

„Ein beiläufiger Gedanke, sagte Otto heiter, der gewiß aus dem Innern einer trefflichen Menschheit entsprang! Wenigstens, um nicht zu hart in unserm Urtheile zu seyn, ist doch das Herz eines Menschen, der dieses mit Absicht und Plan vermag, sicherlich ein dampfender Vorhof der Hölle. Wir haben eben von deinem künftigen Flachs gesprochen!" rief er ihr entgegen.

„Mein Vater, sagte sie offen, aber erröthend, hat es erlaubt; und Sie glauben nicht, wie sehr mich das freut. Ich will täglich besser singen lernen, weil Ihnen das so sehr gefällt — und wüßt' ich doch nur, was Ihnen sonst Freude gewährte!"

„Bedenken Sie doch, fiel Wilibald ein, der Otto's Lehre ausrotten wollte, daß ein freundschaftliches Geschenk seinen einzigen Lohn in der freundlichen Annahme findet."

„Siehst du wohl, lieber Vater, rief das erfreute Mädchen, daß er gerade so denkt wie ich!"

Der Alte lächelte und wollte Wilibalden drohen. „Sing uns etwas," sagte er darauf.

Sie sang ihnen schauerliche Romanzen und Balladen, wobei sie bald so eifrig ward, und mit der tiefmurmelnden Zitter das Romantische in ihrem Gesange so glücklich heraushob, daß der doppelt kranke Freund erst spät an's Weggehen dachte. Beim Abschied bat sie ihn nochmals, sich doch zu schonen. Aber er wollte morgen, wo die Heuernte anfing, den ganzen Tag mähen. Zu Hause fühlt' er einen Fieberfrost, der ihn mit Gewalt im Bette schüttelte.

Sein Schlaf war fest, aber am Morgen fühlt' er sich noch müder als am vorigen Abende. Lahm und matt schlich er mit seiner Sense in den Wiesengrund und ärgerte sich doch, daß er hier später ankam, als alle Andern. Dieser Morgen war ihm äußerst beschwerlich. Allein, die gesunde, regelmäßige Bewegung des Mähens bekam seinen Gliedern so wohl, daß er sich des Mittags viel leichter fühlte, und im Stande war, mitten in der rüstigen Männerschaar mit fort zu hauen. Die Ruhe in den heutigen Feierstunden, wo er sich in's kühle Gras streckte, war das Erquickendste, was er noch je empfunden hatte, und die klare Quelle, aus welcher er seinen Durst durch tropfenweises Einflößen stillte, er-

ſchien ihm als ein begeiſternder Muſenborn, wenn ſie gleich wegen der vielen umherhüpfenden Fröſche nur vorſichtig, durch ein dünnes Weizenröhrchen benutzt werden konnte.

Des Abends war er nicht ſo zerſchlagen wie geſtern, er fühlte nur eine groſſe reine Müdigkeit. Acht Stunden ſchlief er ohne Unterbrechung und erſtand darauf zum erſten Mal wieder geſtärkt.

„Bald wird es gehen!“ ſagte er, und, um ſich zu prüfen, braachte er mit zwei muntern Pferden den ganzen Tag, und griff ſich mehr als je an. Allein, die Kränklichkeit kehrte nicht wieder. Seine Glieder ſchienen einmal geheilt, und das Oel ſeiner Gelenke war wieder ſo geſchmeidig, daß er am fünften Morgen ſich wie neugeboren, von Geſundheit und Kraft glühend, und zu jeder, auch der härteſten Arbeit tüchtig und geneigt fühlte.

„Jezt ſtellen Sie mich, ſagt' er erfreut zu Otto'n, dem er dieſe Nachrichten brachte, wohin Sie wollen. Ich ſtehe meinem Manne.“

„Ach, ſagte Mathilde, die ihn ſeit jenem Abend nicht wieder geſehen hatte, wie friſch und wohl ſehen Sie heute aus! Neulich war mir für Ihre Geſundheit bange. Aber warum wollen Sie durch ſo harte Arbeiten ſich ſo groſſe Kräfte verſchaffen? Ich lobe mir eine leichte Bewegung, die uns froh, aber nicht zu Rieſen macht. Sehn Sie doch meine Tauben, wie geſund ſie

bei ihrem leiſen Fluge ſind — und wie ſchön!“ Sie küßte eine Taube, die auf ihrer Schulter ſaß, und ſchon lange nach dem roſigen Munde pickte. Wie ſie ein Haferkörnchen zwiſchen die Lippen nahm, flogen noch mehrere zum ſüßgewohnten Spiele herbei; das ſämmtliche ſie umgebende Federvieh wurde unruhig, gackerte, ſchrie, und flog zu ihrem Futterkörbchen empor, bis ſie ſich erbitten ließ, das Futter zu ſtreuen. Aber die Lieblingstaube kannte eine köſtlichere Nahrungsquelle, und ſah nur mit unſerm Freunde nach dem röthlichen Munde. „Die hat mich lieb!“ lächelte ſie, und nahm und drückte die Girrende ſanft ans Herz.

„Ich auch!“ ſagte Wilibald, und lachte ſeinen Freund elegiſch an. Sie reichte ihm die Taube.

„Ich auch! ſagte der Vater liebevoll, und umſchlang die küſſende Tochter, während ſein Freund die Wange am reinen Gefieder kühlte.

Mathildens Tadel ſeiner großen Arbeiten fand er zwar erwägungswerth; allein der Emſige mußte doch bald wieder an die Arbeit! Er wollte heute von ſeinem Hans lernen, wie man ein recht prächtiges Fuder Heu laden müſſe. Doch nahm er ſich vor, da ſein Zweck jetzt erreicht wär, und er mit jedem Bauer in die Wette arbeiten konnte, ſich nun nicht weiter anzugreifen, ſondern nach und nach zum Amte des Aufſehers zurückzugehen. Auch fiel ihm zum erſten Mal wieder die

Stadt, und die mögliche Ankunft seiner Mutter mit Schrecken ein.

Er fand aber, daß das Laden des Heues eine sehr beschwerliche Arbeit sey. Die stechende Sonnenhitze, die unerträgliche Wärme des Futters, womit er auf dem Wagen umgeben war, und, sobald er sich nicht tummelte, zugeworfen ward, und der feine Grassame und Staub, der ihm durch jede Bekleidung drang: alles das verursachte ihm eine so ärgerliche Empfindung, daß er erst wieder froh wurde, wie das Fuder gebaut war, und er zu Hause im kühlen Bade sich von der Expedition erholen konnte.

Als regierender Herr ergriff er Nachmittags wieder den Commandostab, und ging zu seinen Arbeitern. Die Ernte war in vollem Zug, und erst jetzt bemerkte er, freilich mit anmuthigerer Ruhe, als bisher, welch ein liebliches Ansehen der bald niedergemähte Grund gewährte. Ein würziger Geruch, den die Gewalt der Sonne aus dem blumigen Gras und aus all den duftenden Kräutern zog, und den die warme Luft auf ihren stillen Wogen umhertrug; die Menschenmenge, in einzelne schöne Gruppen zerstreut, deren einige mit blinkenden Sensen ganze Cohorten von Blumen niederstreckten, andere den würzenden Kümmel und die heilende Schafgarbe auslasen, andere das halbdürre Gras umwendeten, oder in kleine und große Haufen aufthürmten; die Wa-

gen mit ihren hohen Ladungen, welche sanftschwankend, Wohlgerüche umherströmten; überall Brüllen des Viehes, Geschrei und Lieder der Menschen; — das Ganze vereinigte sich vor seinem Geiste zum heitern, süßen Gelächter, das ihm durch die frohe Seele schallte.

Wie der Grund leer von Menschen ward, stieg er den Hügel hinauf zu seinem Otto. Mathilde setzte eben den Tisch vor dem Hause zurecht, und ihre Arbeiter lagen vor der Thüre, das Abendbrod verzehrend.

„Das ist schön! sagte sie leise. Essen Sie mit uns, und bleiben Sie den ganzen Abend hier. Wir gehen noch spazieren. Warum sind Sie neulich so lange weggeblieben?" Sie kam ihm näher.

„Haben Sie mich vermißt, mein gutes Mädchen?"

„Ach ja!" sagte sie herzlich, und schlug die Augen nieder. Die Stimmung war sanft wie leiser Harfenton, und die Stelle geheim; denn zwischen ihnen und der Thüre stand ein hoher Wagen voll duftendes Heu. Er zog die weiße Hand zu seinen Lippen, und sie ließ ihn zitternd gewähren. Aber sie blühte hell auf, wie die Rose; und als er dürstend und nimmersatt an dem zarten Leben sog, entschlüpfte die geängstete Kleine. „Mathilde!" rief er. „Ich will ja nur dem Vater erst sagen, daß Sie gekommen sind. Sie werden aber so sonderbar!" Sie lief fort, und brachte den Vater mit.

Die Arbeiter waren satt, und gingen heim. Der ganze Himmel war wolkenleer, und die Sonne wollte bald hinabsinken. Unsere müden Freunde setzten sich, und sahen zu, wie Mathilde die Anstalten zu ihrem Abendbrod machte.

„Nun also, sagte Otto, wie gefallen Ihnen unsere Landarbeiten?"

„Vor der Hand, erwiederte Wilibald, muß ich Ihnen einiges mittheilen, worüber ich nunmehr schon völlig berichtigt zu seyn glaube. Erstlich: ich hatte mir das Mechanische bei Erlernung dieser Arbeiten weit leichter, dagegen die Verrichtungen selbst, in Rücksicht des dabei erforderlichen Aufwandes von Kräften, doch viel schwerer vorgestellt, als ich sie bei meinem, vielleicht starken Körper gefunden habe. Es ist eben für jeden Mann, der mit einem geschickten Körper Verstand und Aufmerksamkeit verbindet, eine Zeit von acht Tagen hinreichend, um sich im Aeußern zum vollkommnen Bauer zu bilden. Es geht sich bald sehr fest und sicher hinter dem schlagenden Pfluge her, wenn der Magen mit Speck und schwarzen Klößen gründlich gefüllt ist. In Ansehung des Wissenschaftlichen aber ließ mir der ökonomische Schlendrian der Bauern bisher fast überall viel zu wünschen übrig, und der genossene Unterricht verdiente gar nicht diesen Namen bei der eignen großen Unwissenheit meines Lehrers. So sind mir während des Lernens schon mehr als zwanzig

Verbesserungen eingefallen, über deren Anwendung mir keine vernünftigere Antwort konnte gegeben werden, als die: so sey es doch besser.“

„Wir wollen diese Verbesserungen, sagte Otto, bei Gelegenheit prüfen, und es ist wohl möglich, daß Ihre Lehrmeister zuweilen Recht hatten. Sie dürfen nur niemals vergessen, daß der Bauer seine guten Gründe meistens in Petto behält, und selten zu einem andern Disputiren geneigt ist, als zum Kopfschütteln. Er disputirt auch nur mit Behauptungen, nicht mit Gründen. Die letzteren setzt er, besonders bei einem vornehmen Herrn, stillschweigend voraus, und er selbst dankt sie keinem Menschen.“

„Zweitens, fuhr Wilibald fort, ist mir nun die sonst unerklärliche Kaltblütigkeit der Landleute sehr begreiflich, mit welcher sie stets auf die härtesten Arbeiten eben so gefaßt als auf die leichteren zu seyn scheinen. Die ewige Anstrengung erhält ihre Kräfte in einem beständigen nachlässigen Gleichgewicht, und dies gibt ihnen eben das Gepräge jener unerträglichen Trägheit, womit sie uns alles, was ihnen befohlen wird, anzugreifen scheinen. Dies hielt ich sonst immer für den Fluch der Tölpelei, der auf dem ganzen Stande hafte. Allein die eigne Erfahrung hat mich berichtigt. Man kann dieses nur eine beständige Müdigkeit nennen, bei der sich aber der Mensch immer seiner guten Kräfte bewußt ist. Wild und mächtig müs-

sen daher ihre Ergötzungen seyn, sobald diese Körper durch kurzen Müßiggang geschmeidig werden. Was mich endlich aber am meisten freut, ist meine jetzige hohe Meinung vom Werthe des Landmanns und seines sauern Schweißes. Die Hauptnahrungsmittel, deren geringen Betrag wir oft mit wenigen Federstrichen erwerben, — welche Anstrengung, welche Aufopferung seiner besten Kräfte kosten sie nicht dem Landmann, eh' er sie dem Schooße der kargen Erde abgewinnt! Mit vollem Rechte muß man diese gute Klasse die arbeitende nennen. Müßten wir alle uns, nur verhältnißmäßig, so plagen wie der Bauer thut, und am Ende doch nur deswegen thut, damit wir Faule wohlfeiler ernährt werden: gewiß, die Erde würde um die Hälfte mehr wahre und mehr eingebildete Mühseligkeit enthalten! Sorgt nicht eigentlich dieser gute anspruchslose Mensch unter Allen im Staat am meisten, ja was mich innigst rühren kann, zuweilen am ängstlichsten, dafür, daß der Bissen Brod, die nothwendigste Kleidung und so viele andere Dinge, deren erster Herr nur er ist, und die kein Mensch entbehren kann, nicht vertheuert werden? Und was ist sein gewöhnlicher Lohn dafür? Fast einzig seine eigne, kümmerliche Erhaltung. Lieben ihn etwa die übrigen Menschen so sehr? Ehren sie wohl den Vater und ursprünglichen Erwerber ihres täglichen Brodes so wie er es verdient? Ich sage Ihnen, fuhr unser Freund schwärmerisch fort, ein großer

Theil der Menſchen hat gar keine Ahnung vom Werthe deſſen, was der Landmann thut. Nein, mir biſt du ewig theuer und ehrwürdig, du ſtille Menſchenklaſſe, die das Einfachſte denkt, und das Nützlichſte thut! An jeder erſten Quelle meiner köſtlichſten Genüſſe haſt du ja ſchon einſt mit blutigen Händen, in lechzender Gluth, gearbeitet! Deine matten Seufzer, deine verknöcherten und verbrannten Glieder, deine werthen, bittern Schweißtropfen — ach, ſo unbeachtet in die dankvergeßne ſchallende Zeit verſtrömt! — ſollen meinem Geiſt erſcheinen, wann der Uebermuth des Lebens mir mit ſtolzem Lächeln naht, und die Ueppigkeit ihr buntes Füllhorn ſchüttelt! In deiner ruhigen Kraft ringſt du mit den Launen der Natur, mit Thal und Höhen, als der ſtrebende Geiſt im Staate. Selbſt dein Murren iſt mir ehrwürdig. Es läßt ſich ungern, meiſtens zuletzt hören, und iſt mir dann immer der ſicherſte Beweis von einem begangenen wichtigen Staatsfehler. Denn dein eigner ſtiller Herd und deine nachbarlichen Hütten verlangen ja ſelbſt die Ordnung, dein Herz kennt den Frieden, und deine Geſinnung iſt rauh und gütig, wie deine dir ſelbſt befreundete Natur!“

„O ſchön! ſagte Otto, Sie haben ſchon ſehr viel gelernt! Im Herzen und Gewiſſen hat der edle Menſch einen Lehrmeiſter, der alle andern Lehrer, ſie ſeyen gut oder ſchlecht, gar bald übermeiſtert. Allein wir wollen

das eigentliche Glück und Unglück des Landmanns, zu dessen Beurtheilung die wohlhabende und arme Klasse und viele andre Dinge erst zu unterscheiden wären, jetzt bei Seite setzen. Es ist nun für Sie Zeit, die Theorie der Landwirthschaft ernstlicher vorzunehmen. Sie haben mit einer gemeinen mühseligen Ausübung den Anfang gemacht, und das ist mir gerade recht. Denn nirgends finden wir beides mit einander so unzertrennlich verwebt, als in der Oekonomie. Von vielen Hauptlehrsätzen derselben müssen sie jetzt schon überzeugt und durchdrungen seyn. Z. B. Je liberaler, freundlicher und milder wir die Erde behandeln, desto reichlicher ist sie in ihren Gaben, desto lieber schließt sie ihren Busen für uns auf. Diesen Hauptsatz ruft uns aber gleichsam schon jeder Acker über dem Pflügen zu. So sind die ersten Pflichten eines Landwirths, daß er früh aufstehe, sich spät niederlege, überall da selbst zugegen sey, und helfe, wo etwas gebricht, und also am meisten dafür sorge, daß Etwas geschehe, und daß dies Etwas Gutes sey. Ein Satz, der in der Wissenschaft so wichtig ist, als bei der Maschine selbst. Nun erst wird Ihnen die Theorie wahres Interesse und Gefühl für das Landleben einflößen; und besonders wird Ihnen das Schöne desselben und das herrliche Prärogativ und Glück, welches jeder, doch vorzüglich der wohlhabendere Landmann schon sicher dadurch genießt, daß er der Natur ewig nahe lebt, und selten schlim-

mer, auch selten schlimmer daran, ist, als sie, bald einleuchtender werden."

Außer seinen eignen Erfahrungen besaß Otto auch einen großen Vorrath von gelehrten ökonomischen Kenntnissen, mit der nöthigen Literatur. Er bot sich seinem Freunde zum Lehrer an, und sie wurden einig, daß Kronach so oft als möglich Unterricht im Hause oder Felde erhalten solle.

Ihr Abendessen war unter diesen Gesprächen verzehrt. Sie stiegen den Hügel hinab und traten an den sanften Rand des Wiesengrundes, die Tausende von Grashäufchen überblickend, deren Kräuterduft und Blumengerüche, in den thauigen Abendlüften gereinigt und zu Nachtviolenbalsam verfeinert, der einathmenden Brust entgegen schwammen. Das kleine friedliche Thal schien sich des heutigen Getümmels und der ihm geschehenen räuberischen Gewalt nicht mehr bewußt, und sammelte schon seine tiefverborgnen Kräfte zu neusprossendem Segen.

„Die Heuernte, sagte Mathilde, ist mir die liebste und schönste von unsern Ernten. Ueberall findet man da noch Blumen, blühende Kräuter und Sträuche. Und ist auch endlich der ganze Wiesenschmuck verdorrt, so weiß ich im Herzen, daß die ganze Fläche bald noch einmal aufgrünt, ja, daß nun eigentlich die zartesten Blumen erst hervorblühen werden. Alles füllt sich ja hier und treibt

noch einmal zu unſerer Freude. Auch ſteht dann die große Felderndte eben noch im kräftigſten Aufwuchſe vor uns da, und die Getreideaxen fangen erſt an ſich zu verfärben. Aber, wann nun der beladene Wagen vom Acker abfährt, die Aehrenleſer noch das wenige Letzte abſuchen, und die Storzeln ſo ängſtlich im überfahrenden Winde zittern; wann das Herbſtfutter von der Wieſe gefahren wird, und zugleich, ſchnell und ungerufen, die bleiche ungeſunde Zeitloſe aus dem Raſen hervortritt — ach, ſo nackt, ſo arm und halbtodt, — da kommen mir immer Thränen in die Augen!“

„Aber jetzt, ſagte Wilibald, wie ſie den Hügel wieder empor wandelten, und es da fühlbar wärmer und vom Abendroth glänzender um ſie ward, als im Thau des tiefen Grundes, jetzt iſt die Zeit der Roſen.“ Er ſah unſchuldig nach den Roſen vor der Bruſt ſeiner Schwärmerin.

„Ach ja, rief ſie, zu ſich kommend, jetzt iſt meine liebe Roſenzeit. Wenn ich die erſte Roſe ſehe, ſo bewegt ſich das Herz vor Freude. Ich weiß nicht, ob es ihr Geruch, oder ihre Schönheit, oder ihre Reinheit iſt, was ich eigentlich an der Blume liebe: aber ich liebe ſie zuweilen recht ſchmerzlich, und mit den Roſen wünſchte ich einſt zu ſterben!“ Wie ihr Vater ſie anblickte, erglühte ſie im Abendlicht, und hob den glänzenden Blick zu den blauen Fernen.

Otto betrachtete ſie mit väterlicher Rührung. Er wollte etwas ſagen, woran aber Wilibald ihn verhinderte, indem er ihn bei der Hand ergriff. „Man könnte, dacht' er, auf ſolche heilige und glorreiche Ausſtellungen der geheimen Bilder ihres innerſten Sinnes mit nichts als einer keuſchen Umarmung antworten; und wer fühlte ſich jetzt in ihrer eignen Nähe dazu wohl heilig genug!"

Sie ſtiegen nun auf der andern Seite hinab an die Ufer des Sees. Hier floſſen, ſo wie ſie tiefer kamen, ſchon ganze Ströme von Kühlung durch die abgefriſchte Luft. Der Geruch des Waldes, der Duft des Kalmus, und die fremdartigen Dünſtungen ſeltner blühender Waſſerpflanzen im See, zogen hier in ſeltſamer, romantiſcher Miſchung herum. Ueber dem See ſchwebten hie und da feine Nebelſtreifen, wie ein zarter weißer Rauch, welchem die oben, und im ſtillen Waſſerſpiegel glimmenden Sterne liebliche Farbenflimmer und Silberblicke zu geben ſchienen. Die Gebüſche waren vom Perlenthau weißblätterig, und alles träufelte feuchte Kühlung.

Vertieft in die neuen Reize dieſer wunderbaren Einſamkeit, ſtanden ſie, wie in einem Thaubad, einzeln um die Grotte her, und labten ſich nach der Tagesgluth, als Otto, in trauriger Stellung an das ſchwarze Geſtein gelehnt, tief und ſchwer ſeufzte. Wilibald ſchlang mitleidig ſeinen Arm um ihn, und näherte ſich ſeinem Angeſicht. Aber ſein Freund war in einen unbändigen Schmerz ge-

sunken, und der finstere Blick seiner Seele schien auf ein unübersehliches Elend gerichtet. Mathilde, die nachdenkend da gestanden hatte und jetzt die Stellung ihrer Freunde bemerkte, flog hastig herzu, und schmiegte sich an Otto'n. „O mein theurer Vater, rief sie, was bewegt immer dein Herz so sehr, wann du diese Stelle betrittst!" Er drückte sie an sich. Sie schluchzte. „Es gibt, sagte sie überwältigt, ach, oder es gab, außer dem deinigen noch einen Namen, der meiner Seele so süß wie ein himmlischer Ton klingt! Aber du willst, daß ihn mein Mund nicht ausspreche. Ach, seine Zeichen wehen jetzt geheimnißvoll aus diesen Wipfeln zu mir herab. O Vater, soll ich ihn unter den Todten suchen, oder noch diesseits im Lande des blühenden Lebens, wo ich den Deinigen fand!" Ihre Stimme glich zuletzt dem Perlenlispeln des Bachs, und schien sich in sanften Thränen aufzulösen.

„Ruhig, ruhig, du bestes Kind!" sagte Otto leise, und hob Alberten, der flehend an ihm hing, auf die Arme, und küßte ihn leidenschaftlich. Sie umfaßte den überraschten Wilibald mit jugendlicher Kraft, und lehnte sich an seine Brust. „O vermögen Sie denn mit Ihrer Freundschaft nicht über ihn, daß er dies düstere tödtende Schweigen breche, woran sein Herz noch bricht!" Jetzt erst riß sie sich schüchtern los.

„Mein Freund, sagte Kronach zärtlich, ich bin Ihr Sohn. Sie sind es Ihren Kindern schuldig, Ihre Leiden mit uns zu theilen. Wir sehnen uns schon lange darnach, mit Ihnen zu klagen. Selbst am Busen der bedürftigen Ohnmacht fühlt das Leiden sich gelindert; und selbst da, wo der Ohnmacht auch die Worte der Tröstung versagt sind, vermag sie ja noch das Herz des Unglücklichen im träufelnden Thau ihrer armen Thränen reichlich zu erfrischen!“

„Ja, o Gott, Sie sind mein Bruder!“ rief Mathilde und hob betend die Hände zum Himmel.

Aber Otto raffte sich jetzt empor. „Bald, sagte er, bald will ich Euch zu Genossen meines Schicksals weihen. Aber warum dies eher, als ich weiß, ob das Unglück in der Wagschale sinkt, oder ihr entflieht!“ (Die Kinder hingen an ihm.) „Von diesem lieblichen Paare umschlungen, sagte er mit fester Stimme und reichte seinem Freunde die kräftige Hand, und von dieser edlen Seele geliebt, bin ich nicht elend. Und nun, bis ich rede, sey ruhig, mein theures Kind. Versprich es mir. Sey wieder froh. Bleibe so selig, wie du warst!“

„Alles, rief sie, Alles, Vater! Keine Thränen, als die vom Quell der Freude stammen, sollen über das Angesicht fließen, welches du liebst; und durch inniges Gebet will ich selbst meinen ahnungsvollen Träumen ge-

bieten, daß sie mir nur liebliche Stunden deines Lebens verkündigen!"

„Süße, fromme Schwärmerei! sagte Otto. Du führst mich wieder zurück unter die Rosen meiner Kindheit. Auch ich war einst so innig und selig!" Sein ganzes Herz schien erleichtert, und sie stiegen wieder empor in die warme Nacht.

„Morgen früh, sagte er beim Abschiede, verreise ich, komm' aber Nachmittags bald zurück; und dann wollen wir wieder vereinigt leben."

Der folgende Tag war ein Sonntag, und Wilibald freute sich dieses heitern Morgens zum erstenmal recht im ländlichen Sinne, weil er hier in Hainberg noch so ganz der Ruhe und Betrachtung geweiht seyn durfte. Still und glücklich saß er unter seinen Linden vor der Morgensonne da, und arbeitete an einem Gedichte, wozu ihn die Rückerinnerungen an den gestrigen Abend und seine wunderbare Schwärmerin begeisterten.

Auf einmal erblickte er Reiter, Wagen und Fußgänger im Hofe, und mit lautem Sturme brachen Minelli, Franz und Pinius auf ihn herein.

„Ich bringe dir die ganze Kapelle! sagte Minelli. Aber wir sind mit trocknem Brode zufrieden. Mache nur, daß du mehr in die Kleider kommst!"

„Und!" sagte Wilibald erstaunt.

„Das ganze Werk, fuhr jener fort, geſchieht Mathilden zu Ehren, deren Geſang meine ſämmtlichen Gehülfen ſo entzückte, daß ſie heute aus Dankbarkeit unſere Freundin muſikaliſch traktiren wollen. Dazu hab' ich ſchon geſtern den ganzen See heimlich rekognoszirt, welcher der Hörſaal ſeyn ſoll. Frühſtücken und ſchwatzen wollen wir nachher. Jetzt eile nur."

„Der Alte iſt nicht zu Hauſe," ſagte Willbald.

„Tant pis pour lui," rief Pinius.

„Tant mieux pour nous, ſagte Franz. Denn wir beide, Pinius und ich, ſind eigentlich nur gekommen, um, mit deiner Erlaubniß, die ſüße Sängerin hinlänglich zu erobern, die Ihr uns verheimlicht habt. Wir beide bitten alſo, daß man uns vorher zu frühſtücken gebe."

Adams wurde mit der Nichte vorgeladen. Beide waren, beſonders da ſie Minelli'n für einen großen Herrn hielten, weil ihm ſo viele Leute in prächtiger Uniform gehorchten, ſogleich bereit, die Gaſtfreiheit aufs Aeußerſte zu ſtrapaziren. Zum Glücke fehlte es nicht an Vorrath.

„Mein guter alter Adams! ſagte Minelli: Der alte Adam hat meine beiden Freunde ſo außer Athem gejagt, daß ſie ſich erholen und um Frühſtück bitten müſſen. Dafür bringen wir auch Hannchen hier einen Bräutigam mit, der elf Zoll preußiſch mißt, und zwei-

hundert Pfund netto nach dem Wiener Bleigewichte niederzieht.“ Er zeigte ihr einen alten ſchnurrbärtigen Kontrafagottiſten, und Hannchen ſchrie vor Entſetzen, wie der Unform mit ihr lachte.

Wo Minelli erſchien, da mußte ſich alles in ungeregelten Kreiſen drehen, und ſelbſt ſein junger Freund, der doch allein faſt alles über ihn vermochte, fühlte ſich immer in einer ganz andern Stimmung, ſobald ihm der ſprudelnde Geiſt nahte. Er hatte indeſſen der Sache nachgedacht, und Mathildens Weigern würde ihn ſehr geſchmerzt haben, da er Minelli's Unternehmungen immer intereſſant gefunden hatte, und auch diesmal Mathilden und ſich ſelbſt Vergnügen verſprach. „Wird ſie auch mit uns gehen?“ wandte er dem Kapellmeiſter leiſe ein.

„Welch' alberne Frage! ſagte dieſer. Das iſt ja blos deine Sache, für deren Ausgang du uns freilich übrigens mit deinem Kopfe ſtehſt. Du eilſt ſogleich zu ihr, und ladeſt ſie zu einem Spaziergang ein. Aber du warteſt eben, bis ich meine Anſtalten getroffen habe, und mit dem Maler und Aſſeſſor dich und ſie abhole.“

Er überließ alſo die Fremden der Sorgfalt Hannchens und der Unterhaltung des Verwalters, und ſtieg hinauf. Mathilde arbeitete vor dem Hauſe an einer Zeichnung für Alberten, welcher ihr dabei vorleſen mußte. Sie ſchien bei ſeiner Ankunft etwas betreten, und ſah es

ungern, daß er ihre Zeichnung betrachtete. „Der Vater meint, sagte sie endlich, die meisten Menschen fänden jetzt in solchen Gegenständen keinen Sinn mehr; und ich liebe sie so herzlich.“ Es war der Traum Jacobs, in welchem er die Engel des Himmels auf- und niedersteigen sieht.

Witibald machte jetzt furchtsam seinen Antrag; aber sie war sogleich willig ihn zu begleiten, und ging ins Haus, um vorher einige Geschäfte zu besorgen. Während dessen betrachtete er die Arbeit näher, und fand sich bald, indem er selbst fortzeichnete, sonderbar gerührt. Das Stück schien reine Composition nach der einfachen biblischen Geschichte, und zeigte ein herrliches Talent der Künstlerin. Vorn die dunkle Baumgruppe war scharf und fleißig ausgearbeitet. Das Gesicht des schlafenden Jacobs unter derselben, an einem moosigen Felsen, trug eine Heiterkeit und ein sicheres, seliges Lächeln, welches von dieser finstern Wildniß einen rührenden Uebergang zu dem himmlischen Bild auf der Lichtseite machte. Hier war alles schwach und zart umrissen. Die Sprossen der Himmelsleiter waren nur leise, wie Lichtabtheilungen, angedeutet. In der Oeffnung des Glanzgewölks verdeckte eine kleine blitzende Wolke die oberste Stufe als das Heiligste, und abwärts wurden die seligen Geister nach und nach sichtbar. Unten senkten zwei Engel ihre Palmzweige nach dem Schlafenden, an des-

sen Lagerstelle im Vordergrunde die Arbeit stehen geblieben war. Aus dem Dunkel des Hintergrundes unterschied man ein schlafendes Tigerpaar.

„Hundertmal, sagte Witibald zu sich selbst, hab' ich schon in Bibelwerken und sonst die Idee auf ähnliche Art ausgeführt gesehen. Aber was nimmt mich hier so gefangen? Was ergreift die Seele so sanft, und führt sie ins lachende Thränenthal der seligen Schwärmerei! Umringt von einer wilden Natur und ihren Ungeheuern, liegt hier der Glaube lächelnd in den sanften Armen des Schlafs und seiner Träume. Alle Schrecken des Lebens erscheinen der göttlichen Seele nichtswürdig und verächtlich, wann ein Bild aus der Heimath ihr naht. Hier ist ein milder Lichtstrahl aus dem Weltauge auf den Einsamen in der Nacht abgebildet. Ein ewiges Höchstes wacht ja hier, — und welche Mächte könnten wohl nun den friedlichen Schlummer dieser glaubensvollen Heiterkeit zerstören? O Mathilde!"

In seinen frommen Betrachtungen konnte er sich nicht enthalten, folgenden Vers aus einem Kirchenliede, welcher ihm jetzt einfiel und rührend vorkam, mit leisen Zügen unter das Bild zu schreiben:

„Wann ich schlafe, wacht kein Sorgen,
Und erheitert mein Gemüth,
Daß ich alle liebe Morgen
Schaue neue Lieb' und Güt'."

Wie sie jetzt zurückkehrte, reicht' er ihr die Hand und sagte: „Warum hielten Sie mich für unfähig, Ihre frommen Gesinnungen zu fühlen!" Er zog sie sanft zu dem Bilde, während er mit der andern Hand fortzeichnete. Sie schaute und las, und er fühlte auf seiner Hand den Kuß ihrer kindlichen Lippen. Im Innersten gerührt, drückt' er geheim die geliebte Hand, und zeichnete still weiter.

Bald darauf traten seine drei Freunde herzu. Verlegen war sie eben nicht, zumal da ihr auch die beiden Fremden schon dem Namen nach bekannt waren. Doch schien des Vaters Abwesenheit sie zu drücken und in ihren Blick etwas ängstliches zu legen. Nachdem sie einiges über Marianen und Kronach's Vater gesprochen hatten, bat Minelli seine Schülerin, ihnen an den See zu folgen, wo er das Waldhorn, welches er am Arme trug, blasen wollte. Während sie hinabwanderten, wurde sie gesprächiger, und man überließ die Unterhaltung Franzen und dem Maler.

Bei der Grotte schlug Minelli Mathilden sogleich vor, mit ihm und Wilibalden den Kahn zu besteigen, wozu sich auch Albert gesellte. Die Uebrigen verliefen sich in den Gängen. Wilibald mußte mitten auf den See fahren, und dort, nachdem ihm Minelli die Stelle genau bezeichnet hatte, mit leisen Bewegungen des Ruders nach und nach Halt machen. Er bat darauf Wili-

halten, ihn mit Rudern nicht zu stören, und Mathilden, ihn nicht anzusehen. Dann zog er ein Notenblatt hervor, auf welchem aber mehr Pausen als Noten standen. Mathilde setzte sich in freundlicher Erwartung auf ihr Bret am Ende des Kahns.

„Hokuspokus, Trunkus, Plempsum, Schallalei!" faselte jetzt der Kapellmeister. Er setzte das Horn an, und sandte vier gleiche, volle, rufende Töne hinaus ins Weite. Die Echo gab sie schöner zurück. Dann machte er mit dem emporgehobnen Horn einige Taktanzeigen, und beim Niederschlagen schwamm eine leise choralmäßige Harmonie vom Ufer herüber zum Ohr unserer Lauschenden. Sie schien aus lieblichen Alpenthälern entsprossen, und ihre einfachen Töne flossen wie ferne Hirtenlieder ins selige Herz. So wie sie sich allmählig verstärkte, und den Takt zur Lebhaftigkeit veränderte, murrte zuweilen ein ferner Donner im Ton des Basses drein. Willibald errieth darin zwar bald den Paukenschall; allein man konnte nicht entdecken, woher er kam; man glaubte, er wohne in allen Felsen. Jetzt hörte man dieselbe Melodie mit vierstimmigem Chorgesang von der einen Seite her wiederholen, und ein zweites ähnliches, aber entfernteres Chor wechselte mit dem ersteren auf der Gegenseite. Der Text wurde entweder durch die Entfernung unverständlich, oder mit Absicht verundeutlicht. Wenn es aber ein menschlicher Gesang war, so

stammten die süßen melodischen Werke aus Italien, seinem Vaterlande, wie man auch aus des Künstlers eigner Rührung vermuthen mußte, den Wilibald häufige Thränen vergießen sah. Beim Schluß seines jeden Satzes machte der Kapellmeister mit dem Horne den Uebergang zum nächsten; auch verstärkte er in der Folge die hier und da sich zeigenden Schwächen der Melodie, besonders beim Baß, leise mit dem nahen Horn. Mächtig, wie Orpheus, stand er nun im Kahne da, und beide Hörer erstaunten über seine Allmacht. Jetzt schloß der Gesang in einem achtstimmigen feierlichen Wechselchor, welches schon mit beträchtlicher Stärke tönte. Minelli brach dann in ein leidenschaftliches Recitativ aus, worein das ganze Ufer sich zu mischen schien. Auch kurzabgestoßener Trompeten- und Paukenschall fiel darein. Wilibald bemerkte jetzt, daß diese Instrumente hinter einen Busch unten an der flachen Seite des Ufers postirt, und gegen die Grotte und die tiefen Felsenritzen gerichtet waren. In dieser Verbindung erregten sie ein schreckhaftes, abenteuerliches Getön. Das Recitativ schloß im wehmüthigen Moll, und das Horn klagte diesmal im Uebergange so rührend, daß Mathilde, beim leisen Eintritt des ersten sanften Gesanges, ein unwillkührliches Ach! aushauchte, und mit feuchten Augen dasaß. Der Chorgesang schloß sich aber nicht, sondern, indem er noch unschlüssig anhielt, und die Instrumente immer noch län-

ger in zweifelhaften Tönen hängen blieben, deren seltsame Disharmonie drohend über dem See zu schweben schien, fiel ein anderes kurzes Schlußchor im Allegro assai ein. Die Echo dieser Spalten war rasend geworden. Der tausendtönige Wiederhall, den die Felsen einander entgegen brüllten, verschlang bald alle Melodie, welche aber gegen das Ende desto romantischer wiederkehrte, wo der gemäßigtere Schluß von einzelnen Tongruppen, die ihn einander immer mitten im nachrufenden Echo abnahmen, decrescendo wiederholt wurde, so daß Minelli's Horn von der Mitte endlich die letzten Töne in den Wiederhall sterbend hinausrief.

Die Operation hatte eine kleine Stunde gedauert. Der Kapellmeister und Wilibald klatschten jetzt über den See hin ihren Freunden Beifall zu. Mathilde sprach nicht ein Wort, sie reichte ihm nur innigst gerührt ihre Hand. In komischer Andacht kniet' er vor ihr in den Kahn hin, und bat sie, seines Herzens Dank- und Brandopfer, unter gläubigen Thränen gebracht, sich wohlgefallen zu lassen. Wirklich standen ihm oft Thränen in den Augen, wann er sich in ihrem vollen Anblicke berauschen konnte. Albert zerküßte ihm schon seit dem Schlusse der Musik die Hand, und wollte sie nicht wieder fahren lassen.

Wie sie ans Land stiegen, drängten sich die Tonkünstler herzu, um Mathilden zu sehen und zu grüßen.

Dies war Wilibalden wegen ihrer Fassung nicht lieb. Aber sie schlug die glänzenden Augen mächtig auf, und sagte, mit einem Blick und Ton, der jedes Herz rührte: „Ich vermag es nicht, Ihnen meinen Dank auszudrükken; — verzeihen Sie es der Stimmung, in welche mich Ihre Güte und die Macht Ihrer Kunst versetzt hat!“ Sie sprach doch das letzte schon matt aus, und zwei übervolle Kristalltropfen traten spiegelnd ins Blau ihrer Augen herauf, um die ganze furchtbare Männerschaar zu erweichen. Alles bückte sich leise und stumm, wie vor einer Königin, und der aufmerksame Franz hatte ihr bei den letzten Worten schon mitleidig den Arm gereicht, um sie mit dem Kleinen nach ihrer Wohnung zurückzuführen. Die Musiker sahen ihr still durch die Gebüsche nach.

Wilibald ließ sich nun das ganze Werk erklären, und machte ihnen große Lobsprüche.

„Das Schwerste, sagte Minelli, war die Berechnung der Entfernungen und des Echos, also die Ausmittelung des Brennpunkts; aber ich hatte gestern mit drei Hornisten erst alles vollends berichtigt, und so gelang es denn recht gut. Wenn ich aber nicht gerade auf diesem Punkte des Sees dirigiren konnte, so mußte die ganze Partie aus Mißtönen bestehen.“

„Besonders konnte dann der Takt unmöglich gehalten werden,“ sagte Pimus, welcher einmal lange Pausen

gehabt, und seltsam vermischte Klänge gehört hatte, wovon auch einige andere erzählten.

„Da seht Ihr aber, fuhr Minelli fort, was man mit Verabredung und Takt vermag. Ich konnte ganz ruhig über das Zusammentreffen der Töne in der Mitte des Sees seyn, weil ich wußte, daß jeder scharf auf seine Zeit paßte. Es war übrigens auf alle Fälle die mühsamste Musik, und zugleich, durch sich selbst, die undankbarste, die ich je erlebt habe. Denn vom ersten Ton an mußte man in beständiger Angst über dem Takte wachen, bis zum letzten, und keine Gruppe, außer uns auf dem Centralpunkte, hat von den Tönen der andern etwas genießen können, als — zur unrechten Zeit. Und eben dies hat auch mir selbst den Takt außerordentlich erschwert; ich mußte in ganz anderer Zeit leben als Ihr, worüber ich zuweilen in Gefahr kam, irre zu werden, da die ganze Taktpartitur vor mir lag. So konnte z. B. kein Anderer das Recitativ singen als ich, weil dem Sänger alle Parteien gleich fern seyn mußten. Ich verspreche aber, daß ich in meinem Leben kein See-Oratorium wieder setze. Der Kopf war mir seit acht Tagen immer voll musikalischer Rechenexempel!"

„Ohne genaue Kenntniß der Gegend, sagte Wilibald, war ohnehin alles unmöglich; auch konnte eine geschwinde Musik sich hier nicht ausnehmen, wie wir am letzten Geprassel gehört haben. Schade aber, daß das

ganze Werk nur für diesen Naturpunkt geschaffen ist, und für die Kunst im Allgemeinen verloren gehen muß, wie Lobgedichte oder Satiren auf unbedeutende oder bald vergängliche Individuen."

Franz schien sehr gerührt wie er zurückkam. „Ich soll Ihnen, sagte er seufzend, den Dank unserer Sängerin schildern; aber, nach den wenigen Worten, die sie Ihnen selbst sagte, unternehme ich es nicht. Gewiß ist keiner unter uns, den seine heutige Mühe reute!" Es äußerte sich ein allgemeiner Beifall, und jeder wünschte sie noch einmal singen zu hören. Wilibald speisete und tränkte seine Freunde, welche sich bald wieder auf den Weg machten, um Nachmittags zum Konzert in der Stadt zu seyn. Er fragte noch den Maler nach dem Befinden der Gräfin. „Schick dich auf morgen, sagte dieser. Sie kommt mit Marianen nach Hainberg. Mit dem Kapellmeister ist sie förmlich gespannt. Franz und ich sollen sie begleiten, und Minelli soll nichts davon wissen."

„Das Mittel ist zu hart, sagte Wilibald. Ich will ihn bitten. Und Mariane?"

„Sie lebt so fort, erwiederte Pinius. Ihr Schutzgeist, scheint es, hat sie längst dem Reiche der Schatten geweiht."

Es fuhr ihm durch die Seele. „O, rief er, nimm dies klägliche Wort zurück!" Der Maler zuckte mitleidig

die Schultern. Sie war seit einiger Zeit vertrauter mit ihm geworden, als mit den Uebrigen.

Als sie weggingen, bat Wilibald den Kapellmeister auf morgen zu sich. „Du redliche Seele! antwortete er. Ich weiß es schon, und habe mich heute im Voraus an ihr gerächt. Aber ich komme — ich muß kommen!"

Wilibald erhielt gleich darauf einen Boten aus der Stadt. „Morgen, schrieb ihm sein Vater, kommt die Gräfin nach Bamberg, und wir alle, und noch drei oder vier Freunde mit uns. Ich wünsche, daß es der Gräfin gefalle, und will dir alles Nöthige hinausschicken. Bitte uns auch Otto'n mit seiner schönen Tochter zu Gast. Deine Mutter will sie sehen." — Unserm Freunde fing das Herz an zu schlagen.

Hannchen erhielt nun sogleich Aufträge über Aufträge für morgen. Das arme Ding schien wegen der heute versäumten Musik etwas verstimmt, und Wilibald fand Gelegenheit, seine Ueberredungs- und Beruhigungskunst bei ihr anzuwenden, welche denn auch endlich anschlug. Sie war bald wieder das vorige gefällige Mädchen.

Wie er glaubte, daß Otto wieder da sey, ging er hinauf. Aber Mathilde saß allein und las. Der Eindruck der heutigen Musik zeigte sich merklich auf ihrem

Angesicht. „Wollen wir sehen, ob er kommt?“ sagte sie.

Sie gingen hinauf zur Ruine. Auf dem Wege dahin entdeckte er ihr, was sein Vater ihm geschrieben hatte, und machte sie mit den neuen Personen bekannt, die sie morgen sehen sollte. Besonders genau schilderte er ihr seine Mutter, und bat sie mit einer fast zu wenig gemäßigten Wärme, ihre Freundschaft zu erwerben, weil ihm dies so wichtig schien. „Ich war ihr, sagte sie unschuldig, bis jetzt schon so gut, daß ich ihr entgegen fliegen mochte; aber ich fühle auch wohl, wie wenig ich von dem, was mein Vater Lebensart nennt, besitze; es wird mir vor morgen sehr bange, und Ihre Schilderung von der Mutter hat gemacht, daß ich vor ihrem ersten Begegnen zittern werde.“

„Nicht doch, Liebe! sagte er erschrocken. Sie haben mich mißverstanden. Sie ist die beste Frau von der Welt — nur, daß sie eben nicht so ist, wie wir sind.“ Er brach bald ab, und sprach von der Gräfin; mit dieser hoffte sie schon besser auszukommen.

Sie saßen jetzt oben neben der Ruine, und spähten mit Alberten nach allen Seiten. Aber auf dem ganzen Wege, woher Otto kommen sollte, war noch nichts zu sehen. Mathilde blickte lange schwärmerisch über den See hin. „Von all der Herrlichkeit, sagte sie, von all der Melodie, die am frühen Morgen gastlich in diesen

Büschen lebte, ist nun am Abend nichts mehr übrig, als das einzige werthe Andenken in der Brust. Und — hören Sie nur auf den Gesang der Vögel! Sie bekommen jetzt wieder Muth zu singen. Aber ihr Gesang ist nicht wie sonst. Es liegt etwas Nachahmendes darin. Sein Wechsel scheint vervielfacht; aber, es ist ihren freien Kehlen doch Gewalt geschehen. Sie freuen sich in schwermüthigen Tönen."

Sie hatte Thränen im Auge, und Wilibald selbst fühlte sich melancholisch gestimmt. „So ist, dacht' er, die süße Elegie entstanden. Sie setzt keineswegs voraus, daß der jetzige Zustand schlimmer sey, als der vorige. Sie setzt nur voraus, daß der vorige Zustand uns wohl that, und — dahin ist! Aber der neue Zustand, in dem wir uns wirklich befinden, kann uns eben so werth seyn, und eben weil er uns rührt, und weil er doch anders ist, als der vorige, an den er uns erinnert, so klagt das unergründliche Menschenherz süße Klagen. Die heutige nun verschwundene Harmonie ließ eine an sich langweilige Leere zurück; das melancholische Chor dieser Vögel füllt sie; es versetzt uns vielleicht in eine seligere Stimmung, als die Kunst vermochte; es spricht aber unser Herz ganz anders an, und weil es eine Verknüpfung des vorigen Zustandes erregt, der den jetzigen zum Theil bewirkt hat, so entspinnt sich ein schwärmeri-

ſcher Kampf zwiſchen Natur und Kunſt, welcher das Herz meiner Freundin in ſeligen Thränen auflöſt.“

Während der Mittheilung ihrer Wechſelgefühle waren ſie einander näher gekommen. Vertraulich hatte er ſeinen Arm um ſie geſchlungen, und das theure Haupt ruhte an ſeiner Bruſt. Die Pulſe der Herzen, von der Gluth des Tages zu Funken erwärmt, ſchlugen liebend in einander über, und die Jugend wiegte ſich ſtolz in ſicherem Spiel. Sanft beg er ſich, und berührte mit leiſeküſſenden Lippen die Mitte der heitern, ſchönen Stirn. Sie ſah wie verſchmachtend empor in den Blick des blühenden Jünglings; aber dort glüht' ihr die Liebe in ihrer vollen Frühlingspracht entgegen, und — wie ein aufgeſcheuchtes Reh fuhr ſie zuſammen. Flehend hielt er ſie an ſich zurück. „Einen Kuß! flüſterte er, Einen einzigen, ſüßen Kuß aus dem Kelche dieſer freundlichen Lippen!“ „Nein, nein! rief ſie. O laſſen Sie uns gehen! Mir iſt ſo heiß, ſo bange — o laſſen Sie mich — vergeben Sie mir, mein Freund!“ Ihr hüpfendes Herz pochte hörbar, und das Mädchen war in eine ſo heftige Angſt gerathen, daß er ſie nicht beſänftigen konnte. Wie ſie ſchon entflohen war, ſtreckte er noch ſehnend die Arme nach ihr aus. Sie wankte einen Augenblick mit ſchmerzlichem Lächeln zwiſchen Liebe und mädchenhafter Wildheit, — zwiſchen verlangendem Wiederkehren und Flucht. Aber

schnell drehte sie sich nach der Seite, athmete tief, und rief nach Albertchen.

„Ja, dort kommt etwas, sagte der Kleine, und sie erblickten einen Reiter, in welchem sie bald Otto'n erkannten. Langsam und zitternd stiegen sie den Hügel hinab.

„War es recht, Mathilde?" sagte er mit wahrer Feindseligkeit, und drohte ihr.

„Ach!" sagte sie, und fuhr leicht mit der Hand nach dem Herzen; dann sprang sie vor ihm hin. Er fand in dieser Anrufung so viel Zärtlichkeit, und in ihrem Betragen doch so viel freie Jugendstärke, daß er ihr verzeihen mußte, ohne versöhnt zu seyn. Er bat um ihre Hand, — aber das ging nun nicht mehr! Das Zutrauen war verschwunden. Die Freundschaft schien auf ewig verscheucht. Ein fremdes Wesen hatte die Erbitterung dafür eingeschoben. Bald war es ihnen, als ob sie nun nie wieder Freunde werden könnten; bald fühlten sie einen ahndungsvollen Wink zu künftiger Versöhnung; und der Zeitpunkt dazu schien unserm Freunde sicher und nahe, Mathilden aber dunkel und fern. Sie waren für heute so völlig entzweit, daß sie sogar in einiger Entfernung von einander gingen, und auf verschiedenen Wegen bei Otto's Hause ankamen, als dieser schon abstieg und Albert zu ihm hinsprang.

Otto ſchien ſehr heiter und entſchuldigte ſeine lange Abweſenheit mit der glücklichen Beendigung eines wichtigen Geſchäftes. Mitten in der Freude über das anhaltende ſchöne Wetter, welches dem eifrigen Landwirthe das Ende ſeiner Heuernte auf morgen verſprach, brachte Wilibald die Einladung zu ſeinem Vater vor.

„Ich habe, erwiederte er, meinen Freund ſchon gebeten, mich in keine neuen Bekanntſchaften zu ziehen. Unvermerkt werden Sie mich dem Strome der Welt wiedergeben. Ich dächte, wir benutzten unſere Ernte zum ſchicklichen Vorwand, um mich und meine Tochter zu entſchuldigen.“

Wilibald bat, und erläuterte unter andern, daß die Gräfin vielleicht, nur um Mathilden zu ſehen, komme, und wahrſcheinlich, wenn dieſe nicht erſchiene, ſie doch aufſuchen werde. Er gab endlich nach, und fragte nach dem Familiennamen der Gräfin, die er im Konzert nicht bemerkt hatte. Aber Wilibald konnte ſich nicht auf ihren Namen beſinnen. Nun wurde Mathilde über die heutige muſikaliſche Partie abgehört, bei deren Beſchreibung ſich ihr liebender Freund aufs neue hingeriſſen fühlte. Der Alte bedauerte ſeine Abweſenheit, bewunderte Minelli's Kunſt, ſchalt auf ſeine wilden abenteuerlichen Unternehmungen, und gerieth endlich in Sorgen über das Benehmen ſeiner Tochter in einer ſo großen Geſellſchaft, worüber ihn aber ſein Freund bald beruhigte.

„Und Nachmittags?" fragte er weiter, und drehte sich zum Stück abwärts, wie sie in hoher Röthe bekannte, Kronach habe sie und den Kleinen auf die Ruine begleitet, um des Vaters Ankunft zu erspähen.

Wittibald fühlte sich hier in einer Stimmung, die ihm völlig neu war. Er selbst und Mathilde erschienen ihm in einer Art von Vereinigung, von Mitschuld, wegen eines Vergehens; sein Herz schlug der verschämten Beichtenden gegenüber so mächtig, und ihre Schönheit, deren höchsten Glanz er jetzt zu schauen wähnte, als sie ihn während des Bekenntnisses einmal mit matten Blicken ansah, ergriff ihn so ganz, daß er im Begriffe war, sie, bei all' seiner Bussfertigkeit, zu umschlingen. Dabei betrachtete er seinen Freund mit einer gewissen Ehrfurcht oder Scheu, die an Abhängigkeit, ja Furcht grenzte. Der besorgte Vater konnte auf ihn zürnen, wenn er wußte, was — beide ihm verhehlten! Zum erstenmal fühlte er, was Vatersorgen sind. Zum erstenmale fand er einen Vater, den er, außer dem seinigen, Vater zu nennen begehrte, von welchem er sogar in diesem Augenblicke Scheltworte und Strafe erduldet hätte. „Heiter kehrte mein Freund zurück, und mit freudiger Angst überzählt jetzt der Hausvater alles Zurückgelassene, was ihm theuer ist. Fehlt ihm nicht ein Herz! hat ihm nicht wenigstens die Liebe zum erstenmal ein Vertrauen geraubt! Und, er drückte den

Räuber ſo warm an ſeine Bruſt! Welche furchtbare Gewalt beſitzt die Liebe, daß ſie dort ſo plötzlich die heiligſten Bande löſt, während ſie mich ſelbſt eben ſo plötzlich in neue verſchlingt, die mich in die Kindheit zurückziehen, um mich zum Unterthan eines Fremden zu machen!“

Aber Otto ahnete nichts von einem neuerworbenen Unterthan, ſondern wurde bald wieder freundlich, und zog unſern Wilibald in ein lebhaftes ökonomiſches Geſpräch, welches dieſem um ſo lieber war, da er jetzt der Zerſtreuung ſehr bedurfte.

Mathilde nahm dieſen Abend nur ſelten Antheil an ihrem Geſpräch. Sie arbeitete ſtill, und vermied ſeine Nähe wo ſie konnte. Aber, wiewohl ſie ihn nicht ſuchte, ſchien ſie doch an ihm zu ſuchen, und gab ſich Mühe, ſobald man ſie mit in's Geſpräch zog, anderer Meinung zu ſeyn als er. Sie fühlte, daß er auf ſie zürnen müſſe, und legte es doch darauf an, ihn durch Widerſpruch noch mehr zu erbittern. Nur ihr öfterer ſchwüler Blick auf ihn zeugte von einer gewiſſen Ahnung, daß ſie einſt dafür noch büßen werde. Er hingegen ſchien zu fühlen, daß er der beleidigte Theil, daß ſie ihm Abbitte ſchuldig ſey. Er kam ihr nicht entgegen, aber im Wonneſchauer dacht' er ſich zuweilen den Zeitpunkt, wo ſie einſt ihn wieder ſuchen werde.

Es war schon Mitternacht, als er weg ging. Sie grüßte ihn kalt, und begleitete ihn mit dem Lichte bis vor die Thüre. Aber ein langer zitternder Seufzer folgte dem Scheidenden nach. „O liebes Weib, stöhnte er in der dunkeln Einsamkeit, wüßt' ich doch, ob heute in den Büschen jener Ruine auch deine Brust vom Geschoß des unsterblichen Gottes so tödtlich verwundet ward, als die meinige!" Er schlich träumend seiner schlaflosen Nacht entgegen.

Mit der Morgenröthe war Minelli bei ihm, und verlangte zu trinken. Ihr erstes Gespräch war Mathilde. Er bemerkte, daß Wittibald sehr verändert sey, und fand sogleich die Ursache hiervon auf, die ihm sein Freund auch nicht verhehlte. „Ich hätte nie geglaubt, sagte er, daß ein Weib mich bis zu diesem Grade fesseln könnte."

„Doch bist du zu kalt! sagte Minelli. Sieh, Bruder, ich nahe mich diesem reinen Tempel der Götter nie mit befleckten Gedanken; auch sind ja ihre keuschen Blicke der Unschuld so ähnlich, wie zarte Maiblumen dem jungen Frühling; aber, fuhr er mit einer edeln Schwärmerei fort, bei der heiligen Jungfrau, von der meine Seele Gedanken des ewigen Trostes erfleht, ich möchte dir zu deinem Leben mein Herz schenken! Ohne dieses Herz wirst du ihrer nie werth! Möglich wohl, daß die Liebe selbst bald den lebendigen Keimpunkt in's todte Ei deines Charakters legt, woraus der schönge-

ſtaltete Adler nun hervorbricht: aber hüte dich wohl, etwas zu genießen, deſſen du noch nicht würdig biſt; denn unter dieſer zarten Jugend ſchlummert ein Liebesfeuer, welches dich verzehren würde."

„Immer die Sinne! antwortete Wilibald. Du ſuchſt an ihr, was ihr fremd iſt. Ich kenne ſie beſſer. Dieſes ruhige Gleichgewicht, dieſe naive Geſinnung der holdeſten Kindheit, zog mich ſelbſt ſchon längſt wieder zu den milden Geſetzen reiner Natur zurück. Ihr Leben iſt ſo ſpiegelhell! Ihre Seele liegt offen da, wie eine harmloſe ſchöne Au."

„Wie ein Schneemann! rief der Italiener ärgerlich. Ich ſage dir, ſie iſt nicht für dieſen Himmelsſtrich geboren, — vielleicht gar nicht unter ihm."

Dies brachte ſie auf Otto's Geſchichte. Aber Minelli wußte davon ſo wenig als ſein Freund. Er wußte nur, daß Otto's Vaterland weit entfernt ſeyn müſſe, daß er ſeit wenigen Jahren erſt hier hauſe, und daß Mathilde vollkommen deutſch, franzöſiſch und italieniſch rede. Aus Otto's Sprache wollte Kronach doch auf einen Franzoſen ſchließen, weil er das Deutſche zuweilen geſucht, und zu ſehr in der Bücherſprache rede.

„Dann müßte er, meinte Minelli, als kleiner Knabe aus ſeinem Vaterlande gekommen ſeyn, wie ich. Und wirklich ſpricht er viel beſſer als ich, ja faſt ſo richtig als du. Doch vermag freilich ein ernſtliches Studium

der Sprache sehr viel; und die französische Nation wäre dann die einzige, zu der ich ihn rechnen möchte, besonders wegen der schönen, behenden Stellungen seines Körpers, und wegen der liebewarmen Augen seiner Tochter, und ihres üppigen Gliederbaues."

„Ich gestehe dir, sagte Wilibald, weil du doch ewig wieder auf ihren Körper zurückkommst, daß dieser mich völlig bezaubert hat. Ich finde besonders in ihrer Farbe einen gewissen Reiz, der mich aus dem Kreise des Heiligsten zu ihr reißen würde. Schon an andern Frauen fand ich schwächere Zeichen dieses Reizes, den ich aber nicht näher zu erläutern vermag."

„Da triffst du gerade das Rechte, versetzte Minelli: Der höchste Reiz des weiblichen Körpers besteht in einem gewissen schimmernden Schmerz, der sich um das ganze Bild schmiegt. Das Aeußerste der Glieder endigt sich in einem unbeschreiblich süßen, wunden Hellroth. Ihr könnt stolz darauf seyn, daß vorzüglich im Norden das Vaterland dieser wunden Blüthe ist. Denn, wenn man auch bei Raphael, der übrigens wohl in Rücksicht auf's Ueppige im Fleisch das Höchste hätte leisten können, einige Andeutungen hiervon findet, so versteht sich dies doch nur vom Schmerz, nicht aber von der Farbe, welche bekanntlich in Italien fehlt, und die er nur von nordischen, hauptsächlich von deutschen Originalen hätte nehmen können. Hätt' er diese besser studirt, oder seinen

Italienerinnen dieſen höchſten Reiz kaufen können, ſo wäre er der größte Maler aller Zeiten geworden. Hätteſt du geſtern Mathilden da betrachtet, wie wir ſie oben bei dir fanden, du würdeſt mich jetzt ganz verſtehen. Sie iſt mit der reinſten Pracht dieſes Reizes geſchmückt, und in jenem Moment ſchien ihr Leben gerade noch erhöht. Ihre Augen waren klare Funken, und doch mußte man bei ihrem glänzenden Waſſer und der blaſſen Röthe der Augenlieder ſie „verweint" nennen. Ihre Lippen lächelten offenbar, aber dies Lächeln konnte eine zärtliche Pein des Herzens nicht überwältigen, deren doch vielleicht ihr Inneres ſich nicht bewußt war. Die Gräfin lebt in derſelben Morgenröthe zärtlicher Schmerzen; nur daß dieſe bei ihr als voller Morgenglanz, bei Mathilden aber noch als blödes Frühroth ſchimmert. Von Unverſtändigen haſt du die ganze Erſcheinung gewiß ſchon „einen ſchwärmeriſchen Zug um Augen und Lippen," nennen gehört. Es iſt ein röthlicher Anwurf von Schmerz; es iſt der Schmerz unter dem Bilde einer Roſe; es iſt das kränkelnde Lächeln eines unter liebender Hand blutenden, oder der homeriſche Ichor, der aus dem Innern einer ſüßgeängſtigten Menſchheit hervorbrennt. Dieſer Reiz, welchen gewöhnlich die Liebe oder die Andacht verſtärkt, lebt nun freilich zunächſt in Augen und Lippen. Aber beim Anſchauen denken wir uns zugleich den ganzen Gliederbau in dieſem leiſen liebewunden

Roth, welches der Hauch der Götter den Rändern eines lieblichen Lebens anfliegen ließ; und es ist daher für uns das Ueppigste und Gefährlichste, was uns am Leben des Weibes sich darstellen kann, wann uns eine Gestalt in dieser schmerzenden Gluth des Fleisches erscheint. Spricht dich, mein Freund, vollends die Liebe aus solchen Zügen an, schaut ein solches Weib mit zärtlichem Verlangen auf dich herüber, o dann besitze die ruhigste Seelenstärke, sey ein glücklicher Weiser, ein Gott, — und du wirst sogleich unmittelbar zum Verschmachtenden, dessen entzündetes Sehnen nichts mehr auf Erden heilen mag, als der erschöpfte innigste Genuß, der jene Anlage zum Schmerz nun in's wirkliche schmachtende Leben bringt; der ihr jene Schmerzen körperlich erzeugt, gestaltet und mehrt, um im Mitleiden sie dann zu den Deinigen zu machen."

„Deine Leidenschaft, fiel Wilibald ein, lechzt wieder einmal, wie der Löwe, wann er Blut sieht. Dieser Sommer erhitzt auch dein unglückliches Herz immer mehr."

„Schweig! rief Jener. Solche weibliche Bilder sind die Königinnen, der Adel unter den indischen Leibern, und ihrer Allmacht über die Sinne und Geister widersteht nichts. Wollten mir nur deine zarten Landsmänninnen folgen, und, statt sich wie Truthähne zu bemalen, die Gesundheitsregeln des Alterthums besser benutzen!

Deutſchland könnte das Land der Schönheit ſeyn, da Ihr doch auch einen Ueberfluß an herrlichen Formen habt. Aber ich gehe zu Mathilden, um ihr Unterricht zu geben; und wenn die Gräfin irgend artig iſt, ſo ſollſt du heute beide mit Marianen ſingen hören. Das ſey der Lohn für deine geſtrige Einladung; du biſt ein ſo ehrlicher Junge, als jemals vor und nach der Sündfluth einer Athem geſchöpft hat. Was ſoll ich Mathilden ſagen? In fünf Minuten ſteht eine Welt voll Schönheit an dem kleinen Klavier unter meinen Befehlen!"

„Geh, ſagte Kronach gutmüthig, und lerne aus ihren eignen reinen Blicken, daß es doch noch etwas Höheres gibt, als die verwelkliche Blume irdiſcher Schönheit. Ach, ein Schönes, das ewig fortblühend in jener furchtbaren Ernte der Zeit daſteht, die über alles Fleiſch kommen ſoll."

„Ein großes Wort! ſagte Minelli erſchüttert. Und ſchade, mein treuer Freund, daß dieſe Blüthe dem Menſchen nur aus der Ferne duftet, wenn er ſich einmal der ſchönen Sünde hingab! Vor zehn Jahren mußte ich dich finden, um —" die Sprache verſagte ihm, und er ſchied mit einem Händedruck.

Mit ängſtlicher Freude ſah Kronach an dieſem Morgen ſeine Aeltern ankommen. Der Alte war ſehr freundlich, gut und heiter; er bezeugte ſeine Zufriedenheit über den guten Fortgang der Wirthſchaft, und wollte auch in

Hainberg bei ſeinem Sohne übernachten. Madam Krenach ſchien noch ernſt und ſtreng gegen unſern Freund geſtimmt. Sie hielt ſeinen langen Aufenthalt für unnöthig; dann waren ihr ſeine heutigen Anſtalten zu ländlich, zu wenig geſchmackvoll; ſie fand ſogar, daß er heute nicht gut gekleidet ſey, und bemerkte mit Bitterkeit, die Sonne habe ihn während ſeines Hierſeyns erſchrecklich geſchwärzt.

„Nun, es ſteht ihm nicht übel, ſagte der Alte. Der Burſche ſieht aus wie Abſalom, oder David, bräunlich und ſchön.“

„Ich kann das unmöglich finden, lieber Freund!“ ſagte ſie mißvergnügt.

„Und laß ihn auch! rief der Vater und ſchlug ihn ſanft auf die Schulter. Er ſieht aus wie ein braver Kerl!“

Sie gab ihm die Hand zu küſſen, und lächelte, wie heimlich, mit dem ungerathenen Liebling.

„In vierzehn Tagen, liebe Mutter, iſt alles wieder weiß. Dafür hab' ich auch recht viel gelernt.“

Jetzt bekam er vollauf zu thun. Denn die Miniſterin, Mariane, Auguſt, Louiſe, Krenachs übrige Verwandte, Pinius, Franz und Saalens von Felſeneck her, alles kam auf einmal an. Beim Ausſteigen ſagte die heitere Gräfin: „Die Hainberger Sonne hat Ihre Bildung vollendet. Wir kommen auch in der Abſicht, um

uns bei Ihnen zu wärmen.“ Mariane ſchien zufrieden, und das Wiederſehen ihrer Aeltern und die allgemeine Heiterkeit brachte ſie bald auf ihren gewöhnlichen hohen Gipfel des Vergnügens.

„Wo iſt der gute Minelli?“ fragte Wilibald verabredetermaßen die Gräfin, im ſchmelzendſten und wohlwollendſten Tone, den er finden konnte. „Ich habe die treue Seele geſtern beſonders eingeladen.“

Sein vorwerfender Blick machte ſie doch betroffen. „Wir vermutheten ihn hier, ſagte ſie, und ſetzte leiſe hinzu: Bin ich denn wie Kain, daß man mich ſo zu fragen wagt? Iſts nicht eine Noth, wenn ich einmal meine übermüthigen Freunde züchtigen und beſſern will! Wenn Sie ihn ſchon hier haben, ſo laſſen Sie ihn kommen.“ Ihre Heiterkeit vermehrte ſich merklich, und ſie ſchien mit Wilibalden ſehr zufrieden. „Er iſt, ſagte ſie zu ſeiner Mutter, hier viel hübſcher geworden.“

Bald darauf öffnete ſich das Zimmer, und die beiden Bergbewohner traten mit Minelli'n herein. Otto trug eine bekannte Militairuniform, und Wilibald gerieth in Verlegenheit. „Ach!“ rief die Gräfin erſtaunt, indem ſie auf Otto'n zuging, und ihm im Vorüberſchreiten die Hand reichte, „Sie hier? Und dies Ihre Tochter? Willkommen, ſchöne Sängerin! Mein Gott, wie ähnlich! — Ich bin die Gräfin Sima.“ Sie ſchloß Mathilden herzlich in ihre Arme, und führte ſie zur aufhorchenden Haus-

wirthin. „Das iſt Madam Kronach, unſere gute Wirthin," ſagte ſie, ohne dieſer Mathilden zu nennen; denn der ungeduldige Kapellmeiſter trat ſchon auf ſie zu. Madam Kronach hatte ſich auf einen ganz andern Empfang Mathildens vorbereitet. Indeſſen beſchloß ſie bei der glücklichen Nachläſſigkeit der Gräfin, Mathilden zu umarmen. „Mamſell Otto, ſagte ſie feierlich, ich freue mich, in Ihnen die Bekanntſchaft einer ſo bewunderten Künſtlerin zu machen." Die arme geſcheuchte Taube ſchmiegte ſich, aus Furcht vor der ſtolzen Seele, innig an den ſtolzen Körper, und in ihrem Antlitz lag ſo viel Ehrfurcht und Zärtlichkeit für die ſchöne alte finſtere Frau, daß dieſe unwillkührlich ihre Mienen zum mütterlichen Lächeln aufklären mußte; und eben ſtreckte der Finanzrath ſeiner lieben Schifferin die Arme ſchon entgegen, in welche das gute Mädchen froh, wie in ein beſſeres Land, einging.

Dies alles lief alſo noch hinlänglich gut ab. Wilibalds Aufmerkſamkeit war aber jezt nach einer andern Seite gerichtet. Otto hatte beim Anblick der Gräfin Zeichen des höchſten Erſtaunens gegeben, und Wilibald fand wieder einmal Gelegenheit, ſein ausdrucksvolles Geſicht dabei zu bewundern. So wie aber Otto die Gräfin bei ſeiner Tochter gewußt hatte, ſogleich war ſeine Faſſung zurükgekehrt, und als Wilibald ihn zu ſeiner Mutter führte, flüſterte er ihm ſchnell zu: „Hauptmann Otto!" Aber während unſer Held ihn verſtellte, behielt er beſtän-

dig die Gräfin im Auge. Dieſe gab jetzt dem Italiener einen Verweis wegen ſeiner geſtrigen rachſüchtigen Emanzipation, die ſie im Innerſten gekränkt hatte; aber zuletzt wurde die völlige Begnadigung nicht verſagt. So wie ſie ſich zur Geſellſchaft wandte, um Otto'n anzureden, machte dieſer eine raſche Bewegung nach ihr, und zog ſie in's Fenſter.

Der Kapellmeiſter glühte von Seligkeit, und drückte ſeinem Wilibald immer heftiger die Hand. Dieſer war nun vollkommen beruhigt, da er jetzt ſeine Mathilde bei Marianen wußte. Er bemerkte, daß die Gräfin am Ende des Geſprächs mit Otto'n dieſem die Hand gab, welche er ehrerbietig küßte, und ihr ſodann noch einige Worte ſagte, von denen ſie tiefgerührt ſchien; worauf beide ſich wieder ſtill zur Geſellſchaft wandten.

Bei Tiſche nöthigte die Miniſterin Mathilden, ſich zwiſchen ſie und den Finanzrath zu ſetzen; Wilibald ſaß, zwiſchen Louiſen und ſeiner Mutter, jenen gegenüber. Mathilden war jedes Wort der Finanzräthin merkwürdig, und dieſe ſchien nach gerade gern die Rede an ſie zu richten. Doch beobachtete ſie das Mädchen ſo genau und mit ſo wenig Schonung, daß dieſe izuweilen von ihrer Lage gedrückt ſchien, und mit ungewiſſer Stimme ſprach. Die Gräfin wurde zuletzt aufmerkſam, und ſah einige Mal die Alte an, um dieſe Sache zu unterſuchen, beobachtete auch Mathilden und unſern Freund ſcharf gegen einander. Na-

türlich konnte sie aber wegen der seit gestern zwischen beiden herrschenden Spannung, die heute einige Mal in's Bittere überging, auf nichts sicheres schließen; auch blieb unser Held, da, wo es einmal galt, so ziemlich Herr über seine Mienen.

Die Luft war still; blau und rein der Himmel. Die Ministerin zog die hiesige Gegend jener von Felseneck noch vor, und wählte, da man nach dem Essen sogleich in's Freie wollte, unter den vorgeschlagenen Plätzen den höchsten, die alte Ruine, wo man dann die Wirthschaft einrichtete. Beim Hinaufsteigen drängte sich Mathilde an Madam Kronach, und diese war so gütig, ihren Arm zu nehmen. Das Mädchen ließ keinen Herrn dazu, sondern führte ihre Pflegerin hinauf. Oben war auch Albert. Dieser gewann bald die Zärtlichkeit der Gräfin in einem hohen Grade. „Welche Kinder! sagte sie zu Otto'n. Sie sind doch immer ein glücklicher Mann!" Albert, ein blitzschönes Kind, welches Mathilden auffallend ähnlich war, mußte ihr beständiger Gesellschafter bleiben, und sie konnte sich oft, wann er seine naiven Reden vorbrachte, nicht satt an ihm küssen.

Die Musik ward nicht vergessen, und Minelli hielt seinem Freunde Wort. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Willibald war vor einiger Zeit mit der Dichtung eines Terzetts beschäftigt gewesen, worin er den hohen tragischen Flug Marianens, die leuchtende Wärme

der leichten Gräfin, und das kindliche Gemüth Mathildens anzudeuten versuchte. Unzufrieden mit seiner Arbeit, hatte er es seinen Freunden zur Kritik mitgetheilt. Minelli fand die Portraits wohl gezeichnet, und beschloß, seinen Willibald durch eine Composition des Wechselgesanges, welche die Frauen selbst ihm singen sollten, zu überraschen. Damit die Sängerinnen keinen Verdacht auf Anspielung schöpften, mußten die Worte vorher in eine ihnen fremde Sprache übersetzt, und dann erst mit der Tonkunst vereinigt werden. Hierzu wählte er die spanische Sprache, die seines Wissens alle drei nicht verstanden.

Alles das hatte Minelli nicht nur insgeheim gefertigt, sondern auch Marianen und die Gräfin ihre Singrollen, sowohl in Rücksicht auf die richtige Aussprache des Spanischen, welches er ihnen nach Gutdünken übersetzte, als den Gesang selbst, schon gelehrt. Heute, als er auch mit Mathilden ihre Stimme durchging, ward er überrascht, weil sie die Worte sogleich sehr richtig sang und verstand, ihn auch versicherte, der Vater habe schon mehrere spanische Dichterwerke mit ihr gelesen. Er verschwieg indessen seinem Freunde diesen Umstand, um seinen Genuß nicht zu stören.

Während die Gesellschaft um die Ruine und den See herumschweifte, und die Weiber im hohen Schattengebüsche sich einander gegenüber setzten, wurden Instru-

mente aus der Ruine gebracht, und verſchiedene Kleinigkeiten ausgeführt. Endlich legte Minelli die ſpaniſche Neuigkeit vor. Er gab vorher Wilibalden das Textblatt, und dieſer erkannte aus der ſpaniſchen Ueberſetzung ſogleich ſein Gedicht wieder, wovon wir hier das Original geben.

Geſinnung.

Mariane.

Sehnend ſchwing' ich meines Blickes Flügel
Hin zu euch, ihr weiten blauen Hügel.
Birgt ihr dort mit blaſſem Farbenſpiel,
Ferne Berge, meiner Wünſche Ziel?

Julie.

Wann im Blüthenhain die Nachtigallen
Liebeweiche Klagelieder lallen,
Wiegt mich ihre ſüße Threnodie
In der Liebe warme Phantaſie.

Mathilde.

Unter Blumen, an geheimer Stelle
Rieſelt meine kühle Silberquelle.
Melodieen perlt ſie durchs Gefild;
Reiner Born, ſey meines Lebens Bild!

Mariane.

An des blauen Hochgebirges Säume
Schließt der Himmel seine ew'gen Räume.
Ahnungsvoll hebt sich der trunk'ne Sinn
In das Fabelland der Frommen hin.

Julie.

Selig Leben, wann die Blüthendüfte
Würzig wogen durch die Frühlingslüfte,
Wann das Herz, von Melodie umschwebt,
In der Liebe Doppelschlägen bebt.

Mathilde.

Laßt mich, süße Blumen, kleine Schmerlen,
Mit euch schlürfen eure Tropfenperlen.
Blumen, euern Farbenwiderschein,
Fischchen, euern Goldblick trink' ich ein.

Mariane.

Alles Leben ist ein liebend Sehnen,
Aller Liebe Lust zerrinnt in Thränen.
Dorthin will ich! Sprengt den Abschiedswein,
Schwestern, in der Tyndariden Hain!

Julie.

Alles Leben quillt in sel'gen Trieben,
Selbst der Liebe Schmerz zerrinnt im Lieben.
Cypria, in deiner Herrlichkeit
Hebt das Herz sich über Maas und Zeit.

Mathilde.

Blumenblätter ist ein lieblich Leben,
Leben gleicht des Baches sanftem Streben;
Alles ladend auf der Blumenbahn,
Lenkt er still zum ernsten Ocean.

Ther.

Göttlich ist's, dem Raume zu entfliehen,
Liebe lebt und stirbt in Melodieen,
Tod die Blume reiner Lebenslust
Blüht, Natur, an deiner vollen Brust.

Wielands Uebersetzung war im Ganzen völlig treu. Doch hatte er die Rolle Mathildens, seiner Lieblingsidee von ihr gemäß, noch merklich erwärmt, wobei ihn die spanische Sprache sehr unterstützte.

Durch den Umstand, daß Wilibald hier nicht eigentlich sein selbstgeschaffenes Werk, sondern eine Umbildung wiederfand, die er seinem Gedicht in manchen Stellen vorzog, erhielt der Gesang schon ein eignes Interesse, und verschaffte ihm einen unparteiischeren, liberaleren Genuß. Die ihm theuer waren, sangen und sprachen sich selbst aus, ganz nach seinem Willen und Herzen, während er das Wagestück seiner Charakterzeichnerei und seine Autorschaft durch die Gründsamkeit seines Freundes sicher vertreten sah, und die Betregnen sich unbesorgt auf den Wel-

len der Harmonie wiegten. Aber die Musik selbst setzte ihn außer sich. Wenn ihm seine Zeichnung immer noch matt vorkam, so mußte er über Minelli'n desto mehr erstaunen. Die Höhe, auf welche dieser die Bilder getrieben; das eindringende Genie, womit er seinen Vorgänger ganz errathen, dessen Leeren ausgefüllt, und neue, unaussprechliche Kriterien und entscheidende Züge beigefügt hatte; die auffallende Gleichheit ihrer Gedanken, die doch außer der Tonkunst so ganz von einander abwichen: alles vereinigte sich, ihn unwiderstehlich hinzureißen. Die Worte waren ihnen zwar richtig, aber immer nur ohne den wahren Sinn angelehrt; und doch schien es ihm, besonders bei Mathilden, daß die Melodie mit ihren Biegungen hier selbst an die Stelle des Bewußtseyns getreten sey, und als Verstand auf das Gefühl wirke. Das Mädchen sah einmal, wie er so ganz an ihren Zügen hing, und eine schöne Röthe überfloß ihr Angesicht. Minelli, dessen Blicke sonst ewig zwischen den Noten und der schönen Julie getheilt waren, hatte jetzt nur Sinn für die Kunst, in der er sich verlor, und welcher die Leidenschaft unterlag. Erhitzt saß er hinter seinem Baß, und schoß nur zuweilen triumphirende Blicke auf seinen tiefbewegten Freund. Dieser sprang beim Schlusse wie in einer Entzückung auf ihn zu, und drückte ihn an's Herz. „Du bist ein großer Künstler!" rief er, und machte auf die Damen zugleich das lebhafteste Dankfeuer, welches die

Gräfin um so närrischer fand, da man sonst gar keine Exklamationen an ihm gewohnt war.

Aber Mathilde suchte bald nachher einen Augenblick auf, wo sie ihn bei Seite nahm, und mit einem unruhigen Lächeln fragte: „Wer ist denn wohl der Verfasser Ihres spanischen Textes! Soll ich ihn errathen?“

Er staunte sie an. „Ach, Mathilde, sagte er außer sich, von Ihren Lippen fließen Töne aus dem Lande des ewigen Friedens zu mir herüber!“ Er bewegte sich sehnend gegen sie. Indem sie sich rasch und aufgebracht von ihm wandte, bemerkte er, daß sie beide von Marianen aufmerksam betrachtet wurden, deren Gesicht im Moment erblaßte. Sie rief ihn aber sogleich zu sich, als Mathilde zur Gesellschaft zurückgekehrt war, und sprach freundlich, doch ohne Zusammenhang, mit ihm; dabei versicherte sie, es sey heute herrlich in Hainberg.

„Sollte uns etwa Mathilde errathen haben?“ sagte er nach einiger Zeit zum Italiener, und dieser theilte ihm die heute bei ihr gemachte Entdeckung wegen der spanischen Sprache mit. „Wenigstens, setzte er hinzu, wird sie uns nicht verrathen.“

„Doch, doch!“ sagte Wilibald. Denn schon flüsterten die Frauen zusammen, und im Augenblicke rief die Ministerin herüber: „Bemühen Sie sich doch hieher, meine Herren!“

„Diable!“ rief der Kapellmeiſter, und ſprang hinzu. Wilibald folgte ihm langſamer, um ſich auf eine Liſt zu beſinnen, die ihm aber nicht einfiel, während er das Textblatt noch immer in der Hand hielt, und durch Minelli's Winke, es zu verſtecken, nur noch mehr außer Faſſung kam.

„Ich will Euch lehren, ſagte die Gräfin, wie man die Kunſt zur Selbſtkopiſtin mißbraucht. Meine Rache ſoll ausgezeichnet ſeyn! Geben Sie mir dieſes Blatt den Augenblick — ich will es überſetzen laſſen —“

„Gottlob, daß alles geſchehen iſt!“ ſagte Wilibald lachend, und zeigte dem Kapellmeiſter das Blatt von der Seite.

„Wir danken unterthänigſt!“ fuhr dieſer heraus, riß ihm das Blatt aus der Hand, raffte mit unzugänglicher Eile Partitur und Stimmen zuſammen, und ...

„Um Gotteswillen, was wollt Ihr beginnen!“ rief Pinius, der noch von der Muſik entzückt da ſaß.

„Eher alles verſchlingen, ſagte Minelli, als es her ausgeben.“

„Nein, wir wollen lieber alles verzeihen, als es vernichten ſehen, lieber Freund!“ ſagte die Gräfin mit unwiderſtehlichem Schmelz, und ging zwiſchen Marianen und Mathilden bittend auf ihn zu. Aber Wilibald drängte jetzt ſelbſt den Schwachen mit ſich fort. Sie

flogen zum Kamin in der Ruine, und im Nu lederte das Werk die ſchwarze Eſſe des alten Gemäuers hinauf.

„Verrätherin! rief Wilibald Mathilden tragiſch zu. Um welche Melodie bringen Sie uns?“

„Ich hätte wohl lieber das gute Geſchlecht an das ſchlimme verrathen ſollen?“ ſagte ſie. Aber das Mädchen war erſchrocken, weil ſie ihn beleidigt glaubte.

„Ihr habt auf alle Fälle recht gethan. Opfer war diesmal beſſer als Gehorſam,“ bemerkte der bibelfeſte Franz.

„Alles hätten wir Ihnen vergeben —“ ſagte die Gräfin weich.

„Ja, Alles, für dieſe Melodie!“ ſetzte Mariane hinzu.

„Betrachten Sie unſern Fall näher, ſagte Wilibald. Es konnte nicht anders ſeyn. Verzeihen Sie uns!“

Der Friede kam endlich unter der Bedingung zu Stande, daß Minelli morgen früh ſogleich die Melodie von neuem ſetzen ſollte. Wilibald aber verſprach nur, einen ſchicklichen Text dazu zu liefern. Der Vorfall gewährte ihnen, ſobald die Ruhe hergeſtellt war, eine ſehr intereſſante Unterhaltung.

Mathilde war ſeit einigen Stunden in merklicher Gemüthsbewegung, und unſerm Freunde gegenüber völlig verſtimmt. Die Abweſenheit und Gegenwart des Liebenden ſchienen ihr gleich unerträglich. Seitdem die

Gesellschaft im Freien hauſete, hatte Wilibald ſich gegen Luiſen ſehr zuvorkommend betragen, um der Mutter gefällig zu ſeyn. Da er aber von Minelli'n wußte, Luiſe ſey, wie man ſage, „in ihn verliebt," ſo that er dies mit möglichſter Unbefangenheit und ſeiner gewöhnlichen vorſichtigen Artigkeit, ohne ſich ihr eigentlich zu nähern. Auch war ſie ſelbſt klug genug, kein näheres Verhältniß mit ihm zu affektiren, da ſich hierzu noch ſo wenig Anſchein bei unſerm Freunde fand. Mathilde ſuchte Luiſen jetzt bei jeder Gelegenheit auf; ſie ſchien auf die Fortſetzung dieſer Bekanntſchaft mit einer Unruhe und einem Eifer erpicht, wovon ſich Wilibald, bei Luiſens Mittelmäßigkeit, keine Urſache denken konnte. Sie hing an Luiſen, ohne ſie zu lieben; dabei wies ſie ihn ſelbſt von ſich zurück, ohne ihn doch verlaſſen zu wollen. Er wußte aber freilich nicht, daß ſeine Mutter Mathilden auf dem Wege nach den Ruinen Luiſens Laune und Charakter lebhaft gerühmt, und erklärt hatte, „ſie wünſche ſehr, das gute Mädchen auf immer um ſich zu ſehen, und finde auch Hoffnung dazu."

Gedankenvoll hatte er ſich von der Geſellſchaft entfernt, als Mariane zu ihm kam, mit welcher er einige Zeit über die Schönheit der heutigen Muſik ſprach. Nach einem vergeblichen Verſuch, ihn zur Mittheilung des Textes zu bewegen, gerieth ſie auf einmal wieder in eine ihrer feierlichen Stimmungen. „Gute Nacht, ſagte

ſie, jetzt wollen wir wieder zur Geſellſchaft. Adieu, mein einziger Freund, Beſter — gute Nacht, Bruder!" Sie umſchlang ihn heftig und grub ſich in ſeine Lippen. Ihr ganzes Leben hing gebrochen an ihm. „Wann kommen Sie wieder in die Stadt?"

„Uebermorgen, ſagte er. Aber, gute Schweſter, wie biſt du ſchon wieder?"

„Uebermorgen! fiel ſie ein. Gut — aber auch gewiß nicht eher und nicht ſpäter, als übermorgen Abends um neun Uhr! Gute Nacht, Lieber! Noch einmal, lebe wohl!" Sie hing aufs neue an ihm, die Seele wollte ihren Lippen entfliehen, ihre Blicke ruhten ſterbend auf ihm, und die heiße Quelle ihrer Thränen ſtrömte auf ſein Angeſicht.

„Was iſt dir? ſagte er außer ſich. Großer Gott! Mariane, entdecke mir, was dein Herz bekümmert!" Er hielt ſie mitleidig in ſeinen Armen.

„Nichts, rief ſie, es iſt ja vorbei — alles iſt vorüber. — Du kennſt ja, ſetzte ſie küſſend hinzu, meine Nerven ſchon. Ich bin recht wohl." Sie ging heitern Geſichts mit ihm zur Geſellſchaft zurück.

Willibald erſtaunte, als er hier die Miniſterin mit ſeinem Vater in einem komiſchen Streite darüber verwickelt fand, ob Mathilde und Albert bei ihr, oder bei ihm wohnen ſollten. „Ihr eigner Sohn ſoll entſcheiden, rief ſie endlich. Wir beide haben ſo eben, mit gro-

ser Anstrengung, für Mathilden von ihrem Vater die Erlaubniß ausgewirkt, daß sie mit dem Kleinen auf einige Zeit in die Stadt darf. Jetzt entscheiden Sie: sollen beide zu mir, oder zu Ihrem Vater? Aber merken Sie wohl, ich stelle Sie auf die Probe."

Ohne sich zu bedenken, sagte er freundlich: „Zu Ihrer Excellenz!" und behielt seine Fassung sehr gut. Otto sah ihn an. Sie klatschte in die Hände, und faßte Mathilden als ihr Eigenthum bei der Hand.

„Sie wissen nicht, alter Freund, was das heißt, sagte sie zum Finanzrath, mit einem Seitenblick auf Wilibalden. Das nenne ich: schön gedacht!"

Man konnte es Otto'n ansehen, daß ihm etwas mißfiel, was er doch nicht ändern mochte. Sie wollte schon morgen die Kinder abholen. „Nun hab' ich sie doch, die Kinder!" sagte sie wieder, und drückte den Kleinen an sich. Wilibald sah ihre Augen glänzen. Sie war vier Jahre vermählt, und kinderlos.

Auf Marianens dringendes Bitten ward noch ausgemacht, daß ihre Aeltern morgen auf etliche Tage in die Stadt kommen sollten. Dann brach man auf.

„Morgen sehen wir uns wieder!" sagte die Gräfin fröhlich zu Wilibalden. Auch Mariane hüpfte lustig zum Wagen, aber ihre Hände waren kalt. Noch lange grüßte sie unsern Freund aus dem Wagen. Alles jagte der Stadt zu. Otto verlangte nach seiner Heuernte zu se-

ben, und Mathilde, nachdem sie den Finanzrath beredet hatte, diesen Abend bei ihr hinzubringen, flog ihren Hügel hinan.

So blieben Vater und Sohn allein übrig. Beide gingen friedlich zu ihrem Baumesen, dann in den Wiesengrund. Der Finanzrath hatte seine herzliche Freude an dem hier herrschenden Fleiß und lustigen Treiben durch einander. „Morgen, sagte Willibald, wird hier alles leer sein, und dann wünsch' ich unsern Fluren wieder einmal Regen.“ Der Vater behauptete dagegen: da die Früchte sehr wohl ständen, so sey ein Regen noch nicht besonders nothwendig. Allein unser Held bewies ihm dies an seinem selbst zubereiteten Acker, für dessen Gedeihen er in großen Sorgen war. Bei dieser Gelegenheit erzählte er dem Vater die Geschichte seiner ökonomischen Praxis, die den Alten sehr anzog; auch verschwieg Willibald ihm nicht, daß er einst, gerührt von Mathildens gastfreundlicher Laune, ihr den Ertrag dieses Ackers geschenkt habe. Bei Erzählung der interessanten Geschichte klärten sich die Mienen des Alten sichtbar auf.

„Das ist nicht übel, sagte er. Ich wollte, du könntest mir diese Geschichte als einem Fremden, so recht mit aller Treue erzählen. Ich liebe solche Begegnungen der Jugend gar sehr. Allein, mich dünkt, du hast Lust, in der Folge noch mehr von meinem Hab' und Gut, ja von meinem theuersten Eigenthum, an die-

ſes artige Ding zu verſchwenden, und zwar hinter mei-nem Rücken!"

Die freundliche Biederkeit ſeines Charakters legte in den letzten Satz ſo viel zärtlichen Vorwurf für Wilibal-den, daß dieſer empfindlich gerührt ward. „O, ſagte er, und ergriff die Vaterhand, wenn ich ſo unglücklich wäre, Ihr Mißfallen zu erregen — ich würde nicht wieder froh, beſter Vater!"

„Wer ſagt das! lächelte der Alte. Dieſen Abend mehr davon! Jetzt laß uns zu Otto's gehen." Weder dem Sohne, noch dem Vater graute vor dieſem Abend; allein die Wendung des Geſprächs wirkte doch auf beide Wandler ſo geheim und tief, daß keiner ein Wort ſprach, bis nah' an Otto's Hauſe Mathilde ihnen entgegen kam. „Lieber Vater!" rief ſie den Hügel hinab, und Otto, der eben ankam, verdoppelte ſeine Schritte. An ihrer Bruſt prangten friſche Roſen, und das ſchöne bräunliche Haar war von allem fremden Schmucke befreit. Sie trug in ihrer Hand grüne Kräuter für die Küche, und durch die Thür ſah man ſchon auf dem Herde der emſi-gen Jungfrau das wirthliche Abendfeuer flammen.

„Ich will Ihnen hier im Freien Quartier machen, ſagte ſie, da der Abend ſo ſtill iſt."

„Ja, hier, ſagte der Alte, unter der herrlichen Linde. Mache alles, wie du willſt; fuhr er ſchmeichelnd fort, und du wirſt in deinem Leben nie etwas wollen,

was mir nicht wohlgefällt, gutes Töchterchen.“ Sie erröthete, und er küßte sie. Der arme Wilibald bekam weder Blick noch Rede, sondern nur eine halbabgewandte freundliche Verbeugung.

Otto mußte seinen Gast herumführen, und mit seiner ganzen Besitzung genau bekannt machen. Der lebhafte Wunsch des Finanzrathes, sein eignes großes Gut mit der Zeit in eben so schöner Ordnung zu sehen, wie Otto's blühendes Reich, sollte, wie dieser versicherte, bei Wilibald's fortgesetztem Bemühen schon nach wenigen Jahren in Erfüllung kommen. Man dankte sich wechselsweise für gute Nachbarschaft, Rath und Hülfe, und schloß ein für unsern Freund sehr reizendes nachbarliches Bündniß.

„Es freut mich, sagte der Finanzrath, daß ich einmal wieder einen vernünftigen Freund des Landlebens finde. Mir bleibt es zwar immer ein reizender Gedanke, wenn der müde Mann, im Alter und nach den Lasten des Weltlebens, in der Stille seines Landhauses ruhen kann und will. Allein erstlich finden wir diese Sache so selten in ihrer rechten Wahrheit ausgeübet! Wie manchen verabschiedete Minister, der seine Dimission wegen der schwärzesten gegen ihn gespielten Kabalen (wie man das gewöhnlich nennt), forderte, nachdem er sie längst in den huldreichsten Ausdrücken schon wirklich erhalten hatte, versicherte mich, wenn ich ihn zum ersten Mal auf dem

Lande wiederſah: das Landleben, in welchem er nun zu leben und zu ſterben hoffe, habe für ihn groſſe, unendliche Reize, während ich ſchon aus beſſern Nachrichten wuſte, wie ſehr er ſich aus dieſer faden, langweiligen Wüſte zurück nach den Fleiſchtöpfen Egyptens ſehnte. Und zweitens, lieber Freund, will mir der Gedanke von Ruhe, Zurückziehen, oder Abgeſchiedenheit hierbei weder genügen, noch überhaupt gefallen."

„Sie verlangen, erläuterte Otto, daß der Menſch, der ſich dem Lande weiht, jung oder alt, auch für dieſes Leben wirklich Kräfte ſammle, mitbringe und aufwende. Und das iſt auch meine Forderung. Das Landleben iſt äuſſerſt wichtig. Hier zeigt ſich ja das Leben in ſeiner bürgerlichen Kindheit, in ſeiner philoſophiſchen Kleinheit und Gröſſe. Hier ſoll der radikale Wohlſtand des Reichs geboren und erzogen werden. Hier treiben die edelſten Keime zur Kraft des Vaterlandes; ſo wie auch hier eigentlich das wahre, innere, heilige Vaterland, jener theure Herd ſich befindet, für deſſen Vertheidigung die Fahnen unſerer kraftvollen Söhne getreu dem Tode ſollen entgegen wehen; — jenes Vaterland, welches von der Wiſſenſchaft erleuchtet, von der Kunſt gebildet werden ſoll, um ſich dann zu ſeiner Beſſerung durch die Religion zu erheben. Von hier aus wird alle errungene Kraft in den ganzen Staat umher gleichen. Selbſt alle Gewerbe ſind kindliche Zweige dieſes Kapitals, deſſen Zin-

sen durch die Sicherheit, Freiheit und Ordnung so reichlich entrichtet werden müssen, daß die große Volksklasse seine Heimzahlung nimmermehr wiederfordern kann. Wann dieses Herz des Reichs erkrankt, dann leidet der ganze Körper; und wider Jeden, welcher diesen zarten, an sich hülflosen Theil beleidigen will, er sey Fremder oder Mitglied, empören sich endlich alle übrigen Staatskräfte, eingedenk ihres alten, ewigwerthen Ursprunges. Mit dem Landbau steigen und fallen alle Wagschalen, alle innere und äußere Verhältnisse, ja selbst alle Launen in den Kabinetten, am Throne, und in den Sälen der Künste und des Vergnügens. Ein schädlicher Thau macht nicht uns allein Sorgen; er vergiftet auch zugleich die Blüthe des Handels in der mächtigen Seestadt, und macht ihre großen Spekulanten übel aufgeräumt. Endlich ist es ja auch gerade hier, wo das Leben selbst noch in seiner Vollständigkeit, der Mensch in schmuckloser Wahrheit erscheint; wo die bestimmtere, unvermischte Leidenschaft und Gesinnung des Herzens, wo die Massen einer blühenden Natur den Künstler am schönsten und sichersten leiten, daß er die Welt in ihrer freien Jugend schaue, um dann durch die Kunst auch die Veraltete wieder zu verjüngen; — hier, wo selbst die Zeit noch in wechselloſem Frieden und Einverständniß mit der Natur sanft dahin rinnt, und wo das Herz sich so oft von der Treue jener göttlichen Verheißung wunderbar gerührt

fühlt: „Es soll nicht aufhören Sommer und Winter, Saat und Ernte, Frost und Hitze, Tag und Nacht.“ Denn, bedenken Sie doch, Freund, wie sehr alle diese Dinge in den übrigen Abtheilungen des bürgerlichen Lebens durcheinander gewirrt sind!“

„Zum Exempel Tag und Nacht in der großen Stadt! sagte der Finanzrath. Aber weiter, weiter, lieber Nachbar!“

„Bei dieser Wichtigkeit, fuhr Otto fort, bei dieser einfachen und erhabnen Schönheit des Landlebens, muß der Mann, welcher sich ihm hingibt, Kraft und Liebe mitbringen. Träge Schwächlichkeit macht ihm bei der Ansicht der reizendsten Natur und in ihren schönsten einfachsten Genüssen sehr bald Langeweile. Geringschätzende Vorurtheile gegen dieses Leben verschließen den Eingang zu seinen edelsten Freuden. Ich habe schon Menschen auf dem Lande zur höchsten moralischen und ästhetischen Kultur aufblühen, andere am Hofe verländeln sehen! Jene hatten das Glück gehabt, im Leben auf dem Lande das Leben für ihr Land, den ächten, thätigen Sinn fürs Vaterland zu finden; diese hatten den Hof nur für die Höflichkeit zu benutzen gewußt, während Herz und Geist an den Bettelstab gekommen waren. Man lasse sich ja nicht von der Meinung derer bethören, welche glauben, die Einförmigkeit des Landlebens verlange wenig Mühe und Nachdenken, der Wirkungskreis sey zu klein, ver-

hindere daher den Menschen, viele Erfahrungen zu machen, und verschiedene Ansichten von der Welt zu gewinnen; weshalb auch besonders das Landleben für eine zweckmäßige Erziehung der Kinder nicht geeignet sey. Unsere Kinder werden, wenn wir sie in die Welt senden, zwar immer dem Erstaunen und der Täuschung einige Zeit unterworfen seyn. Aber gewiß nur auf kurze Zeit. Denn, stark an Leib und Seele, bringen sie gerade jenen richtigen, landfremden Beobachtungsgeist mit sich, der die Entwickelungen und den blauen Dunst der grossen Welt am leichtesten durchsieht, und ihre verwirrten Bilder auf seine einfachen und wahren Begriffe sehr bald zurückzuführen weiß. Allein, dies bringt uns von unserer Materie ab."

„Ich bin, sagte der alte Kronach, vollkommen Ihrer Meinung darüber, daß die Landwirthschaft eins der bedeutendsten Geschäfte sey. Gewöhnlich gilt sie nur für ein einträgliches Geschäft. Allein sie ist ein besseres. Ich halte sie seit einiger Zeit nicht allein für das sicherste, sondern auch, nach meinen leidigen Erfahrungen im Geschäftsleben, für eins der ehrenvollesten, zu welchem sich noch gar mancher große edle Mensch herab- oder vielmehr hinaufstimmen wird." Für unsern Wilibald war die weitere Auseinandersetzung dieser Sache zwischen einem gutmüthigen Wechsler und einem scharfsinnigen

Denker, in hohem Grade belehrend, und ſein Vater überließ ſich ihr mit großer Behaglichkeit.

Mathilde rief ſie endlich zum Eſſen, welches Albert indeſſen bewacht hatte. Das Abendroth erblaßte ſchon, die Vesperglocken tönten, und der Storch kehrte im niedrigen ſtillen Flug aus ſeinem Froſchgrunde zum friedlich-klappernden Weibchen zurück. Dem Alten wurde von Herzen wohl unter dieſem freien Himmel. Die Kinder mußten ſich zu ihm ſetzen. Schmeichelnd hielt er den Knaben an ſeiner Bruſt, und pries die Kindheit ſelig. „Sie iſt, ſagte er, die höchſte Wohlthat für ein Herz, welches der Kindheit zum zweiten Male naht. Ja, fuhr er nach einer Pauſe fort, auf dieſem ſchönen Eilande will ich Wohnung machen. Gott laſſe mich alt werden. Ich fühle noch Muth zu leben. Ich habe Luſt mit meinen Enkeln hier zu ſpielen! Viel hab' ich in der Welt gearbeitet, auch hier will ich nicht müßig ſeyn. Was meinen Sie, Freund?" ſagte er ſchwärmeriſch zu Otto'n.

Während Otto ihm mit Rührung ſeinen Beifall hierüber bezeugte, waren Mathildens Blicke feſt an die Erde geheftet, und Wilibald, der faſt bewußtlos an ihren Zügen hing, glaubte in dieſen nur einen leiſen, ihm unbekannten Schmerz zu finden. „O, dacht' er, wie ſelig hätte mich jetzt ein einziger zärtlicher Blick gemacht, — und die Unempfindliche hat keinen für mich! Ihr Herz fühlt ein fremdes Weh, welches nicht das

meinige iſt. Ihre Gedanken ſind nur irgendwo in der Welt; aber fern von dieſer liebenden Bruſt!"

Er wußte ſich nicht länger zu faſſen, und während die Alten über ihren Lebensmaximen wärmer wurden, ſagte er leiſe und verdrießlich zu ihr: „Mathildens Gedanken ſind ſchon mit meinen luſtigen Freunden in die ferne Stadt gezogen."

Jener Blick der gekränkten Liebe, welcher im gemeinen Leben eigentlich Verachtung bezeichnet, hier aber nur bittern Schmerz enthalten ſollte, traf jetzt den Frevler aus dem ſonſt ſo milden Auge. Sie ſagte nicht ein Wort.

„An wen dachten Sie?" ſtammelte er zornig. Der Aſſeſſor beunruhigte ihn ſeit heute.

„Ich dachte wirklich in die Stadt, ſagte ſie aufrichtig, aber betreten über ſeinen Blick: Ich dachte an Fräulein Luiſe," ſetzte ſie mit halber Stimme hinzu.

Er fühlte ſich ahnend erſchüttert, aber die Unruhe ſeiner Leidenſchaft verſtattete ihm keinen tiefen Blick in den Abgrund ſeines Glückes.

„Und Sie?" fragte Mathilde ihren Freund, kaum hörbar. Ihr Innerſtes kochte in einer neuen unbekannten Gluth, und ihr Auge füllte ſich.

„Ich dachte, — ſagte er jetzt mit jenem leiſen Feuer, womit die Zärtlichkeit der wilden Jugend Hohn ſpricht, — und ich denke nur an die, deren Bild alle Räume

meiner Seele fällt, an die, welche mich kränkte, und flieht!" Sie stand rasch auf, und ging ins Haus. Die Alten waren noch im lebhaften Gespräch. Träumend saß er da, bis sie zurückkam. Ihre Augen waren matt, und sie lächelte. Jetzt lief Albert um den Tisch her, und sie setzte sich an dessen Platz, entfernter von Wilibalden. Zwar wagte sie ihm gegenüber keinen freien Blick, aber es schien doch als sey ein besseres Verhältniß hergestellt. Entzückt betrachtete er jetzt ihr Gesicht. Die Sonne der Liebe hatte es erwärmt, ihr Mund lebte in sehnendem Schmerz nach süßgeahneten Vereinigungen. Die ganze Rosenknospe nahte sich der Entfaltung. Des Vaters Zärtlichkeit stillte ihre Sehnsucht nach dem Sohne. Sobald aber die graue Nacht eintrat, die alle verrätherischen Blicke in ihrem Dunkel birgt, sprach sie wieder oft und sanft mit Wilibalden, und im Ton ihrer Stimme lag ein unverkennbares Streben nach geheimer Versöhnung; eine Bitte an den Geliebten: ruhig und verschwiegen zu seyn; ein stilles Versprechen, alles willig zu gewähren, was seine Liebe fordere, nur nicht auf Kosten ihrer Jungfräulichkeit und Freiheit, damit sie nicht genöthigt werde, ihn durch neue Flucht zu kränken: — ach, was lag nicht alles im Tone dieser süßen nächtlichen Stimme!

Wilibald bat sie, dem Vater einige ihrer schönsten Lieder zu singen. Willig holte sie die Guitarre, stellte

ſich dem Alten gegenüber und ſang. Balſamiſche Düfte ſtiegen aus den Blüthen der Linde liebend hernieder, um ſich mit ihrem tönenden Hauche zu miſchen; und mit freundlichem Licht umſpielten die kleinen Feuerwürmchen das Gewand der Unſchuld, um durch ihre wunderbare Gluth das Dunkel von der ſanftwankenden Geſtalt zu verſcheuchen. Der Abendwind lag ſtille.

Als ſie geendigt hatte, umarmte der Finanzrath die ſüße Jungfrau, und ging ſogleich ohne ein Wort zu ihrem Lobe zu ſagen, mit Willibalden weg.

„Es iſt eine liebe Familie!“ ſagte er zu Hauſe ſeinem Sohne.

„Kann man wohl, antwortete Jener, ſie betrachten ohne gerührt zu ſeyn!“

„Du haſt vollkommen recht, ſagte der Alte. Aber jetzt gib Rechenſchaft von deinem innern Haushalten. Unſere acht Tage ſind längſt vorüber. Was gedenkſt du zu thun, Herr Sohn!“

Ernſt ſchaute der Sohn einen Augenblick vor ſich nieder. Dann ſagte er feierlich: „Geht nicht meines Vaters ausdrücklicher Befehl auf das Gegentheil, und iſt es möglich, die Mutter zur Einwilligung zu bewegen, ſo melde ich mich nicht.“

„Und!“ ſagte der Vater ſchonend, aber geſpannt.

„Wohnen Sie in Hainberg; nehmen ſie mich hier zum ewigen Hausgenoſſen und Diener auf!“ Er ſchloß

den Vater in die Arme, und fühlte mit Entzücken, daß Jener es erwiederte. Dann fuhr er fort: „Diese kleine treuherzige Welt hier zu bessern und zu beglücken; meines Vaters Eigenthum zum blühenden Garten zu bilden; Vater und Mutter ehren; ihrem fernen Alter Blüthenbäume pflanzen, um einst auf väterlicher Flur selig im Arm der Liebe zu sterben — das sey mein Leben!"

„Du schwärmst! seufzte der Alte. Da stehen uns große Hindernisse entgegen, mein lieber Sohn! Die Mutter ist durch ihre Ordnung und meinen Fleiß sehr reich geworden und — hat hier eine gar wichtige Stimme! Hast du das wohl bedacht? Vor allen Dingen, wer ist dieser Otto?"

„Gott, ich weiß es nicht!" Er warf sich an seines Vaters Brust. Der Alte verstand ihn, und schwieg. „Aber, fuhr er fort, ich werde es in sehr kurzer Zeit ganz bestimmt erfahren."

„Gut, sagte der Finanzrath, das wird entscheidend seyn. Bis dahin vergiß uns nicht." Dieser Ausdruck war ein Lieblingswort seines Vaters bei wichtigen Dingen, und unserm Freunde drang es immer bis in die Seele. Er reichte dem Alten die Hand. „Vater! sagte er mit aller Fülle eines Kindes. Mein warmes Herz, ein Leben voll Glück, und Ihre Erziehung gewährten mir schon theure Genüsse. Aber einen heiligern, als das werthe Andenken an diese väterliche Treue, kenn' ich noch

nicht!“ Er ſchlich von ihm, um ſich die Augen zu trocknen.

„Ich glaube dir, ſagte der Finanzrath zärtlich. Ihr ſeyd ein Paar gute Jungen, jeder nach ſeiner Art. Alſo, du meldeſt dich nicht, ſondern warteſt, ob man dir etwa die Stelle anträgt, an welche wir ja am Ende auch dann nicht gebannt ſind. Nur theile mir alle Entdeckungen über deine Familie hier ſogleich mit.“

Er ſprach von andern Dingen, und wünſchte beſonders lebhaft, daß der neue Bau bis zu Auguſts Geburtszeit fertig ſey, und er dieſe hier recht feierlich begehen könne.

Sobald des andern Morgens der Finanzrath abgereiſet war, ſtieg Wilibald auf die Ruine, um ſich ungeſtört ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Unter ſeinen Füßen lebte rings umher das heitere Geräuſch der Emſigkeit. Vor ihm lag in der Ferne die Stadt; eine unüberſehliche Schaar von Pallaſten. Darin lebte die Mutter, und all ihre großen Zirkel. „Was treibt ihr denn dort ſo großes, rief er, was drängt ihr euch ſo ängſtlich, ihr kaufgeſchichteten Menſchen! Kommt doch heraus, wir lieben euch ja! Wir betrachten euch immer als unſere vornehmeren Brüder! Kommt auf unſere Fluren! Da iſt Platz, da wehen reine Lüfte, da bauen wir Brod, da iſt liebliche Freiheit und Stille. Vertheilt

euch, und bringt eure überflüssige Kultur mit aufs Land; wir werden dann alle genug haben!"

Dieser Gedanke ergötzte ihn eine Zeitlang. Allein an ein ruhiges Nachdenken über seine Zukunft konnt' er jetzt bei aller Anstrengung nicht kommen. Er fühlte es mit zu lebhafter Freude, daß der Vater für die Wünsche seines Herzens gewonnen war; und die Unruhe über Otto's Geschichte, welche der Alte mit einer gewissen Bangigkeit zum Entscheidungsgrunde für die Mutter aufgestellt hatte, war zu groß, als daß unser Freund sich jetzt einer verständigen Betrachtung hätte weihen können. Er beschloß endlich, sogleich seinen Otto aufzusuchen, und sich geradezu von ihm die nöthigen Aufschlüsse zu erbitten.

Nahe an Otto's Wohnung sah er die Equipage der Gräfin den Hügel heraufffliegen. Sie bemerkte ihn, winkte, und stieg aus, um vollends hinauf zu gehen. „Armer Mann! sagte sie mit boshaftem Lächeln. Für Ihre gestrige musterhafte Redlichkeit muß ich Sie heute zweimal betrügen. Denn eben führen wir Mathilden in die Stadt, wo ich alles anwenden will, sie Ihnen abgeneigt zu machen. Und den zweiten Betrug erfahren Sie erst morgen."

„Wenn es etwas dazu beitragen könnte, sagte er nach einigen Scherzen hierüber, Sie für Otto's Schicksal, von welchem Sie gestern unterrichtet zu seyn schie-

nen, freundlich zu machen, so erlauben Sie mir zu versichern, daß er mein Freund ist, und daß sein Schicksal . . .“

„Ich verstehe! sagte sie aufmerksam. Kommt denn dieser Gedanke von Otto'n?“

„Ich habe meinen Freund seit gestern noch nicht gesprochen,“ sagte er mit offenem Blick.

„Also von Ihnen? erwiederte sie lachend. Wie kommt Ihr Männer doch immer zu solchen albernen ehrenrührigen Provos! und doch muß man auch wieder sein gutes Herz beklatschen. Nun, hier ist meine Hand! Sie haben Ihre Schuldigkeit an Ihrem Freunde gethan, und ich will die meinige thun.“ Sie drückte ihm heftig die Hand. „Der Beste von Euch ist nicht werth, daß ihn ein edles Weib durch ihre Handlungen Lügen straft!“

„Ich ahne wohl, sagte der Betroffene, was ich jetzt verbrochen habe.“ Er kniete vor ihr hin.

„O, daß wir zum Verzeihen geboren sind!“ sagte sie, legte seine Hand flüchtig an ihr Herz, und trocknete sich dann die Augen. Er war heftig bewegt.

„Und, fing er wieder an, ich kenne nicht einmal die Größe meiner Schuld! — Ich selbst weiß noch nichts von Otto's Schicksal.“

„Nein, sagte sie, und hob sanft an ihm, das spricht für Sie. Das macht alles wieder gut. Aber halt! — Es beweist auch eben, daß Sie hierbei noch ganz andere

Motive hatten, als Freundschaft. Ein Freund kennt ja sonsten die Geheimnisse des andern."

Er schwieg. Sie hatte ihn ganz in ihrer Gewalt. „Er glaubt, sagte sie wieder, und blickte matt und zärtlich auf ihn, man kenne die Liebe nicht. — Nun, es sey! Wir sind versöhnt, und alles ist vergessen."

„Göttliches Weib!" rief er.

„Ich betrüge Sie ja heute zwei Mal!" Sie öffnete die Arme, und er empfing sie, wie der Freund den Freund. Aber der Schwärmer überließ sich seinen Gefühlen mit einem Feuer, in dessen Erguſſe das zarte Weib erzitterte. Bittend und ängstlich beruhigte sie ihn, um dann wieder über ihn zu lachen.

Sie gingen heiter vollends hinauf. Hart an Otto's Wohnung sagte die Gräfin, als eben Vater und Tochter aus dem Hause traten: „Sie dürfen nicht mit zu Otto's. Ich will Sie entschuldigen. Adieu!" Sie lachte und er ging. Verwundert sah es Mathilde mit an, daß er sich nur in der Ferne verbeugte; das Mädchen winkte ihm, ehe sie in der Thüre wieder verschwand, ein freundliches Lebewohl zu.

Nach einiger Zeit rief ihn ein Bedienter der Gräfin an die Straße. „Kommen Sie nur, sagte sie. Wer weiß, ob man sich so jung wieder sieht." Er mußte einsteigen, um eine Strecke mit ihnen zu fahren. Seine Lage war peinlich. Das unbarmherzige Weib lächelte

nur immer, und sprach nicht ein Wort. So oft er Mathilden, die geweint hatte, ansah, trat ihn die Gräfin leise auf den Fuß. Sie veränderte keine Miene, und schien weder Mathilden noch ihn selbst dabei anzusehen.

Er mußte endlich über seine eigne Lage lachen, und das hatte sie gewollt. „Worüber mögen Sie doch heute lachen! sagte sie. Ich dächte, der Tag verdiente mehr ernstliches Nachdenken. Sieh' einmal, Albert, wie weinerlich Herr Krenach da sitzt, und lacht!"

„Du siehst so närrisch aus, rief der Kleine und küßte ihn. Aber du sitzest doch nun auch bei uns!"

„Es gibt, sagte Wiltbald, ein Geschlecht, dem nichts unmöglich ist."

„Hauptsächlich, fiel sie ein, das geschickte männliche!" Sie nöthigte ihn zum Aufsteigen. „Sonst erhitzt er sich, sagte sie zur stillen Mathilde, so sehr, daß er morgen nicht in die Stadt kann, und krank wird. Adieu dann, einsamer, armer Freund! Auf Ihren Fluren werden sich nicht Hörner, Flöten und Schalmeien genug finden, um das Geschrei Ihrer gerechten Klagen würdig zu begleiten." Sie bot ihm mit vieler Umständlichkeit ihre Wange. „Mathilden dürfen Sie nicht küssen. Das schickt sich nicht. Ich will es aber besorgen." Mathildens Hand griff ängstlich nach der seinigen, aber die Ministerin hielt sie ab. „Kind, sagte sie, wir dürfen auch dies in seiner jetzigen bedenklichen Stimmung nicht wagen, sonst

ſchreit er vor allen Göttern des Waldes öffentlich aus, wir hätten ihm gar die Hand gedrückt; — und was würden die Herren davon denken!"

Sie hatte ihn ſchon zum Wagen hinausgepredigt. Mathilde mußte jetzt ſelbſt lachen; aber ihre Augen ſchloſſen ſich ſanftwinkend zum unausſprechlichen Gruße für ihn, und als ſie den Blick wieder hob, glaubte er in ein blaues Meer voll fluthender Liebe zu ſchauen, und breitete ſeine Arme aus.

„Ich gehe dann, ſagte er, um mein Herz und ſeine Klagen vor den Göttern jenes Waldes auszuſchütten."

„Und da bitt' ich, rief die Gräfin zärtlich heraus, nicht indiskret zu ſeyn."

„Bringen Sie ihnen meine Grüße!" ſagte Mathilde mit melodiſcher Stimme, und blickte noch durch eine halbvollendete Thräne nach ihrem Freunde.

„Das war alſo der erſte Betrug! rief die Gräfin, wie der Schlag zugemacht wurde. Adieu, Wilibald! — Geben Sie acht, Mathilde, er kommt uns ſogleich nach. — Freund, wen ſucht Ihr! Dorthin geht der Weg nach der Stadt!

„— Und ſprengt, als er ſeine Ritter fand,
Mit Roß und Troß über Land und Sand.
Ich gab ihm Beſcheid, wann er mich frug,
Mit Rath und That, ohne Lug und Trug.

„Auf, laßt uns folgen der ſchönen Maid
Durch Korn und Dorn, über Au und Gau!
Meiner Roſſe Lauf ich feſt vertrau'
Durch Moor und Rohr über Waid und Haid —"

„Apropos! Dieſen Abend kommt der Graf zurück." — Die Pferde zogen an, und Mathilde war ſeinen Augen entſchwunden.

„Was machen denn die Weiber ſeit dieſen wenigen Tagen aus dir?" ſagte unſer Zurückgebliebener, der nicht wußte, wie ihm geſchehen war. „Ich bin wie ein Romanheld. Sobald ich mir vernehme zu handeln, handeln Andere mit mir. Nichts bleibt mir übrig, als mich hier und da gegen meine kleinen Begebenheiten zu ſtämmen. Und was will am Ende dieſe ſchöne Julie mit mir? Wie entzückte ſie mich heute durch ihr edles, weiches Herz! Und wie kindiſch leichtfertig betrug ſie ſich wieder zuletzt! Was kümmern wir beide ſie, — Mathilde und ich! Sollte ſie wirklich uns trennen wollen, durch dieſe fatale Reiſe nach der gefährlichen Stadt! Uns, deren Vereinigungsmorgen erſt im ſchönen Werden dämmerte! Sollte ſie mich etwa wirklich lieben, wie einſt Minelli argwohnte?"

Er bildete dieſen letzten Gedanken jetzt zum erſten Male aus, und ſein liebendes Herz führte ihn in eine tiefe Beſorglichkeit darüber. Aber ſein guter Glaube an die Frauen befreite ihn auch bald wieder von dieſen Sorgen. Er war es ja, welcher das Geſchlecht immer ſo

warm gegen Franz und Rinelli in Schutz nahm; und hierzu hatten ihn seit einiger Zeit des Malers fast gleiche Gesinnungen noch mehr befeuert. Dieser sanfte, hellblickende Geist kannte die Liebe in ihrem ganzen Umfange, in ihren gefährlichen Tiefen, und war doch ein sehr warmer, aber vorsichtiger Weiberfreund geblieben. Seinem Urtheile traute Wilibald fast unbedingt.

„Wenn ein liebes Weib, hatte ihm Pinius einmal gesagt — dich mit einem süßen Blicke, Händedruck oder Kusse beschenkt, so sey verschwiegen, und genieße es in dankbarer Andacht. Du selbst mußt zu vergessen suchen, was du empfangen hast. Je mehr du empfingst, je besser! Du kannst hier bis in's Unendliche annehmen. Du darfst und mußt sogar, insofern die Grundsätze nicht dagegen streiten, im Stillen nach Vielem streben. Aber, ihren Gaben lege nicht sogleich Absicht bei! Es wäre falsch und verwegen, zu glauben, daß sie dich schon liebe oder gar deinetwegen pflichtvergessen seyn wolle, wenn sie dir einmal vergönnte, ihren weichen Arm heimlich zu berühren, wann sie deine heißen Blicke, deinen Kuß duldete, ja selbst erwiederte. O nein! Sie liebt dich deshalb noch nicht! Es war, so mußt du vermuthen, nur ein harmloses, gütevolles Bewußtseyn ihrer beglückenden Reize, daß sie deine Kühnheit nicht bestrafte, sondern geheim hielt. Es war auch vielleicht bloße Laune des Moments, oder jene stillvorübergehende Neigung, schmel-

send zu seyn, welche die Frauen so liebenswürdig macht. Der Zufall, die Götter, oder dein Glück schufen dich zu einem Gefäß, worein sie Rosen, von ihrer eignen Schönheit gebrochen, gütig legen wollte. Morgen belächelt sie vielleicht wizig dies Gefäß und sich. Freilich aber hast du, da sie dich hierzu einmal würdig fand, nun auf immer ihr Wohlwollen, wenn du stumm und glücklich seyn willst. Sie ist dir insgeheim gewogen, und du bist auf dem Wege, ihr stiller Freund zu werden. Je klüger und bescheidner du dich hierbei benimmst, desto lieblichere Genüsse werden dir blühen, sobald die Frauen dich erst einmal als erotisch rechtschaffen kennen. Solche Genüsse dürfen wir in der Stille vom Geschlecht im Allgemeinen ernten; keine Pflicht wehrt uns ja, das Schöne da, wo wir es finden, zu lieben, und liebend ihm jene zarten Blüthen zu entlocken, welche ein freundlicher Gott gerade zu uns hinneigte."

Durch die Rückerinnerung an diese Lehren seines Freundes wiegte sich Wilibald in Ruhe. Seine Gedanken kamen wieder in einen regelmäßigeren Gang. Er beschloß, für jezt zu seiner Heuernte zu gehen, wo er dann den ganzen Tag darüber nachsann, was er diesen Abend Otto'n sagen wollte. Allein, des Nachmittags brachte ihm der lange Michel ein Billet von diesem, worin er ihm meldete, daß er sich auf einige Tage entfernen müsse, und ihn bat, in der Stadt ein aufmerksames Auge auf

Mathilden zu richten, und alles Mögliche zur Verkürzung ihres dortigen Aufenthaltes anzuwenden. Er war ſchon fort.

Dies kränkte unſern Wilibald ſehr, und als bei ſeiner Nachhauſekunft Hannchen ihm geſtand, ſie habe vergeſſen zu ſagen, daß Otto ihn dieſen Morgen, als er mit der Gräfin weggefahren ſey, habe ſprechen wollen, ärgerte ihn dieſe Vergeſſenheit ſo, daß ſein voller Unwille über Hannchen auszubrechen drohte.

„Tummle dich, Mädchen! ſagte in dieſem Augenblicke der Verwalter. Siehſt du nicht, daß die Leute kommen?“ Sie lief fort, und ſah Wilibalden erſt flehend an. „So geht es mir, ſagte ſie wehmüthig, den ganzen Tag!“

Schnell beſann ſich unſer Freund auf etwas, womit er ihr Freude machen könnte, und die Ankunft des neuen Kahns am See fiel ihm ein. Im Hinausgehen ſagte er zu Hannchen: „Der Kahn iſt da, und morgen früh wollen wir beide ihn einweihen.“ Sie hatte geweint, und ſchrie nun wieder vor Freuden laut auf.

Mit größter Artigkeit fuhr [illegible] auch des andern Morgens eine ganze Stunde a[illegible] See herum, ohne über die Sonnenhitze und ihr [illegible] Wonnegeſchrei zu murren.

Seine Abreiſe verſpätete ſich [illegible] durch mancherlei zurückgebliebene Geſchäfte mit Ada[illegible] ſo ſehr, daß er

erſt eine Stunde nach Anbruch der Nacht in der Stadt ankam.

Er ſtaunte ſchon, als er das ganze älterliche Haus erleuchtet ſah, und als der feſtliche Ton von Geigern und Pfeifern ihm von ferne daraus entgegenſchallte. Hier kündigte alles ein großes Nachteſſen, oder einen Ball von Staaten und Gewaltigen an. Allein, wie ſeltſam ward er durch die Nachricht überraſcht, ſein lieber Bruder ſey heute — getraut worden! Im erſten Erſtaunen vergaß der Zerſtreute, daß er von der Reiſe kam, und wollte ſogleich hinein. Sein Vater trat ihm aber lachend entgegen, und hielt ihn durch ſeine Umarmung zurück.

Mariane hatte ehegeſtern Abend plötzlich den Tag ihrer Verbindung auf heute angeſetzt. Alle Einwendungen der Mütter, alle Einwürfe in Rückſicht der Zeit und Schicklichkeit waren durch ihre Ueberredungskunſt, die Bitten der Gräfin, und Auguſts gränzenloſe Freude beſeitigt worden. Sie hatte es dabei zur heiligen Bedingung gemacht, daß Wilibald nichts davon erfahren, ſondern Abends damit überraſcht werden ſolle. Madam Arenach hatte, bei dem warmen Antheil, welchen die Gräfin am Ganzen nahm, endlich nachgegeben, und der Alte lebte in einer herzlichen Freude über das gewaltige Rennen und Treiben in ſeinem Hauſe.

„Aber nun eile auch!“ ſagte der Finanzrath, welcher während der Erzählung der Geſchichte mit Wilibal-

den auf sein Zimmer gekommen war. Dort half ihm alles schnell in die Kleider. In fünf Minuten war er fertig, und trat mit Blicken, die von freudigem Erstaunen funkelten, in den väterlichen Saal.

Es war ein allgemeiner Aufruhr, in dem man Zucht und Ordnung völlig vergaß. Viele sprangen von der Tafel auf, um dem Schauspiele, welches einen jungen Mann außer sich bringen mußte, näher zu seyn. Der Graf führte ihm die Brautleute zur Umarmung entgegen.

„Ist es möglich, Ihr geliebte Zwei!" rief er, und vermochte kein Wort weiter. An seiner Brust weinten die Geschwister. Auch der Graf umarmte ihn lebhaft, und schien von der Gruppe gerührt. „Folgen Sie Ihrem guten Bruder bald nach; denn wir lieben diese Menschenart!" sagte er leise, und stellte dann die allgemeine Ruhe wieder her.

Witibald brauchte einige Minuten Zeit, eh' er im Stande war, sich an die Gesellschaft zu wenden, und fühlte sich fast erschöpft, als er die Runde gemacht, und seine ganze Kraft hatte aufbieten müssen, um nur in der Geschwindigkeit seinem Platze, den ihm die Gräfin zwischen sich und der Braut anwies, einige Ehre zu machen, und all den blühenden Anspielungen und witzigen Einfällen würdig zu begegnen, womit man sich längst gerüstet hatte, und jetzt von allen Seiten her, wie mit

Blumen, nach ihm warf. Der Glanz und Wohlgeruch der reichbesetzten Tafel, die prächtige Beleuchtung, eine festliche Musik und die umherziehenden Düfte so vieler lieblichen Kränze und Blumenschnüre exaltirten bald seine Phantasie. Noch hatte er von der Gräfin kein Wort gehört, als bei seinem Eintritte den Ausruf: „Das war der zweite Betrug!“ Jetzt, da er wieder Athem schöpfen konnte, wandte sie sich zu ihm, und meinte, er habe sich heute Abend bis diesen Augenblick zu ihrer völligen Zufriedenheit betragen; und gestern doch so steif, wie ein alter Orientalist. „Aber wie kam das!“ fragte sie Mathilden, die ihr gegenüber zwischen dem Assessor und Italiener saß. „Imponiren wir beide denn so sehr!“

„Allerdings, sagte diese freundlich, da Sie so gütig sind, mich jetzt zu Ihrer Nähe zu rechnen.“

Mit einem komischen Seufzer bemerkte Wilibald leise gegen die Gräfin: „So würde Mathilde vor einigen Tagen noch nicht gesprochen haben!“

„Gehen die Moralen schon an!“ rief sie, und lachte hierüber so ausgelassen, als es nur in dieser Gesellschaft möglich war. „Das muß ich Ihnen doch nachher sogleich erzählen, sagte sie zu Mathilden. Ich wette, daß Sie mit lachen.“

„Und ich, widersprach Wilibald, ich wette, daß Sie weinen, wenn ich nämlich selbst meinen Satz erläutern darf.“

„Deciren Sie doch jetzt ſogleich weiter! bat das neckende Weib. Ich habe heute Faſſung für fünf Alphabete Vorleſungen.“

Mariane ſprach faſt einzig mit ihrem Auguſt. Sie ſaß da und glühte, und ließ ſich doch von der Gräfin überreden, etwas Wein zu trinken. Selten, und nur im gleichgültigſten Geſpräche blickte ſie den Schwager an. Die Gräfin ſtand, wie es ſchien, mit ihr im innigſten Bunde, und leitete alle Scherze, die man wagte, ſogleich ſanft von ihr ab.

Aus Kronachs finſterm Keller traten heute die geheimſten tiefvergrabenen Schätze des Alterthums an's Licht, deren Unterſuchung die modernen Geiſter allzuſehr erwärmte. Der Graf, welcher das Ganze mit der ihm eignen Feinheit belebte, trug jetzt, um das Trinken in Regel und Ordnung zu erhalten, darauf an, daß Niemand mehr allein und umſonſt trinke, ſondern jeder ſich dazu durch einen ſchönen Trinkſpruch legitimire, welchen man ſodann gemeinſchaftlich nach alter deutſcher Sitte, unter Trompeten- und Paukenſchall, abtrinken müſſe. Wilibald freute ſich hierüber beſonders des Aſſeſſors und Kapellmeiſters wegen, die für die ängſtliche Mathilde ſchon eine gefährliche Nachbarſchaft zu werden anfingen.

Franz hetzte einen Empfindſamen, der den Buchſtaben R. wie L. ausſprach, mit einem reichen Gutsbeſitzer, deſſen Ausſprache den umgekehrten Fehler hatte, zuſam-

men, verwickelte ſie in Wortſpiele, um Mathilden zu beluſtigen, und entlockte ſo dem Erſtern die Ausrufung: eine ſchöne Muſik zu hören, ſey für ihn wahre „Himmelswolle," während der Andere noch von der Hoffnung ſprach, im nächſten Jahre ſeine ſämmtliche ſpaniſche „Wonne" recht theuer, das Bündel zu 100 Thlr., zu verkaufen. Beim Gelingen dieſes Unfugs ward der weinſchwere Franz immer dreiſter, und behauptete nun ſelbſt zur Aufmunterung des letztern Herrn, im nächſten Franziskanerkloſter ſeyen alle „Nönche" einig geworden, daß hier ſich in einen „Schatzens" kleiden ſolle, u. ſ. w.

Alle Welt durch die praktiſche Anwendung der unbedeutendſten, elendeſten Scherze und Anzüglichkeiten mit Gewalt zum Lachen zu nöthigen, dies war eine eigne Gabe des Aſſeſſors, ſobald er bei der Flaſche ſaß. Zum Glück waren beide Männer bereits in Rückſicht auf die Flaſche mit ihm in gleicher Verfaſſung, und ſtimmten ohne Bedenken in ſeinen boshaften Jubel ſelbſt mit ein. Wittbalt äußerte daher nur nach einiger Zeit die Bemerkung, daß Franz ſeine Nachbarin auf eine ſonderbare Art unterhalte.

„Strafen Sie ihn doch Lügen! muthete Jener Mathilden zu. Du verſtehſt das gar nicht ſo gut als ich! Ein ſchönes Weib verlangt eine ganz andere Unterhaltung, als zum Exempel ein Chemiker, der nur von Stickſtoffgas und überſaurer Kochſalzſäure hören will; oder ein

Seekapitain, ein Schifferittmeiſter, der nur Erzählungen von Luftſchlachten liebt, vom Ritter Sankt Wurm, der den Lind-Georg erſtach ..."

„Hahaha! fabelte der lallende Kapellmeiſter. Er will ſagen: vom Ritter Sankt Stich, der den Lindgürgen erwurmte, oder vielmehr den Lindſtich ergürgte."

„Oder doch ſo etwas ähnliches!" fiel der verzweifelnde Wittibald ein, und ergriff das Glas, weil er befürchtete, das Reden möchte noch verderblicher werden, als der Wein ſelbſt. „Heil unſerer Braut!" rief er. Dem theuern Weibe zur Seite, blühte ihm die Bruder-Seele mächtig auf, und als das Geräuſch der Inſtrumente einfiel, wandte er ſich zärtlich zu ihr hin, das treue Herz auf den Lippen. Aber die Miniſterin zog den Gerührten leiſe, und bat ihn, Marianen, die heute ſo ſehr bedrängt ſey, nichts zu ſagen. Auch bemerkte er ſo eben, daß dieſe die Farbe veränderte. Sie reichte ihm ſtill die Hand. Er fühlte die ſeinige kurz, zitternd und heftig gedrückt; dann wandte ſie ſich wieder an Auguſt zum leiſen Liebesgeſpräche, während die Gräfin unſers Wittibalds Herzensergieſſungen mit ſchöner Rührung für ihre Freundin aufnahm.

Mit Jubel ſchüttelte die Freude jetzt ihre Schwingen über dem Gaſtmahl. Keine Seele blieb unberührt. Jedem war von Herzen wohl an der Feſttafel eines braven deutſchen Mannes. Als aber endlich doch, aller

Sorgfalt des Grafen ungeachtet, der Wein heftiger zu glühen anfing, stand plötzlich die Gräfin von der Tafel auf, und rief auch sogleich nach ihrem Wagen. Dies erregte nun einen allgemeinen Tumult, in welchem sich Wallbalt, als Sohn vom Hause, so gewaltig angreifen mußte, daß ihm die Sorge und Thätigkeit für das Schickliche während des Auseinandergehens der Gesellschaft auch nicht die kleinste Betrachtung anzustellen erlaubten; und ehe er wieder zu Gedanken kam, waren Braut und Bräutigam, Vater und Mutter schon verschwunden; ihm hatten sie den Verschluß des leeren Saales überlassen. Und als er nun versuchte, sich die Geschichte der drei letzten Tage ruhig ins Gedächtniß zurückzurufen, endeten seine Ueberraschungen und Träume damit, daß der Träumende, ohne überrascht zu seyn, auf einmal sich gähnend wieder hatte, und gestehen mußte, er liege wirklich schon zu Bette und sey im Begriff, einzuschlummern. Nur wenige Augenblicke lang konnten Phantasus, Phobetor und Morpheus ihre wunderbaren Spiele an dem Armen üben. Bald schmolzen die vielgestalteten Bilder friedlich in einander, und jede Sorge zerrann in sanften, alles auflösenden Del des Schlafs.

Es gehörten mehrere Tage dazu, ehe er von dem Neuen, was ihn umgab, ein Vertrauter werden konnte. Seine Aufmerksamkeit war von jetzt an hauptsächlich auf

Marianen gerichtet. Ihr Herz ſchlug ſeit dem Augenblick ihrer Vermählung, wie es ſchien, viel ruhiger als vorher. Bei dem Rauſche der Sinne, in welchem ſie mit einem jungen, ſehr feurigen Manne lebte, fand unſer Held dieſe Ruhe und Abſpannung auch ſehr natürlich. Nur that es ihm leid, Marianen nach und nach in eine Art von Pflichtgefühl verſinken zu ſehen, wobei ſein Bruder eine viel zu unumſchränkte Herrſchaft über ihr Aeußeres erhielt. Auguſt war ein Mann, den ein ſolches Weib im Aeußern völlig beherrſchen, in ſeinen anhaltenden Arbeiten oft irre machen, abhalten und zerſtreuen; dem ſie überhaupt in Sachen des geſellſchaftlichen Vergnügens nie nachgeben mußte. Aber auf einen leiſen Wink von ihrem Manne hätte Mariane ſich wochenlang in ſein Büreau mit eingeſchloſſen. Auguſt ſelbſt hingegen befriedigte die Wünſche ſeines Bruders weit beſſer. Der Beſitz einer ſo edeln Schönheit, und die Genüſſe ihrer Liebe machten ihm das Leben werth und ſelig. An der vollen Bruſt des Glücks gewann ſein dankbares Herz die ganze Welt und ihre Bürger lieb. Es galt ihm gleich, ob ihn die Ruhe zur Arbeit, oder die Arbeit zur Ruhe ſtärken ſollte, wenn ihn nur beides nicht hinderte, ſeine Geliebte zu beglücken, ihrem Leben Roſen zu ſtreuen. Er liebte wie ein edler Menſch liebt. Das eigne Leben, ſein ganzes Ich, hatte nur noch Werth für ihn, inſofern es der Geliebten theuer

war, und zu Ihrem Glück gehörte. Aber das Leben schien ihm zu kurz, zu gering, um ihre Liebe zu vergelten. Er wollte ihr nicht durch Pflichterfüllungen gefallen. Aber es machte ihn glücklich, wenn er etwas mit einer gewissen Strenge gegen sie durchsetzen konnte, wovon er einmal überzeugt war, es müsse zu ihrem Glücke beitragen. Daher glaubte Hildibald, sein Bruder bringe mehr warmes Leben und Reiz in die eheliche Verbindung, als Mariane.

Gegen ihren Ehemann betrug sie sich seit ihrer Verheirathung äußerst sittlich, gefällig und zuvorkommend, wie eine liebende Schwester; aber, die alte Vertraulichkeit war verschwunden. Im Ganzen stellte sich ihr Leben und Handeln jetzt so exemplarisch rein und edel dar, daß selbst der Neid die Augen vor ihr niedergeschlagen hätte. Von ihrer eigentlichen innigen Anhänglichkeit schien, unter allen sie Umgebenden, doch Mathilden der größte Theil anzugehören. Schmerzlich liebte sie das junge Mädchen, und ihr allein weihte sie zuweilen einen Theil ihrer Zeit, auf die sonst nur Ansruh machen durfte. Jenes Unnennbare, was ihre schwermüthigen Thränen und die leidenschaftliche Feuer für Walbalden so oft erregt hatte, war jetzt, wie es schien, von diesem auf Mathilden übergegangen. Kein Mensch außer ihr sah Mariannen nach ihrer Verbindung weinen. Nur wenn Mathilde sich ihr

ganz überließ, und sie innig an die jugendliche Brust drückte, dann öffnete sich der geheimste Quell ihres Herzens. „Ohne dich, rief sie einmal mit Thränen aus, mag ich nicht leben; du bist meine zweite, bessere Mariane; und könnt' ich doch alles, was an meinem Leben gut ist, in einer einzigen Thräne ausweinen, und mit dieser noch in deine Seele träufeln! Dein Busen würde mein Grab, und wir wären auf ewig vereinigt!" Die gefällige Gräfin überließ ihr Mathilden oft, und sie suchte diese mit großem Eifer vollends zum Umgange mit der Welt auszubilden, wofür unser Freund die Schwester segnete.

Mathilde selbst fand sich, zu seinem Erstaunen, sehr leicht und gut in ihre jetzige Lage, die ihr doch so ganz neu war. Der Hauptgrund hiervon lag freilich darin, daß die Liebe Marianens und der Gräfin, so wie die Eminenz der letztern in allem, was man Ton und Betragen nennen konnte, sie über jene kleinlichen, und oft desto beschwerlicheren und drückenderen Verlegenheiten, Gefahren und Thorheiten, die ein junges Weib beim Eintritt in die Welt zu überwinden hat, mit mächtiger Hand emporhob, und daß sie fast keinen Schritt that, ohne in der Gesellschaft der Einen oder der Andern zu seyn. Im Hause der Ministerin trieb sich die schöne, und zugleich die große Welt konzentrirt herum. Mathilde konnte hier so manche Stufe überspringen. Ihr

Eintritt in die feinſten Zirkel mußte aber leichter und angenehmer ſeyn; er mußte beſonders mit mehr Glück geſchehen, als bei weniger gebildeten Geſellſchaften möglich geweſen wäre, weil ſie keine gewöhnliche, gute oder oder ſchlimme, Erziehung, ſondern eine Art von Bücher-erziehung in der freien Natur genoſſen hatte. Daher fand auch Wilibald, daß die häufigen, ihr ebenfalls neuen Zuſammenſtellungen mit der männlichen Jugend, die öffentlichen Aſſembleen, Komödien, Bälle und alle glänzenden Bilder der großen Stadt, die ſie jetzt, gleichſam aus ihren Büchern ins Leben gezaubert, um ſich herumwälzen und wieder verrauſchen ſah, wenig Eindruck auf ihr Gemüth machten, noch weniger aber ſie in Befremdung oder Verlegenheit ſetzen konnten. Bald mußte er Otto's letzte Bitte an ihn für völlig überflüſſig erklären. Denn ſeine Freundin ſchien ohnehin an ihrer jetzigen Welt überall die Wahrheit und ächte Naivetät zu vermiſſen; deswegen blieb ihr Herz immer ungerührt. Sie ſehnte ſich aus dieſer Wirklichkeit in ihre reiner glänzende Poeſie zurück. Nur in Juliens und Marianens Geſellſchaft glaubte ſie zuweilen den einfachen Kreis ihres ſchönen Lebens auf einmal wiederzufinden. In ſolchen Augenblicken fühlte ſich die entzückte Julie unwiderſtehlich zu ihr hingezogen, und Mariane hielt die ſüße Geſtalt dann feſt in ihren Armen, und wähnte ein plötzlich wieder erſcheinendes Ebenbild Gottes zu ſehen.

Gegen Fremde von ihr zu reden, vermied die Gräfin nach Möglichkeit. Sie hatte nicht nur auf Mariannens Hochzeit, sondern auch nachher in einigen bestimmteren Gesellschaften sie mit den Worten: „Eine Freundin vom Lande, Fräulein Otto!“ vorgestellt. Aber alle ihre Antworten auf genauere Fragen, an denen es, bei Mathildens Schönheit und der Liebe ihrer Beschützerin für sie, nicht fehlen konnte, waren sehr kurz und zurückweisend. Uebrigens liebte sie das Mädchen mit einer Schwärmerei, die sie nicht verbarg, und welche ihr bei Jedermann, vorzüglich aber bei unserm Wilibald, sehr zum Vortheil gereichen mußte. Dem letztern war die Gräfin, seitdem Mathilde um sie lebte und von ihr geliebt wurde, ein verehrungswürdiges Weib; ihr ganzes Wesen schien ihm noch verfeinert, noch höher kultivirt, und doch auch zu einer einfachen, unaussprechlich milden Natur zurückgebracht und erwärmt. Noch nie hatte er eine lebhaftere Freundschaft für die Gräfin gefühlt, als jetzt. „Kein Wesen, sagte er, ist so fähig, das sanfte Licht von fremden, schöneren Umgebungen einzusaugen; kein Wesen schmiegt sich so lieblich in die Form des Edeln, und neigt sich so gern und leicht zu allem Schönen und Guten, als das bildsame, das bessere weibliche Herz, womit auch Julie von der Natur reichlich ausgestattet ist!“ Von ihrer Besserung und Veredlung durch Mathilden war er vollkommen überzeugt. Und wenn sie ihn auch

wegen ſeiner Moralen oft genug züchtigte, wegen ſeiner liebevollen Blicke nach Mathilden bewitzelte, und dieſer zuweilen in ſeiner Gegenwart überlaut ſagte, er ſey mit Luiſen ſo gut als verſprochen, und ſie ſelbſt finde dieſe Verbindung ſehr vortheilhaft für ihn: ſo ſah er doch immer hinter allen ſolchen Blaukomen ſo viel Liebe für Mathilden hervorſchimmern; ihre Art, wie ſie dieſe ſchützte und leitete, war ſo untadelich; Mathilde ſelbſt blieb ihm ſo gewogen, und ſchien in Rückſicht Luiſens von ſeinen Ab- und Zuneigungen doch ſo gut unterrichtet, daß er in ſolchen Augenblicken, wo ihn die Miniſterin von Herzen quälte, ſich oft gerade am lauteſten zu ihrem Lobe ergoß. Dann lachte ſie über ſein Feuer, drohte auch wohl, „ſeine allzuzärtliche Wärme für ſie dem Grafen zu verrathen!“

Albert, dieſer beſtändige liebliche Schatten Mathildens, war jetzt im gräflichen Hauſe der Menſch, welcher unumſchränkt herrſchte. Um ſich ſeiner alleinigen Liebe zu bemächtigen, würde die eiferſüchtige Miniſterin den Knaben völlig vergiftet haben: aber mitten unter ihren ſchrecklichen Liebkoſungen flog er doch immer in Mathildens Arme. Der Graf liebte es, mit ihm zu ſpielen, und warf oft einen ſehnſuchtsvollen Blick nach ſeiner Gemahlin, der ſie auf eine Zeitlang ernſt machte. In ſolchen Momenten hob ſich ihr Auge, und ihre Mienen drückten einen zweifelhaften Ideenkampf aus.

So wohl aber unſere Mathilde ſich bei ihren Freundinnen befand, ſo ſehr ſchien ihr eine andere Sache zu Herzen zu gehen. Madam Krenach betrug ſich äußerſt gefällig und verbindlich gegen ſie; allein die Mutter ihres wärmſten Freundes blieb dennoch auffallend kalt. Sie betrachtete nun einmal Mathilden als ein Weſen, dem ſie fremd zu bleiben wünſchte. Den guten Eigenſchaften, die Jedermann an ihr anerkennen mußte, ließ auch ſie ſcheinbar volle Gerechtigkeit widerfahren; aber die Vorzüge, welche z. B. die Gräfin Mathilden gab, dienten blos dazu, die ſtolze Kaufmannsfrau noch mehr von ihr zu entfernen, obgleich ſie nur zu deutlich ſah, daß das holde Bild ihrem Sohne werth, daß es die Urſache ſeiner geheimſten Seufzer ſey. Alle Verſuche Wilibalds, mit ihr über Mathilden zu reden, waren vergebens, und die Mutter hatte ſeit ſeiner Zurückkunft ein Betragen angenommen, nach welchem ſie, wie es ſchien, abſichtlich kälter gegen ihn, als gegen den Kabinetsrath ſeyn wollte. Marianen und hauptſächlich Luiſen, — denn die letztere war jetzt oft bei der jungen Frau, und ſchien alle Reichthümer ihrer dürftigen Natur aufzubieten, um unſern Freund endlich zu ihren Füßen zu ſehen, — behandelte die Finanzräthin mit einer recht mädchenhaften Zärtlichkeit, und wenn einer von beiden Erwähnung geſchah, ſtrömte ihre beredtſame Liebe hervor; ſobald die Rede auf Mathilden kam, ſchwieg ſie gleichgültig. Wenn Ma-

thilde ſich an ſie ſchmiegte, ihre Hände küßte, ihr die ärgerlichſten Arbeiten abnahm, kurz, alles that, was nur ein Gemüth vermag, das die reinſte Kindlichkeit fühlt und aushaucht, ſo war und blieb ſie ihr fremd. Noch weiter zu gehen, und ihre eigentliche Eroberung zu beabſichtigen, litt aber Mathildens Naturell und Freiheitsgefühl nicht, da die Alte ihr noch nicht intereſſant genug war, und nur durch Wilibalds Schilderungen Anſpruch auf ihre Achtung erlangt hatte.

„Sollte der Charakter meiner Mutter nicht ohne Flecken ſeyn!“ dachte er einmal, als ſie das liebe Mädchen ſo beſtimmt von ſich wies; und ungern, aber nothgedrungen wollte er dieſen Gedanken verfolgen. Allein bald darauf ſang zufällig Mathilde zur Guitarre, und er ſah, daß ſeine Mutter einen gewiſſen Blick heimlich auf ſie richtete, den er ſehr wohl kannte, und für welchen er ihr im Herzen alles abbat, was er von ihr zu denken gewagt hatte. „Sey mir geſegnet, rief ſeine Seele aus, du holde Muſik! Preiſen will eure Macht, ihr beſeligenden Künſte. Euch ſandten die Himmliſchen hernieder, um das Göttliche im Menſchen wieder herzuſtellen, um ihr Bild in aller Verderbniß des Erdenſohns doch ewig unverlöſcht zu erhalten, und in ſolchen Momenten der Wahrheit mit neuem Glanze zu erfriſchen!“ Aus inniger Rührung hatte der Ueberraſchte ſchen die Mutterhand gefaßt, die er ungewöhnlich lebhaft küßte.

Die Finanzräthin erröthete ein wenig, lächelte, und entfernte sich bald.

Desto zärtlicher ging sein Vater mit der Geliebten um. Wann auf ihrem Antlitz, über der Rede oder im Gesang, die stille Freude hervorblühte, dann konnte er niemals verbergen, wie lieb sie ihm war, wie viel glücklicher sie ihn machte, als seine theure schwermüthige Mariane.

Unter den erwähnten Umständen war das gegenwärtige Leben unsers Freundes zwischen Freuden und Unruhe getheilt. „Warum gehst du jetzt nicht nach Hainsberg!" fragte ihn einst sein Bruder lächelnd. Ehrlich genug antwortete Wilibald, er wünsche hier um Mathilden zu seyn; zugleich entdeckte er ihm das, was Otto ihrentwegen ihm aufgetragen hatte.

„Hm! sagte August, Mariane wäre vielleicht ein besserer Aufseher als du. Ich wüßte auch nicht, was die Kleine im Hause der Gräfin zu besorgen hätte. Es müßte der lustige Assessor seyn, der in ihren Blicken immer ein Surrogat von Essen und Trinken finden will!"

Diese hingeworfenen Reden seines zerstreuten Bruders machten merklichen Eindruck auf unsern Mann. Von Minelli'n, den er „die fromme Sünde" nannte, und im Herzen beweinte, besorgte er nichts. Den Master hielt er für seinen ächten warmen Freund, der ihn auch, so wie Minelli, längst mußte errathen haben. Die

gesammte übrige Jugend, welche sich um Mathilden drängte, fand er völlig unbedeutend. Franz war der Einzige, auf welchen er jetzt den Blick richtete. Immer rief es ihm zu: Es ist unmöglich, daß sie Neigung für diesen fühle! Eine andere Stimme sagte: Wenn es aber doch so wäre! Es schien wohl, daß sie des Assessors Reden nicht liebe; allein sie sprach doch oft und viel mit ihm; auch war er jetzt, so oft es nur der Wohlstand erlaubte, im Hause des Ministers, und wann Wilibald ihm begegnete, kam er meistens dorther, oder ging dahin. Zwar wußte man, wie strenge Franz von der Gräfin behandelt ward, und Wilibald vermuthete, sie werde, als die freundliche Schutzgöttin Mathildens, ihn jetzt in deren Nähe noch kürzer als bisher halten; aber Franz war feurig und klug; was blieb ihm nicht alles übrig, wenn er, unter der Begünstigung so großer Zirkel, seine Absichten verfolgen wollte! Unsers Freundes Unruhe vermehrte sich.

Zu rechter Zeit fiel ihm jetzt eine Warnung ein, die der Maler noch kürzlich dem eifersüchtigen Italiener gegeben hatte. „Wer sein Herz der Eifersucht zur Zerstörung hingibt, sagte er, der ist ein Selbstmörder, ein feiger Niederträchtiger, der allen Menschenstolz, ja den eignen Glauben an jeden selbstständigen Werth und innern Kraftgehalt aufgibt. Die Eifersucht ist eine kleine mordlustige Krüppelgeburt. Der Stolz zeugte sie, als er be-

trunken war; von der Liebe wurde ſie in Ohnmacht empfangen, und im Schrecken geboren; der Unglaube reichte ihr die Bruſt; der Kleinmuth hat ſie groß gezogen; mit Kultur und Würde ward ſie von der Nichtswürdigkeit ausgeſtattet. Sie beging ſchon in früher Jugend ihren Probemord an Vater und Mutter, weil beide die Geſpenſtermährchen verboten, womit Amme und Erzieher die Kleine furchtſam und blaß machten. Ihre Züge deuten auf den Tod. Selbſt der Tod reicht ihr zuweilen Lebensnahrung. Sie iſt ſeine beſte Blutsfreundin; er ſchont ihren Mord, und ſchont ſie, wie der Hund den Wolf."

In brennenden Farben trat jetzt dieſes ſchreckliche Bild vor ſeine Seele. Er fühlte ſich zu gut, zu ſtolz, um je von der wahren Eiferſucht ergriffen zu werden. Allein, Mathilden jemals zu entſagen — — es überlief ihn eiskalt! Und doch ſchwur er heilig: auf den Fall, daß ſie ihn nicht liebe, zu rechter Zeit unter das Panier einer männlichen Reſignation zurückzutreten.

Des andern Morgens ging er über die Straße, vertieft in eine Sache, wovon der Miniſter geſtern mit ihm geſprochen hatte, und wozu er jetzt die nöthigen Papiere einſehen wollte. Eben fuhr die Equipage der Gräfin von einer andern Seite an, und hielt vor des Miniſters Palais. Franz ſprang heraus, und hob die Gräfin mit Mathilden und einer andern weiblichen Figur

aus dem Wagen. In der Halle, deren Thor noch offen stand, empfahl sich Franz. Wilibald konnte sehr deutlich sehen, daß er die Hand der Gräfin küßte, und daß Mathilde ihm, nach einer ziemlich langen Pause, den Mund, oder doch die Wange zum Kusse bot. Die dritte Person war bereits verdunkelt. Es schien unserm Freunde als ob Mathilde jetzt ihm selbst gerade in die Augen sähe. All sein Blut wollte sich auf einmal nach dem Herzen und Kopfe drängen, und unwillkührlich wich er von seinem bestimmten Wege ab. Bald kam Franz auf ihn zu, und, indem er in einiger Entfernung vorüber ging und ihm einen Kuß zuwarf, rief er mit vergnügtem Gesicht: „Die Gräfin und Mathilde haben dich gesehen, und lassen dich hiermit grüßen.“ In diesem Augenblicke bemerkte er Mathilden schon hinter einem Fenster des Pallastes. Ihre Miene und Bewegung, womit sie sich rasch entfernte, schienen ein gewisses Erstaunen auszudrücken.

Er hatte bereits den Assessor mit abgezognem Hut ungemein tief und höflich salutirt, und schritt, ganz in Gedanken verloren, auf das Palais zu. Dort fragte er die Schildwache, wer mit der Gräfin gefahren sey. „Das schöne junge Fräulein, antwortete der Mensch, und die Frau von Salen mit ihrem Sohne.“ So eben machte man über seinem Haupt ein Fenster zu. Im Gesichte des ehrlichen Schnurrbarts sah er ein mit Mühe

unterdrücktes Lachen grinsen, und erst jetzt bemerkte der Verwirrte, daß er noch immer seinen Hut in der Hand hielt, und in einer sehr verbindlichen Stellung vor der Schildwache dastand. Rasch empfahl er sich ihr. Kaum war das gräfliche Haus passirt, als ihn ein kleiner schöner Knabe anhielt. „Sind Sie Herr Kronach?" probirte er furchtsam, und war zum Weglaufen bereit. „Ich weiß es nicht, dachte er, ich denke wohl!" sagte er, und gab dem Jungen, der ihm einen Brief überreichte, ein großes Stück Geld. „Es ist gut!" sagte er, steckte den Brief zu sich, und der Knabe sprang, außer sich vor Freuden, davon. „Er zieht keinen Hut mehr vor uns; er ist jetzt verliebt!" riefen zwei Frauen einander zu, und zeigten auf einen still vorüberreitenden Kutscher. „Wohlgesprochen!" dachte Wilibald, und nahm erschrocken seinen Hut vor ihnen ab. Doch beschloß er jetzt ernstlich, auf seiner Huth zu seyn; und wann unser Freund dies that, dann konnte er sich gewöhnlich auch die ernsthaftesten Dinge bis zu einer bestimmten Zeit aus dem Sinne schlagen, oder doch sich ihrer erwehren. Auch jetzt gelang ihm dies, und erst Nachmittags, als er einsam auf seinem Zimmer saß, ergriff ihn die heutige Geschichte wieder mit Macht. Er beschloß, vor der Hand mit Mathilden zu brechen; wenigstens wollte er sich selbst hiervon zu überzeugen suchen, damit er ihr Herz desto freier untersuchen und beobachten könne.

„Wer mir, sagte er, unter den günstigsten Umständen, in einer zärtlichen Stimmung, und vor keinen andern Zeugen als dem Himmel und den stillen Zweigen des Waldes, einen Kuß versagt, — hartnäckig versagt; — wer dann mich sieht, und unter meinen Augen Franzen küßt, im Beisein seiner Mutter küßt, und mir dieses durch ihn selbst hochmüthig sagen lassen kann, — ja die richtige Bestellung einer solchen Post, in Person, hinter dem Fenster versteckt, mit anzusehen vermag: der kann mich nicht lieben; den darf ich nicht lieben! — kaum achten!"

Er entschuldigte auch Mathilden. Es konnte seyn, daß der schöne, lebhafte und eitle Assessor durch ihre Weigerung beleidigt ward; daß das Ganze ein Scherz seyn sollte; daß die Gräfin an allem Schuld war. Aber bald rief er wieder: „Nein! Nach dem, was zwischen uns vorgefallen war, durfte dies schlechterdings kein Mädchen thun, die mich liebte. Julie hätte ihn nicht zudringlich werden lassen; sie wird mich vielmehr aufrichtig bedauern, so bitter scherzt Julie nicht mit ihren Freunden; nein, sie selbst war es, die Flatterhafte!

„Höhnest du mit solchen Scherzen
Meine Schmerzen?
Mit dem Herzen
Treibt das Herz
Keinen Scherz!"

So ſang er, und fühlte ſich im Innerſten gekränkt und beleidigt. Dann überdachte er nochmals ſeine heutige Situation; und, um von dieſer bis zur Gegenwart einen ſchicklichen Uebergang zu machen, rief ihm ſein Gedächtniß auch einiges von den ihr nachgefolgten Lebensvorfällen zurück. Der heutige Brief fiel ihm ein, und er griff begierig darnach.

Eine unbekannte Hand bat ihn, heute Abend in eine Vorſtadt, wo er wenig Beſcheid wußte, zu kommen. Man beſchrieb ihm einen gewiſſen Garten als den Zuſammenkunftsort ſehr genau. Wilibald kannte dieſen nicht; da es aber im Briefe hieß, er könne dort Gelegenheit finden, ein großes Elend zu lindern; da die Schreibart keinen gewöhnlichen Bettler ankündigte, und da er nicht glaubte, daß in jener Gegend für perſönliche Sicherheit etwas zu fürchten ſey, ſo beſchloß er, ſich hinzubegeben. Beim Weggehen kam Mariane, um ihm zu ſagen, daß Mathilde bei ihr ſey, und eben nach ihm gefragt habe. Er entſchuldigte ſich aber mit Geſchäften, und ging ſinnig fort.

Der Abend war außerordentlich ſchwül; doch fingen eben die unreifen Gewitterwolken an, vor der Annäherung der kühleren Nacht ſanft wieder in die Atmoſphäre zu verſchmelzen. Seine Bäckerin war hinter ihrem Fenſter in der Sonnenhitze eingeſchlafen, und hatte das reiche Angeſicht den Fliegen Preis gegeben; der

Schuster war auch matt, und erwiederte seinen gewohnten Gruß gähnend.

Als er, selbst gähnend, eine gute Strecke fortgegangen und am Ende der Vorstadt war, bemerkte er endlich bei einem Platze, welchen er als das Lustwäldchen eines Kaufmanns wieder erkannte, und mit einem geschmackvollen Stacket umgeben sah, eine weibliche Figur, die ihn zu erwarten schien; sie sah sich im Wandeln zuweilen um, öffnete dann eine eiserne Gartenthür, und verschwand im Garten ohne die Thür zu verschließen. Er folgte ihr sogleich, und trat in ein angenehmes Bosket, dessen hohe kühle Schatten für den erhitzten Fußgänger heute doppelt einladend seyn mußten. Die Sonne sank bereits, als das schöne Dickig ihn aufnahm.

Dort hatte er nicht lange zu suchen nöthig. Die erwähnte Gestalt trat ihm sogleich entgegen. Es war ein wohlgebildetes Weib von etwa zwanzig Jahren, die einen stillen Kummer in ihren Zügen trug. Sie bat ihn, sich zu ihr auf eine Gartenbank zu setzen, und trug ihm dann mit rührender Verlegenheit ihren Fall vor. Dieser bestand in einer gewissen Liebesgeschichte mit einem Verwandten des Grafen. Wilibald kannte sie schon zum Theil, und bezeugte ihr seine aufrichtige Theilnahme. „Man habe ihr, so beschloß sie ihre Rede, ihn als einen wahren Freund des Grafen, und zugleich als einen Freund der Unglücklichen genannt. Da nun selbst ihre

mächtigsten Gönner sich weigerten, in dieser Sache etwas zu thun, so würde sie, wenn auch Wilibald Bedenken trage sich bei dem Minister für sie zu verwenden, jede Hoffnung zur Hülfe aufgeben müssen."

Nach einigem Ueberlegen fand Wilibald, daß er, als ein fremder, unbefangener Mann, es allerdings wagen müsse, sich dieser Person anzunehmen. Er sicherte ihr jeden Beistand zu, der durch Vorstellungen bei dem Grafen möglich sey, ließ sich alles vollständig erklären, und gab ihr einen Ort an, wo sie die Nachricht vom Erfolge seines Unternehmens finden werde. Beim Abgehen wandte sie sich nochmals um, und rief leise: „Wenn es Ihnen einerlei ist, so bitte ich, mir nicht sogleich zu folgen, sondern durch das Haus den Rückweg zu nehmen."

Sie verschwand. Er beschloß indessen, hier noch eine Zeitlang zu verweilen, und ihr dann auf demselben Wege zu folgen, weil ihm dieser der anmuthigste schien. Mit Wohlgefallen durchstrich er das lustige Hölzchen, labte sich an seiner Kühlung, und fand beim Hervortreten aus demselben einen duftenden Blumengarten von sehr beträchtlicher Größe, ringsum mit wilden Gebüschen eingeschlossen, die auch das vorn liegende Gartenhaus halb verdeckten. Es fing schon an zu dämmern, und der schöne Raum war menschenleer. Er hatte einen öffentlichen Garten vermuthet, und es that ihm jetzt leid, daß er

vergessen hatte, seine Begleiterin hierüber zu befragen. Da indessen der Garten Reichthum, und die unverschlossene Thür Gastfreundlichkeit des Besitzers zu beweisen schien, so hoffte Wilibald, im Betreffungsfalle werde ihm der Wirth diesen Genuß nicht mißgönnen. Sein Vergnügen vermehrte sich, als er beim Ausgang aus dem Bosket eine kleine weiße Tafel, in die Rinde einer majestätischen Buche gedrückt, entdeckte, und darauf noch mit Mühe die Worte: „Patet amico.“ erkennen konnte. Nicht weit von dieser Stelle, da, wo der Blumengarten sich öffnete, war ein weicher, einfacher Rasensitz in der Form eines halben Kreises angelegt, von welchem, wie von einem Stern die Strahlen, alle Pfade in die köstlichen Blumenstücke hinausliefen, und an dessen beiden Seiten viele Lorbeer-, Orangen-, Myrthen- und Zitronenbäume, unbeschnitten, und zum Theil von großer Höhe, in die Erde gesetzt waren. Der ganze Garten stand in schwellender Blüthe, und zeugte vom edeln Geschmack des Herrn, aber auch von der Unachtsamkeit des Gärtners; denn einige den Blüthenbäumen entfallene überreife Früchte lagen auf der Erde.

Wilibald streckte sich auf die schöne Bank, deren zartes Gras schon vom kommenden Thau kühl war. Vor ihm murmelte melodisch ein kleines Bassin, aus welchem die abendliche Frische in leisen Wellen stieg, und durch die heiße, düfteschwere Blumenluft bis zu ihm floß.

Der üppige Sitz war von Rosen umblüht; eine graue Stille hatte sich über alle Wesen gegossen; leise drang nur das allgemeine Geräusch der Stadt, wie eines fernen Meeres, herein; unhörbar flüsterte der hohe Ahorn vor der hochrothen Flamme des Abendlichts; kein naher Laut unterbrach dies wunderbare Schweigen, als das einschläfernde Geschwätz des Springquells; das treuherzige Locken der Wachtel, in liebliche Pausen zersetzt; der süße schmerzlichgirrende Ruf des buhlerischen Rebhuhns aus den benachbarten Fruchtfeldern, und der zärtliche Nachtgesang des Rothkehlchens, der zuweilen in jenen hohen, sanftschimmernden Tönen, die dem Freunde der stillen Nächte so lieb sind, die dunkle Stille erleuchtete.

„Hat mich ein Gott an die Ufer Italiens oder Griechenlands versetzt? fragte er seufzend, als eine Zitrone bei ihm niederfiel. Diese warmen Luftwogen, vom feinsten Dufte jener Früchte eines bessern Himmelsstrichs mit fremdem Reize durchwebt; diese nächtlich glühende Sternenwelt mit ihren zarten, leisefchwimmenden Wolkenbildern! O, lieblicher Traum, du trägst die Seele hin zur klassischen Erde und ihren Gestalten!"

Eine Umarmung weckte unsern Freund. Von glänzendem Weiß umflossen, schwebte eine süße weibliche Gestalt, die Arme sehnend nach ihm gewandt, hinter den Rosen hervor, und schmiegte sich, wie ein Traum der Liebe, zu ihm nieder. Ihr Gewand war nur ein zarter

Nebel, und glich den warmen Wogen der Mailuft. Vor den heißen Schlägen ihres Buſens war ſchnell aus dem ſeinigen das froſtige Staunen geflogen. Willig in ihren Armen ruhend, fühlte er die Wange von einem leiſen, zitternden Athem angehaucht, von heißen Thränen genetzt. Bald erſchloſſen ihre Lippen, brennend und in unausſprechlichem Geflüſter, die ſeinigen. Trunken von Lieblichkeit, dunkelte ihm ſchon das Auge unter dieſen feuchten Schlangenküſſen. Sie entzündeten eine neuaufglühende Ahnung in ihm. Sein Blick erloſch in der Fülle unbekannter Thränen, und ſeine ganze Seele verlor ſich endlich in nie empfundenen Träumen, aus welchen ihn nur die zärtlichbittenden Klagen der verwundeten Göttin weckten, um ihn von neuem einzuwiegen.

„O, ihr ſeligen Himmel, ſchonet!“ ſchluchzte ſie zuletzt gebrochen, wie im Innerſten des Lebens an ſeligem Merde verblutend, — und eben trat der ſichelförmige Mond aus einer Wolke, und erleuchtete die blühende Welt, als ſie ſich in wildem Entzücken ſeinen Armen entwand, und mit abgewandtem Antlitz floh.

Aber Wilibald ſtreckte noch flehend die Arme nach ihr aus: „O, weile noch, rief er mit der Stimme einer nie zu ſtillenden Sehnſucht; weile noch, du himmliſche Geſtalt! Wer biſt du! Werde ich dich wiederſehen!“ Es rief ſanft: „Ach, nein — vielleicht nach morgen — niemals wieder! —“ und ſie wollte wie-

derkehren, und er wollte ihr entgegenfliegen; aber ſchnell verrauſchte das anmuthige Bild in den blühenden Hecken, und nur der kühle Nachtduft von den zarten Gebüſchen troff auf ſein glühendes durſtiges Geſicht und auf die ſuchenden Hände labend in ſilbernen Thaufunken herab.

Der Gedanke an ſeine Sicherheit war der erſte, der ihn wieder zum gewöhnlichen Leben zurückrief. Hell erleuchtete jetzt der Mond das Bosket, und leitete ihn bis zu der Thüre, die er noch unverſchloſſen fand. Er ſchlüpfte eilig hinaus, aber tiefaufſeufzend verließ er das blühende Labyrinth, welches ein beſtändiger Zeuge ſeiner unwillkührlichen Verirrung in die Gewalt der Sinne blieb. Bald ſah er ſich wieder in beſuchteren Gegenden der Stadt, und nahm, nach einigen Umwegen, den Rückzug in ſeine Wohnung. Als er ankam, fuhr eben die Gräfin von ſeinem Hauſe weg. Seine Verwandte waren in einiger Unruhe über den Nachtſchwärmer geweſen. Mathilde hatte ſich mit dem Kabinetsrath unterhalten müſſen, weil Mariane noch ſpät zu der unpäßlichen Luiſe war gerufen worden. Die Gräfin hatte Abends Mathilden abgeholt.

Jede Unterhaltung war ihm für dieſen Abend unerträglich. Er ſuchte ſein Lager, um ſich dort den ſeltſamſten Träumen zu überlaſſen, die jemals einem Sterblichen, als das bunte Gefolge einer überraſchenden, ſchnell entfliehenden Wirklichkeit, erſchienen ſind.

Man weckte ihn des Morgens aus einem irren Schlummer, weil ihn der Minister bitten ließ, heute bald zu ihm zu kommen. Dort ward er für den ganzen Vormittag in Geschäfte verwickelt, deren Beendigung auch einen Theil des Nachmittags forderte. Dabei hatte er aber das Glück, den Grafen in einer so passenden Stimmung zu treffen, daß er das Anliegen seiner gestrigen Supplikantin nicht nur vortragen konnte, sondern es auch auf eine für sie unerwartet vortheilhafte Art befriedigt sah.

Erst Abends war er im Stande, über die gestrige Begebenheit in einigem Zusammenhange nachzudenken. Seine gefährliche Selbstvergessenheit und jenes Hingeben seines ganzen Wesens an eine fremde zarte Gewalt, würde ihm große Unruhe gemacht haben, wäre er noch unbekannter mit dem großen Leben gewesen, und hätte er weniger frei, im Sinne des Welttons, gedacht. Daher brachte nur der Entstehungsgrund, die Person, und die Folgen des Ganzen, sein Gedankenspiel zum lebhaftern Umlauf.

Es kam ihm sehr unwahrscheinlich vor, daß seine Supplikantin einigen Antheil an der Geschichte des Abenteuers haben sollte, da sie sich ihm durchaus unbefangen gezeigt hatte. Den Gedanken, daß sie seine schöne Göttin selbst gewesen sey, konnte er kaum denken; denn er war ihr so unbekannt gewesen, als sie

ihm; der Stolze fühlte ſich ihr auch noch jetzt ſo fremd, daß er jede Harmonie abläugnen mußte; und bei allen Vergleichungen dieſer Frau mit jenem leichten, himmliſchen Weſen, wandte er immer, wegen des geringen Grades ihrer Bildung und Schönheit, ſogleich den Blick mit einer Art von geringſchätzendem Lächeln von ihr ab. Wer konnte aber jenes Weſen ſeyn, von deſſen erwärmenden Umſchlingungen ſeine Seele noch jetzt in Flammen auffloderte! „Es war keine Buhlerin!“ rief er leidenſchaftlich aus, und hätte in dieſem Augenblicke die naivſten Schwüre auf ihre Tugend abgelegt. „Es war ein liebendes Weib — ach, ſie war kein Weib! Laßt mich, ſelige Griechen, wie ihr, in dem ſüßen Traume leben, daß die Unſterblichen ſich gnädig den unwürdigen Menſchen nähern; daß ſie in Umarmungen dem Stoffe der Menſchheit das Göttliche beimiſchen; daß die liebende Göttin als entzündete Jungfrau zur Erde herabſchwebt, um an der Bruſt des Menſchen zu ruhen, um ihm, als Weib, die Idee des Schönen in Götterküſſen mitzutheilen, vor deren himmliſcher Gluth ſeine Seele vergeht! Biſt du denn etwa auf ewig abgeblüht, du götterverwandtes Volk? Sollten deine duftenden Haine ſich nimmer beleben! Nimmer die Myſterien ihrer kühlen Schattennächte, jene zärtlichen Töne der gottbeglückten Menſchheit, wiedererzählen? Nein, dein Wonneleben konnte nicht auf ewig verſinken! Noch lebt die Gottheit, und

endlos haucht sie das Schöne über die Welt; noch blüht der Mensch in den Auen der Zeit; entgegen blüht er dem Wiedersehen!"

Allmählig zog ihn der Stoff wieder zur Erde herab. Dann betrachtete er ihr Scheidewort. „Ach nein, hatte sie ihm zugelispelt, — vielleicht n a ch m o r g e n — ach, niemals wieder!" Im Ton dieser süßen Stimme, den er sich jetzt zurückrief, lag für ihn eine bogenlange Uebersetzung. „Nein, wollte sie sagen, die Liebe hat mir Pflicht, Glück und Leben aus der Seele verlöscht; ihr habe ich alles geopfert; ich habe geliebt: aber nur dies eine Mal wagte ich's, ihr zu folgen, — und die Grausame ruft mich Arme, die, schwächer als je, wider ihre Bande kämpft, von neuem in das selige Labyrinth. Du, den ich, ohne zu dürfen, liebe, o, zieh mich nicht zur zweiten Verirrung hin! Ich wäre jetzt zu schwach, dir ein ewiges Lebewohl zu sagen, da du, von gleicher Zärtlichkeit ergriffen, das deinige mir versagst. Wolltest du meinen theuersten Willen brechen, meine Ruhe, vielleicht mein Leben und mein Alles an eine Stunde setzen, deren dunkles, halbes Glück du nie ganz kennen darfst, um nicht seiner Fülle zu erliegen: o, dann würdest du mich vielleicht — ach leider würdest du mich wiederfinden!"

Bei allen bekannten Frauen blieben seine Gedanken verweilend und prüfend stehen. Selbst die Gräfin, Ma-

rianen, Luiſen, und endlich gar die arme Mathilde ließ er ſeinen Nachforſchungen vorüberziehn. Aber nirgends waren die Umſtände paſſend. Auch hielt er es für unmöglich, das Original eines Bildes, von deſſen geheimſten Gedanken er ſeine Seele göttlich befruchtet fühlte, ſich heute ohne das Gefühl der innigſten Annäherung und Wiedererkennung vorzuſtellen. Er empfand es, daß er Mathilden heißer als je liebe, und daß, vor allen, ihre Geſtalt ſein geſtriges Bild ausfülle; allein, dieſe erhöhte Liebe gründete ſich auf ſeine geſtern erregte Sinnlichkeit, und darauf, daß er an dieſem Tage zum erſten Mal die Qual der Eiferſucht empfunden, daß er beſchloſſen hatte, mit der Geliebten zu brechen, und daß er ſich für ungeliebt hielt. Lauter Gründe, warum in ſeiner Liebe eine Art von Leidenſchaftlichkeit entſtehen mußte.

Nach einigen ruhigeren Betrachtungen fiel ihm auf einmal Luiſens geſtrige angebliche Krankheit im Schrecken ein. „War ſie erdichtet? rief er. Hat man dich betrogen? Sie liebt das Romantiſche, und iſt dabei doch eine gemeine Seele. Welche Möglichkeit! Welche Folgen! Welches unabſehbare Elend! Und Mathilde — o, ich Verlorner! Mariane! Unglückliche, du warſt geſtern bei ihr, — konnteſt du deinen Freund verrathen?“

Das letzte ſchien ihm wenigſtens unmöglich; und er machte, um nicht ungerecht zu ſeyn und nicht unedel zu

werden, ſeinen Betrachtungen ein Ende. Nach irgend einem Umſtande zu fragen, der ihm hätte Aufſchluß geben können, dazu hatte er nicht Muth. Die Hoffnung, man habe ihn in der Nacht verkannt, ſchien ihm angenehm, aber trügeriſch. Darüber, daß er morgen nicht zum zweiten Mal hingehen wolle, war er mit ſich vollkommen einig, und hoffte, dies auch für morgen und immer zu bleiben. Er glaubte ja in ihren letzten Tönen ein ſanftes Abmahnen zu finden. Auch konnte ein zweiter Schritt zu nichts Gutem führen. Der Gedanke an die reine, unſchuldige Mathilde und ſeinen bisher ſo treu bewahrten Vorſatz, alle unordentlichen Liebeshändel zu vermeiden und den Frieden ſeiner Seele zu ſichern, ſtärkten ſeinen Entſchluß. „Die Folgen, ſo endigte er ſein Selbſtgeſpräch, mögen hier ſeyn, welche ſie wollen, ſo werde ich immer viel Entſchuldigendes auf meiner Seite haben. Ich will das Abenteuer ins Geheimſte meiner Bruſt verſchließen, bis vielleicht der Zukunft Morgenlicht über dem reizenden Dunkel aufgeht."

Gegen Mathilden, die er des folgenden Tages bei der Gräfin ſah, war er ſo freundlich und gefällig, wie es einem Manne, den die Weiber zu lieben pflegen, geziemt; beſchäftigte ſich aber mit ihr gerade nur ſo viel, als nöthig ſchien, um ſich dieſes Beſitzſtandes beim ſchönen Geſchlecht überhaupt nicht unwürdig oder verluſtig zu machen. Er war ein Liebenswürdiger des ſtolzen Geſchlechts; den

Liebenden barg er vor ihren Blicken in die Tiefe der stolzen Brust. Diese Art von Qual, die Mutter unendlicher Liebesfreuden, welche liebende Seelen gegen sich und den Geliebten für die Verursachung aller gegenseitigen zärtlichen Schmerzen so erfindungsreich macht, um nur ihre Kinder desto schneller groß zu ziehen, sollte Mathildens einzige Strafe seyn, falls sie ihn noch liebte, oder jemals geliebt hatte. Und war dies nicht, dann wollte er sein Betragen nach und nach zu einer Ueberlegenheit emporheben, zu einer stolzen Werthschätzung spannen, die ihr manche bittere Stunde verursachen sollte; vorausgesetzt nämlich, daß bei dieser zu früh gemachten Rechnung auch der Wirth, sein gutes Herz, und andere Umstände ihm das Letztere erlauben würden.

Hierbei fiel ihm aber gleich anfangs sehr auf, daß Mathilde seit diesen zwei Tagen eine gänzliche Veränderung, und ihre Heiterkeit einen merklichen Verlust erlitten hatte. Die schönen Augen leuchteten matter als sonst, und sie blickte selbst ihren Freund nur mit einem gewissen verweinten Lächeln an, welches ihm durch die Seele drang. Sie war genöthigt, die Dame vom Hause zu machen, weil die Ministerin sich nicht wohl befand. Doch ließ diese aus ihrem Kabinet ihm öfters allerlei tadelvolle Reden und strenge Sittensprüche über sein Betragen gegen Mathilden heraussagen, so, daß er endlich bitten mußte, sich persönlich vor ihr verantworten zu dürfen. Das

wurde aber hitzig abgeschlagen, und ihm zugleich überhaupt angerathen, seinen Besuch für diesmal abzukürzen, da gestern und heute sich noch kein Mensch so weit herein gewagt habe, als er. „Ich werde es Ihnen sagen lassen, rief sie endlich heraus, wann ich wieder wohl seyn will!" Er hörte sie lachen.

Wiewohl bei diesen Zwischenklatschereien auch manches über Mathildens Verhältniß zu ihm und ihre sonstigen Neigungen vorgekommen war, so hielt doch Wilibald an, und vermied alle Anspielungen auf Franzen mit einer Feinheit, die ihm selbst vielleicht das größte Vergnügen machte. Mathilde blieb einsylbig. Als er wegging, blickte sie ihm eine Zeitlang ernst und traurig ins Auge; dann sagte sie leise: „O machen Sie, daß ich meinen Vater bald wiedersehe!" Sie sprach das Wort „Vater" in einem unbeschreiblich kindlichen Ton aus. „Treue Schweizerseele, sagte er gerührt, sehnst du dich endlich nach deiner kleinen Alpe zurück?" Aber er verschloß geschwind das plauderhafte Herz wieder, versprach ihr, noch heute dem Vater zu schreiben, und bat sie in den gewähltesten Ausdrücken des vornehmen Tons, sich zu beruhigen. Sie wendete das Auge schmerzlich ab, und schien von seinen Mienen und Reden getäuscht. Doch der Verräther behielt seinen höflichen Anstand, und hatte noch dazu die Grausamkeit, in seiner trefflich ausgeführten Abschiedsverbeugung lächelnd ein taubes Fräulein hinter ihr zu-

gleich mitzunehmen; ja nicht einmal darauf zu achten, wie sehnend die Geliebte während dieser letztern, größern Hälfte des Komplimentes nach einer Hand blickte, die ihr sonst bei jeder Trennung so treuherzig gereicht ward. „Sie hat Mitleiden mit meiner Liebe; sagte er im Fortgehen, denn sie weiß vom Assessor, was Liebe ist! Vom Assessor!" wiederholte er fast laut, und drückte den Hut ins Gesicht.

Der Abend kam, und Wilibald beschloß, weder zu essen, noch auszugehen, damit nicht irgend ein neues Abenteuer ihn in jene gefährliche Vorstadt verschlagen könne, wo heute Abend das hoffnungsvolle Morgenroth jenes unvergeßlichen „nach morgen" süß und verführerisch heraufglühte. Aber — es war ein heißer Abend!

Keine Arbeit wollte gelingen. Seine ganze Männlichkeit schien heute in Lieb' und Unruhe aufgelöst. Er war so glücklich, so selig gewesen, daß auch das Werthefte von seinem bisherigen Leben gegen jene Stunde weit zurückblieb! Lebhaft gestand er sich dies jetzt, und sah ängstlich und schwerseufzend nach der Uhr. Er trat ans Fenster, und schaute, wie glücklich seine Bäckerin in unzerstörbarer Apathie vegetirte, und wie emsig der Schuster auf den Hafen des Feierabends losstach, wo ihm die Zeitungen bald neue politische Gluth im Herzen anfachen sollten. Diese guten Menschen kamen ihm heute nur abgeschmackt vor. „Hat denn, zürnte er, dieses Volk wohl

je die leiseste Ahnung vom Zuge nach jenen Wonnen gefühlt, deren Bilder jetzt die Kammern meines Herzens zu sprengen drohen!" Er spazierte in seinem Zimmer hin und her, mächtigen Schritts, wie ein Gewaltiger. „Jetzt ist vermuthlich Franz bei ihr', und spöttelt mit seinem faden Witz über die zu Boden gedrückte Kraft meiner treuen Liebe. „Seine Zärtlichkeit, spricht er jetzt zu ihr, geht nur in den stillen Hainen umher, wie ein brüllender Löwe." Sie lacht, und sagt dann mit glänzenden Augen: „O, er ist doch eine redliche Seele!" Und er küßt sie wieder! Zehnmal küßt er sie, zur Strafe dafür, daß sie sich unterstanden hat, einen andern Gedanken, als ihn, zu denken. Und die Gräfin ruft zwischen die Scene aus ihrem Kabinet: Recht so! damit will ich ihn höhnen, wann er wieder kommt! Und du, Wilibald! du versagst dir die schönsten, geweihtesten Freuden, über welchen jemals der zärtliche Mond aufging!"

Unser Freund sah wieder auf die Uhr. Es war die höchste Zeit, und unter dem blassen Himmel schlug schon die Dunkelheit ihr allesverhüllendes Gezelt auf. Er nahm seinen Hut, blies einige Stäubchen davon ab, und legte ihn wieder weg. „O Mensch, rief er aus, du Traum der Zeit! du Bild der Eitelkeit! Will der Mensch dem Herzen und den Sinnen folgen, gut! Wo nicht — warum macht er sich reisefertig!" Er bemerkte, wie seine hastigen Schritte unwillkührlich sich verdoppel-

ten; im Buſen kochte das Blut; ſein Herz klopfte der nahen Seligkeit brünſtig entgegen, und das Auge füllte ſich mit ſchweren Thränen. „Was iſt denn, fing er wieder an, Tugend, Pflicht und Hochgefühl! Können wir wohl Eigenthümer von dem allen ſeyn, wenn wir uns ſelbſt erſt dazu zwingen müſſen? wenn wir Verzicht darauf leiſten ſollen, es aus friedlicher Selbſtneigung, aus zu eigen gewordenem Geſchmack zu üben! Und muß ich nicht mich ſelbſt geringſchätzen, wenn ich jetzt Thränen — lächerliche, aber glühendere Thränen vergießen möchte, als je ein Glockengießer Metall vergoß!“

Er hatte ſich bisher für viel beſſer gehalten, als er jetzt bei der Unterſuchung fand; und ſein Unmuth über dieſe Entdeckung machte, daß der Aufruhr ſeiner Sinne nach und nach in Elegieen über dieſe Verderbtheit des menſchlichen Geiſtes zerfloß. Er ergriff ſeine Geige, und noch nie hatten ſo klagende, wehmüthige Töne den Raum ſeines Zimmers gefüllt, als an dieſem ſtillen Abend. Aber das eigne Herz ſaugte begierig die zarten Töne wieder ein, und allmählig verlor ſich ſein ganzer Menſch im ſanften Strome der Harmonie, in der Fülle jener ſtillwallenden Akkorde, welche die Wogen eines unruhigen Lebens ſo unvermerkt mit dem heiligen Oel der Kunſt zu ebnen vermögen.

Als die Stille zunahm, unſer Freund ſich ſelbſt vergaß, und die Saiten endlich mit dem Herzen ruhten, da

weckte ihn ein seltsamer Ton. Sein Nachbar hatte lange Zeit geschwiegen; jetzt fing die Flöte weich und kraftlos an zu spielen. Es war eine höchsttraurige Melodie; Wilibald beantwortete sie mit Rührung, ging aber bald, emporgehoben durch den größern Umfang des Saitenspiels, in eine Idealisirung über, in einen volltönigen Aufschwung von den Tiefen der irdischen Wallfahrt in die Regionen der Form. Er hörte sogleich seinen Satz, zwar abermals schwach, aber in einer Höhe und Reinheit erwidern, vor welcher sein gerührtes Herz erbebte. Es war der hallstrahlende Schall des heiligsten Friedens in der Seele; die siegreiche Anzeige von einer herrlichen Resignation. Mitten in einem Satze, dessen ganz ungewöhnliche Höhe Wilibald mit Staunen hörte, stand auf einmal der Ton verlöschend still, und er glaubte drei sanfte Schläge an der Scheidewand zu hören, die zwischen ihm und seinem Freunde war.

Ein Schauder ergriff ihn. „Bist du unglücklich, armer Freund! rief er empfindlich aus. Bedarfst du meiner Hülfe? Bist du krank!“ Erst in diesem Augenblicke reute es ihn, daß er nicht längst den Mann besucht hätte; er wollte sogleich hinüber; aber alles im Hause schlief schon; auch hörte er beim Nachbar mehrere Stimmen, die seinen nächtlichen Besuch theils unnöthig, theils aber zwecklos zu machen schienen, da es ihm eigentlich um

das Zutrauen des Menſchen zu thun war, mit dem er, ſtatt ihm Gutes zu erweiſen, bisher nur ſein ſanftes Spiel getrieben hatte.

Des andern Morgens kleidete er ſich früh an, und wollte eben hinüber eilen, um ſeinen neuen Freund zu ſehen, als ihm der Bediente meldete, geſtern Abend ſey der Nachbar Weber — geſtorben! Wilibald ſah den Menſchen ſtarr an. — „Er hat mir, ſagte dieſer, einmal vor dem Conzertſaal ein Glas Wein eingenöthigt, damit ich ihm Ihre Violine beſchreiben ſollte.“ Der Bediente, welcher in der Stille manches vom Verhältniſſe ſeines Herrn zu dieſem Weber errathen hatte, konnte, da er Wilibalds Erſchrecken ſah, kaum die Thränen zurückhalten, und ging hinaus.

Wilibald überließ ſich ganz ſeinem Grame. „So war es dein Schwanenlied, du edler Freund, was du geſtern noch ſo leiſe in himmliſchen Tönen aushauchteſt! So nahmſt du mit jenen ſanften Schlägen Abſchied von dem Bruder, der dich ſo ſehr liebte! Gewiß wollteſt du dieſen drei Abſchiedsworten irgend einen Sinn geben! O, ſo laß mir deinen Geiſt ihren geheimnißvollen Sinn noch zuwinken! ich will ihn bewahren! Ach, wie war es denn möglich, daß der Tod dich ſo heimlich und bübiſch, vielleicht nur drei Spannen weit von meinem Nachtlager, mordete!“

Mit nassen Augen kam der Bediente zurück, und ließ die Thür offen. „Die Frau des Nachbars ist draußen," sagte er, und ging wieder.

Eine junge, reinlich gekleidete Frau trat, mit trübem Blick, langsam und zitternd ein. Sie trug ein kleines Mädchen im Arm, und, indem sie mit erzwungener Freundlichkeit sagte: „Wir bringen Ihnen ein Geschenk!" reichte das Kind ihm lächelnd — eine Tülle entgegen; dann legte die Mutter ihre Hand auf das bebende Herz, zum Zeichen, daß sie nicht weiter zu reden vermöge, und um die Gunst stehe, in eine erbärmliche Klage ausbrechen zu dürfen. Er theilte redlich ihre Thränen, und bat sie dann, ihm die vornehmsten Lebensumstände des Verstorbenen zu erzählen, wozu sie nach und nach Kräfte sammelte.

Ihr Mann hatte sie wider den Willen seiner und ihrer Eltern geheirathet. Von allen Seiten hatte man ihnen Liebe und Unterstützung gänzlich versagt; der Verstorbene hatte daher ein sehr mühseliges Leben geführt, und fast übermenschliche Kräfte zu Erhaltung seiner Frau und ihres Kindes anwenden müssen. Seit einem Jahre waren zwar die Eltern wieder gut, sie selbst aber sahen sich dadurch vor Nahrungssorgen nicht viel mehr gesichert, weil die elterliche Unterstützung nur dürftig ausfallen konnte, und weil der Mann die stark gewesene Gesundheit sich jetzt sehr zu verschlimmern anfing. Das

arme Weib bekannte unter bittern Reuezähren, ſie ſelbſt habe ihn oft durch Widerſpruch und andere Unarten gekränkt, und ſein ſanftes Herz mit ihrem Starrſinn verwundet. „Ach, ſagte ſie,“ er war ſo gut! Er hat mir alles verziehen. Nie habe ich einen Vorwurf über meine hitzigen Reden von ihm gehört! Er ging dann nur in ſeine klein' Stube, hier neben an; und da hat er immer des Abends Flöte geblaſen; und ſtets kam er heiter zurück. Vor etlichen Wochen ſagte der Arzt endlich, es ſey ein ſchleichendes Fieber, er werde wohl ſterben. Und ſo wars auch. Ach, von Ihnen, lieber Herr, ſprach er immer mit Lächeln, und bedauerte dann gewöhnlich, daß er nicht bei der Muſik geblieben ſey, die er in der Jugend gelernt hatte. Er ſagte mir oft, in ſeiner Flöte und in Ihnen liege der gröſte Troſt ſeines Lebens; und, Gott verzeih' mir's, ich lachte darüber, und ſtellte ihm vor, er ſolle Sie lieber einmal um Vorſchuß von zwanzig Thalern bitten. Aber dazu hatte er nicht Muth. Geſtern Abend litt er noch einen harten Kampf, als er merkte, daß ihn Gott von der Welt abrufen wolle. Ich ſtürbe gern, ſagte er, und du könnteſt arbeiten, und dich ernähren; aber unſer Mädchen macht mir meinen Tod ſauer. Für euch Beide wirſt du nicht genug verdienen können; ihr werdet Noth leiden; ſie wird ſo wild aufwachſen; du haſt weder Verſtand noch Zeit, um ein Kind zu erziehen; und das macht mir das Herz ſo ſchwer,

daß es nicht brechen will! O, Herr, ich weinte über diese Worte ohne Maas; und er lag bei der Abendsonnenröthe in einer schrecklichen Angst da, die sich gegen die Nacht immer vermehrte. Ach, da fingen Sie hier an Musik zu machen, und er wurde bald stiller, und verlangte seine Flöte. Ich weigerte mich; aber er bat so sehr, daß ich sie ihm gab. Ich will ihn noch etwas lehren, sagte er freundlich; denn er hat mich auch genug gelehrt. Dann blies er, und sah dabei auf einmal so heiter aus — ach, so schön, bester Herr, daß mich ein Grauen ankam. Aber er mußte bald aufhören. Es ist vorbei! sagte er, und legte lächelnd an die Wand, daß sein guter Freund, wie er meinte, ihn nicht unrecht verstehen solle. Er ruhte sanft aus, that aber, als wenn er aufmerksam auf andere Töne horchte, von denen ich doch nichts hörte. Diese Klänge, sagte er, glichen dem Rufe des Posthorns, wann im Frühjahr die ersten Reisenden wieder vorüberziehen, nach den warmen Ländern, wo es schon Sommer sey. Nun drückte er erst mich, dann das Kind, und zuletzt auch die Flöte ans Herz, und gab sie dem Kinde. Morgen früh, sagte er schon sehr matt, wann ich nun todt bin, nimm die Kleine, und laß sie dem Herrn die Flöte bringen. Sag ihm, — aber weine nicht dazu — die Frau klemmte die Hände gegen die Brust, und schluchzte heftig: sag ihm dann, er möge zu meinem Andenken die Flöte von meiner Kleinen annehmen, und mich

und ſie dabei nimmer vergeſſen. Sag ihm — o, wie wunderbar drückte er ſich doch aus! — ſag ihm, ich wünſchte, er hätte die Töne hören können, die ich jetzt belauſcht habe. Mein Herz ſey unter ihrem ſüßen Frühlingsſchalle gebrochen. O, es wird nicht ewig Winter ſeyn, meine Liebe! — Da reichte er mir ruhig die Hand, und im Nu war es aus mit ihm. Ach, mein Herr, ich habe kein Wort von ſeinen letzten Reden vergeſſen!"

Sie beſann ſich. „Hat er nicht noch etwas geſagt? — Heiliger Gott, nein! Er hat nun nichts mehr geſagt!" Ihr Thränenquell floß unaufhaltſam von neuem hervor.

„Gute Nacht, mein Freund! Deiner will ich nimmermehr vergeſſen!" ſagte Wilibald ſanft, und nahm das Kind, welches die Flöte noch hielt, in ſeine Arme, und drückte es, wie auf ewig, an ſich. Die Kleine fing an bitterlich zu weinen, und ſchlug die Aermchen um ſeinen Hals.

Eben trat der Finanzrath, der die Geſchichte von dem Bedienten erfahren hatte, mit Marianen in die Thür. Mariane fing an zu ſchluchzen, und der Alte ſah ihn einen Augenblick ſtill an; dann ſagte er leiſe: „Komm jetzt!" und führte Marianen weg.

Wilibald bat nun die Frau, ihm das Kind ſo lange hier zu laſſen, bis ſein Freund unter die Erde gebracht ſey; und falle es ihr dann zu hart, ſich von der Kleinen ſogleich zu trennen, ſo wolle er weiter mit ihr über die

Sache reden. Die Frau ging endlich, die Hände im stummen Danke ringend, weg, und das arme Kind schien der bisherigen Nahrung von bittern Thränen so überdrüßig, daß es unter seinen Liebkosungen bald freundlich ward. Er trug es sogleich zu Marianen, bei welcher der Finanzrath nachdenkend saß. „Dieses ist, sagte er zu Marianen, der theure Nachlaß einer schönen, uns befreundeten Natur; — eines meiner Vertrauten, den der kaltblütige Tod dahinstreckte, eh' ich noch in sein leidendes Angesicht sah. Ich vertraue dieses Pfand einer blinden, aber glaubensvollen Freundschaft Ihrer Pflege; und, — es gehe mir in der Welt wie es wolle, — das nachgelassene Kind soll auch zu meinem Nachlasse gehören."

Sie sank ihm ans Herz. „O du Edelster, rief sie, nimmst du mich auch in deinen Frieden auf, der dich jetzt wie eine Glorie umgibt! In diesem kleinen Wesen liegt für dich ein Himmel! Und einzig dein Herz hat ihn dir erworben!"

„Du gutes, geweihtes Kind!" sagte der Finanzrath, und liebkoste der Kleinen, um seine Rührung zu verbergen. Sie zog ihn nach der Thür, und der Alte ging geduldig mit ihr aus dem Zimmer. Mariane wollte sie selbst warten und erziehen, und konnte keine Worte finden, um dem Schwager ihren Dank auszudrücken. „Sie ist, sagte sie, mit den geistigsten, ge-

heimſten Banden durch dich an unſer ganzes Haus geknüpft. Sie ſoll auch ſelbſt an unſern Schickſalen Theil haben, und Genoſſin unſerer Familie ſeyn.“

Eben führte die Kleine den Finanzrath wieder herein; er gab unſerm Wilibald die Flöte, zu welcher ihn das Kind hingeführt, und ſie ihm aufgedrungen hatte. Das Kind war zufrieden, als der jüngere Vater ihr Erbtheil wieder zu ſich nahm und ſetzte ſich ſtill auf Marianens Fußſchemmel. Zu Marianen hatte es bis jetzt am wenigſten Zutrauen, weil ihre Mienen noch zu leidenſchaftlich, und ihre Liebkoſungen zu heftig waren. Und doch nannte es ſie: ſchön.

„Wenn du jetzt dazu im Stande biſt, ſagte der Alte, ſo erzähl' uns doch dieſe Geſchichte, von der ich noch ſo wenig weiß.“ Wilibald ſammelte ſeine Faſſung, und gab ihnen umſtändliche Nachricht von ſeiner geheimnißvollen Freundſchaft. Er behielt die einfache Erzählung der Weberin, worin ſie den letzten Willen des Verſtorbenen ſo ängſtlich zu erfüllen ſtrebte, faſt wörtlich bei. Mariane zerfloß in Wehmuth.

„Du biſt ein glücklicher Menſch, Wilibald! ſagte jetzt der Finanzrath. Oder ſoll ich ſagen: Du biſt ein guter Menſch? Oder war dieſer Weber ein ſo edler Menſch? Lieber Sohn, mich dünkt zuweilen, unſer Richter wird einſt nicht blos fragen: was thateſt du?

sondern auch: was warst du? — Wie? Verstehst du mich?"

Der Sohn ergriff seine Hand. „Und dann, guter Vater, wird manches schöne Herz, was jetzt, ungünstig verhüllt, unter den hohen, heißen Dachkämmerchen dieser prächtigen Straßen sehnend schlägt, und thatenlos verschmachtet, hervorleuchten, wie die ewigen Sterne."

„Ja, einst, sagte Jener, so meinte ich's. — Wie abgeschmackt und sündlich kommen mir doch in diesem Augenblick alle jene vornehme Mitleidsbezeugungen gegen verschämte Unglückliche vor, von denen ich so oft Zeuge war, die höchstens so viel heißen, als: Einen halben Gulden gäb' ich dir allenfalls, wenn ich wüßte, daß du's nicht übel nähmst; acht Groschen hing ich wohl dran, wenn ich dich retten und glücklich machen könnte! Ich wette, sie thun dem Menschen, seinem Bruder gegenüber, wenig besser, als Arm und Beine entzweischlagen! Du hast aber recht: Es ist allerdings etwas Großes um — die Kunst. Sie ist ein herrlicher Thronhimmel, unter dem sich die Menschheit wieder versammelt und begrüßt. Vergib mir, wenn erst heute der rechte Sinn für deinen Kunstsinn in mir erwacht! Durch die Kunst spricht Gott zu uns."

„Durch die Religion, fuhr Willibald fort, werden wir Gottes Kinder, durch die Kunst seine Freunde."

„Uebrigens, ſagte der Alte, wagte der Nachbar doch gar nichts, daß er zuletzt ruhig ſtarb, über ſein Kind. Und doch hatte er Keinen von uns geſehen! Nein, er wagte dennoch viel für dieſe Welt! Aber er hielt uns für Etwas! Und wir? Wir mögen uns nicht fragen, was wir thun wollen; wir wiſſen nur, was wir thun werden.“

„So lang wir uns nämlich der Leidenſchaften erwehren!“ ſetzte der Sohn mit einem Seufzer hinzu, welchen ihm die Erinnerung an ſeinen geſtrigen Abend auspreßte.

„Am Ende, ſagte der Finanzrath, muß doch alles Thun immer der Dienſtknecht des Sevns bleiben, wenn ſich auch der faule Knecht ein Zeitlang ſträubt! Aber ſelig ſind doch die Reichen — und die Menſchen!“ beſchloß er, dankbar zum Himmel aufblickend, und mit Luſt zog er ſich zu ſeinem Büreau zurück. „Verderbt nur die Kleine nicht!“ rief er noch zur Thüre herein.

Unſer Freund erfuhr zu ſeiner Beruhigung vom Arzte, daß dem Verſtorbenen durch nichts hätte geholfen werden können, als durch den ſanften Tod, der ihn nahm; und daß der Keim zu dieſem ſchon von früher Jugend an in ſeinem Körper müſſe gelegen haben.

„Morgen früh komm zu mir! ſprach er zum Kapellmeiſter, der das Verhältniß kannte. Man begräbt

einen seiner Genossen, und es schickt sich, daß ihm das schöne Handwerk zu Grabe folge."

Er wandte den ganzen heutigen Tag für seinen todten Freund an, veranstaltete seine Beerdigung, und entwarf einen Plan zur Erziehung des Kindes, welchen seine Aeltern und Geschwister von Herzen billigten. Man beschloß, die Sache vor dem Publikum in ein anderes Gewand zu kleiden, da sie in der wahren Form Aufsehen gemacht hätte. Allein Mariane gestand, sie habe bereits die Geschichte der Gräfin und Mathilden insgeheim vertraut.

Des Morgens, als der Tag noch nicht graute, erschien Minelli, und sie gingen hinüber. Feierlich, wie zu einer neuen großen Bekanntschaft, näherten Beide sich dem Sarge. Der gewesene Mensch lag einsam, und von Niemand als der Todtenmutter und der Wittwe bewacht, in seinem weißen Gruftgewande da. Wilibald hatte sich seine Züge viel weniger interessant gedacht, als er sie im Tode fand. Zu spät erfuhr er jetzt, wie viel Beider Leben durch das Anschauen der Person würde gewonnen haben. Die Nase des Todten war vorzüglich schön, und der ganze Kopf hatte eine gefällige Form. Wilibald vertiefte sich in Betrachtungen, und ergriff ihn dann leidenschaftlich bei der kalten Hand. „Mußte denn, rief er über ihn hin, unsere Bekanntschaft erst an deinem Sarge geschlossen werden, du Freundesgestalt! Mußte

ich erſt jetzt deine Augen ſehen, da ihre milden Lichter verlöſcht ſind, da man dich hinträgt, deine Hülle tief in die Erde zu verbergen, wohin kein Flötenton noch Glokkenſchall mehr dringt! Warum kannſt du meinen Vorwurf nicht mehr vernehmen: Wenn du mich mehr liebteſt als ich dich, warum erſchienſt du mir nicht zuerſt? Waren wir nicht Brüder? Doch du gedachteſt meiner noch, als der Ton aus dem Lande der Freiheit ſich zu dir herniederſchwang. Aber da hatteſt du keine Raſt mehr; die luſterfüllte Seele mußte ja ihrem Sommer nachfliegen!"

Er fing an, ſich ſehr zu erhitzen, und Minelli hatte große Mühe, ihn zur Gelaſſenheit abzuſpannen.

Als der Morgen kam, erſchienen die Träger und das Leichengefolge. Man trug ihn fort, und unſere Freunde begleiteten den Sarg bis zu ſeiner Ruheſtelle.

„Mein Herz, ſagte Minelli, wird doch nicht eher Ruhe finden, als bis es ſo mit kühler Erde überſchüttet wird, wie unſer Freund hier. Dieſe polternden Schollen rufen es mir prophetiſch zu!"

Die Sonne ging auf, wie ſie von ihrem traurigen Gange zurückkamen. Noch zwei andere Leichenbegleitungen begegneten ihnen. Aber unſerm Wilibald war nun wohl, als er ſeinen Freund unter der Erde wußte; zwar trauerte ſein Herz noch darüber, daß er ihn verloren, und nie geſprochen hatte; allein im übrigen war jetzt

das Andenken an ihn mit einer gewissen Heiterkeit verbunden, welche die Erinnerung an sein nachbarliches Leben erzeugte, und der Gedanke an das Kind sehr erhöhte. Das Mädchen schien vollkommen gesund, und trug in seinen Zügen Anlage zu künftiger Schönheit.

Schon gestern hatte die Gräfin ihre Wiederherstellung melden lassen, und Wilibald ging heute mit Minellin zu ihr. Morgen sollten die Kinder wieder nach Hainberg zurückgebracht werden. Unser Freund hatte dieses damit bewirkt, daß er durch ihren Vater die Gräfin um die Entlassung Mathildens dringend bitten ließ. Aronach und Minelli waren ernst, und Marianens Erzählung hatte auch ihre Freundinnen so lebhaft gerührt, daß diese sich in einer sehr weichen Stimmung befanden. Die Ministerin nahm Wilibalden bei Seite in ihr Kabinet. „Ich weiß, sagte sie dort, warum Sie heute so ernst sind. Das ist eine rührende Geschichte.“ Sie drückte ihn sanft an ihr Herz. „Ich wünschte, seufzte er, Sie hätten seine Melodieen gehört. Aber diesen Morgen haben wir ihn nun schon zur Ruhe für jenen Tag hingetragen!“ Die Gräfin weinte still, und fragte ihn dann wegen der Wittwe um Rath. Zum Besten dieser hatte sie schon mehr gethan, als in Wilibalds Plan, nach dem er sie nothdürftig, aber nicht zu reichlich unterstützen wollte, für die Erhaltung ihrer Arbeitsliebe paßte. Allein die Ministerin wußte einen Mann für sie, und dies-

ſer Gedanke erhielt ſeinen ganzen Beifall, da es ihm bedenklich ſchien, die junge Frau auf ihre Lebenszeit ſich ſelbſt zu überlaſſen. Er übergab alſo, auf dringendes Bitten, dieſe Hälfte ſeines Vermächtniſſes der Gräfin einziger Fürſorge, worüber ſie die lebhafteſte Freude empfand. Ihr Ausſehen war blaß, und er fragte beſorgt nach ihrem Befinden. „Wohl, wohl!“ ſagte ſie, und blickte ihn ſo lange zärtlich an, bis der holde Blick ſich in einen langen Kuß geſtaltete. „Kommen Sie, Freund, wir wollen heiter ſeyn! ſagte ſie dann im Hinausgehen. Ich laſſe heute den ganzen Tag die Kinder nicht mehr von meiner Seite.“ Sie ergriff ſogleich den Kleinen, küßte ihn, und wandte ſich endlich mit glänzenden Augen von ihm ab. Mathilde, welche mit dem Kapellmeiſter über die Leiche geſprochen hatte, ſtand wehmüthig da, und Minelli bat die Gräfin, ihren Clavierunterricht zu nehmen.

Willibald mußte der Gräfin verſprechen, ſie mit den Kindern morgen nach Hainberg zu begleiten, wohin er ſchon heute Abend hatte reiſen wollen. Gern hätte er Mathildens Abſchied in ſeinem Hauſe beigewohnt; allein des Abends kam Mariane mit verweintem Geſicht, um ihm zu erzählen, daß die Miniſterin nur einen Augenblick mit ihr da geweſen ſey.

„In Wahrheit, ſagte ſein Vater bei Tiſch, es thut mir weh, daß die Engelskinder weggehen!“

„Es sind zwei liebenswürdige Wesen," erwiederte die Finanzräthin, etwas wärmer als sonst.

„Wann kommen wir zum Bruder Willibald?" fragte Mariane lebhaft und stehend.

„In den ersten Tagen, denk' ich," sagte die Mutter, und „Recht so!" rief der Alte: Ich bin wohl auch dabei, und wir bleiben vielleicht einige Tage dort."

Als unser Held des andern Morgens in das gräfliche Haus trat, kam Mathilde eben aus den Zimmern des Vaters. Ihre Augen waren naß, und sie reichte ihm die Hand, wie ein Mensch der Frieden schließen will. „Bald werden wir wieder beim Vater seyn!" sagte er im kühlen Trösterton. Sie hatte reden wollen, aber sie ließ jetzt die Rede wieder in einem tragischen Lächeln zerschmelzen.

Jedermann war schon reisefertig. Franz und seine Mutter hatten mit gefrühstückt. Beim Abschied, der von Niemand als ihnen zu nehmen war, umarmte die Frau von Salm Mathilden mit warmer Zärtlichkeit, und ihr Sohn stellte sich erwartend gegenüber. „Ich habe — sagte er endlich langsam, als man seiner nicht achten wollte, — meinen Lohn einzufordern!" Er breitete die Arme aus, und Mathilde entbrannte in glühender Röthe.

„Eigentlich gerade das Gegentheil! sagte die Gräfin: Indessen, wir trennen uns ja heute, Mathilde —"

In dieſem Augenblick umarmt' und küßte er das Mädchen lebhaft, und ſagte dann: „Wir ſehen uns bald in Hainberg!" Sie floh aus ſeinen Armen, und ſprang, indem ſie einen ſchmerzlichen Blick auf unſern Freund warf, wie außer ſich nach dem Wagen.

„Sie hat mich [illegible]!" dachte er, und bat den Aſſeſſor laut und [illegible] ſie nach Hainberg zu folgen, während er die Hand am Buſen krampfhaft zuſammendrückte, und ſich mit freundlicher Gleichgültigkeit der Gräfin gegenüberſetzte. Zwar leitete er ſogleich ein intereſſantes Reiſegeſpräch ein; allein die Frauen waren ſchon von der Trennung geängſtigt, und die Gräfin ſchien melancholiſcher geſtimmt als ſonſt.

Otto empfing ſie mit einer Freude, deren Lebhaftigkeit Willibalden um ſo mehr wohl that, da er jenen kaum für fähig dazu gehalten hatte. „Ich werde es Ihnen nie vergeſſen", ſagte die Miniſterin, wie glücklich Sie mich gemacht haben. Ich bringe Ihnen die Kinder unverdorben wieder, und hoffe, daß ſie noch vollkommen das ſind, was ſie waren; vorzüglich mein kleiner Albert. Uebrigens habe ich Ihnen bald etwas zu ſagen, wozu für heute die Zeit mangelt. — Es iſt aber etwas gutes!"

Sie verweilte nur eine Viertelſtunde in Hainberg, und verſprach, bald mit dem Grafen wiederzukommen.

Willibald wollte Vater und Kinder ihrem Wiederſehen überlaſſen, zumal da er ſeinen Freund zu Mathil-

den sagen hörte, sie komme gerade recht, denn er müsse heute noch ein Geschäft in der Ferne abthun, und werde erst spät zurückkommen. Düster und schwermüthig schlich er zum alten Adams, um sich einzurichten.

Als er in den Hof trat, stand das Gesinde um einen Menschen her, welcher lärmte und Schimpfreden ausstieß, worüber alle lachten. „Es ist der tolle Fritz, erläuterte der Verwalter: Er schwärmt zuweilen in dieser Gegend umher.“ Wilibald nahte sich ihm, und fragte, wer ihn beleidigt habe. Der Mensch zog seinen Hut. „Allen Respekt, Herr, sagte er freundlich grinsend, aber sie haben mir dort im Stalle mein Mädchen eingesperrt, und ich muß mich doch morgen noch tausend Meilen Wegs von hier keruliren lassen. Und, Herr, wenn er der Platzmeister bei der Hochzeit in dem Hause da ist, so muß er die Bettelleute auch plätzern, oder —“ Er hob seinen Pfahl gegen Wilibalden, und dieser, dem vor solchen Menschen graute, befahl den Knechten, ihn zufrieden zu stellen. Aus dem Stalle brachte man jetzt eine zerlumpte Puppe, welche sie ihm versteckt hatten. Er ergriff sie mit einem hohlen, düstern Freudengeschrei, und schlug sie einige Zeit mit der Faust. „So! sagte er dann lachend. Ich habe sie einmal recht blutrünstig geschlagen. Sie hieß Liesbeth, als sie mir noch treu war. Aber du Balg!“ brüllte er, und schlug von neuem auf die Lumpen los.

Dann küßte er ſie, und lief unter ſchallendem Gelächter, die Puppe ans Herz gedrückt, zum Hofe hinaus.

Das Geſinde lachte ſich recht ſatt, und ſchalt ihn einen Narren und Taugenichts. „Wenn mit ihm etwas wäre anzufangen geweſen, ſagte der grobe Hans, ſo hätt' ihn die Liſe wohl nicht ſitzen laſſen. Sie hat jetzt einen recht hübſchen Bauer, ſechs Stunden von hier, geheirathet, und es geht ihr grunderdenwohl."

„Nu, nu, ſagte eine Magd, ich machte mir doch an Liſens Stelle ein Gewiſſen daraus! Er iſt ſonſt wohl ein rechtlicher, ordentlicher Burſche geweſen, der über ihr allein doch einmal Hab und Gut und Verſtand verloren hat."

„Ja, Verſtand! lachte Hans: Er hat erſt keinen gehabt. Wenn ich ein Mädchen mit einem Andern erwiſche, ſo muß ich wiſſen, woran ich bin; aber ihrentwegen rupf' ich mir wahrlich die Haare noch nicht aus."

„Aber, ſagte Wilibald, warum läßt man ihn ſo herumlaufen!"

„O, hieß es, der bleibt an keinem Ort; aber er thut keinem Kind etwas zu leid; er droht nur immer mit Prügeln."

Er ſtellte ihnen vor, wie unmenſchlich es ſey, einen ſo armſeligen Mann zu verlachen, und ſich mit ihm zu beluſtigen, da doch Jeden von ihnen ein ähnliches Schickſal treffen könne.

„Ja, der Herr hat recht! sagte die junge Magd. Man sollt' es mein Seel nicht thun." Sie warf einen strafenden Blick auf Hansen.

„Schläge, sagte dieser, und schüttelte den Kopf, Schläge gehören ihm. Alle Tage Schläge müßte er haben. Ich wollt' ihm die Possen schon vertreiben, dem Tagdieb!"

„Gut, Hans, daß ich weiß, sagte der zornige Willibald, um wieviel besser deine Handlungen sind, als deine elenden Reden. Du würdest mir außerdem ein unerträglicher Mensch seyn!" Er ging mißvergnügt von ihnen, und rief in der Stille seufzend aus: „O du armes blutendes Opfer verrätherischer Liebe! Dieser rohe Haufe verabscheut dich obendrein; er mißgönnt dir auch noch deine erbärmliche Lumpengeliebte, und mißbraucht sie und dich zu seinen groben Scherzen!"

Den größten Theil dieses Tages verbrachte er, trüb und in sich gekehrt, am See. Der Gedanke an seinen Verstorbenen; die quälende Liebe zur ungetreuen Mathilde, mit allen Sorgen über seine Anlage zur Eifersucht; die schreckliche Episode vom tollen Fritz; das Romantische seines schönen nächtlichen Abenteuers: — alle diese Bilder pflanzte jetzt die Phantasie mit so seltsamer Mischung in die Räume seiner Einsamkeit, daß ihre schnell emporwachsende Saat seine Besonnenheit zu ersticken drohte.

Er ließ noch ſpät fragen, ob Otto zurück ſey. Hans brachte die Nachricht: die Jungfer habe geſagt, „ja, ſie erwarte ihn jede Minute.“ Nach einigem Ueberlegen beſchloß der Stolze, heute dennoch nicht zu den Bergbewohnern zu gehen, ſondern noch einen ſtarken Spaziergang zu machen. Durch den Wieſengrund ſtrich er allmählig den Hügel hinauf, und betrachtete den Segen, welcher die ſchon weißgefärbten Getreidefelder erfüllte. Sein Herz ſtimmte ſich zur Heiterkeit.

Es wurde Nacht. Die Kühlung trat ein. Bald mußte der Mond aufgehen. In der milden ſternhellen Dunkelheit ſchlich er um den Hügel her. So ſchön war jene Nacht, in der ihm Mathilde das erſte Mal zur Guitarre ſang! So traulich jene, da ſie ihn Bruder nannte und umſchlang! So reizend umhüllte ein warmes Dunkel noch vor kurzem ſeine nächtlichen Liebesmyſterien! Ach, welche köſtlichen Nächte traten jetzt aus der Vergangenheit vor ihn hin!

Bei Otto's Hauſe wollte er vorüber, weil ſchon alles verdunkelt war. Wie er das Gebäude beinahe im Rücken hatte, glaubte er in Mathildens Kammer einen blaſſen Schein zu ſehen. Exaltirt, wie ihn die Phantaſie gearbeitet hatte, trat er herzu, und bemerkte bald, daß dieſer Schimmer ſich ſonderbar bewegte und veränderte. Die Pulſe ſeiner Natur ſetzten aus, und in heißem Zittern ſtellte er ſich unter das große niedrige Fenſter, um

hinein zu ſchauen. Das erſte, was ihm in die Augen fiel, war das völlig erhellte blühende Geſicht der ſchlafenden Mathilde. Sorglos und glücklich ſchlummernd, hatte ſie dem Schooße der kühlen Sommernacht die Fülle ihrer Jugend anvertraut; ſanft und friedlich ſchien der warme Hauch des Lebens die halbgeöffneten Lippen zu theilen. Der linke Arm lag mit lieblichgekrümmter Hand über das Haupt her, in Ruhe — weiß und rein, wie ein belebter Alabaſter. Der rechte war am Lager herabgeſunken, und ſchien, bis an die Spitzen in der Gluth der Morgenröthe brennend, zuweilen von der Ueberfülle des zuſtrömenden Blutes ängſtlich zu zucken. Vor der Schlummernden ſtand eine hohe weibliche Figur mit der hellſprühenden Blendlaterne, welche die Urſache jenes ſeltſamen Schimmers war. Hinter dieſer Geſtalt, welche Mathilden ſtill zu betrachten ſchien, ſtand im Dunkel noch eine andere, die er für Otto's Geſtalt hielt. Jetzt bog ſich das Weib, und küßte die Schlafende auf Mund und Bruſt. Wilibald ſah nichts von ihr erhellt, als einen Theil der Naſe und der geſpitzten Lippen; aber er glaubte zu ſehen, daß Mathilde im Traume lächle, daß ihre Lippen ſich ſüß und ſehnend öffneten, und die ſchwellende weiße Bruſt unruhiger und höher athme. Aber kaum hatte er im Wonneſchauer den Blick nach dieſem Himmel gewandt, als Otto die kühne Figur zurückzog, und die Seligkeit ſeines Freundes in Nacht hüllte. Da-

gegen ward es bei einer spanischen Wand helle, hinter welcher er des kleinen Alberts Schlafstelle vermuthete. Nach einigen Augenblicken sah er deutlich, daß Otto die rückwärts sinkende Gestalt in seinen Armen auffing. Es ward hell, und plötzlich verlöschte man das Licht. Wilibald entfloh schnell, wie das böse Gewissen aus dem Kerker. Man hätte ihn sehr leicht entdecken können. Denn eben trat der Mond herauf, und goß über alle Gefilde seinen geheimnißvollen Schimmer. Es war ihm, als wenn er ein dumpfes Gepolter in Otto's Hause vernehme. Mit starken Schritten stieg er bis zur Ruine empor, und beobachtete dort den See. Es zeigte sich aber nichts auf demselben; und bald überließ er sich auch dem Gedanken an die schlafende Jungfrau und an Minelli's Schilderung von ihr so ganz, daß er wenig mehr von allem, was außer ihm vorging, hörte und sah.

„O du undankbares Weib! rief er außer sich: Warum verwarfst du mich, ehe du mich kanntest, — mich, der Blut und Leben für einen süßen Blick von dir wagt; — der jeden Moment bereit ist, sich und sein Alles für dein Glück hinzuopfern! Aber wo ist der Andere, der dich so heiß liebt, der dein Glück so heilig hält, als ich! und ich, wie soll ich denn leben ohne deine Liebe! Wird nicht das Leben ein ewiger Jammer seyn, ohne dich! Ach, daß diese röthlichen Lippen einen Andern

ſuchen! Daß dieſes Buſens reine Glanzwellen ſich für einen Andern bewegen!"

Eben drang das Wiehern eines Roſſes, luſtig und vom vielténigen Schall der Echo zertheilt, über den See herauf, und er hörte den ſchon bekannten Wagen fortrollen. Das Ereigniß ſchien ihn jetzt wenig mehr zu kümmern. „Es iſt des unglücklichen Otto's unglückliche Geliebte, dachte er: Es iſt vielleicht Mathildens Mutter! Alles will ich aufbieten, um ſie mit meinem Freunde zu vereinigen. Aber, ſie ſey, wer ſie wolle, ich mißgönne ihr dieſe Hülfe, welche mir zugehören, und welche jene Welt ſelbſt mir vergebens vorenthält! Denn ſie ſoll mein, und keiner andern menſchlichen Seele ſeyn!" Sein Herz war durch das Anſchauen Mathildens zum ſchäumenden Liebesſtrom aufgelöſt worden, der ſich jetzt mit ihm in den bodenloſen Abgrund der Sinnlichkeit ſtürzte.

„Nein! rief er am Morgen nach einem kurzen, unruhigen Schlummer aus: ſo darf es nicht bleiben! Der Geiſt ſoll nicht ertrinken in der fluthenden Fülle des Lebens!" Mit Tages Anbruch nahm er ſein Ochſenpaar, fuhr ins Feld, und arbeitete ſich bis zum Umſinken matt; und da dieſer Tag einer der heißeſten des Sommers war, ſo äußerte Adams, als er endlich gegen Mittag nach Hauſe kam, ſeine Beſorgtheit für ihn und das lechzende Vieh. Allein er ergriff bald wieder den Spaten, und arbeitete noch einige Stunden im Garten. Dann

kühlte er ſich ab, und ging Nachmittags zu Otto'n, um dieſem die Eröffnung ſeiner Geſchichte dringend anzuſinnen. „Es muß bald anders werden, ſagte er, oder mein Untergang iſt unvermeidlich. Noch fühle ich zuweilen die Möglichkeit einer vernünftigen Reſignation in mir; und dieſe Möglichkeit ſoll mir nicht die Leidenſchaft vor der Entſcheidung entreißen!"

Otto war ſo heiter, als ob ihm ein großes Glück begegnet ſey. Auch ſchien es, daß er ſeinen Freund ſchon früher erwartet habe. „Wir bleiben heute beiſammen, ſagte er, denn wir haben viel, viel zu reden."

Sie ſchlichen um den kühlen See herum, ſprachen von den Anſtalten zur Ernte, kehrten dann zurück, um ſich unter einem Nußbaum an der luftigen Höhe niederzuſetzen, wohin Mathilde ihnen zu trinken brachte. Dieſe überließ ſich heute der frohen Laune ſo ganz, daß der Vater ihr einige Mal Einhalt thun mußte. „O, beſter Vater, rief ſie, laß mich froh darüber ſeyn, daß ich dich und all mein ſchönes Leben hier wieder mein nennen darf! Ich habe geſtern ſchon dieſe Bäume umarmt — dieſe Blumen geküßt und alle Singvögel bewillkommt. Ach, die Menſchen waren in der Stadt ſo gut; — aber (ſie erröthete) doch nicht ſo gut, als hier! — Es war doch nicht mein Reich! (Sie zeigte um ſich her.) Sey nur recht freundlich mit mir, wie du ſonſt warſt, und immer biſt!" Sie fiel ihm um den Hals, und reichte

dann in ihrer Entzückung unserm Freunde die Hand. Er drückte sie lebhaft, und enthielt sich mit Mühe, das Mädchen an die Brust zu schließen. Sie war ihm jetzt unwiderstehlich; bei ihrem Anblick vergaß er selbst seinen Nebenbuhler. Er erkrankte in neuer Liebe; das durstige Herz wollte sich nur an den Spiegeln ihrer zärtlichen Augen laben, in die sie ihn, selbst liebend, willig schauen ließ. Albert spielte um sie her, und alles war in einer so heitern Stimmung, daß Niemand den Druck der Hitze und die Annäherung eines schweren Gewitters achtete. Als Mathilde ihren Geschäften nachging, zog Otto seinen Freund wegen ihres Betragens in der Stadt zur Rechenschaft, und dieser konnte so viel zum Lobe seiner Tochter sagen, daß der Alte ganz warm für sie ward. Von seinem Verdachte wegen des Assessors schwieg Wilibald zwar noch; allein er nahm sich vor, heute, wenn er erst mit Otto'n vertrauter seyn werde, ihm alles, und selbst seine eignen Gesinnungen gegen Mathilden, offenherzig mitzutheilen.

„Wir müssen doch für das Haus sorgen," sagte jetzt Otto, da das Gewitter brausend und krachend heraufzog. Sie gingen hinein, befestigten die Laden, Thüren und Fenster. Otto sah nach seinem Gesinde, fragte nach dem Vieh, und gab einige Befehle. Es war bald alles in Ordnung. Nur Albert fehlte. Michel sagte, er habe seine kleine Jagdtasche mit glatten Steinen so

voll gefüllt, daß er ſie kaum ertragen können, und ſey an den See gegangen, um Hüpfſchlangen auf dem Waſſer zu werfen. „Warum erſchrickſt du! ſagte Otto: Ich habe ihm ja nicht verboten, dorthin zu gehen; auch darf er im Kahne fahren, denn er iſt ein vorſichtiger Knabe.“

Michel, welcher den Kleinen ſehr liebte, lief hinab an die Ufer, und alle übrigen ſuchten und riefen um den Hügel herum. Kein Albert meldete ſich, und ſchon that das Gewitter ganz nahe Schläge und der Orkan beugte die Baumſpitzen zur Erde. Auch Mathilde rief nun wehmüthig und ängſtlich nach ihrem Bruder; Wilibald und Otto gingen daher ebenfalls hinab zum See, wo ihnen aber Michel keuchend entgegen kam, und ſagte: „Da unten iſt er auch nicht!“ Sie umliefen nochmals das ganze Ufer, während der Sturm über ſie hereinbrach. Alles Suchen war vergebens.

Da trieb der wüthende Wirbelwind Otto's Kahn ans Land. „Seht dort!“ ſchrie Otto, zeigte auf den Kahn, und ſank um.

Wilibald ſprang dem Unglücklichen zu Hülfe, und Otto's weinender Knecht ſchrie mit ſchrecklichem Tone: „Ach, großer, allmächtiger Gott! dort am Kahne hängt ſein kleines Schnupftüchel. Das gute Kind iſt im See ertrunken!“

„Waſſer, Waſſer!“ rief Kronach, und entblöſte das geſunkene Vaterhaupt den Strömen des Himmels. Er befahl in ſeiner Angſt Michels, ſchleunig den Verwalter und die Knechte mit Stangen und Haken herbei zu rufen.

Otto erwachte bald; allein er erholte ſich deſto langſamer. Als er die Augen wieder öffnete, blickte er Wilibalden ſtarr ins Geſicht, und fing vor der Wirklichkeit heftig zu zittern an. „Ich weiß es wohl, ſagte er ſchwach, ich weiß mein ganzes Unglück, worüber ich eingeſchlafen bin. Mein kleiner Sohn ſpielte im Kahn. Er war nicht unvorſichtig, und verſtand recht gut zu ſchiffen; aber der Wind riß ihn um, und die Laſt der Steine zog ihn in den Abgrund. — Bleiben Sie nur — bleiben Sie doch hier! Wir finden ihn nicht — darüber können wir nun ruhig ſchlafen!“ Er ſchnappte nach Athem und ſprang empor, mußte ſich aber von Wilibalden wieder zu einem Sitze führen laſſen. Das Wetter ſchlug eben in eine alte Eiche, die in Stücken zerbrach; es ſtürzten Waſſerfluthen über die Felſen herein; den ſchwarzen Himmel zerriſſen Flammen.

„Er wird nicht verloren ſeyn! rief Wilibald, ſo ſtark er konnte: Wir werden ihn finden; es müſſen ſogleich Leute kommen! Auch iſts noch gar nicht entſchieden, ob er im Waſſer liegt!“ Leider fühlte er aber nur zu tief, welchen guten Grund Otto's Meinung habe.

„Mein Freund, ſagte der ſchwache Otto mit gedehnter feierlicher Bitterkeit: — die Welt iſt eine Truggeſtalt, ein Schein, ein glänzendes Elend — und das Leben iſt falſch! Traut doch den ſchönen Stunden des Lebens nicht, mein Freund! Ich habe ſie geprüft. — Wie ſpiegelrein war noch vor zehn Minuten die blaue, ſtille Fluth dieſes See's. Wie reizend die ſegenvolle Flur im Sonnenſchein und Geſang der Vögel! Unſere Herzen, wie heiter und ſanftgeſtimmt! Und jetzt, ſeht doch dieſen allgemeinen Aufruhr! Die Waſſerſpiegel ſind in wenig Augenblicken trüb geworden. Die rothen Wellen, vom Morde gefärbt, brechen ſich mit wilder Gewalt an jenen Felſenzacken. Die Ufer zittern unter unſern Füßen, und der Donner brummt hohl durch das ſchutternde Geheul der Brandung. Wie ſcheu die gelben Blitze dieſe gräßliche Verwüſtung erleuchten! Der Forſt zerſplittert im Sturm. Ungeheure Waſſerklumpen praſſeln über den Felſenſturz herab. — Erzittert nicht ſelbſt der Geiſt des Starken vor der gewaltigen Scene? Und, wieder in wenig Minuten iſt alles vorüber — und — (fuhr er mit einer Langſamkeit fort, die ſeinem Freunde durch die Seele ſchnitt) mein Herz hat ſein köſtliches Kleinod verloren! Das lächelnde Kind iſt in die finſtere Tiefe verſunken, — dort hinunter, wo jetzt die kalten Bewohner dieſes Abgrundes ſich zum Mahle von meinem Herzblut anſchicken, und ſchnalzend jenes ſchöne Geſicht anfreſſen....“

Das Gift des Lebens begeisterte den zerrütteten Mann. Er konnte jetzt aufspringen, und rannte nach dem Kahne. Aber Wilibald ergriff seinen Arm mit Macht, und begleitete ihn. „Ein solches unterirdisches Gemälde, sagte er, steht wohl dem Schmerz an; allein, ein Schmerz, der keine Schranken kennt, ist einer grossen Seele unwürdig! Und, soll ich meinen Freund vor dem Selbstmorde hüten?"

„Fürchten Sie nichts!" sagte er, und nahm das Tuch vom Kahn, an welchem einiges Blut hing. „Er hat mit dem Kahn und den Wellen redlich gekämpft! — Fürchten Sie nichts — ich ertrag's! Aber — es ist ein Schmerz!"

So eben kamen die Leute, und Mathilde drang durch das Geheul des Sturmes mit fliegenden Haaren herzu. „Habt Ihr ihn gefunden?" rief sie, schrecklich erhitzt, und warf sich über ihren Vater.

„Mathilde! sagte er sanft: Du bist vielleicht noch mein einziges Kind — (sie erhob ein erbärmliches, fremdtönendes Geschrei) — sorge für dein Leben, damit dein armer Vater nicht auch erblasse! Sey keine Wilde! Ich habe dich zur Menschheit erzogen! Aber doch — was ist der Mensch! — bleiben Sie bei ihr, mein edler Freund!"

Sie liess sich zu einer Bank führen, und sass still da, ohne zu murren. Der Vater war ihr Alles; und

vom Tode hatte ſie ſeit einigen Tagen die erſten klaren Begriffe erhalten. Thränen konnte ſie ſo wenig vergießen, als Wilibald. Sie bat dieſen nach einiger Zeit, den Bruder ſuchen zu helfen, und er ſtieg mit der Verzweifelnden hinab. Aber da ſie, um nach einer Felſenritze zu ſpähen, ſogleich bis an die Bruſt ins Waſſer trat, ſo zog er ſie mit Gewalt zurück. Schon vorher war ſie vom Regenwaſſer durchnäßt, und jetzt zitterte die Arme heftig. „Wollen Sie ſich und uns ums Leben bringen!“ ſagte er bebend, und beſtand darauf, ſie ſolle ſich nach Hauſe führen laſſen. Geduldig ging ſie mit; aber nach den erſten zehn Schritten war ihr zarter Körper auf einmal ſo völlig erſchlafft, daß er ſie auf die Arme nehmen mußte. Er trug ſie den ſteilen Weg hinauf. Sie athmete nicht mehr, ſchloß die Augen und ließ das ſchöne Haupt ſinken. Unſer armer Freund war der Verzweiflung nahe. Da begegnete ihm eine Magd, die Mathilden anrief. Sie erhob ſich, und bat ihn, ſie gehen zu laſſen. „Ich werde immer kälter!“ ſagte ſie; und er ſtellte ſie, an ſeine Bruſt gelehnt, empor. Von der Magd unterſtützt, führte er das Mädchen eine Strecke, und ſie bat, daß man heftig mit ihr laufen möge. Bald raffte ſie ſich vollends empor, ward ſtärker, entlief ihnen, und ſprang nun ſo ſchnell und abſichtlos auf Nebenwegen umher, daß die Magd fürchtete, ihre Gebieterin ſey wahnwitzig geworden. Aber Mathilde war eher im Hauſe

angekommen, als ihre suchenden Begleiter. Sie lag schon zu Bett, und ließ unserm Helden sagen, sie habe sich mit Gewalt erwärmt, liege jetzt ruhig, und fürchte nicht das Geringste für ihre Gesundheit. Alles was sie noch von ihm erbitte, sey, daß er sogleich ihrem Vater Beistand leiste.

Verwundert ging er fort, und erfuhr unten, daß bereits alle Ufer vergebens durchsucht waren. Otto schien gefaßt, und gab sehr angemessene Befehle. „Ich sagte es Ihnen wohl, rief er Wilibalden entgegen: er liegt vermuthlich mitten in der Tiefe, die fast unergründlich ist. In seiner vorigen Gestalt sehen wir unsern Kleinen nie wieder am Tageslicht."

Viele Bauern, die das Kind geliebt hatten, fingen bei diesen Worten an zu weinen. Dies stimmte den Vater so ganz um, daß alle seine Züge sich zur Klage legten, und häufige Thränen zur allgemeinen Trauer aus seinen erweichten Augen rannen.

Als endlich die Nacht alles weitere Suchen vergebens und gefährlich machte, bat Otto Jedermann, ruhig heim zu gehen. „Ich danke Euch, sagte er, für Eure Liebe; aber er — er ist dahin, und kein Mensch bringt ihn mir wieder!"

Stumm, aber mit starken Schritten, ging er neben Wilibalden seiner Behausung zu, und ließ dort von die-

ſeine ſich in andere Kleider bringen. „O, nur noch einen Augenblick gehn Sie zu ihr!“ ſagte er dann flehend, und öffnete eiligſt ſeinen Schreibtiſch.

„Nein, rief die Magd, ich ſoll ſagen, ſie ſchlafe, und laſſe den Herrn bitten, bei Ihnen zu bleiben.“

Nachdem Otto geſchrieben hatte, hörte Wilibald, daß er zu Micheln ſagte: „Reite ſo ſehr du kannſt! Die Nachricht wird ſich ſchnell verbreiten.“ Er bat unſern Freund, nun für ſeine eigne Geſundheit zu ſorgen, wegen der ſeinigen aber nichts zu fürchten, da dieſe von großer Feſtigkeit ſey. Er ging darauf ſtill zu ſeiner Tochter, Wilibald aber nach ſeiner Wohnung, wo er kurze Zeit verweilte, und dann in das Haus der Trauer zurückkehrte, um bei ſeinen Freunden zu wachen.

Otto gab ihm, als er aus Mathildens Zimmer kam, gute Nachricht von ihrem Befinden. „Ich bin ärmer geworden, ſagte er weinend, aber noch nicht verarmt. O, was ſoll der Vater ſagen, wenn ihn das Kind ſo zu tröſten verſucht, wie Mathilde mich! Sie dankt Ihnen. Und, ſonderbar iſts, wie ſehr die weibliche Scham in ihrem Gemüthe herrſcht! Sie konnte daran denken, daß ſie Ihre Bürde geweſen ſey! — Uebrigens bin ich wegen ihrer Geſundheit beruhigt.“

Allmählig brachte Wilibald ihn zum Sprechen, und weinte mit ihm über den Verſunkenen. Das Vaterherz

ergeß ſich dem Freunde gegenüber, und der Freund verlor ſich ſelbſt in dieſem großen ſchönen Strom. Auf einmal ſah Otto auf die Uhr, und ſagte: „Schlummern Sie doch auf dem Sopha hier, damit meine Tochter, wenn die Magd ſchlafen ſollte, nicht ohne Hülfe ſey. Ich ſelbſt, ſetzte er ſeufzend hinzu, muß noch eine Stunde der Ruhe weihen.“

Er ging hinaus, und es ward ſtill im Hauſe. Wilibald blieb ohne Bewegung ſitzen, um keinen Ruf ſeiner Mathilde zu verhören. Allein die Magd kam nach einiger Zeit heraus, und verſicherte, ſie ſchlafe jetzt wirklich feſt und athme ruhig. Dieſes gute Mädchen ſchien ihre Thränen für den jetzigen Augenblick aufgeſpart zu haben. Sie ſetzte ſich nieder und ließ ihnen freien Lauf.

Im Hauſe war die Hitze noch groß; draußen wallte reine Kühlung durch die Nacht, und Friede ſäuſelte nach dem Sturme wieder in allen Zweigen. Wilibald machte daher einen kurzen Gang um das Haus, und nach dem See zu. Da drangen aus dem nahen Gebüſche leiſe Stimmen durch die Nacht zu ihm herauf, wovon ihm Otto's Stimme kenntlich ſchien. Ach, dort wachte noch das Unglück, und der bittere Schmerz wollte den Jammer tröſten! — Ein Weib wimmerte ſo rührend, ſo unbeſchreiblich, daß ihre leiſen Töne auch unſern mitleidenden Freund zu neuen häufigen Thränen hinriſſen, und er zu

ſich ſelbſt ſprach: „So vermag nur die Mutter über ihre Jungen zu wimmern! Ihren Schmerz will ich ehren!“ Leiſe ging er zurück, und fand ſeine Magd noch wachend. Der Mond ſchien jetzt heiter ins Zimmer, und Wilibald ſetzte ſich ihm gegenüber, um — dem Grame zu leben.

Bei allem eignen Schmerz hatte ihm doch auch Otto's heutiges Betragen eine neue Anſicht vom Charakter dieſes Mannes gegeben. Im Ganzen fand er ſeine Haltung, und vorzüglich die Geſinnung des Vaters gegen die Tochter, und umgekehrt, ſehr edel, und der unendlichen Liebe Beider zu einander vollkommen würdig. Er vertiefte ſich hierbei in die Betrachtung von Mathildens feſt und treu zuſammengehaltenem Leben, und ihrem natürlichen Gemüth, wodurch ſie ſich zu einem Grade von Beſonnenheit erhoben hatte, zu dem wohl wenige Frauen der groſſen Welt fähig geweſen wären. Otto hatte ihn übrigens wegen ſeines Nationalcharakters wieder zweifelhaft gemacht. Das Materielle ſeines heutigen Betragens paßte allerdings völlig auf die franzöſiſche Nation, da der Franke ſo geneigt iſt, ſich ein beſtimmtes Bild von ſeinem eignen Schmerz, mitten im Schmerz, ſelbſt und laut zu entwerfen; und dies Bild, bei allem Hange, proſaiſch zu ſeyn, doch in recht lebhaften Farben und mit Leidenſchaft auszumalen ſtrebt. Allein die Form in Otto's Betragen kam ihm vollkommen deutſch und ſtark vor. Von der Seelenſtärke beider Menſchen hoffte er jetzt, daß der Friede

ihres Lebens nicht ganz zerstört sey, sondern wiederkehren werde.

Wie der Morgen graute, nannte Mathilde zweimal mit klaglichem Tone Alberts Namen, und verlangte von der Magd bald nachher zu trinken. Zu gleicher Zeit hörte Wilibald ein Geräusch im Hause. Es war Michel, und kurz darauf erschien auch Otto wieder, der seinen Freund dringend bat, sich nun heim zur Ruhe zu begeben.

Er thats, und erstand nach einigen Stunden wieder neugestärkt für die traurigen Geschäfte des Tages, erfuhr aber leider, daß man frühe die gestrigen Nachsuchungen wieder fortgesetzt habe, ohne den Ertrunkenen zu finden.

Als Wilibald mit Anordnung einiger Reparaturen beschäftigt war, die das gestrige Ungewitter nothwendig gemacht hatte, meldete man ihm die Ankunft seiner Mutter in Begleitung des Kapellmeisters. „O, Wilibald, rief sie ihm herzlich weinend entgegen, wo ist unser schöner Albert hin! Komm, und laß mich mit der unglücklichen Mathilde weinen!“

Durch des Sohnes Erzählung wurde ihr Herz noch empfindlicher getroffen. „Wundre dich nicht darüber, sagte sie, daß wir allein kommen. Mariane ist nicht wohl.“

„Auch noch! seufzte Wilibald. Und du, Minelli, siehst heute so blaß aus!“

„Frage nicht nach mir! erwiederte Jener verstört. Schaff uns das Kind wieder! O, ich will Mathilden nicht sehen!"

„Ich glaube, fuhr die Mutter leiser fort, daß Mariane schwanger ist. — In diesen Umständen wird mir ihr Kränkeln äußerst bedenklich. Wir alle sind in großen Sorgen." Wilibald athmete tief. „Ach, setzte sie mit einer Fluth von Thränen hinzu, wenn du einen Begriff von meiner fürchterlichen Angst hättest!"

Er war zu bekümmert, als daß ihn diese Worte jetzt besonders hätten ergreifen oder befremden können. Er schwieg.

„Wann geht unsre Ernte an?" fragte sie im Fortgehen, als Minelli starr auf die weißen Felder hinsah.

„Morgen!" sagte der Sohn traurig, und zeigte in die Ferne nach einer langen Schaar Menschen, die, gerade im düstern Schatten einer kleinen dickschwarzen Wolke, an der Ernte standen, und eben zu ruhen schienen. „Ach, Mutter! ist nicht hier eine frühe Ernte bereits gehalten? der Tod hat unsere jüngste Blume, halbaufgeblüht, schon abgesichelt!"

Die Mutter nahm seine Hand, und sie stiegen den Hügel hinauf.

Minelli ging langsam nach den Ufern des See's zu.

„Geh' nicht zu jener ungetreuen Fluth!“ sagte Wilibald.

„Doch! erwiederte er: Ich will vor diese grausame Natur hintreten, und die falsche schelten, daß sie unsere friedlichste Blüthe in ihrem Schooße so mörderisch zerknicken ließ! Bruder! Das eilende Jahr erblickt sein Ziel in der Tiefe, und rollt schon abwärts. Der Mensch soll sich erinnern, daß das Leben vergeht!“

„Guter Minelli!“ rief ihm sein Freund sanft nach.

Vierte Abtheilung.

Herbst.

Goldne Ernte, deine Sicheln schallen;
Doch die Flur umweht schon Todesluft.
Ach warum, ihr Lieben, müßt ihr fallen
In die früherrung'ne finstre Gruft!

Willibald und seine Mutter trafen die trauernden Berg-bewohner beim Frühstück an, welches Beide still betrach-teten. Mathilde saß im weißen Morgengewande blaß und ruhig da. Auf ihren Wangen blühte noch eine ster-bende Röthe fort; ihr Auge schimmerte aus seinen ver-weinten Liedern glanzlos hervor, wie das erblassende Vergißmeinnicht zwischen seinen röthlichen Knospen, und aus allen ihren Zügen schien das Feuer der Jugend so ganz verlöscht, daß die Ankommenden vor ihrem Bild erschraken. Sie stand kraftlos auf und warf sich in die Arme der weinenden Alten. „O, wie sehen wir uns wieder!" schluchzte sie.

„Es ist hart, sagte Otto nach einigen Anstrengun-gen, sehr hart ist es für mich, daß der Strom des Un-glücks so früh die Saat meiner Hoffnungen fortgerissen hat! Aber die arme Schwester ist mehr zu beklagen, als ich! Jeder heitere, tröstende Gedanke macht ihr Herz nur matter, wie der Schlaf den Menschen auf dem Sterbebette. Niemals hat wohl eine Schwester ihren Bruder so innig geliebt und so mütterlich gepflegt, als

Mathilde ihren Gefielen. Sie konnten sich kaum gewöhnen, nur stundenlang getrennt zu leben. Diese seltne Liebe hat mich oft geheim und tief gerührt. Und darin liegt nun eben das Unaussprechliche ihrer Thränen, — im Gedanken an jenes beständige Beisammensein, und in der unerträglichen, gewaltthätigen Ueberzeugung, daß es doch nicht mehr so ist!"

Mathilde hob jetzt ihr verhülltes Gesicht, und schaute freier. „Ja, sagte sie, und rang die schönen Hände im vollen, reinsten, menschlichen Schmerz: das alles ist mir oft minutenlang unmöglich, unwahr — und dann fällt's auf einmal wieder so schwer und unerbittlich auf mich, daß das Herz in der Brust zittert. Er war so jung, und so schön wie ein Engel! Wäre mir nur sein Grabhügel bekannt, daß ich meine Thränen mit seinem Staube mischen könnte! Aber, diese bittern Tropfen zerrinnen in der ungeheuern Wasserfläche! Sie dringen nicht zu seinem finstern Aufenthalt hinab!"

„Muß nicht der Mensch, sagte Otto, die Reise durchs Leben oft in viel kürzerer Zeit machen, als Albert! Und ist er nicht gerade kaum beneidenswerth, meine Tochter! — Denke dir das glückliche Kind meiner Freundin, deren Brief ich dir neulich vorlas! Es ward in der Morgendämmerung geboren. Die Frühsonne grüßte lieblich seine Wiege zum ersten Mal. Es verschlummerte

die Hitze des Tages. Im nächsten Abendthau langte es schon bei seinem kleinen Grabe an."

„Wir wollen unserm Bruder einen Denkstein errichten, sagte Wilibald, um ihn dort zu beweinen. Das wird uns wohl thun!"

Mathilde faßte den Gedanken auf, und fuhr mit wehmüthiger Schwärmerei fort: „Kennen Sie ein kleines Bächlein unten am See! Es quillt nur zehn Schritte vom Ufer. Das Börnchen ist so hell und rein, sein Wasser so lieblich und lau, daß beinahe durchs ganze Jahr gelbe Bachblumen und Vergißmeinnicht an seinem lustigen Rande blühen. Ich bin fast niemals ohne ein Blümchen davon weggegangen. Jedermann lobt und liebt seine süßen Perlen. Aber, es ist gar kein Bach; der Landmann nennt es nur: „den kurzen Quell!" Sein Lauf endet in so wenigen Schritten, als mein kleiner Bruder Jahre zählte. Kaum hörbar fließt es still und geduldig hinab über die Felsen in den See; und begierig verschlingt die dunkle Fluth das junge Leben. Dort am Quell will ich ein niedriges steinernes Kreuz aufpflanzen. Jenes frische Wasser will ich mit meinen heißen Thränen ermatten." Ihr Schmerz ergoß sich von neuem.

Der gerührte Wilibald hatte den Quell erkannt. Seine Mutter wendete den Blick ab, und sagte schluchzend: „Gehen Sie jetzt mit meinem Sohne zu diesem

Lucil. Die reine freie Luft wird Sie stärken. Ich besorge hier Ihre Geschäfte."

Sie reichte still ihrem Freunde den Arm, und ging mit ihm fort. „Wir wollen den See vermeiden, meine Liebe, sagte er, und führte sie nach der Ruine zu: Dort unten ist alles verschlemmt, und eben sind meine Leute damit beschäftigt, die Pfade wieder herzustellen. Aber ich selbst setze Ihnen den Stein ganz so, wie Ihr Wille war, und morgen soll alles fertig seyn. Sie haben jetzt nöthig, für Ihre Ruhe zu sorgen. Ich bewundere die feste Gegenwart Ihres Geistes, die ich gestern in großer Gefahr glaubte." Willig reichte die Arme.

„Ihrer Hülfe und Stärke verdanke ich mein Leben!" sagte sie, und die Verschämtheit blühte wieder in ihrem Antlitz auf. „Hingesunken war ich im Walde — vielleicht jetzt todt oder todtkrank! Aber ich fühle Leben und Gesundheit durch Sie vollkommen gerettet. O, bleiben Sie unser Freund, edler Mann! Wie viel elender wären wir ohne Sie!" Ihr Blick richtete sich auf, und sie legte seine Hand sanft an ihr Herz. „Könnt' ich Ihnen doch sagen, wie tief Ihre Güte mein Herz rühret — wie werth mir Ihre Mühe ist!"

„Das Unglück, erwiderte er mit dankbarem Händedruck, führt getreue Seelen einander näher zu."

Sie war noch matt, und er setzte sich jetzt mit ihr vor die Ruine. Doch, da lag der fürchterliche See schon

wieder vor ihnen, trüb, und vom frischen Winde gekräuselt. Sie sah lange stumm auf die Tiefe hinab. „O Gott!“ rief sie dann überwältigt, und sank an seine Brust. Ihr Schmerz ward hier so heftig, und ihm selbst wurde so weh, daß er es bereute, mit ihr an diese Stelle gegangen zu seyn.

Aber aus der Ruine drang jetzt der leise Ton einer Guitarre; und Minelli's Trostlied, welches er sie einst selbst gelehrt hatte, schwebte mitleidig in schwachen Klängen zu ihnen herüber. Ihr Stöhnen aus der Tiefe des Herzens mischte sich in den Gesang; aber das Herz ward erleichtert, und beim Schluß näherte sie sich der Ruine. Er trat ihnen entgegen. „O Minelli, Gott lohne es Ihrer Liebe!“ sagte sie und umarmte ihn. Doch er vermochte nicht ein Wort zu sprechen, und sah verstört aus. Sie gingen nun wieder hinab, Mathilde sprach heiter, und fast immer von ihrem Vater. Ihre Schritte hatten wieder Kraft, und sie wanderte allein.

Die Finanzräthin und Otto schienen in einem lebhaften Gespräch unterbrochen zu werden. Minelli's Ankunft machte Otto'n wieder düsterer; der Italiener hatte den armen Kleinen so zärtlich geliebt!

Aber Wilibald raffte sich jetzt empor, verlangte ernstlich, daß man etwas essen und trinken möge, und wollte in seinem Hause dafür sorgen, „O, sagte die Mutter, auch hier bei unserer Freundin ist alles in Ordnung.“

Wie ſie ſich zu Tiſche geſetzt hatten, ſprang die Thür auf, und — Albert flog auf ſeinen Vater zu! — Otto blieb ſtarr ſitzen. Mathilde ward ſo leichenblaß, daß Wilibald ängſtlich ſeinen Arm um ſie ſchlug. Nur die Finanzräthin und Minelli konnten ein Freudengeſchrei erheben. — Seine Kleider waren trocken, aber ganz zerriſſen, und an der Hand ſah man einen großen blutigen Fleck.

„Er hat mich mit Gewalt fortgeriſſen, und hat mich immer geſchlagen!“ ſagte er ängſtlich. — Otto hatte noch keine Worte gefunden.

„Wer denn!“ fragte Wilibald.

„Der tolle Fritz!“

Mathilde ſprang jetzt hinzu, und theilte den Wiedergefundenen mit dem zitternden Vater. Keine Sprache erzählt dieſe Scene wieder.

„O lieber erſt waſchen und anziehen!“ ſagte er zu Mathilden, als er erzählen ſollte. Die Reinlichkeit hatte den Kleinen auch hart am Grabe noch nicht verlaſſen.

„Er wird gleich auch kommen!“ ſagte er, als Vater und Schweſter ihn hinaustrugen.

„Wer denn?“ fragte Wilibald.

„Der Herr Maler!“

Nach einigen Minuten trat Pinius herein, welchen Wilibald ſogleich mit Fragen beſtürmte. „Wir wollen,

ſagte er, den Kleinen ſelbſt hören! Ich traf ihn heute ſechs Stunden von hier auf einem Dorf an, und nahm ihn in meinem Wagen mit. Mein Poſtillion hält noch unten, und ich bin Willens, erſt morgen zu Fuß nach der Stadt zurückzugehen.“ Man meldete ſogleich die Sache Marianen, um dem Gerüchte zuvorzukommen.

Die Familie trat herein. Eine beſſere Welt ſprach aus ihren Zügen; jeder Blick war ein Spiegel des Himmels, der in ihnen wohnte. „Wer Mathilden jetzt malen könnte!“ ſagte Pinius.

Wilibald ſetzte Alle in Ordnung, und ſtellte den Knaben zwiſchen ſich und den Maler. „Nun erzähle deinem Vater da über den Tiſch weg, wie es war.“

„Ich ſtand, erzählte der Kleine, auf dem Kahn und es war eine rechte Luſt, wie die Steinchen und Scherben auf dem Waſſer hinflogen. Da kam Fritz ans Ufer, und ſagte, er hätte mir's ſchon ſo oft verboten, auf dem Kahne zu fahren. Ich ſagte, das wäre nicht wahr! und darauf wurd' er böſe, und wollte ins Waſſer ſpringen, wenn ich nicht den Augenblick herausginge. Nun weißt du wohl, Vater, wie dumm er iſt; ich dachte, er erſäuft, und fuhr gern zu ihm. Da küßt' er mich, und ſagte ich wäre ſein Mädchen, und hieß mich Lieschen, und ich ſollte mit ihm gehen, zur Hochzeit; es wurde mir ordentlich bange, wie er ſeine Puppe nun ins Waſſer warf! Ich wollte aber nicht mit, und ſagte: Fritz, ſey

doch nicht immer ſo albern, dort kommt ja ein groſses Gewitter; geh lieber mit mir nach Hauſe; du ſollſt wieder mit mir veſpern; ich bin ja Albert! — Und Mathilde gibt ihm auch immer zu eſſen, wenn er kommt. — Aber, er zog mich mit Gewalt hinter ſich her, und ſchlug mich immer, wenn ich nicht fort wollte. Es that mir aber nicht ſehr wehe, und er weinte auch dazu; und ich auch, weil er mich doch dauerte. Da ſagte ich endlich: Sey nur gut, Fritz, ich will ja mitgehen; du mußt mich aber nicht todt ſchlagen, ſonſt gibt dir meine Mathilde nichts mehr zu eſſen, und mein Vater wird recht böſe auf dich, und — ich habe dir doch auch nichts gethan. Aber, lieber Vater, nun kam ein groſses, groſses Gewitter, wir wurden ganz naſs, das Feuer fuhr kreuzweis über uns hin, und auf einmal riſs mich das Waſſer um, und ich ſah nichts mehr. Fritz haſchte mich aber heraus, und das war doch recht von ihm; ſonſt wäre ich vollends erſoffen. Ich habe mich auch bedankt. Aber er prügelte mich auch wieder, weil ich ihm hätte fortſchwimmen wollen, und weil ich ſagte, es ſey recht garſtiges Wetter, und er behauptete doch, das Wetter ſey recht ſchön. Du weiſst ja, wie er's macht, Mathilde. Es war gut, daſs du mir geſagt hatteſt, ich ſollte ihn niemals auslachen. Gewiſs hätt' er mich todt geſchlagen. Er iſt doch recht grob! — O, wir ſind weit, weit gelaufen. Immer zog er mich durch das lange Getreide

und über die dornigen Raine. Sieh nur, meine Hände bluten wieder, lieber Vater! — Und es wurde auch Nacht. Da fiel ich immer hin, und er wollte ſich todtlachen. Ich wußte nicht, wo ich war; aber er ſagte, wir wären in einem großen Wald, und nun kämen wir ins Hochzeithaus. Es war aber nur ein häßliches tiefes Loch in der Erde, worin Laub und dürres Waldgras lag, welches ganz abſcheulich roch. Fritz legte ſich hinein, und ich mußte ihm nach. Er hatte doch Brod und Branntwein, und gelbe Wurzeln von Mathilden — ich hatte aber nichts, und es hungerte mich erſchrecklich. Immer ſagte er, ich wäre ſatt, und hätte ja eine Schweſter — endlich ſteckte er ſein Brod wieder weg — ach, und wie ich ihn recht, recht ſehr bat, war er ſchon eingeſchlafen! Da fings auch an mich zu dürſten — ach, das war ein Durſt! Aber ich konnte Fritzen nicht mehr erwecken — und heimlich durfte ich ihm doch nichts nehmen; das iſt geſtohlen!“

Der Knabe ſah jetzt, wie Mathildens Augen von einer heißen Thränenfluth überſtrömten. Das zurückgehaltene Mitleiden drohte die Kraft ihres Lebens zu zerbrechen. Albert wollte zu ihr, und unſer Freund ließ ihn gehen. „Ach, Mathilde, fuhr er dann zwiſchen ihren Knieen fort, ich habe recht oft an dich gedacht, und an die Geſchichten, die du mir erzählt haſt, von den Raben, die dem alten Manne Brod gebracht haben,

und von dem Engel, welcher der armen Magd die rieselnde Quelle gezeigt hat — es war mir immer, als hört' ich sie rinnen! Aber die Nacht wurde finsterer, und es hörte mich kein Engel und kein Rabe. Da kam mir endlich in die Gedanken, daß der Vater einmal sagte: wer ein edler Mensch seyn wolle, der müsse sehr viel leiden können. Ich legte mich zu Fritzen. Der redete aber im Schlaf, und das klang so fürchterlich! Er rief immer: Hoho, fort, du treuloser Balg! und trat mich gar sehr auf die Hand. Siehst du? — Er hat's nicht gern gethan, sondern nur im Schlaf. — Ich kroch unter seinen Mittel, so, daß er mir nichts mehr anhaben konnte; und da ging der Mond auf; und wie er durch den Wald schien, fing eine Nachtigall dazu — ach, so schön, daß mich nicht mehr hungerte; sondern, ich fing an zu beten — das Liedchen, was du unter den Traum von der Himmelsleiter gemalt hast. — Du gute Schwester! — (Er drückte die Lippen auf ihre Stirn, und versuchte ihre Thränen mit seinem Tuche zu trocknen.) Nun schlief ich ein. Aber, als ich wieder erwachte, fror mich entsetzlich, und ich schüttelte tüchtig an Fritzen. Der fuhr auf einmal auf und fragte mürrisch, ob ich noch da wäre? Ja, sagte ich, Fritz; aber wenn ich weiter mit dir gehen soll, so mußt du mir erst zu essen und zu trinken geben, und meine Kleider müssen trocken gemacht werden. Wenn ich ein großer Mensch

wäre, so wollt' ich dich so lange schlagen, bis du mir etwas von deinem Brode gäbst; aber ich bin viel kleiner als du. — Denn, lieber Vater, es fuhr mir immer durch den Leib hin, wie Messer!"

Das Gefühl der großen Menschheit und Freiheit glühte in den Zügen des königlichen Knaben, und seine Stimme erhob sich zur Männlichkeit während der letzten Worte.

„Da fing er auf einmal an zu heulen und zu schreien, und sagte, sein Lieschen sey noch nüchtern; und nun mußte ich all sein Brod mit Gewalt hinterschlingen, und er goß mir Branntwein in den Mund, — da wurde mir gewaltig heiß. Er sagte, wir wollten nun die Gäste laden, und riß mich wieder über Steck und Stein fort. Aber es hatte jetzt gute Wege! der Tag kam bald, meine Kleider wurden vollends trocken, und es dauerte kaum zwei Stunden, so waren wir in einem großen Dorf. Und der Herr Schulze im Dorf ist ein gar guter Mann. Er gab uns gleich zu essen, und sagte, ich müßte nicht auf einmal so viel trinken, und das wäre Lieschen. Aber Lieschen weinte sehr und küßte mich, und der Herr Schulze sagte, ich solle nicht mehr mit dem tollen Fritz gehen, und er will ihn einsperren — aber nicht prügeln. Er wollte auch mit mir zum Herrn Pfarrer gehen; aber da begegnete uns eben Herr Pinius, und sagte, er wolle mich mitnehmen, und ich

könnte auch in seiner Kutsche schlafen. Nicht wahr, ich habe recht geschlafen?"

„Ich traute kaum meinen Augen! sagte Pinius: Aber Albert hatte mich sogleich im Wagen erkannt, und versicherte, ich kenne seinen Vater, und der Schulze könne ihn mit mir fahren lassen, weil ich nicht so dumm sey als Fritz. Der Schulze hat mir versprochen, den Wahnsinnigen, entweder dort, oder in seiner Heimath, sicher unterzubringen."

„Er ist, sagte Otto, aus unserm Kirchspiel, und ich habe schon längst vorhergesagt, daß es kein gutes Ende mit ihm nehmen werde." Er schloß den Kleinen fest an sich, und rief: „O du Sohn des Unglücks! Wer von uns hat sich wohl je in einem bejammernswürdigeren Zustande befunden, als du armes Kind, da du, vom Zufall aus dem freundlichen Gebiet der menschlichen Hülfe verstoßen, einem heulenden Ungeheuer zur Beute wurdest!"

Die Finanzräthin war von der Erzählung Alberts so erschrocken, daß sie zitterte. „Aber wer mag wohl an der göttlichen Fürsehung zweifeln!" sagte sie jetzt.

Mathildens Herz war noch zu voll. Sie mußte die Gesellschaft verlassen, und winkte dem Lieblinge, der mit ihr in den Garten lief. Nach ziemlich langer Zeit kamen sie heiter zurück. „Sie verzeihen mir gewiß, sagte sie, meine heutige große Nachlässigkeit in der Sorge für

Sie. Schmerz und Freude haben meine ganze Faſſung zerriſſen.“ Sie flog wieder unter ihrer Geſellſchaft herum, und Jedermann fühlte ſich von dem mit ergriffen, was aus ihren Augen glänzte. Selbſt Wilibalds Mutter war heute nicht vermögend, ihr zu widerſtehn. Sie überließ ſich Mathildens Liebe mit der größten Zärtlichkeit. Zwar ſprach ſie von ihrer Rückreiſe nach der Stadt; allein daran war heute nicht zu denken! „Bei mir, bei mir müſſen Sie ſchlafen! ſagte Mathilde. Sie theilten unſer Unglück ſo großmüthig, und doch wollten Sie uns in unſerer Freude verlaſſen — dieſe nicht mit ertragen helfen? Nein, unter dieſes Dach iſt die Ruhe wiedergekehrt!“ Sie hatte auch der Alten nun auf einmal ſo viel zu zeigen, zu erzählen, und von ihrer intereſſanten Wirthſchaft vorzureden, daß dieſe ſich endlich gefangen gab, und von Marianens Geſundheit auf Zureden Aller das Beſte hoffen wollte.

Nach einiger Zeit ward indeſſen die letztere Beſorgniß völlig gehoben. Mariane ſelbſt kam mit Franzen nach Hainberg. Sie ſchien ſich wohl zu befinden. Die Nachricht von Alberten hatte ſie zwar ſehr ergriffen. „Aber der Schrecken und die Freude, ſagte ſie, haben mich wieder ſtark gemacht.“

Man weihte nun den Reſt des Tages dem Entzücken über den wiedergefundenen Sohn, und überließ es der Kraft des Weins, einen ſo ſchnellen Uebergang

vom Schmerz zur Freude unſchädlich zu machen. Selbſt Mathilde wollte ſich Kräfte trinken, um mit ihren Gäſten wieder froh zu ſeyn. Ihr Geſicht gewann an Intereſſe durch die demſelben noch eingedrückten Spuren von jenen gewaltſamen Erſchütterungen. Zwar ſchien ſie froher, flüchtiger und wilder als ſonſt, und weder Franz noch ein Anderer vermochte ſich einen zärtlichen Blick, eine ſanfte Antwort, oder einen Händedruck von ihr zu erwerben, da ſie alle Zärtlichkeit nur an Alberten, Marianen und der Finanzräthin ausließ; allein Wilibald ſah doch, daß ſeine Freundin mitten in den heiterſten Ergießungen zuweilen heimlich den Blick nach dem Himmel richtete, und demſelben tiefe, zitternde Seufzer der Rückerinnerung zuſendete. Dann blickte ſie immer ſtill herüber nach ihm, lächelte ihn liebevoll und ſchwermüthig an, und ſchien mit dem Schmelz ihres zärtlichen Auges ihm zu ſagen: „Du allein, mein Freund, weißt doch nur, und fühlſt es, was meine Seele litt. Du allein würdeſt mich verſtehen, wenn ich dir jetzt in einem zärtlichen Augenblick ohne Zeugen ſagen dürfte, wie mir iſt!“ Wilibald fand ſich im Gedanken an dieſe geheimnißvolle Mittheilung unausſprechlich glücklich.

Was ihm aber die höchſte Laune, und zugleich die ſchönſte und dankbarſte Stimmung für Mathilden gab, war ein Geſpräch mit dem Aſſeſſor, welches er mit der

entſcheidenden, geſpannten und auf Alles gefaßten Frage eröffnete: wie Franz mit Mathilden ſtehe?

„Biſt du bei Sinnen? ſagte dieſer verwundert. Habe ich jemals an ſo Etwas gedacht? — Aber in einigen Tagen wird es freilich richtig zwiſchen uns Beiden — nämlich zwiſchen mir und Luiſen; — vorausgeſetzt, daß du wenigſtens dies erlauben willſt!"

„Ungern ſo ſchnell!" rief unſer Held mit freudigem Erſchrecken. So froh nämlich die unerwartete Wendung ihn ſelbſt machte, ſo beſorgt ward er doch wegen dieſer übereilten Wahl ſeines Schwagers, der einen eigenſinnigen Geſchmack mit einer ſehr übeln Meinung von den Weibern verband. Er bat ihn, nicht ſo unbedachtſam zuzugreifen.

„Warum nicht? ſagte Franz: Von meiner Frau verlange ich gerade nicht viel — nicht einmal ſo viel als mir Luiſe offenbar liefert! Sie iſt ſchön, reich und anſtändig. Dabei ſpeiſt ſie gern Gekochtes, und gehört zu der großen Partei derer, welche behaupten, wer lange Suppe eſſe, lebe auch lange. Uebrigens iſt ſie wenigſtens nicht kannibaliſch geſinnt. Du wirſt an mir als Ehemann ein Muſter von Trefflichkeit zu bewundern haben!"

Das Mißverſtändniß zwiſchen Mathilden und Willbalden in der Stadt berichtigte Franz, nach einigen liſti-

gen Schwenkungen, und nachdem er den Verliebten hinlänglich gemartert hatte, folgender Gestalt: Die Gräfin hatte damals Wilibalden ſchon beim Ausſteigen aus dem Wagen kommen ſehen, und Mathilden vorgeſchlagen, ihrem theuern Gutsherrn durch den Aſſeſſor einen Kuß zu ſenden. Nach einer Abhandlung über die Pflicht eines Mädchens zum Küſſen, war es ihr endlich geglückt, Mathilden dazu zu bereden. Franz hatte von der Gräfin, zum Lohn für ſeine Beſtellung, das Verſprechen eines eignen Kuſſes erhalten, welchen das arme Mädchen bei ihrer Abreiſe in ſo großen Aengſten abzahlen mußte. „Die Sache, fuhr Franz fort, mag unter den Frauen Aufſehen gemacht haben. Denn einige Tage darauf, nachdem ich den Kuß unterſchlagen hatte, hörte mich die Gräfin, — vermuthlich auf Verlangen deiner Vielgetreuen, welche Verrath merken mochte, — förmlich darüber ab, auf welche Art ich meinen Kuß an den Mann gebracht habe, und wie es herauskam, daß die Sache brevi manu, durch einen tüchtigen Wurf an den Kopf, abgethan worden, ſagte ſie mir einige ſehr ernſtliche und harte Sachen darüber, daß ich ſo wenige Ehrfurcht für das Buchſtäbliche in dem Befehl einer Dame gezeigt habe. In der Folge verſöhnte ich die Gräfin wieder, und ſie verſchaffte mir, vielleicht nur um dich zu plagen, doch noch meinen Kuß. Dich ſelbſt aber hätt' ich nicht für ſo abergläubig gehalten!“

Jetzt fühlte unser Freund auf einmal Mathildens damalige Lage, ihre zarte Angst, ihre gekränkte geheime Liebe, und ihr Bedürfniß, sich ihm in einer traulichen Stunde zu entdecken. Er fühlte tief sein eignes Unrecht, und die traurige Möglichkeit, daß Mathildens Verschämtheit ihr vielleicht niemals verstattet haben würde, ihm, selbst oder durch die Gräfin, jenes Mißverständniß zu lösen, welches der unartige Franz bis diesen Augenblick unterhalten hatte. Daher ihre damalige Neigung zu Thränen; daher ihre Sehnsucht, jene böse Welt zu verlassen, von der sie sich verkannt sah; und daher ihr Streben nach dem treuen und wahren Herzen des Vaters. „O, dachte er, wie viel zarte Schonung verdient doch ein solcher Engel, der sein liebendes Herz eher verkannt und hart behandelt sehen, als die holde Scham beleidigen will! Und wie ungestüm und lieblos war ich!" Von Herzen verlangte ihn nach der seligen Zeit, wo er sich ihr schuldig ekennen, wo er das Sünderhaupt zu ihrem Busen neigen werde, um Buße zu thun.

Doch Abends, als sie stillflüsternd im traulichen Dunkel neben ihm stand, ließ er auf gut Glück einige anspielende Winke, über das Leben in der Stadt, über den unartigen Assessor, über die Kurzsichtigkeit des Menschen, und über die tiefe Reue ächter Liebe nach begangenen Uebereilungen, fallen. Sie hatte schon seit seinem Gespräche mit Franzen eine wichtige Veränderung an

ihm bemerkt, und die jetzigen Reden ließen sie nicht mehr daran zweifeln, daß hier ein heimlicher Sünder in der tiefsten Buße begriffen sey. Ihr dankbares Lächeln bewies, daß sie ihn verstand; und jetzt fand sein Herz sich vom Strahl des seligsten aller Augenblicke seines bisherigen Lebens getroffen, als er seine Hand von der ihrigen zum erstenmal mit geheimem Zittern leise umspannt, und heiß und zagend gedrückt fühlte.

Jeder liebende Jüngling, und jedes zärtliche Mädchen, die einst die gnidische Göttin würdig erfand, den Himmel ihrer allesdurchglühenden Nähe in den zuckenden Wonneschauern des ersten heimlichen Händedrucks zu ahnden, sind fähig, das Glück unsrer Liebenden nachzufühlen, und mögen unserm Freunde verzeihen, daß ihn die Macht desselben überwältigte, und er in Mathildens Ohr die sanften Worte, nur für leise Liebe hörbar, flüsterte: „Ewig, ewig Dein! — und keine Zunge spricht mir den Werth dieses Moments aus!" Die nie gehörten, ängstigenden Töne einer mächtigflammenden Leidenschaft verscheuchten die noch stumme Liebe ihrer blöden Jugend. Sie flog wieder dahin, und vermied ihn für den ganzen Abend; nur nicht mit ihren lieblichen Blicken. Er war ja ihrer Liebe gewiß, und seine ganze Seele war längst ihre Beute. In stummer Entzückung umarmte er Marianen einigemal, weil sie an ihrer Brust gelegen hatte;

und das verblühende Weib nahm ihn mit einem himmliſchen Lächeln auf.

Otto machte die Geſellſchaft auf den langen Michel, der unter allen Hausgenoſſen ſeine Freude über Alberts Rettung am lauteſten bezeigte, aufmerkſam. So oft er des Knabens habhaft werden konnte, hob und ſchwenkte er ihn über dem Kopf, und bat einigemal um Erlaubniß, Fritzen bei Gelegenheit mit einem Stein am Halſe im See verſenken zu dürfen. Er meinte, es werde der Obrigkeit nicht darauf ankommen, wenn er ihr und Fritzen ſelbſt dieſen Dienſt leiſte. Franz gab ihm vollkommnen Beifall.

Nachdem ihn Otto endlich mit Mühe von ſeinem Vorhaben abgebracht hatte, ſagte er: „Es iſt freilich wahr, was ſeyn ſoll geſchieht doch, und ich wußte ja das ganze Unglück ſchon ehe es geſchah. Und nun will ich Ihnen auch ſagen, warum ich geſtern gleich ſo ſehr erſchrak, wie Sie mich nach Alberten fragten. Es war, als wenn mich Jemand an den Kopf ſchlüge —"

„Ich wette auf einen Aberglauben!" ſagte Otto, und nickte Micheln freundlich zu. „Nur heraus damit!"

„Das Lachen haben Sie umſonſt! rief Michel. Daß ein Unglück paſſiren werde, wußte ich ſo gut als ein Anderer. Die Nacht vorher träumte mir, wir ſchnitten Korn. Ich war der Vorderſte, und ſtand an einem heißen ſteilen Raine. So oft ich einen Schnitt auswärts

that und mit der Sichel einschlug, um das verwirrte Getreide auseinander zu zerren, schien dieses nur immer dicker und verwirrter zu werden. Die Aehren hingen mir von oben herein in die Augen; die hintern Schnitter trieben mich; je mehr ich schnitt, je weniger konnt' ich mich des Korns erwehren; ich ängstigte mich in einem erschrecklichen Schweis ab, und konnte immer nicht auf die Höhe gelangen. Und Albert saß oben an der Höhe, wo ich hinan mußte, auf einem großen schwarzen Hund, und weinte über mich. Und der Hund machte gerade so glühende Augen wie Fritz wann er brüllt; und schnüffelte und blies immer, und wann er blies, hing das Korn immer mehr über mich herein. — Nun, das war doch etwas!"

Albert fand sich durch den Traum sehr gerührt, und fühlte über Michels Angst, die dieser mit Händen und Füßen ausmalte, das lebhafteste Beileid. „Du armer Michel, sagte er, ich müßte gewiß weinen, wenn ich dich in deiner Angst an dem heißen Raine säh. — Aber hör' — könntest du mir nicht einen solchen Hund verschaffen?"

Man scherzte mit Michels über den Traum. Jedermann athmete Fröhlichkeit und launige Lust. Spät suchten sie die Ruhestelle.

Wilibald mußte des andern Morgens den Kapellmeister von neuem über die Gräfin phantasiren hören.

„Ihr Auge, ſo klagte er, hat keinen Sonnenſchimmer mehr für den finſtern Regen meiner Thränen. Recht wie ein funkelnder Sonnenregen, ergoß einſt das Licht ihrer Blicke ſich über mein dürſtendes Leben. Erſt zog ſie mich zu ſich hin, mit magiſcher Gewalt, der auch ein Weiſer nicht widerſtanden hätte; — ach, wie oft ließen mich ihre ſanften Küſſe Alles hoffen, was ſie mir nun doch eine bange Ewigkeit hindurch verſagt hat! Einmal ſank ſie mir ermattet ans Herz, und ſchwur, ſie könne ſo großer Liebe nicht mehr widerſtehen. „Aber, ſagte ſie dann traurig, dem Manne, dem ich Alles gewähre, für den ich Heil und Gewiſſen aufs Spiel ſetze, muß nicht die Ruhe fremd ſeyn. Alles, was ich bin, könnte ich mir rauben, ihn zu beglücken, — nicht einzig das Leben; für den Freund wage ich auch die Sünde; aber, den Frieden ſeiner eignen Seele darf und will ich ihm nicht ſelbſt hinopfern, — und dies würd' ich!" — Ach dann bat ſie mich, zu fliehen!"

„Wie ſchön! ſagte Wilibald: Wie wahr! Und biſt du wohl der Mann, der ihren vollen Beſitz vor den Augen der Welt wie ein Mann zu ertragen vermöchte?"

„O, ſeufzte Minelli, ich fühle wohl, — was du nicht ahndeſt — welch entſetzlicher Schall mich in deinen ſanften Worten durchfährt! Aber, iſt es ſo: dann, ach ihr himmliſchen Mächte, laßt mich noch am warmen Strahle dieſer Herbſtſonne zerſchmelzen, laßt mein Herz

ſchon in der lockeren Erde ruhen, ehe ſie der erſte Nord wieder härtet.“

„Wenn der Menſch, ſagte Wilibald freundlich, ſich ſtark machte, wenn er recht ernſtlich wollte, ſo könnte er oft viel. Es gibt eine Reſignation, die von der ſtarken Seele mit mächtiger Hand erbauet wird, ohne deshalb Uebereilung in ihren Grundſteinen, oder Spuren der Gewalt in ihrem vollendeten Rieſenwerke zu tragen. Aber, wer ein ſchmachtendes Herz im wirbelnden Strome der Sinnlichkeit zu heilen verſucht, der wird es bald in die erſtickende Tiefe gezogen ſehen. Du athmeſt in einer ſchwülen Luft. Könnt' ich ſie doch in friſche, ruhigſtrömende Lebensluft umwandeln! Nicht dir, ſondern der Kunſtwelt gehört dein Leben — und du vergeudeſt es im Strudel der Unordnung!“

„Zeige mir das Bild außer ihr, erwiederte Jener, was meine Seele zu füllen vermag!“

Wilibald rief: „Die Kunſt, und ein liebes, reines Eheweib!“ Minelli wurde nachdenkend; dann umarmte er ſeinen Freund, und ſagte: „Ich habe eine Art von Bündniß im Werk.“ Er nannte ihm ein Mädchen. „Sie iſt engelrein und gut. Aber, ſie iſt ſchön und kalt — und es gibt für mich in der ganzen Natur nichts langweiligeres als dies!“

Da ſein Freund fortfuhr, ihm brüderlich zu rathen, ſo gab er endlich die beſten, erfreulichſten Verſprechungen.

Minelli's Hauptklage über die Gräfin war die, daß ſie ſeit einiger Zeit ſo ſehr am Grafen hange! Mit Mühe machte Wilibald ihm endlich die Lächerlichkeit dieſer Eiferſucht begreiflich.

Als er den Aſſeſſor über Marianens geſtriges Uebelbefinden befragte, runzelte dieſer die Stirn. „Deine Mutter, ſagte er, will es gern verſchweigen. Mariane iſt mit einer Art von Einbildung befallen worden, die ſich ſchon vor ihrer Verheirathung einmal geäußert hat. Nämlich: Ein Fräulein aus meiner Familie, deren Bild, unter dem Namen der Couſine Bertha, wie ein fürchterlicher Dämon in unſerm Hauſe Unglück ſtiftet, ſtarb vor zehn Jahren, — oder ſie wurde vielmehr in einer gewiſſen fernen Stadt lebendig begraben, — oder ihr Leichnam wurde ausgewühlt, oder geſtohlen, — oder er verſchwand: kurz, man kann der Sache nicht auf die Spur kommen, und wir halten ſie in der Familie ſehr geheim! Durch eine Unvorſichtigkeit bekam Mariane damals einen Brief, der dieſe Geſchichte enthielt, in die Hände, als ſie noch ein Kind, und gerade fieberkrank war. Sie fing darüber an zu phantaſiren, und der Brief ließ einen ſo ſeltſamen, unauslöſchlichen Eindruck zurück, daß ſie in einer Krankheit, die ſie einige Jahre nachher überſtand, glaubte, und in der Fieberhitze feſt behauptete, ſie ſelbſt ſey die begrabene Couſine Bertha. Dieſe Phantaſie hat ſich geſtern zum zweiten Mal, doch ſchwächer, an ihr gezeigt.

Ihre gegenwärtigen Umstände, die wohl dem Leben und ihrem so gar zarten Körper eine ungewöhnliche Spannung geben mögen, haben wahrscheinlich dies üble Ereigniß bewirkt, welches mit ihnen sich ändern wird.

Wilibald erschrak, und erzitterte im Innersten vor dem tiefen Grame, der seinem und dem Herzen seiner Freunde drohte. Doch des Assessors Hoffnung, die der Arzt bestätigt hatte, daß die Schwangerschaft diesen traurigen Umstand heben werde, mäßigte seine Besorgniß; und Marianens große Heiterkeit, und ihre eignen zärtlichen Versicherungen eines vollkommenen Wohlseyns, stellten ihn einigermaßen zufrieden.

Man zog hinaus, um die Ernte zu begrüßen. Endlich wogten ihre goldnen Halmen der Sichel entgegen, und das freundliche Anschließen der Menschen an einander wies auf jenen großen, göttlichen Zeitpunkt hin, da einst die allbeglückende Ceres die wilde Menschheit mit Jubel durch das freundliche Thor der Gesellschaft zuerst einführte. Das rege Leben in den Feldern, die Reihen der emsig arbeitenden Menschen, die friedlichen Gruppen der Ruhenden, das Jauchzen der muthwilligen Jugend in der Nähe und aus den weiten Fernen her, das freudige Lächeln so mancher ehrlichen Physiognomie, deren Mund sich im voraus zum Loblied auf die langersehnte, endlich erlangte Ernte öffnete, und im Geiste schon das neue Brod anbiß, — und der Genius des Reichthums

und Wohlſtandes, der jetzt über den Fluren ſchwebte, begeiſterte Jedermann, und verjagte auf eine Zeitlang den traurigen Gedanken, daß nach wenigen Tagen über alle die ſegenvollen Gefilde eine öde Leere ſich lagern werde, von nichts mehr erheitert, als vom ſeltnen Tone weitzerſtreuter Hirten und vom Geläute der einſamen Schafheerden.

Die jungen Schnitterinnen brachten der Geſellſchaft Erntekränze, ſteckten ihr große Sträuße an, und putzten ſie mit bunten Bändern aus, um beſchenkt zu werden. „Wer Kränze liebt, ſagte Mariane, dem empfehle ich vor allen den Erntekranz! Er hat für mich etwas beſonders Rührendes. Seine ganz eigne Zuſammenſetzung aus allen Arten von Getreide, Vogelbeeren, Knoſpen, Blüthen, Blumen, Obſt und Bändern, thut, bei der grellſten Farbenmiſchung, doch dem Auge ſehr wohl. Jeder neue Tag ſtellt ihn in einer andern Farbe dar. Eine friſche Farbe nach der andern verbleicht; ſein Unverwelkliches, im Kontraſte mit dem verdorrenden Laub und Blumenwerk, erregt täglich eine neue Betrachtung in mir. Nur das Reife daran hat Dauer, und ſtrotzt blaßfarbig, aber kräftig hervor. Alles Blühende legt ſich endlich fahl und welk an die Schnur an. Zuletzt geht eins nach dem andern unter. Selbſt die Bänder wehen nicht lange ſo luſtig. Die feuchten Säfte des Kranzes durchziehen ſie, und die zehrende Herbſtluft bleicht ihre

Farbe aus. Da hängen wir endlich den Kranz seufzend und mißmuthig über die Thorhalle; die Spinnen wohnen darin; die Goldammer kennen ihn aus; im ersten Sturme des Winters ist er schon zerflattert!"

Mittags nach dieser Kranzoperation zog alles jubelnd und schreiend in Hainberg zum Schnittermahle ein, und Nachmittags fuhren Witibalds Freunde sämmtlich wieder nach der Stadt zurück, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Nur Plinius blieb noch, um auf der Ruine einige angefangene Zeichnungen zu vollenden.

Des Verwalters Ernte war im schönsten Zuge, und Witibald ging daher bald weiter, um zu sehen, wie weit sein Nachbar Otto schon vorgerückt sey. Es war ein warmer Tag; den Himmel bedeckten einzelne kleine Wolkenstreifen, weiß wie Milch, durch welche die Sonne mit halber Gewalt schimmerte; ein wahrer schöner Erntetag!

Otto saß auf einem Hügelchen, und überblickte heiter das lange Getreide, hinter dem seine Schnitter kaum sichtbar waren, und welches stehend noch weiß, liegend aber goldgelb schimmerte. — „Sehn Sie doch, rief er dem Kommenden zu, und blickte gen Himmel: Sehn Sie nur dieses herrliche Getreide! Wie gnädig ist doch das fürchterliche Gewitter über unserm Haupte und unsern Augen hingeflogen! Wir sammeln eine sehr reiche Ernte ein.

Das weiß ich nun ſchon ſeit einigen Stunden. Und ach, mein Kind!"

Sie ſetzten ſich traulich neben einander und drückten ſich die Hände. Nach einiger Zeit that Otto ſelbſt den Vorſchlag, ihm in wenigen Worten das Vorzüglichſte ſeiner Geſchichte mitzutheilen. Sein Freund, dem nichts erwünſchter ſeyn konnte als dies, umarmte ihn, und Otto fing an.

„Wenn Sie Frankreich für mein Mutterland hielten, ſo irren Sie nicht. Mein Name iſt Saint Alban. Der Letzte außer mir von dieſem einſt berühmten Geſchlechte, mein Bruder, fiel noch vor wenigen Jahren als eins von jenen traurigen Opfern unter jenen Tauſenden, die der erwachte Geiſt meines Vaterlands mordluſtig zur blutigen Sühne forderte. Ich ſelbſt kam ſchon in meinem funfzehnten Jahr in deutſche Kriegsdienſte, nachdem ich einige Zeit vorher meine Aeltern verloren hatte, durch deren Teſtament mein älterer Bruder dazu auserſehen war, die väterlichen Güter, die in der Gegend von Marſeille lagen, zu übernehmen.

Ich hatte meine militäriſche Laufbahn ſehr jung betreten; eine einnehmende Geſtalt, ein äußerſt lebhafter Geiſt, und eine glänzende Erziehung, wodurch damals meine Landsleute ſich faſt vor allen übrigen Nationen

auszeichneten, führten mich schnell weiter, und stellten mich in den Sonnenschein großer Kennerlonen. Unter der Leitung eines würdigen Generals, und bei der Begünstigung so vieler Stunden der Muse, die einem Offizier zu Theil werden, legte ich mich mit möglichstem Fleiß auf die Sprache des Landes, und bald auch selbst auf die höheren Wissenschaften und Künste. Meine große Jugend hatte mich noch keine Vorurtheile wider Deutschland annehmen lassen, und da überhaupt mein Geist in einer ernstern Richtung fortschritt, als man gewöhnlich bei jungen Franzosen findet, so machte ich sehr bald die deutsche Gründlichkeit zu meinem Ideal, und ging hierin so weit, daß ich gegen die damalige Oberflächlichkeit der französischen Philosophie, und die leichten Formen der Kunst in meinem Vaterlande, einen wahren Widerwillen schöpfte, und oft bei manchen literarischen Notizen aus Frankreich ein mitleidiges Achselzucken nicht zurückhalten konnte.

Ich hatte das Glück, die beste Gelegenheit zur Auszeichnung in meinem Dienste zu finden; und die Kriegsgöttin begünstigte mich so sehr, daß ich in meinem fünf und zwanzigsten Jahre bereits eine Kompagnie erhielt.

Wenn gleich die Kriegswissenschaft nicht mein Lieblingsstudium ausmachte, so hatte ich doch darin große Fortschritte gethan; und diese Kenntnisse erwarben mir einen sehr eifrigen Freund an einem jungen Graf von

Reinalt, welcher als Hauptmann bei meinem Regimente ſtand, und faſt gleiche Karriere mit mir gemacht hatte. Er ſuchte mit edler Unruhe mir ähnlich zu werden, um ſein ſchnelles Avancement, welches er zum Theil den Verdienſten ſeines Vaters, eines der vornehmſten Officiere der Armee, verdankte, vor der Welt und ſeinem eignen Gewiſſen zu rechtfertigen, da er ſich in mancher Rückſicht noch hinter mir glaubte. Wir fühlten uns bald von den Banden der innigſten Freundſchaft umſchlungen, und eilten der Vollkommenheit entgegen.

Ein Gut des Grafen, wo ſeine Mutter mit ihrer einzigen Tochter wohnte, lag nur wenige Stunden weit von unſerm Standorte. Durch die Bekanntſchaft dieſes liebenswürdigen Mädchens füllte ſich ſchnell eine Leere in mir aus, deren Daſeyn ich erſt im Moment ihres Verſchwindens empfand, wo das reizende Frauenbild mir gegenüber erſchien, um mit ſüßer Gewalt in mein Herz zu dringen. Nie hat wohl die Liebe ihre Opfer ſchneller gefeſſelt! Nie hat ſie mächtiger auf zwei Weſen gewirkt, als auf Sophien und mich! Warum hätten wir auch ihrem beglückenden Rufe nicht willig folgen ſollen! Die Mutter erklärte mir täglich, daß mein Umgang eine Hauptfreude ihres Lebens ausmache. Der Vater, dem ich einige Mal nahe geweſen war, hatte gegen ſeinen Sohn geäußert: wenn ein Menſch im Stande wäre, ihn von ſeinen Vorurtheilen gegen meine Nation völlig zu

heilen, so sey ich es; und er rathe seinem Sohne, meine Freundschaft zu suchen. Dieser Sohn hing mit ganzer Seele an mir. Stand, Geburt und ein beträchtliches Vermögen berechtigten mich ebenfalls zum Besitze der schönen Gräfin. Daher gaben wir uns einer unbegränzten Liebe hin, und unsere heißen Küsse und theuern Schwüre ewiger Treue ließen uns ein niegeahnetes Glück fühlen, dessen höchster Gipfel in reizender Nähe vor uns zu liegen schien.

Unerwartet sahen wir dieses Glück durch einen Brief des Grafen plötzlich zerstört, worin er seiner Familie meldete, und ziemlich trocken erklärte, er habe eine eheliche Verbindung zwischen Sophien und einem Baron Falland völlig abgeschlossen, welches er Sophien zu ihrer Nachricht bekannt mache. Dieser Baron war bereits ein hoher Vierziger, seinem Innern und Aeußern nach ein unangenehmer, für Mutter und Tochter sehr widriger Mann. Er hatte vorher noch eine Reise von mehreren Jahren zu machen, ehe er seine Verbindung vollziehen konnte. Auf Sophiens Neigung, auf ihre zarte Jugend und das Alter des Barons, welchen sie überdies nur ein einziges Mal gesehen hatte, nahm der Brief nicht die geringste Rücksicht; er führte nur die Sprache eines rauhen Kriegsbefehls. Einzig durch den unermeßlichen Reichthum des Barons konnte der Graf, der ihn sonst wenig

geschätzt hatte, zu dieser unnatürlichen Verbindung verleitet worden seyn.

Die erblaßte zitternde Geliebte theilte mir diese Nachricht in ihrem Garten mit, wo ich ihrer Umarmung unter den Rosen entgegen harrte. Die Schilderung, die sie mir dabei vom Unwerth ihres Bräutigams, und vom Starrsinn des Grafen in Rücksicht seines einmal gegebenen Wortes, machte, erschütterte mich so, daß ich ihr trostlos ans Herz sank. Wir überließen uns der traurigen Verzweiflung um so mehr, da die Möglichkeit einer Zerstörung unserer Liebe uns nie in den Sinn gekommen war. Desto mächtiger zog jetzt die Leidenschaft zum ersten Mal gegen das Werk ihrer Störung ins Feld. An der Hand einer neuen, durch die Treue erzeugten Hoffnung siegte bald die Zärtlichkeit über den Schmerz. Unsere Küsse trockneten unsere Thränen; die Macht der Sinne vereinigte die Unglücklichen — und wir ahneten nicht einmal, daß wir gefallen waren!

Einem Träumenden gleich, in Liebe und Sehnsucht verloren, und im Innern ergrimmt, wie ein Löwe, dem man die Kinder rauben wollte, kam ich in die Stadt zurück, als eben der Graf, mein Freund, im Begriffe war, mit andern Officieren nach einem benachbarten Lustorte zu reiten. Man ließ nicht ab, bis ich von der Gesellschaft zu seyn versprach. Unser ziemlich langer Hinweg brachte mich wieder mehr zu mir selbst. Ich beschloß,

mich morgen sogleich meinem Freunde und dessen Mutter ganz zu entdecken, und ihre Hülfe zu erflehen. Diesen Gedanken faßte ich jetzt fest; und doppelt wohlthätig war meinem Herzen jede Aeußerung der Zärtlichkeit, die mein Reinalt mir bewies. Die Hoffnung, daß alles gut werden könne, ließ mich meine Fehler übersehen.

Unsre Gesellschaft, welche aus lauter Freunden bestand, ergab sich einige Zeit der frohen Laune in schöner Eintracht. Allein die Hitze des Tages lud zum Trinken ein, und der Graf that, was er, im Bewußtseyn einer ihm eignen außerordentlichen Heftigkeit, sonst immer sehr sorgfältig vermied, er betrank sich, und gerieth bald mit einem seiner vertrautesten Freunde in Streit. Vom Hader erglühte der Wein, und aus der Gluth des Weins schlug endlich die zischende Flamme der Wuth empor. Da sein Freund völlig schuldlos war, und ich mir gleich Anfangs vorgenommen hatte, den Grafen heute nicht in Händel gerathen zu lassen, so nahm ich mich des Gegners mit möglichster Wärme an, und wie sie schon die Degen zogen, hielt ich den Grafen fest. Dadurch leitete ich seine ganze Wuth auf mich selbst. Er ließ von Jenem ab, und nachdem er mich mit den unbilligsten Vorwürfen überhäuft hatte, verlangte der Ungestüme, daß ich ziehen solle. Niemand vermochte mich jetzt zu schützen; denn die Vernunft war unter uns schon zum Fremdlinge geworden. Ach, das giftige Ungeheuer des Trunks

brach über uns herein, und die Mordluſt, die ihre Opfer aus der menſchlichen Geſellſchaft in dieſe Einöde entführt ſah, wetzte den Zahn auf das hülfloſe Freundesleben. Meine Thränen waren ſein Geſpötte. Mehrere von der Geſellſchaft wollten ihr Heil an einander verſuchen, und ſchalten mich einen Feigen. Dadurch, daß ich weder dieſer Verſpottungen noch die ſchimpflichen Namen achtete, die der Graf wider mich ausſtieß, erbitterte ich den letztern ſo ſehr, daß er, lechzend nach meinem Blute, mich durch den linken Arm ſtach. Ich blickte ihm ernſt und wehmüthig ins Geſicht, zog, und ſtellte mich zu meiner Vertheidigung. In dieſem Augenblicke ſtürzte ſein erſter Gegner, erſchrocken über meine Miene, herzu; und indem er mit dem Degen zwiſchen uns fuhr, rannte ſich der Graf, wie ein wüthendes Thier, den meinigen in die Bruſt, und ſank um.

Mit Gewalt verband man mir den Arm nothdürftig, und riß mich hinaus und aufs Pferd. Es war mehr Zufall als Vorſatz, daß ich die Gränze glücklich erreichte. Dorthin brachte mir mein Bedienter Geld und die Nachricht von meinen Freunden, daß der Graf ohne Hoffnung auf dem Sterbebette liege. So lange ſich ſein Leben oder Tod noch nicht entſchieden hatte, war auch mein eignes Schickſal zweifelhaft. Bis zu dieſer Entſcheidung beſchloß ich in dem Dorfe, wo ich an meiner Wunde krank lag, zu bleiben. Schnell verſchlimmerten

ſich meine Nachrichten, und bald kam die Todespoſt. „Unſer Freund, ſo ſchrieb man mir, hat noch vor ſeinem Tode ſelbſt die kräftigſten und rührendſten Zeugniſſe von deiner Unſchuld abgelegt und ſeinem Vater zugeſchrieben. Allein, weder dieſe, noch die Ausſage aller Anweſenden vermögen etwas gegen die wüthende Rache des Vaters, und gegen die Macht ſeiner wichtigen Familie. Dein Vertheidiger hat bereits erklärt, das Höchſte, was man erlangen könne, werde ſeyn, daß die Sache liegen bleibe; an Rückkehr aber ſey vor der Hand nicht zu denken.“

Während deſſen hatte mein beherzter Diener ſich auf das gräfliche Schloß gewagt, und brachte mir auf mehrere Briefe an Sophien eine Antwort, die meinem ganzen übrigen Leben die entſcheidendſte Richtung gab. Sie ſchrieb mir, daß ſie ihren unglücklichen Bruder noch geſprochen habe. Durch die Schweſter ſende er mir ſeinen theuern Todesgruß, und die flehende Bitte, ihm zu verzeihen. Auch die Mutter ſpreche mich von aller Schuld frei, und weine ſanft über mich und ihn. Sie ſelbſt werde, und könne niemals aufhören, den unſchuldigen Mörder ihres Bruders zu lieben; und wenn gleich die Schweſter mit ihrer Liebe mich nicht mehr wahrhaft glücklich zu machen vermöge, ſo ſey und bleibe ſie doch mein unumſchränktes Eigenthum, und fordere auch von mir ausdrücklich die unwandelbarſte Treue bis in den

Tod. Das holde Mädchen! Aus Liebe für meine Sicherheit wollte ſie mir nicht wieder ſchreiben, und befahl mir, ſogleich meinem Vaterlande zuzueilen. Doch bat ſie mich, ihr auf ſichern Wegen Nachricht von meinem Leben mitzutheilen, und ihrentwegen ſo lange ruhig zu ſeyn, bis ſie mir eine Aenderung unſeres Schickſals melden werde.

Der ruhige Ton ihres Briefs, der eine hohe Zärtlichkeit, eine ewige, feſtgegründete, unermeßliche Liebe ausſprach, begeiſterte mich zu nie gefühltem Muthe, und ſchuf im Innerſten meiner Seele den feſten Entſchluß, das Leben mit ſeinen Kämpfen tapfer und treulich fortzuſetzen, und nach dem Beſitze dieſes erhabenen Weibes ſo lange muthig fortzuringen, bis das Schickſal meine Kräfte lähmen werde. Ich empfahl den Freunden meine Sache, nahm mir aber vor, nicht zuerſt nach Frankreich zurückzukehren, ſondern unter dem angenommenen und bis jetzt geführten Namen Otto, eine groſse Reiſe zu machen. Die nöthigen Treffungspunkte gab ich vorher meinen Freunden an, und bat dieſe, mir nur dann zu ſchreiben, wann in meinem oder Sophiens Schickſale ſich etwas Weiteres ereignen werde. Mein Bruder mußte mir hierauf die Reiſegelder anweiſen, und ich trat meine Wanderung mit beruhigtem Herzen an.

Aber meine Ruhe, welche einzig das groſse Beiſpiel meiner Freundin bewirkt hatte verließ mich bald, und

keine Reise vermochte das Bittere des Andenkens an den gemordeten Freund und die verlorne Geliebte zu mildern. Schon bei jedem Zusammentreffen mit Militärs, ja in allen großen Gesellschaften, in jeder großen Stadt, kurz überall, wo ich an mein voriges Leben erinnert ward, fiel sogleich der Kummer zentnerschwer auf mein Herz zurück. Doch am unglücklichsten fühlte ich mich Anfangs in Gesellschaft schöner Weiber, wo der Schmerz über die verschwundene Liebe mich gewöhnlich bald wieder in die Einsamkeit trieb.

Bei dem allen fand ich, daß meine Reise für die Erweiterung meiner Kenntnisse von großem Nutzen sey; und was insbesondere die Menschenkunde betrifft, so hatte wohl selten ein Reisender bessere Gelegenheit zur unbefangenen Ansicht des Menschen überhaupt gehabt, als ich, bei meinem jetzigen gänzlichen Mangel an Sinn für menschliches Vergnügen, wodurch sonst gewöhnlich die Beobachtungen der Reisenden eine grose Parteilichkeit und leidenschaftliche Einseitigkeit erhalten. Ueberhaupt scheint mir für eigentliche Reisebeobachtungen eine ernste Stimmung des Gemüths weit geschickter als eine üppig strömende Lebenskraft, da das Reisen schon an sich den Menschen so sehr zerstreut.

Meine Freunde ermahnten mich noch immer zur Geduld, und hielten mich mit schönen Trostgründen hin. Ich war bereits im sechsten Jahre meiner Reisen begrif-

sen, als ich zu Toulon landete um meinen Bruder zu sehen; und dort fand ich endlich einen Brief von Sophien, worin sie mir meldete, daß ihr Vater die Kriegsdienste verlassen habe, um auf seinen Gütern zu leben. Der Baron hatte seine Reise noch immer nicht geendigt. Man erwartete ihn erst nach einem Jahre zurück, wo ihm dann Sophie angetraut werden sollte. Der alte Graf hatte seit einiger Zeit mit größerer Ruhe von mir gesprochen; und da von seiner Gesinnung fast einzig der Gang meiner Sache abhing, so glaubte Sophie jetzt einen heitern Punkt in unserm Schicksale zu sehen. Desto schrecklicher war ihr die herannahende Ankunft des Barons. Sie fühlte, daß seine Gegenwart sie zu Grunde richten werde, und kämpfte mit allerlei verzweifelten Entschlüssen. Dieses und andere Umstände hatten sie auf den Gedanken gebracht, mir am dritten Orte, bei einer Verwandten, eine Zusammenkunft zu gewähren.

In ein neues Leben riß mich dieser Brief wieder empor; und das schöne, noch nicht erloschne Streben nach Glück, flammte lebendiger im Herzen auf. Da die Zeit der Zusammenkunft noch ferne war, so reiste ich vorher zu meinem Bruder, um meine Geschäfte zu berichtigen.

Das Vaterland umgab jetzt den Wiederkehrenden; seine blühenden Fluren und köstlichen Lüfte waren noch die alten; aber der Geist hatte sich vermummt und ge-

schwärzt. Alles schien im Todesschlummer begraben; aber jedes Auge schielte nur, betrügerisch und klaffend gespannt, nach dem Nächsten hin, ob er endlich die Mordfaust balle. Rings um den verfinsterten Horizont des Staats leuchteten schon die Zeichen der schrecklich heranstürmenden Zeit, und wie ein ferner Donner murmelten der Freiheit Kriegestöne über die Nation hin.

Mit dem bittersten Schmerz betrachtete ich die Veränderungen, die auch mein Bruder vom herrschenden Zeitgeist erlitten hatte. Wir kannten zwar von jeher einander nur als verträglich: Verwandte und Kinder Eines Vaters, nie als vertraute Freunde; allein seine jetzige Denkungsart mußte uns vollends von einander entfernen. Seine Industrie und große Konnexionen hatten ihn in jener Gegend zum reichen und bedeutenden Manne gemacht. Sein Aristokratism war völlig bestimmt; und sein Hang zu der wüthendsten Parteigänzerei schien so schrankenlos, daß ich ihn für verloren gab, sobald ich mir den Sturm im Ausbruche dachte. Er ahndete kaum das Unglück, dem das blühende Frankreich bald unterliegen sollte; und alle meine Prophezeihungen und Warnungen, alle Rathschläge zu seiner Sicherheit, waren umsonst.

Mein guter Genius ließ mich hier das Beste erwählen! und leider hat die Folgezeit meinen Konjekturen das Siegel der Bewährung aufgedrükt. Da des Bru-

ders Gesinnung es mir unmöglich machte, ihn zu retten, so ergriff ich desto begieriger die Mittel zur eignen Rettung, und beschloß, mich um jeden Preis mit ihm auseinander zu setzen, wobei ich dann keiner Schwierigkeit und keines Verlusts achtete. Und wohl mir! ich erreichte meinen Zweck; ja ich war so glücklich, mein Vermögen nach kurzer Zeit bei einer deutschen Handelsstadt in vollkommne Sicherheit zu bringen. Mit blutendem Herzen rief ich mein Lebewohl über Frankreich. Ach, noch im jetzigen Augenblick ist das schallende Hohngelächter, welches mein unglücklicher Bruder über meine Ahndungen bei unserm Scheiden aufschlug, die fürchterlichste Rückerinnerung, die mein Gemüth kennt. Uebrigens bezeichnet es auch sehr richtig die damalige Stimmung der meisten Franken.

Der ersehnte Tag unserer Zusammenkunft nahte nun heran, und ich flog auf den Schwingen der Liebe dem bezeichneten Orte zu. Meine Sophie war mir vorgeeilt, und der Zufall ließ mich sie nah am Schloß ihrer Freundin in einem kleinen Lustwalde überraschen. Thätigkeit, unruhig bewegtes Leben, und die Lüfte verschiedener Himmelsstriche hatten mich zum Mann ausgebildet. Sophie war zur vollendeten Schönheit aufgeblüht. Wir flogen einander in die ausgebreiteten Arme — ach, mit einer Liebesgluth, die uns alle Schmerzen einer sechsjährigen Trennung, ihren ganzen, ewigen Zwischenraum,

den Inhalt unserer verlebten Tage, und alles, alles verschwand, was noch außer unserer Liebe existierte. Stundenlang blieben unsere Reden unzusammenhängend. Nur die Töne wiedergefundener Liebe und die Schwüre der Treue drängten sich in Ausrufungen, Seufzern und Küssen von unsern Lippen; und hier weihte die Liebe ihre Unglücklichen abermals zum Opfer der Lust.

Mit diesem Augenblicke hebt unser ernsteres Leben und ein beständiges Teilen an.

Unter heißen Mutterthränen entdeckte mir Sophie auf dem Wege nach dem Schlosse, daß durch unsere ersten Umarmungen einem Schmerzenskinde das Daseyn gegeben worden, — daß ihre Frucht Mathilde gewesen sey. Sie hatte sich ihrer Mutter entdeckt, und diese war unsere Freundin geblieben. Ihre Schwangerschaft war verheimlicht worden und die Niederkunft sehr glücklich auf einem weit abgelegenen wüsten Schlosse geschehen, wo jetzt eine gute Alte, unter der Leitung eines würdigen Priesters, Mathilden erzog. Aus Sorgfalt für meine Ruhe hatte mir das liebende Weib alles verschwiegen.

Mein starrer Schrecken über diese nicht geahnete Erscheinung, über unsere neuen Verirrungen und alle jene fürchterlichen Bilder, die jetzt aus der Zukunft sich mir entgegen drängten, konnte die Freundin nur auf kurze Zeit zum gemeinschaftlichen Jammer herabstimmen. Das

große Weib! Bald trocknete sie ihr schönes Auge wieder zum heitern Blick. „Geliebter! rief sie, und drückte mich Verbrecher fest an ihr treues, von neuem entzündetes Herz: Dein Weib war zu glücklich — o, sie ist zu selig, als daß sie den theuern Verirrungen unserer Liebe fluchen könnte! Mißgönne mir es nicht, die Last unserer Schuld allein zu tragen. Sie macht ja mein einziges Glück aus! Die Folgen seyen auch die schrecklichsten — ich fühle keine Reue, als die deinige! Laß mich auch deine Reue allein tragen; mit ihr wird doch ewig ein reines Glück im Busen wohnen, — das Glück, dein zu seyn! Dieser Augenblick stärkt und veredelt die Kräfte meines Lebens. Was kann unsere Liebe erdulden, das ihr nicht zum Voraus schon tausendfach ersetzt wäre! Und irdische Verhältnisse, und menschlicher Wille sollen und können ja doch das Bessere von uns nimmer trennen!“

Wer könnte ein liebendes Weib, die, fern von allem Leichtsinne, nur in die stille, tiefe Fluth ihrer eignen Liebe sich versenkt, nur in ihrem Geliebten athmet und fortlebt, — wer könnte sie so herzerhebende Worte reden hören, ohne sich in ihre Begeisterung mit einzumischen! Wir schwuren aller Verzweiflung den Tod. Wir weihten einander das Leben zum Eigenthum, und gelobten uns feierlich, in immerwährender Lebenslust auszuharren, der sinnlichen Liebe zu entsagen, alles willig zu

dulden, was über uns ergehen werde, und getrennt oder vereinigt, unser übriges Leben so lange als eine Handlung der Reue zu betrachten, bis die himmlische Macht alle Folgen unserer Fehltritte mit gnadenreicher Versöhnung werde enden lassen.

Es war ein edler Schwur, mein Freund! Und bis diesen Augenblick, wo das Schicksal jene Versöhnung zu winken scheint, haben wir ihn redlich gehalten. Sophie führte mich zu ihrer Mutter, die uns mit Thränen ans Herz nahm und segnete. Ach, sie wußte nicht alles, was sie uns zu verzeihen hatte! Aber, lassen Sie mich bei diesen Scenen verübereilen!

Der Graf liebte Sophien, als sein einziges noch übriges Kind, mit einer gränzenlosen Zärtlichkeit, die sich aber freilich nur auf eine egoistische Art, und einzig in der Sorge für ihr äußeres Glück zeigte. Indessen schöpften wir hieraus doch einigen Muth, und beschlossen, daß ich mich nahe an der Gränze aufhalten, und von dort aus einen schriftlichen Versuch machen sollte, ihn zu versöhnen. Im Fall des Gelingens, und sobald man hoffen durfte, daß der Graf meinen Anblick ertragen werde, wollten dann Mutter und Tochter ihn hierauf vorzubereiten, sein Herz zur Verzeihung zu bewegen suchen, und ihn nach und nach mit unserer Liebe bekannt machen.

Ich reiste ab, um meine Mathilde zum ersten Mal ans Herz zu drücken. Das zarte üppig aufblühende Bild der Mutter erschien mir im schönsten Wachsthum, unter der besten Pflege. Ihren Lippen entlockten meine Liebkosungen den süßen Vaternamen, dem meine Seele in niegeahnetem Entzücken lauschte. Aber, lange hier zu verweilen, war bedenklich; ich mußte mich mit Geduld dem Schicksale fügen und nach dem Orte meiner Bestimmung abreisen.

Es verging fast ein Jahr, ehe ich Nachricht von meiner Sophie erhielt. Sie meldete mir, daß mein Brief an ihren Vater leider nur die schlimme Wirkung gehabt, den alten Schmerz wieder heftiger zu entzünden; der Graf habe gebeten, ihm meinen Namen niemals wieder zu nennen, wenn man nicht seinen früheren Tod herbei führen wolle. Er sey seit einiger Zeit schwach und kränklich. Uebrigens waren unsere damaligen Besorgnisse nur allzugegründet gewesen. Bald nach unserer Trennung hatte Sophie sich schwanger gefühlt. Ihre und der Mutter Leiden und Besorgnisse schilderte Beide mir mit einer Schonung für mich, die mein geängstetes Herz noch empfindlicher traf, und die meine Neigung gegen die Mutter zur tiefsten Verehrung, und die Liebe für Sophien bis zum religiösen Gefühl erheben mußte. Das Verbergen jener Umstände vor dem Grafen war

ſehr ſchwer geworden, und nur mit gröſter Anſtrengung hatte Sophie die Erlaubniß, zu ihrer Freundin zu reiſen, erhalten, wo ſie dann glücklich, doch diesmal nach unſäglichen Leiden, mit unſerm Albert niedergekommen war, und dieſen der Sorge ihrer edeln Freundin übergeben hatte. Geſund, und geſtärkt durch die Liebe zu ihren Kindern, war ſie in das väterliche Haus zurückgekehrt, wo ſie bei dem kranken Vater — den Baron antraf. Der Graf, der eine groſe Beruhigung darin fand, ſeinen Geſchlechtsnamen unverleſcht zu erhalten, hatte indeſſen den Baron dazu vermocht, mit dieſem Namen den ſeinigen zu vertauſchen; und der eigennützige abgelebte Wollüſtling ging jede Bedingung willig ein, unter welcher er des Grafen Erbe werden konnte. „Alle Verſuche, ſchrieb ſie, meinen Vater von dieſer Verbindung zurückzubringen, ſind mir mißglückt. Selbſt die Mutter bittet mich nun mit Thränen, meinem unvermeidlichen Looſe zu folgen. Bekenntniß der Wahrheit, Flucht, ja ſchon eine längere Weigerung, würden meinem ſchwachen Vater den Tod bringen. Schrecklich nah iſt der Augenblick gekommen, wo ich, um keine Vatermörderin zu ſeyn, dir, mein Freund, und allem was ich liebe, auf immer körperlich entſagen; von meinen Kindern mich auf ewig trennen, und dem Manne angefeſſelt werden ſoll, den ich nur verachten kann!“ Sie ſchwur mir beſtändige Treue, ergoß aber zuletzt ihr überwältigtes Herz in den

bitterſten Klagen. Das meinige erſtarb in ihrem Schmerz — doch nur, um reiner wieder aufzuleben!

Ich faßte mich; und, mit vollem Bewußtſeyn, und aus dem Innerſten meiner Seele äußerte ich ihr das unbedingte Verlangen, daß ſie gehorſam ſich fügen und des Vaters Willen vollziehen möge, da unſer eignes Glück doch einmal zerriſſen ſey. Dabei verſprach ich, mich niemals zu verehlichen, ſondern mein ganzes Leben nur unſern Kindern zu weihen, und im Andenken an unſere Liebe meine einzige Freude zu ſuchen. Alles was nur die Liebe Ueberredendes hat, bot ich auf, um ſie über meine Gemüthsverfaſſung und die Zukunft ihrer Kinder zu beruhigen. Als ich meinen Brief abgeſchickt hatte, fühlte ich mich ruhiger als ſeit langer Zeit; und nun traf ich ſogleich Anſtalt zu neuen Reiſen, welche theils eine bequemere Dispoſition über mein Vermögen bezwekken, theils mich einen Ort finden laſſen ſollten, wo ich künftig mit meinen Kindern wohnen könnte. Vor meinem Aufbruche hatte ich noch das Glück, Mathilden und ihren Bruder durch die Veranſtaltung jenes rechtſchaffenen Geiſtlichen unter Einer, und zwar der vortrefflichſten Pflege zu wiſſen, die mir wegen der Erziehung der Kinder keine Sorge übrig ließ.

In Venedig erhielt ich Briefe von ihr. Es war geſchehen. Vor der Trauung hatte ſie ſich mit dem Baron erklärt, und Urſache gefunden, mit ſeinem Betragen

völlig zufrieden zu seyn. Die Sache selbst konnte und wollte er zwar nicht ändern; allein er ging sehr gern den sonderbaren Vertrag ein, daß beide Eheleute in keiner andern als in schriftlicher Verbindung stehen, übrigens aber sich, so weit es möglich, niemals sehen wollten. Wirklich war er eine Stunde nach der Trauung zu einer von seinen ältern Freundinnen abgereist, und Serbie befand sich, nach wie vor, im älterlichen Hause, froh darüber, daß es nun endlich in ihrer Macht stand, mir ewig treu zu bleiben.

Die Geschichte meiner ferneren Reisen, und meine eigne Seelengeschichte während derselben übergehe ich, weil sie nur zwei wichtige Ereignisse enthalten, die Einrichtung meines unglücklichen Bruders, und den Tod von Serbiens Aeltern, die binnen wenigen Wochen nach einander starben. Dies letztere bewirkte zugleich einen guten Ausgang meines Processes, indem ich nun durch die Verwendung eines Bruders der Ministerin von Sima, der in unsern Diensten stand, sogleich meinen Abschied, ja selbst das Anerbieten zu ferneren Diensten erhielt, welches ich aber ausschlug, um ganz meinen Kindern zu leben. Durch die Bekanntschaft mit unserm Gesandten in Wien gelangte ich endlich zum Besitze des kleinen Landstückes hier, zu dessen Anbauung und Einrichtung der Rest meines Vermögens gerade zureichte, nachdem ich den größten Theil desselben für meine Kinder sicher

angelegt hatte. Ich fand die Schilderung des Gesandten von Hainberg bei eigner Ansicht noch weit übertroffen von der Wahrheit selbst. Und gewiß, wer sich von der Welt zurückziehen will, der gehe, um in Hainberg zu wohnen! Die Natur hat wenige Plätzchen herrlicher ausgeschmückt und begünstigt, als dieses. Sie selbst, mein Freund, wissen, wie wahr das ist.

Als ich zum zweitenmal hierher kam, um mich von dem mürrischen Adams in mein Eigenthum einweisen zu lassen, sah ich mich Anfangs genöthigt, mein Nachtlager immer in dem Dorfe, welches wir dort liegen sehen, zu suchen, bis ich den Verwalter über mein Unternehmen so weit auszusöhnen vermochte, daß er mir Quartier gab. Einst ging ich sehr spät in der Nacht am See vorüber, als mir eine ungeheuer lange weiße Gestalt in den Weg trat, die allerlei drohende und fürchterliche Gebehrden machte. Wie ich drauf los ging, schien es zwar zu stutzen, beantwortete aber mein Anrufen nur mit einem hohlen, düstern Geheul, und drohte mir mit einem mächtigen Hebel entgegen. Es blieb mir hier keine Wahl, ob ich fechten wolle, oder nicht. Ich war so glücklich, meinen Feind, den ich schnell unterlief, nach einem lebhaften Kampfe zu Boden zu werfen und fest zu halten. „Ach, lieber Herr Amtsknecht, schrie er auf einmal kläglich, so gehts, wenn man vom rechten Wege abgeht! Ich bin aber nur ein einziges Mal dabei gewesen. Der

dürre Gabriel liegt auf dem Tod, und will hier etwas gehelt haben." Es wurde mir jetzt klar, daß ich unbekannter Weise hinter ein böses Gewissen gerathen war; und ich bediente mich meiner Uebermacht dazu, das Geheimniß vollends ans Licht zu ziehen. Dieser Mensch war der Genosse eines Diebs. Beide hatten hier einen geheimen Schlupfwinkel, der ihren Raub verbarg, und woraus der Vermummte Lebensmittel für seinen kranken Kameraden hatte holen wollen, dessen Namen ich schon mehrmals in der Gegend höchst unrühmlich erwähnen hörte. Dieser Gabriel war das berüchtigte Seegespenst, dessen Form sein Freund bei heutiger Gelegenheit trug, um den schon einige Mal hier gespürten Nachtwanderer auf immer zu vertreiben. Da er aus dem nämlichen Orte gebürtig zu seyn behauptete, wohin mein Weg ging, so nöthigte ich ihn vor mir her bis in dieses Dorf, und versprach ihm, für seine Rettung bemüht zu seyn, im Fall ich die erzählte Geschichte wahr, und seine Reue aufrichtig finden würde.

Michels Geschichte, denn es war mein langer Michel, bestätigte sich vollkommen; und er selbst erschien des andern Morgens bei mir in Hainberg, um sich von der Angst seines Herzens zu befreien, die heute noch dadurch sehr erhöht war, daß er bei seiner gestrigen Zurückkunft den dürren Gabriel schon todt hatte finden müssen. Er erzählte mir nun seine ganze Geschichte.

In der verborgenen Höhle am See, womit ihn Gabriel bekannt gemacht, sollten von diesem schon große Vorräthe aufgehäuft worden seyen. Die Schauer dieser Höhle, und einige darin gefundene Todtengerippe waren Ursache, daß der abergläubige Michel noch ein weniger befleckles Gewissen trug, als es mir Anfangs schien. Beide hatten übrigens die Sage, daß in vorigen Zeiten eine große Mörderbande hier gehauset, und daß noch jetzt zuweilen die Geister der Erschlagenen des Nachts erschienen und heulten, dazu benutzt, um die Vorübergehenden durch allerlei nächtlichen Unfug in der nöthigen Entfernung zu halten. Er schwur mir hoch und theuer, daß er bis diesen Augenblick eigentlich noch nichts gestohlen habe, als eine Gans, die er nächstens ersetzen wolle. Mit Thränen klagte er den Mangel und Hunger als seine einzigen Verführer an, und bat mich um Arbeit, damit er im Stande sey, künftig seine Nahrung ehrlich zu erwerben. Ich hatte einen starken Knecht nöthig, und beschloß daher, Versuche mit Michein anzustellen, worüber er sehr erfreut war. Hierauf ließ ich mich von ihm mit den Eigenschaften meiner Besitzung und mit der ganzen umliegenden Gegend näher bekannt machen. Wie erstaunte ich aber, als er mir unter den nächsten Güterbesitzern auch einen Baron Falland aufführte, der sich jetzt Graf Reinalt nenne, und dessen Schloß bei Michels Geburtsorte, wo ich übernachtet hatte, lag!

Die Unterſuchung der groſſen Höhle machte mir Vergnügen. Sie beſteht eigentlich nur in einem langen gemauerten Gang mit mehreren von der Natur gewölbten groſſen Kammern, der von meinem Hauſe an nach dem See hin läuft und in der Grotte ſeinen Ausgang hat. Beide Zugänge ſind mit ſehr künſtlichen ſteinernen Thüren verſchloſſen, die man ohne Fackelſchein nicht leicht entdecken kann. Das Ganze ſcheint ein Werk des alten Erbauers der Ruine.

Wir reinigten die Höhle von ihren Gräueln und von Michels ſogenanntem Raube, der in wenigen, meiſt verdorbenen Lebensmitteln beſtand. Dann verſchloſſen wir alles ſorgfältig, Michel mußte den obern Eingang zum Kellergrunde einebnen, und ich baute nun mein Haus über dieſen Schlund.

An Ort und Stelle wird Ihnen die Geſchichte unſerer groſſen und gefährlichen Arbeiten mehr Intereſſe gewähren, als in meiner jetzigen Erzählung, zu deren Ende ich nun eilen kann.

Ich führte meine Kinder bald in mein Haus ein, um mich nie wieder von ihnen zu trennen. Es war natürlich, daß ich alles anwandte, um Sophien zum Aufenthalt in jenem benachbarten Schloſſe zu bewegen. Nach einigen abſchlägigen Antworten ihres Mannes glückte es ihr endlich, die Erlaubniß des Mißtrauiſchen hierzu

zu erlangen, während er ſelbſt zu ſeinen Verwandten nach England abreiſte.

Es iſt unglaublich, wie ſchnell die Richtung des Menſchen vom Böſen zum Guten wechſeln kann, ſo lange nur der eigentliche Charakter noch keine Flecken hat. Michel war bald ein ganz anderer Menſch. Nie hat ein Knecht ſeinem Herrn treuer gedient, und klüger gerathen, als er, der mir noch oft mit Thränen ſeine Rettung dankt, und deſſen wahrer Schuldner ich doch jetzt zu ſeyn bekennen muß. Er war es, dem ich mich entdeckte, der mir zu einem geheimen Briefwechſel mit Sophien, und endlich zu unſerm erſten Wiederſehen am Ufer des Sees, half. Er bewachte den gefährlichen Punkt an der Heerſtraße, wann ich Sophien heimlich über den See durch die Höhle zu ihren Kindern führte, die meine arme Freundin nur im Schlafe ſehen durfte, da außer dieſem, bei einer ſo ſeltnen Aehnlichkeit zwiſchen Mutter und Kindern, die plötzliche Wiedererkennung unvermeidlich geweſen wäre, übrigens auch jede öffentliche Erſcheinung Sophiens, wegen dieſer Aehnlichkeit, ſogleich hätte Verdacht erregen müſſen, welchen wir doch ſelbſt von Mathilden entfernt halten wollten, um ihre glückliche Unwiſſenheit nicht zu ſtören.

Bei meiner Geſpenſtererzählung im Kruge*) hatte

*) 1. B. S. 49.

der luſtige Michel eben einen Brief in der Grotte abgeholt, und durch die alberne Idee eines Weihnachtspoſſens mich in einen Schrecken geſetzt, der den Bauern gelten ſollte, mich aber ein Unglück ahnen ließ, und den er ſich lange nicht hat verzeihen können.

Am Abend vor jenem ſchrecklichen Tage, an dem wir unſern Kleinen ertrunken glaubten, brachte mir Sophie die Nachricht, daß ihr der vermuthliche Tod ihres Mannes aus England gemeldet worden ſey, weshalb ſie ſchnell zu einem Verwandten abreiſen, vorher aber die Kinder noch einmal ſehen wollte. Die Trennung von dem kleinen Albert fiel ihr ſo ſchwer, daß ſie beinahe in Ohnmacht ſank. Und gewiß fühlen Sie ſelbſt jetzt alles tiefer, mein Freund, was ich bei Alberts Unglück gelitten habe! Heute iſt Sophie abgereiſet, und in einigen Tagen wird ihr die Entſcheidung unſeres Schickſals bekannt ſeyn.“

„Und bis dieſe Sache ſich entſchieden hat — rief Wilibald, und umfaßte ſeinen Freund — und bis Sie am Herzen Ihrer Sophie ruhen, kenn' ich ſelbſt keine Ruhe, ſucht meine Seele keine Freuden, iſt auch ſogar mein Höchſtes, der Gedanke an Mathilden, nur ein unvollkommnes Glück für mich!“

Gerührt betrachtete ihn Saint Alban einen Augenblick; und Wilibald, der erst jetzt den Verrath seines Herzens erschrocken bemerkte, warf sich von neuem in seine Arme. „O Mann, rief er außer sich: Pfleger der lieblichsten Blume, die mir auf dieser Erde blüht! Werden Sie es der allzuoffnen Freundschaft verzeihen, daß sie, — mächtiger als die Liebe in diesem Augenblicke, — jene Geheimnisse verrieth, welche die Liebe blöd und ängstlich — ach, vielleicht noch ungeliebt, verbergen wollte?"

„Edle Seele, sagte der Alte weich: Ich fand deines Gleichen noch wenig in dieser Welt! Einem Herzen, in dem solche Freundschaft lebt, wird die Liebe Rosen streuen. Aber, meine Kinder sind nicht mehr mein. Meine Stimme über sie ist nicht mehr wichtig. Ich habe sie dem heiligen Mutterherzen übergeben. Lang genug entbehrte die arme Geliebte ihre süßen Rechte. Dafür muß sie diese nun desto unumschränkter ausüben. Wie grausam wäre es, ihr den Besitz eines Glücks, ehe sie ihn noch angetreten hat, schon streitig zu machen! Ach, wer mißt die Wonne, mit der ich bald Mathilden sagen werde: du hast eine Mutter!"

Wilibald bat ihn, dieses noch heute zu thun, weil es grausam wäre, ihr das schöne Verhältniß länger zu verhüllen. „Nein, sagte St. Alban, es wäre grausam, ihr ein Glück zu verkündigen, welches während dessen vielleicht von neuem, und auf ewig für sie untergeht.

Aber bald, — morgen vielleicht, werde ich mein Loos wissen.“

„Der Zug Ihres Schicksals gehe wohin er wolle, sagte Arenach, so weiß ich, daß das meinige ihm folgt.“ Sie umschlossen sich fest, als eben Mathilde und Albert kamen, die sich in ihre Umarmung mischten. Mathilde war in einer sehr frohen Laune. Auf Bitten des Vaters hatte sie nochmals geschlafen, und ihr Gesicht trug die Spuren des Schreckens, die man noch heute früh an ihr bemerkte, nicht mehr. Die Augen waren wieder hell geschlummert, und glänzten wie Metallspiegel. Unsere Freunde freuten sich ihrer blühenden Gesundheit, und Alberts unschuldiger Lust.

Während ihre Schnitter, denen Mathilde zu trinken brachte, ruhten, schnitt sie mit Wilibalden ein Stück ins Korn hinein. So sehr er sich auch bemühte, ihr gleich zu kommen, so weit blieb er doch Anfangs zurück. Bei größerer Anstrengung erreichte er sie aber wieder, und hierüber ward das Mädchen sehr erbittert. Sie zankten mit einander; und, wie er, alles mit Kraft niederstreckend, eben an ihr vorüberschnitt, und Otto und Michel anfingen sie auszulachen, griff sie ihm in den Arm, um ihn durch Neckerei irre zu machen, und aufzuhalten. Er war aber in einer raschen Bewegung und schnitt sich über die ganze Hand. „O weh, meine Hand, Mathilde!“ rief er, und ließ die Sichel fallen.

„Hoho, das iſt kein Spaß, Jungfer! ſagte Michel und ſprang herzu. Die Dinger ſind ſcharf.“ Er rupfte Schaafgarbe ab, um ihren Saft in die Wunde zu drükken, die ſehr ſtark blutete. Mathilde war vor Schrecken außer ſich. Sie wand ängſtlich ihr Tuch um die blutende Hand, und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Während des Verbindens lachte er, und fragte ſie ſpöttiſch, wer am beſten ſchneiden könne? Als er aber ſah, daß ſie die Farbe veränderte und anfing zu weinen, wollte der Frevler ſie durch die Verſicherung beruhigen, ſeine eigne Ungeſchicklichkeit ſey die einzige Urſache geweſen; ſie habe ihn gar nicht ſtoßen können, weil ſie ſchon längſt weit hinter ihm zurückgeblieben ſey; der Schnitt ſey nicht der Rede werth, und er wolle ſogleich nochmals mit ihr in die Wette ſchneiden, um ihr nur zu zeigen, wie man eigentlich mit der Sichel umgehen müſſe!

Sie glühte vor Aerger, Zorn, Mitleid und — Liebe. Wie er die Sichel wieder ergriff, weigerte ſie ſich weiter zu ſchneiden, und ging in einer Art von Wehmuth zu ihrem Vater; der hielt ihr noch obendrein eine Strafpredigt über den Leichtſinn und die Unvorſichtigkeit. Witlibald ſchnitt munter noch eine Strecke weg, und kam dann auch wieder zu St. Alban, wo er ſich Micheln gegenüber ſtellte, und deſſen ungeheure Füße mit Ver-

wunderung betrachtete, welche ihn an die großen Fußstapfen in der Grotte erinnerten.

„Es macht sich doch alles nach und nach herbei! sagte Michel, indem er das bunte Feld überschaute: Die Gerste färbt sich; mancher Flachs hat schon abgeblüht; die Störche sind aber auch gestern schon fortgezogen.“ Mathilde seufzte.

„Wollen wir zu unserm Flachs?“ sagte Wilibald. Unwillkührlich machte sie eine bejahende, aber schmerzliche Bewegung mitzugehen. Der Acker war in der Nähe. Nach den ersten zehn Schritten sagte sie aber schon: „Ich gehe allein; — nicht mit Ihnen!“ „Gut, gut, erwiederte er empfindlich: Sie gehen also jenen Weg, und ich bleibe auf diesem.“ Sie trennten sich Beide, sehr erhitzt von der hurtigen Arbeit und innern Bewegung. Wilibald war heute wegen ihrer Liebe ängstlicher als jemals. Otto's Erzählung hatte ihm die Furcht eingejagt, daß die erste Erkennung der Mutter, mit all' ihren neuen heiligen Gedanken, Mathildens ganze Seele viel zu mächtig ausfüllen werde, um einigen Raum für die Geschlechtsliebe übrig zu lassen. Er besorgte, daß seine Zärtlichkeit, gegen dieses neue, große Gefühl gehalten, nur ein alltäglicher, langweiliger Gegenstand bleiben werde. Trübsinnig ging er dem Acker zu.

Der Flachs war ellenhoch, und seine glänzende blaue Blüthe gewährte einen reizenden Anblick.

„Er geräth!“ rief Mathilde von dem einen Ende des Ackers her. „Er iſt ſchon gerathen!“ rief Wilibald von der andern Seite ihr entgegen. Sie gingen langſam auf einander los, wie zwei Mißtrauiſche.

„Wann der Flachs blüht, ſagte ſie, dann ſchiebt er noch neun Nächte.“

„Ein bloßer Aberglaube!“ rief er; und Beide bemerkten mit Erröthen, daß ſie an der Stelle ihrer ehemaligen Zuſammenkunft ſtanden. Mathilde blickte zur Erde nieder, und ſchwieg. Ein Taubenflug ſchwirrte jetzt luſtig, und wie Geſang tönend, über die Lebenden hin.

„Sie waren gewiß ſeit unſerer Saat noch nicht hier!“ fing er wieder an, und reichte, ſeiner nicht mehr mächtig, nach ihrer Hand. Mathilde verweigerte ſie ihm, und trat jetzt aufglühend in den Schatten des Birnbaums. „Gewiß, ich kam jede Woche zweimal hieher! ſagte ſie, und ſetzte leiſer hinzu: Man hat Sie nie wieder in dieſer Gegend geſehen.“

Er fühlte ſich von ihrem Vorwurfe getroffen, und das Andenken an jene Minuten ergriff ihn nun mit neuer Gewalt. „Damals, Mathilde, ſagte er ſanft, damals waren Sie gut!“

„Bin ichs nicht?“ Sie reichte ihm erbebend die heiße Hand, und legte die andere auf ſeine Schulter!

„Warum ſagten Sie vorhin: unſer Flachs? Iſt er nun nicht mehr allein mein?“

„Nun? wiederholte er: Nun nicht mehr? Nein, nimmer, ſeitdem du mir die Seele geraubt haſt!“ — Ihr Puls ſetzte aus, und das arbeitende Pochen des jungen Buſens ſchwellte ſelbſt die mitleidende männliche Bruſt zu bangen Seufzern an. Aber ſein ganzer Menſch ſprach nur das Verlangen nach einem Kuſſe mächtig aus. Sie war in reiner Gluth entbrannt, und hielt mit beiden Händen ſchwach und zitternd noch den Geliebten von ſich ab, deſſen Arme ſie ſchon feſt umſtrickt hatten. „Ach ich kann nicht — Ihnen kann ich nie einen Kuß geben!“ lispelte ſie flehend; und aus den blauen Augen, die ſie im letzten ſanften Kampfe bald gebrochen gen Himmel ſchlug, traten zwei große Thränen. Dürſtend trank er ihre Thränen, ſiegreich erbrach ſein ſehnender Mund zum erſten Mal das blühende Schloß ihrer Jungfräulichkeit, und heilend und freundlich ſog er den ſüßen Schmerz aus der Tiefe ihrer Lippen, wie die Biene ihre Süßigkeit aus dem Saftkelch der Blüthe zieht. Bruſt an Bruſt, lehnten ſie da, und auf den Schwingen ihrer Seufzer ſandte die Liebe geſchäftig der fliehenden Freiheit und Jugend das letzte Lebewohl nach. — „Ach Wilibald!“ tönt' es melodiſch in die Vogelſtimmen des Geſträuches. „O ſchone mich!“ rief ſie leiſe aus der innerſten Seele, und drückte ihn unter heißen Zähren an das tiefverwundete

Herz. — Er hörte endlich den zarten Ruf, und nahm ihre Hand. Still vereinigt, und verſunken in die Seligkeit der erſten Liebe, gingen ſie langſam neben einander fort; die Abendſonne goß ihre milde Gluth wohlgefällig über ſie; das leichte Gewölk zerfloß ins alte, beſtändige Blau, und aus allen Büſchen dieſes lieblichen Hügels drang tauſendtönig ihr ſüßes Brautlied.

„O, daß ich dich endlich gefunden habe! rief er jetzt ſchwärmeriſch, und umſchlang ſie: Daß du ſchönes, theures Mädchen, mit allem was du biſt, endlich mein biſt!" Sie barg ihr glühendes Geſicht an ſeiner Bruſt. „Nur dieſen einzigen Abend kommen Sie nicht!" ſagte ſie, und drückte ihn jetzt mit Innigkeit und Jugendkraft an den Buſen. Und wie ſie den Schnittern rahten, ſagte ſie wieder mit dem letzten Händedruck: „Aber Sie kommen doch gewiß heute Abends?" Sie fürchtete den Geliebten, und konnte ihn doch nicht laſſen.

Saint Alban hatte ſich eben mit Micheln tief in die Materie vom Nutzen und Schaden der Stoppelhuth verwickelt, und ahnete nicht, wie ſehr bei unſern Liebenden binnen wenigen Minuten die Zeiten ſich geändert hatten. Mathilde ging langſam und träumend von ihnen weg, ohne ihren Freund zu grüßen. Sein liebendes Auge hing einzig an ihr, und folgte ihrem Bilde nach. Aber ſie wagte es nicht, ihre zärtlichen Blicke zu erheben. Erſt in der Ferne wandte ſie das Antlitz nach ihm, und ver-

doppelte dann ihre Schritte noch, um der verfolgenden Liebe zu entfliehen, an deren Banden ſie ſich gehalten fühlte.

Er umarmte ſeinen Freund, wie ſie fort war. Aber, der Mann war ihm jetzt zu kalt. Er ſuchte bald das Weite. In die Büſche rief er ſeinen Jubel; mit den hohen, freien Berglüften zog die Anzeige von ſeinem Glück über die Welt. So ſtürmte er auf die Ruine zu, vor welcher Pinius ſtill da ſaß, um ſeine Phantaſieen in der Abendröthe zu baden, deren Wellen ſchon übers ferne Waldgebirge heraufrollten. Er ſtand auf. „Du biſt froh? rief er ihm entgegen: Dieſe Ruine iſt ein ernſter Gegenſtand. Ich blicke wehmüthig mit ihr hinab, über den Strom hin, über die ſtürmende Fluth der neuen Zeit weg; zurück, in ihre alte redliche Epoche."

Wilibald ſchloß ihn ans Herz. „Sie iſt mein, rief er entzückt, ich habe auf ihren Lippen die Götterkoſt der erſten Liebe getrunken. Du liegſt im Arm eines ſeligen Geiſtes!" Sein Glück ſtrömte über, und die bilderreiche Wärme ſeiner Schilderung ergriff auch ſeinen traurigen Freund.

Pinius hatte nämlich auf dem Wege nach der Ruine einen Brief gefunden, welchen Mariane verloren haben mußte. Die Unterſchrift war von ihrer Freundin Eugenia, welche Marianen einige mitgetheilte Fragmente

aus deren Tagebuche zurückſandte, über das Schickſal ihrer Freundin jammerte, und ihren hohen Entſchluß pries. Dieſe Fragmente beſtätigten nur zu ſehr, was Plinius längſt befürchtet hatte: — Marianens Leidenſchaft für unſern Helden, ihren Kampf, und den ſtolzen Entſchluß, alles durch den gewaltſamen Vollzug eines Ehebündniſſes zu endigen, deſſen Hintertreibung, ſchon bei Wilibalds erſter Erſcheinung, ihrem empfindlichen Ehrgefühl nicht mehr erträglich geſchienen hatte. Doch, auch wir wollen den Schleier dieſes unglücklichen Geheimniſſes nicht gänzlich heben. Erſchrocken über die zu vermuthende tödtliche Unruhe Marianens bei Entdeckung dieſes Verluſts, hatte er ſeiner Freundin alles durch einen Eilboten nachgeſandt, ſich zum Vertrauten ihres Herzens ſelbſt geweiht, und ihr eine ewige Verſchwiegenheit zugeſichert. Jetzt überfiel ihn neue Traurigkeit, als unſer Glücklicher auf ihn zu trat, und er bedurfte Zeit zur Faſſung, um nicht einen zweiten Frieden zu ſtören.

„Du Beſter! ſagte er gerührt: Mein Herz fühlt dein Glück, und wehe dem, welcher es dir jemals zu verbittern fähig wäre!“ — Kronach fuhr fort zu ſchwärmen. „Aber, ſagte er zuletzt mit großer Aengſtlichkeit, warum bin ich denn ſo ſelig! — Und warum iſt ſie nur ſo innig, immer ſo ſchmerzlich und verſagend!“

„Glaube mir, erwiederte der Maler, nicht der erſte Kuß, — nein, die erſte Sehnſuchtsthräne, von der Zärt-

lichkeit gegeben und von der Jugend in ſüßem Schmerz vergoſſen, verkündigt den Silberblick der erſten Liebe, ſo wie in der erſten Liebe ein Silberblick der ſchönen menſchlichen Frühlingszeit aufſpringt, rein, wie ein Bild der Götter! Soll nicht die Holde ſtill und tief über ihre verlorne Freiheit trauern? Laß ſie ruhig. Ihr Schmerz iſt in der ſchönen Menſchennatur gegründet. Die erſten Thränen der Liebe entſcheiden völlig über Geſchlecht und Leben. Lange kämpft die Sehnſucht mit dem Stolze, die Zärtlichkeit mit der Wildheit und unbändigen Jugend. Aber mitten im heftigſten Kampfe bildet ſich ſchon die zarte weibliche Natur, und öffnet zum erſten Mal dieſe köſtlichen Schleuſen, — und mit ihnen ein Leben voll Gefühl, eine neue Welt des Schönen und Zarten. Mit dieſen Thränen iſt es um die Jugend geſchehen. Alles ſchmiegt ſich in die Schranken des Geſchlechts, in die Beſtimmung des Weibes. Die Jungfrau hört auf, Mädchen zu ſeyn; ſie mag den Sinnen noch widerſtehen oder unterliegen, ſo behält ſie doch von dieſem Ereigniß ewig etwas Mildes, Verweintes; eine Spur von Amors Siege, die dem Blicke des Weiberkenners nicht entgeht. Die Liebe hat ihr Auge ſchon gebrochen; ſeine Flammen ſtrahlen von nun an feucht; ſein Feuer brennt nur unter dem Waſſer der Zärtlichkeit fort. Es iſt lächerlich, wenn ein Weib, ſelbſt das geiſtvollſte, zu verbergen hofft, daß ſie ſchon geliebt hat."

Bei allen Troſtgründen, die ihm jetzt der Maler über Mathildens blöde Neigung gab, fürchtete er insgeheim ſtets ihre baldige Bekanntſchaft mit der Mutter, die er übrigens doch ſo ſehr wünſchte. Ueberhaupt hatte ſeine Liebe ſich nie beſorgter gefühlt, als jetzt, da ſie am ſchönſten gekrönt war. Indeſſen dauerten dieſe Sorgen immer nur wenige Augenblicke; dann fiel er wieder entzückt ſeinem Freunde um den Hals.

Zu Hauſe fanden ſie eine Einladung Otto's, und als ſie hinauf gehen wollten, kam eben Franz ſchon wieder aus der Stadt zurück, um zu berichten, daß der Finanzrath und ihre Freunde den morgenden Sonntag hier zubringen wollten. Des Morgens vorher ſollten Wilibald und Pinius erſt eine Jagdpartie im benachbarten Salen'ſchen Walde mit dem Aſſeſſor machen, wovon dieſer ſich ſehr viel verſprach. Sie ſagten es ihm zu, und gingen auf den Berg.

Mathilde war ungewöhnlich weich und furchtſam. Es ſchien ihr erſt jetzt recht leid zu ſeyn, daß ſie ihrem Freunde, der ſie ſo mächtig liebte, und im Unglück ihr treuer Beiſtand und Troſt geweſen war, eine nicht unbedeutende Wunde beigebracht hatte. Des Aſſeſſors Scherze hierüber gaben ihr zwar Laune und Witz; allein die Freimüthigkeit fehlte ihr, und die liebenden Blicke des Geliebten machten ſie ſcheu.

Saint Alban meinte, die Unart, sich durch das Uebertroffenwerden von Andern beleidigt zu finden, sey ihm heute an Mathilden um so mehr aufgefallen, da sie sonst gewöhnlich nur Kindern, und sehr lebhaften jungen Männern eigen sey.

Pinius labte sich jetzt mit innigem Wohlgefallen an Mathildens Seelenzustande. Er ergriff ihre Hand und sagte lächelnd: „Vielleicht war Ihr Gemüth heute eben in einer nur Ihnen bekannten, besonders lebhaften Bewegung: und dann erscheint mir Ihr Angriff auf meinen unglücklichen Freund als eine blos körperliche, unwillkührliche Handlung."

Sie antwortete, gegen Wilibald gewandt, in tiefaufseufzendem Tone: „Ich hoffe, Sie haben mir schon verziehen; aber ich muß es doch bekennen, daß ich Sie mit Vorsatz stieß, und so lange auf Sie erbost war, bis ich Blut sah. Ich hatte wahres Verlangen, Ihnen weh zu thun." Sie sah ihn zornig an.

„Und wünschten's wohl noch? sagte Pinius: Und was hat Ihnen denn der arme Unschuldige, seitdem Sie ihn kennen, noch je zu Leid gethan?"

„O — was weiß ich!" fuhr sie heraus, und wandte sich mit Schmerz von ihm, um hinauszugehen. Wilibald winkte dem Maler, daß er von ihr ablasse. „Es war mir, sagte ihm dieser im Fenster, als hörte ich die Stimme der Göttinnen Homers, wenn sie sich über den

ſiegreichen Amor ſo bitter beklagen, daß er ihren Götterleib den Umarmungen eines ſterblichen Mannes erliegen ließ."

„Es iſt aber doch ſonderbar, erwiederte Franz, auf St. Albans Bemerkung, über die er während deſſen nachgedacht hatte, daß der Menſch ſo Etwas übel nimmt! Wie viele Leute gibt's, die es ſchlechterdings nicht ausſtehen können, wenn man ſie im Springen, Reiten, Heben, Mähen, Fechten, Ringen, Tragen, Schwimmen, Prügelhalten oder Geben übertreffen will! Sie werden ungezogen, ja ſie können ſich darüber duelliren, wenn Geſellſchaft dabei iſt."

„Beſonders, fiel Pinius ein, wenn weibliche Geſellſchaft dabei iſt, und hauptſächlich im Beiſeyn ſchöner, oder geliebter Mädchen."

„Indeſſen, fuhr St. Alban fort, wird man dies nur bei Leibesübungen finden, welche eine beſondere Muskelkraft, Gewandtheit oder Behendigkeit des Körpers erfordern. In der eigentlichen Kunſt hingegen zeigt ſich der Menſch ſchon als ein freieres und liberaleres Weſen, welches nur die Geſetze des Schönen anerkennt, und ſich gern unter ihre Macht ſchmiegt. Wer kann wohl ganz ſein Vergnügen unterdrücken, wenn er in der Dichtkunſt, Malerei oder Muſik ſeinen Meiſter findet! Wer erkennt ihn nicht gern an?"

„Ganz richtig, sagte Franz, und mich dünkt, im Felde der Wissenschaft herrschte wieder eine andere Denkungsart.“

Dies zog die Gesellschaft in einen weitläufigen Streit über Selbstsucht und Liberalität, der mit Lebhaftigkeit den ganzen Abend fortgesetzt ward. Unser Freund nahm wenigen Antheil daran. Er wiegte sich, der Geliebten gegenüber, auf den Blüthenzweigen seines heutigen Traums; er wähnte von Neuem die Schläge ihres Herzens zu fühlen, und der Geist ihrer Lippen flüsterte immer noch küssend zwischen den seinigen. Dann blickte er wieder hinauf zum Heer der freundlichglänzenden Sterne, die mit ihm zu lächeln, und funkelnd sich von seinem Glücke zu unterreden schienen. Und so mancher süße Blick aus Mathildens Augen voll Licht goß ihm neue Seligkeit ins Herz.

Als die Geliebte verschwunden war, zog St. Albans heutige Erzählung und die besondere Manier, womit dieser Mann jetzt einen gelehrten Streit führte, seine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte in St. Albans Geschichte nur Poesie und romantische Wunder erwartet, und, so wie immer, nur kalte Entwickelung und gutfranzösische Prosa, in deutscher Form erzählt, gefunden. Schon längst beschuldigte er seinen Freund insgeheim eines gewissen Bestrebens, prosaisch zu seyn; und hierüber war er dann immer am ärgerlichsten, wenn St.

Alban ſich ſelbſt zuweilen über einem ſcharfen, leidenſchaftlichen, impoſanten oder poetiſchen Satz ungern zu betreffen ſchien, und nun ſogleich bemüht war, ſich recht rund, ruhig und proſaiſch auszudrücken, ſo, daß er auch die gemeinſten Wendungen in der Rede nicht verſchmähte. Ueberhaupt, ſchien ihm St. Alban jetzt wieder zu jenen Menſchen zu gehören, die uns nur ſelten durch ihre Handlungen, und niemals durch die Verfahrungsart, genialiſch erſcheinen. Von ihren Ausſprüchen hält man ſich beſtändig viel zu erwarten berechtigt, ohne je befriedigt zu werden. Wenn ſie einmal ihr vollſtändiges Urtheil herausſagen müſſen, ſo ſpitzen wir die Ohren darauf; es erſcheint uns unzulänglich und oberflächlich, gerade wenn es am gründlichſten iſt; wir möchten es nicht ſogleich unterſchreiben, und können es doch hinterher nicht tadeln, weil am Ende auch unſre Meinung ebenfalls ſo ziemlich darauf paßt. Immer glauben wir uns in unſerm hohen Glauben von ihnen getäuſcht, und doch fahren wir fort, an ſie zu glauben; und die Unbekanntſchaft mit den Urſachen zu ihrer kühlen und leichtgehaltnen Verfahrungsweiſe erpicht uns warme Menſchen nur immer mehr auf die nähere Kenntniß von ihnen.

Am folgenden Morgen waffnete man ſich ſehr früh, und nachdem Wilibald das Nöthige zum Empfange der heutigen Geſellſchaft mit Hannchen angeordnet hatte, zogen unſere Freunde zur Jagd aus. Dieſe dauerte aber

viel länger, als man vermuthet hatte. Der Finanzrath mußte sich Mathilden zu seiner Wirthin erbitten, und murrte gewaltig, als er sich mit seiner Gesellschaft ohne Wilibalden zu Tische setzen sollte. Niemand vermochte die Unterhaltung, die er eigentlich liebte, so leicht zu finden und zu leiten, als Wilibald, der sein Herz am genauesten kannte. Noch mehr verdroß es ihn, daß auch St. Alban heute abwesend war.

August führte Nachmittags die jungen Leute auf die Ruine, wo sie bald anfingen, leichtfertig zu werden. Schon bei Tische war viel getrunken worden, und um die Tagesblitze zu tödten, schlürfte man jetzt oben wieder kühlen Wein. Mathilde hatte sich geweigert, mit herauf zu gehen, weil sie sich heute in einer ängstlichen Lage befand. Ein junger, lebhafter Officier, Marianens Verwandter, war den ganzen Tag über etwas zudringlich gegen sie gewesen, und wurd' es jetzt im höchsten Grade, da ihm der Wein zu Kopfe stieg. Mit Ungestüm verlangte er, sie solle ihn küssen, und schwur, sie sey das reizendste Weib auf Erden, für die er alle Martern leiden wolle. So wie sie sich fortzustehlen suchte, machte er Miene, sie nach Hause zu begleiten. Minelli und der Kabinetsrath thaten ihm eben ernstliche Vorstellungen, als die bange Mathilde schnell nach dem See hinab in den Wald entschlüpfte. Der Unsinnige folgte ihr mit Gewalt. Minelli winkte dem Kabinetsrath, und Beide

liefen ihm nach. Erschrocken entschloß sich die übrige Gesellschaft zu folgen. Das alles dauerte aber einige Zeit; und ehe Alle sich im Walde wieder zusammenfanden, hörte man schreien, lärmen und Degen klirren; und auf einmal eilte alles nach einer Stelle, wo eben Wilibald, ringend mit dem Officier, den Degen desselben zerbrach, und im Begriffe war, ihn bei der Brust zu fassen. Minelli flog dazwischen, und man trennte sie.

Die fliehende Mathilde war gefallen, und an einem Dornenstrauche hängen geblieben. So hatte der Officier sie ereilt, und während er versuchte, die Schreiende mit Gewalt zu umarmen, rief ihn der eben zurückkehrende Wilibald ziemlich unsanft an. Mit Wuth zog der Trunkene sogleich den Degen und unser Held sein Couteau. Dem letztern gelang es aber, Jenen zu entwaffnen; der Officier drang herzu, um seinen Degen wieder zu erbeuten, und in diesem Handgemenge war die Klinge zersprungen.

Mathilde fiel jetzt, halbtodt vor Entsetzen, in Marianens Arme. Pinius und Franz, die eben auch herzukamen, standen da, wie aus den Wolken gefallen. „Das war der Schrei, rief ihnen Wilibald zu, weshalb Ihr mich so plötzlich vom Wege ab in den Wald springen sahet!" — Der Officier sprach von einer infamen Behandlungsart, und verlangte Degen. „Ich weiß nicht, mein Herr, sagte unser Held in der größten Hitze, wozu

ein Mann, ja ein Soldat, der einer Dame Gewalt thut, einen Degen verlangen könnte; aber zum Glück gibt es hier eine kleine Gewehrkammer! Sie sollen sogleich einen haben, um mich nur geschwind von neuem in den Stand zu setzen, Ihre Verdienste zu belohnen und Ihre Tapferkeit abzukühlen.“ Er grüßte erst jetzt die Gesellschaft, und bat den Kapellmeister heimlich, das Nöthige zu besorgen.

Es waren jetzt mehrere Männer da, und die Achtung für die Frauen wurde schnell hergestellt. Franz übernahm den Vortrag bei Untersuchung des Streits. Die Gesellschaft konnte nicht anders, als zu Kronachs Vortheil entscheiden.

„Allerdings sind Sie ein Ehrenmann; — ich ein Rasender!“ sagte der Offizier, den der Vorfall nüchtern gemacht hatte, und wandte sich zu Mathilden. „Wenn ich mir schmeicheln dürfte, mein Fräulein, daß Sie mich für unfähig hielten, nüchtern eine so wahnsinnige Handlung zu begehen, wie jene war, in die mich vorhin der gemißbrauchte Wein gestürzt hat, so würde ich es wagen, um Ihre Verzeihung zu flehen. Allein ich darf wohl erst in der Folge auf diese Gunst Anspruch machen. Mein Vetter Kronach wird es mir indessen bezeugen, daß ich mich lange geweigert habe, zu trinken. — Und Sie, mein Herr, sagte er zu seinem Gegner, waren mir leider so völlig unbekannt, wie ich Ihnen; und daß unser er-

ſtes Zuſammentreffen, wovon ich mir vor wenigen Stunden das größte Intereſſe verſprach, ein ſo gehäſſiges Licht auf mich werfen mußte, das habe ich allein zu bejammern! Inzwiſchen läßt mich mein bisheriger guter Ruf, welcher zum Glück dem Herrn von Salen bekannt iſt, doch hoffen, daß Sie, nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, wenigſtens nicht abgeneigt ſeyn werden ...."

„Erwarten Sie alles von mir, ſagte Wilibald mit einem verbindlichen Händedruck, was ein Mann ſich zur Pflicht machen kann, auf welchen man den Degen gezogen hat. Unſchuldig und unwiſſend habe ich das Gaſtrecht in einem Verwandten beleidigt. Eine üble Gewohnheit meines Bruders, die Leute zum Wein zu nöthigen, hat mich ſeit einigen Minuten ſchon die Sache anders betrachten laſſen; und ſo tief ich ſelbſt Ihr Unglück fühle und bedaure, ſo ſehr fühle ich mich doch auch zu der Bitte gedrungen, daß wir die Sache für heute ruhen laſſen, und uns harmlos in Hainberg willkommen heißen. Wir befinden uns übrigens jetzt nur unter jungen Leuten und unter Freunden im beſten Sinne des Worts."

Verwirrt drückte ihm der Officier die Hand, und entfernte ſich mit den übrigen Männern. Wilibald begleitete die Frauen in die Ruine, und ſchalt dort auf die Thorheit ſeines Bruders. Keine hatte das Herz, ein Wort zu reden, oder ſich vor Entſcheidung der Sache

wegzubegeben. Nach einiger Zeit wurde Wilibald hinausgerufen, und die Freundinnen erblaßten. Als die Männer sich von der Ruine entfernten, wollte die zitternde Mariane ihnen nach; Mathilde weinte laut, und rief, die Hände ringend: „Ich unglückliches Mädchen, was habe ich gethan!“ Nur Luise blieb ruhig, und rechnete auf den Assessor.

Nach wenigen Minuten führte ein Gegner den andern herein, und der Friede wurde verkündigt. Der Officier war landfremd. Der Vorfall hatte sich unter vertrauten Freunden zugetragen. Daher war das Aeußere völlig dazu geeignet, die Sache zu verheimlichen. Ein Duell konnte außerdem auch leicht größere Feindschaft zur Folge haben, und dieser mußte gerade der Officier, im Bewußtseyn des begangenen Fehlers, ein freundschaftliches Verhältniß weit vorziehen. Franz hatte ihnen also vorgeschlagen, sich als Männer von Ehre anzuerkennen, und, wie es Verwandten gezieme, allen Groll abzuschwören. Dieser Vorschlag hatte sogleich Eingang gefunden. Man gelobte sich eine tiefe, allgemeine Verschwiegenheit an, die auch von den Frauen erbeten ward, da der Vorfall sogar den Alten verheimlicht, und überhaupt wie eine ärgerliche Spielerei unter jungen Leuten angesehen und vergessen werden sollte.

„Mit diesem letzten Trunk, — sagte der beschämte Soldat, indem er mit zwei vollen Römern auf seinen

neuen Vetter los ging, — den ich Ihnen auf ein herzliche Verſöhnung zubringe, ſage ich dem Wein auf ewig gute Nacht!" Er hatte Thränen in den Augen, die ihm zur Hälfte der Zorn und Aerger, zur Hälfte aber der Abſchied vom Wein auspreßte.

„Um Gotteswillen, mein Herr, ſchrie Minelli, und lief eilig herzu, wer wollte nicht trinken, ſo lange die milde Erde noch einen Tropfen Rebenſaft liefert! Sie ſind im Begriff eine Todſünde zu begehen; und wer bitten kann, der helfe mir!"

Wirklich brachte man ihn mit vereinigten Kräften von ſeinem Entſchluß ab, und des Kapellmeiſters feurige Lobrede auf den Wein ſtellte ſogar ein unerwartet fröhliches Verhältniß wieder her, dem ſich zuletzt auch der bekümmerte Kriegsmann nicht ganz entzog, da nicht nur Wilibald ſelbſt, ſondern auch jedes andere Glied der Geſellſchaft ſich bemühte, ihm Achtung zu zeigen. Aber Mathildens Güte brach ihm vollends Stolz und Herz. Sie bewegte ſich auf einmal raſch nach ihm hin, und drückte, leicht vorüberſchwebend, einen Kuß auf ſeine Lippen. Weit von ihm, neben unſerm Helden ſtehend, rief ſie dann lächelnd herüber: „Ich bin Ihnen jetzt recht gut!" Er gerieth außer ſich, und wollte ihr danken, und behauptete, erſt jetzt fühle er ſeine Ehre vollkommen gerettet. Man freute ſich ſeiner Geſinnung; die Nähe der Schönheit ergriff ihn, das Gefühl vom nachbarlichen

Gefühle seiner eignen Menschheit erhob sich wieder, und es ward dem feurigen Jüngling wohl unter so edlen Gestalten, denen er sich verschwunt fühlte.

In Mathildens Stimmung hatte diese Begebenheit eine Veränderung bewirkt. Mit ihrer Liebe war es Ernst geworden, und sie hielt sich jetzt gern zu ihrem Freunde. Einmal nahm sie seine Hand, und als er die ihrige lange und herz drückte, blickte sie ihm freundlich, aber mit einer gewissen ängstlichen Sehnsucht ins Auge, welche dem Blick der Gesellschaft kaum entging. Sie erschien als ein ihm untergeordnetes, zu seiner Partei gehöriges Wesen, und mochte selbst dann nimmer aus seiner Nähe weichen, wie sie schon wieder zu der größeren Versammlung gelangt war, wo ihr unter einer Menge froher Menschen auch der rüstige Vater zur Seite stand. Alle Welt außer dem Geliebten, bestand in ihren Augen aus kleinen Nebenwerken, nur eines flüchtigen Anschauens werth, aber ihm dankte sie feierlich für jeden zärtlichen Blick; und jedem der ihrigen wünschte sie ihre ganze Seele mitzugeben. Als ihm der Finanzrath und Mariane auferlegten, daß er zur Strafe für sein langes Ausbleiben, auf etliche Tage mit in die Stadt reisen solle, und er sich nun hierzu anschickte, und ihren Vater dringend bat, ihm zu schreiben, sobald er gewisse Nachrichten erhalten werde, und dann von unbestimmter Zurückkunft nach Hainberg sprach, und endlich die Arme gegen sie

zum Lebewohl ausbreitete, da schwoll die junge Brust zum ersten Mal von niegefühlter Sehnsucht auf, und ihre schmachtenden Lippen baten selbst wehmüthig um den Abschiedskuß.

Auf Marianens und ihres Mannes Erinnern, daß man bis jetzt in Hainberg noch viel zu wenig verzehrt habe, wurde einmüthig beschlossen, im Herbste hier noch recht oft zu haushalten. Auch hatte der Graf von einer Reise nach Hainberg so bestimmt gesprochen, daß man sicher auf diesen Besuch rechnen konnte. „Und da muß mir, sagte Mariane, noch etwas Beträchtliches drauf gehen. Es ist ja fast so, als wenn unser Finanzminister von den Jahresrevenüen immer noch die Begräbnißkosten unserer hiesigen Lust und Herrlichkeit zurückhalten oder sparen sollte!"

Unserm Freunde fuhr der sonderbare Ton, mit welchem sie das sagte, durch die Seele. Ach! Er hatte schon bemerkt, daß sie blaß aussah, und ihre Gestalt bei weitem nicht mehr so frisch und vollkommen war als sonst. „Mariane gefällt mir nicht!" sagte er auf dem Wege zu Minelli'n. „Das macht wohl, antwortete dieser, daß der heutige Schrecken auf der Ruine noch in ihren Zügen liegt. Aber, setzte er ernsthaft hinzu, wenn Mariane und ich uns vor zehn Jahren gefunden, und, wie mir wahrscheinlich ist, geliebt hätten — glaube nur, wir wären ein seliges Paar! Auch strömt unser Leben

mit gleicher Flüchtigkeit, nur in verschiedenen Ufern. Die Gutwilligkeit unserer Welt vermag uns nicht zu helfen. Denn im Kern des Herzens arbeitet der Wurm. Unsere Hülfe bringt die Zeit. Ihre Posten schleichen schon aufmerksam an uns vorüber, und fragen, ob wir zum Aufbruche bereit sind."

Das waren Bilder, deren Vorstellung den fühlenden Freund tief verwunden mußte. Mit schwergepreßtem Herzen kam er in die Stadt zum väterlichen Hause. — Aber, da trug ihm Mariane schon wohlgemuth sein kleines liebes Mädchen entgegen, und die Mutter rief ihm freundlich zu: „Wie gehts unserer guten Mathilde!" — Wie heiß liebte er seine Mutter für ihre Frage, und für ihr hoffnungsvolles „Unser!" Fröhlich erzählte er noch diesen Abend seinem Vater St. Albans Geschichte. „Laß das alles noch zwischen uns Beiden geheim bleiben, sagte der Finanzrath: Aber der Himmel wende es zu unser aller Bestem; denn ich muß dir sagen, daß mich die Sache sehr zu interessiren anfängt."

Als Wilibald des andern Tages zur Ministerin wollte, war ihr Gemahl eben im Begriff in den Wagen zu steigen. „Fahren Sie mit mir zu meiner Frau!" rief er ihm zu, und Wilibald setzte sich ein. Der Wagen hielt nach einiger Zeit vor einem prächtigen Pavillon. Die Gräfin flog ihnen entgegen, und war erstaunt,

Willibalden beim Grafen zu ſehen; oder vielmehr, ſie ward über und über roth, als er ſie grüßte.

„Wir beſuchen dich, ſagte der Graf unter Küſſen, in deiner ſtillen Oede, und wollen im Garten noch Eins zuſammen trinken, wenn es dich nicht ſtört.“

„Jetzt? fragte ſie verwirrt: Guter Sima, du erlaubſt mir wohl deinen Wagen. Eben wollte ich nach dem meinigen ſchicken. Der Abend wird ſo ſchön, und ich wünſchte noch weit weg zu fahren; — auf den Wieſen am Strome hinab, — wo die alten Trauerbirken ſtehen.“

„Dann muß dich aber Kronach begleiten!“ wandte er ein, und es entſtand ein kleiner Streit, worin die Miniſterin zu bewirken ſuchte, daß ihr Gemahl und Wilibald beide ſie begleiteten. Sie ſchien dieſes mit einiger Aengſtlichkeit zu wünſchen. Er hingegen war einmal zum Trinken im Garten aufgelegt, und bat ſie, lieber ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Die Ankunft des Aſſeſſors entſchied. Der Graf hatte nun Ausſicht auf einen beſſern Trinker, die Gräfin auf einen liebern Geſellſchafter, und ſo reichte ſie ſchnell, und ſichtbar froh, Wilibalden den Arm, und flüſterte mit einem tiefen Seufzer: „dem Himmel ſey Dank!“

Sobald ſie im Wagen ſaßen, ward ſie ernſt, und ſagte mit rührender Stimme: „Bleiben Sie mein Freund!“ — „Theure Gräfin!“ rief er aus, und küßte

ihre zitternde Hand. „Aber ſchwören Sie mir das, fuhr ſie wieder fort, bei allem was Ihnen werth iſt!“ — „Beim Himmel!“ ſagte er erſtaunt; und milde Thränen entfielen ihren Augen.

Nach einigen vergeblichen Verſuchen, zu reden, brachte ſie endlich die Worte vor: „In dieſem Garten durften Sie nicht bleiben; — Sie dürfen nie wieder hin!“ Sie ſank zurück, und verhüllte das Geſicht. Wilibald blickte um ſich, erkannte das Luſtwäldchen, und blieb ſtarr neben ihr ſitzen.

Er hatte geſchworen, ihr Freund zu bleiben, und was erſann er nicht, ſie zu entſchuldigen! Aber vergebens! Die Beleidigerin des Grafen, deſſen Liebenswürdigkeit ihm jetzt recht lebendig vor der Seele ſchwebte, mußte eine groſſe Sünderin ſeyn. Immer hatte ſie ihn ſo herrlich getäuſcht, indem ſie unter ihren leichtſinnigen Worten ſchöne Handlungen verdeckte; immer hatte er geglaubt, ihr zarter Stoff ſey nicht an die Sinne gebunden, und längſt habe ein guter Gott ihrem Innern das Siegel vollendeter Güte und Hoheit aufgedrückt. Aber jetzt — da ſaß ſie ja neben ihm, die Repräſentantin des ewig ſinnlichen Geſchlechts, um ſeinen Glauben an dieſes zu vernichten! Er hörte ſchon mit Schmerz des Aſſeſſors Hohngelächter, wovor die Gefallene vergehen mußte! Die Zeit ihrer Täuſchungen war vorüber, und die bittere Wahrheit ſtrömte aus ihrem ſchönen Auge.

So weit ſprach das Gefühl des Rechts und der Pflicht. Allein, ſie ſelbſt ſaß an ſeiner Seite, — die Arme, deren Bekenntniß ſein Mitleiden forderte, indem es ganz auf ſeine Mitſchuld hinwies, — die gute Seele, welche für ſeinen ſeligſten Genuß im bisherigen Leben, einzig ſich ſelbſt verurtheilte; — das theure Weib, deſſen Leben durch jene Nacht mit dem ſeinigen innigſt verwebt, ja ein Theil von dieſem geworden war; das ſchöne Gemüth, in deſſen Vollgenuß er ſich ſo unabhängig von den Sinnen gefühlt hatte, daß das Andenken an jene Augenblicke ihm ewigwerth bleiben mußte! Feſſelte ihn nicht eine dankbare Freundſchaft auf immer an das holde Weſen?

Ergriffen vom Bilde der genoſſenen Freuden, legte er ſeine Hand ſanft an ihr Herz. „Ich habe nur ein Gefühl, ſagte er endlich; es iſt das Nachgefühl einer Wonne, zu deren Genuß ich das Menſchenherz weder fähig noch würdig glaubte, ehe mir jene Götterſtunde ſchlug. — O, warum muß die Pflicht ſie uns verdammen!“

Er ward wieder düſterer, und ſie verhüllte das Antlitz tiefer. Schweigend fuhren ſie jetzt zwiſchen lieblichem Gebüſch unter den weißen Birken hin. Der Wagen hielt, weil ſie hier gewöhnlich umherzuwandeln pflegte. Beim Ausſteigen gab ſie ihm ein Zeichen, ſich von ihr zu entfernen, und ging langſam durch das Ge-

ſträuch. Aber ihre Angſt marterte ſein Herz zu ſehr; er mußte bald wieder zu ihr, und fand ſie auf einer ſteinernen Bank am Flußufer, wo ſie mit gefalteten Händen ſaß, und weinte. Als ſie ihn entdeckte, wankte ihm das reuige Weib, und ſank herab auf ihre Knie. „O geliebter Freund, (rief ſie, und beichtete dann, die Augen und Hände zum Himmel gewandt) meine Seele kannte die Sünde nicht. Aber mein Herz, zwiſchen den Stürmen der Liebe und einer heißen Sehnſucht nach Mutterfreuden herumwogend, ergab ſich einmal den Sinnen, — wenn die Liebe Sinnen kennt, — doch du, Gott, der nach Jahrtauſenden noch im weiblichen Herzen die alten Triebe erforſcht, wovon einſt Rahel und Lea glühten, du weißt es: mein Herz wollte ſich nicht ergeben — es ergab ſich, um dann auf ewig geliebt, auf ewig treu zu ſeyn!"

„Julie! rief unſer Freund der Büßenden zu, die himmliſche Macht, die dir nicht verzieh, hätte nie Barmherzigkeit geübt! Sie zürnt nicht ewig über jene Stunden, über jene Träume, in die uns das irre Herz wiegte!"

„Uns! wiederholte ſie. Habe Dank, du Edler, daß du dich als meinen Genoſſen nennſt. Aber ach, das iſt nicht ſo — du warſt nur die Beute meiner That. Folgteſt du jenem letzten Worte, jenem Wink auf „Uebermorgen?"

„Ja," erwiederte er, mit treuherziger Sehnſucht nach Theilnahme an ihrer Schuld.

„Nein, ich folgte nicht! sagte sie heiter. — Aber wer in meinem Fall aus der Natur heraustreten konnte, war ein Engel; ich — ein Weib. Ach, daß der zärtlichgeschaffene Mensch sein Verbrechen nicht zu hassen vermag! Ich fühle nur Thränen. Sind es Thränen der Reue, o so ist die Reue süß. Geh und laß mich Buße thun!"

Er ging am Gestade hinab. „Sie hat Recht, rief er aus: Man bekleide Moses und Homers weibliche Gestalten mit der modernen Intrigue und Kultur, so werden die unsrigen, und immer die alten, dastehen. Der Mann hat sich verändert; die Kultur hat ihn feig und weichlich gemacht: der Charakter des Weibes aber bleibt sich in jedem Wechsel der Zeiten getreu; das heißt: seine wunderbaren Neigungen und Postulate sind, trotz aller Zeit und Bildung, immer noch dieselben. Aber, will man die Philosophie aller verschiednen sich widersprechenden Sekten in einem einzigen Bilde darstellen, so male man nur ein ächtes Weib. Glaubt Ihr aus einem ihrer Züge den Cynismus hervortreten zu sehen, so hat, ehe Ihr noch darauf sinnen könnt, ihn zu tadeln, der folgende Zug schon einen Beleg zum Platonismus, Realismus, zur Skepsis und allen übrigen, an seinen Nachbar sanft angelehnt und mit diesem innig verschmolzen. Ihr werdet verwirrt, starrt das Ganze an, und ruft bewundernd aus: das ist ein Weib! Und wer bin ich, dir

gegenüber, schöne Julie? Kann ich je aufhören, dich zu bewundern und zu lieben? War ich nicht durch dich ein Hochbeglückter, in jenen Stunden, deren zarte Bilder, in rosige Gluth getaucht, jetzt aufs Neue meinem Herzen vorüberziehen? O gewiß, der Himmel hört deine Reue, dein Gebet! Der Schöpfer selbst sprach ja einst das Wort der Verzeihung über die ersten Geschlechter: Ich will ihn nicht mehr vertilgen, den geliebten, bösen Menschen, der mein Geschöpf ist; das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, und immerdar. Weine nur, theure Betende! Dort steht Hainbergs Gemäuer sonnig und freundlich zu dir herüber. Dort lebt Etwas, schön und engelrein. An jenem Bilde stärke dich! Und du, deren schuldlose Brust dort athmet, — könntest du wohl je den schönen Vertrag brechen, welchen Mann und Weib, frei und herzlich, mit dem heiligen Willen unterschreiben, sich den Folgen der Treue, sie seyen auch Entbehrung, Leiden und Tod, willig zu unterwerfen? Nein, auch du wirst eben so innig, so treu und ewig lieben können, wie deine herrliche Mutter!"

Juliens sanfte Stimme drang jetzt aus jenem Dickig herüber. Ihre Augen waren roth, aber ihre Mienen ruhiger. Sie lehnte sich an seine Brust, und indem sie zum Himmel empersah, flossen ihre Thränen wieder häufiger. Magdalena lag an seinem Busen.

„Schwöre mir Treue gegen deine Pflichten! sagte er sanft, und sie hob schwärmerisch die Hände hoch gen Himmel. Wahrlich, du bist versöhnt!" rief er aus, und hob auch seine Hand, um Treue zu schwören.

„Für Mathilden, schluchzte sie, und zeigte nach der Ruine über den Strom hin. Ihre und deine Reinheit haben meine Seele gerettet. Und so laß uns mit einem Kusse von der Sünde scheiden!"

„Du süßes, vollkommnes Bild deines Geschlechts! sagte er und drückte sie ans Herz. Du treuer und voller Inbegriff des Weibes, wie es überall und immer war und seyn wird! Wer vermag deiner Reue zu widerstehen, die du in diesem heiligen Kuß aushauchst!"

Sie blickte ihn heiter an. „Du bist schuldlos und gut, sagte sie. Denke du, daß ich wieder glücklich sey. Auch will ich wie sonst froh und ruhig leben, und wartete meiner eine Welt voll wohlverdienter Strafe. Die Strafe ist mir kein Uebel, sondern die Schuld — und diese, o mein Freund, diese ist ja nun vorüber! Meine Seele kennt die Sünde nicht mehr."

Sie bewegte die schönen Glieder mit neuer Leichtigkeit, und ließ sich, unter heitern Gesprächen über die Pracht des Abends, zum Wagen führen, welcher sie aber nicht zum Gartenhause, sondern geradezu in die Stadt bringen mußte. Unsern Freund entließ sie mit einem dankbaren Händedruck.

Willibald hütete mehrere Tag lang sein Zimmer, und der seit einiger Zeit ihm vorgekommene vielfache Stoff über das weibliche Gemüth drängte seinen Kopf so gewaltig, daß er sich nicht enthalten konnte, seine Gedanken in einen schriftlichen Aufsatz zu bringen, der manches Gute enthielt, für unsere Geschichte aber zu vielen Raum wegnehmen würde. Uebrigens fühlte er sich im Innern ziemlich ruhig, und in Rücksicht auf das Aeußere seiner Geschichte wünschte er sich Glück, daß ihn der Zufall zum Opfer eines edeln und gebildeten Weibes gemacht hatte, die nicht von gemeiner Leidenschaft brannte, sondern nur von leichtfluthender Liebeswärme belebt war. „Wer sich einmal, sagte er zu seinem Freunde Plinius, einer ungerechten Liebe überläßt, dem wünsche ich wenigstens einen Gegenstand, der in Rücksicht auf Herz und Denkungsart eine gewisse Höhe behauptet."

„Gemeinheit, sagte der M..., ist hier das Allerfürchterlichste. Ein edles, stolzes Weib bleibt, wenn du auch ihrer Liebe längst entflohen bist, doch deinem Leben noch getreu, und sie ist ewig geheim wie das Grab. In ihrer edeln Brust welkt die Blüthe deiner Liebe nimmer. Die stolze Seele ehrt mit ihrem Geheimniß auch dich, für den sie einst schwach war. Deine Gefahr hält sie für die ihrige, dein Leben liebt sie wie einen abgeschiedenen Freund, und ihr treues Herz vergißt des Wortes nicht: „Er war einst mein." Aber die gemeine Seele

liebte nur sich selbst in dir, und wenn du sie fliehen mußt, wirst du ihr zum Fremden, mit dem sie nur der Rache wegen noch in Verbindung steht. Sie verplaudert deine zärtlichen Sünden, zur Schande für sich selbst, ihrer Nebenbuhlerin ins Angesicht. Sie gibt sich, mit unbegreiflicher Albernheit, dem öffentlichen Gelächter Preis, um nur mit ihrer Feindin auch dir zu schaden, um dein für sie selbst verlornes Herz den Strafen einer rachbegierigen Eifersucht in die Hände zu spielen. Ja, sie schließt Freundschaft mit ihrer Feindin, um nur dieser ihre eignen Thorheiten zu entdecken, um ihr von größern Beweisen deiner Liebe zu erzählen, als du jemals dieser Lächerlichen gabst."

Seine philosophischen Untersuchungen über die Frauen wurden von einem Briefe St. Albans unterbrochen, der ihn auf den Gipfel des Entzückens hob. Sophie hatte bei jenem Verwandten auch ihren Vormund gefunden, und von diesem eine Abschrift des Testaments ihres Mannes erhalten. Der Baron war schon seit einem Jahre todt, aber seine Verwandte und Erben in Deutschland und England hatten es für rathsam gehalten, vorher sich selbst zu vereinigen, ehe sie Sophien mit seinem Tode bekannt machten. Sobald der Vormund gewisse Nachricht in Händen hatte, drohte er wegen dieser Verheimlichung mit einer gerichtlichen Klage, um so mehr, da dem Testamente, nach welchem die Wittwe, außer dem im Ehekontrakt

ſeſtgeſetzten lebenslänglichen Gehalt, ganz eer ausgehen ſollte, einiges in der richtigen Form abging. Sie hatte endlich ihren Vormund beredet, dem Prozeſſe zu entſagen, und einen angebotenen Vergleich einzugehen. „Kommen Sie nun, ſchrieb Otto, bald in unſere Arme. Noch heute ſollen die Töne dieſes Glücks Mathilden zu Ohren dringen, und im Herzen meines Alberts eine neue ſchöne Welt hervorrufen. In wenigen Tagen werden wir getraut. Meine Sophie grüßt Sie zum Voraus."

Die Sohlen brannten ihn, weil er nicht ſogleich nach Hainberg konnte. Denn Mariane befand ſich nicht wohl, und man mußte bei ihrer zunehmenden Schwangerſchaft jeden Umſtand hervorſuchen, der zu ihrer Aufheiterung beitragen konnte.

Eben theilte Wilibald ſeinem Vater St. Alban's Brief mit, als er einen Antrag zu Sello's Amt erhielt. — „Entſcheiden Sie jetzt über mein ganzes künftiges Leben!" ſagte er zum Finanzrath und gab ihm ruhig das Dekret. „Sie kennen mein Herz und alle ſeine geheimen Wünſche."

„Mein Sohn! ſagte der Alte nach einer langen Pauſe: Es ſcheint, wir werden glücklicher in Hainberg ſeyn, als hier; und mich dünkt, wir müßten dort mit einander leben. Mein Wille iſt, daß du ein Ablehnungsſchreiben entwirfſt." Entzückt umarmte er ſeinen Vater; und eine Stunde nachher war ſchon ſein Schreiben an

die Behörde abgeschickt. Dem Grafen meldete er in einem Handbriefe ganz offenherzig seine Gründe, und entdeckte ihm mit seinem Lebensplan auch seine Liebe. Er bekam sogleich in einigen sehr verbindlichen Zeilen die Antwort, daß der Graf dieser Sache wegen nächstens nochmals mündlich mit ihm reden wolle.

Gleich nach dem Abgange seines Schreibens erhielt er folgendes Billet.

Mein edler Freund!

Nach meiner Kenntniß von Ihrer schönen Denkungsart und Menschenfreundlichkeit vermuthe ich, daß die nähere Bekanntschaft mit meinen Umständen Sie zur Verzichtleistung auf die bewußte Stelle, mir zum Besten, bewegt hat. Nehmen Sie dafür den Dank und die Segnungen einer zahlreichen Familie an! Allein, die Saat Ihrer Wohlthätigkeit wird, ohne Früchte zu tragen, in den Dornen der Kabale ersticken! Ich habe so eben von hoher Hand in Erfahrung gebracht, man werde Ihnen heute über vier Wochen einen Antrag zufertigen. Ich ehre den Minister dafür, daß er dies bewirkt hat. Ein Freund aber versichert mir, daß dieser Antrag bereits ausgefertigt sey, und daß in dem Augenblick, wo Sie die Bedienung ausschlagen, sie dem jungen unwissenden Herrn von F. übergeben werden solle. Bis zu diesem Punkte habe der edle Graf gestern endlich nachgeben müssen.

Ich benachrichtige Sie schleunigst hiervon und bitte dringend, die Stelle anzunehmen, damit man wenigstens ausser Stand gesetzt werden möge, nebst uns Beiden auch den Staat zu betrügen.

Selle.

Es war jetzt zu spät, um den gethanen Schritt zurückzunehmen. Wilibald fühlte sich voll Unwillen, da er den geistlosen F. selbst kannte. „O, ihr falsches Otterngezüchte!“ rief der Finanzrath aus. Er versammelte sogleich seine Familie. August und Mariane äußerten ihre Mißbilligung einer solchen Verfahrungsart, und jedermann bemitleidete den armen Sello, welcher nun auf einmal wieder, vielleicht auf lange Zeit, in seine vorhinige Lage zurückgestoßen ward. Aber die Finanzräthin erhob sich jetzt zornig, und schien zu einer Strafpredigt für ihren Sohn gerüstet, wobei sie gewöhnlich langsam zu Werke ging.

„Mein erstes Verlangen, sagte der Vater, war, daß Ihr hierher kämet; das zweite ist, daß Ihr mich Alle jetzt geduldig zu Ende hört, da ich allein es war, der das, was Wilibald gethan hat, befahl. Wer sodann einen andern und bessern Plan für unser gemeinschaftliches Wohl hat, der soll ihn mir nachher unter vier Augen mittheilen; aber unsere Familienruhe soll durch kein Gezänk unterbrochen werden.“

Er trug nun kurz und bündig den schön ausgesonnenen Plan vor, sich und seiner Gattin für die Zukunft ein ruhigeres Leben zu bereiten, im Winter mit ihr bei Augusten, und des Sommers in Hainberg zu leben, welches er unserm Helden zum Eigenthum übergeben wollte. Das Personal seines Comtoirs sollte verabschiedet, sein Vermögen fixirt, und letzteres, zu Verhütung künftiger Zwistigkeiten, schon jetzt unter beide Söhne gleich getheilt werden. Zur Unterhaltung der Eltern und Entrichtung des Kostgelds an seine Söhne, behielt er nur wenig zurück, weil er sich immer noch als einen Mann fühlte, der seine und der Mutter Bedürfnisse auch ferner selbst zu erwerben wissen werde, da er ohnehin seinen alten Kassirer lebenslang behalten mußte, und ein kleines Haus in Gesellschaft mit diesem von neuem zu etabliren Willens war. Er entfernte sich darauf mit der Erklärung, daß, wenn binnen drei Tagen Niemand von seiner Familie etwas hiergegen einwende, er dann sogleich seinen Plan ausführen werde.

Wilibald näherte sich der Mutter. Aber sie folgte schnell dem Alten. Dieser gute Mann mußte heute einen harten Kampf bestehen. Ihr bitterster Vorwurf war der, daß der Vater ihr liebstes Kind mit Gewalt dahin gebracht habe, sich zum Bauer herabzuwürdigen, und, statt nach erhabner Größe im Staate für seine Familie zu ringen, diese zu beschimpfen. Aus Zorn hierüber,

und weil ſie keinen ſeiner Gründe achtete, verſchwieg er ihr St. Albans Geſchichte. Wilibald theilte dieſe während deſſen ſeinen Geſchwiſtern mit. Mariane ſchwur unter Thränen, ſie wolle ſo lange vor der Mutter knieen, bis ſie ihres Sohnes Leben und Liebe ſegnen werde; und ſelbſt Auguſt intereſſirte ſich aufs wärmſte für ſeinen Bruder. Die Geſchwiſter wiederholten ſich jetzt nochmals den Plan ihres Vaters, und fanden ihn ihren eignen Geſinnungen ſo angemeſſen, und im Munde eines alten redlichen Vaters ſo rührend, daß ſie alle feſt beſchloſſen, dieſem ſchönen Willen durch nichts entgegen zu handeln, und die zärtlichſte Sorgfalt für die Eltern ihr erſtes Geſetz ſeyn zu laſſen.

Mariane und Auguſt wollten ſogleich zur Finanzräthin; aber Wilibald verhinderte es, und ging ſelbſt zu ihr. Sie hatte geweint, und kam ihm mit finſtern Blicken entgegen. „Wilibald! ſagte ſie heftig, und verweigerte ihm ihre Hand. Du thuſt mir einen Gefallen, wenn du heute auf deinem Zimmer bleibſt, und etwa morgen frühe zu deiner Ernte nach Hainberg reiſeſt. Dein Vater und mein Sohn ſollen dir das Uebrige ſagen.“ — Unſer Freund erblaßte, und wollte ihr zu Füßen ſinken. Aber ſie ergriff ſchnell ſeine Hand, führte ihn ſchweigend nach der Thür, und ſchloß ſich ein.

Da ſaß er nun ſtill auf ſeinem Zimmer! Es war ſchon Nacht, man brachte ihm Licht, und deckte für eine

Perſon. Er ſollte heute zum erſten Mal das Thränenbrod eſſen. — Auf einmal trat ſein Vater herein. „So?“ ſagte er, und ſchickte den Bedienten weg. Wilibald klagte ihm mit kindlichen Thränen ſein Leid, und bat ihn, der Mutter nachzugeben. Er wollte ſogleich zum Miniſter, und war entſchloſſen, auch übrigens alles zu thun, was ſie von ihm verlangen werde. Eine Lage, wie die heutige war, hatte er ſich nie als möglich gedacht, und er fand jetzt, daß er vielleicht alles ertragen könne; aber unmöglich den Haß ſeiner Mutter.

Der Alte küßte ihn, und beſann ſich dann. „Vor allen Dingen, Herr Sohn, thue was dein Vater verlangt. Du machſt hier jetzt nur übel ärger. Alſo, du ſetzeſt dich ſogleich auf, und reiteſt nach Hainberg. Das wird der Mutter am angenehmſten ſeyn. Es iſt ſternhell. In Hainberg kannſt du noch eſſen, ausſchlafen, und dort bleiben, bis wir alle kommen. Denn bald richten wir nun das neue Haus auf, und halten da ein Feſt, wozu ich ſchon den Grafen gebeten habe. Schlag dir nur alle Grillen aus dem Kopf, und verlaß dich auf deines Vaters Wort: morgen ändert ſichs! Wir alle ſind morgen wieder gute Freunde. Adieu, und tummle dich, und nimm von keinem Menſchen Abſchied, und, hörſt du, gehorche pünktlich meinen Befehlen!“

Wilibald beſtieg muthig ſein Roß, und ſprengte aus der Stadt, zwar beſorgt über den Unwillen ſeiner

Mutter, aber getröstet durch den Gedanken, daß ihm sein Vater nie etwas versprach, was er nicht wörtlich hielt.

Noch nie hatte er die Stadt mit so großer Sehnsucht nach Hainberg verlassen, als heute. Lächelnd wandte er sein Pferd und blickte nach den tausend Lichtern zurück. „Ihr freundlichen, geselligen Flämmchen! rief er ihnen zu: Wie viele Intriguen und Bosheiten werden wohl jetzt bei eurem süßen Scheine geschmiedet! Lebe wohl, du unfreundliche Welt, die nur sich zu täuschen, nicht zu lieben versteht. Meine Seele komme nicht mehr in deinen Rath! Lebe wohl, du holdes Weib, die dort vielleicht jetzt über ihre Schuld weint, wo unzählige Andere lachend nach immer tieferer Sünde ringen! lebe wohl; auch wir dürfen nicht wünschen, uns wieder zu sehen! Selbst von dir möchte ich getrennt seyn, du edler Mann, der seine theuersten Kräfte dem Staat opferte, während das, was er liebte, ihn durch mich betrog! Fahre hin, du unsicheres, regelloses Menschengewühl, du unzuverlässiges großes Leben! Alles will sich in jenen Mauern mit Gewalt umschaffen; der Frohe zum Weinenden; der Böse lügt sich zum Edeln; der Gute lernt mühesam die Falschheit; der Alte spielt den verliebten Gecken; der Jüngling wandelt sich zum schwächlichen Greise um; der Mensch wird zum trügerischen Gemisch von Widersprüchen aller Art, und widerstrebt der gere-

gelten Natur. An deine Bruſt will ich fliehen, Natur, du Truglose! Wie ſicher iſt mir die Hoffnung, welche ich mitten im ſtarren Froſte von der Wiederkehr des Frühlings hege! Wie ruhig harrt die Veilchenknospe tief unterm Schnee ihrer Blüthenzeit entgegen! Der treue Bach auf meiner Flur, — er wird mir nicht verſiegen; die freundlichen Geſtirne kehren ewig wieder; und ſelbſt im ungetreuen Meere wird doch der Menſch immer ſchauen, daß die öde Ebbe nach Geſetzen mit der triumphirenden Fluth ſich jagt! Ja, von deiner leitenden Hand will ich mich nicht mehr entfernen, du ſanfte Mutter des Menſchen! Dir will ich treu bleiben, um treu zu ſeyn wie du!"

Mit einer gewiſſen Inbrunſt fühlte er ſich ſeinem Dörfchen näher und näher. Es war ihm, als hätte er nach einer ſehr langen Reiſe ſo eben die letzte Station zurückgelegt. Rückwärts mochte er nicht wieder, da lag es grau und düſter hinter ihm; vorwärts zog er mit behaglicher Langſamkeit, wie Einer, der ſich das Freudengeſchrei des „Willkommens" noch gern aufſpart. Er wünſchte ſein Hab und Gut mit ſich zu führen, und wie ein neuer Einwohner dort einzuziehen, wo ſein Liebſtes lebte. Es fiel ihm ein, daß die guten Hainberger ſich bis jetzt keiner ſeiner gemeinnützigen Anſtalten und Neuerungen widerſetzt, ſondern ſeine Vorſicht dabei mit wahrem Zutrauen belohnt hatten; daß die beträchtlichen Vor-

schüsse, die er Einigen von seinem Vater verschaffte, von wirklichem Nutzen für ihre Rettung schienen; daß er schon so manchen dankbaren Händedruck eingeerntet, sich so mancher erheiterten Miene gefreut hatte. Er fand es sogar für die Welt sehr nützlich, daß künftig hier ein Gelehrter, Kunstfreund und praktischer Landwirth, in seiner Person vereinigt, eine Heimath aufschlagen sollte. Im Geiste sah er sich schon (mit St. Alban, Adams und seinem Vater in Streitschriften vergraben, und von eignen Resultaten umringt) an einem großen klassischen Prachtwerk über die Landwirthschaft arbeiten; erblickte schon die einzelnen Kapitel, von der Jagd, Fischerei, Leinsaat und allen Arten von Viehzucht, mit den prächtigsten Kupfern und Vignetten verziert, — ein wahres „adeliches Landleben!" Er durchblätterte schon seine künftigen ländlichen Gedichte, schöner als Virgil sie zu dichten vermochte; seine philosophischen Gedanken über das Landvolk, wie noch keine waren gedacht worden. Kurz, die große Welt sollte für seinen Entschluß reichlich entschädigt werden; und des eignen Glückes Räume schienen ihm unermeßlich!

So kam er in das kleine Dorf, welches zu schlummern schien. Kein Licht brannte, keine Menschenstimme war laut. Nur in einigen Ställen hörte er das müde Vieh im Schlafe seufzen, und hier und da ein Schellenhalsband leise läuten. Selbst die Mühle stand still; die Hof-

hunde, im ersten Schlafe, begnügten sich, den wohlbekannten Reiter mürrisch anzuknurren, und von den Häusern tönte das nächtliche Pipen aus den Schwalbennestern freundlich zu ihm herab. Leise verplauderten die Hähne den dumpfen Hufschlag seines Rosses, und überall schien eine friedliche Welt, halb im Schlummer, seine Ankunft zu begrüßen. Der Kampf des Tages war gekämpft; das ängstliche Fortleben in der Nacht war dem glücklichen Hainberg noch unbekannt; volle Ruhe hatte sich über seinen Wohnungen gelagert.

Aber vom Gutshause her schimmerten jetzt noch die vornehmeren Lichter ihm entgegen. Dort drängte sich die größere und manchfaltigere Arbeit auf einen Punkt hin, und die Menschen mußten noch wachen und leben, um dem Einzelnen Ruhe zu gewähren.

Herr Adams hatte sichs bequem gemacht. Er saß im besten Herrschaftszimmer auf weichen Polstern bei seiner Pfeife, und leerte mit der Nichte eine Flasche Wein. Die Nichte las, und der Onkel schrieb emsig in ein großes Buch. Jedes hatte sein besonderes Licht vor sich. Ein schönes Stück Kuchen lächelte auf Dresdner Porcellan vom Tische herüber, und die Fenster waren mit den duftenden Blumensträußen der Nichte besetzt. Willibald grüßte sie mit einer Art von Ehrerbietung, und umarmte dann die beiden reinlichen, weißgekleideten Men-

ſchen recht herzlich. Es gefiel ihm, daß ſie die Gutsherrſchaft ſo ſchön zu repräſentiren verſtanden.

„Sie dürfen ſich nicht wundern, ſagte Adams, daß Sie uns in einem ſo ſardanapalſchen Leben antreffen. Wenn wir einmal des Tages Laſt und Hitze ſo recht mit Macht überwunden haben, dann weiß ich immer des Abends nicht wie ich es mit Hannchen und mir ſelbſt gut genug machen ſoll. Am Schlafe liegt uns dann weniger, als an einer recht netten Pflege. Da lebe ich immer gern noch ein Bißchen bei Licht. In meinen Gedanken iſt mir dann keine Bequemlichkeit zu vornehm; nichts iſt mir zu gut; für das Herrlichſte, was ich genieße, iſt's mir nicht ſchade. Ich kann die Leute nicht leiden, die nach der Arbeit ſogleich alles, wie es kommt, verſchlingen, und dann zum Schlafen umfallen. Immer bereite ich mich erſt zu meinem Paar Stündchen Schlummer ordentlich vor."

Witibald lobte das verſtändige Paar, und ſah in des Alten Buch. Er hatte ſo eben eine recht artige Bemerkung über die Behandlung der Bienen eingetragen. „Wenn Sie mich einmal todtgefüttert haben, ſagte Adams, ſo bekommen Sie an dieſem Buch einen wahren Schatz. Ich habe es blos Herrn Otto's wegen angefangen, und wenn er auch viel beſſer zu reden und zu ſchreiben verſteht, als ich, ſo muß ich doch bekennen, daß ich in vielen Stücken gar nicht ſeiner Meinung bin.

Doch habe ich ihn überall mit Liebe zu widerlegen geſucht.“

Das war ein ſchöner Fund für den jungen Gutsherrn, wenn gleich das Ganze nur aus einzelnen, nicht geordneten Gedanken beſtand. Adams mußte ihm ſogleich die Mittheilung des Werks zuſichern.

Indeſſen hatte die Nichte auch unſerm Freunde zu den nöthigen Lebensmitteln verholfen, und legte nun ein Zeichen in ihr Buch, um noch ein Bißchen mitzuſprechen. Er erbat ſich das Buch, und erblickte den Siegwart. „Warum wählen Sie ſich nicht neuere Schriften aus unſerer Bücherſammlung?“

„O, ich habe ſchon lange nach dem Siegwart geſtrebt. Das Buch hat mich ſchon vor vielen Jahren einmal ſehr angenehm gerührt; daher leſe ich es jetzt ſo gern wieder, und werde es immer und ewig lieb behalten. Es geht doch überall ſo fromm und gefühlvoll und redlich darin zu. Und wenn es auch jetzt viel ſchönere Bücher gibt, ſo hatte ich doch einmal an dieſem meine Luſt, und bleibe dem Verfaſſer immer dafür verbunden.“

„Im Grunde ſagen Sie da etwas ſehr Gutes, verſetzte Wilibald: Gegen Niemanden betragen wir uns gewöhnlich undankbarer und menſchenfeindlicher, als gegen einen Autor. Das Gute und Schöne, was uns während ſeiner Unterhaltung ſo herzlich und innig vergnügte, vergeſſen wir zuweilen am Ende des Buchs, ſobald dieſes

nämlich nicht recht auf unsere Wünsche paßt; sobald das Buch einige bedeutende Fehler enthält, oder von einem bessern verdrängt wird. Dadurch, daß es ein Anderer noch besser macht, entbindet uns ja dieser doch nimmer von der Dankpflicht gegen den Vorigen, dem wir gut waren, der uns Gutes that! O gewiß, der Mensch ist ein sehr undankbares Geschöpf gegen seinen Autor! Er weiß seine Fehler nicht zu ertragen, hat kein Mitleiden mit seinen schwachen Stellen, verhöhnt ihn in öffentlichen Gesellschaften, und sieht es recht schadenfroh mit an, wenn die Kritik mit der unbilligsten Strenge dem armen Manne den Rücken zerhaut, der doch alles was er konnte that, um seine Mitwelt zu vergnügen. Wie duldsam sind wir nicht gegen die nicht gelehrten Schwächen der Menschen! Ist nicht auch der Autor, als solcher, unser Nächster? Nein, wer etwas Gutes oder Liebliches in einem Buche fand, der muß nie vergessen wollen, daß es in diesem Buche stand; sonst nenne ich ihn einen Liebloſen! Was aber nun Ihren Siegwart betrifft, Hannchen . . .“

Hannchen ermunterte sich und gähnte ihm so herzliche Versicherungen ihrer Aufmerksamkeit zu, daß er die angefangene Materie abbrach, und die Ruhezeit seiner müden Freunde schneller herbeiführte, als Herr Adams gestatten wollte. Wie er sich niederlegte, dachte er wieder mit einem tiefen Seufzer in die Stadt zurück. Hätte

ihm sein Vater, ehe er ihm nach Hainberg zu reiten befahl, entdeckt, daß er bereits ganz andere Nachrichten durch den Kabinetsrath wußte; daß dieser geschmeidige Geschäftsmann in einem wohlausstudirten Vortrage der Mutter nicht allein St. Albans Geschichte ausführlich erzählt, sondern ihr auch entdeckt hatte, Franzens Verlobung mit Luisen werde nächstens gefeiert werden, wie Mariane von ihr selbst erfahren habe; daß die Mutter durch diese Umstände und Marianens Bitten schon völlig umgestimmt war, und nur, als eine strenge Mutter, ihren einmal dem Sohne gegebenen Befehl nicht schnell zurücknehmen, sondern erst des Abends spät den Verstoßenen auf seinem Zimmer besuchen, und zu Gnaden annehmen wollte; daß dieses ihr Betragen gegen Wilibalden den Finanzrath in große Hitze gebracht, und er sich vorgenommen hatte, ihr durch Wilibald's plötzliche Abreise eine unruhige Nacht zu machen; hätte nicht sein Vater das alles ihm verschwiegen; gewiß er wäre viel ruhiger dem Schlaf entgegen gegangen! Doch tröfteten ihn seines Vaters Worte. Er fühlte sich schon in Mathildens Nähe, und von ihrem süßen Bild umschwebt, dämmerte er allmählich ein.

Frühe weckte ihn Adams. Es war ein Bote von seiner Mutter gekommen. „Du bist, so schrieb sie, noch gestern in der Nacht weggeritten; dein Vater ist zum erstenmal in meinem Leben zornig über mich gewesen.

Du wolltest mir zutrauungsvoll etwas entdecken, was du mir erst später durch deinen Bruder mußtest sagen lassen, weil ich dich verstieß. Ich habe deinen Vater beleidigt, und auch dich, mein lieber Sohn, gekränkt. Der Wille meines Mannes soll mir heilig seyn, und ich lege gern und willig das theure Glück meines Kindes in seine und des Himmels Hand. Ich verlange, daß du in Hainberg bleibst, bis ich zu dir komme. Aber sage mir schriftlich, daß du mich wieder liebst. Dann erst werde ich ruhig seyn, und deinen Vater durch deinen Brief versöhnen. Mögest du nie so starke Leidenschaften mit ins Alter bringen, wie deine ewig treue Mutter!"

Unter Freudenthränen antwortete er ihr; in reiner Dankbarkeit ergoß sich des Kindes Herz gegen die Mutter. Er beklagte es rührend, daß ein Mißverständniß sie eine lange Nacht hindurch über sein Herz in Zweifel habe setzen müssen, und lieferte ihre eignen Zeilen, die ein Sohn zu behalten Sünde thun würde, wieder zurück.

Lange war ihm nicht so innigwohl gewesen, wie an diesem schönen Morgen. Er fühlte sich mit dem Himmel und der ganzen Welt verbrüdert, und triumphirend wie ein Kind des Glücks flog er jetzt den Hügel hinauf. „Der Herr, rief ihm Michel zu, ist diesen Morgen verreist." Er sah so froh aus, daß ihm Wilibald die Hand schüttelte. Mathilde sollte im Garten seyn.

Er ſchlich ſich hinein, hinter die Kirſchenſträuche. Da ſaß ſie auf der ſteinernen Bank zwiſchen zwei Haſelnußhecken; ſtill und ſelig. Sie betrachtete einen halbfertig gebundenen Strauß, und ſah zuweilen ernſthaft in die Höhe. „Mathilde!“ rief er leiſe, und breitete, wie ſie ihn entdeckte, die Arme weit aus. Sie ſprang auf und ſchloß ihn an ſich. „Ach endlich, rief ſie, kommt mein Freund! Sie wiſſen es — ach, ich habe eine Mutter!“ — Melodiſch drangen jetzt der Kindlichkeit geheimſte Töne aus ihrem ſchönen Herzen hervor. Er ſtand vor der blühenden Geſtalt wie ein Entzückter, und die Geliebte wiegte ſich ſelig in ſeinen ausgeſtreckten Armen. Sie ſchien die feurigen Bilder ihrer Phantaſie an der Frühſonne anzuzünden; er küßte die Freudenthränen von den funkelnden Augen, und raubte ihr die ſüßen Töne, ehe ſie den verklärten Lippen entflohen.

„Aber, o mein geliebter Freund, rief ſie, du weißt nicht, daß ſie in dieſem Augenblicke ſchon auf ewig vereint ſind; — daß ſie noch heute dieſen Hügel herauf kommt, um in mein Herz einzuziehen! Ach, wie ſoll ich ſie würdig empfangen, die mich einſt freundlich küßte als ſie mich unter bittern Thränen gebar! Ich habe ihr Haus geſchmückt, wie einen ſchönen Garten. Ach, könnt' ich Arme auch mein Herz mit ihren Tugenden ausſchmücken, wie einen Himmel! Mit dieſem Strauße will ich an ihr niederſinken. Aber unſere Frühlingsblu-

men sind, wie die Blüthe ihres Lebens, schon vorüber. Nur beständiger sind die Kinder des Herbstes. Wären die übrigen doch ewig, wie meine Liebe und Treue!"

Seine Hand immer an ihr freudigklopfendes Herz gedrückt, zog sie ihn fort in das Haus, welches einem wohlriechenden Putzschranke glich. Albert tummelte sich frohlockend unter den Blumenkränzen herum. „Eine Mutter!" rief er wehmüthig, und schlang sich um Wilibalden; — „die Mutter kommt! Weißt du, was das heißt! Sie ist aber viel schöner als deine; — sie ist verloren gewesen; — der Vater hat sie wieder gefunden, und bringt uns heute die Mutter!" Unbekannte Freudengefühle zogen den kleinen Mund zu sanftem Jammer.

Allein, unser Freund ward still, und blickte ängstlich nach Mathilden. Ihr zärtlicher Händedruck vermochte ihn nicht mehr zu trösten.

„Nicht so still, mein Freund! rief sie: Aus allen Blumen meines Lebens blühen ja heute noch neue, höhere empor!"

„Geliebte, seufzte er, vielleicht ist mein Gedanke Thorheit, — aber sage mir, wird im Zuge dieser neuen Seligkeit das Andenken an die Liebe deines Freundes nicht vergehen? — sein Bild nicht verrauschen!"

„O, ich verstehe dich! sagte sie: Sind denn die Räume dieses Herzens so klein, daß dein liebes Bild je von mir scheiden müßte?" Sie drückte ihn schmerzlich

und innig an die Bruſt, und gab ſich freiwillig ſeinen heißen Küſſen hin. Der trunkne Geiſt blinkte ſelig auf den Thränen ihrer Liebe. Albert ſchmiegte ſich ängſtlich an die Schweſter. Doch ſie nahmen den beſorgten Kleinen mit in ihre Umarmung auf.

„Aber du darfſt, — ſagte ſie auf einmal wieder, und wurde glühendroth, — nicht wahr, Sie dürfen wohl nicht hier bleiben? Wenn die Mutter einen Fremden bei ihren Kindern ſieht.“

„Fremd? ſagte er. Ach, ich wußte es wohl — und doch ſoll ich nicht zagen!“ Sie gerieth in Angſt, und in ihrem Herzen wußten ſich Liebe und kindliche Scheu nicht vor einander zu retten. Er überließ aber der letztern freiwillig das Feld, und verſprach, ſich zu entfernen, weil es ſo ſeyn müſſe. Ihre Zärtlichkeit koſete auch bald ſeine Sorgen weg. Er ging, und nahm ſich vor, die Wonne dieſer Menſchen auch nicht von ferne zu ſtören. Zu ſeiner Ernte trat er hin, band Garben, und zog mit den ſegenbelaſteten Wagen in die Scheunen ein, deren weite Gerüſte ſich immer höher füllten, und ihm auf den Winter eine reiche Ausbeute verſprachen.

Für den Nachmittag beſchloß er einen Spaziergang in die Ferne, um ſeinem geliebten Hügel nicht allzunahe zu kommen. Der Himmel war blau, und nach Oſten zu herbſtlich geſtreift. Die Schwalben, der beſſern

Heimath eingedenk, schienen ihren Schwung eifriger nach Süden zu richten, und schon versammelten sie sich in Schaaren zum zwitschernden Abschiedscher. Er schweifte über Berg und Thal, und machte endlich in einem kleinen grünen Bergkessel Halt, wo er sich der Länge nach ausstreckte, und hinauf in den blauen Raum sah. Sobald er sich hier emporhob, lag rings um ihn her eine große herrliche Welt, und zu seinen Füßen murmelte tief im Dickigt ein Bach vorüber, dessen weiße Schaumflocken er sanft durch die dunkelgrüne romantische Nacht dahinschiffen, bald schneller ziehen, bald an schwarzen Basaltblöcken scheitern und sich vervielfältigen sah, während die Sonne zuweilen durch das flüsternde Laubdach einen Blitz in die vielen Spiegel hinab, und nach unserm Freunde wieder heraufschickte. Dort stimmten die erfrischten Singvögel freundliche Danklieder für die Najade an, und das lustige Eichhorn schmatzte schon so abendlich, und hüpfte auf den vergoldeten Eichenwipfeln von Zweig zu Zweig, und harrte seinem Liebling, der Abendröthe entgegen. Ueberall spielte das Leben in lieblicher Luft. Sobald er sich hingegen zurück in seine Tiefe legte, hörte und sah er von dem allen nichts. Ringsum war er eingeschlossen in ein Ufer von kümmerlichem Berggras, und über ihm lag es blau und endlos da; tief und steil, als läg es unter ihm.

„Wie mag es kommen, rief er aus, daß Keiner,

der irgend ein ſcharfer Denker iſt, dieſe Lage und dieſen Anblick lange erträgt! Warum fühlt ſich der Menſch ſo angſt und bang vor dieſem Raume! Man ſagt: *) Da, wo der Raum des Sternſehers endlich in blaſſe Nacht verliſcht, — wo der arme Herſchel, ſeufzend, und erſchrocken vor der ewigen Flucht des Gränzenloſen und Undurchdringlichen die optiſchen Fühlhörner einzieht, und, verlaſſen von allen Gränzen ſich nach einer Inſel der Beſchränkung umſieht, die ihn vom Sturz ins Endloſe rette: da beginnen erſt die poetiſchen Räume, das unbegrenzte Reich menſchlicher Phantaſien. Aber, welcher Gedanke umgibt denn das All noch außer jenen Regionen? Weſſen Wagen rennt über den Spitzen des Fabellandes ohne Zeit dahin? Weſſen Auge erſpäht das Atom meiner Menſchheit freundlich, als einen Schimmerpunkt im alten Lichtmeer? Weſſen Stimme, gebieteriſch und erfreulich, ziſcht durch das Endloſe hernieder, und zuckt in meinem Buſen? — Gott. — Wer faßt Ihn! — Einzig das Herz mit der mächtigen Religion, die da glaubt, der bange Menſch und ſeine kindlichen Gedanken ſollen in all dieſer furchtbaren Größe nicht zum Untergang aufgelöſt werden, nicht verloren gehen in der bodenloſen Fluth! Was iſt wohl

*) So viel ich weiß ſagt unſer J. P. F. Richter etwas Aehnliches.

mächtiger, was erhabener, als des Menschen Herz? Durch das Herz allein ist der Mensch wahrhaft mit der Gottheit verwandt. Auch mein Sinn ging jetzt von der Beschränktheit aus; in der Endlosigkeit verlor sich mein Verstand, selbst die Vernunft: aber im Herzen find' ich Alles wieder, Stille, Ruhe, Trost! Nehmt dem größten aller Menschen das Herz; er wird zum Gemeinen, zum Verzweifelnden, zum Selbstmörder, der seine Hand nach dem Abscheulichsten ausstreckt!" Er sprang empor, und schaute um sich. Die Welt schien ihm schöner zu blühen, und das Leben lieblicher zu tönen. Denn in seinem Herzen fühlte er Raum, das Alles zu umfassen, Alles zu lieben.

Die Sonne bereitete sich schon zum Scheiden, und im Westen flogen kleine Gewölke auf. Eilig sprang er hinab, um noch den Gipfel des nahen höheren Berges zu erklimmen. Als er die Mitte desselben erreicht hatte, stand der Wald am östlichen Hange neben ihm halb im Schatten. Unten ruhten die Bäume in dunkelm Grün, während oben die zitternden Wipfel von der Abendsonne zu Goldkanten erglühten. Ueber Hainbergs Hügel hing jetzt die Sonne. Neben ihr entdeckte sein Auge eine weiße Gestalt — ein Weib — es war Mathilde! Sie bewegte sich; sie mußte es seyn! Es war ihr Lieblingsort, — das Uebermaaß des Glücks hatte sie in die freie Natur getrieben! Eine sonst üppigblühende große Bergwiese

überzog an jener Stelle den ganzen lieben Hügel. Dunkel umgrünte jetzt die zarte Au jene weiße Gestalt, und schoß, so wie sich die Sonne beim Scheiden auf dem Rande niederzulassen schien, auf allen Seiten die Farbenstrahlen des Herbstthaues, wie Pfauengefieder, von sich. Aber Mathilde, langsam fortwallend, stieg den wohlbekannten Pfad empor, und blieb neben ihrer Nachbarin, der Sonne, stehen. Er machte sich seitwärts höher hinauf, um sie in der Sonne selbst zu schauen, die jetzt schon den Hügel berührte, und dort Mädchen und Wiese zu küssen schien. „Ich sehe dich nicht mehr, rief er, vom Glanz überwältigt, mein Auge wird schwach! Aber ich weiß — ich weiß doch, daß jetzt dein werther Schatten mich hier trifft, da du, meiner Seele Licht mir vor dem Licht der Sonne schwebst. Geheimnißvolle Mittheilung! Noch nie war meine Liebe mir so nahe, wann sie mir fern war. Das mitleidige Licht des Himmels strömt den reizenden Bildumriß von ihrem Herzen aus bis her an das meinige, zur magischen Vereinigung. Ich lebe und athme hier ganz im Schattenreich ihrer Gestalt. Der Himmel selbst hat ihr Bild über mich ergossen. Haltet euch wacker, gute Augen! Ja, in der Sonne seh' ich ein rosiges Feenkind; ihr weißes Kleid verdunkelt sich. O schonet mein, ihr göttlichen Flammen! Wehe mir, es wird zum schwarzen Punkte —"

Er war erblindet, ein grauer Nebel schwebte vor seinen Augen, die er schließen mußte. Erst nach einiger Zeit vermochte er die grüne Wiese wieder zu erkennen, wo jetzt die Sonne verschwunden war, und die Gestalt sanft abwärts wandelte und in die Bäche tauchte.

Aber oben, über seinem Haupte, brannte noch alles im Abendfeuer. Mit großer Anstrengung klimmte er zwischen den Felsen empor, und erreichte glücklich den allerhöchsten Gipfel dieser Gegend. Dort strömte noch die himmlische Kugel den Schlagschatten über eine ferne spitzige Waldkuppe herüber, an deren unterm Hang die Feldbäume zum letzten mal in räthselhaftem Rosenlicht aufglühten, und lange strahlige Schattenarme nach unserm Freunde zu reichten. „Vergebens, rief er aus, vergebens rollt das Abendgewölk neidisch seine Wellenmassen der Königin und mir vorüber! Denn die Göttliche hat einen Tropfen ihres Bluts in jene himmlischen Wasser geträufelt — und, entflammt zu blutigen Goldwogen müssen sie nun den Abglanz ihrer ewigen Schönheit tragen, und über alle Lande des Abends ausbreiten. Dort färbt sie noch ein kleines buschiges Wiesenthal mit hellem Saftgelb, während die andern Thäler schon zum glanzlosen Weißgrün einer neblichen Dämmerung erblassen! Wunderbarer Sonnenstrom! Fandest du denn dort die Hütten der Unschuld und des Friedens, daß du jenes kleine Thal vor allen liebst? Ha, noch einmal tritt sie,

frei und groß, aus dem Gewölk, um die Dämpfe dieſer Welt zum himmliſchen Brande zu entzünden. Ehrerbietig fliehen die Wolkenheere auseinander. Zu ſpät flieht ihr! Schon berührt ſie die hohe Waldſpitze; — ſie ſinkt — o weile noch, du lebendiges, heiteres Licht! — Seltſam! Von beiden Seiten ſeines Abſchiedsgipfels her wirft noch der Sonnengott ſeine Flammenpfeile über die goldne Welt mir vorüber; — nur ich ſtehe in dem magiſchen Dreieck von Schatten da, und ſtaune hinaus in die rothe Ewigkeit, wie der entzückte Paul Gerhard ſtaunte, als er ſang:

Ach, denk ich, biſt du hier ſo ſchön,
Und läßt du's uns ſo lieblich gehn
Auf dieſer armen Erden:
Was ſoll es erſt nach dieſer Welt
Dort oben in des Himmels Zelt,
Im goldnen Schloſſe werden!

Ehrlicher Lette, oder Schleſier! Gewiß, du ſchauteſt da in dein rechtes Vaterland, als das heilige Land der Abendröthe ſich vor deinem Auge ausbreitete! Schnell, wie ein Blick, wachſen jetzt, mir zur Rechten und Linken, jener Kuppe die Schattenflügel, bis in unabſehbare Fernen haben ſie ſchon das fliehende Licht verjagt; — ach, es iſt verſunken! Veilchenblau ſchießen noch einmal die dunkleren Speichen des halben Strahlenrades an dem

flimmernden Gewölk herauf; welcher Menschengeist wagt es zu ahnen, wohin sie eilen, wo sie im großen Ringe des Raums ihr Ziel finden, wie fern der geheimnißvolle Kranz liegt, in den sich diese Speichen fügen müssen?“

Es verfinsterte sich jetzt vor dem müden Auge unseres Freundes ein Wolkenbild nach dem andern zu dunkelm Blutroth, — und auf einmal war die Welt erkaltet.

Abends hatte er keine Ruhe mehr. Er mußte die Bergbewohner sehen. Blöd und langsam trat er hinein, als die Familie das Abendbrod aß. Sophie saß ihm und der Thüre zugewandt. Die Kinder, auf beiden Seiten, und St. Alban, vorn, lauschten ihrer Rede. Mit Erstaunen betrachtete er das Weib. Es war Mathilde, die vollkommne Mathilde, wie sie am Morgen nach Alberts Verschwinden da saß. Ueber ihre Züge hatte das Unglück nichts vermocht. Nur Gluth und drängende Fülle mangelten ihr, und die Schwärmerei der ersten Liebe, um ganz Mathilde zu seyn.

Alle sprangen, wie bei einer erwarteten lieben Erscheinung, auf und umarmten ihn. Er mußte sich setzen. Sophie sagte: „Alles, was mir im Leben lieb und theuer ist, hat mir schon das Bild meines neuen Freundes vorgehalten, und meine Augen sehen es nun endlich rein und getreu wieder. Ich würde Sie diesen Abend selbst

an jedem andern Orte, wie jetzt erkannt haben. Willkommen guter, treuer Mann!

St. Alban reichte ihm von Zeit zu Zeit mit stummem Lächeln die Hand. „Der Himmel, sagte er endlich mit schwächerer Stimme als sonst, hat heute vier selige Menschen auf diesem Hügel zusammengeführt, der mir nun wie das heilige Gebirge Ararat erscheint. Aus seiner Arche schauen wir, nach den verronnenen Fluthen des Unglücks, entzückt über die neuaufgrünende Welt hin! Um das Glück dieser vier Menschen zu fassen, sind Sie, mein Freund, vielleicht auf Erden der Einzige!"

„Der Fünfte! sagte Wilibald, mit weichem Tone, weil er sah, daß Mathilde vor Wonne das Gesicht verhüllte. Und dieser, fuhr er sich fassend fort, fühlt es wohl, daß der Antheil an diesen Stunden, den er für sich raubt, ihm nicht gebührt; allein der Moment Ihres ersten Erkennens, verehrte Frau, war meinem Herzen zu theuer, um ihm den Zügel der Verhältnißregeln anzulegen. Nehmen Sie auch mich in das Reich Ihrer Liebe auf!"

Mit innigem Wohlgefallen an seiner Rührung, und in den Worten der reinsten Güte sicherte ihm Sophie diese Aufnahme zu. Man wurde von Herzen froh. Aber, so schön auch Alles von Einem Geiste belebt war, und so sehr man ihn bat zu bleiben, so fest fühlte doch Wilibald eine gewisse Pflicht, sich zu entfernen. Er ging

bald fort. Seine Freundin begleitete ihn mit dem Licht. „Mathilde, Mathilde! sagte er beim Abschied: Auch uns darf nichts mehr trennen! So führe auch ich, Geliebte, dich bald heim, daß du mein ewigtreues Weib seyst!“ Das zarte Kind wandte sich erschreckt von ihm. Aber sein brünstiger Kuß fand ihren liebefeuchten Mund; und leichten Herzens flog der Glückliche hinaus in die schöne Herbstnacht.

Ohne bei Mathilden zu seyn konnte er nun nicht mehr in Hainberg leben. Er beschloß also am andern Morgen, zu seiner Mutter nach der Stadt zu reisen. Dort lächelten ihm zufriedene Gesichter entgegen, und alle Wogen der Familienunruhe hatten sich schon zur vorigen stillen Fläche geebnet. Seine Mutter sagte: „Ich will dich nun nicht mehr tadeln, da auch dein guter Vater dich für verständig hält, und weil ich weiß, daß dir deine eigne Ruhe nicht lieber ist, als die meinige. Glaube auch nicht, daß mich hierbei gewisse neuere Gründe hauptsächlich leiteten. Genug, ich bin zufrieden mit dir!“

Seine Erzählung von dem, was er in Hainberg gehört und gesehen hatte, machte Jedermann sehr begierig auf die Bekanntschaft der Neuangekommenen. Unter Allen aber freute sich doch der Finanzrath am herzlichsten und lautesten über Wittwalds Erzählung, und darüber, daß nun bald der Tag seines Hainberger Baufestes anbrach,

an welchem er dort ein groſses Mahl bereiten und alle seine Freunde dazu einladen wollte.

Auch dieser Tag erschien endlich. Wilibald war mit dem frühen Morgen dort. Er fand aber noch so viele Vorkehrungen zu treffen, daſs ihn die Gesellschaft überraschte, ehe er noch seinen theuern Hügel besteigen konnte. Für ihn war dieser Tag sehr wichtig. Heute sah er zum erstenmal die Gräfin wieder. Heute erkannte diese nebst ihrem Gemahl in Sophien eine ehemalige werthe Bekanntschaft. Heute näherte sich die Mutter Sophien mit liebevollem Zuvorkommen, und auch Mathilde blühte endlich zum erstenmal in einer ächtmütterlichen Umarmung der Finanzräthin schöner für ihren Geliebten auf, welcher alles zehnfach ehrte, was der stolzen Mutter nahen durfte. Mathilde selbst war überrascht, und fühlte sich mit Entzücken geliebt. Aber unser unruhiger Freund fand leider seine Furcht gegründet. Das Mädchen schien ihn selbst nur selten zu bemerken, und einzig für ihre und seine Eltern da zu seyn.

Vollendet stand jetzt der Bau vor ihnen, und der Meister brachte seine Einladung zu der gewöhnlichen Zimmermannspredigt an, die einer seiner Gesellen abhalten muſste. Sie zogen Alle feierlich hinaus; und vom hohen Dachsparren, neben einem bebänderten Fichtenwipfel, lieſs der gute Junge seinen Spruch herabtönen. Er schilderte in endlosen Gassenalerandrinern des lieben

Handwerks Brauch und Lauf, von Noah's Arche bis zum Hainberger Bau. Der Graf, welcher eine solche Operation noch niemals gesehen hatte, fand sich durch die Baupredigt sehr erbaut. Der Bauherr selbst war, ungeachtet des gemeinen Aeußern der Predigt, doch recht im eignen Innern gerührt, und hielt seine liebe Mathilde an der Hand, welche ihm die Bedeutung des Ganzen wehmüthig nachzufühlen schien. Der junge Mensch bekam am Ende manches schöne Stück Geld, und Franz bemerkte: „für den elenden Samen, welchen er vom Dache herab auf die Steine gestreut habe, sey seine Ernte nur allzureichlich ausgefallen."

„Führen Sie mich in Ihren Garten!" sagte die Gräfin, und ging mit Wilibalden bis zu einer Laube. Dort umschlang sie ihn in stummen Thränen. Ihre Lage ergriff ihn mächtig. „Nicht mehr so! sagte er erschüttert. Es ist vorüber, theures, gutes Weib!"

„Wilibald, sagte sie jetzt: wir wollen uns nicht lange mehr sehen. Schriftlich melde ich Ihnen noch meinen Entschluß, der schon gefaßt ist. Fürchten Sie nichts für meine Ruhe. Ich weiß zu bereuen, nie aber soll meine Seele verzweifeln. Nur die Fortdauer Ihrer Freundschaft und Achtung — einzig dieses ists, was mich zuweilen noch beunruhigt. Ich kam, um dich noch einmal zu bitten. Halte Wort! — bleibe, getreu bis in den Tod, mein Freund! und wenn ich einst des Trostes

bedarf, so stehe mir bei! — Der Himmel belohne dich dafür aus dem Füllhorne goldner Zeiten!" Freudig schwur er ihr sein Herz auf ewig zu, und eine eigne Heiterkeit leuchtete aus allen ihren Mienen, wie sie mit ihm zur Gesellschaft zurückging.

Aber jetzt nahm ihn der Graf bei Seite, um ihm seiner ausgeschlagenen Stelle wegen Vorwürfe zu machen. „Ich hatte, sagte er, ganz allein auf Sie gerechnet, und wiewohl ich im Ganzen mit Ihren Gründen einverstanden bin, so hat doch Ihr Weigern der Sache nun eine Wendung gegeben, die ich längst fürchtete, und nur mißbilligen, keinesweges verhindern konnte. Ich selbst habe an Ihnen wohl am meisten verloren; mein herzlicher Wunsch ist aber, daß Sie, den ich auch hier wiederfinde, desto weniger an mir verlieren mögen."

Wilibald setzte ihm die Sache noch einmal vollständig auseinander, und sein Feuer dabei bewirkte, daß der Graf zuletzt ganz gleichstimmig mit ihm zu seyn schien. Nach einigem Besinnen sagte er aber mit Bedeutung: „Sollte Sie Ihr Entschluß gereuen, lieber Kronach, so wüßte ich allenfalls noch heute ein Mittel."

Er dankte dem Grafen für seine Güte, beharrte aber fest auf seinem gefaßten Entschlusse.

„Kennen Sie ganz die Lage Ihres Herrn Vaters?" sagte der Graf mit einer gewissen Schonung, und mit verhaltenem Lächeln.

Willibald erschrack, und sein Auge suchte ängstlich den Vater, welcher mit verschränkten Armen ihm gegenüber stand, und in diesem Augenblicke starr auf den Boden niedersah. „Um Gotteswillen, rief er mit Entsetzen, was ist vorgefallen!"

„Mein Freund! sagte der lächelnde Minister mit einem recht liebevollen Händedruck, sind Sie ein Mann?"

Er erhob sich. „Es war, sagte er mit festerem Ton, immer mein eifriges Streben, ein Mann zu seyn. Ich will doch sehen, was aus mir geworden ist!"

„Dann gehen Sie zu Ihrem guten Vater!" beschloß der Graf, und ließ erst jetzt seine Hand los.

Der Finanzrath erschrack vor dem Schrecken seines Sohnes, und sagte düster: „Hat der Graf mit dir gesprochen?" — „Ja." Der Alte zog ihn in ein Nebenzimmer, wohin ihnen der Graf nach einigen Augenblicken folgte.

„Ich habe alles verloren! fing er an: Morgen schließe ich Buch und Thüre zu. Verzeihst du einem Vater, der dich betrog?"

Er fiel seinem Vater in die Arme, und drückte ihn einige Zeit stumm an sich. „Und wie lange trugen Sie das Elend schon allein im Herzen? War ein treues Kind Ihres Vertrauens nicht werth?"

„Laß das jetzt! Ich bin ein Lügner! Und was konnte

dir das helfen? (Der Graf trat herzu.) Aber hättest du doch die Stelle noch zu hoffen!"

„Alles, Alles!" seufzte unser Freund, und sah bitter einige Minuten zur Erde nieder. Aber Alles drängte ihn zu dem einzigen schmerzlichen lauten Ausruf: „O Hainberg!"

Der Finanzrath ward über den Ton dieses Wortes sehr weich, und sagte mit halber Stimme: „Hainberg wird mir bleiben; aber auch das nicht ohne große Schuldenlast."

Wilibald schwieg eine Zeitlang, und wandte sich darauf zum Grafen: „Dann, großmüthiger Mann, bleibt mein Entschluß der vorige! Und, sagte er zu seinem Vater, warum sollten wir denn die Flügel sinken lassen, so lange Hainberg noch unser bleibt? Hainbergs größte Reichthümer liegen noch in seinem Boden vergraben. Wo ist unser Elend? Wie mag uns der Mangel drohen, so lange mein Kopf, mein Arm noch kräftig ist? O, mein theurer Vater . . ."

„Das Uebrige, sagte der Alte, kannst du dir sparen; — denn nun tritt, — ich weiß das schon, — der Poet zum Fenster herein!" Er öffnete lachend die Arme. „Wilibald, du bist ein braver Kerl! wir haben dich belogen!"

„Verzeihen Sie mir! sagte der Graf. Ich habe Ihnen diesen Schrecken oder blinden Lärm höchst ungern

gemacht; allein mein alter Freund iſt nun ruhiger, und ich ſelbſt bin überzeugt, daß Ihr Entſchluß das Werk einer verſtändigen Ueberlegung, und nicht etwa auf romantiſche Säulen gebaut war, wenn ihn gleich Liebe und ſchöne Schwärmerei zuerſt veranlaßten."

„Ich will dir's mit wenigen Worten erklären, fiel der Finanzrath ein: Ich war weit davon entfernt, dich für ein Kind zu halten. In allen Punkten traute ich dir, außer in Rückſicht deiner Meinung vom eigentlichen Leben auf dem Lande und der Neigung zu dieſem. Nie war es dir recht abzuhorchen, ob du mehr Widerwillen gegen arme Krautjunker, oder gegen reiche Städter hegteſt. Daher mußte ich wiſſen, ob du etwa ein „adeliches Landleben" hier nur für einige Zeit zu ſpielen Luſt hätteſt, um den Klaſſen in der Stadt aus dem Wege zu kommen, oder ob das Land und die Natur ſelbſt dich reizten. Und ſo ſchlage ich denn nun von Herzen in deine Hand ein!"

Der Getäuſchte begriff jetzt kaum, wie er ſich, ohne eine kurze Erwägung der Umſtände, und bei dem ihm ſo genau bekannten Charakter ſeines Vaters, von einem Angeben habe bethören laſſen können, wozu die beiden Herren nur auf der kurzen Herreiſe den Plan gemacht hatten. Allein ſeine große Beſtürzung hatte ihm zu bald die Ueberlegungskraft geraubt. Und noch jetzt fühlte er ſich in einer bänglichen Stimmung, und war ſo ſtille,

daß dem Grafen der gutgemeinte Scherz leid that, seine Mutter aufmerksam ward, und selbst Mathilde ängstlich nach dem Freunde sah. Dies Alles kam indessen bei Tische nicht nur ins vorige Gleichgewicht, sondern es trug auch nach einiger Zeit dazu bei, ihn in eine besonders frohe Stimmung zu setzen, welche seine beiden Versucher von ganzer Seele mit ihm theilten.

Der Hauptsammelplatz unserer Gesellschaft für den Nachmittag war der gewöhnliche in der Ruine. Man durchstreifte den Wald, fuhr auf dem See, spähte nach reifen Weintrauben, und trieb allerlei lose Künste, wobei Mathilde sich unter den Mädchen am muthwilligsten zeigte. Die Jugend ward aber endlich so ausgelassen, und Kleidung, Haarputz und Gliedmaßen wurden so wenig geschont, daß man den Mädchen aufgeben mußte, sich still in der Ruine zu halten, wo die älteren Damen saßen. — Hier konnte man aus den Fenstern den übrigen Theil der Gesellschaft auf dem See schiffen sehen, und der Felsen, worauf das Gemäuer stand, ragte so weit in den See hinaus, daß man die Kähne nicht bei der Grotte landen sah, sondern es schien, als wenn sie tief in die untern Felsen hineinschifften. Man konnte mit einem Sprung aus dem Fenster sich über den senkrechten Felsen, seine kümmerlichen Sträuche und die bei der Grotte stehenden Bäume hinweg, bis weit in den

See stürzen. So schien es wenigstens, wenn gleich die Felsen auch in der Mitte so viele Kimmen und Abschüsse hatten, daß sie fast überall gangbar waren. Mathilde trat ans Fenster und sprach mit dem draußen stehenden Wilibald. Die Vergangenheit preßte ihr einen Seufzer aus. Wenn sie auf die dunkle entsetzliche Wasserfläche sah, die unter ihr lag, so fühlte sie einen Schwindel, und die Festigkeit der dicken Mauer, innerhalb deren sie sich befand, schien ihr kaum Sicherheit vor der Gefahr eines Sturzes in den Abgrund zu gewähren. Sobald sie hingegen den Blick über den weiten See weg nach dem flachen Lande hin erhob, fand das Auge auf einmal wieder Trost. Während Wilibald unter dem Fenster herumklekterte, theilte sie ihm diese Empfindung mit, und beide riefen sich einiges ins Gedächtniß zurück, was ihnen hier denkwürdig geworden war. Aber eine Bangigkeit ergriff Mathilden, als er jetzt bis zum obersten Gipfel klimmte, und, um sich dem Fenster zu nähern, fast unter ihren Füßen stand. Sie bat ihn so zärtlich, von dieser Stelle wegzugehen, und zu ihr ins Zimmer zu kommen, daß er es versprach. In dem Augenblick wie er Anstalt dazu machte, wankte er auf die Seite, bückte sich über den schrecklichen Abhang hinaus; — sein Fuß schien fehl zu treten, — er that den ungeheuern Sprung; — sie sah ihn in der Luft zwischen der Felsenspitze und dem Wasser sinken; — er verschwand in

der Tiefe, und mit einem Schrei fiel die Arme ohne Bewußtseyn zurück.

Alles sprang erschrocken zu ihr. Die Ohnmacht war fest und tief. Man leistete ihr alle mögliche Hülfe, und als man eben mit neuem Schrecken an die Ursache ihres Umsinkens dachte, schlug sie die Augen auf, und zu gleicher Zeit trat Wilibald, einen schönen Vogel in der Hand haltend, herein, um ihr diesen zu bringen. „Gott, rief er, ist sie über meinen Sprung erschrocken?“ Er hatte den seltnen Vogel unterm Felsen im Nest entdeckt, und ihn mit einem Sprunge glücklich erhascht. Der Sprung war an sich nichts weniger als gefährlich; allein, da er in der Ueberraschung ihr die Ursache desselben zu sagen vergessen hatte, so mußte ein tödtlicher Schrecken die Folge seyn.

Sie hielt ihm kraftlos die Arme entgegen, und zog sie sogleich schnell wieder zurück, als sie sich besann, und ihre weinende Mutter vor sich sah. Ihre Gemüthsbewegung war äußerst heftig, und Gluth und Blässe wechselten schnell in ihrem Gesichte ab.

„Es ist mir wohl!“ versicherte sie die besorgte Mutter; aber Wilibald mußte ihr sogleich in die zitternde Hand angeloben, niemals wieder von dieser Stelle hinab zu springen, so lang ihm ihr Leben werth sey. Sie sahen hinaus, und ließen sich die Stelle zeigen. Mariane fand die Ohnmacht sehr natürlich, da ihr schon vor dem

bloßen Gedanken schwindelte und elend ward. Mathilde gab sich zwar alle mögliche Mühe, um wieder hinaus zu sehen; allein, so stark auch ihre Natur war, trat sie doch bei jedem Versuche blaß und zitternd wieder zurück, und man rieth ihr ab.

„Aber, gutes Kind, wie war dir wohl?" sagte Marlane und schloß sie an sich.

„Ich will dir sagen, antwortete sie, was ich noch davon weiß. Sie kamen, — sagte sie zu Wilibalden mit einem zärtlichen Blick, — von der Stelle herauf, wo wir neulich mit Marianens Vetter standen. Ich sprach, und war in Gedanken. Wie Sie zu klettern anfingen, fühlte ich mich schon beklemmt, und je näher Sie der gefährlichen Stelle kamen, je schwerer ward mein Herz. Ich ward zornig auf Sie, weil Sie mich in so vergebliche Angst setzten. Ach, ich hätte alles hingegeben, um Sie von dieser Stelle wegzuzaubern, und dann recht hart zu bestrafen." Sie wandte sich erröthend zu Marianen. „Wie er sprang, fuhr sie fort, glaubte ich in der schwarzen Tiefe die Wasserkreise zu sehen, die über ihm zusammenschlugen. Allein mich dünkt, daß zwischen dem Sprung und der Empfindung dieser Kreise vor meinen offenen Augen eine gewisse schwarze, fürchterlich lange Pause war. Denn der Felsen ist so schrecklich hoch und dann der See wieder so grundlos! Ich sah die Felsenzacken seinem Sturze nachbluten. Zertrümmert kam

er bei der Tiefe an. Das letzte, deſſen ich mir bewußt bin, weiß ich nicht eigentlich zu nennen. Es war mir, als würde nun auch der Grund der Ruine hinter mir herauf und über den See hin gehoben; er ſenkte ſich mit mir langſam und dröhnend in die Tiefe. In dieſem Augenblick fühlte ich etwas Angenehmes — o, es war mir wohl! — Ein milder Thränenquell ſchien im Innern meiner Seele aufzuſpringen. Gewiß, es löſte ſich ein heißer Tropfen im Herzen ab! ſo war mir — und da muß ich wohl gefallen ſeyn."

Sie holte tief Athem, und unter Marianens Küſſen lebte ſie bald wieder auf. Wilibald erinnerte ſich eines ähnlichen Gefühls auf dem Straßburger Münſterthurme, wo ein Freund über ihm am oberſten Geländer ſtand, und, um nach Etwas zu ſehen, ſich plötzlich weit über das Geländer hinausbog. „Sein großer Officiershut, ſagte er, kam mir in dieſem Augenblick ſo ungeheuer und ſchwer vor, daß ich glaubte, er müſſe den Gebückten längſt aus dem Gleichgewichte gezogen haben."

Mathilde konnte dieſe Geſchichte im jetzigen Augenblick nicht anhören, ohne beide Hände vor die Augen zu halten. Die Finanzräthin fürchtete, Wilibald habe durch ſeine Unvorſichtigkeit Mathilden auf immer dem Schwindel ausgeſetzt. Das ließ dieſe aber nicht auf ihren Vielgeliebten kommen. Sie zog ihn zum Fenſter, ſtrengte ſich an, und beſchrieb ihm die Punkte, wo er geſtanden

hatte. Aber ſie drängte ſich ſanft an ihn und ließ ſeine Hand nicht von ihrem Herzen los. „Du biſt mir, liſpelte ſie ihm zu, wie ein theuer erkauftes Eigenthum. Tödte mich, oder erhalte dir mein Leben — ich bin dein!“ Sie weinte.

Mit dieſem Augenblick war ihre Liebe zu Wilibald nicht nur in die alten Rechte eingetreten, ſondern auch in einen leidenſchaftlichen Schwung empor gehoben. Eine Zerrüttung hatte das ſchöne Herz unmittelbar bedroht. Die kindliche Liebe verlor das Emphatiſche, und die Geſchlechtsliebe behielt den Sieg. Ungern ließ ſie ihn von ihrer Seite, und ſelbſt aus den Umarmungen ihrer Mutter blickte ihr Auge immer noch nach ihm, und hing oft minutenlang, wie trauernd, über ſeiner Geſtalt.

St. Alban hatte für den folgenden Sonntag die ganze Geſellſchaft zu ſich geladen. Auch der Graf wollte wieder kommen. „Weißt du ſchon, ſagte Minelli zum Freunde, daß da Mathildens Geburtstag iſt? Wir alle haben uns dazu ausgerüſtet. Thue desgleichen.“

„Ihr boshaften Seelen! rief Jener. Was ſoll ich nun in dieſer kurzen Zeit beginnen?“

„Du ſchenkſt ihr einen Ring! ſagte Minelli freundlich. Ich gebe dir endlich meine Einwilligung. Auch ſieht man ja wohl, wie die Sachen nun bei Euch ſtehen. Weißt du, daß ich verſprochen bin?“

Keine Nachricht hätte jetzt seinem Freunde erfreulicher seyn können, als diese. Wie warm umhalste er ihn, welchen er nun für immer gerettet glaubte! Aber Minelli hatte Thränen im Auge, und fragte düster nach Marianen. Wilibald gab ihm die Versicherung, daß mit ihrer Schwangerschaft auch ihre Gesundheit zunehme. „Herrlich! sagte Minelli. Gerade so, wie mit der wachsenden Liebe zu meiner guten Braut auch meine Ruhe zunimmt! Du glaubst nicht, wie dankbar ich dem Himmel bin. Sollte nicht am Ende noch alles gut werden in der Welt?"

Wilibald bat seinen Vater, ihn in die Stadt begleiten zu dürfen, wo er einen Ring für Mathilden bestellen wollte. „Hm! sagte dieser. Du willst wohl dort meine Bücher einsehen, Herr Sohn? — Nun, ich that dir heute weh. Dafür habe ich auch etwas Neues für dich. Die Mutter und ich haben Deinetwegen mit St. Alban und Sophien gesprochen. Der Tag war so schön dazu. Das neue Haus schien sich nach Bewohnern zu sehnen. Die Sache wird wohl gethan; aber sey heute nur still."

Der Alte hatte vollauf zu thun, um sich der Liebkosung des Sohnes zu erwehren. Dieser wußte Abends nicht, wie er in die Stadt zurückgekommen war. Er entdeckte es Marianen. Sie schwieg einige Augenblicke, und sagte dann mit einer heiligen Thräne: „Gottlob, Bruder, daß endlich dein Glück vollendet vor mir da

ſteht!“ Sie hatte etwas Fieber, und mußte ſich niederlegen. Am Morgen ſah ſie todtenblaß aus, bald verſtärkte ſich das Fieber, ſie durfte das Bette nicht verlaſſen, und konnte bei Luiſens Verlobung, die an dieſem Tage vor ſich ging, nicht gegenwärtig ſeyn.

Wilibald hatte heute ſeine beſonderen Betrachtungen über Franzen anzuſtellen. „Dieſer Menſch will glücklich ſeyn, und hat doch in der That ohne ſein Herz, ja ohne wahre Zuneigung gewählt! Nur aus guter Bekanntſchaft, und weil die Sache wohl gut thun könnte, ſchlieſſen ſie ſich an einander an, wie zu einem Spaziergang, auf welchem man ſich mit einem begegnenden Bekannten zu amüſiren hofft. Da iſt weder Liebe noch Verachtung! Ohne auf das Glück der ehelichen Innigkeit Anſpruch zu machen, ſcheinen doch Beide in Rückſicht auf das Anſtändige ihrer Verbindung, und bei der Ausſicht auf ein ſicheres Aeuſſere, ſich ſehr wohl zu befinden. Sie fürchten keine Langweile, da Er zum Scherze, Sie zum Sprechen geneigt iſt. Die Leidenſchaft kann Beide nicht beunruhigen, weil Seine Heftigkeit an Ihrer Kälte verzweifeln müßte. Und tritt ein kleiner Zwieſpalt ein, dann geht Er eine kleine Zeit hierhin, Sie dorthin; denn ſie können ja einander entbehren. Die wahre Ehe in der groſſen Stadt! Ihrer ſind viele Tauſend. Ihre Theilhaber lachen gewöhnlich überlaut, wenn man die Kälte ihrer Verbindung tadelt, und finden in allen liebenden Seelen

nur empfindſame Märrchen. Denn ihr Leben ſoll ihren Satz beweiſen; und es geht ja vortrefflich immer weiter fort. Aber nun bricht einmal plötzlich das Unglück, die eigne oder fremde Leidenſchaft herein, und bläſt das grundloſe Glück hinweg, wie leichten Schaum. Schnell entflieht der niebewährte Glaube; und die alles ſchützende Gottheit der Ehe, die mächtige Liebe, hört nicht mehr auf die, welchen ſie von jeher ein Fremdling war!"

Franz errieth einen Theil ſeiner Gedanken, und ſagte: „Du wunderſt dich ſicherlich über die Poſſierlichkeit, mit der ich meine Braut liebe! Ein weiſer Mann legt ſeinem Glücke Zügel an, und nimmt ſie ſelbſt in die Hand, ſonſt läuft es mit ihm davon. Ich beginne freilich ein wenig proſaiſch: aber frage mich, und ſieh uns in etlichen Jahren einmal wieder! Du ſollſt dann ein Stückchen Poeſie von meiner Fabrik ſehen!"

Er hatte ſich jede Feierlichkeit, jede Ueberraſchung erpreß verbeten, um nur die ganze Sache recht in Proſa abzuthun, welches Beſtreben unſer Held tadelte, und für ein affektirtes Weſen erklärte.

Des Abends war Souper bei Kronachs, wo die Geſellſchaft bis tief in die Nacht verſammelt blieb. Die Gäſte waren zahlreich, und unterhielten ſich lebhaft in bunten Gruppen. Der größte Zirkel verſammelte ſich um den Grafen, welcher einige Erläuterungen über eine gewiſſe Spuckgeſchichte gab, die ſeit Kurzem aktenmäßig

geworden war, und groſses Aufſehen machte. Der Graf meinte, es ſeyen einige Umſtände dabei, welche ſchlechterdings nicht erklärt werden könnten. Er gab dieſe Umſtände an, und Viele aus der Geſellſchaft beeiferten ſich, das Unbegreifliche derſelben zu heben, welches aber nur durch gezwungene und faſt eben ſo ſeltſame Vorausſetzungen möglich war, als die Geſchichte an ſich zu fordern ſchien.

Zuletzt bemerkte der Miniſter ſelbſt: die ſo gewöhnliche Sucht der modernen neugierigen Welt, allem Unbegreiflichen ſogleich auf die Spur kommen zu wollen, falle ſehr leicht ins Kindiſche, und oft ſey ihm eine ſo unberufene Erklärung viel lächerlicher vorgekommen, als zehn zu erklärende Unbegreiflichkeiten. Dies führte bald auf Ahnungen, und nach und nach füllte das Geiſterreich den ganzen Saal. Man ſtritt, widerſtritt, wurde ſtiller, und ſah es gern, daſs die Kerzen düſterer brannten.

Aber welch ein fürchterlicher Schrecken bereitete ſich indeſſen für unſern Freund! Zufälliger Weiſe richtete er während dieſes Streits den Blick in ein entferntes Fenſter, und ſah immer ſtarrer hin, weil er dort eine lange hagere weibliche Figur bemerkte, die ihm vorher nicht unter ſeinen Gäſten vorgekommen war. Ohne Bewegung blieb die Figur ſtehen; von Jedermann entfernt lehnte ſie an der Mauer, nahe bei der Thüre eines Speiſegewölbes, welche zu klaffen ſchien. Indem er ſei-

nen Nachbar aufmerksam machte, der so wenig davon zu denken wußte, als er, wankte die Gestalt nach der Thüre des Gewölbes zu, und öffnete sie. Erschrocken sprang Wilibald auf, und rief: „Ist das ein Geist?"

In diesem Augenblicke wandte sich die Frau, und die ganze Versammlung sah mit Erstaunen, daß sie verschleiert war. „Habt Ihr noch keinen Geist gesehen?" rief es laut und hohl unter dem Schleier hervor, und sie wankte langsam auf die erstarrte Gesellschaft los. „Ich bin nur ein Name, schrie sie gedehnt und hell. Mein Andenken ist längst aus dem Buche der Zeit verlöscht. Es schreit nur noch aus dem Schlunde der Vergessenheit herauf: Bertha, Bertha!" — Sie hob, indem sie zusammensank, den Schleier, und Wilibald war schon mit Entsetzen auf die todtenbleiche — Mariane zugestürzt, um die Unglückliche in seinen Armen aufzufangen. Sie zitterte im Fieberfrost, und sagte, indem sie ihm aufmerksam ins Gesicht sah: „Wahr, und wahrhaftig, ich bin die Cousine Bertha!"

August und seine Mutter, welche jetzt athemlos hereinstürzten, hatten die Kranke allein bei ihrem Mädchen gelassen, weil sie sich wohl zu befinden schien. Aber in einem Fieberanfall hatte sie das Mädchen beredet, sie in unkenntliche Kleidung zu hüllen, und durch das Gewölbe bis an den Saal zu bringen, wo sie die Gesellschaft sehen wollte. Da sie aber nicht wieder zurück zu bringen war,

so hatte das Mädchen Mutter und Sohn zu Hülfe rufen müssen. Die angehörten Geistergeschichten hatten das beklagenswürdige Weib auf ihre fire Idee von der Cousine Bertha zurückgebracht.

Die wirkliche Erscheinung eines Geistes hätte kaum einen kälteren Schauder über die Versammlung bringen können, als diese fürchterliche Entdeckung. Die Frauen zitterten und ergossen sich in Thränen der Wehmuth über die Arme und ihr hartes Schicksal. Der furchtbare Geist des Unglücks hatte sich der Gäste so ganz bemächtigt, daß, selbst bei den besten Versicherungen des anwesenden Arztes, fernerhin an keine ruhige Miene mehr zu denken war. Alles ging in bangem Grausen auseinander.

Am folgenden Morgen befand sie sich zu Jedermanns Freude sehr heiter, und der Arzt erklärte nochmals, er halte ihre Krankheit nicht für lebensgefährlich, wiewohl die Natur damit umzugehen scheine, sich von dem unreifen Keime zu entlasten. Sie befand sich auch einige Tage darauf wieder so wohl, daß sie den Vorschlag that, ihre Verwandte nach Hainberg zu St. Alban zu begleiten. Da man ihr dies versagen mußte, so ließ sie doch nicht ab, bis Wilibald mit seinem Vater St. Albans Einladung zu folgen versprach, da ihr Mann und die Mutter sich nicht von ihr trennen wollten. Sie hatte die Form von Mathildens Trauring selbst gewählt, und beim Abschied von ihrem Schwager übergab ihm die Ge-

opferte den Ring, mit den zärtlichſten Küſſen für Mathilden. „Wenn du unſern Maler ſiehſt, ſagte ſie, ſo bitte ihn, daß er, wegen des Inhalts eines bewußten Briefes, bei unſerer Verabredung und ſeinem Verſprechen einzig und für immer beharren möge. Grüße deine Braut, du lieber, ſeliger Menſch. Sage ihr, ich würde gewiß auch bald zu Euch kommen.“ Sie ſchickte ihr ein goldenes Herz, mit der Aufſchrift: Ich bin ewig bei Euch.

Wilibald fand St. Alban's Haus noch leer, und überreichte bei ſeinem Glückwunſche Mathilden einen Blumenſtraus und ſeinen Ring. Sie betrachtete dieſen eine Zeitlang mit Erröthen. Dann ſchlug ſie die Augen zum Himmel, und helle Thränen ſtrömten hervor. Ahnend traten die Eltern herzu, und die Familie umarmte ſich in ſtummer Rührung. Marianens bedeutende Krankheit, ihr Geſchenk mit der auffallenden Schrift, und Wilibalds Beſorgniſſe ihrentwegen, gaben Mathilden neue Thränen, und die Stimmung Aller war ernſt und traurig. Erſt als Franz, welcher ſpät kam, neue gute Nachrichten von Marianen und die Bitte von ihr überbrachte, man möge heute auch auf ihre Geſundheit trinken, wurde die Geſellſchaft heiter. Graf und Gräfin ließen ſich durch den Maler entſchuldigen.

Pinius übergab Mathilden ein Geburtstagsgeſchenk, welches für unſere Freunde von großem Werthe war. Es beſtand in einem Oelgemälde, dem Werk einer rei-

sen Kunst und Ueberlegung, welches ihre drei Freundinnen darstellte. Mariane lehnte an einer Säule, auf Mathildens Gesang horchend, die mit der Zitter vor ihr stand. Die Gräfin, seitwärts, schien sich zum Duo mit Mathilden zu rüsten, oder zu pausiren. Beide waren liebevoll gegen Marianen hingewandt. In dem Ganzen zeichneten sich überall lebendige und reine Farben aus. Das Edelste hatte der Künstler in Marianens Figur gelegt. Es war ihm gelungen, in einem tragischen Lächeln den Moment ihrer geheimnißvollesten Trauer aufzufassen. Ihre ganze Form lebte harmonisch im plastischen Zeitmaße. Sie trug einen dichten, schwarzen Flor über Rosenfarb. Hier und da schien der Faltenbruch romantisch. Eine kleine Kniebeugung war sichtbar. Ihr dunkelndes Gewand, das verdrückte Feuer im Auge, und das Hingesunkene der ganzen Figur ließen den Charakter nirgends zweifelhaft; überall blieb die tragische Bedeutung herrschend. Der Gräfin Bild war vollkommen reich. Sie schien gereizt, beinahe erhitzt, und ihr schönes Fleisch glühte im Gepräge des höchsten Lebens. Das Gewand war glänzende Seide, die Gewandwerfung licht, fast bis zum Blendenden, der einzelne Faltenwurf flüchtig, und an einigen Stellen beinahe überladen. Eine bescheidene Durchsicht der Schenkel und Knie erhöhten die Lüsternheit. Sie trug Tropfenperlen, und das Haar war mit Gestein durchflochten. Alles deutete auf Leben und Gluth.

Mathildens Bild zeichnete ſich hauptſächlich durch die reine Farbe des Fleiſches aus. Das Nackende, welches der Künſtler, vom Gedanken einer kühnen feſſelloſen Jugend geleitet, hier am wenigſten geſpart hatte, war überall ſanft, aber die Anatomie deſſelben doch feſt und ſicher angegeben. Sie trug Muſſelin, und das braune Haar in griechiſchem Koſtum. Die Faltenpartheien und die ganze Gewandwerfung war ruhig, aber in den Schenkeln kräftig. Dieß mit der Zartheit des Fleiſches zuſammengehalten, und das Ganze in einem ſo warmen Kolorit, riß unwiderſtehlich hin. Die Beiwerke beſtanden in einem Baum und wenigen Büſchen von dunkelm Grün um die Säule. Der Schatten bezeichnete die Mittagszeit. Im Vordergrunde ſprang eine Felſenquelle in ſchöne Blumenränder. Mathilde trug einige dieſer Blumen.

Außerdem hatten Franz, Minelli und der Maler noch einen Wechſelgeſang gedichtet; — eine Art Duodram, welches vor einigen aufgezognen Teppichen, hinter die etliche Muſiker geſtellt waren, aufgeführt wurde, deſſen Mittheilung wir aber, des Raumes wegen, bis zu einer andern Zeit verſparen. Ein Mädchen ſang zuerſt in ſüßer, kunſtloſer Melodie. Es trat darauf ein Mann in griechiſchem Gewande zu ihr, und ſang: wie er aus fernen Landen komme, beſſere Lüfte gekoſtet habe, und ei-

ner würdigeren Vorwelt nahe gewesen sey. Sein Gesang gefiel ihr, und sie glaubte, Töne aus einem ihr unbekannten Vaterlande zu vernehmen. Sie verlangte, daß er ihr Wegweiser werden, und sie zu jenen Ländern führen solle. Er wurde nun ihr Freund, und klagte, daß er dem Vaterlande, wovon sie so sehnsuchtsvoll gesungen, auch unter jenen Zonen nur im Bilde, im Herzen und Gesange näher gekommen, daß aber die wirkliche edlere Welt längst zum Himmel geflohen sey. Zuletzt vereinigte ihre schöne und gleicheinfache Gesinnung beide Sänger zu gemeinschaftlichem Leben auf einer reizenden stillen Flur. Das Ganze wurde zu einer sehr leise gehaltenen Allegorie auf Wilibalds Zusammentreffen mit Mathilden.

Unsere Freunde lebten übrigens heute in einer stillen Heiterkeit. Selbst Minelli war ruhig und trank weniger als sonst, ritt auch des Nachmittags bald nach der Stadt zurück. Der einzige Wilibald übernachtete in Hainberg, und wollte erst des andern Morgens wieder zu Marianen.

Als Pinius sich von ihm trennte, gab er ihm ein Billet von der Gräfin, welches er erst dann eröffnen solle, wann er allein sey. Sie hatte folgendes geschrieben: „Ich habe endlich über mich selbst gesiegt. Mein edler Gemahl weiß mein ganzes Verbrechen. Er sah meine Reue, und hat mir alles großmüthig verziehen. Ach, alles,

bis auf den erſten flüchtigen Gedanken der Untreue, der mir ſchon längſt durch den Buſen fuhr! Ihnen hatte er nichts zu verzeihen; aber er kennt Ihr ſchuldloſes Herz, und liebt den, der ihn nie täuſchen wollte, wie zuvor. Ich habe mich freiwillig vom Angeſichte meines Ludwigs auf ewig verbannt. Die große Seele hat um mich geweint! — ja, mit heißen Thränen bat er mich, an ſeiner Seite fortzuleben. Das tröſtete, das verſöhnte mich! Wilibald, mein Herz iſt wieder rein, ich bin wieder ein edles Weib; — denn dieſer Treffliche hat vor mir gekniet, er hat die Niedrigkeit wieder geadelt. Er hat die Untreue beſchworen, ihm treu zu bleiben! — In wenigen Tagen reiſe ich ab, auf ein kleines Landhaus, was ich am Genferſee beſitze. Da, wo Julie liebte und litt, da will ich bereuen. Ich habe ihm endlich mein Scheidungsbekenntniß, unter Drohungen gegen mein Leben, aufgenöthigt. Er verſagt mir das ſeinige, was ich nie verlangte, ich, die ſich ſelbſt ſo ſündlich von ihm ſchied. Aber auch dieß tröſtet mich, daß er es mir verſagt; ſo kann ich, geſchieden, ewig ihm treu ſeyn. Vielleicht darf ich einſt ſeine Kinder ſehen, ſie erziehen, und dann über ihren Anblick edlere Thränen vergießen, als mir jetzt die Schuld auspreßt. Suchen Sie ihn zu bereden, daß er Urlaub zu einer Reiſe nach ſeinen Gütern nimmt; und retten Sie unſern armen Minelli. Mein Herz bricht von den

Tönen seiner Leidenschaft! — Lebe dann froh, gute Seele — halte mich für glücklich — denn ich werde nie elend seyn — aber denke oft von deinem See her an jene Ufer, wo deine Julie lebt."

„O Gott, rief Witibald aus, warum mußte denn gerade ich Aermster die unglückliche Veranlassung seyn, ein so schönes Band zu trennen! Zwei Herzen von einander zu reißen, welche insgeheim noch viel seliger lebten, als ich selbst jemals ahnete!" Er konnte sich nicht gerade als den eigentlichen Verbrecher anklagen; aber sein Zartgefühl maß ihm doch einen so großen Antheil an diesem unglücklichen Ereignisse bei, daß er eine gewisse Unruhe nicht unterdrücken konnte, die ihm auch seinen Schlaf raubte. Nur in der einzigen unsichern Hoffnung glaubte er einigen Trost zu finden, daß es vielleicht, bei der Denkungsart des Grafen, und dem leichten Blute seiner Gattin, noch möglich sey, die Getrennten nach einiger Zeit wieder zu vereinigen; und dann, hoffte er, war die liebenswürdige Gräfin sicherlich das Weib, welches das Unmögliche selbst möglich, und alles vergessen machen konnte. „Wie viele andere Thorheiten wollte ich mir verzeihen, — sagte er, und warf sich ängstlich auf seinem Lager hin und her — wäre ich doch nur jenes einemal mehr als ein Weiser gewesen, als ich mich den Regungen der Sinne so sorglos schlummernd überließ!"

Wie es Tag ward, drang ein furchtbarer Unglücksbote von seinem Vater zu ihm herein. Mariane war diese Nacht gestorben, und Minelli hatte gestern bei seiner Nachhausekunft einen Blutsturz überstanden, der keine Hoffnung für sein Leben übrig ließ. Er rang die Hände in thränenlosem Schmerz, und befahl, zu satteln. Aber noch ehe dieß geschehen konnte, kam ein zweiter Bote vom Maler, der ihm einen Brief des unglücklichen Minelli überbrachte. Helle Thränen eines niegekannten Jammers stürzten ihn aus den Augen als er den Brief überflog. Er schrie, wie wahnsinnig, nach seinem Pferde.

„Am Werke meines Lebens, so schrieb sein sterbender Freund, ist die Feder gesprungen, und das beste Blut des Herzens ist verströmt. Die Kunst ist lang, das Leben so kurz! Meine Seele lebte in Melodieen, während das Leben in wilder Dissonanz hinabschäumte und endlich verklang. Ich fühle, daß mein Blutsturz zurückkehren wird, — und dir, der mein wärmster und reinster Freund war, will ich meine letzten Augenblicke weihen. Du allein fühlst es mitleidig, daß mein Herz zu warm war, um Hestia's Götterbild zu verehren. Eros und Himeros zerrissen es unerbittlich. Gestern hatte ich noch einige schwere Stunden, als mein Zufall vorüber war. Ich fürchtete besonders meinen Tod in der Zeit des Zwielichts. Du kennst selbst die seltsamen Empfin-

dungen, die mich immer ängstigen, wann die Sonne hinabgesunken ist, der holde Tag entfliehen will, der graue Flügel des Abends so fröstelnd mit einemmal über die Natur hinfährt; wann die Fieberschauer sich wieder auf den Krankenbetten lagern, das Nachtgeflügel erwacht, das Wild sich anschickt, die Saaten seines Feindes, des Menschen, zu verderben, und die Bosheit scheu und heimisch aus ihren Höhlen hervorsieht: ach, mir graute fürchterlich vor diesen Minuten! Meine Sterblichkeit stand wie in blasses Gespenst vor mir. Alle Systeme durchrannte die wilde Phantasie. Was werde ich seyn? rief sie. Soll ich zahllose Leiber pythagorisch durchirren? Von Vernichtung zu Vernichtung flattern? Oder soll alles auf einmal vermodern; die Materie mit dem Geiste wieder den Elementen einverleibt werden; als Pflanze aus der dunkeln Erde hervorwachsen? ach, in kurzer Zeit nicht einmal das Fünkchen in der Flamme des Herdes, nicht mehr ein Theil des milden Regens seyn, den der Himmel träufelt, ja des leisen Windes, der den Liebenden durch die Blüthen entgegen seufzt, — nur gestaltlos fortrinnen auf der allgemeinen schrecklichen Fluth, bis das letzte Atom wie die Wasserblase zersprengt und vertilgt ist! Oder, wie soll der Mensch bestehen, wann nun einst die Erde wiedergibt, was in der Stille ihres Staubes ruhte, — wann der Erzengel mit Posaunen-

schall das klingende Feldgeschrei der großen Auferstehung anhebt, — wann das Thor der Ewigkeit aus den Angeln der Zeit springt, und der erste Strahl vernichtend hereinzischt, und die Wellen im Goldblick des heiligen Morgenroths zerschmelzen: — was soll aus dem Sünder werden, wann die Natur sich auflöst? — So, Wilibald, fuhr ich fort, und stürzte endlich auf mein Angesicht, als die Sonne bald scheiden wollte. Aber Pinius ergriff mich, und mahnte mich, ans Fenster zu treten, und nach der untergehenden Sonne zu schauen. Es wurde mir bald wohl. Zitternd stand ich vor den großen Waldwellen des Parks da, und die Blätternacht schien über mich zu trauern. Aber vor dem Walde blühte jetzt noch ein wunderbarer Frühling über den Teich zu mir herüber. Da standen niedrige Weidenbüsche, die mit ihrem weißen Laube die Blüthen des Hainborns nachahmten; Gruppen von Silberpappeln bildeten mit schneeigem Gipfel die reizenden Wellen der Birnblüthe; rother Hollunder und hochblühende Sommergewächse dazwischen äfften eine täuschende Frühlingsfarbe nach; hinter dem allen die majestätischen Buchengewölbe, — Eichen dunkelten dazwischen, — Ahorn und Birke hingen ihr manchfaltiges Grün, Gelb und Roth über das Walddunkel gekräuselt herab; und das Ganze ward jetzt von der Abendsonne zu tausend grellen Lichtern angezündet, und konnte wirk-

lich für einen Moment in meinem Gemüthe die Zeit um vier Monate verjüngen. Aber mit Thränen flieh ich bald aus der wiedergeträumten Kindheit des Jahres zurück, und rief bittend in die Wirklichkeit hinüber: o täuſche mich nicht in dieſer Stunde, holde Natur! Deine Blüthen dort ſind nur Blätter und Früchte; deine Laubgewölbe hat ſchon der Reif des Todes gerührt! Darum erröthen ſie in der ſcheidenden Sonne, wie Sterbende vom kalten Brand! Dieſes Gelb wird nimmer ergrünen, — ach, nimmer, wie jene zartfarbigen Sprößlinge des Frühlings! Ergrauen wird es bald, und dann in braunen goldgefleckten Blättern, an Farbe giftigem Gewürme gleich, auf mich herabfallen! Dieſe armſeligen Reſte von lachendem Hellgrün ſind nur verſpätete unreife Säfte, die ſich bald in verbranntes Schwarz hüllen. Aber mit Pracht legſt du deinen ſanften herrlichen Schmuck nieder, du Müde! Geh zur Ruhe, Natur! Ich weiß ja einen Odem des Frühlings, über den Sternen wehend, welcher der Natur den Kreislauf der Wiedergeburt verheißen hat, der alle Zerſtörung ewig wieder vertilgt. Nach dieſem kurzen Schlummer wird ſein belebender Sturm über die Erkaltete hinrauſchen; im Chor der Auferſtehung werden die zahlloſen Keime wieder heraufbrechen; Frühling wird ertönen, und des Blüthenlebens ſoll kein Ende ſeyn vor dem Herrn der großen Flur! — Und du, o Menſch,

wolltest allein ein Fremdling in der Natur seyn — du, ihr eigenstes, schönstes Glied? — Nein, willkommen! Mit dem Laube falle auch der Mensch! — — Ha, Mariane läßt mich grüßen — Mariane ist schon frei, wie ein Adler. Pinius weinte nur, und wollte mir es verhehlen. Ihre letzten Worte waren: Ich bin ewig bei Euch. — Fahre wohl, holdes Weib! Mein Flug ereilt dich noch! — Höre jetzt auch meinen letzten Willen, Bruder. Ich bitte dich, laß mich in Hainberg neben die Grotte begraben. Ich vermache Mathilden meine Leibguitarre; meine musikalischen Manuscripte meiner Braut; mein Violoncell der guten Julie, und meine Litteralien dir. Für Pinius mein Geld, und Franz soll alle übrigen Instrumente haben. Sieh, nun bin ich ja frei und los! — Gib Mathilden meinen Todtengruß. Sie war mein Glaube, du mein Helfer. O, meine Mathilde! Auf dich lebte ich — auf dein süßes Bild will ich nun sterben. Nein, die Schönheit ist ein Theil des Himmels, und nicht ein vergängliches Erbe der Zeiten. Dieß Antlitz ist ein Tempel, worin die Hoffnung eines bessern, ewigen Lebens gepredigt wird. Bruder, ich ließ diese Nacht zwei Geistliche rufen; einen Priester, der mich versah, und einen Lutheraner. O, es waren zwei würdige Abgesandte, und Gott lohne ihren Trost. Und nun kehrte ich zu meiner eben so kräftigen Predigerstimme

zurück, zu Mathilden! Ihre Züge rufen mir jetzt mit vollem, heiligem Schall in die Seele: Es blüht eine Unsterblichkeit, und endlos windet Gott ein helles Grün des Lebens um die mystische Schlange der Ewigkeit! Drum, bange Menschenbrust, verzage nicht in deiner letzten Noth! Nur ein höchster, einziger, wahrer Gott konnte diese Züge gestalten, deren Schönheit wie ein freundlicher Gast auf Erden erscheint, — deren Blick auf den kurzen räthselhaften Traumbildern unserer Maaß- und Zeitform nur gütig weilet; aber kein Gott kann sie wieder vertilgen! Oder, mag etwa der Ewige den klaren, unendlichen Tropfen wieder vernichten, welcher einmal mit dem Born der Schöpfung aus seinem Herzen sprang? Höchster über den Sternenwelten! erst jetzt erkenn' ich dich, — und nur aus deinem Geschöpf, nur aus deinem Abbild erkennt man dich, — und einzig das Herz vermag dich zu ergründen! Du allein sandest mir dies Engelsbild, welches jetzt Trost in meine letzten Stunden herüber weht! Du wirst nicht zugeben, daß das Schöne der Verwesung zum Raube werde. Alles was mit dem Siegel deiner Herrlichkeit gezeichnet ward, das wird dem Staube wieder entblühen. Wonne, Wonne sondern Maaß! auch ich bin dein Gesiegelter. Es erkohr sich ja das Schöne, und mit ihm alles Höchste oft auch diese schwache, arme Brust zur Wohnung. Wonne! Nun

werden die Schwächen der Erde bald verblutet seyn. Was der Erde gehörte, fahre hin! Auch der Himmel hatte immerdar seinen Theil an mir. Darüber jubilirt jetzt die beflügelte Seele. Dort, Vater — ja, du hast wahrlich ein Dort bereitet, ein heiliges Land, wo die hohen Seelen sich wieder versammeln, wo das Schöne endlich dem Schönen himmlisch vermählt wird! Ich sehe die Flammen alles Lebens verzischen, im Wirbel der Elemente; langsam und blaß zieht dann der große Strom von Asche dir vorüber; aber, ach Liebender! du sammelst die göttlichen Funken aus dem verbrannten Weltschaum in deine Urne, und bildest liebliche Sterne daraus — und über dem Strome rauscht es im ewigen Frühlingschor: Herr, deine Todten werden leben! — Da zieht mich das Leiden noch einmal zur schönen Erde nieder. Ich fühle, Bruder, es kehrt zurück, bald zum letztenmal! denn die bange irdische Natur sieht nach Hülfe umher; im Herzen wird es so warm, — so lieblich — so voll! — Ich will siegeln und zu dir senden. Gern säh ich dich noch einmal! — Du warst ja mein liebster, mein allertreuester Freund! O weine nicht, daß du mir nicht beistehen kannst, wann nun die Todtesangst zu früh über dieß junge Leben hereinbricht. Denk, daß dein Freund wie ein Mann gestorben sey. Und das will ich! — Aber lebe wohl, und vergiß dieses Lebewohl einer

treuen Seele ewig nicht! Pinius mahnt mich zu schließen. Leb wohl, Allerbester, du Bruder! Es schickt sich auch alles zum letzten Kampfe an. Ich will ihn treulich ringen! Er kommt. Mutter Gottes, heilige Maria, seliger als Keine war, bitte, daß die große Stunde sanft über mir hinziehe! daß der göttliche Mittler auch mich liebend sammle zu seinen geweihten Sündern! Cäcilia, du Himmlische, vertritt deinen treuen Sohn! Laß die Seele sanft hinüberschweben auf den Schwingen deiner Töne, — hin in jene ewigen Melodieen am Throne der Gebenedeiten."

Wild sprengte unser Freund nach der Stadt, um das theure Leben noch zu ereilen. Ach, er fand in Minelli's Wohnung einen Todten, in seines Vaters Hause eine Leiche.

Mariane hatte verlangt, daß man ihren Leib, und auch in einem besondern Behältnisse ihr Herz nach Hainberg bringen möge. Sie war sehr ruhig gestorben. Der Arzt fand einige Hauptgebrechen in der Brust. Ihre Leibesfrucht war schon seit längerer Zeit todt.

Der Schmerz lag schwer und hart auf unserm Wilibald. Aber, wann er seine Eltern weinen sah, oder den ganz hingesunkenen, trostlosen August, oder Minelli's verwaiste Braut; dann riß er sich mit Kraft empor, und er und Pinius behaupteten ihre Stärke. Die arme Gräfin saß Stundenlang mit gefalteten Händen sprachlos da, und

zwiſchen ihren Lippen ſchwebte immer ein wehmüthiges M., zum Ausrufe jener theuern Namen bereit. Die Anſtalten zu ihrer Reiſe, und zu einer andern, welche der Graf unternehmen wollte, wurden jetzt bekannt gemacht und beſchleunigt.

Nach einigen Tagen führte Pinius, welcher die Leichenanſtalten beſorgte, beide Lieben, die, bis in den Tod ſich immer fremd, doch in einer ſo geheimnißvollen Verbindung geſtanden hatten, nach Hainberg. Man begrub ſie zu beiden Seiten der Grotte in zwei ſchöne Felſengräber. Alle Hainberger gingen mit zum Grabe, und ſtreuten ihnen gutwillig eine ſtille Saat von Thränen.

Am folgenden Morgen ſetzte man ihre Leichenſteine. „Laßt uns wieder zu ihnen gehen!" ſagte Wilibald. Es war ein rauher Tag. Man ſah ſchon Blätter fallen, ein ſcharfer Wind rauſchte über die Haferſtoppeln, und der Landmann eilte, um den Weizen in die Erde zu bringen. Der Künſtler, welchem Pinius die Steine angegeben hatte, begegnete ihnen, und hatte ſeine Arbeit geendigt. „Ach, Sie haben für unſere Freunde die allerletzte Arbeit verrichtet!" rief Mathilde ihm entgegen, und Alle brachen wieder in Thränen aus. Aber Wilibald eilte voraus, und — blieb ſtarr vor der Grotte ſtehen. Denn zwiſchen den Gräbern kniete ein Weib. Es war Julie, in Reiſekleidern. Unwillkührlich breitete er ſeine Arme

gegen die Betende aus. Doch sie stand langsam auf, legte ihren Finger auf den Mund, und zeigte auf die Gräber, dann in die Wolken. Ihr Herz wollte brechen. Sie verschwand in dem Gebüsch, aus welchem es noch leise zu ihm zurückschallte: Lebe wohl!

Auf Marianens Grabstein war ihr Liebling, die Harmonika, auf Minelli's Maal aber die romantische Guitarre abgebildet. Beider Namen prangen oben darüber.

Lange sahen die armen Zurückgebliebenen stumm hinnach der aufgelösten Herrlichkeit. Dann erhob sich unser Freund, wie ein Held, und rief begeistert, in die Saatfelder hinschauend, aus: „So bildsam, wie das Weizenkorn, ist auch der Kern des Menschen! Des Todes Genius hütet diese Steine, und verscheucht alles Leben aus ihrem traurigen Raum. Aber, es wird eine Zeit kommen, wo wir nicht mehr schwermüthig von ihren Gräbern Rosen brechen, wo keine Nachtigall melancholisch hier klagt, wo die, welche jetzt mit der Natur einschlummerten, sich ermuntern, und zwischen den Blüthen eines ewigen Frühlings hervorrauschen, — eine Zeit, wo keine Zeit mehr seyn wird! Heilige Hoffnung, unter deinem Paniere will ich treulich fortleben; will ich glauben, daß all dieß Theure, Werthe nicht vergebens dahin gesäet sey, in die Flächen der Zukunft. Ja, es wird nicht ewig Winter seyn!“

„Das wird es nicht. — Dein Vater ahnete es, meine Kleine!“ sagte Pinius. Er hob Willibalds Pflegetochter, die ihrer zweiten Mutter Grab besuchen wollte, zu seiner Brust empor, und zeigte ihr Etwas auf einem dritten Denksteine, der noch aus den Büschen ragte. „Was ist das, Liebe?“ sagte er weich. Mathilde weinte laut im Hinsehen.

„Eine Flöte,“ sagte das Kind, und blickte mit Augen, in welchen die Geister künftiger Thränen glänzten, nach dem Denkmaal ihres Vaters.

Sie gingen. Ueber den See herüber hörte man Juliens Wagen abfahren, dessen Rollen sich bald nach Süden hin verlor.

Ernſt Wagner's

ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Moſengeil.

Dritter Band.

Mit königl. Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1827.

Die reiſenden Maler.

Erſter Theil.

„Schaut, ihr Buben, die Schatten wachsen, und die Sonne geht zur Ruh! rief der Zigeunerhauptmann: Unser Stündel vom Dreiherrenstein bis ins Babenberger Rauhthal hält sechzig Minuten. Sattelt die Maulthiere."

„Wie abgeschmackt! sagte Herr von Steinach zu einem alten Zigeuner, mit dem er sich unterhielt. Wenn es euch, wie ihr sprecht, niemals an Gelde fehlt, warum zieht ihr nicht von einem Gasthofe zum andern? Warum macht ihr die allerverrufensten Winkel zu euern Meilenzeiger und Nachtquartieren? und dann — warum mögt ihr nicht, wie andere Menschen, sagen: Von Sabinium bis nach Babenberg ist's eine volle Stunde?"

„Herr, antwortete der geschwätzige Alte, unser Hauptmann spricht, es klänge besser. Du hast uns Zigeunerpack gescholten: — gut, wir sind auch Zigeuner, aber von den ächten. Vor der Welt sind wir ehrliche Glashändler; vor Gott Leute, welche die Freiheit lieben. In jedem Hotel gibt es Ungeziefer, Menschen und schädliche Dünste. Beim Vieh liegen wir schon lieber, wenn einmal die kalte Jahreszeit herrscht; aber im Wald ists doch

am luſtigſten! Da lebt ſich der arme Mann zum König, da wachſen friſche Kronen für ihn. Sieh, wie dort der Junge das Eichhorn jagt, von Aſt zu Aſt! Und was haben dir die ſtillen Plätze gethan, die wir zum Nachtlager ſuchen, weil ſie düſter ſind, und trocken; weil der feuchte Thau ſie meiden muß? O, ſchöne Nächte! Da rufen uns, wahr und wahrhaftig die Geiſter, und lehren uns manche ſchöne Kunſt. Du glaubſt keine Geiſter! Wie gedenkſt du denn einer zu werden? Aber, du biſt gut. Der Hauptmann hat dich durch unſere richtigen Päſſe ruhig gemacht. Die Obrigkeiten des Landes lieben uns immer noch von Alters her. Glaub' es nur, der Zigeuner bringt Segen und gute Zeit ins Reich. Du biſt treuherzig. Wir danken dir, daß du uns die Ruhe auf deiner Drittelsgränze gegönnt haſt. Wir danken dir für Waſſer und Weide im Land."

Mißbilligend ſchüttelte Steinach den Kopf. Die Bande lag ſchon ſeit etlichen Tagen bei dem ſogenannten Dreiherrenſtein. Es ſtießen in dieſer reizenden Gegend dreierlei Gränzen zuſammen. Auf zwei Seiten verbreitete ſich in großer Herrlichkeit der berühmte Park mit dem landesherrlichen Sommerſchloſſe Sabinium, wo gegenwärtig der fürſtliche Hof mitten im Genuſſe der ſchönen Natur lagerte. Von drüben her ſpitzten ſich zwei unmittelbare Reichsritter aus zweierlei Kantonen mit ihren Ländern in den ſtumpfen Fürſtenwinkel ein. Der mäch-

tigere dieser Beiden, der Minister von Hohenblat, war seit einiger Zeit vom Fürsten, Alters wegen, in Ruhe gesetzt. Seine Vorfahren, die sich große Reichthümer erworben hatten, bauten, aus Erbitterung über eine Gränzstreitigkeit, oben an ihrem Dorfe Hohenblat ein neues Schloß hart an die Gränze. Kaum fünfhundert Schritte davon stieg der Hauptflügel der fürstlichen Gebäude empor, welchem nun das Ritterschloß gegenüber prangte, um den Regenten an das Ende seines Reichs zu erinnern. Bescheidener machte es des Fürsten zweiter Nachbar, der Vater unsers Herrn von Steinach. Er baute zwar auch ein neues Schloß, blieb aber damit eine Stunde weit von der Gränze weg, auf einem schönen Hügel in der Mitte seines Dörfchens Hallenbach, wo er freilich auch so gut als Hohenblat sich der herrlichen Aussicht nach dem stolzen Sabinium hin, freuen, und sogar die fernen Thürme der feindlichen Residenz erblicken konnte. Leider genoß er dieses Vergnügen nicht lange. Er starb, und hinterließ eine durch den Gränzstreit gewonnene, durch andere Prozesse und das Bauwesen sehr vermehrte Schuldenlast, welche nun dem Sohne kaum die nothwendigsten Wohnzimmer des neuen Schlosses auszubauen erlaubte. Zum Glück aber war doch unter der Regierung des vorigen Fürsten der Streit noch verglichen, und der wichtige Dreiherrenstein von neuem berichtigt worden. Als Urkunde eines hier geschlossenen ewigen

Friedens hatte überdieß der Fürst auf seine alleinigen Kosten einen prächtigen, mit passenden Inschriften gezierten Stein setzen, um diesen herum einen großen runden Platz reinigen, einebnen und mit zartem Kies bestreuen lassen, der zu ewigen Zeiten als eine gemeinschaftliche Esplanade in Ordnung gehalten werden sollte. Auch war zu mehrerer Verschönerung dieses Platzes, von welchem man den größten Theil des Parks übersehen konnte, auf dem höchsten Punkt an der fürstlichen Seite ein geschmackvoller Pavillon erbaut, worin die Hofgärtnerfamilie wohnte, und den man die Einsiedelei nannte. Das Ganze lag mitten zwischen dicken Waldpartien und einzelnen blühenden Bosketen in einer romantischen Gruppirung.

Man hielt den Ort heilig. Es war seinen drei Obrigkeiten schon zur Gewohnheit geworden, ihn mit allen Handlungen der Gerichtsbarkeit zu verschonen, und mancherlei Unfug hier so lange als möglich zu ignoriren, damit nur der ewige Friede nicht zu schnell enden möge. Dieser von allen Seiten begünstigte Provinzenwechsel, die Schönheit des Ortes selbst, einige sich durchkreuzende Landstraßen, die Nähe Sabiniums und mehrerer großen Dörfer; die Fruchtbarkeit der Gegend, nebst einer anstoßenden großen Viehweide: alles vereinigte sich zu einem sichern und angenehmen Aufenthalte für die Zigeuner, welche niemals durch die Gegend zogen, ohne den

Dreiherrenstein zu besuchen, einige Tage lang ihr Vieh dort stark zu füttern und daneben im Wald ihr Lustlager aufzuschlagen.

Heute schienen von der großen Bande, die sich täglich noch vermehrte, alle Büsche umher belebt. Herr von Steinach, der den väterlichen Gränzstreit noch heute weniger verwinden konnte, als die zwei andern Herren, befürchtete immer einen Entfall, und hätte daher die ungebetenen Gäste sehr gern in ein größeres Reich gejagt. Allein ihre Papiere waren bereits von den drei Justizias rien untersucht und gut gefunden worden; der ganze Hof hatte das Volk heute selbst in Augenschein genommen, und, statt es zu verbannen, mit Beifall und Silbergröschchen beschenkt; die Tochter des Ministers Hohenblat hatte ihnen einen Vogel abgekauft, und sich, aus Zuneigung oder Neugierde, beim Kaufe weit über die Hälfte vervortheilen lassen; auch konnte niemand den Zigeunern bis jetzt etwas übeles vorwerfen, außer, daß sie die Hallenbachsche Weide mit Eifer und Sachkenntniß benutzten. Aber gerade dieß letztere gönnte ihnen Steinach noch am liebsten, weil die Huth ihm allein zugehörte.

Ein anderer Hauptgrund, warum er die Bande gern angefeindet hätte, war ihr wunderliches Betragen, und, was er aus diesem schloß, der unrechtmäßige Besitz eines in ihrer Mitte lebenden sehr artigen Mädchens. Die Welt nannte diese das schöne Kordelchen, und Steinach

hielt ſie für eine Geraubte, wenn gleich alle Zigeuner auf ihre Ehre und Redlichkeit verſicherten, ſie ſey von ächtem Blut, und des Hauptmanns Geliebte. Der Hauptmann war dem Drittelsherrn der fatalſte Menſch unter dem ganzen Trupp; und doch glich ſein Aeußeres einem ſchönen, majeſtätiſchen Spanier. Er wußte ſeine Geſichtszüge, die von tiefer Weltklugheit und Anlage zu Intriguen jeder Art zeugten, zur niedrigſten Gemeinheit zu verzerren; er ſuchte ſich die Phyſiognomie eines gewöhnlichen Landſtreichers mit Gewalt anzuzwingen; er ſchien einen gewiſſen Reichthum von Bildung zu verhehlen, um nur kein Vertrauen bei den Menſchen zu erwerben, und keine Aufmerkſamkeit zu erregen. Sein Geſicht war zu lachend, um einem Unglücklichen anzugehören; zum Wildfange ſchien er zu ernſt. Man mußte auf einen vollendeten Böſewicht rathen. Alle Worte und Mienen dieſes Menſchen entſchlüpften dem Beobachter ſchnell, wie die behenden Schlangenkinder der Verſtellung; nur ſeine Leidenſchaft für das junge Mädchen konnte oder wollte er nicht verbergen. Steinach hatte ſich ſchon viele Mühe gegeben, das gefärbte, ſchlanke, ſchwarzäugige Ding aus den Klauen dieſer Nomaden zu befreien. Aber des Hauptmanns Antworten hierüber blieben immer kurz, kalt und abſchreckend. Das Mädchen ſelbſt war dem Zigeunerleben ſehr ergeben, und that mit dem Hauptmann äußerſt freundlich und vertraut.

„Arme Verführte! sagte Steinach, als sie einmal allein bei ihm stand: Was reizt dich an dieser wilden Gesellschaft? Ihre häßliche Farbe? Ihre grobe, ekelhafte Nahrung? Ihre geheimnißvollen Reden, — Aussprüche eines lächerlichen Unsinns? Ihre seltsame Natur und Lebensweise; eine Art von viehischer Freiheit mitten in der nomadischen Sklaverei? Tritt doch heraus aus diesen abscheulichen Kreisen! Komm mit mir! Werde ein freies, gebildetes Weib, und lerne die Ordnung wieder lieben!"

Aber er konnte nichts von ihr erhalten, als einige freundliche Winke, daß sie ihn recht wohl verstehe; und endlich die naive Antwort: „Komm nur mit mir; und es soll dir wohl gefallen. — Wer hat dir denn gesagt, daß ich unordentlich oder verführt sey?"

„Toll bist du wenigstens!" rief er, und mußte doch mit lachen, als sie ihm hohnlachend die weißen Zähne wies. Aber kurz darauf, als er mit dem alten Zigeuner redete, und der Hauptmann bei dem Mädchen hinterm Busche lag, um ihr Liebeserklärungen zu machen, hörte Steinach deutlich, daß sie in gebrochnem Spanisch die lebhaften Worte sagte: „Hauptmann, ich bin gern in euer Gesellschaft, und ich bleibe bei euch; aber, so bald ich noch eine einzige Zumuthung der Art hören muß, melde ich mich bei der nächsten Obrigkeit. Ich will unter eurem Schutz, aber nicht in eurem Herzen leben. Und was gehen euch die Maler an, und dieser wohlge-

bildete Jüngling hier? — Wahrlich, er ist der schönste Mann, den ich noch sah!" Der eifersüchtige Spanier schwieg, und warf verzweifelnd den Kopf ins Gras zurück.

Eben sprang die Thüre der nahen Einsiedelei auf, und Fink, einer der drei reisenden Maler, die sich seit etlichen Wochen bei dem Hofgärtner Erdmann eingemiethet hatten, um die schönen Gesichter des Hofs, und die Natur- und Kunstwunder des Schlosses und Parks zu malen, flog auf Steinachen zu. Dieser hatte ihn und seine Kameraden einige Jahre auf ihren Kunstreisen begleitet, und gehörte zu den Freunden der drei Künstler.

„Glück auf, Steinach! schrie der lustige Maler: Was gilts, du gehst mir hier ins Gehege? Die Nase der ächten Chevalerie wittert alles Schöne aus, wenn es auch meilenweit in Diebs- oder Dachslöchern steckte! Kordelia! Wo bist du! Kordelia! Lustig! du schneller Falke, komm hervor, Liebchen!"

Das Mädchen sprang erfreut auf ihn los. Er schloß sie in die Arme, rieb den braungefärbten Mund mit seinem Tuch, und küßte dann mit größter Zärtlichkeit ihre röthlichen Lippen, welches die Kleine von Herzen erwiederte, und den erstaunten Drittelsherrn freundlich dazu anlachte. Der Hauptmann war emporgesprungen, und sah mit verschränkten Armen zu.

„Hauptmann, sagte Fink, du sollst binnen einer

halben Stunde hundert Dukaten für das Mädchen haben. — Laß ſie bei uns! — Sey kein Hans Dampf!"

„Ich bleibe für tauſend Dukaten keine einzige Nacht mehr hier!" antwortete jener mit einem finſtern Blick auf Kordelien.

„Seht ihr, wie lieb ich dem Hauptmann bin?" ſagte dieſe, und winkte befehlend ins Gebüſch, indem ſie ihren Arm um den Maler ſchlug, und zu ſchweben begann. Ein Weib griff jetzt in die Zitter, und ein Knabe rührte eine kleine Pauke zum Tanz. Sie flogen in den ſeltſamſten Sprüngen und Verſchlingungen um den Dreiherrenſtein herum. So oft der Tanz über Steinachs Gränze hin wirbelte, machte Kordelia dem ſchönen Dritelsherrn dieſes bemerklich, indem ſie entweder einen Luftſprung that oder ihm freundliche Blicke und Küſſe zuwarf.

Auf einmal ſchrie alles laut: „Die Alte, die Alte iſt da!" Das Mädchen entſchlüpfte ihrem Tänzer ins Gebüſch, und kam bald mit einer uralten, aber noch rüſtigen Frau zurück, die von jedermann jubelnd begrüßt ward.

Die Alte betrachtete, indem ſie ſich nach Zigeunerart verneigte, die Fremden einen Augenblick aufmerkſam, und wie es ſchien, mit großem Erſtaunen. Dann fuhr ſie ſchnell herum, und als ſie das Geſicht den Fremden wieder zuwandte, war dieſes mit einem ſchwarzen Flor-

ſchleier bedeckt. „Was iſt dir, alte Zaubermutter?“ fragte Kordelia. Die Alte trippelte im Kreiſe herum, und ſang leiſe und hohl:

„Mein Herz liebt nur die Einſamkeit.
Was kümmern mich falſche Seelen?
Der Heimweg iſt böſe und weit.“

Das Liedchen mußte wohl dem Hauptmann bekannt ſeyn. Es überflog ihn gleich bei den erſten Tönen ein lebhaftes Erſtaunen. Drauf ſagte er zankend zur Alten: „Jetzt haben wir nicht mehr Zeit zu ſingen!“ Indem er mit einer hellkreiſchenden Kommandopfeife das Signal zum Aufbruche gab, und darauf alles von der Weide und aus den Büſchen herzudrang, um ſeine Befehle zu vernehmen, wandte ſich Kordelia traurig zum Maler. „O ſieh, ſagte ſie leiſe, wie ſchön dort die Waldnacht grünt und dunkelt! Die liebe Finſterniß kommt, und um Mitternacht wird es ſo ſtill und warm! Komm doch mit mir! O, wüßteſt du, wie lieblich es dort iſt! Ich will dich an die Bruſt ſchließen und dir dienen. Du ſollſt meine Augen küſſen, du junger heiterer Menſch, und mir zur Seite ruhen. Das darf der wilde Hauptmann nicht.“

„Still nur! flüſterte die Alte, die ſie behorcht hatte: Ihr ſollt euch nicht zum letztenmal geſehen haben. In dreimal drei Tagen kehrt mancher Reiſende zurück.“ Fink

holte tief Athem, und schien gerührt. Die Alte seufzte schwer und laut.

„Wie pretiös du thust, alte vermummte Bettel!" sagte Steinach, und lachte über ihre mystischen Winke.

„Aber sey du glücklich! seufzte Fink: Von Herzen sag ich dir mein Lebewohl, du gutes, verwildertes Kind!" Er küßte einen leichten Zug des Abschiedschmerzes von ihren Lippen. Sie streichelte seine Wange, und reichte dann Steinachen spöttisch ihre Hand zum Kuß. „Deine Hand könnte sehr schön seyn, sagte dieser stolz, doch ich will dich nicht in deinem Leichtsinne stärken! Aber deine Lippen sind von einem Künstler geadelt." Er hielt ihr seine eigne Hand entgegen. — „Nun ja, du bist besser und schöner, als ich!" antwortete sie bescheiden, und küßte Steinachs Hand mit Inbrunst. Er zog sie jetzt verwirrt zurück. — „Bringt die Katze!" rief sie dann gebieterisch.

Der Zug war schon auf dem Marsche. Drei Knaben brachten Maulthiere für Kordelien, ihre verschleierte Alte und den Hauptmann, welcher jetzt nochmals den ganzen Platz übersah, und zur Abreise trieb. Alle Pferde und Maulthiere waren schwer beladen. Auf den Körben und Ballen flatterten mancherlei seltene Vögel, und die vielen Hunde sprangen bellend um die Lastthiere her.

Schnell wie eine künstliche Springfeder hüpfte das leichte Mädchen auf. Aber im Moment des Aufschwungs ward ihr Knie, weiß und glänzend wie reines Elfenbein,

einem einzigen ſchnellen Blicke des aufmerkſamen Steinachs ſichtbar. Sobald ſie faß und die Zitter in der Hand hielt, ließ ſie eine ungeheure häßliche Meerkatze zu ſich emporſpringen, auf deren gepolſterten Rücken man zwei Falken hob und daran befeſtigte. Auf die andere Seite ihres Querſattels nahm ſie einen großen verkappten Schuhu. Zwiſchen dieſen Geſellſchaftern hing das Mädchen in maleriſcher Nachläſſigkeit ſchief auf dem geſchmückten Maulthier da; die Zitter ruhte auf ihrem überſchlagenen Knie.

„Ruft Adio! Adio!“ ſchrie ſie, und kitzelte das Maulthier an den Ohren. Das Thier grunzte laut und lief mit ihr fort, der Schuhu ſtieß einen nächtlichen Ton aus und raſſelte mit den Schellen, die Meerkatze wimmerte, und die Falken erhoben ein gellendes Geſchrei. Schnell holten ſie den wüſten Zug ein. Die Knaben purzelten in den abentheuerlichſten Stellungen neben den Maulthieren her, und ſchlugen künſtliche Räder.

Der ganze Lärm zog über die Weide gegen Süden hin, wo der dunkle Babenberger Forſt lag. Zwei himmellange Kerls ſtießen jetzt querfeldein noch dazu, und wurden mit einem lauten: Burraſſa! bewillkommt. Bald ward es ſtille. Man hörte Kordelia's hellen Geſang zur Guitarre noch eine Zeitlang, bis der abendlich dämmernde Wald die Geſtalten und Töne verſchlang.

Steinach hatte lächelnd dem Zuge nachgesehen. „Laß uns aufrichtig seyn! sagte er zu Finken: Wir zögen von Herzen gern mit ihnen, wenn wir nicht eine nähere Bekanntschaft fürchten müßten.“

Der Maler verbarg es nicht, daß sein Blick feucht war. „O glaube mir, rief er aus, ich ginge nicht mit! Ihr habt Recht, daß ihr mich immer als einen Wildfang betrachtet. Aber ich fühle meine Wildheit wunderbar gezähmt, seitdem ich an diesem Weibe endlich meinen Mann gefunden habe. Sie bringt mein flüchtiges Leben zum Stehen. Vor ihrem wilden Flug erschreck' ich und werde flügellahm. Ich könnte weinend hinknieen vor diese sorglose Braut des Jammers, und sie um ihre Rückkehr anflehen. Ich möchte mich unter ihre Genossen aufnehmen lassen, oder die ganze abscheuliche Bande vertilgen, wenn ich nur sie zu retten wüßte, in der vielleicht ein großes Weib untergeht.“

„Gewiß, sagte Steinach, sie ist ein unglückliches Opfer der verkehrten Erziehung oder einer unordentlichen Leidenschaft.“

„Nichts scheint mir doch unerklärlicher, fuhr der Maler fort, als das Zutrauen, welches oft der Mensch so schnell zum Menschen faßt. Ich fürchte keineswegs, wie du, ihre nähere Bekanntschaft. Ich glaube fest an Etwas, das ich nicht kenne; an ein köstliches Kleinod, welches in diesem Busen, ihr selbst unbekannt, der Ent-

deckung noch entgegenharrt. Ihr vertraue ich. Alle meine Geheimnisse dürfte Kordelia wissen. Mein Leben, — und wenn ihr durch den Raub desselben Millionen zu Theil werden könnten, — würde ich doch im mitternächtlichen Schlummer sorglos ihren Armen hingeben. Und wahrlich, so wie sie ihren reizenden Gliedern die Häßlichkeit nur anheuchelt, so verbirgt sie auch die Grundfarbe ihres Gemüths, welche einzig die Schönheit ist!"

Die beiden Reisegesellschafter des Malers, Schweizer und Brixenfels, kamen jetzt aus dem Park, wo sie gezeichnet hatten, zurück, und wurden durch ihre Freunde von der Abfahrt der Zigeuner benachrichtiget. Sie statteten dem betrübten Fink ihre Kondolenz ab, und ließen sich die Abreise Kordeliens von ihm schildern.

„Es scheint mir doch, sagte Schweizer, daß du zu viel hinter Kordeliens Maske suchst. Ein sehr interessantes Zigeunermädchen ist sie freilich, deren Gesang und Tänze uns ein seltnes Vergnügen gewährt haben; — aber, ob sie mehr ist?"

„Allerdings ist sie mehr! fiel Brixenfels ein: Ihre äußere liebliche Gestalt, die schöne Form ihrer zarten Glieder, ihr Lächeln, der lebendige Ausdruck von Unbefangenheit, Unschuld und Reinheit in ihren Bewegungen, Reden und Liedern: alles dieß ist untrüglich, und liefert einen vollständigen Beweis ihres innern Werths und einer schöngebildeten Seele. Lächelt nicht über meine

Behauptung! Es ist wahr, die Schönheit besticht den Beobachter oft zu schnell, besonders da, wo sie unter einer so ungünstigen Hülle hervorschimmert, wie bei Kordelien. Allein es ist auch eben so wahr, daß der äußere Mensch nicht bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit schön seyn kann, ohne zugleich ein schönes Gemüth zu besitzen. Und mit dem Untergange dieses Gemüths muß auch die körperliche Schönheit versinken, wie mit dem Sonnenlichte der Tag. Denn der aufgelöste Geist zieht auch das warme Leben mit sich hinab. Der innere Streit niedriger Eigenschaften hebt sogleich die Eitelkeit in den Zügen des äußern Bildes auf, und die schöne Larve wird schnell einer traurigen Wahrheit zur Beute. Nichts kommt mir leichter vor, als in einem sogenannten schönen Gesichte die innere Nichtswürdigkeit zu lesen. Da greift recht sichtbar der Unwerth wie mit einer Krallo aus dem Gemüth heraus, um jede Harmonie der einzelnen Züge zu zerreißen. Von dem allen aber seht ihr noch keine Spur in Kordeliens heiterm Angesicht; und Fink hat Recht, wenn er jetzt an sie glaubt. Freilich mußt du sie zu vergessen suchen, sobald du einen Blick auf ihre Zukunft richtest, deren Unwürdigkeit wohl keinem Zweifel unterworfen ist."

„Ich liebe sie nicht, sagte Fink, aber es bleibt mein theuerster Wunsch, sie zu retten, weil ich weiß, daß es hierzu noch Zeit ist. Gott, warum reißt denn

das Schickſal oft den Menſchen ſo unaufhaltſam hinabwärts! Und öfters gerade den, welcher uns nur für die Höhe geboren ſcheint! O ſaht ihr nicht, wie unumſchränkt ſie über die Bande und ihr finſteres Oberhaupt herrſchte!"

„Die Vorſehung, erwiederte Brirenfels, läßt faſt niemals die Frauenſchönheit zu ihrer höchſten Macht gedeihen, weil ſie eben das Mächtigſte zwiſchen Himmel und Erde iſt, und doch das Gefährlichſte und Vergänglichſte. Der Inbegriff aller Tugend und Größe im Weibe läßt immer noch zunächſt einen Wunſch übrig: die Schönheit! Sie allein, ſchon an ſich mit allen Tugenden verwandt, macht das Gemüth für jede derſelben wenigſtens empfänglich, und ertheilt dann ſelbſt der Tugend noch die allgeltende adliche Standeserhöhung."

„Sehr richtig! fiel ihm Steinach bei: Der denkbar höchſte Grad von Herrſchergewalt, den das Gute über die Menſchheit zu erreichen vermag, iſt endlich nur noch durch die Schönheit möglich. Und ſo würde eine Selbſtherrſcherin, die das größte und beſte Weib auf Erden wäre, erſt dann die Mächtigſte ſeyn, wenn ſie die Schönſte, und wahrhaft ſchön wäre. Dieſe Göttliche würde höher als die ganze Menſchheit ſtehen. Um jedes Widerſtreben gegen ihre Macht zu vernichten, dürfte ſie ſich nur zeigen. Leider hat uns die Geſchichte noch kein Beiſpiel von einer ſolchen Erſcheinung geliefert!"

Sie geriethen tiefer in die Materie von der Wahr-

nehmung des Schönen, und Schweizer meinte: seines Freundes Brirenfels Behauptung: daß der Schluß, von den äußern Abzeichen des Schönen, — von Körperreizen und Kunstäußerungen, — auf eine schöne Seele, untrüglich sey, habe ihn nicht befriedigt.

„Wenn du, antwortete Brirenfels, die Menschen sagen hörst, dieser oder jener Dichter sey und handle ganz anders, als er dichte und lehre, so glaube nur, dieß ist im Grunde nichts gesagt. Hat etwa der Beurtheilte noch kein vollständiges Werk geschaffen, dann sagt es noch weniger als nichts. Wer im Stand ist, durch eine Kunstschöpfung den Menschen in seiner höchsten Reinheit, — einen in jeder Rücksicht trefflichen und vollkommnen Charakter, — ohne Vorbild, ganz frei aus seiner Seele ans Licht zu rufen, und, bis zum letzten Zuge neu ausgebildet, aufzustellen, der ist selbst dieser reine herrliche Mensch, und muß es nothwendig seyn. Das Kunstwerk des gemeinen Menschen vermag nie die Vollendung zu erringen. Wissenschaft, Klugheit und Studium reichen hier nicht aus. Denn die Kunst ist göttlichen Ursprungs, wie das Herz und Gewissen. Die scheinbare Reinheit einer solchen Schöpfung wird vor dem Blicke des scharfsinnigen Beobachters sehr bald, und recht unter seinen Augen sich trüben. An einzelnen unwillkührlichen Blößen wird er selbst die Tücke des Heuchlers im Ganzen schnell ahnden und errathen.

Und wenn auch dem Heuchler der höchste Grad von Verstellung in der Kunst gelingt, so wird und muß doch seinem Ganzen gerade die Eigenschaft eines Ganzen fehlen. Selbst die höchste Künstlichkeit in seiner Darstellung wird uns kalt lassen, weil ihr zur Erwärmung Einheit und Leben abgeht; weil der unwahre Künstler kein Herz zu geben hat, also auch nimmermehr die Herzen zu rühren vermag. Alle Ausnahmen von dieser Regel sind nur das seltsame Spiel eines blinden Zufalls."

„Das alles, sagte Fink, der allmählig wieder heiter ward, gehört eigentlich in die wichtige Lehre von den zweiten Bänden. Diese sind meine wahren Lieblinge, wenn ich ein Urtheil über einen gewöhnlichen Romandichter fällen will. Im ersten Bande zieren sich die Autoren meistens, und machen allerlei Umstände und weitläuftige Anlagen. Auch soll und muß doch wenigstens kurz nach der Vorrede ein rechter Hauptcoup ausgeführt werden. Daher pfropft der Dichter alles mühselig zusammengetragene Hab und Gut im ersten Bande hinter einander her. Ists ein Werk von drei oder vier Bänden, so sind die mittlern die langweiligsten, und, — wie in England die jüngern Brüder, — von allen Mitteln entblößt. Der Dichter läßt sie ohne Bedenken leer, weil er schon auf das, was nach der Vorrede kam, pocht, auch immer eine gewisse Idee von Wohlgerathenheit mit dem ganzen ersten Bande zu verbinden pflegt, — dem

er ja während der Fertigung des zweiten alle noch übrigen Wunden verbunden hat, — und für den Nothfall immer noch zu seinem künftigen Benjamin hofft, er werde, wenn das strafende Publikum, wie Joseph, nach dem Korporal schicken will, die Sünden der mittleren Brüder vergessen machen. Endlich tritt denn nun dieser Benjamin auf, — und mit ihm meine reinste Lust! Jezt hilft kein Läugnen, keine Entschuldigung mehr; der reine Mensch des Dichters, sey er auch noch so schmuzig, muß heraus! Der Autor ist auch wegen der Katastrophe seiner Geschichte schon selbst so sehr in der Rage, daß ihm die Schönheiten nur noch in der Angst entschlüpfen; dafür sind sie aber auch seine eignen, seine ächten Herzenskinder. Hauptsächlich ist das Finale immer mein sicherster Probierstein, ob Einer ein tüchtiges Buch machen kann oder nicht. Ich habe einen unordentlichen Bücherverleiher gekannt, dessen Bibliothek zulezt noch aus einigen Tausend zweiten, dritten und folgenden Bänden bestand. Es war ein rechter Schaz von jüngern Brüdern; sie standen so bescheiden da, wie Fallstaffs Armee von verlornen Söhnen. Der Besizer hoffte, „die beste Kraft stecke doch darin.“ „Auch die meiste Wahrheit, rief ich ihm zu; und Sie dürfen stolz seyn auf den Besiz einer so ausgezeichneten Bibliothek!“

„So sind auch, fing Steinach nach einiger Zeit wieder an, alle Abstoßungen und Annäherungen zwischen

dem Schönen und Gemeinen sehr sichere und entscheidende Kennzeichen der Naturen; — aber freilich nur für den Beobachter, welcher ihr Geheimes und Leises richtig aufzufassen weiß. Das kühne, annähernde Streben des Schönen zum Schönen zeigt sich auch mitten unter den Wechselwirkungen der Konvenienz! ja oft verräth es sich unwillkührlich mitten im Reichstagssaale des großen Tons. Weißt du noch, Fink, wie wir neulich deine Prinzessin Franzieka belauschten?"

Diese Erinnerung bezog sich auf eine große Theegesellschaft beim Minister Hohenblat, der zuweilen den Hof bei sich versammelte, und vor einigen Tagen, nebst unsern Malern, einen jungen liebenswürdigen Dichter von bürgerlicher Herkunft eingeladen hatte, um seiner Tochter Ida eine Freude zu machen, und [illegible] Vorurtheilen seiner Gattin durch den Sinn zu fahren. „Der junge Mensch, fuhr Steinach fort, bediente sich im Feuer der Rede gegen die Prinzessin der freien Worte: Ich verführe Sie, es thut mir äußerst leid, daß ich Ihre Meinung nicht ausrotten und Sie zur Annahme der meinigen zu bewegen vermag. Er hatte während dessen ohne Erlaubniß ihren Arm genommen, um ein Medaillon daran zu betrachten, dessen Schönheit sie längst kannte, weßhalb sie, ohne hinzusehen, ernsthaft in ihrem Gespräche fortfuhr, und ihm den Arm noch einen Augenblick überließ, als er schon wieder aufsah. Dagegen vergaß er sich nie-

mals so weit, daß er zu der kleinen koketten Gräfin, — die den bittern Zug um den Mund hat, und über jede zurückgeschlagne Prätension blaß wird, — anders gesprochen hätte, als: Ihre Gnaden, und: wie Ihre Gnaden befehlen, und so oft es möglich war: Ihre Gnaden haben Recht. Franziska blieb freundlich, jene bitter. Hinterher sagte die Prinzessin: Ein sehr artiger Mann! während jene die Lippen verzog; — hoffentlich darüber, daß er die Fürstentochter so ohne Courtoisie abfertigte, und beim Arme genommen hatte. Einen andern Grund gab es nicht."

Die Kritiker zogen jetzt noch einige Parallelen in der hiesigen sie umgebenden Welt, die Fink eine prächtige Welt voll lieblicher Gesichter und niedlicher Gestalten nannte; er selbst kam aber bei allen diesen Vergleichungen am übelsten weg. Man stellte dem Flüchtlinge zuerst seine geliebte Kordelia gegenüber, und schlug eine gemeinschaftliche Leibes- und Seelen-Bleiche vor. Dann die Jungfer Zehling, eine alte fromme Schwägerin des Hofgärtners, welche Fink den ganzen Tag mit seiner verfolgenden Liebe neckte, um den alten Erdmann zu belustigen, und seine Tochter Gundchen zu ärgern, die ihrer verstorbnen Mutter Schwester liebte. Ferner verglich man ihn mit dem wilden Fräulein Luise. Sie war die einzige Tochter des alten reichen Generals von Hochstein, welcher mit ihr und seiner Nichte Emilie, die

Fink ebenfalls sehr genau kannte, seit einem Jahr hier im Schlosse seines Schwagers, des Ministers, wohnte, und sein Leben auf dem Lande beschließen wollte. Luise war eine siebzehnjährige Männerfeindin, die übrigens nach Finks Meinung über alle Schönheiten der hiesigen schönheitreichen Welt hoch emporragte, und mit der er sich gern unterhielt, so oft es ihre bizarre Laune erlaubte. Der General hatte einen Kammerdiener, Namens Lenz. Ein studierter, witziger, aber dem Trunk ergebner Mensch, welcher im Stillen ein heirathslustiges Auge auf die zänkische Philippine, Luisens Mädchen, gerichtet hatte. Wegen dieser seltsamen Neigung bewunderte ihn Fink und half ihm seine komischen Plane einleiten. Auch mit diesem Lenz stellten ihn seine Freunde jetzt zusammen.

Lange wehrte sich Fink, und warf dagegen auch den Andern ihre Sünden, und allerlei verbotene Regungen zu den Frauen dieses Landes vor. Da aber alles mit immer neuen Vergleichungen auf ihn einstürmte, schrie er endlich im Begriffe fortzulaufen: „Glaubt ihr etwa mich dadurch zu ärgern, daß ihr mich zum Jedermannscharakter macht! Gerade der Genius besteht aus dem Besten aller Art, und jedes Beste ist ein Stück von ihm! Er setzt allen Menschen ihr Leibgericht in der köstlichsten Zubereitung vor; würdig und reich, andächtig und friedlich, wie das Abendessen eines Dorfpfarrers, der am Wintersonntage zweimal gepredigt hat, und in

seinem eignen Leben ists ewig Festtag. — Genug, die Frauen alle lieben mich mehr als euch insgesammt; und das verdrießt euch eben! Sie gehören mir alle eigenthümlich an, und betrachten mich wie ihres Gleichen; deßwegen zürnt ihr auf mich; wiewohl ich keine davon heirathen werde, als etwa Luisen, wenn Kordelia nicht zurückkehrt, oder höchstens die süße Franziska, wenn sich der Vater gut in mich zu schicken weiß. Und damit habt ihr genug und könnt schweigen und gehen!"

Er entließ ihnen. Die Freunde trennten sich, nachdem sie für morgen, auf den Fall einer günstigen Witterung, ein gemeinschaftliches Frühstück hier vor der Einsiedelei verabredet hatten. Jeder schien vergnügt und heiter: nur Steinach sah düster vor sich hin, und ging seufzend über die stille, schon vom Nachtthau erfrischte Flur seinem Landhause zu.

Der junge Tag zog mit Jubel herauf. Vor dem siegreichen Stral der Morgensonne sanken alle Nebel vernichtet in die Tiefen; auf den Fluren ward es hell und laut; die gestärkte Menschheit setzte mit Lust ihre Lebensreise fort; aus allen Büschen sandten sich Nachtigallen und Grasmücken ihre melodischen Grüße zu; die Töne ihres Wechselgesanges vereinigten sich mit dem Gebet der hochschwebenden Lerche und mit dem großen Geschrei des Feldes, zur allgemeinen gotterfüllten Morgenhymne.

Die zwei Maler durchstrichen den Park, und blieben bei der emsigen Kunigunde stehen, die vor dem Pavillon das Frühstück für sie bereitete. Fink raste schon auf den Bergen umher, und Steinach kam eben an. Man setzte sich unter die herrlichen Bäume, und scherzte mit Gundchen, welche die Wirthin machte. Aber die Gesellschaft wurde bald sehr unangenehm durch einen Besuch des Majors von Warnek gestört, der zum Hofe gehörte, überall für einen verliebten Wüstling galt, und schon einigemal den Pavillon beschlichen hatte, um die Bekanntschaft der reisenden Künstler zu machen; — eigentlich aber, um Gundchen zu erobern. Vater Erdmann, der diesen Schatz wie ein Argus hütete, scheute nichts so sehr, als die Besuche des Majors und seines Freundes, eines Grafen Wallenberg, dessen Frau die Geliebte des Fürsten war, und der in keinem bessern Rufe stand, als Warnek. Es war dem Gärtner auch zu seiner großen Freude geglückt, sein Haus von allen Hofherren frei zu behalten, welchen er, ohne die Dazwischenkunft der Maler, gewiß hätte Quartier geben müssen.

Unter den Künstlern war vorzüglich Brixenfels, man wußte nicht warum, dem Major recht von Herzen gram, und nahm ihn auch jetzt sogleich aufs Korn. Allein Fink, der eben herbeisprang, ließ niemanden darzu, sondern stellte sich sogleich dem Major ins Licht, als dieser, Gundchen gegenüber postirt, die längst gewünschte

Bekanntschaft mit einem vornehmen Kunstgespräch eröffnete, worin er von dem Aufenthalt der drei Maler in Rom redete, und Italien eine große Kunstkammer nannte.

Fink, der ihm überall ironisch beipflichtete, sagte: diese Benennung sey zum Erstaunen treffend, und eben so könne man auch jede große Kunstkammer ein kleines Italien nennen. Vermuthlich habe das jüngste Gericht von Michel Angelo die Ehre dem Herrn Major bekannt zu seyn, welches Einige zu den ersten Kunstwerken von Rom rechneten, wiewohl es im Grunde nur als ein leichter Gedanke gegen das eigentliche Meisterstück jenes berühmten Künstlers betrachtet werden dürfe; dieß hänge gleich daneben, sey in Oel gemalt, und sehe sich doch vollkommen an wie in Kupfer gestochen, welcher Umstand bekanntlich dem Oelgemälde erst einen ganz neuen Werth gebe; übrigens stelle der Vordergrund ein feuriges Luftzeichen mit einem Windstoße vor, der so wahr und fleißig gearbeitet sey, daß man ihn zu hören glaube; der Prospekt enthalte ein großes dunkelblaues Irrlicht, um dieses einen summenden Mückenschwarm, wovon man schon einige todt ins Gras herabstürzen sehe; im Hintergrunde betrachte man eine der reizendsten Gegenden von Italien, die aber von einem hohen düstern Fichtenwalde völlig verdeckt werde. Das Ganze müsse Jeder, der es nicht gesehen, für eine Lüge halten, auch sey es in der That völlig unbegreiflich; doch möchten

wohl Die am richtigsten rathen, welche das Gemälde für ein allegorisches Nachtstück ansprächen; wiewohl doch schwerlich ein Gemälde mit mehr Licht anzutreffen sey, als dieses, wenn man es anzünde. Denn es sey auf neuentdeckte ganz massive Asbestleinwand gemalt. Beim Anzünden im Hintergrunde sehe man dort sogleich einen feuerspeienden Berg u. s. w. — So ging es in einem fort; immer wußte sich Fink zu rathen, und eine Absurdität mit der andern zu entschuldigen. Er ließ den unwissenden Kriegsmann nicht zum Worte kommen, sondern riß den Erstaunten immer von Lüge zu Lüge schnell und gewaltsam hinüber. Endlich gewann dieser doch so viel Athem, daß er aus dem Detail entkam, und sich nun über einen Zufall beklagte, der ihn voriges Jahr von einer Reise nach Italien abgehalten habe; diese sey bestimmt gewesen, ihn zum Kunstkenner zu bilden. Aber Fink meinte, der Herr Major habe sich ja hier unterdessen zum Obristwachtmeister gebildet, welches nicht schlimmer sey. Ueberdieß komme er immer noch zu früh in Italien an, — weil jetzt die französischen Republikaner, und hinter ihnen her die Kosaken, Türken und andere Völker eine vollkommne Kunstreformation in Italien vorgenommen hätten, von der man, wenn auch manches gute Werk darüber abhanden gekommen, doch allgemein hoffe, daß der verschiedene Geist und Geschmack jener Nationen sich über das gesammte Italien verbreiten, dem träge gewor-

denen Italiener einen Haupt- Kraft- und Kunststoß geben, und eine ganz neue Aera schaffen würde.

Bei allen diesen Drangsalen, — welche ihm Fink mit so gutmüthiger Freundlichkeit zu bereiten wußte, daß es kaum möglich war sich darüber zu erzürnen, — kam auch der arme Warnek nicht um ein Haar breit weiter in der Bekanntschaft mit seiner schönen Gärtnerin, weil Gundchen immer nur lächelnd auf ihre Arbeit sah, und sich an des Malers Evolutionen zu ergötzen schien. Alle für sie bestimmten feurigen Blicke nahm Fink auf eigne Rechnung bestens in Empfang, und bezahlte sie reichlich wieder. So oft Warnek sich seiner entledigt glaubte, schlüpfte er wie ein Aal wieder in die Unterhandlung herein, und bediente den unglücklichen Major. Als dieser endlich Gewalt zu brauchen versuchte und sich geradezu darüber beklagte, „daß das schöne Kind nicht den geringsten Antheil am Gespräche nehme;" — und Gundchen ihn lächelnd fragte, „wer von den Herren denn hierbei wohl etwas gewinnen würde?" — und er mit dem zärtlichsten Feuer „Sich selbst" als einen solchen nannte, — und Fink gleich wieder ironisch sagte: „Es käme darauf an, Herr Major!" — und als auf die sirirende Frage: „Wie verstehen Sie das?" nun auch die übrigen Maler anfingen, künstliche Schlingen und Fallstricke von anderer Art zu legen, aus denen selbst der boshafte Steinach seinen Standesgenossen nicht zu erretten Lust

hatte, sondern ihn noch tiefer hinein zog: da nahm er endlich Gelegenheit, seinen Besuch für heute abzukürzen, empfahl sich wohlgemuth und dachte: „Diese Pinsel sollen mir wohl das Schätzchen nicht ewig mit ihrer groben Ironie umkreisen, wie heute. Hab' ich doch die Dirne einmal gesehen; man darf sich ja nun grüßen und anreden wo man sich trifft!"

Alle waren froh über den Rückzug des Majors; aber Jeder wollte doch an Finks Art zu persifliren und ironisch zu seyn etwas tadeln. „Einmal sollte er fort; schrie Fink: fort ist er, und hat sich noch dazu für erzeigte Ehre bedankt. Wollt ihr mehr, so laß ich ihn sogleich wiederkommen, und stelle mich neben ihn; was wetten wir, ihr sollt ihn behalten, bis er euch die Mittagssuppe kalt geschwatzt hat!"

„Gut! sagte Steinach. Ich meine nur das: Wer einem Andern etwas weiß machen will, wovon dieser nichts wissen kann, oder notorisch nichts weiß, der verdient den Vorwurf einer gewissen Gemeinheit. Die ächte Satyre macht den Stallmeister bügellos, und setzt den Professor unter den Tertianer; umgekehrt wird sie gemein und niedrig. So kam es mir schon neulich vor, als du einem beschimpften Juden bewiesest, eine Kanaille gehöre unter die Säugthiere und sey eigentlich eine ostindische Elster, ein delikater Fisch, der wiederkäue und die Klauen spalte. Ich hasse diese Art von burlesker Persiflage von Her-

zen, wenn gleich mancher Witzling sie empfiehlt. Am lächerlichsten erscheinen mir ganze Gesellschaften, die einem Ankommenden seltsame Fragen verlegen, deren witzige Beantwortung ihm die Unbekanntschaft mit der Sache unmöglich macht. Der Fremdling wird betreten, zumal wenn er wirklich Geist besitzt. Man wundert sich wohl obendrein, warum er nicht sogleich das erräth, worin nach dem Wahne der wahnwitzigen Versammlung der Witz bestehen soll. Endlich, nach großem Zeitverderb, kommen dann zwei armselige Worte Geschichte zum Vorschein, welche den neuen Gast gewissermaßen beschämen, — nicht für sich, sondern als den Repräsentanten der Gesellschaft selbst, — und welche gewöhnlich, zur Strafe der zu Schulden gebrachten Gemeinheit, eine Art von stiller übler Laune über die Versammlung verhängen, weil nun aus einem solchen Scherze nichts mehr zu machen ist."

„Wenn du doch bei dieser Gelegenheit von ganzen Gesellschaften reden willst, sagte Fink, so kommen mir gerade die am langweiligsten vor, wo man bloß erzählt, und den für den Ersten hält, welcher die meisten Notizen und Geschichten zu Markte bringt. Vermuthlich sind jene hübschen Männer eure wahren Gesellschafter, die beim Pfeifchen oder Gläschen in schönverzierter ächter Försterei-prosa von Feuer- und Wassernoth, Raub und Mord, Krieg, Hunger und Fährlichkeit zu erzählen wissen. Ich sehe sie im Geiste vor mir sitzen, und euch um sie her

mit Augen voll Liebe! Eine Jagdgeschichte jagt die andere. Da ist das Wild zusammengestürzt; dort hat es geschweifet; dort ist es entflohen. Nun noch zur Abwechslung eine einzige verwandte Reitgeschichte, die aber bald von euch selbst mit zehn andern überritten wird. „Was für eigensinnige Pferde gibt es aber auch in der Welt! Wie viele hat nicht schon der N. gehabt! und doch versteht er den Handel; wenn er nur nicht so viel Unglück hätte, — und so sonderbare Moden; — zum Exempel, — besonders im Solospiel!" Da hat man sich nun auf einmal in die Spielgeschichten hineingescherzt; — und in der That, es ist unbegreiflich, wie wunderbar zuweilen die Trümpfe sitzen, — hauptsächlich im Rhombre — — Doch, ich will kurz seyn: die bequemen Männer in einer solchen Gesellschaft fassen Zutrauen und kommuniciren sich. Die Weiber können dazwischen sprechen, und sich Anmerkungen über einander mittheilen; das allgemeine Resultat ist also gewöhnlich: der Herr Dekter, Förster, Oberst, Kammerjunker ꝛc. ist ein äußerst unterhaltender Mann; ein sehr guter Gesellschafter!"

„Deine Schilderung, erwiderte Steinach, trifft zwar, wie ich hoffe, keinen von uns, aber sie ist allerdings sehr treffend, und die ihr zum Grunde liegende Beobachtung hat einen wichtigern und neuern Gehalt, als es auf den ersten Blick scheint; denn sie paßt eigent-

lich, unter wenigen Einschränkungen, auch auf viele unserer ausgesuchtesten und vornehmsten Gesellschaften, deren Unterhaltung, sobald wir sie hinterher unbefangen untersuchen, in ein angenehm erzähltes Nichts verfliegt. Dem gewöhnlichen Einwurf, man habe sich doch die Zeit angenehm durch den Schwätzer vertrieben, muß immer mit der Antwort begegnet werden: Man soll die Zeit nicht mit einer so elenden Unterhaltung vertilgen. Die gute Unterhaltung besteht nicht in Sachen, sondern in deren Ansicht, Form, in Darstellungen, und in dem Raisonnement darüber. Ein geschmackloser Gesellschafter und ein fader Romanleser verlangen nur jene Erzählung, womit sie das Ungeheuer der Langweile, das ewig wieder ersteht, ermorden; wodurch der Mensch die menschliche Rede und die Buchdruckerkunst herabwürdigt, und welche nicht den leisesten Ton für die Ewigkeit im Gemüthe nachhallen läßt. Dem Himmel sey es geklagt: oft glauben selbst die bessern Menschen sich durch solche Unterhaltung wahrhaft erbaut, und übersehen dabei den genialischern Gesellschafter, der jene formlosen Erzähler angähnt und die Elegen auf sie belächelt, während er selbst mit zehn Worten lebendiger Reflexion mehr zur wahren Unterhaltung beiträgt, als Jener mit zehntausend Worten todter Geschichte."

Brixenfels meinte, dieses Verkanntwerden sey zum Glück, auch in schlechteren Gesellschaften, doch nur selten

der Fall des eigentlichen Genie's. Denn dieses greife gewöhnlich mit Absicht nach gemeinem Stoffe, nach inhaltlosen Fabeln oder elenden Klatschgeschichten, um daran seine eigne witzige Bearbeitung und schöpferische Geistes-kraft zu verherrlichen. Das komische Genie insbesondere sey für alle Geister unwiderstehlich, und müsse einen Haufen Bauern eben so gewiß belustigen, ja zum Lachen zwingen können, als einen Haufen Staatsminister.

„Am liebsten, sagte Fink, tummle ich mich in sol-chen deutschen Gesellschaften herum, wo man gut altfranzösisch ist, zwei Sprachen redet und keine ver-steht, wo die Koketten und alle ältliche Herren sich mit der ehemaligen Pariser Formel so lange ins französische Jahrhundert zurückängstigen, bis der heilige deutsche Laut in falschen und abgeschmackten Gallizismen verklingt. Oder in solchen Gesellschaften, wo ein einziger großer literarischer Gigant sich aufbläht, um irgend ein kleines, gutes, harmloses Zwerglein mit einem Berge von Gelehr-samkeit zu erwerfen; — oder wo mehrere poetische Bo-lognesersche, die alle mit Epigrammchen trächtig gehen, um sich eine große, finstere Dogge herumklaffen, die eins nach dem andern erbeißt; — das heißt: in ächt deutschen ge-lehrten Gesellschaften. Oder in Weiberzirkeln kleiner Städte, wo eine Reihe schöner, geschmackvoll gekleideter Mädchen still sitzt, auch wohl zuweilen aufsteht, sich noch ganz artig verbeugt, und nur durch die unbeholfenen

Reden den Fremden plötzlich zu lachen macht, welcher sich von dem allen wirkliche Bildung versprach, und nicht weiß, daß die schönen Kinder nur das Alleräußerste von ihrer Residenz abgesehen haben, und nun glauben, darin bestehe die Bildung, und damit könne man wirklich in Gesellschaft gehen. Aber ihr selbst, meine Herren, verkennt oft den genialischen Werth des Menschen, sobald dieser gern viel reden mag, wie zum Exempel der bescheidenste meiner Freunde, — oder sehr lebhaft zu seyn pflegt, wie ich. Wer lange überlegt, ehe er sich mit ein Paar klugen Worten hervor wagt, der ist sicherlich ein dürftiger Kopf. Viel reden fordert Kunst. Besser ists etwas thun als vieles unterlassen. Ein urtheilfertiger Mensch trägt gewöhnlich ein schuldloses Gewissen in der Brust. Sein Gott verläugnet sich nicht, und hat ihm den Stempel des Freimuths auf die Stirne gedrückt, und aus den Lippen geht es hervor, rein und wahr, wie es oben geschrieben steht. Wozu hinterm Berge halten? Das Genie will Luft. Sein Reichthum stürzt sich wie ein Bergstrom in das weite Land. Welche große Sachen haben nicht schon tolle Engländer durch wildfluthendes Raisonnement, ja durch bloßes Schwatzen herausgebracht! Man hat sie sich ausreden lassen. Aber bei uns Deutschen, — o wie mancher schöne Geist, der kaum die ersten Sätze gethan, wird jährlich auf unsern kritischen Hatztheatern erwürgt! Wahrlich in dem Moment,

wo sich das Genie zeigt, ist es die Schuldigkeit aller Welt, ihm zu huldigen. Wer thut nicht Blicke in die Heimath der Kunst und des Geschmacks, wann der Genius in die Harfe greift! Wer mag ihm widerstehen, wann er den vollesten Reichthum unserer Gefühle umfaßt, wie ein plötzlich helltönender Paukenschall die Fülle der reißendsten Symphonie! — Was? Ich darf und will meinen Zeitgenossen nichts von dem was ihr Eigenthum ist entziehen, so lang ich diese treue Zunge noch zu regen und durch Trank und Speise für meine Mitwelt zu erhalten vermag! Ihr Menschen, die ihr da sitzt und vegetirt wie stille Haine, warum haltet ihr mich für toll? Laßt sehen, was habt ihr vor meinem Ich voraus? Wenn ich witzig bin wie Demokrit und Protagoras, und euch obendrein für meine werthen Landsleute erkenne, wie hiermit geschieht, so weigert ihr euch meinen Witz gut zu nennen, weil sein geheimer Sinn gewöhnlich nicht tiefer versteckt liegt, als der Vogelscheu in der Gerste, und weil ich die Masse von Klugheit nicht an euch bemerken will, die euch aus dem Füllhorn der Zukunft verheißen seyn mag; wer hat da Recht? Wenn ich an diesem herrlichen Morgen die Spitzen der Gebirge suche, mich wie ein Kind des Himmels in Gluth und Thau, in Licht und Schatten berausche, und wenn die befreite Seele sich über irdische Landschaften hinaushebt und dem heiligen Frühroth die Flügel entgegenschlägt, so sitzt ihr

hier, trinkt Thee, ergebt euch allenfalls der Empfindsamkeit dabei, radebrecht die Mutter Natur, oder sucht das kleine Restchen von kaustischem Salzwasser an euern eignen archilochischen Dornen zu gradiren, damit es nicht dumm werde, oder damit ihr euch, wie es so eben das Ansehen hat, noch obendrein über meine Strafruthen lustig machen könnt; wie denn heut zu Tage auch die politischen Lumpen das größte Recht und Vergnügen daran suchen, einen prächtigen Pallast abgeschmackt und lächerlich zu finden. Wenn ich liebe, wenn ich von der Schönheit getroffen vor ihr hinsinke, und die Lebendige ans Herz schließe, so möchtet ihr lieber sie vorher abmalen; oder Ovids Kunst zu lieben mit Noten in usum Delphini ediren; oder ein bürgerliches Lustspiel schreiben, worin ein Unterzollrechnungsrevisor die Tochter des Oberviceſalzkasseneinnahmsdeputationssekretairs nicht lieben darf, weil er einen subalternen Titel hat, und einen kurzen; oder ein häusliches Gemälde in fünf Akten, worin Aeltern und Kinder sich wechselseitig den Lebenspfad mit Rosen und Fußangeln bestreuen müssen, damit am Ende alles gut werde; oder ein raisonnirendes Verzeichniß aller jetzt lebenden Gelehrten, welche die Katzen nicht leiden können; oder Lebensläufe aller todtgebornen Autorenkinder; oder — o, was könntet ihr nicht alles schreiben, während ich lebe! Zum Exempel ein Werk mit einem vornehmen oder Universaltitel: das Ganze der Menschen-

zucht; Bemerkungen über alle Gegenstände und Nichtgegenstände, ein Lesebuch für Jedermann und Nichtjedermann, besonders aber für Menschen und solche die es gern werden wollen; Momus, oder die Natur, wie sie seyn sollte, nebst einigen Blicken auf verschiedne besondere Weltkörper; über Romanheldinnen, und etliche andere Spielarten von Miltons Seraphim, ein Handbuch für Jungfrauen und solche die es nicht sind; die Kunst alles was einer Bestimmung fähig ist in Geld zu verwandeln, nach den Bedürfnissen unserer Zeit eingerichtet — . . . . Doch ich muß mich selbst unterbrechen, um auf den Major zurück zu kommen; denn ich sehe vor lauter vorgesteckten Zielen keinen Pfad mehr, und Gundchen naht uns schon wieder. Ihrem Vater und euch kann die Manier völlig gleich seyn, in der ich diesem Freier den Korb überreiche. Genug er geht, und meine heutige Lust mit ihm soll, wenn der Himmel will, nicht die letzte gewesen seyn. Aber sagt mir, wie euch diese neue Bekanntschaft gefällt; und was haltet ihr von seinen Absichten auf Gundchen?"

„Die Franken, sagte Brixenfels, waren, selbst in den Zeiten ihres galantesten und abgeschmacktesten Euphemismus, doch viel vertrauter mit Unschuld und Natur, als unsere dermaligen überladenen Landsleute, welche jetzt Ausgeburten, wie dieser fatale widrige Mensch, unter sich zeugen, bilden und dulden können. Seht nur

in' sein Gesicht! Jeder Muskel zerrt eine neue Untugend ans Tageslicht. O es gibt nichts unwürdigeres, als den deutschen Menschen, wenn eine verkehrte Kultur seine Menschheit verkrüppelt hat! — Selbst das Ernstere an ihm, die Leidenschaft, wird geckenhaft und formlos —"

„Bewahre! rief Fink: Du kennst meinen zarten Major sehr schlecht. Ueber die Leidenschaft ist er längst erhaben! Glaubst du vielleicht, daß er den Plan habe, unser unschuldiges Kind, es koste was es wolle, unmenschlicher Weise zu verführen, und sie etwa dann standesmäßig sitzen zu lassen? Nein, nein, so weit denkt er nicht. Der Gute ist aus der Residenz, das heißt, aus seiner Ordnung, gekommen. Gundchen wohnt ihm bequem, und sie ist irgend ein weibliches Geschöpf; dergleichen stehen hier und da in seiner vorgeschriebenen Diät; unser Freund sorgt für seine Gesundheit; er betrachtet das Laster als officinell, wie Gartenluft oder heilsame Kräuter. Ferner: Er wirbt um die Hand der schönen Ida, um — seinen Fuß näher und fester zum Fürsten zu setzen, der sie und ihren Vater verehrt. Er betet zugleich das Fräulein Hofdame von Landstein an, weil diese wahrscheinlich, sobald sie geheirathet hat, derselben höchsten Ehrenstelle entgegenblüht, in welcher die Gräfin Wallenberg seither nach und nach gereift ist. Alles dieß, es betreffe wen es wolle, verspricht dem Major ein angenehmes Leben, führt ihn zum Arrangement

ſeiner zerrütteten Vermögensumſtände, und gehört überhaupt zu ſeiner bequemeren Einrichtung. Selbſt unter Luiſens Freier wagt er ſich zuweilen. Doch nicht ſie, die Schönſte iſts, die ihn reizt; nicht ſie, die Tyrannin ſchreckt ihn zurück: — nur für den Vater, für dieſes alte theure Liebchen, de cujus hereditate quaestio est, brennt er in rechtlicher, reinjuriſtiſcher Gluth, ohne ſträfliche Nebenabſichten auf die Tochter. Uebrigens hat mir der alte Erdmann dieſen Morgen ſchon geſtanden, daß er mit ſeinen Einmiethlingen ſehr zufrieden ſey, und es lieber ſehe, wenn wir ehrliche Leute ſeine Tochter duzten, als wenn drüben die Herren Kavaliere ſie mit Engel- und andern Spitznamen beehrten und den pluralem gebrauchten."

„Er iſt ein wackerer Alter, ſagte Schweizer, bis auf den Linné. Schon die Erziehung ſeiner Tochter gibt ihm einen Platz unter den achtungswerthenſten Männern, wenn gleich die ſchöne Ida die eigentliche Schöpferin ihrer feinern Bildung iſt. Aber ſobald er in den Linné kommt —"

„Wann werdet ihr doch Toleranz lernen! fiel Fink ein: Ein jeder Menſch muß ja ſeinen Narren mit ſich herumtragen; wenigſtens in ſeinem Metier! — Aber ich bitte euch, ſeht! Dort kommt ſie ſelbſt hergeſchwebt, die herrliche Luiſe. Seht doch, wie hoch ſie ſich trägt an der Seite des rüſtigen Vaters! Wie üppig und unbän-

dig ès einherstolzirt, das köstliche Wild, dem die edelsten Jäger im Morgen- und Abendthau nachjagen; für welches auch der Beste sich über dornige Felsen reißt, und seine Kraft in Liebe verblutet!"

Ida lief erfreut auf ihre Schülerin und Freundin Kunigunde zu, und schloß sie in die Arme. Langsam folgte ein ganzer Zug von der Hofgesellschaft, die Prinzessin an der Spitze. Diese hatte sich mit dem alten Erdmann in einen Blumenstreit verwickelt, und forderte jetzt Schweizern, der vorzüglich schöne Blumen malte, zum Richter auf.

„Ich behaupte, rief der Alte, daß die Franzosen, revera und dem Sinne nach, eine ganz andere Blume dem Andenken geweiht haben als wir. Denn bei ihrer Germandrée denken sie sich weiter nichts, und doch ist sie unser Garten-Vergißmeinnicht, das eigentliche Cynoglossum omphalodes Linnei. Ihre buntschäckige Pensée hingegen nennen wir Stiefmütterchen; ein Name, an den kein Mensch gern denkt; und das ist die wahre Viola tricolor Linnei. Ich will es Ihrer Durchlaucht aus zehn Büchern beweisen —

Schweizer that den nöthigen Ausspruch und stellte den Alten zufrieden. Man begrüßte sich, trat in Gruppen zusammen, und spann Gespräche an, die bald in die allgemeinere Unterhaltung gezogen, bald von einzeln umherwandelnden Paaren eifriger fortgesetzt wurden.

Unsere Maler hatten bei Hofe große Aufmerksamkeit erregt; nicht sowohl wegen ihrer schönen Kunsttalente und des damit verbundenen Grades von höherer Bildung, als vielmehr wegen des sehr beträchtlichen Aufwandes, welchen sie hier machten. Zwar hielten sie nur einen einzigen Bedienten, der noch dazu ein armes verwaistes Malerskind seyn sollte, und zugleich ihr Schüler war; aber sie lebten ziemlich glänzend, zwei davon schienen nur für sich selbst zu arbeiten, und suchten keinen Verdienst. Es fehlte ihnen nicht an Aufträgen zu Malereien aller Art; allein sie wählten immer aus diesen bloß die schönen, für sie selbst interessanten Arbeiten, und wiesen alles übrige mit einer gewissen Bestimmtheit zurück, welche um so größere Verwunderung erregte, da ihre unmäßig theuern Preise ihnen nur wenige Kunden versprachen. Am unbegreiflichsten war es, daß Brirensfels, welchen man im Besitz der Reise-Kasse wußte, und dessen Kleidung und Lebensart überhaupt den größten Reichthum bewiesen, sich dennoch unter allen am begierigsten nach Arbeit und eigentlichem Verdienste bezeigte. Dieser Mann schien unter seinen Gesellschaftern das große Wort zu führen. Die beiden übrigen faßten selten einen Entschluß ohne seine Zustimmung. Nichts war ihm zu kostbar, sobald es darauf ankam, den Erdmannschen Hausgenossen ein Vergnügen zu verschaffen, oder den Hohenblat- und Hochsteinschen Familien irgend einen schö-

nen Genuß zu bereiten. Oft ließ er sich am Morgen für ein flüchtig gearbeitetes Portrait eine Summe auszahlen, die dem Käufer ungeheuer vorkam, und deren doppelten Betrag der Maler schon des Nachmittags in einer Lustpartie wieder verschwendete, oder Abends in einem Feuerwerke zu seiner und seiner Freunde Lust aufsliegen ließ. Mit Bewunderung seiner trefflichen Kunst konnte man ihn nicht bestechen; es war ihm nur um reichliche Bezahlung zu thun: wenigstens schloß man dieß aus der Gleichgültigkeit, mit welcher er das Lob einiger Kenner und fremden Künstler aufnahm. Dabei hörte man ihn oft über Fleiß, Mäßigkeit und gute Wirthschaft reden, und diese Tugenden seinem Freunde Schweizer, hauptsächlich aber dem lockern Fink, nachdrücklich empfehlen, während er selbst doch nur die erste davon zu besitzen schien. Zu diesem allen kam, daß vor einigen Tagen das Hoffräulein von Landstein aus einem Gespräch unter unsern Malern in den Büschen eines kleinen Boskets ganz vernehmlich die bedeutenden Worte gehört hatte: „Nicht doch, lieber Graf, und wärst du auch noch zehnmal reicher, so muß doch immer eine Art von Rechnung unter uns bestehen, damit niemand sich dem Leichtsinn ergebe, oder in seiner natürlichen Freiheit gestört werde.“ Leider hatte man nicht erlauschen können, an welches Glied der Gesellschaft eigentlich diese Rede gerichtet gewesen, oder wer sie gesprochen; allein, wieviel

hatten nicht die Maler seit jenem Augenblick an Interesse gewonnen, da ein verlarvter reicher Graf unter ihnen steckte! Der größte Verdacht fiel freilich auf den stolzen Brirenfels, wegen seiner reichen und vornehmen Umgebung. Allein wenn man zuweilen bemerkte, wie schnöde der leichte Fink seine beiden Gesellschafter behandelte, und wie willig diese doch immer seine tollen Streiche vertraten, oder wie nachlässig Schweizer seine Kunst in Rücksicht auf Geldverdienst betrieb, so — wußte man eben nicht was man denken sollte, und suchte deßwegen die Maler nur desto emsiger auf. Diese hielten aber ihr scheinbares Inkognito fest, und lebten übrigens in so völlig Gleichheit, daß man einzig auf den reichen Brirenfels die natürlichste Grafenpräsumtion konnte haften lassen.

Auch heute fehlte es nicht an allerlei kunstreichen Fragen und Antworten. Fräulein Landstein theilte ihr Geheimniß im engsten Vertrauen Ida'n und Luisen mit. Erstere erhielt nämlich von Schweizern, die zweite von Brirenfelsen täglichen Unterricht im Zeichnen; daher hätten beide vielleicht etwas näheres wissen können. Ida schien betroffen von der Nachricht. Luise lachte über die Neugierde der Landstein. „Ich will es den Augenblick erfahren! sagte sie, denn der Vetter ist mit ihnen gereiset. — Vetter, geschwinde hieher!“ Steinach, der in beiden Familien vorzugsweise der Vetter hieß, trat so-

gleich vor sie. „Welcher unter Ihren Malern ist eigentlich der Graf?“

Steinach that sehr verwundert, und gab an, er selbst sey einige Jahre lang ein Gesellschafter dieser drei Menschen gewesen, und halte sie für wahre reisende Maler, da er sie während ihrer ganzen Bekanntschaft fast immer reisend und malend gekannt. Sollten sich etwa Grafen unter ihnen verborgen halten, so werde sicherlich der ungeschickteste Maler der reichste Graf seyn; und er bitte die Damen, seine Freunde sogleich nach diesem Maßstabe zu untersuchen, wozu er von Herzen behülflich seyn wolle.

Die Landstein, welche dergleichen vom rechten Weg abführende Scherze schon von Steinachen gewohnt war, schwieg und warf den Kopf zurück. Luise lächelte schadenfroh. „O ich lache nicht mit Ihnen, sagte sie aber schnell zum Vetter: und wissen Sie wohl, daß es eine unleidliche Anmaßung ist, in Gegenwart einer Dame Geheimnisse zu behalten, sobald sie das verbietet?“

Er verbeugte sich tief, und sagte: „Ich bin aber ein armer Landedelmann, der nicht einmal ein Geheimniß im Vermögen hat. Alles was Sie da sagen, schöne Kusine, ist übrigens gut, und werth, daß Sie die darinnen enthaltene Regel einigen der vornehmsten unter Ihren Lieblingsfreiern selbst einschärfen.“

„O, der fadwitzige Mensch!“ rief die erbitterte Luise, und stieß mit ihrem Sonnenschirmchen heftig nach seiner Hand.

„Meinen innigsten Dank für diesen neuen Beweis Ihrer Gnade!“ sagte Steinach etwas lebhafter, aber mit einem wirklichen Lächeln, indem er ein Paar große Augen nach dem blauen Fleck auf seiner Hand richtete. Während dessen hatte er sich beider Hände Luisens bemächtigt, die er langsam, aber mit solcher Stärke drückte, daß ihr der Schmerz Thränen in die Augen trieb.

Sie kam zu sich. „Steinach, sagte sie, es war eine Ungezogenheit; — man soll mich nie eine zweite der Art verüben sehen — aber Sie kennen meine schwache Seite —“

„Die Freier?“ erwiederte er, und behielt die kleinen heißgedrückten Hände in den seinigen, weil „ihre Besitzerin noch immer kühler werden müsse.“

„Und dann, sind Sie unwahr gewesen; fuhr Luise fort. Wer wird Ihnen glauben, daß Sie keine Geheimnisse hätten?“

„Welche?“ fragte er verwundert, und ließ sie endlich los.

„O die entsetzlichen Männer!“ rief sie aus, und hob zum Beweise ihrer Anklage die rothen Händchen gegen Steinachen empor.

„Es ist wahr, beim Himmel! sagte ihr Feind mit komischer Wehmuth: Ach, diese zarten Hände erröthen in meine Seele über das gebrauchte Recht des Stärkern. Aber Gott sey Dank, daß es noch Damen gibt, die uns dieses unselige Recht aus den Händen zu winden wissen, indem sie zu ihrer Uebung an uns das Prävenire spielen! Und gewiß, die sublimste Tugend an einem schönen weiblichen Wesen ist und bleibt doch immer: persönliche Tapferkeit!"

„Nein, Steinach, sagte Luise glühend, ich will es endlich halten, Sie sollen gar nicht mehr in meiner Nähe geduldet werden. Gehen Sie mir aus den Augen!"

Er verbeugte sich, und trat zu ihrer Freundin Emilie, die ihn für diesen Abend zu einem Spaziergang auf den benachbarten Hügel einlud. „O nein, rief Luise dazwischen, du gehst mit mir allein, Emilie. Herr Fink, Sie sollen uns begleiten, wenn Sie artig seyn wollen."

„Wie ein Halb-Gott! schrie Fink: Es ist ganz recht, Steinach, daß man dich ausschließt. Niemand wird sich, Gott sey Dank, deiner annehmen!"

Man stritt nun über die Abendpartieen, die Alten mischten sich drein, und die Prinzessin, die nicht gern lange in Luisens Gesellschaft war, entschied endlich dahin: Luise und Emilie sollten, von Finken und Schweizern begleitet, auf ihren Hügel wandern; Franziska selbst wollte mit Ida'n und der Landstein einen andern be-

ſteigen, um den Untergang der Sonne zu ſehen, wozu Brixenfels eingeladen wurde. Steinachen hatte die Prinzeſſin vergeſſen, und als ſie zu ſpät ſich ſeiner erinnerte, verlangten Luiſe und die Landſtein mit großem Eifer, man müſſe die Geſellſchaften nunmehr als geſchloſſen anſehen, und führten ſo viel Nachtheiliges von Steinachen an, daß Franziska ihn endlich ausſchließen mußte.

„Es gibt, ſagte der Verſtoßene, noch einen dritten Platz, wo ich von jeher am liebſten die Sonne untergehen ſah, welchen aber außer mir nur wenige Menſchen kennen. Ich werde ihn von meinem Gut aus beſteigen, und mich Ihnen allerſeits gleich nahe befinden, ohne meiner Kuſine ihre Freude zu verderben. Aber ich prophezeihe einen herrlichen Abend.“

„Wir ſollten lieber alle dem Herrn von Steinach folgen! meinte Franziska: Er kennt die Gegend am genaueſten.“

„Wenigſtens wäre es ſchön, verſetzte Luiſe, wenn er ſelbſt uns hierum erſuchte. Aber ich will den Platz wiſſen, Vetter!“

„Morgen, ſagte er, will ich um Erlaubniß bitten, Ihre Durchlaucht und das Fräulein Landſtein ganz allein dahinzuführen.

„Guter Vetter, den Platz!“ ſchmeichelte Luiſe.

„Morgen!“ ſagte er, und blieb unerbittlich.

Alles trennte ſich, nachdem man die nöthigen Tref-

sungspunkte verabredet hatte, unter lautem Lachen und Scherzen über den verlassenen Steinach, der sonst die Seele aller gesellschaftlichen Anstalten war.

Schweizer setzte sich in ein abgelegenes Eckchen am großen See, um dort eine der schönsten Baumgruppen des Parks zu zeichnen. Halb im Gebüsche versteckt, das Reißbret auf dem Schooß, arbeitete der Künstler geheim, still und emsig; er labte sich an den hochemporgrünenden Gewölben des gegenüberliegenden Waldes und der reinen Spiegelfläche des Sees zu seinen Füßen. Von der Seite her spielte sich zwischen schwarzem Gestein ein sanftgeschlängelter heiterer Bach aus dem Wald in die breite Fluth hinab, welcher aus jenen Finsternissen noch eine neue Labung mitzubringen schien, indem er süßtönend in die Tiefe rann, und dort leisewallende Ringe bildete, welche dem Baumschatten im tiefen Spiegel ein saftiges, feuchtes Leben mittheilten, und die Empfindung einer kühlen Einsamkeit vollendeten. Die sanften Wasserkreise zogen so langsam, daß man zwischen ihnen zuweilen die Singvögel auf den Zweigen der Tiefe erblickte. Denn die seltenern Waldvögel liebten diese frische Einöde; da wohnten die gesprenkelte Drossel, das Rothkehlchen und die gelbschnäblige Amsel mit der Nachtigall in vertraulicher Nähe beisammen; alles kam hierher, um über dem lieb-

lichen Gemurmel zu ſingen, und aus dem kühlenden Waldbache zu nippen; ſelbſt der liebe Vogel der Kinder, der ſcheue Kuckuck, ließ einmal ſein ſeltnes Gefieder ſehen; er ſchwang ſich aus dem hohen Dickig zur dunkeln Waldwieſe herab, pickte heimlich nach dem Gewürm und erfriſchte ſeine Schwingen in dem hier ewig perlenden Thau. Deſto heller war es vorn, neben unſerm Künſtler, auf der zarten Wieſe. Da prangte über dunkelm Gras der Schmelz von tauſend Blumen; gelbfarbig floß der Sonnenſchein hernieder; Schmetterlinge, ſummende Bienen und Käfer trieben ſich ſpielend um all die Honigkelche herum, und freundliches Leben durchhüpfte die Au in zahlloſen Pulſen.

„O ſagt mir doch, rief der Begeiſterte: wo grünen denn lieblichere Bäume als auf deutſcher Erde! Wie viel edles Laubwerk iſt an dieſer kleinen Stelle verſammelt, die einzig von der vaterländiſchen Natur geſchaffen, von der Kunſt nur beſchützt und verſteckt ward! Dort unten an den Ufern bilden ſaftvolle Haſelnußſtauden und blaue Erlenbüſche eine tiefe Nacht, in welche der melodiſche Bach, wie ſchlaftrunken über die finſtern Steine hinabſchreitet, indem er noch zuweilen mit ſeinen Silberblicken mich anblinzt. Ueber dieſem Dunkel ſtreckt zuerſt die gelbliche Eſche wie ein Berg empor. Ihr zur Seite wanken die blühenden Riſpel der edlen Hainbuche, und des Lindenbaumes ſanfte Wogen. Koloſſale Rothbuchen

drohen über jenen hervor wie grüne schroffe Felsen und einzelne Trauerbirken behängen wieder diese Zacken mit hellen flüsternden Ranken. Aber mächtig überragt noch mitten eine weißliche Wolke, aus Blättern des hohen Ahorns gewebt, die vielfarbigen Gruppen — und nur jenen majestätischen Eichen an der Seite ist es verliehen das Ganze endlich zu überwältigen; ernst stehen sie da, ungeheure Greise, und greifen empor nach der Himmelshöhe. Die edle zarte Erde duldet keine ärmlichen Pflanzen; die hungrige Aspe und die unreine Saalweide werden hier wie Fremdlinge verdrängt vom schöneren Stammvolke des Landes. — O deutscher Boden, wie herrlich lohnst du deinen Künstlern, und welche köstlichen Wohnungen bietest du deinen gefiederten Sängern!"

Mit inniger Lust zeichnete er weiter. Auf einmal schrie ihm eine gellende Stimme zu: „He, was macht er hier?" Unser Freund erblickte nicht weit von sich einen Menschen im grauen Ueberrock, welcher, da auf seine seltsame Courtoisie nicht sogleich Antwort erfolgte, nochmals hitzig ausrief: „He, hört er wohl?"

„Mein Freund, sagte Schweizer mit einiger Hastigkeit: hat er vielleicht hier zu befehlen?"

Der Mensch ward vor Hitze blutroth, und sprang, ohne ein Wort zu sagen, mit aufgehobenem Stocke nach dem Künstler zu, welcher sich erhob und ihn mit ziemlicher Ruhe erwartete. Zehn Schritte von Schweizern glei-

tete er auf dem Rasen aus, griff nach einem Zweige, verfehlte diesen, und stürzte hinab in den See.

„Ich bedaure von Herzen!“ rief ihm sein Gegner zu, warf den Ueberrock ab, und setzte ihm mit einem ächten Schwimmersprunge nach, langte aber fast zu spät bei dem Feind an; denn dieser hatte im Kampfe mit dem Wasser und der Angst schon alle Kraft verloren und begann eben unterzusinken, als ihn der leichte Schwimmer wieder zum Leben emporzog. Er trug den Ohnmächtigen mit nicht geringer Mühe ans Ufer und in die nahe Fischerhütte. Dort warf die gute Natur bald das wenige verschluckte Wasser aus, und nachdem er von Schweizern entkleidet, mit dessen Ueberrock umhüllt und in die Thür an den warmen Sonnenschein gesetzt worden, erholte er sich langsam, und faßte seinen Retter ins Auge.

„Mein unbekannter Freund, sagte er und drückte Schweizers Hand ans Herz: ich fürchte, Sie werden noch nachtheiliger über mich urtheilen als vorher, wenn ich Ihnen sage, daß ich der Fürst dieses Landes bin.“

Erst vor wenigen Stunden war der unsern Malern noch unbekannte Fürst von einer Reise zurück- und in Sabinium angekommen. — Schweizer überblickte schnell ihre beiderseitige Lage, welche augenblicklich, und zwar mit der möglichsten Delikatesse, verändert werden mußte. Er führte nur wenige Worte zu seiner Rechtfertigung

an; ſein Gegner beklagte ſich deſto bitterer über ſich ſelbſt, ſeinen Jähzorn und die böſe Gewohnheit, über Jeden, der ihm nicht ſogleich antworte, ärgerlich zu werden.

In wenigen Minuten hatte Schwelzer für ſich und den Fürſten trockne Kleider aus der Einſiedelei durch die Gebüſche herbeigeſchafft, und heimlich nach dem Kammerdiener des Fürſten geſchickt. Während der Toilette blieb der Fürſt in tiefer Rührung über den Eifer des Malers; er ſprach von Ablegung ſeiner Fehler, von Anſtellung und Belohnung des beleidigten Mannes; ja endlich erbot er ſich zu jeder Art von Genugthuung wegen jener heftigen Drohungen. Aber der Maler zwang ſeinen eignen Stolz in die Schranken einer männlichen Kurzſolbigkeit, und erwiederte die gegentheilige Herablaſſung mit keiner tieferen Demuth als das Verhältniß erlaubte, welches nach den Formen der großen Welt zwiſchen jeder Perſon von hohem Range und einem freien angeſehenen Fremden beſtehen muß. Um der Rührung des Fürſten mit Herzlichkeit zu begegnen, dazu fühlte Schwelzer ſich zu kalt, und der erſte Moment ihrer Bekanntſchaft hatte zu unangenehm eine ſeiner ſchönſten Gemüthsſtimmungen geſtört. Sobald er daher den Kammerdiener von ferne kommen ſah, entſchlüpfte er ſchnell mit dem verbindlichen Vorſchlage: die ſchicklichſte Wendung der ganzen Geſchichte dem Gutdünken des Fürſten ganz allein

zu überlaſſen, da außer ihnen beiden zum Glück noch keine Seele etwas von dem Vorfalle wiſſe.

Allein nach wenigen Stunden brachte man ihm ein Billet des Fürſten, worin dieſer ihn ſo dringend für einige Augenblicke auf ſein Zimmer einlud, daß er ſich entſchließen mußte, den ſeltſamen Gang zu thun.

Der Fürſt ſtand freundlich da, und befand ſich vollkommen wohl. Seine Tochter hielt ihn umſchlungen und hatte heftig geweint: „Ja, er iſts!“ rief ſie, flog auf Schweizern zu, drückte ihn ans Herz, und überließ ſich ganz jener frohen ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit, womit der höhere Adel unter den Menſchennaturen ſich zuweilen ſchnell findet und im Wechſel himmliſcher Grüße berauſcht. Dann blickte ſie, die Retterhände feſt an die königliche Bruſt gedrückt, zum Himmel auf, und die blühenden Lippen hauchten ſüßjammernd das edle Wort des „Danks“ hervor. Eine fallende Thränenperle ſchien hellglänzend den melodiſchen Hauch zu theilen. „Gott! rief ſie, du wirſt den edeln Menſchen glücklich machen! — Ach, warum vermag es Franziska nicht!“ — Mit verhülltem Geſichte ging ſie von ihm. Er war im Innerſten gerührt, und wollte eben verſuchen zu reden, als die Prinzeſſin ſchnell den Saal verließ.

Lächelnd hatte der Vater die Scene mit angeſehen. Er ſah jetzt der Tochter ſtill nach, trocknete die Augen, und umarmte den Maler. „Wagen Sie es immer mit

mir! ſagte er: Zum Glück ſind die Fürſten gewöhnlich beſſer als ſie ſcheinen. Auch ich fühle ſeit heute manches in dieſem verderbten Herzen, was eines edeln Freundes werth iſt. So lang ich athme, kann und werde ich nie vergeſſen, was wir beide thaten; aber Ihnen und der ganzen Welt außer meiner Tochter will ich es ewig zu verſchweigen ſuchen, daß Sie mein Leben retteten. Nur eine einzige Frage beantworten Sie jetzt meinen Wünſchen gemäß: Wollen Sie es nicht verſchmähen, künftig ein Einwohner meines Landes zu ſeyn! — Es wäre ein wohlthätiges Ereigniß für mich!"

Schweizer fühlte jetzt eine beſtimmtere Zuneigung zu dieſem Fürſten, welcher, bei ſtarken Leidenſchaften, doch im Beſitz einer überwiegenden Herzensgüte, eines bewegſamen Gefühls und einer gewiſſen offenen und geradſinnigen Biederkeit ſeyn mußte, wenn nämlich die allgemeinſten Regeln der Menſchenkunde auf ſein Betragen anwendbar bleiben ſollten. Durch eine lange intereſſante Unterredung kamen ſie einander viel näher. Uebrigens beantwortete Schweizer die vorgelegte Frage nur mit der herzlichen Verſicherung, daß ihm und jedem Künſtler der Aufenthalt in einem ſo reizenden und geſegneten Lande ſehr wünſchenswerth ſeyn müſſe, er ſelbſt aber bis jetzt noch an zu viele Verhältniſſe mit ſeinen übrigen Geſellſchaftern und Andern gebunden ſey, um

das fürſtliche Anerbieten zu benutzen. — Sie trennten ſich, wie Freunde.

Die Erde ſchimmerte vom Sonnenglanze ſchon röthlicher unter dem dunkeln Himmelblau, die Pflanzenwelt erwachte allmählig aus der Ermattung des heißen Tages zu kühlerem Leben, und ein ſanftes Wehen erfriſchender Lüfte zog wieder prophetiſch von Oſten herauf, den ſchönen Abend zu verkündigen.

Alle Glieder unſerer Geſellſchaft bewegten ſich jetzt emſig zur verabredeten Abendwanderung. Vor dem Hohenblat'ſchen Schloſſe war der Verſammlungsort, und von hier aus zogen beide Parteien, die inzwiſchen am Hofe noch viele Begleiter gefunden hatten, jede ihren beſtimmten Weg.

Die ſchöne Fürſtentochter fühlte ihre Bruſt noch zu voll von der Begebenheit des heutigen Morgens, um die frohe Stimmung der übrigen Geſellſchaft zu theilen. Sobald man im Freien war, zog Franziska ihre herzensvertraute Ida hinter die Uebrigen zurück, und entdeckte ihr das ganze heutige Ereigniß. Ida gerieth über dem Erzählen in die lebhafteſte Bewegung. Zuletzt ſagte ſie: „Ich halte meinen Lehrmeiſter zu allem fähig, was die Welt groß und edel nennt; aber ich läugne es nicht, dieſe ſeltſame Geſchichte liefert mir auch zugleich neue Beweiſe

von ſeinem bizarren Charakterſtolz, über deren Größe ich erſtaune, wenn ich ſie gleich nicht zu tadeln verſtehe.“

„So genau kennſt du ihn? ſagte Franziska, und fuhr erröthend fort: Sage mir, Liebe, — denn du ſollſt das Geheimſte in meiner Seele wiſſen, — warum thut mir dieſe Umarmung ſo weh, — und warum wird ſie mir doch ſo theuer, ſo unvergeßlich? Warum ſeh' ich ſeit jenem Moment kein anderes Bild vor mir, als den großen ſchönen Maler mit dem hohen Blick? — Mir iſt, als hätte ſein ruhiger Kuß eine ſüße Ruhe dieſes Herzens auf meinen Lippen ausgeſogen, — eine Ruhe, die ich nicht eher kannte als in jenem Augenblick, wo ſie mir geraubt ward. Ida, wie ſoll ich dir das beſchreiben, worüber erſt jetzt mein ganzer Stolz ſich empört! Erſt jetzt fühle ich es, daß dieſer Undankbare es war, der unaufgefordert unſern Kuß zuerſt endigte. Wer gab ihm ein Recht über meinen Kuß? Sanft und kalt wies er mich von ſeinem Herzen zurück. Das dankende Mädchen war ſo ganz ſein! — aber aus ſeinen Fingerſpitzen ſtarrte meiner Bruſt die kalte Schicklichkeit entgegen. Nur mit ſeinem glänzenden Auge rief er dann meine Seele wieder freundlich zu ſich hinüber, — und ich, ich weinte darüber, daß ich nicht alles was mein iſt und in mir athmet, ihm zum Lohne reichen konnte!“

Franziska hielt an, weil ſie die unruhige und erſtaunte Ida außer Faſſung ſah. Dann umarmte ſie ihre

Freundin mit einer Art von Schmerz, und sagte: „Ich verstehe dich wohl. Du nennst mich eine Thörin. Die Oberhofmeisterin würde vielleicht gar ohnmächtig bei dieser Erzählung. Ich weiß es ja, er ist und bleibt ein reisender Maler. Mein Vater ist der Fürst. Ich bin seine Tochter. Es gibt einen Prinzen Friedrich, der, seitdem ich ihn als Kind eine Stunde sah, mein Verlobter ist, — der nächstens ankömmt, um die zitternde Braut heim zu holen —"

„Er gilt allgemein, sagte die ängstliche Ida, für einen der liebenswürdigsten Männer."

„Gut! fuhr die Prinzessin mit bitterm Lächeln fort: die Fürstenkinder sind ja bekanntlich so mächtig und groß, daß man sogar für ihre Neigungen, und hauptsächlich für die heiligste und geheimste derselben, besondere, aus geschmackvollen Männern bestehende Spruchkollegien errichtet hat, weil ein eigner Geschmack nur der Rotüre geziemt."

„O Gott, nein, sie sind arme Kinder!" seufzte die weiche Ida, und nahm ihre Freundin an die Brust.

„Stille nur, sagte Franziska küssend: du siehst also, daß ich allerlei zu bedenken weiß; daß ich meine Geschichte und Bestimmung kenne; daß ich wenigstens nicht verrückt bin. Aber sollte ich denn auch nicht einmal das Geheime, was mein fühlendes Herz rührt, deinem freundlichen Ohre vertrauen dürfen, welches schon lange mein ge-

heimster Beichtstuhl war? Will selbst die Freundschaft erschrecken und ängstlich zurückweichen, sobald eine Prinzessin gestehen muß, daß auch sie auf Augenblicke sich einer schönen befreundeten Menschheit vermählt und eigen gefühlt, ach, daß auch sie an der Stelle des Herzens ein so süßes Leben empfunden habe? Sage mir doch, was deiner Franziska fehlt, du kaltes Mädchen! Sie scheidet ja nun bald von dir; — dahin, wo vielleicht schon eine Gräfin Wallenberg ihr gegenüber harrt. O sage mir, ob es Liebe ist — hast du nie geliebt?"

Ida drückte sie an sich, und weinte. „Nein, sagte sie seufzend: ich habe bis diesen Augenblick von Liebe nichts gewußt! Aber Franziska kränkt mich, wenn sie mein Herz der Kälte beschuldigt. Ach, ich fühle etwas anders! Und, wie soll ich das ausdrücken, was ich selbst noch nicht verstehe?"

„Verzeih mir; unterbach Jene: Ich weiß, du warst vorhin nur ängstlich über meine Ruhe, über meine Zukunft; — und dann fiel es dir aufs Herz, daß dein eigenes Schicksal dem meinigen so nahe ist! Ich kenne ja die Plane deiner Aeltern!"

Die Annäherung der Landstein und anderer Damen machte dem herzlichen Gespräch ein Ende, dessen Fortsetzung nur die Prinzessin zu wünschen, Ida hingegen gern zu vermeiden schien.

Wiewohl unsere zweite Gesellschaft ebenfalls aus guten Bekannten besteht, unter welchen jetzt gerade die heitersten Gesichter und die freiesten Scherze herrschen, so scheint es doch billiger, daß wir diese ihrer Lust überlassen, und dagegen dem einsamen Steinach auf seinem Spaziergang auch eine Gesellschaft, nämlich die unserer Leser, zuführen.

Sinnig schritt er von seinem Dörfchen her den westlichen Feldhang hinab und ergötzte sich an der großen, sanftgebognen Fläche, in deren ausströmender Fruchtbarkeit und abendlichem Sonnenglanze sichs jetzt Myriaden Geschöpfe wohl seyn ließen. Ueber dem vieltönigen Geräusch der zirpenden und klappernden Heuschrecken, Käfer und anderer Insektenarten zwitscherten heitere Schwalben, und stießen in pfeilgeschwinder Kreuzung durch die Lüfte. Das ganze Gefild ertönte lieblich und schimmerte im Zitterglanze des Sommers. „Wer sollte es glauben, sagte Steinach heiter, daß im vorigen Jahre ein Hagelwetter diese ganze Flur, und mit ihr meine Hoffnungen für mehrere Jahre, verwüstete?"

Nun überschritt er ein schmales Wiesengründchen, stieg dann seinen hohen Berg langsam hinauf, und sah, wie während des Steigens eine große Welt mit ihm emporwuchs, aus den Fernen sich allmählich nachhob und ringsum majestätisch entfaltete. „Lebewohl, rief er endlich aus dem Wehen der reineren Höhenluft hinab: lebe

wohl für heute, Hallenbach mit allen deinen Sorgen! Denn für diesen Abend gehöre ich nun dem Himmel an, und der ganzen herrlichen Welt unter ihm."

Er trat schnell in ein kleines Laubwäldchen, um dem Blicke der beiden Spaziergesellschaften zu entgehen, welche jetzt auf verschiedenen Wegen sich seinem Berge näherten. Denn alle Parteien bestiegen eigentlich den nämlichen Berg; nur jede auf besonderm Wege eine verschiedene Kuppe desselben. Steinach hatte für sich die mittlere gewählt. Diese war die höchste; aber wegen ihrer buschigen Felsen hielt man sie von weitem für unzugänglich.

Lange zog noch der Wanderer durch den Hain und seine seltnen Blumendüfte still aufwärts. Mit einemmal trat er aus dem kühlen Dickig hervor, — und die heiligen Abendfernen lagen unabsehbar und brennend vor ihm da! Hier, wo ein ungeheurer schroffer Felsen kühn und herrisch in den breiten schiffreichen Hauptstrom, welcher sich reißend um ihn bog, hinaushing, und des mächtigfluthenden Nachbars spottete, der schon seit Jahrhunderten an seinen Grundsäulen vergebens spülte und grub; — wo das Auge unterwärts nur das große Wasser, schwarze Waldgruppen und gefährliche Schlünde um sich her erblickte, und desto sanftere Labung aus den entfernten milderen Landschaften sog; — hier, wo jetzt noch die Abendsonne das zarte Moos an den einladenden Felsen-

ſitzen und Lagerſtellen warm küßte; — wo die Winde ſchliefen, und ſelbſt von Oſten kein Lüftchen herzudrang als die Abendkühle, die, mit den leiſen Duftwellen eines balſamiſchen Blumengeiſtes beladen, aus dem Walde zog: — hier war das geheime Lieblingsörtchen unſers Freundes! Selbſt verborgen vor der Welt, konnte er ſich hier einen allgemeinen Blick über die größeren Maſſen hin eröffnen. Es ſchien ihm, als müßte alles Kleinliche vor dem Schauplatz dieſer Höhen ſchnell verſinken. In ſeine Bruſt zog die Freiheit ein, wie eine Bothſchaft aus heimiſchen Regionen. Der Felſen mit ſeinen wilden Roſen und üppigen Ranken war ihm ein umblühtes Ufer der Lebensluſt, von dem der lechzende Geiſt wie ein Fremdling ſich hinabtauchte in unbekannte Tiefen, in das unendliche Meer der Phantaſie.

„Du große edle Heimath meines Erdenlebens! flüſterte er froh und kindlich über den Strom hinaus: Wie ſchön ſind deine Größen in ihrer Herrlichkeit angeſchaut! O Natur, wie klein iſt doch der Menſch, welchen deine Kleinheiten unzufrieden und ängſtlich machen können! Du leiteſt und ſorgſt ja überall, vom Weltenſyſteme herab bis zu dieſem kleinen Baume, welcher noch liebend ſeine Wurzel über die Felſenſchlucht zu ſpannen ſcheint, um der Haltung des Ganzen ſeinen Dienſt zu leiſten. Dem Menſchen ſchwillt das große Herz von deiner Pracht, und ſein Auge findet auch noch im Halme

die Spur deiner Größe wieder. Aber, wenn nun in deinem Reiche das weidende Lamm den Wurm zertreten, — wenn der Sturm die einzelne kleine Flur auf der einzigen kleinen Erde verheeren muß: o Mutter, wenn du mehr für die Menschheit sorgst als für die Sorgen ihres einzelnen Gliedes: wie kann dann der ungerechte Mensch dir zürnen und glauben, du hättest sein vergessen? Er, welchen dein Gott zum freiesten seiner Geschöpfe bildete; — er, der sich selbst den König deiner Werke nennt, der sich rühmt, so manchen Lauf deiner Welten zu ermessen, der dazu geschaffen ist den kühnen Blick auf deinen Zusammenhang zu richten, und selig wie ein Gottverwandter in die Himmelshöhen aufzuschauen! Nein, nimmer will ich vor deinen einzelnen Unbegreiflichkeiten erschrecken! Der Verstand staune über deine Größe, aber das Herz soll ewig deine Schönheit liebend umfassen!"

Herrlicher schien in diesen Betrachtungen die Welt vor seinem Auge aufzublühen. Vom Fuße seines Felsens aus erstreckte sich ein weites paradiesisches Thal mit dem breiten Gewässer bis hin zur tiefsten Röthe der Abendfernen, in einen Landsee, welcher den Horizont schloß, und über dessen wallender Goldfluth die scheidende Sonne hing, Welt und Seele entzündend. Bis zu jenem wunderbaren Purpurgemisch von Wasser, Laub und Himmelsgluth, schossen von beiden Seiten mannichfachgebogene Berge und Hügel auf das schöne Thal zu, und in reizen-

den Wellenlinien tief in ſeinen Buſen herein. Jeder Hügel trug auf ſeiner mit Getreide und wildem Gehölz bewachſenen Stirne eine verſchiedene Farbe; vom ſaftigſten Blumengelb und Birkengold bis zum trocknen Fichtenblau, bis zum düſtern Haidebraun. Keinem aber fehlte das ſchöne lichte Grün, deſſen wechſelnde Tinten, wie in glänzenden Wogen, zum Wieſenthal und ſeinen bläulichen Saaten üppig herabzuſchwimmen ſchienen; doch da unten floß alles Grün der Welt in ein einziges Meer von Fruchtbarkeit zuſammen, über welchem der Gott der Farben ſeine glänzenden Gezelte aufgeſchlagen hatte.

„Selbſt der große Fluß, ſagte Steinach, müßte im grünen Schimmer ſtrahlen, wenn nicht die Abendſonne jetzt vor ihrem Untertauchen ihn zum weißen Feuer umwandelte, in welchem jede Farbe zuſammenflammt und vergehen muß. Schöner Strom, du ziehſt von meinem Herzen aus grüßend hinab nach der fernen Sonne! — und ach, ihr holdes Bild winkt mir liebliche Grüße aus jenen Spiegeln zu, ja ſein Glanzlicht ſtrömt in hüpfenden Schlangen wieder ſtromaufwärts nach der betroffenen Seele zurück! Wie liebt doch alles dieſes ſüße Thal, wie freudig drängt ſich alles hinein, und wie ehrerbietig ſchmiegen ſich ſelbſt die Rieſenglieder der beiden unabſehbaren Bergketten überall nach dem Thalbuſen hinab! O gewiß, dieſe Berge mit ihrer alten dunkeln Waldung, über die kaum das ferne Hochgebirge herüberblaut, —

ſie lieben den Strom; ſie verjüngen ſich gern zu lieblichen Hügeln, und ſchmücken ſich feſtlicher gegen die ſanfte Höhlung des wirthlichen Thales zu mit jungen Fruchtbäumen und zartem Gebüſch!“

Eben ſprang von einem der nahen Hügel eine Heerde brüllender Kühe, die Schellen freudig ſchüttelnd, herab nach ihrem heimathlichen Dörfchen. Das einzelne junge Birkengeſtrüppe, vom Abendglanze vergoldet, theilte dem durchrennenden Vieh eine ſo hellrothe Farbe mit, daß es einem Rudel Hirſche glich. Die lauten Stimmen der arbeitenden Schiffer, das ferne Blöcken einzelner Schaafheerden, die Abendglocken aus den Dörfern und das allgemeine Getümmel des Thals tönte wie eine ſanfte Begleitung zum nahen Geſange der Waldvögel herauf. Das ſchwarze Moos an den alten Eichen und im Innerſten der Klüfte erglühte lieblich im Abendſchein. Auch die Staubwolken der heimkehrenden Heerden wirbelten geröthet empor, ähnlich dem Farbendufte, in dem die weſtlichen Gebirge ſich badeten. Silberne Waſſerſtreifen blinkten überall aus dem quelligen Wieſenthale hervor, wie edles blitzendes Geſtein. Aber im See wetterleuchtete es mächtiger; denn die glühende Scheibe walzte ſchon zur Hälfte in ſeiner Fluth, und ſprudelte das ſiedende Gold aus der Tiefe herauf. Matt und friedlich funkelten dazu die goldnen Thurmknöpfe, wie angeſchmolzen von jener himmliſchen Gluth. Aus allen Dörfern ſtieg der Abend-

rauch auf dem dunkelgrünen Grunde in hellblauen Säulen hoch empor, und sank dann in sanften Biegungen, um sich bald an die Nebel der feuchten Thäler anzulegen. Das letzte Spätroth verweilte noch mitleidig auf einer hohen verfallenen Ritterburg, um an einen längst verflogenen Sommer zu erinnern, der auf ihren düstern Mauern einst inwohnte. Und — ach, jetzt war die Königin hinabgestiegen, und selbst die höheren westlichen Luftkolonnen schienen nun zu ergrünen, wie die Felder jenes reineren Himmels, unter dem Welschlands Gefilde schimmern.

„Du kommst doch morgen wieder! rief Steinach der Gesunkenen treustreich nach: O wohl dem Menschen, dem du morgen wiederkehrst, du süßes Licht, du ewige Freundin alles Lebens, dessen Lust du mit jedem Morgen verjüngst!“ Es war im Augenblick so still um ihn her geworden, daß er jetzt nur noch eine einzige Stimme, aber diese deutlicher als vorher, vernahm. Aus den schwarzen Abgründen zog ein heiterer Gesang, von der Guitarre kaum hörbar begleitet, durch die Abendstille herauf. Unser Freund ward, so wie er länger auf die Töne lauschte, trüb und schwermüthig. Auf einmal wandte er sich zum Weggehen um, und seufzte laut: „Arme Kordelia!“ Denn unter seinen Füßen lief eine Felsenschlucht hinab in das dunkle Badenberger Rauhthal.

Im Umdrehen ſah er plötzlich zwei weibliche Geſtalten, ſchon in der Dämmerung des Waldes ſchwebend, fortfliehen. Ueberraſcht von ihrer Nähe rief er ſie mit ſtarker Stimme an. Allein er hörte darauf nur einen hellen Schrei im Walde und ein Rauſchen durch das Dickig, konnte aber bei weiterem Nachſuchen nicht das Geringſte mehr erblicken. Gedankenvoll trat er ſeinen Rückweg an.

„Deine Miethsleute machen wohl dem Vater großen Rumor im Hauſe!“ ſagte die Prinzeſſin des andern Morgens, als ſie Ida'n und Kunigunden in der Nähe der Einſiedelei traf.

„O faſt gar nicht! antwortete Gundchen mit Herzlichkeit: ſie ſind oft abweſend, ſie reiſen in benachbarte Städte, und zeichnen im Park. Es ſind recht gute, ruhige Leute.“

„Welcher iſt denn der beſte und ruhigſte?“ fragte Ida, und betrachtete ſie mit heimlicher Neugierde.

Betreten antwortete die Kleine: „Hm, ich glaube, Herr Brixenfels!“

„Aber die andern beiden, — fuhr Franziska ſtreichelnd fort: plagen die mein armes Kind?“

Sie meinte, Fink ſey der luſtigſte; doch habe er ſich niemals ungeſittet betragen.

„Du bist wohl sehr glücklich, sagte die Prinzessin mit schmeichelndem Ton, stockte aber sogleich, als Ida herüberfah: denn, liebes Mädchen, — denn über unsere unartigen Menschen aus der Residenz würdest du dich mehr zu beklagen haben, wenn sie deine Miethlinge wären.“

Eben lenkte Schweizer flüchtig um einen Busch herum, und wollte, nachdem er sich gegen die Damen verbeugt, seinen Weg zur Einsiedelei verfolgen. Aber Franziska reichte ihm süßerschreckend die Hand entgegen. Er trat ehrerbietig herzu, um die reizende Hand auf einen Moment leise zu fassen; dann verbeugte er sich tief, wie Einer dem hohe Gnade zu Theil ward, küßte mit einem freien Anstande Ida's Hand, wie ein Freund, und schien, als das Fräulein hierüber leicht erröthete, ihr Gesicht mit einem aufmerksamen Blicke zu betrachten. Drauf deutete er der freundlichen Hauswirthin die Wiederholung seines Morgengrußes an, und blieb einen Augenblick Hand in Hand mit ihr vor den Damen stehen, während Franziska zu reden anfing und die verlegne Ida kaum athmete.

Der Maler unterstützte indessen die ziemlich sichtbare Anstrengung der Prinzessin, ein Gespräch schnell anzuknüpfen, durch einige leichte Wendungen, und so kam bald eine artistische Unterhaltung in den Gang, bei welcher alle Theile sich wohl befanden, und die durch manche

naive Zwischenfragen der anspruchlosen jungen Gärtnerin noch interessanter ward.

Ueber den Vorzug zweier Ansichten im Parke hegte Franziska eine andere Meinung als Schweizer. Um einiges dabei zu erläutern, öffnete dieser sein Portefeuille. Beim Durchsuchen der Zeichnungen fiel ein kleines Brustbild heraus und vor der Prinzessin nieder. Sie und Ida bückten sich über dasselbe, und so schnell auch Schweizers Hand darnach fuhr, so wenig konnte er verhindern, daß beide es begierig betrachteten.

„Ida, Ida, rief die Prinzessin lebhaft: das bist du! Es ist dein Bild! Geben Sie her!" Er mußte es überliefern. Mit einem gewissen Erstaunen betrachtete sie bald ihre Freundin, bald deren Bild.

„Ja, ich glaube es selbst! sagte jetzt Ida glühend und mit wankender Stimme: Aber wie kommen Sie zu diesem Bild? Ich glaubte, Sie malten niemals Portraits? — Oder wer malte dieses Gesicht?"

„Es war ein kleiner Versuch!" erwiederte er endlich, ein wenig verlegen, doch das Fräulein fixirend.

„Ich habe Ihnen nicht gesessen," sagte Ida leise, aber fest.

„Tant mieux! rief Franziska lächelnd: und doch ists zum Sprechen ähnlich!"

„Mein Fräulein, sagte der Maler mit einer artigen Kopfneigung: verzeihen Sie der Kunst den Raub dieser

Schönheit, deren Ideal leider doch ein alleiniges Eigenthum ihrer lebendigen Gestalt blieb. Ich bin Landschaftsmaler; aber auch alle Formen reizender Köpfe spreche ich als mir zugehörig an. Wer wird mich dafür bestrafen!" Er wandte sich lächelnd zur Prinzessin. „Und selbst von dem schönsten Fürstenantlitz, dessen Glanz je über einem armen Maler aufging, ist auch nicht der kleinste Zug vor meinem tüchtigen Pinsel sicher, seitdem jene Sonne mir einen solchen Morgen schuf."

Franziska erröthete. „Ich sollte, sagte sie zu ihrer Freundin, seine Kunst nicht loben, weil seine Worte so glatt und schmeichlerisch sind, daß sie die Treue seiner Bilder verdächtig machen. Aber dieses Bild hier — ach, es ist doch so treu, so schön, daß ich es behalten muß! Ich will Ihnen sehr dankbar dafür seyn, lieber Schweizer."

Er legte hiergegen augenblicklich eine bescheidene aber lebhafte Protestation ein, und führte an, die Kopie sey vor dem Original noch völlig unwerth, sie gehöre bloß zu seinem Studium, und sey auch nur Skizze. Eine vollkommnere aber sollte Prinzenfels liefern, der ein eigentlicher Portraitmaler sey.

„Nein! sagte sie: Gerade diese kleine Skizze freut mich so sehr, und ich glaube nicht, daß man das Bild meiner Ida jemals wieder in diesem wahren, seelenvollen Leben aufstellen wird.

Der Künſtler wollte nicht von ſeinem Bilde laſſen, und ſchlug endlich vor, ein beſſeres Gemälde auszuarbeiten, wo ihm aber Ida ſitzen möge.

„Gar nicht! ſagte dieſe: Wer gab Ihnen das Recht, mich ſo heimlich mir ſelbſt zu ſtehlen? Sie haben ſich nicht offen um mein Eigenthum beworben, ſondern hinterliſtig darin eingeſchlichen, wie ein böſer Sachwalter auf zweifelhaften Rechtswegen. — Nein, nun gewiß nicht mehr!“

Er bat vergebens. Franziska trug darauf an, Schweizer ſollte zur Strafe auf ihrem Zimmer die Bilder beider Freundinnen für einander fertig malen; dabei ſolle ihm weder die Erlaubniß, eins oder das andere für ſich zu kopiren, noch ſelbſt das Recht, für ſeine eigne Arbeit einen Preis feſtzuſetzen, geſtattet ſeyn.

Dieſer Vorſchlag kam nach einigem Wortwechſel zur Genehmigung. Doch behielt ſich der Maler vor, noch acht Tage lang Unterricht bei ſeinem Freunde zu nehmen, und erſt dann das Werk zu beginnen.

Indem die Frauen ſich entfernten, brachten ihm Brixenfels und Fink ein Einladungsbillet für die drei Künſtler zur Gräfin Wallenberg, bei welcher heute der Fürſt mit dem Hofe dejeunirte. Brixenfels hatte die Einladung angenommen, worüber Schweizer ſein Mißfallen äußerte.

„Es ist nicht zu ändern; sagte Schweizer: aber ich bitte euch, macht, daß wir von diesem Hofe wegkommen, wo man anfängt, auf unser Wesen zu lauern, und allerlei von uns zu errathen, wovon wir selbst kein Wort wissen. Auch habe ich so eben einen Arbeitsauftrag erhalten, der mir, ohne unangenehm zu seyn, in so mancher Rücksicht gefährlich, ja verderblich werden kann —"

„Hoho, Gott erhalte dich! sagte Fink: Wie bist du auf einmal in diese sonderbare Angst gerathen? Du, der bisher der wärmste Lobredner unsers hiesigen Aufenthalts war; — der nirgends so freundliche Wirthsleute gefunden hatte; nirgends so köstliche Nahrung für Geist und Kunst und Herz; nirgends so viel schöne Köpfe auf so reizenden Nacken unter einem so zahlreichen Hofpersonale; niemals so herrliches Wetter in einer so wunderbaren Naturkunst und Kunstnatur, als eben hier! Und nun ist ja noch obendrein der Fürst und Herr dieser ganzen Habseligkeit gestern auch dazugekommen —"

„Der hat mir eben durch einen Magen voll Wasser den Appetit verdorben!" fiel Schweizer ein. Er mußte jetzt seine Freunde mit dem gestrigen Abenteuer bekannt machen. Fink gerieth außer sich. „O du Glückskind! rief er: In deinen unwürdigen Armen lag sie! Diese irdischen, harten, breiten Schultern hat ein Engel umschlungen? — Wüßt' ich nur, um welche Zeit der Fürst am See spaziert, ich stellt' ihm eine Art Garn, oder be-

legte das ganze Seeufer mit Fallschlingen und Fangseilern. Ja, das thu' ich, und ich will des Kuckucks seyn, wenn er mir entgeht oder ungerettet aus meinen Klauen kommt! Aber ich dächte, du hieltest übrigens diese Bekanntschaft warm. Berge und Thäler vereinigen sich ja durch Erdbeben; warum nicht du und meine Prinzessin durch die Kraft einer menschlichen Handlung, die nun einmal das Herz des fürstlichen Vaters zum feuerspeienden Berge gemacht hat! Gewiß, an dieser Stelle würde ich diesen Krater für meine künftigen Anlagen benutzen, so lang er noch warm wäre. Wer weiß, ob er nicht zur Paradiesesebene für dich einsänke! Und, sein hitziges Temperament abgerechnet, ist er immer ein Schwiegervater wie er seyn soll!"

„Was werden Kordelia und Luise davonn denken, antwortete Schweizer, daß du deine Bräute so leichtsinnig verschenkst, wie eben jetzt die arme verlobte Franziska, auf die außer dir auch noch obendrein ein anderer unglücklicher Prinz verzichten müßte!"

„Ich liebe diese Art Menschen nicht sehr, sagte Brirenfels, deren Leidenschaft, wie die deines Fürsten, gleichsam sich selbst tausend Kleinigkeiten aufsucht, um nur jeden Augenblick zum vollen sträflichen Ausbruche bereit zu seyn; wiewohl dergleichen Leute im Grunde gewöhnlich Unzufriedene, oder gar Unglückliche sind, über deren Charakter dieser böse Zug nur insofern entschei-

tend ist, daß man sie eines gewissen stolzen Neides über jede bessere, schönere und vortheilhaftere Lage ihres Nächsten beschuldigen muß. Sie sind nur im höchsten Glück oder Glanze lustig, und suchen auch dann noch ihre Lust im Emporragen über alle Andern. Sie zeigen sich nur gütig an der Spitze irgend einer Mehrheit. Sie lachen am liebsten zu Pferde, mit Fußgängern, aber niemals zu Fuße mit einem Reiter; und sobald ihnen auf einem Gange etwa gar ein fataler Mensch oder ein Feind zu Pferde begegnet, werden sie so erbittert, daß sie ihm thätliche Beleidigungen anzuthun wünschen, zumal wenn der Widersacher schön zu Pferde sitzt, oder scharf und hart an ihnen vorüberreitet. Sie zanken gern, sobald sie Recht haben, an Orten, wo es Aufsehen erregt; und nur insgeheim geben sie ihre ungerechten Verweise, oder die, wobei sie Widerstand vermuthen. Allgemeine Lobeserhebungen, die man über einen Andern ausspricht, finden sie gern übertrieben, und suchen ihnen gewöhnlich mit Scharfsinn irgend einen entkräftenden Witz entgegen zu stellen; — doch ist Letzteres schon ein schlimmes Zeichen. Der höchste Grad dieser menschlichen Unart aber zeigt sich bei jenen Menschen, die durch einen gewissen düstern, unnatürlichen Hang zum Unangenehmen alles Schöne entweihen; ja hierdurch, mit recht gemeinem Neid, auch Andere im Genusse des Schönen stören. Nehmt an, ihr befindet euch mit einem sol-

chen vor dem blühendsten Naturtheater, mitten in einer schönen Frühlingswelt. Ihr sucht das Schöne ruhig zu genießen, und fühlt euch in stiller Betrachtung selig entzückt; während Jener euch kaum Beifall zugrinset, in der größten Hitze unruhig umhergeht und späht, ob nicht dort sich Leute zanken, ob nicht irgendwo Schaden oder Frevel geschieht, und ob er etwa Ursache findet, dazwischen zu schreien und zu lärmen. Freundlich schimmert euch die Quelle aus ihrem Blumenufer an, wie ein holdes Auge aus dem die Seelenruhe blickt; er aber prellt mit unbarmherzigen Schlägen arme Frösche hinein, und trübt die heitere Fluth. Im heiligen Spiel der schönen Ruhe wird solchen Menschen augenblicklich angst und bange. Sie suchen nur Aerger und Unglück. Ihre Lieblingsnahrung besteht in einer innern verdrießlichen Unruhe, die sie durch unnöthiges Einmischen in alles Fremde, — durch Aufsuchung der Unruhe, Thränen und Bosheit Anderer, — ängstlich zu vermehren und zu konzentriren streben. Gänzlicher Mangel an Beunruhigung beunruhigt sie sogleich tödtlich. Alles das hättest du bei jener Gelegenheit dem Fürsten zu Gemüthe führen sollen. Uebrigens sehe ich in der erzählten Begebenheit noch nichts, was uns so schnell aus unserm reizenden Tempe vertreiben müßte. Laß es doch zu, daß die Götter dieses Landes dich insgeheim anbeten, und gehe lieber, statt Sabinium zu fliehen, bald jenen Weg, den Fink vorhin

dich führen wollte. Ja, höre jetzt ein Wort im Ernst an, mein Freund! Siehst du nicht, daß die schöne Ida dir hold ist?"

„Dir wenigstens mehr als mir", erwiederte Schweizer verdrießlich: Wenn sie nämlich Jemanden hold zu seyn vermag."

„Eifersüchtiger! rief Beirenfels lachend: du verräthst durch diese seltsame Besorgniß nur deine eigne Neigung zu ihr. Sie liebt mich öffentlich, um insgeheim von meinem Busenfreunde zu träumen. Warum zieht sie mich denn nicht zu den berühmten malerischen Vorlesungen und Lehrstunden, die ihr zu auflauernden Zwischenträgern eurer versteckten Zärtlichkeit gemacht habt? He, bist du etwa nach ihrer Meinung ein gelehrterer Maler als ich? Nein, du entkommst uns dießmal nicht. Dein Onkel bat mich sehr dringend, nach den Töchtern des Landes für dich auszuschauen. Sage mir, wie steht es seit etlichen Wochen mit deiner Grille?"

„Was nennst du meine Grille! sagte Schweizer mit einiger Verwirrung: Das Glück der Liebe außer den Sphären meines Standes zu suchen! O, erinnere dich doch aller unserer gemachten Bekanntschaften von meinem Stande! Was fanden wir!"

„Wir fanden manches Gute, antwortete Jener, aber deine Grille, mein Freund —"

Schweizer stand gedankenvoll da. Plötzlich fuhr er heraus: „Wohlan, es sey eine Grille, ich lege sie ab!" Seine Freunde umarmten ihn, und Fink rief: „Glück auf, schöne Ida!"

„Aber, fuhr er fort und sah feierlich zum Himmel, Geist meiner verlornen Sophie, höre meinen Schwur: Keine werde je mein Weib, die nicht den armen Maler Schweizer liebt!“

„Dieß neue Vorurtheil hat einigen Schein; sagte Brixenfels, doch wozu der Schwur! Wahrlich, Bruder, er thut mir leid. Du setzest das Glück deines Lebens aufs Spiel; zumal wenn die Liebe sich deines Herzens bemächtigt hat. Gewiß die Leidenschaft würde dich in einem leichtmöglichen Falle ganz elend machen, und dein seltsamer Schwur, den du nimmer brichst, wäre Schuld daran!“

„Fürchte nichts für meine Ruhe! versetzte Schweizer: Ich will nicht sagen, ich sey ein Mann; aber ich habe Kraft in mir, vieles zu ertragen. Doch es ist wahr, ihr Bild wohnt schon fest und tief in meiner Brust, und mein Herz und Sinn gehören ihr ganz so an, daß ich auch ihrem herrlichen Vater und selbst der stolzen aber trefflichen Mutter mich innigst verwandt fühle. Und dieß alles ohne die geringste Hoffnung, daß Ida meine Probe bestehen werde! Denn sagt, ist nicht diese Ida der Sprößling einer uralten, reichen, reichsfreiadlichen Familie? Wie ist es möglich, daß ihr Mund dem armen reisenden Maler sage: ich liebe dich! Und liebt sie mich denn? Sey aufrichtig, Brixenfels, und gestehe, daß du allein der beständige Empfänger ihrer

ſchönſten herzlichſten Werke biſt! Einzig du weißt ihre liebſten Wünſche, und haſt ihr ganzes Vertrauen. Das macht, weil ſie, mit der übrigen Welt, ſchon längſt den verkappten Herrn Von und Zu in dir ahndet! O guter Wilhelm, glaube mir, ſie ſind alle von demſelben Gelichter!"

„Schäme dich dieſes entweihenden Gedankens! ſagte Wirenfels: Wie kam denn der antiariſtokratiſche Teufel dazu, daß er gerade in die unſchicklichſte Wohnung fuhr, in einen Reichsgrafen, der noch dazu ſtandesmäßig verliebt iſt bis in den Tod!"

„O alter Erdmann! rief Fink dem Kommenden zu: Bleibt ewig bei euerm Leiſten, wie der große Linné auch that! Die Welt iſt gut; aber der Menſch in ihr, (Linné'n bei Seite geſetzt,) denkt und thut gern alles, und alles gern; nur nicht, was er ſoll. Die Ariſtokraten wollen in die Demokratie avanciren, und ich ſelbſt wäre Narrens genug die Prinzeſſin zu heirathen. Der Menſch klügelt und ſpielt an ſeiner Beſtimmung; er hält ſie für ein Spielwort, aus dem er auch noch ein Wortſpiel hervorwitzelt, ſo wie es eben ſein Herz begehrt, und wie die gute nachſichtige Welt es erxreß lobt. Gebt eurer ſchönen Tochter einen Lehrmeiſter, unvermerkt wird er euch zum Mehrleiſter; gut! Fahrt nur nicht ſo auf! Denn endlich müßt ihr doch den Pfarrer holen laſſen. Ihr thut es auch, und der Pfarrer kommt;

aber der möchte ſchon wieder lieber vokuliren als kopuliren! Und ſo hängt die Welt durch ihre Güte und Freundlichkeit ſich ſelbſt einen Spitznamen an. Sie verſchwendet Beſoldung und Atzungskoſten an ganze Kohorten von Spielnarren; dafür ſchilt man die Beſte ein Narrenſpiel, und — ſpielt lachend weiter!"

Im Hohenblat'ſchen Schloſſe ging indeſſen einiges vor, was für unſere Geſchichte wichtig werden dürfte, weßhalb wir es vor allen Dingen nachholen.

Steinach kam früh dort an, und ließ Emilien um eine geheime Unterredung bitten, weil er ihr intereſſante Nachrichten von entfernten Verwandten mitzutheilen hatte. Lenz, der Kammerdiener des Generals, brachte ſchnell die Antwort zurück, Fräulein Luiſe ſey gerade mit Emilien in einer ſehr nothwendigen Arbeit begriffen, und laſſe den Vetter bitten, da ihr Vater noch ſchlafe, im Gartenſaale ſo lange zu verziehen, bis ſie ihre Freundin miſſen könne, deren Geheimniſſe ſie dann nicht ſtören werde; bis dahin habe Lenz Befehl, den Herrn von Steinach zu unterhalten.

„Sie müſſen wohl einmal ſehr hitzig mit meinem Fräulein zuſammengekommen ſeyn! ſagte Lenz, denn ihre Augen funkelten recht, als ſie mir die Antwort gab; und Fräulein Emilie, die nichts weiter thut als daß

sie ihr vorliest, mochte reden was sie wollte; es blieb dabei."

Luisens auffallende Behandlungsart machte selten einen merklichen Eindruck auf Steinachen, weil beide einander von ihrer Kindheit an kannten. „Du sollst also wissen, sagte er jetzt, daß ich, dem Befehl deiner Gebieterin gemäß, von dir unterhalten seyn will; und zwar von dir selbst, als Materie für die ich gerade Stimmung und Zeit habe. Nicht, daß mir etwa deine Lebensweise unbekannt wäre! Denn diese besteht fast einzig darin, daß du die Gegenwart nach Möglichkeit hinters Licht führst, um dich dann über die Vergangenheit zu mockiren, und bei der Zukunft durch allerlei Possen und Klatschgeschichten zu insinuiren. Aber ich will dich bei dieser Gelegenheit untersuchen, alter Sünder! Du bist schon so lange mein Freund, und bist Kammerdiener, und ewig Kammerdiener! Woran liegt es denn, daß der General dich, bei deinen Capacitäten, nicht wenigstens zu seinem ersten Einnehmer macht!"

„Sie sagen, mein Durst litt es nicht, erwiederte Lenz: den Durst soll ich mir erst abgewöhnen. Aber mein Durst ist ein Erbstück. O, für den Erbdurst ist noch kein Löschmittel erfunden! Ein solches Uebel läßt sich nur stillen, aber nie vom Grund aus heben, wie zum Exempel eine einzelne Flasche. Denn, um den ausgetrockneten See des ererbten Lebens wieder fisch- und

ſchiffbar zu machen, muß ich Zeit und Geſundheit zuſetzen, und ihn gläſerweiſe voll tragen. Darüber kann ich zum alten Manne werden; und wollen ſie mich nicht eher weiter befördern, ſo muß ich eben als Kammerdiener hinab in die Grube fahren! Nun frage ich: hat jemand, ſeitdem ich an den Mängeln meiner Vorältern fülle, mich aus Trunkenheit einen dummen Streich machen ſehen? Antwort: keine Seele! Auch ſagt man, ich könnte, ſtatt mich zur alten Jungfer zu bilden, etwa gefälligſt heirathen und unſchwer ordentlich werden; aber, warum gibt mir Seine Excellenz nichts zum Erſtern, nämlich gute Grundſätze zum Letztern, die mir eine in mancher Rückſicht arme Frau nicht ſelbſt anprägen kann? Denn ein armer Teufel, qua armer Teufel, vermag niemals ordentlich zu leben. Um ordentlich zu ſeyn, werde der Menſch vor allen Dingen reich und groß gemacht; dann wird man Wunder ſehen! Ich weiß was ich ſage. Habe ich nicht ſtudirt? — und wie? — Augenblicklich unterwerfe ich mich dem ſtrengſten Examen! O mein Herr, hören Sie nur Einiges aus meiner traurigen Geſchichte!"

„Das habe ich längſt gewünſcht!" ſagte Steinach, und Lenz fuhr mit heiterer Langſamkeit fort: „Anfänglich ſtudirte ich zwar nur Theologie; dann ſattelte ich aber um, und wählte Philoſophie. Da kam ich ins wahre rechte Fach! Die erſten Schritte unſers Kants habe ich mit ſcharfem Blicke beobachtet, und noch in die-

ser Stunde liegen die neuesten Streitschriften seiner Nachfolger auf meinem Tische. Aber als Vehikel nahm ich mir die Cameralwissenschaften vor, und legte mich insbesondere auf Oekonomie, die mich bald sehr anzog, — ach, zu meinem Unglück! Ich machte nämlich, um etwas Ganzes und Neues über die Lehre von Weinproben und gebrannten Wassern zu liefern, einige Privatversuche. Leider gelangen diese. Ich vergaß vor Freuden sie gemeinnützig zu machen, blieb einzig bei meinen Proben stehen, setzte mich endlich dazu, und fiel zuweilen vor Entzücken um. Guten Theorien folgt die Praxis auf dem Fuße nach. Indessen muß ich es meinem Verstande nachrühmen, daß er noch zu rechter Zeit über die Sinne Herr ward. Bei meiner Zurückkunft von der Akademie hatte ich mir das Probiren beinahe gänzlich abgewöhnt, und war übrigens ein brauchbarer Mensch. Ich meldete mich zu allerlei zweckdienlichen Stellen; aber, da war mein Ruf schon vor mir hergegangen, auf welchen man sich leider nun schon bei jedem Rufe, worum ich anzurufen Beruf fühlte, mit Achselzucken berief. Meine Verwandten waren ausgestorben. Ich stand ganz allein da Daher faßte ich den verzweifelten Entschluß, meine übrige Habe zu Geld zu machen, und mit meiner jugendlich schönen Gestalt aufs Theater zu gehen. Ich mischte mich, um meine Kräfte im Kleinen zu versuchen, unter eine wandernde Gesellschaft, wurde mit Frohlocken auf-

genommen und sogleich angestellt. Wir führten den verlornen Sohn auf, worin ich, als das allegorische Hauptschwein, welches bei Tische vorlegte, mit Beifall debütirte. Als meine Rolle zu Ende, und ich ablief, wünschten mir alle Kameraden zu meiner theatralischen Laufbahn Glück und umarmten mich. O glückseliges Volk, du wurdest so treuherzig beklatscht, als kaum irgend eine menschliche Truppe!"

„Schnell rang ich mich nun in die Menschheit empor, ja ich ward sehr bald in allen Stücken der Protagonist, und machte der Gesellschaft Ehre. Bald stellte ich als ein edler homerischer Held meinem Nebenhelden ein Bein, oder erlegte ihn mit einem tüchtigen Prügel; bald klagte ich in einem verdorbenen Diskant als brüllender Achill um meinen zarten Patroklus; bald stach ich als Hamlet den Polonius angeblich hinter der linken Tapetenwand todt, und der alte Schelm fiel mir aus den Kulissen rechter Hand im Rücken listig hervor. O, wir wußten, daß wir Spaß machten! Wir wußten uns zu freuen, wenn ihn das Publikum für Ernst nahm; und gewiß, wenn jemals das Genie sich auf Bretter herniederschwang, so geschah es über unsern leeren Bierfässern! Ließ man uns in die Säle der Großen, dann wählten wir gute Wiener Stücke, deren Spaß im Ernste gemeint war; so oft wir aber unterm Himmel auf den Fässern das Volk erbauen mußten, war uns alles recht:

Hamlet, Emilia Galotti, Don Karlos, Egmont! Für das Publikum iſt es auch im Grunde eben ſo beluſtigend anzuſchauen, wenn ſich etliche Eſel um eine gemalte Diſtel ſchlagen, als wenn die Haſen den Untergang des unglücklichen Löwen in pleno beſchließen. Nie hat wohl eine Truppe ihr Publikum beſſer gekannt als wir! Immer trafen wir das rechte Stück, das unſere Welt liebte. Die Welt gab uns zu leben, daher wußten wir auch zu leben, und lebten nur für ihre Luſt. O, warum mußten denn Bosheit und Neid jenes ſchöne heitere Leben ſo ſchnell zertrümmern! Hören Sie, und bedauern Sie mich! Da ich, als der Einzige, der ächte Muſenmilch auf einer hohen Schule gekoſtet hatte, ſehr bald unſerer Geſellſchaft unentbehrlich, ja im Grunde ihr Oberhaupt geworden war, ſo beſchloß der neidiſche Regiſſeur meinen Sturz, um den ſeinigen zu vermeiden, an dem ich Unſchuldiger doch nicht gearbeitet hatte, als in ſo fern ich mir bei der Auswahl unſerer draſtiſchen Darſtellungen von ſeinem ſchwarzen Genie niemals etwas wollte weiß machen laſſen. Seine erſte Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich als Dieb zu Boden geſchlagen ward. Man hatte mir ausdrücklich verſprochen, daß ich mit einem einzigen falſchen Streich ſolle gefällt werden. Aber ich bekam unbarmherzige Prügel, und hinterher noch obendrein Vorwürfe vom Regiſſeur darüber, daß ich zu bald geſtürzt ſey. Des andern Abends gaben

wir Schillers Räuber vor einem Reichsbaron. Es war ein Festtag, an dem der Pöbel betrunken war. Ich, — natürlicher Weise als Karl Moor, — stolzirte wie ein Gott! Als ich die schlafenden Räuber mit einem Schusse wecken will, versagen mir zwei Pistolen, weil der Regisseur Thee über die Schlösser gegossen hatte. Ich mache meinen Versuch mehrmals, — das Parterre geräth in Bewegung, — ich in Angst; eben faſſ' ich mich zum Extemporiren, — da fällts einem Esel unter den schlafenden Räubern, der mein Freund war, zur unrechten Zeit ein, mich zu retten; — er fährt auf, und schreit wie besessen: Horch, ein Schuß! — Ein schallendes Gelächter ertönte; der Baron schimpfte öffentlich, und als Amalie, unsere schönste Aktrice, in Trauerkleidern zu seiner Beruhigung aufs Theater sprang, rief er, freundlich ihr nach dem Garten winkend, laut herüber: „Ich bediene mich meiner Freiheit" und lief fort. Dieses zur unglücklichen Stunde ausgesprochene Wort „Freiheit," welches von jeher das Stich- und Schlagwort des aufrühreriſchen Pöbels war, machte ihn auch jetzt schlagfertig. Man stürmte das Theater, schrie, schalt und warf nach uns. Denn ach, die Welt will lieber alles, als — nicht getäuscht werden!"

„Wir mußten dem Unglücke weichen, als dessen Urheber der Regisseur jetzt mich allein laut angab. Sie wissen ja, wenn die jubelnden Gassenbuben ein Häufchen Hunde

in einem engen Paß aufgebracht haben, und die Knurrenden im Sturme vor ſich hertreiben, wie dieſe Thiere ihren Stolz gekränkt fühlen, und zuweilen alle von fremder Hand über ſie gebrachte Schmach plötzlich an ſich ſelbſt unter einander zu rächen ſuchen! Es bedarf nur, daß auf einem ſolchen Jammermarſch irgend ein Kamerad an den andern zu ſtark anſtreiche, ihn ſtoße, zu laut werde, wider den andern falle oder geworfen werde, gleich fahren ſie wüthend über einander ſelöſt her. So auch hier. Jedermann von uns ſchlug nach allen Uebrigen. Zuletzt ſchlugen Alle auf mich. Karl Moor ward für todt nach Hauſe gebracht. Des andern Morgens, als die Juſtiz ſich in unſern Streit miſchen wollte, war die ganze Geſellſchaft ſchon fort. Mich, mit meinen Effekten und Wunden, hatten ſie zurückgelaſſen. Nach meiner Geneſung wanderte ich, da es noch ziemlich gut mit meiner Kaſſe ſtand, nach einer Reſidenz; und da ich viele Gelehrſamkeit und ein ganz hübſches Talent vorzeigen konnte, ſo machte der Direktor einer anſehnlichen Geſellſchaft einen Kontrakt mit mir. Vor allen Dingen mußte ich nun ſingen lernen, da die Geſellſchaft meiſtens Operetten gab. Es ging gut; nur konnte ich mich nicht an das verdammte Ritornell gewöhnen; immer fluchte ich und ſtampfte unwillkührlich mit dem Fuße, ſo oft es eintrat, wenn ich gerade im Begriffe war recht heftig brav

zu thun. O das Ritornell hat mich um meinen ganzen Ruhm gebracht!“

„Doch ich werde nun sehr kurz seyn. Vom Theater kam ich unmittelbar in den Schuldthurm, aber blos durch die Schuld meiner Gläubiger. Nämlich, mein gesammtes Mobiliarvermögen war unter der Hand bei einigen Leihanstalten unbeweglich gemacht worden, und meine liegenden Grundstücke hatte ich selbst gemeinschaftlich mit meinen Gläubigern schon längst so mobil zu machen gewußt, daß ich nun die Welt nicht länger bewegen konnte, meine eigne Person mobil zu lassen. Zum Glück aber waren meine Zeitgenossen nicht so ruchlos, daß sie mich, wie die Athenienser den Sieger bei Marathon, auf der Pritsche verschmachten ließen. Seine Excellenz, mein Herr General, fand mich, zerriß das Gewebe der Bosheit, welches mich umstrickte, mit goldner Hand, und machte mich zu seinem Kammerdiener. Uebrigens kann man in neuern Zeiten weder sagen, daß mein Durst sich wieder bei mir eingefunden, noch daß ich mich gänzlich mit ihm abgefunden habe. Ich lebe aber ziemlich übern Fuß gespannt und nach dem wahren Hoftone mit ihm; ins Angesicht schmeichle ich ihm zuweilen, und insgeheim, glauben Sie mir, bin ich ihm von Herzen gram. Das ist das Wahre von dieser Sache, mein Herr. Glauben Sie der Welt nicht, wenn sie mich für einen vertrockneten Badschwamm hält, — für ein

reduzirtes, vazirendes, verſoffenes Subjekt! Ein ſolches Abjekt kann nimmer aus einem Menſchen werden, den der Geiſt der Philoſophie irgend einmal belebt hat. In ſeinem Magen kann wohl allmählig der Weinſtein der Zeit anſchießen, wie in der lieben Natur das Eis des Winters; aber ſein Geiſt und Herz wintern nimmermehr zu; und ſo lang ich lebe, werde ich bei allen Leuten von Extraktion wohl gelitten ſeyn; und bis zu ſeinem Grabe ſoll man im alten Lenz einen ewig jungen Frühling ſchauen!"

Steinach verſprach Lenzen, dem General ſeinetwegen Verſorgungsvorſchläge zu thun, und bat ihn, das Trinken vor allen Dingen ganz zu unterlaſſen; und dieß werde nicht zu ſchwer ſeyn, da er wirklich einen Geiſt beſitze, der noch im Stande ſey, dem Körper zu gebieten. „Das größte Unglück, ſagte er, iſt eben, daß gewöhnlich die Menſchen in ihren kleinen Räuſchchen jenen Leuten von Extraktion, ſelbſt wenn ſie dieſen untergeordnet ſind, in einem gewiſſen geiſtreichen Glanz erſcheinen, deſſen bleiches, mir von jeher fürchterliches, Zwielicht das Unſittliche und Verderbliche dieſer Art von Unordnung völlig überblendet. So habe ich oft die abgeſchmackteſten Pfennigſpäße mit Louisd'oren belohnen ſehen; und ach, zum größten Schaden und Verderben deiner und deinesgleichen! Verzeih mir dieſe Bemerkung; ich habe übrigens gar nichts gegen den Frühling deines

Geiſtes und Herzens; aber ich möchte ſeine gerühmte ewige Jugend vor dem Einfall eines ſtarken Winters bewahren.“

„Reden wir von etwas anderm! ſagte Lenz: Wir dürfen auch nicht ungerecht gegen mich ſeyn. Wenn ich zuweilen meine Perſon den Freiern unſers Fräuleins gegenüber betrachte, ſo fühle ich mich plötzlich würdig, ihr Heirathsanträge zu machen. Sehen Sie doch unſere dermaligen zwei Freier an! Herr von Warnek, — ein veralteter Kandidat des Kriegs, der mit dem Krankenhauche ſeines Leibes und Geiſtes die Lüfte dieſes allzuduldſamen Hofes verpeſtet, — was denkt und thut er wohl Gutes, außer daß er täglich etwa vier Stunden an ſich waſchen, bügeln und friſiren läßt, um recht feſtlich geſchmückt da zu ſtehen, wann unſer Fräulein ihn ins Angeſicht verlacht! Haben Sie in ſeinen Reden jemals Gehalt entdeckt? In ſeinen Meinungen Art oder Unart? Spuren von That in ſeinen Unternehmungen? — Seine Urtheile erregen nur Bedauern, wie längſtverſpätete Vorurtheile, und ſein Antlitz ſieht aus, wie eine Winterbirne, die ſchon im September Fallflecken hat. Und dann der Baron von Krüniz, der nun ſchon ſeit vier Wochen unſer Gaſt iſt, und noch immer nicht das Herz hat, ſeinen Antrag zu machen? Wie kann ein reicher Gutsbeſitzer bei der Werbung um ein junges ſchönes Weib, die ihm zwanzigtauſend Thaler Revenüen zubringt, ſo abſcheulich

vorsichtig seyn, daß er vier Wochen lang alle Avancen ihres Vaters behutsam umgeht, ohne sich zu erklären, oder wieder abzureisen? Gibt es einen vorsichtigern Einfaltspinsel auf deutscher Erde, als diesen?"

„Es ist wahr, versetzte Steinach: das Betragen dieses Mannes ist unbegreiflich. Er weiß, daß es der höchste Wunsch des Vaters ist, die theure einzige Tochter verehlicht zu sehen, und kennt ihre Schönheit und jenen ungeheuern Reichthum, auf welchen auch er so großen Werth zu legen scheint. Er genießt das volle Zutrauen des Alten. Luise selbst behandelt ihn schonender und wohlwollender als irgend einen ihrer bisherigen Liebhaber. Und doch schweigt er! — Aber wer weiß, welche besondere Absicht oder Leidenschaft sich hinter der Maske dieser seltsamen Vorsicht, Einfalt oder Furchtsamkeit verbirgt? Vielleicht ist er ein edler Mann, der wahrhaft verständig noch mit sich zu Rathe geht, oder auf eine kluge Resignation hinarbeitet? Oder er hat, da ihm ihre ungemessene Freiheit in Ansehung der Wahl eines Gatten bekannt ist, ihre Neigung schon längst insgeheim geprüft, und sinnt jetzt aus Stolz auf die Abwendung einer abschlägigen Antwort, oder gar auf empfindliche Rache für sich und alle seine Vorgänger? Ich gestehe dir aber, daß ich dieses Letztere nicht dulden würde; denn Luise hat ein edles, reines Herz, welches übrigens keinem schönen Gefühle verschlossen ist."

„Gewiß, sagte Lenz: Sie thun Herrn von Krüniz zu viel Ehre an. Er ist nichts weiter als ein Narr, ein ungelenker, verstockter Krautjunker, der nie werth seyn wird, in dieser reizenden Pfründe [illegible] abbatisiren. Aber, im Vertrauen gesagt, wir werden die Wahrheit bald erfahren. Als der junge Graf neuerlich unerhört von hinnen geschieden war, sah ich den General bis zu Thränen gerührt, und selbst das Fräulein weinte über ihren Eigensinn, oder, wie sie sich ausdrückte, über die Halsstarrigkeit ihres Herzens gegen des Vaters Wünsche. Sie bat ihn, frei über ihr Herz zu befehlen, und als er dieß verweigerte, nahm sie wieder einen scherzenden Ton an, und versprach, an seinem nächsten Geburtstage, der nicht weit entfernt ist, ihm ihre Wahl bekannt zu machen. So schläfert sie immer den Alten wieder ein, und hat die Welt zum Narren."

Eben klingelte der General nach Lenzen, und jetzt erschien endlich Emilie. — „Ich weiß nicht, sagte sie, ob die Anwesenheit des Herrn von Krüniz, oder andere unbekannte Umstände Luisen seit einiger Zeit in eine besonders übellaunige Stimmung versetzt haben, die ihr sonst fremd war. Aber ich fühle es mit einer Art von Wehmuth, daß selbst wir beide, ihre Jugendfreunde, von dieser Laune nicht mehr verschont werden, wovon auch Sie so eben neue Beweise erlebt haben. Jede Kleinigkeit macht tiefen Eindruck auf ihr Herz: und so fühlt sie sich wirk-

lich heute noch durch das, was Sie ihr gestern über ihre Freier sagten, bitter gekränkt."

„Das ist recht, meinte Steinach; denn da sie die Männertyrannei verabscheut, so zeige man ihr nur mit edelm Ernste wahre männliche Ueberlegenheit, damit ihre wilde Furcht sich in Achtung verwandle. Erst dann vermag sie Zutrauen zu fassen; und wann nun der Mann ihrer Seele, der ihr noch nicht erschienen ist, herzutritt, so wird die Liebe ihr Herz den Gang aller zärtlichen Herzen führen."

Sie unterredeten sich jetzt von Steinachs mitgebrachten Neuigkeiten. Dann trug ihm Emilie die sonderbare Bitte vor, daß er auf einige Zeit, und bis sie ihn seines Dienstes wieder entlassen werde, die Scherzrolle eines Liebhabers bei ihr spielen möge, und zwar ohne jemals nach der Veranlassung zu dieser Bitte zu fragen.

„Sogleich will ich es! versetzte er mit einem Kusse: Warum nennen Sie das Scherzrolle!"

„Ernsthaft, guter Steinach!" sagte das sanfte Mädchen, und sah ihn gutmüthig an. Sie waren von jeher so innig vertraute Freunde gewesen, als dieß bei Personen verschiedenen Geschlechts möglich ist.

„Wirklich! schrie er lachend: Nun, es sey was es wolle, — topp, Emilie! ich frage nach nichts; ich scherze mich hinauf bis zum Bräutigam; aber Eins sage ich vorher: ich heirathe nicht!"

„Das wäre zu viel verlangt! erwiederte ſie heiter: Auch darf ſchlechterdings keine dritte Perſon etwas mehr als ungewiſſe, leiſe Muthmaßungen darüber erhalten, daß ein Verſtändniß zwiſchen uns beſtehe, — um des Himmels willen keine Beweiſe durch Worte oder Handlung! Sie ſehen, wie viel ich Ihrer Feinheit anvertraue, mein Freund. Selbſt bei Ihnen kann ich übrigens dieſe unerhörte Zumuthung vor der Hand durch nichts rechtfertigen als durch die Erklärung: daß mein Zweck durchaus rein, ernſt und ſchön iſt. Aber gut daß Sie vom Heirathen ſprechen. Sie haben ein Examen auszuhalten, Steinach! Warum wollen Sie weder heirathen noch Bedienung annehmen?" Sie ſah ihm feſt ins Geſicht.

„Schöne Freundin, ſagte er: Sie könnten mich beider Antworten überheben, da Sie meine Lage genauer kennen als die übrige Welt. Ich bin ein vereinzelter Mann, der nur durch ſeine eignen Kräfte fortbeſteht. Wer ſein Aeußeres und ſeine Umgebungen verbeſſern will, der fange zuerſt einzig bei ſeinem innern Menſchen an. Nur dann hat er Muth und Glück zu jenem Geſchäfte; — wie auch ich fühle, ſeit dem ich mir ſelbſt vertrauen darf. Erſt muß der Menſch etwas ſeyn, ehe er die offenen Schranken des Wirkens zu betreten wagt. Und habe ich denn noch ſo wenig gethan, Emilie!"

„Sie verſtehen mich falſch, ſagte ſie: Mit inniger Ueberzeugung habe ich Sie ſchon oft als ein edles Muſter für junge Männer anerkannt. Aber —"

„Ich verſtehe Sie ſehr wohl; unterbrach er: Aber hören Sie mich. Als ich von meinen Reiſen mit dem Prinzen zurückkam, und den zerrütteten väterlichen Heerd überblickte, fand ich, daß mein Vermögen in weniger als nichts beſtehe; aber ich ſah auch zugleich die Möglichkeit vor mir, durch Sparſamkeit, Fleiß und kluge Einrichtungen das Andenken meines unglücklichen Vaters dem Tadel zu entreißen, die Gläubiger zu befriedigen, und auch meinen verarmten Bauern ein ſtärkendes Beiſpiel vor die Augen zu ſtellen. Gewiß, es gab damals kein dringenderes und würdigeres Geſchäft für mich, als dieß. Wie weit es mir geglückt iſt, und mit welchen reizenden Hoffnungen ich jezt ſogar dem freien Beſitze meines ſelbſtgeretteten väterlichen Erbes entgegen ſehen darf, das alles wiſſen Sie. Habe ich denn nicht dadurch dem Staate genützt, daß ich mir und vielen Andern zum Recht und Eigenthume wieder verhalf, und mich zu einem Menſchen ausbildete, der nun bald, vor eignen Sorgen geſichert, ſeine freien Kräfte der Mitverwaltung des Staats weihen, und dann auch auf das Familienglück Anſprüche machen darf und wird? Freilich iſt es wahr, meine Liebe, — und dieß Gefühl macht Sie eben beſorgt für Ihren Freund, — daß die Jugend ſchnell

entflieht, daß ich die meinige in großer Anstrengung und Dürftigkeit verlebe, und daß ein Amt, ein Weib, mich vielleicht schneller in die Lage versetzen würden, nach der ich strebe. Allein mein Stolz verschmäht diese fremden Hülfen. Mein Gewissen sagt mir: Hebe dich durch eigne Kraft, und du wirst ein Mann seyn! Wer die Schätze, die ihm Schicksal, Geburt und Naturell im Innern seines Kreises angewiesen, unbenutzt verderben läßt, und die bequemen Hände nur nach dem vorübersliegenden Glück des äußern Zufalls ausstreckt, der ist ein Sünder. Denn, nachdem er eine Nahrungsquelle, die von der Natur für ihn ausschließlich geöffnet ward, auf ewig sich und Andern verstopft und verderbt hat, greift er wie ein Dieb nach dem Gut, was seinem Nächsten bestimmt war, und dessen Verlust vielleicht diesen zu Grunde richtet!"

„Strenger Mann! sagte Emilie: Wer möchte Sie nicht für die Rechtlichkeit Ihres Gefühls lieben, da Sie selbst der Welt und ihren Bürgern so warm zugethan sind? Aber, wenn ich auch Ihren Grundsätzen nicht zu widersprechen vermag, so kann ich doch eben so wenig über die Härte Ihres Schicksals ruhig seyn."

„Ich bin nicht unglücklich, meine gute Emilie!" sagte Steinach, und drückte ihre Hand an die Lippen.

„O, das ist prächtig, rief die eintretende Luise, daß

der Vetter nun auch noch zärtlich wird! Was man doch alles von einem Vetter erleben kann!“

„Laß ihn nur; sagte Emilie mit sanfter Stimme: er ist so gut! er ist besser als wir beide sind.“

„Aber besonders heute, fiel Steinach ein, will ich mich als eine wahre Sehenswürdigkeit an Güte zeigen. Cousine, habe ich Sie gestern beleidigt?“

„Ich dächte, wir schwiegen davon, Herr von Steinach!“ war Luisens Antwort, indem sie sich zum Fortgehen anschickte, und Emiliens Arm nahm.

„Der Scherz über die Freier entfuhr mir in einer Art von Zerstreuung, sagte er, und ließ sich lächelnd vor ihr auf ein Knie nieder: Sie haben mich empfindlich genug dafür bestraft. Strafen Sie mich ferner, aber zürnen Sie nicht mehr, liebe Luise, wenn ich Ihnen jetzt erkläre, daß mir ihr Zorn weh thut, ja im Grunde gewissermaßen unerträglich ist.“

„Sieh doch, lächelte Luise, sieh doch Emilie, wie artig er seyn kann! Wollen wir ihm verzeihen? — Ei, wie schnell du mir dein schwachherziges Ja zunickst! Wird er nicht noch boshafter werden; seine Bosheit wiederholen? Nun, August, ich will es noch einmal wagen, Ihnen zu verzeihen!“ Sie hob ihn freundlich empor, und stand in Gedanken da, als er sie brüderlich in die Arme schloß. Aber ihr Auge flammte auf einmal von ungewöhnlichem Zorn, wie sie sich von der Kraft des kühnen

Mannes umfaßt fühlte. In wilder Bewegung preßte sie den Tiefküssenden von ihren Lippen zurück. „Steinach! lispelte sie, außer sich vor Entsetzen: Sie wagen es? — Ein Mensch außer meinem Vater unterfteht sich — Sie gehen den Augenblick, und kommen niemals wieder vor meine Augen — und —“ Scham und Unwille schlossen ihren Mund, und drohten in Thränen hervorzubrechen. Sie ging höchst beleidigt von ihm. Emilie hob warnend den Finger gegen Steinachen auf.

„Ich war der erste Mann außer dem Vater? sagte er verwirrt. Wohl mir, du schöne, süße Gestalt! Jetzt sehne ich mich wahrhaft nach fernern Strafbefehlen, von diesen leidenschaftlichen Lippen ausgesprochen! Wohlan, Luise, sperren Sie mich in ein Kloster! Mein Verbrechen reut mich nicht. Brecht den Stab über das sündige Glückskind! Werft mich in ein finsteres Gefängniß. Hallo! Heran mit Euern Strafen! Auf mit Euern Kerkerthoren!“

Sie war dießmal bis zum äußersten Grad entrüstet, und stand noch am Fenster, ohne ihn anzusehen.

„Es wäre Heuchelei, fuhr er fort, wenn ich Besserung versprechen wollte. O du, meine sanfte Emilie, sage mir, was ist wohl in dieser verderbten Welt süßer und unschuldiger als ein solcher Kuß! Komm, du mädchenhaftes Wesen! Du sinnst nicht auf Rache, wie jene

zürnende Göttin!“ Er umſchlang und küßte Emilien recht herzlich.

„Ich frage, ob Sie gehen wollen, Steinach!“ ſagte Luiſe. Sie glühte heftig, und warf jetzt einen Blick nach Beiden herüber, vor welchem Emilie erſchrak.

„Blauäugige wilde Taube, ſagte Steinach wehmüthig, und kniete den Blitzſtrahlen ihrer Augen gegenüber ins Zimmer: Verzeih nur dieß eine, letztemal dem armen Steinach, der ja doch im kaumverrauſchten Momente ſeliger war als je! O Luiſe, ſeyn Sie nicht härter als ein Mann!“

„Gehen Sie jetzt, beſter Steinach!“ ſagte die beſorgte Emilie zärtlich. Er ſtand auf, und Luiſe ging ſchon raſch nach der Thüre, indem ſie mit ungewöhnlich ernſter Miene zu Emilien ſagte: „Ich wünſchte, du gingſt mit mir in den Garten, wenn du nämlich magſt. Oder, willſt du lieber bei ihm bleiben!“

Aber die Ankunft der beiden alten Herren hielt die Mädchen noch zurück. „Bleibt nur hier, ſagte der Miniſter an der Thüre: Ihr dürft es auch hören, was uns hieher führt. Mein guter Vetter, Sie kommen mir heute wie ein hülfreicher Engel zum Troſte. Wir alle kennen die Idee meiner Frau, unſere Ida mit dem Präſidenten von Pölten zu verheirathen. Bis heute war nur im Innern der Familie die Rede von der Sache, und ſelbſt der Präſident hat nur insgeheim der Mutter Er-

öffnungen gemacht, ohne ſich noch förmlich zu erklären. Allein ſo eben finde ich meine Tochter in Thränen und mit gefalteten Händen in ihrem Zimmer. Auf einer Frühpromenade mit der Prinzeſſin hat nämlich die Hofdame einige Worte über die neue Verbindung fallen laſſen; bei ihrer Nachhauskunft hat Ida den Morgenbeſuch des faden Warnecks und endlich den des Präſidenten ſelbſt aushalten müſſen; und ſo ſitzt vorhin das arme Mädchen in der übelſten Laune von der Welt, erſchrickt vor meiner Ankunft, und geräth in ſichtbare Angſt, als ich ihr des Präſidenten Beſuch zum erſtenmal mit einiger Beziehung bemerklich mache. Dazu kommt gerade die Mutter, welche Pöltens Namen nennen hört, Ida's Thränen bei dieſer Veranlaſſung ſogleich mißbilligt, und der Tochter allerlei zu Gemüthe führt: — ſie kenne die Wünſche ihrer Aeltern; der Gehorſam gegen dieſe und die Regeln der geſunden Vernunft ſeyen bei ihrem Entſchluſſe beſſere Leiter, als eine bloße jugendliche Zuneigung oder Gleichgültigkeit des Herzens; Pölten ſey ein braver Mann, ſeine Familie eine der erſten im Lande, ſeine Güter groß und unverſchuldet, ſeine Geſtalt und ſein Betragen ernſt, aber angenehm, ſeine Ausſicht zum Miniſter, bei Landſteins Alter, gewiß: kurz, Sie wiſſen ja, wie lebhaft meine Sophie über die ganze Sache denkt."

„Möge doch meine Tante dieſen Zwang niemals bereuen!“ rief hier Luiſe mit Heftigkeit, indem ſie Emilien an ſich zog und das Zimmer ſchnell mit ihr verließ.

„Herr Bruder! ſagte der General mit einem rührenden Lächeln: Wo gibt es wohl Aeltern, die beſſere Töchter haben, und doch in dieſem Punkte unglücklicher ſind, als du und ich!“

„Ich läugne nicht, fuhr Jener fort, daß auch ich anfänglich der Mutter beipflichtete. Ida ſelbſt that nur die bloße Frage, ob ſie ihre Aeltern ſo früh verlaſſen ſolle? Wir verneinten dieß. Denn nach unſerm Plane wollen wir Eine Familie ausmachen. Mein verlorner Sohn kehrt nicht zurück. Ich bin alt geworden, und der Kummer über den Verluſt des Geliebten hat meine Stirne früh mit Runzeln gezeichnet. Auch Sophie ſehnt ſich nach Ruhe. Und wo könnten wir dieſe finden, als in der beſtändigen Vereinigung mit unſrer Ida, von der wir die Pflege unſers Alters erwarten? Selbſt die von dieſer Verbindung abhängende Sorge für ihre Mutter berührte ich, da alle Güter mit meinem Tode dem Fürſten heim fallen. Das Mädchen gerieth in Angſt und erklärte, ſie wolle unbedingt gehorchen, und bitte nur noch um eine Woche Zeit zu ihrem Entſchluß. Allein die Mutter äußerte, es ſey unſchicklich, mit einer Mutter von Bedenkzeit zu reden, beſonders wenn es auf eine Sache ankomme, wobei die Wahl für ein vernünftiges

Kind nicht ſchwer ſey. Ihre Mutter verlange keinen blinden Gehorſam, ſie ſey keine Tyrannin. Das arme Mädchen erblaßte über dieſe noch nie gehörten Reden, wollte ſogleich ihr Jawort geben, und warf ſich in Thränen zerfließend der ſtrengen Mutter ans Herz. Im Innern erſchüttert, befahl ich jetzt, ſogleich von der Sache abzubrechen, da meine Tochter immer ein freies Weib bleiben ſolle, der Präſident auch weder ihr ſelbſt, noch uns bis dieſen Augenblick einen ordentlichen Antrag gemacht habe. Aber alle meine Beruhigungsgründe und Zuſicherungen ihrer vollkommnen Willensfreiheit konnten die Gemüthsbewegung der zitternden Ida nicht ſtillen. Sie klagte ſich ſelbſt des Ungehorſams an, den doch ihr ſanftes Herz nie kannte! Ich habe nun mit einiger Haſt die Weiber getrennt. Sie, lieber Steinach, kennen Beide, und ſind der Liebling meiner Frau. Gehen Sie zu Sophien, oder rathen Sie mir!"

Steinach beſann ſich lange. „Ich gehe nicht zu ihr, ſagte er dann, weil ich wenige Beiſpiele kenne, daß ein Weib von feſtem Charakter jemals einen ſo theuern Lieblingsplan freiwillig aufgegeben hätte, und weil außerdem hier jeder Dritte das ehrwürdige Zutrauen in der Familie nothwendig einigermaßen ſtören müßte. Mein Rath iſt dieſer. Sie verlangen von Mutter und Tochter, daß niemand binnen acht Tagen die Materie berühre, und auch dann nicht, ohne die erſte Veranlaſſung dazu

von Ihnen selbst. Da übrigens doch einmal eine Art von Spannung zwischen beiden Damen existirt, die sich bis dahin leider nicht aufheben läßt, so bitten Sie zugleich Ida'n insgeheim, daß sie ihrem Vater nach Verlauf dieser von ihr verlangten Zeit ein volles, geheimes kindliches Vertrauen schenke. Sie wird vielleicht schon heute oder morgen hierzu geneigt seyn; ja ihre Sanftheit und grenzenlose Liebe bürgen mir fast dafür. Aber gewiß hatte sie wichtige Gründe für ihr heutiges Benehmen; denn ich selbst weiß, daß sie den Präsidenten sehr hoch schätzt."

„Am besten [illegible]ir geben sogleich den ganzen Plan auf, sagte der Min[illegible]: Ich sehe zu deutlich, daß sie ihn nicht liebt. Die Mutter muß durch einen Machtspruch zur Ruhe gebracht werden."

„Wozu dieß, ohne Noth? versetzte Steinach: Ida's Herz soll nicht bedrängt werden. Man gewähre ihr Ruhe, um es selbst zu prüfen, und wir werden das Resultat eines vernünftigen Frauenzimmers erwarten dürfen."

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, sagte der General: Was können wir bei Ida's Bildung und Charakter zu besorgen haben!"

„Wohl! beschloß Hohenblat: Ich will Ihnen folgen. Aber bereden Sie doch meine Tochter dazu, daß sie jetzt mit Ihnen zur Gräfin Wallenberg geht. Denn

die Prinzeſſin, welche dieſe zweideutige Geſellſchaft aus Zwang auch beſuchen muß, hat ſchon zum andernmal nach ihr geſchickt."

Steinach ging zu ſeiner Muhme, und fand ſie noch in Thränen. Sie ſchien ſein Mitwiſſen zu ahnden. „O Steinach, rief ſie, ich wollte, Sie könnten den Aufruhr ſehen, in dem mein verlornes Herz herumwogt! Ach, ich verdiene die Großmuth meiner Aelterr. nicht!"

„Gutes Mädchen! ſagte er: Es gibt keine tiefer fühlende Seele, keinen zärtlicheren Freund für Sie, als Ihren edlen Vater! — Aber laſſen Sie uns zur Gräfin gehen."

Sie blickte ihn ſchweigend an, drückte auf einmal freundlich und innig ſeine Hand ans Herz, als hätte ſie Troſt in ſeinen Worten gefunden, und bereitete ſich dann, ihn zu begleiten.

Unter dem kühlen Laubdach einer großen prächtigen Lindengruppe verſammelte ſich jetzt eine zahlreiche Geſellſchaft. Die Gräfin wollte ein muſikaliſches Dejeuner im Freien geben. Der Fürſt liebte das Freie und bewunderte gern ihren Geſang, der von herrlichem Umfange, vorzüglicher Reinheit, und wirklich bewundernswürdig war.

Dort schlich schon seit einiger Zeit Warnek mit seinem Freunde Wallenberg gähnend umher. „Verdammtes Leben hier! sagte Warnek: Ich reise noch aus Desperation in ein Bad, oder heirathe gar. Erst schreien sie alle nach der lieben Natur; ich werde es erleben, daß man die Rhombretische im ganzen Schlosse zerschlägt. Und nun sind sie gar hinter die Kunst gerathen, und überall am Hofe muß man von den Malern sprechen hören. Die Wichte geniren mich im höchsten Grade mit ihren groben Anmerkungen. Ich mußte gestern meinen ganzen Witz zusammen nehmen, um die Ekel nach Würden abzutrumpfen. Und was wirds am Ende seyn, als reisende Schmierer, Sonderlinge! Und Fürst, Minister, General und der einfältige Steinach werden sich lächerlich machen, weil sie mit diesen erbärmlichen Nichtsnutzern unsere Gesellschaften verderben. Aber man muß sich einmal mit der Misere schleppen, weil sie Mode geworden ist. Nein, Wallenberg, wir gedeihen hier nicht!“

„Eigentlich, sagte Wallenberg, hätt' ich mir die Maler doch weit dummer vorgestellt. Dem artigen Fink redet meine Frau sehr das Wort; sie spricht, er sey ihr Liebling. Wenn ich nur erst wüßte, wer die Menschen wären! Aber sage mir, wie stehst du mit der schönen Hohenblat?“

„Hm! meinte Jener, ich dächte, wenn ich mich decouvrirte! — Nur hält der alte Schulmeister, der Pölten,

ſie noch zu warm. Ich glaube mit der Landſtein ging es eher, ſobald nur deine Frau mir ein gutes Wort ablegen wollte; — und beim Teufel, ich muß bald ein reiches Weib haben, ſollte es auch der weibliche Teufel, die Hochſtein, werden.“

Der Graf zuckte die Achſeln, und meinte dann, mit der Landſtein könnte es doch wohl gehen, und ſeine Frau werde ſich der Sache annehmen, ſobald Warneck ihr insgeheim verſpreche, gleich nach dem Abſchluß dieſer Verbindung ſeinen Dienſt und den Hof zu verlaſſen. Der Miniſter Landſtein ſey, nach einem kürzlich ereigneten Vorfall, außer Stande ſich länger zu halten; aber bei Gelegenheit einer ſchicklichen Verheirathung ſeiner Tochter könne für ihn ſelbſt und für Warnecken noch gar manches Gute mit eingehandelt werden. Wallenberg, der ſich ſeit einigen Jahren hier für einen ruſſiſchen Grafen gab, machte aus den Verhältniſſen ſeiner Frau am hieſigen Hofe kein Geheimniß gegen ſeinen Freund. Dieſer ſchien übrigens wohl zu der vorgeſchlagenen Verbindung geneigt, wollte ſich aber keineswegs zur Entfernung vom Hofe entſchließen.

Vom geheimen Sekretär des Fürſten, der eben vorüberſpazierte, hofften die beiden Konſorten mehr über die Maier zu hören. Aber Herr Züger, der ſonſt ziemlich viel vom Fürſten erfuhr, und es gern mittheilte, äußerte nur, es ſtecke etwas Beſonderes hinter den

Malern; der Fürſt intereſſire ſich ſehr für ſie; der Name Meirenfels ſolle erdichtet, und dieſer ein Mann von hohem Range ſeyn; — nach Einigen ein reicher Emigrant, der die übrigen beiden um Gottes Willen ernähre und mit ſich im Lande herumführe. Geſtern habe man den Fürſten in ganz ungewöhnlicher Kleidung aus der Gegend des großen Sees kommen ſehen, von dem die Wohnung der Maler nicht weit entfernt ſey; der Kammerdiener ziehe die Achſeln über jede Frage. Einige muthmaßten gar auf einen weitläuftigen Verwandten des Fürſten.

„Halt! ſagte Warnek: Ich werde das Ding erfahren. Die Hofgärtnerstochter wird und muß es alles gründlich wiſſen.“

„Ha, du kennſt ſie? fiel Wallenberg ein: Tant pis pour elle! Aber zu ſpät! Denn ſeyen ſeit mehr als acht Tagen iſt ſie ſo gut als mein! Für dießmal werden der Herr Bruder abfahren!“

„Sachte, ſachte! rief der Major: Was gilt die Wette, ehe drei Tage vergehen, bin ich mit ihr zu Rande! Aber, welcher köſtliche Witzen!“

Man ging die abſcheulichſte Wette ein, die jemals das Laſter über den Tod der Unſchuld ſchloß. Züger lächelte ungläubig dabei.

„Doch nicht ſelbſt in unſere kleine Zielſcheibe ver-

ſchoſſen, Herr Sekretär?" fragte Warnek mit einem vornehmen Lächeln.

„Behüte! ſagte der Sekretär mit ironiſcher Demuth: Die Maler werden ihre Wirthin ſchon zu decken wiſſen!"

„Schon wieder die verdammten Maler!" rief Warnek. Sein Freund ſprang jetzt nach den ankommenden Herrſchaften, und Züger ging beiſeite, als der Major den Kopf zurückwarf, weil die Oberhofmeiſterin mit der Landſtein herzutrat; beide hatten das Wort „Maler" gehört.

Aber die ältliche Dame beſchloß, den Sekretär vor ſeiner Entlaſſung zu benutzen, und that ihm eine verbindliche Frage über ſein Wohlbefinden.

„Fräulein Landſtein hat eine ſüperbe Toilette gemacht!" rief der Major entzückt dazwiſchen.

„Für Herrn von Warnek!" ſagte das Fräulein mit edlem Stolz, und lächelte ſchnöde zum Himmel auf, wie es der Tochter des regierenden Miniſters geziemte.

Warnek faßte aber ihre Rede beim Wort, und ſagte: „O der dreimal glückliche Warnek!"

„Stille nur! bat die Oberhofmeiſterin, der es um wichtigere Sachen zu thun war: Bringen Sie den Strom ſeiner Artigkeit nicht in den Lauf. Man ſage was man will, Warnek iſt unſer galanteſter Herr am Hofe. Er küßte die ehrwürdige Rechte mit ſeligem Lächeln.

„Hoffentlich doch nach mir, meine gnädige Frau,“ rief ein herzutretender Kammerherr, und bückte sich zärtlich und tief über die vazirende Linke.

„Wenigstens dem Kammerherrn unbeschadet! sagte die Sieggewohnte, und fuhr fort auf ihr Thema zu kommen, indem sie sich an den wartenden Jäger wandte: Wir sprachen eben vom Maler Brixenfels. Haben Sie auch schon von dem gestrigen sonderbaren Gerede gehört?“

„Weiter nichts, Ihre Excellenz, sagte der voreilige Jäger, als, was ich so eben dem Herrn Major mitgetheilt habe, — daß —“

„Wohl!“ sagte die Oberhofmeisterin mit jener gnädigen Kopfneigung, wodurch man im Audienzzimmer gegen vornehme Supplikanten den Absolutionssatz: „Gehe hin in Frieden!“ ausdrückt. Sie wandte sich langsam nach Warnecken um.

„Die Menschen sollen einen erstaunlichen Aufwand machen, wie mir die alte Zehlein gestanden hat,“ sagte die hitzige Landstein zum Sekretär, welcher aber aus Rache zerstreut nach der Uhr sah, und, ohne sich zu ihnen umzukehren, seine Promenade bereits fortsetzte.

„Die Sache verhält sich so!“ hob Warneck mit zufriedener Miene an, indem er die Damen einen seitwärts leitenden Blick sehen ließ; denn der Fürst und die Gräfin nahten eben mit Finken, an dessen jugendlicher Lust und Leichtigkeit die letztere ein sichtbares Wohlgefallen fand.

Das Dejeuner war glänzend und geſchmackvoll; jeder Genuß pikant, jede Erfriſchung eine ſeltne Koſtbarkeit. Symphonieen rauſchten aus duftendem Roſengeſträuch hervor, und ländliche Geſänge wechſelten mit leichten Tänzen ab. Das volle üppige Leben rauſchte in ſeinen ſchönſten Akkorden durch den Kreis. Nur die Prinzeſſin war heute ungewöhnlich ernſt.

Die Gräfin ließ ſich nicht lange zum Singen bitten; ſie gab ihnen eine große italieniſche Arie, die mit äußerſter Präziſion vorgetragen, und vollkommen gut begleitet ward. Der Text drückte das blöde Liebesgeſtändniß eines Mädchens aus. Unſre Maler ſtellten ſich ziemlich weit von ihr, und jeder fand ſich durch die Schönheit des Geſanges und durch die reinweiblichen ſüßen Töne der Stimme innig und wunderbar gerührt. Ihr leichtes Gewand ſchmiegte ſich wie eine weiße Dufthülle um die ſchöngeſtalteten Glieder.

Nachdem die verdienten großen Lobſprüche zu Ende waren, welche jeder Mund mit Herzlichkeit ausſprach, ſangen auch einige andere Frauen allerlei Kleinigkeiten, und zuletzt nahm man die bloße Inſtrumentalmuſik wieder vor. Steinach ging zu ſeinen Freunden, welche ſich von neuem in die Ferne geſtellt hatten. „Nun, was ſprecht ihr über die Gräfin?“ fragte er.

„Das göttliche Weib!“ rief Fink aus, der ſich ganz bezaubert fühlte, ſo oft ihr Auge ihn anlächelte.

„Ruhig! sagte der strenge Steinach: Habt ihr sie wohl betrachtet, als sie die wollüstigen Laute des immer wiederkehrenden „mio caro" zum letztenmal so sterbend hervorseufzte? Es war, als ob eine ganze Sündenwelt sich in den schwarzen flammenden Augen malte! Unwillkührlich schloß ich meinen Blick, und da hörte ich selbst die reine Stimme unstet in ihrer Brust herumwanken, wie einen unwilligen Fremdling, der im Hause des Lasters verschlossen ist."

„Du fortchst vermessen, und gegen alle Duldung! meinte Fink: Wir kennen leider einmal ihr Verhältniß zum Fürsten. Auch ist es wahr, daß sie sich heute recht für die Ungezogenheit Anderer angezogen hat, um uns eben alle unwiderstehlich anzuziehen. Auch fühlen wir selbst tief genug jene einladenden Blicke, die zuweilen aus dem Wasser ihrer dunkeln Augen zucken; jene süßen leisen Winke zum geheimen Gastmahle der Zeitlichkeit, die ein begehrendes volles Herz oft nicht länger zu verschließen vermag, die aber nur dem Geweihten erkennbar, dem Gemeinen verborgen sind. Allein ich liebe dieß an ihr. Laßt sie doch, sie ist redlich, und ihre Seufzer, ihre Blicke und die schmachtenden Lippen sagen es, daß sie liebt. Sie liebt nicht Einen, sondern mich, — euch, — das Geschlecht, dem sie sich durch eignen Genuß dankbar vermählt fühlen muß! Ihre Schuld gewinnt durch

Größe und Offenheit wieder eine Art von Unschuld, oder doch eine gewisse Naivetät, die mich im Herzen rührt."

„Nein, Steinach hat Recht; sagte Schweizer: ich liebe sie nicht. Ein unreiner Geist vermag uns keinen reinen und vollständigen Kunstgenuß zu bereiten."

„Und warum wollt ihr euch, fuhr Fink fort, bei dem klaren himmlischen Gesange, wie Sklaven, von den Gedanken an ihre Schuld binden lassen! Auch zeigt sie euch ja in ihrem Blicke während sie singt, keine andern Hörner ihres elenden Mannes, als höchstens die moralischen; und, mit eurer Erlaubniß, laßt mich doch einen Ehemann auf dieser Erde sehen, der nicht wenigstens tausend platonische Hörner trüge!"

„Ein solcher, sagte Brixenfels, wird freilich wohl schwer zu finden seyn, so lange nicht die Obrigkeit alle reizenden Männergestalten, den gesammten Mondschein, die süßen Träume, und jene schönen heißen Sommernächte verbietet, welche dem Schlafe junger Frauen in der Einsamkeit so gefährlich sind. Uebrigens muß gewiß auch der Strengste von solchen lieblichen Tönen, wie die Gräfin aushauchte, sich entzückt fühlen. Aber auch ich wünschte dieser wollüstigen Sängerin, was Steinach ihr zu wünschen scheint, — aber was eigentlich? — Nun ja, ich wünschte, daß die Götter sie, wie einst die unglückliche Echo, die aus Liebe zum Narziß ins Reich der Töne hinüberstarben, und bis auf ihre Stimme verschwinden mußte, — gnädig von allem

Körper und Sinn ganz entfesselten, so, daß uns von ihrem Leben nur das Einzigreine, ihr süßer Gesang, zurückbliebe! Dann erst könnten wir den Silberklang ihrer geläuterten Erscheinung liebend anbeten. Und ach! Selbst im Tonleben der armen Echo muß sich uns ja immer noch das treffende Bild eines Weibes aufstellen, welches dem flatternden Sturme des Wechsels schon auf ewig hingegeben ward! Ist nicht jene Unglückliche dazu verdammt, in jedem, auch dem gemeinsten Tone die Stimme ihres verlornen zu errathen und begierig nachzuahmen? Ihre Brust sehnt sich freilich nach Etwas, das für sie dahin ist; — und doch muß sie auch dem Schändlichsten bereitwillige Antwort entgegenhallen! Nein, Freund, ich wünschte diese Sängerin zum schuldlosen Kinde zu verjüngen, dann solltest du sie, und eine Gräfin Wallenberg, und einen Kastraten eine und dieselbe Melodie singen hören, und hinter dem Vorhange rathen und dein Urtheil darüber abfassen! Glaube mir, es ist kein leeres Gewäsch, daß schöne Natur und Reinheit des Herzens sich in jeder Kunstäußerung offenbaren und wahrhaft aussprechen!"

„Alle meine Genüsse wollt ihr mir verleiden! sagte Fink: Ihr werdet nicht ruhen, bis ich Kordelien nachreise, und mit der Geliebten nach Indien oder Abyssinien ziehe, um die verdrückte erste Quelle der Menschheit dort wieder

zu ſuchen, und zu faſſen, und ihr Silber mit friſchen Blumen zu umpflanzen!“

Die Dazwiſchenkunft des Fürſten unterbrach ihr Geſpräch. Er und die Gräfin ſchienen es heute ganz darauf anzulegen, unſere Maler durch Wohlthun und Genüſſe aller Art auf immer zu feſſeln. Jetzt, da alle Damen tanzten, und Schweizer, Fink und Steinach auf die Einladung der Gräfin ebenfalls mit der bunten Reihe fortflogen, zog der Fürſt Brixenfelſen auf die Seite, wünſchte in einer Art von feierlicher Anrede ſich und ſeinem Sommerſchloſſe zur Anweſenheit unſrer drei Freunde Glück, und hieß die Künſtler, indem er dem vornehmſten unter ihnen die Hand drückte, mit einer ächtdeutſchen Biederkeit willkommen, die dem Maler innig wohl that.

Dann kamen ſie auf die Kunſt zu reden, wobei der Fürſt ſich als einen ſehr warmen Freund und gebildeten Kenner zeigte. Er beklagte, daß es nicht möglich ſey, ein jedes große Kunſtwerk ins allgemeine Eigenthum der Welt zu bringen, die doch auf alle Meiſterſtücke in jeder Kunſtart gleiche Anſprüche haben müſſe, ſobald ſie nämlich dagegen auch die Anſprüche des Künſtlers an ihre allgemeine Dankbarkeit befriedige; wozu aber leider bis jetzt nur ſehr unvollkommne und beſchränkte Vorrichtungen getroffen ſeyen.

„Gewiß iſts, ſagte Brixenfels, daß bei einer ſolchen

allgemeinen Anſtalt, die ſich allerdings denken läßt, die Welt, ja ſchon eine einzelne Nation, in gewiſſem Sinn allmächtig ſeyn würde, da hingegen dem Privatmann, und ſelbſt dem mächtigen Fürſten, hier immer allzuenge Grenzen vorgezeichnet ſind. Ein Glück aber iſts, daß der ächte Sohn der Kunſt nur aus Liebe zur Muſe ſingt. Er denkt des Lohnes nicht, und während ſeiner Kunſtſchöpfung haben ihm ſchon die Himmliſchen jenen Lohn gereicht, den keine Welt zu geben vermag. So hat freilich bisher oft einzig die Muſe ſelbſt das Werk belohnen müſſen, was die Welt vergaß. Man hätte übrigens ſchon ſehr viel gewonnen, wenn man nur bewirken könnte, daß nirgends ein Kunſtgenie unterdrückt würde; daß dieſes himmliſche Phänomen, das in allen Zeitaltern der Welt nur als eine Seltenheit erſcheint, niemals unbeachtet unterginge; und wenn man dafür ſorgen wollte, daß es dem Kunſtgenie, während der eigentlichen Lehrjahre, weder an Brod noch Lehre fehlte. Denn die Kunſt verlangt gar nicht, im Ueberfluſſe zu leben. Ueberfluß iſt dem Kunſtfleiß offenbar nachtheiliger als eine ſorgenvolle, beſchränkte Exiſtenz. So ſchwer es nun aber auch iſt, der Welt über den wirklichen Nutzen der Kunſt die Augen zu öffnen, ſo unermüdet muß doch jeder gebildete Menſch nach dieſem großen Zwecke ſtreben; und ich ſelbſt, gnädigſter Herr, geſtehe offenherzig, daß ich ſchon längſt einen Plan im Herzen trage,

der etwas unsrer gegenwärtigen Idee ähnliches zur Tendenz hat."

Der Fürst war begierig auf einen solchen Plan, und ließ sich von dem Maler ausdrücklich versprechen, daß er denselben bald vollenden und mittheilen wolle. Bei dieser Gelegenheit wiederholte er gegen Prirenfelsen den Antrag, welchen er bereits Schweizern gemacht hatte. „Da Sie schon lange gereist sind, sagte er, so kann ich Ihnen meine Residenz mit gutem Gewissen zum beständigen Aufenthaltsort empfehlen. Ich habe mich längst nach einer solchen Gesellschaft gesehnt, wie Sie und Ihre beiden Freunde gewähren." Er erbot sich in sehr verbindlichen Ausdrücken, die drei Freunde in seine Dienste zu nehmen, für das Nothwendige ihres Lebens auf immer zu sorgen, und es ihnen dabei, so lange er lebe, nicht an Arbeit mangeln zu lassen. Auch werde er zu der Realisirung des gedachten Planes gern eifrig mitwirken, so weit seine Kräfte reichten, weil es von jeher sein Wunsch gewesen sey, etwas Großes für die Kunst zu thun.

Melodisch klangen die letzten Worte im Ohr unsers Malers, denn sie schienen treu und ernstlich gemeint, und kamen aus dem Mund eines sehr reichen Fürsten, von dessen hohem Sinne für Schönheit und Kunst das elisische Sabinium laut genug zeugte. Prirenfels faßte die Fürstenhand mit einer Art von Inbrunst, und pries sich

glücklich wegen der Eröffnung dieser reizenden Aussicht für seinen Kunstplan. Aber er lehnte das Anerbieten zu einem festgesetzten Dienstgehalt, zwar mit dankbarer Rührung, doch ziemlich bestimmt ab, und bat dagegen um Erlaubniß, das ganze künftige Jahr als Privatmann in der Residenz zubringen zu dürfen, welcher Aufenthalt ohnehin nöthig seyn werde, sobald der Fürst etwas für den Kunstplan zu thun beschließe.

„Wie kommt es doch, sagte der Fürst, daß die meisten großen Künstler gewöhnlich jeden, auch den leisesten und angenehmsten, Dienstverband so sehr scheuen? Ist ihnen etwa die Freiheit in dieser Rücksicht unentbehrlicher als andern Menschen?“

„Eigentlich wohl! erwiederte Brirenfels; doch dürfte die ganze Voraussetzung nicht bei allen Künstlern als Regel anzunehmen seyn. Auch kann und muß ja die wahre Freiheit des Menschen bei allen Dienstverhältnissen immer fortbestehen. Selbst ich für meine Person fühle in diesem Augenblick eine aufrichtige Neigung, mich dem Dienste eines so edeln Fürsten ganz hinzugeben. Allein um freimüthig zu reden, gnädigster Herr: mir graut vor mancher bittern Empfindung, vor der Verzichtleistung auf manche Freude; und hievon liegt freilich die Ursache zum Theil in meinem Stand, in mir selbst, und in meiner Einrichtung für die Zukunft.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz; sagte der Fürst theilnehmend, und fuhr mit lebhafter Wärme fort: aber bei Gott, ich fühle den Werth eines ächten Künstlers und seines Umgangs tief und warm im Herzen! Sie sollen keine Sorgen haben. Sie und Ihre Freunde sollen in meinem Schlosse wohnen, mit mir essen und trinken. Ich will keines Vergnügens achten, an dem nicht meine Freunde mit mir gleichen Theil nehmen, — oder glauben Sie nicht, daß ich das alles halten kann und werde?"

„Ich würde Ihre ächtfürstliche Zusage beim Worte fassen, gnädigster Herr! versetzte der Maler: Uebrigens meinte ich vorhin zwar nicht gerade jene höchsten Erholungszirkel und Vergnügungen des Hofes, aber doch jenen innigen und freundschaftlichen Umgang mit Eurer Durchlaucht eigner Person, welchen der Fürst leider einem Manne meines Standes, ohne gewaltsame Motionen zu bewirken, nur höchstens so lange als dieser ein Fremder ist gewähren kann; und wobei vorzüglich mir sich jeden Augenblick ängstliche und niederschlagende Empfindungen aufdrängen würden, sobald ich als Diener in einem gewissen Range stände; selbst wenn ich das Glück hätte, mich Ihrer besondern Freundschaft würdig zu machen. Ist es denn dem Künstler, der sich einmal durch saure Anstrengungen zur Unabhängigkeit emporgeschwungen hat, so sehr zu verdenken, daß er lieber seine Freiheit zu behaupten suchen, und da, wo ihm die Mei-

nung entgegen tritt, ihr mit ſtolzer Freiwilligkeit lachend vorübergehen, als durch gewiſſe Verbindlichkeiten gefeſſelt, ſich unter ihr thörichtes Geſetz beugen will?"

„Dabei muß ich Ihnen aber erklären, ſagte der Fürſt, daß Sie alles, was in dieſer Rückſicht irgendwo bis jetzt hat geſchehen können, an meinem Hofe wirklich realiſirt finden würden. Genug, ich halte redlich was ich verſprach! Aber noch niemals iſt es mir ſo hart aufgefallen, — o, man hätte es mir in meiner frühen Jugend ſagen ſollen! — wie ſo gar nichts ſich für die Schlechtigkeit anführen läßt: daß die Welt oft einen beſſeren Menſchen dem ſchlimmern in jeder äußern Rückſicht nachſetzt! Und ſoll denn dieſe elende Meinung ewig dem Fürſten ſeine liebſten Lehrer und Freunde rauben?"

„Sie kann dieß nicht immer, antwortete Brixenfels, weil ſie, wie geſagt, nur einen beſtimmten Theil von Gelehrten und Künſtlern drückt, und dieſem unerträglich iſt. Was aber mich ſelbſt betrifft, ſo liegt der beſondere Grund zu meiner jetzigen Verfahrungsart nur in dem einzigen Umſtande, daß ich gegenwärtig damit umgehe, ein Weib zu nehmen."

Der Fürſt ſah ihn mit groſſen Augen an, und ſchien ſich auf die verſchiedenen Gerüchte von ſeiner Standesverläugnung zu beſinnen.

„Ueber das Heirathen der Künſtler, fuhr der Maler fort, wäre zwar viel zu ſagen. Vorausgeſetzt aber,

daß ein Künſtler ſeinem Weibe mit Ueberlegung und aus Liebe ſich verbindet, darf ich behaupten, daß er liberaler und inniger liebt als ein anderer Menſch; daß ihm alle Lebensgenüſſe und Freuden an der Hand der Geliebten doppelt werth ſind. Und hier, gnädigſter Fürſt —"

„Schonen Sie mich nicht! rief der Fürſt ſeufzend: Wir kommen gar in die Materie von den fürſtlichen Abendzirkeln, und von der Tafelfähigkeit der Frauen! Gewiß, jeder brave Mann ſollte einer Geſellſchaft, die ihm durch die Ausſchließung ſeiner geliebten Gattin eine Geringſchätzung zeigt, den Rücken weiſen! Das würde vielleicht helfen, und die Fürſten würden ihre Fürſtinnen, gegen die ſie gerade in dieſem einzigen Punkte zu nachſichtig, in allen andern tranniſch genug ſind, ſehr bald zu beherrſchen wiſſen, ja zuweilen beherrſchen müſſen. An dem Zanke zwiſchen den Ständen überhaupt ſind zwar auch größtentheils nur die Fürſten in Perſon Schuld; denn welchem unter ihnen iſt wohl jemals ein braver Mann, ja, wie höchſtſelten iſt ſogar ein abgeſchmackter Hochmüthiger darüber aus dem Dienſte gelaufen, daß Einer von ungleichem Stand und gleichem Werth auch im Aeußern gleiche Ehre mit ihm genoſſen? Immer haben die Fürſten ſich nur durch alberne Vorſpieglungen, durch eigne Vorurtheile und Mangel an Energie von ihrer Pflicht abhalten laſſen. Indeſſen hat freilich die Sache noch zu vielerlei andere Schwierigkei-

ten gefunden; auch ist doch wenigstens in dieser Rücksicht schon einiges wirklich Gute geschehen, wobei ich mein eignes Beispiel mit ruhigem Gewissen anführen darf."

„Ich wäre vielmehr geneigt, fiel Brixenfels ein, diese Sache an sich selbst nur als eine sonderbare, aber zur besten Welt gehörige Einrichtung zu betrachten, über die man heut zu Tage lieber schweigen sollte, bei der noch dazu der löbliche Bürgerstand die größte Schuld trägt, und die mich überhaupt in der großen Welt weit weniger genirt hat, als zum Beispiel Kaufmanns-, Militair-, Bauern- oder Gelehrtenstolz. Ich gestehe sogar, daß ich oft dem sogenannten Adelstolze mich freiwillig ausgesetzt, und ihn mit einer Art von Lust anerkannt habe, wovon freilich der Grund einzig in der Ueberzeugung liegt, daß der Adel, wenn auch nur der höhere, sich von jeher unsterbliche Verdienste um die Kunst erworben hat, und bis jetzt unter allen Ständen am meisten die Künstler schätzt und hebt. Allein die Sache mit den Frauen, die nach Ihrer Durchlaucht Meinung nur den Fürstinnen zur Last fallen soll, halte ich mit Ihnen für eine wirkliche Unverzeihlichkeit, und die größten Staatsdiener haben dieß schon mehrmals öffentlich gesagt. Mit den Männern macht man an allen Höfen die schönsten, herzerhebendsten Ausnahmen; die Frauen verstößt man unerbittlich. Womit hat denn dieses liebe Geschlecht, welches doch zehnmal größere Ansprüche auf Fein-

heit und Bildung im Gesellschaftlichen machen darf als wir, eine so unmenschliche Härte verdient? — Soll nicht der zärtliche Gatte jedes Gastmal, jedes Vergnügen hassen, von welchem sein Weib auf immer, und bloß aus der elenden Ursache ausgeschlossen bleibt: weil sie das Weib, oder gar nur die Tochter eines Bürgers ist, und als solche den sonderbaren Haß der Frauen in der höhern Potenz nun einmal tragen muß?"

„Das war es eben, sagte der Fürst leidenschaftlich, worauf ich nun kommen wollte. Gibt es wohl eine ärgerlichere Empfindung als diese? Das Empörende dabei liegt gerade in den verschiedenen Potenzen. - Aus Geschlechtshaß erpicht man sich darauf, bei dieser Ungerechtigkeit auch noch inkonsequent zu seyn. Warum dünkt sich die Fürstin, die nur Gattin ist, besser als ihr Mann, der doch Regent ist, und der mit Bürgern seines und des andern Geschlechts friedlich ist und sich freut? Etwa aus Geschlechtsstolz? Nein, denn sie erniedrigt und beleidigt ja ihr eignes Geschlecht, indem sie der ganzen Bürgerklasse desselben zumuthet, sich für schlechter zu halten als das männliche dieser Klasse, mit dem sie selbst zu leben sich fast niemals weigert. Also sollen wohl gar die Weiber in den niedern Regionen geringer seyn, und oben im Fürstenstand anfangen besser zu werden als die Männer? Will denn niemand diese Ungereimtheit endlich einsehen?"

„O, die guten sanften Fürstinnen sind es ja niemals selbst!“ rief Brirenfels aus, dem es schon lange leid that, so weit gegangen zu seyn, weil nach dem öffentlichen Gerüchte die Gattin des Fürsten höchst liebenswürdig, aber stolz war, und von ihrem Gemahle getrennt lebte, worüber dieser noch zuweilen in Hitze gerieth.

Der Fürst warf einen ernsten Blick auf Warnecken und Wallenbergen, die in einiger Entfernung sich mit der Oberhofmeisterin unterredeten, und welche man öffentlich als die Störer einer vormals glücklichen Fürstenehe nannte. Dann begegnete sein Auge einem süßen Blicke der reizenden Gräfin. Still drückte er des Malers Hand, und seufzte. „Aber wir sind mit der Materie vom Adelstolz vorhin nicht zu Ende gekommen, sagte er: dort habe ich auch eine ganz andere Meinung als Sie, deren Erläuterung ich mir vorbehalte. Uebrigens gebe ich Sie mit diesem allen noch nicht von meinen Ansprüchen los. Erst wollen wir sehen was ich wirklich vermag.“

„Haben Sie etwas Gutes am hiesigen Park gefunden?“ fragte jetzt der Fürst, als die übrigen Maler und mehrere Personen herzutraten.

Die Maler machten seinem Geschmack eifrige Lobsprüche, sowohl über das Ganze der großen Gartenanlage, als über die Schönheit der Staffage durch die rei-

zenden Gestalten seines Hofes, wobei auch das malerische Studium des Menschen sehr gewinnen müsse.

„Ja, die Herren sind hier sehr gut, gnädigster Herr! sagte Warnek. Sie haben auch eine kleine artige Hauswirthin, deren Gesicht allerliebst aussieht.“

„Wer kennt sie nicht! erwiederte der Fürst: sie heißt Gundchen, und glüht in der frischesten Jugend. Ein gar liebes, unschuldiges Kind!“

„Ewig schade, meinte Wallenberg, daß das arme Mädchen nicht mehr Bildung hat!“

„Ja, und zuweilen so schnippische Antworten gibt, Herr Graf!“ setzte Fink schnell dazu.

Der Fürst lächelte und sagte: „Sie wird bei ihrer jetzigen Bildung vermuthlich am glücklichsten seyn. Wenigstens, bemerkte er gegen Warneken und den Grafen, bin ich gar nicht dafür, daß wir die Vollendung ihrer Bildung übernehmen.“

„Es ist ein Gesicht, — im allereigentlichsten Verstande wie gemalt!“ sagte Warnek mit einer wichtigen Kennermiene.

„Oder, berichtigte Brixenfels spitzig, eine treue Kopie ihres Gesichts würde ein schönes Gemälde seyn.“

„Auch gut! lachte der Major, und sah den Fürsten ironisch an: In verbis simus! sagte mein Hofmeister.“

„Behüte der Himmel, Warnek! rief ihm der Fürst zu, welcher nachgedacht hatte: Das hieß, Sie sollen nicht

sagen: ein schönes Gesicht sieht aus wie gemalt. Sondern: das ist ein vollkommnes Gemälde, welches aussieht wie ein schönes Gesicht. — Nicht so, lieber Brisenfels!"

„Vollkommen so meinte ich," erwiederte dieser.

Der Major besann sich. Aber als Fink, sein Erbfeind, sich leicht gegen ihn schwenkte, und lustig zu rezitiren anfing:

„Die höchste Kunst ist rar und klein,
Die schöne Natur ist klar und rein —"

fügte sich Warnek schnell. „Sehr richtig, gnädigster Herr! rief er: Vollkommen wahr! Ich war eigentlich, — — oder verstand im Grunde —.. ich hatte nur — mich nicht deutlich genug ausgedrückt."

„Au contraire, entschuldigte ihn der freundliche Fink: am Ende sind es auch in der That bloße Worte, Herr Obristwachtmeister. Ponamus, wir müßten sagen: Es ist Noth in Holland; und wir sagen: Holland ist in Noth, so beträgt der Unterschied keine Dreiersemmel. Schlimm genug, daß es wahr ist! Die Darstellungsart ist eine bloße Manier!"

„Lieber Fink, sagte der Fürst, man hat mir gestern etwas von Ihrer Arbeit gezeigt, was mir äußerst wohl gefiel. Es war ein satyrisches Stück —"

„Das iſt ganz ohne meinen Willen geſchehen, gnädigſter Herr! verſetzte Fink. Läugnen will ichs nicht, daß ich ein Freund von Strafruthen bin. Aber Jedermann weiß, wie ich höre, daß ich dergleichen nur im ſtrengſten Inkognito fertige. Ich habe verſchiedene heilſame Piecen für die Reſidenz bearbeiten müſſen. Uebrigens richtet mich der Beifall eines ſo großen Kunſtkenners ungemein auf, da meine Freunde mich immer darüber auszanken.“

„Wir ſind der Meinung, erläuterte Brirenfels, daß dergleichen Arbeiten zu ſehr von der höheren Kunſt abziehen, und zu leicht in gemeine Karrikaturſudelei ausarten. Auch würde unſer flüchtiger Kamerad ſich dadurch vollends ganz verflüchtigen, und uns ein ungenießbares, herzloſes Phlegma zurücklaſſen.“

„Gott bewahre! rief Fink. Im Grunde, gnädigſter Herr, thun ſie nur deswegen ſo toll, weil ſie Mangel an Abſatz für ihre ernſten Produkte fürchten, ſobald ich es zu einiger Vollkommenheit in der Satyre werde gebracht haben, die doch der Menſch ſo gern kauft, ſo lange ſie nur ihn ſelbſt und ſeine nächſten Blutsfreunde verſchont; et ma foi, elle l'attira toujours, puisqu'il ne s'attire jamais une Satyre. Aber, wenn England an Hogarth ſeinen ganzen Troſt, und Holland an Trooſt ſeinen ganzen Hogarth hatte, warum ſoll ſich Niemand des deutſchen Vaterlandes annehmen. Welcher pittoreske

Christ kann sich des Malens enthalten, wenn er einen kleinen dicken fetten Mann sieht, welcher Sporn und einen Degen trägt, und über eine empfangene Ohrfeige weint! Ein gutes sanftes komisches Bild ist ein Meisterstück. Alle Gegenstände eines solchen Bildes sprechen einander mit so gefälliger Reflexion an; das Ganze dünkt uns so frei und nothwendig wie die Theile, und entwickelt bei jedem Beschauer einen freundlichen Zug um den Mund! Schade nur, daß ich meine zwei besten Stücke nicht bei mir habe. Aber ich will sie wenigstens Ihrer Durchlaucht beschreiben. Das eine führt den Titel: Hektors Abschied, und ist auf ein Ehepaar gemacht, welches in einer der freundlichsten und ungebundensten Verbindungen lebte, und zwar bei Gelegenheit einer Reise, die der Mann um eine ferne Geliebte zu besuchen unternahm. Alles auf diesem Gemälde ist schön. Ein junger reizender Mann setzt sich mit seiner blühenden Gattin vor der Halle des Hauses, während ein hochherziger Diener die prächtigen Rosse bei den antiken Stufen hält. Hektors rechte Hand faßt das weiche Kinn der holden Gattin zu Bewerkstelligung des Abschiedskusses; die linke hält das Händchen seines lieblichen Kindes, ist aber über dem süßen Vergessen der ganzen Welt tief in die Fülle des Busens seiner schönen Amme gesunken, wo sie von dieser sanft verdeckt und angedrückt wird. Süßlächelnd schielt die Amme mit Vorsicht nach

ihrer reizenden Herrin; aber diese ist harmlos mit dem Abschiedskusse beschäftigt, und indem sie sich mit unbeschreiblicher Anmuth zu dessen Empfange neigt, wendet sie zugleich flehende Blicke nach der im nahen Garten aufgestellten Statüe eines Pan's, auf welche auch das liebe kleine Kind erfreut hinsieht, und ihr mit dem einen Händchen seinen herrlichen Blumenstrauß zeigt. Hinter diesem Pan wird eine Wade mit gesporntem Fuße von ungemeiner Schönheit sichtbar, und über dem Haupte des Gottes ragt statt des linken abgebrochnen Hörnchens eine Hand des wartenden Vice-Hektors mit Uniform empor, die den Finger drohend hebt, und die Welt darüber im Zweifel läßt, ob ihr Drohen der Mutter oder dem allzuaufmerksamen Kinde gilt, welches aus seinem Mantel den wohlbekannten Pan zu begrüßen scheint. Hier ist also, da auch alle Büsche in der gehörigen hoffnungsvollen Blüthe stehen, jedes Ding in der Regel. Nur über den Diener, als die einzige gemeine Seele, hat der Künstler, wie irgend ein Dichter bei ähnlicher Gelegenheit sagt, die ganze volle Schale der Leidenschaft ausgegossen! Er steht zwischen vier Pistolen und neben dem am Boden liegenden Schwerte seines Herrn mit flammenden Augen da, und ballt die Faust gegen die ungetreue Amme, die, fühllos gegen seine Abschiedspein, ihr Herz und alles so lächelnd in die waltende Hand ihres Schöpfers ergibt. Wenn das nicht die glücklichste Ver-

einigung des Antiken mit dem Modernen ist, gnädigster Herr, so gab es nie eine! Aber ich eile zum zweiten Gemälde, zum großen Orgelspieler, das heißt, zum Triumphe meiner Kunst! Leider kann ich nur die Geschichte desselben geben, da die Hauptsache, der Ausdruck in den Gesichtern, keine Beschreibung verstattet. Es führt die Ueberschrift aus einem alten Kirchenliede:

„Laß Welt und Teufel widerstreben:
Gott steht allein in starker Kraft.“

Ich machte in meiner zarten Jugend die Bekanntschaft eines Organisten in einem kleinen Städtchen, der ein sehr geschickter Spieler war, aber schon damals, wie jetzt so viele Künstler und Kritiker, den Lieblingswunsch im Busen trug, in eine künstlerische Darstellung alles Mögliche, und noch Einiges mehr zu legen, und bei der Aeußerung einer Kunst zugleich alle übrigen Künste, und diese auch zu allen Sinnen auf einmal, mitsprechen zu lassen. Gewiß, der selige Unhold ist zu früh für unsere Kunstepoche, und zu spät für seine ruinirte Orgel erblaßt! Im Laufe der Woche studierte er immer auf dieß und jenes musikalische Impromtü, wozu ihm dann Sonntags die Kirchenlieder, invita Minerva, Anlaß geben mußten. Ein solches war denn auch die obige Stelle, wozu er mich vor dem Ausläuten expreß invitirte. Schon beim Anfange des Verses ließen, ver-

möge des Trompetenregisters und Posaunenbasses, allerlei drohende Vorzeichen auf etwas Außerordentliches schließen, durch welche Verfahrungsart der Künstler seinen Stadtrath bei Zeiten aus seiner Ruhe aufzuscheuchen pflegte. Plötzlich, als „Welt und Teufel" nahten, stellten sich, auf des Organisten Wink, zwei handfeste Schüler neben ihn, und fingen auf dem obern Manuale mit Fingern, Armen, Achseln und Gesichtsmuskeln solchergestalt zu „widerstreben" an, und ein dritter haushoher Kerl begann einem zum Himmel schreienden Rückpositivchen mit seltsamen harmonischen Dissidien und Purzelbäumen dermaßen Gewalt anzuthun, daß endlich auch die ganze musikalische Bürgerschaft im höheren Chore willig zu widerstreben genöthigt ward. Der Erhabene saß indessen, mitten zwischen den zwei Welten, und den Teufel mit der ganzen Bürgerschaft im Rücken, ruhig an Gottes Statt da, und während er mit Allem, was an Fingern, Fußspitzen und Absätzen ein Stück vom Grundton ergreifen und erkratzen konnte, eine Art von tasto solo hielt, wovor ich noch jetzt zuweilen mit Schrecken und Grauen zusammenfahre, und damals selbst seinen drei langen Satanen bange ward, sah er vorn mit verklärten Augen zum Himmel, und mit dem Hinterkopfe den Rücken hinab bis auf das Pedal. Nun bitte ich Ihre Durchlaucht, und frage im Namen der Kunst: sollen dergleichen Gegenstände unverewigt untergehen?'"

Der Fürst lachte, und Fink triumphirte. „Ohne die Abmahnungsgründe Ihrer Freunde näher zu untersuchen, sagte Jener, muß ich Sie meines Beifalls versichern; und, aufrichtig gesprochen, ich trage selbst großes Verlangen nach baldiger Ansicht Ihres Hektors und der singenden Gemeinde. Uebrigens möge Gott allen Gegenständen gnädig seyn, die das Unglück haben, Ihnen auf diese Art zu sitzen!" Er wandte sich warnend zu seiner Begleitung.

„Ich glaube, sagte der Graf verbindlich, die Ehrensäulen sitzen nicht sonderlich fest in Ihrem Pinsel. Wir können immer auf unserer Huth seyn. Doch bin ich wohl am sichersten vor der Satyre, da ich unter uns allen bekanntlich am tugendhaftesten lebe."

„O, antwortete Fink mit einer tiefen Verbeugung, ein junger Mensch weiß sich zu bescheiden. Auch verfolgt die Satyre allerdings nur den, der ihrer werth ist. Dieß alles ungerechnet, werden übrigens der Herr Graf, sobald ich die Ehre haben sollte Ihnen näher bekannt zu seyn, leicht finden, daß ich die sanfteste und ehrlichste Haut unter meiner ganzen Bekanntschaft bin!"

Für den Nachmittag schlug jetzt der Fürst Schweizern und Brixenfelsen eine Fahrt nach seinem benachbarten Jagdschlosse vor. Fink war schon zu allerlei Promenaden, und Steinach bei der Hohenblat'schen Familie verfagt. Franziska und Ida waren nur kurze Zeit da

geblieben, welches die Gräfin zu verſtimmen ſchien, weil es ein baldiges Auseinandergehen der Geſellſchaft veranlaßte. Luiſe hatte auf der Gräfin Einladung die kurze Antwort gegeben: ſie laſſe bitten, Emilien und ſie zu entſchuldigen.

Sobald der Fürſt mit den Uebrigen fortging, zog Schweizer ſeine Freunde tiefer in den Wald. „Schöne Neuigkeiten! brach er affektvoll aus: Blutige Neuigkeiten! Jedermann ſagt mir, dieſen Abend werde Ida an den Präſidenten von Pölten verlobt.“

„Ei, ſagte Steinach, mir geht da ein düſteres Licht auf! — Nun? der Fall ſcheint dich zu geniren?“

„Ach Bruder, fuhr Jener heraus, ſeit einer Stunde ſeh' ich, daß ich ihr nicht gleichgültig bin. Sie würde mich vielleicht lieben —“

„Schön, erwiederte Brixenfels, ſo wird ſie ſich nicht mit dem Präſidenten verloben.“

„Du biſt ſonderbar! fiel Schweizer ein: Der Vater, die Mutter, ... o, ich ſage dir, der Präſident iſt die erſte Partie im Lande!“

„Laß dir ſagen, tröſtete Fink, er iſt ein kleines Bißchen Pedant, und du —“

„Ich bin, ſagte Schweizer ſtockend und wie außer ſich, ich bin — ein Bürger — mein Gott, ich bin ein armer, reiſender Maler! Ja, ich muß den entſcheidenden

Schritt endlich wagen, aber, mir graut vor dieſer mißlichen Probe!"

„Und warum eben! ſagte Fink. Alle fürchterlichen Prädikate, welche du dir eben jetzt beilegteſt, vertragen ſich ſehr wohl mit der wahren Liebe. Die Liebe iſt ja nicht von irdiſchem Adel; ſie ſucht keinen andern Reichthum als den angeſtammten ihrer eignen Größe und Ewigkeit; ſie iſt ſelbſt eine reiſende Malerin, ein himmliſcher Gaſt, der ſich über Länder und Meere ſchwingt, um über die trüben Augenblicke der Sterblichen ein roſiges Licht, zu malen. Aber Brirenfels hatte Recht, daß er dir von dieſer Probe abrieth. Laß ſie fahren! Sie fängt ohnehin ſchon an unnatürlich zu werden. Betrachte dich ſelbſt. Kurze Worte und halberdrückte Seufzer fliegen ſchon wie flackernde Flämmchen aus deinem entzündeten Herzen. Ein einziger holder Blick, den Ida dem Präſidenten in deiner Gegenwart ſchenkt, wird deine Leidenſchaft ſo mächtig entflammen, daß ihre glühenden Wogen über dir zuſammenſchlagen. Holla, Freund! Was haſt du gegen die Stände! Entdecke dich!"

„Nimm mich zu deinem Brautwerber an, bat Steinach: Du wirſt in den beſten Händen ſeyn. Auch kann ich dir zum Troſte ſagen, daß in der nächſten Woche von der ganzen Verlobungsgeſchichte noch kein Wort in der Familie geſprochen werden ſoll, wie ich gewiß weiß."

„Ich mich entdecken? rief Schweizer: Nein, nein! Auch du weißt nun alles, Steinach; aber ich schwöre dir ewige Feindschaft, sobald du das kleinste Wort verräthst! Diese Sache duldet keine Uebereilung. Laßt mich allein handeln. O, ich fühle es wohl, das zarte, süße Bild wird mich durch die Welt begleiten; ihr Herz, so still, so tief und rein, wie der blaue See in dem der Himmel gern sich spiegelt! Die holde blühende Gestalt, aus jedem Winkel der Erde, all überall wird sie mir entgegentreten! Aber mein Vorsatz steht fest; erst will ich den innersten Quellpunkt ihrer Liebe schauen. Mich, Ida, mich sollst du lieben! Und liebst du mich nicht so, wie ich dir jetzt als ein befreundetes Wesen erscheine, so bist du für mich verloren!"

Brixenfels reichte seinem unruhigen Freunde die Hand. „Des Menschen ganzes Sinnen, sagte er, geht oft nur darauf hin, wie er sich selbst so betrüge, daß ihm die Augen übergehen. Er versucht es, die Wahrheit in selbstgemachten Schlingen zu fangen, während die Göttliche in Unsichtbarkeit zerfließt. Aber, sey ein Mann! handle selbst; und der Himmel leite dich zum Glück!"

Die Stille, welche heute über dem Familienmahle im Hohenblat'schen Hause schwebte, beunruhigte den theilnehmenden Steinach um so mehr, da er jetzt die

Urſachen derſelben im Zuſammenhange zu kennen glaubte. Nur Luiſe ſchien gutes Muthes, und ſetzte durch manchen freundlichen Scherz auch endlich ihren Vater und den Baron Krüniz in die frohſte Laune. Beide Familien, wiewohl ſie verſchiedene Flügel des Schloſſes bewohnten, lebten doch faſt den ganzen Tag in einer wohlgeordneten und zwangloſen Gemeinſchaft, und in jeder Abtheilung derſelben war der Vetter eine gleichwillkommne Erſcheinung am guten und am böſen Tage.

Aber heute vermochte er es nicht, den Geiſtern einen allgemeinen Einklang des Frohſinns mitzutheilen; und da er einmal beſchloſſen hatte, vor der Hand keinen Theil um Vertrauen zu bitten und jeden nur im alten Zutrauen zu erhalten, ſo kürzte er ſeinen Beſuch ab, als die Miniſterin nach Tiſch einigemal anfing ihn in eine abgeſonderte Unterredung zu ziehen. In ſich gekehrt, und gedrückt von der Hitze des Tages, wandelte er einer kühlen Einſamkeit entgegen, und zog ſich bald in die dickſten Schatten des Parks zurück.

Hier ſaß er lange auf einer weichen Raſenbank, und ging mit ſich darüber zu Rath, ob und in wie fern es wohl gut und Pflicht für ihn ſey, ſich in die Herzensſache ſeiner Freunde zu miſchen. Gern hätte er Ida'n und ihre Aeltern aus einem Mißverſtändniſſe geriſſen, welches die erſtere tödtlich beunruhigen, die letztern aber in den größten Schrecken verſetzen konnte, und doch

ſo leicht zu löſen war, ſo lange nur noch kein Theil irgend einen übereilten Entſchluß gefaßt oder ausgeführt hatte. Aber auf der andern Seite, wer gab ihm ein Recht über die theuerſten Geheimniſſe ſeines Freundes, den er ſo innig liebte, dem er eben ſo viel Treue ſchuldig war als dieſer Familie, und der, bei den redlichſten Abſichten, doch nun einmal das ganze volle Glück ſeines Lebens in der Bewahrung jener Geheimniſſe und der Ausführung ſeiner romantiſchen Grille ſuchte? Um Schweizern einen ſo glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens zu prophezeihen als Fink ihm heute verſprochen hatte, dazu war Steinach ſelbſt zu ſehr Mann von Welt und von Stande; auch konnte er im Grunde das Herz des Fräuleins nicht für ſo leichtſinnig, oder doch die Stärke ihrer Liebe noch nicht für ſo ausgemacht und groß halten, daß ſie den Wünſchen ſeines Freundes entſprechen werde.

Lange erwog er hin und her. Aber das Reſultat fiel doch endlich dahin aus, daß er dem Eigenſinne des Grafen nachgeben, und wenigſtens ſo lange ſchweigen wollte, als er keine allzuleidenſchaftliche Stimmung oder tiefſinnige Gemüthsbewegung an der zärtlichen Ida wahrnehmen werde. Uebrigens beſchloß er, für die erſten Tage ſich immer nahe um ſeine Freunde zu halten, damit er im Nothfalle ſogleich ſelbſt oder durch Emilien zu der Entſcheidung ihres Schickſals wohlthätig mit ein-

wirken könne. Glücklicher Weise verstatteten ihm eben seine eignen Geschäfte Zeit und Aufmerksamkeit hierzu.

Noch mit diesen Betrachtungen beschäftigt, bemerkte er durch eine kleine Oeffnung der finstern Laubwand, an welche der Garten des Ministers stieß, einen weißen Schimmer, und sah, indem er die dichten Zweige zurückbog, daß es Luise war, die ihren Weg gerade auf seine Laube zu nahm. Sie hatte sich in ein dünnes, fast durchsichtiges Gewand gehüllt. Das schöne Haar war griechisch um das Haupt aufgeflochten, und ihr reizender Schwanenhals und das himmlisch glühende Gesicht tranken frei die Schattenkühle ein. Die Stelle des Gartens war geheim und dunkel, ringsum von hohem Baum- und Strauchwerk eingeschlossen. Mitten hatte der Minister ein geschmackvolles kleines Badehaus angelegt, an welchem junges Geißblatt lieblich emporblühte.

Unser Philosoph athmete kaum, als sie ihm jetzt in der Nähe ihren vollen Anblick gab, und in Unschuld die jugendlichsten Formen der Glieder, die fast überall, und in allen Stellungen der Grazien süßwechselnd, durchzuschimmern schienen, dem Auge bot. So reizend hatte er sich Luisen nie gedacht! Sie stand einen Augenblick, reckte den königlichen Hals scheu empor; die glänzenden blauen Augen funkelten spähend nach allen Seiten, und selbst ihr Leibwächter, ein großer finsterer Doggenhund, schnüffelte nach Steinachs Laube hin, worin dieser, als

ein Dieb ihrer Geheimnisse, vor der möglichen Entdeckung zitterte. Allein, sie wähnte sich geheim und sicher, und jetzt, — wer beschreibt Steinachs Entzücken! Jetzt öffnete sie für die Kühlung auf einen Moment das Busentuch; und mit einem tiefen, zärtlichen Seufzer, der nur dem verschwiegnen Zephyr galt, hob sie diesem sanfthauchenden Freunde ihren durstigen Blick und die jungen halbentblößten Hügel einer wallenden Brust entgegen, vor deren Schönheit und reinem Schimmer unser Freund mit seiner ganzen Philosophie in ein tiefes Ach versank.

Aber, es war nur ein kurzer Augenblick, der ihm zu Theil ward. Auf eine Bewegung ihres liebkosenden Wächters, dem sie den Rücken zukehrte, fuhr die Erschrockne schnell herum, und das keusche Geheimniß war verhüllt! Jetzt schwebte das Mädchen zum Bade hin, und Steinach fühlte sich von einer gewissen Ehrfurcht ergriffen, als die hohe glänzende Gestalt im Dunkel des Eingangs noch einmal gebieterisch umhersah. Sie verschwand, und indem sie leise die Thüre verschloß, hörte er einige Töne ihrer melodischen Stimme, worauf das schwarze Ungeheuer sich vor den Eingang setzte und unserm Freunde das verdrießliche Antlitz wies. Die Stille des Orts ward feierlicher; selbst die Singvögel schienen die geweihte Einsamkeit zu scheuen, und flogen leise nach der andern Seite in die lichteren von der Abendsonne

schimmernden Gesträuche, und unserm Lauscher war wie Einem der auf bösen Wegen wandelt.

Wir wollen für jetzt Steinachs Empfindungen nicht näher untersuchen, sondern nur berichten, daß nach einiger Zeit seine Aufmerksamkeit auf die andere Seite der Laube gerichtet ward, wo er ein leises, lieblichtönendes Gespräch vernahm. Sobald er seine Stellung etwas veränderte, zeigte sich ihm in einiger Entfernung die Gräfin Wallenberg, und der lustwandelnde Fink. Im Gespräche lehnte sich das reizende Weib nachlässig an den dunkeln Stamm einer alten Eiche. Ihr Begleiter schien sie sehr angelegentlich zu unterhalten, und nahm jetzt zärtlich ihre Hände zwischen die seinigen, um die weißen Arme mit Küssen zu bedecken, welches sie lächelnd gern gestattete.

„O wie selig, hörte Steinach den schönen Jüngling bitten, wie selig, wer nur an diesen süßen Götterlippen saugen, und den Schleier dieses alabasternen Paradieses heben dürfte!"

„Liebes, unzufriedenes Kind, flüsterte das erwarmende Weib: schon der Sonderbarkeit wegen vermag meine Hand nicht dich zu strafen."

Ihre Lippen faßten sich lechzend im Durst der Sinne, und begannen das Spiel einer zärtlichen Ausgelassenheit; die Arme verstrickten sich im sanften Kampfe; und süßer schien die Nachtigall ihren Beifall herabzuschmettern.

Wildfremd tönte ein leiſes Geplätſcher von drüben aus dem ſichern Aufenthalte der Keuſchheit dazwiſchen.

„Des Todes ſey Jeder, der ſich jenem heiligen Dome zu nahen wagt!“ ſagte Steinach, und ſandte einen tiefen Seufzer nach dem öden Badehaus. Er hatte indeſſen hier Gelegenheit, über die ſeltſame Laune und Feinheit einer ächten Liebeskünſtlerin zu erſtaunen. Man konnte es ihr recht anſehen, wie gern ſie für den jungen Maler in ihre ganze Schwäche verſunken wäre; und doch wußte ſie ſein loſes Spiel, wie die Unarten eines ſchönen Kindes, mit der lieblichſten Laune zu zähmen, weil ſie einmal in der Wolluſt ſchon bis zu feſten Grundſätzen gediehen war, nach welchen ſie beim Ende dieſes Rendezvous noch ſchlechterdings das letzte Wort, und Recht behalten wollte. So innig ſie nach ſeinem Genuſſe verlangte, ſo wenig vergaß ſie doch die Gefahren dieſer Vertraulichkeit mit einem jungen heftigen Menſchen, der vielleicht zu unbeſonnen war, um dann ihre hieſigen Verhältniſſe zu ſchonen. Aber bei all ihrem Reichthum von Witz, Kunſt, Klugheit, Naivetät und wahren Reizen, zeigte doch der Zufall Steinachs Blicken ſo manches Geheime an ihrem Leben und ihrer Geſtalt, was bei der Zuſammenſtellung mit ſeinem vorhinigen ſchönen Bilde in ein widriges Licht fallen mußte.

Fink ſchien endlich ſich zu reſigniren. Aber ſeinen letzten Kuß begleitete ein etwas lauter Ausruf der Er-

stafe. Laut schlug auch auf der andern Seite der wachsame Hund an, und im Augenblicke hörte man dort die verscheuchte Göttin mit wildem Geräusch auffahren, so wie der Schwan bei Annäherung des Jägers mit schnellem Flügelschlage sich aus den Wassern in die Lüfte hebt. Das lustwandelnde Paar hatte sich erschrocken in den Waldpfaden verloren, und nach wenigen Augenblicken flog auch schon die verhüllte Luise wie ein geschwindes Reh in ihre Hecken zurück.

Steinach kannte zwar die Liebe weniger aus Selbsterfahrung als aus guten Theorien; aber es war wohl natürlich, daß alles was er jetzt gesehen und gehört hatte, eine sehr phantasiereiche Stimmung in ihm erregte, der er sich im Fortwandeln um so lieber hingab, weil sie ihn zugleich auf einen Plan führte, nach welchem er den leichtsinnigen Fink von dieser und ähnlichen Ausschweifungen noch zu retten gedachte. Er konnte freilich selbst nicht umhin, sich die reizende Wallenberg bis zu jenem unwiderstehlichen Zauber auszumalen, welchen das Weib erst durch die höchste Stärke der eignen Liebe erhält, wenn die Verfolgte nicht mehr zu widerstehen wagt, sondern selbstbegehrend sich dem Triebe der Natur ergibt, und, nach deren Gebot, den Mann in hoher Wonne umschlingt. Allein das Bild hievon blieb so weit hinter seinem Ideale zurück, daß er bald mit Selbsttadel und Widerwillen den Blick davon abwandte. Unruhig flogen seine Gedan-

sen von Gegenstand zu Gegenstand, von einem Reize zum andern; er vertiefte sich in Betrachtungen über die Liebe und ihre seltsam verschiedenen Arten, und schrie sein Wehe über die Sinnlichkeit der Menschen.

„O wahrlich! fuhr er fort: Die wahre Liebe stammt vom Himmel, und soll den Menschen hinaufheben und vergöttern! Die irdische Liebe lechzt nur den schon bekannten Vereinigungen entgegen. Sie ringt einzig nach der sichtbaren Ueberfülle eines üppigen Lebens; ewig dürstend verlangt sie nur, sich in das schwellende Blüthenmeer des Fleisches zu tauchen; in wilden Wechselflammen verzehrt sie sich; wahnsinnig rennt sie bis jenseits aller Wünsche; dort stirbt sie, getroffen vom Loos des Fleisches, vom Fluche der Zeit! — Sie ist wie ein reicher Weinberg, in welchen wir mitten in seiner Erntezeit geladen sind. Unter allen Rebenzweigen hervor schimmert Gold- und Purpurgluth die Glühenden an. Ueberall reizt uns das hochmüthige Gelächter des Ueberflusses. Der Genuß zieht mit Siegesgeschrei vorüber, und begierig stürzen wir seinem Paniere nach. Das Lieblichste, das Beste von Allem wird willig unser Eigenthum. Bekränzt mit dem bunten Laub der Ernte; umringt mit Körben voll süßer Früchte und allerlei köstlichem Naschwerke sitzen wir da; ja, man nöthigt uns selbst zum Traubensaft noch — Wein zu trinken! Wir scheiden satt! Und so endet der zeitliche Rausch!“

„Aber, was hat denn die Erde Göttliches, womit ich dich zu vergleichen wage, du schöne, unschuldsvolle, himmlische Liebe, deren Strahl im Herzen des Jünglings eine Ewigkeit entzündet, und, ach, nur Einmal sein Herz trifft; — nur da, wann der Schuldlose im Leben zum erstenmal auf der niebetretenen Gränze der Geschlechter abndungsvoll der zagenden Geliebten naht! O, du bist ja nur ein seliges Kind, das in endloser Jugend und Schönheit zwischen den Reichen der Religion und der Poesie herumtaumelt! Und doch nenne ich dich ewig die wundervolle keusche Mutter aller Gedanken der Unschuld, aller Blüthen der Reinheit, die der wachsende trübe Strom des Lebens nimmer aus der Seele wieder fortzureißen vermag! Ich will dein Wesen und Treiben dem treibenden Frühlingshain im Heraufsteigen der Morgensonne vergleichen, in dessen Heiligthum zwei schöne Kinder zum erstenmal eintreten. In der fernen Stadt geboren, kannten sie das Aufblühen des Jahres nur aus der Erzählung ihrer Aeltern und der geschwätzigen Amme; nie sahen sie den Frühling werden, bis der Vater aufs Land zog. Der erste anbrechende Morgen weckt die Glücklichen zum Spiel in der freien mildwehenden Luft. Da liegt der nahe Wald vor ihnen, abentheuerlich in mystischem Weißgrau. Schwarzbraun schlummern noch seine Tiefen, von der röthlichen Knospenschaar und den helleren Stämmen nur sparsam durchschimmert. Aber der

Frühduft von all jenen ſtrebenden Blüthenſäften zieht heran, und ſchon der Inſtinkt läßt die Kleinen dort etwas Sehenswerthes ahnden. Sollen ſie es wagen? Die Aeltern verboten es nicht; ſie wiſſen es nicht; Vater und Mutter ſchlummern noch unbeſorgt! Ja, endlich betreten ſie, ſchüchtern und feierlich, das romantiſche Reich der Knospen. Aber die Herzen pochen. Ein Fröſteln befällt die Unſchuldigen. Die Seele erbebt ſo wunderbar in dieſem Dunkel; und in der Morgenluft weht eine leiſe Stimme: wachet auf, denn die Zeit des Frühlings iſt da! Jetzt werden ſie weinen; und zitternd faſſen ſich die kleinen Hände! Da blickt die Morgenſonne ſiegreich ins Heiligthum herein! Ueberall flattert ſchon ein freundliches Grün durch den Wald; leichtfertig laſſen junge Birken ihre Rispel und duftigen Wellenlocken auf die Locken der Kinder nieder; mit ſanftem Säuſeln ſpricht ihnen jeder Baum Troſt zu; das Chor der Waldvögel begrüßt ſie; ein immer ſchwellender Reichthum von roſigem Glanz umſtrahlt ihre Geſtalten; auf dem jungen Mooſe wird jetzt die ſeltne Waldblume von der Beleuchtung ſichtbar, und mit den Thauperlen des Morgens miſchen ſich die zarten Kinderthränen. „Es iſt der Frühling!“ rufen die Glücklichen, und das ganze Land der Hoffnung thut ſich auf vor ihrem Blick. Unvergeßlich, und in wechſelloſer Schönheit liegt dieſer Morgen bis zum Abend ihres

Lebens in der Seele da. Keine Zeit vermag seine Wonnen aus dem Reiche der Vergangenheit zu vertilgen!"

Ein starker Donnerschlag weckte Steinachen aus seinen Betrachtungen, die ihn die schnelle Veränderung der Luft und ein annäherndes Gewitter nicht hatten bemerken lassen. Alles bebte vor Gluth. Der Wind war aus Mattigkeit eingeschlafen, und nur die zitternden Bewegungen der heißen Lüfte verkündigten die Angst der Natur vor diesen nahen Schrecknissen. Das zackige Wolkengebürge wogte langsam herauf, kreisend in der Zwillingsgeburt des Segens und Verderbens. Schon fielen einzelne Tropfen. Die Wagen der zurückkehrenden Luftfahrer rasselten heran. Alles suchte Schutz. Die Menschen sicherten ihre Wohnungen vor dem Sturme; die Vögel versteckten sich ängstlich unter die Dächer der Gebäude; und selbst die Bewohner des Sees kamen in Schaaren aus ihrer matten Tiefe neugierig herauf an die seichten Ufer, um von dem langentbehrten kühleren Wasser des Himmels zu schlürfen.

Kaum hatte Steinach die Einsiedelei erreicht, als die Wolken anfingen, majestätisch in Blitz und Donner auszubrechen, und ihren Reichthum in fruchtbaren Güssen hieniederzuströmen. Glücklich stand er in der Thüre da; denn er konnte sehen, wie der liebe Regen gerade

nach Hallenbach zog, und sich über seine ganze Flur ausbreitete. Das Gewitter hatte sich schnell und gnädig entladen, und bald schmolzen die Gewölke in einen allgemeinen neblichen Schleier zusammen, der nach Westen zu von der Abendsonne schwach erleuchtet ward. Ein frischer Wind zog durch die Luft, und wehte die Tropfen von den gesättigten Bäumen.

Bald gesellte sich auch Schweizer zu seinem Freunde. Er stattete Bericht von seiner heutigen Fahrt und der verstärkten Anhänglichkeit des Fürsten ab. Dann beschlossen die Freunde, den bevorstehenden schönen Abend bis tief in die Nacht im Freien zu genießen.

„Das ist abscheulich, bei dem lieben Gewitter solche Possen zu treiben! Und den Augenblick geben Sie mir es wieder!" tönte jetzt die laute Stimme der Jungfer Zehlein in der Einsiedelei. Fink stürzte zur Thür heraus und rief zurück: „Ei was, das Gewitter ist längst vorüber, und wir dürfen wieder lustig seyn!"

„Apropos, Herr Fink!" sagte Steinach, und schilderte ihm den Platz wo er ihn behorcht hatte, mit allem was man da sehen und hören könne, so genau, daß er roth ward.

„Ein böses Omen, sagte Schweizer, daß der Delinquent bei diesen Bemerkungen die Farbe ändert!"

„Uebrigens, versetzte Fink, verspare lieber dein Gezänke bis wir uns einmal unter vier Augen sprechen

können; denn gegenwärtig bin ich wieder wegen eines Diebstahls auf der Flucht. Du hast doch einmal die Ehre gehabt mit anzusehen, wie ein großer Mann sich in die vorliegenden Umstände zu fügen pflegt. Auch kannst du dich selbst der ganzen Predigt überheben, weil ich dir dann vor allen Dingen werde berichten müssen, daß Sie und ich noch zuletzt einen sehr sanften, äußerst seltsamen, aber ewigen Abschiedsvergleich geschlossen haben, der mir jetzt so sauer nicht mehr zu halten wird, seitdem ich des Feindes Land in jener Nähe zu recognosciren das Glück hatte. Ha, dort kommt der neue Feind, oder vielmehr der alte böse!"

„Ich bitte mirs in vollem Ernst aus, Herr Fink!" rief jetzt die heranstürmende Jungfer Zehlein mit einer höflichen Verbeugung gegen die beiden Andern.

„Um des Himmels willen! schrie Fink: Helft, helft! Sie will mich entführen! Sie will den grausamsten Akkt begehen!"

„Was hat Ihnen der leichtfertige Dieb genommen, Mamsell!" fragte Schweizer die Aufgebrachte.

„Nichts von Werth! sagte Fink: Einen Kuß, — und den will sie wieder! Nun, da bin ich!"

„Spaß apart! drohte sie: Meine Nichte versichert mich auf Ehre, Sie hätten's genommen."

„Geben Sie mir, rief der Dieb, vorher mein gestohlnes Herz zurück! Jungfer Getrude Christine Zehlein

gestehet also ein, daß sie vor menschlichen Augen in den einzigen Sohn verliebt ist, der jemals des Unterzeichneten vermuthlichen Vater Papa genannt hat! Nun, und was hätt' ich denn?"

„Wenn ichs denn sagen muß, gestand sie mit Erröthen, mein Meglischee!"

„Pah, schrie Fink: ein da und dort beinah ein wenig schadhaftes Nachtjäckchen von Schwanenboy! Ihre Nichte war froh, daß es endlich einmal durch mich wegkam. Und soll ich denn auch nicht das kleinste Pfand und Angedenken von diesem unvergeßlichen Leichnam zu meiner Ergötzlichkeit besitzen? Aber, es sey! Ich werde es mit allen seinen schwachen Seiten restituiren, sobald ich erst einen Kuß erhalte, und das langersehnte Jawort, hier vor zwei Zeugen unter freiem Himmel. O, welch ein süßer Blick! Wahrlich, unter allen Aepfeln, die alljährlich von der alten und jungen Menschheit bei und außer, auch auf und unter dem Tische gegessen werden, ist doch keiner von so köstlichem Geschmack als der Liebesapfel, der deinem Augapfel so sehr gleicht, süße Gertrude! Ich will des Satans seyn, wenn wir nicht noch ein Paar werden! Leider habe ich meine Neider! — aber besser ists Neider, als Mitleider. Laß sie alle kommen, und dir Liebeskantaten und Serenaten bringen, und die künstlichsten Melodien heruntergurgeln — ha, mein Herz soll tasto solo halten, wie mein Orgelspieler,

und durch seine Eintönigkeit alle ihre Modulationen überschreien. Die Hand her! Mein Gott, bringen Sie mich doch nicht durch Ihre Grausamkeit tagtäglich tiefer in den Abgrund des Generalbasses! Sieh mich an, liebe Mitchristin! Hier steht ein nettes, frommes, devotes Männchen; hier blüht die Blume unter der ganzen christlichen Flora; hier steht die ganze werthe Christenheit in nuce! Mein Herz kennst du, — ein edles Herz, ein großes Herz; ungeheuer groß! — enfin ein Herz, worin man einen Gaul todtjagen kann!"

„Man muß sich nur vor fremden Leuten schämen! sagte sie mit unzerreißbarer Geduld; denn sie war dem Thoren von Herzen gut. Ach, du mein Himmel! Ich könnte ja seine Mutter seyn!"

„Und ich dein Sohn, fuhr Fink fort: ich weiß es wohl; aber was thuts? Du adoptirst mich erst, mein Kind, dann heiratheſt du Vater und Sohn auf einem Brete! Davon haben alle Theile Vortheil. Unsere Ehe wird nicht kinderlos seyn; denn ich, als mein nunmehriger Vater, bringe dir sogleich mich, als einen wohlgestalteten Knaben zu. Bei der Gelegenheit komme ich wieder einmal in jenes selige Alter, in dem der Mensch noch Vater und Mutter ungestraft um einen Apfel prügelt, und Zucker dafür bekommt, daß er seinen Großvater eine Canaille schalt. Dieser Stand der Unschuld soll mir wohl schmecken. Du wirst eine gute Stiefmutter

ſeyn, und ich, ich werde über den ehelichen Pflichten gewiß die Schuldigkeit eines Vaters nicht vernachläſſigen. O, man ſoll kein treueres Vaterherz in der Welt finden als das meinige! Ich will meinen Vater halten wie einen leiblichen Sohn! Und wenn dich der Mann in unſrer Ehe, wie nicht zu hoffen, barbariſch traktirt, und du kommſt mit der Säviziensklage an einen Referenten, der auch ein böſes Weib hat, ſo wird dir wieder ein doppelter Profit aus dieſer Tripelallianz erwachſen; nämlich, du verklagſt mich bei einem andern Gericht als deinen ungerathnen Rangen, und enterbſt mich hinter dem Rücken deines Mannes de facto!"

„Werden Sie bald ein Ende machen?" ſagte ſie zornig.

„Mit deiner Noth? erwiederte er: Du ſiehſt ja, wie ich mir den Kopf zerbreche. Aber wenn ich dir ſo nahe bin, wenn ich auch nur ſehr vorſichtig und liſtig am rauſchenden Schlunde deiner Liebe herumſpaziere, ſo vergehen mir doch ſogleich die Sinne von dieſen Dämpfen. Doch halt! Die Sache wird ſich machen laſſen. Da beſinne ich mich auf einen Einfall, über welchen das Kalb in der Kuh lächeln ſoll!"

Endlich trieb die Ungeduld das geplagte Weib fort, und Fink lief hinterher, um ihr ſeinen Einfall in der Küche mitzutheilen.

„Aber wird ihm doch Charakter geben, rief Schweizer dem Forteilenden nach: diesem lockern Aggregat von tausend genialen Nüancen! Er springt mit seinem Kopfe so toll als klug um; er verschwelgt den Reichthum seines Geistes in unnatürlicher Ueppigkeit, und ach, diesen Sinn verträgt die Kunst nicht!"

„Laß ihn noch wüthen! sagte Steinach. Ich hoffe, der Augenblick ist nahe, wo diese trüben Formen sich endlich zum bestimmten klaren Ganzen gestalten werden."

Die zwei Freunde schweiften jetzt, da die Pfade schon wieder trocken waren, durch den Park, dessen ganzer Bezirk die würzigsten Wohlgerüche aushauchte. An der Gränze fanden sie auch die drei Damen aus dem Hohenblat'schen Hause, mit dem Baron Krüniz, die einen Gang durch den Fürstengarten gemacht hatten. Luise rief sogleich Steinachen zu: „Kommen Sie doch mit in unsern Garten; mich dünkt, es wäre dort noch schöner als hier; und wir haben auch mehr Aussicht, als in dieser Waldgegend."

„So bin ich wieder zu Gnaden angenommen? sagte Steinach. So geht mir noch spät am Abend meine liebe Sonne wieder auf?" Sie lachte freundlich mit ihm, und sagte nichts.

„Das dank' ich meiner Emilie!" schmeichelte er, und küßte diese im Fortwandeln leise und heimlich auf den Mund. Luise sah eben herum, und erröthete, sprach

auch kein Wort weiter, bis ſie alle im Garten auf einer hohen Terraſſe mitten unter den Blumen ſtanden. Nur Emilie und Steinach blieben noch in einiger Entfernung, und ſprachen in abgeſonderter Vertraulichkeit.

„Erlauben Sie mir, ſagte Schweizer, bei Gelegenheit der glücklichen Wiederaufnahme meines Freundes die Bemerkung zu machen, daß die Frauen niemals ſanfter und friedlicher geſtimmt ſind, als in der lieblichen Abendkühle nach einem heißen Tag, oder überhaupt, ſobald ſie die Kleidung des Tages mit dem leichtwallenden Abendgewande vertauſcht haben, in deſſen reizender Hülle auch Sie, meine Damen, uns jetzt erſcheinen.“

„Sagen Sie lieber, erwiederte Luiſe, indem ſie ſich tiefer in ihr weißes Gewebe hüllte, daß das Weib überhaupt gegen den Feind ſeiner Freiheit weit öfter gütig iſt, als es ſeyn ſollte! Emilie! Haſt du dein Herz von ſeinen Geheimniſſen bald entledigt?“

Wie ſie nicht hörte, ſchlich Herr von Krünitz leiſe zu dem koſenden Paar, und ſagte: „Darf man ſtören, mein ſchönes Fräulein?“

„O, es herrſchen keine Geheimniſſe unter uns beiden, Herr Baron!“ rief ſie und ſprang mit Steinachen zu den Uebrigen.

„Doch, doch, Herr Baron! ſagte Luiſe: um vergnügt zu ſeyn, müſſen dieſe Beiden ſich immer von Andern abſondern.“

„O nein, erwiederte Emilie: ihr sollt sogleich Antheil nehmen. Wir erinnern uns an einige Jugendscenen. Wißt ihr noch, Ida und Luise, wie wir in jenem Winkel einmal Steinachen begruben? — und, als er ganz mit Blättern und Moos bedeckt war, und kein Zeichen des Lebens mehr gab, alle drei anfingen zu weinen!"

„Wir sind einige Zeit zusammen erzogen worden, erläuterte Luise, und mein Vetter versprach damals noch weit mehr Gutes als er jetzt leistet, wo es unter andern auch zu seinen Hauptgenüssen gehört, mich zu ärgern." Sie zog Emilien freundlich an ihre Brust, warf Ida'n einen Kuß zu und fuhr fort, indem sie den heitern Blick auf Steinachen richtete: „Wer von uns sehnt sich nicht in jene glücklichen Zeiten zurück? Ich schäme mich nicht, euch zu gestehen, daß ich mir kein höheres Glück wünsche, als — noch eine einzige Stunde gerade so mit euch zu spielen wie damals! O, wie schön, wie gut und froh waren wir! Und wie einsam fühlt Jeder sich jetzt gegen jene gesellige Zeit, selbst mitten in unserer Vereinigung! Werdet ihr mir glauben, wenn ich es ausspreche: daß einzig die Erinnerung an jene blühenden Augenblicke meinem Herzen eigentliche hohe und reine Freuden gewährt? Mir ist dann immer so wohl und wehe, als schaute ich von einer steilen Felsenküste ins Weltmeer und über die forteilenden Schiffe hin, in den

blauen Raum, um die Heimath ferner Freunde aufzusuchen. Ach, ich vermag es ja nicht, beschloß sie mit weicher Stimme, meine eigene Rührung zu schildern!"

„Es ist so schön, sagte Ida, wenn das Leben sich uns beim Andenken an Jugendgespielen zuweilen auf Momente zum Frühling verjüngt!"

„Luise! sagte Steinach, und drängte sich an sie, und hielt ihre Hand fest an seinem Herzen: Welch ein Himmelreich haben Ihre Worte in mir aufgeschlossen! Auch mir war es jetzt wieder, als schlänge sich der Strom meines Lebens plötzlich herum, und blitzte wieder hinauf zum stillhervorspielenden Perlenquell der Kindheit und zu seinen süßen Blumen! Wahrlich, ich war droben, und spielte wieder mit deinen kleinen Händen!"

Sie sah ihm zärtlich ins Auge, und verbarg die herabrollende Thräne nicht. „August, flüsterte der wehmüthige Mund, ist sie denn ganz unwiederbringlich dahin, diese Zeit?"

Er nickte schmerzhaft, und fuhr dann fort: „Sobald der Mensch bei dem Pfahl angelangt ist, woran das Schicksal sein Leben bindet, erscheint ihm die Lage desselben schwärzer als sie seinen Freunden vorkommt, die sie nur von außen betrachten und ihn oft glücklich preisen wenn er es am wenigsten ist. Er schaut hinaus, und sehnt sich nur nach den Genossen seiner Jugend zurück; wo diese sind, da, glaubt er, weile auch

noch das Glück ſeiner Kindheit. Aber drin bei ihm ſcheint alles ausgeſtorben, und nur die Erinnerung treibt noch ſpärliche Blüthen. Er ſchätzt ſich der armen Wachtel gleich, deren Häuschen von außen ſchön grün und bunt gemalt iſt. Doch am Vorgitter brennt die Sonne; und ach! wenn draußen im Lande der Freiheit der wohlbekannte Strich ihrer Geſpielen durch die kühlen Lüfte vorüberzieht, ſtößt ſich die kleine Gefangene am zierlichen Schnitzwerke das Köpfchen ein! Aber, das Vögelchen hat Recht, der Menſch Unrecht; denn nichts ſoll dem Freigebornen ſeine Freiheit rauben. Und bin ich denn ſelbſt frei! O, ich fühle es wohl, mein Herz wird ſich ſehnen wie das Herz des kleinen Vogels, wenn nun einmal meine reiſenden Freunde wieder bei Hallenbach vorüber, und nach den wohlbekannten Alpen hin ziehen."

Schweizer und Ida hatten ſeit einigen Minuten ſich, Hand in Hand, Eins in des Andern Blicken geſpiegelt. Die allgemeine rührende Stimmung ließ es die Uebrigen nicht bemerken, daß Ida bei den letzten Worten ſich lebhaft wegwandte, und nach ihrem Tuche griff, und daß Schweizer Steinachen einen freudeglühenden Blick zuwarf. Die beiden Freunde reichten ſich die Hände, Ida und Luiſe ſahen in die Ferne hinaus, und der beſcheidene Krüniz äußerte ſeine Rührung dadurch, daß er Emiliens Hand an ſeine Lippen drückte, und herzlich ausrief: „Der gute Herr von Steinach!"

„Aber, fuhr Steinach jetzt fort, und wandte sich von neuem zu Luisen, als die Wachteln im Felde stärker lockten: wir dürfen nicht vergessen, daß die Gottheit und die unschuldigen Freuden jenes verlornen Kinderparadieses das ganze Leben hindurch in schönen Bildern nachempfinden läßt. Sind wir nicht jetzt alle, — freilich nur für den Augenblick, — wirklich wiedervereinigt? Sind wir nicht in so mancher Rücksicht, obgleich nicht im Ganzen, mehr als Kinder? Seht doch um euch! Diese üppige Natur gibt heute ein herzliches Bild von unsrem eignen Leben. Sie ist nicht mehr der Frühling des Aprils, aber sie ist der zweite, reichere Frühling des Sommeranfanges, der letzte mächtige Safttrieb des Jahres, welchen der warme Regen hervorgelockt hat. Er gleicht jenen Regen, Emilie, die wir unsre Morchelregen nannten, wenn im Frühlinge das erste fruchtbare Naß auf die lauschende Erde niederträufelte, und in Einer Nacht der Rasen herrlich aufgrünte; wenn alles duftete, die Blüthen aufsprangen, und selbst die todte dumpfe Erde des Tannenwaldes, vom linden Frühlingsschauer erwärmt, dem Menschen ihre zarten köstlichen Morcheln zur frühen Jahressteuer freundlich hervortrieb, und den suchenden Kindern zum Freudenplatze ward! Hat nicht unser Gewitter denselben Duft, jenen Frühlingsrauch zurückgelassen? Mir ist, als hörte ich überall neue Knospen mit wollüstigem Geräusch aufgehen;

fettes Grün bricht im Triumphe hervor; lispelnd küssen sich neuverwandte Zweige; und tausend Blätter, die noch nie den Gespielen naheten, strecken sich in wachsender Sehnsucht zum erstenmal einander zu, wie die Arme der Liebenden; süß duftet die Birke ihr Harz umher; die Knoten der Balsamtanne springen vor Ueppigkeit, und fließen von selbst über; eine neue Hoffnung ist heute zu neuem Glanz ihres tröstenden Grüns, dieser unverlöschlichen Farbe des bessern Lebens und der Unsterblichkeit, vom Himmel herabgeströmt. Seht, wie dort die Saat schwillt! Der bläuliche Dampf einer übervollen Kraft hat sich auf ihren Wellen gelagert, und zieht geheimnißvoll den Schleier über die bräutliche Begattung des Sommers mit der reizenden Au. Und, des Menschen Herz sollte in dieser Zeit der Wonne ungerührt bleiben, und seine eigne süße Bestimmung, die Liebe, vergessen können? Ha, der Westen flammt noch im Purpur! Gewiß ist in diesem Augenblick hinter jenen Bergen das Wolkenland zerrissen; denn fern am östlichen Gebirge blühen noch zinnoberrothe Kanten unter der rauchenden Stirne. O, hätten wir Flügel, um uns aufzuschwingen in das Regenbogenmeer, und dort die scheidende Kugel noch einmal mit Jubel zu grüßen!" So verlor sich Steinach noch eine Zeit lang in seiner feurigen Phantasie.

„Guter Junge! sagte Schweizer, und drückte ihn

an ſich: „Dein Herz iſt heute ſo ſchön und wunderbar bewegt.“

„Der Gewittertag hat es gerührt; verſetzte Jener: Ihr wißt nicht, was es heißt, etliche Jahre lang völlig einſam leben, und täglich dem kargen Gotte des Reichthums opfern zu müſſen! Aber was will ich? So nahe meinem Ziele, kann ich mich jetzt durch eine Kleinigkeit frei machen, die noch dazu von mir ſelbſt abhängt! Die Welt wird mir wohl thun. Soll ich wieder mit euch ziehen?“

„Herrlicher Gedanke!“ ſagte Schweizer.

„Steinach!“ riefen Luiſe und Ida mit flehender Stimme.

„Nein, ſagte Emilie, und blickte ihn zärtlich an: ich rathe ihm nicht ab. Er weiß ſich ſelbſt zu rathen.“

„Emilie, wenn du mich noch liebſt, ſo ſey ruhig! bat Luiſe: Laßt uns lieber dieſe ſchöne Welt noch durchſtreichen und genießen, denn es dunkelt ſchon. Aber kein Wort mehr von jener Thorheit!“ Sie nahm Steinachs Arm, und man wandelte traulich durch den Garten, umwogt von den Düften der Roſe und dem leiſefließenden Nachtviolenbalſam. Nur ſelten ließ ſich hier und da ein Wort der Rührung und Bewunderung hören. Man fühlte ſtill die Schönheit des Abends, und fühlte, daß auch jeder Gefährte davon gerührt war. Aber Ida hatte vorhin ſchnell und ängſtlich Emiliens Arm ergriffen, und

die beiden Herren gingen nun verdrießlicher nebenher, als Steinach an der Seite seiner Versöhnten.

„Ich danke Ihnen heute sehr glückliche Augenblicke! sagte er nach einiger Zeit zu Luisen: Warum sind Sie nicht ewig so, meine Liebe?"

„Weil ich mich vor euch Männern fürchte; weil, — ich habe es Ihrem Schweizer vorhin schon erklärt, — weil überhaupt nach meiner Meinung die Frauen in der Regel viel zu gütig gegen euch sind. Ich versichre Sie, August, daß diese Meinung mir wahrhaft von Herzen geht und meine Seele wider die Männer empört!"

„Sie haben allerdings Recht! sagte er nach einigem Besinnen: dieß liegt aber nicht in uns allein, sondern hauptsächlich in den besondern Pflichten, welche schon die Natur Ihrem Geschlecht, oder dieses sich selbst gegen das unsrige auflegt. Ich will es versuchen, Ihre Gedanken hierüber zu berichtigen, wenn Sie mir versprechen wollen, nicht ungeduldig und heftig zu werden."

„Nicht doch, Steinach! sagte sie gutmüthig; wie kann man einer Freundin ein solches Versprechen abfordern, so lange man nicht Willens ist, Unsinn vorzubringen! Oder, bin ich denn schlimm?"

„Bewahre! lachte er: Nur sehr lebhaft und scheu! — Aber, ich fahre fort. Schon das ist im Grunde ganz irrig, daß man gewöhnlich die Frauen für das physisch zartere Geschlecht hält. Das männliche bedarf einer weit

gröſsern und ſorgfältigern Pflege als die Frauen, die ſchon in der zarteſten Kindheit viel leichter gedeihen und mit weniger Mühe groſsgezogen werden. Ich getraue mir zu behaupten, daſs dieſs wenigſtens bei fünf Sechstheilen unſrer europäiſchen Menſchen als Regel gilt; auch nehmen es die Frauen ſelbſt, wie ich ſehr oft bemerkt habe, für bekannt an. Und ſo erſcheint mir denn in ihrer eignen Meinung, „daſs der Mann neben ihnen wie eine edlere, oder doch wichtigere, zartere, ſeltnere Pflanze zu betrachten ſey," wirklich der erſte Grund von ihrer gutwilligen Unterwürfigkeit, und von jener innigen Anhänglichkeit für uns, die außerdem unbegreiflich ſeyn würde. Wie könnte auch ſonſt die Frau, gleich vom Hochzeittage an, und oft ſchon früher, ſo viele Verrichtungen für den Mann übernehmen, die man ohne Bedenken Magddienſte nennen darf! deren Verweigerung übrigens, es ſey auf dem Lande oder ſelbſt in den höheren Ständen, jede Nachbarin an der andern mit der gröſsten Bitterkeit zu tadeln pflegt; für die aber doch der Mann eigentlich noch gar nichts zur Gegenleiſtung thut, als daſs er eben Mann heiſst, zufrieden iſt, oder höchſtens einmal ſeinen Beifall darüber äuſsert, daſs die Frau ihre Schuldigkeit that, welche Aeuſserung gewöhnlich von ihr ſehr hoch, und von ihren Freundinnen oft noch mit ſtillem, zweifelhaftem Lächeln aufgenommen wird. Ohne gerade mehr Stärke zu beſitzen,

wendet doch das Weib gewöhnlich mehr Kraft und Behendigkeit auf, als der Mann. Freiwillig stellt sie sich neben ihm in offenbaren Nachtheil, indem sie allen jenen häuslichen Verrichtungen sich unterzieht, die ihm zu unbequem, vielleicht gar zu unanständig sind. Ja, wie oft arbeitet die Frau eines Handarbeiters wirklich härter und anhaltender als er selbst; wobei sich immer noch ohnehin versteht, daß sie, während er ruht, für die ganze Verpflegung des Hauswesens obendrein allein sorgen muß! Wehe der Frau, wenn sie eher schlafen geht, oder später aufsteht als ihr Mann; wenn sie den Kranken nicht mit der größten Sorgfalt wartet, und nicht die Nächte an seinem Bette verwacht; wenn ihr Bestreben, zuweilen ein Wort bei den männlichen Geschäften mitzureden, oder ihren Antheil am Hausregiment zu behaupten, nur irgend sichtbar wird; wenn sie sich den kleinsten Genuß erlaubt, wovon sie dem Manne nicht das Allerbeste zutheilt; wenn sie Gesundheit und Jugend für ihre Kinder zu schonen wünscht, oder etwa gar dem Manne deßhalb Vorstellung thut; wenn sie irgend eine Lieblingsneigung blicken läßt; und, wehe ihr, wenn etwa der Mann selbst über einen von diesen Punkten, deren ich noch sehr viele anführen könnte, nur die leiseste Beschwerde äußert! Unerbittlich lästert man die Arme sogleich, und nennt sie bequem, liebles, herrschsüchtig, selbstsüchtig, und wie die Ehrentitel alle heißen! Dem Manne hingegen legt man

alle jene Dinge faſt gar nicht zur Laſt; denn, ſagt man, er darf es ja, er iſt ja der Mann! Steht er nun aber wirklich früher auf, wacht er einmal am Krankenbette eine halbe Nacht unter lauten Klagen über Mangel an Ruhe für ſeine vielen Geſchäfte; erlaubt er ſeiner Frau das ihr gebührende Hausregiment zu führen; macht er ihr, die doch für Momente ſeines Glücks Jahre hindurch leidet, ein einziges Vergnügen, oder verweigert beim Mahle den beſten Biſſen, um ihn ſeiner Pflegerin zu gönnen; ſchont er die Geliebte für ſeine eigne Liebe und Wonne; hält er ſeine Lieblingsleidenſchaft, gerührt von den Thränen der Gattin, nur einigermaßen in Schranken: o, wie dankbar iſt ſie dafür, wie heiß liebt ſie ihn, mit welcher Wärme fließt ſein Ruhm und Lob von ihren Lippen!“

„Ihr Männer! brach hier Luiſe aus, rührt euch denn alles dieß nicht? Habt ihr denn kein menſchlichfühlendes Herz? — Aber laſſen Sie uns von andern Dingen reden!“

„Geduld, Liebe! ſagte Steinach: Und wie volltönig ſchallt es nun ſogleich aus dem Munde der Welt: Welch ein guter Mann! Wie opfert ſich dieſes Muſter von guten Ehemännern auf! Wer ſich einen beſſern Mann als dieſen wünſchen wollte, wäre keines Hellers werth! Gut, Luiſe! Und wer iſt es denn nun, der alle dieſe Urtheile fällt; der in hundert Fällen neun und neunzig mal unbe-

ſehen und ungehört dem Manne Recht gibt und das Weib verurtheilt? — Ihr eignes Geſchlecht iſt es, meine Freundin! Dieſes Geſchlecht, welches immer nur mit einer Art von Scherz die Gleichheit der Geſchlechter verfechtet, nur insgeheim zuweilen die Männer unterjocht, aber im Ernſte ſtets die Schuldigkeit anderer Frauen zum unbedingten Gehorſam anerkennt; oft ſogar in dieſem Gehorſam ſelbſt eine gewiſſe Ehre ſucht; öffentlich die Männer wegen des Pantoffels höhnt und reizt; öffentlich die herrſchſüchtigen Frauen mit Hohngelächter an den Pranger ſtellt, und es mit einer ächten Schadenfreude anſieht, wann einmal dieſer oder jener Mann ſein Weib mit Gewalt zur Raiſon gebracht hat! Niemand iſt geneigter die Frauen gegen ihre Männer zu vertheidigen als wir ſelbſt; und Niemand widerſpricht uns gewöhnlich mit größerer Leidenſchaftlichkeit (ich möchte es eine allgemeine Eiferſucht nennen,) als die Frauen ſelbſt, ſobald wir die Güte, Treue und Schönheit eines weiblichen Weſens in Schutz nehmen. Die meiſten Frauen (ich weiß, was ich ſage,) läugnen es gar nicht, daß ſie den Männern gewogner ſind, und, was mehr ſagen will, daß ſie unſerm Geſchlecht überhaupt mehr Gutes zutrauen, als dem ihrigen. Was ſagen Sie hierzu?“

„Ich verſtehe Sie vollkommen; ſagte Luiſe mit einem ängſtlichen Seufzer: Aber ich habe keinen Sinn

dafür, um dieſe Widerſinnigkeiten für wirklich wahr und gangbar unter meinem Geſchlechte zu halten; wiewohl ich Manches aus Ihrer Schilderung ſchon ſelbſt mit angehört, dieſes aber nur für die Schlechtigkeit einiger elenden Auswüchſe erklärt habe.“

„Freilich, fuhr er fort, zeigt ſich dieſe Sinnesart nicht in der Kindheit, ſondern nur erſt dann an den Frauen, wenn ſie mit Männern in irgend eine Verbindung kommen, bei welcher das Geſchlecht mitſpricht. Aber, nehmen Sie nun einmal an, das alles wäre vollkommen wahr, wie es iſt, ſo können wir dabei nicht umhin, folgende Reflexion zu machen: Es muß doch ſicherlich Etwas vorhanden ſeyn, was den weiblichen Sinn ewig zum Nachtheil der Frauen und zum Vortheil der Männer lenkt! Der Mann muß etwas mehr ſeyn; die Fülle der Menſchheit muß ihn wohl mit einer gewiſſen Auszeichnung verherrlichen!“

„Hören Sie auf, Steinach! rief ſie: Ich weiß nicht, warum dieſes Geſpräch ſo ſonderbare Empfindungen in mir erregt! Ich möchte nicht einmal, daß die Uebrigen es hörten. Wir wollen auf ſie warten.“

„Nur noch wenige Worte! ſchmeichelte er und zog ſie fort: Die Abzeichen der phyſiſchen Kraft erſcheinen freilich nur allein an der Geſtalt des Mannes, ſo wie auch der eigentliche hohe Muth ausſchließlich auf ſeiner Stirne wohnt. Zur Zeit der wahren oder eingebildeten

Gefahr tritt der Einzige wie ein Gott in den bangen Kreis von zwanzig Frauen, — und lächelnd kehrt der Muth in jede Seele zurück. Eine einzige Starke würde oft den Schwachen bezwingen können; aber mit Ernst springt er empor; es ballt sich die Männerfaust, welche im Rufe der That steht; aus seinem Blick und den zornigen Falten der Stirne droht die furchtbare siegge-wohnte Erstgeburt; und ihrer zwanzig entfliehen zitternd seinem Angriffe. Mit freundlicher, tiefer Verehrung tritt der Mann vor seine Königin; aber ernst und ehrfurchtsvoll naht er dem königlichen Manne. Sey es auch, daß er Jene zehnmal mehr fürchtet, zehn-mal mehr für sie wagt, und ihr eine zehnmal größere Macht über sich zugesteht: ewig wird er sie doch mit jener Heiterkeit betrachten, die selbst eine gewisse große Monarchin natürlich fand und erwartete. Das Weib ist in beständiger Thätigkeit, und die Gestalten ihres beweg-lichen Lebens spielen um den ruhigen Mann her: aber plötzlich hebt der Kühne die Last einer That mit raschem Arm empor, und das erstaunte Weib sieht seine Mann-heit von neuem auf immer gerechtfertigt. Lange läßt er sich von den Ideenbildern der unendlich reichen weiblichen Vernunft scheinbar hin und her leiten; auf einmal greift der herrschende Verstand durch; den Blick fest auf den Ausgang gerichtet, langt er dort glücklich an, und das Weib schmiegt sich dankbar an ihren Leiter.

Oft ſcheint er blind für ihre Tugenden und kaum duldſam für ihre Gefälligkeiten: aber, Keiner wage es ihren Namen anzutaſten! Die Hand am Schwerte, verkündigt er die Ehre ſeines Weibes; und das Chor der Männer ruft ihm zu: Du biſt ein Braver; die Schaar der Feindinnen tritt erſchrocken zurück; und die Bedrängte ſchließt ihren einzigen Retter froh ans Herz."

„Sie ſchildern mir da einen intereſſanten Mann; aber wo iſt er?" fiel das Fräulein furchtſam ein. Denn Steinachs Stimme war zuletzt ſtärker, und ſein Schritt mächtiger geworden.

„Laſſen Sie mich vollenden! erwiederte er. Ferner: Das Weib, ehe es ſelbſt liebt, fühlt ſich als die Königin der Schöpfung. Unter einem Heere von demüthig ſcheinenden Anbetern dünkt ſie ſich eine Sonne, deren Loos es ſey, geliebt zu werden; nicht, lieben zu müſſen. Aber, der Blick des Geliebten trifft ſie. Ihr iſt nun, als müßte ſie lieben, — und ach, der Mann allein vermag dieſes Sehnen zu ſtillen! Ihr Stolz fühlt ſich auf einmal vernichtet; und dadurch, daß jetzt der Mann ihn wieder hebt, und, indem er ſelbſt furchtſam um ihre Liebe fleht, den erſten wirklichen Schritt zu jener wonnevollen Vereinigung thut; ſchon durch dieß Einzige —"

„Werden Sie mich fortjagen!" ſagte Luiſe ſchnell,

und verbot ihm lebhaft, weiter zu reden. Aber ſie blieb ſanft geſtimmt, und hatte mit Intereſſe zugehört.

„Sie laſſen mich nicht zu meinem Schluſſe kommen! beſchwerte ſich Steinach: Und gerade dieſer wäre wahrſcheinlich ſehr vortheilhaft für Ihr Geſchlecht ausgefallen.“

„So ſchien es eben nicht! ſagte ſie: Doch, ich mag nichts weiter hören. O Auguſt, fuhr ſie mit zärtlicher Stimme fort, wie viel ſchöner dachten wir doch in unſerer Kindheit! Da war Keiner beſſer als der Andere! Jeder liebte mit gleicher Zärtlichkeit. Sie waren bald mein Herr, bald mein Bruder, dann wieder mein Bedienter. Wir nannten uns, ſetzte ſie leiſe hinzu, auch einmal Bräutigam und Braut; gerade als ich die ſchmerzhafte Augenkrankheit hatte, von der Sie und der alte herrliche Winzer mich ganz allein heilten!“

„Es war ein böſes Wageſtück von uns! fuhr Steinach ſich erinnernd fort: Konnte ich Unbeſonnener nicht damals dieſe ſchönen Augen, jetzt ſo rein wie Aganippens Perlen, auf ewig ſchließen! Aber der alte Winzer hatte ein ſo ehrliches Geſicht, und als er mir den Rath gab, heimlich unter Ihr Augenwaſſer etwas von jenen klaren Tropfen zu miſchen, die der friſchgeſchnittene Weinſtock im April ausläßt, und ich nun meiner Braut dieſen Vorſchlag mittheilte, da warſt du ſogleich willig, und ich Glücklicher durfte hinüber ins Thal gehen, und

die köſtlichen Frühlingsthränen des Weinſtocks ſammeln, um dieſe holden Geſtirne meiner Kindheit darein zu tauchen. Ach, du weinteſt vor Schmerz, als ich es zum erſtenmal that. Und beim dritten Bade fielſt du mir um den Hals, und wir riefen in unſerer Entzückung den lieben Alten, und belohnten ihn —"

„Guter Auguſt!" ſeufzte die ſchöne Jungfrau. Sie ſtanden am Scheideweg, um die Uebrigen zu erwarten, und hatten ſich im Koſen, ohne zu wiſſen wie, ſanft und innig umſchlungen; ihr ängſtlich emporwallender Buſen wärmte ſein Herz, und unter ſeiner Hand zitterten die hohen Pulſe des ihrigen; kindlichrein ſchmiegten ſie ſich an einander, ſeligverborgen unter dem Schleyer der düfteſchweren Finſterniß. „Guter, lieber Knabe! jammerte das wunderbare Weib: Warum biſt du mir denn entflohen, und kehrſt nimmer zurück zu mir? zu deiner —" „Geſpielin!" wollte ſie ſagen; aber ſüßſpielend ſogen ſchon ſeine Lippen den melodiſchen Hauch der „Geſpielin" aus ihrem ſehnſuchtheißen Munde. Niegefühlte Schauder durchzitterten jetzt im langen ſchlürfenden Kuſſe die Bruſt dieſes wilden Kindes.

„Ich bitte dich um Gottes willen, Auguſt, laß mich aus deinen Armen fort, wenn du nicht willſt, daß ich in dieſem Augenblicke ſterbe!" rief ſie, und empfing ihn doch mit einer Kraft und Jugendfülle, wovor auch ein Stärkerer als er erbeben mußte. Indeſſen ermannte er

ſich, und ließ die Geängſtete. Aber indem ſie die Ketten ihrer Umarmung ſanft löſten, fühlte Steinach eine brennende Thräne ſeiner Freundin auf der Wange. „Es war nur ein Augenblick, ſeufzte er: verzeih mir, göttliches Weib! Es war nur ein kurzer Traum aus der Kindheit. Unſre Beängſtigung hat es uns nur zu laut geſagt, daß wir jenem traulichen Alter längſt entwachſen ſind; daß es nie wieder ſo werden kann, wie es war!“

„O weh!“ rief ſie noch leiſe zurück, und entfloh mit pfeilgeſchwinden Schritten nach dem Schloſſe.

„So nicht, — ſo geht es nicht weiter, Freund Steinach! ſagte der Zurückgebliebene zu ſich ſelbſt. Du darfſt nur kühnlich bald dein Bündel ſchnüren! Aber dieſer Kuß? — O, ſo laßt doch die Geſchlechter küſſen! Wer weiß, wie ſchnell uns die Zeit von dieſem kurzen Leben ohne Gruß und Kuß ſcheiden läßt!“ Er ſchien Etwas in ſeinem Innern gewaltſam niederzudrücken, indem er ſich unruhig im Kreiſe herumdrehte, und einige hohe Balletſprünge that.

Die Frauen kamen ihm gerade recht. „Luiſe iſt ſchon hinauf! rief er und ſprang ihnen entgegen: Gute Nacht! denn ich habe noch eine Strecke zu laufen, und das iſt mir heute vorzüglich lieb. Aber Jeder nimmt ſich zum Abſchied einen Kuß, meine Herren! Denn das Leben iſt ſo dürftig als kurz!“ Er umſtrickte die ſchlanke Ida, die in dieſer großen Geſchwindigkeit, worin die

Uebrigen ſeinem Beiſpiele folgten, kaum wußte wie ihr geſchehen war, als ſie ſich plötzlich tief in der Umarmung und unter den glühenden Küſſen ihres Lehrmeiſters mit ſüßem Schrecken wiederfand, und nun, ein leiſes tiefes Ach aushauchend, ihren Arm ſchnell dem Baron überreichte, ohne in ihrer Angſt zu bedenken, daß auch dieſer blöde Freund ſchon verlangend daſtand, um einen Kuß in Ehren zu wagen.

„Steinach, Steinach! zankte Emilie unter dem lieblichſten Kußgeräuſch: laſſen Sie mich endlich, oder ich verklage Sie noch heute bei Luiſen! Wie ſeltſam kommen Sie mir dieſen Abend vor!“

„Bring ihr den letzten, gute Emilie!“ ſagte er heimlich, und drückte den Abſchiedskuß auf ihren Mund.

Krüniz führte die allarmirten Mädchen von dannen. Die Andern horchten ihnen nach. Emilie ſchalt noch leiſe zurück: „Ihr unartigen, wilden Männer!“ und die zarte Ida ſagte zerſtreut: „Ich fürchte, die Nachtigall ſingt dieſen Abend zum letztenmal. Denn ihre Zeit iſt vorüber.“

„Ich nicht! ſagte der feurige Schweizer mit halber Stimme. Ich hoffe, daß ſie in deiner Seele heute zum erſtenmal ſchlug, mein theures Kind!“

„Wohl euch, liebe Mädchen, ſagte Steinach, daß dieſe verſchwiegnen Büſche keinen eurer ſtillen Seufzer ausplaudern, wovon ſie heute Zeugen waren! Aber lebe

wohl, mein Freund! Es bleibt dabei, ich ziehe mit euch fort; obgleich nicht auf derselben Straße, doch auf einer andern, welche mich in das bunteste Gedränge der Welt zurückführt!“

Die Anstalten zu dem bevorstehenden Geburtstage des Generals waren in vollem Gange, und wiewohl man nur allerlei Familienkleinigkeiten vorbereitete, weil der Alte keine Feten litt, so hatten doch die Mädchen nicht nur in Gemeinschaft so viel Geheimes zu treiben, sondern Jede v[illegible]rub sich auch noch außerdem so tief in eine eigne Privatmysterie, daß man im ganzen Hohenblat'schen Hause zu dieser Zeit nichts als Geheimnisse und komisches Mißtrauen bemerkte. Wer an eine Thüre klopfte, mußte sich gewöhnlich mit der leisen Antwort beruhigen: „Da hinein darf jetzt Niemand.“

Da die Familie bei Hofe sehr geliebt ward, so nahm auch dort Alles den innigsten Antheil am Geburtstage. Unsre Künstler hatten dabei das herrlichste Leben. Als Männer von Geschmack wurden sie und Steinach, den man schon als ein Stück von ihnen zu betrachten gewohnt war, von allen Seiten her zu Rathe gezogen. Selbst die blühende Franziska hatte Schweizern bei dieser Gelegenheit in eine kleine Mysterie eingeweiht; Schweizers geheime Konferenzen mit der geliebten Ida wurden

ebenfalls häufiger, wenn gleich der Blick des armen Fräuleins sich täglich mehr trübte; Luise und Emilie, als die vertrautesten Schwestern, wählten den erfindungsreichen Fink zu ihrem Schaffner, wobei Herr von Krüniz zuweilen assistiren durfte, doch erst nachdem er die tiefste Verschwiegenheit gegen Steinachen, dessen Bosheit Luise bei solchen Gelegenheiten fürchtete, angelobt, und einiges Genie, mit Ehrlichkeit verbunden, bewiesen hatte. Kurz, es läßt sich aus diesem allen leicht schließen, daß jetzt so mancher süße Blick, so mancher zarte Händedruck, vielleicht noch Etwas mehr, sich unter dem andächtigen Schleier des Mystizismus verbarg, ohne daß die Welt diesen lieblichen Schleichhandel entdecken und abschaffen konnte, da das Eine vorgespiegelte Geheimniß, wodurch die gesammten wirklichen Geheimnisse begünstigt wurden, ein öffentliches war.

„Im allerengesten Vertrauen muß ich dir gestehen, sagte Fink geheimnißvoll zu seinem Freunde Lenz, nachdem er an verschiednen Thüren vergebens Einlaß begehrt hatte, daß in dieser meiner jungen Brust noch niemals eine so ungeheure Menge von Geheimnissen logirt, gewirthschaftet und mich getreten hat, als jetzt; und ich mag es kaum mir selbst in meinem geheimsten Kämmerlein gestehen, daß ich aus Schwachheit dennoch schon gar manches davon verloren habe. Sobald ich einer Dame über ihre mir anvertrauten Geheimnisse Rede und Ant-

wort geben soll, und nun bedächtig in meinen Busen greife, um all die kleinen Dinger auseinander zu suchen, da rollt oft genug ein fremdes Stück mit hervor, was gerade in die feindseligsten Augen fällt. Und so existirt denn, bei meiner Treue, keine Dame in ganz Sabinium und Hohenblat mehr, vor welcher ich selbst nicht schon auf den Knieen gelegen, und die ich nicht schon um Gottes willen habe bitten müssen, mich armen Verräther selbst nur nicht zu verrathen. Der Himmel sey mir gnädig, wenn sie einmal alle mit mir rechnen wollen, und in corpore! Da sind der Herr Kammerdiener doch viel glücklicher als ich!"

Lenz beschwerte sich aber, daß er gerade jetzt in der verdrießlichsten Lage sey. Steinach habe mit dem General seiner künftigen Versorgung wegen gesprochen, und ihm darauf durch das Fräulein Emilie die alberne Antwort sagen lassen: Wenn bis zu einem bestimmten Tage (welches eben der Geburtstag war,) keine Klage über ihn einlaufe, und er besonders an diesem letzten Tage keinen Tropfen von irgend einem geistigen Getränke genieße, werde er des gedachten Tages von einer besondern Gnade des Generals das Weitere vernehmen. „Gibt es denn etwas Niederträchtigeres für ein Gemüth wie meines, fuhr Lenz fort, als eine solche Albernheit durch die dritte Hand? Wüßte ich nur erst, wie viel die Gnade an Geld oder Wein jährlich betragen soll, und ob es

der Mühe werth ist, darauf los zu fasten? Aber Herr von Steinach steht mir keine Rede, und Fräulein Emilie, die sonst meine größte Gönnerin ist, hat seit dieser Zeit ein wachsames Auge auf mich gerichtet, und versagt es sich mitunter nicht einmal, einem Manne wie ich bin, stückweise die Tugend einzuschärfen! Aber das Schlimmste kommt noch! Vorhin muß mich ein böser Geist regieren, daß ich zu Fräulein Luisens Kammerjungfer im Scherz sage, ich hätte diesen Morgen Etwas von ihr gesehen. Das nimmt sie sehr übel, und verlangt binnen einer Stunde eine unumwundene Erklärung über dieß Etwas, was doch beim Himmel ein wahres Nichts ist! Denn was hätte ich sehen sollen, ich, der aus keinem Auge mehr sehen konnte, — weil ich jetzt immer sehr frühe im Morgenthau, ehe die falsche Welt aufsteht, den Gott des Weins um Geduld für den ganzen Tag anrufen muß. Nun wird sie mir nicht glauben, und mich verklagen und um mein ganzes Glück bringen."

„Thu ihr deinen Heirathsantrag! rieth ihm Fink: Dann muß sie dich überall vertreten, und mit der Hochzeit erlangst du noch obendrein, dem Römischen Rechte gemäß, das jus immorigeram fustibus castigandi!"

„Tritt doch in dieses Kabinet an die Thüre! bat Lenz: Du kannst uns dort behorchen. Denn sie kommt schon herangewüthet." Fink trat hinein.

Heftiger Thürenſchlag und der durchdringende Schrei nach einem Bedienten verkündigten dem zitternden Saale die Annäherung der furchtbaren Philippine. Ruhig ſah Lenz die Rachegöttin eintreten, und warf ihr ein friedliches Kußhändchen entgegen. „Nun? fing ſie an, und ſtellte den linken Arm in die Seite: Werd' ich's bald erfahren? Sie ſollen mir den Augenblick ſagen, was Sie geſehen haben!"

„Soll ich den Augenblick? ſagte Lenz höflich: Kein Menſch muß müſſen! ſpricht ein weiſer Jude. Doch, abſtrahirt davon, ob ich ſoll, ſo will ich jetzt einmal! Ach, theure Mamſell, ich ſah nichts, — ſo gut als nichts; aber ich ſah zugleich, — zürnen Sie nicht, — Ihre runden Waden habe ich geſehen, als Sie ſich die Kothurnenſchleifen banden. O, niemals ſtand noch ein niedlicherer Fuß auf einem glücklicheren Stuhle! Nun bin ich bekanntlich der Sinnlichkeit ein wenig ergeben, und dieſe Waden, — wenn ich gleich, ich will es beſchwören, ſo gut als nichts davon ſah, — ſind mir ſeitdem ſchlechterdings unvergeßlich. Sie haben ſelbſt mein ausgedorrtes Herz angebrannt; meine Sinnlichkeit findet keinen Troſt mehr. Soll denn mein ſehnſuchtsvoller Blick ewig aller Reize des Weibes entbehren? Grauſame!"

„Was gehen mich Ihre ſeltſamen Reden an! ſagte

ſie etwas beruhigter: Denn das iſt erſtlich eine Lüge! Ich thue dergleichen Dinge immer ſehr geheim ab —"

„Nicht mehr als billig! entgegnete er: Sie ſind ja auch längſt abgethan, und müſſen freilich für Jedermann ein Geheimniß bleiben; das kann ich verſprechen."

„Und zweitens, fuhr ſie fort, und kam ihm wieder näher, habe ich mir ſchon oft ſolche Späße verbeten, die einer auf ihre Ehre haltenden Perſon nachtheilige Gerüchte bringen können. Denken Sie etwa, daß mein Fräulein apart eine Mamſell für Ihre Späße hält! Sie ſind ein unhöflicher Menſch! Ha, Sapperlot, ich will —"

„Schone doch meines jungen Lebens, gutes Kind! bat Lenz: Beim Fluchen hat man niemals viel Segen zu erwarten! Ach, und ich hatte gerade ſo etwas Ernſthaftes mit Ihnen zu reden!"

„Ja, Sie, und etwas Ernſthaftes! ſagte ſie: Nun? Geſchwind, was war es denn? Werd' ich es bald hören?"

Er trat einen Schritt zurück, und ſagte feierlich und freundlich: „Hätten Sie wohl Luſt, mich zu heirathen?"

„Ich glaube, der Wein iſt Ihnen einmal zu Kopfe geſtiegen, Herr Lenz!" ſagte ſie beſänftigter.

„Ei, fuhr er fort: es wird genug Leute geben, die das glauben! Aber Gottlob, daß es nun heraus iſt: Der Plan zu meiner Heirath iſt ſo plan, als je unſer

Dorfschulze auf dem Plan einen vorgetragen hat. Heirathe den alten Wittwer nicht, mein Kind, von dem du behauptest, er habe dir eigenhändig geschrieben. Ich kenne ihn. Er ist ein Schläger, — ein rechter Bravo gegen euer zartes Geschlecht! Nun? Wollen wir ein Memoriol zusammen machen? — Aber, zanke nicht mehr so sehr in meiner Gegenwart, liebes Kind! Es ist nur deines eignen guten Namens wegen bei deiner Nachwelt, deren übles Urtheil ich, nach allen mir nun für dich obliegenden Pflichten, bald gründlich zu widerlegen hoffe. Nun! Wollen wir!"

„Lieber Lenz, Sie schwärmen wahrhaftig! sagte Philirvine freundlicher als in langer Zeit: Und wenn ich mich auch über Manches wegsetzen wollte; über Alter, Aufführung und Trinken: haben Sie denn Brod?" Sie lachte.

„I nun, versetzte er hingeworfen, der General hat so ein Wörtchen gesprochen. Ihrer wurde dabei zwar nicht gedacht; doch, Sie wissen ja, daß ich niemals meines Herrn Geheimnisse ausplaudere! Also wäre das nichts!"

„O, mit leeren Händen wird mich niemand bekommen! lenkte jetzt die Jungfer wieder ein: Ich will auch nicht gerade nach zeitlichem Reichthum freien; ich habe mir ziemlich gespart —"

„Ach du Engel! ſchrie Lenz: So log mein Herz mir nicht? Wohlan, wiſſe denn, daß ich deine Tugenden von jeher, und ſchon vorigen Winter liebte, als du das Legat erhieltest und ich die Kellerſchlüſſel abgeben mußte. Schon damals ſchrie ich dir heimlich die Ohren von meiner Sehnſucht voll, und du vernahmſt es nicht! O, ein Stein hätte ſich meiner erbarmen mögen, wenn ich ſo zagend deiner Tugend gegenüber ſtand, wie die Armuth am verſchloſſenen Thore des Ueberfluſſes; wenn ich ſo mit meinen Seufzern die gefrornen Fenſterſcheiben auf ſieben Schritte weit aufthaute! Ja, Blödigkeit, das Laſter der Blödigkeit iſt von jeher mein Verderben geweſen!“

„Erſt ſagen Sie mir, verlangte Philippine, was der General mit Ihnen geſprochen hat.“

„Hm! verſetzte er: Erſt ſagen Sie mir, wie ich Ihnen gefalle? Daß ich eine paſſable Perſon präſentire, ſehen Sie. Denke dir nun dazu, daß ich ehemals ſchön war, — ſchön wie die junge Eva! Was du jetzt hier erblickſt, iſt nur Satyre auf den Glanz meiner ehemaligen Schönheit! Nicht einmal Ruine. Ach, die verheerende Zeit hat auch ſogar die Ruinen meiner Schönheit, wie die von Karthago, verweht!“

„O, lachte ſie, ich dächte, es fänden ſich doch auf Ihrer Naſe wohl recht anſehnliche Rubinen!“

„Halt! ſchrie Lenz, und zeigte auf die Naſe: Man

unterscheide! Durch unsre Heirath, und bei einer vermuthlich mit Mäßigkeit bereiteten Kost meiner pflegenden Ehehälfte, würden die Rainen dieser Rubinen wohl bald vollends demolirt werden. Aber, wollten uns die guten Feen zum Besitz eines alten aus ächten Rubinen erbauten Gemäuers verhelfen, so sollten, durch den successiven Ruin desselben, diese Rubinen bald in neuem Glanze emporflammen! Nämlich, — verstehen Sie mich recht! — diese Art von künstlichen Rubinen gehört eigentlich ins Thierreich; oder soll ich sie wegen ihrer wonnevollen Entstehung dankbar zum Pflanzenreiche rechnen! Ich weiß nicht, ob Sie nunmehro den Unterschied der beiden Wörter richtig fassen!"

„Schweigen Sie endlich! rief Jene: Was weiß ich! Aber —"

„Eine kleine Geduld! begütigte Lenz: So wie es mir nun höchst schmeichelhaft ist, daß Sie in den armseligen Ueberresten meiner einstigen Diamantenen Schönheit doch noch den besondern Rubinenglanz gütigst entdecken, so will ich bei dieser Gelegenheit nur noch das einzige Favorable für unsern Bund anführen, — bei dem Sie gewissermaßen mit diesen Rubinen vereinigt werden, — daß in den Ritterzeiten bekanntlich, Gelb mit Rubinen besetzt, die Farbe der belohnten Liebe war. Und —"

„Ich will wiſſen, was der General ſagte," tönte jetzt Philippinens Stimme mächtiger hervor.

„Schönes Kind, ſagte Lenz: Sie ſind zu hitzig! Sie ſind voller Leben und Feuer — letzteres ſogar bis auf Ihre ſchönen gelben Haare! Doch ich darf nicht plaudern. Indeſſen, die Rubinen dieſer Ruinen, welche offenbar mein einziger Fehler ſind — — aber Sie wenden ſich ja von mir — es ſcheint, Sie wollen heute nichts mehr von meinem Fehler und meinem Treffer wiſſen —"

„Sie ſind ein Narr! ſteigerte ſich endlich Philippinens Zorn: Sie ſind nicht mehr nüchtern! Getrunken, ja — geſoffen haben Sie!"

Sie rennte fort, und Lenz ließ ruhig ſeinen lachenden Freund aus dem Kabinet. „So gehts, lieber Fink! ſagte er: Ich war ein großer Exeget und Polemiker, da riefen die Leute: er lernt die Schrift radebrechen, und kann auf theologiſch ſchimpfen. Ich ward ein Philoſoph, da ſagten ſie: er wird toll. Ich legte mich auf die Kameralwiſſenſchaften, da ſchrie Alles: mit ſeiner üblen Wirthſchaft thüts nicht lange mehr gut. Ich ging aufs Theater, um die Welt von dort herab zu beſſern, da ſprach die falſche: ſeht, er legt ſich auf die liederliche Seite! Ich kam in Ketten und Banden, und das allgemeine liebloſe Urtheil war: endlich iſt er in ſeinem rechten Fache! Man erhob mich mit Heereskraft aus dem Kerker, und vertraute mir den Dienſt in der Kammer

eines reichen Generals an — der Teufel! warum mußte ich aber den Kellerſchlüſſel wieder hergeben? He! Wer der Kammer vorſtehen kann, wird doch wohl einem einfältigen Keller gewachſen ſeyn? Und werden denn nicht in ſehr vielen und mancherlei Fällen die Kammerkräfte am füglichſten aus dem Keller rekrutirt, und in den Staaten umgekehrt? Aber jetzt, da ich endlich beſchließe, mich über alles Vorige nicht weiter zu ärgern, ſondern im Stillen zu nützen, und dem gemeinen Verſtande durch nöthige Diſtinktionen fortzuhelfen, da heißt es gar: er iſt beſoffen! Das möchte nun ſeyn; denn der gemeine Mann mißbraucht dieſes Wort bekanntlich ſehr oft; er weiß gar nicht, was dazu gehört, und nennt ſchon gewöhnlich Etwas beſoffen, was nach meiner Theorie noch kaum angetrunken iſt. — Doch, was mich am meiſten ärgert, iſt folgender leidige Fall: während man mir andern Theils mit dem Prädikate „beſoffen" Grobheiten anthut, obſtinire ich mich meines Theils, ſo nüchtern herumzufahren wie ein Fiſch im Mutterleibe. Und — welcher Widerſpruch! Gerade jetzt, wo meines Herrn Geburtstag bevorſteht, muthet man mir zu, nicht zu trinken, alſo, mich nicht zu freuen; da ich doch in dieſer gnadenreichen Zeit eigentlich tagtäglich bei Anbruch des Morgens ſchon viel getrunken haben, und an dem großen Tage ſelbſt ſchon frühe beim erſten Hahnenſchrei für todt zu Bette gebracht ſeyn, und kein Zeichen des

Wiederaufkommens mehr geben müßte, wenn noch Gerechtigkeit und Harmonie in der Welt wäre. Aber hörtest du denn, mein Freund, wie fröhlich dieſe Jungfrau ward, als der Poſaunenſchall der Erlöſung in ihre Ohren drang? Ich verſichre dich, es iſt ein ungeheurer Entſchluß! Dieſe Jungfrau — meine Frau! Dieſes ſeltſame Konglomerat von allerlei Giftwurzeln zu meiner ewigen Hausarznei! Dieſes Flaſchenfutter zu des Teufels Zankwaſſer für meinen beſtändigen Haustrunk!"

„Laß nur dem Schickſal ſeinen Lauf; tröſtete Fink: Es muß einmal geliebt ſeyn. Du wirſt ſie ſchon zu beſſern wiſſen!"

„Zu dem allen kommt, fuhr Lenz fort, daß ich mich dieſen Morgen ſchon über zwei alte Zigeunerinnen entſetzlich habe ärgern müſſen. Sie wußten Verſchiedenes von meinem Schickſal und von der Geſchichte unſrer adlichen Familie hier, und vermaßen ſich hoch und theuer, es ſtehe mir ein ganz nahes und unerwartetes Glück bevor, welches groß ſey, wenn es mir auch anfänglich ziemlich bitter ſchmecken werde. Dabei behaupteten ſie, ich müſſe wohl ſchon verheirathet geweſen ſeyn; und als ich mich unter Schimpfreden auf meine Keuſchheit berief, — du weißt, daß ich in meine Jungfrauſchaft meinen größten Stolz ſetze, — ſagten die alten Trampelthiere, ſie getrauten ſich dennoch zu beſchwören, daß es ſo ſey. Ich weiß nicht, ſagte ich verwirrt, was ihr Lumpenpack

verheirathet seyn nennt, aber ich kenne einen Bräutigam, der für euch Beide hinreichen wird; — und griff nach dem Prügel. Im Fortlaufen krähten sie noch, der Minister werde sie wohl besser aufnehmen als ich, sobald sie es nur verlangten. Und ich solle dich vom schönen Kordelchen aus dem Badenberger Rauhthal grüßen. Das Volk hat mich vollends blutdürstig gemacht. Apropos, ad vocem Durst! (Er zog eine kleine Bouteille aus der Tasche, trank, und drückte die Flasche ans Herz.) O du, wie soll ich dich nennen! die in ihrer Fülle reizender als Hebe mit ewiger himmlischer Freundlichkeit mich anlächelt!"

„Eingesteckt! rief Fink: Man kommt!" Lenz brachte seine Freundin in Sicherheit, und Steinach und Emilie traten herein.

„Freund Lenz, fragte Steinach: wodurch hast du Finken in diese ernste Stimmung versetzt?"

„Ich? — sagte Lenz: Ich sann eben mit ihm darüber nach, woher es wohl gekommen, daß der gute Homer als ein kleiner Junge so viele Nasenstüber überm Lateinlernen erhalten, da hingegen der lustige Aristophanes bekanntlich im achten Jahre schon seinen Speccius und Danz auswendig konnte."

„Also! drohte Steinach: in welcher Zeit des Wortes bibo leben wir, mein gelehrter Herr Kammerdiener?"

„Mit dem Präsens ist es in diesen Zeiten eine verdammt kitzliche Sache; erwiederte Lenz, und sah recht nüchtern dazu aus: Denn es sind gewisse Worte wie Honig gefallen. Hätt' ich nicht heute vor Tage schon das Perfektum, wiewohl auf eine höchst imperfekte Art, einigermaßen auf meine Seite gebracht, ich müßte ja wahrlich am Strahle des ewigen tantalischen Futurums verschmachten! Denn diese tägliche Langeweile wird noch einige jüdische lange Tage lang dauern! — Aber auf den Tag nach dem längsten freue ich mich wie ein Christ auf den jüngsten; denn an diesem will ich in einem neuen Leben wandeln, und ihn weidlich zu verkürzen suchen, so wie ich dann einmal etwas Plusquamperfektes zu liefern bemüht seyn werde."

„O du Teufelsbraten! sagte Fink: An diesem Tage wirst du deine Seele schon so früh verprassen, daß du noch für des Satans Frühstück gar wirst. Bedenke das Ende! Es wird dir dann nichts frommen, daß du jetzt das Wort libo so poetisch flektirt hast."

„Ich dächte doch! meinte Lenz: Denn, habe ich etwas Poetisches verübt, so bin ich ein Dichter; und man hat noch kein Beispiel, daß der Satan einen Dichter gefressen hätte. Bekömmt er nun ja einmal einmal sündlichen Appetit nach Bardenbraten, so läßt er doch sicherlich einen von jenen fetten Dichtern, die bei den Mahlzeiten singen, so einen rechten Bratenbarden rösten, und ver-

ſchont dürre Dinger wie Unſereins, die außer ihrer Unſchuld kein Loth Fett im Leibe tragen, und bis dato Gott ſey Dank weder für Geld noch Viktualien geſungen haben. Oder bin ich denn wirklich ſo dick als ich ſcheine?“

„Mein lieber Lenz, ſagte Emilie: nehm Er ſich in Acht. Mein Onkel ſtellt Ihn auf die Probe. Philippine war ſo eben wieder ſehr aufgebracht auf Ihn, und aus Seinen eigenen Reden läßt ſich ſchließen —“

„O gnädiges Fräulein, ſagte der Verfolgte, glauben Sie doch dieſer böſen, giftigen Zunge nicht! Ich laſſe gleich, ſo wie ich da ſtehe, die Nüchternheit meines Geiſtes durch eine unparteiiſche Kommiſſion unterſuchen. Dieſe Philippine iſt nie gut und freundlich, als wann ſie mir eine verſalzte Suppe gereicht, oder Fiſchgalle in den Wein gethan hat. Sie iſt ſo mager als die ſieben dürren Kühe Egyptens zuſammengenommen, und möchte gern mich und Meinesgleichen verſchlingen. Alle ihre Reden ſind ein Gewebe von Verläumdung, deſſen Zeddel aus fremden Lügen beſteht, und von ihrer eigenen Bosheit den Einſchlag erhält. Ich würde ihr nicht glauben, wenn ſie mir auch in dieſem Augenblick eidlich verſicherte, ſie habe mich in der vorhergehenden Minute belogen. Ehe ſie anfängt mit mir zu zanken, beſieht ſie ſich immer erſt heftig im Spiegel, rückt die Haube zurecht und ſteckt Ringe an. Wenn ſie ſich ärgern will, legt ſie ſich

zu Bett und bestellt vorher Kaffee, oder eine Weinsuppe mit Zimmt, zur nachherigen Stärkung. Das sind die allergefährlichsten Menschen, meine gnädigste Gebieterin! Sobald es über einen guten Namen hergehen soll, läßt sie ihr Stübchen mit weißem Sande recht hell und blank scheuern, wie ein schreiblustiger Pfarrer für den Studierheiligenabend; sie bittet eine Freundin, räuchert, macht sich's bequem und läßt bei der Bewirthung etwas aufgehen. Wenn sie ja einmal Gutes thun muß, so macht sie ein Gesicht, wie ich mir das Antlitz eines Juden vorstelle, der von zwei Mann Wache zum christlichen Abendmahle geführt werden sollte. Mit den bösen Geistern, die Philippinen besessen halten, könnte man in Ländern, die auch weit von der See liegen, alle Säue ausrotten, und doch würde die gute Person noch wenig Linderung spüren. O nein, die zahllosen Teufelchen in diesem Pandämonium drücken sich auf so kleine Häufchen, und rücken so zusammen, wie die Milton'schen; — und zu einem Kühlbade für sie würden die Schweine der Gergesener und aller fünf Welttheile nicht Gondeln genug abgeben. Der größte Theil dieser Teufelchen würde immer noch ledig und zu Fuß nebenher schwimmen müssen."

„Er ist nicht klug! schalt Emilie: Das Mädchen ist zänkisch; aber so schlimm ist sie nicht!"

„Lenz meint es gar nicht so böse; sagte Fink: Es ist nur wieder so eins von seinen Miniaturgemälden in gigantischer Form. Ich möchte dich vollends einmal in Versen alle deine höchsten Gefühle hererzählen hören! Es müßte ein sublimes Stück von melischer Dichtkunst seyn! Die gute Philippine hat übrigens so viel Tugend als irgend Eine in diesen letzten Zeiten; aber Lenz will durch solche Reden nur verbergen, wie sehr er sie liebt, wie gut er insgeheim mit ihr steht.“

„Nun, gesetzt auch diesen ärgsten Fall! rief Lenz mit Erbitterung: Verdient sie denn aber durch ihre Verläumdungen meine Gunst, und diese Gnade noch obendrein, daß man sie entschuldigen will? Und alles auf meine Kosten! Ist es nicht Verläumdung, wenn sie einen Mann, der nur halb so vernünftig redet als ich, für betrunken ausgibt?“

Er lief fort, und Emilie äußerte ihre Besorgnisse über sein unmäßiges Leben mit einer Art von Wehmuth, weil sie ihm außerdem sehr gewogen war.

„So ist's, gute Emilie! sagte Steinach: wenn der Mensch das Glück einzig im sinnlichen Wohlbefinden für den Augenblick sucht, und sich auch noch dann, wann das Gewissen seine unbestechliche Stimme hierüber erhebt, zu sehr gehen läßt! Indessen hoffe ich noch immer viel für Lenzens Wiedergeburt.“

„Mir ist gar nicht bange für ihn; setzte Fink dazu: Der Grund seines Innern enthält einmal unzerstörbare Reichthümer von Bildung. Angenommen, er glaubte sich wirklich im Besitz des wahren Glücks; (was ich doch nur für affektirten übellaunigen Trotz gegen sein widriges Schicksal halte,) angenommen, er versänke auch einmal gänzlich in der Umarmung dieses schrecklichen Glückes, so wird er doch schnell erwachen und schnell fühlen, daß er am Busen des Elends erwacht ist; und der Genius, den ihm die Götter von der Geburt an beigesellten, wird ihn retten."

„Dein guter Glaube thut mir in der Seele wohl; sagte Steinach: Er ist auch der meinige, und ist mir um so theurer, da mir der gute Lenz Gottlob nur als ein ins Unglück gerathener, oder liederlich gewordener Fink erscheint."

„Eine Ehre, lachte Fink, und wandte sich an Emilien, welche ich nur in so fern zu schätzen weiß, als Ihr Herr Vetter bei fremden Leuten mit desto tieferer Achtung von mir spricht! Allein, um nicht das zu vergessen, wovon ich noch reden wollte: Dergleichen Leuten kann doch meistens durch eine Kleinigkeit geholfen werden. Aber lassen Sie uns nun einen solchen Unglücklichen betrachten, wie Herr von Warnek ist! Wie mag Einem von dieser Art aufzuhelfen seyn? Er ist stolz auf den eigenthümlichen Besitz des Schönen, und

lebt doch in der Tiefe des Abgeschmacks! Er existirt, wie manche gelehrte Werke, nur noch in der Uebersetzung. Das Original von ihm ist verloren gegangen; es ist im Feuer übertriebner Kultur verbrannt. Könnte man ihm die Kultur abnehmen, dann sähe man erst die wirkliche Gestalt, und er würde nicht mehr mit fremden Zungen reden, sondern aus seinem Originalhalse nahen. Was! Ein solcher Mensch, das schwöre ich Ihnen zu! hält in seiner Krankheit uns Alle noch obendrein für einfältig! Während wir ihn unten in den Sümpfen des groben Stoffes herumwaden sehen, und sein Unglück beseufzen, erblickt er sich selbstgefällig im Spiegel seiner Eitelkeit, wie ein reiner Geist durch die Tempelhallen des Schönen wandelnd! Nun frage ich: was für Mittel und Wege hat die Gnade Gottes übrig, um so Einem beizukommen?"

„Hauptsächlich die Frauen, sagte Steinach: da die Männer zu verdrießlich hierzu sind. Und wirklich macht Luise ihm zuweilen mit zwei Worten oder einem einzigen Blicke seinen wahren Gehalt nach dem ästhetischen Steuerfuße viel verständlicher, als dieß seinem besten Freunde durch stundenlange Ermahnungen möglich wäre."

„Apropos, Steinach! rief Emilie erschreckend: Ich habe etwas vergessen." Sie berichtete ihm leise, daß sie ihren allerseitigen nächtlichen Abschied im Garten Luisen geschildert, und, — da diese mit auffallendem Unmuth

Steinachs Betragen getadelt und ſich erkundigt, ob er nichts von ihr ſelbſt geſprochen, — Steinachs Abſchiedskuß richtig beſtellt, und dabei ſeine heitere Laune mit großer Wärme vertheidigt habe. Luiſe ſey ſpät und ſehr trübſinnig in ihr Schlafzimmer gegangen, und befinde ſich ſeit jenem Abend wieder in einer der unleidlichſten Stimmungen.

„Ich will ihr einmal Vorſtellungen machen; ſagte Steinach: Am ſchlimmſten ſind doch immer Sie ſelbſt daran, meine gute Emilie. Es gehört eine Engelsgeduld dazu, um dieſe Launen zu ertragen. Zum Glück reicht Luiſens Herz der duldſamen Freundſchaft deſto ſchönern Lohn.“

Eben öffnete Luiſe eine Thüre, und ſah heraus. Sie ſchien von einer gewiſſen Empfindung überraſcht, und erröthete leicht. „Guten Morgen! rief ſie mit gezwungener Freundlichkeit: Es ſcheint, du verklagſt mich? Falſche!“ Sie legte auf das letzte Wort durch Ton und Blick einen beſondern Ausdruck des Vorwurfs, welchen ſie mit ihrem Lächeln nicht verbergen konnte.

„That ich das jemals?“ ſagte Emilie ſanft; und in Luiſens Angeſicht blühten die Blumen der Zärtlichkeit auf.

„Aber wenn es nun anders wäre; wenn Emilie es dem Vertrauten vertraut hätte?“ verſetzte Steinach mit einem Blick, vor dem Luiſe blöde die Augen niederſchlug,

und hochroth ward. Aber sie nahm sich schnell zusammen. „Emilie, laß uns eilen! Herr Fink, geschwinde auf mein Zimmer! Vetter, ich wünschte, Sie gingen zu meinem Onkel. Er hat sehr dringend nach Ihnen gefragt. Gehen Sie, und ärgern Sie die Menschen nicht mehr!“

Was wollte er machen? Sie verschwand. Die Andern flogen ihr nach. Philippine verschloß die Thüre. Man lachte drin. Er ging.

Während dessen saß Schweizer neben dem arbeitsamen Brirenfels in der Einsiedelei, um ein Päckchen Briefe zu studieren, welches von seinem Onkel angekommen war. Es mußten sehr interessante Nachrichten darunter seyn; denn er ließ oft die Briefe sinken, um über ihren Inhalt einige Minuten lang ins Blaue hinaus zu träumen.

Nach einiger Zeit bemerkte Brirenfels, der an Luisens Brustbild malte, die besondere Bewegung seines Freundes, und sah von der Arbeit auf. „Du hast gute Briefe!“ fragte er.

„Vortreffliche! rief Jener entzückt aus: Bis auf die leidige Nachricht, daß die Kränklichkeit meines Onkels doch zuzunehmen scheint. Vermuthlich aus diesem Grunde wünscht er sehr angelegentlich, daß ich meine Reisen endigen, und ihn von der Last meiner Güterver-

waltung befreien möge; wiewohl mir der herrliche Alte ſelbſt nur die Schönheit und den blühenden Zuſtand dieſer Güter zum Grunde ſeiner Bitte angibt, und es für unverantwortlich hält, einem ſolchen Eigenthume länger den Rücken zu weiſen. Es thut dem Herzen ſo wohl, wenn es plötzlich einmal allerlei werthe Geſtalten aus der Jugend im alten Wohlbefinden an ſich vorüberziehen ſieht. Ich läugne es nicht, daß ich mich heute von Herzen nach meiner Heimath ſehne. Wie kommt es denn, Wilhelm, daß der Menſch ſich für ſeine Privatgeſchäfte, für das, was ihm am nächſten liegt, ja wirklich für alles was zu ſeinem Eigenthume gehört, ſelten ſo geneigt und thätig fühlt und bezeigt, als zu den Verhältniſſen mit Andern, oder auch ſelbſt zu Geſchäften für Andere und zur Einmiſchung in allerlei Fremdes! Wie viele Leute z. B. kennen die häusliche Lage Anderer weit genauer als ihre eigene! Wie viele gibt es, die vom Glück auf alle Art dazu ausgerüſtet ſcheinen, um ſich und dem Innern ihres Hausweſens ſelbſt zu leben, und ihrem ganzen Vermögen allein vorzuſtehen; die aber den größern Theil ihrer Einkünfte Andern für die Beſorgung oder Verwaltung derſelben überlaſſen, und ſich mit Gewalt und Haſt in fremde Händel ſtürzen, worin ſie zuweilen die eigne Ruhe verlieren und ihren gänzlichen Untergang finden! Haſt du nicht oft bemerkt, daß ſelbſt beſſere Menſchen kleine Geſchäfte für Andere mit einer

gewiſſen dringenden Eile abthaten, und ein wichtigeres, was aber zu ihren eignen gehört, von einem Tage zum andern verſchoben? Wie können wir dieß mit dem menſchlichen Egoismus zuſammenreimen?“

„Es gibt uns eben einen Beweis davon, ſagte Brirenfels, wie verwerflich und unlauter die gewöhnliche menſchliche Selbſtſucht iſt. Statt die wahre Nächſtenliebe von ſich ſelbſt anfangen zu laſſen; ſtatt dieſen ſchlichten, ehrlichen Grundſatz im Leben ſich und ſeiner Familie zum Heil auszuführen, affektirt der Menſch ſehr häufig eine großherzig ſeyn ſollende Neigung ſich für Andere aufzuopfern! Dieſes ſoll ihm, ſo glaubt der Thor, mehr Ehre bringen als Jenes. Dadurch, daß der Egoismus ſich auf eine ſolche für ihn ſelbſt verderbliche Art zu ſchmeicheln ſucht, wird er aber nicht etwa beſſer, ſondern nur dümmer und liederlicher. Man ſage was man wolle, ſo bleibt mir der Satz wahr: Der Menſch lernt keine ſchwerern, mühſamern und wichtigern Geſchäfte im Leben kennen, als ſeine eignen. Denn die Kunſt des Lebens iſt die ſchwerſte. Vor allem ſorge doch der Baum für tiefen Grund, für Mark und Rinde, dann erſt ſtrecke er ſeine Zweige nach der Fremde hinaus, um dort ſichern Schutz und Schatten zu gewähren. Wie ſoll der Nächſte ſichern Troſt an dir finden, wenn dein inneres Weſen im Verdorren iſt! Daher kommt denn auch die menſchliche Trägheit, die ſchon der ſelige

D. Luther für unsre wahre Erbsünde hält, in unsern eignen Geschäften weit öfter zum Vorschein, als in fremden Händeln. Jene sind verdrießlich, diese bringen uns äußere Ehre. Bei diesen können wir so manche Ausflucht treffen, so manches auf Andere schieben; bei jenen gilt keine Ausflucht; der Mensch soll sich selbst helfen, im Angesichte der Welt. Hier treibt es von außen her auf uns los, und da muß man Rath schaffen; dort pressirt ja nichts außer uns selbst; und, wann es nun nächstens geschehen wird, so soll die Welt noch zeitig genug darüber erstaunen! Denn auf die Welt ist bei dem gewöhnlichen Egoisten alles berechnet. Er will nicht der Beste, Edelste und Größte seyn; er handelt nicht aus innerer Ehrsucht oder aus Selbstliebe; sondern, die Welt soll glauben, er sey das alles; d. h. er handelt aus Sucht nach der äußern Ehre, er ist ein Selbstschmeichler. Wer als ein freier Geist im Innern waltet, und die Faulheit von innen heraus zu vernichten vermag, der ist sein eigner Freund, und wird seinen Nächsten lieben können als sich selbst. Und diese Kraft ist das ausschließliche Erbtheil der vortrefflichsten Menschen. Aber wer nur den Götzen der äußern Ehre anbetet, wer zum Guten nur durch die Peitsche von außen getrieben werden kann, der betrügt mit sich selbst auch die Welt. Denn während er ihr eine Zeitlang zu nützen scheint, behält er mit seinem Egoismus

auch den Eigennutz, die Habsucht und andere Laster bei; und wie kann er dieſe jemals laſſen! Im Innern dehnt ſich ja die Trägheit noch immer, und will und muß ihr Futter von fremden Leuten bekommen! Viele Menſchen würden das, was ich dir ſo eben ſagte, vollkommen verſtehen, und leider wahr finden müſſen; du ſelbſt, lieber Karl, vielleicht am wenigſten, weil dieß alles weder auf dich noch deine Lage paßt; — außer etwa, in ſo fern du dir es jetzt, wie ich vermuthe, zum Vorwurfe machſt, daß dein Vermögen, deine Güter und Unterthanen dir ſelbſt noch ſo wenig bekannt ſind."

„So war es allerdings, als ich dir jene Frage that; verſetzte Schweizer: Und es iſt mein ernſtlicher Vorſatz, dieſes bisher ſo mühſam bearbeitete Innere nun auf meine nächſten Umgebungen zu veräußern."

„Wiewohl aber, fuhr Brirenfels fort, der Egoismus ein recht heimliches Geſchwür im Menſchen iſt, das er ſich nicht aufſtechen läßt, weil er es Niemanden entdecken mag, ſo finde ich mich doch ſehr geneigt, ihn, als zur beſten Welt gehörig, in Schutz zu nehmen, ſobald ihm von jener wahren edlen Selbſtliebe, die ich dir vorhin ſchilderte, nur irgend etwas beiwohnt. Denn, wie könnte es wohl an ſich ſchlimm für die Welt ſeyn, daß jeder Menſch ſich im Grunde für den Beſten, Klügſten u. ſ. w. hält! daß in ſeinen Augen jedem Verdienſte eines Andern, auch wenn er es willig anerkennt, doch

immer noch Etwas zu fehlen scheint? Weil nämlich er selbst die Sache nicht sagte, that, schrieb oder betreiben konnte? Weil das Ding von ihm doch vielleicht wenigstens eine andere Form würde erhalten haben; allerwenigstens in gewisser Rücksicht, hier und da? Glaube mir, Bruder, es geschähe in der Welt gar nichts, geschweige denn etwas Gutes, wenn nicht Jeder in dem süßen Wahne lebte: Dieß und das habe ich recht schön gemacht; die Welt wird und muß es loben; dieß wird an mich kommen, denn wer könnte es außer mir?"

„Es ist ein sehr interessantes Geschäft für mich, sagte Schweizer, an einem ganz neuen Bekannten den Egoismus zu entdecken. Oft scheint uns ein Mensch so unbedeutend, daß wir ihn kaum als für sich bestehend, sondern nur als das überflüssige, höchst geringfügige Anhängsel irgend einer großen langweiligen Mehrheit betrachten. Aber, da kommen wir schön an, wenn ihm gerade unser Schicksal Gelegenheit macht, sich uns zu erkennen zu geben! Hilf Himmel! Der Kerl hat seinen aparten Wirkungskreis, um den die Welt sich ehrerbietigst wartend herumlagert, oder doch dreht! Von ihm und seinen Meinungen spricht man! Er ist ja ein nothwendiges und berühmtes Glied des Ganzen, und hat sogar schon allerlei gedacht und gethan! Kurz, wir glauben zu träumen, fangen endlich an zu lachen, und rufen heimlich

aus: Fürwahr, ich ſelbſt könnte mir kaum ſo viel einbilden, als Er! Aber da kneipt uns das Gewiſſen mit einer beiſſenden Bemerkung über unſre eigne Selbſtſucht plötzlich wach, und nun werden wir auf einmal höflich gegen den fremden Herrn! Doch, laß uns jetzt lieber von meinen Briefen reden! Es ſey demnach beſchloſſen, wir reiſen; und dieß in wenigen Tagen! O, Bruder, die Vergangenheit lebt heute ſo deutlich vor meiner Seele! Alles iſt mir ſo neu! Wie wir uns auf der Akademie fanden, und wie unſre Freundſchaft im Morgenſchimmer des Lebens ſich ſonnte und gedieh; wie du dich der Wiſſenſchaft abthatſt, und der Kunſt ganz hingabſt; wie man dich zum Hofmaler machte, ohne Brod verſteht ſich, damit die Kunſt keine Neider hätte und dein eignes Vermögen auch an den Mann käme; wie es mir indeſſen noch ſchlimmer erging, meine theure Amtmannstochter ſtarb, und der Onkel mir mit Heirathsanträgen zuſetzte, um den Schmerz über die unvergeßliche Sophie zu heilen; wie du mich tröſteteſt; wie uns die Welt wieder lachte, und wir unſre Reiſen antraten; wie wir unſern Fink fanden; wie du ihn und mich retteteſt, und uns leben lehrteſt: — o Wilhelm, du, der mir Alles ward, — wie könnte ich dich jemals laſſen!“

Sie hatten ſich einander genähert, und umſchlangen ſich jetzt. „Die Kunſt, ſagte Brixenfels, und dein eignes raſtloſes Streben nach Vollkommenheit haben dich gehe-

ben. Aber wohlan, laß uns endlich den Gedanken aus-denken: Das Ziel unsrer Reise ist da, und die Tren-nung naht! Wird sie denn ewig seyn?"

„Nein, nicht Trennung! Laß dieß fürchterliche Wort nicht über unsre Lippen kommen! rief Jener mit Schmerz aus: Höre mich erst zu Ende. In der Mitte meiner Besitzungen mußt du deine Kunstanstalt gründen. O nein, fuhr er mit weicher Stimme fort, und zeigte ihm einen Schenkungsbrief mit großen Confirmations- und Consensssiegeln bedrückt: mein Wilhelm darf nimmer von mir scheiden! Das kleine Haus zu Neuenburg, und drei-hundert Morgen Land um das Häuschen her, sind auf ewig dein! Nicht dein, — Wilhelm, sey stille, und verstoße mich nicht! — nicht dein, sondern der Kunst! Denkst du noch an die große Wiese, die lieblichen Wäldchen, den mächtigen schiffreichen Strom, an dessen Ufern wir fischten, jene Weingärten, nur tausend Schritte entfernt von der reichen herrlichen Stadt? Dort thut sich deine Heimath jetzt auf; dort im schönen Thale wird dein stiller Heerd seyn; jene Wellen werden leiser vorüberglei-ten, um den Bildner nicht zu stören; nur den beglückten Freund werden sie täglich in seine Arme tragen."

„Du bist ein feuriger, trefflicher Mensch! fiel Brixen-fels ein, und umarmte ihn mit tiefer Rührung: In die-sem schönen Augenblicke durchschaue ich erst deine ganze Herrlichkeit! Aber, mein Vaterland ist die Welt! Mein

Kunstplan ist das Wichtigste an meinem Leben; und, wenn ich gleich nicht befugt bin, der Kunst die reiche Gabe ihres reichen Freundes zu verschenken, so müssen dich vorher noch gar viele weit wichtigere Umstände mit diesem schönen Lokal in glückliche Verknüpfung kommen, ehe ich dein edles Anerbieten anzunehmen vermag. Ich bin für den Augenblick zu sehr bewegt, um mich weiter zu erklären. Verschließe nur alles, du edler Mann, bis wir eine besondere Unterredung über meinen Plan abhalten können; und dieß wollen und müssen wir nächstens. Denn unser gesammtes Leben scheint sich seinem wichtigsten Punkte zu nähern."

„Gut, sagte der Graf beruhigter, ich wollte für jetzt nur Hoffnung; und die hast du mir nicht geraubt." Er dankte seinem Freunde mit einem Händedruck.

„Nun! rief der eintretende Fink: Was macht der alte Onkel? Vorwürfe über deine großen Reisekosten? Lies nur flüchtig durch, und wenn es ein Zankbrief ist, so schick' alles unerbrochen zurück!"

„Er befindet sich nicht wohl, sagte Schweizer, und wünscht daher meine baldige Zurückkunft."

„Leere Ausflüchte! versetzte Fink: Es ist nur der Verwandtengeiz, der ihm in die Glieder geschlagen ist. Auch findet man selten einen Menschen, der mit seiner ganzen Familie sich schriftlich so wohl befindet, als mündlich, wo man ihn schon eher überführen kann, daß ihm

Essen und Trinken schmeckt. Daher halten viele Leute ihre Briefe so geheim vor ihrer Familie. Wollte man überhaupt alle Lügen aufzählen, die auch der Beste, sobald er nur irgend eine starke auswärtige Korrespondenz zu führen hat, täglich macht, so wäre oft an unserm ganzen Leben kein wahres Wort! Neulich habe ich den Leibarzt darüber abgehört, wie jetzt hier die empfindsamen Freundinnen sich zuweilen das Wort geben, ihn herumzujagen, indem sie einander als kränklich bemitleiden. Er komme nie hinter die Wahrheit, behauptete er, und man müsse oft nur gute Nahrungsmittel, Mangel an Bewegung und stärkenden Schlummer verordnen, um selbst Ruhe zu haben. — So kommt er z. B. zur sanften Frau A., und fragt nach ihrem Befinden. „O, mit mir, lieber Doktor, geht es — wie immer — leidlich! Sie wissen ja, daß ich nicht gern klage; — aber, gehen Sie doch zu der guten B! — Gott, was das Weib leidet!!" Er eilt zur Frau B. „Ach, ruft sie ihm sanft entgegen, bester Doktor, Sie können mir endlich bestimmt sagen, was die arme A. macht? Gewiß hat die Gute Sie zu mir geschickt; — und der Engel leidet selbst so sehr!!" Nein, es geht recht gut, sagt er beherzt; — aber, da trifft ers! — „O, wie können Sie das glauben! sagt sie: Sie sollten doch ihre Natur besser kennen — aber freilich, sie ist, wie ich; sie klagt nicht gern, und es wird einmal sehr bald um diese papierne Gesundheit

geſchehen ſeyn. O, das liebe Weib iſt ſich ſelbſt ſo entſetzlich ihart!“ Zum Glück kann er dieß Letztere wahr finden, da er weiß, daß die Frau A. ſich Abends zuweilen einen dicken Leib ißt. — Doch endlich, — ſollte es auch erſt bei der Frau X. Y. Z. ſeyn, — muß denn wohl einmal eine Krankheit genannt werden, und da kommt nun ſo Etwas zum Vorſchein wie „Mattigkeit zum Umſinken — raſendes Kopfweh — Magenkrampf,“ wobei immer das bequeme Hauptübel der „entſetzliche ewige Hunger iſt!“ Kurz, alles läuft, ſobald er es ins Deutſche überſetzt, gewöhnlich auf die Klage jenes Spaßvogels hinaus, der zum Arzte ſagte: „Ach, Herr Doktor, ich bin erſchrecklich krank! Ich verliere allen Appetit zur Arbeit, und bei meiner unnatürlich ſtarken Eßbegierde bin ich dennoch beſtändig mit einem unauslöſchlichen Durſte geplagt, welches mich denn, wie Sie leicht denken können, ſo abmattet, daß ich nun ſchon ſeit langer Zeit eben die ganze Nacht zu Bette liegen muß!“ Doch alles dieß geſchieht mündlich nur mit Vorſicht, weil man ſich die Zufuhr des Proviants nicht abſchneiden darf; ſchriftlich aber hat die menſchliche Verkehrtheit freies Feld. Da ſpielt mancher Mann, der einen Geldbrief ſchreiben, oder ſonſt eine beſtimmte Antwort von ſich geben ſoll, auch mit den wichtigſten Wahrheiten und Gefühlen. „Ich kann heute nicht antworten; ich leide wieder einmal entſetzlich an meinem alten Uebel,“

ſoll heißen: an meiner Frau; an meinem Beutel — und, du mußt warten! „Gott, mein Bruder iſt todt! Verzeihen Sie, aber ich kann heute nicht weiter! dieſe Scenen haben meine Geſundheit vernichtet!“ ſoll heißen: Gottlob, mein Bruder iſt zwar unbeerbt geſtorben, und wie gern gäbe ich meine Frau drum, wenn meine Schweſter auch ſo ſanft und ſelig aufgelöſt würde, als jene Zwei, damit ich dich bezahlen und ferner anführen könnte; aber zu beiden letztern Dingen weiß ich heute noch keinen Rath. „Eine nothwendige Reiſe hat mich verhindert eher zu antworten,“ ſoll heißen: Es geſchah aus Faulheit oder Geiz oder Furcht, und ich bin nicht hinter dem Ofen vor gekommen; — oder gar: aus Aerger darüber, daß ich deinen Mahnbrief beantworten ſollte, bin ich von Hauſe weggegangen, habe angeblich eine Reiſe nach Geld gethan, und bin mit neuen Schulden glücklich zurückgekommen. — Nun? Wem von euch, meine Herren, iſt nicht einmal wenigſtens etwas Aehnliches paſſirt?“

„Keinem! ſagte Brixenfels lachend: und man kann nichts Frecheres und Unverſchämteres ſehen als dich, ſobald du das menſchliche Herz zu verläumden anfängſt! — Höre, Fink, wollen wir unſre Reiſe endigen, und die Augen nach dem Norden wenden?“

„Ich bin bei Allem, antwortete Fink: aber — da müßten mir ja auseinander? Wie wird das ſeyn, Kin-

derben!" Er ward nachdenkend, und legte nach einiger Zeit mit wehmüthiger Miene seine Hand auf des schweigenden Brirenfels Schulter.

„Der Graf, fuhr dieser endlich fort, hat vorgeschlagen, daß wir vor der Hand noch auf seinen Gütern zusammenleben sollen, da ihm die Alpen zum zweitenmal zu hoch sind. Er hofft indessen, daß wir Beide unsern bisherigen Fleiß verdoppeln werden, um auch in jener theuern Gegend unsre eignen Erhalter zu seyn, in so fern dieß seiner gastfreien Weise und den bis jetzt unter uns bestandenen Gesetzen angepaßt werden kann. Unter diesen Bedingungen dürfen wir also von seinem Anerbieten Gebrauch machen —"

„Bravo!" rief Schweizer ärgerlich, und wollte fort.

„Geduld! sagte Brirenfels: Mein Rath ist also dieser. Schweizer reist ab, und wir beide ziehen langsam hinterher, mit möglichstem Fleiß und Geize, damit der Ueberschuß unsrer Reisekasse, der in Sabinium so sehr gelitten hat, endlich wieder wachse. Du hast bisher, laut meiner Rechnung, ziemlich oft Louisd'ore zur Kasse geliefert, aber auch viele verthan. Denkst du, deine tollen Sprünge kosteten nichts! Das heißt also nur so viel, du sollst Gott fürchten, und im Fleiße nicht erkalten. Uebrigens sind wir kapabel, aller Welt zum Trotz, der ganzen Gesellschaft hier noch vor unserer Abreise ein

déjeuner-dansant zu geben, wovon man reden ſoll. Iſt es dir recht, lieber Karl!"

Der Graf hatte nichts dagegen, wenn es auf ſeine alleinigen Koſten geſchehe, und Brixenfels dabei, wie immer, die Hauptrolle ſpiele.

„Das Letztere wird vielleicht nicht mehr nöthig ſeyn, meinte dieſer: Denn mich dünkt, du ſpürteſt ſeit einigen Tagen ſchon gewaltigen Drang, dich aus der Grillenwelt wieder in den Grafenſtand zu erheben."

„Aber, ihr ſollt mit mir reiſen, eiferte Schweizer, und dort ruhen, und mein gehören, und unſern Kunſtplan beginnen!"

„Den bereden wir erſt noch hier, ſagte Brixenfels: Ja, Fink, an den Plan ſoll es nun mit allem Ernſte gehen."

„Endlich? rief Fink erfreut aus: Aber noch Eins: — Wie ſieht es dort mit den Frauen aus? Lieferſt du uns auch weibliche Geſellſchaft quantum satis gratis? Denn wer ſoll mit mir ſpielen, ſchäkern und mich putzen, wie Gundchen und Emilie und Ida thun? Gibt es dort dergleichen hübſche Dingerchen?"

„Verſteht ſich! ſagte Schweizer: Mädchen zum Küſſen und zum Malen! Und du ſollſt ſie in die Schule nehmen!"

„Fink jauchzte laut, und fiel ſeinen Freunden um den Hals. Nur vergeßt nicht, ſagte er, bei dem erſten

Beſchluß über den Kunſtplan hauptſächlich mich zu Rathe zu ziehen, da ich ohne Ruhm zu melden die Welt von einigen Seiten beſſer kenne als ihr.“

„Guter Fink, ſeufzte Brixenfels, des Menſchen Machwerk wird vergebens für die Ewigkeit berechnet! Aber Steinach — Steinach geht mir nahe! Er war es, der uns hier um ſich her verſammelte; er iſt wieder ſo innig mit uns vereinigt; ich möchte ſagen, er iſt der Beſte unter uns: und ach, wir müſſen ihn nun in dieſem Winkel zurücklaſſen, wo er vielleicht noch lange mit ſeinem Mißgeſchicke fortkämpfen wird! O, das thut mir im Herzen weh!“

„Ich habe ihm die beſten Vorſchläge gethan: ſagte Schweizer: aber er hat mir auf eine Art widerſtanden, die ich nicht tadeln konnte. Uebrigens bin ich nicht im Geringſten unruhig über ſein Schickſal, und es freut mich, daß auch er jetzt in einer gewiſſen Kriſe lebt, und ſich nach einem größern Wirkungskreiſe ſehnt. Glaube mir, er weiſt ſeinen Wieſen und Kohlbeeten den Rücken, ſobald wir fortgehen!“

„Herrlich, herrlich! rief Fink. Und vielleicht gewinnen wir ihn gar für unſre Sache! Alſo wäre denn nun alles im Klaren! Ich blicke wieder mit neuer Luſt eine Strecke ins Leben hinein! Ich ſehe uns alle ſchon auf deinen Gütern herumwirthſchaften, und drücke den alten Onkel ans Herz! Aber, wie ſoll ich von hier wegkom-

men? Ach, wie wird mir seyn, beim Scheiden von all den lieben Weibern! Hätt' ich nur Thränen genug, ich wollte schon heute einen ganzen Sund oder Belt damit vollweinen! An das liebe Gundchen und ihr süßes Kosen und Spielen bin ich nun einmal gewöhnt; und wirklich ist sie mir zur Unterhaltung die Liebste unter Allen. Sie steht gerade in dem interessanten Alter, wo die zärtliche Jungfrau im Mädchen erwacht; wo das Mädchen am Abend nicht mehr eher einschläft als es soll, sondern später; wo es statt fest zu schlafen nur so leicht hindämmert, daß eine Nachtigall es wach singen kann; wo es gern allein geht, insgeheim in seinen Briefchen kramt, mancherlei schreibt, und alles wieder verbrennt; des Morgens mit einem tiefen Seufzer, aber doch freundlich erwacht, dann über seltsame Träume klagt, und diese auf keine andere Art erzählen will als durch Erröthen. Und mit diesem zarten Jugendgewande, meine Herren, bin ich, mit eurer Erlaubniß, auch noch ein wenig angethan, und gefalle mir, Gundchen gegenüber, ganz teufelmäßig wohl darin, wenn gleich neulich der alberne Steinach mich in dieser Hinsicht mit einem Gascogner verglich, welcher sein Hemd vier Wochen lang auf Einer Seite trug, und dann beim Umwenden desselben vergnügt sagte: il fait bien beau être dans le linge blanc! Das beiseite gesetzt, freue ich mich dießmal ganz unbändig auf unsre Trennung, weil sie so schnurstracks zu unsrer Wiederver-

einigung führt! Wenn wir nun so einpacken, und auf die Postillons fluchen, und auf unsern Bedienten losprügeln, und nun in Sabinium und Hohenblat Abschied genommen, und uns wer weiß noch aus welchen festen Banden losgewunden haben; und da stehen, und an die rothen Augen sechs Augenbäder halten, und uns durch den frohen Gedanken an unsre eigne Trennung wieder erheitern; und endlich Schweizers Postillon zuerst bläst, weil er einen Grafen fährt, und ich mich über den Kerl ärgere, aber zuletzt wieder gut werde, und nun so vor dich hintrete, und sage: o du theurer Graf, lebe dann wohl, wohl! — Gott, ich kann nicht mehr! — sey glücklich, und nimm meinen besten Segen nnd meine letzten Ermahnungen! Handle stets als Christ, wenn du etwas Erkleckliches aus dem Judenleibzoll nehmen willst; kreuzige dein Fleisch und Bein, wenn deine hochmüthige Frau behauptet, sie sey auch eine Rippe davon; sey gutthätig, wenn dein Appetit dich um eine milde Gabe anspricht; lebe keusch, wie der weise Salomo; sey vorsichtig, ehe du dich gegen Andere nachsichtig zu seyn entschließest: sey getreu, gegen die Frauen, damit du deiner eignen die Treue gegen dich allein mit desto größerm Recht einschärfen könntest; sey ein Mann gegen sie, lieber Graf! fürchte dich in dieser Welt vor nichts, was eßbar ist, sondern sey tapfer, gegen deine Bedienten und

Unterthanen. — Kurz, mein Freund, sey Alles was du willst, nur zur rechten Zeit, und mit einer guten Art, die uns durch die Welt hilft. Was? Wenn bei unserm Abschiede nicht alles sich wörtlich so begibt, wie ich jetzt prophezeihte, so sagt, ich hätte eben gelogen!"

Unruhig schwebte die kränkelnde Ida, mit dem Strickkörbchen am Arme, in ihrem Zimmer umher. Alle Fenster waren geöffnet, und liebliche Kühlung wehte von außen herein. Aber im Innern des entzündeten Mädchens pochte ein feuriger Gast: das süße Gift der nächtlichen Küsse war in alle Adern gedrungen, und hatte die Schmachtende schon bis zu jenem Zustande gebracht, in dem ein junger Busen, von seiner eignen Fülle beunruhigt, keinen Frieden mehr kennt, als den, welchen die Liebe, nur in Triumphe noch großmüthig, unterzeichnet, bis zu jener zärtlichen Beklommenheit, worin bei jedem leisen Wort und Seufzer die Sehnsucht öffentlich mitspricht, und jeder stille Blick schon aus der Thräne des Selbstgeständnisses hervorschimmert. „O meine theure Franziska! rief sie aus: Warum mußtest du mich mein eignes Herz in dem Spiegel des deinigen sehen lassen. Ich kannte die Liebe nicht, und erblickte mich plötzlich als ihre Beute. Sorglos schlummerte ich an der Brust eines niegekannten Glückes; ach, ich war so selig, da mein Auge noch in

unſchuldigem Spiel an ſeiner Geſtalt hing, und ſüßere Nahrung aus den Strahlen ſeiner zärtlichen Blicke ſog, als die Biene aus Blüthenkelchen! Seine holden Worte drangen in mein offnes Herz; er war ein Freund, den meine Seele liebte! O, es wäre ewig ſo geblieben! Aber du, Franziska, weckeſt mich ſo unbarmherzig aus dem ſchönen Traum; und wozu! Nicht zur Vernunft, noch zu meiner Pflicht, nein, zur Eiferſucht biſt du erwacht, Unglückliche, und das Elend liegt weit und ſchrecklich vor dir da!" Sie ſchluchzte laut. „Du ſollſt zu Grunde gehen, fuhr ſie fort, und verweilte vor einem Spiegel: deine Blüthe muß verbleichen, Ida! Er nannte mich einmal ſchön; wie mir da ſein Lächeln wohl that! Ach, er hatte den Zauber ihrer Lippen noch nicht gekoſtet! Und wie tief ſtehſt du unter jenem prächtigen Bilde, armes Mädchen! Gab es jemals ein hoffnungsloſeres Sehnen, als das meinige? Und, während eine thörigte Liebe mich langſam verzehrt, und die Qual der ſeltſamſten Eiferſucht mein Herz zu zerreißen droht, was ſoll ich, was kann ich thun oder ſagen? Was darf ich der Welt geſtehen! Soll ich meine Aeltern mit der Entdeckung tödten, daß ich aus Liebe zu einem reiſenden Maler wahnwitzig geworden bin? O, meine herrliche, ſtolze Mutter, du ſollſt es nie erfahren, warum dein Kind verſchmachtet iſt! Oder ſoll ich ihm ſelbſt meine Liebe geſtehen, ihm, der mich vielleicht nie geliebt hat. Ach,

ihm, dem noch gestern Franziska insgeheim ihre Hand an die Lippen drückte! Oder der Prinzessin Geständnisse thun, ihr, die thörichter ist als ich? Sie auf den Knieen um den Mann bitten, welchen ich nie besitzen darf? Oder mich Steinachen entdecken, daß er die Romanheldin verachte? Und wenn nun diese fürchterliche Prüfungswoche vorüber ist, soll ich den Präsidenten mit meiner Hand betrügen? Diesen Würdigen? Pölten, Pölten! Wüßt' ich, daß du willig und kalt und treu genug wärest, um mich an deiner Seite nach und nach verbluten zu sehen; könnt' ich dich zu meinem Freunde gewinnen: o, ich wollte dich wie einen Gott ehren, ich wollte Muth fassen, dir sogleich mein ganzes Herz öffnen, und die deinige seyn! Meine Freundschaft sollte dir lohnen."

Sie dachte jetzt diesen letztern Gedanken zum erstenmal deutlich aus. Er gab ihr eine Art von frohem Muth, und hielt jeden tragischen Entschluß von ihrer Seele fern. Nur der einzige Zweifel peinigte sie, ob dann Pölten auch großmüthig genug seyn werde, ihre Hand noch anzunehmen? Sie war zu gebildet, um nicht sogleich ihre ganze mitleidswerthe Lage zu übersehen; zu tief verwundet, um sich von dieser Liebe selbst zu heilen; zu enthusiastisch, um nicht sich selbst willig zum Opfer für das Glück der Aeltern zu weihen; zu kindlich und zart, um ihre Mutter durch Geständnisse zu kränken, welche ohnehin nichts ändern konnten, und zu stolz für

jedes Geſtändniß an die Welt, oder an den Mann ihrer Liebe, der, wie ſie glaubte, längſt in einer andern ſtrafbaren Leidenſchaft brannte, und ſeine ganze Seele ſchon an die fürſtliche Braut verloren hatte. Denn bei Franziska's Schönheit ſah die Beſcheidne nicht ein, wie der feurige Mann einer Zuneigung widerſtehen könne, welche die Prinzeſſin ſo ſchlecht zu verbergen wußte, ſobald ſie mit ihm, oder Ida'n allein war, und die ſie doch vor der Welt ſo trefflich beherrſchen konnte. Niedergedrückt von der Hoheit ihrer Freundin, fühlte Ida eine gewiſſe Erbitterung gegen ſie, ja ſie fürchtete gar, die einſt ſo edle Franziska bald verachten zu müſſen, ſeitdem ihr die Unbefangene, die kein Geheimniß vor ihr verſchloß, mit einer gewiſſen naiven Freude erzählt hatte, ſie ſey von Finken benachrichtigt, daß die Maler ſich vermuthlich bald am Hofe ihres Bräutigams niederlaſſen würden. Das arme, von allen Seiten geängſtete Mädchen, glaubte jetzt ſchon fern bis in die Vorhöfe eines Verbrechens zu ſchauen; ihr reines Herz fand eine Art von Troſt in dem eignen Verſatze, von allem Glück freiwillig zu ſcheiden, und mit rührender Luſt hieß ſie den Gedanken an Pölten willkommen. Aber ſie kannte die volle Stärke ihrer Liebe noch nicht!

Mitten in dieſem Kampfe ſah ſie den Wagen ihrer Peinigerin heranrollen. Freundlich flog Franziska ihr

entgegen, und drückte sie ans Herz. Fräulein Landstein war ihre Begleiterin.

„Du bist so heiß als ich, liebes Mädchen! sagte die Prinzessin: Gib acht, wir zerschmelzen noch in diesem afrikanischen Sommer! Die Nacht war so frisch und kühl; und dennoch klopfte mir das Herz vor innerer Gluth. Sage mir doch, warum gibt es keine Betten von Eis? und warum habe ich weder Ruhe noch Rast? — Ei, wie du jetzt roth bist!"

„Ich fürchte nur, erinnerte die Landstein: Ihre Durchlaucht werden sich bei den frischen Nächten einmal erkälten."

„Ach, du weißt viel! rief Franziska, und machte sich's kühler, und athmete in tiefen Zügen. Was gäben wir wohl jetzt für eine solche Nacht, Ida, wie die waren, als ich dich im Frühlinge bei mir hatte!"

„Sie sind dahin!" seufzte Ida.

„Ich hoffe, es ist dir recht, fuhr Franziska fort, ich habe Schweizern und seinen Freund hierher beschieden, weil der letztere über die beste Richtung unsrer beiden Gesichter vorher zu Rath gezogen werden soll! Auch wünscht Schweizer selbst, daß man die Fertigung der beiden Gemälde doch lieber seinem Freund anvertraue, ihn selbst aber, weil er noch wenige Köpfe gemalt habe, nur hie und da seine Meinung dazu sagen lasse."

„Auch ich wollte schon neulich hierum bitten, weil ich es besser fand.“ antwortete Ida, und fühlte, daß ein beträchtlicher Stein sich von ihrem schwachen Herzen abwälzte.

„So werden Sie also, sagte die Hofdame, das seltne Glück haben, von einem Grafen gemalt zu werden, der noch dazu höchstwahrscheinlich ein deutscher Reichsgraf ist. Denn man weiß schon alles Nöthige von ihm. Nur der Name geht noch ab, da nach unsern Nachrichten gegenwärtig deren Etliche sich auf Reisen befinden sollen.“

„Ist's endlich heraus? rief Franziska: Nun, die Sache wird mich bald selbst interessiren. Man muß ihn zu entdecken, und vor dem Hofe bloß zu stellen suchen.“ Sie gerieth in ein tiefes Nachdenken und seufzte. „Wir haben ja, sagte sie zuletzt, den herrlichsten Maaßstab für die wahren Kennzeichen des vornehmen Anstandes von einem der größten Geister. Ida, laß uns doch unsern Lieblingsdichter darüber um Rath fragen, welchen unter den drei Reisenden wir nach jenen Kennzeichen als den Vornehmsten, als den Grafen zu betrachten haben.“

Ida holte das Buch, und mußte die zu dieser Materie gehörige Stelle vorlesen*). Dann bemühten sie

*) Was Serlo in Göthe's Wilhelm Meister B. 3. S. 193. über den vornehmen Anstand sagt.

sich, das dort Gesagte auf unsre Freunde anzupassen. Die Landstein war am geschwindesten damit fertig, Brixenfelsen mit dem gräflichen Ehrenkleide anzuthun, und meinte, der Dichter selbst räume offenbar ein, daß Keiner eigentlich vornehm thun könne, der nicht vornehm geboren und erzogen sey. Brixenfels betrage sich aber wahrhaft vornehm.

Franziska hingegen fand, mit gleicher Parteilichkeit, das Meiste der angegebenen Regeln eben so anwendbar auf Schweizern als auf Jenen. „Du weißt es einmal, gab sie der Landstein Schuld, daß Brixenfels der Vornehmere ist, und darum bist du nicht mehr zu einem unparteiischen Urtheile tüchtig. Wir Beide aber sind noch nicht völlig überzeugt, und können uns also noch unbefangen auch die zwei Uebrigen als Grafen denken. Auch tritt ja hier, — soviel ist ausgemacht, — der Fall einer absichtlichen Verstellung ein; und, wenn man von physischer und geistiger Leichtigkeit in der Haltung einen richtigen Schluß auf vornehme Erziehung machen dürfte, so würde ich gewiß vor Allen auf den gewandten Fink rathen, dessen wildes Herumfahren vielleicht nur angelehrt ist. Aus diesem Allen ergibt sich übrigens, daß wir jetzt gerade so klug sind als vorher, und unsern Dichter noch sehr schlecht verstehen."

„Ich glaube nicht, sagte Ida, daß er diese Grundsätze überhaupt auf gebildete Künstler angewendet haben

will. Wir finden, so scheint es wenigstens mir, folgende hervorstechende Züge an diesen Malern: an Brixenfelsen, der seinen Charakter nur vorsichtig und selten zeigt, weltkluge Erfahrung, und eine gewisse Unnahbarkeit für leidenschaftliche Gefühle, verbunden mit einem hohen Grade von menschlichem Stolze, welchen er gegenwärtig, wie ich glaube, in Künstlerstolz eingekleidet hat; an Schweizern, edeln Charakterstolz, große Leidenschaftlichkeit, und ihre Brust hob sich jetzt höher, da es dem Freunde galt; tiefes, feuriges Gefühl für alles Herrliche; endlich an Zinken, leichtflammendes Feuer zum Guten, Scharfsinn und Genie zu Allem, jugendliche Lust an jeder Fülle des Lebens, alles dieß aber ohne freie Thatkraft, und noch in einer schülerhaften Empfänglichkeit für jede Richtung. Ein Urtheil über ihren Kunstsinn und ihre Künstlerkräfte wage ich nicht zu fällen. Allein, Jedermann wird schon in der ersten Stunde ihres Umganges sich überzeugen, daß sie sämmtlich in der Schule der größten und kleinsten Welt erzogen und ausgebildet sind; und daher würden sie, auch wenn der Fall jener absichtlichen Verstellung nicht, sondern nur eine völlige Fremdheit statt fände, zwar an sich nach den Regeln unsers Dichters beurtheilt, aber nimmermehr würde durch diese Regeln allein mit Sicherheit der Graf entdeckt werden können, den Fräulein Landstein unter ihnen vermuthet, mit welchen ich selbst übrigens mit ihr, — nur aus an-

dern und mehrerlei Gründen, als ſie, — einzig in Brirenfelſen errathen würde.“

Man bat ſie eben um Vorlegung ihrer Gründe, als unſre Freunde erſchienen. „Wir wollen ſie doch ſelbſt darüber hören!“ flüſterte Franziska. Sie begrüßten ſich, und Brirenfels fing ſogleich an, einige Attitüden zu entwerfen, woraus die Damen dann wählen ſollten. Schweizer ordnete ihre Haare, ſchmückte ſie und ließ die lieblichen Geſtalten in mancherlei Bewegungen ſeinem Freunde vorüberſchweben. Als er ſich dann ſetzte, um auch zu zeichnen, fiel ihm die aufgeſchlagene Stelle des Dichters in die Augen. „Erinnerſt du dich noch, ſagte er, und reichte ſeinem Freunde das Buch, wo wir einmal über dieſe Stelle geſprochen haben!“

„Sehr wohl,“ antwortete Brirenfels, und gab, da die Damen leiſe zuſammen ſprachen, Jenem einen Wink, auf ſeiner Huth zu ſeyn.

„Ich wollte, fing Franziska an, Sie erläuterten uns dieſe Stelle, von der wir noch eben ſprachen. Serlo ſagt, der vornehme Anſtand ſey eigentlich negativ. Dieß kommt uns ſchwer vor. Es muß doch in dieſem Negativen auch eine gewiſſe wohlüberlegte Aktivität verſteckt liegen? — Man muß doch den vornehmen Mann auch, indem er als ſolcher *handelt*, darſtellen können? — Auch möchten wir lieber über das wirkliche Vornehmſeyn als über das Scheinen Aufſchluß haben.“

„Ich verſtehe jetzt! ſagte Brixenfels mit einem beiſſenden Lächeln: Sie wünſchten eine Regel, nach welcher man ſogleich beurtheilen könnte, ob Einer der vornehm thut, nicht etwa ein Gemeiner iſt, und umgekehrt. Und dieſe Regel fürs praktiſche Leben aufzufinden, wird ſehr ſchwer ſeyn."

„Voyés le traître!" liſpelte die Prinzeſſin.

„Nein, ſagte Ida, das war es nicht allein. Die Frauen lieben die Ausführlichkeit, und faſſen einen ſolchen Begriff dann am leichteſten, wann ihnen der Lehrer beide Extreme gibt, und nun das, was in der Mitte liegt, herauszufinden ihnen ſelbſt überläßt. Alſo, wir wollen wiſſen: Was iſt ein vornehmer Menſch im beſten, — was iſt ein gemeiner Menſch im ſtrengſten Sinne des Worts?"

„Ein vornehmer Mann, ſagte der lebhafte Schweizer, ein Mann, der zuerſt nimmt, vor Andern genommen oder geſetzt wird, iſt eben ein Jeder, der durch Umgebungen, Betragen, Thun und Laſſen im Aeußern den Vorzug vor Andern behauptet."

„Bemerken Sie, ſetzte Brixenfels dazu, wie begehrenswürdig jetzt das Prädikat Vornehm auf einmal erſcheint! Iſt es nicht eben ſo gewiß der letzte Adel alles irdiſchen Glücks und zeitlichen Werths in den Augen der ganzen groſſen Welt, als das Schöne zuletzt auch die Tugend noch zu adeln vermag? Ja, das Schöne ſelbſt,

in einer gewissen Vollendung gedacht, läßt sich eigentlich nur im Glanzlichte des Vornehmen denken."

„Ein gemeiner Mann hingegen, fuhr Schweizer fort, steht wegen seiner Umgebungen und seines Betragens immer in einem gewissen Nachtheile gegen Andere in Rücksicht des Aeußern."

„Um aber, fiel Jener wieder ein, den reinen Begriff des höchsten und strebenswerthesten Vornehmseyns zu fassen, müssen wir uns vor allen Dingen Standeshoheit, Geburt, Tugenden und Glücksumstände völlig wegdenken; denn sie sind an sich keine nothwendigen Bedingungen des Vornehmen, sondern nur oft vorkommende Eigenschaften, und Hülfsmittel dazu."

„In diesem Sinne, meinte Franziska, kann also ein Kaiser gemein, ein armer Abbé vornehm seyn."

„Vortrefflich! rief der lächelnde Brixenfels: Uebrigens enthält das Vornehmthun oder Scheinen nur eine uninteressante, oft widrige und lächerliche Prätension; das Vornehmseyn aber ist schon ein ernsthaftes und wohlgefälliges Postulat des Würdigen und Edlen."

„Wir wünschen, daß man uns lebendige Beispiele und einzelne Bilder von beiden Extremen aufstelle," verlangte Ida.

„Der Vornehme, fuhr Schweizer fort, scheint in der Gesellschaftsreihe aus Zufall voranzugehen; er nimmt aus Gewohnheit den ersten Platz ein, wenn er ihm ge-

bührt; dort iſt er gern geſehen. Der Gemeine drängt ſich noch auf den unterſten Plätzen vor; man lächelt über ihn, ſelbſt wenn er auf dem letztern ſteht, und wünſcht ihm ein beſſeres Betragen. Beim großen Gaſtmahle nimmt der Vornehme die feinſten Speiſen an; vom ſtrengern Leibgerichte redet er wie von einer Schwachheit; man ſetzt es ihm vor, aber nur wie im Scherz, und überreicht es wenigſtens in einer eleganten Schale. Der Gemeine behauptet: „es eſſe ſich am beſten aus irdener Schüſſel auf ungedecktem Tiſche: Kohl mit Kartoffeln gemiſcht ſey ſeine Leibſpeiſe," und lobt ſein Eſſen öffentlich, während man nach dem Vornehmen hinſieht, ob er nicht hierüber lächeln wird."

„Ich wünſchte, erinnerte hier Brirenfels, du nähmſt keine Bilder mehr aus der eigentlichen Konverſazion. Zum Exempel ſo: Gib zwei Menſchen in der Geſellſchaft einen Wink über die Plattitüde eines Dritten. Mit kaum ſichtbarer, behender Mimik quittirt dich der Vornehme über deinen Wink; aber ſeine Mienen zeigen nur höchſtens an, daß er ſich amüſirt; du erfährſt zwar ſicherlich, daß dein Saame auf ein gutes Land fiel, aber ohne daß ein Anderer hiervon Kunde erhält; und du ſelbſt, wenn du ihn kompromittiren wollteſt, würdeſt mit jener blaßgeſchriebnen Quittung nichts gegen ihn beweiſen können. Der Gemeine aber empfängt den Witz deines Winks, wenn er ihn verſtand, mit Frohlocken;

er ruft auch wohl: Da haben Sie Recht! u. ſ. w., ſo, daß du erröthen mußt, wenn nun der Verſpottete aufmerkſam wird, oder ein andres Mitglied ſich in euern Blick- und Wortwechſel miſcht. Doch, fahre nun weiter fort!"

„Der Vornehme, ſagte Schweizer, will nichts als ein bedeutendes Glied der Geſellſchaft ſeyn; dadurch macht er ſich in der Stille zu ihrem Könige. Indem er nur, wie jedes Glied, die gegenwärtige, oder vielmehr eine andere noch vornehmere Geſellſchaft repräſentiren will, achtet ihn wenigſtens die anweſende dankbar für den Anführer. Sobald dieſer den Saal verlaſſen hat, fühlen ſich die Gemeinen frei, glauben lauter reden zu dürfen, unternehmen es, auch zu repräſentiren, und werden dadurch poſſierlich. Sie wollen imponiren, und die gemiſchte Geſellſchaft wird endlich über ſie lachen, als wären ſie Thoren. Während deſſen aber glaubt man den abgegangenen Vornehmen immer noch im Hintergrunde zu ſehen. Der Vornehme drückt ſich behutſam und allgemein aus. Der Gemeine ſetzt ſeinen ganzen Ruhm bei dem ärmlichſten Detail aufs Spiel; ſchnell, hitzig und kühn geht er auf jede Meinung ein, und unaufhörlich ſchallt es: Ja, Nein und Ich. Es iſt ſchwer, dem Vornehmen eine Beleidigung anzuthun, weil er ſich nur der Strafe, niemals der Beleidigung werth machen kann. Der Gemeine ſcheint uns über ſeinen edelſten Handlungen

und Aeußerungen zuweilen Nasenstüber zu verdienen, weil die Verbringungsart so ärgerlich und ohne Form ist. Wer in der Uebereilung etwas Selbstbeschämendes redet, sieht sich gewiß in diesem Momente von keinem Vernehmen angeblickt; es geschähe denn aus Neugierde, wenn dieser den Fehlenden nicht kennt, oder ihn aus der Stimme nicht sogleich errathen konnte. Der Gemeine schaut ihm gerade ins Angesicht, und kann sich des Lachens kaum erwehren. Der Vernehme billigt im Gespräche der Versammlung keine Persönlichkeit, und weiß die gegen ihn selbst gerichtete durch Ernst und Klugheit zu verhüten. Der Gemeine beklatscht jede, zieht die zweideutige selbst auf sich, und vertheidigt sich darüber mitten im Zirkel. Gestern verlor der Vernehme im Prozeß eine wichtige Geldsumme, heute gewann er eine zehnmal wichtigere; aber bei seinem gestrigen Souper bemerkte man keine Besorgtheit; beim heutigen keine Verschwendung; heute, wie gestern, nur die gewohnte schickliche Pracht. Der Gemeine, in gleichem Falle, legte beide Ereignisse seinen Gästen auf jeder Schüssel mit vor. Indem der Vernehme im Umgang alles Unschickliche vermeidet, wird er sehr oft das Würdige desto leichter finden. Er darf niemals Etwas gut heißen, was wider die Gesetze des Tons und der gesellschaftlichen Uebereinkunft läuft; selbst der treffliche Witz, der aber diese Gesetze übertritt, darf ihm kaum ein zweideutiges Lächeln abgewinnen, wäre auch sein

Herz darüber innig erfreut. Seine Leidenschaften trägt der Gemeine zur Schau; der Vornehme zeigt sie nie; er äußert keinen Haß, nur leichte Verachtung, nie zeigt er Liebe und Bewunderung, nur Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, höchstens Anhänglichkeit und lebhafte Billigung; nie wird er im Zorn aufbrausen, sondern nur in hohem Grade mißbilligen; kein Hochgefühl darf ihn hinreißen, keine Fühllosigkeit erniedrigen: sobald der Affekt ihm zu nahen droht, wirft er sich vor dem Angesichte der Welt in die Stellung der ewigen Regel zurück. Den wahren Beleidiger sucht er im Anfange von seinem Vorsatz abzubringen, es sey, wie schon gesagt, durch Klugheit oder Höflichkeit, durch Nachgeben oder feine Wendungen. Gelingt es nicht, so bringt er ihn, wo möglich, durch Andeutung seiner Ueberlegenheit augenblicklich zum Schweigen, stellt ihn mit einem einzigen sicher treffenden Witze dem Spotte des ganzen Zirkels aus, verwickelt ihn mit andern Gliedern, oder sich selbst mit dem Interesse der ganzen Gesellschaft, macht ihn, nach Umständen, durch tiefen Ernst vor den Folgen zittern, oder sucht doch wenigstens eine Ursache des plötzlichen Abbrechens oder Entfernens geschickt herbeizuführen. Furcht und Wuth müssen ihm gleich unbekannt scheinen. Denn er ficht mit den leichten Waffen der Behutsamkeit und Ironie. Selbst den Officier, der seinen Widersacher arretiren sollte, würde er noch mit anscheinender Ruhe

herbeirufen, und Jenem auch in diesem Augenblicke keine Unhöflichkeit sagen. Der höchsten Nothwehr bedient er sich in der Gesellschaft nur dann, wann er vorher durch seine Haltung sich der öffentlichen Meinung ganz bemächtigt hat, und gewiß versichert ist, daß das allgemeine Urtheil dahin ausfallen müsse: sein Gegner habe ihn mit Gewalt zu diesem Schritte genöthigt. Nur in Gesellschaft kann und muß er der vornehme Mann seyn; und zwar freilich in jeder; selbst in der Gesellschaft seines Bedienten, weil ja dieser ausplaudern könnte; aber in jeder Gesellschaft beträgt er sich natürlicher Weise nach eignen Regeln. Als vornehmer Mensch braucht er zwar noch nicht ein Gelehrter oder Künstler zu seyn; aber er muß nothwendig alles das, womit Unwissenheit und Unglück sich lächerlich machen, kennen und vermeiden, und dieses da, wo es gerade gilt, aufzufinden und zu belächeln wissen. Die Gesellschaft muß auf sein Urtheil, selbst über das Wichtigste und Größte, jederzeit begierig seyn; dieses muß dann nicht nothwendig so ausfallen, daß es die Sache selbst erschöpft, aber immer so, daß die meisten Menschen seines Kreises bei dem beständigen Glauben erhalten werden: Wenn er wollte, Zeit hätte, mehr Veranlassung bekäme, u. s. w., so würde man vielleicht unter Allen von ihm das Beste hören. Seine Mienen müssen in den Augen des aufmerksamen Beobachters der Probierstein für alle Sätze seyn, welche die Gesell-

schaft vorbringt und in ihre Unterhaltung zieht. Brächte ein Mitglied wahre Absurditäten auf, so müßte er diese völlig überhören zu wollen scheinen."

„Ich werde in meinem ganzen Leben keine vornehme Person! rief die Prinzessin aus: Wie ist es denn möglich, von Außen so vielerlei zu beobachten, und doch auch im Innern grundgut zu sein?"

„Bei der Vernachlässigung dieser Regeln, beschloß Schweizer, kann der Mensch zwar immer eine hohe, große, reiche, gelehrte, geschickte, edle, ehr- und liebenswürdige, — aber nie eine vornehme Person im höchsten Sinne dieses Worts seyn. Allen jetzt genannten Eigenschaften hingegen vermag er durch das Vornehme noch einen neuen Werth, die schöne Form, zu geben."

„Nun, sagte die Landstein, so suchen Sie uns denn ein Paar Beispiele beider Eigenschaften von unsrer Bekanntschaft aus, damit Jedermann nach dem Reiche der Vollkommenheit desto eifriger trachten könne."

„Sie selbst, Gnädigste! erwiederte Brixenfels, werden das Gewagte, ja ich möchte sagen das Unschickliche einer solchen Beispielaufstellung so wenig verkennen als wir. — Uebrigens wird aber auch das Vornehme unter den von meinem Freund angegebnen Bedingungen nur selten gefunden werden. Allein, es gibt noch ein menschliches Betragen in der Mitte der beiden dargestellten Extreme: — zu warm, um vornehm zu seyn, zu er-

haben, um ſich jemals dem Gemeinen zu nähern; und dieſes iſt gewöhnlich das ſchöne Erbtheil edler Seelen."

Schweizer lenkte jetzt das Geſpräch mit Eifer auf andere Gegenſtände, und nachdem ſie ihre Attitüden geendigt hatten, ließ Brirenfels die Prinzeſſin auswählen. Während Ida in einem entfernten Fenſter daſſelbe that, verſank Schweizer in ihrem Anſchauen, und bleib wie bewußtlos vor der Geliebten ſtehen. Als ſie aufſah, und über ſeine feurigen Blicke erröthete, rief er unwillkührlich aus: „O dieſe ſanfte Geſtalt iſt mir ſo heilig! — Sie iſt liebenswürdiger als die Schönheit wenn ſie Kranke pflegt!" Er fuhr empor, und ſchien aus einem Traume zu erwachen.

„Schweizer! drohte ſie leiſe und ſüßlächelnd: O dieſer Mann iſt mir ſo verderblich! Er iſt gefährlicher als ein Lehrer wenn er ſchmeichelt!" Aber ſie wandte ſich ſchnell gegen das Fenſter, um ihre Bewegung zu verbergen. So zart ihr ganzes Weſen war, ſo leicht und ſchnell glühte es ihm gegenüber auf.

Er griff mit einer gewiſſen Haſt nach ſeinem Hut, und es kam bald zum Abſchied. Brirenfels ward nun förmlich zur Fertigung des Bildes beauftragt, welches in zwei Exemplaren gemalt werden ſollte. Die Freundinnen wollten unter einer alten Eiche des Parks nebeneinander ſitzend dargeſtellt ſeyen. Ihre Hände ſollten

vereinigt werden. Ida, im linken Arme die Guitarre haltend, und die Prinzeſſin, mit der rechten Hand eine Roſe vom überhängenden Strauche brechend. Die Köpfe zu einander geneigt, und in koſender Vertraulichkeit. Beide Figuren in Morgenkleidung. In den Hecken ſollten einige Singvögel ſichtbar ſeyn.

Brixenfels mußte da bleiben und die Prinzeſſin zu ihrem Vater begleiten, damit dieſer den Plan des Gemäldes ſelbſt ſehen und ſeine Meinung über die Ausführung deſſelben ſagen könne.

Als Schweizer ſich beurlaubte, faßte Franziska ſeine Hand, und ihre Freundin glaubte die Bebungen eines ſanften, langen gemeinſchaftlichen Druckes zu ſehen, während der Graf ſich verbeugte und wieder hob.

„Heute zur gewöhnlichen Stunde?“ fragte ihn die Prinzeſſin ſchmelzend mit ihren ſüßen Lippen. Er bejahte es freundlich, und ein neuer Dolch fuhr unſrer Ida durch das zärtliche Herz.

Der Abend war heiß. Schwermüthiger als noch jemals ſchlich Fink auf der Spitze des Bergs am Walde hin und her. Keine Kühlung floß heute zwiſchen den alten Bäumen hervor; nur ein warmer, würziger Geruch von den Kräutern und Erdbeeren drang leiſe heraus, und ſchien das Herz mehr zu ermatten als zu er-

quicken. Es war dem Wandler wohl, — aber zu wohl. Das Leben war ihm zu mächtig und ſtill.

In einiger Entfernung weidete ein Landmann ſeine Stiere und Kühe; oder vielmehr, er ſah zu wie das müde Vieh im Schatten lag, und ruhte ſelbſt, an einen alten Stamm gelehnt. Lange ſchon hatte er den immer wiederkehrenden Spaziergänger ſehr aufmerkſam beobachtet. Endlich nahte er ihm, und ſagte, indem er ſeinen Hut rückte, mit behutſamer Freundlichkeit: „Er iſt gewiß der Herr Amtsſchreiber aus Hohenblat!“ (Der Mann den er meinte, war ſeit vier Wochen vollkommen wahnſinnig.) Der Maler fing laut zu lachen an, und fragte den Bauer, was ihn auf dieſe Vermuthung geführt habe? — „Ich dachte nur ſo, Er wollte ſich bei dem ſchönen Wetter da oben eine Motion machen!“ antwortete der Alte, zog ſich ſchnell und höflich zu ſeinem Vieh zurück, und überließ unſern Fink einem tiefen Nachdenken.

„Sonderbare Prätenſion! rief er aus. Alſo: ob und wie ein Menſch mehrere Stunden lang vor dieſem ſchönen Gehölz auf und nieder, — und zwar in der einzigen Abſicht, um in die Abendſonne, auf die grünen Matten hinab und über Berg und Thal zu ſchauen, — da herumſpazieren könne, ohne förmlich toll zu ſeyn: das vermag mancher Bauer bis auf den heutigen Tag noch immer ſo wenig einzuſehen und zu begreifen, als

ich die Natur in ihrem Zuſammenhange? Was könnte wohl den ganzen Bauernſtand und alle Landleute höher heben, und beſſer, rührbarer und menſchlicher machen, als wenn man ſie vor jedem Bildungsverſuch erſt zu einer äſthetiſchen Anſicht der Natur emporarbeitete, welches nur leider nicht mit den großen gewaltſamen Staatsſchrauben geſchehen kann! Die unerträglichſte Sommerhitze, wenn ſie nur gerade in die Heuernte fällt, heißt oft bei dem Landman „ſchön Wetter;" und erſt dann, wann ihm der Schweiß über das Geſicht ſtrömt, tauft er bei Gelegenheit etwa das Schönſeyn in hübſch Warmſeyn um. In der Regel hat er keinen einzigen äſthetiſchen Blick für die Natur. Es iſt ihm unmöglich, einen Naturgegenſtand anders, als nach deſſen phyſiſcher Beſchaffenheit zu betrachten; jeder muß Nutzen bringen, und nur in ſo fern er dieſen leiſtet, intereſſirt ſich der Bauer dafür, weil er ſich den Nutzen oder Schaden von keinem Naturwunder wegdenken kann. Ich kenne nur ein einziges Beiſpiel aus meiner Jugend von wirklichem Gefühl eines Landmanns für Naturſchönheit. Ach, ich ſehe ihn noch vor mir, den lieben, freundlichen Mann! Er hatte keinen beſſern Namen als Hans Heinrich Grebner, und war nur ein Dorfſchulze. „Dort oben auf dem Berge, ſagte er einmal, da bin ich immer ſo fröhlich! Man kann ſo weit um ſich ſehen. Um des Morgens in den friſchen Feldern, hinterm Pfluge,

wenn die Sonne aufgeht, da läßt man oft das Vieh ſtehen, und ſieht hin. Ei, lieber Gott, es iſt ſo ſchön!" Er ſprach das Wort „ſchön" mit einem Angeſicht aus, deſſen Züge ich im Himmel wiederzuſehen wünſche! — Aber wer ſollte dieſe äſthetiſche Anſicht der Natur in all die harten Herzen oder Nerven zaubern! Die Schullehrer ſollten die Kinderherzen dafür empfänglich machen; denn die Kindheit iſt am reinſten, und vergißt das einmal gefühlte Schöne nimmermehr. Und der Geiſtliche ſollte weniger ein Schwarzkünſtler gegen die Sünden und Laſter der Hölle, und mehr ein heiterer Prediger der Werke Gottes, ein Verkündiger der göttlichen Schönheit und Pracht in der Natur ſeyn! Wären die Prediger beſſere Künſtler, fühlende Dichter: o, wo könnte wohl eine warme, lebendige Naturſchilderung paſſender ſeyn, als in einer Frühkirche, die von der Morgenſonne lieblich durchſtreift wird! Welche Anwendungen überall! „Schaut, würde ich ihnen zurufen, ſchaut das alles nicht ſo todt hinter eurem Pfluge an! Der Menſch iſt ja gemacht um das Haupt zum Himmel zu erheben. Er ſey kein niedriger Erdwurm. Er blicke nicht allein auf die junge Saat, weil ſie ſein iſt und ihm Segen verheißt, ſondern weil ſie Gott, ihren einzigen Schöpfer und Herrn, in jeder Wallung verkündigt, weil ſie ſo ſchön iſt! Er ſchaue nicht nach der reinen Abendſonne, weil ſie ihm für morgen dürres Heu ver-

ſpricht, ſondern weil ſie Gottes Herrlichkeit über die geröthete Welt und über alle fühlenden Menſchenherzen ſtrahlt! Darum hebet eure Häupter empor zum blauen Raume der groſsen Schöpfung, oft und mitten in eurem Tagewerk, und nicht allein zur Zeit der Mitternacht, wann eure Geſchäfte in Finſterniß gehüllt unter dem Sternenhimmel da liegen, oder wann das ſchlafloſe Auge vor der Sorge aufwärts ſieht, und das bange Herz zu Gott ſeufzt!“

Melancholiſch blickte unſer Maler nach dem gähnenden Nachbar hinüber. Die Sonne wollte ſcheiden, und trat jetzt noch hinter eine kleine ſchwarze Wolke mit glänzendem Saum, die nun ringsum Feuerſtrahlen ſchoſs. Finſter lagen die Wälder unter ihr; aber ein feines ſchillerndes Blau zog dunſtig um die fernen Bergköpfe, an deren einem jetzt ein goldner Nebel vorüberzog, ſeine Spitze mit einem himmliſchen Kuſſe berührte, und dann unter die fliegenden Gewitternebel fuhr, die ſchon im Gebirge zu wohnen ſchienen. Endlich tauchte die Sonne hinab, in wunderbarem Dunkel, wie goldnes Blut; und nun erhellte und röthete ſich auf einmal gegen Südoſten ein weit ausgebreitetes Gewitter mit fürchterlichen Wolkenfelſen und Schichten, zwiſchen welche die Sonnenſtrahlen ſich noch mit voller Kraft eindrängten, und dem bangen Auge das erhabene Wolkentheater recht bis ins Innerſte entblöſsten. Sichtbar wach-

fend in seinen Zacken, gab es entfernte, aber erschütternde Donnerschläge, und drohte schon der Ruhe dieser Nacht den gewissen Untergang. Der ganze Osten flammte noch einmal im rothen Schimmer empor; alles verglimmte nach und nach in weißgraue Massen, und hier und da fing ein blasses Wetterleuchten durch die Gluth der Lüfte zu zucken an.

„Ich muß doch bei diesem Gange noch Steinachs Lieblingsfelsen auskundschaften!" rief jetzt Fink, und bog in einen Waldweg ein, der nach der höchsten Kuppe führte. Lange folgte er der immer schwächer werdenden Spur; da sie aber zuletzt wieder abwärts leitete, verließ er sie ganz, und suchte nur beständig die höchste Klippe zu erklettern. Felsenklüfte und dickverwachsenes Gesträuch machten ihm aber dieses unmöglich, und er sah sich genöthigt, den Rückweg zu suchen, als es schon dämmerte, die Donnerschläge näher krachten und helles Wetterleuchten durch den Wald fuhr. Seine allzugroße Eile, um noch aus dem Holze zu kommen, führte den Irrenden nach der unrechten Richtung, und bald kannte er keine Himmelsgegend mehr. „In der Tiefe muß doch der Wald ein Ende nehmen!" rief er ärgerlich, und rennte immer abwärts durch die dichtesten Sträucher, und sprang über die breiten Felsenspalten wie ein Reh, bis endlich die Nacht und der einbrechende Gewittersturm ihn nöthigten, langsam hinabzusteigen und sich geduldig

in sein Schicksal zu ergeben. Die Blitze leuchteten ihm von einer gefährlichen Stelle zur andern, und wenn gleich das Wasser schon in den Schlüften herabschoß, so gewährten ihm doch die hohen Bäume noch einigen Schutz vor dem Regen.

Aber endlich, als er sich in der Tiefe eines Abgrundes zu befinden schien, ließ das Gewitter nach, und selbst die Blitze des Himmels verbleichten und versagten dem Verirrten das letzte Rettungslicht. Er befand sich jetzt in der größten Gefahr; überall von Abgründen bedroht und von Wassern umbraußt, sah er keine andere Hoffnung vor sich, als durch Hülfe eines abgerissenen Asts, mit dem er vor sich hinfühlte, einen erhöhten, sichern Platz zu erreichen, und dort zu übernachten.

Auf einmal, als er sich zwischen zwei Hecken vorsichtig durchwand, fiel ihm ein flammendes Feuer aus einiger Ferne her in die Augen. Nach der ersten Ueberraschung hielt er es für einen vom Blitz getroffnen brennenden Stamm, und tappte drauf zu. Allein so wie er näher kam, und schon einiges Licht von jener Gluth erhielt, schien es tief in der Erde zu lodern; schwarze Gestalten bewegten sich um die Flammen her, in welche von oben feuerrothe Büsche und Ranken herabnickten; hohle Menschenstimmen und allerlei Töne von seltsamen musikalischen Instrumenten ließen sich hören,

und mit Erstaunen fand sich unser Maler vor der Höhle des romantischen Babenberger Rauhthals wieder.

Behutsam schlich er bis zum Eingang der hohen Grotte, und blieb nun hinter einer dicken Buche stehen, ganz verloren in Betrachtungen über den wunderbaren Schein, der von der Gluth in die Tiefe des Waldes hinausschoß; bezaubert von dem glühenden Laubwerke, wovon die Regentropfen wie kleine Leuchtkugeln niederträufelten, und heimlich erfreut über den Anblick der längstbekannten abentheuerlichen Gestalten und über das Wiedersehen seiner reizenden Kordelia, welche er emsig um das Feuer her laufen sah. Der Hauptmann schien abwesend.

„Nun stimmt das alte Lied von der Heimath an, mit dem neuen Texte! schrie jetzt das liebliche Mädchen: Die Kräuter sieden, das Wurzelwerk duftet herrlich, und die fetten Hühner schäumen in den Kesseln. Halloh! Rührt die Pauke! Dann schmaußen wir vollauf."

Ein neues Leben schien sich auf einmal der wilden Horde mitzutheilen, und rauschend fing die Musik wieder an. Unser Fink hatte noch nicht lange zugehört, als er in die seltsamste Stimmung verfiel, die jemals sich seiner bemeistert hatte. Die Worte tönten nur wie ein fremder, nie gehörter Laut in seine Ohren; aber die Melodie, oder vielmehr das Ganze klang ihm doch so wunderbar

in der Seele wieder, wie der plötzliche Schall einer Freundesſtimme mitten in der Fremde; — wie die fernen Schläge einer Glocke, deren ähnlicher Ton uns an das längſtvergeßne Geläut in unſerm kleinen Geburtsdorfe wieder erinnert. Von einer unbekannten Sehnſucht ſchwoll ihm das Herz, und ſeine Augen füllten ſich den Egyptern gegenüber mit heißen Thränen.

Kordelia.

Es dämmert der Morgen, die Wachteln zieh'n,
Schon färbt ſich der himmliſche Raum.
Es glänzen die Berge, die Nebel entflieh'n,
Das Maulthier ſchüttelt den Zaum,
Und ſchreit, und blickt ohne Raſt und Ruh
Nach Süden den Pyrenäen zu.

Chor.

Es ſehnt ſich und ſchaut ohne Raſt und Ruh
Nach Süden dem Vaterlande zu.

Kordelia.

Doch nimmer, Hiſpania, ziehen wir
Zu deinen Thälern nieder!
Valenzia, du Luſtrevier,
Nie ſieht mein Auge dich wieder!
Auf, auf, zieht fort ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der beſſeren Heimath zu.

Chor.

Wir eilen und zieh'n ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der beſſeren Heimath zu.

Kordelia.

Fort, oſtwärts, in das Land der ewigheitern Luft
Wohin nicht fällt des großen Bernhards Schatten!
Fort, fort, wenn ſelbſt die heil'ge Roma ruft,
Fort durch Neapels blüthenreiche Matten!
Und ſteuert und zieht ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der wärmeren Heimath zu!

Chor.

Wir ſteuern und zieh'n ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der wärmeren Heimath zu.

Kordelia.

Wo die Myſterie ward erzeugt,
Wo Götter Erſtlingslieder ſangen,
Wo an der Weisheit Bruſt geſäugt
Der Menſch den Wundergeiſt empfangen,
Wo ſtolz der Pyramiden Laſt die Erde beugt,
Da, wo zu immerſproſſendem Segen
Das uralte Land, vom Delta umarmt,
In brünſtiger Sonnengluth ewig erwarmt,
Da geh'n wir auf wohlbekannten Wegen.

Drum kämpft und zieht ohne Raſt und Ruh
Nach Süden der lieblichen Heimath zu.

Chor.

Wir kämpfen und zieh'n ohne Raſt und Ruh
Nach Süden der lieblichen Heimath zu.

Kordelia.

Da wo der wunderbare Ibis einſt gehauſt,
Wo ſchäumend, durch Gebirge fortgewunden,
Egyptens heil'ger Strom in Katarakten brauſt,
Da haben wir den alten Pfad gefunden;
Doch, wo der Nil in zarter Kindheit quillt,
Dort iſt der Born, der unſer Sehnen ſtillt!
Drum ſteuert und zieht ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der heiligen Heimath zu.

Chor.

Wir ſteuern und zieh'n ohne Raſt und Ruh
Gen Süden der heiligen Heimath zu.

„Da bin ich!“ ſchrie Fink überlaut, ſtürzte durch den Kreis, und warf ſich der erſchrocknen Kordelia ans Herz. Alles erkannte ihn wieder, jubelte und drückte ihm die Hände.

Kordelia drängte ihn endlich ſanft von ſich, und betrachtete ſeine Geſtalt mit einer gewiſſen blöden Aengſtlichkeit, die ihm auffiel. „Haſt du Hunger, oder Durſt?“

fragte sie hastig, und da er trinken wollte, lief sie zu der Alten, welche tief im Winkel lag, und jetzt aufsprang, um mit Kordelien ins Innere der Höhle zu gehen.

Das Mädchen kam bald zurück, und überreichte ihm einen Becher mit süßem spanischen Wein. Schnell hatte er diesen geleert, und jetzt ergriff sie seine Hand und sagte leise: „Komm, komm — du mußt!" Sie zog ihn in die dunkle Tiefe. Er hielt sie umfaßt, und ging wie ein Träumender an ihrer Seite fort. Erst als er sich von dicker Finsterniß umgeben fand, und in Kordelia's Hand ein banges Zittern fühlte, fragte er aufmerksam: „Wohin führst du mich?" Sie umschlang und küßte ihn in wilder Zärtlichkeit, und indem sie dann mit sanfterer Stimme sagte: „Sey nur ruhig, du bist mir theuer!" führte sie ihn vorsichtig an ihrem Finger weiter fort.

Auf einmal fühlte er den leitenden Finger nicht mehr, und als er um sich faßte und rief, war Kordelia verschwunden. Betäubt stand er da, und ehe noch irgend ein Entschluß in ihm entstehen konnte, drückte eine eiskalte Hand sich fest um die seinige, und zog den Erstarrenden langsam fort. Eine hohle Stimme flüsterte dazu: „Bald werden wir wieder in Sicherheit seyn."

Nach langer Angst sah er sich wirklich dem Schooß der Erde wieder entführt. Auf einem gangbaren Wald-

pfade ſtand er im Lichte des freundlichen Mondes da, und erblickte an ſeiner Seite ein krummgebognes ſchwarzes Mütterchen voller Runzeln, worin er die Alte zu erkennen glaubte. „Nun gut, Mutter; ſagte er: aber wozu das alles?“

„Der Hauptmann wird noch zurückerwartet, und er hat dir und Steinachen den Tod geſchworen,“ erläuterte die Alte. Sie ermahnte ihn zur Eile, und trippelte, ihres hohen Alters ungeachtet, ſo geſchwind vor ihm hin, daß Fink Mühe hatte ihr zu folgen. Endlich ſtand ſie am Ausgange des Waldes ſtill, und bat ihn, nun ohne weitere Beſorgniß auf dieſem Pfade fortzulaufen, der ihn nicht ferner werde irren laſſen.

„Du biſt mir Dank ſchuldig; ſagte ſie, und weigerte ſich, als er nach ſeiner Börſe griff: Aber, könnteſt du wohl aller Rache entſagen, wenn dein Beleidiger dir alles vergütete? Sage mir, mein Sohn!“

„Gott weiß, Mutter, daß ich es kann und werde! antwortete Fink, ſehr verwundert, aber ſeltſam gerührt: Doch wie iſt mir? Deine Stimme bewegt mein Herz. Wer biſt du, gute Alte?“

„Dann nimm dieß! ſagte ſie: Es gehört dein. Aber öffne es nicht eher als am morgenden Abend. Vielleicht ſeh' ich dich dann wieder.“

Sie hatte während deſſen ſeine Hand oft an die verdorrten Lippen gedrückt, und ihm zuletzt eine kleine Kapſel

eingehändigt, die ihm ziemlich schwer vorkam. Jet
trat sie schnell in den Wald zurück.

„Mutter, Mutter!“ rief der Träumende. Aber e
hörte, daß sie schon mit großer Eile auf einem ande
Rückwege sich durch die Waldbüsche drängte. In unbe
kannte Gefühle versunken, folgte er dem bezeichnete
Pfad; und kaum war er eine Viertelstunde fortgegange
als ihm der weiße Thurm von Hallenbach in die Auge
schimmerte.

Ernſt Wagner's

ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Moſengeil.

Vierter Band.

Mit königl. Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1827.

Die reisenden Maler.

Zweiter Theil.

Das Morgenlicht funkelte an den Kanten des fernen Gebirges; der Hauch einer frischen Nacht hatte alle Gewittermassen aufgelöst, und selbst die kleinen Wölkchen zerflossen sichtbar, und schienen aus dem tiefen Blau in die Morgenkühle der Erde niederzuträufeln. Schweizer und Brixenfels wandelten auf einer Waldhöhe am äußersten Ende des Parks, wo an diesem ein großer Forst anstieß, der sich weit in der Tiefe ausbreitete. Fink schlummerte noch, müde von seiner gestrigen Anstrengung.

Jetzt stieg die Sonne herauf und erleuchtete das waldige Thal, worin ein mannichfaches Leben herumlärmte. Eine Menge Landleute war damit beschäftigt, das abgeschlagne Holz aufzuladen und nach Hause zu fahren. Die Peitschen knallten, die Menschen schrien und das Vieh wieherte und brüllte. Zugleich fällten die Holzmacher hier und da die alten ungeheuern Eichen für das Bauwesen, und ihre Sägen und Beile tönten mächtig durch den Wald. Von Zeit zu Zeit gebot der Fall eines

niedergeschmetterten tausendjährigen Riesen eine kurze Stille.

„Wie kommt es doch, fragte Schweizer, daß wir uns in diesem lichten sonnigen Haine durch das Donnern seiner fallenden Bäume unter den mörderischen Streichen der Aexte und dem vollen Geschrei der Holzernte wahrhaft belustigt fühlen, da hingegen die große Herbsternte auf der Flur mich immer so traurig macht!“

„Du siehst hier, erwiederte Brixenfels, die schöne neue Jugend sogleich vor dir, welche man für den Forst aufsparte, und die nun in erhöhter Ueppigkeit sproßt und treibt. Das überständige Alter ist begraben, und überall strebt Kraft und Schönheit empor. Die Nacht ist vom Walde genommen; seine Schauer sind in Traulichkeit umgewandelt; die Lichter der Sonne brechen herein und küssen das neugeborne zahllose Volk der jungen Sprößlinge. Heiter wandelt der Mensch auf dem endlich wieder erwärmten Boden; jenes wohlbekannte Laub der Waldbäume verspricht ihm für den nächsten Frühling wieder das Aufblühen ihres zarten aromatischen Blöckchens; und schon duftet ja dort der Waldquendel, und die süße Erdbeere lauscht glühend unter ihrem dunkeln Blatt.“

„Wie die Waldschläge, so sind die Menschengenerationen, sagte Schweizer. Die neue ist und bleibt die schönere, und unaufhaltsam verdrängt sie die alte, während sie selbst schon anfängt, gegen die kommende Unrecht

zu behalten. Aber der Tod wäre für Niemanden mehr fürchterlich, wenn der Mensch sich öfter mit den Bäumen des Waldes zusammenstellte. Warum sieht er doch gewöhnlich nur sich allein im Grabe, und nicht zugleich sein ganzes Geschlecht in der Ruhe des Todes um sich her? „Dort werde ich liegen, spricht der Sinnliche, und wo ist dann dieses Lebens Stärke? Mein Grab wird bald zum grünen Rasen geworden seyn; auch die Reste dieses Lebens werden endlich Andern den Platz räumen müssen; die zehrende Luft meine Gebeine bleichen und zerlöchern, daß sie leeren Bienenzellen gleichen; ach, und mit diesem starken Arme werden einst die losen Knaben spielen!" Du kleiner Mensch! Machst du es wohl anders mit den Bäumen deines Schöpfers, als der Erhabne mit dir thut? Aber kennst du deine Bestimmung und Seinen Willen? Weißt du, wie Er die Geschlechter in der großen Fluth der Zeit auflöst, oder wo Er sie wieder im Raume seiner Natur anschießen läßt und sammlet, und wozu? — Oder kann etwa der Geist dieser Bäume durch Luft und Flammen untergehen und verschwimmen in das furchtbare Nichts? Und bist du denn nicht besser als alle diese herrlichen Bäume, du lebendige Seele? Ich weiß nicht, Bruder, was der Mensch mit seinen furchtsamen Zweifeln will, sobald ich nur das Wenige betrachte, was er vom Kreislaufe der Natur einzusehen vermag!"

„Mit dieſen Gedanken, verſetzte Brixenfels, wirſt du den Furchtſamen wenig Troſt geben, die nur mit Hiob wollen getröſtet ſeyn. Aber ſo viel iſt wahr: Ihr Scheiden aus dem Leben müßte eigentlich einen großen Theil ſeiner Bitterkeit durch die Anſchauung nachbarlicher Allgemeinheit, und ſchon durch die Betrachtung eines ſolchen Wallens verlieren, worin ein ganzes Geſchlecht mitten unter den Blüthen des kommenden abfällt und verſinkt. Und beim Lichte beſehen, iſt es bloß das Zerflattern und Zerſtieben des kleinen geliebten Körpers, was dem Menſchen oft unerträglich ſcheint; — und das große Prinzip des Verſammlens und der körperlichen Wiedervereinigung iſt es, was er gern klar hätte, und doch nicht einzuſehen vermag.“

Unſre Freunde ſetzten dieſes Geſpräch noch weiter fort, und nach einiger Zeit ſtieß auch Fink zu ihnen. Sie ſuchten ſich nun den fernſten und verſteckteſten Platz aus, um dort eine ungeſtörte Unterredung über ihren Kunſtplan zu halten, wozu ein Theil des heutigen Morgens beſtimmt war. Schweizer, der unter Allen am heißeſten und leidenſchaftlichſten für die Sache eingenommen ſchien, ſollte eigentlich das Wort dabei führen. Fink wollte durch Bemerkungen und Zweifel überall Vielſeitigkeit in die angeſtellten Betrachtungen zu bringen ſuchen; und Brixenfels, welcher insgeheim von einem weit größern Enthuſiasmus für das Werk beſeelt war,

als er sich merken ließ, wollte in allen Punkten sich belehren und überzeugen lassen. „Ich wünschte nur, sagte er, wir hätten auch Steinachen mit dazu nehmen können, und noch einen Fremden; etwa einen recht großen Gelehrten, Staats- oder Weltmann! Denn von allen Fehlern und kleinen Dummheiten oder Kindereien eines Lieblingsplanes befreit uns nichts so leicht und gründlich, als die muthige und freimüthige Mittheilung desselben an einen Fremden; und gerade an den Einsichtsvollesten und Weisesten. Man entledige sich nur vor Allem offenherzig gegen ihn, und fürchte seine Klugheit nicht. Am wenigsten verschweige man ihm das, worüber unser Gewissen noch nicht ganz ruhig ist, und wobei eine gewisse geheime Scham uns das Geständniß immer erschweren will. Denn dieses Verschwiegne, welches eben die Lieblingskindereien enthält, bleibt sonst lange oder ewig unberichtigt in uns hängen."

„Von mir könnt ihr versichert seyn, daß ich euch nichts verschweige!" rief Fink. Sie setzten sich, und Schweizer fing an*).

*) Um die Leser nicht durch eine zu lange Unterbrechung im Zusammenhange unsrer Geschichte zu stören, wollten wir das hier berührte Kunstgespräch, und die demselben angehängte Aufforderung und Nachricht für das Publikum, erst in der Beilage liefern. Wir wollten bitten, daß man diese lese und überlege; und wir hofften,

Am Ende ihrer Unterredung faßten sie noch einen gemeinschaftlichen Entschluß über das, was man schon jetzt dem Fürsten von der Sache eröffnen könne, falls er das Ganze zu wissen begehren und fortfahren werde, sich so eifrig für den Plan zu interessiren wie bisher. Alle waren zuletzt von den schönsten Hoffnungen belebt, und fühlten sich von ihrem eignen Feuer erwärmt. Am meisten triumphirte der Graf, welcher nun schon die Erfüllung jenes Lieblingswunsches vor sich sah, seinem Brirenfels auf immer nahe zu sein.

„Der gestrige Abend, sagte Fink, hatte mich an Leib und Seele gelähmt, und eine unruhige träumerische Nacht mattete mich vollends ab. Wie dieß zuging, das

---

hab mancher treffliche Deutsche und manches edle deutsche Weib sie beherzigen, daß im Vaterlande viele heilige Akkorde sich zur allgemeinen schönen Harmonie stimmen müßten. Das Publikum sollte jener große richtende Fremde sein, von dem unser Maler spricht. Wer wollte sich nicht gern von den Weisen berichtigen, von den Kalten tadeln und vom gemeinen Haufen der Unverständigen verlachen lassen, wenn nur das tröstende Gewissen ruft: Du hast es redlich mit der Kunst gemeint.

Aber ach! Als schon das erste Bändchen dieses kleinen Werkes unter der Presse war, fuhr der alles verheerende Sturm des Kriegs heulend über das unglückliche Vaterland herein. Elend kam von neuem an die allgemeine Tagesordnung; und überall schallte die erschreckliche Losung: Mord! Weinend blickte die Hoffnung auf

sollt ihr noch heute vernehmen. Kurz, ich hielt es diesen Morgen in allen Zeitwörtern, die ein Heben, Tragen oder Fahren anzeigen mit dem passivo, wie mein schlafender Prälat, den Ihr sogleich sehen sollt. Aber unser Kunstwerk hat mein ganzes Leben wieder so zur Lust aufgeregt, daß ich heute meinen tollen Tag haben werde. Vor allen Dingen will ich frühstücken; das Uebrige wird sich finden. Doch halt! Ich habe ja noch Einiges zu entdecken. Erstlich, ihr, die ihr euch zu sagen erfrecht, ich liebte die edlen Scenen nicht, was haltet ihr von dieser Skizze, die ich vor einigen Tagen nach der Natur zeichnete, und gestern kolorirte!" Er öffnete sein Portefeuille.

---

das zitternde Leben, auf die fliehende Kunst, und hob die Flügel zu bessern Regionen. Wer weissagt uns jetzt, ob Dezennien die neue Wunde zu heilen vermögen, welche Monate der Kunst schlugen? O wessen Auge erblickt in den Fernen der Zeit noch einen grünenden Keim! Schlummre dann, du werthes Kind der Phantasie, bis dich vielleicht einst das Feldgeschrei einer bessern Aera weckt, wann wir und tausend warme Menschen dem Staube längst wiedergegeben sind!

Die Leser unsres Buchs verlieren, als solche, nur wenig; nämlich die vollständigere Auszeichnung der Charaktere unsrer drei Maler; und dies wird zum Glück nur dem Buche schaden, welches mir bloß zum Vehikel jener Beilage bestimmt hatten.

Es war Ida, wie sie tief im Gebüsche vor einer jungen Bettlerin, die mit Thränen ein neugebornes Kind betrachtete, auf den Knien lag, und ihr freundlichen Trost zuzusprechen schien, während sie das nackte Kind in ihr Busentuch wickelte. Fink hatte sie belauscht, und wußte auch, daß man an demselben Tage eine arme Kindbetterin ins Gehenblatt'sche Haus gebracht hatte, wo diese sich noch jetzt befand.

„Du hast die Idee fast ganz erreicht, sagte Schweizer: Man vergißt das zufällige Elle, und sieht nur das Schöne. Du hast den wahren Alltagsmoment ergriffen, in dem eine schöne Seele erscheint, wie im gewöhnlichen Werkeltagskleide; nämlich den, in welchem sie Gutes thut." Er träumte eine Zeitlang über dem Bilde, und Weirauch fand dasselbe wohl angelegt.

„Ich möchte aber, meinte Fink, du besähest dir diese schöne Seele auch endlich einmal näher in ihrem Bratenrocke, nämlich, wenn sie liest!"

„Nervos! bat Weirauch ein: Ich muß dich ernstlich um Ellc bitten, mein unentschlossener Freund! Denn Steinach schweigt nicht lange mehr, und — er thut wohl daran! Das arme Kind grämt sich; die Last der Verhältnisse drückt ihre leise Liebe; sie klagt um dich Undankbaren, wie Sappho, und ahndet einen Phaon in Dir. Wie wird's!"

„Nun ja, ſeufzte der Graf, ich will — noch heute ſoll es ſeyn! Und morgen, — ach, morgen iſt ſie vielleicht auf ewig von mir geriſſen!“

„Dudeldumdei! trällerte Fink: Aber zweitens, ſeht einmal den gegenwärtigen Prälaten, den ich geſtern mit dieſer Kutſche im Hallenbacher Hohlwege verſand! Eine fromme Gemeinde hatte ihn zum Heil ihrer Seelen in einem alten gebrechlichen Fahrzeuge holen laſſen; es war eine Karoſſe, in der ich kein Maß Bier holen möchte, geſchweige denn ein ſolches Faß voll Wein, wie mein ſchlafender Freund eins unter dem Herzen trug. Auch war das Fuhrwerk von der Laſt ſchon gebrochen, als ich dazu kam. Aber mein auserwähltes Rüſtzeug des Himmels hatte ſich mit Geduld gewaffnet und ſchlief ſehr ſanft, ohne ſich darum zu kümmern, daß die Bedienten und Bauern mit großen Hebeln den Prälatenkaſten nebſt dem Kaſtenprälaten lüfteten, und Erſtern mit Ketten banden und ſeine Oeffnungen verſtopften, während aus dem Munde des Letztern die Geiſter der Verdauung ungebunden hervortönten.“

„Nach jenem Bilde gleich ein ſolches! rief Brixenfels unwillig aus: Fink, Fink, wie iſts möglich! Ich weiß es wohl, daß du am eifrigſten nach der Satyre ſtrebſt, weil du gerade zur Satyre am wenigſten Talent haſt; ſo wie du am allerliebſten franzöſiſche Wortſpiele zuſammen zu flicken ſuchſt, weil du eben die franzöſiſche

Sprache nicht verſtehſt; das alles iſt ſehr in der Ordnung, da bekanntlich jeder Menſch nichts lieber thun will, als — was er nicht vermag: allein, dieſe Geſchmackloſigkeit im Zuſammenſtellen, ja ſchon im Erzählen, habe ich bisher noch nicht erkannt!“

„Send nur ſtille! ſchrie Fink: Morgen iſt auch der groſſe berühmte Geburtstag, und mithin ſchon heute Geburtstagsheiligerabend. Alſo laßt nur heute noch einmal Fünfe gerade ſeyn, denn ich will übermorgen gottesfürchtig werden. Aber weiter! Unſer Fürſt hat ſich vor oder nach dem neulichen Dejeuner bei der Gräfin vermuthlich ſo gut divertirt, daß er heute Abends dagegen eine Fete unter freiem Himmel gibt; eine Art Maskenball, Fackeltanz, — kurz eine Anſtalt von der eignen Erfindung Seiner Durchlaucht. Der Hauptſammelplatz ſoll in der Gegend des kleinen erotiſchen Gartenluſtkabinets am See ſeyn, worin der Fürſt nach groſſen Anſtrengungen zuweilen einige Augenblicke in der Stille durch Gutesthun ſich ſelbſt zu rekreiren pflegt, indem er herabgekommene vacirende Tugenden mit der Reichs- und Landesintegrität begnadigt, und woran ich erſt vor fünf Minuten eine Spitzbüberei des Baumeiſters entdeckt habe, vermöge deren dieſer Galgenvogel den kürzlich erneuerten antiken Bewurf des Hauſes mit allerlei gemalten Naturſeltenheiten, Muſcheln, Pflanzen und Verſteinerungen hat verzieren laſſen, unter welchen

die Liebessteine oder Hysterolithen in vielen hundert Exemplaren von seltner Größe sehr auffallend prädominiren. Dort also werden heute alle Formen, Unformen und Uniformen von Sabinium und Hohenblat sich zum allerliebsten festlichen Ganzen formen. Und nun laßt mich zu meinem Frühstück!"

Im Schatten des kühlen Boskets an der Einsiedelei schlich Kunigunde strickend umher, und sang leise, indem sie die Rosenbüsche betrachtete:

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse.
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht wie mir geschieht."

Sie hatte dieß Lied einigemal von Finken zur Guitarre singen hören, und immer lag ihr nun der geheimnißvolle Vers im Sinne. „Du wunderbarer Dichter *), seufzte sie: weißt du wohl, daß mir eben so seltsam zu Muth ist, wie dir? Und warum sprichst du es nicht ganz aus, was mir ist und wie mir im Herzen geschieht! Ich habe ja noch nie geliebt, wie du!"

Unsanft sah sie sich auf einmal in ihren Empfin-

---

*) Göthe.

kungen durch die Dazwiſchenkunft des Grafen Wallenberg geſtört. „Gelingt es mir endlich, mein reizendes Kind wiederzuſehen!“ rief er entzückt, faßte ihre Hand und wollte Kunigunden ohne Umſtände umarmen.

„Mein Herr, was ſteht zu Ihrem Befehl!“ ſagte das erſchrockne Mädchen und trat zurück, ſo weit das Feſthalten ſeiner Hand es erlaubte.

„Gar nichts, als viele tauſend Küſſe!“ erwiederte er, und machte neue Verſuche. Sie entflammte endlich in gerechtem Zorn, und ſuchte ſich mit Gewalt loszumachen. Aber er hielt ſie am Kleide, ſchlang ſich dann feſt um ihren Hals und ſuchte ſie in den Wald zu drängen. Kunigunde ballte jetzt die kleine Fauſt, und fing an ſtärker zu werden, jemehr der Graf zur Gemeinheit herabſank.

„Vergeſſen Sie nicht, ſagte die Entſchloßne drohend, daß man jedem unbekannten Mädchen wenigſtens Höflichkeit ſchuldig iſt. Ha, ich werde mich bei unſerm Fürſten beſchweren! Zum Glück erſcheint er eben dort unten.“

„O Teufel, du haſt Recht! ſchrie Wallenberg im Hinſehen, ließ ſie los, und ſuchte ihren Unwillen zu begütigen. Sey mir nur ein Bischen gut, mein ſpröder Engel, und verrathe mich nicht! Ich liebe dich über alles, und du mußt mein werden. Dieſen Abend im Dunkeln ſiehſt du mich hier zu deinen Füßen. — Du

weißt, ich bin Graf Wallenberg, — und es soll dein Schade nicht seyn!"

Er entschlüpfte eilig, und überließ das verschämte Mädchen einem sehr bittern Gefühle, welches bald in Thränen ausbrach. „Wie tief hat man mich in diesen wenigen Augenblicken beleidigt und erniedrigt!" rief sie mit ängstlichem Erstaunen aus, und war schon im Begriffe, sich dem Fürsten, welcher in der Ferne mit ihrem Vater vorüberging, zu Füßen zu werfen, als endlich die Scham jedes andere Gefühl besiegte. „Wie hülflos muß ein armes Mädchen seyn, seufzte sie, wenn sogar ein Mann von Bildung und Stande sich nicht scheut, sie so unedel zu behandeln wie dieser niederträchtige Graf sich gegen mich betrug! Und — würde ich wohl selbst beim Fürsten den wahren Sinn für die mir angethane Beschimpfung finden? Würde er sie nach Verdienst bestrafen? Es muß doch irgendwo einen Schutz vor solchen Gewaltthätigkeit geben? Und wo finde ich diesen? Wäre doch mein Vater hier gewesen, oder seine Gäste!"

Die freundliche Achtung, welche unsre Maler bis diesen Augenblick Kunigunden beständig bewiesen hatten, that ihr jetzt doppelt wohl, und beruhigte sie nach und nach über die Ungezogenheit des Grafen. „O gewiß, Brirenfels hätte diese Behandlung nicht geduldet!" sagte sie nach einiger Zeit mit einer gewissen geheimen Freude. Aber sie erschrak von Herzen, als Brirenfels in demselben

Moment aus dem Walde trat, und, überrascht von ihrem Anblick seine Schritte verdoppelte und ihr entgegen rief: „Schön, schön, daß ich Sie hier so ganz allein treffe, meine geliebte Freundin!“

Aengstlich machte sie sich zum Weggehen bereit; zitternd überließ sie ihm dann ihren Arm, um welchen er freundlich bat, und erst als er den Weg nach ihrem Hause einschlug, athmete sie wieder freier, und fragte ihren Begleiter, woher er komme.

„Von meinen Freunden; sagte Brixenfels: Ich habe Sie jetzt um etwas zu fragen, meine Liebe, wovon mir das Herz schon längst so voll ist. Aber, gutes Mädchen, warum weichen Sie mir seit einiger Zeit immer aus! Noch vor acht Tagen waren wir so traulich! Warum jetzt anders!“

„Ich wüßte nicht —“ stockte sie hocherröthend, und ihre Hand bebte, und suchte sich aus der seinigen sanft loszuwinden.

„Doch, doch, Gundchen! fuhr er fort: Habe ich Sie unwissend auf irgend eine Art gekränkt, oder beleidigt!“

„Ach, so gewiß nicht! sagte sie erweicht, und seufzte tief dazu: Aber lassen Sie mich jetzt zu meiner Tante! Ich komme vielleicht wieder.“ Allein ihr Feind, der sie jetzt zurückhielt, war mächtig, und gefährlicher, als der vorige.

„Nein, mein süßes Mädchen! erwiederte der Maler, indem er sie leise umfaßte: Du zitterst, aber ich kann dich jetzt nicht lassen. Sage mir, warum sprichst du nur mit den Uebrigen so freundlich? warum fliehst du mich?“

„Ich weiß es nicht!“ lispelte sie, und wagte einen fragenden Blick auf ihn; dann blieb sie in Gedanken stehen, und sah seitwärts nieder.

„Sind meine Gesellschafter dir lieber als ich?“

„Ach! rief sie leidenschaftlich, und er fühlte seine Hand heftig gedrückt: O ich will nun fort! Mir zerspringt die Brust!“

„Keine solche Frage weiter! sagte er mit lebhafter Wärme: Du fühlst es, daß ich dich liebe, daß du mein Leben bist. Darf ich dich vom Vater zu meinem Weibe begehren?“

Sie erbebte mächtig, und sah starr zur Erde. Ihr Gesicht glühte. „Warum scheust du dich, fuhr er fort, und umschlang das Mädchen inniger: warum bebt dein Herz zurück vor dem Wort der Liebe! Das runde Ja ist so schön im Mund eines deutschen Mädchens! Laß immer den Verstand dir zurufen: „du liebst!“ wenn gleich die zarte Jugend deiner Gefühle auf den zauberischen Schall dieses Wortes noch ängstlich horcht, und sich vor ihm verstecken will. O senke diesen süßen Blick nicht! denn was nützt er der fühllosen todten Erde! Blicke nicht in das Blau des Himmels! denn die Strah-

ten dieses schönen Auges verlöschen wie Blitze in dem unermeßlichen Raum. Holde Liebe, in meine sehnsuchtsvollen Blicke leite die deinigen, damit diese zwei verbrüderten Wesen sich fassen, und unsre Seelen einander festhalten, treu bis zum Tode!"

Das Mädchen schmiegte kindlich ihre Wange an die Wange des Freundes. Sie hing sich während ihres langen Kusses fest um seinen Hals, und vergoß sanfte, herzliche Thränen. Tief gerührt von ihrer Innigkeit schloß der Glückliche sein Eigenthum, wie auf ewig, ans Herz.

„Ich weiß nicht, sagte sie jetzt, ob es recht ist, was ich thue — aber — (sie schluchzte von neuem) mir ist so unaussprechlich wohl!"

„Welcher Schritt, rief er aus, könnte wohl unrecht sein, den du schuldloses Kind je thatst! Sieh, mein Leben soll mit dem deinigen sich in Eins gestalten, und diese ganz freundlichliebende Natur sey ein Zeuge und Vorbild unsrer Treue! Ach, das Weib des Künstlers ist wohl sehr geplagt. Oft sitzt er gekrümmt und blaß da; im Innern drängt es mächtig sein Herz, und heißer sehnt er sich nach seiner Kunst als nach der Geliebten, deren Händedruck er dann kaum fühlt, und nur träumend erwidert. Sein Haus ist klein, und sein Heerd selten reich. Sein Leben erscheint der Liebe nicht immer warm, sondern zu mancher Zeit düster, so langweilig und mürrisch. Das Weib hat oft keinen Trost an ihm für sich

und ihre Kleinen. Aber du, die mir nun Haus und Gesundheit verständig beschirmen will, wenn mein Geist in fremden Regionen weilt, o denke nur getrost, daß dein unschuldiges Bild nie aus meiner Seele weichen werde! Tief verborgen, aber mächtig glüht die Liebe auch in dieser Brust; und dankbar will ich die Wünsche deines Herzens zu errathen streben, und jeden schönen Augenblick des übrigen Lebens, welchen mir die Kunst verleiht, widme ich dir und dem was uns theuer ist."

„Aber mein Vater! — fuhr sie erschrocken auf: Er wird niemals in diese Liebe willigen! Sie kennen seinen Widerwillen gegen Kavaliere. Er hält Sie für einen, und Jedermann sagt so! Ach, das wird mein Herz zerreißen!"

„Sey ruhig! sagte er: Komm, wir wollen ihn sogleich aufsuchen. Er wird den Vertrag nicht brechen, der mit diesem reinen Verlobungskusse besiegelt ist."

„Himmel! rief Kunigunde, und zeigte nach der Thüre, aus welcher Fink hervorsah: Ich wollte, ich wäre weit weg! O schonen Sie mich!"

„Excellent!" schrie Fink. Vor übergroßer Freude schlug er auf Händen und Füßen ein Kunstrad um den Dreiherrenstein herum, und stand im Augenblick aufrecht vor unserm erstaunten Paare da, mit dem biblischen Spruch: „Und Gott schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein!"

„Sie haben mich erſchreckt!“ ſagte Kunigunde mit lieblicher Blödigkeit.

„So!“ antwortete er feierlich, und ſtellte beide Hände in die Seiten.

„Nun, was haſt du vorzutragen, Fink!“ lachte Brirenfels.

„Kinderchen, fing jener an, wenn ihr Beide euch nicht bis zum allertödtlichſten Grade liebt, ſo ſoll mich der böſe Feind alsbald auf dem Gebirge Ararat kielhohlen! Nur pflegt der Genius ſich in ſolchen Fällen viel beſſer zu helfen, als Herr Brirenfels! Ich ſelbſt fange gewöhnlich mitten in dergleichen Ueberraſchungen plötzlich an, eine Geſchichte weiter fortzuerzählen, — und recht laut — zum Exempel ſo: Der groſſe Mogul alſo, Mamſell Erdmann, ward, wie ich ſchon in dieſer langen Geſchichte erzählt habe, verdrießlich. „Schält mir meinen Reichsapfel, ſagte er zu ſeinen Räthen, und ſchnitzt ihn fein ſäuberlich, wie ihr immer am Staate ſchnitzert, deſſen ſymboliſche Weltkugel ich euch endlich auf einmal aus euern Zähnen zu ziehen die meinigen rüſte, denn ich habe jetzt eben Luſt, Thaten zu verrichten, und heute will ich euch noch alle zu Rittern oder Krüppeln ſchlagen!“ Allein der Kanzler, welchen wir ebenfalls ſchon längſt kennen, meine Verehrte, der Kanzler, welcher gerade heute ſeinen Deputat- und Spendierwein aufgefüllt, und von dem Ueberlaufe ſeines dießjährigen Fas und

Nesas, den sein letztes Stückfaß sich zu fassen geweigert, fast zu viel in den Mund gefasset hatte, — dieser Kanzler fühlte sich jetzt begeistert und kühn genug, um den durchlauchtigsten Mogul vernünftige Vorstellungen über seinen Zorn zu thun. Er ergriff das Scepter des Reichs, und schlug damit so lange auf den Kaiser, bis dieser versprach, sich zu fassen. „Unüberwindlichster Gebieter, begann er dann, mein demüthigster Rath in dieser höchstbedenklichen und verdrießlichen Sache wäre unvorgreiflich der, daß man vor allen Dingen den großen Zentauer befragte, wer das Orakel, welches unsre Schweine und Kinder seit kurzem zu fressen pflegt, außer uns Beiden etwa erlegen könnte? Sollten die Priester keine gescheidte Antwort ertheilen, so müßte man jedem fünfundzwanzig Prügel, unzielsetzlich ad posteriora, geben, und das Orakel selbst um funfzig Thaler strafen, oder nach Befinden mit einjähriger Einschließung im Zucht- oder Tollhause ansehen u. s. w." — Schaut, so würde ein Herz von Kopf sich aus seinen Schwachheiten herauslügen. Dergleichen Dinge werden leicht plausibel, und ziehen unvermerkt von der Hauptsache ab; man gewinnt Zeit, Laune und den guten Willen des Richters, um sich auf noch mehrerlei zu besinnen, und selten kommt das Gespräch wieder auf den Anfang zurück, welcher in unserm Falle leider ein Liebeskuß war! Nun?"

„Ist ein Kuß das Zeichen der Liebe?“ fragte Brirenfels.

„An sich nicht, sagte jener, denn du sollst einen gerechten Richter haben! So wie denn auch Einer, der ein Kruzifix im Hause hat, darum allein noch nicht ein Christ oder guter Katholik wird. Aber —“

„Nun? Wollen Sie nicht vollenden? sagte Brirenfels: Warum stockst du!“

„Aber, fuhr Fink fort, ein Kruzifix erregt doch überall christkatholische Gedanken, mein Freund! O, ich schwöre es bei den süßen Schmerzen, welche die Schlacht der ersten Liebe schlägt, daß eure Küsse mir selbst tief in die Seele gedrungen sind! Denn ich gedenke jetzt an dich, Kordelia, an deren Herzen ich in dieser noch kaum entflohenen Nacht keuschere Freuden genoß, als je das reine Licht des Tages beschien! Doch, apropos, blödes Gundchen, lassen Sie sich dienen! Als ich neulich so schön um einen Kuß bat, keusche Seele — ei, da war ein Kuß eine große Sache!“

„Sie behaupteten doch, es sey etwas Kleines und Unbedeutendes,“ sagte das furchtsame Mädchen, und erröthete wieder.

„Worauf darf ich nun dieses liebliche Erröthen beziehen? fragte er: Auf meinen damaligen Fall schwerlich, — denn es war leider nur ein unglücklicher Ver-

ſuch zu küſſen! Alſo auf den jetzigen Kuß, der vortrefflich gelang!"

„Es gibt ein Drittes, ſagte Brixenfels: Ein zartes Weib erröthet am leichteſten über die Indiskretion eines Andern, in deſſen Seele. Und dieß iſt der gegenwärtige Fall."

„Wie gelehrt! rief Fink: Aber, wir Beide wollen unſern Streit ſelbſt führen, Schönſte! denn die Sache muß nun einmal zur Sprache kommen. Alſo, ich hätte behauptet, ein Kuß ſey etwas Kleines und Unbedeutendes? Leider verſtand ich es damals nicht beſſer, oder, ich muß wohl betrunken geweſen ſeyn! Was nennen Sie denn klein, was unbedeutend? Ach, meine junge Freundin, nehmen Sie doch zum Exempel ein Beiſpiel an dem unſchuldigen verachteten A. B. C.! Wie nachläſſig, wie wenig feierlich, o wie leichtſinnig machen wir die erſten Verſuche, uns ſeiner Schätze und Freundſchaft zu bemächtigen, und doch ſchließt es uns gar bald die Pforte der literariſchen Geheimniſſe, ja das große Thor zur vollen Seligkeit alles Wiſſens auf! Ach, beſte, Gottlob noch ſchuldloſe Seele, die nach der Grammatik meines Herzens Einer, Eine, Eines iſt, der, die, das da ſoll oder muß gerettet werden, halten Sie doch nichts für unbedeutend, was auf das größte Verderben deutet, wie zum Exempel ein Kuß! Waſſertropfen, lieber Engel, machen ja endlich das Weltmeer; aus Sekunden bilden ſich

Jahrtausende, und leichte Ideen zeugen Thaten der Unsterblichkeit!“

„Welch eine erhabne Steigerung! lachte Brirenfels. O du langsamer Strom der Zeit! Hast du keine mitleidige Welle, die uns endlich gegenwärtigen Thoren mit den faulen Bretern seines Wigtheaters von diesem zarten Boden hier wegspülte? Finden Sie das blühend, Herr Fink?“

„Mitunter! sagte Fink: und welcher große Blumist läßt nicht eine Aloe gern auf seine eignen schweren Kosten blühen, und hat noch obendrein Geduld, wenn das Blümchen so dürftig ausfällt, wie manche Einfälle? Aber ihr dürft noch nicht fort, Kinderchen. Ich muß euch vorher mit zwei reisenden Musikern bekannt machen, die mir so eben mein gutes Glück durch ihren Unstern zugesandt hat. Ich werde sie und einige ihrer vorzüglichsten Kameraden zeichnen. Dort unten im dichten Forste soll die Exekuzion vor sich gehen; denn in jener Finsterniß werden mir ihre Gesichter herrlich leuchten, welche sich gegen einander verhalten wie die Morgenröthe zum Nordlicht. Beide Figuren sollen schwärzlich geätzt, und nur die Nasen sollen nach Hogarth'scher Manier ins Glühende getrieben, und roth in Kupfer gestochen werden. Aber ich will dabei dieses reisende Verdienst fürstlich belohnen und erquicken. Raphael! schrie er nach dem

Bedienten: Komm geſchwinde! Meine Herren! Bemühen Sie ſich doch heraus. Nur heraus, meine Herren!"

„Seht doch dieſe Naſen! zeigte er jetzt nach etlichen aus dem Hauſe tretenden Bierſiedlern, die ihre Bücklinge machten: ich fürchte mich ſelbſt wieder vor ihrem Feuerſchein. Aber das Nordlicht dort bläſt eine alte handfeſte Klarinette recht allerliebſt, und die Morgenröthe hat ſich dermalen ganz dem Dudelſacke geweiht. Meine Herren, das iſt die Mamſell Erdmann, eine angehende Virtueſin; — und dieß der Herr Kunſtrath Aloe, auch Einer vom Handwerke. Ohne Umſtände, bedecken Sie ſich; wir ſind in der freien Natur. Raphael! — Wo der Junge bleibt? — Alſo, wenn es Ihnen gefällt, ſo gehen wir hinaus in den Wald, meine gelehrten Herren Muſici. Dort will ich Ihre werthen Perſonen abkonterfeyen, ſo gut es ein Anfänger vermag, und dort werde ich bitten, daß Sie mir ein recht ſchmachtendes Andante aufwiren; ſo ein ſanftes Preſto! denn ich liebe eine herzhafte Muſik gar ſehr. Mein Portefeuille, Raphael! Und ſchaff uns ſogleich Wein dorthin!"

Der Junge hatte Bedenken. „Die Jungfrau Zehlein, ſagte er leiſe und lachte dazu, hat ein vortreffliches Glas Roſent im Keller; man bekommt es zu London in Koventgarden nicht beſſer."

„Welche Entdeckung! ſchrie Fink: Wie war es möglich, lieber Junge, daß du bisher all dieſen Reichthum

von Wip so gut verstecken konntest! Seht ihr den Löwen in der Elefehaut! Nicht ihr die Aloe in diesem Mistbeete! Himmel, wenn eine solche Bestie vollends wipig wird, was kann da Gutes herauskommen! Wein, sage ich, Traube! hast du keine Achtung für die Kunst!"

Die Unruhe unsrer armen Ida hatte den höchsten Gipfel erreicht; hoffnungslos saß sie mit verweinten Augen da, und der angstvolle Abend ihres bisherigen Lebens schien anzubrechen. In heißen Thränen war sie am Morgen dem geliebten Vater in die Arme gesunken, bereit, ihr ganzes Geheimniß willig zu entdecken. Allein er konnte sie nicht vollkommen verstehen. „Geduld! hatte er ihr gerührt zugerufen: Geduld, mein Kind! Ich werde dich hören, sobald jene acht Tage verflossen sind. Du bist meine einzige, aber meine freigeborne Tochter. Ich selbst streute einst guten Saamen in dieses Herz und ich darf nun einer schönen Ernte entgegen hoffen!"

Sehnsuchtsvoll harrte sie auf Steinachs Ankunft. Er sollte ihr letzter Trost und Freund in der Noth seyn. Aber Steinach saß heute tief in seinen Papieren, und ging mit raschen Entschlüssen für seine eigne Zukunft um.

So sank denn die Unglückliche allmählig zur düstern Schwermuth herab, und malte sich mit erhitzter Phantasie die Bilder ihres Schicksals aus. Sie lebte schon

ſeit einigen Stunden ganz allein in ihrem Zimmer, und bange Seufzer und Thränen waren die gefährlichen Geſellſchafter ihrer Einſamkeit. Von eignen Vorſätzen konnte nicht mehr die Rede ſeyn. Sie war ja bereits entſchloſſen, ſich für den Willen ihrer Eltern zu opfern. Man verlangte nichts von ihr; man ließ ihr ſcheinbar alle mögliche Freiheit; aber ſie ſelbſt wußte nur zu wohl, was man erwartete, und was ihr eigner Charakter ihr zu thun befahl. Die Stimme der Vernunft ſchwieg längſt; denn ſie hatte laut und deutlich geſprochen, aber ſie war nicht mächtig genug, um die Angſt des liebenden Herzens zu ſtillen. Bisher hatte unſre Freundin ſich noch immer mit der Ferne ihrer Zukunft zu beruhigen oder zu betäuben gewußt. Sie war im Herzen ſeiner Liebe gewiß, und ſobald ſie ihn allein ſah, fühlte ſie lebhaft, auch Franziska's Neigung für Schweizern könne ihr ſelbſt nur in ſo fern gefährlich ſeyn, daß ihre eigne Liebe dadurch immer mächtiger emporſchwelle; und in dieſer Fluth wünſchte ja das allzuzärtliche Herz den Tod zu finden. Allein jetzt fuhr ihr ein Gedanke durch die Seele, den die Verirrte, — unbegreiflich genug! — noch niemals ausgedacht hatte. „Wird es immer ſo ſeyn! rief ſie: Wird er immer in dieſen Gegenden verweilen! Nein! Bald wird das drohende wirkliche Leben wieder eintreten, um auf einmal dieſen Schlummer meiner jugendlichen Seligkeit zu ermorden! Alle

meine Rosenträume werden plötzlich zu Tode erblassen! Wann nun der schöne Sommer verflogen ist, ach, dann werden diese Zugvögel emporrauschen, um dort eine mildere Heimath zu suchen, wo bald ein neuer Frühling aufkeimt! Mein Herz wird sich den Schwingen des Geliebten nachheben, und gebrochen in das kalte Land zurücksinken.“

„Ich will mich an dieses Klima gewöhnen! beschloß sie endlich: Zum letztenmal sey er heute mein Lehrer!“ Aber ihre Fassung verließ sie, als jetzt seine männlichen Fußtritte im Saale tönten. Erschöpft lehnte sie sich zurück.

„Meine reizende Schülerin ist krank? Verzeihung, wenn ich Sie beschwerte!“ sagte der eintretende Schweizer. Er sah erhitzt aus, und blieb erschrocken über Ida's trübe Miene vor ihrem Sopha stehen. Es mußte ihm etwas Seltsames begegnet seyn, denn seine Blicke waren unstät und verwirrt.

„Ihrer Freundin ist nicht wohl; antwortete sie sanft: Aber bleiben Sie immer, lieber Schweizer. Wenn es mit dem Zeichnen nicht geht, so sprechen wir zusammen. Meine Gesundheit ist bis jetzt noch gut; mein Leiden ist von anderer Art. Aber, was ist mit Ihnen vorgegangen?“

„Mit mir? fragte der Unruhige zerstreut, und machte einige Schritte seitwärts: Ja, ich komme auch zu früh;

ich glaubte, Sie würden heute keinen Unterricht nehmen; ich wollte aber doch fragen — eigentlich führt mich eine große Neuigkeit so früh zu Ihnen! Fink sagte mir eben jetzt, er habe von Mehreren der Noblesse gehört, daß Sie, meine Freundin, diesen Abend mit dem Präsidenten von Pölten sich verloben wollten!"

Sie erblaßte, und konnte nur mit Mühe die Worte schwach verbringen: „Man hat eine Unwahrheit gesagt."

„Gewiß?" rief er schnell, und blickte sie mit einem Feuer an, vor dem das schwache Weib erröthete. Doch nahm sie alle Kräfte zusammen.

„Diese Verlobung kann aber in einigen Tagen geschehen; fuhr sie in bestimmtem Tone fort, und setzte, als ihr seine heftige Bewegung merklich ward, mit sanfterer Stimme dazu: Meine Eltern wünschen die Verbindung sehr angelegentlich."

„Und Sie? fuhr er wieder lebhaft heraus: Aber ich habe ja noch kein Recht auf Ihr Vertrauen erworben, und es ist gewiß höchst sonderbar, daß ich mich in die theuersten Geheimnisse Ihres Innern auf eine Art einzudrängen wage —"

„O nein, mein edler Freund! fiel Ida ihm rührend in die Rede: Wir kennen uns wohl erst seit Monaten; allein, es steht sicherlich außer meinen Eltern Niemanden ein heiligeres Recht auf mein Vertrauen zu, als

Ihnen. Seit unſrer kurzen Bekanntſchaft hat meine Seele mehr Schönes und Edles gefaßt, als während meines ganzen vorigen Lebens. Und nur eine gewiſſe beſondere Stimmung hielt mich bis jetzt ab, Ihnen etwas von dieſer Sache zu entdecken. Aber nun, Beſter! ich bin einſam und ohne Freundin, — rathen Sie mir!"

„Ich? ſagte er tief erſchüttert, und fuhr dann nach einer langen Pauſe mit edler Wärme fort: Der Präſident, ſo wie ich ihn kenne, iſt ein braver, faſt in jeder Rückſicht trefflicher Mann. Geburt und Stand, Geſundheit und Vermögen, hauptſächlich aber ſein gebildeter Geiſt und edler Charakter, und ſelbſt ſein ernſtes und doch angenehmes Betragen im Umgange; kurz das Ganze ſeiner herrlichen Eigenſchaften berechtigt ihn allerdings zu dem Glück, ſich meiner Freundin antragen zu dürfen. Es bleibt daher nur die einzige Frage übrig: ob Sie ihn lieben! Und dieſe Frage —"

„O guter Mann, unterbrach ſie ihn ängſtlich, fahren Sie noch weiter fort! Sein Lob klingt ſo ſchön aus dieſem redlichen, wahren Munde! Ja, ich fühle es, er iſt das Alles wirklich! Aber, ich ſoll Ihnen jetzt dieſe Frage beantworten —"

„Muß ich ſie zurück nehmen?" murmelte er.

„Ich wollte, Sie hätten mir gerathen." ſagte Ida.

Er behauptete dagegen, dieß würde ihm, ohne ihre eignen Gesinnungen zu kennen, unmöglich seyn. „Entdecken Sie sich mir ganz, fuhr er bewegter fort: Es ist Zeit hierzu, Ida! der Frühling ist verrauscht; die Nachtigallen schweigen, und die Blüthenzeit unsrer Freundschaft naht sich ihrem Ende. In etlichen Tagen reisen wir —"

„Und kommen, — und gehen —" rief die Ueberraschte, indem sie aufstand und ihm starr ins Auge sah.

„In ein andres Land, sagte er, und sehen vielleicht diese glückliche Gegend niemals wieder —"

„Das erwartete ich nicht! stöhnte das Mädchen schmerzlich hervor, und ihr Auge füllte sich: So früh, so auf einmal wollen Sie Ihre — Schülerin verlassen — Schweizer!" — Sie faßte seine Hand, und er drückte die ihrige ans Herz.

„Die Umstände, fuhr er fort, können meine Abreise schon für morgen nothwendig machen." Sie weinte sanft. „O es war so schön hier, sagte er, im Innersten erweicht: es war mir so wohl in unsrer Einsiedelei, wenn der Schatten flüsternder Blätter in der Abendsonne lieblich an jenen gerötheten Wänden umherzitterte, und mich zum Fenster lockte, — und, wenn das scheidende Licht des Himmels dann noch so freundlich aus Ihren Gartenbäumen dort zu mir hinüberschimmerte! Seliges

Andenken, süßes Gefühl, was ich im Herzen mit nehme! Diese milden Thränen meiner Freundin heiligen es, denn sie fließen meinem Andenken! Ach, keine Sprache hat Worte für den Werth dieser Thränen! Aber, theure Ida, wir vermögen nicht der Zukunft zu entrinnen, und der nächste Augenblick, vor welchem selbst mein starkes Herz erbebt, stämmt sich uns schon mit unwiderstehlicher Gewalt entgegen. Er will durchlebt, er muß gelitten seyn!"

Sie hing sich fest an seinen Arm. „Ach, Mann! flehte sie zu ihm auf: Wohin führen Sie mich!"

„Wir wandeln auf dem geraden, ebnen Pfade der Natur; sagte er mit freundlichem Ernste: Vergessen Sie jetzt auf einen Augenblick Alles was uns umgibt, Alles außer uns Beiden; jede hergebrachte Verhältnißform. Die Welt vergehe um uns her, und nur diese reine Natur rede zur befreundeten Natur! Willst du!"

„Ich will! sagte sie mit Innigkeit, und richtete sich schwärmerisch empor: Aber seyn Sie edel!"

„Könntest du jenen Mann lieben?"

„Nein! aber ich werde ihn achten; ich werde den Segen meiner Eltern im Herzen tragen!"

„Und wirst du glücklich seyn, himmlisches Weib?" sagte er in höchster Spannung.

„Nimmer, nimmer! rief sie außer sich: Denn die

Liebe hat dieß Herz gebrochen!" Sie umschlang ihn, und hing wie todt in seinen Armen.

„Ida, mein theures Weib! schluchzte der Ueberselige: Dieß Herz stirbt ja nur den schönen Tod der Liebe! O all ihr seligen Geister des Himmels, schwebet herab, und bezeuget diesen heiligen Bund, den die Macht der reinsten Liebe schließt, dessen Treue erst enden soll, wann die Ewigkeit vergeht —"

„O Gott, diesen Bund, wiederholte die seufzende Ida mit bitterm Tone, diesen Bund, dessen seligen Frühling der Sturm des Schicksals sogleich wieder zerstört!" Sie raffte sich empor, und entzog ihre Lippen seinen Küssen. „Jetzt ist nun dieser Augenblick vorüber! sagte sie mit festerer Stimme: Ida hat geliebt! Ich komme wieder, meine theuren Eltern! Eure gute Tochter kommt zurück!"

Aber er hielt sie umfaßt, und die Erfüllung seiner Wünsche umnebelte ihn, wie ein wunderbarer Traum. „Ist es wahr! Ists möglich! rief der Schwärmer: Du liebst mich, — mich selbst — deinen Karl — deinen Schweizer! O gesegnet sey dann die Luft, welche die ersten Laute deiner Liebe, rein wie Harmonie des Himmels, zu meinem Ohre trug! Ach, dieser Mensch, dieß Herz und Leben sey dir auf ewig ganz geweiht! Doch blicke nicht so trauernd nach dem Manne, den du liebst, mein holdes Leben! Oeffne dein Herz der Freude, und vertraue

dem Geliebten, dem du theurer biſt, als ſein eigenes Weſen. Ich werde handeln, und ich ſchwöre dir, daß du jetzt und ewig mein biſt! Ja, mein Weib! Und Vater und Mutter, der ganze Hof, und Erde und Himmel ſollen es wiſſen!"

„Ach Geliebter, dieſer allzuſchöne Traum wird bald zerrinnen!" ſprach ſie wehmüthig, und heiße Thränen des Schmerzes rannen über ihre Wangen. Aber noch einmal ſchloß ſie ihn mit ſchwärmeriſchem Mitleid feſt an ihre Bruſt, und weinte ſich ſatt über ihre Liebe.

„Faſſe dich! ſagte er, und ſchaute ihr groß und redlich ins Auge: Verzeih dieſer Myſtik, und meiner Schwachheit! Halte aus bis morgen, ja bis zum Augenblicke meiner Abreiſe! Kann ich dich betrügen, Engel! Nein, traue meiner Liebe! Täuſche Alles; täuſche dich ſelbſt; — ſey nur froh, und halte dich und Alles hin bis morgen! Morgen ſollſt du von mir hören. O vergiß es nicht, Ida, daß die wahre Liebe glauben muß!"

Er machte ſich ſanft aus ihren Armen los, und entfloh ſchnell. Sie ſchwankte auf ihre Polſter zurück. Es war eine Art von ſüßem Wahnſinn, in welchen ſie jetzt verfiel. Ihr Buſen, neubewegt von den Pulsſchlägen einer geliebten Männerbruſt; die ſchmachtenden Lippen, ſo roth und warm von ſeinen Küſſen, und das jungfräuliche Herz, ſo bange von den nie gekannten Gefühlen dieſer grundloſen Zärtlichkeit! Verſchämt ruhte ſie da,

wie die Keuſchheit im Arm der Liebe, und ſelig, wie die Liebe im Schooße der Keuſchheit. Er ſelbſt hieß ſie ja fröhlich ſeyn, und hoffen. Der Getreue konnte ſie nicht täuſchen. Er befahl ihr, Vater, Mutter und ſich ſelbſt zu täuſchen; und — Ida wollte! Alles verſchwand vor ihrer Liebe, nur ſeine Worte blieben zurück, und wehten wie zärtliche Geiſter um ihren Sinn. Allmählich fand ſie Licht in ſeinem geheimnißvollen Betragen. Es ſchien ihr, er ſelbſt habe ſich jetzt zu dem Geheimniſſe bekannt, von welchem das Gerücht ſo vieles ſprach. Zum erſtenmal wagte ſie es, nach den ſternenvollen Himmelsräumen der Hoffnung hinzuſchauen, und der Glaube an das Wort des Geliebten zog triumphirend in die frohe Seele ein.

Hoch ſtand noch die Abendſonne am Himmel. Aber um das Antlitz unſrer ermatteten Freundin floß ſüße Dämmerung. Nach langer Angſt trat jetzt die Ruhe in der Geſtalt des liebenden Jünglings ſanft lächelnd vor ihren Geiſt hin. Melodiſch tönte Luiſens Silberſtimme von Emiliens Zither begleitet aus der Ferne des Gartens zu ihr herauf. Entzückt ſchloß ſie das verweinte Auge. Der Liebe zauberiſches Lächeln ſchwebte auf ihre Lippen nieder, und in roſige Träume gewiegt feierte ihr keuſches Herz ſeine Brautnacht.

Vor der Einſiedelei trieb ſich während deſſen Fink mit dem Sekretär Züger herum, welcher den Malern ſeinen Beſuch machte. Brixenfels wollte noch nicht von der Arbeit ablaſſen, wiewohl Fink öfters nach ſeinem Fenſter hinauf rief, es werde nächſtens Zeit ſeyn, ſich zu maskiren, und er begreife nicht, wie man an einem Geburtstagsheiligenabend, der noch dazu mit einer Extrafete gefeiert werde, ſo abſcheulich arbeiten könne. Unten leerten ſie einige Flaſchen, und Fink, der ſeine geheimnißvolle Kapſel erſt am ſpäten Abend öffnen wollte, hatte ſchon keinen ruhigen Augenblick mehr, und ſuchte ſich durch Trinken und Reden hinzuhalten. Seine ganze Seele war heute mit bunten Bildern und romantiſchen Hoffnungen erfüllt. Er hatte geſtern ganz neue Zeichen einer fernen Vergangenheit in ſeinem Gemüth entdeckt; aber alles flimmerte verworren durch einander; und ſobald er ſein Gedächtniß anſtrengte, ſo oft er nach einigem Zuſammenhange jener Reminiszenzen mit ſeiner Gegenwart ſtrebte, überlief ihn nur ein wunderbarer Schauder dunkler Ahndungen.

Sie ſprachen über den Unterſchied zwiſchen dem Grafen Wallenberg und ſeinem Freunde Warneck, welche zu Finks, und noch mehr zu Brixenfelſens Verdruſſe wieder in der Nähe umherſchlichen; und Züger fühlte ſich geneigt, den Major für das kleinſte Uebel unter Beiden zu halten, weil er doch wenigſtens in gewiſſem Sinne im-

mer mehr Fait von der Artigkeit und Höflichkeit zu machen suche, als jener, der ihn neulich nicht eingeladen hatte!

Fink war anderer Meinung. „Wallenberg, sagte er, ist ein natürlicher, offner, wilder Sünder, der sogar noch Spuren von Gutmüthigkeit, ja selbst von Kraft zeigt, und der vielleicht einst im Strome des Unglücks und der Welt zu Grunde ging. Aber der Major scheint bloß ein Badaud, der aus eigner Neugier und geckenhafter Neigung zu Hause hinterm Ofen lasterhaft ward, und nie gelernt hat, wie der Mensch dieses seyn könne, ohne von der großen Welt obendrein ausgelacht zu werden, oder wie hoch und theuer er seine Seele eigentlich dem Teufel zu verkaufen befugt sey. Ich versichre Sie, der Unterschied zwischen zwei solchen Ausgeburten des Zeitalters ist schwer und wichtig. Der Graf weiß, daß er dumm und schlecht ist; er jagt diesen beiden Prädikaten frech und öffentlich nach. Warneck hingegen macht Prätensionen und will gelobt seyn wegen seiner Aufführung, Wissenschaft und Tapferkeit, während er so albern erscheint wie mancher alte Krautjunker des Mittelalters, der sein Schwert nie auszog, als, um Obligationen an das nächste Kloster, die er nicht lesen konnte, mit dem Knopfe zu untersiegeln. Beide Freunde sind zuvorkommend artig; allein man bemerkt sogleich in Warnecks Betragen die Höflichkeit des fürstlichen Hofes, mit der,

welche er zu Haus im Viehhofe nun einmal erlernt hat, in jener lächerlichen Vereinigung, die leider weit häufiger angetroffen wird, als viele Leute zugeben wollen. Aber der Graf hat als Parvenü ſchon beſſer in der Welt gelernt, wo und wie die Artigkeit zu gebrauchen iſt. Er hat keinen Witz, doch beweiſt eine und andere Naivetät, die ihm zuweilen auf Koſten des Verſtandes entſchlüpft, daß Manches aus ihm hätte werden können. Allein wenn der Major ſeine faden Witze ſo langſam und mühſelig zu präpariren anfängt, ſo iſts als hörte man einen ungebornen Eſel ſchon wiehern. Der Graf hat Temperament, und ſehnt ſich nach der Wolluſt wie das Thier; draußen auf der Jagd, im Dunkel der Wälder, ſchreit er auf allen Gränzpfaden, gleich dem heißen Hirſche, nach der Unzucht; und wo er ſeine Wechſel hat, da ſproßt weder Gras noch Holz, die Unſchuld flieht erſchrocken ſeine Wege, und ich glaube, der Regen des Himmels verſchmäht ſie, wie die giftigen Fußſtapfen des Erlkönigs. Aber der bequeme Warneck liebt das häusliche, Weibliche und Abgeſchmacktniedrige des Laſters. Er rüſtet ſich erſt mit ſtärkenden Getränken, lauert dann vor den Thüren, und ſchleicht bedächtlich unter den Fleiſchbänken, an den Ecken alter Kirchen, und in jedem tiefverborgnen Winkel herum, wo das zahme Wild der Pandemos allnächtlich ſeine geheimen Bahnen wechſelt. Sehen nach dieſem Wenigen können Sie nun Ihre Auswahl beſtimmen, um

die wir Beide übrigens uns wohl keinen Finger abbeiſſen würden.“

Endlich trat auch Brirenfels heraus, und mit ihm die Jungfer Zehlein, um Finken ein Stück von ſeiner Maskenkleidung anzuprobiren. So fleißig ſie auch für ihn gearbeitet hatte, ſo ſehr plagte er ſie doch mit ſeinen gewöhnlichen Unarten; und wiewohl er ſich in dieſen heute weniger als jemals mäßigen konnte, ſo entlief ihm doch das gutherzige Mädchen nur, um deſto emſiger an ſeinem Schmucke zu nähen.

„Im Grunde, ſagte er, als ſie fort war, bin ich ihr in vollem Ernſte ergeben. Ich möchte die gute Zehlein wohl in ihrer Blüthe gekannt haben! Dieſe warme, thätige, ganz liberale Anhänglichkeit an eine Hand, die uns ſo oft ſchlägt, hat man ſeit etwa vierzig Jahren faſt ganz verloren, und mit ihr ein herrliches Paradies für Freundſchaft und Liebe. Gewiß, man ſchämt ſich jetzt, und hält es für lächerlich, am Freund und Geliebten mit ſo viel Ernſt und Frömmigkeit zu hängen, wie dieſes liebe verblüthe Kind an uns. Bloß die Matronen zeigen jetzt zuweilen jenes Feuer wieder, was im Buſen unſrer kältern Zeitgenoſſinnen nur ſelten noch Nahrung findet. Das macht, weil die heutige Welt überhaupt den Enthuſiasmus und die Wärme für alles Gründliche viel weniger kultivirt als damals. Wir ſehen ja dieſes auch in den Künſten und Wiſſenſchaften deutlich genug.“

„Gott bewahre! protestirte Züger: Welche erstaunlichen Fortschritte haben wir nicht seit jener Zeit im Wissenschaftlichen, und überall gemacht!“

„Ich läugne die Fortschritte des Ganzen nicht, sagte Fink, und trank hurtiger, denn welche Gewalt könnte diese hindern? Aber jeder einzelne Mensch will jetzt alles zugleich und auf einmal lernen und thun, und nichts mehr mit Feuer und von ganzem Herzen! Das Wissen wird nur immer breiter gezogen, und jedes oberste Prinzip desselben läßt man unerörtert aus den Augen schwinden. Die Vielwisserei ist Gelehrsamkeit, die Tausendkünstelei nennt man Kunst, und ach, selbst der reine Metallspiegel der Menschheit ist aus einander gelaufen wie Quecksilber. Aber wie weit sind wir denn auch seit jener Zeit weiter gerückt! Herr, was wollen Sie viel von großen Fortschritten reden! Betrachten Sie zum Exempel die Rechtsgelehrten. Haben sie etwa die Gerechtigkeit restaurirt! Doch, das wäre zu viel verlangt! Aber, ruft man nicht noch täglich das mildrichterliche Amt vergebens um die Gunst an, daß es dem Bauer in seiner eignen Sprache erkläre, wovon vor Gericht eigentlich die Rede ist? Hörte ich nicht noch kürzlich, als erbetner Zeuge, daß ein sehr geschickter Notar eine höchst wichtige Frage folgender Gestalt vortrug: „Nun weiter, lieber Mann! Artikel fünf. Wahr jedoch, daß Zeuge die quästionierte Piece mehrmalen selbst eingesehen!“ Die Antwort war:

„Herr, darauf kann ich Ihm nicht antworten," und ſie änderte ſich — nachdem der gewiſſenhafte Notar wirklich hingeſchrieben: „Zeuge könne hierauf nicht antworten," und ich mir die Freiheit nahm zu fragen: „Habt ihr nicht die Handſchrift ſelber geleſen?" — dahin ab: „Mehr als zehnmal, Herr, und bin dabei geweſen, wie ſie der Schuldner machte!" Habe ich nicht ferner erſt geſtern eine juriſtiſche Stylübung von einem wegen ſeiner gedrängten und blüthenreichen Kürze berühmten Advokaten geleſen, die ſich ſo anfing: „In der, auf die von dem Johannes Gobelſchen vorgeblichen Anwalt, in einer von hochfürſtlicher Regierung längſt entſchiednen, und jetzt durch das in den Augen eines jeden Unbefangnen einleuchtend inepte, und dem nur in verfänglichen Labyrinthen herum irrenden Geſchäftsgange des Herrn Gegners wenig Ehre bringende berüchtigte Gobelſche ſogenannte Libell, von neuem aufgewärmt und zur Ungebühr gegen mich wieder aufgegriffen werden wollenden mütterlichen Illatenſache, erſt unter dem 16. März — ohe! ohe! alſo vier ganzer Tage zu ſpät! — eingereichte, der geſunden Vernunft ins Angeſicht widerſprechende Schrift, für deren Mitheilung ich Ew. gebührend danke, höchſterlaßnen verehrlichen Reſolution vom 20. d. m., befindet ſich unter andern auch folgender Paſſus u. ſ. w." — Wollten wir vollends auf den Eid, die Abfaſſung der Eidesformeln und andere dahin gehörige Dinge

kommen, so würden wir heute nicht fertig. Lassen Sie uns zu den Aerzten übergehen. Hat die Arzneikunde die Charlatanerie endlich verjagt? Haben unsre Aerzte die Marktschreier etwa dadurch zum Schweigen gebracht, daß viele von ihnen eine gewisse medizinische Mode einführten, vermöge deren viele vor fünf Jahren heilsame Mittel gegenwärtig Gift seyn, im nächsten Dezennium aber die nämliche Krankheit ganz allein heilen müssen! Und die Theologen? Wenn es damals noch viele von Blutgier heiße Mörder des Geschmacks gab, so sehen wir jetzt desto mehr kalte Moralisten. Jene glühten doch für eine Religion; diese bestreiten, bloß mit ihrem nachlässigen, herzdurchschneidenden Lächeln, Alle. Das Neueste aus jeder Meinung ist ihnen nur auf Monate gut genug; und selbst viele Katholiken, die nun einmal für aufgeklärt gelten wollen, haben sich, — besonders wenn sie aus den Klöstern entsprangen, — in ihren Fortschritten etliche mal zu viel überpurzelt, um nur den Protestanten es in der Aufklärung zuvor zu thun. Der Unglaube neckte lange den Aberglauben; und dieser erzielt sich nun darauf, jenen an Herzlosigkeit zu übertreffen; und das sollte er nicht; denn damals, in seiner Nacktheit, war er in gewissem Sinne schön; jetzt, in der unnatürlichen Hülle dieser Feigenblätter, ist er falsch, widrig und krüppelhaft. Gewiß, die Zeiten, wo der Mensch etwas für seine Götter wagte, sind

vorüber, und nirgends herrscht eine beißendere Kälte als in den Flachfeldern der Theologie! Aber unsre Philosophen? — Nun? Haben sie endlich den Grundstein der Wahrheit einmüthig gesetzt? Ist der erste allgültige Satz gefunden? Bald wird die Philosophie in mystischpoetische Düfte zerfließen, und die Aesthetik wird einen Geschmack von ihr annehmen wie das Fleisch von der Sommerhitze! Ueber all den vielen Philosophien, die einander jagen und verdrängen, kommt das Philosophiren und die Philosophie selbst nach und nach ganz aus der Mode. Das Nothwendige, was sie fürs gelehrte Leben überhaupt enthält, wird von unsern jungen Leuten versäumt; weil es von ihren Lehrern verächtlich behandelt wird. Der Schüler sieht, daß auch die abgeschmackteste Philosophie, die jeder Tollhäusler sich selbst macht, eine Zeitlang fortkommt: — wohlan! er macht sich auch eine, und erklärt durch diese sogleich alle übrigen für Unsinn, damit er nur der Mühe sie zu studiren überhoben werde. Maulaffen, die keinen Baumeister'schen Syllogism zu bilden vermögen, wagen sich gleich in die Tiefen der Metaphysik; und statt der gelehrten, eifrigen Wahrheitsforscher aus Leibnizens und Kants Schule erhalten wir häufiger als je schlechte Denker, verworrne Köpfe und faule, enzyklopädische Nichtsnutzer, welche glauben, die Humaniora seyen entbehrlich, der Philosoph bedürfe keiner Schulstudien, und die Welt müsse ihn schon ernähren, wenn er nur mit Grob-

heiten und widersinnigen Postulaten um sich zu werfen versteht. Aber der Staat weist ihnen kann mit Verachtung den Rücken, und daran ist niemand Schuld als ihre Lehrer; — ich will es ihnen ins Gesicht sagen! Steckt eure Nasen in die Bücher der alten Graubärte, seht wie das Ding zusammenhängt, und lernt erst etwas Tüchtiges, Ihr Kindsköpfe, ehe Ihr Euch unter die Philosophen mischen wollt; sonst nimmt sich das gerade so aus, wie eine Silhouettensammlung, die ich einmal auf einem Studentenzimmer sah, wo man die Gesichter der Stubenbursche unter die Schattenrisse großer Männer gemengt hatte! — Doch, erschrecken Sie nur nicht vor meinem groben Eifer! Ich meine es nicht so böse, und bin übrigens sehr für unsre Zeit, weil wir Alle auch mit dazu gehören. Aber Sie sehen doch, Vetter, daß gar Manches gegen unser Zeitalter sich sagen läßt. Hauptsächlich verdrießt es mich, daß man jetzt in allen Dingen so sehr erkaltet, die von unsern Vorfahren zur wissenschaftlichen Bildung für unumgänglich nothwendig gehalten wurden. Freilich ist es auch auf der andern Seite für den Witz ein vortreffliches Schauspiel, wenn man nun zuweilen einen alten Kriegsminister findet, der mehr Latein und Griechisch versteht, als ein junger Universitätsmagister! Es gilt im Grunde gleich, wo die Gelehrsamkeit steckt, wenn sie nur im Ganzen weiter verrückt. Auch ist das Ding gewisser-

maßen billig, da doch in unsern heutigen Staaten der Minister mehr gilt als der Magister; — wie können dergleichen Länder gut lateinisch seyn? Selbst der Bauer, Gott verzeih mirs, der sonst nicht weiter sah, als man etwa mit einem Mühlsteine wirft, hat ja Gottlob seit Kurzem gar Manches eingesehen, und weiß es jetzt selbst sehr wohl, daß die Benennung „Ein klüger Bauer" bei den vornehmen Leuten noch immer keine sublimeren Ideen von Glanz erregt, als wenn man ungefähr von einer Sau hört, sie sey sehr reinlich. Aber er lacht darüber, arbeitet wacker immer auf seine Bildung und Gelehrsamkeit los, — hauptsächlich, in der Lehre von Zurathhaltung der Düngmittel, — so daß er unterwegs lieber seiner Natur Gewalt anthut, ehe er sich entschließt, einen andern Acker, als den eignen, zu düngen. — Was! Er versteht uns jetzt vollkommen, wenn wir ihm begeistert zurufen: „Freund, wer die Natur in ihrer reichsten Fülle schauen will, der trete in der Farbenfeier des Abendlichts vor sie hin!" „Ganz recht, sagt er mit pfiffigem Lächeln, ganz recht: Wer sein Gras recht theuer verkaufen will, der führe den Käufer in der Abendsonne auf die Wiese!" Ist das nicht auch idyllenartig! Sehen Sie wohl, wie unsre Aesthetik dem Staate in seinen gemeinsten Gliedern nützt! Nein, das Zeitalter ist nicht so schlimm, als ich es vorhin ausschrie! Klüger werden wir täglich, und

meiner auch. Und wenn gleich Arkadiens alte Schäfer-welt auf ewig verübergeschwebt ist, so sehen wir ja auch heutzutage noch die gebildetern modernen Metzger mit ihren rothgezeichneten Stichhaufen auf den Fluren herum wallen! Man behauptet mir noch Einer, es fehle uns an einer feinen moutonniere!"

Maybach, welcher mit zwei Briefchen vorsichtig nach dem Hause vorüber schlich, hemmte hier den Strom seiner Raisonnirens, zu dem er beständig Wein goß. „Zeige doch her! sagte Fink, und hielt den Jungen an, dem er nicht ganz traute: Was für künstlich gebrochne Briefe trägst du da! Und offen! Warum drücken die Leute ihren Thorheiten keine Siegel auf! Ei, und ohne Aufschrift! Also an mich!"

Indem er die Billete öffnete, that der Junge ängstlich und zog ihn auf die Seite. „Es ist nichts an Sie, flüsterte er leise: Das eine gab mir ein Major, und der andere Herr, der es am See schrieb, sagte, er sey ein Graf. Ich sollte beide der Mamsell Gutmann heimlich geben. Diesen Augenblick begegnete mir erst der Graf. Ich konnte ja nicht dafür." Er zeigte ihm einige Goldstücke. Es entdeckten sich ein Paar galante Aufforderungen für Gunilchen auf diese Nacht.

„Ich werde alles bestens besorgen, sagte Fink, indem er ihm einigemal derb an die Ohren schlug: Hier ist für die künftigen Mäkeleyen dieser Art einstwei-

ten ein kleiner Vorschuß! Einen Esel, der bei uns im Ueberflusse lebt, und aus Dummheit und Habsucht doch von fremden Leuten Geld nimmt, ohne zu wissen wofür, den sollte man eigentlich mit Füßen treten, — oder nach Gelegenheit reiten. Ja, gen Himmel möchte ich die Bestie sprengen, wenn mich nicht unten auf Erden die Hottentotten für ihresgleichen ansähen! Geh, mein Sohn, sey verschwiegen wie ein Grab, und sündige nicht mehr!"

„Nun?" fragte Brirenfels.

„Die Sache ist geheim und wichtig, und vortrefflich! rief Fink, und warf Küsse nach dem fürstlichen Schlosse hinüber: Der Himmel hat euch heute wunderbarlich in meine Hände gegeben. Ich werde euch zu schütteln wissen; — hu, ein furchtbares Hexenwetterchen will ich euch im Tiegel meiner Laune einrühren! Aber, Gott, ich halte es nicht länger aus!"

Er fuhr schnell mit der Hand in den Busen, und sprang ins Dickig. Züger konnte sein Erstaunen über diese rhapsodische Wildheit und Unart nicht verbergen, und selbst Brirenfels, welcher beides längst an seinem Kameraden kannte, begriff nichts von dem, was heute den Flüchtling so außer aller Haltung gebracht hatte. Aber Fink stand nach wenigen Minuten schon wieder vor ihnen; Schrecken lag über allen seinen Zügen, und hastig fragte er den Sekretär: „Hören Sie doch; — wir sprachen vorhin von der Hohenblatschen Familie — Sie

wiſſen ja Alles — wiſſen Sie wohl, wie die Baronin mit ihrem ganzen Namen heißt?“

„Sophie von Hohenblat, geborne von Hochſtein, Schweſter des Generals Adalbert von Hochſtein, einzige Tochter des Kabinetsminiſters —“ Der umſtändliche Züger hielt an, weil Fink während dieſer Worte leichenblaß ward, und ſich zitternd auf eine Bank ſetzte. Er ſprang jetzt empor. „Leben Sie wohl!“ rief er, und eilte in die Einſiedelei.

„Wir müſſen uns aber nun wohl zu der Fete rüſten, ſagte Züger nach einigem Kopfſchütteln, ſie wird vortrefflich ausfallen. Es ſoll ein Theil des Parks illuminirt werden, allem Mondſcheine zum Trotz. Maskenrecht und jede andere Art von Freiheit wird ſtatt haben. Viele Menſchen vom Lande ſind eingeladen. Keine Stelle des ganzen Parks ſoll weniger ſchicklich zum Herumwandeln einzelner Gruppen ſeyn, als die andere. Kurz, der Fürſt will alle Gêne gänzlich verbannt wiſſen.“

„Alſo wie im Paradieſe! ſagte Brixenfels, und das Schickſal unſrer erſten Eltern wird bei dieſem paradieſiſchen Nachtfeſt an der Tagesordnung ſeyn!“

Eben war Züger weggegangen, als Schweizer mit fliegenden Schritten auf ſeinen Freund loskam, und ihn entzückt in die Arme ſchloß. „Ich mußte erſt einen Lauf ins Weite thun, ſtöhnte er, meine Bruſt war ſo voll — die Würfel ſind gefallen!“

„Und du haſt gewonnen?“ fragte jener.

„Ein holdes, engelreines Weib, rief Schweizer, deren Glück ich mein ganzes Leben weihe! Wilhelm! Ein ſolches Weib, — ein ſolcher Freund! — Nun verhänge der Himmel Glück oder Unglück über meinem Haupte! Ach, ich bin ein ſeliger Menſch!“ Im Arme des Bruders ſchwoll ihm das Herz von neuer Wonne auf. „O Brirenfels! ſagte er nach einer langen ſtummen Pauſe: Was wäre doch alle Luſt des Lebens ohne des Freundes Theilnahme! Ein reines, volles Mitgefühl iſt der heiligſte Nektarbecher für den Glücklichen, — ein labender Krankenkelch für den Leidenden!“

Der erhitzte Fink ſprang jetzt wieder zu ihnen, und fragte mit glühenden Blicken: „Wem gleicht dieſes Gemälde? — und was ſagen dieſe Buchſtaben, und dieſer Zettel?“

„Es iſt eine verblühte Ida, ſagte Brirenfels, indem ſie alles betrachteten: Die Zeichen ſind S. v. IL. g. v. II. — nach Zügers Angabe wäre das die Miniſterin von Hohenblak. — Sie ſelbſt wird dieſen Brief am beſten anzuerkennen wiſſen. — Hier unten in der Ecke ſteht noch: „Nota. Nachdem das Kind ſehr geprügelt worden, hat es ausgeſagt, es heiße Philipp, und das Bild ſtelle ſeine Mutter vor.“ — Wie kommſt du zu dem allen? Dein Name iſt Philipp; — du gleichſt unſrer Ida —“

„Ihr wißt, erläuterte Fink, daß dem Miniſter ſein kleiner Sohn in den Ardennen geſtohlen, oder gar getroffen ward, und daß ich als Knabe unter Räubern und Mördern lebte. Dieſes Bildchen gab mir geſtern die alte Zigeunerin, als mein Eigenthum, zurück. Sagt mir, bin ich der Sohn des Barons! Geheimnißvoll, wie das verhüllte Bild zu Sais, erſcheinen mir dieſe Züge! O ſagt, bin ich werth, ihnen anzugehören!“

„Dann drücke ich dich als Bruder ans Herz; Ida iſt meine Braut!“ rief Schweizer, und zog ihn entzückt zu ſich. Freudiges Erſtaunen ſchwebte auf jedem Geſicht, und wie aus Träumen erwachend beſchauten ſie bald das Gemälde, bald den ſtarr blickenden Freund.

„Beruhigt euch! ſagte zuletzt Brixenfels. Bekämpft noch auf kurze Zeit die Eindrücke dieſes wichtigen Moments. Mir iſt, als fing es in unſerm Leben an zu tagen. Hört zuerſt auf mich, der am meiſten zum Reden gefaßt iſt. Erdmann will mir ſeine Kunigunde, um die ich ihn heute gebeten habe —“

Mit neuem Erſtaunen lief Schweizer auf ihn zu, und Fink ſchrie: „Vortrefflich! Er ſoll die Tochter vor dem Major hüten, und kapert ſie dem Vater für ſich ſelbſt weg. O Jupiter Xenios, wie kannſt du dieſe Verletzung des Gaſtrechts erdulden!“

„Ich ſage, fuhr jener fort, er will mir ſie nicht zum Weibe geben; — einem reiſenden Maler wohl gern, aber

keinem verkappten Edelmanne, wofür mich die Menſchen halten. Es iſt dem Alten vollkommen Ernſt damit; die vielen albernen Nachſtellungen nach ſeiner Tochter haben ihm eine Art von Averſion vor allen jungen Edelleuten gegeben. Auch ſcheint ihm eine Trennung von ihr ſehr hart. Alſo, was Raths!"

Schweizer meinte, der letztere Punkt ſey ſo gut als berichtigt, weil er ſelbſt bekanntlich dem Alten ſchon lange gern geſagt hätte, daß er zu Hauſe ihn ſammt ſeiner allerliebſten Schwägerin vortrefflich placiren wolle. Das Erſtere aber müſſe ſich wohl finden.

„Ueberlaßt nur das Erſtere mir! ſagte Fink: Mir glaubt er am liebſten; und will er nicht glauben, ſo bin ich ja hier vielleicht nun bald angeſeſſen; ſo kann ich ihm mit liegenden Grundſtücken Caution dafür machen, daß du zur puren Canaille und Rotüre gehörſt."

„Thu das, Fink; dann iſt mir geholfen!" bat Brixenfels ziemlich ernſthaft.

„Ein artiger Caſus! lachte der Graf: Im Grunde ſind wir Menſchen doch von Herzen abſurd!"

„Mitunter und sans comparaison! ſagte Fink: Uebrigens freut es mich doch, daß du dieſes endlich findeſt; aber nicht bloß des Brixenfelſiſchen Schwiegervaters wegen iſt es mir lieb; denn der hat doch Manches für ſich, und wird auch durch Zufall ſeine Grille dießmal eher durchſetzen, als ein gewiſſer Freund!"

„Es ist freilich wahr, gestand der Graf, der kluge Mensch sollte endlich einmal die Thorheiten der Stände und Klassen völlig ignoriren. Jeder sollte nur immer sein Individuum fest ins Auge fassen. Unbeachtet, würden sich dann vielleicht manche Albernheiten aus der menschlichen Gesellschaft fortschleichen, die jetzt noch, wie alte Pedanten, sich wichtig machen und aufblähen. Und nun, Freunde — mein süßes Mädchen ist mein! — Aber bis jetzt weiß keine Seele ein Wort!"

„Ich wollte, fiel ihm Fink ein, du ließest mich zuerst reden —"

„Was euch beide betrifft, versetzte Brirenfels, so ist bei der Entwicklung dieser zwei Begebenheiten die äußerste Vorsicht nöthig. Wir haben eine sehr würdige Familie vor uns; eine Mutter, welche, ungeachtet ihres warmen Herzens, doch Konvenienz, Welten und Delikatesse zu Hauptbedingungen bei jeder ihrer Handlungsweisen macht; einen Vater, der einen dumpfen, schrecklich verjährten Schmerz in seiner Brust trägt. Soll die Freude diesen ehrwürdigen Gemälden eine heilsame Restauration geben, und ihren düstern Ton aufhellen, so ist eine kunstreiche, sorgfältige Bearbeitung erforderlich. Wir müssen über Finks Entdekung vorher noch einige besondere Nachrichten einziehen, wozu es heute zu spät ist."

Fink lehnte sich schwärmerisch an ihn. „Denke für mich! bat er: Ich bin so ruhig, wenn ich dich reden

höre und umfassen kann! Du allein sollst mir meinen Himmel bereiten! Dann kommt, ich führe euch jubilirend in das Heiligthum; ich rede dann auch für dich, guter Karl! Morgen sey der Tag des Glücks! O Brixenfels, wenn ich an die Wiedervergeltung deiner Freundschaft denke, — wie klein erscheine ich mir dann! Aprovos, jetzt rüstet euch eiligst zur berüchtigten Fete! Ich habe noch ganz besondere Rüstungen zu machen, und muß vor allen Dingen nachsinnen, woher ich all das Blut nehmen will, was ich gern vergießen möchte."

„Laß endlich die tollen Streiche!" sagte Brixenfels im Weggehen.

„Hoho! rief jener: Es gibt Sachen in der Welt, die dich näher angehen als du glaubst. Es ist schicklich, daß die Jugend vor allen Dingen das Laster bestrafe, und ich hoffe dieses noch eher zu thun, als am morgenden Geburtstage, wo die meinige geboren wird!"

Der Abend dunkelte, Kühlung ergoß sich über die Natur, und schon blickten einzelne Sterne blöd aus dem grauen Raume nieder.

Ueberall füllte sich jetzt der Park mit Menschen. Edle und reiche Maskengruppen des Landadels zogen umher; neckende Harlekine fuhren dazwischen; Zigeuner, Schornsteinfeger und junge Teufelchen zündeten die Lam-

ren an; Götter und Nymphen badeten sich in den Bassins; die verschwenderisch erleuchteten Wasserkünste waren angelassen; das Landvolk gaffte, trank und schrie nach Herzenslust. Niemand war dabei unglücklicher als der arme Erdmann. Er hatte sich auf eine Anhöhe neben der Einsiedelei postirt, wo die kostbarsten Gewächse standen, und wohin alles drang, um den Hof zu sehen; dort kämpfte er mit seinen Gartenknechten gegen die bunte Menge, wie Pharao gegen das rothe Meer. „Lauft doch nach der Wache! rief er immer seinen Leuten zu; ärgerlich darüber, daß der Fürst dieß ausdrücklich verboten hatte. Wie kann denn der Fürst solchen Unflath von Menschen hereinlassen! Ich höre mich selbst nicht mehr vor diesem satanischen Gequäk. — Auch die Orangerie verschonen sie nicht; keine Obrigkeit und kein Christenthum gilt etwas; — und in den amerikanischen Hölzern da drüben tummelt sich das Laster der Unzucht in eigner Person herum. — Nun, Gott helfe euch wieder zu eurer Keuschheit! — Ich habe den Tod davon!"

Auf einmal fuhr ein langer glänzender Trompetenstrahl vom Lustschlosse herauf, ein kriegerischer Marsch ertönte, die Pauken wirbelten, und die große Janitscharentrommel donnerte in dumpfen Schlägen darein. Der prächtige Hofzug kam aber nicht hier vorüber, sondern er bewegte sich, weit umher leuchtend, nach andern Punkten, und Alles strömte nun fort, um die Fackeltänze mit

anzusehen. So bekam endlich unser gängstetes Alter Luft, und da er seine Tochter bei Luisen, welche diesen Abend unpäßlich war, in Sicherheit wußte, fing er an, sich zu beruhigen, schickte die Leute dem Gedränge nach, und schlich seiner Behausung zu, die man wieder einer Einsiedelei glich, und für den Rest der Nacht keine weitern Zudringlichkeiten zu fürchten hatte, da er die Illumination hier verlöschen ließ, und da der Dreiherrenstein in der Gespenstergeschichte der ganzen weiten Gegend so berühmt war, daß alles Volk ihn bei Nacht sorgfältig vermied. Unten ward nun das eigentliche Fest von der Musik gleichsam angezündet.

Nach dem ersten Lärm verbreitete sich die Menge durch den ganzen Garten, und jeder fand Raum, Freiheit und Gelegenheit genug, seine eigne Belustigung aufzusuchen und zu finden. Selbst der Hofzirkel verlor sich bald unter dem übrigen Publikum. Man theilte die Musik für mehrere Plätze aus; es bildeten sich einzelne Tänze, Trinkgesellschaften; an abgelegnen Orten hörte man muntere Bauernlieder; Gesänge zur Guitarre und zärtliche Liebesgespräche. Von unsern Familien fehlte, außer Luisen, niemand als Steinach, der sich mit dringenden Geschäften entschuldigen ließ.

Gern hätte Ida in ihren süßen Phantasien die Nacht einsam verträumt; allein die Prinzessin hatte sie so lange mit Bitten bestürmt, bis sie erschien, und den ganzen

Abend ſich nicht von ihr zu trennen verſprach. Bald genug entdeckten die Freundinnen unter den Masken die hohe Geſtalt des Grafen, aber zu geheimer Freude unſrer Ida vermied er es, ſich ihnen zu nähern, obgleich Franziska's Bewegungen hierzu immer Gelegenheit gaben. „Er hat uns doch längſt bemerkt, und vorhin im Gedränge gegrüßt! ſagte ſie endlich, und ſetzte ſich mit Ida'n an einen beſondern Platz, wo ſie von allen Seiten geſehen werden konnten: Aber er weiß nicht, daß zehn Worte von ſeinen geiſtreichen Lippen mir lieber ſind, als dieſes ganze nächtliche Freudengewimmel!"

Der Graf ſtand betrachtend ihnen gegenüber. Franziska's Auge hing an ihm, und Ida glaubte zu ſehen, daß das Herz ihrer Freundin immer höher und unruhiger ſchlage. „Schweizer!" rief dieſe jetzt ſanft, und hob die Hand, um ihm zu winken. Es blieb unentſchieden, ob er ſie bemerkt habe; denn während ihres Winks drehte er ſich ſchon nach der Seite, und ging in lebhafter Bewegung nach einem Gebüſche zu. „Ich komme wieder!" ſagte die Prinzeſſin mit wankender Stimme, ſtand langſam auf, und ſchien ihm zu folgen. Dieß war zu viel für unſer liebendes Mädchen. Beide mußten ſich wohl verſtehen. Nur wenige Augenblicke kämpfte ſie mit ſich ſelbſt; dann fuhr ſie empor, und ſchritt raſch um Hecke herum. Aber eben ergriff der ſchon entfernte Schweizer eine ſchlanke Nymphe, und walzte ſtürmiſch

im Reihen fort; Franziska ſtand mit verſchränkten Armen im Dunkel, und ſah unverwandten Blickes hinüber.

„Was willſt du?“ herrſchte die Erſtaunte unſrer Ida zu. Aber ſie ſchwankte ſogleich tiefer in die Dämmerung, um nicht bemerkt zu werden. Ida warf ſich ihr zu Füßen. „O Franziska, rief ſie außer ſich: Gnade für mein ſchwaches Herz! Ich liebe dieſen Mann mehr als mein Leben, und ſein Verluſt, — ach Franziska! — zerreißt mir die Seele! Erbarmen für mich Verirrte!“

Franziska hob ihre Freundin ſchnell empor, und ſuchte durch leichte theatraliſche Bewegungen die Sache ins Komiſche zu ziehen, da einige Masken ſich näherten. „Das war es alſo! ſagte ſie dann ernſt und kalt: Mich dünkt aber, ich hätte wenigſtens vormals einige Anſprüche auf dein Vertrauen gehabt, Ida. Indeſſen iſt mein beſtimmter Wille, daß wir dieſen Abend davon ſchweigen, und jetzt tanzen!“ Sie war während dieſer Worte ſchon ins Helle getreten; Ida flehte um Gehör; allein ſie faßte bereits die Hand des Präſidenten, und wies ihren herzukommenden Kavalier Ida'n zum Tänzer an.

Aus der Spitze des Boskets ſchwebte jetzt Fink luſtig in die Dämmerung der Einſiedelei hervor: „Treff-

lich fortgestohlen! rief er: Während ich hier eine andere himmlische Privatfete bereite, denkt die Welt, ich tanze dort unten in guter Ruhe!" Er untersuchte nochmals die beiden aufgefangenen Liebesbriefe. Der Graf, als größerer Weltkenner, sagte Gundchen einige ziemlich feine Schmeicheleien, machte dann große Versprechungen, und wollte zum Empfang eines einzigen Kusses punkt zehn Uhr am Bosket erscheinen, da, wo sich zuweilen ein Gespenst sehen lasse. Der Major schien seiner Sache gewisser, und führte nur an, man habe heute am Hof überlaut von ihren Reizen gesprochen, und er hoffe, sie werde ihm, der sehr gerührt davon sey, ein kleines Rendesvous Abends zwischen Zehn und Elf am genannten Orte nicht versagen, wofür sie ihn dankbar finden solle. Wallenberg war also der Erstererscheinende.

„Raphael!" rief Fink leise, und dieser stieg aus einem Busche mit den nöthigen Kleidungsstücken und Geräthschaften hervor. „Ich bin froh, sagte er, daß sie kommen; es ist doch hier so todt und leer; und beim Dreiherrenstein drüben hat schon Etwas dreimal geseufzt und gewimmert, daß es mir eiskalt durch alle Glieder fuhr."

„Albernes Kind! begütigte jener: Das Geisterwesen ist in dieser Nacht unser Acker und Pflug. Ich bin ja selbst der Dämogorgon, der alte große Haupt- und Staatsgeist, der dich zu seinem Mit- und Vicesatan ernannt hat, und beschützen wird. Verdienst du nicht

von neuem Ohrfeigen, wenn du dich als Geiſt vor Geſpenſtern fürchteſt? Willſt du denn auch hier und überall unter allen Teufeln immer der dümmſte bleiben?"

Aber, indem er dem Knaben während ihrer Toilette Muth einſprach, kam ein ſeltſames Geräuſch von der Hallenbacher Seite des Dreiherrenſteins her ihnen immer näher. Es raſſelte und ſchlug in jenen Hecken, wie das ſcheue Wild, wenn es durch den Wald bricht, und dazwiſchen ließ eine ängſtlich ſtöhnende Stimme ſich zuweilen hören. Raphael verlangte von Herzen nach der Illumination.

„Huhu!" ſchallte es auf einmal dumpf heraus. Der Wald ſchien ſich in dieſem Augenblicke zu theilen. Eine ungeheure Eule rauſchte mit Geſchrei über die beiden Lauſchenden hin, und aus dem Dickig ſchwebten jetzt zwei Geſtalten, noch dunkler als die Nacht, hervor. Die eine, an welcher in der Gegend des Herzens ein bläulicher Schein flimmerte, warf ſich über den Gränzſtein, wie eine Betende, und man hörte eine weibliche Stimme rufen: „Jeſus, heilige Maria, Sabinium, Sabinium und meine Erlöſung!"

„Fort, fort, ohne Raſt! ſchrie hier die andere Geſtalt mit hohler Stimme, und griff nach jener: Dorthin mußt du, dorthin ſollſt du!"

Sie kamen auf unſer ungleiches Paar los, und der Knabe hielt ſeinen Herrn krampfhaft umfaßt. „Wer

da!" rief Fink, und im Moment verſchwand der wunderbare Schein, und die Figuren verſtoben im Gebüſche mit einer Schnelligkeit, die den Maler in das gröſte Erſtaunen ſetzte.

„Hab' ichs nicht geſagt!" winſelte endlich der Junge wieder, und wollte fort in die helle menſchliche Geſellſchaft.

„Ich muß geſtehen, entgegnete Fink nach einigem Nachſinnen, und hielt die Uhr vor die Augen: mich geniren dieſe ſeltſamen Nachtvögel, welche weder zu meinem noch zu jenem Feſte zu gehören ſcheinen, und mit der Finſterniß ſo vertraut umgehen, wie mit ihres Gleichen. Indeſſen, es wird Zeit, daß wir uns fertig machen. Sey nur getroſt, und zieh deinen Herrn mit Furcht und Zittern vollends an. Zu deiner Beruhigung haben wir ja auch ein tüchtiges Krakeelmeſſer bei uns." Er ſchnallte den Degen unter ſeinen Weiberrock. „Denn, ſagte er, wenigſtens der Kriegsheld ſollte doch Mäuſe machen! Und mich dünkt, für die gute Sache wären ſeine Piſtolen immer geladen. Aber welche Sache wäre wohl dem ſtolzen Herrn gut genug!" — Am Ende brachte denn Fink aus ſeiner Figur ein ziemlich herzbrechendes Gundchen heraus, welches, die Gröſe abgerechnet, im Dunkeln allenfalls einige Augenblicke täuſchen konnte. Raphael, der in eine Art von Bocksmaske gehüllt war, ſollte ſich während der ganzen Operation verborgen halten, und

nur auf ein gegebnes Zeichen mit erſchrecklichem Gebrüll hervorbrechen. Zur Geſellſchaft hatte ihm Fink ſeinen Pudel verwilligt, den er jetzt brünſtig ans Herz drückte.

Sie verſteckten ſich nun im Boskett, und nach kurzer Zeit erſchien der Graf, als ſpaniſcher Grand gekleidet, leicht maskirt, und einen langen Degen an der Seite. „Es könnte vielleicht doch eine von meinen prächtigen Verheißungen Wirkung gethan haben! ſagte er, nach allen Winkeln umherſpähend: Hier iſt eine erwünſchte Stille; dort tanzen die gottloſen Farbenkleckſer; da im Hauſe ſchimmert auch noch ein kleines Licht, alles herrlich; nur das liebe Gundchen fehlt! Sollte der verdammte Vollmond ſie ſchrecken? Wahrlich, ich kann es den Liebenden gar nicht übel nehmen, daß ſie gewöhnlich den Vollmond anbellen wie die Hunde. Mein empfindſames Herz iſt ihm gram, das ſchwöre ich bei allen Dünſten, die jemals dieſe Sonne der Liebe aus den Schweiß- und Angſtnebeln zärtlicher Seelen von Profeſſion gezogen, in empfindſame Wolken verwandelt und herniedergethränt hat! Wie viele meiner ſchönſten Plane ſah ich ſchon vor ſeinem ſonderbaren Lichte ſchnell verſinken! Wie manchem ſchönen, ſchon vor Wolluſt erblaſſenden Geſichte hat dieſe kalte, vorwitzig heraufrollende Silberkugel unter meinen Augen plötzlich die Funken der Scham angeſprüht! Und wie oft hat dieſer Schimmer einſt über mich ſelbſt eine gewiſſe ſeltſame Kälte

gegessen, die mich hinterher so wohlthätig erwärmte, — auf die ich damals noch nicht fluchen konnte! Gewiß, der Vollmond ist und bleibt ewig ein Brotdieb aller günstigen Liebe! — Aber was ist das?"

Es zeigte sich Fink an der obern Seite des Verstecks, und schlüpfte, so wie er sich vom Grafen bemerkt glaubte, wieder hinein. Wallenberg flüsterte erfreut: „Viktoria, Herr von Warneck!" und stürzte mit wilder Begierde der Gestalt nach. Fink trat bald wieder unten heraus, ließ jenen eine Zeitlang herumirren, stellte sich ruhig an einen Baum, und fing an, wie ein Jäger, der seinen Hasen reizt, den Grafen leise und zärtlich auf dem Finger zu locken.

„Aber wo bist du denn, mein Täubchen? rief dieser endlich im Versteck: Ich werde mir erst alle Rippen im Leibe entzwei fallen!"

„O du allerärmstes Engelchen! lispelte Fink: Hier bin ich ja, mein Herzensvürmchen, — hier außen, mein Eichhörnchen!" — Aber die Galle lief ihm zu früh über. Der Graf sprang aus dem Versteck hervor, und sobald er sich dem Baume näherte, erhielt er von dem blöden Mädchen eine so gewaltige Maulschelle, daß er zurückprallte, und dem Umsinken nahe war.

„Gelt, Herzchen, spöttelte des Malers Weiberstimme: euch Kindern klingt doch keine Schelle häßlicher

vorm Ohr, als die Maulſchelle, und keine Feige ſchmeckt euerm Naſchmäulchen bitterer, als die Ohrfeige!"

„Ha, gewiß wieder die verfluchten Maler!" rief der allarmirte Graf, und drang mit dem Degen herzu.

„Halt Schurke! ſchrie Fink mit männlicher, aber immer verſtellter Stimme: Ich bin nicht wehrlos, und du ſollſt an mir eine ſo feige Memme finden, als du je mit deiner Tapferkeit in die Flucht hinter dir her geſchlagen haſt." Er zog, und vertheidigte ſich. Der Graf ſtutzte, als er einen guten Fechter vor ſich ſah. Schon beim dritten Stoße ward er desarmirt; Fink warf ihn ſchnell zu Boden und ſetzte ihm den Degen auf die Bruſt. „Nun, Hallunke? Ich will dich lehren die Unſchuld verführen! Thu dein Gebet! Den Augenblick fang ich dich ab! Wir haben Maskenfreiheit, und ein gewiſſer Maler Brixenfels, der Einzige, auf welchen Verdacht fallen könnte, wird deinen Mord mit gutem Gewiſſen abſchwören können."

„Eh bien! ſagte Wallenberg: Ich bin in Ihrer Gewalt, und niemand iſt freimüthiger als ich. Ich hätte das Mädchen gern erhaſcht; auch würde ich Sie, mein Herr, nicht mit dem Degen angefallen haben, wenn ich ſie bewaffnet geglaubt hätte. Nichts iſt mir lieber, als das Leben. Wer Sie auch ſind, — erbarmen Sie ſich! Ich will ein frommer Menſch werden —"

„Nichts Farben! drohte jener und hob den Arm zum Stoße: Wohin soll man deinen Leichnam bringen? Wo liegt deine Grafschaft?“

„Ich glaube im Zweibrückischen! sagte der verwirrte Wallenberg, dem jetzt zu grauen anfing: Oder an der Eder, — dort gibts welche, — ich will sie Ihnen verschreiben; — und wenn ich ein Graf wäre, der eine hätte, so gäb ich gern meine Frau vollends drum! Unser uns, mein Herr, ich bin ein armer Teufel, aber von hübschen Eltern; und wenn Sie mich noch umbringen, so verrathen Sie wenigstens alles dieß meiner Frau wegen nicht, die mir viel Gutes erwiesen hat. Aber warum soll ich so unvorbereitet zum Himmel fahren?“

„Lieber Gott! rief Fink mitleidig und ließ ihm wieder Luft: Nein, ich schenke Ihnen das Leben; und das Grafenwesen und die Frau sollen unter uns bleiben. Aber, Sie müssen noch eine Lektion bekommen, oder doch eine mit anhören; und hier sind Sie mir jetzt einmal im Wege. (Er besann sich.) Gut, Sie steigen sogleich auf diesen jungen Baum, und bleiben völlig stumm und stille so lange oben sitzen, bis ich selbst ein Zeichen zum Herabspringen geben werde. Dann ist die Sache abgemacht. Alles bleibt auf ewig unter uns, und auch Sie mögen dann meinetwegen in Sabinium bleiben, nach Ems oder Zweibrücken laufen, und entweder in die Oder oder in die Eder springen! Aber beim ersten Ver-

ſuche zur Flucht werden Sie niedergeſtoßen; denn es koſtet mir nur ein Wort, um hier noch mehrere Teufel brüllen zu machen. — Wollen Sie!"

„Ich will, ſagte jener, und ließ ſich auf den Baum helfen: es hat mir längſt vor eurem Reviere gegraut, ihr verdammten Maler! Der Himmel helfe uns von einander!"

Der Graf entdeckte ihm, daß Warneck, wie er ſchon vermuthet, als Schornſteinfeger maskirt, übrigens ganz unbewaffnet ſey. Fink warf die Degen weg, und ſtellte die vorige Stille wieder her, indem er ſich mit einem ſchwarzen Packet in das Dunkel zurückzog. „Still nur, du redlicher Mann am Hofe! rief er bald darauf leiſe, als der Pudel wieder knurrte: Gewiß witterſt du den zweiten Theil meiner Bußpredigt, du Edler!"

Es war wirklich der Major. Furchtſam ſchlich er herum, und behielt immer den bedenklichen Dreiherrenſtein im Angeſicht. „Wenn mir nur Wallenberg nicht zuvorgekommen iſt!" ſagte er, und fuhr zuſammen, als dieſer leiſe vom Baume herab ſeufzte, „denn vor den Malern bin ich ſicher; — die tanzen wie die Heiden. Ich wollte nur, das liebe Prinzeßchen erſchiene! — denn lange mag ich hier nicht allein bleiben, wo der Teufel ſein Weſen treiben ſoll, wie einfältige Leute ſagen."

Unſer Pſeudogundchen erſchien, und verſchwand, wie das erſtemal, und Warneck ſetzte ihr mit ſchnellen Sprün-

gen nach. Während ihres Herumirrens im Walde machte der Graf einen Verſuch, herabzuſteigen. Als aber eine fürchterliche Geſtalt, neben welcher noch ein Paar große grüne Augen funkelten, ſich mit einem langen Pfahle gegen den Baum aufrichtete, blieb er ruhig.

„Warum ziehſt du mich wieder ins Freie, mein Engelchen! fragte jetzt der Major, als Fink ihn herauslockte, ſich langſam gegen ihn umdrehte, und ſtehen blieb: Schön! du biſt auch maskirt. Aber komm zurück ins Bosket!“ Er wollte ihn umarmen.

„Wen ſuchſt du! heulte Fink in einem ſchneidenden Weibertenor und trat zurück. — Das Ende deiner Laſter iſt gekommen!“

„Davon hernach, ſcherzte der Major: jetzt komm du erſt, und küſſe mich. — Es fängt an zu regnen, und die Fete wird bald vorbei ſeyn. Komm, liebes Geſpenſtchen, und ſpiele nicht länger Komödie!“

Aber als auch er jetzt die grünen Augen des Pudels in der Nähe glimmen ſah, fiel ihm doch aus Franzieci hohem Trauerſaale die hölliſche Liebſchaft eines gewiſſen Lieutenants zu Lyon in Frankreich ſo ſchwer aufs Herz, daß er mit einigem Zittern nach ſeinem Liebchen griff. So wie er die Maske berührte, ſprang dieſe in Stücken auseinander. Er ſah eine ſcheußliche Teufelslarve mit flammenden Geſichtszügen und ungeheuern Hörnern ſich ausdehnen. Die Geſtalt wuchs zuſehends,

ein ſchwarzer Talar fiel über das weiße Kleid herab, Fink zuckte ein Paar fürchterliche Krallen auf den Major, der ſchwarze Bock hüpfte herzu, und der ſtumme Pudel holte ihm mit einem Sprunge die Schornſteinfegerkappe vom Kopf. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks. Warneck erhob ein entſetzliches Geſchrei, und lief fort. Brüllend wollten ſie ihn eine Strecke verfolgen. Aber Raphael fiel bald nieder, und verwickelte ſich ſo in ſein Bocksgewand, daß er am Boden zappelte.

„Nicht einmal zum Nachſetzen iſt der Junge zu brauchen, zankte Fink: Auf der Flucht wird gar nicht mit ihm fortzukommen ſeyn! — So, da oben? ſagte er, als der Graf auf dem Baume über die Geſchichte zu lachen anfing: Das menſchliche Herz iſt doch ein trotzig und verzagt Ding! Weiß der Herr nicht, daß ihn Gottes Güte zur Buße leitet?“

Die Geſellſchaft mehrte ſich jetzt auf einmal. Von der einen Seite kam Kunigunde mit einer Laterne, von der andern Brixenfels und Schweizer, und aus der Einſiedelei Erdmann nebſt der Jungfer Zehlein mit Lichtern.

„Hat jemand hier Schaden genommen?“ ſagte der Alte und leuchtete nach allen Seiten.

„Himmel! Ach! Welches Scheuſal!“ riefen die Uebrigen, als Fink mit ſeinen Umgebungen völlig ſichtbar ward.

„Nun! sagte er mit einer Geisterstimme: Wer wundert sich darüber, daß hier der Geist des Dreiherrensteins erscheint, und vor Arbeit wie ein Braten schwitzt! Wir kennen dich wohl, Alter! In der Hölle sagt man, du seyst hier oben Hofgärtner, und man glaubt allgemein, daß du die seltensten Nelkenableger erst heimlich in kochendes Wasser tauchst, ehe du sie an fremde Blumisten verschickst, und die Goldfasanencier vorher heftig schüttelst, ehe sie an auswärtige Brütanstalten abgeliefert werden. Aber es fehlt dir in der ächten Gartenkunst noch hier und da. Zum Exempel, weißt du wohl, wie man spanische Grands auf Aepfelbäume pfropft? — Da stehen solche Bäume des Lebens von meiner Fabrik. Seht her! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Er schüttelte heftig am Baume. Der Graf sprang und fiel auf die Erde, raffte sich schnell auf und flog davon. „Es bleibt alles unter uns!" rief ihm Fink nach, und gab sich nun durch Abnehmung seiner Larve zu erkennen.

„Gott behüte mein Haus, rief der Alte, vor solchen sauern Aepfeln! Das war wieder ein leibhafter Kavalier!"

„Gott sey bei uns! kreuzte sich die näher kommende Zehlein, die eins von ihren Kleidern erkannte: Dieser Teufel ist Herr Fink. Sie nehmen gewiß noch ein Ende mit Schrecken, Herr Fink!"

„Wie kommſt du ſchon wieder zu dieſen unbegreiflichen Schnurren?“ fragte Brixenfels, der unterdeſſen auch den Bock gehörig unterſucht und ans Licht gezogen hatte.

Aber Fink wollte nur im Hauſe hierüber Antwort geben, und wandte ſich an ſeine Zehlein. „Vor allen Dingen, o Abendſonne meines Lebens, reiche mir zu eſſen, was das Haus vermag, und dazu ein Glas des allerfeinſten Churfürſtlich-doppelt-kräutermagenbitters! Während meines Eſſens bleiben wir noch en famille beiſammen, und ihr ſollt alles haarklein erfahren, was ich euch von dieſer wahrhaften Geſchichte zu erzählen für gut finde. Dann ſchlaft, und heiligt euch auf morgen! Morgen iſt ein ſonniger Tag! Das Laſter, lieben Freunde, lauſcht auf allen Bäumen, — drum muß die Tugend zuweilen ein Exempel ſtatuiren.“

In dunkelm Gewand erſchien der Morgen, und lange wogten heute die Nebelmaſſen auf und nieder. Aber endlich ſtürzten vor der Königin des Tages die finſtern Dämpfe zur Erde; und glorreich flammte die herrliche wieder durchs alte Blau, und ſpiegelte ſich im Perlengeſchmeide der bethauten Fluren.

Seit der erſten Morgendämmrung hatte Luiſe mit ihren Geſpielinnen friſche Blumen gepflückt, Kränze ge-

wunden, und den Familiensaal, in welchem der Vater überrascht werden sollte, festlich ausgeschmückt. Auch unsre Freunde aus der Einsiedelei und einige Personen vom Hofe rückten schon mit dem Tage in das Hohenblat'sche Schloß ein; Steinach kam frühe gesprengt, und schien seine glänzendste Laune mitzubringen. Da aber Luise den General vorher ganz allein empfangen und ihn dann erst in den Saal zu den Uebrigen führen wollte, Steinach hingegen darauf bestand, es dürfe sich Niemand von der Gesellschaft trennen, und der Alte müsse bloß von Lenzen in den Saal gebeten, und hier von Allen auf einmal mit gemeinschaftlicher Herzlichkeit empfangen werden, so fing das Gezänke sogleich wieder an, und endigte damit, daß Steinach nach seinem Pferde rief, und erst Abends den General begrüßen wollte. Luise nannte ihn einen Spielverderber, und flüsterte Emilien zu: „Nein, dieser unbiegsame Mensch soll und kann nicht zugegen seyn, wenn mein gerührtes Herz sich im Arme des Vaters aufschlösse; meiner Freudenthränen würde er vielleicht spotten.“ Aber sie befahl ihm dennoch laut und mit Härte, hier zu bleiben, als er, „um ihre Freude nicht zu stören,“ nach dem Hute griff. Mit stolzer Freundlichkeit verbeugte er sich jetzt, ohne auf sie zu hören, gegen die Gesellschaft; und Luise ward blaß. „August, lieber August, sagte die Erschrockne, — nur

dießmal bleiben Sie! Wir wollen auch alle zusammen bleiben und gut und herzlich seyn!"

„Wie gerne bleibe ich nun!" sagte er, und reichte ihr die Hand. Ein leichter Zug von Wehmuth zeigte sich um ihre Lippen.

„O du Tiger, du Leoparde! schalt Fink auf Steinachen, indem er vor die schöne Gestalt hinkniete, und ihr Gewand küßte: Bist du endlich bezwungen? Wahrlich, solchen Tönen könnte auch eine ganze Wüste voll wilder Thiere nicht widerstehen!"

Luise hielt Wort. Sie war nun gesellig, brachte alle ihre eignen und Emiliens kleine Geschenke und Ueberraschungen hierher, und theilte mit Jovialität jedem unter den Anwesenden seine bestimmte Rolle zu, von denen die meisten ins Komische fielen. Sie selbst wollte die kindliche Liebe am Arme der Freundschaft (Emiliens) vorstellen. „Und ihr andern sollt nun auch alle Etwas seyn!" sagte sie, und übertrug in der Geschwindigkeit dem Baron Krüniz mit beissendem Lächeln die allegorische Rolle der Vorsicht; er sollte auf den Zehen eine Rose ohne Dorn überreichen, und diese noch dazu recht behutsam an der äußersten Spitze des Stiels anfassen. Hierüber erröthete er und schien empfindlich; aber Jedermann sah es als eine gute Vorbedeutung für ihn am heutigen Tage an. Widersetzen durfte sich ihr, außer Steinachen, Niemand; doch ließ das Mädchen selbst

sogar den süßen, geckenhaften Warneck bei ihrer Feier zu. Dieser sollte das Land Kanaan repräsentiren, wo Milch und Honig fließt, und ihre allersüßesten Geschenke überreichen, die in verschiednen Leibspeisen des Generals bestanden, nämlich in einer mit großen Kosten angeschafften Weintraube, einem Stück Zellenhonig und einigen ungesäuerten Judenbroten. Er durfte sich seine Begleitung selbst wählen, und ließ seinen Freund Wallenberg mit Finken die Weintraube so an einem Stocke tragen, wie einst Josua's Kundschafter nach der Merianschen Bibel thaten. „Bravo! rief Wallenberg, und flüsterte seinem Mitträger während eines verbindlichen Händedrucks zu: Es bleibt doch alles unter uns!" Fink wollte zwar den Unwissenden machen, ließ sich aber bald bewegen, da der schamlose Graf die Sache so leicht weg nahm, in dessen Gelächter mit einzustimmen. „Galante Seelen, sagte Wallenberg, kennen keine andern Anfeindungen, als durch witzige Coups. Männer von Welt feuern nicht aus Bomben auf einander, sondern mit Bonbons." „Aber, es denkt vermuthlich nicht jeder Schornsteinfeger so vorurtheillos!" fragte Fink, welcher horchen wollte. „O vollkommen so! erwiederte jener: Ja im Nothfalle gibt es einen, der aus lauter Humanität alle schwarzen Masken in ganz Sabinium abläugnet, besonders aber seine eigne."

Als die Reihe an den Vetter kam, hatte dieſer ſich ſchon in ein breites, grünſeidnes Band gewickelt, und ſagte, ſo eben habe er ſich ſeine Rolle ſelbſt gewählt.

„Was ſoll das? fragte Luiſe, und betrachtete ihn aufmerkſam: Sind Sie ſchon wieder ein Starrkopf?"

„Bitte, bitte! rief er: Laſſen Sie mich doch gewähren! Ich werde dem Vater nur Etwas vorübertragen, aber, auf mein Wort, das Liebſte!" Philippine brachte ihm jetzt eine groſſe Wachskerze, welche er in der Hand behielt, und für die Hauptſache bei ſeiner Rolle erklärte. Luiſe ſchwieg und drohte nur mit dem Finger.

„Um des Himmels willen! ſchrie der hereinſpringende Lenz: Der Herr Vater müſſen eine Ahndung von der gegen Hochdieſelben angezettelten Verrätherei erhalten haben; und ſchon rüſtet ſich Seine Excellenz, um in Eilmärſchen hier einzubrechen. Indeſſen bring' ich da einen kleinen Dornſtrauch von wahrhaft äſthetiſcher Conſtruction, womit Mamſell Philippine ſehr ſinnreich die Sorgen und Plagen des Lebens vorſtellen, ſich Seiner Excellenz nur einen Augenblick nahen, und unmaßgeblich ſchnell und auf ewig fortfliehen könnte, welches letztere Seiner Excellenz zu ganz beſonderer Satisfaction gereichen dürfte."

„Hat man Sie gefragt, Herr Lenz?" ſagte die Jungfer, und weigerte ſich den Dorn zu nehmen.

„O, wer wollte für jede Antwort erst die Frage abwarten! erwiederte Lenz: Ein edles Gemüth antwortet bei Zeiten!“ Da der General schon im Anmarsche war, so ging die Sache durch, und Luise befahl nur noch, es sollte jeder zu seiner Rolle etwas zweckmäßiges sagen.

Die Thüre öffnete sich, und der Alte trat lächelnd herein. „Ich weiß es schon, sagte er, daß heute der Geburtstag des alten Hochsteins ist, und danke meinen guten Freunden für diese Feier.“ Mit kindlicher Wärme nahte ihm die schöne Tochter und ihre Freundin. Sie vermochte nicht viele Worte zu machen, aber es war ein rührender Anblick, wie sie, von wehmüthiger Freude übermannt, ihm an das Vaterherz sank, und wie der gute Greis tief bewegt sein einziges und liebstes Gut auf Erden im freudezitternden Arme hielt. Die erfindsamen Mädchen hatten ihm eine Menge von jenen zur Häuslichkeit und Bequemlichkeit gehörigen Sachen beschert, welche alten Leuten so werth und wichtig sind. Sein ganzes Morgen- und Abendnegligé ward mit den angenehmsten Neuigkeiten bereichert.

Unter Luisens Geschenken zog ein versiegelter Brief seine Aufmerksamkeit auf sich. Als er das Siegel betrachtete, sah er auf einmal mit Erstaunen die Tochter an.

„Ja, gewiß, bester Vater! sagte sie freundlich: Aber öffnen Sie ihn jetzt noch nicht.“

Nun begannen die verabredeten Verstellungen und Züge, welche der Minister und seine Gemahlin eröffneten. Aber beide weinten; und der Bruder, welcher die Quelle ihrer Thränen kannte, weinte gutherzig mit. Fink sprang nach dem Fenster, um Luft zu schöpfen. Krünitz sagte bei Ueberreichung seiner Blume: „Wir bringen eine Rose aus dem Treibhause, denn in der freien Natur ist sie ein Kind des Herbstes; aber auch heute schon, würdiger Mann, wo Ihr Leben noch kräftig rinnt, sey sie ein prophetisches Bild der Freuden Ihres übrigen Lebens. Die Freuden des Alters sind die ungetrübtesten; und auch Ihre Herbstblumen mögen dornenlos seyn, wie dieses heitere Blümchen, an dem nichts Falsches ist.“ Der General umarmte ihn, Emilie drückte seine Hand und Luise warf einen gütigen Blick auf ihn.

Das Land Kanaan agirte vortrefflich, und stellte wieder eine frohe Stimmung her. Jedermann sah nun auf Steinachen hin, welcher feierlich da stand, und, sich hoch brüstend, seine Halskrause zurechtzupfte. „Ich habe mich in die schöne Farbe der Hoffnung gehüllt, rief er jetzt, und ging mit emporgehobener Wachskerze auf den General los: ich habe mich der Fackel Hymens bemächtigt, womit ich meiner schönen Kusine und ihrem Erwählten noch heute zum bräutlichen Bunde vorzuleuchten gedenke!

Bin ich nicht als die Göttin Hoffnung ein herrliches Angebinde für einen liebenden Vater?"

„O, das trefflichste!" rief der Alte, und zog ihn gerührt an sich.

„Siehst du, Emilie? sagte die aufgebrachte Luise: O, dieser Mensch verbittert mir jede frohe Stunde!" Sie wollte fort. Emilie hielt sie zurück, und der Vetter lachte die Erzürnte bittend an.

Lenz war von allem was vorging bis zu Thränen erweicht. Zulezt sprang er auf einmal hervor, und umarmte und küßte die Waden des Generals. „Ich bin die Mäßigkeit, rief er, und überreiche natürlicher Weise gar nichts. Aber der Himmel erhalte Ihrer Excellenz königliches Wadenpaar bis in das späteste Alter in dieser vollen Pracht!"

„Närrischer Mensch! sagte der Alte: Komm nur, du bist doch ein redliches Blut! (Er drückte ihm die Hand.) Der Himmel beschütze heute deinen Geist vor dem Einfluß aller irdischen feuchten Geister!"

„Er vergesse aber auch des schmachtenden Körpers nicht!" setzte Lenz mit weinerlicher Stimme dazu.

„Halte dich wacker an meinem Geburtstage, ermahnte der General: Vielleicht halte ich mich dann auch gut. Aber warum ist Luise so verstimmt? Feinde mir doch den guten Vetter nicht an; er wünschte ja nur etwas, — und nichts als dein und mein Glück! Und —

fuhr er ungewöhnlich ernsthaft fort, versprachst du mir nicht feierlich, am heutigen Tage mich mit deinem künftigen Geliebten bekannt zu machen? Ich erwarte die Erfüllung dieses Versprechens, meine Tochter!"

Sie stutzte über den Ernst ihres Vaters, und noch niemals hatte man ihr Angesicht in einer so brennenden Röthe strahlen sehen, wie im jetzigen Augenblicke. „So lernen Sie ihn denn in dem liebenswürdigen Verfasser dieses Briefes kennen! sagte sie endlich mit affektirtem Leichtsinn, und küßte die Hand des Vaters, denn diesen werde ich nächstens heirathen."

„So, Luise? versetzte er bewegt, und behielt ihre Hand: Indem du uns beiden Gutes thust, spottest du seines und meines Alters? O meine Tochter!"

„Sie wissen nicht, daß Sie selbst jetzt Ihrer Tochter spotten! lispelte sie in der höchsten Gluth: Nein, Vater! um uns Beide zu quälen, ist der heutige Tag zu schön und zu heilig!" Sie verließ schnell das Zimmer; aber dem General liefen die hellen Thränen über die Wangen, als er den Brief durchsah.

„Ich bin übrigens nicht für solche öffentliche Erinnerungen und Mahnungen an ein liebescheues Mädchen," sagte der Minister.

„Mein übel gerathner Scherz reut mich sehr," bekannte der nachdenkende Steinach. Emilie wußte ihn

aber mit der Erinnerung an ähnliche und ſchlimmere Fälle zu beruhigen.

„Dieſes theure Kind bringt mir ſo viele Freuden und Sorgen zugleich! ſagte der General zu ſeinem Schwager, und reichte ihm den Brief: Ich hatte auf Erden noch einen einzigen bittern, unverſöhnlichen Feind! — Sie allein hat ihn mir verſöhnt, und dieß auf eine Art, die mir ihn und ſie gleich verehrungswürdig macht. Sie liebt mich ſo innig, — und doch einzig mich! Es iſt wahr, ich heirathete erſt in meinem Alter, aber ich hatte noch ein warmes, liebendes Herz. O warum ward dieſes Herz nicht auch meinem Kinde zu Theil! In ihrer ſchrecklich ſtürmenden Geburt tödtete ſie einſt die Mutter, — will ſie nun durch ihre Kaltherzigkeit auch dem Vater das Herz brechen!“

Der Miniſter ſuchte ihn zu tröſten. „Ich rechne, meinte er, ſicher noch auf das, was uns Lenz immer vorprophezeiht: Ihr Stündlein kommt noch!“

„Geduld, mein guter Onkel! ſagte Emilie mit bedeutendem Lächeln: Wer weiß, womit uns Luiſe heute überraſcht! Der Geburtstag iſt ja noch lange nicht zu Ende. Eine Feſtlichkeit folgt der andern. Wir haben auf heute viele Gäſte geladen; ſollte die willkommne Liebe außen bleiben, die doch ſo oft ungeladen erſcheint?“

„Der Tag iſt ſo ſonnig und ſchön, ſagte der Alte ſeufzend, aber wohlgemuth, und faßte ſie freundlich am

kinn: Macht eure Anſtalten hier nach Herzensluſt. Wir wollen unſer Morgenpfeifchen im Garten ſchmauchen, um euch nicht zu ſtören.“

„Vetter, bleiben Sie! rief Emilie Steinachen zu, als die Andern gingen: Ich gab Ihnen neulich eine gewiſſe Rolle auf; aber es ſcheint, Sie haben ſie vergeſſen —“

„Nicht vergeſſen, gute Emilie! ſagte er: Aber die Rolle meines eignen Lebens verlangte meinen ganzen Fleiß. Jetzt iſt dieſe vollkommen einſtudirt. Von der Ihrigen begreife ich noch nichts. Apropos, wie gefällt Ihnen aber der Baron Krüniz, ſchöne Freundin?“

„Ich kenne Sie längſt als einen tiefblickenden Späher, verſetzte Emilie, und reichte ihm freundlich die Hand, doch dießmal, lieber Steinach, haben Sie mein Herz kaum zur Hälfte errathen; und nichts könnte mir weher thun, als wenn ich es von Ihnen verkannt wüßte.“

„Das ſoll nicht ſeyn, meine Liebe! ſagte er, Steinach kann nie das Herz ſeiner Jugendfreundin verkennen —“

„Und ich nimmer die Bosheit meines Vetters Hymen!“ ſetzte die eintretende Luiſe dazu, und blieb gerade vor ihm ſtehen.

„Noch niemals haben Sie mir an einem Tage zweimal 'gezürnt, flehte Steinach: Laſſen Sie den heutigen nicht den erſten ſeyn! — Und was that ich auch

Uebels! Wär' es denn so unmöglich, daß Ihr schönes Herz nach langem Widerstreben sich endlich an den Grafen Lindheim oder an diesen trefflichen Baron Krüniz..." Der Zerstreute hielt betroffen an, weil er sah, daß Luise völlig außer Fassung gerieth.

„Nein, du hast Recht, Luise! rief Emilie: Ihre Neckereien, Steinach, kennen keine Schranken mehr. Alle Sachen, von welchen unsre Freundin nicht gerne hört, sind Ihnen nur allzuwohl bekannt; und doch will Ihre Laune keine jener empfindlichen Stellen verschonen. Werden Sie endlich einmal gut und artig!"

„Luise, beste Luise! sagte er mit wahrhaft reuiger und rührender Miene, während sie ihn still betrachtete: Wenn ich jemals wieder eine solche Neckerei begehe, dann möge dieß blaue Auge, — aus dem selbst jetzt noch ein Himmel voll Lieblichkeit in meine Seele blickt, — den Frevler nimmer gütig anschauen! — Kennten Sie meine eigne innre Stimmung, die ich nur durch ein seltsames Launenspiel zu übermeistern vermag — Sie würden Beide mir verzeihen!"

„Von ganzem Herzen thu' ich's! sagte Emilie zärtlich: Und auch du, Luise, vergib meinem Liebling!"

„Nein, August! erwiederte jene mit wankender Stimme: Vor fünf Minuten hätt' ich Ihnen alles verziehen; aber jetzt — nein, jetzt nicht mehr!" Sie ging. Er folgte ihr bittend nach.

„Geh nur, frohlockte Emilie, fliehe nur, du flüchtiges Reh! Dein junges Herz blutet doch schon vom Pfeile des rächenden Gottes. Dieses Fliehen erhitzt nur die Wunde, ohne sie zu heilen, und kann dich nur reizender, aber nicht gesunder machen. Wie schön ist doch diese wilde Jungfräulichkeit! Gerade in ihrem unzugänglichen Widerstreben liegt ihr süßester Reiz, — so wie eine schöne Gestalt sich durch keusches Verhüllen in das seltsamste Gewand nur noch mehr verherrlicht. O, wenn mein Plan mir gelänge! Wenn ich in ihren Augen noch heute die Thränen der Liebe glänzen sähe! Glücklicher Vater! Beneidenswerthe Freundin! und du dreimalseliger Steinach! und ich! — Ach, warum wolltest du darüber erröthen, Emilie, daß du auch dein eignes Glück mit in diesen Plan legtest! Warum sollte dein Herz sich der stillen sehnsuchtsvollen Ahndung jenes doppelt schönen Lebens schämen, auf dessen Pfad ein liebender Gatte uns begleitet!“

Die Zurückkunft ihrer Freundin unterbrach dieses Selbstgespräch. Luise war in Bewegung. Sie hatte Steinachen Rede gestanden, ohne ihm zu vergeben. Emilie freute sich heimlich hierüber, und tadelte die Schwester laut.

Luise meinte, Steinach nehme sich seit einiger Zeit mehr Freiheiten heraus, als man ihm nachsehen könne, und hieran sey einzig Emilie Schuld, weil sie sich überall

als ſeine Verbündete und Vertheidigerin zeige, und ihn in allen ſeinen Launen beſtärkte.

„O, ich habe ihn recht lieb! ſagte Emilie: Er iſt ſo gut, und ſo klug; — er kennt die Welt von ihren verborgenſten Seiten.“

„Ein Rechthaber iſt er! rief jene, der größte Egoiſt, den man ſehen kann!“

„Wie unwahr ſprichſt du doch! vertheidigte ihn Emilie: Soll er nicht ſeinen Meinungen getreu bleiben, da ſie oft beſſer und faſt immer richtiger ſind, als die unſrigen?“

„Ja, ja! lächelte Luiſe, da ſpricht ſchon wieder die zärtliche Gönnerin! Ich glaube, ihr liebt Euch —“

„Du biſt ein Kind! ſagte die Andere freundlich, und ſetzte mit leidenſchaftlichem Nachdruck dazu: Und welch ein gelehrter, feiner Mann!“

„Nun ja! entgegnete jene mit merklicher Wärme: Recht gut zu leiden iſt er wohl. Sage, liebſt du ihn, Emilie! — O, lache nur nicht! Ich glaube das wohl! Aber, was mag ihm fehlen? Was beunruhigt ihn ſo ſehr, daß ſeine Heiterkeit darunter leidet, wie er vorhin ſagte! Frag' ihn doch, Emilie: du biſt ja ſeine Vertraute. Gib mir doch guten Rath, fuhr die Zerſtreute nach einer Pauſe fort, wie wir uns die abſcheulichen Freier vom Halſe ſchaffen!“

„Du heirathest einen — erwiederte die Freundin, dann gehen alle andern von selbst weg.“

„Das fehlt gerade noch, zankte Luise, daß auch du endlich gegen mich aufstehst und zu meinen Feinden übertrittst. Aber, bestes Kind, siehst du nicht, daß Krünitz seine zärtlichen Blicke auf dich gerichtet hat, und daß er ein Mann für dich ist? Glaube mir, Emilie, ich könnte diesen Menschen lieb gewinnen, wenn er nur geschwinder und weniger behutsam in seinem Benehmen wäre; wenn er nicht immer die unbedeutendsten Fragen mit jener Bedächtigkeit, mit der ein Huhn trinkt, beantwortete! Ist er nicht übrigens unstreitig ein biederer, gerader, kluger, und ein ewig heiterer Mann? An seinem Aeußern ist nicht das Geringste auszusetzen; — auch ist er sehr reich —“

„Ich will dich deiner Freier nicht berauben, liebes Mädchen! fiel Emilie ein; und als jene ernstlich bat, sie mit solchen Reden zu verschonen, sagte sie: Weißt du wohl, daß dem Vater dein heutiger Scherz über den alten Obristen, der den Brief geschrieben, sehr wehe that!“

„Ach, sagte sie gutmüthig und sah zur Erde: Ich will, — ja ich wollte — aber wer kann denn diese Männer lieben, die nur unsrer Freiheit nachstellen, nur unsre Herren seyn wollen, und weiter nichts! O Emilie!

Wüßte ich doch, ob — ich wollte dir etwas ſagen; — aber ich bin ein Kind!"

Sie erröthete und war im Begriffe fortzulaufen, als Steinach mit dem Baron Krüniz erſchien. Jener fiel ſogleich Emilien um den Hals, und bat ſie, ſeine Vertreterin bei der unverſöhnlichen Luiſe zu ſeyn, die kein Fünkchen Mitleid und Wärme mehr für ihn im Herzen trage. Auch den Baron bat er um ſeine Verwendung. Damit verdarb er es aber vollends.

„Könnte ich einen Menſchen haſſen, ſagte Luiſe mit Exbitterung, ſo wären Sie, Steinach, in dieſem Augenblicke der Einzige, den ich haſſen möchte. Wär' ich ein Mann, ich forderte Sie jetzt zum Zweikampf aus! — Emilie! liſpelte ſie, wie außer ſich, ihrer Freundin ins Ohr: Ich wünſchte ihm das falſche Herz zu durchbohren, wenn es davon nicht ſtürbe — und du — du biſt ſeine Genoſſin!"

Mit glühendem Angeſichte verließ ſie ſogleich den Saal, und Emilie ſagte zu Steinachen: „Folgen Sie ihr ſchnell, lieber Auguſt — Sie haben heute Unrecht, und daher große Urſache, zu bitten. Luiſe verzeiht Ihnen entweder heute, oder nie; das iſt mein voller Ernſt."

„Ich kann mich in dieſe Sonderbarkeit nicht finden!" murmelte der Verwirrte, und ſchritt ihr haſtig nach. Krüniz ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Voll Unruhe verließ Steinach nach einigem unnützen harren Luisens fest verriegelte Thüre, und suchte seine Freunde in der Einsiedelei auf.

Hier vor dem Hause traf er die drei Maler unter der Erdmann'schen Familie in den wichtigsten Ueberlegungen an. Um dem Alten sein noch übriges Mißtrauen gänzlich zu benehmen, hatte der Graf sich ihm zu erkennen gegeben, und selbst die Geschichte seines Freundes Fink den guten Leuten nicht verschwiegen, worüber sie, als innige Verehrer des Hohenblat'schen Hauses, in grossen Enthusiasmus geriethen. Durch Steinachs Dazwischenkunft, seine lebhafte Theilnahme und Bestätigung des Angebens seiner Freunde, ward alles noch mehr ausser Zweifel gesetzt; und so kam denn Erdmann mit seinen vielen Bedenklichkeiten zuletzt in die Enge. „Ich hoffe, sagte er, Sie werden die heftigen Aeußerungen entschuldigen, die mir vorhin über die jungen Herren vom Hofe entfuhren. Diese haben mich während meines Lebens gar oft und vielfältig geplagt! Uebrigens wissen Sie selbst, wie hoch ich meine bisherigen lieben Hausgäste schätze. Ich vertraue Ihnen wie leiblichen Brüdern. Aber, setzte er bewegt hinzu, soll ich denn mein übriges kurzes Leben so kinderlos hinbringen!"

„Herr Schwager! rief hier die Jungfer Zehlein: Sie machen sich auch unnöthige Grillen. Habe ich es Ihnen noch jemals an Sorgfalt fehlen lassen!"

„Und über meinen freundschaftlichen Antrag nicht ein willfähriges Wort?“ sagte Schweizer, und nahm seine Hand.

„Ich erkenne Ihre Güte, Herr Graf, erwiederte der Alte: Aber, meine Haare sind für solche Veränderungen schon zu grau. Mein jetziger Herr hat Geduld mit meinen Eigenheiten —“

„Wie du mich kränkst, guter Vater! versetzte jener: Welche Sprache führst du seit einer Stunde mit mir! Fink, warum bist du so still! Predige ihm doch freundlichere Gesinnungen ein. Was fehlt dir!“

„Es ist mir so sonderbar! sagte Fink: Ich glaube, es sind die ersten Familiengrillen, die ich schon vor der Geburt fange. Aber, du darfst nicht unbändig seyn, Alter, wenn ich sage: Du sollst! So albern sich Schweizer zur Malerei stellt, so wenig wird der Graf vom Gärtnerwesen verstehen; also können wir ihm, da es dir bekanntlich noch an manchen Kenntnissen fehlt, einen blauen Dunst vormachen. Ich werde den Grafen oft besuchen, und dich dabei nach Herzenslust zustutzen. Zum Exempel, ich kann machen, daß Aprikosen und cerasus und prunus Linnaei Früchte ohne Kerne tragen; eine nagelneue Erfindung deutscher Obstgärtner! Man schneidet die Zweige auf, schabt den Kern säuberlich heraus, bindet alles wieder zu; und so wirst du, wenn das Reis fortwächst, kernlose Kirschen daran ziehen. Diese gesegnete Ent-

deckung wollen wir auf des Grafen Gütern im Großen, bei Kastänien, Nüssen und Mandeln anwenden; du sollst Wunder sehen! — Schaut, er lacht schon! — Man muß ihm nur Muth machen! Sey getrost, es geht! Und am Ende, fuhr er fort, und küßte den Alten, wenn der Graf sich einmal unterfteht, die Herrenmiene anzunehmen, was kümmert's dich? Du hast mir ja oft dein zusammengescharrtes schönes Vermögen angerühmt; ich bitte diesen Umstand wohl zu bemerken, Herr Baron von Brirenfels! He, kannst du's läugnen? In solchem Falle bist du altes reiches Fell wohl gar zum Privatisiren kapabel!"

„Außer dem guten Herzen, sagte der lachende Alte, haben Sie wahrlich kein Aederchen von Ihrem Herrn Vater! Ach, dort kommt sie, fuhr er fort, als jetzt Kunigunde schüchtern nahte, das ungetreue Mädchen! Sage mir doch, du böses Kind, willst du mit diesem Manne fort?"

Sie stand wehmüthig da. Brirenfels schlang mitleidig seinen Arm um die Geängstete. „Es gilt jetzt, liebes Mädchen! rief er ihr zu: Antworte unserm Vater."

„Ja, Vater, ja, wenn du mich segnest!" sprach sie, und hielt feierlich die Hand an das unschuldige Herz, und legte die andere in ihres Freundes Hand.

„Deinen alten Vater willst du verlassen?" fing er wieder an, und blickte ihr traurig ins Auge.

Das Mädchen hing ſich weinend an ihn. „O Vater, du wirſt ja auf immer bei mir ſeyn! wie könnt' ich von dir ſcheiden!“

„Gewiß, das wird er! rief Schweizer: und die treue Tante, und meine Ida, — alles wird bei uns bleiben.“

„Ida? wiederholte Erdmann: Ja, das würde mich tröſten! Ich würde in der Fremde doch nahe bei meinem alten Gönner zu leben glauben, und mein Kind würde nimmer verlaſſen ſeyn. Iſt es wirklich ſo, Herr Graf, dann — geſchehe Gottes Wille!“

„O dieſe Bedingung halten wir Ihnen ſicherlich, werther, guter Mann!“ ſagte der Graf, indem er ihn umarmte. Alles reichte ſich ſtill die Hände. Aber der Alte ſchlich ſich gebeugt von dannen, wie Einer, dem man den Muth und die Freude ſeines Herzens geraubt hat.

Kunigunde riß ſich los, und eilte ihm nach. „Mir iſt nicht ſo, ſeufzte ſie, als hätte ich Unrecht, aber, ſein Herz leidet Gewalt; und dieß macht, daß ich in Wehmuth zerfließen möchte!“

„Allerdings, ſagte der Graf, rauben Sie Ihrem Vater die Seele ſeines Kindes, und mir die Hälfte meines Freundes. Aber, Sie werden noch ferner die Pflegerin des Vaters, und, ergriffen vom Geiſte des Geliebten, bald auch die Lehrerin meiner Ida ſeyn, deren Schülerin Sie ſonſt waren.“

„Mein holdes Weib! rief Brirenfels, als ſie ſchon fern war: Ihr ſollt es nun erſt ſehen, was ſie iſt, und welche zarte Weiblichkeit in dieſem lieblichen Geiſt und Körper athmet. Verborgen, aber herrlich iſt ſie aufgeblüht; die ſchönſte Blume ihres Vaters! Doch lebt wohl, meine Freunde; ich habe jetzt Faſſung und Geſchick für Alles; und jeder Augenblick ſcheint mir verloren, in dem ich nicht für euch zu arbeiten vermag. Warum muß ich denn dazu verdammt ſeyn, jetzt noch zu der Gräfin Wallenberg zu gehen, um einen gewiſſen Einfall zu ordnen, welcher nicht einmal der ihrige iſt, und mit dem ſie heute zu glänzen ſich ohne Barmherzigkeit obſtinirt! Fink, du biſt der Jüngſte von uns. Hör' und bewahre dir eine gute Lehre von deinem Freunde, mit der wir auch jetzt die Zeit nicht verderben werden: Hüte dich vor vertrautem Umgange mit einem eiteln Weibe, die auch zugleich gelehrt thut, und gern Kunſtgeſchwätze führen mag. Sie werde nie deine Freundin, wenn du irgend in dem Falle biſt, auf gelehrten oder Künſtlerruf Anſpruch machen zu müſſen. Insgeheim, unter vier Augen, thut ſie, als betete ihre ganze Seele dich an, aber öffentlich will ſie, zumal wenn du etwa zu den großen Hannſen gehörſt, nur mit dir und deinem Rufe brilliren. — Da widerſpricht ſie dir beſtändig laut; ſucht zu imponiren und ſich zu mokiren; tyrannifirt und verlacht dich ins Angeſicht; befiehlt dir wie

ihrem Liebsten; pocht auf ihre Frauenrechte; läßt dich vor ihren vornehmen Gefangenen Künste machen, und sucht eine wahre Ehre darin, deine ganze Person neben sich in ein schwaches Licht zu stellen. Ja in deiner Abwesenheit erzählt sie Andern wohl gar, das Gute, was du etwa gesagt, geschrieben oder gethan hast, habe sie dir eigentlich angegeben; und so schadet sie oft deinem wahren Ruf und Ruhme dann am meisten, wann sie dich lobt. Das schlimmste hierbei ist, daß nur die wenigen wahrhaft Klugen in der Gesellschaft einsehen, wie dieses Phänomen zusammenhängt. Alle übrigen aber denken schlechterdings: Mit seinem Großhannsenthum ist es nichts, — ein dummer Hanns mag er eher sein! — Solche Frauen hängen sich gern an Autoren und Künstler, und sind verderblichere Feinde für sie, als Raubbienen für die kleinen Honigsammler. Man könnte sie leicht daran erkennen, daß sie gewöhnlich bei dem andern Geschlechte ihres ganzen Zirkels verhaßter sind als andere; allein das macht sie oft interessant; auch sind sie meistens sehr zuvorkommend, lauern den Künstlern ihre Lieblingsideen ab, und wissen sich durch scheinbare Theilnahme und Wärme bald einzuschmeicheln. Und gerade der geniale Mensch wird von ihnen am leichtesten berückt, weil diesem ihr Sinn völlig fremd ist; weil er sich hier in seiner eignen Sache angeredet glaubt, und weil es ihm überhaupt nicht leicht wird, einen bestimmten

Begriff davon zu fassen, wie Jemand Kunstsinn, Gefühl für das Schöne, Genialität und Enthusiasmus affektiren könne, blos um sich vor der Welt mit etwas auszuschmücken, das nie sein Eigenthum war, noch jemals wird. Der Betrogne glaubt, man wolle sein Herz und seine Liebe erobern, da es doch nur darauf abgesehen ist, das selbsteingefangene starke Thier an der Kette vorzuzeigen. — Zum Glück ist das alles nicht gerade mein Fall mit der Gräfin. Aber die Behauptung meiner Freiheit ward mir schwer genug; auch raubte mir die sogenannte Gunst dieser Frau doch manche schöne Stunde von meiner Zeit; und was ist dem Menschen theurer, als seine köstliche Zeit, mit welcher er sein Leben bereichert und mehrt!"

Er ging. Der unruhige Schweizer dachte noch über die Empfindungen des guten Gärtners nach. „Es ist doch hart und erschütternd! sagte er: Die Alten ziehen ihre Kinder an ihrem Herzen groß, mit tausend Sorgen und unsäglicher Liebe. Ein Fremder naht, — und das Kind weist Vater und Mutter den Rücken!"

Fink seufzte, und reichte der stillen Zehlein die Hand, welche ihn mit Rührung zu betrachten schien. „Bester Herr Baron, schluchzte sie jetzt: o ich habe immer eine ganz besondere Aehnlichkeit zwischen Ihnen und Fräulein Ida bemerkt. Und ich bin Ihnen so herzlich gut! Aber gewöhnen Sie sich doch das ewige Pla-

gen und Ihr abscheuliches Fluchen ab, und lesen Sie nur jede Woche wenigstens ein einzigesmal in der Bibel, so werden Sie auch ein besserer Christ werden."

„Das will ich, Schönste! erwiederte Fink mit einem Händedruck: und wirklich spricht mein Verstand zu Ihrer Predigt das allerreinste Amen, und die Orgel meines Herzens dudelt den frohesten Schlußchoral hinterher. Indessen hören Sie auch eine Bitte von mir. Die Aufheiterung unsers guten Erdmanns hängt größtentheils von Ihnen ab. Verlassen Sie ihn nicht in seinem künftigen Wohnorte. Suchen Sie dort gleich Anfangs Alles so einzurichten, wie es hier in seiner alten Republik war. Bejahrten Leuten ist der Anblick zweier Liebenden höchst langweilig. Sie suchen Gegenstände, wobei sie sich ärgern, gelind erzürnen und Recht behalten können. Der Graf wird es ihm an nichts als an Arbeit fehlen lassen. Sie aber müssen ihn zu reizen suchen, damit sein Leben nicht abfalle, sondern pikant bleibe. Keine Gelegenheit zum Verdrusse darf unbenutzt gelassen werden. Was gilts, der Alte wird wieder fröhlich?"

„Eine höchst sonderbare Kur! fiel der Graf ein: Meinst du es mit dieser Art von Aufheiterung ernstlich?"

„In vollem Ernste! rief jener: Dabei kann auch immer die beste Harmonie unter Ihnen und dem Alten bestehen. Sie müssen nur, wenn er über seine Arbeiter

zankt, auf Ihre Hausmagd ſchelten; und wenn ihn ſeine Grillen plagen, über Ihre Brillen klagen.“

„Wir kehren wieder ins Hohenblat'ſche Haus zurück, wo wir Emilien mit Herrn von Krüniz allein ließen, welcher ſeine Verwunderung über den ſonderbaren Charakter Luiſens nicht verbergen konnte. „Man entdeckt, ſagte er, bei ſehr kurzer Bekanntſchaft wirklich eine Menge trefflicher Eigenſchaften an ihr. Aber ich läugne es nicht, daß ihre übertriebene Reizbarkeit, und ihre Abneigung, — jenes Zurückſchaudern vor allem was der Liebe und Vertraulichkeit ähnelt, mich ſchnell von ihr entfernt hat.“

Mit ſchweſterlicher Wärme nahm Emilie den Charakter ihrer Freundin in Schutz, und erklärte ihn für einen der herrlichſten; ihre Empfindlichkeit ſey übrigens heute beſonders gereizt, da ihr Herz ſich an einem geheimen Uebel krank, und in einer wichtigen Kriſe befinde. Sie wünſchte ihm Gelegenheit, Luiſen einmal dann zu beobachten, wann ihre Seele ſich in der freieſten, ſchönſten Blüthe zeige. Niemand könne dann ſanfter, feiner, und doch mit ſo voller Kraft fühlen, als ſie.“

„Predigen Sie immer ihr Lob, ſchöne Emilie! ſagte er: Das Lob einer edeln Freundin iſt wohlklin-

gend. Aber ich geſtehe Ihnen, unter uns geſprochen, freimüthig ein: Wenn mir auch die Hoffnung zu Theil würde, des Fräuleins Liebe zu erlangen, ſo glaube ich doch nicht, daß wir jemals auf erträgliche Art zuſammen leben könnten."

„Nun, lachte Emilie: Sie ſind der ſonderbarſte von allen Freiern, di: Luiſe noch hatte! Ehe Sie Ihren Antrag machen, und Luiſens Neigung unterſuchen, geben Sie ſchon den ganzen Plan auf! Meine Freundin iſt Ihnen von Herzen gut; ich muß Ihnen das eröffnen."

„Im Vertrauen geſagt, ziſchelte er, ich werde die Neigung des Fräuleins nicht unterſuchen. Geſetzt auch, ich liebte dieſes in ſo manchem Betracht liebenswürdige Weib, ja ich müßte ſie lieben, — wie das zum Glück nicht der Fall iſt, — ſo würde doch, bei der allzugroßen Lebhaftigkeit und Unbiegſamkeit ihres Geiſtes, eheliches Unglück unſer gewiſſes Loos ſeyn. Mit einem Worte, — wenn Sie mich nicht verrathen wollen: — ich glaube, der Fehler unſrer Freundin iſt eine ſtarke Anlage zur Herrſchſucht."

„Gott bewahre! rief Emilie mit Leidenſchaft: Ein gutes, unbändiges, liebeflüchtiges Kind müßte herrſchſüchtig ſeyn! O, Sie thun meiner geliebten Luiſe bitteres Unrecht an!"

„Es ſollte mich kränken, fuhr er leiſe fort: aber, betrachten Sie einmal Ihre Freundin dieſem Steinach

gegenüber, der noch dazu ihr Jugendgespiele ist, dessen Werth und geistige Ueberlegenheit sie doch längst hat anerkennen müssen; mit welcher Härte stämmt sie sich gegen ihn? Ich kann und werde es zwar nie wagen, mein Fräulein, mich selbst auf irgend eine Art mit diesem Manne gleich zu stellen oder zu messen —"

„Braver, lieber Mann! fiel sie ihm gerührt ein: Wenn Sie auch bei dieser edeln Bescheidenheit zu strenge gegen sich selbst sind, da eigentlich Steinachs Charakter nur in einer andern Art als der Ihrige vortrefflich ist, so flößt mir doch diese schöne Denkungsart die höchste Achtung für Sie ein, besonders weil sich daraus ergibt, daß Sie den Werth jenes Mannes zu beurtheilen wissen, und mit voller Liberalität fühlen können. Aber auch Luise verkennt ihn keinesweges, wie Sie zu glauben scheinen; o lieber Baron, ich sehe jetzt nur zu deutlich, daß Sie Luisen nie liebten! Sonst müßten Sie längst bemerkt haben, wie sehr ihre Laune von Steinachen abhängt, wie schmerzlich sie zuweilen die Macht fühlt, welche ihm über ihr ganzes Wesen zusteht, und, — wovon wir noch diesen Morgen ein Beispiel sahen, — wie schnell sie sich, jedem seiner ernsten Blicke gegenüber, ergibt, selbst wenn diese einen tyrannischen Willen ausdrücken. Gewiß, Steinach läßt sich auch nicht so leicht beugen! Welt, frühe Leiden, vielseitige Verhältnisse und

mühselige Erfahrungen haben ihn das menschliche Herz kennen und beherrschen gelehrt."

„Er ist ein Mann, sagte Krüniz, wie die Männer seyn sollten. Aber mich dünkt, mein Fräulein, fuhr er lächelnd fort, Sie sind von der Wahrheit dieses Satzes besonders lebhaft durchdrungen, und ich habe vorhin mit einiger Unruhe bemerkt —" Er stockte, und sah ihr verwirrt ins Gesicht.

„Ja, ich schätze ihn unendlich hoch! erwiederte sie schnell, und — sollen denn Jugendfreunde nicht vertraut seyn! Wie aber unsre gewohnte Vertraulichkeit Ihnen die geringste Unruhe machen könnte, das ist mir ein Räthsel —"

„Das begreifen Sie nicht? fragte er treuherzig, und faßte ihre Hand: Wer in der Stille ein schönes Herz verehrt, muß gewiß beim Andringen anderer Gegenstände — o sagen Sie mir, schöne Freundin! ich bin ein Feind aller Zurückhaltung, — lieben Sie ihn vielleicht!"

„Ich liebe ihn sehr, lächelte Emilie, aber nur als meinen besten, bewährtesten Freund."

Der Baron sah vorsichtig nach allen Seiten umher, und sagte dann vertraulich: „Darf ich auch jetzt der Wahrheit dieser reizenden Lippen trauen, von welchen ich noch nie ein schwankendes Wort hörte? Und keine Wahrheit war mir noch wichtiger —"

„Sie dürfen das ohne Bedenken, mein Freund, verſetzte ſie gutmüthig: Aber warum wollten Sie auch zweifeln!“

„Sieh da, Herr von Krüniz, ſo solus cum sola! rief der General, indem er mit mehreren von der Geſellſchaft hereintrat: Gut daß wir uns finden. Sie ſollen mir da einen Handel abſchließen helfen.“ Er lachte.

„Ich ſcherze nicht, lieber Vetter, ſagte Steinach eifrig: Mir iſt mein ganzes liegendes Vermögen von Herzen feil; und ſo muß jeder unternehmende Menſch denken. Es gibt der Beſitzungen viele auf dieſer Erde.“

Der Alte zog ſeine Tochter, die jetzt erſt hoch aufhorchte, zu ſich. „Was meinſt du, Luiſe; der Vetter will uns ſein Guth verkaufen, wenn ich es theuer genug bezahle! Hältſt du das für Ernſt!“

„Dann müßte ich ſo unklug ſeyn, als Steinach ſelbſt, lieber Vater! fuhr ſie wild heraus, und ſah mit Erſtaunen den Vetter an: Das ſchöne, von Ihrem Vater ererbte Guth, Auguſt! Wie? Oder wollten Sie dann ein anderes kaufen, — oder meines Onkels Guth hier?“

„Nichts von all dem, Couſine! erwiederte er lächelnd: Sondern ich würde eben abziehen, reiſen, in die Hauptſtadt wandern, von meinen Renten leben, oder am Wagen des Staats einen Zugſtrang ergreifen —“

„Und das wäre wirklich Ihr Ernſt! ſagte ſie mit

Bitterkeit, und wandte sich von ihm weg zur Gesellschaft: Bester Vater, rief sie noch lebhaft zurück, verleiten Sie ihn doch nicht zu solchen Händeln! Ich sage Ihnen, dieser Mensch ist zu allem fähig — besonders heute! Nein, nur dieß Einzige nicht, guter Vater!"

„Sehen Sie wohl, Vetter! drohte der General: Es scheint, Luise versteht sich besser auf Ihren Vortheil als Sie selbst. Auch ich weiß sehr wohl, wie theuer und lieb Ihnen dieses Guth ist, wie viel es Ihnen schon geleistet hat, und wozu Sie es noch machen werden."

„Dazu wird aber noch viel Zeit, Glück und Arbeit nöthig seyn; versetzte Steinach: Und am Ende lassen sich alle Besitzungen für Geld wohl vergessen."

„Im Grund ist es gerade meine Tochter, sagte der Alte leiser, die mir immer so viel Schönes von diesem Guth erzählt, und mich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, beständig auf dem Lande zu leben." Er entfernte sich etwas von Steinachen, suchte aber diesen wieder auf, sobald Luise das Zimmer verlassen hatte, um das Auftragen des Essens zu befehlen.

„Nun, lieber Vetter, was wenden Sie an?" fragte Steinach, und zog ihn an ein Fenster.

„Jetzt ein Wort im Ernste! rief der General: Ich könnte Ihr Guth auf gewisse Art mit meines Schwagers Guthe vereinigen. Der Fürst, welcher jetzt unser Freund ist, änderte vielleicht die Lehenseigenschaften. Denken

Sie ſich nun zwei Güther von dieſer Schönheit und Lage; dieſe Waldungen, Jagden und Fiſchereien; dazu meine müßigen Gelder und Kapitalien: kurz, Sie wiſſen ja längſt, daß ich ein Guth ſuche, aber — Steinach!"

„Sie haben eins gefunden! ſagte dieſer beſtimmt: Das Haus kennen Sie. Mein Vater hat es neu und in einem edeln Styl erbaut; die Vollendung wird Ihre Sache ſeyn; ich aber vermag ſie vielleicht nie. Und nun, laſſen Sie uns raſch zu Werke gehen. Es iſt mir feil; und dem Manne, der von jeher ein redlicher Freund meines Hauſes war, will ich am liebſten noch heute Haus und Hof verkaufen."

„Ho, ich biete unbeſehens Hunderttauſend Thaler an!" brach der Alte hervor, der ſich nun nicht länger mäßigen konnte.

„Nein, erwiederte Steinach: aber Zehntauſend beſſer —" Er hielt ihm die Hand vor, und blickte ihn mit feierlichem Ernſt an.

„Nicht zu hitzig, Vetter! rief jener, im Begriff einzuſchlagen: Sie haben mich ganz in Feuer und Flammen geſetzt. Sie ſelbſt müßten aber eigentlich mit eingekauft werden. Sie dürfen nicht von uns weg, mein lieber Freund; denn wir würden an uns ſelbſt keine ſo guten Nachbarn bekommen, als mein Schwager einen an Ihnen hatte. Ich begreife auch Luiſens vorhinige

Abneigung nicht. Dort kommt ſie. Laſſen Sie uns ſachte zu Tiſche gehen. Da muß die Sache bei einer Flaſche Wein entſchieden werden."

Man ging zur Mittagstafel. Luiſe zog Herrn von Krüniz ins Zimmer zurück, während Steinach und Emilie noch im Fenſter zuſammen flüſterten. „Lieber Baron! ſagte ſie, und gab ihm zum erſtenmal freiwillig ihre Hand zu küſſen, worüber Emilie große Augen machte: Ich hoffe, Sie werden meine vorhinige Bitte erfüllen, und ſich heute als Freund gegen mich beweiſen; denn ich habe ſonſt keinen Freund. Wenden Sie alles an, um jedes Geſpräch dieſer Art ſogleich im Keime zu erſticken — nur ſo lange, bis ich meinen Vater allein ſprechen kann! Wir wollen dann auch recht luſtig ſeyn! fuhr ſie fort, und wandte ſich zugleich an die beiden Andern: Ich habe, weil die Fürſtlichkeiten zum Abendball und Souper geladen ſind, ſchon jetzt, gleich nach Tiſche Muſik beſtellt, wo wir dem Vater alle ſchönen Tänze, die er liebt, vortanzen wollen. Emilie! hört und ſeht ihr nicht mehr! Ich frage, ob es euch recht iſt, daß wir nach dem Eſſen tanzen!"

„Tanzen! rief Emilie: Das iſt herrlich! Vetter, wir ſind zum Lieblingstanze meines Onkels engagirt!"

„Mit Vergnügen!" ſagte Steinach.

„Und wir doch ebenfalls, mein Fräulein?" fragte Krüniz.

„O nein, Herr Baron! erwiederte ſie, und ſah Emilien mit unverwandten Blicken an: Es gelten bei unſerm kleinen Balle keine Engagements, wenn ſie nicht beſondere Urſachen haben.“

Sie lief fort, und Emilie gab dem Baron ihren Arm. Steinach ſtand noch einen Augenblick in tiefen Gedanken da, die Hand an der gefalteten Stirne. „Ja, es ſoll ſo werden! rief er endlich aus: Geſtern warſt du ſo entſchloſſen, Steinach — und jetzt! Nein, es ſoll geſchehen! Der Alte wird durch dieſen Kauf glücklich, und wie er ſpricht, Luiſe ebenfalls. Ich muß mich zerſtreuen; in den Strudel der Geſchäfte ſtürzen. Nur das große Seebad der Welt kann dieſes wunde Herz ſtärken! Dich muß ich fliehen, holdes Weib! Du biſt zu gefährlich für meine Ruhe! Noch iſt es Zeit hierzu, aber die höchſte! Einſt wird auch über dein ſichres freies Herz noch die Liebe kommen; da wirſt du fühlen, wie mir war, dir gegenüber. Und wenn ſie mich nun wahrhaftig liebte? O ihr ſtarken Geiſter! Wie gelingt es euch denn, daß eure kluge Beſonnenheit endlich zur Felſenküſte wird, die nicht wankt, wenn die Springfluth der Leidenſchaften im Sturme gegen ſie aufläuft? Schäme dich, Steinach! Trage doch dieſem Weibe deine Hand an; kauf dir einen Geheimenrathstitel, und laß dich von ihrem Reichthume füttern, oder nöthige ſie aus ihrem fürſtlichen Ueberfluſſe herab in deine tiefe Dürftigkeit!

Nimmermehr! Bin ich nicht ein König mit dieſem Kopf und dieſem Arme! Habe ich nicht Reichthum die Fülle in dieſem Herzen! Aber dann — dann trüg' ich ewige Ketten! Nein, fort mit euch, ihr falſchen Bilder des Glücks! Mir winkt ein ſchöner Genius aus der Ferne; er heilt die Wunden, die mir die Liebe ſchlug; er will mich ihre Schmerzen vergeſſen lehren, am Buſen der Freiheit. Fort, Freund, tummle dich von neuem unter den Menſchen herum! Sey es dort, wo das große Räderwerk des Staats umläuft, oder dort auf jenen ſchönen Flachgefilden, wo die zornige Trompete im Schlachtwirbel das helle Wort der Tapferkeit ausſpricht. Aber dich mögen die Götter glücklich machen, du unvergeßliches Weib!"

Im großen Familienſaale, der an einen herrlich duftenden Blumengarten ſtieß, verſammelten ſich beide Haushaltungen zum heutigen Feſtmahl. Einer alten Sitte gemäß war hierzu niemand geladen als einige verwandte Familien aus der Nachbarſchaft und Herr von Krüniz, dieſer ſchon lange anweſende fremde Gaſtfreund. Die Miniſterin hatte zwar gebeten, auch den Präſidenten von Pölten einzuladen; ihr Mann ſchlug es aber ab, weil das Publikum aus einer ſolchen ominöſen Verſah-

rungsart Schlüsse machen könnte, die man noch zur Zeit nicht aufstellen solle.

Aber die Tischgesellschaft gerieth, nach kurzer Belustigung an einigen ferneren Ueberraschungen, die der General auch hier in der Nähe seines Couverts fand, in eine ziemlich stille und ernste Stimmung. Ida saß ihren Eltern gegenüber, glühend vor Scham und Liebe, bebend vor der geheimen Schuld, und einzig emporgehalten von gläubigem Hoffen auf des Geliebten theures Wort. Niemand ahndete was ihr banges Herz litt; nur Luise, die ihr sonst so unähnlich war, schien es zu bemerken, daß sie bei jedem Geräusch erschrocken in sich zusammenschauderte; sie reichte ihr einmal still die Hand, und sagte: „Liebe, mich dünkt, dir ist jetzt wie mir! Ich kann es mir heute nicht aus dem Sinne reden, daß dort hinterm Berge ein großes Gewitter im Anzuge sey; und der heitere Himmel beruhigt mich nicht hierüber.“ Auch Luise horchte bang auf jedes Wort, womit Vater und Onkel eine neue Materie der Unterhaltung begannen, und auf jede Gegenrede des düstern Steinachs, womit er das Gespräch auf den Guthskauf leiten zu wollen schien. Aengstlich richtete sie dann den schwülen Blick auf Herrn von Krüniz, welcher sich sehr eifrig in ihrem Dienste bewies, und immer durch irgend ein geschicktes „Apropos“ die allgemeine Aufmerksamkeit an sich zu reißen wußte.

Man ſetzte eben das Deſert auf, als die Hofdame der Prinzeſſin eiligſt hereinflog. „Große Neuigkeiten! rief ſie, und Ida erblaßte: Unſre junge Erbprinzeſſin in der Reſidenz iſt glücklich mit einem Prinzen niedergekommen. Morgen reiſet der Fürſt auf einige Tage dahin. Franziska bleibt hier; denn ſeit einer Stunde iſt der Prinz Friedrich da, und alle Welt erſtaunt ſchon über die Schönheit dieſes königlichen Brautpaars. Ich ſoll um Verzeihung bitten, daß unſre Herrſchaften erſt ſpät zum Balle kommen können.“ Ida ſchien Troſt in ihren Worten zu ſuchen, und die Landſtein bog ſich jetzt zu ihr und flüſterte: „Franziska iſt entzückt vom erſten Anblick des Prinzen, und bittet Fräulein Hohenblat um Fortdauer ihrer Freundſchaft, und um Theilnahme an ihrem unerwarteten Entzücken. Ich ſage Ihnen, der Prinz übertrifft alles, was die Welt bis heute von männlicher Liebenswürdigkeit kannte. Aber es war hohe Zeit, daß er kam, — und davon ein andermal!“

Freudig fiel ihr die zitternde Ida um den Hals. Denn in den Blumen dieſes Grußes zeigte ſich ihr eine wohlbekannte Chiffre der Verſöhnung.

„Unſers fürſtlichen Nachbars Wohl! ſagte Steinach, und hob das Glas: Und langes Leben ſeinem Enkel und ſeinem wackern Sohne! Von jetzt an wird gut an dieſem Hofe leben ſeyn, und ſchön wird es ſich in ſeiner Nähe wohnen.“ Er ſah den General bedeutend an. Man

hatte von der ſchwachen Prinzeſſin keinen Landeserben gehofft. Und ihr Gemahl, der Steinachs inniger Freund war, erhielt jetzt einen mächtigern Einfluß auf die Regierung.

„Bravo! rief der General, und ſtieß mit ſeinem Schwager an: Jetzt iſt die Zeit da, wo wir gute Geſchäfte mit dem Fürſten machen werden. Trinkt, ihr guten, vergeßnen Mädchen! Alle Söhn- und Töchterlehne ſollen leben! He! Schafft Muſik an!“

Krüniz zupfte ihn, und ſagte Liſe: „Wir ſind nicht allein. — Fräulein Hofdame! rief er dann laut: Einen Tropfen alten Johannisberger dürfen Sie nicht verſagen! Es gilt jetzt Ihrer edeln Prinzeſſin, und dem Bräutigam!“ Die Muſikanten traten in den Saal, und Fräulein Landſtein nahm einen Stuhl an, um ihrer Gebieterin, welcher ſie von Herzen gram war, eine Lobrede zu halten, deren feurigem Strome gegenüber alle andern Lippen verſiegten.

Mit Augen voll Zärtlichkeit dankte Luiſe dem Baron. Aber ſie konnte es hier doch nicht länger aushalten, und zog Emilien haſtig ins Nebenzimmer. „Du wirſt es ſehen, ſagte ſie dort, der abſcheuliche Guthshandel wird richtig. Sie fangen an zu trinken; das Geſchwäz der Landſtein wird bald erſchöpft ſeyn; mein Vater wird ſich erhizen, und alles vergeſſen, warum ich ihn bat.“

„Und was war das!“ fragte Emilie.

„Daß er diesen Kauf nie abschließe, sagte Luise: O, ich möchte jetzt so recht von Herzen weinen!“ Sie legte das Haupt auf Emiliens Schulter.

„Aber, beste Luise, sage mir, was thut dir dieser Guthskauf?“

„Was er mir thut? Mein Vater zieht dann nie wieder in die Residenz, sondern er siedelt sich hier auf immer an —“

„Seltsames Mädchen! Es war ja noch vor kurzem dein Wunsch, ewig auf dem Lande zu leben?“

„Ach, ich weiß es wohl. Aber es ist Steinachs Unglück, wenn er an den Hof kommt. Kennst du nicht die Luftschlösser, die der Prinz mit ihm baut?“

„O, sobald Steinach der Baumeister ist, werden sie ins Reich der Wirklichkeit hervortreten.“

Luise sah starr empor. „Und dann, — dann verläßt er uns ja auf immer, und —“ der mächtige Schmerz verschloß ihre Lippen.

„Du hast Recht, sagte Emilie gerührt: das sollte er nicht, der Undankbare! Ich will ihn von der Sache abzubringen suchen!“

„Nein, Emilie! du liebst ihn! Ihr liebt euch, — ihr habt diesen Plan längst gemeinschaftlich entworfen. Bei unsrer Kindheit beschwör' ich dich, — ach, bei jener heiligen Zeit! fuhr sie mit gefalteten Händen fort, sage mir die Wahrheit! Sieh, neulich sah ich dich Abends

bei ihm im Garten; — ich hörte ein Flüſtern, — ſo melodiſch klang es — und, wenn die Liebe, wie ihr ſagt, in Melodien lebt, o ſo war es gewiß ein Geflüſter der innigſten Zärtlichkeit, was von dort her in mein Herz drang, und wovon meine eigne Bruſt ſich ſo wunderbar bewegte."

„Du ſüßes Opfer der Zärtlichkeit! rief Emilie, und umſchlang ſie: Mit welchen zarten Organen ſtattet doch Cypria die Liebenden aus! Ihre Ohren hören den Maulwurf graben, ihre Blicke dringen leuchtend durch die Geheimniſſe der ſtillen Nacht, und ihr Herz ahndet die verborgenſten Gedanken. Nun ja, wir redeten dort vom Lieben; aber wir ſprachen von dir, Luiſe; und du thuſt mir Unrecht. Ich habe dir heute ſchon einmal geſagt: nein, es iſt nicht ſo, wie du glaubſt!"

„Emilie, Emilie, du hintergehſt mich! Deine Augen ſind ungetreue Begleiter deiner Worte."

Inniger drückte Emilie die Freundin an ſich. „Und dieſen Vorwurf kannſt du ſo ernſtlich deiner treuen Schweſter machen, welche dich noch nie hinterging! Aber du, Luiſe, fühlſt du nicht, daß dein Herz mir etwas zu vertrauen hat! daß du mich, daß du dich ſelbſt hintergehſt? O meine geliebte Schweſter, warum zögerſt du?"

Hocherröthend verbarg Luiſe das heiße Geſicht an Emiliens Bruſt, als Lenz hereintrat. „Ach, der Kauf!" fuhr ſie jetzt empor.

„Seine Excellenz lassen sagen, daß die Gesellschaft zum Tanzen geneigt —“

„Ha, unser Ball! rief sie: Eröffne ihn doch, Emilie. Du tanzest ja mit Steinachen —“

„Und seine Excellenz wünschen, da auch so eben der Herr Minister und die Frau Gemahlin auf ihre Zimmer abgerufen wurden, wo der Maler Brixenfels sie insgeheim zu sprechen begehrt —“

„Ich komme sogleich, sagte Luise: O, bitte doch meinen Vater nur um zwei Augenblicke für mich, beste Emilie! Doch, es ist vergebens! Er sitzt nun fest bei seiner Gesellschaft.“

„Laß mich in den Saal eilen, sagte Emilie, und wandte sich im Weggehen feierlich zu ihrer Freundin: Ich werde handeln, Luise. Denke du einen Augenblick nach. Du liebst. Auch ich liebe. Heute ist ein wichtiger Tag.“

„Was sagt sie? murmelte die Erstaunte ihr langsam nach: Auch sie liebt? Und auch ich liebte? — Thörichte Menschen, woher wißt ihr denn, daß diese brennende Gluth, in der die Pulse meines Herzens schlagen, die Liebe ist? Wie könnte ich wohl den lieben, der mich von sich weist? Ist es möglich, daß die wahre Liebe da zum Leben komme, wo kein Geliebter sich ihr entgegensehnt? Werden nicht auch in der großen Natur die leuchtenden Blitze des Himmels erst durch die Neigung des

Erdbodens oder der matten Lüfte erzeugt! — Liebe ohne Gegenliebe? Unnatürliches Jammerbild, wie soll ich dich nennen! Schon das Gefühl deiner Möglichkeit ist Höllenqual für ein Herz, das sich sehnt, wie das meinige! — Nein gewiß, ich liebe ihn nicht! Wie könntest du denn selbst, o gütige Natur, den Keim zu solchem namenlosen Elend in dieß arme Herz legen? Denn er verschmäht es ja, und liebt Emilien! Wenn ich ihn sehe, und an ihn denke, und wenn dann dieser Gedanke einen unbekannten Raum in meinem Busen aufschließt, — groß und still, und öde, — ach, eine Ewigkeit, in der nur die Sehnsucht als Einsiedlerin lebt: dann ziehen ja die Gedanken dieses Einzigen stolz über mich hin, — hin zu Emilien, die besser ist als ich! Aber was will die seltsame Stimme, welche mir immer zuruft: Er liebt dich? Diese Stimme, die ewig wiederkehrt und ruft: Er muß dich lieben, weil du ihn liebst! Und so wäre es doch wahr, Luise, daß du liebtest, — und ihn! — und er wäre dein? Aber Emilie? O du liebevolles Mädchen! rief sie hier auf einmal, wie erwachend: Du bist besser als ich. Du willst handeln? Nein, ich will handeln, und du sollst glücklich seyn! — mit ihm — unaussprechlich glücklich! (Thränen stürzten über ihr Angesicht; sie riß sich empor.) Du drohende Macht, wenn ich deinen Namen aussprechen soll Liebe! Dein Opfer ist nicht gebunden! Sieh, es entflieht deinen fesselnden Banden wieder, du

ohnmächtige Gottheit! und wie leicht wird mir seyn, wenn ich mich nun in die schöne freie Jugend zurückwerfe. Fort, ins Geräusch! Ich will tanzen, will mich erhitzen. — Ha, ich habe heute wahre Lust zu tanzen!"

Die schönen Füße hoben sich auf einmal zum leichten Sprunge, und sie wollte in den Saal fliegen. Ida trat hastig heraus, und reichte ihr ein verschlungnes Blättchen, worauf Emilie im Saale die Worte geschrieben hatte: „Steinach und ich haben uns niemals geliebt. Nun sieh, ob ich dich auch schriftlich betrüge, — Eifersüchtige!" Luise hatte in ihrer Bewegung nicht bemerkt, daß Ida wie außer sich vor ihr stand, und jetzt zitternd sich an ihre Brust lehnte. Unwillkührlich umschlangen Beide einander.

„Was hat Brixenfels mit den Eltern?" fragte Luise zu sich kommend.

„O Gott, ich weiß es nicht! rief jene: Aber kennst du keinen Trost für ein Herz, welches unglücklich liebt!"

„Unglücklich! Du! stammelte Luise erschrocken: Laß uns gehn, Ida! Was ist dir, arme Ida! Ach, was ist uns, liebes Mädchen! Komm auf mein Zimmer. O ich liebe dich heute so innig! — Nein, tanzen muß ich ja. Auch dir wird es wohl thun. Komm, wir wollen tanzen bis uns der Athem vergeht!"

„Ja, es ist alles schon im Gange," sagte der eintretende Lenz, der sich hier sein Ruheplätzchen suchte, und

ſchnell einen Lehnſtuhl in Beſitz nahm, als die geängſteten Mädchen verſchwanden. — „Ich bin doch wahrlich heute nur ein halber Menſch! ſeufzte er: Mein Leben iſt ſo zuſammengeſchnurrt, ſo klein, wie ein Atom, das an der Auszehrung leidet. Mein Verſtand hat ſich heute bloß dem Allergemeinſten ausſchließlich geweiht. Sobald ich nur Miene mache, 6 zu 7 zu rechnen, flimmert mir gleich alles vor den Augen, wie pure dreizehn. Verdammte Deutlichkeit! Das kommt vom Durſten. Seit vielen Jahren habe ich heute zum erſtenmal nach Bier gefragt, welches mir Philippine ſo ſehr rekommandirte, daß ich gleich Verdacht bekam. Ich mag das alberne Gerſtengebräue nicht, das den Leib des Menſchen auftreibt und verunehrt. Aber als ich vollends in der Schenke die Fluth um mich her rauſchen hörte, und als mir die Fuhrleute die Gläſer entgegenhielten, und einmüthig ausriefen: „Ein Bier wie Wein! Ein Bier, das ſich gewaſchen hat!“ da bin ich plötzlich mitten im Dorfe ſeekrank geworden. Oder habe ich jetzt etwa gar die Waſſerſcheu auf dieſer trocknen Inſel bekommen, wo zehn Schritte von mir der Wein für Andere ſprudelt! Mein Gedicht, welches, wie alle ächten Werke gekrönter Hofpoeten, eigentlich zwiſchen dem Braten und Kuchen abgefeuert werden ſollte, iſt nur ſo obenhin bei der Suppe verleſen worden, und aus Hunger haben ſie allen Effekt davon verſchlürft. Nun ſitzt der Trefflichſte in dieſem

Hause vereinzelt auf der Erspektantenbank da; in sich selbst berauscht, mürrisch und scheu vor der Menschengesellschaft, wie das Genie. Ha, mich dünkt sie fangen wieder an zu essen! Ich kann alles Essen nicht leiden; es löst so hungrig! Nein, die Gläser klingen! Hoho, ich lebe auch noch! Wohl bekomm' es! (Er that einen starken Zug aus seiner lieben Flasche.) Wer will es mir am Ende wehren, wenn ich nur immer hübsch nüchtern dabei bleibe! Ihr guten Götter, reichlich genug gabt Ihr uns den Saft der Traube! Wie kommt es aber, daß immer ein Mensch dem andern die Benutzung desselben mißgönnt! Warum soll eigentlich der Genuß eingeschränkt werden! Weiß denn der Mensch, wie bald die Parze den Faden seines Lebens abhaut! Und was hat er sich wohl Gutes von jenem Glühwein zu versprechen, der im Orkus gezapft werden soll, wie die ältern Dogmatiker glauben! Sonderbar! Wie kann man doch sagen, das Trinken mache schläfrig! Mich ermüdet heute offenbar dieser betäubende Durst!"

Wirklich versank er aus Langweile bald in einen festen Schlaf. Im Tanzsaale ging es indessen bunt durcheinander. Mit jedem Sprunge wallte das brausende Leben höher auf, wenn gleich keiner von unsern Freunden aus Neigung tanzte. Aber Steinach schien von einigen Worten, die ihm Emilie zuflüsterte, plötzlich gewaltsam ergriffen, und trat rasch heraus in des Kam-

merdieners heutiges Schlafzimmer, wo er, ohne den Schläfer zu bemerken, seiner Verwirrung Luft machte. „Wie ist mir denn! rief er: War es nicht so: sie liebte mich, — Luise? — Nein, du hast falsch gesehen, gute Emilie! Du täuschest dich und mich. Und wenn nun! — Ja, könnte dir Steinach einen Thron anbieten, himmlisches Weib! Aber der Arme hat kaum Brot für dich! — Nur Liebe ist der volle Reichthum seines Lebens, — und ach, wie herrlich schwillt jetzt in dieser Fülle mein Herz empor! Selig, selig, wer dich findet; wem einst dein mächtig warmes Leben und Herz sich zum Eigenthum übergibt; an wessen Brust deine blöde Geschlechtsangst mit ihren tief verborgnen, unsäglichen Reizen endlich in süße Liebe hinschmilzt, wie erröthendes Frühgewölk ins Blau der Himmelstiefen, wann die Sonne in ihrer Kraft heraufgestiegen ist! Luise, wer vermag dich jemals so zu lieben, wie ich? Stille! Wie sollte wohl dein Gesicht aussehen, Steinach, wenn du den General um seine Tochter bätest! Es überfährt mich ein kalter Schauder! Nein, entfliehe, schöner Gedanke! Und du, mein väterliches Erbe, ehe ich dich auf Kosten der Ehre blühend mache, fahre hin! Fort, fort, ich will sogleich den Verkauf abschließen!" Er war jetzt entschlossen.

Im Umdrehen bemerkte er den schlafenden Lenz, und rief ihn hart an. „Sogleich! erwiederte dieser schlaf-

trunken: Seine Excellenz werden den Augenblick aufgestanden seyn. Es ist alles in Ordnung."

„Welche Aufführung! schalt Steinach: Ich werde sie dem General erzählen. Wodurch bist du zum Schlafen gekommen? He, was machst du da!"

„Gut! sagte Lenz freundlich: Uebrigens — wenn ich ein Kind über etwas Verbotenem betreffe, und meine Frage „Was machst du!" durch die kurze Antwort „Gut!" auf seine Gesundheit beziehen höre, — dann schließe ich immer, daß dieses Kind entweder ganz unschuldig, oder in der Sache unwissend, oder schon höchst schlau ist. Hier aber —"

„Lenz, Lenz, was hast du dir heute vorgenommen?"

„Ich weiß es wohl. Aber die ungeheure Anstrengung, nüchtern zu bleiben, die ich mir vornahm, mußte wohl endlich diesen Schlaf nach sich ziehen. O, ich träumte recht süß. Ich sah Philippinen; — aber sie war schön röthlich und ganz verklärt, und schimpfte nicht mehr. Vous prendrés mon songe pour mensonge; kurz, ich sah sie, ging nach Hause, legte mich zu Bette, ließ mir Thee machen, trank noch eine Tasse mit Appetit, deckte mich zu, und starb, aus Liebe zu ihr. Da schrien Sie mich hier ins Leben zurück."

In wilder Zerstreuung blieb unser Steinach vor ihm stehen. Er war entschlossen; und nicht leicht vermochte in solchen Fällen ein ferneres Erwägen ihn

wankend zu machen; aber sein Herz war erkrankt. „Hör, Lenz, fing er an, du bist ein treuherziger, und oft ein sehr vernünftiger Mensch. Sage mir, welches sind wohl die besten Maßregeln für einen sogenannten armen Teufel? Aber verstehe mich recht, und — hauptsächlich bleibe mir mit aller Gemeinheit vom Halse! Ich weiß wohl, daß es Menschen gibt, die in langweiliger Abgeschmacktheit durch successives Zusammengeizen so reich werden, daß sie gegen das Ende ihres Lebens so ziemlich vor Nahrungssorgen gesichert sind. Zu dumm, zu kraftlos, um durch Schaffen zu erwerben, gehen sie nurunhartnäckig in ihrer einmal betretenen engen Bahn weiter, und bereichern sich einzig durch Entbehren."

„O wer kennt sie nicht! fiel ihm Lenz ein: Ein solcher legt bei einem Hundertguldendienstchen alljährlich zwölf Thaler zwölf Groschen zu Capital an; er versagt sich ein Jahr lang die Abendsuppe, um am letzten December einen silbernen Vorlegelöffel zu acquiriren, den er nie braucht; von aller Wonne des Lebens scheidet er willig, und leistet mir schriftlich Verzicht darauf, wenn ich ihm den Preiß von — zum Exempel Eilfhundert Thalern in schwerem Gelde, Louisd'ore zu vier Thalern einundzwanzig Groschen gewähre; in der Christnacht, am Abend nach einer zugefallnen Erbschaft, oder nach einem unvermutheten wichtigen Geschenke, legt er sich zu Bette, verlöscht das Licht, betrinkt sich im Finstern seelenallein,

und erzählt öffentlich, da habe er sich einmal ein Vergnügen gemacht! Gewöhnlich sind diese Menschen noch obendrein ehrsüchtig, und halten überall sehr auf Standesmäßigkeit, außer im Bezahlen."

„Nun gut, versetzte Steinach, wir reden jetzt vielmehr von einem Gemüthe, welches zwar zu großen Anstrengungen Kraft haben, aber beim Anblicke solcher Menschen stets sich unwillig wegwenden, und bald mit Entzücken wieder ausrufen würde: Nein, weiche du nie von mir, glückselige Armuth! Willkommen sey mir, erhabene Unstandesmäßigkeit, und du, glänzende Verborgenheit, — willkommen du, süßes Elend, worin edle und schöne Seelen wie im Ehrenkleide der Menschheit schimmern! du köstlicher Ueberfluß, in dem die freundliche Dürftigkeit am schönen Abend mit dem armen vom Wege heimgeholten Lazarus lebt! und heilig, ach, dreimal gesegnet du, geweihter letzter Bissen, den die Armuth mit dem Elende unter himmlischen Freudenthränen bricht! Mensch, ich frage dich im Namen aller heiligen Engel: ist der Reichthum strebenswürdig? Und warum will der Mensch von der Armuth scheiden, — aus der schönen Welt der Poesie hinfliehen in das gemeine prosaische Land der Zahlen? Fühlloser Klotz, antworte mir! — Ich glaube, du gähnst noch, Kerl!"

Erschrocken sprang Lenz jetzt auf, dehnte sich mit Händen und Füßen empor, und schüttelte die Glieder

oben in der Höhe vollends munter. „Purrasa! Am Galgen und bei Hochzeiten gehts hoch her! Nun, ich will sogleich schneller reden. Sie sind mir heute zu geschwind; und wenn Einer, der eben geschlafen hat, eine kurtze und kluge Antwort sucht, so ängstigt ihn gewöhnlich jener böse Weltgeist, der uns auch sonst zum Exempel an einem Bunde Schlüssel nie den rechten zuerst finden, oder gar den zuerst gefundenen bis zuletzt verkennen läßt. Aber, ich bin schon fertig mit meiner Antwort. Allerdings ist und bleibt der Reichthum etwas höchst beachtenswürdiges, für den, welcher reich zu seyn verdient, wie zum Exempel wir Beide. Was nun die armen Teufel betrifft, — hm, nachdem sie sind! — Ist ein armer Teufel erstlich ein hübscher junger Teufel, so soll er vor allen Dingen ein reiches Weib suchen. — Sie sehen, ich bin sehr einfach und schlicht!“

„Hebe dich weg von mir, rief Steinach, du ächter Repräsentant der thörichten, gemeinsten großen Welt! du hast keinen Sinn für die schöne Stimme, welche dem edeln Menschen zuruft: Sprich nicht zur Weiberschürze „mein Trost!“ und zu fremden Guthe „meine Hülfe!“ Nur das, was ich bin, steht in wechselloser Kraft und Schönheit da, ein Riesenfels im Sturme des Lebens!“

„Vor diesem schönen Stimmchen, sagte jener, stopfe der Mensch die Ohren voll Finger, und folge nur blind-

lings der meinigen. Ich weiß weiß, was ich sage, und will es beschwören! Ein Wort noch, mein Herr!"

„Fort, du bist ein niederträchtiger Philosoph; ein Narr!" sprach Steinach, und entfernte sich unwillig.

„Hm, hm, das gefällt mir bald! sagte der schlaue Alte, der Steinachen bat: Dieser Herr ist wahrscheinlich verliebt; denn er zieht seine Beine, wie ein Kind das Stimmen hat, und funkelt mit den Augen wie ein zorniger Vater. Ich wollte sie ihm wohl gönnen, wenn er dankbar und nicht so herrschsüchtig gegen mich wäre. O was für harte Worten haben mir heute die Menschen schon gesagt! Ich, ein Narr! — Wehl dem, dessen Sinne der Wein gefangen nimmt. Er hört doch nicht so genau und heftig, als ich heute. Ah, das Trommelfell seiner Ohren wird ewig nur mit Rosen geschlagen, und alle Töne klingen ihm so wunderbar, wie das Gemurmel im Haine zu Dodona! Und ich hätte nicht richtig geantwortet! Merken Sie auf! rief er Philippinen zu, die sich jetzt setzen ließ. Bewahren Sie meine Lehre. Es gibt zwei Wege zum Glück: — den Gnadenweg und den Weg Rechtens. Wer den letztern verfehlt, ist auf dem unrechten; wer ihn in seinen Geschäften für den sichersten oder kürzesten hält, der ist kein erfahrner deutscher Bürger; wenigstens ist er werth, gar keiner zu sein. Ich hatte einst einen alten Sekkaten zum Freund, — er ist bald darauf gehängt worden, — ein vormaliger

Literatus, welcher ein häßliches Mädchen mit Hunderttausend Thalern heirathen konnte, aber aus Verdruß darüber, daß er dieß auch ſollte, unter den Wehrſtand lief, und dort gänzlich verunglückte. Der hatte nun für die Sicherheit des Staates dreißig Jahre lang „Werda" geſchrien, und im Invalidenſtande bis zu unſrer Bekanntſchaft 10415 hölzerne Löffel für das allgemeine Beſte geſchnitzt. Wiewohl übrigens jeder Invalide in mehr als einer Rückſicht ein ſehr vermögender Mann ſeyn kann, ſo war es doch zufälliger Weiſe für meinen armen bleſſirten Teufel zum Heirathen jetzt zu ſpät, zur Verſorgung im Staat angeblich immer noch zu früh, und daher zum Verhungern gerade Recht. Wenn uns der Staat vergißt, mein Herr General, (denn nicht Ihnen, ſondern eigentlich Seiner Excellenz erzähle ich in dieſem Augenblick meine wahrhafte Geſchichte,) ſo ſchimpfen wir gar zu gern auf ihn. Mein Freund wollte den Gnadenweg nicht ſuchen, ſondern ſagte öffentlich, das Wort Soldat bedeute in gewiſſen Staaten bloß denjenigen, welcher 5 Fuß 1 Zoll und 1 Strich meſſe; überhaupt aber verſtehe man unter dieſem Wort ein Thier, welches täglich à 2 Groſchen fürs Vaterland Arm' und Beine riskire u. ſ. w. Er wollte weiterhin, da es der Staat dennoch immer zu ſeiner Verſorgung für zu früh hielt, und da er Brot haben mußte, das erſte Monatsſtück einer Zeitſchrift herausgeben, die den Titel führte: Journal von

und für Stocknarren, herausgegeben von einem ungenannten, mit Erlaubniss der obern, nebst einer Zueignung an Herrn Geh. Rath von Mistfink S. v. Die Censur warf ihm vor, er habe, um die Obrigkeit zu verspotten, das Wort „obern“ absichtlich mit einem kleinen Buchstaben geschrieben, und durch das Salva venia eine der angesehensten Familien im Lande beleidigt. Zwar entschuldigte er sich wegen des Erstern mit Unwissenheit in der Orthographie, die er im Kriege verlernt, und behauptete, das Letztere solle nicht Salva venia, sondern Seite fünf heißen, bewieß dieß auch mit der Pagina, auf welcher die Dedikazion stand. Aber man schickte ihn dafür auf sechs Wochen an den Block, und die Welt kam um etwas Schönes. Gedulden Sie sich nur, mein Herr General! — Jetzt bekannte sich der Erbitterte laut zu einer gewissen Oppositionspartei im Lande, welche damals behauptete, das Herkommen, die Charitativgelder und Denégratuits exekutivisch zu pressen, sey eigentlich nicht rechtliche Observanz u. s. w. Der Minister ließ ihn einziehen. Auch da wählte er den Gnadenweg nicht, sondern pochte aufs Recht. Die Opposition beging in der Folge Greuel, und ward wegen Landesverraths gesprengt. Den Alten, welcher der Unschuldigste war, ließ man sitzen, und vergaß ihn. Auf einmal brauchte der Minister einen Centfall, um sich an einem strittigen Galgen in den Besitzstand zu hängen. In dieser Noth fand man mei-

nen Freund äußerst bequem hierzu, und vor einem Jahre habe ich ihn noch pampeln sehen.*) So geht es denn, wenn der Mensch eine reiche Frau entbehren und verachten will! Aber, mein Himmelchen, ad vocem Frau! Welten her, Kaiserthümer her, daß ich sie verschenke! Schwüre her, daß ich sie breche! Denn meine Seele ist verliebt bis in den Tod! Kind, ich bin dein, und zwar, nach Kant, mit Sinnlichkeit und Vernunft, nach Bouterweck, mit Realprinzip und Idealprinzip, und nach D. Luther mit Leib und Seel. Bist du nicht heute ein wahres Ungeheuer, nämlich an Reizen! Was soll es erst werden, wann nun die ganze Silberflotte deiner Reize einst gegen mich ausläuft! Ich möchte schon auf der Stelle bersten, aus Liebe zu dir, du eingefleischter Engel! Der Branntwein deiner Schönheit brennt lichterloh aus dem Halse meines verliebten Herzens; und ach, schon fühle ich hier von diesem Herzen nichts mehr, als ein armes Häufchen Asche auf der leeren Brandstätte!" Er umarmte die neue Braut.

„Seyn Sie nur vernünftig! lächelte sie: Wollen wir heute ein Tänzchen zusammen wagen?"

„J, seh Einer das Närrchen! sagte Lenz: Haben meine Lehren schon Wurzeln geschlagen! Aber ich dächte,

---

*) Sollte diese nicht sehr interessante Geschichte etwa — wahr seyn?

da Sie nun leider einmal der Kulminationspunkt meiner Zärtlichkeit ſind, wir machten die Sache wenigſtens ſchriftlich feſt! Sie können ja ſchreiben. Ich habe einſt das Vaterunſer von Ihnen geſchrieben bewundert. Anfangs hielt ich es zwar für die Planzeichnung zu einer Feſtung mit Laufgräben; aber ſobald Sie ſelbſt es deklamirten, konnte man Vater und Amen ganz gut errathen. Oder nein, ich werde mir Finken da drüben zum Freiersmann erwählen; ich will einmal einen Hund nach Rippenbraten ſchicken. Sollte er dein Herzchen unterwegs angehen?"

„Immer das Geſchwätz! tadelte Philippine: Wer will Ihnen doch trauen!"

„Du haſt Recht, meinte er: Denn die Männer ſind Schmetterlinge, die von einer Blume zur andern fliegen. Aber ſind nicht auch die Weiber Blumen, die ihren Kelch jedem flüchtigen Schmetterlinge öffnen? Nein, laß uns Friede machen, du wertheſte Innbrunſt! Stelle meine Liebe auf alle Proben; verbanne deinen treuen Knecht auf Jahrhunderte von deinem Antlitz; banne mich hin über Länder und Meere; in menſchenleere Wüſten, in ungeſunde Schachte und Abgründe, wo die Zauberpilze im myſtiſchen Thau ſproſſen, und die Erd- und Grenzgeiſter ihre Eier legen: gib mir nur zum Abſchied eine nie verſiegende Flaſche mit, ſo ſoll doch dein theures Andenken in dieſer dürſtenden Seele nimmer vertrocknen."

„Ich wünschte freilich, wandte sie sanft ein: Sie ließen sich etwa zum Secretär machen.“

„Nicht doch! sagte Lenz: Dieser Titel gefällt mir nicht. Auch habe ich mir unter einem adlichen Privatsecretär von jeher einen blutjungen Mann gedacht, der immer über viele Arbeit klagt, und gern heirathen möchte. Wünsche nicht zu viel, mein Kind! O, auch ich wünschte gar mancherlei; zum Exempel ich wünschte, daß du zuweilen doch ein etwas freundlicheres Gesicht machtest, als etwa ein scheidender Prophet, der zum Hause hinaus geworfen ward, und draußen Unglück prophezeiht, oder eigentlich als ein alter romantischer Kammerjäger, der mit dem Mäusegiftranzen abgewiesen vor der Thüre da steht, und von Millionen künftiger Ratten weissagt, und raisonnirt und Mäuse macht! Aber sieh, mein sanfter Engel, auch ich will nicht zu viel wünschen. Doch jetzt, — um bei unsrer Heirath gründlich zu seyn, — wo bist du eigentlich her? Vermuthlich sehr weit? War es nicht von Konstantinopel noch 250 Meilen? Ah recht, hierherwärts! Jetzt fällt es mir wieder ein; du bist eben nicht weit her; du bist von Kuhbach gebürtig; da oben hinterm Galgenberge, — nun, über dieß Oertchen will ich mich wegsetzen.“

„Reden Sie doch nicht so entsetzlich viel! sagte sie, ich liebe das Reelle.“

„Eine fürchterliche Aussicht! rief er: Nun, so will

ich denn zu der Beschreibung meiner eignen Person übergehen. Ich bin schön von Person, werth zum Apoll von Belvedere gestellt zu werden —"

„Und sprechen Sie nicht immer so in Gleichnissen und Bildern!" mahnte ihn Philippine wieder.

„Ei, wir reden ja von der Liebe — sagte er, von diesem wunderbaren Ansatz in der Rechnung des Menschenlebens, bei welchem jeder Rechnungsführer in beständigem Zweifel ist, ob er ihn in die Einnahme oder Ausgabe schreiben soll! Sind uns da nicht Bilder und Gleichnisse die beste Aushülfe? Und im Ausdrucke liegt oft so unendlich viel! Ist es denn einerlei, ob ich sage: „dieser Mann ist vom Weine völlig bethört," oder ob ich sage: „er hat sich dudeldick gesoffen!" Oder — wenn ich Ihnen nun jetzt gestehen müßte, ich hätte einen gewissen perennirenden Ausschlag am Haupte —"

„So! versetzte sie aufmerksam: Das wäre eben nicht so Schönes. Nun!"

„So würde dieser Ausdruck immer eine viel sanftere Wirkung thun, als wenn ich, wie ein Bauer, deutsch herausspräche, ich hätte den Erbgrind —"

„Und Sie unterstehen sich! —" wüthete jetzt die Jungfer auf ihn los.

„Siehst du den verschiedenen Effekt? lachte Lenz: Laß mich doch nur ausreden, Närrchen! — ich wollte sagen: Darin besteht bei Vielen unsrer Dichter einzig

die gepriesene Idealisirkunst. Daß ich übrigens so rein bin wie eine Forelle, dieß kann sogleich nachgewiesen werden. Unter meine fernern guten Eigenschaften gehört ein vortrefflicher Magen, der, sobald man ihn mit irgend etwas Geistigem disponirt, alles verträgt, selbst Stroh und Kieselsteine: — kurz ein Magen, wie kaum das Publikum einen haben kann, welchem doch die Gelehrten bekanntlich den allerbesten zuschreiben und andichten. Doch bin ich ein Feind des Zankens, und hoffe, daß meine künftige Gattin nicht so ein altes Trauerpferd seyn wird, das dem Manne täglich ganze Kleewagen voll Wehklagen zum Magen führt. Ferner ist auch eine reizende Stimme eine Gabe Gottes; und mein allerliebstes Strohbäßchen, welches ich durch die Fistel singe, kennt man in ganz Sabinium und Hohenblat."

„Ich sage es ja immer, rief die ungeduldige Philippine, mit Ihnen wird man nie fertig! Merken Sie sich es also wohl, Herr Lenz, was ich Ihnen jetzt einmal für allemal eröffnen will: Wenn Sie mir, oder sonst Jemanden, — es sey nun dem General oder meinem Fräulein, — etwas meinetwegen zu sagen haben, so muß dieß noch heute geschehen, oder es wird zu spät seyn."

„Ach, sagte er, das ist mehr Hoffnung und Glück, als mein schamhaftes Herz ertragen kann! Dieses be-

flammigte Zawert bricht so unerwartet in meine große Seele herein, wie ein Weltgericht.“

„Ich, fuhr sie fort, darauf verlassen Sie sich! Ich werde kein Wort weiter über die Sache verlieren.“

„Nun soll ich das ganze Bad nebst dem Kinde ausschütten! sagte Lenz kleinlaut und bedeckte die Augen mit beiden Händen: Wie werde ich denn dem General beibringen, daß mir an der Sache gelegen ist! Ich werde in Ohnmacht sinken, und vor keuscher Scham den Geist aufgeben. Man wird sagen: die Verstellung hat den Stein getödtet. Und in dieser neuen Todesart werde ich so unwahrscheinlich da liegen, wie ein Fisch der erstickt ist.“

„Ein Glas Wasser, liebe Philippine!“ rief hier Steinach, der die erschöpfte Luise hereinführte, und sie zu einem Armstuhle hin nöthigte.

„Nein, laßt nur das alles, und geht! sagte sie und winkte den Leuten: Ich bin schon wohl. August, ich dächte, Sie gingen auch wieder in den Saal.“

„Wie ist Ihnen?“ fragte er bewegt.

„Habe ich Ihnen vorhin etwas Bitteres gesagt, Steinach! Und wollen Sie mir dieß vergeben? Die Zeit zum Schmollen ist nun vorüber, mein rascher Freund; denn Sie haben mein Herz erschreckt. Wollen Sie mir vergeben?“

„Oh! rief er, und legte ihre Hand an sein Herz: Aber die Veränderung Ihres Gesichts hatte mich selbst starr gemacht. Sie erblaßten bei der Nachricht Ihres Vaters auf einmal, und Ihre Züge deuteten zugleich auf einen so tiefen, leidenschaftlichen Verdruß; — ich war nur froh, daß Niemand außer dem Vater es bemerkte."

„Nun, es ist also geschehen! — fing sie jetzt wehmüthig und feierlich an: Dieser Schritt ist gethan, und Sie sind zu sehr Mann von Wort, um jemals rückwärts zu gehen. Können Sie glücklich seyn, lieber Freund? O reden Sie!"

Tiefgerührt von der himmlischen Wärme in ihrem Ton, und dem zärtlichen Schmerz in ihrem Blicke, hielt er die liebe zitternde Hand fester, und dankte der Freundin, und suchte sie über sein künftiges Loos zu beruhigen. „Ich weiß es, sagte er zuletzt, daß dieser Verkauf mich nicht glücklich macht; aber er bringt mein Herz vielleicht der Ruhe wieder näher, die ich — hier verlor! Lassen Sie mich diese Gegend fliehen. Wir sehen uns hoffentlich einst wieder, — und glücklicher. Dieß Guth war ja, wie ich, weiß, vormals Ihr Lieblingswunsch. Sollte ich den Wunsch meiner Luise nicht erfüllen, ehe ich scheide!"

„Welcher Gedanke! sagte sie mit Befremdung, und bitterer Schmerz zog sich um ihre Lippen: Ach, ich hatte

einst gewisse Wünsche zu meinem Vater auf, wie ein Kind — doch, er hat mich schrecklich mißverstanden!" Sie ward bei den letzten Worten glühendroth, und wandte sich ab.

„Aber veste Luise, brach jetzt der General herein, wie ist es möglich, daß du dich um etwas quälst, was dir sonst so viele Freuden machte!"

„O mein theuerster Vater, wüßten Sie doch, was mein Herz leidet! Dieser Mann, von einer trüben Laune ergriffen, hat Sie vermocht, ihm sein schönes väterliches Erbe zu entreißen. Auf dem hohen Meere der Welt wird er sich nun eine schwankende Heimath suchen müssen, von nichts umgeben als von der bodenlosen Tiefe. Vater! Seine Denkungsart wird bald eine Schaar von Feinden heranziehen; er wird sinken, — fallen wird er; und sein Auge findet dann im Rückblick auf das geliebte Eigenthum — nichts mehr! Auf seiner lieben Flur wandelt dann eine reiche Familie, die er — hassen muß!"

Steinach war zerstreut vor ihr stehen geblieben, und drückte ihre Hand immer fester an die Lippen. Der Alte küßte sie und nannte ihren Namen mit Entzücken. „Sehn Sie wohl, hitziger Stürmer, sagte er, daß wir meine brave Tochter vorher hätten fragen sollen! Aber leider ist es nun zu spät, Luise. Wir hatten verhin Zeugen, und sind jetzt gebunden. Nimm doch die

Sache nicht so tragisch. Sieh ihn nur an. Ist er nicht ein Mann? Weiß er nicht am besten, was zum Frieden seines Lebens dient? Sieh, wie schön und ruhig jetzt seine Augen auf uns herüberblicken! Aber Steinach, ich komme mir selbst vor wie ein Verführer. Hören Sie mich! — Ihr Guth ist sicherlich zu wohlfeil; und ich bin sehr reich, — lassen Sie uns wenigstens das Kaufgeld erhöhen! — O Gott, ich wollte —"

„Nichts mehr davon! fiel Steinach mit Würde ein: Sie haben auf Treu und Glauben gekauft, und dabei das Mögliche, was nur ein sehr reicher Mann thun kann, geleistet, worüber ich allein zu urtheilen vermag."

„Nein, Vater, rief Luise, beleidigen Sie diesen stolzen Mann nicht. Alles ist zu spät. Und — er hat kein Herz. Der Stolz hat es längst verschlungen, dieses Herz —" Sie schluchzte zuletzt.

„Stolz? sagte Steinach, und trat erröthend vor sie hin: Mit all meinem Stolze sage ich jetzt: Luise, ich fühle tief und innig Ihren Werth! und Sie könnte ich — ja dich, meine Freundin, würde ich im Unglück um Wohlthaten zu bitten vermögen, wie ein Bettler! — Stille! er drückte dem Generale die Hand: Es bleibt beim Alten, bester Vetter. Und, glauben Sie mir auf mein Ehrenwort: ich habe, in Rücksicht des Geldes, heute ein sehr vortheilhaftes Geschäft abgeschlossen, bei

welchem aber auch mein alter würdiger Freund keinen Schaden leiden soll."

„Tochter, Tochter, mir geht etwas wunderlich im Kopfe herum!" sagte der General, indem er sie ängstlich betrachtete, und sich mit Schmerz abwandte.

Sie machte in diesem Augenblick eine heftige Bewegung gegen Steinachen. „Ihr nöthigt mein Herz gewaltsam, sich von seinem Geheimsten zu trennen, — rief sie außer sich, und trat plötzlich wieder zurück, — nein, eher soll es brechen!"

Eben schritt Emilie herein, berichtete, daß man den General und Luisen bei der Gesellschaft vermisse, und wandte sich dann zu Steinachen, um mit diesem allein zu reden. Vater und Tochter gingen fort; aber letztere warf einen zweifelnden Blick auf die Zurückbleibenden.

„Ist es wahr, Steinach, fragte die erschrockne Emilie, daß der Kauf fertig ist?"

„Alles richtig! sagte er: In einer Stunde gehe ich, um zu packen. Morgen früh reise ich in die Residenz, und — weiter. Alles Uebrige besorgt mein Beamter, weil es mir unmöglich ist, mit diesem guten Alten hier noch ferner von Geldgeschäften zu reden. Ich selbst habe nur wenig vom Kaufgeld einzunehmen."

„Und Sie lieben meine Luise, fing jene wieder an. Ihre Luise, die das Alles schlechterdings nicht will?"

Er bog sich geheimnißvoll zu ihr, und faßte die Schwesterhand. „Unaussprechlich lieb' ich sie! sagte er mit leiser Feier: Ewig strebt mein Herz nach ihr hin, sehnsuchtsvoll wie die Erde nach ihrem Mittelpunkte. Zu schwach ist jeder Hauch der gewaltigen Zeit, um meine Liebe zu verwehen, die in sich selbst ewig und unzerstörbar ist. Ach Emilie! Eine Schale aus Lethe's Strome könnte diese Liebe in Schlummerdunst hüllen; aber meine Träume würden die Bande jener Vergessenheit wieder zerbrechen. Doch dieses Geständniß soll nun nimmermehr über meine Lippen kommen, nimmer über die Ihrigen, meine Schwester!"

„Unglücklicher Mann! rief diese: Und Sie stoßen ein Herz von sich, welches so heiß liebt, und sich nun aus Liebe verzehrt?"

„Das wird es nicht! sagte er zweifelnd: Dieses leichte wilde Blut wird sich bald von seinen melancholischen Theilchen befreien, um in der vorigen reizenden Heiterkeit fortzuströmen."

„Nein, Steinach, das ist nicht! Nein, bei Gott, Luise liebt nur einmal! Und Sie, mein allzustrenger Freund? Was wird Ihr Loos seyn?"

„Ist denn die Welt eine flache leere Wüste? erwiederte er: Hat sie nicht tausend kühle Schattenplätzchen zum Ausruhen vom Sonnenbrande des Lebens und der Liebe? Mein Genius reißt mich jetzt aus dieser seligen

Nähe fort. Es iſt möglich, daß Schickſal und Feinde mich hinſtrecken, — daß Fürſtengunſt mich zerſchmettert. Aber, muß denn gerade dieſes ſeyn? Mein Entſchluß iſt einzig der: ich will mich nicht in eine reiche Familie drängen, in welche höchſtens die Geburt, übrigens weder Rang noch Glück mir zu dringen erlauben. Wollte ich außer dieſem noch einen andern Gedanken faſſen, ſo iſt es ja auch bekannt genug, Emilie, daß Zufall, Kopf und Glück den äußern Menſchen oft ſchnell emporheben. — Aber wozu ſollen mir dergleichen Hoffnungen, da ich an Luiſens Liebe zu mir zweifle, und da alles, was Sie, meine Freundin, hierüber bemerkten, auch nur die zärtliche Aeußerung einer uneigennützigen, jetzt durch die Bilder der frühen Jugend erwärmten Freundſchaft ſeyn kann, und — wahrſcheinlich iſt?"

„Ungläubiger! O, ich wollt' es wäre ſo; aber in der Ferne ſehe ich nur Thränen für die arme Luiſe ſchimmern. Was hilft mir nun mein ganzer Plan, wenn dieſer unbiegſame Mann nicht glücklich ſeyn will!" Erſtaunt faßte er ihre Hand. „Emilie, iſt es möglich! Deßwegen wollten Sie alſo neulich —"

„Warum, fuhr das begeiſterte Mädchen fort, o warum ſoll ich denn den Freund meiner Kindheit nicht glücklich im Arme der reinſten Liebe ſehen! Warum zerhaut das Schwert ſeiner eigenen ſtolzen Strenge dieſes liebliche, vom Himmel längſt geſchlungene Roſen-

band! Ja, wissen Sie denn alles! Die Eifersucht hat ihr heute schon das stille Geständniß der Liebe abgepreßt; sie quälte mich mit dieser Eifersucht, und ich, — ich wähnte mich dabei so glücklich! Meine Seele verlangte euch Gutes zu thun, und wer in jenen Momenten, worin uns der Drang zur Unthätigkeit abspannt, für uns denkt, der ist ja auch unser treuer Wohlthäter."

Er blickte sie bewundernd an. „Wie selig wird doch der Mensch, sagte er, wann ihm das Götterbild der Freundschaft auf Erden erscheint! Mir tönt etwas in der Seele, als hörte ich das Rieseln eines himmlischen Borns. Wohl, meine Emilie! ich will den traurigen Trost noch mit mir nehmen, daß dieser Engel mich hätte lieben können; — doch nein, ihres Herzens werth zu seyn, ist kein trauriger, es ist ein schöner, reicher Trost auf immer!"

„Bester August, glaube mir, du hast dieses Herz verkannt! Es war schon längst dein freies Eigenthum; ach, und wird es ewig bleiben!"

„Ewig, holde Emilie?" rief Steinach außer sich, indem er sie in die Arme schloß, und —

„Emilie!" stöhnte hier auf einmal Luise mit einem schmerzhaften Schrei dazwischen. Sie war von Angst und Eifersucht getrieben, während der letzten Reden mit dem Baron Krüniz leise in eine Thüre getreten, sank jetzt kraftlos auf den Arm ihres Begleiters, raffte sich

dann ſchnell empor, und eilte fort. Krüniz gab nach beiden Seiten hin einige Zeichen des Erſtaunens zu erkennen, und flog dann Luiſen nach, die den Weg zu ihrem Zimmer nahm.

Verwirrt und erſchrocken ſah Steinach Beide verſchwinden. Auch Emilie erröthete tief, und hob mit einiger Aengſtlichkeit ihre Stimme, um den Baron zurück zu halten, welcher ihren zweimaligen Ruf abſichtlich zu überhören ſchien. Aber in demſelben Augenblicke glänzte doch das Gefühl der reinſten Freude in ihren Augen, und triumphirend ſagte ſie: „Mögen mich dieſe lieben Menſchen eine Zeit lang verkennen! Wohl mir, ich habe meinem Freunde bewieſen, daß ich die Wahrheit ſprach! Doch nein, ich muß zu ihr, — zu ihr, deren Haß ich keine Viertelſtunde ertragen möchte!“

„Halt, Emilie! rief Steinach der Fliehenden zu: Was wollen Sie thun? Bedenken Sie, daß von dieſem Augenblicke das Schickſal zweier Menſchen, die Ihnen theuer ſind, abhängt, und daß ich Ihnen nochmals Verſchwiegenheit, ewige Verſchwiegenheit zur heiligſten Pflicht mache!“

Sie entſprang ihm, und er eilte ihr nach und ſtieß den kommenden Lenz auf die Seite, welcher, durch Luiſens Stimme erſchreckt, ins Zimmer trat, und um Erläuterung flehte. „Was iſt hier los? ſagte jetzt der liſtige Lenz, und ſpähte nach allen Seiten: Der Teufel

war es nicht, denn der Spuk hatte eine so schöne reine Stimme, wie ein Flötchen. Amor, Freund Amor, mich dünkt, du spukst heute gewaltig auf unserm Schlosse! Ei, wenn doch auch heute meine Prophezeihung noch einträfe, dann vereinigte sich alles zu meinem Glücke. Luischen, Luischen! Wenn endlich unser Stündlein soll herbeikommen, so gäbe es uns der Gott der Liebe gnädig; und wer weiß, wem unter uns am meisten davor graut! Aber ich werde mich zu nehmen wissen, sobald einmal meine Jungfrauschaft den Gesetzen gemäß genugsam beweint ist. Steinach soll, gegen mich gehalten, ein bloßer Hanns scheinen, der zu seiner Grethe kommt, während ich in der höchsten ästhetischen Form und Regel an Philippinens Götterbrust so erhaben zerschmelzen werde, wie Raum und Zeit im ersten Glanzblicke des jüngsten Gerichts."

Erst jetzt fing man bei der Gesellschaft die eigentlichen Hausgenossen zu vermissen an, von welchen nur noch der General und Ida im Saale waren. Zum Glücke bestand diese Gesellschaft bloß aus Freunden. Aber als nun auch Ida zu ihren Eltern abgerufen ward, und sogleich nach dieser Botschaft leichenblaß und mit unsichern Schritten hinauswankte, da zischelte man doch, und der unruhige General rief: „Gott weiß, was aus dem heutigen Tage noch werden soll!"

Kaum war Ida auf ihr Zimmer gekommen, als schon die Eltern hastig mit Brixenfelsen aus dem Nebensaale hereintraten. „Tochter, rief der Minister in stürmischer Bewegung, wir bringen dir hier einen Mann, — nicht wahr, du glaubst an seine Rechtschaffenheit so fest als wir Beide?“

„Jeder seiner Gesichtszüge spricht sie so bestimmt aus!“ sagte das zitternde Mädchen mit halber Stimme.

„Sieh, schluchzte die Mutter, dieß Bild und diese Zeilen hat er mir gebracht; und das alles gehörte einst mein! Mein Sohn besaß es; — unser Sohn — dein Bruder!“

„Dein leiblicher Herzens-Bruder, Ida! stöhnte der Vater: Aber guter, lieber Mann, wo bleibt er denn, dieser kaltherzige Sohn! O Gott, stärke meinen Geist!“

Ida schrie jetzt laut auf, und hielt sich an einem Stuhle. „Mein verlorner Bruder! Philipp — mein Philipp wiedergefunden! Wer ist —“

„Unser Fink!“ fiel Brixenfels so schnell als möglich ein, weil sie dem Hinsinken nahe war. Alles schwieg eine Minute, der Vater immer starr durchs Fenster blickend. Dann sagte Ida lächelnd in seliger Ermattung, „Mutter, Mutter! Was urtheilte ich neulich über Finks Gesichtszüge!“ Freudenthränen waren der Mutter Antwort.

„Wer mag noch sagen, die Zeit sey kurz? fing der ängstlich harrende Vater von neuem an: Jeder Umstand trifft ein. — Aber halt! er legte Ida's Hand betrachtend auf die seinige, und fuhr mit einer gewissen Erbitterung empor: Hat er nicht einen auf diese Art gespalteten Finger, so ist er auch nicht mein Sohn. Betrachten Sie doch dieses Familienzeichen an uns!"

„Wir werden sehen; sagte der Maler: Aber beruhigen Sie doch Ihre Herzen nur einigermaßen."

„O Gott, Gott! Ist denn aber eine solche Wonne möglich! rief Ida mit süßem Schmerz zum Himmel auf: Einer, der längst ausgelöscht schien, — und der mein Bruder war! — sagt mir doch, sollte er heute so schön in dies warme, lebendige Leben wieder heraufkommen? Was ist das für ein neues Reich, das sich hier im Herzen aufthut, groß, still und himmlisch, wie die bessere Welt?"

„Ach, es wird nicht seyn! klagte die Baronin: Wir fanden ja sein blutiges Kleid im Walde! Nein, glaubt mir doch, die Blüthen einer solchen Herrlichkeit werden nur dort am Strahle jener heiligern Sonne gedeihen!"

„Ich sehe ihn kommen. — Ja er ist's!" sagte der Vater, und wankte zurück.

„Er kommt, sprach der Maler stark und feierlich: Noch einige Minuten, und Sie werden ihn sehen. Er

ist Ihr Sohn, — Ihr Bruder; — und er ist es gewiß. Wir wollen es uns recht warm und lebendig denken, daß dieser theure Mensch nun in wenigen Momenten da vor uns stehen wird. Halten Sie sich fest. Schonen Sie sich und ihn; aber hauptsächlich ihn. Er ist von einer Lebhaftigkeit, wie wenige Menschen sind! Sie kennen ihn ja selbst! Ich fürchte, sein reizbarer Körper wird es nicht ertragen. Seine Phantasie wird dieser Wirklichkeit unterliegen."

Der Maler hatte tauben Ohren gepredigt. Alle drei waren schon emporgesprungen, und wollten ihm entgegen. „Ruhig!" sagte er, und trat vor die Thüre.

„Ruhig! sagte der Greis: Wir wollen uns fassen, damit wir unsern Liebling nicht tödten. Aber, Gott, ich höre ihn! O mein Sohn!"

Es klopfte. Mit starren Blicken kam Fink herein. Er verbeugte sich, zitterte und ward blaß.

„Zeige uns die rechte Hand!" stammelte der Vater, und trat ihm mit den Frauen entgegen, die schon das Zeichen erkannten und laut schrien. Sanft breitete der stumme Sohn seine Hände gegen die Familie aus. Als sie ihm entgegen flogen, hob er einen großen freundlichen Blick langsam zum Himmel, zuckte und sank rückwärts in ihre Umarmungen.

Während die Familie den Betäubten auf einen Stuhl brachte, und um ihn beschäftigt war, betrachtete der Maler still diese Bildergruppe einer schönen und reinen Menschennatur, vor deren Kraft und Hoheit die Kunst freiwillig im Staube anbetet. Sanft weinte der Künstler aus der Ferne mit, und kaum gab es hier einen Glücklichern als ihn, der alle seine langjährige Mühe und Sorge um dieß junge Blut jetzt auf einmal so hoch belohnt sah; dessen Liebe zu seinem Zöglinge jetzt im Moment der letzten ihm erwiesenen Wohlthat erst ihre höchste Stärke zu erreichen schien. Selig lächelte er in die Umschlingungen der Glücklichen hinüber.

„Hast du noch keine Worte? schluchzte der Greis: Keinen Namen für mich? Er erholt sich so langsam! fuhr er leise und eifrig fort: Ihr habt ihn erschreckt. Laßt mich allein bei ihm! Ich bin ja sein Vater!" Die Frauen setzten sich und weinten still.

„Vater und Mutter!" rief jetzt der Wiedergefundene, — und ein wohlthätiger Thränenstrom ergoß sich aus den Augen des alten Mannes; lächelnd bog sich die eilende Mutter zu dem kindlich nach ihr gewandten Blicke nieder, um das theure Haupt an ihr Herz zu schließen, und Ida kniete vor den Bruder hin, seine Hand mit heißen Küssen bedeckend.

„Meine holde Schwester! seufzte er und sprang

ſchnell auf: Nur einen Mund voll Luft! er ging zum Fenſter, kehrte aber ſogleich um, und lehnte ſich an den Maler: Es war dieſer Natur zu viel, mein Freund. Ich bin kein Mann. Flöße du mir Kraft für all die Wonne ein, mein zweiter Vater! Du haſt der Kraft genug.“

„Sie hat uns alle verlaſſen, ſagte Brixenfels: Aber werde ein Mann! Denn die niegekannten Namen, womit dieſe edeln Geſtalten dich begrüßen, rufen deine ganze Seele zur Mannheit auf.“

Sie hielten ſich jetzt entfernt von einander, um Faſſung zu gewinnen. Der Greis umarmte den Maler, und blieb begeiſtert vor ihm ſtehen. „Was war ich noch vor einer Stunde! rief er aus: Und was bin ich jetzt! Gott, du allbeglückender Menſchenfreund! Zu welchen ſeligen Augenblicken haſt du mich aufgeſpart! Ach, wohl ſind die Tage meines kräftigſten Lebens in dumpfer Trauer um den Verlornen dahingezogen! Das Alter iſt meinen Jahren zuvorgekommen, und unaufhaltſam und träge rollte ſchon das Fuhrwerk meiner Zeit den Thoren der ernſten Gruft entgegen. Aber was habe ich verloren oder gelitten? Nichts! Mir iſt nicht das kleinſte Leid wiederfahren; denn ich fand ihn ja zuletzt noch! Ich ſehe ihn wieder, ſo ſchön, geſund, gebildet und liebens-

würdig! Seine Brüder, Gott, die barmherzige Menschheit haben ihn für mich Unwürdigen erzogen. Und ich sollte nicht diese schöne Welt mit unendlicher Liebe umfassen? O wohl mir, daß meine Haare mit Ehren grau geworden sind; daß ein treuer Vater den ehrlichen Namen dieses Sohnes gehütet hat! Sey es nun nach vielen Tagen, oder sey es morgen, daß mir der Tod winkt! Mit Freuden werde ich in den Schoos der mütterlichen Erde zurückfahren, denn dort steht der Freund, er ist wiedergekommen, der diese Augen sanft zudrücken wird!" Er verhüllte jetzt vor Wonne sein Angesicht, und wandte sich von dem inniggerührten Brixenfels ab.

Rasch öffnete man die Thüre. Schweizer trat ein, und Fink konnte wieder lebhaft ihm entgegenfliegen, aber Jedermann erstaunte über seine Begleitung. Es war die alte Zigeunerin, und — Kordelia. Längst hatten Beide ihrer Bande zu entfliehen gesucht. Gestern Abends war es ihnen, in Abwesenheit des Hauptmanns und der übrigen Männer, endlich gelungen, durch die Wälder zu entkommen, und den Dreiherrenstein wiederzufinden, wo Kordelia's laute Freudensbezeugung über ihre Befreiung und der Schimmer ihrer Zigeunerlaterne unsern Fink und seinen Knaben, wie wir schon wissen, in Schrecken und Angst gesetzt hatten, ohne von Beiden untersucht und erkannt zu werden. Einer von Erdmanns

Gärtnerburschen läßt sich durch ein kleines Geschenk bewegen, ihnen Quartier in einer Scheune anzuweisen. Allein jetzt vor einer Viertelstunde führt ein Militärkommando ihren Hauptmann an der Einsiedelei vorüber nach der Residenz, weil gestern Abends ein benachbarter Justizbeamter zufälliger Weise in diesem Menschen einen fremden wichtigen Staatsverbrecher entdeckt hatte, auf dessen Kopf ein hoher Preiß stand. Die ganze Bande war bereits in alle Welt auseinander gestoben. Aus Gewissensangst hatte nun der Gärtnerbursche seine Gäste sogleich dem Gärtner angemeldet, und diese waren von Schweizern erkannt und in Schutz genommen worden.

„Laßt die ganze Bande darüber abhören, schrie die Alte, und warf sich der Familie zu Füßen, ob ich je meinem Nächsten eines Kohlkopfs werth geraubt habe! Aber ich war jung und feurig, und ich trug heißes Verlangen nach Kindern, und der große Gott hatte meinen Leib verschlossen. Da kam der böse Feind und erhitzte meine Sehnsucht und machte mich zur Kinderräuberin. Hört alle meine Verbrechen, so wie ich sie täglich vor Gott bekenne! Ich habe die Leute durch Wahrsagen und Zeichendeuterei betrogen; das verzeihe mir der barmherzige Gott! — Ich habe zwei Kinder geraubt; das mögt ihr mir verzeihen! — und seht, ich kann meinen Diebstahl ersetzen; — da stehen sie beide noch frisch und ge-

fund! (Sie zeigte auf Finken und Kordelia.) O alte Mutter, ich habe deinen Philipp vor Liebe gebissen, als ich ihn im Walde zwischen den Dornen blutig hängend fand. Ich habe in meiner sichern Höhle um dich geweint, als endlich dein Wagen ohne den Kleinen so langsam fortfahren mußte; — aber ich konnte das Kind nicht wieder von mir lassen. O Philipp, ich habe dir fünfmal das Leben erhalten, und doch entliefst du mir, als du klug wurdest, und ich suchte dich dann vergebens in der weiten Welt, bis zu dem neulichen Abende, wo wir am Dreiherrensteine lagen. Ach, ich erkannte im Augenblick dein schönes Aug' und deinen Mund und dein Fingerlein wieder, und wahrlich, ich hätte dich erkannt, auch noch im sechzigsten Jahre deines Lebens! Großer Gott, ich dachte du würdest mich auch kennen, und ich gab aus Angst und Freude und Schrecken unsern Leuten gleich das gewöhnliche Zeichen der Verrätherei, und versteckte mich vor dir. Und nun — nun hat die alte Isidora nichts weiter auf ihrem Herzen! Jetzt brecht den Stab über die arme Sünderin, die gerne sterben will!"

Ihr Haupt sank auf den Boden, und neben ihr wollte die weinende Kordelia sich auf ihre Knie werfen.

„Nicht so, du treue Seele! rief Philipp, und ergriff sie: Noch ehegestern retteteſt du mir das Leben, und ich schwöre, daß nie eine böse That deine Seele

befleckt hat! Kommt, Mutter, (er hob Iſidoren auf,) ſeyd getroſt, — denn ihr ſeht ja, daß hier alles wieder gut iſt.“ Er ſprang ſeinen Eltern in die Arme.

„Ja ſie wollten dich und den ſchönen Drittelsherrn ermorden, ſagte Kordelia, weil ihr mir gut waret und ich immer wieder zu euch verlangte. Sage mir doch, warum gibt es ſo häßliche Menſchen wie dieſer Hauptmann iſt, den ich im Anfange für zu gut hielt? So lange er mir unterthänig blieb, fürchtete ich ihn nur, und war ihm gut. Denn er ſprach ſo traurig, daß ich mit ihm litt; und niemals habe ich ſeine Hände über dem Raube betroffen. Aber als er zuletzt allnächtlich zu meinem Lager trat, und, — ich weiß noch nicht was er wollte, aber du und Steinach, ihr hättet nicht ſo geredet; — und ſeitdem er mir immer Liebe zuſchwur, haßte ich ihn wie den böſen Geiſt, und ſuchte zu entfliehen. Und die Mutter Iſidora hat mir fortgeholfen.“

Das Mädchen hatte zuletzt verſchämt die Augen niedergeſchlagen, und Philipp ergriff jetzt, um ihren naiven Geſtändniſſen Einhalt zu thun, die Hand des Grafen, und ſtellte dieſen unter ſeinem wahren Namen den Verwandten vor. Bei den Worten „mein theurer Schweizer iſt niemand anders, als unſer lieber Vetter, der Graf von Laurenberg“ ließ die ſüßerſchreckende Ida

sich schnell auf einen Stuhl fallen, und hauchte einen geheimen, tiefen Seufzer aus.

„Was! schrie der Alte, der ist ja auf Reisen!“

„Recht, Herr Baron, als Maler! fiel der Graf ein: Entschuldigen Sie mein bisheriges Inkognito, und verzeihen Sie mir, daß ich das Empfehlungsschreiben meines Onkels erst in diesem Augenblick überreiche.“

„Mein Gott ja, der alte Onkel! rief der Minister in froher Erinnerung aus: Wie geht es ihm doch? Ach, Sie haben sich durch eigenen Menschenwerth längst selber empfohlen. Umarmen Sie mich, und tausendmal heißen wir Sie willkommen in diesem seligen Leben, mein bester Vetter! Aber, wandte er sich lebhaft zu Brirenfelsen: wer sind Sie, mein Herr? Ich bin durch Sie selbst an Wunder so gewöhnt —“

„Ich bin und bleibe der Maler Wilhelm Brirenfels,“ lächelte dieser.

„Das heißt Sie Gott reden! sagte Jener, und faßte seinen Sohn fester: Wohl uns, daß die Verwandlungen zu Ende sind, und daß deine liebe Gestalt unverwandelt mein bleiben soll! O mein edler Brirenfels, mich dünkt es schön und erfreulich, daß Ihr Charakter und selbst Ihr Name so fest steht!“

„Sieh da, Vater, einen Mann, fiel der schwärmende Sohn ein, einen Menschen, — einen menschlichen

Mann, — den kein Gewand herrlicher als seine reine Menschheit, in welcher diese Engelsseele lebt!" Es war ein herzerhebender Anblick, wie Vater und Kind jetzt einige Minuten am Herzen des trefflichen Künstlers weinten.

Der Graf war indessen von der Ministerin zärtlich begrüßt worden, und als er sich nun an seine Ida wandte, sank das überselige Mädchen an seine Brust.

„Die Freude macht sie trunken!" sagte die überraschte Baronin, und warf einen Blick der Befremdung auf sie.

„Nein, o nein, meine geliebteste Mutter! rief Philipp, und mischte sich in ihre Umarmung: Diese zwei Herzen muß von nun an kein Raum, kein Tod mehr trennen! Dieser liebe Jüngling sey das brüderliche Erstlingsgeschenk eines Glücklichen für seine theure Schwester. Er sey dein Gatte, Ihr Sohn und mein Bruder!"

„Gestern gestanden wir einander unsere Liebe, sagte der Graf, und heute flehen wir um Ihren Segen." Sie umfaßten die Knie der Mutter.

„Was höre ich! sagte die erstaunte Alte mit hartem und langsamem Tone: Waren das deine Thränen, Ida?"

„Gute Mutter! rief der Minister, und reichte nach ihr, und zog den Grafen an sein Herz: Ahndeten wir nicht, daß sie liebte? Und trifft nicht unsere Hoffnung ein, diese Tochter werde keinen Unwürdigen lieben? Will-

kommen, meine Kinder — und hoch will ich das erſte Geſchenk meines Sohnes ehren!“

Aber Ida lag noch laut weinend ihrer Mutter zu Füßen. „O meine theure, beleidigte Mutter! ſchluchzte die Bange: Können Sie jemals Ihrem ungetreuen Kinde verzeihen! und, — Mutter! ich kannte ja keinen Grafen Laurenberg! Der Maler Schweizer war es einzig, den meine Seele liebte.“

Alles drängte ſich zur Baronin, die endlich das arme Mädchen emporhob. „Ida, ſagte ſie erröthend, aber in tiefer Bewegung, meine Wünſche für dich hatten eine andere Richtung. Die Liebe iſt mir zuvorgekommen, und hat dieſe Wünſche vereitelt. Ida, wer verzichtet gern auf ſeine Lieblingsplane! Gewiß, ich wollte dein Glück, meine Tochter. Es iſt ſchlimm, daß ſchon der ganze Hof über dieſe Sache Vermuthungen hegt, und daß der Präſident auf den heutigen Abend eingeladen iſt. O dieſer würdige Mann! Verzeihen Sie, lieber Graf! Ich fühle das Ehrenvolle in Ihren Abſichten, und ich kenne hier keinen andern Entſcheidungsgrund, als die Liebe zu meiner Tochter; nur, die Form in dieſen Scenen —“

„Verehrungswürdige Frau! fiel Brixenfels mit edelm Nachdruck ein: Dieſer heilige Moment muß, ſelbſt in ſeiner gebietriſchen und auffallend ſchnellen Erſcheinung, nicht verkannt werden. Auf Schwingen des Bli-

hes rauscht der Genius irdischer Glückseligkeit herein, und edle Seelen huldigen dann willig der einzigen schönen Form, in welche die mächtige Natur unser ganzes Menschenwesen drängt."

Das schien sie zu ergreifen. Ihre tropfenden Augen und die ausgestreckten Hände winkten den Kindern. Es erfolgte eine allgemeine Umarmung. Doch konnte die Ministerin zwei Minuten darauf schon an ein Billet denken, was sie sogleich an den Präsidenten mußte abgehen lassen, um diesem die richtige Haltung für den heutigen Abend zu geben, wo nun schlechterdings die ganze Sache ein für allemal abgethan werden sollte.

„Wer lehrt mich doch, rief Philipp, wer hilft mir die Wonne solcher Augenblicke mit dieser engen menschlichen Brust fassen! Und wer bin ich, daß die himmlischen Mächte mich zu dieser hohen Seligkeit erheben! Ein Kind des Unglücks, ein Fremdling in allen Ständen, ward ich durch alle Stände gepeitscht; die Menschheit kannte den früh verwaisten Knaben nicht; und schon hatten Jugend und Naturell mich hinabgeführt bis zu den schwarzen Ufern des Lasters: — da kamst du, mein Prometheus, mein Retter, freundlich zu mir! Vater, da fand mich dieser edle, große Mensch mitten in der Wildniß des Lebens. Er nahm den Schutzlosen an sein Herz, erzog mich, und erhob mein Wesen so hoch, daß ich durch

ihn jetzt, — aber erst jetzt in diesem heiligen Augenblicke, wo eine neue Welt in meinem Innern aufglänzt, — würdig ward, diese verwandten Seelen wieder zu finden!"

„Ja mein Wilhelm, fiel der Graf mit gleicher Begeisterung ein: die Welt hat kein herrlicheres Gut, als einen Freund der dir gleichet! Ohne dich könnte ich mich nie eines so trefflichen Weibes werth fühlen!"

„Laßt mich! wehrte der gerührte Maler: Macht meine Wangen nicht schamroth im Angesichte solcher edeln Menschen. Gebt nicht dem Priester das, was seiner Göttin gebührt, — der Kunst. Ihr, der großen Bildnerin, die euch zu Befriedigung aller Ansprüche ermächtigte, welche jetzt Liebe, Vaterland und Welt an euch machen, ihr, die gern in schönen Herzen wohnt, aber auch selbst den verwilderten Menschen in die sanften Arme der Menschheit zurückgibt, — ihr, der Tochter des Himmels, laßt uns Altäre und Dankopfer weihen in aller Welt!"

Fink hatte die Hände gefaltet. „Ja, sagte er, doch du ließest zuerst die heiligen Gestalten aus einem verschwebten bessern Leben meinem erstaunten Blicke vorüberrauschen! Von deinen Lippen flossen die ersten Töne aus der Siebenhügelwelt zu mir herüber, und jene göttlichen Laute von Hellas, die nimmer im Sturm der Zeiten verhallen werden!"

Die Gefühle ihrer Herzen, — welche Ida in sanften Thränen, und an ihrer Hand das wilde Mädchen in einer wunderbaren Rührung mitfeierte, — hätten sich noch länger ergossen, wenn nicht Lenz, mit einer sehr dringenden Einladung in den Saal, angekommen wäre, wobei er meldete, daß Luise sich in ihr Zimmer verschlossen habe.

Man theilte ihm sogleich alles Vorgefallene mit, und der Alte konnte vor freudigem Erstaunen kein Wort reden. Aber, wie ward ihm zu Muth, als plötzlich Isidora hervorsprang, Kordelien zu ihm hinriß, und laut und vernehmlich sprach: „Das ist er! Sieh, Mädchen, das ist dein Vater! — Mann, das ist deine leibliche Tochter!" Alles staunte auf den unbeweglich und starr gewordenen Kammerdiener hin. Endlich fing Philipp zuerst unmäßig an zu lachen. „Du packst ihn gerade bei seiner empfindlichsten Stelle an, sagte er zu Isidoren: Denn in der Keuschheit liegt sein höchster Stolz."

„Hast du nicht Försters Carolinchen in Wallbach gekannt, schrie die Alte, der du davon liefst, als diese Kleine sich unter ihrem Herzen zu regen begann? Ich stahl sie ihr. Aber ich brachte sie der Mutter zurück. Da fanden wir diese auf dem Todbette. Das arme Thier ist treu geblieben lebenslang, und auf dich gestorben. Sie ist nun in der Wahrheit, wir aber leben noch

in der Lüge. Doch mußte ich ihr verſprechen, des Kindes Vater aufzuſuchen bis an meinen Tod; — und hier ſteht der Vater wahr und wahrhaftig!“

Gegen das Ende dieſes Sermons, der auf Lenzen die Wirkung einer ſucceſſiven Verſteinerung machte, fuhr er noch mechaniſch mit der Hand an die Taſche; — ein Manövre, welches er, wie Philipp wußte, nur in den allerwichtigſten Gemüthsbewegungen gebrauchte, um Hülfe bei ſeiner theuern Flaſche zu ſuchen. — Aber kraftlos ſank ſeine Hand für dießmal zurück. Bei den letzten Worten richtete er einen gewaltigen Blick auf das Mädchen, drehte ſich ſtracks um, und man ſah, indem der Verſtummte hinausſchritt, ſeine rechte Hand am Auge arbeiten. Die Alte und das weinende Mädchen ſtürzten ihm nach.

Während deſſen hatten unſere übrigen Freunde, zu welchen wir jetzt zurückkehren, in verſchiedenen Zimmern einander verfehlt, und fanden ſich auf einmal alle, Luiſen ausgenommen, im Saale wieder. Aber jeder ſchien nun den andern zu fürchten. Endlich zeigte ſich für die unternehmende Emilie doch ein günſtiger Moment, wo ſie den Baron Krüniz ins Nebenzimmer zog, und ihm freimüthig wegen der vorhinigen Scene eine Auskunft

gab, die ihn über die Sache vollkommen aufklärte, und so sehr befriedigte, daß man eine ungewöhnliche Heiterkeit aus seinen Augen leuchten sah. „Ich begreife jetzt selbst nicht mehr, sagte er, wie ich vorhin einige Minuten lang in Ihre wahrheitvolle Mißtrauen setzen konnte! Statt der wohlverdienten Strafe dafür haben Sie mir in diesem Augenblicke nur einen neuen Beweis von der hohen Würde Ihres Charakters gegeben. Ja, meine beste Freundin, muß ich den Mann preisen, dem einst Ihre Liebe zu Theil wird! Und glücklich fühlt sich auch schon der Sünder, welchen Sie noch eben jetzo einer so offenen, treuherzigen Erklärung über Ihre Denkungsart würdigten. Erlauben Sie mir zu sagen, daß diese Güte, — ja ich unterstehe mich es eine gütliche Gesinnung für mich zu nennen, — mein Herz auf ewig an das Ihrige gefesselt hat. Aber — (er stockte, und gerieth jetzt in starken Affekt) nach dem, was nun eben vorgefallen ist, bin ich nicht kühn genug. Ich fürchte vielmehr, den langgewünschten schicklichen Zeitpunkt gerade jetzt nicht gefunden zu haben, um Ihnen, meine Verehrungswürdige, das aufrichtige Geständniß meines Innersten darzubringen, daß mein Herz Sie längst auf das redlichste und innigste verehrte; — daß meine höchsten Wünsche einzig nach dem Glücke ringen, Ihnen — auch meine Person und Hand antragen zu dürfen!“ Er holte tief Athem, und zerdrückte ängstlich ihre Hand,

in der das längst vorbereitete Mädchen doch nun selbst ein Zittern fühlte.

„Mein lieber Freund, fing sie an, Ihr Antrag überrascht mich zwar nicht —"

„O gewiß, fiel der feurige Krüniz ein: er stand, seitdem ich dieses Haus betrat, deutlich in allen meinen Blicken und Mienen geschrieben!"

„Ich habe ihn dort gelesen, sagte sie zärtlich: Und hören Sie das Geständniß eines unbefangenen Mädchens: Seit Jahren schon ehrte ich Sie, aber seit Wochen war ich Ihnen von ganzer Seele gut —"

„O nur die Zeit ist der Trost des Blöden, meine edle Emilie!" rief er mit frohem Lächeln, und wagte es, sie zu umarmen.

„Aber —" fuhr sie fort, und wies ihn sanft von sich. Ein Krüniz mußte wohl vor jedem „aber" zurückfahren; allein dieses leise Wörtchen Emiliens verdoppelte jetzt nur sein Feuer, da er einmal seinen Antrag glücklich vom Herzen hatte. „Nein, rief er, es ist unmöglich, daß es nach diesen herzlichen Geständnissen für uns noch ein „aber" geben könnte! Ich fühle mein Herz nun so leicht und glücklich; und welcher Feind wollte auch noch Unkraut in die Saat dieses Bundes streuen!"

„Hören Sie mich! sagte Emilie. Ich fühle es innig und warm, wir würden wohl glücklich seyn! Aber Sie wissen es sicherlich noch nicht, — und dieß tröstet

mich gerade am meiſten, — daß Ihre Geliebte keine reiche Erbin iſt, wie Ihre Muhme? Denn das, was mir noch einzig die Rechtſchaffenheit meines Onkels gerettet hat, iſt eine unbedeutende Kleinigkeit —"

„Ich verzeihe dir! ſagte der redliche Mann, ſie mit feuchtem Blicke betrachtend: Denn auch hier wird nur die Zeit des Blöden Troſt ſeyn. Nun? Noch mehr „aber!"

„Keins! ſchluchzte ſie an ſeinem Halſe: Keins mehr, du guter, guter Menſch! Verzeih der reuigen Freundin, daß ſie noch einen Augenblick am Edelmuthe deines Herzens zweifeln konnte!"

„Wer wollte nicht verſöhnlich ſeyn, ſagte er liebkoſend, wenn eine geliebte Hand uns noch einmal feindſelig dreht, indem ſie ſich auf ewig in die unſrige drückt? Oft und lange bin ich verkannt worden, meine Freundin. Aber der heutige Tag ſoll mich rechtfertigen. Und nun mache ich getroſt die Welt zum Richter zwiſchen meiner Verſicht und der Unbeſonnenheit Anderer; zwiſchen unſerm ſchönen, beſonnenen Vertrag und allen jenen Bündniſſen, die der Moment verſtrickt und die Reue zerreißt; — ich möchte auch ſagen: zwiſchen mir und Luiſen, die noch heute Morgens meiner Bedächtlichkeit ſpottete."

„O die gute Schweſter! rief Emilie: Wüßten Sie,

wie ſehr die Arme jetzt leidet! Ach, warum darf ich ſie noch nicht an dieſes Herz drücken!“

„Schon wieder lauft ihr fort! zankte hier der alte General zur Thüre herein: Was macht Luiſe? Noch immer eingeſchloſſen?“

„Sie bat nur um eine Viertelſtunde Einſamkeit und Ruhe, erwiederte Emilie, und wollte dann ſogleich wieder zur Geſellſchaft kommen und heiter ſeyn.“

„Ich will und muß aber zu ihr! ſagte er heftig: Sie wird krank wegen des verfluchten Guths! Und, — ihr wißt es alle nicht, — es ſteckt noch etwas ganz anderes dahinter als ihr glaubt. Ich muß es erfahren! Mein Kind will ich froh ſehen, oder ſelbſt nicht länger glücklich leben!“

„Beſter, liebſter Onkel! bat Emilie, die ſich von Herzen über ſeinen Verdacht freute: Nur noch eine Viertelſtunde gehen Sie mit Herrn von Krüniz in den Saal! Ich bringe Ihnen dann Luiſen ſelbſt dorthin. Der Hof kommt noch lange nicht, und Sie wiſſen ja, daß auch übrigens alles längſt in Ordnung iſt.“

„Nehmen Sie doch, ſagte er im Weggehen verdrießlich zum Baron, ein Beiſpiel an einem alten Generallieutenant, den die Weiber kommandiren!“

„Er iſt mein! rief das frohe Mädchen, und warf ihrem Bräutigam Küſſe nach: Emilie, triumphire nur, denn du haſt heute die Behutſamkeit ſelbſt zur Eile ge-

nöthigt! Eins iſt gelungen! Aber das Schwerſte iſt noch übrig. Gewiß, in dieſem Augenblicke haßt ſie mich! O Luiſe, du wirſt mich im folgenden deſto heißer lieben! Aber ich muß noch einen Verſuch machen ſie zu ſprechen. Ja, nicht länger ſoll die Schlange der Eiferſucht ihr königliches Herz umringen und ängſtigen!"

Dieſer Entſchluß ward indeſſen unnöthig. Denn eben als ſie gehen wollte, kam Luiſe furchtſam zur äußern Thüre herein, und blieb, entfernt von Emilien, ſtehen. Dieſe ſah ſie freundlich an, und öffnete ihre Arme. Ein Moment der Erſchütterung, — und Luiſe lag an ihrem Herzen.

„Ich kann dich nicht laſſen! rief ſie aus: Nimm ihn hin! Du biſt ſeiner werth. Du biſt beſſer als ich! Ich verzeihe, — alles, alles verzeih' ich dir!"

„Nichts haſt du mir zu verzeihen! ſagte Jene: höre doch deine Emilie! Der Entzückte ſchloß mich an die Bruſt, als ich ihm den Troſt gab, dein Herz werde ſein ewiges Eigenthum bleiben."

„Du ſagteſt ihm das!" brachte ſie matt hervor, und mußte ſich ſetzen.

Emilie beſann ſich. „Nun, ich ſagte ihm, du habeſt niemals ernſtlich mit ihm gezürnt, und du werdeſt ihm auch in der Ferne immer gut bleiben."

„Du ſagteſt ihm nur dieß? ſeufzte Luiſe wieder: Und warum das? Denn du liebſt ihn, und ſprachſt

ja heute ſelbſt zu mir: „auch ich liebe!“ Und — doch ſchriebſt du mir wieder anders, Emilie?“

„Seit einer Viertelſtunde iſt Krüniz mein Verlobter,“ ſagte Emilie langſam.

„Jetzt, ach jetzt faß ich dich! o du!“ — fuhr Luiſe auf, wie aus einem langen Traum, und ſank in ihre ausgebreiteten Arme.

„Endlich! rief Emilie unter Küſſen: Ein ſolcher Augenblick thut der Seele wohl, meine theure Schweſter! Vernimm es dann: Er liebt dich unausſprechlich.“ Beide ſchwiegen lange.

„O weh, er flieht!“ klagte Luiſe mit leiſem Ton, als jetzt eben Steinach reiſefertig eine Thüre öffnete, um in den Saal zu gehen, und beim Anblick der Mädchen ſchnell zurücktrat, um einen andern Weg zu nehmen.

„Steinach, bleiben Sie!“ rief Emilie.

„Gewiß, Sie haben ſich in dieſer Stunde viel zu ſagen,“ erwiederte er entſchuldigend, ohne näher zu treten.

„Nein, Lieber, Auguſt! bat Emilie: Verſöhnen Sie mir meine Freundin wieder!“

„Emilie! Du brichſt mein Herz!“ liſpelte die bange Luiſe, und verbarg ſich an ihr.

„Ich habe ſeit einiger Zeit den Schein gehabt, —“

fing Steinach verlegen an, indem er Luiſens Hand ergriff.

„Still, guter Auguſt! unterbrach ihn Emilie: Wir brauchen wenige Worte, weil wir uns alle lieben. Viele Menſchen haben heute Steinachen und mich für ein liebendes Paar gehalten. Ich ſelbſt, ich allein, ſuchte ſchon ſeit mehrern Tagen dieſe Vermuthung zu beſtärken, ohne Sie, Auguſt, meine Abſicht dabei errathen zu laſſen. Dieſe Abſicht war keine ſträfliche: ich wollte meinen blöden Brautwerber mir, — und euch, meine Lieben, einander näher bringen. — (Luiſe drückte jetzt die Freundin von neuem geheim und feſt an ſich.) O warum mußte mir dieſer Zweck nur zur Hälfte gelingen!“

„Er iſt ganz gelungen, Emilie! rief Steinach, außer Faſſung: Zwar flieht mein Fuß die mütterliche Gegend, weil Ehre und Pflicht es gebieten, aber meine ganze Seele bleibt hier! Und ſo nehmt mein Lebewohl, ihr Unvergeßlichen! Denn jeder Augenblick des längern Verweilens raubt mir einen Theil meiner Kraft. Gewiß, Emilie war ſehr hart gegen mich.“

„Verlaſſen Sie uns heute nicht!“ murmelte Luiſe ängſtlich, und ſtand auf.

„Ich muß, ſagte er ſtark, wenn ich meine Beſonnenheit erhalten will. Leben Sie froh, meine Luiſe! Sie hielt ſeine Umarmung wehmüthig ab, und er küßte

ihre Hände, die ihm die Verwirrte an die Lippen drückte: Warum verſagen Sie mir dieß Lebewohl? Lebe wohl, Luiſe! O wir werden uns einſt glücklicher wiederſehen! Wahrlich, ja ich komme wieder!"

„Wahnſinniger Freund!" liſpelte Emilie mit dem bitterſten Schmerz, als er ſie ſtumm in die Arme ſchloß, und nun in raſchem Taumel nach dem Saale fortſchritt.

„Er geht, ſprach jetzt Luiſe dumpf: er wankt dahin, Emilie! Schwermüthig, finſter, und doch ſo ſchnell! — So zieht das Unglück über die Erde. — Auguſt! Auguſt! rief ſie laut, und die Quellen ihrer Augen öffneten ſich: Komm zurück! Mann, wo willſt du hin? Ich liebe dich mehr als mein Leben! Nichts, kein Vorurtheil, keine Gewalt, die ganze Natur ſoll mich nicht von dir reißen!" Sie flog dem Zurückkehrenden entgegen, und fiel wie außer ſich in ſeine Arme.

„O du, für die meine ganze Seele lebt, ſagte Steinach: laß mich los aus dieſen unzerbrechlichen Banden! Mir iſt, als faßten mich in deinem liebenden Arm alle Kräfte der Natur. Sieh, das ungerechte Glück drängt ſich noch zwiſchen uns! Willſt du, daß ich —"

„Halt! rief ſie, indem die feurigſte Liebe aus ihren Augen blitzte: Ich weiß alles was du ſagen willſt, ſtolzer Mann! Meine Liebe überſchaut deine ganze Größe, und ſoll ſie überwältigen, ſo wie ſie mich ſelbſt beſiegt

hat. Willig füge ich mich in ihre schönen Ketten; auf lebenslang weiht deine Luise sich dir und der reinsten Liebe! Sieh auf zum blauen Himmelsgewölbe! Dort stehe die Ewigkeit meiner Liebe gemalt. Wolken fliegen vorüber; doch in der Tiefe blaut es ja fort, rein, treu, und ewigfrisch! Und wenn gleich meine Gestalt, die du oft Schönheit nennst, in ihrer Hinfälligkeit der Rose gleichet, so soll doch aus ihrem frühen Grabe ein jugendlicher Geist hervorblühen, der keinem Altern unterworfen ist! Von jenem Augenblick an, wo ich mit Emilien dich auf deinem Felsen im Schimmer des Abendroths belauschte*), rief es beständig in meinem Busen: ich bin auf ewig sein!"

„Luise! sagte er, und suchte sich zu ermannen: Höre nur wenige Momente lang auf die Stimme —"

„O still, mein geliebter Freund! fiel sie mit rührender Schwärmerei ein: Ich will dir selbst mein ganzes Innere aufgeschlossen zeigen; und mögest du nie die Gewalt mißbrauchen, die der jetzige Augenblick dir über mich gibt. Ach, fliehe mich doch nicht wegen meiner Reichthümer, du lieber, lieber Mensch! fuhr sie mit weicher Stimme fort, und aus ihren Augen träufelten die Perlen einer himmlischen Zärtlichkeit: Bedürfen wohl Herzen, die den unsrigen gleichen, der Hoheit oder des

*) Siehe oben.

Reichthums? Und ich bin so arm, so ganz arm ohne dich! Ich will meines Vaters Reichthümern entsagen; dir will ich nachfolgen, nur dir gefallen! deinem dürftigen Herde will ich vorstehen; deine sorgende, liebe Pflegerin seyn. Ach, meine Hände sollen deine Kost bereiten, und die seligste Liebe soll deinen Bissen würzen! Aber laß ab! Nichts scheidet mich von dir, und meine Liebe soll mit der deinigen um den Rang kämpfen, wie der Held mit dem Starken!"

„Oh, dieses Weib! rief der Ueberwundne: Grundlose Liebe, ich bin dein!" Sie lächelte zwischen dem Geliebten und der Freundin zum Himmel auf, und lallte entzückt: „Ich Glückselige! Freundschaft und Liebe wohnen in meiner Brust! Liebe und Freundschaft halten mich selig in ihren Armen!"

„Endlich, rief hier der General, endlich seh' ich dich, mein Kind! Wie bist du? Was habt ihr?"

Luise flog ihm entgegen. „Das ist er, mein theuerster Vater, sagte sie, das ist der Mann, den ich liebe; der Luisen liebt, und die Tochter des reichen Hochsteins verschmäht; der mich fliehen will, Vater! da steht er, der Stolze!" Sie schluchzte zuletzt, und Steinach hob die Hände zum Himmel.

„Steinach! brach der überraschte Alte aus, und zog Beide an sich: Segne dann Gott diese Wahl! Ich

ahndete ſie heute, und ſie iſt auch die meinige! Ich verſtehe dein edles Zaudern wohl, mein Sohn, den ich längſt innig liebte. Du biſt reicher als ich. Aber nimm ſie hin zu deinem Reichthume, du Willkommener! Nimm mein Alles, ſtammelte er unter Vaterthränen, — alles, was mir dieſſeits des Grabes noch werth iſt, — und ich fühle es: dich, und einzig dich wird ſie glücklich machen, dieſe Geliebte deiner Kindheit!"

Eben trat Krüniz aus dem Saale. Emilie winkte ihm, und indem ſie dieß neue Bündniß offenbarte, brach der andere Theil der Familie mit lautem Jubel herein. Aber fern ſey es von uns, eine Scene zu ſchildern, bei welcher Freundſchaft und Liebe überall und in ſo vielen wechſelnden Geſtalten ſich begegneten, Glück und Freude einander grüßten, und himmliſche Wonnethränen aus ſo manchem Auge floſſen! Glückwünſchen und frohes Jubiliren ward auf einmal ſo ganz zur allgemeinen Tagesordnung, daß ſelbſt die übrige Geſellſchaft, zu der bereits der Vortrab des Hofes gerückt war, aus dem Saale herzuſtrömte, um ſich theilnehmend unter dieſe ſeligen Kinder des Glücks zu miſchen. Kein Menſch konnte dem andern begegnen, oder ins Angeſicht ſchauen, ohne die Arme auszubreiten und den Nächſten ans Herz zu ſchließen. Selbſt der Kummer athmete hier aus freier Bruſt; Neid und Grießgram mußten heiter ausſehen; der Geiz fühlte ſich froh und reich, und die

Bosheit blickte bedenklich in die kalte Wüste ihres Herzens hin. Nur die eitle egoistische Dummheit, die sich fast überall gleich bleibt, blieb es auch hier, in der Person unsers Herrn von Warneck.

„Herrlicher Geschmack! sagte er zu einem alten Capitain: Wissen Sie es schon mit der wilden Hochstein! Also Frau von Steinach schlechtweg! Allerliebst! Fräulein Landstein, ich wette tausend Dukaten, sie wird geschmackvoller in ihrer Wahl seyn. (Er lorgnirte diese.) Capitain, ich finde heute die Landstein scharmant —"

„Ich auch, barbarisch! blinzelte der Capitain mit Ironie, und bei meiner Seele, sie könnte selbst mich alten Fuchs alle Weinbeeren von ganz Grönland vergessen machen!"

„Wie?" lächelte Warneck und sprang zur Hofdame.

Aber Luise stand, heimlich umfaßt von ihrem August, im fernen Fenster. Kosend mit dem Geliebten, fühlte sie die lärmvolle Welt um sich her verschwinden, und Liebe und Sehnsucht hatten ihrem blauen Auge eine zärtliche Sanftmuth eingehaucht.

„Wie konntest du wissen, daß ich dich liebte, fragte der glückliche Steinach, und spiegelte sich in ihrem Blicke, da ich nie ein Wort von Liebe sprach?"

„O mein Freund, schwärmte das Mädchen, wenn ich auch weder hören noch reden konnte, so sahen doch

meine Augen deſto tiefer; und wenn die Liebe bis auf einen Sinn verarmen muß, ſo wird ſie in dieſem deſto reicher. Führe doch den durſtigen Blinden in eine Gegend, wo ſeine Wange von feuchten Lüften gekühlt wird; wo das Zirpen des Rohrſperlings, der krächzende Ruf der wilden Ente und die ſchmetternde Stimme des Waſſerhuhns in ſein Ohr tönen; wo Rohr und Kalmus duften. Er geht vorſichtiger, und ſpricht: Hier muß ein See ſeyn; aber wie gelangen wir zu ſeinen Quellen! Und ich, mein Freund, ich hätte nicht die Tiefen deiner Liebe in tauſend ſeligen Schauern ahnden müſſen!"

„Wunderbares Kind! rief er, und legte ſeine Wange an die ihrige: Du ſollſt unter Welſchlands Himmel athmen!"

Der neue Vetter Philipp kam eben herbei, und blieb tiefſeufzend vor Luiſen ſtehen, die ſich jetzt ſanft vom Geliebten losmachte. „Ich ſchwöre es, ſagte jener, bei den heißen Schmerzen der Liebe, die Eros im kühlen Haine gibt und empfängt und wieder vergilt, wenn dort die leiſen Weſte ſein ſüßes Geflüſter auf den Wogen der Düfte durch alle Zweige tragen, daß ſelbſt die kleine Nachtigall ſchmerzlicher klagt und ſchlürft, und mit zitterndem Geſange den Augenblick der Wonne feiert; bei Cypris ſüßen Augen ſchwör' ich es: Luiſe

liebt bis in den Tod! O groſser Prophet! O Lenz, Lenz! dein geweiſſagtes Stündlein iſt hereingebrochen!"

Philipps Ruf erinnerte den General und Jedermann wieder an das, was mit dem armen Kammerdiener ſich zugetragen hatte. „Gleich bringt ihn mir! ſagte der General: Denn wir lieben ihn, und er war uns immer treu."

„Und mein Verwalter ſoll herkommen! rief der Miniſter dazwiſchen: Und alle Bauern beſtellt aufs Schloß; und laßt heute den Wein in Strömen rinnen. Schafft mehr Muſik an, damit unſre alten Herzen auf ihrer harmoniſchen Fluth wieder ins Gleichgewicht wanken!"

Der unglückliche Lenz hatte unmittelbar nach dem vorhinigen Ereigniß einen heftigen Anfall von Philippinen aushalten müſſen; und noch unſanfter hatte dieſe in ihrer erſten Hitze die unſchuldige Kordelia behandelt. Aber ſeine Gewandtheit im Vertheidigen aller Arten von Fehlern, ſeine aufrichtige Reue und Kordelia's kindliche Unterwürfigkeit ſiegten endlich über Philippinen, deren Gemüth im Grunde nicht ſo bösartig war, als Lenz es gewöhnlich zwiſchen Scherz und Ernſt verſchrie. Sie wollte ihm die Sünden ſeiner Jugend verzeihen, und der Umſtand, daß Kordelia doch mit einem jungen Baron Hohenblat einerlei Schickſal getheilt hatte, gab

in ihren Augen der kleinen Zigeunerin eine angenehme Wichtigkeit, und flößte ihr ſelbſt mütterliche Geſinnungen für ſie ein; beſonders da durch die Dazwiſchenkunft dieſer Tochter des Vaters feſtere Verſorgung nun gewiſſermaßen nothwendig ward.

So ſtanden die Sachen, als Lenz plötzlich zu ſeinem Herrn mußte, deſſen Jähzorn in dergleichen Fällen ihm wohl bekannt war. Auf alles gefaßt, erſchien er im Nebenzimmer, wo mehrere von unſern Freunden ihn erwarteten.

„Nun, rief ihn der General an, das Stündlein iſt richtig erſchienen!“

„Aber meins auch!“ ſagte Lenz mit Achſelzucken.

„So höre ich, fuhr ſein Herr fort: Wie haſt du heute gelebt, Alter? Man ſagt mir, ſelbſt Philippine gebe dir ein gutes Zeugniß. Aus dieſem Munde hört man dein Lob ſelten.“

„Es iſt aber gegründet, gnädiger Herr! denn es hat ſeine guten, triftigen Gründe!“ ſagte Lenz freundlicher, ſah aber doch beſorgt nach Philippen, weil dieſer lachte.

Der General reichte ihm gütig die Hand. „Nun komm, Alter, ich will dein Glück machen. Sage mir aufrichtig, was wünſcheſt du?“

„Ach, Ihre Excellenz! rief der Entzückte und beugte ſich tief, und fuhr leiſe fort: Zehntauſend Stückfäſſer Wein ſind wohl eine ſchöne Sache; — nämlich für ein Kind der Sünde! Ich aber bin ſeit heute dem Weltſinne abgeſtorben! Ich wage nur beſcheiden die leiſere Bitte, daß Ihrer Excellenz Gnade nie aufhöre, den treuen Lenz zu beglücken!"

„Du biſt ein feiner Vogel! ſagte der General, aber auch eine ehrliche Haut. Steinach, wir wollen ihn anſtellen. Du ſollſt über Geld und alle Sachen geſetzt werden, die nicht flüſſig ſind. An Kenntniſſen fehlt es dir nicht; du mußt nur gewiſſe Dinge unterlaſſen."

„Ich will thun, verſprach Lenz, was meine Fähigkeiten und 'geſunden Kräfte erlauben. Ich will unterlaſſen, ſo viel und ſo lange es dieſer Bau meines hinwelkenden Körpers ertragen wird. An gutem Willen ſoll es nicht mangeln, und in meinen Ruheſtunden werde ich mir die Grillen mit Bücherſchreiben verſcherzen. Ich habe ſchon einen Titel überlegt. Er heißt: Gedanken eines Stromes bei ſeinem Ausfluß in das Meer. Und, fuhr er jetzt ſtockend fort, zum Beweiſe, wie gern ich mein Kreuz auf mich nehmen will, bitte ich zugleich um Ihrer Excellenz hohe Genehmigung zu einer Heirath — mit —"

„Glückſelige Philippine!" ſchrie Philipp.

„Was? sagte der General erstaunt, du willst sie doch nicht gar heirathen?“

Lenz erschrak, und suchte, da des Alten Gesicht sich in immer tiefere Falten legte, wieder einzulenken. „O verzeihen Ihre Excellenz mir als einem jungen unbesonnenen Gemüthe diese Schwachheit! Die größten Seelen straucheln ja zuweilen, niemand ist ohne Fehler, und selbst der köstliche Steinwein erzeugt Weinstein! Ich habe jener Jungfer heute das übereilte Versprechen im Trunke —“

„Wie, Kerl, du hast heute gesoffen!“ rief der General, und es entstand ein Gelächter.

„Frisch, Lenz! sagte Philipp: Wie hilfst du dir? Es steht Liebe und alles auf dem Spiele!“

„Heute hätt' ich gesagt? entschuldigte Lenz: O ich will es beschwören, daß ich dieß Wort nicht habe brauchen wollen; und Philippinens verfolgende Liebe zu mir ist ja leider nicht von heute und gestern!“

„Ich dächte, lieber Vater, meinte Steinach, wir überlegten das alles noch besser. Wirklich bin ich selbst gar nicht gegen diese Heirath. Ueberlaß es mir einmal ganz allein, mein guter Lenz, deine Versorgung und Heirath so einzurichten, wie es dein wahres Beste erfordert. Ich hoffe, du hältst mich für deinen ächten Freund!“

„Sie? ſagte Lenz kleinlaut: Nun ja! Aber was nennen Sie eigentlich mein Beſtes? Mein Beſtes nähert ſich ſeit heute ſeinem gänzlichen Verfalle!“

„Alter, denk an dein liebes Kind, und wirf einen Blick aufs Grab! ſprach der ernſte Steinach: O Menſchenherz, Menſchenherz! du geweihter Tempel, in dem das Abbild des Allerhöchſten glänzt; — du zarter, heiliger Thon, welchen einſt der Gottheit träufelndes Himmelsfeuer zu endloſem Leben entflammte; — wie magſt du dich ſo in ſchnöder Vergänglichkeit entwürdigen! Reiche mir die Hand, Alter. Ich will dein Freund ſeyn.“

„Nun, ſey heute luſtig!“ ſagte der General, und warf Lenzen einen troſtvollen Blick zu, der ſeine ganze Schwäche für dieſen ſeinen Getreuen ausſprach.

„Die Herrſchaft kommt!“ ſchrieen die Bedienten herein, und alles ſtürmte fort.

„Luſtig! wiederholte Lenz nachdenkend: Nein, ich glaube er meint es redlich und bieder mit meinem Magen, dieſer bittere Steinach! Wohlan, es ſey endlich gewagt! Ich will heute den alten Drachen meines Durſtes auf tauſend Jahre anbinden! Insgeheim will ich Kordelien alle meine guten Vorſätze mittheilen; ich will ſie mir als ein liebliches und lebendiges Repetirwerk in die Uhr des Gewiſſens einſetzen, deren Schlagen der Menſch ſo leicht überhört. Dafür ſoll ihr Philippine

ihr Legat vermachen. Versorgt bin ich nun; mäßig soll ich auch werden, und die Welt soll erstaunen! Den vulkanischen Ausbrüchen meiner künftigen Gemahlin muß ich eben Berge von Genie entgegen werfen. Gelingt dieß nicht, dann — nun dann ist es immer noch Zeit genug, mein Leben wieder zur offenbaren ruhigen See umzuwandeln, um jene Lavaströme darein zu leiten. Da können sie doch nicht ewig fortkochen? Aber hin zu dir will ich jetzt, meine Kordelia! Du sollst deinen Leib im klaren Wasser, und meine Seele soll sich im lautern Strome der deinigen, — in kindlicher Liebe und Reinheit baden!"

Herabgesetzter Preis eines klassischen Werks.

Friedrich Heinrich Jacobi's

sämmtliche Werke

in 6 Bänden

sind wegen des angeblich hohen Preises mit einem Auszuge bedroht. — Daß der Preis bei einem beträchtlichen Honorar, schönen Druck und vorzüglichen Papier nicht geringer seyn konnte, wird jeder billig Denkende einsehen, und eben so überzeugt seyn, daß einzelne Gedanken, aus einem solchen Werke gerissen, nicht das seyn können, was sie im Zusammenhange sind. Um daher dem mir drohenden Schaden zu begegnen und dieses vorzügliche, stets Werth behaltende Werk in viele Hände zu bringen, habe ich mich entschlossen, den bisherigen Ladenpreis von Zwanzig Thalern oder Sechs und Dreißig Gulden Rheinl., auf Zehn Thaler Preuß. Cour. oder Achtzehn Gulden Rheinl. herabzu-

ſetzen, wofür es von heute an durch jede Buchhandlung zu erhalten iſt. — Dieſer herabgeſetzte Preis gilt aber nur für complete Exemplare und nicht für einzelne Bände.

Als Anhang dazu iſt erſchienen:

Friedrich Heinrich Jacobi's auserleſener Briefwechſel.

In 2 Bänden.

1825. 1827. Preis 6 Thlr.

Dieſer Briefwechſel enthält Briefe an und von Bouterwek, J. H. Campe, M. Claudius, Dohm, Fichte, G. Forſter, Garve, Göthe, Heinſe, Herder, Hippel, F. Jacobs, F. Köppen, Lavater, Leſſing, Lichtenberg, J. Müller, Reinhold, J. P. F. Richter, Schiller, Stollberg, Wieland, und v. A.

Leipzig, den 28. Mai 1827.

Gerhard Fleiſcher.

Anzeige

die bei Unterzeichnetem

erſcheinende

Kupferſammlung

zu Göthe's Werken

(Taſchenausgabe und Ausgabe in gr. Octav)

betreffend.

Von dieſer Ausgabe iſt die erſte Lieferung, aus 5 Blättern beſtehend, in voriger Meſſe erſchienen und die zweite wird zu Michaelis beſtimmt erſcheinen.

Der Preis einer jeden Lieferung in 5 Blättern iſt für die Taſchenausgabe 8 Groſchen, und für die Ausgabe in groß Octav 10 Groſchen.

Leipzig, im Juli 1827.

Gerhard Fleiſcher.

Ernſt Wagner's ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Moſengeil.

Fünfter Band.

Mit königl. Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1827.

Iſidora.

Erſtes Buch.

Im Garten des Luſtſchloſſes Tempe, welches der Hof des Herzogs von Agathonien ſeit etlichen Tagen als den gewöhnlichen Frühlingsaufenthalt bezogen hatte, ſaß ein junger Dichter ſtill unter dem Schatten grüner Waldnacht. Sein Leben, erglüht mit der Tageshitze, friſchte ſich hier lieblich, und ſeine erwärmten Phantaſien ſenkten allmählig ihren Flug in die Kühle der Betrachtung nieder.

Sinnig blickte er jetzt auf die ſchwarzen, buſchbedeckten Ruinen hinüber, die wenige Schritte weit von ihm, in ungeheuern Maſſen die vormalige Pracht der dort gelegenen Marienabtei noch trübſelig bezeugten; — ausgebrannte Ueberbleibſel jener einſt weltberühmten Herrlichkeit, zu deren Thor ſonſt Heere gläubiger Wallfahrer mit reichen Opfern einzogen, um den Frieden ihrer Seele wieder zu gewinnen, während im Innern der heiligen Zellen ſo manches jungfräuliche Herz nach ſeinem Frieden entgegenrang; — jetzt nur dunkle Schattenbilder, groß aus den Sagen einer längſtverhallten Zeit, traurigſchön durch jene ſtillen Blüthengeiſter, die hier, wie aus dem Thale der Vergangenheit herüberduftend, den Wandrer

umwehten. Dann ſenkte unſer Fremdling den Blick zum Silberſpiegel des neben ihm quellenden Hubertusbrunnens, der noch immer ſo ruhig und rein ans Licht zu treten ſchien, wie vor Jahrhunderten, wo er von ſo vielen Wundergerüchten umrauſcht, als jetzt von Wieſenblumen umblüht war, und wo noch viele tauſend Thränen ſehnſuchtiger Liebe ſich mit ſeinen Perlen miſchten. Schwermüthiger ſchaute er dann wieder in das zerrüttete Antlitz des wunderthätigen Madonnenbildes vor der nahen Waldkapelle; — einſt das Ziel und der Begegnungsort von zahlloſen Seufzern und Gelübden heißer Andacht; — nun, ach, ſo einſam und verlaſſen von der ehemaligen Pilgerſchaar, nur ſelten beſucht von den wenig gewordenen Kindern des Glaubens, und allein noch dürftig gepflegt von jenem alten Einſiedler, welcher jetzt dort neben der Kapelle ſein Gärtchen bearbeitete; — vielleicht als der letzte Hüter dieſes Heiligthums, und gleichſam der letzte ſchwache Odemzug alles hier noch übrigen heiligen Lebens.

„Was iſt nun geblieben von jener Herrlichkeit! rief er aus: Nichts, als der flüchtige Gedanke! Und ſelbſt dieſen ſchützt ja nichts mehr, als die Eitelkeit eines reichen Fürſten, der das Ganze dieſer Alterthümer nur noch wie ein Familienbild aus größerer Zeit zu dulden, oder zur bloßen Zierde ſeines Gartens umzuſchaffen, oder höchſtens in der Erhaltung deſſelben der Sanction alter

Volksmeinung zu huldigen beſchloß! Bald ſtirbt er dahin, und ſein Nachfolger macht vielleicht in wenigen Jahren alles der Erde gleich, um hier die Ausſicht ſeines Parks zu erweitern, welchen der geizige Sohn dann vielleicht wieder in ein einziges großes Saatfeld umwandelt!"

Unvermerkt bildete ſich der Strom ſeiner Empfindungen zum klagenden Gedichte; doch das heitre Antlitz jenes ſtill arbeitenden Greiſes, und die Sonnenbeleuchtung und der Vogelgeſang der Gegenwart goſſen wieder freundliche Rührung in ſein Gemüth.

Die plötzliche Erſcheinung zweier ſchlanken ſchön gekleideten Mädchen unterbrach ſeine Träume. Eine derſelben that ſehr ängſtlich und weinte. Die Andere war ruhiger und ſchien ihre Gefährtin zu tröſten. „Wir wollen es dem Vater Sylveſter zeigen!" bat Jene ſchluchzend. „Nein, ſagte Dieſe, ich fürchte mich vor dem Einſiedler. Sey nur ruhig, wir wollen den Arm im Hubertsbrunnen waſchen."

Jetzt erſt bemerkte der Fremde, daß die, welche zuletzt geſprochen, ſtark am linken Arme blutete, und in dieſem Augenblick entdeckten Beide ſeine Gegenwart mit einem leichten Erſchrecken. Aber die Weinende flog ſogleich auf ihn zu und rief, indem ſie eifrig ſeine Hand ergriff: „Mein Herr — Sie ſind mir unbekannt —

aber — ſollten Sie uns ein wenig Pflaſter verſchaffen können — ach, ich würde —"

„Es läßt ſchon nach! rief Jene lachend, indem ſie den Arm tief in die Quelle tauchte und abtrocknete: Wir jagten einander, und ich fiel dort und verwundete mich an einem Felſenſtück."

„Ich kann Ihnen wahrſcheinlich helfen und Ihre Wunde verbinden, mein Fräulein," ſagte der Ueberraſchte, noch voll Entzücken über den Alabaſterblick ihres blendenden Armes im Quell. Er trat zu ihr, indem er ſein Patentpflaſter aus der Briefta[illegible] hervorzog, und faßte bewundernd ihren Arm, den ſie ihm mit lächelnder Aengſtlichkeit überließ. Die Wunde war völlig unbedeutend. Als er ſie mit ſeinen Lippen berührte und ſanft ausſog, zuckte das ſüße Kind leiſe und ſah ihm während der Operation aufmerkſam ins Angeſicht. Auch er ſchlug das Auge nach dem ihrigen ſchüchtern empor und Beide ſtanden hellerröthend da und erbebten ein Wenig vor dem überraſchenden Gefühl einer ſo intereſſanten Nähe.

„Ach, ſo ſagen Sie mir denn um aller Heiligen willen, ob der Fleck ganz gewiß keine Narbe zurück laſſen wird!" rief die ängſtliche Freundin, als das Pflaſterchen aufgedrückt war.

„Auch nicht die kleinſte Spur!" ſagte er, und gab jetzt den ſchönen Arm mit einer freundlichen Verbeugung frei.

„Mein Gott, das ist sie! fuhr die Andere wieder zusammen: dort kommt Fräulein Serena! — Ach, ich allein war an Allem Schuld! — Gewiß meldet sie es der Oberhofmeisterin, und die Alte schickt mich noch heute nach der Stadt zurück!"

„Aber, meine beste Isidora!" tönte jetzt eine sanfte, doch ernste Stimme. Fräulein Serena eilte herzu, und unser Mann verbeugte sich schweigend und tief gegen die Prinzessin. — Denn jener Name sagte dem Erstaunten, daß seine Verwundete die künftige Erbin dieses Landes, die Tochter des Herzogs, war. Sie umarmte die besorgte Gouvernante zärtlich, erzählte das Ereigniß ganz treu und mit vieler Schonung für ihre Freundin Eulalia, die nun einen leichten Verweis erhielt, und stellte dann mit freundlich forschenden Blicken ihren Wundarzt vor, der jetzt erröthend herzutrat, um sich zu nennen.

„Ich heiße von Dagobert, sagte er, und bin aus der Gegend von Straland. Schon seit einigen Wochen hält mich die Liebe zur ländlichen Muse in diesen reizenden Fluren zurück!"

„Ein Dichter?" fragte die Prinzessin mit neu aufblühendem Interesse.

„Ich wünsche einst diesen Namen zu verdienen."

Es knüpfte sich eine leichte Unterhaltung über die Vorzüge der umliegenden Landschaften an. Mehrere Personen vom Hofe verkündigten die Annäherung des Her-

zogs, und die wohlwollende Hofmeisterin fand es angemessen, ihren Gast demselben vorzustellen. Dagobert bekam die gehörigen Lobsprüche wegen seiner chirurgischen Geschicklichkeit, der Herzog unterhielt sich eine Zeitlang gütig mit ihm und ließ den jungen Mann bei seiner Beurlaubung für morgen nach Hofe laden, „um den Verband der Patientin nachzusehen."

Das allgemeine Hofgespräch dieses und des folgenden Tages betraf fast einzig den jungen liebenswürdigen Dichter, der morgen erscheinen sollte, und auf dessen Anblick besonders die Frauen um so begieriger waren, da die, welche ihn bereits gesehen hatten, eine viel höhere und feinere Ausbildung in seinem Wesen wahrgenommen haben wollten, als man sonst bei einem gewöhnlichen Reisenden findet. So erschien denn Dagobert, — der eine halbe Stunde weit vom Schlosse bei der Familie eines Winzers höchst reizend eingemiethet war, — schon im Voraus mit Augen voll Gunst begrüßt. Jedermann fand die in Rücksicht seines Aeußern gehegten Erwartungen heute noch weit übertroffen; und er wußte auch den ihm eigenthümlichen heitern Freimuth mit unmerklich einnehmender Bescheidenheit trefflich zu verbinden; nämlich durch jene feinere Gewandtheit des Geistes, vermöge deren alle Männer, vom Herzoge bis zum

letzten Hofmann, ſich geneigt fühlen mußten, ihn gewiſſermaaßen für Ihresgleichen zu halten, wiewohl übrigens ein etwas emporragender Stolz nicht leicht an ihm zu verkennen war. Die Frauen fanden ihn liebenswürdig und entdeckten für heute nur zwei beſondere perſönliche Eigenheiten an ihm: — einen gewiſſen Zug von ſtiller Schwermuth, wenn die Unterhaltung ſeine eigne Perſon betraf, und ein immer wiederkehrendes Erröthen, ſobald die Rede auf das geſtrige Ereigniß kam. Indeſſen theilte Letzteres die junge Fürſtin ſelbſt zuweilen in lächelnder Verwirrung mit ihm, und das Erſtere war ſie geneigt, ihren Damen als die gewöhnliche Dichterſchwärmerei zu erläutern. Uebrigens hatte er ſich zwar geſtern zum Prieſter der Dichtkunſt bekannt; allein er begegnete den artigen Auffoderungen, die man ihm deßhalb machte, nur mit der ſchüchternen Erklärung: es werde vielleicht nächſtens Etwas von ihm öffentlich ans Licht treten. Kurz, ſeine erſte Bekanntſchaft befriedigte, und man hörte es mit Vergnügen, daß der Herzog ihn für alle Tage nach Hof geladen, und er verſprochen habe, dieſe Erlaubniß fleißig zu benutzen.

In der Unterhaltung mit ſeinen drei Freundinnen, von geſtern her', ſchien er ſich am meiſten zu gefallen, und dieſe nahmen ihn auch bald in einen gewiſſen beſonderen Bund und Schutz auf, da er ihnen heute ſchon als ein beſtimmterer Bekannter angehörte, und da vor-

züglich der Prinzessin, einer entschiedenen Freundin der Poesie, seine Gespräche Vergnügen gewährten. Alles Schöne und Hohe, was sie bis jetzt aus Werken der Dichtkunst kannte und verehrte, konnte Dagobert so ganz im innigsten, wärmsten Sinn ihres kindlichen Gemüthes wieder mitgenießen, und dabei ihren Genuß durch seine eignen vielseitigeren Ansichten oft so unerwartet bereichern und erhöhen, daß sie sich wegen dieser neuen Bekanntschaft insgeheim dem Schicksal zum herzlichsten Dank verbunden fühlte.

Auch Dagobert empfand eine so interessante Erweiterung seines gegenwärtigen Lebenskreises mit innigem Wohlgefallen. Der Herzog von Agathonien war als ein trefflicher und edler Regent bekannt, und verdiente den Namen eines Beschützers, ja selbst Vertrauten der Wissenschaften und Kunst. Seine nächsten Umgebungen, weniger zahlreich als auserlesen, rechtfertigten seinen Geschmack, und der ganze Hof stand im Rufe jener feinern Bildung und menschlichen Eleganz, womit dergleichen beschränktere Zirkel der großen Welt, sich leichter und dauernder auszuschmücken vermögen, als Höfe vom ersten Range, sobald nur der Regent selbst wahre Bildung besitzt, oder doch in der Atmosphäre derselben gern athmet. Daher durfte hier Jeder, der Etwas wußte

oder konnte, auf einen freundlichen Empfang, und Jeder, der Etwas war, auf ehrenvolle Auszeichnung rechnen.

Der Herzog liebte Muſik, und ſorgte in Rückſicht dieſer Kunſt ſtets für reichliche Genüſſe. Seine Tochter ſelbſt ſang vortrefflich und gern zur Guitarre. Das Schloß enthielt eine kleine, aber ausgeſuchte Gemäldeſammlung, auch außer dieſer in ſeinen eignen Verzierungen und beſonders in den nächſten Gartenanlagen manches Schöne, ja ſelbſt einige berühmte Werke der Bau- und Bildhauerkunſt. Die kleine Bibliothek war in Anſehung der Dichterwerke ziemlich vollſtändig, und dort wurden auch ſogar mehrere ſchätzbare Antiken aufbewahrt. Dem zufolge konnte denn wohl das Herumtreiben unter einem ſo ſchön ausgeſtatteten, ſchon an ſich geiſtreichen und liebenswürdigen Perſonal, nicht anders als höchſt reizend ſeyn.

Am meiſten ergötzte ſich Dagobert mit ſeinen drei Gönnerinnen auf kleinen Spaziergängen im Park, oder größeren Streifereien durch die herrliche Gegend und in manchem vertraulichen Zuſammenſitzen unter freiem Himmel. Ihre Geſpräche betrafen dann faſt immer Natur und Kunſt, unter der Idee des Schönen betrachtet; und je länger ſich dieſelben ausſpannen, je ſchwerer ging man gewöhnlich daran, ſie abzubrechen, da zuletzt Jeder insgeheim fühlte, es ſey wohl nichts ſo ſehr geeignet, die gemeinen Verhältniſſe vergeſſen zu machen,

und die Geister für einen wahrhaft traulichen Menschenverein zu reinigen, als ein ruhiges, gemeinschaftliches Bewundern schöner Erscheinungen.

Oft wurden auch örtliche Denkwürdigkeiten Gegenstände ihrer Belustigung. So verweilten sie einst wieder bei den Ruinen der Marienabtei, in deren Nähe überall die anmuthigsten Ruheplätze angebracht waren, und wo jetzt Dagobert seine Damen befragte, ob ihnen die Gerüchte und alten Sagen von jenen Ueberbleibseln bereits bekannt seyen. Die Prinzessin hatte bis jetzt nur das Geschichtliche von dem ehemaligen Nonnenkloster erfahren, wornach die Erbauung desselben von einer ihrer Ahnenfrauen (die nachher mit ihrem Gemahl lebendig gen Himmel gefahren seyn sollte) einst der Mutter Gottes gelobt und mit großer Pracht ausgeführt worden. Lange hatte es, wegen der hier befindlichen wunderthätigen Madonna den höchsten Glanz und Ruhm behauptet, bis es vor mehreren Jahrhunderten im Ungewitter des Krieges ein Raub der Flammen ward. Der vorige Herzog hatte das Schloß Temps größtentheils aus den ungeheuern Ruinen der Abtei aufgebaut, von welcher man demungeachtet noch immer große Werke übrig sah. — Dieß war alles, was die gegenwärtige Generation noch der Mühe werth hielt, von der alten Geschichte des Orts zu lehren; und die schöne Fürstin zeigte jetzt um so größeres Verlangen, mehr

zu erfahren, da ihr Dagobert entdeckte, er sey durch die verworrenen Erzählungen des alten Einsiedlers, hauptsächlich aber durch schriftliche Mittheilungen eines benachbarten Klostergeistlichen, von der ganzen Legende unterrichtet. — Hierauf zog er ein altes Pergamentbüchlein voll buntgemalter Mönchsschrift hervor, um daraus seinem Gedächtnisse nachzuhelfen, und erzählte dann Folgendes.

Legende.

„In grauer Vorzeit herrschte einst über diese Gegenden ein sehr reicher Graf, Namens Hugo, der viele Burgen, Güter und Städte besaß, und bei allen Regenten und Herren der Christenheit in hohen Ehren stand. Seine Gemahlin war ein Wunder von Schönheit und Zucht; aber, so inbrünstig auch ihr Ehegatte sie liebte, und so sehr sie Gott um Kindersegen bat, blieb doch ihr Leib unfruchtbar. Darüber härmte sich nun der Graf Tag und Nacht, und sein Gemüth ward endlich so traurig, daß er alle menschlichen Herrlichkeiten und Vergnügungen haßte, und von keiner Freude mehr hören wollte, einzig die Jagd ausgenommen, deren wildes Getöse noch zuweilen seinen Gram übertäubte, und die er daher fast täglich in seinen Forsten trieb.

Einſt zog er mit groſſer Jägerſchaar durch den Wald. Man jagte eine Menge Hochwild auf, und Jeder ſuchte ſeine auserſehene Beute ſo geſchwind als möglich zu ereilen. Graf Hugo ſprengte mit ſeinem vogelſchnellen Roß einem ſchönen Hirſche von beſonderer Größe nach, deſſen Flucht ihn bald ſeitwärts von dem Jagdgefolge ab und ſoweit nach der Tiefe des Waldes zog, daß er endlich anhalten muſte, um ſich ein Zeichen zu machen, und dadurch die Rückkehr zu ſeinen Begleitern zu führen.

Da gewahrte der Graf eines jungen Bauernweibes, das über dem Holzleſen ermüdet war, und wenige Schritte von ihm auf einem Wildpfad im Graſe ſanft ſchlief. In ihrem Arme lag ein holdes Knäblein und trank freudig an der Mutter Bruſt, blickte auch manchmal ganz munter nach dem Reuter auf und lächelte ihn an. Aber der Graf ward über der Betrachtung dieſes Knabens ſehr traurig, wandte ſein Angeſicht weg und ritt leiſe vorüber, indem er ausrief: „Ach, wie viel tauſendmal glückſeliger iſt doch dieſe arme Frau in ihren elenden Lumpen, als ich mit all meinem Prunk und Ueberfluſſe, da ſich ihr Herz eines ſo ſchönen Söhnleins erfreuen mag!“ Hiermit wollte er ſein Roß von neuem zur wilden Jagd antreiben; allein das Thier fing jetzt an zu ſchnauben, bäumte ſich empor, und wollte nicht weiter fürbaß. Plötzlich trat aus dem nächſten Buſch

ein häßliches gelbes Weib auf den Grafen zu, und sprach ihn mit freundlichem Grinsen folgendermaßen an: „Du sollst dich nicht mehr grämen, Graf Hugo von Agathonien, darum, daß du kinderlos geblieben bist; denn ich will deiner Hausfrau bald einen fürtrefflichen Trank bereiten, wovon sie gleich dem Weinstocke fruchtbar werden soll; doch bedinge ich mir dafür drei Gaben von dir aus: daß du mir nämlich gebest, binnen dieser und der siebenten Minute, sieben Tropfen Blutes, welche aus dem Herzen eines Säuglings gedrückt sind; — weiterhin binnen diesem und dem siebenten Tage sieben Pfund des feinsten Goldes; binnen diesem und dem siebenten Monden aber sieben Pfund guter Perlen aus deiner Schatzkammer, falls es dir dann schon offenbar worden ist, daß meines Trankes verheißne Kraft sich bewährt hat.“

„Einen Pfeil für sieben in dein schandbares Herz! rief der Graf zornig aus: Du verfluchte Zauberin, du böse Sieben, die du den Rathschluß Gottes und seiner Heiligen zu ändern vermeinest, und nach dem Blute jenes unschuldigen Knaben dürstest!“ Bei diesen Worten spannte er schnell seine Armbrust und schoß einen Bolzen nach der Zauberin; aber der Bolzen saußte durch die Luft, das Weib war vor seinen Augen verschwunden, und nichts als ein scheußlicher Gestank blieb von ihr zurück.

Der fromme Hugo ſchlug ein Kreuz vor ſeiner Bruſt wegen dieſer argliſtigen Verſuchung des Satans zum Morde. Er fühlte aber eine neue Sehnſucht, das ſchöne Knäblein noch einmal zu ſehen, und ritt daher wieder zu der ſchlafenden Frau zurück. Dieſe erwachte jetzt von dem Geräuſche, ſchrie und fürchtete, es ſolle ihr oder dem Kinde Gewalt geſchehen. Da ſtieg der Graf von ſeinem Roſſe, tröſtete ſie und ſprach: „Fürchte dich nicht, denn ich bin dein gnädiger und günſtiger Herr, der Graf Hugo, — und weil ich ſehe, daß du in groſſer Armuth leben mußt mit deinem ſchönen Kindlein, ſo ſoll es von nun an euch Beiden wohl gehen euer Leben lang.“ Hiermit zog er einen überaus köſtlichen Ring vom Finger und ſchenkte ihn der Frau mit den Worten: „Nimm dieſes Kleinod und thue dir mit deinen Hausgenoſſen gütlich, und kaufet euch Felder und Wieſen, bis ihr genug habt. Doch ermahne ich dich, daß ihr dabei Gottes und meiner nicht vergeſſet, ſondern fleißig für mich und meine Ehefrau beten möget, damit Gott uns auch ſegne. Und wenn dein Knäblein erwachſen ſeyn wird, ſollſt du mir es bringen, denn ich will für ſeine Nahrung und Aufnahme unter meinem Jagdgeſinde ſorgen, alſo, daß ein ſtattlicher Jägersmann aus ihm werden ſoll.“

Ueber dieſe frohe Kunde ſing die arme Frau vor

Freuden an zu weinen, und lief elends nach Hause, um ihrem Manne alles anzusagen.

Graf Hugo ritt hierauf nach der Gegend hin, wo er wieder zu seinem Gefolge zu gelangen hoffte; allein nach mehrern Stunden hatte er noch keine Spur von demselben gefunden, wußte nicht mehr, wo er selber war, und fühlte in allen Gliedern eine ungewöhnliche Schläfrigkeit. Daher band er das Roß an einen Baum, und legte sich im Schatten eines überhangenden Felsen nieder, um ein wenig zu ruhen. Kaum war er eingeschlummert, als ihm träumte, der heilige Hubertus stehe vor seinem Lager, mit Spieß, Pfeil und Bogen bewaffnet, und rede ihn freundlich folgendergestalt an: „Hugo! Dieweil du dich fromm vor Gott bezeiget, und den Lockungen des Satans widerstanden hast, so ist das Gemüth der Gebenedeieten von deinem Anliegen bewegt worden, deine Hausfrau wird eines schönen Töchterleins genesen, und die Mutter aller Gnaden will dessen Pathin und Mutter seyn. Darum soll es Maria heißen; und wenn deine Tochter das vierzehnte Jahr erreichen wird, sollst du sie zu diesem Felsen führen; da wird ihr der Wille ihrer göttlichen Pathin offenbar werden, und alles, was sie dann von dir begehren mag, das mußt du thun. Denn die Königin des Himmels hat sie auserkohren, hier ein Jungfrauenkloster zu erbauen, und ein Gnadenbild zu errichten, durch dessen Kraft viele tausend

Wunderthaten an der Liebe und Ehetreue unter den Menſchen geſchehen ſollen.“ Hierauf kam es dem Grafen vor, als verſchlöſſe der Heilige Etwas in den Felſen, der ſich von ſeinem Befehle willig auf und wieder zu that. Auch faßte er zuletzt ſeinen Spieß wie einen Schreibeſtift, und zeichnete an die glatte Steinwand ſchöne goldne Striche, woraus endlich der Umriß einer wunderherrlichen Jungfrau entſtand; welches alles der Graf mit höchſtem Erſtaunen anſah. Aber Hubertus wandte ſich drauf wieder zu ihm und ſagte: „Damit dir nun offenbar werde, daß dein Traum, welchen du weder deinem Weibe noch Kinde jemals verrathen ſollſt, nicht leer, ſondern von göttlicher Art ſey, will ich dir ein Zeichen machen und einen köſtlichen Brunnen hier ſtiften, wo zuvor keiner geweſen. Nun ſollſt du aber künftig eine Stunde rings um ihn her nicht mehr jagen, hetzen und ſtellen, ſondern alles Wild in dieſem Bezirke verſchonen, und mir hegen und heilig halten. Und das Waſſer dieſes Quelles wird überaus köſtlich ſeyn, und geſunder, als alle Brunnen weit umher. Es wird auch gar vielerlei böſen Zauber auflöſen; aber, wenn zwei Liebesleute oder gute Freunde einen Becher aus dem Quell unter ſich theilen, ſo werden ſie einander treu ſeyn bis in den Tod.“

Da ſtieß der Heilige ſeinen goldnen Spieß dreimal in das Gras, und verſchwand.

Graf Hugo erwachte gleich darauf, verwunderte ſich über den ſchönen Traum und ſchaute neugierig nach dem Bilde der Jungfrau an der Felſenwand. Doch er bemerkte dort nichts mehr von den goldnen Zügen, ſondern der Felſen war an jener Stelle nur mit einem luſtigen grünen Mooſe überwachſen. Aber im Emporſpringen ſah er mit Erſtaunen, daß vor ſeinen Füßen ein herrlicher Quell langſam aus der Erde hervortrat. Er war anzuſehen wie ein breites Silberband, und indem ſein glänzendes Waſſer ſich langſam durch's Gras fortwälzte, drückte es für ſich ſelbſt zwei ſanft gekrümmte Ufer in den Boden ein, als wäre es ſo ſchwer und gediegen wie fließendes Silber; und der Graf ſah vor ſeinen Augen die anmuthigſten blauen Blümlein an den Rändern aufſprießen. Er folgte dem Laufe des Quells mit heiligem Grauen bis zum nahen Bache, wo derſelbe ſich mit dem gemeinen Waſſer wie mit ſeines Gleichen vermiſchte und weiter floß.

Indem der Graf dieſer Begebenheit weiter nachdachte, erſchien von allen Seiten ſein Jagdgefolge. Sie hatten ihren Herrn lange geſucht, und freuten ſich, ihn hier ſo fröhlich und wohlgemuth anzutreffen. Er zeigte ihnen darauf den vortrefflichen Brunnen, den er hier entdeckt habe, und Niemand konnte ſich eines ſo reichen, klaren Quells in dieſer Gegend erinnern. „Nun wohlan! ſagte Hugo: ſo geſegne uns Gott und die heilige Jung-

frau den ersten Trunk aus diesem Quell, der forthin der Hubertusborn heißen soll, weil wir ihn auf der Jagd entdeckt haben.“ Damit schöpften Alle ihre Kürbisflaschen voll, erhoben ein freudiges Jagdgeschrei und tranken; worauf sie sich so gestärkt und neu belebt fühlten, daß sie die labende Kühlung und Reinheit des Quells nicht genug loben konnten. Auch nahm der Graf eine Flasche voll zu sich, um zu Hause seiner Gemahlin daraus Bescheid zu thun, welche dann das Wasser ebenfalls sehr köstlich fand.

Gar bald zeigte sich auch die Erfüllung dessen, was Sanct Hubertus verheißen hatte. Denn nach Jahresfrist kam die Gräfin mit einem Töchterlein nieder, welches man Maria nannte, und welches gar schnell und freudig zu einer ausnehmend schönen Jungfrau heranwuchs, so, daß die Eltern über des Kindes Gedeihen unbeschreibliche Freude empfanden, und wegen seiner Schönheit von allen Fürsten und Herren weit und breit beneidet wurden.

Aber Hugo vergaß über seinem Glücke nicht, was Sanct Hubertus ihm befohlen hatte, sondern gebot in seiner ganzen Grafschaft, daß man Frieden um den Brunnen her halten solle, und ließ überall eine Stunde weit von demselben in der Rundung Hegepfähle aufstellen, so daß alles Wild in diesem Bezirk eine Freistätte fand, und von keinem Jäger verfolgt oder erlegt werden durfte. Daher ward der gehegte Raum bald ein überaus

luſtiger Aufenthalt; das Wild ſcheute innerhalb deſſelben keinen Menſchen, und die Vögel bauten dort am liebſten ihre Neſter, und ſangen nach Herzensluſt. Weil nun die ganze Wildniß dem Grafen eigen war, ſo wurden auch deſſen arme Unterthanen, die in jener Gegend wohnten, gar froh über dieſe Hege; denn das Wild that plötzlich, als wäre es in die Hege gebannt, und verlangte nicht mehr ihre Saatäckerlein abzuweiden, ſondern blieb lieber auf ſeinen ſichern Waldhuthen, da ihm draußen überall die Jäger auflauerten. Der Graf aber hatte ſeine Jagdluſt in andern Wäldern.

Er nahm auch das Kind, deſſen Mutter er einſt im Walde ſeinen Ring geſchenkt hatte, bald zu ſich, und es erwuchs daraus ein ſo treuer und kühner Knabe, daß ihn Hugo zum Diener ſeiner Tochter und zu ſeinem Leibjäger machte, und dieſem getreuen Jüngling, Medorus genannt, unter allen Dienern ſeine Gunſt am meiſten zuwandte.

Nicht weit vom Schloſſe des Grafen aber hauſte ein armer Vetter deſſelben, ohne Land und Leute, bloß von Hugo's Wohlthaten lebend. Dieſer hatte einen ſchönen Sohn, Namens Roland, welchen man der jungen Gräfin zum adlichen Geſpielen und Hüther gab. Wiewohl nun Roland fünf Jahre älter war als Maria, ſo verlangte dieſe doch nach keinem andern Geſpielen als ihm, weil der junge Vetter ihrem Willen in keinem Stücke zuwider

that, sondern, nach seiner verträglichen und sanften Natur, allen Scherz und Uebermuth von ihr geduldig ertrug. Als aber Roland sah, wie Maria in ihrem dreizehnten Jahre schon zu solcher Schönheit gelangt war, daß auf die Gerüchte davon bereits viele große Potentaten ihren Herrn Vater mit Brautwerbung angingen, da fühlte er plötzlich, daß sein Herz von der heftigsten Liebe gegen Marien entzündet, und daß bisher nichts als heiße Minne die Ursache seiner beständigen Geduld mit ihrem Uebermuthe gewesen sey, und that einen Schwur, nun und ewig keine Andere zu lieben, als seine Base Maria. Allein er fand damit kein Gehör bei dem jungen Fräulein, und sobald er ein Wort von Minne sprach, lachte sie nur, zog ihn mit Scherzen auf und jagte ihn wohl gar von sich, indem sie drohte, es ihrem Herrn Vater zu verrathen. Doch sagte sie dem Grafen nichts davon.

Aber Roland, der seine feurige Liebe nicht länger zu verbergen wußte, traf einst seinen Herrn Vetter, bei welchem er gar wohl gelitten war, allein an, fiel ihm zu Füßen und bat mit Thränen, er möge ihm seine Tochter zusagen, und bei ihr selbst ein Fürwort einlegen, damit sie seine große Liebe und Treue nicht verschmähe.

„Mein lieber Vetter, sprach der Graf, der das überspannte Gemüth des Fräuleins wohl kannte: es gehet dir bei Marien, wie es vielen Andern gehet, von welchen

ſie auch nichts wiſſen und anhören will. Indeſſen, da ſie doch in ihrem übrigen Leben und Wandel ganz fein gefittet iſt, ſo glaube ich, daß ſie wohl dermalen zu jung ſeyn mag für die Minne, und keineswegs von verhärtetem oder falſchem Gemüthe. Kannſt du ſelbſt aber künftig noch ihr Herz erwerben, ſo ſollſt du mir recht ſeyn zum Eidam, und noch lieber als der reichſte und mächtigſte Fürſt oder Herr, da ich dich und deinen Vater ſehr werth achte und gewißlich einem ſo guten und nahen Anverwandten mein Land und Leute eher gönnen würde, denn einem Fremden. Doch ſiehe du ſelbſt zu, wie du ihr Herz bewegen mögeſt."

Dieſe gutgemeinte Rede Hugo's gab zwar dem armen Roland einigen Troſt; aber das Fräulein fuhr fort, ſeine Liebe zu verlachen, und wollte endlich gar keinen Umgang mehr mit ihm pflegen, falls er ferner von Minne reden würde.

Einige Zeit nachher reiſte Graf Hugo mit mehreren Dienern und ſeinem getreuen Medorus von einer benachbarten Stadt heim zu ſeiner Hofburg. Da ſie nun gegen Abend durch die Hubertushege ritten, wo man jetzt viele Gänge und Kreuzpfade zum Luſtreiten fand, erzählte Medorus dem Grafen allerlei Geſchichten von dieſem Walde, welche ihm die Jäger berichtet hatten, und beſonders, wie man darinn zuweilen des Morgens vor Tages Anbruch eine aus weiter Ferne tönende lieb-

liche Jagd mit gar vielen Waldhörnern hören könne; und doch sey nachher niemals irgendwo einige Scheu oder Furcht an dem Wilde zu verspüren gewesen. Der Graf hörte dieß sehr gerne, und da er mehr zu wissen verlangte, gestand ihm auch Medorus ein, daß er selbst einmal in allzugroßem Jagdeifer eine Hündin bis in den Hegebezirk verfolgt habe, doch unwissend wo er sey, und ohne den nächsten Hegestock wahrzunehmen. Auf einmal sey ihm Sanct Hubertus selbst, eine Kuppel großer und ungemein schöner Hunde haltend, mit zorniger Miene entgegengetreten, habe den Spieß aufgehoben und damit gebieterisch nach dem Gränzstocke gezeigt. Da er aber, hierüber sehr erschrocken, seine Knie ehrfurchtsvoll gebeugt und sich bescheidentlich zurückgezogen, so habe der Heilige lächelnd mit dem Finger gedroht und ihn in Frieden ziehen lassen.

Mit diesen und anderen hübschen Geschichten suchte Medorus seinem Herrn die Zeit zu kürzen. Er sah aber bald, daß der Graf immer schwermüthiger und nachdenklicher ward, und konnte sich nicht einbilden, was doch wohl sein Gemüth zu solcher plötzlichen Traurigkeit bewegen möge. Nach einiger Zeit hieß der Graf die Diener ein wenig bei Seite reiten, wandte sich darauf zu Medorus und sprach: „Mein getreuer Diener! Mir ist seit einer halben Stunde zu Muth, als stehe mir ein besonderes Unglück oder Glück bevor, ja, als wollte der

allmächtige Gott mich ſchnell und unverhofft von dieſer Welt ab= und in ſein himmliſches Freudenleben rufen. Da ich nun nicht weiß, wie nahe mir mein Ende ſeyn mag, und ob ich vorher noch einen Prieſter der heiligen Kirche Beichte zu thun Gelegenheit erlange, ſo habe ich mir vorgenommen, um Lebens und Sterbens willen, dir, mein guter Medorus, in dieſer Stunde noch dasjenige zu vertrauen, was meiner Tochter Maria wegen mir auf dem Herzen liegt, und welches mir der heilige Hubertus, ihr ſelbſt und meiner lieben Ehefrau zu entdecken, verboten hat. Du, mein Getreuer, wirſt es wohl bewahren, und alles, was du dabei fördern kannſt, klüglich ausführen.“ Hiermit erzählte ihm der Graf, was ihm einſt in dieſem Walde mit der böſen Zauberin, mit dem kleinen Medorus ſelbſt und deſſen Mutter, und zuletzt mit dem heiligen Hubertus begegnet war, und nahm drauf einen Schwur von ihm, daß er ſeine Tochter, an dem Tage wo ſie ihr vierzehntes Jahr erreichen werde, gewißlich zu dem Hubertusbrunnen hin zu wandeln vermögen, doch aber von dieſer Geſchichte ihr nichts wiederſagen wolle, es ſey denn im Falle der höchſten Noth.

Medorus ſchwur ſeinem Herrn andächtiglich, und ſprach: „Seyd wegen alles deſſen ohne Sorgen. Aber der gütige Gott und ſeine Heiligen werden Euch, mein liebſter Herr, dieſen Tag, welcher ſo nahe iſt, und außer ihm noch viele Jahre in Fröhlichkeit und gutem Wohl=

fern erleben lassen, worum mein Gebet sie alltäglich anflehen soll, und bitte ich Euch gar sehr, daß Ihr solcher traurigen Gedanken Euch gänzlich entschlaget, da Ihr in Ansehung der Leibesbeschaffenheit so kräftig und wacker seyd, als man sich wünschen mag."

„Du hast wohl Recht; versetzte der Graf; aber es ergehe mir nun, wie Gott will." So ritten sie also weiter, und Medorus sang, da die Nacht einzubrechen begann, ein schönes frommes Abendlied.

Aber kurz vorher, ehe sie das Schloß erreichten, hörten sie, daß der Graf tief seufzte und um Beistand rief, und als sie hinzusprengten, sank der fromme Herr von seinem Rosse herab in ihre Arme, sprach nicht ein Wort weiter, und sie sahen endlich, daß er nach einem besondern Verhängnisse Gottes plötzlich verstorben war.

Da man nun seinen Leichnam in das Schloß brachte, entsetzte sich die Gräfin dergestalt darüber, und ihr Gemüth ward von einer so großen Sehnsucht nach ihrem liebsten Eheherrn befallen, daß sie schon am dritten Tage demselben im Tode folgte.

So war denn nun die Gräfin Maria ihrer beiden Eltern beraubt, und es läßt sich nicht beschreiben, in was für tiefe Schmerzen sie durch dieses traurige Ereigniß versetzt wurde. Es schien, als wolle sie in Thränen zerfließen, und als sey ihr sonstiges munteres Wesen ganz und gar verschwunden, so daß sie auch, als

nun die Lehensleute und Unterthanen ihr und ihren Herrn Vormündern den Eid thaten, vor Trauer und Thränen kein Wort redete.

Ihr Vetter, Herr Roland, wandte dabei alle Mühe an, sie zu trösten, und sie hörte auch seine Reden unter allen am liebsten an. Doch als er einst wieder ein Wort von seiner inbrünstigen Liebe zu ihr sprach, da schien es, als kehre plötzlich ihre vorige lustige Gemüthsart sich wieder zu ihr. „Herr Vetter! sagte sie mit lächelndem Munde, Ihr singt mir da wieder ein Lied, das ich schon längst auswendig weiß. Seyd Ihr nicht ein junger und stattlicher Edelmann? Ich will Euch ausrüsten aufs köstliche; dann ziehet doch fort und schaut Euch vorher nach andern und schönern Jungfrauen um, ehe Ihr bei mir freien wollt, die keines Freiers bedarf. Auch habe ich schon heute Euern Herrn Vater schriftlich gebeten, daß er Euch von diesem Schlosse ziehen lasse; denn da meine werthen Eltern nun Todes verfahren sind, so will es mir, als einem ledigen Fräulein, nicht mehr geziemen, daß ich mit einem jungen Fant unter einem Dache lebe."

Durch diese Reden ward der gute Roland voll Unmuths, und da er über seine brennende Liebe nicht anders Meister werden konnte, so verließ er noch an demselben Abende die Burg der Gräfin, und sie hörte nach einigen Tagen, er mache sich zu einer Fahrt nach

Frankreich bereit. Diesen Entschluß lobte die Gräfin sehr, und sandte Herrn Roland ein köstliches Geschenk auf die Reise.

Als nun bald darauf der Tag erschien, an welchem Maria ihr vierzehntes Jahr zurücklegte, da trat der getreue Medorus des Morgens in ihr Gemach und redete seine Herrin folgender Gestalt an: „Edles Fräulein, da heute der frohe Tag Eurer Geburt ist, an welchem Euer Herr Vater, unser lieber seliger Herr, sich fast allezeit in dem anmuthigen Hubertuswalde aufzuhalten pflegte, so habe ich, weil die Sonne sehr lieblich scheint und alle Vögel mit heller Stimme singen, dort auf einem schönen grünen Platze, nahe bei dem Brunnen Eure Mahlzeit bereiten lassen, und verhoffe, daß mein Anordnen Euer Gnaden nicht mißfällig seyn werde."

Die Gräfin lobte ihren Diener wegen seiner Veranstaltung, und zog bald hinaus auf den grünen Waldplatz, wo man ein prächtiges Zelt für sie aufschlug. Während nun die Diener ihr Mahl bereiteten, spazierte sie im Walde herum. Da kamen Hirsche, Rehe und anderes Wild, und fraßen Blumen und Kräuter aus ihrer Hand, und schöne Singvögel flatterten um sie her, setzten sich auch auf ihren schneeweißen Arm und pickten allerlei Naschwerk zwischen ihren Rosenlippen heraus, worüber die Gräfin ganz fröhlich ward und sich sehr verwunderte.

Als ſie nun auch zum Hubertusbrunnen kam, da ſprengten ihr drei Reiſige entgegen, bei welchen Roland war. Dieſer ſtieg ſogleich vom Roß und trat mit ehrerbietigem Gruße vor die ſchöne Maria, indem er ſprach: „Ich kam auf Euer Schloß, geliebteſte Baſe, um Euch Valet zu ſagen und zugleich das reiche Geſchenk, was Ihr mir neulich überſandtet, wieder in Eure Hand zurückzugeben, weil es wohl viel zu köſtlich für einen armen und vom Glücke ganz vergeſſenen Junker ſeyn möchte. Ich bedarf auf meinem Zuge keines Gepränges, und dieſe beiden Knapoen folgen mir um geringen Sold. Weil es mir aber ſo gut geworden iſt, Euch noch hier zu finden, und ich einmal Eure Waldluſt geſtört habe, ſo vergönnet nun, daß ich mir ein letztes Zeichen Eurer Huld erbitte, um meine Waffen damit zu verzieren, und laſſet mich noch zum Valet einen Becher auf Euer Wohlſeyn leeren, welchen Euer ſüßer Purpurmund kredenzen möge."

Das verdroß die Jungfrau ein wenig. Doch ließ ſie ſich äußerlich nichts merken, ſondern nahm das Kleinod von ſeiner Hand wieder, bückte ſich zum Rande des Quells, brach ein blaues Blümlein ab und reichte es dagegen Herrn Roland mit den Worten: „So nehmet denn hier eine kleine Blume, die an Unwerth und Verwelklichkeit wohl der Männerliebe mag verglichen werden, wenn Ihr doch nichts beſſeres wollt; laſſet ſie

von dem Wappenmaler abkonterfeien und wählet Euch die Inschrift dazu selbst.“

Ueber dieser Rede trat Medorus mit einem Becher herzu, und füllte ihn mit Wein. Aber die Gräfin sagte: „Gib diesen Wein seinen Knappen; denn mir und meinem Vetter wird ein Trunk Wasser viel gesunder seyn, um den heißen Schmerz unsers Abschiedes zu kühlen.“ Medorus that hierüber äußerlich gar traurig, denn er hielt Herrn Roland sehr hoch. (Im Herzen aber gedachte er der Worte des Hubertus, und freute sich höchlich über Herrn Rolands gutes Geschick in Ansehung dieses Brunnen.) Deswegen sprach er zu ihm: „Edler Herr, Ihr möget nicht zürnen auf mich; aber ich muß meiner gnädigen Gräfin gehorsam seyn.“ So gab er denn den Knappen diesen Wein und brachte eilends einen andern Becher herbei, der war von Gold, und außen waren zwei blaue Augen so künstlich darauf gemalt, daß sie einander anzublicken schienen, und zwischen ihnen stand geschrieben: „Vergiß mein nicht!“

Aber Herr Roland sah seine Base beweglich an, und sprach: „Das Gold des Weins und das Silber dieses Quells gilt mir gleich, und auch nach deinem Gold und Silber verlangt mein Herz nicht, du holde Jungfrau. Aber schau doch dieses blaue Blümlein an: Gleicht es nicht an Farbe diesen gemalten Augen, und noch mehr den deinigen, nach deren Freundlichkeit al-

lein ich mich sehne? Vergiß mein nicht, allerliebste Base, und vergiß nicht aller unsrer ehemaligen schönen Kinderspiele! Und Vergißmeinnicht will ich nun dieses Blümlein nennen, und will diese Worte in schöner Schrift darunter malen lassen, und seine Farbe soll immerdar meine Leibfarbe seyn und mich in aller Versuchung getreu und beständig erhalten, und soll die Farbe der Beständigkeit heißen, weil sie auch des Himmels Farbe ist, deren man im Ungewitter nicht vergessen soll. Und wenn ich deiner Augen jemals vergesse, so vergesse meiner selbst auch Gott, dessen wunderbare Kraft diese Augen, dieses Blümlein, diesen klaren Quell und den Himmel selber geschaffen hat!"

Mittlerweile hatte die Gräfin aus dem Quell geschöpft, und indem sie den Becher zum Munde führte, sagte sie mit freundlichem Lächeln: „Nun, so lebe wohl, mein lieber Vetter Roland und vergiß mein nicht!" Aber als sie den Becher vom Munde nahm und ihn Herrn Roland zubringen wollte, fiel plötzlich eine Thräne aus ihrem klaren Auge in den Becher. Roland, dieß gewahrend, trank denselben vollends rein aus, warf ihn in den Quell und sprach: „Verflucht sey, wer jemals wieder aus diesem Becher trinket!" Darauf reichte er seiner Base mit abgewandtem Antlitz die Hand, schwang sich auf sein Roß und ritt eilends davon. Da griff Medorus schnell in den Brunnen, um den goldnen

Becher zu holen, und indem er ihn faßte, zerſchmolz er in ſeiner Hand und ward zu Waſſer.

Allein Medorus, welcher erſchrocken war und jetzt ſah, daß ſeine Herrin erblaßte, ſprach: „Wie nun, gnädiges Fräulein! Ihr waret vor kurzem ſo wohlgemuth, und habt den guten Herrn noch zuletzt waidlich geneckt; und jetzt ſind Eure Augen trübe und Eure Roſenwangen blaß geworden? Soll ich Euer Gnaden ſelber einen Becher Weins holen?“

Die Gräfin aber wollte weder eſſen noch trinken, ſondern befahl allen ihren Leuten, ſich von ihr zu entfernen, ſetzte ſich traurig in das Gras und fing bitterlich an zu weinen, einmal über das andere ausrufend: „O mein lieber Roland, wie ſchwer habe ich mich doch an dir verſündigt! Ach mein liebſter Freund, wo werde ich dich nun wieder finden! Ach, nun fühle ich erſt, wie ſehr und außermaßen ich dich liebe! O liebſter Roland, komm doch zurück, da ich viel eher das Leben als dich verlieren will und ohne dich gewißlich bald vor Liebe ſterben werde!“ Dazu brach ſie viele von den blauen Blümlein ab, drückte ſie an ihr Herz, ſchluchzte und ſeufzte laut: „Vergiß mein nicht, o Roland, Roland!“

Von dieſem Klagen und Weinen ward die gute Gräfin endlich ſo matt, daß ihr die Augen zufielen. Sie begann darauf in einen ruhigen und tiefen Schlummer zu ſinken, die heilige Jungfrau nahm ſich ihres Leidens

an und kam in einem lieblichen Traume zu ihrer Pathe hernieder. — Da war es plötzlich der ſchlafenden Maria, als würde durch eine freudenvolle Himmelsbotſchaft all ihr großes Liebesleiden, ſo auch die Trauer über ihre werthen Eltern und jede Sehnſucht der Erde auf einmal von ihr genommen, und ſie fühlte ſich ſo ſelig wie im Himmel. Und die Mutter aller Gnaden erſchien in unausſprechlicher Schönheit, eine Sternenkrone auf dem Haupte und einen Lilienzweig in ihrer Hand, und trat vor ſie hin und ſprach: „Maria! Du ſollſt wiſſen, daß ich deine liebe Pathin bin, und dich dazu auserwählt habe, mir an dieſer Stelle ein Heiligthum zu erbauen. So berühre nun jenen Felſen, und du wirſt dort die Befehle finden, welchen du nachleben ſollſt. Und wenn du alles nach meinem Willen ausrichten wirſt, ſo will ich auch deine irdiſche Liebe ſegnen und dir ein glückſeliges Leben und hohes Alter von Gott erbitten.“ Da neigte die Königin ihren Lilienzweig gegen die Schlafende, und zerfloß in Licht.

Maria aber erwachte, warf ſich fröhlich auf ihre Knie, und nachdem ſie lange gebetet, nahte ſie dem Felſen, welchen ihr die himmliſche Mutter gezeigt hatte. Sobald nun ihre Hand die grüne Moosdecke an demſelben berührte, ſank dieſe herab und ward zu Staub, der Felſen ſpaltete ſich und warf ein ſchönes Büchlein aus, neben dem Spalt aber ſah die Gräfin an einer glatten

Steinwand das goldene Bild ſchimmern, welches einſt Hubertus dort angezeichnet hatte, und deſſen Züge der himmliſchen Mutter, wie ſie Marien vorhin erſchienen war, ganz und gar glichen. Da ſetzte ſich Maria auf einen Stein, betrachtete fleißig das Bild und las andächtig in dem Büchlein, worin alles ſtand was ſie wiſſen ſollte, und prägte alles ihrem Gemüthe ſehr wohl ein. Doch als ſie das Büchlein wieder zuſchloß und auf ihren Schooß legte, da hob ſich daſſelbe in die Luft und verſchwand aus ihren Augen. Hierüber ward ſie ſehr traurig, und ſann bis an den Abend ſorgſamlich nach, ob ſie auch nichts vergeſſen habe. Allein ſie merkte endlich, daß alles, was ihr das Buch auszurichten befohlen, ganz wohl in ihrem Gedächtniſſe geblieben war.

Als nun endlich Medorus herzutrat und ihr berichtete, daß der Tag ſich neige, fragte ihn die Gräfin, was er von jenem Bild am Felſen halte? Der Diener ſchaute hin und her, und ſein Auge konnte dort nichts erblicken, als einen glatten vortrefflichen Marmorſtein. Da merkte Maria, daß die Züge der göttlichen Jungfrau ſeinen Augen verborgen blieben. Sie ſchwieg alſo darüber und ſagte auch weiter nichts von den übrigen Erſcheinungen, die ihr hier begegnet waren, ſondern eilte heim auf ihre Burg zu kommen.

Des andern Morgens ſandte die Gräfin Boten in alle Städte und Dörfer ihrer Grafſchaft und ließ eine

große Menge Arbeiter, Fuhrleute, Bau- und Kunstverständige zu sich fordern, weil sie der Mutter Gottes den Bau eines Jungfrauenklosters gelobt habe und denselben sehr herrlich auszuführen gedenke. Auch begab sie sich in ihre Schatzkammer und überlegte dort klüglich, wieviel wohl ihres Herrn Vaters Nachlassenschaft auf den Bau und die Einkünfte des Klosters zu wenden erlaube. Da fand sie so große Schätze, daß ihr Herz sich aller Sorgen entschlagen durfte. Als sie nun auch ihre Herren Vormünder zu sich entbot, und mit ihnen über den Bau Rath pflog, widerriethen ihr diese denselben eifrig, und wollten nicht zugeben, daß sie durch ein so großes Unternehmen all ihr Gut vergeude. Aber Maria sprach: „Ihr wisset wohl, liebe Herren, daß ich Euren Rath stets hoch und werth halte; aber in einer Sache, die ich zur Ehre Gottes ausführen will, habt Ihr mir nicht zu gebieten, und ich will mich künftig nicht mehr um Euch kümmern, sondern bauen was mir beliebt.“ So mußten sie ihr endlich den Willen lassen, und Einer sprach zum Andern: „Sie wird bei solchen weitläuftigen Dingen bald genug in Noth gerathen und uns dann selber um Hülfe anflehen müssen.“

Als aber die Gräfin dem Baumeister Befehle gab, wie er das Werk einrichten sollte, und dabei all sein eignes Wesen abänderte und ihm jede Mauer und jedes Ecklein auf das genaueste vorschrieb und ausmaß, da er-

ſtaunte der Meiſter höchlich über ihre Klugheit und große Wiſſenſchaft, meinte auch, ein ſo herrliches Kloſter müſſe noch niemals gebaut worden ſeyn, wie dieſes, und lebte darauf in allen Stücken ihrem Willen nach. Und ſo ging denn alle Arbeit ſchnell und wohl von ſtatten.

Auch führte die Gräfin gleich anfänglich einen Bildhauer zu der Felſenwand am Brunnen, und da derſelbe mit ſeinen Augen ſo wenig als Medorus und Andere das goldne Bild erkennen konnte, ſo ließ ſie den Stein, auf welchem daſſelbe abgeriſſen war, aus dem Felſen losarbeiten und zeichnete dann die goldnen Striche mit einer Kohle darauf nach, worüber der Bildner bald in die höchſte Verwunderung gerieth, weil er dergleichen himmliſche Geſtalt nie geſehen, weshalb er dann bei ſeiner Arbeit beſtändig die Gräfin um Rath fragte, und auch zuletzt ein ſolches Wunderbild der Mutter Gottes hervorbrachte, bei deſſen Erblickung alle Leute andächtig auf die Knie ſanken.

Maria aber ließ das Bild der Gnaden nicht im Innern der Abtei, ſondern außen unweit des Brunnens aufrichten und mit einem künſtlichen Himmel, der auf ſchönen Säulen ruhte, überbauen. Man verzierte es auch mit Gold und Farbe ſo herrlich, daß es zu leben ſchien, und daneben wurde ein Häuslein geſetzt, zur Wohnung des Einſiedels, welcher das Gnadenbild ſtets zu hüten und zu pflegen gehalten war.

Ueber allen diesen hohen und himmlischen Dingen aber konnte doch die gute Gräfin ihrer irdischen Liebe sich keineswegs entschlagen, ja ihr süßes Leiden ward nur um soviel heftiger, je länger sie keine Botschaft von ihrem geliebten Roland erlangen konnte, der nunmehro schon zwei Jahre lang abwesend war, und weder seinem Vater noch ihr selbst Kunde von seiner Fahrt gegeben hatte. Es kehrten zwar bei der Gräfin gar viele Fürsten, Grafen und Ritter aus allen Landen ein, um ihr zu hofiren; und wo möglich ein so schönes Händlein und Ländlein zu erwerben. Aber keiner wußte zu sagen, wo Herr Roland sich aufhalte. Fast täglich ließ Maria bei seinem Herrn Vater, dem sie überaus viel Gutes erzeigte, um Nachricht fragen; als aber derselbe im dritten Jahre plötzlich verstarb, so fürchtete sie, der Liebste möchte sich nun, wenn er diesen Todesfall erführe, nimmer wieder zu seinem väterlichen Lande wenden, und gab daher all ihr irdisches Glück für verloren. Dabei ängstete die jungfräuliche Scham ihr zartes Gemüth so sehr, daß kein Mensch die Ursachen ihres geheimen Bekümmernisses erfuhr, sondern Jedermann nur glaubte, sie habe diesen heiligen Bau etwa zur Erlösung der Seelen ihrer Eltern gelobt, und lebe wegen deren ewigen Heils in schwermüthigen Gedanken. Uebrigens war es allen Leuten eine bekannte Sache geworden, daß die Gräfin Maria sich nicht zu verehelichen, sondern als eine Jungfrau zu

ſterben Willens ſey. Nur dem getreuen Medorus, der die ganze Verfaſſung ihres Gemüths wohl ſchon längſt errathen hatte, ließ die arme Gräfin zuweilen deutlich genug merken, wie leid ihr Herrn Rolands Abweſenheit und ihre ehemalige unfreundliche Geſinnung gegen ihn ſey, und wie ſehnlich ihr Herz nach ſeiner Zurückkunft verlange. Sie brachte faſt alle ihre Tage bei dem Kloſterbau und an dem Brunnen zu. Denn es war noch ihre einzige Freude, wenn ſie ſah, wie wohl dort alles ausgeführt ward und gerieth, was ſie anordnete. Da ſaß denn das gute Fräulein oft nachdenklich bei dem ſchönen Quell und rief ſchluchzend aus: „Wie wohl war mir doch einſt bei dir, mein liebſter Roland — und ich wußte es nicht! Wie inniglich habe ich dich ſtets geliebt — und ich erkannte meine Liebe nicht, ſondern verlachte die deinige! Ja, als mein böſer Spott dir auch den letzten Labetrunk Weines zu Waſſer machte, da war mein Herz viel härter als das Gold jenes Bechers, welches im Waſſer zerſchmolz und mir anzeigte, wie der Himmel nun auch den Hochmuth meiner eignen Augen bald mit Waſſer ſtrafen werde. Du verſchmähteſt mein Gold und meinen Reichthum, wornach alle meine Freier leidiglich trachten, und verlangteſt nur nach meinem undankbaren Herzen, welches ich dir zuſchloß und das nun vergebens nach deiner Minne ſchmachtet. Denn nun wirſt du der unempfindlichen Jungfrau dich längſt entſchlagen, und

einer andern, die es beſſer verdient, dein Gemüth zugewandt haben, deſſen Hoheit und Vortrefflichkeit ich Aermſte nun lebenslang beweinen muß!" — So ſeufzte und ſehnte ſich Maria ſehr oft. Aber wenn ſie dann ſeiner Abſchiedsworte gedachte, und einen friſchen Trunk aus dem Quelle that, in welchem ſich die blauen Blümlein ſo lieblich beſpiegelten, da war es ihr immer wieder, als werde und könne Herr Roland ihrer nimmermehr vergeſſen, und ſie gab ſich wieder zufrieden. Auch ſuchte der getreue Medorus, ſo oft er ſeine Gebieterin weinen ſah, ihr Herz beſtändig zu tröſten, und ſprach einmal kühnlich zu ihr: „Hoffet nur auf Gott, gnädiges Fräulein! Ich weiß ſehr wohl die Urſache von Euern heimlichen Thränen; aber glaubet mir nur, Euer Weinen wird ſich endlich noch in lauter Freude verkehren." — Die Gräfin verwunderte ſich über dieſe Worte, aber ihr Angeſicht erröthete höchlich, und ſie ſchwieg ſtille.

Bald hierauf verbreitete ſich durch mehrere fahrende Ritter das Gerücht von Rolands großen und wunderbaren Heldenthaten, wie er viele Ungeheuer geſchlagen, Rieſen umgebracht, Gefangene erlöſet und in allerlei Kriegen und Befehdungen überaus großen ritterlichen Ruhm erworben habe, und endlich an den Hof des Königs von Frankreich gekommen, wo er nun groß geachtet ſey und in hohen Ehren und Würden lebe. Das vernahm Maria mit herzlichem Wohlgefallen, und als nach einiger Zeit

ein alter Ritter bei ihr einkehrte, der Herrn Roland ſelbſt geſehen hatte, verlangte ſie, er ſolle ihr recht viel Neues von ihrem Herrn Vetter erzählen. „Ich kann Euch wohl ſagen, ſprach der Ritter, daß aus Herrn Roland einer der ſchönſten, edelmüthigſten und tapferſten Ritter der ganzen Chriſtenheit geworden iſt. Auch weicht er an Zierlichkeit und wohlgefälligem Betragen gewiß keinem andern Edelmanne. Die Damen beeifern ſich gleichſam von ſelber um ſeine Gunſt, weil er von ungemein ſchöner Geſtalt iſt. Doch darf ich Euer Gnaden auch ein übles Gerücht nicht verhehlen, das mir bei meiner Abreiſe von dem Hofe zu Frankreich ward, weil Ihr doch ſo vielen Antheil an Eurem Herrn Vetter nehmet. Es ging nämlich die Rede, als ſtelle er ſich gegen aller ſchönen Frauen Minne ganz unempfindlich, lebe aber insgeheim in großer Unehre mit der franzöſiſchen Königin, die zwar ein Wunder von Frauenſchönheit, aber auch eine wahre Teufelin iſt, und ſchon manchen braven Ritter in ihre Netze verſtrickt und hinterher böslich verderbt hat, ohne daß ihr frommer Gemahl je einige Kunde von ihrem ſchändlichen Leben erhalten. Allein, ich ſehe wohl, gnädiges Fräulein, daß Euch die Sache nahe geht; daher wollen wir lieber das Beſte vermuthen, und in der Hoffnung leben, der gute Roland werde ihren Schlingen noch glücklich entkommen ſeyn.“

Es ist unbeschreiblich, welchen tiefen Eindruck diese traurige Mähr auf die arme Gräfin machte. Sobald der alte Ritter sich wieder beurlaubt hatte, verschloß sie sich in ihre abgelegenste Kammer und wollte drei Tage lang Niemand vor sich lassen, selbst den getreuen Medorus nicht mehr. Doch wagte es dieser endlich vor sie zu treten, und sprach: „Gnädige Gräfin, ich habe gar wohl gehört, was der fremde Ritter von Herrn Roland erzählt, und was für einen nagenden Wurm er durch seine Reden an Euer heftig liebendes Herz gelegt hat.“ Da unterbrach ihn die Gräfin plötzlich, indem sie eine Fluth von Thränen vergoß und ausrief: „O mein guter Diener Medorus, ich will es dir nicht länger verschweigen, daß ich mich schon längst unsäglich nach Roland sehne, und daß nun mein Herz vor Liebe und Trauer bald brechen wird. Denn jetzt weiß ich leider, daß allein durch meine harte Verstocktheit sein vormals reines Herz sich von der Tugend zur Sünde gewendet und daß er seinen mir beim Abschiede gethanen Schwur der ewigen Treue blos deswegen gebrochen hat, weil ich damals denselben verspottete. Und so muß ich mich nun auch als seine Mörderin ansehen, und du, mein treuer Diener, wirst so wenig als sonst Jemand auf Erden einen Rath mehr für mich Elendeste wissen!“

„Ich weiß Euch wohl einen Rath; entgegnete der kluge Medorus: Ich kenne Herrn Rolands tugendhaftes

Gemüth viel beſſer, als daß ich dem Gerüchte, welches dieſer Ritter gehört hat, Glauben beimeſſen ſollte. Gebt mir Urlaub, liebſte Gräfin, ſo will ich nach Frankreich ziehen, die Sache ſelber erkunden und Euch bald viel beſſern Bericht bringen."

Dieß gefiel der Gräfin ſehr wohl, und Medorus mußte noch an demſelben Tage eilends nach Frankreich abziehen. Sie aber begab ſich zu dem neuen Bau, ſetzte ſich am Brunnen hin und weinte bitterlich.

Das Frühjahr begann eben damals mit großer Lieblichkeit wiederzukehren, und es war bald an dem, daß die Jungfrauen in die Abtei einziehen und den heiligen Ort mit ſchönen und hehren Gottesdienſten einweihen ſollten. Der Bau war ſchon im vorigen Jahre beendigt worden, und jetzt fingen die Leute an, den Vorhof zu ebnen, Gärten zu bereiten und Blumen in den Würzgärtlein und um die Luſthölzlein her anzupflanzen, alles in der klugen Ordnung und anmuthigen Mannichfaltigkeit, welche Maria zu veranſtalten wußte. — Die Waldungen trieben ſchon junge Blätter hervor, das Wild war fröhlich und alle Vögel ſangen. Die Gräfin aber ſchaute und horchte hin und her, ihre Zähren floſſen jetzt mildiglich und es ward ihr wohl und wehe in ihrem Gemüthe. Da nun auch der Einſiedel, welcher bei dem Muttergottesbild wohnte, herzu kam, um einen friſchen Trunk aus dem Quell zu ſchöpfen,

ſprach derſelbe lächelnd zu ihr: „Mit Vergunſt, gnädige Frau, Ihr ſehet heute freudiger und blühender aus, als ich Euch in langer Zeit nicht geſehen. Gott laſſe es Euch in ſeinem heiligen Frieden immer ſo wohl ſeyn!“

„Ihr habt Recht, lieber Einſiedel, verſetzte die Gräfin, und es gefällt mir auch heute ſo wohl hier, daß ich im Leben und Tode nicht wieder dieſen lieblichen Platz verlaſſen möchte. Auch will ich Euch etwas vertrauen, das jetzt mein Herz bewegt. Sollte ich etwa frühe als eine Jungfrau verſterben, wie es mir zuweilen ahnden will, ſo ſollt Ihr der Aebtin dieſes Kloſters anbefehlen, daß ſie meinen Leib hier an dem luſtigen Bächlein begraben laſſe, und Ihr ſollt daran meinen Grabhügel mit keinem Steine, ſondern nur mit zweien der ſchönſten Pflanzen von dieſen blauen Blümlein verzieren. Denn, ich gedachte jetzt daran — und, ſehet nur ſelbſt um Euch her, wie angenehm es ſich hier ruhen muß! Ja, wenn es Gottes Wille ſeyn möchte, ſo wollte ich noch heute gern meinen Geiſt aufgeben. Die frommen Jungfrauen dieſes Kloſters werden hier meiner ſtets in freundſchaftlicher Erinnerung gedenken, und ihre ſchönen Geſänge werden über meinen Gebeinen hin lieblich tönen, worein auch viele tauſend Waldvögelein ihre Stimmen miſchen werden. So wird die Aſche meines Leibes hier gar friedlich und ſanft ruhen, ich aber werde vom Schmerz der Erde frei ſeyn und zu

Gott kommen; denn meine himmliſche Pathin, Maria, wird mit den Heiligen für mich bitten, daß ich, aller Sünden meines irdiſchen Lebens baar, in die ſeligen Wohnungen der Gnade eingehen möge."

„Ihr habt überaus hohe und heilige Todesgedanken, antwortete der Einſiedel, und Ihr macht, daß mir ſelbſt jetzo mein Grab anmuthiger entgegenlächelt als noch jemals; doch harret nur freudig auf Gottes Ruf; denn mich dünkt, er habe auch auf dieſer Erde Euch noch viele Freuden zugedacht, deren Ihr in ſeiner Furcht wohl genießen möget."

Maria ſah ihn nachdenklich an; aber er wußte keinen weitern Troſt, ſondern ergriff ſeinen Becher und ſchied von dannen.

So lebte denn die fromme Gräfin ſtill in ihren heiligen Geſchäften fort, und faſt jede Stunde ihres Lebens war für die armen Leute in ihrem Lande ſo beglückend und ſegensreich, daß ſie von Jedermann für eine Heilige gehalten, und gleichſam auf den Händen getragen wurde. Kein menſchliches Auge hat es geſehen, wieviel ſie dabei um Herrn Roland geweinet. Aber der helle Brunnen hat gar manche ihrer heimlichen Liebesthränen aufgenommen, und ſein köſtliches Waſſer iſt der guten Jungfrau gar oft wiederum zur wunderbaren Herzſtärkung und Labung geworden.

Dá nun Medorus nach vielen ausgestandnen Fährlichkeiten endlich von seiner Reise zurückkam, konnte er seiner Gebieterin nur einen traurigen Bericht geben, der weder ihr Gewissen noch ihre inbrünstige Minne zufrieden stellte. — Er hatte, da ihn seine Herrin mit viel Gold und Kleinodien ausgerüstet, am Hofe zu Frankreich sich die beste Gelegenheit gemacht und den wahren Befund der Sache auf das genaueste erforscht. Herr Roland, berichtete er, habe dort gleich bei seiner Ankunft sich in des Königs und seiner Gemahlin große Gunst gesetzt, und es sey ihm, wegen seiner vielen preiswürdigen Thaten, mehr Ehre zu Theil geworden, als allen einheimischen und fremden Rittern. So wie er aber gemerkt, daß die Königin ihre sträflichen Blicke auf ihn gerichtet und ihn sogar mit seinem blassen und verliebten Aussehen und der allzugroßen Treue gegen seine grausame Dame öfters geneckt und aufgezogen, sey er dieser buhlerischen Frau mit Fleiß aus dem Wege gegangen, und habe einst, da sie ihn allein getroffen und ihre Absichten deutlich merken lassen, ihr kühn ins Angesicht Hohn gesprochen. Hierüber sey nun ihre Rachsucht plötzlich erwacht, sie habe ihn durch ihre andern Buhlen in einen schlimmen Handel verwickelt und nicht eher geruht, bis er auf Tod und Leben gefangen gesetzt worden. Allein, es habe ein treuer Ritter und Rath des Königs diesem endlich die Augen über Herrn

Rolands Unſchuld und hohe Tugend geöffnet, worauf derſelbe mit großer Ehre befreiet und mit reichen Geſchenken vom Könige entlaſſen worden ſey, da er nicht länger an einem ſo ſchnöden und üppigen Hofe verweilen wollen. Wohin nun aber Roland auf der weitern Fahrt ſeinen Weg gerichtet, das hatte Medorus bei aller angewandten Mühe nicht erfahren können, und nur ein einziger alter Knappe, welcher eine Weile in des Grafen Dienſten geſtanden, hatte ihm die Vermuthung geäußert, er möge wohl gar nach dem Morgenlande gefahren ſeyn.

Bei Anhörung dieſer leidigen Nachricht rief die Gräfin mit großen Schmerzen aus: „O daß ich auf dem Abendwinde dem Liebſten nachſchiffen, oder als ein Vögelein ihm nachfliegen und ſein flüchtiges Roß ereilen könnte! Aber ach, ich werde ihn nimmer wiederſehen!“ — Es war, als wolle ihr Herz vor Sehnſucht brechen. Sie begab ſich hierauf tiefſeufzend nach dem Kloſter, um dort dem guten Einſiedel ihre Noth zu klagen. Indem ſie nun ankam, erſchien der Baumeiſter mit ſeinen Gehülfen und begehrte ſeinen Urlaub von ihr, weil nunmehro der herrliche Bau ganz vollbracht und alles auf das genaueſte nach ihrem Willen fertig und zur Einweihung bereit da ſtehe. Die Gräfin aber wies ſie zu ihrem Rentmeiſter, welcher Jedem ſeinen reichlichen Lohn bezahlte. Und als ſie nachforſchte, wer etwa über

dem Bau zu Schaden oder Unglück gekommen ſey, da fand es ſich, daß kein einziger Bauarbeiter dabei verunglückt war, ja keiner ſich nur einen Finger blutig geſtoßen hatte, worüber ſich Jedermann höchlich verwundern mußte. — Und ſo iſt denn dieſe große Abtei ohne alles Unglück herrlich vollendet worden.

Als aber die Gräfin nach dem Hubertusbrunnen ging, verrichtete ſie erſt ihr Gebet vor den Füßen der Mutter Gottes, und bat in frommer Demuth, daß die Königin dieſes nun vollbrachte irdiſche Heiligthum gnädig anſehen und beſchützen möge. Da war es der Jungfrau, als ſähe ſie ein gnadenvolles Lächeln über die anmuthigen Lippen des himmliſchen Bildes hinſchweben, und ſie ſank auf ihr Angeſicht und betete noch lange.

Indem nun die Jungfrau endlich aufſtand, erblickte ſie den Einſiedel, welcher am Brunnen trank, und, da ſie auf ihn zu kam, ſich vor ihr nach ſeiner Klauſe zurückzog. Und als ſie ihn zu ſich rief, blieb er erſt lange ſtehen, und ſprang hierauf, als ſey er von einem plötzlichen Wahnſinne befallen worden, zum Quell zurück. Die Gräfin redete ihn freundlich an: „Warum wollt Ihr vor mir fliehen, mein lieber Einſiedel, da ich jetzt Eures Troſtes und Zuſpruchs ſo ſehr bedarf, indem mir durch den treuen Medorus keine gehoffte Nachricht von meinem liebſten Roland zugekommen, und daher mein liebendes Herz voll Trauern und Sehnen iſt.“

Da sprach der Einsiedel mit lauter Stimme: „Maria!“

Aber die Gräfin that einen lauten Schrei; denn der Einsiedel warf seinen langen Bart von sich, und vor ihr stand Herr Roland, der wenige Tage vorher von seiner Fahrt zurückgekommen war, und sich bei dem alten Einsiedel verborgen hatte, um hier das Angesicht seiner Liebsten zu sehen, und ihre Gesinnung gegen ihn zu erforschen.

Da hielten denn die Liebenden einander gar süß und lange in den Armen und küßten sich dermaßen zärtlich, daß all ihr langes Trauern, Sehnen und Zagen auf einmal verschwunden war. Und sie weinten vor Liebe und Freude, und tranken auf ewige Treue und Beständigkeit einander aus dem Brunnen zu.

Bald nachher ward das Kloster mit großer Pracht eingeweiht, und gleich darauf auch die Vermählung Herrn Rolands mit der schönen Maria vollzogen. Dieses fromme Ehepaar aber lebte darauf viele Jahre lang in der höchsten Glückseligkeit, Liebe und Freude; auch gebar Maria einen Sohn, Guido genannt, welcher bald als der stattlichste Ritter weit und breit bekannt, und mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet worden ist.

Als nun das werthe Paar schon in sehr hohem Alter stand, und der Graf, aller Welthändel müde, seinem Herrn Sohne bereits das Regiment über Land

und Leute in die Hände gegeben hatte, da sprach Roland einst: „Sieh doch an, liebste Maria, wir sind nun alt, und das Leben unter dem Schwarm des Hofgesindes und in der allzu geräuschvollen ritterlichen Pracht unsers lieben Sohnes will uns nicht mehr gefallen, und verträgt sich gar übel mit unserm stillen Sinnen und Begehren nach der Herrlichkeit jenes himmlischen Vaterlandes, welche uns und allen frommen Christen zum ewigen Erbtheil verheißen ist. So steht nun mein Wunsch hinüber zu den stillen lieblichen Wohnungen, welche du zu Ehren der Mutter Gottes an dem Hubertusbrunnen erbauet hast; und wenn dein Gemüth hierüber gleiche Gesinnung mit dem meinigen hegt, wie ich nicht zweifle, so magst du künftig in jenen heiligen Mauern leben, ich aber will außerhalb bei dem frommen Einsiedel meine Tage beschließen. Dort zu den Füßen der himmlischen Königin ist gut wohnen, dort soll unser irdisches Leben sich zur frommen Betrachtung reinigen, ja zum stillen Gebete werden, und endlich unter jenen heiligen Lobgesängen selber so lieblich wie ein Schwanengesang verklingen."

Diese Rede gefiel auch der Gräfin überaus wohl; denn sie und ihr Gemahl waren stets Ein Herz und Eine Seele. Und so geschah es denn, daß sie ihre Wohnungen nahmen, wo Herr Roland sie bestimmt hatte, und dort noch lange ein heiliges Leben in Gottes

Frieden und wahrer Glückſeligkeit führten, ohne Krankheit, und in ſo geſundem Alter, daß ſie ihre irdiſche Zeit brachten, Maria auf fünf und neunzig, er aber auf hundert Jahre.

Hierauf traf es ſich einſt an einem Frühlingsmorgen, daß man zu ungewohnter Zeit die Jagd des heiligen Hubertus wieder ſehr deutlich im Walde vernahm, als eben der Graf aus ſeiner Wohnung zum Brunnen ging, und Maria gerade auch von der Aebtin des Kloſters herzu geleitet wurde, da Beide eifrig gewünſcht, ſich aus dem Traume zu laben. Nachdem ſie nun einander, mit Ueberreichung des Blümlein Vergißmeinnicht, gar freundlich gegrüßt und den Becher getheilt, ſprach der gute Roland plötzlich ſehr verwundert: „Ei, liebſte Maria, ich habe dich ja erſt vor wenigen Tagen geſehen, und doch dünkt mich jetzt, du ſeyeſt auf einmal wieder ſo jung und ſchön geworden, wie du in den Tagen der Kindheit warſt, als wir ſo anmuthig miteinander ſpielten!“ Die fromme Maria verwunderte ſich deſſen noch mehr, und ſprach: „Sieh doch, mein liebſter Gemahl, biſt du nicht gleichfalls ſo jung und zart gebildet, wie der Jüngling jener lieblichen Tage war? Doch hörſt du auch wohl, wie ſchön heute in jener Ferne die Jäger Huberti muſiciren? Iſt es nicht, als kehre unſer Hochzeittag wieder!“ — Da mußte ihm die gute Frau,

und ſie umfaßten ſich in frommer Liebe gar ſanft und ſelig.

Aber die Aebtin wandte ihr Angeſicht zu dem Gnadenbilde, um für ſie zu beten, und ſah dort mit hohem Erſtaunen, daß die ſteinerne Hand der Mutter Gottes ihren Lilienzweig bewegte, und ſanft nach dem guten Paare herab neigte. Und als die Aebtin mit heiligem Grauen zu ihnen herumſchaute, da waren die Liebenden hinweggenommen, und kein menſchliches Auge hat ihre Geſtalten je wieder auf Erden erblickt.“

Dagobert ſchwieg, und ſeine Freundinnen feierten in ſtiller Rührung das Andenken des frommen Paares, indem ſie jedem der heiligen Trümmer umher ſanfte, melancholiſche Blicke weihten. Dort ſtand ja der Felſen, an welchem man die alte verwitterte Bruchſtelle noch zu erkennen glaubte, die einſt den Wunderſtein in ſich gefaßt! Hier predigten die Ueberbleibſel des heiligen Bildes laut genug von der Veränderlichkeit des Menſchen, welcher oft auch ſein Heiligſtes der Zeit zum Raube hingibt; und drüben dunkelten die hohen Mauern ſo ernſt und traurig hinter dem lichten Gebüſch! Nur der Quell, — das Einzige, was von einer höhern als der menſchlichen Hand geſchaffen war, — floß noch ewig treu hervor; und zu ſeinen, auch heute wie ehemals blühenden,

Vergißmeinnicht-Blumen ſenkte jetzt die Fürſtin einen langen glänzenden Blick, in welchem unſer Freund mit Entzücken die fromme Herzlichkeit uralter Zeit wieder abgeſpiegelt zu ſehen glaubte.

Nach den erſten Momenten des ſtillen Gefühles ward Dagobertен ein lauter Dank zu Theil. „Ich wünſchte, ſagte die Prinzeſſin, meine Lehrer hätten mich früher in den Beſitz dieſer Geſchichte geſetzt; gewiß, meine Jugend hätte an Freuden gewonnen; oder mein Leben wäre doch ſeliger geworden. Man verbirgt uns, aus eigner Abneigung gegen die Schwärmerei, ſo manche liebliche Fabel des Alterthums, ohne zu bedenken, daß man uns dadurch auch das Hiſtoriſche derſelben, und mit dieſem nach meinem Gefühl einen Schatz von Heiligkeit raubt, den wir doch in der ganzen modernen Welt nicht mehr zu finden vermögen. In meinem Falle hatte man um ſo mehr Unrecht, da dieſe Legende doch wirklich mein Eigenthum iſt und als ein werthes, von meinen Vorfahren ſtammendes Erbtheil mir nicht entzogen werden durfte. Freilich kannte ja Niemand mehr dieſe Geſchichten! Und ſo will ich denn gern einzig Ihrer Güte dieſen ſchönen Wiederbeſitz verdanken.“

Dagobert meinte, aus einem bloßen glücklichen Zufalle, wie hier, dürfe ohnehin Niemanden ein beſtimmter Vorwurf erwachſen; und es hätten auch wohl noch tauſend aufmerkſame Reiſende außer ihm jene Klo-

sterbibliothek durchsuchen können, ohne gerade auf diese kleine Schrift zu stoßen.

„Aber Geringschätzung, versetzte Isidora, ist doch wohl die gewöhnlichste Ursache, warum uns so Manches von dieser Art verloren geht. — Sie, meine Gute, fuhr sie zu Serenen gewandt fort, Sie sollten Geschichte lehren! Denn ein Weib vergißt bei keiner ihrer lehrenden Mittheilungen die Labung und Befriedigung unsers Herzens.“

Die Frauen hatten sich, im Nachgefühl von Dagoberts Erzählung, einander traulich genähert und da die erwärmte Isidora den Wunsch nicht verhehlen konnte, jetzt sogleich gemeinschaftlich aus dem heiligen Born zu trinken, dessen kühle Wellen ja auch der Freundschaft, so wie der Liebe, Ewigkeit mittheilen sollten, so bat die feurige Eulalia, durch den nächsten Diener ein Trinkgeschirr herbeischaffen zu dürfen. Aber Dagobert hielt sie zurück, indem er sein Reiseglas aus dem zierlichen Futteral hervorzog, schnell damit zum Bache hintrat und den reinen Kristall dort abfrischte.

Serena nahm mit Eifer Dagoberten das Glas aus der Hand, um selbst zu schöpfen, und reichte dann der Prinzessin den Trunk. Diese verlangte aber, im Trinken die Letzte zu seyn. Man nöthigte sie, und sie trank mit Erröthen. Serena suchte die Letzte zu werden und sagte heiter zum Künstler: „Wir lassen Sie nicht

mittrinken; denn Sie haben so gut erzählt, daß wir an Wunder glauben." — Isidora blickte betroffen auf die Vermeisterin, und Eulalia sah Dagoberten mitleidig an. Während dessen aber hatten sie den Becher gedritttheilt, Serena trank ihn rein aus, reichte ihn dankend dem Eigenthümer wieder und breitete schnell gegen die beiden Andern enthusiastisch ihre Arme aus. Sie hielten sich lange umfaßt und fühlten sich so weich gestimmt, daß die Prinzessin endlich mit schwankendem Tone ausrief: „Glaubt mir nur, es ist ein besonderes Wasser! — und ich werde Euch nun getreu bleiben bis in den Tod!"

„So sey es," sagte Serena seelenvoll, indem sie die Uebrigen mit einigem Eifer zum Abschied von dem Wunderorte zu bewegen strebte, der ihnen heute wieder um Vieles bedeutender geworden war.

Dagobert schlug ihnen vor, auf einem kleinen Umwege nach dem Schlosse zurückzukehren, um von dem nahen Hügel das schöne Vieh der Herzoglichen Meierei auf den Weideplätzen zu sehen.

Ihr Weg schlang sich um die düstre Kapelle herum und bei dem Gärtchen des Einsiedlers vorüber, welcher dort auf einer von Linden überschatteten Rasenbank, seiner kleinen Blumenwelt gegenüber, ausruhte. Mit gefalteten Händen, das Silberhaupt an den Stamm des Baumes gelehnt, saß der Greis vor den blühenden

Kindern des Jahres da, und sein matter Blick schien sanft mit ihrem Duft als Dankopfer emporzustreben.

„O du gute, erbauliche Gestalt! sagte Isidora leise, um ihn nicht zu stören: Wie lieb bist du mir nun geworden! Es ist sonderbar, daß ich diesen Einsiedler, dessen Gestalt mir als Kind schon zuweilen, und noch kürzlich einmal, im Traume erschien, bis diesen Augenblick stets gefürchtet habe; und jetzt auf einmal fühle ich mich ganz unwiderstehlich zu ihm hingezogen! Mir ist, als sey über die ernste Rinde seines furchtbaren Alters nun plötzlich, durch die Hand des Alterthumes selbst, die lustigste Mooshülle von jugendlich grünenden Erinnerungen gezaubert, deren zarte, kaum sichtbare Blüthen mir sein ganzes Bild zum anmuthigen Frühling umwandeln; — zum Frühling, den meine Seele lieben muß! Ihr wißt ja Alle, wie wenig Trost unser Herz und Geist bei solchen modernen gemeinen Mönchen gewöhnlich zu erwarten haben. Ihr Aeußeres imponirt dem religiösen Menschen, während ihre geistige Bildung meistens schon bei der ersten Unterredung Lachen erregt. Aber hier ist es ganz anders! Dagoberts Erzählung hat den schönen Greis auf ewig mit der Würde des Alterthums umgeben und durch die Sage einer heiligen, werthen Zeit geadelt. Und, seht ihn nur selbst! Jetzt tritt er hin zu seinen Blumen; sein Leib wankt leise, wie ein freundlicher Schatten; sein körperliches Leben

beſteht nur noch in einem fortwährenden ſchwachen Zittern; ſein letzter Hauch iſt nahe, und mit ihm entflieht auch mir, — o ich fühle es wohl! — es flieht das letzte Heilige zum Himmel, was bisher noch in dieſen theuren Denkmälern lebte! Aber gewiß, die Würde des Alters iſt auch an ſich ſchon ganz unabhängig von Bildung und jeder andern menſchlichen Hoheit."

Jetzt erſt gewahrte der Alte unſre nahenden Freunde. Es war ein himmliſcher Gruß, den Iſidora ihm bot. Er brach die ſchönſten ſeiner Blumen und überreichte ſie ihr ſchweigend und mit zitternder Verneigung; gleichſam, als könnten nur ſie einen ſolchen Gruß erwidern.

„Seyd Ihr noch, wie ſonſt, mit der Pflege des Caſtellans zufrieden, mein ehrwürdiger Vater?"

Der Alte bejahte es und machte eine dankende Bewegung nach oben. Sie nahm eine kleine Kette von ihrer Bruſt, woran das von ihr ſelbſt gemalte Miniaturbild ihres Vaters befeſtigt war, und hing ſie lächelnd über das welke Haupt. Sein Auge erkannte das Gemälde, und ſtaunend drückte er es in tiefer Feier an ſeine Lippen. „Betet für uns, guter Vater!" ſagte die Bewegte und eilte vorüber.

Bald hatten ſie die Höhe erreicht. Drüben am Fuß ihres Hügels weidete und ruhte ein Theil der Heerde, während der andere vom klaren Waſſer des

Wallersees, der die Au begrenzte, trank. Das bunte Vieh zu ihren Füßen; auf dem frischesten Grün und am Kranze der reinen Bläue hin zerstreut, und hier und da durch wilde Gebüschgruppen getrennt, — gewährte hier ein höchst reizendes Bild. Doch bald nahm das Ganze der herrlichen Gegend alle Aufmerksamkeit gefangen. Das ferne Getön der Abendglocken hallte schon aus den Schluchten der nähern Berge, vielfach und vom Echo verdoppelt, herüber. Dagobert fand hier den schönsten Punkt, um den Damen die Abendbeleuchtung der ganzen Gegend im anmuthigsten Spiele zu zeigen. Ostwärts, wo der See sich erweiterte, glänzten jetzt die entferntesten Berggipfel, so wie die nahen Weinbergufer noch einmal frischer aus der in der Fluth sich spiegelnden Himmelsklarheit hervor, in die noch überdies das Abendroth seine durchsichtigen, aus lieblichem Rosendunst gewebten Bilder malte. Westlich prangten nahe und ferne Landschaften im mannichfaltigsten Farbenschmuck. Nach Norden hin lagen Gebirge, zwischen deren Senkungen man wieder neue Thalwelten ahnden mußte, und in einigen Fernen fand das Auge des Sehers keine eigentliche Beschränkung.

Stumm und lächelnd schwelgten Alle eine Zeitlang in der Fülle dieser Herrlichkeit. Auf dem rechten Felsenufer des Sees entdeckte Eulalia die romantische Lage eines großen Winzerhauses, dessen röthlich gemalte Wände

aus einem Trupp groſser Eichbäume gar fröhlich hervorleuchteten. Dagobert erläuterte ihnen, daß jenes Haus sein dermaliger Aufenthaltsort sey, dessen Besitzer ihn mit vieler Freundlichkeit zum Miethling aufgenommen habe. Und noch nie sey ihm eine liebenswürdigere und rechtlichere Familie von Landleuten vorgekommen, als diese.

Er wollte weiter reden, als zwischen dem Gebüsch ein wunderschöner, reinlich gekleideter Bauerknabe hervortrat, der aus jener Gegend zu kommen schien, freudig schreiend auf Dagoberten zulief und keck an ihm emporsprang. „Anshelm will wissen, sagte er jetzt etwas bloder, ob wir beide, ich und er, die Pferde noch ausreiten sollen. Dein alter Herr wußte es uns nicht zu sagen, und hat mich fortgejagt.“

Dagobert lächelte, und die Damen liebkoseten dem Kleinen, der dadurch wieder kühner ward. „O laß mich heute den Falben reiten! schmeichelte er: Er thut mir nichts! Er hat ja noch gar nichts gethan, als daß er neulich die groſsen lockigen Mähnen so wild zurückschüttelte, als du ihn an das Fenster der Schwester aufspringen liefsest. Anshelm soll ihn auch immer am Zügel behalten!“

Indem Dagobert den Freundinnen erzählte, wie ähnlich Guybrefine, die Tochter des Winzers, ihrem Bruder, dem kleinen Guntram sey, verweilte sein Auge mit

innigem Wohlgefallen auf dem holden Angeſichte des Knaben; ja, er konnte es ſich nicht verſagen, dieſem das Vergnügen ſeiner Reitanſtalt ſelbſt einzurichten. Und ſo beurlaubte er ſich deshalb wirklich von den Damen und ging, mit dem hüpfenden Knaben an der Hand, fort.

Die Freundinnen wandten ihre Schritte nach dem Schloſſe hinab und ſchwiegen eine Zeitlang. Aber Eulalia konnte ihre Bemerkungen über Dagoberts ſchnelles Entfernen nicht unterdrücken. „So viel iſt gewiß, ſagte ſie ein wenig empfindlich, daß unſer neuer Freund aus den gewöhnlichen Vorſchriften des Anſtandes nur die herausgreift, welche ihm ſelbſt zu paſſen ſcheinen. Er hat ſich heute einer mehr als fürſtlichen Freiheit gegen den Gebrauch bedient; und, ſo unpaſſend auch bei uns eine ängſtliche Beobachtung des Zeremoniels, beſonders hier auf dem Lande, ſeyn würde, ſo wenig kann ich es doch begreifen, wie er ſelbſt ſich von der Erlaubniß losſagen konnte, unſre Fürſtin bis an die erſte Wache zurück zu begleiten; zumal, da ſein kleiner Wildfang ſicherlich auch ohne ihn eben ſo froh mit der bloßen Gewährung ſeiner Bitte heim geſprungen wäre.“

„Aber gerade dies freie Betragen, erwiederte die Prinzeſſin, macht ihn in meinen Augen zum eigentlichen Mann von Stande.“

Serena, welche es liebte, jede freie Aeußerung zu begünſtigen, und überhaupt den Buſen voll reiner Dul-

dung trug, wodurch sie jeder ihrer Zurechtweisungen den leisesten Schein des Hofmeisterns zu nehmen, und sich das Vertrauen der Prinzessin, so wie ihrer lebhafteren Gespielin zu sichern glaubte, sagte jetzt heiter zu Eulalien: „So ganz unbegreiflich kann ich Dagoberts Betragen nicht finden. Es gründet sich, wie mich dünkt, auf seinen eigentlichen Charakter."

„Dieser Mensch, fiel Isidora ein, kann einmal nichts halb thun. So lebte heute sein ganzes Wesen in der uralten Zeit, als er uns durch den Vortrag seiner heiligen Sage in jene sanfte Begeisterung versetzte, an die ich stets mit Entzücken denken werde. So schien er vorhin die reizende Natur ganz und einzig in seine Seele aufzunehmen, als auf unserm Hügel ihr heiligster Vorhang vor seinem Blick emporrollte. Und so wollte er jetzt einem, durch schöne Naivetät ihm werth gewordenen, Kinde das gewünschte Vergnügen in eigner Person gewähren, weil er es eben aus Neigung zu dem Knaben mit keiner andern Menschenseele theilen mag. Uebrigens kann ohnehin die ihm natürliche Feinheit des Betragens auch kein anderes Gesetz, als sein eigenes Gefühl und seine Ueberzeugung anerkennen."

„Sie selbst, Eulalia, sagte jetzt Serena lächelnd, haben ja in Ihrer Beschuldigung Dagoberts Betragen schon vertheidigt. Wenn Sie doch selbst das in der Regel finden, was wir so oft zu sagen und so selten zu thun

pflegen, nämlich: „daß wir auf dem Lande, ja überall, gern den Zwang des Zeremoniels erlassen;" — warum bemerken wir es denn doch sogleich, wenn nun einmal wirklich ein freimüthiger Mensch uns bei'm Worte nimmt, weil es ihm gerade gelegen kommt?"

„Das alles ist sehr wahr, versetzte die Dame, allein ich kann doch immer ein gewisses Gefühl nicht unterdrücken. Mich dünkt, er hätte nicht so auf freiem Felde von uns laufen und uns allein lassen dürfen."

„Der freie Fremde, erwiederte Serena, darf sich von einer Fürstin so ziemlich an jedem, nur übrigens schicklichen, Orte beurlauben. Und, folgt uns denn nicht jederzeit in der Ferne ein Bedienter! Und könnte man nicht im Nothfalle von diesem Hügel schon die nächste Schildwache herbeirufen? Und ist denn etwa Dagobert die Ursache, daß wir den dienenden Cavalier nicht hinter uns her zu schleppen lieben! Kurz, es bleibt zwar eine Freiheit, aber eine sehr erlaubte Freiheit! Und nur das kann ich Ihnen zugeben, daß vielleicht jeder andere Edelmann, und selbst mancher Fürst, anders würde gehandelt haben.".

Eulalia schien sich mit dieser letztern Aeußerung zu beruhigen.

Die Prinzessin schwieg. Aber seit Eulaliens letzter Bemerkung war das sinnige Kind sich insgeheim bewußt, daß sie selbst in dieser Sache richtiger urtheile, als beide

Freundinnen. Ohne zu wissen, warum, glaubte sie nämlich in der Schwester des kleinen Guntrams einen gewissen reizenden Magnet zu sehen, dessen im Antlitz des Bruders wiedergefundenes Bild Dagoberts Gedanken zerstreut, dessen Kraft endlich den Freund hinweggezogen habe. Sie sprach nichts weiter zu seiner Vertheidigung, sondern äußerte nur nach einiger Zeit den Wunsch, die von ihm gerühmte Winzerfamilie bei Gelegenheit einmal zu besuchen, und dort eine frische Milch zu genießen.

Im Schlosse hatte während dessen die unerwartete Ankunft des Fürsten von Oran und seiner Familie, welche fast alljährlich den Herzog von Agathonien in seinem Tempe besuchten, das ganze Hofpersonal in Bewegung gesetzt. Die Abwesenheit der Prinzessin begünstigte den schnell ersonnenen Plan der jungen Fürstin von Oran, Jene auf gefällige Art zu überraschen. Der neue Gartensaal ward zur Ausführung dieses Planes gewählt. Er sollte dadurch zugleich eingeweiht werden.

Der Saal war in ovaler Form erbaut und durch schlanke Säulen rundumher in schönverziertes Nischenwerk abgetheilt. In jeder Nische stand ein Marmorblock, und auf diesen Blöcken hatte man vorläufig wohlgelungene Abgüsse von Statüen der Blumengöttin und

ihrer Nymphen aufgestellt, deren Plätze aber nach und nach durch die Arbeiten einiger großen Bildhauer besetzt werden sollten. In der ersten Biegung der gewölbten Decke befand sich eine mit Rouleaus verdeckte Gallerie, für die Musik bestimmt.

In der größten Eile legte die Fürstin nebst mehreren Damen weiße Gewänder von Atlaß an, sie schmückten das Haar mit Kränzen und bestiegen dann die Plätze so vieler Statüen, als man während dessen zu diesem Zweck dort weggenommen hatte. Dem Eingange gegenüber nahm die Fürstin in der reichverzierten Hauptnische die Stelle der Flora ein. Ihre Rechte hielt den für Isidoren bestimmten Myrthenkranz, die Linke aber das zum Glücke von ihr selbst mitgebrachte, überaus zierlich gearbeitete Füllhorn, worin sich allerlei eigne Arbeiten und kleine Geschenke verwahrt befanden, um über die Freundin ausgegossen zu werden. Ein anwesender Künstler erhöhte den Reiz in den Stellungen der Frauen noch durch allerlei sinnreiche Attribute, grüne Umwindungen und Verkettungen durch Blumenschnüre, und das sittsame Helldunkel der Mondlampenbeleuchtung vollendete den gewünschten Effekt.

Der Herzog hatte nicht vergessen, auch unsern Dagobert geschwinde noch zur Einweihung des neuen Saales, der diesem vorzüglich gefallen hatte, einladen zu lassen. Aber die Prinzessin nahte schon, ehe er ankam.

An der Schloßallee empfing der Vater die Tochter. Aus dem Garten herüber erklangen jetzt Isidorens Lieblingsmelodien; sie wurden immer vernehmlicher gehört, und so schlug man natürlicher Weise den Weg nach dem neuen Gebäude ein, um zu erfahren, was doch wohl jene Musik bedeute. Beim Eintritt der Prinzessin neigten sich die Häupter der Nymphen ihr entgegen und der Herzog führte die Erstaunte den Umarmungen und Bekränzungen ihrer fürstlichen Freundin entgegen. Auch die Nymphen verließen nun ihre Plätze, bewillkommten sie in Flora's Tempel, das fremde und hiesige Hofpersonal strömte von allen Seiten herbei, der Jubel ward allgemein und endigte sich im Beschauen und Bewundern der geschmackvollen Reichthümer, welche das Füllhorn spendete.

Da der Abend warm und sternenhell war, und alles Fußwandern in Tempe ein für allemal zum großen Tone gehörte, so veranstaltete man jetzt einen Spaziergang, auf welchem sich die ganze Gesellschaft gruppenweise im Garten zerstreute.

Nach einiger Zeit erschien auch Dagobert im Saale und ließ sich über die Vorfälle und Anordnungen des heutigen Abends vom Küchenmeister des Herzogs unterrichten, welcher dort noch mit Befehlen zur Wiederherstellung der vorigen Dekoration des Saales und für die Abendtafel, beschäftigt war.

„Wird man noch lange im Garten verweilen?“ fragte er den ewig finstern und ewig guten Mann.

„Gott weiß es! rief er heftig: Ich bin nun fertig; ganz fertig! Meinetwegen können sie den Augenblick zur Tafel blasen. Aber wie lange wird jetzt wieder das Herumziehen im Garten dauern! Es ist keine Ordnung mehr bei Hofe, gnädiger Herr!“

„Lustig, alter Freund!“ sagte Dagobert und reichte dem Geplagten, dem er schon längst gewogen war, treuherzig die Hand.

„Ich, gnädiger Herr? fing er mit schwerem Herzen an: Es ist zuviel verlangt, daß ich lustig seyn soll! Aus meiner sauern Arbeit mach' ich mir soviel als gar nichts! Aber dort draußen, in Neapel, habe ich einen Sohn sitzen; er soll schon ein geschickter Maler seyn, und ist der braveste Junge von der Welt; aber, Geld will er, und nichts als Geld! Gestern erhalt' ich wieder einen Brief — nur noch ein einzigesmal soll ich ihm Geld schicken, und viel Geld; dann soll es das letzte gewesen seyn, und er will anfangen, mir zu schicken. Ich glaube ihm noch obendrein, denn er ist die Sparsamkeit selbst: aber ich habe nichts mehr; und den Herzog kann ich nicht noch einmal ansprechen, denn er hat schon mehr gethan als ich und meine Kinder werth sind. Nein, Gott weiß, ich kann und thue es nicht! Ohnehin bin ich schon zum Sprüchwort bei Hofe geworden mit

meinen ewigen ſchlimmen Briefen aus Neapel. Mach' ich ein ſauer Geſicht, gleich heißt es: Der hat wieder keine guten Briefe! Da ſey mir einer noch froh! Tagtäglich muß ich mich hier zwiſchen Saus und Braus herumtreiben; überſatt eſſen und eſſen ſehen; Jahr aus, Jahr ein muß ich die fünf Thierheiligen*) anbeten, — und dort lebt vielleicht mein armer Herzensjunge manchen Tag vom trocknen Brode!"

Dagobert hatte ihm aufmerkſam zugehört. Jetzt wandte er ſich von ihm und ſagte: „Es thut mir recht leid, daß ich Sie gerade jetzt in einer ſo verdrießlichen Laune finden muß! Ich hatte mir vorgenommen, dem Herzog noch einen Spaß zu bereiten, und Sie allein ſollten mir ihn ausführen: aber nun —"

„Allerbeſter Herr Baron! Alles, was Sie befehlen! ſobald es nur meinem Herrn Spaß macht! Sagen Sie doch —"

„Nun dann, kommen Sie! Ihr Geld wird ſich ſchon auch noch finden. Nur jetzt luſtig und geſchwinde!"

Er zog ihn hinaus unter die Bedienten, gab dort die nöthigen Befehle, und Alles rannte fort, um ſie zu

---

*) Die fünf Thier- oder Wirthſchafts-Heiligen heißen nach den Feſten im deutſchen Kalender: Hühnerhans, Haſenbarthel, Vogelmichel, Gänſemärten und Schweinstoms.

vollziehen, da der vortheilhafte Eindruck, den er auf den Herzog gemacht hatte, natürlich nicht unbemerkt geblieben war und Jedermann in ihm schon den neuen Günstling erblickte. Der Küchenmeister ward schnell in eine Art von Satyr verwandelt, bei dessen Anblick auch der Ernsthafteste lachen mußte, zumal da es ein Satyr in Trauerkleidern war. Nur das Gesicht ließ man ihm ganz frei und unentstellt, damit Jedermann ihn sogleich erkenne. Als die Figur vollendet war, heftete ihm der behende Dagobert heimlich noch einen mächtig großen Brief mit ungeheurem schwarzgemaltem Siegel auf den Rücken, worüber schon die Bedienten heimlich zu lachen anfingen. Nun ward er in den Garten gebracht und hoch auf ein steinernes Piedestal gesetzt, von welchem man zuvor den darauf gehörigen Blumenkorb abgehoben hatte. Unser Freund gab ihm die nachdenkliche Stellung an, in welcher er immer beharren sollte, und befahl, daß man sechs Gueridons mit großen Lichtern um ihn herstelle und diese anzünde, sobald er durch einen Bedienten das Zeichen dazu werde geben lassen.

„Gnädiger Herr! es ist mir so wunderlich! —" rief der Alte, dem doch zu grauen anfing.

„Ich stehe für Alles!" tröstete Dagobert, und ging nun, um sich dem Herzoge vorzustellen. Dieser empfing ihn in der herrlichsten Laune, und machte ihn sogleich im Finstern auf eine romantische Art den fremden Herrschaf-

ten bekannt. Die ſchöne Jugend ergötzte ſich hier in kleinen Wettläufen und allerlei andern Uebungen; ja man wurde allmählig ſo laut, als es irgend das Verhältniß zu erlauben ſchien; und die Freude, welche Jeder über die Freiheiten dieſes ſchönen nächtlichen Lebens ſelbſt empfand, ſteigerte endlich die heutige Stimmung zur allgemeinen Luſtigkeit.

Dagobert gab nun das verabredete Zeichen und auf einem freien Platze ward es jetzt plötzlich hell, und der arme Satyr kam zum Vorſcheine. Wer in der ganzen Gegend wandelte, ſprang eilig herbei, und ehe noch Dagobert dort ankam, hörte er ſchon ein allmächtiges Gelächter und lautes Rufen: „Er hat keine guten Briefe! Keine guten Briefe!“

Schnell ließ ſich Dagobert von einigen Damen den kleinen Spaß erklären, und merkte dann an, die zierliche Hirtentaſche, die man dem Trauer-Gott umgehängt habe, ſcheine ſich nach Etwas zu ſehnen, und ſey wenigſtens unſtreitig viel zu leer für einen ſo ſchönen Abend und ſeine fluthende Freudenfülle. Er ſprang zugleich mit gezogener Börſe nach der Hirtentaſche hin und machte den Anfang zu ihrer Füllung. Laut jubilirend folgte Alles nach, was Börſen hatte und über Börſen disponiren konnte; denn der gute Alte war durchgängig beliebt und wegen ſeiner beſtändigen Klagen allen Menſchen merkwürdig. Niemand mißgönnte ihm dieſe Ernte,

welche sehr reichlich ausfallen mußte, da besonders die Herrschaften von Oran als höchstfreigebig bekannt waren.

So wie indessen der erstaunte Mann vernahm, daß man seinem Rücken einen Brief angeheftet habe, erschrak er und wollte schnell entlaufen. Aber das ging nicht, denn man hatte weislich seine langen Extremitäten unten um den Stein her mit Stricken wohl befestigt, und seine komisch ängstlichen Anstrengungen dienten nur dazu, das Gelächter noch zu erhöhen. Er mußte also den Mißhandlungen der herzuströmenden Wohlthäter still halten, und jammerte nur immer dem lachenden Dagobert zu: „Das hätt' ich vorher wissen sollen! In dieß Unglück haben Sie mich gebracht! Was wird der Herzog glauben! Vor Gott und unter freiem Himmel sage ich es, daß mein Herr es mir an nichts fehlen läßt! Aber in meinem ganzen Leben will ich nicht wieder klagen! u. s. w."

Die Prinzessin ward von dem Jammergeschrei dieser verschämten Rechtlichkeit innigst gerührt, und schilderte dieselbe dem Herzoge, der erst jetzt, unter den Letzten der Gesellschaft, hinzutrat. Er lachte zwar ebenfalls eine Weile, fragte aber dann doch mit ernsterem Tone: „Alter, wer hat dich hier fest gebunden?"

„Ich, gnädigster Herr!" sagte Dagobert freundlich, während der Küchenmeister die Hände über dem Kopfe zusammenschlug: „denn der Scherz ist so klein und un-

beholfen, daß man ihn leider wohl eingestehen muß. Ich hatte heute das Beste versäumt und glaubte also, mir selbst eine Maskerade auf meine Hand machen zu dürfen, wozu dieser alte Freund einwilligte. Wer ihm aber den Brief angeheftet hat, weiß ich nicht; — und ich hätte freilich nicht gedacht, daß dieß Unglück so sehr zu seinem Glück ausschlagen und alle Welt, mich selbst mitgerechnet, heute noch ums Geld bringen werde!"

„Nun, sagte der Herzog lachend, so sollst du mich auch noch ums Geld bringen." Er griff dem bei ihm stehenden Minister tüchtig in die Tasche, ließ den fröhlich gewordenen Schächer von seinem Kreuz abnehmen und vor der aufjauchzenden Versammlung vorbeidefiliren.

Aber Eulalia hatte nicht allein Dagoberts vorhergegangene Ausdeutung der Hirtentasche und sein erstes Opfer in dieselbe wahrgenommen, sondern auch nachher schon von einem Bedienten den wahren Zusammenhang mit dem Briefe erfahren, und theilte diesen jetzt der Prinzessin mit. „Hat nicht Dagoberts abermalige Freigebigkeit meine heutige Meinung von ihm noch mehr begründet!" sagte sie.

„Still! erwiederte Isidora sanft: willst du etwa dem Freunde deswegen zürnen! Oder willst du gar sein schönes Herz verrathen!"

„Aber ihn warnen!" versetzte Jene mit Bedeutung.

„Du bist nicht klug! sagte die Prinzessin: Warne lieber deinen neuen Ankömmling, den Cammerherrn Lierry, daß er dir nicht so tief ins Auge sehe. Für Dagoberten wird man schon sorgen.“

„Theuerste Prinzessin?“ lispelte die besorgte Eulalia. Aber ein schwärmerischer Kuß verschloß ihren Mund. Ob er dem Fräulein galt, wollen wir nicht untersuchen.

Trompeten und Pauken riefen jetzt zum Einweihungsmahle, das im neuen Saal aufgetragen war. Die bunte Reihe des Hofes, geschmückt durch eine Menge der herrlichsten Gestalten, zog feierlich dort ein und ward mit einer mächtig brausenden Ouvertüre empfangen. Die Beleuchtung des Saales war überreich, aber doch in Rücksicht der gefälligen Anordnung ein wohlüberlegtes Kunstwerk. In die Tafel, welche aus kleinen Tischen mit Einschnitten bestand, hatte man die Kasten der jungen Orangerie eingeschoben, und so war auf ihrer Oberfläche ein duftendes Wäldchen von reich blühenden Orangen- und Zitronenbüschen entstanden. Die große Menge blitzender Kristallgefäße, geschmackvoller Blumenverzierungen und schimmernder Geräthe von edlem Metall, erhöhte das Ganze zu einem wahrhaft prachtvollen Gemälde; und selbst die Fröhlichkeit, — dieser himmlische

Gast, dessen man sich einmal schon im Freien bemächtigt hatte, — war nun auch willig mit unter das schöne Obdach eingezogen, und weihte hier von neuem fast jedes Auge zum Spiegel ihres göttlichen Bildes.

Die Gäste von Oran besahen sich jetzt unsern Dagobert bei Licht, und man konnte bemerken, daß er hier nicht verlor, besonders in den Augen der liebenswürdigen Fürstin, welche gern und öfters das Wort an ihn zu richten schien. Ihre reizende Gestalt durfte sich in diesem Zirkel, wenn man die Prinzessin ausnahm, mit jeder andern messen, und der Aushauch ihres schönen Geistes wehte so wohlthätig und weiblichsanft, daß Isidora wie eine Entzückte an ihrer Seite saß und sich nicht enthalten konnte, Dagoberten, dessen immer steigendes Interesse sie freudig bemerkte, heimlich sagen zu lassen, „nach ihrer Meinung sey es unmöglich, auf Erden etwas Liebenswürdigeres zu finden, als die Fürstin von Oran!“ Seine zurückgehende Antwort bestand nur in der kurzen Aeußerung, „daß er die Entzückung der Prinzessin schon längst von Herzen theile.“ Aber im größten Feuer wandte er sich jetzt zu seinen Nachbarinnen, Serena und Eulalia, und offenbarte ihnen diesen Wechselgruß. „Es ist zwar immer, sagte er, ein vergebliches Unternehmen, Etwas, das sich uns am Ganzen eines schönen weiblichen Wesens als das Liebenswürdigste zu offenbaren scheint, nennen zu wollen. Allein an unsrer Prinzessin, —

dieſem Bild einer reinen, himmliſchen Jugend, — finde ich doch beſonders einen Zug hervorſtrahlend, den ich überhaupt für das Liebenswürdigſte am Weibe zu erklären wagen möchte. Es iſt die ſeltne, ſchöne Neigung, jeden lieblichen Vorzug des Körpers, Geiſtes und Gemüths an andern weiblichen Weſen aufzuſuchen, innig zu bewundern und mit voller kindlicher Hingebung zu genießen. O wohl Ihnen, mein verehrtes Fräulein, fuhr er gegen Serena gewandt fort, daß Sie, wenn nicht zur Schöpfung, doch zur Entwicklung dieſes göttlichen Zuges geweiht wurden!“

Serena dankte ihm mit Erröthen und gab einzig der holden Bildnerin Natur die Ehre von dem, was großentheils ihr eignes ſchönes Beiſpiel erregt hatte; denn ſie ſelbſt lebte im reinſten Beſitze jener Eigenſchaft, und ward jetzt zum erſtenmal ſich deſſen mit ſüßer Schaam bewußt.

Die lebhafte Eulalia verlangte von ihm zu wiſſen, warum er dieſen liebenswürdigen Charakterzug des Weibes ſelten genannt habe. Aber er wollte ſich jetzt auf nichts weiter einlaſſen. Sie machte ihm hierauf einige Lobſprüche wegen ſeines heutigen Scherzes und nahm Gelegenheit, ihn vor dem Stolze des Herzogs zu warnen, der ſich doch bei ſolchen Veranlaſſungen zuweilen zeige. Aber er antwortete nur leichthin: „Ich bin eben nicht ſehr edelmüthig; allein für dießmal

konnte wohl dem verschämten armen Teufel nicht anders geholfen werden, als durch einen derben altdeutschen Hofpfiff; und, in dem Momente, wo ich selbst vielleicht ein finsteres Gesicht hätte davon tragen können, war zum Glück das meiste Geld schon in jene Tasche gespielt, in die es kommen sollte. Ein wahrhaft guter Fürst darf nicht so stolz seyn, daß er solche Dinge gleich für Lectionen nimmt. Ihr Andern bemerkt nur dergleichen altväterische, aber gute Scherze stets allzuschnell. Ihr haltet die Fürsten für stolz und schlimm; — und hierdurch macht Ihr sie endlich dazu."

„Warum vertheidigen Sie sich nicht, Eulalia?" fragte die Hofmeisterin lächelnd.

„Hm! rümpfte Jene das Näschen: Was sagt man uns armen Hofleuten nicht nach!"

„Nun, das mag seyn! fuhr Dagobert leiser und freundlicher fort: Aber Eins sagen Euch Andere weniger nach, als ich, — und dieß kann ich Euch nicht verzeihen: Ihr modernisirt Eure Fürsten zu sehr! Ein Fürst ist eine organisirte Antike; er verträgt, seiner Würde, seiner Ehrenfestigkeit wegen, weniger modischen Zierrath, als irgend ein anderer Christenmensch auf Erden. Viele Beispiele der größten Monarchen beweisen diesen Satz. Sobald ein Regent erst wahrhaft groß zu werden anfing, kehrte er sich gleichsam um und sah ins Alterthum zurück. Aber Ihr wollt nicht ruhen, bis Ihr

ſie zu Zier- und Modepüppchen, zu Euresgleichen, gemacht habt. Und doch wird es Euch, ſo Gott will, nie ganz gelingen! Denn wirklich, jeder regierende Fürſt, — ich mag ihn mir denken, oder auch ſchon geſehen haben, — hat und behält dennoch für mich etwas Antikes, und muß älter ſeyn, als ſeine kleine Zeit, beſonders, wenn er dieſe in der Folge groß machen will."

Eulalia wollte dies deutlicher erklärt haben, als Dagobert ſie auf den Geſang einer artigen Sopranſtimme zu horchen bat. Sie tönte ungemein hell von der verdeckten Gallerie herab, wo man während der Tafel mehrere Singſtücke aufführte. „Wem gehört wohl dieſe Stimme an?" fragte er die Damen.

„Keiner bekannten Sängerin," ſagte Eulalia.

„Schwerlich einem Mädchen," meinte Serena.

„Es iſt der kleine Guntram; berichtete Dagobert: Ich habe ihm Einiges gelehrt, und ſeit ein Paar Wochen gibt ihm hier eine Hofſängerin Unterricht. Heute Abends nahm ich ihn auf Verlangen des Muſikdirektors mit hierher, wo er jetzt ſeine erſte Probe ablegt." Guntram ſchwieg indeſſen wieder.

„Ich ahndete faſt in dieſem Ton eine Knabenſtimme; ſagte Serena: Sie hat zuweilen eine ganz eigne Süßigkeit."

„Das war es eben, verſetzte Dagobert, worauf ich Sie zu merken bitten wollte. Sie nennen das eine Sü-

ſigkeit, wofür ich ſchon lange einen Namen ſuche. Der Ton, welcher uns hier entzückt, kommt faſt niemals in der Höhe vor, ſondern mehr in den mittleren, oft gar in den tieferen Bahnen des Diskants. Ich habe ihn nur ſelten, und einzig in Knabenſtimmen wahrgenommen, und zwar in ſolchen, die noch nicht, oder nicht mehr ganz korrekte Diskantſtimmen waren. Hauptſächlich kommt er in Vorſchlägen, gezogenen Tönen und Uebergängen vor. Es iſt der lauteſte, männlichſte, volleſte und ſogar der hohlſte Ton, den man aus einer menſchlichen Stimmritze hören kann; und dennoch beſteht er faſt ganz allein aus jenen weich ſaftigen, ſchlüpfrig ſchmazzenden Metalltönen, welche die Nachtigall im höchſten Schmerze zuweilen hören läßt, und die ich eben auch nur ſehr armſelig zu beſchreiben vermag."

(Wir machen hier eine Einſchaltung für diejenigen Leſer, welche es ſchon zuweilen mit unſerm Dagobert gefühlt haben, daß ein ganzes Lied, in ſolchen Tönen gehört, nicht nur alle Frauen- und Kaſtratenſtimmen weit übertreffen, ſondern faſt zum engliſchen Geſange werden müßte. Da aber dieſer Ton nur gleichſam in elektriſchen Zeitkürzen auf unſer Gemüth wirkt und von anders gearteten Tönen immer ſchnell wieder verlöſcht wird, ſo kann er faſt nie eine vollſtändige Wirkung hervorbringen. Durch ihn ſcheint ſich übrigens die geſammte mögliche Anmuth der männlichen Jugend in

ihrer reinſten Friſche zu äußern, und Frauen müſſen daher ſeine Wirkung noch auffallender empfinden, als unſer Geſchlecht. Wir möchten ſagen: Es iſt der höchſtmögliche Geſchlechtsreiz des Mannes, der ſich in kindlichreiner Form eines Tones brünſtig offenbart.)

Guntram hatte indeſſen wieder angefangen, und man horchte jetzt und fand nun erſt Sinn in Dagoberts Rede, da diesmal der Geſang länger dauerte, und jene, in fließendem Metall gebadeten, Töne ſich ſehr oft hören ließen. Man ſtudierte dabei die Geſichter der Geſellſchaft, und fand in gar vielen ſtets eine körperliche ſehr merkliche Neigung nach dem Chore hin, ſo oft ein ſolcher Ton erklang. Doch hatte die Stimme im Ganzen zu wenig Auffallendes, und die Menſchen waren ohnehin viel zu zerſtreut, als daß ein allgemeines Aufſehen oder eine beſondere Nachfrage nach dem Sänger hätte ſtatt finden können. Auf Iſidoren hin blieben die Blicke unſerer drei Freunde jetzt feſt gerichtet. Sie konnte nicht ganz aufmerken, denn ihr Geſpräch mit der Fürſtin ſchien lebhaft fortzugehen; aber jeder von jenen Klängen ſchien dennoch, wie ein ſpielender Goldblick der Morgenſonne, das bewegte Meer ihres nach Licht ſchmachtenden Gemüthes ſüß zu erhellen. Denn bei jedem wandelte ſich der Athem ihres Buſens in einen tiefen Seufzer um, oder ihr Blumenſtrauß zitterte höher und

langſamer, oder ihr Auge ſah in bewußtloſer Trunkenheit nach dem Chore hinauf.

Indem Guntram endigte, blickte die Prinzeſſin mit voller Seele nach Dagobertен herüber, und da dieſer es nicht bemerkte, ſondern ſich eben in triumphirender Freude über den Geſang zu Serenen gewandt hatte, gab ſie, — mit Augen, die im Glanze göttlicher Sehnſucht ſchwammen, — der Freundin Eulalia ein Zeichen, welches dieſe verſtand.

„Die Prinzeſſin wünſcht, ſprach ſie zu Dagobert, daß Sie uns etwas ſingen. Laſſen Sie ſich erbitten! Weihen Sie den Saal durch Ihren herrlichen Tenor mit einer hübſchen Ballade.“

Er machte Einwendungen, indem er eine Zeitlang nachdenkend in den Spiegel ſeines goldnen Deſerttellers ſah. Aber als er empor und zum Antlitz des königlichen Mädchens hinüberſchaute, deren Auge ihm jetzt bittend begegnete, ſchlug er ſchnell erröthend das ſeinige nieder. Sie wandte ſich zerſtreut zur Fürſtin von Oran. Nach einigen Minuten ſandte ihm dieſe den Auftrag: „Er möge in ihrem Namen dem Herzog irgend eine Huldigung darbringen, die einigen Bezug auf den neuen Saal habe, und wo möglich von muſikaliſcher Art ſey.“ Lächelnd verbeugte er ſich und ſagte zu Eulalien: „Nun wohl, ich will ihn weihen, dieſen Saal, — mit dem Herrlichſten will ich ihn weihen, das mir zu Gebote

ſteht!" Er ſtahl ſich fort, und die Fürſtin übernahm ſeine Entſchuldigung, als der Herzog aufmerkſam ward.

„Hätten wir nur Alle gute Stimmen! ſagte dieſer jetzt wohlgemuth: Wie gern ſchlüg' ich an dieſem fröhlichen Abend einen Rundgeſang vor."

Das Angenehme des Gedankens theilte ſich ſchnell mit. Von der Gallerie ward ein ſchönes Lied angegeben; man forderte nur hie und da Perſonen zum Solo auf, deren Stimme bekannt war, und das Tutti ward dann mit immer ſteigender Luſt abgeſungen.

Als ſie nach einiger Zeit eine Pauſe machten, trat Dagobert, im Koſtüm eines alten Harfners, in den Saal, ſtellte ſich dem Herzog und ſeinen fürſtlichen Gäſten ehrerbietig gegenüber, griff, unter allgemeinem Staunen, mächtig in ſeine Harfe, und ſang.

Weder der Leſer, noch der unſterbliche Dichter des ſchönen Sanges wird uns darüber zürnen, daß wir ſeine Worte, welche ſchon in vielen tauſend Herzen leben, hier wiederholen, da der Zuſammenhang der Sache dies zu erfordern ſcheint.

Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!

Der König sprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch: hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine gold'ne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du haßt,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich ein's:
Laß mir den beſten Becher Weins,
In purem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll ſüßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk Euch danke."

Gar manches Auge war vom Anwehen dieſer ſanften, kräftigen Töne feucht geworden. Der Herzog ſaß in rührender Bewegung da, und gab, während das Nachſpiel verhallte, der ſchönen Tochter einen freundlichen Wink, den ſie erwartet zu haben ſchien. Indem Dagobert ſich verbeugte, ſtand ſie auf. — Man trug ihr den gefüllten goldnen Pokal auf prächtigem Geſchirre vor; ſie nahte dem Sänger, wie einem freundlich wiedergekehrten Geiſte aus ihrer Väter Zeit. Ihre roſige Lippen kredenzten ihm, und im Ueberreichen flüſterte es ſanft, nur ihm, dem Entzückten, hörbar: „Guter Dagobert!"

Er aber — „Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus" — und griff noch einmal herrlicher in die Saiten:

„O, Trank voll ſüßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk Euch danke."

„Lebt froh!" ſprach er ihr leiſe und mit wankender Stimme zu, indem er ſeine Harfe ſchwang und in einer ehrfurchtsvollen altdeutſchen Kniebeugung Abſchied nahm. Langſam, aber mit feſten, hallenden Schritten, verließ er den Saal, und kehrte nicht wieder.

„Guter, anmuthiger Menſch!" rief jetzt auch der gerührte Vater, als der Sänger geſchieden war, und wandte ſich in dankender Bewegung zur fürſtlichen Freundin. Iſidora ſetzte ſich, und ſah ihm ſüß zitternd nach.

Aber Dagoberts fröhlich gemeinter Anklang war wider ſeinen Willen zum Geiſtergruß geworden. Mit dem Sänger ſchien eine ſchöne, blühende Sommerszeit langſam hinwegzugehen. Die Blicke ſo vieler edlen Geſtalten im Saale glänzten nicht mehr von feſtlicher Luſt; ernſt betrachtete man einander, und ſeufzend ſchienen die Schatten der Väter, die Heldengeiſter des ſchönern Alter-

thums jetzt durch den langen Saal über die trauernden Kinder hinzurauschen.

Ein bittender Blick der Fürstin, — ein Wink des Herzogs: — plötzlich fielen Pauken- und Trompetenwirbel, wie das Feldgeschrei einer verwüsteten, sturmbewegten Zeit, über die Versammlung herein, und man verließ schnell die schöne Festtafel.

Der folgende Tag war ein Sonntag, dessen Morgen im reinsten Blau des Himmels aufstrahlte. Frühe und heiter war Dagobert erstanden. Der alte Herr, Marcellus hieß er, Dogoberts ehemaliger Erzieher, und bis jetzt immer noch sein treuer Freund und Lehrer, wollte an die blühenden Gestade des Wallersees hinabwandern zu seiner Morgenandacht. Unten im Hause verschloß man allmählig die Thüren, um in die Kirche zu gehen, und Dagobert schickte sich ebenfalls hierzu an, da er lange keinem Gottesdienste beigewohnt hatte. Die Messe besuchte man am liebsten in der Schloßkapelle zu Tempe, wohin an diesem Tage die schöne Welt aus der Hauptstadt, und viele Menschen aus der umliegenden Gegend strömten, um den Hof zu sehen, den man sehr liebte. Dagoberts Bedienter, Ansheim, war dazu ersehen, heute das Haus allein zu bewachen. „Euphrosine hat es mir auf die Seele gebunden, sagte er zu seinem Herrn, Ihr

nen nichts abgehen zu laſſen. Sogar die Blumen hier ſoll ich heute begieſſen, was ſie ſonſt immer ſelbſt in Ihrer Abweſenheit thut. Das iſt eine gar große, ſeltne Ehre!"

„Du biſt ihr wohl recht ſehr gut."

„Ach von ganzem Herzen! Es graut mir, wenn ich dran denke, daß —"

„Sage mir, Anshelm, ſoll ich bei Euphroſinen für dich werben?"

„Gerechter Himmel! O wenn Gott das wollte! Aber, das Mädchen iſt mit ihren Gedanken anderswo; ſie iſt —" Er ſtockte und ſchwieg.

„Menſch, du trauſt mir doch!"

„O, wenn man auch der Gnade, der Engelsgüte ſelbſt nicht mehr auf Erden trauen dürfte! — Aber Euphroſine —"

„Sey ruhig, ehrlicher Burſche! Dringe nicht zu ſehr in das Mädchen; ich will für dich reden; ich will für dich ſorgen. Bleibe nur ſtets ſo treu, wie bisher."

Der Menſch umfaßte ſeine Kniee und ſprang aus dem Zimmer, um den Sturm ſeines Innern zu verbergen.

Dagobert ſchlenderte fort. Aber kaum tauſend Schritte vom Hauſe ſah er ſchon Euphroſinen, die vor ihm her durch die Büſche wanderte, im netteſten Sonntagsſtaat, den Roſenkranz am Arme. Er holte ſie bald ein.

„Wohin, ſchönes Pilgermädel!"

„In die Meſſe nach Tempe.“

„Ich auch. Gehen wir zuſammen?“

„Es ſchickt ſich nicht.“

„Wir thuns eben doch. Sind Sie noch niemals in Geſellſchaft gewallfahrtet?“

„Im Leben nicht!“ ſagte ſie und ſetzte in höchſt froher Unſchuld hinzu: „Der hochwürdige Herr hat mir auch noch keine einzige Buße auferlegt. Ach, da gingen Sie wohl nicht mit mir, gnädiger Herr!“

„Gute Seele, warum nicht! Und ginge die Wallfahrt bis nach Vierzehnheiligen, ich würde ſie mitmachen.“

„Nach Vierzehnheiligen! Jeſus Maria, wie viel muß man da geſündiget haben! Nein, ich fürchtete mich; ich ginge doch am liebſten zu unſerm Gnadenbilde beim Hubertusbrunnen, wo meine Urgroßeltern ſchon gebetet haben. Aber wir müſſen eilen, gnädiger Herr, daß wir die Eltern und Guntram noch einholen. Dort ſind ſie ſchon!“

„Die Mutter wird nicht zanken. Wiſſen Sie wohl, Euphroſine, daß Anshelm zu Hauſe vor Freude über Ihre vielen Aufträge Luftſprünge macht?“

„Er iſt ſo dienſtwillig! ſagte ſie lächelnd: Ich wollte ihm meiner Eltern Hab' und Gut vertrauen. Wäre er nicht ſo gut, ich müßte jetzt zu Hauſe ſitzen; und ſolchen ſchönen, ſchönen Sonntag! (Sie blickte in reiner Freude zum Himmel.) Ueberall das liebe Glockengeläute —

nein, so einen hab' ich Gott weiß noch nicht erlebt! Sehen Sie doch! Auf allen Wegen kommen geputzte Leute und gehen nach Tempe: und jede Christenseele muß sich darüber freuen, daß die Menschen alle auch mitbeten wollen! Nicht wahr, gnädiger Herr!"

Das kleine blondlockige Haupt bog sich so sanft zu ihm herüber, und ihr frommes, unschuldvolles Auge hing so wehmüthig an seinem Blick, daß er ihr innig gerührt die Hand reichte. Sie ließ ihm gedultig die ihrige.

„Mein gutes Mädchen, sage mir —"

„O, wollen Sie mich nun immer und ewig Du nennen!" fiel sie ihm fröhlich ins Wort.

„Sage mir, liebes Kind, bist du wohl Anshelmen gut? Aber aufrichtig!"

„O ja — aber doch — und dann hat er auch jetzt immer so wunderliche Reden!" — Sie erröthete in hoher Scham.

„Nun sieh, Kind: Anshelm hält dich für sein höchstes Gut; für sein Liebstes auf der Welt: Anshelm ist ein gar treuer, guter Bursche; er ist ein einziges Kind braver Eltern, von welchen er einmal ein sehr hübsches Bauerngut erbt. — Ich werde ihm dies Vermögen noch mehren, denn ich liebe ihn; — er kann auch wohl lieber zu deinen Eltern ziehen, wenn ihr nicht lieber in meiner Nähe leben wollt: kurz, ich wünsche,

daß ihr Beide ein Paar werdet; — ich wünsche das von ganzer Seele!"

„Sie? —" staunte das Mädchen. Ihre Augen blickten starr auf ihn. Aber bald sanken sie gleichsam zurück, als wollten sie sich im Herzen verbergen. Alle Farbe schwand allmählig aus dem holden Angesicht, und ihre Arme sanken kraftlos nieder. Die gesunde Natur war plötzlich erschrocken. Das arglose Kind hatte bisher froh vom Ueberflusse einer köstlichen Gegenwart gelebt, und auf einmal stand eine öde, nahrungslose Zukunft vor ihr. Der Augenblick des Erwachens entdeckte ihr erst das Geheimniß ihrer Seele, dessen die glücklich Schlummernde vorher sich selbst nicht bewußt war. Dagobert fühlte sich schuldlos, doch erschrack er von Herzen.

„Wie ist dir, gute Euphrosine? sagte er: Komm, gib mir deine Hand, ich habe dich erschreckt." Sie lehnte sich einen Augenblick an ihn; denn die Kraft der Jugend war von ihr gewichen. „Ich bin dein Freund und will es bleiben, und lebenslang dein redlicher Beschützer seyn. Ich dringe nicht in dich. Aber sprich mit den Eltern offenherzig über meinen Antrag. Vielleicht würde der gute Anshelm elend, wenn du ihn verschmähtest — aber doch mußt du frei wählen, und ich sage dir weiter kein Wort für ihn, wenn gleich deine Zustimmung mich höchst glücklich machen würde."

„Ach, ich will ja das ſo gern! ſtammelte ſie; alles — wenn Ihr Wille — Anshelm iſt ſo ehrlich! — ich verſtehe nun, was er meinte; — aber, mir war ſonſt ſo wohl, — nun, nun iſt mir ſo weh — laſſen Sie uns gehen, gnädiger Herr!“

„Du verſtandeſt den Schmerz des guten Anshelms nicht. Die Liebe thut weh; nun fühlſt du ihn und wirſt ihn heilen; und ihr werdet froh leben. Ueberlege es aber recht wohl.“

Sie ging langſam neben ihm fort, die herabhängenden Hände ſanft gefaltet. Er ſuchte ſie durch ein heiteres Geſpräch zu ermuntern, und die gute Seele war willig dazu und lächelte ihn immer freundlicher an. Aber die friſche Farbe des zarten Geſichts wollte nicht ganz wiederkehren, und allmählig ſchien ihr Auge feucht zu werden.

Nahe am Hubertusbrunnen holten ſie die Eltern ein, die auf einer Bank ſaßen und ſtill den Singvögeln des Waldes zuhörten. Man begrüßte ſich herzlich.

„Der gnädige Herr will gewiß in die Kirche, ſagte die Alte, und will unſere Prinzeſſin mit der Hofmeiſterin ſingen hören!“

„Ach, haben Sie das noch nicht gehört? fragte ihn Euphroſine eifrig, die Beiden ſingen faſt jeden Sonntag auf dem Chore das Ave Maria. — O, wie ſchön nur dieſe zwei Worte lauten, das geht über Alles.“

„Vollends, wenn man die zwei Engelsköpfe geſehen hat, ſagte der Winzer freundlich, welche unſrer lieben Frau dieſen hellen Gruß ſingen! Ich habe ſie Gottlob oft geſehen und mein Herz an ihrer Freundlichkeit gelabt.“

„Mutter, darf ich jetzt beten gehen?“ ſagte Euphroſine mit einem tiefen zitternden Seufzer. Es war leer bei dem Marienbilde, und das Mädchen eilte mit Sehnſucht hinüber, und grüßte ſchon in der Ferne gar oft knieend und mit ausgebreiteten Armen das heilige Mutterbild. Die drei Uebrigen ſprachen traulich weiter fort, von Iſidorens Anmuth, von der Kirche, von den Hofleuten und andern Dingen. Guntram war ſchon voraus.

Es wurde endlich Zeit, zur Meſſe zu gehen, und die Winzerin ſah ängſtlich durch die Hecken nach ihrem Kinde.

„Was iſt dir, Mutter?“ ſagte der Alte.

„Euphroſine weint ſo gar ſehr,“ antwortete ſie wehmüthig.

„Sollten wir das nicht Alle? verſetzte der fromme Vater: Ach, das Mädchen iſt wohl recht gut! Der liebe Gott wird auch künftig ihr Herz bewahren.“ Dagobert wandte ſein Geſicht ab.

Die Mutter bemerkte endlich, daß ſie aufſtand.

Man ging nun nach der Kirche. Euphrosine folgte ihnen still und lächelnd nach.

Die Schloßkapelle war nicht prächtig eingerichtet, sondern höchst einfach, fast ländlich. Doch stand auf dem Chore eine vortreffliche Orgel, und einige sehr gute Bilder zierten die Kirche. Am Eingange bemerkte man jetzt ein schönes, herzliches Händedrücken der sich begegnenden Landleute, und dies rührte unsern Dagobert so sanft, daß er den reinsten Frieden Gottes mit sich in den Tempel nahm.

Dort herrschte schon eine tiefe Stille. Der Hof war bereits gegenwärtig, man hörte nichts als das leise Geräusch der frommen Beter, und lieblich duftendes Rauchwerk schwamm in zarten Wölkchen durch den geweihten Raum. Alles harrte und feierte.

Leise schlug jetzt ein einzelner Grundton des sanften Violonbaßregisters an, und hielt; — und aus seiner schönen ruhigen Tiefe schwang sich in Isidorens und Serenens unaussprechlich reinen Terzen der himmlische Gruß allmählich hervor.

Man führte keine berühmte Messe, kein großes Oratorium in dieser Kirche auf. Der Chor war zu klein für vollbesetzte Instrumentalmusik. Auch heute war es nur das gewöhnliche Ave, das man sonst sogar in katholischen Dorfkirchen hörte, und welches meistens von zwei Chorknaben angestimmt ward.

Dagobert hätte Alles hingegeben, um jene verborgnen ſüßen Geſtalten zu ſehen, als die erſten Töne in ſein entzücktes Ohr ſpielten. Ein goldner Strahl der über den Wald der Marienabtei höher heraufgeſtiegnen Frühſonne war ſchon durch das bunte Glas eines Fenſters gedrungen, und ſchoß feuriges Lichtgelb durch den leiſen Weihrauchduft, und erleuchtete erſt eine einzige Stelle des Tempels, wo ein herrliches Bild der Verkündigung neben dem Hochaltare hing. Und, wie wohl ward unſerm Freunde jetzt, als die Stimmen, immer in gleichem Schritte, ſich nun auf der ſchönen ſchweſterlichen Bahn den Tönen jenes hohen Namens näherten, deſſen holdſeliger Klang für alle Welt ewig eine himmliſche Melodie ſeyn wird! Auf Cherubimsflügeln hoben ſich die hellen Silberklänge zur reinſten weiblichen Stärke und Inbrunſt empor, und ſanken dann ſelig ermattend in die Ruhe zurück. Dagobert breitete ſeine Arme zum Himmel aus, und Euphroſine, die in der Ferne auf den Knieen lag, blickte mit heißer Sehnſucht nach einem Muttergottesbilde über ihr und verhüllte dann vor Wonne das Geſicht; und alle Seelen verſanken in Andacht.

Nahe an dem Winzerhauſe bildeten die Felſen des thurmhohen ſenkrechten Seeufers oben eine kühle, von

Epheu dicht belaubte Böschung, die der Weingärtner zugänglich gemacht, mit Tisch und Moosbänken und sogar mit einem Schrank in der Felsenwand versehen hatte, worin man Getränke, Bücher und Schreibmaterialien aufbewahren konnte. Dieses Oertchen war Dagoberts liebster Aufenthalt und schien recht eigentlich für ihn gemacht. Nur in den längsten Tagen des Sommers, und auch dann nur kurz vor ihrem Scheiden, grüßte die Sonne das verborgne Gewölbe, in dessen Dunkel ewige Kühlung wohnte, während man von dort aus alle Welt im hellen Sonnenlicht erblickte. Der Felsen, welcher dieser stillen Kammer zum Fußboden und Vorplatze diente, ragte schauerlich weit hinaus in den See. Man überfah diesen mit allen seinen malerischen Ufergruppen hier am vollständigsten, und wenn man links über einen Theil des schönen Spiegels hinblickte, so lag tief unten im Thale das stolze Tempe friedlich in der vollen Blüthenpracht seiner Umgebungen da; gleichsam als der Edelstein des prächtigen Ringes.

Es war ein lieblicher Abend. Der Sonnengott spielte schon freundlicher mit den kleinen von der frischen Abendluft sanft gekräuselten Wellen. Dagobert hatte eben seine Arbeit, die hier immer am besten gelang, beiseite geschoben, weil bereits die Abendgluth seine Einsamkeit süß zu röthen begann, als er in seiner Nähe den kleinen Guntram rufen hörte: „Sieh nur, Anshelm, die

vielen vornehmen Leute! die kommen gewiß von Tempe herauf.“

Dagobert trat hinaus und ſah den ganzen Hof gerade auf das Winzerhaus zu wandern. Man hatte einen Abendſpaziergang in Vorſchlag gebracht. Sie waren an der hohen, mit Wald bewachsnen Kante der Ufer hingezogen, und in die Nähe des artigen Landhauſes gekommen, wo nun Jedermann Dagoberts Wohnort beſehen und mit friſcher Milch bewirthet ſeyn wollte.

Hier war Eifer und Behendigkeit erforderlich. Dagobert empfing die Herrſchaften und führte ſie, während unten die Milch beſorgt ward, in die obern Zimmer, die zwar nur ländlich eingerichtet, aber in ganz gutem Stande waren, da hier oft Reiſende und Künſtler der ſchönen Gegend zu Gefallen eine Wohnung ſuchten. Gegenwärtig, wo ein ſo werther Gaſt hier weilte, glich Alles an Reinlichkeit und Wohlgeruch einem netten Putzſchranke; denn Euphroſine war ohne Unterlaß um Verſchönerungen aller Art bemüht, und Jedermann mußte ſie jetzt als eine ſehr geſchickte und glückliche Blumenpflegerin anerkennen. Die Geräthe, worin man die Milch ſervirte, waren ſauber und im Grunde beſſer, als es vornehme Leute bei dergleichen Landparthieen zu verlangen pflegen. Freilich fehlte es dennoch an Vielem, da die Geſellſchaft ſchrecklich zahlreich war. Aber gerade dieß verſetzte die Gäſte in eine luſtige Stimmung, welche

sich allmählig auch den Anfangs erschrockenen Wirthsleuten mittheilte; und diese gutmüthigen Menschen verloren sich zuletzt ganz im Gefühl der Freude und hohen Ehre, den geliebten Landesherrn und die schöne Erbtochter einmal unter ihrem Dache zu sehen. Und — o der Wonne! Das erhabene Paar untersagte ihnen alle tiefern Bezeugungen ihrer treuen Demuth, und reichte jedem Hausgenossen mit herzlicher Freundlichkeit die Fürstenhand, eine Huld, die schon manchen Unterthan auf Lebenslang glücklich, ja vielleicht auf ewig gut gemacht hat.

Da der Herzog die Aussicht rühmte, welche diese Zimmer gewährten, so sagte die Winzerin: „Aus dem Eckzimmerchen drüben, wo der alte Herr wohnt, kann man doch am schönsten umschauen und gar tief ins weite Land hineinsehen. Er ist auch sehr höflich, der alte Herr. Wir haben ihn gar zu lieb.“

Alles schickte sich sogleich an, hinüber zu gehen. Dagobert sprang eilig voraus zu Marcellus, riß die Thüre auf und rief ihm heftig zu: „Der Herzog mit dem ganzen Hofe folgen mir auf dem Fuße nach! — Sie ist dabei! Du wirst sie jetzt sehen; — die Schönste ist es; — die Andere trägt blaßviolet.“ Er machte die Thüre weiter auf.

Marcellus, der über dem Tönen seiner Geige kaum einen besondern Aufruhr im Hause bemerkt hatte, em-

ysing die ſo eben am Arm der Fürſtin eintretende Iſidora noch mit empor gehaltnem Bogen. Dagobert ſtellte ihn als ſeinen Lehrer und Freund vor, und der Alte, welcher hier an neugierige Beſucher ſchon gewöhnt war, errieth ſogleich die Abſicht der Ankommenden, begrüßte die Fürſtinnen ſchweigend und führte ſie zu den offnen Fenſtern. Die Prinzeſſin erbat ſich ihn zum Ausleger der fernen Landſchaftspunkte, und ſeine Fertigkeit hierin und im Richten ſeines vortrefflichen Sehrohres ſchien ſie ausnehmend zu ergötzen. Er blieb dabei ſtets trocken, aber freundlich.

Da die Ausſicht durch einige nahe ſtehende Bäume doch auf mehreren Punkten gehemmt ward, ſo that ihnen der Alte den Vorſchlag, ſie an den ſchönſten Platz der ganzen Gegend zu führen, nämlich zu Dagoberts Felſengewölbe, das noch Niemand aus der Geſellſchaft kannte. Sein Freund gab zwar eine andere, noch höhere Stelle hierzu an; aber die Prinzeſſin ſagte: „Nein, ich glaube jetzt ſchon, daß Herr Marcellus mehr von der Gegend verſteht, als Sie, und ihn wähle ich zu meinem Führer.“

„Er denkt nur, lächelte der Alte, wir wollten ihn dort in ſeinem Arbeitsſchranke ſtören.“

Fröhlich gab Iſidora dem neuen Bekannten ihren Arm, den er recht galant annahm. Sie drängte hurtig die Menſchen aus dem hübſchen Zimmerchen fort, und

der ganze Haufe zog hinab. Dagobert hatte Mühe, seine Bücher und Schreibereien dort zum Schranke zu fördern, da manche Damen wirklich Lust bezeigten, sich darüber herzumachen, wodurch seine jungfräuliche Muse in die größte Angst versetzt ward. Man fand die Aussicht von dieser herrlichen Laube aus über alle Erwartung schön, und ließ dem Geschmack und Fleiße des Weingärtners volle Gerechtigkeit widerfahren. Den Felsenweg von seinem Hause bis zur Laube hin hatte er mit schönen Rebengeländern und anderm Buschwerke so dicht besetzt, daß auch der Furchtsamste ohne Schwindel zu fühlen ihn betreten konnte.

„Ich habe schon längst hier oben etwas Romantisches geahndet; sagte Isidora: Es ist dieß der einzige Punkt um diese Meierei und das ganze Seeufer her, den ich aus meinen Fenstern erblicken kann. Die Sonne bescheint ihn noch, wenn alles Uebrige schon im Abendschatten liegt, und der Mond gibt ihm zuweilen die seltsamsten Beleuchtungen. Sehen Sie, — dort, vom Eckfenster an, — wandte sie sich jetzt zu Dagobertен: das ist mein liebstes Zimmer. Wie genau sieht man hier alles! Sogar die Blumenvasen und das Grün darin glaube ich dort zu erkennen. Aber, bester Vater! wie unsäglich blau sind doch die Wasser dieses Sees!"

„Immer nur blau willst du sehen! sagte die Fürstin küssend: Endlich wirst du dich noch ganz in Him-

melblau kleiden, und in Himmelblau leben wollen wie die Engel, — du guter Engel!" Sie hielten ſich umfaßt. Iſidora ſchaute träumend hinab.

„Es iſt kein Wunder, lächelte der Herzog, daß wir Alle jetzt himmelblaue Geſinnungen hegen, ſeitdem uns die hellen Augenſterne von Oran leuchten, die, gleich andern Sternen, im ewigklaren Blau wohnen."

„Die göttliche Farbe! rief Eulalia. Und, ſeitdem ich weiß, wie werth ſie einſt der heiligen Ahnenfrau des Herzoglichen Hauſes ward, liebe ich ſie auch noch zehnmal mehr an jenem ſüßen Quellblümchen, das —"

„Nenne es nicht, fiel die Prinzeſſin leiſe ein, denn es erinnert mich an unſer baldiges Scheiden!" (Geſtern war nämlich die Verlobung Eulaliens mit dem Cammerherrn Lierry, der am Oran'ſchen Hofe lebte, bekannt gemacht worden; auch hatte Dagobert geſtern erklärt, daß er nun bald dieſe Gegend verlaſſen werde.)

„Wiſſen Sie wohl, ſagte der Herzog indeſſen zu Dagoberten, daß Ihre Legende gar viel Intereſſantes für mich enthält? Meine Tochter hat mir ſie erzählt, und ich bin ſehr geneigt, die blaue Blume, die ſich in unſerm Wappen befindet, für eine Art von Vergißmeinnicht zu halten."

Dagobert hatte ſelbſt ſchon dieſen Gedanken gehegt,

und gab jetzt dem Herzoge seinen Beifall zu erkennen. Er that dieß aber etwas spät; denn er hatte eben in die Augen der holden Prinzessin, und dann träumend in den blauen Himmel geschaut, als wollte er jene mit diesem vergleichen. Er erröthete jetzt ein wenig, und die schalkhafte Eulalia, die alles bemerkt hatte, sagte lächelnd: „Gnädigster Herr, jetzt erst blickt Dagobert wieder vom Blau des Himmels zur bunten Erde nieder, die er ganz vergessen hatte. Nicht wahr, Dagobert, Sie lieben das Himmelblau auch so sehr als irgend ein Sterngucker in der Christenheit!“

„Allerdings, versetzte Dagobert spitzig, sehe ich gern ins Blaue; und dieß weder aus Langweile, noch aus Zerstreuung, sondern aus wahrer Liebe zur Sternkunde, welche vorhin durch die Bemerkung des Herzogs einen so angenehmen Doppelsinn erhielt. Aber wie kommt es, mein Fräulein, daß das Studium derselben auch Ihnen heute bei hellem Tage ein so großes Vergnügen gewährt? Vielleicht, weil Sie sich durch den Cammerherrn Pierry an Fleiß in diesem Studium noch übertroffen sehen?“

Alles sah jetzt lachend auf ihren mehr als verliebten Bräutigam, der schon seit einigen Minuten, — was er, ihren Ermahnungen zum Trotz, öfters that, — starr

nach den vielgeliebten Augen hinblickte und über ihnen die ganze übrige Gesellschaft vergaß.

Sie kam in Angst und wollte dießmal ernstlich zürnen. Indem sie ihm einen Strauß Feldquendel, den er für sie gebrochen hatte, abnahm, sagte sie etwas leise: „Das sind schöne Blüthen, lieber Lierry; — man athmet jetzt schon ihren Duft in der ganzen Gesellschaft: — und so sollte auch der Mensch seine Gedanken nicht bloß sich oder dem einzelnen Freunde weihen, sondern vielseitig mittheilen.“

Aber der Herzog hatte sich während dessen zum Horchen geneigt. „Nu, nu, lachte er, eine solche Lektion kann wohl zuweilen nichts schaden! Aber, sage mir, wünschest du denn wirklich seine Besserung, so ernstlich, mein Töchterchen?“

„Immer muß mich doch Dagobert, und nur Dagobert ins Unglück bringen!“ sagte die Geschlagne, und warf unserm jubilirenden Freunde zornige Blicke zu.

Man ergötzte sich ziemlich lange an den Wundern dieses Ortes. Euphrosine und Guntram waren ihnen mit Beeren, Kirschen und andern Erfrischungen nachgezogen, und fragten bei jedem Zweifel Dagoberten mit so lieblicher Naivetät um Rath, wie sie sich zu verhalten hätten, daß Jedermann den schönen Geschwistern von

Herzen gut ward. Die Prinzessin konnte und wollte sich aus der Unterhaltung mit dem alten Herrn so wenig loswickeln, daß der Herzog endlich zum Aufbruch mahnte, und den alten Herrn nach Tempe zu kommen und dort die Unterredung fortzusetzen bat. Marcellus antwortete durch eine sehr artige stumme Verbeugung, die aber weder zu- noch absagte.

Als die Gesellschaft fortging, verbeugte sich Isidora, um noch zurückzubleiben. „Ich muß, sagte sie und winkte Euphrosinen, jetzt noch ein kleines Blumengespräch mit meiner neuentdeckten Kollegin halten."

Sobald sie allein waren, schob sie einen kleinen Ring an Euphrosinens Finger und sagte: „Nimm dies für deine liebe Bewirthung, und versprich mir, gutes Mädchen, daß du recht bald und recht oft zu mir ins Schloß kommen willst. Ich werde dir auch einige Blumen herauf geben, die mir unsere Gärtner fast haben verderben lassen. — O behalte das Reifchen, Liebe — behalt' es mir zum Angedenken!"

„Ach, meine Eltern werden nicht zürnen! — Ich lasse den Ring nicht wieder von meinem Herzen, bis ich sterbe! Ihre Durchlaucht sind so schön, wie ein heiliger Engel seyn mag!" Sie kniete in reinem Entzücken vor ihr hin, umfaßte ihre Gewänder und sah zum Himmel.

„Liebes Kind, du bist ja viel schöner, und doch viel

demüthiger, als ich. Komm, ſteh' auf, ſage mir, ob du mich lieb haſt."

„Du mein Gott und mein Vater! Wie glücklich bin ich armes Mädchen noch geworden!" Sie ſchmiegte ihre ſüßen Lippen an die ſchöne dargebotene Hand und blickte frei und ſelig in das Auge der Gebieterin. Iſidora hatte ſie heute, Dagoberten gegenüber, beobachtet, und fand ihre neuliche Vermuthung nur allzuwohl gegründet. Aber Euphroſine ſchien jetzt nur allein im Anſchauen der reizenden Fürſtin zu leben. Wenn zuweilen das Geſpräch und die Handlungsweiſe mancher Menſchen nichts als trübe Erinnerungen aus der Ferne wieder herbei zu führen, ja ſelbſt jede längſt geheilte Wunde des Herzens wieder aufzureißen ſcheinen, ſo gibt es dagegen andere ſelige Weſen, die ſchon durch ihre Nähe, durch ihr bloßes Da- und Umunsſeyn, ihnen ſelbſt unbewußt, wohlthuend auf uns wirken. Bilder aus der Kindheit und Götterzeit des Lebens ſcheinen dann plötzlich wieder vor unſerm Blicke aufzuſproſſen; — im Herzen tönt es, wie Auferſtehung; der Schmerz verſinkt; das Grab der Vergangenheit gibt unſre wertheſten Todten frei, und über ihrem Wiederaufblühen vergeſſen wir Alles, was unſern Buſen drückte. Zu dieſen göttlichen Seelen gehörte unſre Iſidora. Mit ihrer holden Erſcheinung und Nähe

ſtanden die jugendlichen Bilder beſſerer Zeiten und Räume in der ſanfteſten Verknüpfung. Ihre Nähe wirkte balſamiſch auf das liebewunde Herz des ſchwermüthigen Mädchens, und vor den Tönen ihrer Freundlichkeit ſank die Leidenſchaft in Schlummer.

„Euphroſine! ſagte jetzt die Holdſelige feierlich und mit leiſerem Tone (denn der zurückgebliebene Cavalier ließ ſich in der Nähe hören): Wenn du wüſteſt, wie gut ich dir bin, und warum ich dich liebe! O, ich möchte dich um Vieles fragen! Ich will dir vieles vertrauen, was ich außer dir keiner Seele ſagen darf, und du wirſt verſchwiegen ſeyn, und mir ewig treu! — denn ich liebte dich ja ſchon im erſten Augenblick als ich dich ſah!“

„Ja treu — das bin ich!“ ſprach Euphroſine ſchwärmeriſch; und ihr Auge, der holde Lichtſpiegel ihrer Seele, ſprach es himmliſch glänzend noch einmal nach: Das bin ich!

„Kannſt du morgen ſchon nach Tempe kommen? fragte Iſidora: Aber du darfſt dich jetzo wohl nicht oft vom Hauſe entfernen, — Eurer Fremden wegen?“

„Ach — er geht bald fort!“ Sie ſchwieg und athmete tiefer.

„Dagobert? — flüſterte Iſidora: Ach, und das thut dir ſo unausſprechlich wehe, meine Arme!“

„Unaussprechlich! — fragte sie, wie erschreckend über das Wort: Ja, so ist's!" Sie seufzte und ein hoher Schmerz bildete sich in ihren Zügen.

„O du treue Seele, sey nicht mehr schüchtern! Glaubst du, eine Fürstin könnte nicht mit dir lieben, — nicht mit dir leiden!" — Sie breitete die Arme aus, die wankende Euphrosine fühlte sich zart an eine menschlich wallende Brust gedrückt und schluchzte selig und sanft an dem besten aller Herzen.

„Er soll es nimmermehr erfahren, sagte jetzt das Mädchen leise unter bittern Thränen. Aber die Mutter Gottes wird mir wieder ihren Frieden geben."

„Den hast du, — der wird dein ewiges Erbtheil seyn, frommes Mädchen! Sieh, du freundliche Gestalt, — wahrlich, ich will treu für den Frieden deiner Seele beten. Gedenke auch du meiner in deinem Gebete zur heiligen Jungfrau. Auch ich bedarf des Friedens."

„Ich that es immer, am Morgen und am Abend," sagte das redliche Kind.

„So lohne dir es Gott und seine Heiligen! schluchzte Isidora melodisch: Du bist meine Getreue! Lebe wohl — wir sehen uns morgen wieder!"

Die hochbewegte Fürstin eilte fort. Euphrosine sah in heiligem Schauer der Geliebten wie einer englischen

Erſcheinung lange nach. Dann ſanken ihre Kniee nieder, und das fromme Auge hob ſich himmelwärts. Schon begann es zu dämmern. Das blaſſe Licht des kaum erglänzenden Abendſterns leuchtete freundlich in ihr Gebet. Aber aus der himmliſchen Höhe über allen Sternen, ſank jetzt vom Stern der ewigen Liebe ein Freudenſtrahl in die trauernde Seele nieder.

Isidora.

Zweites Buch.

Das Licht des Morgens glänzte noch in jugendlicher Frische aus zahllosen Thauspiegeln wieder, als Isidora schon mit der Hofmeisterin und Eulalien den Pallast verließ. Unter sieben alten Linden, die schon in früher Kindheit sich schwesterlich zur ungeheuern Laube vereinigt hatten, war ihr Frühstück bereitet.

Munter flatterte Eulalia in der Laube umher, und verwünschte sich bald in eine Nachtigall, bald zum Bienchen oder zum kleinen Siebenpunkt, um sich auf den zartesten Zweigen zu schaukeln und von der allerfeinsten Würze des Blüthenhonigs, tief aus seinen ächtesten aromatischen Quellpunkten zu kosten; — wobei sie über die dumpfen Wohn- und Schlafstätten des Menschen und seine tausendfach zusammengemischte, kolossale und unfeine Kost so viele Sarkasmen vorbrachte, daß die lachende Serena ihr endlich durch eine ernstliche Erinnerung an den höheren Gemüthswerth der reichbegabten Menschheit Einhalt thun mußte. Und eben schnappte, zum Unglück für Eulalien, die nahe sitzende Nachtigall mitten im herrlichsten Gesange nach dem lieben Siebenpunkt und schluckte

freundlich ſchnalzend den Armen in der Blüthe ſeines Lebens lebendig hinunter, — worauf ſie noch viel reiner und ſanfter als bisher fortſang.

„O du abſcheulicher Vogel!“ rief Eulalia höchſt mißmuthig und kniete vor ihre Gebieterin hin, um ihr die entſetzliche Gemüthloſigkeit des Böſewichts zu klagen.

Aber die Fürſtin, ſonſt ſo theilnehmend, faß heute ſtill und ſinnig am Eingang der Laube da und lächelte nur ſchwärmeriſch in den Morgenglanz hinaus, ohne die Scherze der Freundinnen zu theilen. „Verzeiht mir, ſagte ſie, als Jene ihre Beſorgniſſe hierüber äußerten, daß mein Geiſt jetzt ſo fern von Euch war. Ein ſchöner Traum aus der heutigen Morgendämmrung hat ihn ganz gefangen genommen.“

„Ein Traum! rief Eulalia: Ach, wüßten wir ihn doch ſchon! Ich verſtehe mich ſehr auf Träume!“

„Ihr ſollt ihn wiſſen, ſagte Iſidora erröthend, und nur Ihr Beide werdet ihn erfahren. — Mir träumte, ich ſtehe auf einer Höhe, von welcher man ein unermeßliches Land überblickte. Aber alles war in graue Düfte gehüllt und lag kalt und farbenlos vor mir da. Indem ich aus Bangigkeit hierüber tief aufſeufzte, zeigte ſich mir an der äußerſten Ferne des Horizonts ein heller lichtblauer Streif, der am Himmel herauf allmählig nach mir zuwuchs und auf der Erde zuerſt blaue Hintergründe, dann nähere und nähere Berge und Thäler aufdeckte.

Alles schien nach und nach sich neu zu erschaffen; — so wie etwa unter der Hand eines Malers auf blasser Leinwand eine Landschaft aus der Ferne nach der Nähe her langsam vorwächst und ins Leben tritt. Sobald die Erscheinung näher auf mich zu rückte, ward sie lebendiger und immer herrlicher; die Waldungen ergrünten schon, indem kaum der Schnee zerflossen war; die Sonne ging auf; da wurden die Seen und Ströme blau; ferne Chöre von Vögelstimmen ließen sich hören; die Thäler schmückten sich mit dem reinsten Blumenschmelz; alles tönte süß und laut wie aus himmlischen Kehlen mir zu: „der Frühling kommt!“ Alles feierte ihn, und endlich fühlte ich, daß auch mein Hügel um mich her in seinem Innern selig erzitterte; seine Quellen sprangen melodisch tönend hervor; das junge Leben einer schönen Blumenwelt wand sich in himmlischem Gedüfte von seinem Busen los; mir wollten in der süßen Betäubung die Sinne vergehen, denn auch ich fühlte einen neuaufspringenden Lichttropfen im Herzen: — da schien mir die neue Welt um mich her nicht mehr fremd, sondern innig befreundet, und ich eilte hinab und tauchte tief in die Blumenthäler. Mein Pfad führte mich an einen stillen Strom, der zwischen den lustigsten Gestaden spiegelglatt hinabzog. Ein bunt bekränzter Nachen schwamm auf mich zu und nahm die Glückliche ein. So floß ich sanft dahin zwischen den blühenden Ufern und an kleinen

Inſeln voll Orangengeſträuch vorüber, aus welchem mir die erquickendſten Düfte entgegenwogten. Der Strom ward bald unermeßlich breit; die Lieblichkeit der Gerüche berauſchte meine Bruſt. Ich befand mich endlich im weiten blauen Meere und ſank in ſeliger Trunkenheit auf die Blumen meines Kahns zurück, indem ich die Arme zum Himmel ausbreitete. Der Himmel war leer und grau, als ich wieder zum Bewußtſeyn gelangte. Das Meer war verſchwunden; ich ſchwamm hoch im friſchen Grau der Morgendämmrung, und neben mir ſang unausſprechlich rein eine Lerche, die ſich in der Nachbarſchaft meines Kahns ſtets höher und höher mit dieſem in die Lüfte emporhob. Immer wunderbarer löſten ſich jetzt die Strahlen des Morgenlichts in der Farbe der Liebe auf. Ach, da ſah ich über mir zwei Wölkchen aus Morgenroth werden; und ſie wurden zu lichtträufelnden Flügeln, und zwiſchen ihnen bildete ſich ein Engelsangeſicht, das, ſo wie es ſich mir enthüllte, ſehnſüchtig und unſäglich liebend in mein Auge blickte. O Ihr guten Seelen, könnte ich Euch nun beſchreiben, wie mir da ward! Aber die Erde hat keine Zeichen für jenen Wonneſchmerz, für jenes in der ſeligſten Kraft aufſtrebende Sehnen, mit dem ich mich nun emporhob, um das himmliſche Bild, deſſen Geſtalt jetzt auf einmal wie ein zuckender Strahl der Wonne zu mir niederfuhr, ganz und ewig zu umfaſſen! Es war, als ſchlüge mein

selig sterbendes Herz zum letztenmal im Busen, und doch, als spränge dort im Schauder unbekannter Himmelslust eine neue Ader des erquicklichsten Lebens auf. Aber, ach, dieser schnellvernichtende süße Augenblick tödtete auch meinen Traum! Mit ausgebreiteten Armen erwachte ich, als man die Thüre meines Schlafzimmers leise öffnete, durch die meine Kammerfrau auf den Zehen hereinschlich. Sie trug ein kleines rundes Körbchen aus Schilf geflochten, dessen Rand mit weißen Rosen ausgelegt war. Mitten drin stand eine blendend weiße Lilie, ringsum von Granatblüthen dicht umgeben. So wie Camilla bemerkte, daß ich erwacht war, überreichte sie mir das Körbchen. Eben hatte es ein kleiner Knabe, welcher leise das Vorzimmer geöffnet, schweigend in ihre Hand gegeben und war schnell verschwunden. Mein Name, zierlich aus buntem türkischen Grase geflochten, lag oben auf den Blumen. Die Kammerfrau war über die Erscheinung erstaunt, da sie den Knaben so schön geschmückt sah. Er trug eine allerliebste Larve vor dem Gesicht und an den Schultern kleine Flügel. Ich sandte sie sogleich fort, um ihn wo möglich noch zu ereilen, aber vergebens! Keine Seele, außer ihr, hatte ihn im Schlosse erblickt. Ich schickte sie zur Wache; diese hatte wirklich einen solchen Knaben bei'm Anbruche der Morgendämmrung eingelassen, ohne ihn zu befragen, da er dem Hofe anzugehören und ein festliches Geschenk zu

tragen ſchien. Zum Schloſſe heraus war er aber noch nicht wieder, und ich ſann eben darüber nach, was ich thun wollte, als mir Camilla ein Verſehen entdeckte, welches heute frühe bei der hintern Gartenwache vorgegangen war, und wodurch es uns wahrſcheinlich wurde, daß der kleine Genius ſich längſt durch den Park geflüchtet habe. Der Herzog ahndet militäriſche Fehler ſehr ſtrenge; ich hätte einen Menſchen unglücklich gemacht: und ſo beſchloß ich, die Sache, die am Ende unwichtig iſt, lieber zu unterdrücken, legte alſo dem Mädchen Stillſchweigen auf, und erbitte dies auch von Euch, meine Guten."

„Sonderbar genug iſt der Vorfall!" ſagte Serena, indem ſie einige Beſorgtheit in ihren Mienen zeigte.

„Und am ſeltſamſten dabei iſt das, fuhr die Prinzeſſin freundlicher fort, daß ein ſo hübſches Geſchenk mich gerade aus einem ſo hübſchen Traume wecken muß! Aber, man darf nicht Alles unterſucht und klar gemacht wiſſen wollen. Genug, die Blumen ſind ſchön, und wer den Dank für ſie einernten will, der wird ſich ſchon melden. Ich bin dafür, daß wir die Sache vergeſſen. Sinne nicht ſo ſehr darüber nach, Eulalia!"

„Hier in Tempe, ſagte dieſe, iſt kein ſolcher Knabe. Aber übrigens verſtehe ich Etwas von der Blumenſprache. Die Lilie iſt eine reine königliche Jungfrau; die zudringlichen Granatblüthen rufen ihr irgendwoher feurig zu:

„Ich brenne für dich!“ Die weißen Rosen setzen empfindsam dazu: „In allerreinster Liebe!“ Und der ganze Rosenkranz, ja selbst das runde Körbchen, rufen noch aus zwei kreisförmigen Mäulchen auf einmal hinterher: „Ewig, ewig!“ — Ei, ei, da hätten wir ja eine förmliche Liebeserklärung!“

„Du bist nicht klug!“ sagte jetzt die still aufmerkende Isidora lächelnd und zerstreut.

„Ich weiß nicht, fuhr jene fort: warum mir bei dem geflügelten Knaben immer der kleine Guntram einfällt —“

„Was fällt dir heute nicht alles ein!“ sprach Isidora in merklicher Bewegung, während sie das erröthende Gesicht abwandte.

„Wir sollten es doch dem Herzoge sagen, fing jene wieder an, — zwar, das soll ja nun einmal nicht geschehen? — Aber Dagoberten müssen wir tüchtig auf den Zahn fühlen! —“

„Dagoberten?“ rief die Prinzessin in der höchsten Spannung.

„Ich meine nur so! fuhr Eulalia fort, und wandte sich zu Serenen: Oder glauben Sie, daß der Knabe etwa gar der kleine Amor in eigener Person gewesen sey! Aber ich schließe so: (sie kniete wieder vor die glühende Isidora hin,) Guntram ist ein Diener und Anhängsel von Dagoberten. Dagobert will zwar weder

ein Diener, noch Anhängsel, noch Kenner des Hofes von Straland seyn, aber wer kann das so eigentlich wissen! Eins aber wissen wir Alle und können's nicht läugnen, wenn gleich der Hof von Straland sehr ferne von hier ist; — daß nämlich dort ein gewisser liebenswürdiger Prinz leben soll, dessen geheime Bevollmächtigte —"

„Lassen Sie sie schweigen, Serena!" sagte jetzt die Prinzessin etwas empfindlich; aber ihre ganze Fassung kehrte in diesem Augenblicke zurück, und sie fuhr heiter fort, indem sie das Fräulein auf die Finger klopfte: „Du schließest so, kleine Närrin! ich aber schließe so: Eulalia sieht seit einiger Zeit in jedem losen Vogel den kleinen Amor, und ist schon längst dessen Dienerin und Anhängsel geworden. Nun wissen wir Alle und können's nicht läugnen, daß gegenwärtig am Hofe zu Tempe ein gewisser liebenswürdiger Kammerherr lebt. Dieser hat unsern heutigen kleinen Amor für Eulalien herausgeputzt und zu ihr gesandt. Aber ein boshafter und mir ergebener Cavalier hat das Vögelchen unterwegs aufgefangen, statt ihres Namens den meinigen auf das wohlriechende Sendschreiben gelegt, und durch diesen kleinen Betrug seiner Prinzessin zu einem vortrefflichen-Blumenstrauße verholfen, den ich nicht wieder herausgeben werde."

Ihr Gespräch ward durch eine Sendung der Fürstin von Oran unterbrochen, welche die Prinzessin zu sich bitten ließ. Aus einer Ladung zu so ungewöhnlicher Zeit schloß Isidora sogleich auf etwas Schlimmes; denn in Tempe war Jedermann unumschränkter Herr der Frühstunden, und man vermied alle Morgenbesuche. Wirklich theilte die Fürstin unsern Damen die traurige Nachricht mit, daß ihr Gemahl so eben die Abreise von Tempe schon auf morgen frühe festgesetzt habe. Ein aus Oran eingetroffener Courier sollte ihn hierzu bestimmt haben; doch wollte er nicht über die nähern Ursachen befragt seyn, die seine Gegenwart in Oran nothwendig machten. Aus der Niedergeschlagenheit der Fürstin konnte indessen ihre Freundin diese Ursachen sehr leicht errathen, welche eigentlich keinesweges in Oran, sondern lediglich hier in Tempe zu suchen waren. Der Fürst hatte unter andern Schwächlichkeiten auch die Schwachheit, eifersüchtig zu seyn, und diese Untugend artete oft mitten unter den schönsten gesellschaftlichen Verhältnissen in die ängstlichste Feigheit aus. Ob nun die bisherige freundliche Annäherung der Fürstin an unserm Dagobert es war, was ihn ängstigte, oder ob die neuliche astronomisch-galante Bemerkung, die dem Herzog in der Felsengrotte entfahren war, den bösen Samen in sein Herz gestreuet hatte? Das konnte Niemand wissen! Nur so viel erfuhren sie, daß, sobald der Herzog seine innige Trauer über die

allzufrühe Trennung zu erkennen gegeben, der Fürst sogleich die Zeitfrist zur morgenden Abreise noch um zwei Stunden früher angesetzt hatte.

Man überließ sich eine Zeitlang ganz dem Schmerz über die nahe Trennung, und kam dann auf allerlei gute und leidige Aussichten in die künftige Zeit zu reden. Es schien der Fürstin großes Vergnügen zu gewähren, daß sie Eulalien in Zukunft an ihrem Hofe besitzen sollte. Die Zeit dieser Verheirathung war nicht mehr fern. Der Herzog, der die Braut „sein Töchterchen" zu nennen pflegte, hatte bereits solche Befehle gegeben, welche erwarten ließen, daß er jetzt in Rücksicht ihrer Ausstattung einen ächtfürstlichen Gebrauch von der Gewohnheit jener Benennung machen werde. Zu diesen Seligkeiten des Fräuleins fügte jetzt die Fürstin noch die Nachricht von einem unbegrenzten Urlaub, welchen sie für ihren hier zurückbleibenden Bräutigam vom Fürsten ausgewürkt hatte. Immer weicher aber ward unter diesen Verhandlungen die zärtliche Isidora, besonders als man endlich daran ging, auch den Tag von Eulaliens Abreise zu bestimmen. Das Fräulein war aus einer Gespielin der Kindheit, gleichsam in den Armen der Gebieterin, zur Hofdame herangewachsen. Sie selbst suchte jetzt die trauernde Prinzessin mit der baldigen Ankunft des Fräuleins Olympia zu trösten, welche statt ihrer unter die Zahl der Hofdamen eintreten sollte, und über deren hohe

Liebenswürdigkeit nur Eine Stimme war. Die Fürstin kannte sie persönlich, und sagte sehr Vieles zu ihrem Lobe. Als sie bei dieser Gelegenheit auch äußerte, daß Olympia einige Zeit am Hofe zu Straland gelebt habe, machte Eulalia schnell die Bemerkung, es sey doch sonderbar, daß Dagobert, sobald er den Tag von Olympiens Ankunft erfahren, sogleich die Zeit seiner Abreise aus dieser Gegend um einige Tage früher angesetzt habe; — und doch habe er von keiner Verbindung mit ihr und dem ganzen Hofe von Straland wissen wollen. Man müsse daher nicht vergessen, Olympien über diesen hier unbekannten Herrn auszufragen.

„Sollte ich Dagoberten bei unserer heutigen Abschiedscour nicht mehr sehen, sagte die Fürstin mit freundlicher Wärme zu Isidoren, so sey ihm aus dem schönsten Munde der schönste Gruß geweiht, den ein liebenswürdiger Dichter sich wünschen mag. Sage ihm, Geliebte, daß ich seiner schönen Gespräche lebenslang mit inniger Rührung gedenken, — daß ich mich hoch erfreut und geehrt fühlen werde, wenn ihn sein Reisepfad recht bald zu uns nach Oran führt."

Die Prinzessin war so tief bewegt, daß sie nur mit einer zitternden Umarmung antworten konnte. An den Lippen der Freundin flüsterte sie leise: „Warum ist doch das ewige Wort der Erde: Scheiden! und überall und ewig: Scheiden!"

Man meldete so eben Isidoren insgeheim die Ankunft einer jungen Bäuerin. Traurend begab sie sich nach ihren Zimmern, wo Euphrosinens süßer Blick dem Gruße des ihrigen schon entgegenschmachtete. Feierlich ergriff sie die Hand des Mädchens, und indem sie das gute Kind in ihr Kabinet zog, sagte sie mit himmlischer Weihe im Blick: „Komm, gute Seele, du hast mir gefehlt! Komm nun, wir wollen uns erquicken!“

Unruhig, wie ein Mann, der Etwas auf dem Gewissen hat, wandelte Dagobert am heutigen Abend vor seiner Felsengrotte hin und her. Laut tönte zuweilen seine Guitarre; lauter schallten die mächtigen Töne seiner Stimme hoch über die schöne Land- und Wasserwelt hin. Alle Saiten der Seele schienen auf einmal zu erklingen im Innern des hochbewegten Mannes.

An seinem Busen lag glühend warm ein himmelblaues Busentuch Isidorens. Noch gestern spät hatte er im Sternenschimmer die süße Beute hier gefunden, mit Entzücken erkannt, sich auf ewig zugeeignet, und darauf die halbe Nacht unter göttlich schönen Träumen im frischen Walde und in Tempe's Gärten verschwärmt. Als ihm am Morgen Euphrosine sagte, sie trage Blumenstöcke nach Tempe, bat er sie in der Trunkenheit seines Herzens, dort der Prinzessin zu sagen, „es sey vor der

Felsengrotte ein vergißmeinnichtblaues Tuch gefunden worden; allein der Bewohner dieser Grotte habe es bereits als sein Eigenthum angesprochen und werde dasselbe nie wieder herausgeben, möge der vorige Besitzer seyn, wer er wolle, ja der Landesherr selbst!

Nun schlug dem Kühnen das Herz. Am Nachmittage sich zur Abschiedscour zu stellen, dazu fühlte er doch keinen Muth. Auch hatte man ihn bereits zur morgenden Frühparthie eingeladen, die auf einem nahen Jagdschlosse seyn sollte, bis wohin der Hof die Oranschen Herrschaften begleitete. Dort wollte er sich von der Fürstin beurlauben; aber — dort war auch Isidora! — — Und wie konnte er dem Blicke der Herrlichen gegenüber bestehen!

Die Sonne sank. Friedlicher Schatten ruhte schon über allen Thälern. Nur hier an der hohen Felsenlaube spielten noch die Strahlen des scheidenden Sonnenbildes mit dem lieblichen Dunkel der Epheuranken. Alle Bilder seines Gemüths flossen allmählig in Eins zusammen, — in den Einen, flammenden Gedanken der Liebe. Bewegungslos blieb er jetzt stehen; fest und sehnsuchtsvoll schaute sein Blick auf das dunkle Eckfenster im Pallaste von Tempe. Sein Herz war nicht mehr in seinem Busen; dort schlug, dort lebte es!

Aber indem er auf die traurige Finsterniß jenes dem Lichte geweihten, und doch jetzt von außen so schwarzen

Fensterraumes zürnte und schalt, erschien dort plötzlich eine glänzendweiße lebende Gestalt über den zierlichen Blumenscherben; sein Athem stockte; — vielleicht war sie es! Denn oft verließ die Holde das verhaßte Spiel, um geschwinde ihre Blumen zu grüßen; ja sie konnte, sie mußte es seyn! — ach, sie war es, die himmlische Isidora! — Freundlich schien das königliche Haupt sich zu den duftenden Freundinnen niederzubeugen. Dann hob es sich auf dem Schwanenhalse langsam und stolz empor. Es glänzte Etwas seiner Seele entgegen, — himmlisch glänzte es, wie ihr Angesicht. „O du bist es, schönes Licht meines Lebens! du hast gnädig deine Sonnen zu mir heraufgewandt. Du siehst mich; du weißt, daß mein lechzendes Auge jetzt einzig nach dir hinblickt, und gnädig entfliehest du dem Ueberseligen nicht! O sey mir tausendmal gegrüßet, schönes, elysisches Bild!“

Heftig riß er das Tuch aus seinem Busen hervor und breitete das hochwehende Zeichen in die Lüfte. Da verschwand das zarte Wesen vor der Kühnheit des furchtbaren Mannes; aber, diesem Augenblicke der zagenden Furcht folgte bald ein unendlich schönerer; denn tiefer aus jenem Dunkel leuchtete noch einmal sanfter und blasser die weiße Gestalt herauf, und — vor ihr wehte blöd' und leise ein hellblaues Friedenszeichen! Ach, er sank auf seine Kniee und rief schluchzend durch die Abendlüfte hinab: „O so vergiß mein nicht, du reinste, du

zärtlichste von allen Frauen!" Aber nur noch einmal wehte es dort sanft grüßend im Verschwinden, — und das Fenster ward schnell wieder zum leeren, schwarzen Raume.

Er sprang empor. — Zum lichtglühenden Seraph fühlte er sich umgeschaffen. Er sog dürstend die nächtlich heranziehenden Blumendüfte ein; er küßte brünstig die Abendwinde; sein Leben schien ihm ewig und herrlich in sich beschlossen, und er wünschte jetzt lusttrunken hinabzutaumeln in die blaue Fluth, die unter ihm süßfunkelnd aufwallte. Dann überfiel ihn wieder die Schwermuth der Lust! Er blickte angstvoll über sich in die saphirne Tiefe des Himmels und seufzte zitternd aus voller Brust.

„O du, rief er zuletzt und breitete die Arme nach den südlichen Himmelsgegenden aus: Du, der jetzt in Stralands Orangengärten wandelt und träumt! — du, den ich Freund, ja Bruder nennen darf, — verzeih' dem Betrüger! Du liebst ihn ja, den Unwürdigen, du liebst ihn, wie das Kleinod deines eignen erhabnen Lebens! — Ach, dein großes Herz fehlt mir zu diesem Abend!"

Silberlichter des kommenden Mondes schossen jetzt hinter Dagoberts Felsen hervor und neben dem Staunenden vorüber in die fernsten Spiegel des Wallersees hinab. Ueber der Fluth bildeten sich feine Nebeldämpfe mit diamantenen Spiellichtern, und im Schatten der Thäler sprangen, vom Monde geweckt, die bleichen

Riesenbilder des Nachtschimmers empor. Aber aus dem nahen Würzgärtchen klang jetzt das fromme Abendlied der sanften Euphrosine leise herüber.

Dagobert ergriff das Saitenspiel und klomm höher die Felsen hinan, zur festlicheren Weihe der freien Nacht in den Höhen.

Kaum begrüßte die Lerche den reinen Morgenhimmel, als schon das Schmettern der Posthörner die Abfahrt des Hofes verkündigte.

Das herzogliche Jagdschloß war nur eine halbe Stunde von Zemve entfernt und lag mitten im Walde des großen Thiergartens auf einer schönen Höhe. Die Umgebungen desselben bestanden theils aus uralten Anlagen von ungeheuren Bäumen, theils aus neuangelegten luftig blühenden Buschpartieen. Der Saal, in welchem man das Frühstück nahm, war mit vortrefflichen Jagdgemälden geziert, und zu seinen Fenstern reichten blühende Sommergewächse ihre Blumenzweige vielarmig herein. Da das Schloß ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs war, so fehlte es hier nicht an Verzierungen, bequemen Unterhaltungsmitteln und anmuthigen Bauwerken aller Art. Zunächst um das Schloß her war die Fasanerie angelegt, worin sich auch die schönsten und größten Arten von anderm Hausgeflügel befanden. Eine Menge

Truthühner durchschwärmte den Wald. Viel ganz gezähmtes Wild lief in und außer dem Schloß umher, und alle Singvögel erfreuten sich in diesem Bezirk einer unverletzlichen Freistätte.

Isidora hatte hier der Fürstin so manchen ihrer gefiederten und vierfüßigen Bekannten vorzustellen, daß beide unsern Dagobert erst im Saale grüßen konnten, wo sie ihn mit dem Herzog und dem Fürsten in tiefer Betrachtung eines alten Wandgemäldes vom heiligen Hubertus fanden. Es war ein ängstlicher Augenblick. Der verwegne Mann wagte es, das süße, zagende Mädchen ganz ins Auge zu fassen; doch schnell sank sein kühner Blick vor der Hocherrötheten demüthig zu Boden. Sie lächelte nur schmerzlich und hatte nicht den Muth, aufzublicken. Sobald sie neben ihm vor dem Bilde stand, ward es besser; doch ihre Herzen schlugen hörbar. Aber das Bild des Heiligen, der, von einer fürchterlichen Kuppel Hunde umringt, fromm und friedlich da stand, war Isidoren seit Dagoberts Erzählung ein ganz neuer Gegenstand geworden, dessen Betrachtung beide sich jetzt ganz überließen.

„So schön, wie heute, fand ich es hier noch nie; sagte sie nach einiger Zeit sanft und melodisch: Sind wir nicht mitten in der Hubertushege? Grünen nicht die Buchenbäume; — o, Dagobert, blühen nicht die Waldblumen noch eben so herrlich, wie in jener heiligen Zeit,

nach welcher mich eine brennende Sehnsucht ewig hinzieht? Und scheinen nicht die Vögel und das Wild dieser friedlichen Haine noch eben so fromm und zahm, als wäre der Heilige auch heute, wie damals, ihr milder Beschützer! Ja, mir ist so wohl vor dieser guten Gestalt; — mir ist, als blickte sie jetzt freundlich auf uns nieder!"

„Ja, er lächelt, der Verklärte, fiel Dagobert entzückt ein, er lächelt, jetzt, da jenes auserkohrne Kind der Heiligen, jene fromme Maria, auch heute wieder in der Enkelin, — so unschuldig und reines Herzens, wie sie, — verjüngt vor sein Bildniß hintritt."

„Ach nein! So ist es nicht!" hauchte die demüthige Isidora mit fromm kindlichem Schmerz hervor.

„O dürfte ich jetzt knieen! fuhr ihr Freund fort, indem er einen geheimen Moment haschte: Und ach, dürfte ich sterben, — wenn das reinste aller Herzen dem gestrigen Glücke des armen Dieners zürnt, der ewig treu zu seyn wünscht und schwört, wie jener treue Medorus war."

„Ich sollte es zurückfordern — flüsterte die Glühende, aber nein —"

Eben nahte die Fürstin wieder, und man unterhielt sich von neuem über das Hubertusbild. Der Herzog fand sein Gemüth immer lieblicher von jener alten Geschichte angezogen und beschloß jetzt, an jedem Jahrestage des Heiligen, hier ein frohes Fest zu feiern.

Zum ersten, in diesem Jahre bevorstehenden, wurde sogleich der fürstliche Jäger von Oran feierlichst eingeladen. .

Allzufrühe für unsre zärtlichen Freundinnen fuhren die Reisewagen vor. Die Trennung ward ihnen schwer; denn die Fürstin ging nicht blos dem alten, sondern einem durch die unschuldige Lust in Tempe noch trüber gewordenen Schicksale entgegen. Isidora wußte und fühlte dieß, und ihr eignes Herz lebte seit kurzem zum erstenmal nicht in vollem Frieden mit sich. Ihre süßgeängstigte Jugend schmiegte sich bei der Trennung fest an die Geliebte und wollte sie nicht lassen. Und als die Fürstin noch im Abfahren sich aus dem Wagen bog und schmerzlich nach ihr blickte, da ward es dem zarten Herzen zu viel. Sie blieb mit verschränkten Armen bewegungslos stehen und sah lange starr in die Gegend hinaus, in welcher die Wagen verschwunden waren.

Der Herzog begleitete die Gäste bis zur ersten Station, und Isidora wollte mit dem Hofe seine Zurückkunft hier erwarten. Die Damen ließen sich auf die unter den Bäumen befindlichen Moosbänke nieder und hofften lange vergebens auf die Theilnahme ihrer Gebieterin an der Unterhaltung. Sie schwebte endlich langsam herzu, aber die Oberhofmeisterin glaubte über das schöne verweinte Antlitz mit gehörigem Anstand erschrecken

zu müſſen. „Wie werden Ihre Durchlaucht größere Schmerzen ertragen, ſagte ſie mit vieler Würde, wenn das Gemüth bei der Unbehaglichkeit einer kleinen Trennung ſchon ſolcher Eindrücke fähig iſt!“

„Ich will ja mit Freuden Unrecht haben!“ ſagte Iſidora bittend und nahm Serena's Hand an ihr Herz.

„Es iſt wahr, verſetzte dieſe, daß die Fürſtin bei uns ſo heiter und himmliſch froh war, wie ſie nun wohl lange nicht wieder ſeyn wird, — die Arme! Aber wir alle wiſſen ja auch, mit welcher frommen Liebe ihr friedebeglücktes Gemüth jeden gemeinen Zwang und Druck der Verhältniſſe zu ihrem freien Willen zu erheben und umzuzaubern vermag.“

„Sie iſt eine treffliche, muſterhafte Fürſtin; fuhr die Oberhofmeiſterin fort: Sie hat beſonders eine Regel in ihrer Gewalt, auf welche ich viel halte, die ich vor Zeiten von einem holländiſchen Grafen gelernt habe, und die zugleich meinen ganzen lateiniſchen Sprachreichthum ausmacht. Sie heißt: minus gaudebis, minus dolebis. — Was meinen Sie, Herr von Dagobert!“

Dagobert, welcher dieß erklären mußte, gab einen entſchiedenen Abſcheu vor dieſer Regel zu erkennen. „Aber Ihre Excellenz haben vollkommen Recht! ſetzte er dazu: Es iſt die wahre und ächtphiloſophiſche Warnungstafel, welche auf den blos vornehmen Höhen der Menſch-

heit stehen und dort die arme nach Wahrheit und Leben dürstende Seele schützen und fürchtlos machen muß."

Mit diesem Nachsatze war die Excellenz schon zufrieden. Denn Niemand ist gegen alles wahrhaft geistige Raisonniren duldsamer, als Hofleute, sobald man ihnen in ihrer Hauptsache, der äußern Form, Recht gibt. Die Wahrheit der Sache selbst muß ihnen immer ein unbedeutendes Nebenwerk bleiben. Und so ist es auch in der Ordnung. Daß aber jenes Sprüchlein, aus einem höhern Gesichtspunkt, als dem der bloßen Lebensklugheit betrachtet, sich auf das vollständigste rechtfertigen lasse, davon ahndete der guten Dame nichts, und Dagobert war entweder in seiner jetzigen leidenschaftlichen Stimmung für diese Ansicht des Weisen weniger empfänglich, oder fand es sonst nicht nöthig und rathsam, ihrer zu erwähnen. Aber Isidora sagte wehmüthig: „Lieber sollt Ihr uns gemein schelten, statt daß Ihr uns endlich auch die Thränen nehmt!"

„O nicht so tragisch, meine Allerbeste! rief Eulalia: Aber freilich, — sobald wir die Verhältnisse der Fürstin betrachten, muß es uns höchst tragisch vorkommen, daß das Schicksal ein so zärtliches, reines, wahrhaft schönes Herz an einen so starren feuerspeienden Eisberg, den es einst in seiner Freiheit schon verabscheute, auf ewig festschmieden konnte!"

„In solchen Fällen, erwiederte die Oberhofmeisterin, lassen wir uns nur gar zu leicht, vermöge unsers Wohlwollens für den bessern und zarteren Theil, weit mehr gegen den andern einnehmen, als die Gerechtigkeit erlaubt; und für den, welchen wir einmal lieben, überspannen wir überhaupt gern unsre Forderungen an das Glück. Es bleibt doch immer wahr, daß im Bewußtseyn frommer Unterwerfung unter den elterlichen Willen, und in dem schönen Gefühl „das Segen bringende Opfer für Tausende zu seyn" ein tiefer, unerschöpflicher Quell der Zufriedenheit verborgen liegt, dessen Labung recht eigentlich für gute Fürstinnen rinnt, wenn sie nur mit friedlicher Seele erst einmal die rechte Achtung für das Große und Unabänderliche gewinnen konnten."

Eben ließ ein alter Hofbedienter, der die Gewohnheit der Oberhofmeisterin kannte, einige Spieltische herbeischaffen. „Ich glaube schwerlich, daß Ihre Durchlaucht hier spielen wollen," sagte sie mit zweifelhaftem Frageton.

„Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten, meine Damen," antwortete Isidora zerstreut.

„O nein, thut weg! rief die Oberhofmeisterin: Es ist so schön hier! — Kommen Sie, Gräfin, wir machen einen Gang durch die Allee."

Sobald die Oberhofmeisterin einen „Gang machen" wollte, zeigte dieß immer an, daß ihr Verstand fürchtete, aus seiner ewigen Fassung zu kommen. Nach ihrer

Entfernung sagte die Prinzessin: „Ich konnt' ihr dießmal unmöglich helfen. Ihr wißt, wie oft ich dem ewigen Spielgeiste zu Gefallen lebe: aber heute, und hier: — nein, das war zu viel verlangt! Dagobert, Sie sollen jetzt der beste Spieler am Hofe seyn; sagen Sie uns Ihre Gedanken über das Spiel. Aber ich bitte, etwas Tröstliches! Sagen Sie mir, werden die Kartenspiele ewig dauern?"

„Man könnte dieß wohl mit Recht bezweifeln, meinte Dagobert, da seit zwanzig Jahren bekanntlich bei den Franzosen die Lust am Kartenspiel, als Unterhaltungsmittel für die eigentlichen gebildeten Zirkel betrachtet, so merklich abgenommen hat, daß man während der letzten zehn Jahre diese auffallende Abnahme auch selbst in unsern deutschen, aller politischen Klagen ungeachtet, äffischer als jemals gesinnten Gesellschaften, schon häufig genug wahrnimmt. Da nun, allen Nachrichten zufolge, eine so merkliche Abnahme im Ganzen vorher noch nie Statt gefunden hat, so ist dieselbe allerdings ein denkwürdiger Umstand, woraus man wohl auf die allmählige radikale Ausrottung der Gesellschaftskartenspiele schließen darf, die ohnehin durch Zunahme der wahren Bildung des menschlichen Geistes sicher und einzig bewürkt werden muß. Allein, welche hindernde Umstände können noch dazwischen treten; und wie weit mag es noch bis zu diesem Ziele seyn!"

„Aber Ihre Gedanken über das Kartenspiel selbst, wie es in großen Zirkeln herrscht, wünschte ich zu wissen," sagte die Prinzessin ferner.

„Ich soll also freimüthig seyn? lächelte Dagobert und sah voll Mitleiden nach den spazierenden Damen hinaus: Gut, ich will daher vorerst die Frage meiner Gebieterin näher bestimmen. Es ist hier nicht von jener personificirten ewigen Sehnsucht nach dem Tod der Zeit, nicht von jener ewig trägen Geistesarmuth die Rede, welche sich auf eine Ehombrepartie ordentlich invitirt oder am dritten Orte zusammenfindet, um sich einmal „eine Güte zu thun," um recht angenehm „unterhalten zu werden," zu gewinnen, den Andern einmal recht gründlich in den Sack zu stecken, sich im Ehombre zu üben u. s. w. Auch ist nicht die Rede von Spielern von Profession. Auch nicht von jenen selten gewordenen Spielpartheien weichgeschaffner Fürsten, die „großmüthig" jeden Tag im Jahre eine gewisse Summe an diesen oder jenen armen Kammerjunker zu verlieren pflegen, der dreizehn Kinder hat und forthin unmöglich eine andere nochmalige Besoldungszulage erhalten kann, als eine solche. Wollte ich von diesen und vielen andern Spielarten des Spiels reden, so würde ich Ihre Durchlaucht zur Verzweiflung bringen. Solchen Privatspielern kann man über ihre Neigung wenig sagen. Der Mensch ist nur glücklich, in sofern er

ſpielt. Iſt es nun mit einem menſchlichen Geiſte ſo weit gekommen, daß er kein höheres, ſchöneres und reizenderes Spiel mehr kennt, ſucht und vermag, als das mit Karten, — gut, ſo muß er ſich eben zum Lhombre, oder zum Whiſt, oder gar zum Boſton, oder gar zu noch etwas Kleinerem niederſetzen!"

„Das iſt aber doch entſetzlich, Dagobert! rief die kleine Eulalia halb zornig: Wiſſen Sie wohl, daß ich auch, und zuweilen gar nicht ungern, ſpiele?"

„Laß ihn doch!" lachte die Prinzeſſin, mit freundlichen Seitenblicken auf einige Damen und Herren.

„Uebrigens, fuhr Dagobert fort, kann ja jener träge Spielluſtige ein recht guter Mann, — jener Fürſt kann ein Muſter von Trefflichkeit ſeyn, ſo lange er nur durch ſeine tägliche Spende keinem Würdigern Etwas vergibt. Intereſſant aber wird uns Keiner dieſer Beiden werden, ſondern nur der Dritte, — der Spieler von Profeſſion, deſſen Leidenſchaft, wenn ſie ins Große geht, allerdings das menſchliche Erſtaunen zu erregen vermag und dadurch bei dem Kartenſpiele die Eigenſchaft der Nichtswürdigkeit aufhebt. Befänden ſich nun ſolche Menſchen etwa nicht wohl bei ihrer Neigung und fragten mich um Rath, ſo würde ich ſtatt des Kartenſpiels, unmaßgeblich, den jungen Männern z. B. das Regelſpiel, — den Damen und Herren zuſammen, und insbeſondere jungen bildenden Künſtlern, das vor-

treffliche und wohlthätige Billard oder andere Kunstspiele, — alten Leuten, die nicht schlafen können, und Kindern, deren allzulebhafte Phantasie durch Stillsitzen, gelindes Nachdenken und Anfertigen kleiner Plane gezügelt werden soll, allenfalls das weitläuftigere, langweiligere und oft so schön verwickelte Einerlei des Schachspiels, empfehlen. Aber ich komme nun zu dem Gegenstande, von welchem eigentlich die Rede ist: zu dem sogenannten nothwendigen Kartenspiel in den sogenannten gebildeten Zirkeln der sogenannten großen Welt. Der Müßiggang hat es mit der Langeweile erzeugt; die Furcht hat es zu jener Riesengröße erzogen, und, mit dem Köstlichsten der Menschheit, bis zu jener unbeholfenen Breitleibigkeit genährt, hinter welcher sie selbst sich nun so behaglich versteckt und noch so lange verstecken wird, bis es dem geistreichen Freimuth gelingt, sie samt ihrem läppischen Ungeheuer zu verscheuchen."

„Ich bitte mirs aus, lieber Lierry, fiel Eulalia wieder ein, daß Sie diesen kühnen Menschen widerlegen, der so eigenmächtig über das zu entscheiden wagt, was der Menschheit überhaupt ziemt und Noth thut!"

Der Kammerherr nahm sich zusammen. „Da nur der ganz poetische Mensch, sagte er, das allerhöchste Spiel, welches im völlig freien Walten der Phantasie besteht, spielen kann, gleichwohl aber die nothwendig weit

größere Anzahl solcher Menschen, die, in den Kombinationen des gewöhnlichen Lebens befangen, sich über dieselben nicht selbstständig, sondern nur an der Hand eines Andern, — des Dichters, — emporheben können, auch zu Zeiten *spielen*, das heißt, Zwecke, die ihnen nicht durch das Bedürfniß der sinnlichen Umgebungen aufgedrungen werden, sondern die sie sich mit freier Willkühr selbst gesetzt haben, verfolgen soll: so kann dieß fast nicht anders geschehen, als indem man solche Zwecke in jenen, aus den einfachsten Elementen der Sinnenwelt, wie sie sich unserm Gemüthe darstellt, nämlich aus den Zahlenverhältnissen, hergenommenen Combinationen selbst sucht. Und, da fast alle Menschen den Hang fühlen, wenigstens einen Theil ihrer minderwichtigen Angelegenheiten *dem* zur Entscheidung zu überlassen, was sie Zufall nennen, und worin sie eben dadurch eine höhere Macht schon anerkennen: so wird die erste Combination des Spiels diesem Zufall überlassen, wodurch auch hier die poetische Natur des Menschen gleichsam ihren Repräsentanten erhält. Aber diese erste Combination kann durch die freie Thätigkeit der Spielenden besser oder schlechter benutzt und dem vorgesetzten Ziele entgegengeführt, oder doch näher gebracht werden. In allem Diesem ist das Wesen des Spieles an und für sich vollkommen erschöpft, und dieß kann schwerlich auf eine dem allgemeinen Bedürfnisse mehr entsprechende Art

geſchehen, als durch die Kartenblätter, die nicht allein in den Combinationen ſelbſt, ſondern auch ſchon in der Art zu kombiniren, eine ſo große Mannichfaltigkeit darbieten, daß ſchon die Wahl zwiſchen allen bereits erfundenen Spielen einem völlig frei und ſelbſtſtändig aufgeſtellten Zwecke ſehr nahe kommt; zu geſchweigen, daß es einem mit den Arten des Kartenſpiels genau bekannten Rechnungsgeiſte gar nicht ſchwer werden kann, nach Belieben neue Spiele zu erfinden. Hieraus läßt ſich ſchon ungefähr begreifen, daß, ſo lange unſer geſellſchaftliches Leben keine totale Revolution erfährt, das Kartenſpiel in den größern Vereinigungen nicht aufhören wird, kann und darf!"

„Vortrefflich! lächelte Dagobert: Nur laſſen ſich zwiſchen den von Ihnen angenommenen beiden Extremen, nämlich zwiſchen der Poeſie und den Kartenblättern, noch ganz andere frei und ſelbſtſtändig aufgeſtellte Zwecke auffinden —"

„Ganz und gar nicht! rief Eulalia: Und wie käme es denn, daß ſo viele liebe und ſcharmante Menſchen gern ihr Spielchen machen, wenn es etwas Beſſeres gäbe!"

„Die Welt, fuhr Dagobert fort, iſt voller Geiſt und Klugheit. Der Einzelne iſt es nicht: — und doch ſoll er keineswegs blos ſeinen Antheil an ihrer Bildung nehmen, ſondern auch ſein eignes Scherflein zu der-

ſelben beitragen. Beides muß durch das Spiel geſellſchaftlicher Unterhaltung geſchehen. Nun mag der junge Weltmann gern müßig ſeyn. Er ſucht alſo die Geſellſchaft; ja er iſt genöthigt, ihr beizuwohnen. Dort heißt man ihn willkommen, und die ewig unterhaltungsluſtigen Frauen, (die ſo ſelten das Spiel lieben,) machen freundlich ſogleich Miene, ihn zu unterhalten. Aber, man prätendirt auch, daß Er unterhalte; — das iſt beſchwerlich. Er ſoll im äußern Betragen zeigen, was er im Innern iſt und vermag; — das iſt ſchon erſchrecklich. Man beobachtet ihn und ſcheint aus ſeinem Betragen auf der Stelle Schlüſſe machen zu wollen; — das iſt nun gar entſetzlich! Er ſucht zu entkommen; — man hält ihn nicht; — in allen Fenſtern und an den Wänden herum findet er ja ſchon ſeines Gleichen ſchüchtern da ſtehen und warten, ob nicht bald die Erlöſung von der ſchrecklichen Langeweile nahen will! Aber, indem er zu den Brüdern tritt, geht eben die Karte herum; die Blöden und Faulen verlaſſen ſchnell ihre Schlupfwinkel; die Frauen müſſen ſich größtentheils auch zum Spiel entſchließen, da keine beſſern Ausſichten vorhanden ſind; man ſetzt ſich, und ſcheint neu aufzuleben. Seine eigne Lage dünkt ihm nun bedenklicher zu werden. Er blickt fragend in der übrigen Geſellſchaft umher, und von allen Seiten erhält er eben ſo fragende Blicke zur Antwort zurück. Jüngling, rette dich dort an den Thee-

tisch zu jenen lieblichen Mädchen! Wirklich tritt er hinzu und wird nochmals gütig empfangen. Aber ein berühmter Mann treibt dort sein Wesen; er erzählt ihnen eine für unsern Neuling gerade gar nicht interessante Geschichte, und fixirt diesen während derselben ein paarmal. Das genirt. — „Ei, denkt er jetzt und betrachtet die Spieltische in gemüthlicher Ruhe: ich hätte doch das Spielen nicht verreden sollen! Ich hatte einen so hübschen Anfang gemacht, — und — seht doch, wie glücklich sind auf einmal alle diese Menschen! Wie grimmig darf dort der Gelbschnabel von Lieutenant nun selbst dem Minister zurufen: ich passe! als wäre er seines Gleichen!„ Und wie nachlässig und frei blickt er jetzt gar der vorübergehenden Prinzessin ins Auge! Die Prinzessin selbst redet leiser; denn bei jedem lauten Worte fahren wüthende Gesichter, — als wären sie im tiefsten Nachdenken begriffen, — gröblich starrend herum; ja manche thun das auch absichtlich und verlangen noch obendrein, ihre Kinderpossen in heiliger Ruhe und unverbrüchlicher Stille zu treiben. Auch haben sie das Recht dazu; denn die Spieltische sind ja die Hauptsache und dürfen nicht gestört werden! Wie barsch behauptet jener Hofjunker dem göttlichen Dichter, vor dessen bloßem Anblick er sonst beständig zittert, nun ins Angesicht: Nein, ich bekomme Viere! Er hat das größte Recht in den Händen! Und wie höflich bittet ihn jetzt der unsterbliche Koloß um Ver-

zeihung wegen seines dummen Irrthums. Wunderseliger Hofjunker! Wer an deiner Stelle säße! Aber, wirft sich nicht am Ende der Minister weg? und noch mehr der geistvolle Graf? und noch mehr der große Dichter, der außerdem auch miserabel spielt? Nein, nein, bald hätt' ich mich geirrt! Sie haben ihre guten Ursachen zum Spielen. Minister und Graf fürchten sich ein bischen vor jenem berühmten Manne, und der Dichter ebenfalls, und außer jenem graut ihm noch vor einem halben Dutzend fremder Gecken, mich ungerechnet, die alle schlechterdings heute noch seine Bekanntschaft machen wollen. Da müßten diese hohen Drei nothgedrungen der Gesellschaft ein Stück von ihren staatsklugen, weltweisen und schönen Seelen zum Besten geben; — und das Extemporiren ist nicht nur beschwerlich, sondern auch verdammt schwer! Sie können es ja viel bequemer haben, — es heißt dann: „Sie haben eben gespielt, und man hat ihrem Ruhme durch Aufhaschung einer albernen Antwort dermalen nichts anhaben können." Doch halt! Eben hat der berühmte Mann seine Geschäfte geendigt und wendet sich wirklich zu unserm Träumer, der einigemal dazu gelächelt hat, mit einer Frage, die ihn ein wenig in Verlegenheit setzt. Doch hilft er sich so gut als möglich, und die Damen, die ihn in Rücksicht des Spiels schon für gerettet halten, unterstützen ihn mit größter Zartheit und trocknen gleichsam seinem Geiste

den jungfräulichen Angſtſchweiß des erſten Unterhaltungs-examens liebevoll ab. O ihr göttlichen Seelen, wie wohl thut ihm das! Er wagt ſich mit ein Paar Worten heraus; — es wird gehen! Man ſchlägt ein geſellſchaftliches Spiel vor; das iſt nun wieder hart! Da gibt es zwar ſüße Blicke, zärtliche Aeußerungen, vielleicht, wenn der Zirkel gemiſcht iſt, noch etwas mehr; aber, da muß ein Menſch auch kluge Antworten aus dem Stegreife geben, ſich mit liebenswürdiger Feinheit aus den Schlingen der Liſt und Galanterie loswickeln, ganze Geſchichten erzählen, Verſe machen, deklamiren, — kurz, er ſoll ſchon wieder extemporiren; — und das iſt ſchwer! Schon geht er wankend, ach, auf einen Spieltiſch zu! Doch, dort begegnet ihm ſeine holde Schweſter, die ihn bisher nicht aus den Augen ließ und ſein ganzes Herz kennt. An ihrem Arme ſchwebt eine ſchöne Freundin, der ſie den Bruder vorſtellen will. Das geſchieht, und er findet ſich gerührt von der heitern Aufnahme. Das liebe Mädchen ermuntert ihn, an ihrem Spiel um ſo eher Theil zu nehmen, da jener berühmte Mann das Ganze deſſelben einzurichten verſprochen habe. Welch ein neuer Donnerſchlag für den Schüchternen! Sie und die Schweſter wollen fortfahren, ihn zu bereden, da wird ihnen zum Unglück ein anderer Herr präſentirt, den ſie eben ſo freundlich empfangen müſſen, wie ihn. Während deſſen ſchielt er nach einem nahen Spieltiſche. In dieſem

Augenblicke hält ihm dort sein älterer Bruder heimlich seine Karte vor die Augen, damit er über die Größe seines in der Hand habenden Solo's erschrecken soll. Er fühlt mit Behagen, daß man schon durch das bloße Zusehen an einem Spieltische halb unabhängig von der übrigen Gesellschaft wird. „Bruder!" flüsterte ihm die Schwester noch sanft und flehend zu. „Wahrhaftig, seltne Blätter!" spricht er laut zu seinem Bruder, um der Schwester nicht antworten zu dürfen. „Warum spielen Sie nicht, Herr von N.?" sagt der Wirth. „Eben suche ich noch einen dritten Mann!" ruft endlich die Tochter vom Hause und reicht ihm wehmüthig die Karte. „Ich bin ein Anfänger!" ziſchelt er noch verschämt, — aber: „Es wird schon gehen!" rufen ihm die zwei neuen Interessenten tröstend entgegen. Und wirklich geht es vortrefflich, da der größte Dummkopf weit öfter der klügste und beste, als der schlechteste Kartenspieler seyn wird. Dort sitzt er nun, — fühlt Muth, Rettung und Sicherheit in allen Adern, — befiehlt seine Tasse Thee, — schaut so trotziglich umher, wie Einer, — findet sich bald ganz an seinem Platze, und ist nun für jede folgende Gesellschaft ewig ein gemachter Mann! Befehlen Ihre Durchlaucht jetzt, ehe ich weiter gehe, zum Gegenstück auch die Verführungsgeschichte einer Dame zu hören?"

„Eine ſolche wird ſich zum Glück viel ſeltner begeben," ſagte die Prinzeſſin.

„Und wird immer weit mehr dem Schickſal der Frauen, das heißt, dem männlichen Geſchlechte, als der Schuld des Weibes zuzurechnen ſeyn," ſetzte Dagobert dazu.

„Alles gut, alles ſchön! ſagte Eulalia. Aber wie wollen Sie denn das Kartenſpiel ausrotten? Wie ſollen z. B. alte Leute —"

„O dieß wäre nun das Leichteſte! fiel Serena ein: Man dürfte es nur an den Höfen für unſchicklich anerkennen, daß Jemand vor dem dreißigſten Lebensjahre ſpiele. Wie bald würden die Spieler und Spielerinnen ausſterben, da ſich nun die jungen Leute an geiſtreiche Spiele gewöhnen müßten!"

„Sie kommt ſchon wieder!" rief Eulalia erſchrocken, als die Oberhofmeiſterin ſich ſehen ließ.

„Ich denke, wir knüpfen unſer voriges Geſpräch wieder an, ſagte Iſidora ſanft: Denn wer den Schmerz zu beſiegen wünſcht, der muß ihn nicht fliehen."

Man kam alſo wieder auf die Lage der Fürſtin von Oran zu reden. Der zärtliche Kammerherr meinte: „So lange das Altarfeuer der Politik noch eben ſo hoch verehrt und ſo grauſam mit dem Köſtlichſten genährt wird, wie einſt die Opferflammen der griechiſchen Götter, ſo lange wird es auch noch Iphigenien geben, die ſich

willig dem Staate hinopfern. Ob das Gefühl der Vaterlandsliebe allein alle Selbstsucht besiegt, — ob es einen Ersatz für das Unersetzliche leistet, — oder ob eine von der Gottheit unmittelbar eingegebene Idee den Menschen so groß macht, daß er auf die Privilegien und Gesetze der reinsten Natur mit hohem sittlich freiem Willen zu verzichten Kraft fühlt: — das wage ich nicht zu entscheiden. Aber Eins fühle ich tiefer als je: daß nämlich alle glücklich Vermählten, alle selig Liebenden durch tägliche fromme Gebete bemüht seyn sollten, das Schicksal jener schrecklichen Prüfungen von den Häuptern der Fürstenkinder abzuwenden. Dieß schöne Geschäft eignet sich für uns, meine theure Eulalia, für uns vor tausend Andern; — und, o welche treue Unterthanen wollen wir seyn!" Es blühte während der letzten Worte des gutherzigen Mannes ein frommes Lächeln in seinem Antlitz auf, wovon selbst die Oberhofmeisterin sich so gerührt fand, daß sie ihm die Hand reichte.

„Uebrigens, sagte sie nach einiger Zeit, will ich nicht behaupten, daß der Mensch da, wo er keine Neigung fühlt, sich selbst eine Neigung zu geben vermöge; aber so viel bleibt doch wahr, daß er oft nur blind wählen, oft in seinen Neigungen irren muß."

„Niemals, gnädige Frau!" sagte Dagobert fest.

„Sie versprachen neulich, fiel der Kammerherr ein, uns aus Ihren Manuskripten mit einem Beispiele von

der Untrüglichkeit des ſogenannten Inſtinkts der Liebe zu unterhalten.“

„Ich habe die Geſchichte mitgenommen, ſagte Dagobert, und bitte nachher vielleicht um ein gnädiges Gehör, da die Zurückkunft des Herzogs ſich noch verzögern wird.“

„O ſchön, Dagobert! rief Iſidora in merklicher Spannung: Aber erſt erklären Sie ſich über Ihr vorheriges „Niemals,“ welches die Oberhofmeiſterin mit Recht zu belächeln ſchien.“

„Der Menſch hat ja ſein Gewiſſen, wandte ſich Dagobert wieder zur Oberhofmeiſterin, oder ſoll ich ſagen, ſein Gemüth? — Das Gewiſſen iſt die leiſe, aber ewig untrügliche Stimme jenes himmliſchen Führers im Menſchen, den ihm die barmherzige Gottheit für ſeine kleine Erdenwallfahrt mitgab. Es iſt unſer einziger wahrer irdiſcher Gott, und — ſo wie dieſe uns umgebenden herrlichen Bäume und Blüthenbüſche nach jedem Winter neuergrünend unſre äußern Sinne wieder laben, ſo erquicklich wird nach jeder Sturm- und Leidenszeit der Troſt des Gewiſſens von neuem in uns aufblühen. Wie ſollte denn aber das Gewiſſen einzig nur bei dieſem heiligſten aller Triebe aufhören, uns vor jeder Täuſchung zu ſchützen, ſo lange wir auf ſeine leiſen Töne hören und reines Herzens ſind?“ Das Ideal unſrer Liebe ſteht, von Gott erbaut, in uns da. Sobald wir nun eine

vollkommen reine und freudige Sehnsucht fühlen, — nämlich eine Sehnsucht nach Vereinigung, bei welcher das Gewissen in gänzlichem Schweigen ruht, — sogleich weissagt uns nicht allein diese Sehnsucht eine volle ewige Befriedigung, sondern selbst die Gegenliebe ist auch schon wirklich vorhanden im Gemüthe des geliebten Gegenstandes. Dieser Gegenstand komme zu uns über Berge und Meere, — sein Wegweiser heißt Gott, — und die Ziffern seiner Beglaubigungsschrift stehen in unserm Gefühl."

„Ich habe gegen diese Sätze wenig einzuwenden, sagte die Oberhofmeisterin: Aber, passen sie für unsre Welt! Gewiß, es würden, wenn man sie praktisch machen wollte, entweder die seltsamsten Bündnisse, oder gar nur höchst selten eine Ehe geschlossen werden."

„Und nie eine unglückliche!" rief die Prinzessin schnell und erröthete leise über ihre Wärme.

„Wozu auch all dieser menschliche Aufwand an Menschen, fuhr Dagobert fort, wenn doch nur ein so unsäglich kleiner Theil von ihnen seine Bestimmung, das Glück, finden soll? Wer wagt es, über die Frage zu entscheiden, ob die Gottheit diesen Aufwand will? oder nur über die geringere Frage, ob er der Natur gemäß ist; — den Gesetzen der heiligen Allverschwenderin; der heiligen Allvertilgerin, — bei deren Regeln ohnehin der Mensch so oft als die einzige große Ausnahme dasteht?

Und — waren denn etwa unsere Urväter Thoren oder Böſewichter? Sie haßten ihre ſogenannten Hageſtolzen ſo gut, wie wir die unſrigen. Aber, ſie wußten dieſelben aus der Geſellſchaft zu vertilgen. Sie bauten heilige Mauern, milde Pflegeſtiftungen für das Alter, ſelige Freiſtätten für jene unſelige Liebe, welcher Schickſal und menſchliche Schuld entgegen waren. Dort ſollte (o gewiß war das ihr reiner erſter Zweck!) jeder Menſch, welcher dem höchſten Glück der Erde entſagen mußte oder wollte, ſein Herz und ſeine Liebe reinigen, heilen und durch Gebet, heilige Betrachtung, Predigen des Evangeliums, Krankenpflege und Kinderlehre, zur himmliſchen Liebe über den Sternen, zu Gott, erheben."

Die Oberhofmeiſterin meinte, das Alles ſey bekanntlich längſt vorüber. Dagobert müſſe aber dennoch ſeine Behauptung zum richtigen modernen Satze vollenden; und ſie begreife nicht, wie er ſeine untrügliche Liebe vor den Verhältniſſen von Geld und Gut, Stand und Rang und tauſend andern Dingen retten wolle? „Oder, fuhr ſie fort, die Königstochter, welche den Hirten liebt, muß alſo doch verzweifeln?"

„Oder, ſagte Eulalia leichthin, wie ſoll es werden, Dagobert, wenn der kleine Guntram der Prinzeſſin ſeine Liebe geſteht? Oder, fuhr ſie ſchneller fort, als eine Purpurröthe ſein Angeſicht überflog, wenn nun gar der Bruder die Schweſter liebt?"

Dagobert hatte, seiner hohen Bewegung ungeachtet, die Prinzessin angeblickt, welche, in geheimer Angst bebend und kaum athmend, die Augen niederschlug. Schnell ermannte er sich aber bei Eulaliens letzten Worten und sprach mit Feuer: „Noch einmal: alle diese Menschen haben ja ihr Gewissen, das nie fehlt, nie gänzlich schweigt, und nie aufhört, friedliche Resignation da zu fordern, wo Schicksal, oder Menschenschuld, oder diese beiden vereinigt, dieselbe gebieten. Bei allen strafbaren, verfehlten, ungerechten, ja unbequemen und unschicklichen Liebesbündnissen, werden stets die Theilhaber für schuldig erkannt werden müssen; denn ihre Liebe wird unwahr seyn. Sie haben ihr Gewissen nur zu hören geglaubt, aber nicht gehört und seinen Warnungen keine Folge geleistet. Die edle schöne Menschenseele wird mit der göttlichen Idee der Liebe niemals jenen unreinen, flüchtigen, irdischen, ja thierischen Instinkt verwechseln, der keine Befriedigung verdient, weil er nichtswürdig ist. Da aber, wo das Gewissen des reinen Menschen in gänzlicher Ruhe selig und friedlich schweigt, da soll die Königstochter getrost auf ein Wunder hoffen; — da, (setzte er lächelnd hinzu, und gab der erschreckenden Eulalia eine volle Lage aus seinen Flammenaugen,) da darf die Prinzessin kühnlich hoffen, daß im Schatten des kleinen Guntrams ein Bild verborgen lebt, das durch eines Gottes Kraft sich zur

würdigen Gestalt erheben wird. Und, was endlich Ihre sogenannte Liebe zwischen Bruder und Schwester betrifft, mein Fräulein, so bitte ich jetzt unsre holde Gebieterin, mir die Mittheilung der vorhin erwähnten kleinen Geschichte zu vergönnen, mit welcher mich vor kurzem ein junger liebenswürdiger Franzose beschenkte, und die für mich zwar eine Menge historischer Unwahrscheinlichkeiten, aber desto tiefere poetische Wahrheit enthält."

Dagobert zog hierauf einige Bogen hervor und las den Damen Folgendes.

Die Liebe hat Recht.

Eine Novelle.

Im Glanz der heitern Abendsonne schoß die hellblinkende Rhone freudig vorüber. An ihrem felsigen Ufer saß still in einer Rebenlaube des Schloßgartens Octavie mit Elisen. Starr blickte die erstere über den Strom hinweg in die Dunkel eines jenseits in der Tiefe sich mächtig verbreitenden Waldes, und kalt schienen ihre Blicke ein unwiederbringlich verlornes Glück in der Ferne zu betrachten. Lebendiger war das Bild der jüngern; ruhig bewegte sich jeder ihrer Athemzüge, wie der stille Aushauch eines sanften aber vollen Lebens; emsiger strickten die zarten, küßlichen Hände, während ihr Auge

jetzt freundlich der eintretenden Abendkühle entgegen zu blicken schien und in abwechselnder Betrachtung, bald auf den Landschaften der unabsehbaren Ferne verweilte, bald wieder sich mitleidsvoll auf Octavien richtete.

„Beste Mutter! sagte sie endlich, gerührt von den Bildern der abendlichen Welt: Es waltet doch ein gütiger, freundlicher Schöpfer in dieser wunderbaren Natur! Müssen nicht mit seinen göttlichen Abbildern auch sonnige Gedanken in unser Herz dringen?"

Octavie drückte schmerzlich lächelnd ihre Hand, sah flehend zum Himmel, dann wieder in die ewig forteilende Fluth, und seufzte. Von neuem trat die vorige Stille ein.

Zwei männliche Gestalten wurden bald darauf am jenseitigen Ufer sichtbar, in der Gegend wo die Heerstraße vorüberzog. „Mich dünkt, sagte Elise, dort winkt Jemand sehr eifrig nach dem Kahne herüber, vielleicht ein Nothleidender auf der Reise." Octavie schauderte im Hinblicken zusammen und rief Elisen zu, sie möge eilen. Aber indem diese zum Gestade hinablief, sahen sie schon den Schiffer hinüberfahren. Es stiegen zwei Männer mit einigem Gepäck ein. Während ihrer Ueberfahrt behielt Elise die mütterliche Hand, welche heftig zitterte, in der ihrigen, und lehnte das stillbetende Weib an ihre Brust.

Nach einiger Zeit erſchien der Fährmann nebſt einem wohlgekleideten Fremden, deſſen Arm in Tücher gebunden war, und einem Bedienten, der ſeine Sachen trug. Mit leidenden, aber doch heiter lächelnden Mienen machte der junge Mann den Damen Entſchuldigungen wegen ſeiner plötzlichen Erſcheinung. Er war ein Seemann, Namens Orſan, deſſen Güter gegenwärtig im Hafen von Toulon vor Anker lagen, und der auf einer Luſtreiſe, die er zu Fuße von da nach Paris machen wollen, ſo eben bei einem unglücklichen Sprunge den linken Arm zerbrochen hatte, weshalb er jetzt einige Hülfe und ein Nachtlager auf dieſem Schloſſe ſuchen wollte.

Beides ward ihm von den erſchrocknen Frauen zugeſichert. Eliſe eilte ängſtlich voraus in das Schloß, weil ſie dort einen geſchickten Wundarzt, der wegen einer kranken Magd gerufen worden, noch zu finden hoffte. Wirklich brachte ſie ihn mit. Man führte den Kranken, der ſeinen Unglücksfall wenig zu beachten ſchien, in ein bequemes Zimmer des Schloſſes. Rührend war es für Octavien, als ſie den ältlichen Bedienten insgeheim bittre Thränen über das Unglück ſeines lieben Herrn vergießen ſah. Höhere Bildung und reine, unſchuldig erhaltene Menſchheit ſprachen aber auch aus jedem Wort und Geſichtszuge des ſchönen Fremden. Der Chirurgus erklärte den Armbruch für gutartig, das Einrichten geſchah ohne große Schmerzen und der ſtarke geſunde Seemann befand

ſich am andern Tage ſo wohl, daß er, des kleinen Wundfiebers ungeachtet, um Erlaubniß bitten ließ, den Damen bei Tiſche Geſellſchaft leiſten zu dürfen. Der Wundarzt erlaubte ihm ſogar, noch heute in das nahgelegene Städtchen zu gehen, wo er ein Paar Wochen ruhig bleiben, und dann ſeine Fußreiſe in kleinen Märſchen dennoch fortſetzen wollte.

Unglücksfälle bringen oft gute Menſchen gar ſchnell einander näher. Der junge Capitain war von der menſchenfreundlichen Aufnahme, die er bei der Gräfin von Montignan gefunden, ſo innig entzückt, und Mutter und Tochter fanden ſein ſtilleinnehmendes Betragen ſo liebenswürdig, daß man beiderſeits wirklich mit ſchwerem Herzen an die heutige Trennung dachte und das Gefühl derſelben insgeheim Jedem ſchmerzlich vorkam, wenn gleich alle ſie höchſt natürlich finden mußten.

Der Fremde bat noch vor dem Abſchiede Eliſen, von den Fingern ſeiner linken Hand zwei Brillantringe vorſichtig abzunehmen, welche ihm eine unangenehme Empfindung zu verurſachen ſchienen. Sie zog ſanft und in merklicher Angſt die koſtbaren Reife ab. Er überreichte dieſe, indem er erröthend lächelte, den Damen. „Es würde, ſagte er mit unwiderſtehlicher Gutmüthigkeit, mich höchſt unglücklich machen, wenn Sie es verſagen könnten, dieſe kleinen Pfänder, die mir in mehrern Tagen meines Lebens werth geworden ſind, zum An-

denken eines Menschen aufzubewahren, den das Gefühl ihrer freundlichen Güte bis ans Ende seines Lebens, ja bis jenseits des Grabes begleiten wird.

Elise verlor bei diesen Worten ihre Fassung so sehr, daß sie sich gegen ein Fenster wenden mußte. Octavie, welche dieß nicht bemerkte, ergriff gerührt seine Hand. „Gern wollen wir die werthen Steine zu Ihrem Andenken behalten, sprach sie: allein nur unter der einzigen Bedingung, mein Herr, daß auch Sie von Ihrer Seite uns unsre vorige Bitte gewähren, und die durch Ihren Unfall nothwendig gewordene Ruhezeit nicht in der nächsten Stadt, sondern hier auf dem Schlosse unter unserer ferneren Pflege zuzubringen versprechen."

„Gnädige Frau! versetzte er nach einigem Bedenken: Warum sollte ich es Ihnen läugnen, daß die herrliche Einrichtung Ihres schönen Landsitzes, die unermeßliche Aussicht, die man aus meinem Zimmer sowohl als auf andern Punkten dieser hohen Gartenanlagen genießt; — aber noch unendlich mehr Ihr eigner Werth und Ihr unaussprechlich edles Benehmen bei dem Unfall eines Fremden mich ganz bezaubert und innigst gerührt hat! Ohnehin wäre es mir unmöglich, auf meiner Rückreise an diesem werthen Hause vorüber zu gehen, ohne seine trefflichen Bewohner nochmals dankbar zu grüßen. Möge daher auch jetzt Ihr gütiger Wille geschehen; und möge die Hand des Himmels Ihre Wohl-

thaten belohnen, die ein ehrlicher Mann mit der reinsten Freude annimmt, wiewohl er sie niemals zu vergelten im Stande seyn wird!"

„Sie sind in ein Haus gekommen, erwiederte Octavie, das vom Schicksal seit Jahren der Trauer geweiht ward. Allein wir haben uns längst daran gewöhnt, das Leben zu ertragen, und wir lieben es, über unsern Kummer schweigen zu dürfen, — was wir im Voraus auch von Ihnen erbitten. Erheiterung können wir Ihnen nicht gewähren; aber das Tröstliche, was eine so schöne und edle Sinnesart, wie uns die Ihrige erschien, auch den düstersten Umgebungen still mitzutheilen weiß, nehmen wir dankbar an."

Man nannte sich hierauf von neuem herzlich willkommen, und der Schiffsmann bezog wieder sein Zimmer.

Von dieser Stunde an wurde das Verhältniß der drei Hausgenossen familienartig. Man sah einander ohne Zwang zu jeder Stunde des Tages. Elise machte ihren Gast mit der Einrichtung des Schlosses und den dasselbe umgebenden Anlagen bekannt. Der Bau des großen regelmäßigen Hauses schien in Rücksicht auf Stärke für die Ewigkeit, und in Ansehung der bequemen Ordnung für den Geschmack aller Zeiten berechnet. Man konnte die innern Verzierungen und Geräthe nicht modern nennen; aber überall drückte sich nicht blos die rechtlichste Wohlhabenheit, sondern auch eine höchst rein und

wohl erhaltne anständige Pracht aus, und nirgends stellte sich dem Beobachter ein schadhafter oder in Verfall gerathener Gegenstand dar. Merkwürdige Familienmeubles und sonstige Antiquitäten wurden in einem eignen Saale aufbewahrt, wo auch die Ahnenbilder des gräflichen Hauses der Montignan hingen. Aber selbst hier war keine unreinliche Verwirrung anzutreffen, sondern alles schien nach einem gefälligen Plane geordnet. Die dem Schlosse angehörenden beträchtlichen Güter und Einkünfte hatte man verpachtet, und nur die um den Wohnsitz zunächst gelegenen Plantagen zum Obst-, Oel- und Weinbau, benutzte die Herrschaft selbst. Vom Schlosse herab, tief bis an die Fluthen der Rhone, hatte die Natur selbst einen wunderbaren Felsengarten geschaffen, dessen reizende Lage alle jene romantischen und malerischen Partheien sehr begünstigte, die man hier, als von der Hand des letzten Besitzers angelegt, bewundern mußte. Orsan, der viele See- und Landreisen gemacht hatte, wußte diesen seligen Aufenthalt, dessen schönste Punkte noch überdieß die herrlichsten Ansichten eines der anmuthigsten Länder des südlicheren Europa's gewährten, mit nichts in der Welt zu vergleichen. So oft er die Damen im Garten von seinen Reisen unterhielt, so oft er ihnen reizende Gegenden beschrieb, ging er gewöhnlich zuletzt in den Ausruf über: „Aber solche milde Landschaften, solche heimische Auen und gleichsam die seligste Ruhe

athmende Fluren, wie wir hier vor uns ſchauen, findet man doch nirgends als in dieſem beglückten Lande!“

So eifrig indeſſen der gute Orſan ſich bemühte, die Gefühle ſeiner eignen Heiterkeit auch den Frauen mitzutheilen, ſo wenig gelang ihm dieß. Octavie blieb ewig düſter, und Jedermann war ſo ſehr an ihr trauriges, kaltes Schweigen gewöhnt, daß man im ganzen Schloſſe ſelten ein lautes Wort, und faſt nie einen Ton der Freude vernahm. Selbſt aus dem Munde der Hausdienerſchaft konnte Orſans Bedienter über die Gräfin nichts weiter erfahren, als daß ſie eine Wittwe ſey, die ſchon vor vielen Jahren ein geliebtes Kind, und bald nach dieſem auch den Gemahl verloren habe. Bei jeder weitern Erkundigung wies man ihn zur Ruhe; denn Schweigen, war die allgemeine Looſung in dieſem dumpfſtillen Hauſe. Zuweilen ſtand zwar der Capitain im Begriffe, ſich von Eliſen, deren Empfindungen im Aeußern mehr ein freundliches Mitleiden als eigentliche Trauer ausdrückten, über die Geſchichte des Hauſes Aufſchluß zu erbitten; und wirklich hatte das zarte Verhältniß zwiſchen ihr und ihm mit jedem Tage mehr an Vertrauen und Innigkeit zugenommen, da ſie oft ganze Stunden lang im Garten allein zuſammen lebten. Aber eine gewiſſe Beklommenheit war auch an ihr ſtets merklich, ſobald er im Geſpräche ſich dem Gegenſtande zu nähern ſuchte, deſſen Berührung die Gräfin doch ausdrücklich verbeten

hatte, als sie ihm zum längern Aufenthalt in ihrem Hause so gastfreundlich einlud.

Lange beobachtete er ein bescheidenes Schweigen, wenn gleich seine Empfindungen hierüber mit jedem Tage unruhiger und peinlicher wurden. Einst aber, als er gegen Abend mit Elisen wieder traulich vor derselben Rebenlaube stand, in der ihr liebliches Bild ihm zuerst erschienen war, und das zärtliche Mädchen ihm so entscheidende Beweise ihrer Neigung gab, daß sie sogar mit schüchternem Erröthen und bebenden Lippen das entzückende Geständniß auszusprechen wagte, „ihr Leben habe durch seinen freundschaftlichen Anspruch einen neuen und höhern Werth erhalten:" da konnte der feurige Mensch nicht länger Herr über seine Gefühle bleiben. Die frohe Entdeckung, daß seine heiße Liebe, die er vom ersten Augenblick ihres Zusammentreffens an für Elisen gefühlt, mit so kindlich offner Herzlichkeit erwiedert werde, ließ ihn alles Uebrige vergessen, außer dem einzigen, schrecklichen Gedanken: Sie sind zwei Unglückliche! Er faßte lebhaft ihre Hand und rief aus: „Nein, es ist unmöglich, daß ich länger in einem Hause verweile, wo man mir Leben und Gesundheit wieder gab, wo man mir die Blüthen des köstlichsten Lebens darreicht, ohne meinem Herzen einige Theilnahme an jenem Kummer zu gestatten, der die besten Menschen auf dieser Erde niederdrückt!"

Elise vergoß bei diesen Worten, (in welchen ihr liebendes Herz einen sehr gerechten Vorwurf zu finden glaubte,) milde Thränen. „Es ist wahr, sagte sie, Ihre Freundschaft hätte schon längst durch unser volles Vertrauen erwiedert werden müssen. Verzeihen Sie einer Mutter, der auf Erden nicht mehr zu helfen ist! — der Mutter eines liebenswürdigen Knaben, den sie einst auf die traurigste Art verlor, der vielleicht den kläglichsten Tod erlitt, vielleicht noch heute im tiefsten Elende die Welt durchirrt, und dessen Verlust auch den Tod ihres geliebten Gatten nach sich zog! Verzeihen Sie einem Mädchen, die beide nicht kannte, aber — ja ich will die Mutter mit den heißesten Bitten und Thränen bestürmen, daß sie noch heute ein so edles, theilnehmendes Herz zum neuen Genossen unsers Kummers weihe, — was sie schon seit vielen Jahren nicht mehr zu thun gewagt hat. Ja, theurer Mann, augenblicklich gehe ich zu ihr!"

Orsan war über ihre Rede in tiefes Nachdenken versunken und schien jetzt aus einem Traume zu erwachen. „Sagen Sie ihr, rief er aus, daß jede Mittheilung zwischen guten Menschen schon an sich beseligend ist. Vergessen Sie besonders nicht, ihr zu Gemüth zu führen, daß wir bei allen wichtigen Ereignissen des Lebens auch die kleinsten Fingerzeige von dem nicht verschmähen dürfen, was der Thor den Zufall nennt, und worin der

Fromme ewig nur die alles leitende Hand Gottes erkennt und verehrt. Denn, gutes Fräulein, eine höchst seltsame Geschichte, deren ich mich in diesem Augenblick erinnere, mahnt meine Seele laut, in solche dringenden Bitten auszubrechen."

Sie sah, wie sein Auge in der schönen Gluth hülfreicher Menschen aufwärts strahlte, und tiefbewegt verließ ihn das Mädchen mit einem zärtlichen Händedruck, um der Mutter Vorstellungen zu thun.

Nach einer halben Stunde erschienen Mutter und Tochter in der Laube, wo sie den Capitain noch immer fanden, welcher mit starren Blicken in die Landschaft hinausschaute. Er hob die Hand der trauernden Mutter an sein Herz und bat in den Ausdrücken einer kindlichen Neigung, ihm jene zudringlichen Aeußerungen zu verzeihen, ohne welche er unmöglich noch länger unter ihrem freundlichen Dache hätte leben können.

„Es sind nicht Thränen des Schmerzes, sagte Octavie, die Sie jetzt in meinen Augen sehen, — ach, der Schmerz hat, wie ein langer Winter, die Quellen meiner Augen gehärtet! — Nein, es sind Thränen einer milden Rührung über die unaussprechliche Güte eines Mannes, zu dem die Freundschaft schon bei'm ersten Anblicke mein ganzes Herz hinzog, und der mit so seltner Sehnsucht nach Theilnahme an meinen Leiden strebt, daß ich mich recht im Innern dadurch erleichtert fühle.

Sie sollen alles wissen, mitleidiger Mensch! Sie sollen mit uns trauern, und Sie werden durch das Erfreuliche Ihrer Erscheinung unsern Kummer selbst vermindern, ja einen Theil desselben mit sich fort über Berge und Thäler nehmen. — Und so hören Sie denn!"

„Ich habe die irdische Glückseligkeit in ihrem reichsten Maaße gekannt. Drum fühle ich nun das Leiden tiefer als Andere. Unbeschreiblich froh und selig lebte ich einst hier an der Seite eines zärtlich geliebten und zärtlich liebenden Gatten. Ein Sohn ward uns, — ach, mein Herr, ein Sohn, der an Schönheit und Güte mehr einem Engel als einem Kinde der Erde glich! Mit welcher Freude ruhten unsre Augen auf ihm! In welcher hohen Wonne hielten wir täglich den holden Liebling einander entgegen! Im sechsten Jahre sahen wir seine Menschheit schon weit herrlicher entwickelt, als man sonst bei einem zehnjährigen Knaben erwarten darf. Seine freundliche und tiefe Herzensgüte machte ihn schon damals im ganzen Umkreise zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung und Liebe, — ach, er war beides, zu schön und zu gut für diese Welt!"

„Wir entdeckten um jene Zeit an unserm Sohn eine besonders lebhafte Neigung, dort auf jener schönen Wiese, die jenseits der Rhone am Walde hinzieht, sich zu lagern, an ihren höchst mannichfaltigen Kräuter- und Blumenarten Unterhaltung zu suchen, und im Waldschat-

len zu spielen. Da mein Gemahl selbst jenen Platz vor andern liebte, so war es auch seine größte Lust, dem Kinde fast jeden Nachmittag dieses Vergnügen zu gewähren. Vater und Sohn fuhren oft ganz allein über den Strom. Gewöhnlich begleitete ich sie. Zuweilen, wenn dies nicht thunlich war, saß ich hier in der Laube und nahm aus der Ferne Theil an ihren Spielen, oder ich blickte wenigstens aus dem Schlosse von Stunde zu Stunde sehnsuchtsvoll zu meinen Lieben hinüber. Jedes Wiedersehn am Abend war ein neues Fest unsrer Zärtlichkeit.“

„Einst nöthigten mich häusliche Geschäfte, im Schlosse zurückzubleiben. Mein Mann, dem dieses unangenehm war, bot alles auf, um meine Hindernisse zu beseitigen, und schlug endlich, da es nicht gelingen wollte, dem Kleinen vor, heute lieber ganz von der Lustfahrt abzustehen und den schönen Nachmittag im Garten zuzubringen, da jenes Vergnügen morgen in der Gesellschaft der Mutter desto größer seyn werde. Das gute Kind ergab sich mit der gewohnten Willigkeit dem Befehl des Vaters; aber desto eifriger bestand ich selbst nun auf der Lustfahrt. Auch gelang es mir endlich, Vater und Sohn wieder dazu geneigt zu machen. Aber mein Gemahl trennte sich heute in einer gewissen schmerzhaften Empfindung von mir, und das Kind fiel mir bei'm Abschiede weinend um den Hals; was indessen öfters ge-

ſchah, ſobald es nämlich irgend eine Freude, ohne die Theilnahme der Eltern daran, genießen ſollte."

„Wenige Minuten nach der Entfernung beider überfiel mich eine tiefe Schwermuth, von der ich mir ſchlechterdings keine Urſache anzugeben wußte. Sie wuchs aber ſo ſchnell zur fürchterlichſten Angſt des Herzens, daß ich die Ahndung irgend einer unglücklichen Begebenheit in mir zu entdecken glaubte, und daher in mächtiger Unruhe hinaus auf die oberſte Terraſſe lief, um nach den zwei Geliebten zu ſchauen. Eben landeten ſie drüben bei der bunten Au; der Knabe ſprang fröhlich ans Ufer, bückte ſich nach ſeinen Blumen, haſchte nach ſeinen Schmetterlingen, und bald zog ihn, wie es ſchien, einer dieſer Gegenſtände nach dem Walde fort. Indem ſeine Geſtalt im hellrothen Kleidchen zwiſchen den Bäumen allmählig ſich verdunkelte und langſam verſchwand, fiel die Sehnſucht nach dem Knaben mir wie Zentnerlaſt aufs Herz. Mir war, als ſäh' ich ihn nun ewig, ewig nicht wieder. Ich wollte ſogar ſchreien und konnte vor Schrecken nicht; denn in dieſem Augenblicke bemerkte ich, daß mein Gemahl noch immer im Kahne ſtand und ſich mit der Befeſtigung deſſelben vergebens bemühte; — und ach, jetzt trieb ihn der Strom etwas weiter abwärts von der Landungsſtelle!"

„Bis ich hinab ans Geſtade lief, und mit dem Fährmanne zu meinem Gemahl gelangte, den wir ſchon aus

seinem Kahne laut nach dem Kinde rufen hörten, bis wir endlich alle drei landen und im Walde rufen und suchen konnten, war schon eine halbe Stunde verlaufen. O lassen Sie mich kurz seyn! Alles Suchen von uns, von den Landleuten der weiten Gegend, von allen Menschen war vergebens! Jede Nachforschung in öffentlichen Blättern, vergebens!"

„Hätten wir ihn im Strome versinken sehen; wären wir jemals zu der Felsenschlucht gekommen, in die er stürzte; wüßte ich sein Grab zu finden, oder den Ort, wo seine unbegrabenen Gebeine modern; ach, hätte mir nur das wilde Thier, daß ihn würgte, den bluttriefenden Rachen noch gezeigt: dann könnte ich jetzt zufrieden seyn und rasten in stillem Schmerz. Aber, o Gott! — dort sah ich ihn spielen, zwischen jenen zwei Eichbäumen, die sich so traurig gegen einander zu neigen scheinen, dort verschwand unter süßen Scherzen mein Kind, mein schöner Sohn! — und Niemand hat je seine Spur wieder erkannt! — und wir haben ihn niemals wieder gesehen!"

„Kummer und innere Vorwürfe über den ungeheuern Verlust tödteten schon wenige Monate nachher meinen Gemahl. Der Schmerz, den ich nun funfzehn Jahre lang trage, kam damals zu den heftigsten Ausbrüchen. Ich lag ganze Nächte lang auf des Gatten Grabe. Von ihm aus drang mein Geschrei über den

Strom hin nach dem Verlornen. Mit dem Gelispel des Frühlings miſchten ſich meine Seufzer, die Sommernächte waren von meinen Klagen erfüllt, und laut heulte ich in die Winterſtürme der Rhone hinab. Ach, es gibt nichts ſo ungeheures, als dieſe fürchterliche Ungewißheit!"

„Die Zeit ließ mir meinen Kummer. Aber ihr ewig gleich forthallender Ton hat alle leiſen Klagen meiner Seele hinabgedrückt in die Tiefe des Schweigens. O mein Robert!"

Der Capitain hatte bisher mitleidig zugehört. Er machte jetzt auf einmal eine ſchmerzhafte Bewegung nach dem kranken Arme und verließ eilig die Damen. Erſchrocken boten dieſe ihm ihre Hülfe an. „Es wird von keiner Bedeutung ſeyn, ſagte er unruhig, auch ſehe ich dort ſchon meinen Bedienten. Ich hoffe bald wieder zurück zu kommen."

Sein Gang ſchien unſicher. „O laſſen Sie uns ihm nachfolgen, beſte Mutter! rief Eliſe: Gewiß iſt ſein Verband aufgegangen, und der Arm von neuem zerbrochen!" Die Mutter ſuchte ſie zu beruhigen und war der Meinung, man müſſe zurückbleiben, da er ausdrücklich hierum gebeten habe. „Nein, nein, ſchrie das Mädchen in hohem Affekt, indem ſie die Hände rang, ich muß ihm nach, dem Armen, dem Herrlichen, dem beſten aller Menſchen!" Sie wollte fort, aber Octavie hielt ſie zurück

und betrachtete überrascht und aufmerksam ihr leidenschaftliches Gesicht. Sie konnte sich nicht fassen, und ihre Angst über den Zufall des theuern Mannes wuchs von Minute zu Minute so sehr, daß die Mutter sich endlich entschloß, selbst nach dem Capitain zu sehen. Heimlich erschreckend über die bisher noch nicht geahndete Neigung Elisens ging sie fort. Aber eben sandte ihnen Orsan schon den Bedienten zurück, mit der Nachricht, sein Verband habe sich allerdings durch eine zu lebhafte ungeschickte Bewegung verrückt; aber alles sey ohne die geringste Beschädigung des Armes abgegangen, und er werde diesen Abend bei dem Essen erscheinen.

Das geängstete Mädchen eilte fort, durchstreifte die Gärten und ließ sich nicht eher wieder vor Octavien sehen, bis die Nacht einbrach und das Abendbrod aufgetragen ward. Ihr Gast hatte während dessen mehrere Briefe durch einen Expressen auf die nächste Post abgeschickt. Er behauptete, vollkommen wohl zu seyn. Aber sein Aussehen war ein wenig blaß.

Nach Tische nahm der Capitain sogleich das Wort und wandte sich mit einiger Feierlichkeit an die trauernde Mutter. „Wenn ich Ihnen jetzt eine gewisse Geschichte werde mitgetheilt haben, sagte er, so werden Sie, verehrte Frau, mit mir Gottes Fürsehung inniger und dankbarer als je preisen; und Gottes Hand allein ist es, die Ihnen einen Menschen zuführte, — vielleicht den

Einzigen auf Erden, — der Ihnen einige Hoffnung, ja selbst Wahrscheinlichkeit darüber zu geben vermag, daß Ihr geliebtes Kind schwerlich im Reiche der Schatten wandelt, sondern vielleicht noch irgendwo auf dieser Erde wirklich lebt."

Octavie blickte ihn starr an. Elise machte eine bange und schmerzhafte Bewegung nach ihm, und setzte sich dann weinend zur Mutter hin. Er selbst verbarg seine tiefe Rührung nicht.

„O Mann! rief die Mutter: Wenn wir Sie beim Worte hielten! — Seyn Sie nicht grausam!"

„Statt alles weitläufigen Erzählens, fiel er ein, will ich Ihnen einstweilen den Aufsatz eines Freundes vorlesen, der, ein Seemann wie ich, auf vielen Reisen mein Begleiter war. Er enthält einige seiner Lebensumstände, die, — o wie wunderbar! — vielleicht Niemanden außer mir bekannt wurden. Die Mittheilung desselben soll Ihnen ein neues und ganz eignes Beispiel von dem wunderbaren Laufe menschlicher Schicksale gewähren."

Bei diesen Worten zog Orsan einige Blätter hervor und las Folgendes:

„Es war auf dem Verdeck eines schönen großen Schiffes, mitten in offener See, wo ich, von der hellen Sonne angestrahlt, mir zum erstenmal deutlich meines Lebens bewußt ward, und, indem ich zwischen Polstern oder Betten da saß, einen leise dröhnenden, aber gleich-

ſam gewohnten Schmerz am Kopfe empfand, den einige um mich beſchäftigte Menſchen mir zu verurſachen ſchienen. Vielleicht habe ich nach dieſem Verband wieder auf lange Zeit mein Bewußtſeyn verloren. Das zweite Erwachen meiner Seele, deſſen ich mich zu erinnern vermag, war die deutliche Empfindung vom Lärm eines Seeſturms. Zum völligen Bewußtſeyn aber kam ich in dem Hoſpitale zu Trieſt, wo mein Körper ſeine volle Geſundheit wieder erlangte. Sobald ich im Stande war, den Aufſeher zu verſtehen, der ein Deutſcher war, übergab mir dieſer rechtſchaffene Mann ein Packet mit Kleidern, wobei ein beſonders feiner Knabenanzug war, den ich aber, als ich ihn anzuziehen verſuchte, ſchon zu enge für mich fand. Der Aufſeher ſchätzte mein Alter auf acht Jahre, und er glaubte, daß ich jenem Kleide etwa ſeit einem Jahre möge entwachſen ſeyn. Dieſes Bündel mit unbedeutenden Kleidungsſtücken war alles, was ich beſaß. Ein Paſſagier, der mit einem engliſchen Schiffe gelandet war, hatte mich nebſt jenem Packet im Hoſpitale niedergelegt, und dabei eine Anweiſung auf eine bedeutende Summe bei einem dortigen Banquier verſchafft, um damit die Koſten meiner Pflege bis zur völligen Geneſung zu decken. Er war hierauf nach Venedig abgereiſt, um Geſchäfte zu machen, und hatte mich binnen vier Wochen wieder abholen und nach Sicilien mitnehmen wollen. Allein das kleine Schiff, welches ihn nach

Venedig führen sollte, war gleich nach seinem Auslaufen im Angesicht des Hafens auf gräßliche Art gestrandet und mit Mann und Maus gesunken. — Mein Pfleger, der mich nicht in das eigentliche Hospital gebracht, sondern der Privatsorge des Aufsehers übergeben hatte, schien ein Franzose; wenigstens verstand er die deutsche Sprache nicht. Weiter wußte der Aufseher nichts von ihm zu sagen. Er glaubte, ich sey der Sohn dieses Ertrunknen, und über meine Krankheit hatte ihm der Schiffschirurgus nur die kurze Erläuterung gegeben, ich sey auf dem Schiffe von einer Strickleiter herabgestürzt, und darauf dreimal trepanirt worden. — Ich selbst hatte jede Erinnerung aus meinem vorigen Leben völlig verloren — das köstliche Gedächtniß war verschwunden, welches den ganzen Reichthum meiner Jugend enthielt. — Ein halbes Jahr lang, während dessen sich noch einige Körperschwäche zeigte, erwartete ich vergebens die Rückkehr meiner Erinnerungen. Ich fand aber diese Zeit über, daß mir die Erlernung einiger lebenden Sprachen, besonders der französischen, äußerst leicht ward, und mein Geist zeigte überhaupt ungemein viele Fassungskraft, worüber mein Pflegevater oft erstaunte, und woraus wir auf die Trefflichkeit meiner vormaligen Erziehung schlossen. Kein menschlicher Ton oder Schriftzug war mir bekannt; und doch fand ich mich bald mit allem Menschlichen innig vertraut. — Der gute Aufseher,

der auch dann noch für seines Pflegesohnes Nahrung und Unterricht sorgte, als das zu meiner Cur deponirte Geld schon längst verzehrt war, empfahl mich nun, da einmal die See mein Element zu seyn schien, einem seiner Freunde, der ein sehr reicher Schiffer war, und dessen redliche Bemühung um mich, den ersten Grund zu der Erwerbung meiner nachherigen, durch verschiedene Seereisen ziemlich frühe bedeutend angewachsenen Glücksgüter gelegt hat."

„Dieß ist alles, fuhr jetzt der Capitain fort, indem er die Blätter zusammenlegte, was ich Ihnen vor der Hand aus den Papieren meines Freundes hierüber mittheilen vermag. Um weitere Nachrichten habe ich bereits heute gebeten. Sie können in Kurzem hier eintreffen. Ein Hauptumstand aber ist dieser: Mein Freund wußte sich zwar niemals ein bestimmtes Vaterland anzueignen; doch bemerkte er, außer seiner vorzüglichen Empfänglichkeit für die französische Sprache, daß, so oft er auf seinen Seereisen an den Mündungen der Rhone vorüber fuhr, ihn stets eine gewisse Sehnsucht anwandelte. Sobald er sich diesen holden Gestaden näherte, hob sich sein Herz schneller, er mußte Stunden lang mit süßer Wehmuth hinüber blicken, — wie uns zuweilen ein sonderbar gestaltetes Gebirge oder eine tiefe Landschaft plötzlich heimisch erscheint; ja er glaubte einigemal auf seiner Vorüberfahrt ferne anmuthige Töne

und süßwinkende Bilder von den freundlichen Ufern her wahrzunehmen; und immer beschloß er dann, dieses entzückende Land einst noch zu bereisen, sobald der Plan seines Lebens es gestatten werde."

Welche Bewegungen diese Worte des Capitains in dem mütterlichen und schwesterlichen Herzen erregten, das läßt sich nur fühlen, aber nicht beschreiben. Man bestürmte Orsan mit den lebhaftesten und seltsamsten Fragen, deren Beantwortung er aber ablehnen mußte. „Warum sollte ich, sagte er, einer so hohen, würdigen Seele Etwas noch wahrscheinlicher zu machen streben, als es ohnehin schon ist, — ach, Etwas, das dennoch vielleicht bald wieder in ein trauriges Nichts zerrinnen muß?" Uebrigens gab er den Frauen zu bemerken, daß der Freund, dessen Geschichte er ihnen jetzt mittheilt, keineswegs derselbe sey, den er für den Sohn des Hauses halte; sondern dieser sey ein ganz anderer, der aber eine in anderer Rücksicht eben so wunderbare Geschichte erlebt habe. Er bat sie sogar, ihm die Beschreibung der Kleider, welche das verlorne Kind an jenem Tage getragen, zu verschweigen, damit aller Betrug unmöglich werde. Drauf beschwor er die Frauen, sich zu beruhigen, bis er im Stande sey, ihnen nähern Bescheid zu geben. Und so trat denn das vorige tiefe Schweigen zwischen ihnen von neuem ein.

Orſan hatte den Damen, in jenem angeblichen Aufſatze ſeines Freundes, keine fremde, ſondern ſeine eigne Geſchichte vorgeleſen. Er ſelbſt war eigentlich jenes unglückliche in Trieſt zum erſten Bewußtſeyn gekommne Kind. Er glaubte aber dieſen und noch einen andern Hauptumſtand verſchweigen zu müſſen, um nicht ihre Vermuthungen etwa auf ſeine eigne Perſon zu lenken, die doch nach ſeiner Ueberzeugung hier ganz außer dem Spiele bleiben mußte. Bald nach ſeiner Wiederherſtellung in Trieſt war nämlich ein Mann, in Begleitung eines Knaben, der beinahe Orſans Alter hatte, bei dem Hoſpitalaufſeher erſchienen. Die auffallenden Geſichtszüge dieſes Mannes erinnerte ſich der Aufſeher unter jenen Männern bemerkt zu haben, welche vorher den kranken Orſan in das Hoſpital gebracht hatten. Dieſer Menſch hatte ſich durch Zeugniſſe darüber legitimirt, daß er den mit ſich führenden Knaben vor längerer Zeit hart verwundet in einem Walde an der franzöſiſchen Küſte unter den Händen einiger Seeräuber gefunden und befreit habe. Hierauf hatte er gebeten, man möge ihm ein gewiſſes hellrothes Kleid, welches ſich unter Orſans Sachen befinden müſſe, wieder geben, da es nicht dieſem, ſondern ſeinem Knaben gehöre, und daſſelbe ſey, worin er dieſen an der Küſte von Frankreich gerettet habe. Er beſchrieb den Anzug ſo genau, und alle ſeine Angaben waren ſo beſtimmt, daß man nicht weiter daran zweifeln

konnte, er habe sich mit Orsan auf demselben englischen Schiffe befunden, und beim Ausschiffen in Triest müsse eine Verwechslung vorgegangen seyn. Durch diesen Umstand bekam nun Orsan ein anderes Kleid, das schlechter und blau war, und zwar ebenfalls für seine Statur nicht völlig paßte, aber doch gegen sein voriges angenommen ward, da dieses dem fremden Knaben wirklich zu passen schien. Orsan erinnerte sich zwar weder der Gesichtszüge des Pflegevaters noch des Kleinen; aber jener erläuterte, daß das englische Schiff ihn erst in Neapel aufgenommen habe, worauf dann gleich nach der Abfahrt Orsan von der Strickleiter gestürzt sey. Von Orsans Vater oder Pflegevater wußte er nur den Namen zu sagen, und daß er ein Kaufmann gewesen sey, der sich auf dem Schiffe immer sehr düster und verschlossen betragen habe. Der Kleine aber bezeigte bei'm ersten Anblick Orsans sogleich eine herzliche Freude, da er auf dem Schiffe den Kranken sehr oft gesehen, mit ihm gespielt und eine so innige Neigung zu dem leidenden Kinde gefaßt hatte, daß er sich jetzt nur unter den bittersten Thränen wieder von ihm trennen konnte.

Mehrere Jahre nachher fand Orsan unvermuthet diesen jungen Menschen, der sich Soligny nannte, in Newyork wieder, wo er bereits ansehnliche Geschäfte machte. Sie traten in nähere Bekanntschaft, die sich in der Folge zur innigsten Freundschaft erhob. Keiner hatte

indessen über seine Herkunft einigen Aufschluß erhalten. Beide waren aber vom Glücke sehr begünstigt worden, und Jeder führte auf allen seinen Reisen den kleinen Anzug beständig mit sich, der allein ihn vielleicht einst noch in die Arme seiner Angehörigen leiten konnte. Solignv, dessen frühere Geschichte mit Orsans Begebenheit manche Aehnlichkeiten hatte, die aber nicht hierher gehören, — war gleich nach ihrem ersten Begegnen in Triest, mit seinem Retter nach Frankreich zurück geschifft. Allein auf dem Wege hatte er das neue Unglück gehabt, bei einer kleinen Affaire mit einem Caper plötzlich seinen Pflegevater durch einen unglücklichen Schuß zu verlieren; und so stand er denn ebenfalls völlig vereinzelt da und konnte nur für ein Mitglied der Menschheit im Ganzen angesehen werden.

Dieser Freund nun war es, welchem Orsan, da er ihn gegenwärtig in Bordeaux vermuthete, schleunig die gemachte Entdeckung mitgetheilt hatte; denn Orsan war erst vor wenigen Wochen von einer langen Reise aus Westindien nach Europa zurückgekehrt und in Toulon gelandet, um endlich die längstgewünschte Landreise zu machen.

Es war wohl natürlich, daß zuweilen der Gedanke in ihm aufstieg, ob nicht auch etwa in der Auswechslung ihrer Knabenkleider eine Betrügerei vorgegangen seyn möchte? Allein bei Solignys ungeheuchelter Liebe zu ihm, die sich so frühe schon offenbart, in der

Folge immer verstärkt und durch manche Probe als aufrichtig bewährt hatte, konnte kein solcher Gedanke in der Brust des treuen Freundes haften. Soligny, der sich noch mancher Rückerinnerung aus seiner ersten Kindheit bewußt war, besaß einmal das rothe Kleid als wohlerworbnes und von den Aufsehern selbst ihm zugesprochnes Eigenthum. Hätte er jemals im eignen Herzen irgend einen Verdacht auf Betrügerei gehegt, gewiß, er wäre der Erste gewesen, welcher ihn seinem treuen und redlichen Orsan mitgetheilt hätte. So urtheilte wenigstens Orsan selbst von seinem Freunde.

Einen ganz eignen Grund aber, weßhalb nicht er, sondern Soligny der verlorne Montignan seyn mußte, glaubte Orsan erst jetzt zu fühlen, nachdem er die Geschichte der Gräfin gehört hatte. Dieser neue Grund, — den er in seiner Liebe zu Elisen und in ihrer eignen höchst wahrscheinlichen Neigung zu ihm fand, — drängte sich aus dem Innersten und Geheimsten seines Herzens hervor und überwog bald alle übrigen. Der fein empfindende Mann, der nie Geschwister gekannt und nur einigemal im gehofften Wiederfinden derselben sich getäuscht hatte*), fand dennoch die Möglichkeit einer Ge-

*) Weßhalb freilich sein Raisonnement über Familienverhältnisse überhaupt, weder vollständig, noch ganz richtig seyn konnte.

schlechtsneigung zwischen Geschwistern so wenig der schöneren Natur und Menschheit gemäß, und mit aller Cultur durch die Religion so unvereinbar, daß er bei jedem Gedanken daran sogleich einen Schauder des heftigsten Widerwillens empfand. Nichts konnte aber seinem Gefühle nach gerechter, natürlich schöner, reiner, menschlicher und heiliger seyn, als seine Liebe zu Elisen, die auch von ihrer Seite in jedem seiner zärtlichen Gefühle mit ihm zu wechseln schien, zwar leise nur und zagend in mädchenhafter Blödigkeit, aber doch entschieden genug, und mit jener vollen, reinen Gluth, der sich die zarte, zum erstenmal gerührte weibliche Natur in der Stille hingibt. Gegen Octavien fühlte er tiefe Ehrfurcht und heilige Scheu. Sie konnte seine Mutter seyn; — sie war es; denn sie mußte es durch die Geliebte werden. Aber Elise — seine Schwester? Sie, aus deren leisesten Zügen und Bewegungen ihn überall die brennendste Liebe zur süßen ewigen Vereinigung so himmlisch lockte*)? Sie, deren Fingerspitzen durch ungefähre Berührung plötzlich alle Pulse seines Herzens in die Doppelschläge eines seligen Erschreckens umwandelten? deren Auge in

*) Es versteht sich von selbst, daß unser Erzähler hier die Worte der Geschichte oft abändern und der Beschaffenheit seiner Zuhörer anpassen mußte. Wir aber geben das Manuskript so, wie wir es fanden.

jedem neuen Wechſelblick ſich mit dem ſeinigen in der geheimen Sprache des Sehnens, der verſchämten Wünſche, ja der reinſten und innigſten Geſchlechtsluſt zu unterreden ſchien? — War wohl hier irgend eine Spur von proſaiſcher Freundſchaft, von der ewigen Körperſcheu der Blutsverwandtſchaft zu erblicken? War nicht hier der Sittlichkeit alles ſo unſchuldigfremd, und der Liebe alles ſo heimathlich und hochbegehrlich? Konnte das ſittenbegabte Gemüth der Menſchheit lügen, — das gottentſproſſene Gewiſſen ſchweigen? Konnte die Liebe Unrecht haben? — Er lachte zuweilen, wie verächtlich, laut auf, wenn ein ſolcher Gedanke ſich aus den Nebeln der Ahndung in ſeiner Seele zu bilden drohte, und immer ward er dann am fröhlichſten und wiegte ſich ſtolz und ſelig auf den Blüthenzweigen einer ſchönen unzerſtörlichen Sicherheit ſeines eignen Gemüths.

Eliſe erkrankte ihm gegenüber ſichtbar an der zarten Wunde, die ihre überraſchte Jugend im Streit mit der Liebe empfangen und nun auf ewig zu tragen hatte. Die beſorgte Mutter that alles Mögliche, um ſich ihr Vertrauen zu erhalten, welches ſie bis zum Augenblick der Erſcheinung des Geliebten unumſchränkt beſaß, das aber jetzt auf einmal gänzlich verſchwunden war. Bei jeder liebevollen, leiſen Einleitung Octaviens in die Geſchichte ihres neulichen Betragens, glühte das Mädchen augenblicklich in heller Schamröthe auf, beſchwor ſie, an

ihrer kindlichen Liebe so wenig als sonst zu zweifeln, aber nur jetzt nicht weiter von dieser Sache zu reden; fiel endlich vor ihr auf die Knie, das weinende Angesicht in ihrem Schooße bergend, und um Nachsicht mit ihrer Schwäche bittend, und entfloh zuletzt ängstlich in die tiefste Einsamkeit des Gartens, um dort dem holden Freunde von neuem zu begegnen und durch seinen theuren Anblick die sehnsüchtige Seele noch tiefer zu verwunden.

Einst saß das Mädchen still unter Blumen des Stromgestades da, schmerzlich hinablächelnd mit den schwärmerischen Lippen, und die liebeheißen Blicke labend am wallenden Silberschaum in den Brandungen der Rhone. Drüben stand melancholisch die Mutter mit dem Freunde unter jenem trauernden Eichenpaare, dessen Dunkel einst den theuren Sohn auf immer verschlungen hatten. Jede Stelle dieser reizenden Waldauen war jetzt ein Lieblingsplätzchen des Capitains geworden. Fast alle Zeit, die er nicht mit Elisen verleben konnte, brachte er dort zu, — dort, wohin noch heute alle Blicke und Wünsche dieser guten Menschen gerichtet waren; wo sie in ihre Heimath zu blicken wähnten; von wo aus sie täglich gleichsam die Rückkehr ihres verlornen Lebensglücks zu erwarten schienen, und wohin stets das zärtliche Mädchen aus Garten und Schloß dem Geliebten viel tausend zarte Grüße in Blicken und Winken zusandte, wenn ihr der Zwang seine Nähe versagte.

Jetzt brach der Abend ein, und Orſan trat ſeine Rückfahrt mit der Mutter an. Der volle Strom ſchien ruhiger als ſonſt zu fließen, und Eliſe, die in der Nähe der Landungsſtelle ſaß, unterſchied einige Töne der redenden Mutter, die ihr eine höchſtſeltne und frohe Erſcheinung waren. Schon näher den Schiffenden glaubte ſie zweimal den Klang ihres eignen Namens zu vernehmen, und kurz vor dem Landen hörte ſie Octavien die Worte ſagen: „Er hatte blaue Augen.“ Die Mutter trat ans Land. Sie hatte mild geweint und ſchloß jetzt Eliſen mit voller Zärtlichkeit an ihr Herz, blieb auch den Reſt des Abends, zwar ſtille, wie immer, aber viel heiterer als ſonſt. Sie hatte ſich heute zum erſtenmal wieder recht von Herzen ausweinen können, und dankte Gott dafür.

Des andern Morgens traf Orſan die Freundin bei der Rebenlaube. Sie ſchien heute ängſtlich, und ward es noch mehr, wie ſie auch ihn ſo ſtarr vor ſich niederblicken ſah. Die Nennung ihres Namens in ſeinem geſtrigen Geſpräche mit der Mutter hatte das Mädchen, — und die „blauen Augen des Verlornen“ hatten ihren Freund in jenem Geſpräche beunruhigt. Erſt Abends auf ſeinem Zimmer war es ihm mit ganzer Schwere aufs Herz gefallen, daß Solignv auch als Kind niemals blaue Augen gehabt hatte. Er ſelbſt hingegen war, wie ihm ſein Pfleger in Trieſt als denkwürdig mitgetheilt

hatte, wirklich mit schönen blauen Augen in das Hospital gekommen, die sich aber während seiner Cur völlig geändert und ganz verdunkelt hatten.

Die möglichen Resultate, welche diese neue Entdeckung zur Folge haben konnte, ließen sein Herz zum erstenmal heftig vor dem Gedanken erzittern, daß er dennoch vielleicht der Sohn des Hauses sey! Ein anderes Ereigniß spannte noch überdieß seine Erwartung auf das Aeußerste. Er hatte diesen Morgen beim Durchblättern älterer Journale eine Aufforderung gelesen, worin, schon seit vorigem Jahre, der Kaufmann Soligny in Burdeaux seinen Freund, den Schiffsherrn Orsan, bat, sich sogleich bei seiner Wiederankunft auf dem festen Lande zu ihm zu begeben, weil er ihm Nachrichten von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe." — So bestürmt und umgetrieben von den widersprechendsten Gefühlen, stand er jetzt vor der Geliebten da, die während seines langen Schweigens heftig zu zittern begann.

„Ach mein Freund, flüsterte endlich ihr bebender Mund, mein Herz sagt es mir laut, daß es mit uns allen nicht mehr so ist, wie gestern!"

„O meine theure Elise, was haben Sie mir zu sagen!" sprach der Geängstete mit abgewandtem Antlitz.

„Nur eine einzige Frage habe ich zu thun! fing sie leise an: Sagen Sie mir, ist dieser Verlorne, den Gott durch Ihre Hand uns wiederschenken wird, — ach, wir

haben zwar einander gelobt, nicht von diesem Verlornen zu reden; aber ich beschwöre Sie, mir zu sagen, ob er Ihr wahrer und inniger Freund ist?"

„Er ist Gottes Freund, sprach Orsan feierlich, indem er die Hand auf das redliche Herz legte, und eben so innig und ganz der meinige, wie ich der seinige; wenn nämlich Wahrheit und Tugend noch auf dieser Erde anzutreffen sind."

„O dann —!" stammelte sie, und sandte das Uebrige ihrer Rede in einem stummen Dankgebet zum Himmel empor.

Aber Orsan blieb seiner selbst nicht länger mächtig. „Dieser Bruder, sagte er, wird erscheinen! — Bald wird er hier vor Ihnen stehen, — aber — fuhr er mit wilder Stimme fort: Elise, weißt du, wer er ist? und was dann aus deinem Freunde wird!"

Sie rang die schönen Hände. „Gott, so wissen Sie, rief die Zerstörte, so hat Ihnen doch gestern die Mutter gesagt —"

„Und was? stürmte er in höchster Spannung: Nichts sagte sie mir — was sollte sie sagen —"

„O entdecken Sie Ihrem Freunde, daß nicht er, noch die Mutter, noch ich selbst mehr über dieses arme Herz zu gebieten vermag, — nur Gott konnte gebieten — und er gebot — und es ist längst nicht mehr mein! —" Thränen stürzten über das plötzlich hoch erglühende Ge-

ſicht, indem die Geängſtete entfloh. 'Er wollte ihr folgen, aber ſie wandte ſich noch einmal und winkte ihm, flehende Scham im ſchönen Angeſichte', er möge zurückbleiben.

In dieſem Augenblick bringt ihm ſein Bedienter ein Paket von der Poſt. Er erbricht haſtig. Es iſt von Soligny. Zagend ſetzt er ſich hin und betrachtet den offnen inhaltſchweren Brief. Was hilft alles Zaudern! Er überfliegt ihn, — und bleibt ſtarr ſitzen! — Soligny ſchrieb ihm bereits aus dem Schooße ſeiner Verwandten. Er hatte ſeine Eltern gefunden; — arme, redliche Landleute in der Gegend von Bordeaux, die er nun durch ſeinen erworbenen Reichthum beglücken konnte. Nicht das rothe, ſondern das blaue, ſchlechtere Kleid gehörte ihm; allein er hatte dieſes nicht nöthig, ſondern verlangte daſſelbe von Orſan, dem er jetzt das rothe ſandte, nur bei Gelegenheit zurück, da ſeine Eltern ihn an einigen andern, ganz untrüglichen Zeichen wieder erkannt hatten. Mehrere Umſtände, die der allzudankbare Menſch bisher aus Achtung für ſeinen ehemaligen Retter noch verſchwiegen hatte, machten es ihm ſelbſt und jedem Vernünftigen nunmehr höchſt wahrſcheinlich, daß jener Mann doch wohl ein Betrüger geweſen ſeyn mußte, welcher, — ſey es aus Eigennutz, oder aus Liebe für den kleinen Soligny, — die damals ihm vielleicht zu Geſicht gekommenen Anzeigen und Verſprechungen in den öffent-

lichen Blättern mit Gelegenheit und Zeit hatte benutzen wollen. Soligny hatte auch, wie er jetzt selbst gestand, in Triest nur auf Ueberredung und Befehl seines Retters, und nicht aus eigner Ueberzeugung, vielmehr mit bittern Thränen, das rothe Kleidchen gegen sein eignes angenommen und sich nachher vorgesetzt, mit Orsan in lebenslänglicher Verbindung zu bleiben. Soligny hatte also doch aus Dankbarkeit mehr verschwiegen, als die Freundschaft erlaubte. Kurz, es blieb kein Zweifel mehr übrig, — Orsan war der verlorne Montignan.

Lange saß der erschreckte Mensch, kraftlos an die Wand der Laube gelehnt, in wildem Kampfe da. Jetzt zog ihn die gewaltige Natur fort in die Arme der Mutter; — jetzt sah er wieder vor dem umdunkelten Auge die Schwester, wie sie, tödtlich getroffen von der ungeheuern Entdeckung, niedersank; — bald klangen ihm die ersten Segnungen der Erzeugerin süß wie Lautentöne ins Herz; — bald sah er sich, fliehend vor ihrem entsetzlichen Fluch, in menschenleeren Wüsten umherirren. „Gott! rief er wie ein Verzweifelnder aus: Großer, schrecklicher Führer der Weltereignisse! Wie reich und arm, wie selig und elend lässest Du oft im Raum eines einzigen Augenblicks das edelste Deiner irdischen Geschöpfe werden! — Aber ach was ist denn dieses stolze Geschöpf, — dieser Mensch, dessen Herrlichkeit ich während meines halben Lebens so sehr bewunderte, — der mir durch sein heiliges,

in schöner Menschenbildung entwickeltes Gemüth und Gewissen wie ein halber Gott erschien, — den ich im sichern Besitze von jeder augenblicklichen Ahndung des Rechten oder Bösen glaubte! Was hat er nun vor den Thieren weiter zu gut, als daß er ihre klügste Gattung ausmacht? Ach, so wären also dennoch jene schrecklich romantischen Geschichten wahr, deren Dichter ich immer als schlecht, gemein und ungebildet belächelte und schalt, wenn sie schöne Geschwisterseelen in unnatürlich aufflammender Liebe zu einander entbrennen ließen! Ist der Mensch so unbegabt und arm an jeder göttlichen Ahndung der Sitte und seiner eigentlichen geschlechtlichen Verhältnisse, die doch Gott selbst geheiligt hat? Muß ich ihn dem erbärmlichen Hunde vergleichen, der nicht Mutter, noch Schwester, noch Tochter kennt! Ist nicht der Elende, der frei im Inceste lebt, eben so würdig, als der sittlich Schöne, der nur ein wenig darüber erschrickt, — und ist nicht dieser eben so nichtswürdig und unglücklich und thierisch, als jener? Beide haben ja nichts von jener heiligen Stimme in sich; — von jenem Letzten, Einzigen, das ich im Gemuthe des Menschen noch allein vom Ebenbilde der Gottheit übrig und gerettet glaubte; — unter dessen himmlischer Leitung ich selbst mein sittliches Leben so sicher wähnte! Großer Gott, ich liebe sie noch in diesem Augenblicke heißer, als jemals! — Und sie?" — —

Hier kam endlich ein Gedanke des Troſtes in ſeine Seele. Ihre vorigen letzten Worte: „Mein Herz iſt längſt verſchenkt!“ deuteten, wie es ſchien, auf ein Geheimniß. Sie liebte wohl einen Andern, als ihn; — die Mutter war nicht mit ihrer Liebe einverſtanden; — im Fall der Wiederkehr ihres Bruders wollte man ſie zu einer andern, für die Familie anſtändigeren Verbindung zwingen; — vielleicht ahndete die göttliche Seele ſchon jetzt in ihm ſelbſt dieſen Bruder; — ſie wollte ihn im voraus zum Freund und Fürſprecher bei der Mutter für ſich gewinnen — — hier ſah er einigen Troſt: — nur ſeine Seele allein war bedroht, aber die ihrige gerettet!

Ein neuer Kampf begann aber, als der Erſtaunte jetzt Eliſen mit wankenden Schritten ſich der Laube wieder nähern ſah. Er mußte ſchlechterdings noch ſchweigen. Die augenblickliche Entdeckung des Geheimniſſes würde die Mutter getödtet haben. Alle mußten erſt vorbereitet werden. Und er ſelbſt, — wie konnte er vor ſie treten?

Ihr ganzes Weſen ſchien, halb aufgelöſt, in Scham und Liebe zu brennen. So ſchön ſah er die Geliebte noch nie. Starr blieb er vor ihr ſtehen. Aber bald nahm ſie alle ihre zarten Kräfte zuſammen und fing zitternd an: „Staunen Sie nicht darüber, daß ich nach meinen letzten Worten jetzt wieder komme. Ach, mein Freund! — da, wo es das Theuerſte des Lebens gilt, kennt ein Mädchen nichts als ihr Gefühl, und wagt freudig

alles. Die Angſt, die fürchterliche Ahndung, Sie könnten mich vorhin mißverſtanden haben, trieb mich zu dem ſchrecklichen Gange. Ewig von allen Menſchen möge ich verkannt werden; nur dieß einzigemal nicht vom beſten aller Menſchen! Orſan! Was Ihnen auch die Mutter geſagt, was ſie von Ihnen verlangt hat, — o ſeyn Sie nicht großmüthiger gegen Ihren Freund, als gegen ein ſchuldloſes Mädchen, deſſen Herz ſchon jetzo bricht!"

„Eliſe, du liebſt, rief er haſtig, wen liebſt du?"

„O der grauſamen Frage!" flüſterte die Erſchrockne mit halber Stimme und ſetzte ſich erblaſſend auf die Gartenbank. Das rührende Schmachten in ihrem Blick ließ ihn über die Ungerechtigkeit ſeiner Frage und über die fürchterliche Tiefe ihrer Liebe zu ihm nicht länger im Zweifel. Er wandte die Augen ab.

Aber die geſunde weibliche Natur ermannte ſich bald wieder und ſammelte neue Kraft zur Rede. „Sterben kann ich, ſagte ſie mit hoher Feierlichkeit, aber Wahrheit und Freiheit ſollen mich bis zum Grabe nicht verlaſſen! — und ſo höre denn —"

„Nein! rief er mit Entſetzen: ſprich es nicht aus! das Furchtbare, das Ungeheure! Ich bin — —"

Er warf ſich auf einen Stuhl und verhüllte mit ſeinen Armen das Angeſicht.

Im reinſten menſchlichen Schmerz rang ſie jetzt die ſchönen Hände und flehte brünſtig zu Gott auf. „Du

allein, rief ſie: Du kennſt dieſes arme Herz! Gehe ich dem Unglück entgegen, ſo kommt es von Dir! Wandle ich auf dem Pfade des Böſen, ſo wirſt Du mich aus der Irre leiten; und wie könnte ich je fallen, ſo lange Deine heilige Stimme in meiner Seele wiederhallt! Du biſt die Liebe ſelbſt, und auch ich will einzig jener Liebe, die Du ſelbſt in mein Herz legteſt, ſtill und ruhig folgen. Aber nimm, o Vater, nimm von dem Freunde das Leiden, das ſein Herz zermalmt! Oeffne mir ſein Vertrauen, laß mich ſeine Schmerzen tragen, oder mit dem ſterben, den meine Seele liebt!"

Sanft wollte jetzt die Heilige dem zerrütteten Manne nahen; denn ſie fühlte nun kein anderes Leiden mehr, als einzig das ſeinige. Aber in dieſem Augenblick unterbrach das plötzliche Erſcheinen eines Bedienten die traurige Scene.

„Gnädiges Fräulein! rief er eilfertig: So eben ſteigt Ihre Frau Mutter im Schloßhofe aus."

„Meine Mutter! ſchrie Eliſe entzückt, indem der ſtarre Freund emporſchauderte: Guter Gott, das kommt von Dir! Du ſendeſt mir die einzige Bruſt, die meine Thränen faßt! — Ich beſchwöre Sie, mein theuerſter Freund, folgen Sie mir bald! Es wird, es muß alles gut werden!"

Sie flog fort. Orſans Gemüthsbewegung war ſo groß, daß er kaum noch Kraft genug hatte, den Be-

dienten zurückzurufen. „Wer ist angekommen?“ stammelte er.

„Die Mutter unsers Fräuleins, die Frau Marquise von Villiers aus Marseille. Sie und die Gräfin sind Geschwisterkinder. Aber verrathen Sie mich nicht, gnädiger Herr — unsre gnädige Gräfin kann das Plaudern gar nicht leiden!“ Ohne sich weiter einzulassen, sprang er fort nach dem Schlosse.

Die Marquise war eine ältliche, aber ungemein heitere und interessante Wittwe von Orsans Bekanntschaft. Er hatte sie einigemal auf dem Schloß einer Freundin in der Gegend von Marseille gesehen und erinnerte sich jetzt mit höchstem Erstaunen, daß sie ihm die versprochene Lösung eines gewissen Räthsels noch schuldig geblieben war. Er hatte sie nämlich gefragt, ob sie kinderlos sey. Sie gab zur Antwort: „Ich habe eine Tochter, die Sie vielleicht liebenswürdig finden würden. Aber ich darf sie nicht bei mir haben. — Ja, ich darf mein eignes Kind nicht mehr Tochter nennen, wenn ich nicht eine gewisse geliebte unglückliche Verwandte tödten will, die sie zur Tochter angenommen hat, — die sie mit fürchterlicher Sehnsucht zu ihrer Schwiegertochter verlangt, ohne daß die Arme einen Bräutigam für sie hat! In einer ernsteren Stunde will ich Ihnen einmal dieß Räthsel lösen.“

Jetzt hatte die bloße Nennung ihres Namens auf einmal das ganze Geheimniß vor seinem Blick aufge-

deckt. Bei Octavians Gemüthszustande und der Heftigkeit ihrer unglücklichen Launen hatte hier Niemand wagen dürfen, ihm Elisen anders, als die Tochter des Hauses zu nennen. Elise selbst hatte keine Ahndung davon, daß er der Verlorne sey. Sie fürchtete diesen, seitdem sie Orsan liebte. Die Mutter hatte ihre Liebe zu ihm vielleicht entdeckt und das unglücklich liebende Mädchen an ihr Versprechen erinnert, die Gattin des Wiederkehrenden zu werden. Seit gestern hatte Elise geglaubt, die Mutter habe sich an ihn selbst und seine Großmuth gewandt und ihm alles offenbart, und nun stehe er selbst zwischen seiner Liebe und der Pflicht gegen seinen Freund im Kampfe u. s. w. Wer vermochte so viel Glück zu fassen, als diese unverhoffte Entdeckung dem entzückten Orsan auf einmal darbot! Und wer vermochte Elisens zärtliches Gemüth, diesen himmlischen Abgrund von Liebe zu durchschauen! Er sank auf seine Knice, um Gott mit kindlichen Reuezähren jeden seiner Zweifel abzubitten, und den weisen Schöpfer für die hochbeglückende Gabe der fühlenden Menschheit und ihrer heiligen Ahndungen von neuem zu preisen.

Da schien des Schöpfers holde Sonne so alltröstend, so freundlich durch die traubenbelastete Laube herein, und mit ihrem Morgenglanze floß ein ewiges Licht des Glaubens in die Brust des Betenden! Tief ruhte seine Seele jetzt in den Erinnerungen an die melodischen Worte

des vorhinnigen Gebets seiner Elise, — jenes reinen Ausbauches einer schönen, Gott ergebnen Seele. „Du allein, rief er endlich laut zum Ewigen empor, Du Gott im Himmel, Du Gott im Menschen, Du leitest recht, von Dir will ich nimmer weichen!“

Was hätte den seligen Menschen hier noch zurückhalten können. Er eilte, das Päckchen mit dem Gewande seiner Kindheit ans Herz gedrückt, in den Saal des Schlosses, wo die Freundinnen sich begrüßten.

„O, ein seliger Bote!“ rief Octavie entzückt bei seinem Anblick. Denn wie hätte wohl dieser schöne, wahre, kräftige Mensch seine Mienen verstellen können! Das neugeborne Glück des Hauses strahlte, wie süßfunkelndes Morgenlicht, aus seinen Augen.

„Ja, beglückte Mutter, rief er mit wankender Stimme: ich habe mich nicht getäuscht! Gott erhörte unsre Wünsche. Der Sohn ist gefunden! Ja, er ist schon nahe — er wird nach einigen Augenblicken in unsern Armen seyn! Hier, o zärtlichste der Mütter! hier ist sein Kleid! — Da siehe, ob es deines Josephs bunter Rock sey!“

Seine Thränen flossen jetzt mild, indem er der Mutter die wohlbekannten Kleider herauswickelte und übergab. Aber Octavie konnte die theuren Gewänder nur schweigend an ihr Herz drücken. Schnell ahndend, fuhr sie mit der andern Hand nach dem Haupte des Sohnes.

Dort befand sich ein kleiner Auswuchs, welchen das gütige Schicksal mitten unter den Narben des Trepans freundlich hatte erhalten wollen. „Ich bins!“ lispelte er. „Du bists, mein Robert!“ rief sie, und sank, wie vom Blitz getroffen, in seine Arme.

Aber die Küsse des holden Sohnes ließen die Mutter nicht ohnmächtig werden, und die Schläge seines Herzens stärkten die Schwankende für diesen seligsten Moment ihres Lebens, während Elise in den Armen ihrer erstaunten Mutter mit ihrem Entzücken himmlisch kämpfte und das süße Geständniß ihr zuflüsterte: „Ich bin auf ewig sein!“

Es trat eine lange selige Pause ein, in welcher alle das kleine ausgebreitete Kleid stumm betrachteten, küßten und mit Thränen süßer Wehmuth benetzten.

Dann führte die Mutter den Sohn zum Bilde des edlen Montignan, auf dessen Lippen jetzt der aus bessern Regionen herabgestiegne Vatergeist zu lächeln schien.

Robert faßte Elisens Hand, und die liebenden Kinder knieten vor dem Bilde nieder. Dort empfingen sie den Segen der Mütter für ihre ewige Vereinigung.

Serena hatte schon einigemal während des vorigen Gespräches, und noch öfter während Dageberts Erzählung, ängstlich bald auf ihre Uhr, bald in Isidorens

Angesicht, bald nach der Gegend hingeschaut, woher der Herzog kommen sollte. Jetzt, da alles dem liebenswürdigen Vorleser für die Mittheilung seiner Geschichte dankte, war sie sichtbar bemüht, die Wiederanknüpfung jenes Gesprächs zu verhindern. Sie versicherte, es sey schon über die Mittagszeit; der Herzog müsse sogleich kommen; und endlich erinnerte sie die Prinzessin, daß sie vor der Abfahrt noch dem Kammerherrn einen Goldfasan von besonderer Schönheit habe zeigen wollen.

Aber aus dem Antlitz der holden Isidora waren alle schmerzhaften Züge der Abschiedsempfindungen gewichen. Heiter und wie sonst in süßen Phantasieen verloren, erschien wieder ihr ganzes Wesen, und mit dankbarem, seelenvollem Lächeln blickte sie lange in das Auge des Freundes. Sie verlangte nach keinem Gespräche mehr. Aber ihr Gang, wie die Träumende jetzt willig am Arme Serenens fortschwebte, glich wieder dem leichten Schwunge der anmuthig geschürzten Horen, und Jedermann mußte laut die Schönheit der Herrlichen preisen.

Sobald der Herzog erschien und mit trauernder Miene den letzten Gruß der Freundin, die auch die seinige war, überbrachte, ward die Stimmung wieder ernst. Man eilte nun nach Tempe zurück.

Dort fanden sie bereits mehrere aus der Nachbarschaft nach Hofe geladne Familien versammelt. Es wa-

ren diesen Morgen so viele Briefe und Depeschen eingelaufen, daß der Herzog mit seinen Geheimräthen noch eine Stunde im Cabinet arbeiten mußte. Während dessen theilte die Prinzessin die Nachricht mit, daß übermorgen die neue Hofdame, Olympia, hier ankommen werde, und jetzt sah Dagobert zum erstenmal, wie tief und innig Eulaliens Liebe zu ihrer Gebieterin war. Das arme Mädchen ward plötzlich bleich wie eine Leiche; bitterer Jammer überbebte die sonst ewig lächelnden Lippen, und sie mußte sich wegbegeben. Mit hoher Anstrengung hielt die Fürstin ihren eignen Schmerz unterdrückt.

Bei Tische machte der Herzog bekannt, daß er morgen einen großen Ritt zu einem fernwohnenden Edelmanne zu machen gesonnen sey. „Wollen Sie mich begleiten? fragte er Dagoberten: Wir kommen zu einem Ritter von ächt altdeutschem Schrot und Korne."

Unser Freund lehnte die Einladung ab, weil ihn heute erhaltene Briefe nöthigten, seine Abreise aus dieser Gegend schon morgen Abends anzutreten.

„Und das ist unabänderlich?"

„Leider, gnädigster Herr, da ich außerdem einen Freund, dessen Reise die meinige durchkreuzt, verfehlen würde."

„Gut denn, — oder freilich schlimm! sagte der Herzog: Aber machen Sie wenigstens Ihre Anstalten gleich heute fertig. Denn morgen, guter Dagobert,

müssen Sie noch mit uns essen. Ich verschiebe ohnehin gern meine Reise bis auf übermorgen.“ Dagoberts Scheiden ging dem edlen Fürsten nahe. Er ließ ihn jetzt nochmals das feierliche Versprechen ablegen, welches er schon früher gegeben hatte, im nächsten Frühling gewiß wiederzukommen. Jedermann freute sich laut auf diese Wiederkunft, und manches reizende Gesicht blickte den schönen Mann freundlicher an, als je.

Die Ankunft eines Couriers unterbrach das Tafelgespräch und erregte bedeutendere Verhandlungen. Ein Vetter des Herzogs, mit welchem dieser in allerlei wichtigen Tractaten stand, schlug ihm eine Zusammenkunft in einem gewissen großen Badeort vor, welche Einladung dem Herzog so willkommen war, daß sie sogleich angenommen werden sollte. Schon nach einigen Tagen wollte er abreisen und die Prinzessin mit ihm. Da zur Begleitung, des Geschäftes wegen, viele Männer und wenige Frauen bestimmt wurden, so sollte noch heute an die neue Hofdame eine Staffette gesandt werden, um ihr den Urlaub zu einer Reise, die sie vergebens vor ihrer Hierherkunft zu machen gewünscht hatte, nun noch zu rechter Zeit entgegen zu bringen.

Die Befehle zu den Reiseanstalten setzten nach der Tafel sogleich Alles in Bewegung, und unser Dagobert ging ebenfalls, um sein Haus zu bestellen.

Zum letztenmal wollte jetzt Dagobert seiner schönbelaubten Felsenwohnung noch eine Viertelstunde weihen, nachdem er mit Marcellus die morgende Reise verabredet hatte.

Als er den Gang an den Felsen hin beinahe zurückgelegt hatte, hörte er oben mit der Hacke arbeiten und bemerkte, daß Euphrosine still mit Anshelmen den Weinberg besorgte. Sie standen höher, als er, nur wenige Schritte weit von ihm, und arbeiteten in traulicher Nähe eifrig fort. Die dichte Zaunhecke verbarg unsern Freund, und er blieb jetzt stehen, um sich ihres nähern Zusammenlebens zu freuen und um zu hören, ob keines dem andern etwas zu sagen habe.

„Aber ich darf doch wenigstens ein Wörtchen reden?“ fing Anshelm nach einiger Zeit an.

„Soviel du willst, Anshelm.“

„Nun, so sage mir, was hattest du gegen mich?“

„Ich wußt' es nicht, Anshelm! Es ward mir wehe, wenn ich den Herrn ansah; es ward mir wohl, wenn ich dich ansah. Ich wußte nicht, was du wolltest, bis es mir der Herr sagte. Da wurde mir mein Gemüth so schwer, denn ihn hatte ich, wie es mir damals vorkam, viel tausendmal lieber, als dich.“

„Ach, ich wußte es wohl, seufzte Anshelm schwer und lehnte sich auf seine Hacke und blickte wehmüthig das Mädchen an: aber sage mir, Herzenskind, ist dir

nun auch gewiß anders zu Muth! Ach, ich hab' dich nicht verdient!"

„Du denkst, Anshelm, ich wollte dich mit meinem Lieben betrügen. — Das ist wohl nicht Recht!"

„Gott sey mir gnädig! — nein, du gutes Mädchen betrügst mich nicht! Ach, sieh mich nur noch einmal so freundlich an!"

„Lieber Anshelm, schau mir nicht immer so hart ins Auge; es treibt mir all das Blut in die Wangen. Sieh, ich bin nun einmal nicht so wie die andern Mädel. Meine Mutter sagt immer: du bist nicht für die Welt." Ihr Blick wandte sich ab.

Anshelm ließ seine Hacke sinken und hielt die gefalteten Hände gen Himmel: O du bist eben für mich, Euphrosine! Ich bin auch nicht für die Welt. Wir schicken uns zu einander, und bin ich dich nicht werth, so hängt doch mein Herz und Sinn getreu an dir, nun und ewig. Sey nicht so schüchtern, Euphrosine. Bücke dich nicht so von einem ehrlichen Kerl weg. Du denkst, ich wollte dich wieder küssen; — nein, aber sieh mich nur einmal an, wenn du mich lieb hast. O du bist mein Mädel, mein Alles auf der Welt!"

Sie sah ihn an, reichte ihm lächelnd die Hand, schlug dann verschämt die Augen nieder und sagte in der rührendsten Melodie ihrer sanften Stimme: „Du mußt nicht zürnen, wenn ich so schüchtern bin. Du kannst es

doch glauben, daß ich ehrlich und treu mit dir leben will bis in den Tod."

So gut war es wohl dem redlichen Jungen noch nicht geworden. Er vergaß ihr Zagen und Alles; er zog die Geliebte mit unwiderstehlicher Kraft an den treuen Busen; und willig ließ sie ihn unter den Erstlingsperlen ihrer Liebe die süßen Erstlinge ihrer Lippen rauben. Wie wohl ward unserm versteckten Freunde bei der reinen, heiligen Umschlingung!

„Wenn du wüßtest, sprach Anshelm, und hielt über ihrem Haupte die schmerzlich bebenden Lippen dankhauchend zu Gott empor, während das Mädchen jetzt fest und herzlich an seiner Brust ruhte, wenn du wüßtest, Euphrosine, wie reich mein Herr ist! Aber doch hat er nicht, was ich nun habe von Gott! Und, weiß Gott, er wäre auch das noch werth!"

„Sieh, Anshelm, sagte sie jetzt schwärmerisch, das gefällt mir so, daß du ein treuer Knecht bist. Wer dem Herrn treu ist, denke ich, der wird auch im Lieben treu seyn. Glaube es nur, Anshelm, ich war auf bösen Wegen; aber ich habe zu Gott und seinen Heiligen gebetet Tag und Nacht; — da hat mir die himmlische Jungfrau meine brave Mutter zum Troste geschickt, und noch einen schönen Engel auf Erden. Ach Anshelm, ich darf dir nicht alles sagen, — aber, darauf ist mein Gemüth wieder gesund geworden; und ich lebe nun gar wohl und

glückselig, seitdem meine Eltern in unser Verlöbniß gewilligt haben. Das Herz wird mir brechen, wenn du mich von ihnen nimmst; aber ich gehe doch mit dir fort in deine Heimath. Sieh, ich hätte dir das Wort nicht gegeben und ginge nicht von hier, wäre mir nicht besser geworden in meinem Gemüth. Und Gottlob, ich denke nun, bis Guntram einmal freit, sind meine Eltern noch immer rüstig. Drum soll auch Alles seyn, wie du gesagt hast. Die Erde ist des Herrn, und überall sind wir ja in Gottes Hand."

„Wie will ich dich für deine Güte lieb und werth halten!" sprach Anshelm, in ihrem Blick verloren: Sieh, so ist es Recht! Das Mädel muß in die Fremde, aber der Bursche muß seines Vaters Erbe nehmen und bauen und bessern, und muß Leib und Leben dafür lassen. So soll es Guntram machen und ich auch. Vater und Mutter, stammelte er weich, sind mir nicht so lieb als du, aber ich will dich gern mit meines Vaters Brod nähren, und meiner Mutter Hand soll dir Gutes und Liebes thun. Ach, es ist doch so schön daheim! Und siehst du — keinen Heller nehm' ich von deinen Eltern mit dir an. Das soll alles dem Guntram bleiben. Ich will's ihnen heute noch sagen; und wenn dich meine Eltern das mit einem Sterbenswörtchen irgends entgelten lassen, sieh, so will ich nicht ihr Sohn heißen!"

„Du biſt gut, Anshelm', aber das ſollſt du nicht. Du mußt meiner lieben Eltern auch froh werden; — dazu habe ich dich nun zu lieb.“

„Schweig mir doch, Euphroſine, ſchweig mir doch von zeitlichem Gut! Auf meines Vaters Gütchen liegt der Segen, — und unſer Segen. — O mein Vater iſt von gar braven Eltern, nun, du wirſt ſehen, wie uns die Leute lieb haben! Aber eins ſag' ich dir: von meinem Herrn gehe ich nicht weg, bis er mir ſelber den Abſchied gibt. Ich kann ihn weiß Gott nicht fordern! Nun du wirſt ſehen, — er kommt zuweilen in unſer Haus, — aber er iſt nicht, wie andere große Herren, die den jungen Weibern nachſtellen.“

„Anshelm, da brächteſt du mich im Leben nicht mit dir fort. Aber das iſt nun auch vorbei. Er erfährt es nimmermehr. Ich bin nur froh, daß du es weißt!“

„Herzensmädel, Euch Beiden trau' ich mein Lebenlang wie ein braver Kerl! So ein ehrliches Mädel! — ſo ein ehrlicher Herr! — nein, ich verlaſſe ihn mein Lebtage nicht!“

„Ei du frommer und getreuer Knecht! flüſterte Dagobert und trocknete ſeine Augen: Du ſollſt eingehen zu deines Herrn Freude!“ Er ſchlich zurück und nahte dann mit dem Geräuſch eines Ankommenden. „Anshelm! rief er, als ſie ihn bemerkten: Du mußt einpacken; morgen reiſen wir. Aber ich höre, es ſteht alles gut mit

Euch. Kommt herab zu mir! Grämet Euch nicht, Kinder. Im Frühling kehren wir wieder, und da ist Hochzeit. Nun? ist Euch wohl zu Muthe?"

„Gottlob ja, gnädiger Herr!" sagte die wackre Euphrosine mit schöner Freudigkeit.

„Oh, lieber Gott! stammelte Anshelm aus dem übervollen Herzen und kreuzte seine Hände auf der treuen Brust: Warum sollte mir nicht wohl seyn! Hab ich doch meinen Gott, und meinen Herrn, und mein Mädel!"

„Nun so sey mir gesegnet, du treuer Knecht und du holde Magd! sprach er sanft und küßte Beide auf die Stirne: Ich will Euch lebenslang nicht verlassen. Verlaßt mich auch nicht, so wird Gott diesen Segen eines ehrlichen Dienstherrn an Euch erfüllen!"

Leise schluchzend sanken die Gesegneten vor ihm nieder und umfaßten seine Kniee. Aber er hob das selige Paar in seine Umarmung herauf.

Schon war bei Hofe die Tafel aufgehoben, an welcher Dagobert zum letztenmal auf lange Zeit das werthe Gastrecht bei seinem fürstlichen Freunde genossen hatte. Er fühlte das mit tiefer Wehmuth, als der Herzog noch eine Zeitlang Arm in Arm mit ihm den Saal auf und nieder ging, und voll deutscher Herzlichkeit ihm wieder die alten schönen Worte zurief:

„Ergehts Euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für Euern Zuspruch danke!“

Und als der gute Fürst, welchen mehrere Boten schon in sein Arbeitszimmer forderten, jetzt noch einen poetischen Briefwechsel zwischen Dagobert und der Prinzessin vorschlug, und dann endlich sagte: „So geht denn mit Gott, Freund! Aber ich wollte, wir blieben jetzt und ewig beisammen!“ da brach unserm Freunde das Herz, und seine Fassung war so ganz verloren, daß er sich bei'm Austritt aus dem Saale fragte: „Woher nun noch Kräfte nehmen, die uns erst jetzt am nothwendigsten sind?“

Er hatte sich nämlich bereits vom ganzen Hofe, und selbst von Serenen und Eulalien beurlaubt; — nur die Prinzessin fehlte noch! Zum Glück wies man ihn, als er den traurigen Gang wagte, in den Park. Die reine, himmlische Luft, die, nach einem Morgengewitter, höchst erquicklich bewegt war, stärkte seine Brust, und des Himmels Heiterkeit theilte sich auch seiner Seele mit. Er trat endlich, festen Ganges, wie ein Mann, zum Hubertusbrunnen hin, an dessen Blumenrande er das königliche Mädchen mit Serenen und Eulalien gewahrte.

„Da kommt Einer, der auf bösen Wegen geht! rief ihm Eulalia entgegen, die heute ausgelassen lustig dar-

über war, daß sie noch nicht außer Dienst kommen sollte: Aber nichts vom Abschiednehmen, lieber Dagobert!"

„Lassen Sie uns noch ein wenig plaudern!" sagte die Fürstin im leichtesten Tone, den sie zu fassen vermochte.

In diesem Augenblick ward aber Serena zur Oberhofmeisterin gerufen, die sich nicht wohl befinden sollte. Es war nicht zu ändern; sie versprach bald wieder zu kommen. Eben zog schon in einiger Entfernung der ehrliche Ansheim, tiefgesenkten Blickes, mit Dagoberts Reitpferden vorüber. Schmerzlich lächelnd zeigte die stille Isidora auf das traurige Bild, dessen ganzen Sinn sie kannte, und sah der guten Seele schwermüthig nach.

„Seyn Sie kein gewöhnlicher Reisender! sagte Eulalia, sondern denken Sie auf der nächsten Station nochmals an diese Zaubergärten! Sie wissen, mit wem ich heute die Schmetterlinge verglich. Vor zwei Minuten wollte ich hier einen fangen, um Ihnen Ihr Ebenbild entgegen zu halten; — aber, da ist er ja wieder, — nein, dießmal entgehest du mir sicherlich nicht!" Sie sprang ihm nach in die Hecken.

Dagobert selbst erschrack über Eulaliens Unart, und Isidora sah zur Erde nieder, um ihre Fassung schnell wieder zu gewinnen. Aber beim ersten Aufblick verschlimmerte sich das Uebel; denn sie mußte bemerken, daß sein starrer Blick wie dürstend an ihrem linken

Arme, welcher entblößt war, fest haftete. Sie hatte ihn hierüber schon einigemal betroffen. Dort war noch jetzt die Stelle sanft geröthet, die er einst geheilt, — geküßt, — aus deren lebendigem Quell sein Mund jene Purpurtropfen gekostet hatte, deren Himmelsfeuer sein ganzes Wesen zum ewigen Durst der Liebe entzündete.

„Ich fühle einen brennenden Durst, sagte sie matt, haben Sie auch heute Ihr Reiseglas nicht vergessen?"

Er zog es hervor. Da flammte das liebende Auge in der heiligsten Weihe zu ihm herüber! Sie schöpfte schnell, und brach zwei Vergißmeinnicht; und mit fester Hand führte sie den heiligen Trank zum Munde. „Wiedersehen, Dagobert!" flüsterte sie, zum Himmel blickend, — und trank, und bot ihm die letzte Hälfte freudig dar, und mit derselben eins von ihren Blümchen. Das andere nahm sie an ihre Brust, während er in zuckendem Wahnsinne den Becher leerte.

„Tochter des Himmels!" lispelte er ohne Bewußtseyn. Denn, selig in ihr Antlitz hinüber lächelnd, wollte er jetzt auf die Kniee sinken.

„Ruhig, mein lieber Freund! tönte es sanft in sein Ohr: Fassung, guter Dagobert!" Es durchklang ihn eine so himmlische Melodie in ihrem Tone; — ach, all ihre Anmuth lag ja in dem holden Tone, und er hätte Todte wieder beleben müssen! — Aber er hob auch den sinkenden Freund empor.

Schnell verbarg seine Hand das Glas. Aber er blickte sehnend nach jener Blume am hochaufwallenden Götterbusen, und reichte die seinige zum Wechsel hin. Seine ganze Seele schien, aus dem Stern seines liebenden Auges herüberblickend, um die heilige Blume zu bitten.

Sie nahm bebend. Sie gab zitternd. Sie hatte keinen Willen mehr. „Wiedersehen!“ rief er in sanfter Feier, als jetzt ihre Thränen rannen. Tief beugte er sich, und riß sich fort, und winkte im Entfliehen der kommenden Eulalia seinen Abschiedsgruß zu.

„Ach, steht es schon so traurig mit uns!“ sprach Eulalia erschrocken, und ihr Mund zog sich zu sanftem Jammer. Sie hatten ihn alle so sehr geliebt!

„Komm!“ sagte die Fürstin matt und lehnte sich an das gute Mädchen.

Eben winkte Dagobert zum letztenmal, und verschwand hinter den Mauern der Marienabtei.

Isidora.

Drittes Buch.

Längſt war der inbrünſtig liebende Sommer den Armen der Natur entflohen; ſchon hatte der Herbſt, ihr kühlerer Freund, die Holde mit ſeinen Silberfäden umſponnen, und ſchien nun mit Macht das heilig ernſte Werk ihrer Verpuppung zu beginnen, als eines Morgens Iſidora mit Serenen die Hauptſtadt verließ, um vor dem Eintritt der rauhen Zeit noch einmal Tempe's ſelige Matten und labyrinthiſche Schattengärten zu durchirren, deren Schmuck ſich bereits zum Abfallen neigte. Der Aufenthalt unſerer Fürſtin im Bade war durch mancherlei Vorfälle ſehr verlängert worden und hatte obendrein noch weite Umreiſen durch einige ſchöne Länder zur Folge gehabt, ſo, daß der Hof erſt im Spätherbſte wiedergekehrt war; aber nun nicht mehr nach Tempe, ſondern zur Reſidenz. Ehegeſtern hatte endlich auch Olympiens Ankunft Statt gehabt. Die Dame war aber noch zu ſehr mit ihrer Einrichtung beſchäftigt, um heute ſogleich die Prinzeſſin hierher zu begleiten. Da nun auch die traute Eulalia ſchon längſt an der Seite ihres Gatten in Oran lebte, ſo konnte die Fürſtin unter den andern Hofdamen

jetzt leider für solche empfindungsreichen Tage, wie der heutige werden sollte, keine Geweihte mehr finden, als ihren noch einzig übrigen Liebling, Serenen.

Alles Schöne und Anmuthige des Lustschlosses und der theuren Gegend ward heimgesucht. Manches gewährte die lieblichsten Rückerinnerungen. Vieles war noch schön wie sonst; aber Nichts athmete mehr im jungen Lebenshauch der vormaligen grünenden Gegenwart. Alles schien erblaßt und ward zur Elegie!

In den Nischen des Gartensaales waren die herrlichsten Kunstwerke neu aufgestellt; aber, Niemand hatte sie geweiht, und ach, dort war ja die verlassene Stelle nun und ewig wahrzunehmen, wo einst Dagoberts mächtiger Gesang dem ganzen Saale und seinen Bewohnern die erste Weihe gab! Unter den Linden war es so traurig zu wandeln; im leisen Aufrauschen des schon gefallenen gelben Laubes glaubte sie die Geistertritte des fernen Freundes zu hören. Am Hubertusbrunnen, wo er sein Mährchen erzählt hatte, ward die Sehnsucht laut. „Lieber Brunnen! sprach das zärtliche Mädchen und bog sich liebend über die Fluth: Noch niemals bin ich ohne ein Vergißmeinnicht von dir gegangen! Warum versagst du es mir jetzt zum erstenmal!" Eine Thräne der innigsten Liebe sank hinab, und freudiger schien der heilige Sprudel aufzuwallen, als das zarte Opfer in seine Fülle niederperlte. Der Einsiedler trug seine Blumen schon in

die Klauſe zur Winterruhe ein. Er ſah blaß und kränkelnd aus, und zitterte mehr als ſonſt. Sie hatten ihm einige Geſchenke mitgebracht, die ſeinen Winter erträglicher machen ſollten. Er dankte mit ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit, aber er betrachtete die Gaben mit einem zweifelnden Lächeln, und als ihn Iſidora mit ihren liebevollen Zuſprüchen an den Frühling erinnerte, zeigte er mit freudiger Ruhe auf das um ihn fallende Laub, — dann in die Wolken. Auf den Höhen über der Marienabtei war es heute heller als ſonſt, aber leer, unausſprechlich leer, und dunkelblau wogte die vom Winde gekräuſelte Fluth des Sees unter dem herbſtlich weißgeſtreiften Himmel. Das nahe Feld war längſt abgeleert. Der Schellenklang einer dort weidenden Schafheerde, — welchen ſie im Sommer gar oft belauſcht, und deſſen Melodie ihrem Ohr immer ſo ſüß und romantiſchhellfunkelnd getönt hatte, — klang nun ſo leiſe und in wildfremden Klagelauten herüber, und ſchien ihr ſo ſchrecklich fern!

Tief und tiefer ſeufzte der zarte Buſen unter dieſen Klängen auf, und auch die ſanfte Serena, die oft nur in ihrer Geliebten zu leben ſchien, fühlte jetzt die eigne Seele ganz von heiliger Sehnſucht nach dem Freunde geſchwellt. Sanft umfaßten ſie ſich, und, Blick in Blick geſpiegelt, ſprachen ſie leiſe zu einander: „Dagobert!“

„O meine theure Serena! rief die Fürstin nach einiger Zeit aus: Nur hier an der reinen Brust der Natur vermag jedes unsrer Gefühle sich zu reinigen und zum einfachen Gedanken zu gestalten. Hier wird mir heute auch selbst die Sehnsucht zur schönen stillen Freude am Leiden. Welche unaussprechliche Angst lebte oft in diesem Herzen während des bisherigen lärmvollen Andranges der Welt und ihrer eiteln, ewig fortwährenden Ergötzlichkeiten! Wie schmerzhaft rächte sich dann stets das gewaltsam niedergedrückte Andenken des Freundes! Jede Freude fühlte ich von einer geheimen Angst durchzuckt, und ach, nur einigemal, — es war auf den Gipfeln hoher Berge, — da, Serena, da sprang sie wieder so mild im Herzen auf, die süße Wunde! und alle Angst verblutete so lieblich, und jeder hohe Gedanke, den der Freund mir einst gab, schien dort sein Bild anzunehmen, und nahte mir aus des Freundes ferner Heimath und zog mit den Wallungen der Himmelsluft friedlich wieder in den selig bewegten Busen ein! Aber nie fühlte ich noch, seitdem er schied, das Andenken an ihm mit so heiligem Bewußtseyn des Friedens in der Seele fortblühen, wie heute; nie war er mir wieder so nahe, wie hier, wo einst seine erhabnen Gedanken uns allein geweiht waren, wo er für uns lebte, zu uns redete und sang. O kehre wieder, du schöner Jüngling — komm zurück, du gute Seele! — O Dagobert, mein Freund!“

Aber es vermag keine Sprache die himmlischen Melodieen ihrer sehnsüchtig nachrufenden Stimme, noch die Anmuth und Gewalt ihrer heiligen Thränen zu schildern. Serena sank, aufgelöst in Mitleid, an ihr Herz. „Kind des Himmels! rief sie, du bist zu gut, zu reich und selig für diese unselig darbende Welt! O daß ich die Last des Thrones von deinem Herzen nehmen, oder dir meinen Namen opfern, ja ganz für dich sterben und dein theures Wesen in mich aufnehmen und dir zum Glücke wiedergeben könnte! Ich wollte ja willig von Leben, Glück und Liebe scheiden, für dich, mein Alles!"

Die Treue, welche in diesen Worten lag, deutete auf mehr als menschliche Treue. Denn Serena war schon seit einigen Jahren einem theuern Mann in der Ferne verlobt, der sich so liebend und heiß an ihr Herz sehnte! Aber das holde Mädchen konnte und wollte vor der Vermählung der Gebieterin, deren Rechte älter waren, nicht von ihr scheiden.

Fester drückte Isidora die Freundin an sich. Sie hatte jetzt mitten in ihrer Hülflosigkeit den wonnevollen Gedanken der Freundschaft in seiner schönsten Fülle empfunden — darum schwieg nun die edle Liebe dem hohen Bilde gegenüber einen Augenblick.

„Aber ach! fuhr Serena trauernd fort: Warum muß ich dich himmlische Seele nun so grausam aufschrecken aus deinen Träumen, aus der Weihe seines Andenkens! —

Er ist ja nicht für dich geboren! Deine Bestimmung ist eine andere; sie ruft mächtig deinen Namen aus; sie will dir nicht allein deine irdische Hülle abfordern; sie verlangt auch, daß du deine Ruhe mitbringest; deinen Frohsinn, — sie will dich ganz, du Arme!"

„O stille deine Angst! sprach Isidora mit sanfter Freudigkeit: Sey ruhig, du treueste aller Freundinnen über mich und meine Bestimmung! Willig werde ich folgen. Kein Murren gegen die Verhältnisse soll mich entwürdigen, und Gott und seine Heiligen werden mir den Frieden meiner Seele erhalten. Aber, Ihn vergessen, Serena? Ihn, welcher mir zum schöneren und besseren Theile meiner Gedanken ward? Das will und vermag ich nicht! Sieh, meine Beste, ich will ja seiner nur gedenken wie eines Verstorbenen — wie einer geliebten Freundin — ja, ich will seinen Namen nicht mehr aussprechen — ach, mein Herz bedarf auch dessen nicht! — Aber nur zuweilen, Serena, nur dann, wenn ich dich allein habe und ans Herz schließen darf — dann will ich leise den geliebten Namen nennen."

Unter Serena's Tröstungen ward sie immer heiterer, und beklagte sich nur über Dagoberts langes Schweigen, da ihm doch ihre Rücklunft ins Vaterland schon aus öffentlichen Blättern bekannt seyn müsse.

Als sie wieder zum Schlosse gelangten, meldete ihnen der Officier, daß eine junge Bäuerin ihrer schon

lange warte. Es war Euphrosine, welche ihre Hieherkunft erfahren hatte. Sie brachte ein reiches Geschenk an vielfarbigem Obste, Herbstblumen und goldnen Trauben aus den väterlichen Weinbergen. Ihr frisch blühendes Antlitz zeugte von der Ruhe und Heiterkeit ihrer Seele.

„Hast du keine Nachricht von deinem Bräutigam?" fragte die Fürstin.

„Ach ja, Gruß und Geschenk. (Sie holte in heller Schamröthe einen wohlverwahrten Ring hervor.) Ein Fremder, der neulich auf etliche Stunden bei uns einsprach, brachte mir das mit — und — im Frühling wolle Anshelm kommen. Dabei war ein schöner, überaus schöner Rosenkranz — den schickte mir der Herr. Und, sie seyen gar wohl und gesund in ihr Land heimgekommen."

„Gottlob!" sagte die ungegrüßte Freundin und wandte sich von ihr ab, um ihre innere Wehmuth zu verbergen.

„Kein Gruß für uns? fragte Serena: War denn nicht wenigstens ein Brief von Anshelm dabei?"

„Nein. — Ach, so ein Herr schreibt wohl gern selber. Aber Anshelm nicht. Er sagte mir: ich kann das Schreiben, und auch das viele Reden nicht leiden. Ich bin doch in Gedanken bei dir, und du bist bei mir."

„Da hatte er gewiß Recht, mein gutes Mädchen, ſagte Serena. Und wohl dir, daß du damit zufrieden biſt und deinem Anſelm glaubſt.“

„Er weiß auch, ſprach ſie, aus tiefathmender Bruſt hervorlächelnd, daß ich ihm treu geblieben wäre ohne Ring und Gruß.“

Iſidora zog ſie an ſich und liebkoſte dem holden Kinde, um aus jenen ſchönen, gläubigen Augen Troſt für ihre Sehnſucht zu gewinnen. „Nein, ſeufzte ſie, als Euphroſine ſich entfernt hatte, wir wollen ihn nicht mehr nennen, dieſen allzutheuren Freund. Doch auch namenlos, und ohne Handſchrift und Gruß, ſoll er ſtill im Herzen fortleben.“

Aber ungeachtet dieſes Vorſatzes kam noch am heutigen Abend, als nach ihrer Zurückkunft in die Reſidenz auch Olympia bei der Geſellſchaft war, ſchon wieder die Rede auf unſern Freund.

Eine Dame nannte zufällig Dagoberten, und Olympia nahm die Nachricht von ſeinem Aufenthalte in hieſiger Gegend mit ſichtbarem Erſtaunen auf. Das Kind ſagte Manches zu ſeinem Ruhm und Vieles von der allgemeinen Liebe und Achtung, die er in Straland genieße. Ihr ganzes Weſen ſchien während deſſen in hohem Enthuſiasmus aufzuflammen, und zu ſpät bemerkte ſie ihr

eignes Feuer, welches sich jetzt nicht mehr unterdrücken ließ, sondern durch das glühende Erröthen ihres reizenden Gesichts nur immer merklicher ward.

Isidora hatte das wunderschöne Mädchen mit starren Blicken betrachtet, und ihr Antlitz war allmählig blaß geworden. Olympia richtete jetzt ihr Auge nach der Gebieterin, und erblaßte wie diese. Aber die Prinzessin hielt sich nicht länger. „So ist dieser interessante Mann auch Ihr Freund!" lispelte sie matt hervor, und ruhte mit schwermüthigem Blick auf Olympiens Gestalt.

„Vor zwei Jahren, antwortete Olympia mühsam, und erröthete von neuem, als ich mich in Straland einige Zeit nach meiner Confirmation aufhielt, gewährte mir sein heiterer Geist viele Freuden; aber seit einem Jahre habe ich nichts mehr von ihm gesehen — noch gelesen."

Jene Dame, welche Dagoberten zuerst genannt hatte, that jetzt Olympien eine Frage wegen seiner Herkunft, über welche man hier wenig wisse. Olympia gab ihr zwar genügende Aufklärung hierüber, allein sie that dieß mit einer Art von Stolz und mit einer gereizten Empfindlichkeit, wodurch sie die Blicke der Fürstin und Serenens von neuem auf sich zog. Aber die letztere nahm jetzt begierig das Wort; denn sie war froh, in dieser Wendung des Gesprächs eine Veranlassung zum gänzlichen Abbrechen desselben zu finden. Sie sagte in

einem ziemlich officiellen Tone: „Da unser Freund versprach, im Frühlinge wiederzukehren, so hat die Prinzessin neulich gewünscht, dergleichen Gespräche über seine Familie und ihn selbst bis dahin lieber ganz zu vermeiden.“

Mit diesem Worte war Dagoberts Name auf einmal aus den Hofzirkeln von Agathenien vorerst gänzlich verbannt, und nur der Herzog, welcher ohnehin hiervon noch nichts wußte, behielt das Recht, ihn zu nennen.

Aber selbst der Zufall übte an diesem Abend noch ein ähnliches Recht aus, und es schien, als sollten unsre Freundinnen heute überall nur an Dagoberten erinnert werden. Denn als nach jenem Gespräche ein Herr vom Hofe den Damen aus allerlei Zeitschriften vorlas, stieß er sogleich auf die Ankündigung eines poetischen Werkes von dem Dichter Dagobert aus Straland, dessen die Kritik hier zum erstenmal, und zwar mit der höchsten Achtung erwähnte. In einem andern Tageblatt erklärte ein Recensent von ihm, jeder Kunstrichter müsse der poetischen Welt zu einer so herrlichen neuen Erscheinung Glück wünschen. Man las und hörte dieß alles mit bedeutendem und frohem Lächeln, und der theure Name unsers Freundes schimmerte nun, gewebt aus ewiggrünendem Lorbeer, noch heiliger in ihre Seelen, als zuvor. „O wie schön, sagte zuletzt die entzückte Prinzessin, wie vollkommen hat sein Genius den angetasteten Namen jetzt

an uns gerächt! Er bedarf unſers Angedenkens nicht, drum laßt uns von ihm ſchweigen."

Eine Sendung des Herzogs trieb ihr Erſtaunen aufs höchſte und vollendete die Wunder dieſes Abends. Es waren Depeſchen vom Straland'ſchen Hofe eingegangen. Ein dabei befindliches Packet an die Prinzeſſin enthielt nicht nur das gedachte Werk, ſondern auch ein langes Schreiben Dagoberts dazu. Ein ähnliches Packet übergab man Olympien. Es war ſchwer zu entſcheiden, in welchem von beiden Geſichtern die Züge der Freude ſich am reinſten und vollſtändigſten entwickelten. Olympia war in ihrer Entzückung aufgeſtanden und hielt die Finger ſchon am Siegel. Man blickte neugierig ſie an, und das arme Mädchen legte zitternd ihr holdes Eigenthum bei Seite und ſetzte ſich traurig nieder. Aber Iſidora verließ augenblicklich mit Serenen die Geſellſchaft, um den Brief zu leſen. Am Eingang ihres Kabinets wandte ſie ſich, blickte Olympien mit der innigſten Liebe an und ſagte: „O thun Sie doch, wie wir, gute Olympia! Man verzeiht uns gewiß dieſe kurze Entfernung." Ergriffen von der melodiſchen Stimme flog das Kind zur Gebieterin; lange ruhten ihre Lippen auf der Fürſtenhand, dann verließ ſie in der freudigſten Bewegung den Saal, um ſich auf ihr Zimmer zu begeben.

Alle drei kamen bald zur Geſellſchaft zurück; doch Niemand ſprach wieder von Dagobertен, bis der Her-

zog bei der Abendtafel ſich nach ihm erkundigte, und zwar, ohne die Prinzeſſin merken zu laſſen, ob er ſelbſt Briefe von unſerm Freunde erhalten habe, oder nicht. Iſidora, welche ſtiller als ſonſt war, ſchilderte dem Vater nur mit wenigen Worten ihre Freude über das erhaltene Geſchenk; und da in dieſem Augenblick ein Vertrauter des Herzogs ihm den Wunſch der Prinzeſſin zuflüſterte, welchen er heute Abends vernommen hatte, ſo ſchwieg der Herzog, ſah aber lange mit bedeutendem Lächeln vor ſich hin. Er war ſolcher Wünſche der zarten Tochter ſchon ſeit längerer Zeit gewohnt, ſobald die Rede auf irgend etwas kam, das den Hof von Stralund anging.

„Nein, Serena, ſagte die Prinzeſſin einige Tage nachher: ich mag ihn entſchuldigen, ſo oft ich will, immer wird er ſtrafbar bleiben! Und wenn ich auch zuweilen ſeine ſündhafte Seele ganz in die milde Zärtlichkeit der meinigen verſenken will, — ach, ſo können doch alle Thränen dieſer mächtig fluthenden Liebe ſeine Schuld nicht abwaſchen! Hatte er denn kein Wort, — kein einziges armes Wörtchen für die Freundin, als er dieſe unſäglich kalte Epiſtel an die Prinzeſſin niederſchrieb, — voll des unſeligſten Dankes, der unerquicklichſten Litteratur und der ſtolzeſten Devotion! Ja, wie mag nur

mein Vater, — dieser entschiedne Freund der menschlichen Wärme, — sich so innig angezogen fühlen von einem Briefe, der mit dem meinigen fast gleichlautend ist? — Er sprach in tiefer, ungewöhnlicher Rührung mit mir von Dagoberten; er gedachte seines anmuthigen Wesens, so liebevoll, Serena, so sehnsüchtig und warm! O der undankbaren Seele! Wie hab' ich in jedem Eckchen seines Briefes ängstlich nachgesucht, ja unter dem Siegel gegraben, nach einem „herzlichen Gruße für Isidoren!" nach einem einzigen „Gottvergelts für Eure Liebe, Ihr guten Drei;" denn wir liebten ihn ja alle! Oder nach einem süßen „Denket zurück an unsere geweihten Stunden!" O ich wollte ja zufrieden seyn, hätt' ich nur auf einem Blättchen, kleiner als ein Rosenblatt, den Namen „Isidora!" gefunden! — Ach, ich wäre aber dann zu reich geworden, zu glücklich! — Nein, Serena, es ist kein Zweifel mehr; ich spreche es aus: Olympia liebt ihn, und er liebt sie wieder! Denn wer müßte nicht diesen Engel wieder lieben? und, zweitens, — höre doch, meine Freundin, höre das Schrecklichste: Er ist falsch! — Er sinkt herab! Tief ist sein hohes Bild vor meinem Auge niedergesunken und zerschmettert; und ich sehe nichts mehr vor mir, als — den frechen und treulosen Abgesandten jenes allzugutherzigen Prinzen von Straland!"

Serena erſchrack. Beides hatte chegeſtern auch für ſie, doch nur auf wenige Augenblicke, Wahrſcheinlichkeit erhalten. Mit allen Vorſtellungen und Abmahnungen, welche ihre mütterliche Amtspflicht erforderte, war die treue Hofmeiſterin längſt zu Ende. Sie hatte ſich überzeugt, daß dieſe allzuſchnell und tief erglühte Liebe nur beherrſcht, aber nie vertilgt werden könne. Und, den Gegenſtand dieſer Liebe, der ihrem eignen Herzen ſo werth war, auf Koſten der Wahrheit herabzuwürdigen, das ſchien ihr nicht nur ſchlecht, ſondern für das liebekranke Mädchen ſelbſt am gefährlichſten. „Es iſt mir lieb, ſagte ſie mit Schmerz, daß meine Iſidora ſich gerade auf das Schlimmſte gefaßt macht, da daſſelbe leider in Hinſicht auf dieſe arme Welt als das Beſte erſcheint; oder wenigſtens das Reſultat daraus ohnehin als nothwendig betrachtet werden muß. Aber ach, wie ſtrafbar wäre mein Herz, wenn ich dieſen ſchlimmſten Fall noch wahrſcheinlicher machen, den Freund verrathen und unentſchuldigt laſſen wollte! Was hat er denn gethan, meine Beſte? Uns ſein Verhältniß zu Olympien verſchwiegen? Wir hatten ja alle Drei vergeſſen, ihn zu fragen, ob er Olympien kenne? daß er ſie liebe, vermuthen wir blos. Vielleicht hätte er uns alles, und ſelbſt dieß, freimüthig eingeſtanden, und — am beſten wäre es wohl, wenn wir Olympien noch heute ſelbſt darüber befragten?“

„Nein, o nein, Serena! Ein solches Geständniß würde ich jetzt nicht zu ertragen vermögen! Laß mich noch fortträumen, gute Seele! Du entschuldigst ihn so schön! Morde meinen Glauben nicht so frühe; sprich noch mehr zu seiner Vertheidigung! Serena! Verrathe mich an die Oberhofmeisterin, an den Herzog; aber vertheidige mir jetzt den Freund!"

Serena blickte seufzend zum Himmel. „Wäre es nicht besser, sagte sie, die Heilung mit schneller und eifriger Strenge zu beginnen! Doch, wenn ich nun von seinen Verhältnissen zum Stralander Hofe reden soll, so hat er uns in Rücksicht dieser nur geläugnet, daß er zu den Hofleuten von Straland gehöre. Auch hier sehe ich daher noch keine Falschheit, und Olympia selbst erklärte ehegestern, er sey in Straland nicht angestellt, sondern lebe dort nur als ein sehr reicher Privatmann und gelte für einen innigen Vertrauten des Prinzen Hugo."

„Ach, rief die Prinzessin betroffen, erst jetzt fällt mir ein, daß er sich einmal mit dem treuen Diener Medorus verglich; — der Rasende, der unbescheidene, verrätherische Mann! — Ach Serena! — und welch eine Stimmung entweihte er durch jenes Wort, das ich damals nicht beachtete!"

Die Hofmeisterin sann eine Weile hierüber nach. „Es muß irgend einen Zusammenhang in diesen Aeußerungen geben, sagte sie, wenn gleich ich denselben jetzt

nicht zu finden vermag. Aber das fühle ich fest: Dagobert ist vielleicht ein Sünder, aber kein Verräther!"

„Wer trachtet eifriger nach diesem festen Gefühl, als ich! sprach Isidora mit inniger Liebe: O wie viel besser als ich ist doch meine gläubige Euphrosine! Keine Rede, kein Schweigen stört ihren stillen Glauben! Sie hat sich, nach manchen Kämpfen, endlich dem Freunde ergeben, der sie mehr als Alles liebte; aber, nun ruht auch ihr ganzes Wesen selig im Arme des Vertrauens. Ist sie nicht unaussprechlich glücklich! Da kommt Olympia. Mich drückt etwas auf dem Herzen, und noch einmal muß ich ihr seinen Namen nennen. Dann verschwinde er."

Heiter schwebte das Mädchen herzu. Stille Freude schien jeden ihrer Züge zu beleben. „Nun, rief ihr die Fürstin entgegen, ich habe Dagoberts Gedicht schon zweimal seit chegestern durchlesen."

„Ich dreimal, gnädigste Fürstin!"

„Nein, zum drittenmale les' ich es noch nicht, Olympia. Ich habe zweimal unsern Freund Dagobert in seinem Gedichte gesucht, ohne ihn zu finden. Es ist herrlich, — es ist göttlich, möchte ich sagen. Ja das Ganze und die Theile desselben sprechen mich fast auf jeder Seite lieblich an; — aber — der Mensch, der hier bei uns lebte, spricht nicht aus seinem Gedichte zu

mir, der Mensch war doch ganz anders, als nun sein Werk ist!"

„Unmöglich, theuerste Fürstin!" rief Olympia in lebhaftem Erstaunen.

„Ist es Ihnen nicht eben so, Olympia? Ich begreife das nicht! Ja, manche Stellen (sie nannte diese,) können eigentlich, wie ich zuweilen glaube, gar nicht aus Dagoberts Seele entsprungen seyn; sie haben, in der Zusammenstellung mit ihm selbst, etwas durchaus Fremdes, und sie erhielten dieß um so mehr, je länger ich sie erwog."

Olympia fand gerade das Gegentheil. Sie glaubte, es sey nicht möglich, sich selbst bestimmter und individualisirter zu geben, als es Dagobert hier überall gethan habe. Indem sie diese Behauptung durch Stellen des Buches weiter ausführen wollte, hielt sie auf einmal, sich unterbrechend, still, und meinte, das Gefühl lasse sich weder beschreiben noch beweisen. Doch fragte sie Serenen um ihre Meinung, und erstaunte abermal, als diese geneigt schien, sich für die Prinzessin zu erklären.

„Olympia hat ihn früher, und — näher gekannt, als wir! sagte Isidora sanft lächelnd, aber mit kaum unterdrückter Wehmuth, drum können wir nicht einerlei Meinung mit ihr seyn. Aber noch Eins! fuhr sie jetzt lebhafter fort: Serena hat vielleicht unsre Geschenke

verwechselt. Halten Sie dieß hier für das Ihrige?“ Serena hatte nämlich gestern frühe beide Exemplare, welche vollkommen einerlei Einband trugen, auf ihrem Zimmer gefunden, weil jede ihrer Freundinnen sich beeifert hatte, sie an ihrem Genusse sobald als möglich Theil nehmen zu lassen. Nun wußte sie nicht mehr zu sagen, welches von Beiden Isidora, und welches Olympia ihr zugeschickt habe.

Olympia holte sogleich das andere Exemplar aus ihrem Zimmer herbei und meinte ebenfalls, es wäre wohl hübsch, wenn Jede das, was ihr eigentlich zugedacht gewesen, wieder erkenne und besitzen könne. Aber nach langem Betrachten und Durchblättern konnten sie sich doch keines besondern Merkmals erinnern, und Olympia bat daher die Prinzessin, sich Eins zu wählen.

„Haben Sie gar kein eignes Kennzeichen gefunden!“ fragte Isidora mit einer gewissen Feierlichkeit, die ihre Freundinnen belächelten.

„Nicht das geringste!“ sagte das Mädchen unbefangen und kindlich heiter.

„Ich auch nicht; fuhr Jene fort und legte zur Bekräftigung die Hand ans Herz: Nun gut, so soll uns Serena durch das Loos scheiden. Geschwind, gute Serena! dreimal soll Olympia ziehen; dann ich dreimal; — dann wollen wir erst sehen!“

Ein von Allen für höchst seltsam angesprochner Zu-

fall wollte, daß alle sechs Ziehungen nur ein und dasselbe Resultat geben mußten. Isidora, die dabei mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen war, ergriff jetzt hastig ihr Buch, schrieb ihren Namenszug auf das Titelblatt; Olympia mußte das ihrige eben so bezeichnen; drauf blätterte die Prinzessin heftig einigemal im Buche, drückte laut ihre Freude über das nun entschiedene Eigenthumsrecht aus, — entließ schnell und in der frohesten Stimmung die beiden Damen, — trug das Gedicht in ihr Kabinet, verschloß es dort eigenhändig in ihrem geheimsten Schreibschranke, und Niemand sah es nach diesem Vorfalle wieder. Selbst der Herzog mußte sich mit Olympiens Exemplare begnügen, als er einmal das seinige verlegt hatte.

Die Ursache, wegen welcher unsre Isidora sich mit so großer Feierlichkeit in den rechtlichen Besitz des einen oder des andern Buches setzen wollte, war nicht so geringfügig, als ihre Freundinnen glaubten.

Sie hatte selbst ihr Geschenk Serenen wieder abgefordert, und auf deren Zimmer beide Bücher neben einander liegen sehen, die man nun nicht mehr zu unterscheiden wußte. Als sie mit der zweiten Durchlesung fast zu Ende war, zog ein Umstand, der ihr das erste-

mal entgangen zu seyn schien, ihre Aufmerksamkeit an. Sie erblickte nämlich einige mit Röthel gezogene Striche am Rande des Buchs. „Wer hat sie gezeichnet! der Buchbinder, der Verleger, oder der Dichter selbst? — Sah ich sie schon beim ersten Durchlesen, oder nicht? Warum weiß ich dieß nicht mehr! Warum finden sie sich nur an dieser Stelle!" dergleichen Fragen fesselten endlich die nach zärtlichen Beziehungen sehnsüchtig suchende Liebe fest an dieses Blatt. Es war eine Nachrede, welche der Dichter in acht ungemein klangreichen Stanzen dem Schlusse des Werks angehängt, und an eine Freundin gerichtet hatte. Sie enthielt zwar nichts weiter, als eine Apologie und Empfehlung des Gedichts; allein, wenn man die großen Anfangsbuchstaben der acht Stanzen heraushob, deren jeder, — aber auf verschiedene Weise, und nur wie von ungefähr, — mit Roth ausgezeichnet war, so gaben sie die Worte: EWJG DEJN! Welch ein süßer Schrecken bemeisterte sich des zarten Mädchens bei dieser Entdeckung! Hier ward auf einmal die unläugbarste und unzweideutigste Beziehung offenbar. Aber, für wen! Wem galt die ganze Nachrede, und besonders jenes Wort der Treue! Denn nur das Eine der beiden Bücher trug die rothen Zeichen; die übrigens ohne Zweifel von der eignen Hand des Freundes herrührten! Hieraus war dann jener ängstliche Aberglaube entstanden, mit dem das tiefredliche Gemüth sich in dul-

tender Dahingebung dem Schicksal des Looses unterwerfen wollte.

Sie hatte fest geglaubt, das gezeichnete Exemplar gehöre Olympien, und diese werde seinen Sinn längst erkannt haben und es nicht lassen. Daher ihre Anklage und Trauer über den Freund; daher aber auch ihr Schweigen selbst gegen die traute Serena, die sie nicht betrüben wollte, und ihre Begierde, ihn von dieser noch entschuldigen zu hören. Aber nun, da Olympia jene holden Zeichen nicht einmal verstanden hatte; da diese in der seltsamen Verloosung durch sechs gleichförmige Rechtssprüche unserer Freundin zugefallen waren: — nun hüllte sich auf einmal ihre Liebe in den dichtesten Schleier des Geheimnisses ein. Die tiefste Verborgenheit ihres Gemachs mußte jene Ziffern aufnehmen, und auch Serena schien ihr jetzt nicht mehr heilig genug, um das heilige Geheimniß ihres Herzens zu fassen.

Allein, so wie sie ihr Eigenthum sicher geborgen und vor dem Auge der ganzen Welt versteckt wußte, kamen wieder neue Zweifel in das zarte Gewissen, welches nicht durch Zeichendeuterei noch durch den Irrthum ihrer bedauernswerthen Gegnerin gestillt werden konnte. In diesem Augenblick erst besann sie sich ganz bestimmt auf einen kleinen grünen Fleck, den sie bei ihrer ersten Durchgehung im Buche bemerkt hatte. Sie schloß auf und — fand glücklicherweise den Fleck. Doch selbst dieß beruhigte

sie noch nicht ganz. „Arme Olympia! rief sie unter mitleidigen Thränen: Ich war doch nur die Klügere unter uns; — die Argliſtigſte! Du aber biſt die Beſſere; und ach, vielleicht dennoch die Beraubte! würdeſt du nicht an meiner Stelle wenigſtens der Gegnerin alles entdecken!“

Dieſer Gedanke riß ſie von neuem in ein Meer von Zweifeln hin, aus welchem die geängſtete Seele ſich nicht zu retten wußte.

Aber Olympia fühlte keine von allen dieſen Beängſtigungen, ſondern bis jetzt war es nur ein leiſer Anhauch von Sorge um die Treue des Freundes, den ihr Herz zuweilen empfand, wenn ſie Dagoberts Empfänglichkeit für alles Schöne erwog und dieſe dann dem zarten Wunderbilde der holden Iſidora und deren Neigung zu ihm, an welcher nicht mehr zu zweifeln war, gegenüberſtellte.

Sein Brief an ſie enthielt manches ſchöne, liebliche Wort; doch übrigens keine Beziehung auf jenes nähere Verhältniß, worin ſie vormals mit ihm geſtanden hatte. Doch war folgende Nachſchrift merkwürdig. „Er habe dafür geſorgt, ſchrieb ihr Freund, daß dieſer Brief noch vor, oder doch gleich nach ihrer Ankunft in Agathonien, eingehen werde, damit ſie im Stande ſey, eine Bitte zu

erfüllen, die er ihr nicht wichtig genug schildern könne. Sollte nämlich am Agathonischen Hofe früh oder spät die Rede auf ihn und seinen dortigen Aufenthalt kommen, so wünsche er dringend, daß seine Freundin so viel als möglich es vermeide, von seiner Person, Herkunft, seinem Gedichte, ja selbst von ihren eignen freundschaftlichen Verhältnissen zu ihm, irgend eine Erläuterung zu geben und zu nehmen. Mit einem Wort: er wünsche, dort vor der Hand nicht näher gekannt zu seyn. Es seyen während seiner Trennung von ihm ganz eigne Umstände eingetreten, deren hohe Wichtigkeit ihn zu dieser Bitte nöthigten, wovon er ihr aber erst im Frühlinge die mündliche Erläuterung geben könne, da er es bedenklich gefunden, dergleichen Dinge einem Briefe anzuvertrauen. Hierbei bitte er aber die Freundin, sich fest zu überzeugen, daß sein eignes inneres Wesen mit allen Gedanken und Gesinnungen noch ganz das vorige sey und ewig bleiben werde. Die beste Bestätigung hievon werde sie, wie er hoffe, in seinem Gedichte finden. Im schlimmsten Falle, — den er aber nach allen Umständen nicht fürchten dürfe, — möge Olympia seinetwegen weder Etwas meinen, noch glauben, noch thun, bis sie ihm darüber geschrieben habe. Außerdem erwarte er bis zum Frühlinge keine Antwort von ihr."

Hierin lag nun die Urſache, wegen welcher Olympia ihre Vertheidigung des Dagobert'ſchen Gedichts gegen die Prinzeſſin ſo ſchnell abgebrochen hatte, eingedenk der Warnung ihres Freundes. Zwar gab ihr ſeine Nachſchrift Stoff zu den ſeltſamſten Fragen und Vermuthungen. Aber, ſelbſt ſo gläubig und treugeſinnt, wie ſie war, überwältigte das Mädchen bald jeden Zweifel durch ihren kindlich leichten Sinn. Die Nachrede des Gedichts nahm ſie ohne Umſtände, als ihr ſelbſt zugeeignet, mit froher Seele an. Ohne den Sinn der geheimen Buchſtaben zu finden, glaubte ſie doch aus jeder Zeile ſeiner Dichtung zu ſehen, daß jenes ſchöne Herz, welches ſie liebte, dem ihrigen noch ſo mächtig wie ſonſt die Flügel entgegenſchlug.

Alles am Hofe liebte ſchon Olympien. Ihre jugendlich friſche, mit ſo ſeltnen Reizen prangende Geſtalt, ein reicher, glänzend lebhafter Geiſt; noch mehr aber, ein tiefes Gemüth, deſſen reine Fluth in ewiger Beweglichkeit für jedes Hohe und Herrliche aufwallte. Das Alles riß die Herzen zu ihr hin. Sie wollte nicht gefallen, und gefiel, weil ſie viel war, viel zu geben hatte und, ohne es zu wiſſen, gab. Die bizarreſte Tadelſucht, die ſich ſo oft im Voraus auf ein ſogenanntes Nichtgefallenſollen obſtinirt, widerſtand ihr nicht; ja der Neid ſelbſt verging

vor ihrem Gruße; denn die ſchuldloſe Jugend trat ihm freundlich entgegen, und nahm den Schrecklichen an die Bruſt, und im Aushauch ihres warmen Herzens zerfloß er lächelnd.

„Wenn nur Olympia, ſagte die Prinzeſſin nach wenigen Tagen zu ihr, alle Seelen, die ſie mir ſchon geraubt hat, durch ihre eigne volle Liebe zu mir, meinem Herzen wiedergeben will, ſo bin ich glücklich und reich!" Das Kind erbebte vor Wonne.

Auf alle Gnadenſtufen, die ſonſt eine Hofdame gewöhnlich nach und nach erklimmt, ſchien Olympia gleich Anfangs verzichten zu wollen; drum hob ihre Gebieterin ſie ſchon am erſten Tage über alle weg, und ſetzte ſie in Serenens Nähe, — in jene Höhe, wo keine andern Verhältniſſe mehr geduldet wurden, als das einzige Band der Liebe zwiſchen drei holden Mädchen. Olympia war erſt fünfzehn Jahre alt, eine vater- und mutterloſe Waiſe, und blutarm. Die fünfundzwanzigjährige Serena hatte Eltern und Vermögen. Iſidora, die Reiche, ſtand, ſiebzehn Jahr alt, in ihrer Mitte und hielt ſich für Serenens Tochter und Olympiens Mutter. „Ich Undankbare! ſprach ſie einſt zu Serenen: Weißt du wohl, daß ich bisweilen die Tochter faſt eben ſo zärtlich liebe, als dich? Und doch thatſt du alles für mich! — Und

doch bist du mehr, als sie! Nun sage mir, warum ist sie nicht auch mir weniger als du! Ich Undankbare!"

„Ich glaube, sagte die Hofmeisterin, daß in der Liebe doch wohl die Mutterzärtlichkeit an Wärme denselben Rang vor der Tochterliebe behauptet, welchen in der gesellschaftlichen Welt die Mutter vor der Tochter einnimmt."

„Es mag wohl so seyn, erwiederte Isidora: Geben ist seliger, denn Nehmen, spricht der Heiland. Wärst du nur wenigstens arm, daß ich dich reich machen könnte! Sieh, daß sie so blutarm ist, das reißt mich ganz zu ihr! Und daß sie so unwissend ist, und so viele anmuthige Fehler macht, — ach, ich weiß es nicht zu sagen!"

So ward denn Olympia sehr bald der zweite Abgott des Hofes; für die Prinzessin selbst aber der erste. Beide schienen keine andere Liebe mehr zu kennen, als ihre eigne beseligende Wechselneigung. Olympiens Naivetät im Betragen brachte man allmählig, statt sie zu tadeln, in die Mode des Hofes, und selbst die strenge Oberhofmeisterin, welche übrigens wenig mit ihr in Berührung kam, ließ jeden Verweis, den sie dem holden Mädchen zu geben gedachte, in gutmüthiges Wohlwollen zerschmelzen. Desto strenger war ihr Serena, und ein jeder Blick von dieser wurde der jungen Freundin zum unverbrüchlichsten Befehl, und jedes Versehen bat sie ihr mit kindlicher Demuth ab.

Es fehlte nicht an vielseitigem Andrange junger Männer um Olympien her. Aber eine höchst leicht aufzuregende Scheu, ein unaufhaltbar schnelles Zurückfliehen in die Regionen der Kindheit, stets begleitet vom vollesten Glanze süßer Schamröthe, machten jede Annäherung zu ihr so auffallend und daher so unmöglich, daß bald Niemand sich mehr herannwagte, sondern alle glaubten, dieses Herz sey noch nicht zu rühren, vielweniger zu gewinnen. „Sie ist schon gerührt, sprach Isidora in ihrem Herzen: Sie kennt aber etwas Höheres, als diese Gestalten.“

Bei den Verhältnissen, worin jetzt die beiden Höfe von Straland und Agathonien gegen einander standen, fand es Isidorens Umgebung nicht ganz schicklich, daß die Prinzessin Dagoberts Brief eigenhändig beantworte. Seufzend übertrug sie es Serenen. Diese Antwort fiel aber dennoch ganz anders, und weit herzlicher aus, als Dagoberts steifes Anschreiben. Denn Isidora diktirte sie fast wörtlich Serenen und übte bei dieser Gelegenheit ihre volle Gewalt über die oft ungern gehorchende Freundin aus. Kein Vorwurf war darin ausgesprochen; aber es war Vorwurfs genug, daß man ihm mit lebhafter Wärme jeden schönen Moment seines hiesigen Aufenthalts wieder ins Gedächtniß rief, welchen der kalte Mensch

selbst vergessen zu haben schien! Ueber sein Gedicht äusserten beide Freundinnen die reinen und wahren Gesinnungen ihrer Herzen; und alle Stellen desselben, die man mit seiner persönlichen Erscheinung nicht zu vereinigen gewußt hatte, wurden ihm treulich genannt. Der größte Theil des Briefes sprach von Strumpfens Liebenswürdigkeit; und dieß ohne alle Beziehung, und in der anmuthigsten, reinsten Sprache der Anerkennung ihres Werths. Mußte nicht der Freund, selbst wenn er ein doppelter Verräther war, beim Lesen dieses himmlischreinen Briefes Thränen vergießen?

Es war zweifelhaft, ob Dagobert hierauf abermals schreiben werde. Isidora selbst wagte dieß nicht zu hoffen. Und so schwiegen sie dann von ihm, und es fiel bis zum Anbruche des Frühlings nichts Merkwürdiges unter unsern Freunden vor.

Gegen das Ende des Karnevals aber, bei welchem dieses Jahr, wegen Anwesenheit mehrerer fremden Herrschaften und einer Menge anderer reichen Fremden, ungewöhnliche Pracht herrschte, liefen am Hofe bestimmtere Nachrichten von Straland ein. Es war darin von nichts geringerem die Rede, als von einem Besuche der beiden Prinzen dieses Hauses, der auf nächsten Frühling angekündigt ward, und zwar für die Zeit, wo der Hof in Tempe zu residiren pflegte. Lehnte man den Besuch ab,

ſo galt dieß für eine abſchlägige Antwort auf die bisher leiſe eingeleitete Brautwerbung. Wurde er angenommen, ſo konnte man in Straland nicht mehr an Iſidorens Jaworte zweifeln — und eine Verweigerung würde dann, nach den bisherigen Präliminarien, das größte Aufſehen erregt haben.

Schon ſeit länger als einem Jahre waren die Abſichten des Stralander Hofes halb officiell bekannt geworden. Der Herzog hatte es der ſchönen Tochter nie verborgen, wie angenehm ihm dieſe Verbindung ſeyn werde, und ſie ſelbſt fand freilich nicht den kleinſten Grund, etwas dagegen zu ſagen. Der Erbe von Straland hatte bereits gewählt. Sein Bruder Hugo war es, dem man Iſidoren und ihr reiches Erbe zudachte. Bei Dagoberts Anweſenheit hatte man zwar oft die Rede auf dieſen Prinzen gebracht. Aber der feine Freund hatte immer, wie ein Unkundiger, nur Muthmaßungen geäußert, und, ihn förmlich über den Charakter des Prinzen zu befragen, das erlaubte damals ohnehin die Delikateſſe des Herzogs noch nicht.

Die eingegangenen Papiere wurden ſogleich der Prinzeſſin überbracht. Unmittelbar darauf erſchien der Herzog ſelbſt bei ihr, und — fand die Tochter in Thränen.

„Ich hoffte dich anders zu finden, meine geliebte Tochter!“ sagte er und verbarg mit aller Strenge die eigne Stimmung seines weichen Gefühls.

„Es wird vorübergehen!“ rief sie und sank ihm an die Brust.

„Du hattest vormals immer ganz gleiche Gesinnungen mit mir über diesen Gegenstand, fuhr er heiterer fort: Gewiß sind diese Thränen nur ein unwillkührlicher Ausbruch deines leichtbeweglichen Gemüths! Oder, ist dein alter Wunsch, den Prinzen vorher am dritten Orte einmal zu sehen, oder doch sein Bildniß zu besitzen, nochmals aufgeregt worden? Ich wünschte, dir wenigstens das Letztere gewähren zu können; allein man hat uns darauf nur erklärt, Hugo habe noch nie einem Maler gesessen, und dabei hatte man auch dein eignes Portrait nicht verlangt. Da nun der Stralander Hof zu den größeren gehört, und ich gewissermaßen von ihm abhänge, so war es nicht schicklich, hierin weiter zu gehen, besonders, da man es dort übrigens an der feinsten Aufmerksamkeit jeder Art nicht fehlen läßt. Alle meine geheimen Nachrichten stimmen auch mit dem öffentlichen Gerüchte von Hugo's schöner Männlichkeit, seinem hohen Geiste und trefflichen Herzen, so vollkommen überein, als es wohl nie bei einer ähnlichen Verbindung der Fall war. Die Welt preißt Euer Loos selig, und

ich selbst bin vollkommen ruhig darüber. Auch Dagobert, der herrliche Mensch, ist zum Hofstaate des Prinzen gezogen worden, und auf ewig soll dir dieser holde Sänger nahe bleiben. Aber eine andere Aufmerksamkeit, die ich erst heute erfuhr, bewegt mein Herz recht innig: Der Prinz hat sogleich auch Serenens Bräutigam in seine Dienste genommen! Wie zart, — und wie rührend für dich!"

„O gewiß that es Dagobert! rief Isidora froh erschreckend: Denn er verehrt sie, wie eine Göttin!"

„Soll ich nun, beschloß der Herzog mit Würde und Nachdruck, kann ich wohl diesen Besuch noch ablehnen?"

Sie bewegte, langsam verneinend, das schöne Haupt und blickte aufwärts. Der Herzog schloß sie rasch in die Arme und entfernte sich mit freudiger Bewegung.

Aber in Isidorens Seele waren plötzlich Furcht und Zittern gedrungen. Lange saß sie staunend da, und schien sich selbst zu fragen, ob das alles wirklich wahr sey, was um sie her vorgehe. Längst war ihr ja das bekannt, war geschehen sollte, — vielleicht geschehen mußte. Aber bis diesen Augenblick hatte ihr jenes Vielleicht nur ein ungewisses Etwa geschienen; ein fern liegendes, zweifelhaftes und immer noch bequem nach

ihrem Sinne zu lenkendes Ereigniß, deſſen Näherkommen oder Zurückſchwinden man in heiterer Ruhe wenigſtens noch abwarten konnte. Und jetzt — war es auf einmal da, um mit Gewitterſchwere die holde Luft ihrer Jugend zu umziehen, den freien Athem ihres Buſens zu drücken und ihre geheime Liebe zu zerſchmettern!

„Iſt es denn ganz unwiderruflich beſchloſſen, ſeufzte die Angſterfüllte, daß ich dich betrügen muß, guter Hugo! Schöne, würdige Seele, womit haſt du ſo Schreckliches verdient! Und ach, wäre es möglich, daß du ſelbſt mit kindlicher Reinheit und im Unſchuldsgewande deiner erſten, vollen Liebe mir nahteſt, — mir, der Falſchen, vielleicht mit wirklicher wahrer Treue entgegenkämeſt!“

Dieſer Gedanke fiel wie Vergeblaſt auf ihre bange Seele. Ach, die tägliche Betrachtung jenes traurigen Schickſals, jenes ſchweren Verderbens, womit ſie alle Fürſtenherzen ewig bedroht zu ſehen glaubte, hatte ſie verhindert, dieſen Gedanken eher zu faſſen, als im jetzigen Augenblick! Doch nun ſtieg auch, indem ſie ſich eine ſolche Möglichkeit dachte, die Angſt ihres redlichen Herzens aufs höchſte. Ganz allein, ohne Troſt ſtand die Arme da; aber Gott ſandte ihr einen Beiſtand!

Friedlich, wie ein Genius der Unſchuld, trat in dieſem Augenblick Euphroſine in ihr Gemach. Sie

brachte aus ihrer und des Einsiedlers sorgsam gehegter Blumenzucht einen vollen duftenden Strauß, und — schon prangten die ersten Veilchen aus den Feldern jener wärmern Ufer Tempe's in ihrer Hand.

„O mein Tempe!" rief die Fürstin unter Freudenthränen, und küßte leise die Primeln, und lehnte die brennende Wange an den kühlen Sammt des duftigen Aurickelstraußes, und sog langsam die ersten Feldgerüche des Jahres ein. „Wer sandte dich, gutes Mädchen, gerade in diesem fürchterlichen Augenblicke zu mir! Komm an mein Herz, du Gedanke des Frühlings! Du treues, heiteres, volles, warmes Leben! Sieh, wie schön deine Blumen sind! Auch der Mensch ist, wie eine Blume, — vergänglich, aber doch lieblich!" Sie weinte nun lange an ihrem Hals, ohne ein Wort zu sprechen; und das gute Kind (vielleicht die einzige Menschenseele auf Erden, die Isidoren ganz durchschaute und verstand,) konnte nun, auch ohne nach dem Kummer der Gebieterin zu fragen, redlich mit ihr weinen.

Leider aber wurde dieses im Aeußern so ungleiche, und doch so innig verschwisterte Paar jeden Augenblick unangenehm gestört, und bald meldete man gar die Ankunft eines fremden Fürsten, welchen die Prinzessin bei ihrem Vater begrüßen sollte.

„Ich kann dir nicht beschreiben, sagte Isidora bei ihrer Trennung, wie sehr mich der morgende endliche

Anbruch der heiligen Faſtenzeit, und das Aufhören dieſer entſetzlichen Menge von ſchaalen Vergnügungen und Feſten freut! Ach, Euphroſine, wie heiß ſehne ich mich dießmal nach den Tempeln Gottes und ihrer heiligen Stille! Wäre es doch ſchon Morgen, und ich dürfte dort knieen!"

„Ja beten, beten! rief Euphroſine: Beten und weinen vor Gott! Es hilft und heilt die Angſt des Herzens!" Das Mädchen ſprach dieſe Worte, indem ſie ging, ſo innig und glaubensvoll, daß Iſidora heilig erbebte.

Freundlich begann nun wieder das erneuerte Jahr in zarter Kindheit aufzugrünen. Neue Quellen, die der Sommer nicht gekannt hatte, mußte jetzt im Drange des Frühlings jeder Felſen frei geben; und ach, neue Quellen hatte auch die Liebe im holden Auge unſrer Freundin geöffnet!

Vor der zärtlichen Serena ſchien ſich jetzt das edle Herz allmählig ganz zu verſchließen; denn warum ſollte dieſes unheilbare Leiden auch noch eine andere geliebte Seele niederdrücken! Euphroſinen, die vielleicht alles wußte, durfte ſie nur äußerſt ſelten allein ſprechen, weil ſie ſonſt Aufſehen dabei beſorgen mußte. Man ſah daher die Fürſtin immer heiter, und nur im

göttlichen Dunkel des Heiligthums, unter den Klagetönen der hohen Trauerzeit, und vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter, da ergoß sich ihre ganze Seele. Da trauerte sie um die Blüthe des Heils aller Welt; da büßte sie selbst für ihre irdische Liebe; da schien auch alle Welt mit ihr zu trauern, und fromme Mütter zeigten oft den Töchtern mit Thränen die Betende, als ein Bild der reinsten Demuth und Andacht.

Aber es fanden sich jetzt zuweilen noch andere Momente, in welchen ihr inneres Gefühl ausbrach; wenn nämlich Olympia allein bei ihr war. Sie schien immer zu fühlen, daß sie Olympien viel zu wenig liebe, daß sie ihr einen ungeheuren Ersatz schuldig sey, den sie nie zu leisten vermöge. Mit der reinsten Liebe betrachtete sie stets das Kind, gab ihr Unterricht, machte sie reich und fühlte eine beständig wachsende Neigung, ihr alles zu geben, was sie hatte. Oft, wenn sie allein waren, faßte sie plötzlich Olympiens Hände, blickte seelenvoll so lange in ihre Augen, bis der eigne Blick von Thränen umdunkelt ward, und rief dann unter heißen Küssen: „Ach, ich liebe dich viel zu kalt! Du bist ein reiner, unschuldiger Engel! — ich aber bin eine große Sünderin gegen dich!"

Olympia ahndete zwar den Sinn dieser Worte nicht ganz; allein in ihrer Seele regte sich fast dasselbe Gefühl, so, daß ihr die Fürstin ewig als eine Gekränkte

erſchien, deren Schmerzen zwar nicht das Werk ihrer Schuld waren, aber doch von ihr herrührten. Hätte ein Dritter geſehen, wie innig jeder Blick, ja oft ſelbſt die Worte beider Freundinnen nur um Verzeihung und Gnade flehten, er hätte ihr ſeltſam geſtimmtes Verhältniß für die unnatürlichſte Ausſchweifung einer kranken Empfindſamkeit halten müſſen.

Einſt kam Olympia erſchrocken zu ihr und drängte ſich ſo ängſtlich an die Gebieterin, als ſuche ſie irgend einem ſchreckhaften Gegenſtande zu entfliehen. Iſidora erfuhr, daß ſie ſeit zwei Stunden von einem gewiſſen Herzklopfen überfallen worden ſey, woran ſie vor einigen Jahren ſchon einmal gelitten habe. Einer der berühmteſten Aerzte, der ſie ſehr mühſam geheilt, habe ihr damals geſagt, es ſey wohl möglich, daß das Uebel nach Jahren verſtärkt wiederkehre, und für dieſen Fall rathe er einzig zum wunderbarſten aller Mittel, — zum Magnetismus, wodurch ſie höchſtwahrſcheinlich ganz und auf immer von dieſem ſeltſamen Uebel zu befreien ſey, den er aber jetzt ſchon anzuwenden noch Bedenken finde. Dagobert, der dabei zugegen geweſen, habe viel mit jenem Arzte darüber geſprochen, und ſich zuletzt ebenfalls für deſſen Meinung beifällig erklärt.

Iſidora, — welche dieſes Uebel, nur in ſehr geringem Grade, ſelbſt kannte, — gerieth hierüber in große Unruhe, ſandte ſogleich nach dem Leibarzte und bat die Kranke, ſich indeſſen niederzulegen. Ehe Olympia fortging, konnte ſie nicht unterlaſſen, nach dem Fenſter hinzueilen, und dort an einer Pflanze zu riechen, welche eben im Aufblühen war, und die ſie beſonders liebte. Die Fürſtin, welche weniger Gefallen an dieſem Kräutchen fand, verſprach, daſſelbe ihr ſogleich in ihr Zimmer nachzuſenden, worüber das Mädchen große Freude empfand.

Der Arzt und Serena erſchienen, und mit dieſen der Herzog, um ſich ſelbſt nach dem zu erkundigen, was mit Olympien vorgefallen war. Als der Arzt aus ihrem Zimmer zurückkam, ſchüttelte er mit bedeutendem Lächeln das Haupt. „Ich glaube wohl, ſagte er, daß ihr Uebel, welches allerdings bedenklich werden kann, auch durch andere Mittel als den Magnetismus noch zu heben wäre. Allein ſie fühlt einen ganz ungewöhnlichen Widerwillen gegen Arzneimittel jeder Art; — ſie, die ſich bei einer andern Unpäßlichkeit ſchon das Uebelſchmeckendſte willig gefallen ließ. Ich glaubte Anfangs, ſie beſtehe nur, der Meinung eines entfernten Freundes zu Liebe, auf dieſer ſeltſamen Kur; aber es half kein Abrathen, ſobald ich ſie erſt einmal über die vollkommen anſtändige Verſah-

rungsart dabei belehrt hatte, worüber ſie vergebens in großer Angſt geweſen war."

„Und was halten Sie vom Magnetismus? fragte der Herzog: Glauben Sie nicht, daß er im beſten Falle nichts hilft und nur auf den Geiſt wirkt?"

„Man hat leider, erwiederte der Arzt, bis jetzt dieſe neuentdeckte wunderreiche Kraft noch nicht genug unterſucht, um darüber abzuſprechen. Daß ſie phyſiſch wirkt, und Großes zu wirken vermag und ſchon gewirkt hat, iſt keinem Zweifel mehr unterworfen."

„Wie? Sie wollen mir doch nicht etwa weiß machen, daß Leute in dieſem Zuſtande, bei wirklich geſchloſſenen Augen, mit den Fingern oder gar mit der Herzgrube Briefe geleſen, oder aus einer mit abgewandtem Zifferblatt vor die geſchloſſenen Augen gehaltnen Uhr die richtige Zeit erkannt und angegeben, oder gar durch die Wandmauer ganze Schriften geleſen haben?"

„Ich hätte wohl Luſt, gnädigſter Herr, meinte der Doktor, Sie alle hiervon zu überreden, wenn ich nicht im Voraus am Gelingen verzweifeln müßte. Und was wird es helfen, wenn ich jetzt in vollem Ernſte verſichere, daß ich dergleichen Kranke mit dieſen meinen leiblichen Ohren ſogar künftige Begebenheiten, und Ereigniſſe der abgelegenſten Ferne, vollkommen richtig habe melden hören?"

„Ich dächte, lieber Doktor, lachte der Herzog, wir führen Olympien durch den Sinn und suchten ihr dießmal noch mit Arzneien zu helfen.“

Der Arzt selbst und beide Damen waren der nämlichen Meinung. Man begab sich zu der Kranken, um ihr Vorstellungen zu thun. Alle waren vergebens. Sie flehte zuletzt so rührend um baldiges Beginnen der Kur, daß man sich dazu entschließen mußte.

Zum Glück war der Leibarzt eben so bereitwillig als körperlich geschickt, um die Kur vorzunehmen. Er gehörte der protestantischen Kirche an, und Olympia hatte sich kürzlich einige lutherische Kirchenlieder von ihm lehren lassen, um die Oberhofmeisterin mit seiner Religion zu versöhnen. Uebrigens war er ein frischer fünfundzwanzigjähriger Mann von großer Gelehrsamkeit, trefflichem Herzen und blühender Gesundheit, der gerade im Begriffe stand, sich mit einer liebenswürdigen Braut zu verbinden. Olympia hatte diese vor wenigen Tagen zum erstenmal gesehen und eine ganz besondere Neigung zu derselben gefaßt.

Ihr Zustand hatte sich des folgenden Tages, wo die Operation beginnen sollte, beträchtlich verschlimmert, ohne daß sich etwas Fieberhaftes zeigte. Der Herzog hatte indessen seinen eignen Leibarzt, einen würdigen

Greis, die Kranke besuchen lassen und ihn dann in Gegenwart ihrer beiden Freundinnen um seine Meinung befragt. Aber auch dieser glaubte, man müsse ihr um so eher zu Willen seyn, da ohnehin die Krankheit wirklich für eine magnetische Behandlung geeignet scheine. „Etwas Besonderes, sagte er, ist hier nicht zu wagen, da ich meinen jungen Freund als höchst vorsichtig kenne, und da er jene beiden Eigenschaften unstreitig besitzt, die besonders der edle und reinherzige Hufeland als die Haupteigenschaften eines Magnetiseurs angibt: — körperliche Gesundheit und moralische Reinheit."

Der Herzog zeigte zuletzt einiges Verlangen, bei einer solchen Operation zugegen zu seyn. Aber der Alte rieth ihm ab, weil gerade bei diesem so zarten Gemüthe jede Störung leicht gefährliche Folgen nach sich ziehen könne. „Ueberhaupt, fuhr er fort, scheint mir hierbei jeder Zweck, der nicht rein medicinisch ist, jetzt noch unerlaubt; und dieß so lange, bis die Aerzte mit ihrer Meinung über die Sache aufs Reine zu seyn glauben und ihre Resultate den Philosophen zur weitern Verarbeitung übergeben können; — welchen Zeitpunkt ich wohl zu erleben wünschte, aber noch für weit entfernt halte. Sollte es sich bestätigen, daß jeder Mensch zur Theilnahme an dieser geheimnißvollen Verbindung

zwiſchen nahen und getrennten menſchlichen Weſen fähig iſt, ja ſogar: durch Hülfe und auf den Flügeln derſelben ſich zu dem hinüberſchwingen kann, das noch nicht phyſiſch exiſtirt, zum Ereigniß der Zukunft: und an Beidem wage ich meines Theils nicht mehr zu zweifeln, ſeitdem ich ſelbſt mehrere Verſuche gemacht habe —"

„Sie, — auch Sie wagen nicht mehr zu zweifeln? fiel ihm der ungläubige Fürſt mit allen Zeichen des höchſten Erſtaunens in die Rede: Doch, fahren Sie fort!"

„Dann, ſage ich, wird das holde Kind der Ewigkeit, die ſchöne unvergängliche Pſyche des Menſchen, unſerm Blicke viel reiner, und doch weit wirklicher und gleichſam körperlicher vorſchweben. Dann wird der Böſe vor der in ihm wohnenden göttlichen Kraft der Unſterblichkeit, die er endlich ſieht, zum erſtenmal erſchrecken; er wird fühlen, was es heißt: vor Gott iſt keine Zeit, kein Raum. Dann wird er von der Wirklichkeit ſeines eignen Wiſſens der Zukunft, nicht nur auf eine Möglichkeit, ſondern auf die völlige Gewißheit ſchließen müſſen: daß er einſt auch das ganze Bewußtſeyn ſeiner Thaten in jenes Land der Wahrheit werde mit hinüber nehmen müſſen: aber der Gute wird ſich dieſes

schönen Erbtheils aus seinem Erdenleben dann desto lebendiger erfreuen; ja, das ganze ewige und ewig abgesonderte Seyn des Menschen wird dann uns Allen so hell, so tröstlich, so ewig in sich, erscheinen, wie — — ja, mein Fürst, so wie es schon jetzt vor mir, vor dem Auge meines lebendigen Glaubens dasteht!"

„Sie wissen, sagte der Herzog jetzt ernsthaft und mit einem kleinen Schauder, daß ich mir seit gewissen Vorfällen auf der Jagd, die Ihnen bekannt sind, es zum Gesetze gemacht habe, nicht mehr so leicht an irgend einem Ereignisse zu zweifeln, als ehemals. Auch ist es wahr, daß ich mich seit zehn Jahren nicht mehr um die Sache des Magnetismus bekümmert habe, welche indessen, wie ich sehe, durch unsre Aerzte von neuem hervorgesucht ward. Aber eben deswegen sehe ich nicht ein, warum Sie mich abhalten wollen, dergleichen Versuche mit anzusehen?"

„Wollen denn Ihre Durchlaucht, lächelte der Arzt, nur die Heilung durch den Magnetismus, oder vielmehr die dabei sich etwa ereignenden Wunder mit ansehen? Die erstere geschieht selten so schnell; und gerade in Rücksicht der letztern mußten vorsichtige Aerzte sich bis jetzt noch die Besuche nichtärztlicher Zuschauer verbitten, weil diese nicht allein die Heilung störten,

ſondern auch manches Unglück anrichteten. Haben wir ſelbſt erſt die Gränzen näher kennen gelernt, auf welche die Fragen an magnetiſirte Menſchen zu beſchränken ſind, und befindet ſich die ganze Verfahrungsart überhaupt erſt mehr in unſerer eigenen Gewalt: dann, und eher nicht, dürfen wir Andere dazu einladen."

„Ich will ehrlich ſeyn; ſagte der Herzog: allerdings iſt es mir dabei nur um Wunder zu thun. Das heißt: ich wünſche mich mit eignen Sinnen davon zu überzeugen, daß der Menſch, wenn er im magnetiſchen Schlafe erwacht iſt, zum Sehen oder Hören nicht gerade ſeiner Augen und Ohren bedürfe, ſondern nur irgend eines andern Gliedes; daß er alſo z. B. mit den Fingern zu ſehen vermöge, oder gar mit ſeinem ganzen Leibe überhaupt, überall und auf einmal ſo, daß ſein ganzer innrer Leib überall aus allen Sinnorganen zugleich beſteht, und alſo auch z. B. ganz Auge iſt; — oder endlich gar, daß er ohne den ganzen äußern Leib, und unaufgehalten von andern Körpern, ſehen könne; alſo durch einen für gewöhnlich wachende Menſchen undurchſichtigen Körper! Mehr, lieber Doktor, wünſche ich vor der Hand nicht."

Hierzu, meinte der Alte, könne gar leicht Rath werden. Doch ſey es noch ſehr ungewiß, ob Olympia

in den wirklichen magnetiſchen Schlaf fallen und darin erwachen werde, da Beides nur ſelten der Fall ſey, und auch gar nicht immer zur Heilung erfordert werde. Er wolle übrigens das Begehren des Herzogs dem Magnetiſeur melden.

„Reden Sie ſelbſt mit ihm; beſchloß Jener: Ich werde jetzt ſogleich auf meinem Zimmer zwei leere Couverts in die Hand nehmen, dann blindlings in meine Briefe greifen, zwei davon in die Couverts ſchieben, dieſe ſogleich eigenhändig verſiegeln und dann auf den erſten Wink des Magnetiſeurs bereit ſeyn, mich hinter dem Bette der Kranken zu verbergen, ihm die Briefe heimlich zuzuſtecken und dann mit anzuhören, wie er die Kranke rathen läßt, von wem dieſe mir ſelbſt unbekannten Briefe geſchrieben ſind. — Und damit gut.“

„Ich fürchte mich!“ ſagte Serena.

„Ich nicht mehr! lächelte die Prinzeſſin, denn der Magnetiſeur hat mir eidlich geloben müſſen, daß er ſie nichts Verfängliches wolle plaudern laſſen. Und ach — das himmliſche Kind weiß ja auch von keiner Sünde!“

Die Kur nahm ihren Anfang, und schon während der ersten Streichungen zeigte die Kranke sogleich eine auffallende Empfänglichkeit für den Magnetismus, deren Aeußerungen aber der vorsichtige Arzt noch nicht bis zur Ohnmacht zu steigern wagte. Ihr Uebel dauerte dabei fort, ohne sich zu vermehren oder zu vermindern.

Nach etlichen Tagen ließ Abends der Leibarzt unsrer Isidora berichten, daß Olympia so eben, nach einer kurzen Ohnmacht, im magnetischen Schlaf erwacht sey. Die Prinzessin konnte nicht widerstehen. Sie begab sich an das Bett der Kranken, wo man einen geheimen Winkel für sie und den Herzog eingerichtet hatte.

Der Arzt benutzte sogleich ihren Zustand, der dießmal nur kurze Zeit dauerte, zu Erkundigungen nach ihrem Befinden. Allein sie antwortete auf mehrere Fragen nichts weiter, als „sie glaube, daß sie sich bald besser befinden werde.“ Dabei beklagte sie einigemal den Arzt deswegen, daß er jetzt ihrenthalben so wenig bei seiner Braut seyn könne, nach deren Gesellschaft er sich doch so sehr sehne. Er winkte hierauf der Prinzessin, sie möge sich ihr zeigen. Diese stutzte doch, und es graute ihr ein wenig beim Anblick der verschlossenen Augen. So wie sie nach und nach sichtbar ward, schien die aufhorchende Kranke ihre Anwesenheit für schon

bekannt anzunehmen. Einmal war es auch, als richte sie ihre Rede an Isidoren, indem sie äußerte, „ihr jetziger Zustand müsse wohl für Gesunde, die ihn betrachteten, etwas Fürchterliches haben.“ Allein, als die Prinzessin sie liebevoll um die Beschaffenheit dieses Zustandes befragte, antwortete sie nicht, und schien sich auch weiter nicht um jene zu kümmern. Darauf wiederholte der Arzt die Frage der Fürstin, und Olympia antwortete sogleich: „Ich fühle mich ungewöhnlich frei; sogar mein Herz schlägt sehr ruhig. Meinen Zustand will ich Ihnen näher beschreiben. Mir ist so, wie mir dann zuweilen ward, wenn ich lange allein in der tiefen Abenddämmerung saß, um an ferne oder verstorbene Lieben zu denken; — oder wenn ich allein in einer dunklen Kirche betete, — geistermäßig, wenn Sie wollen, — aber Sie wissen nicht was das heißt. Diese Stimmung kam mir ehemals, wenn sie vorüber war, immer schauerlich und fürchterlich vor; doch jetzt gar nicht, sondern recht angenehm und gewohnt. Ich fühle, daß es mir für diesen Augenblick in Rücksicht auf Aengstlichkeit und Muth vollkommen einerlei wäre, ob ich mich bei hellem Sonnenschein auf einer Wiese, oder um Mitternacht in der Schloßkapellengruft zwischen den fürstlichen Leichen befände. Gewiß, ich habe von jeher seltsame Dinge geglaubt. Aber wie ich mich in meiner Kindheit vor so

Mancherlei habe fürchten können, das ist mir heute schlechterdings unbegreiflich. Wie konnte mir denn jemals die Wahrheit fürchterlich seyn — halt! Lassen Sie mich weiter darüber nachforschen!" — Sie stockte und athmete heftiger.

„Heute nicht, meine theure Freundin! sagte der Besorgte im sanftesten Tone: Strengen Sie Ihre Denkkraft nicht zu sehr an. Mich freut es aber, daß ich Sie zu jeder Art von Unterhaltung so geneigt finde, wie sonst. Lassen Sie uns über Musik reden, worüber wir beide so gleiche Gefühle hegen."

„Musik! — Soll ich Ihnen singen?"

„O wenn Sie das wollten! — Geben Sie mir den herrlichen Gesang: Gott ist mein Lied."

Sie begann sogleich im sanftesten Tone und in ungewöhnlicher Reinheit den ersten Vers ihres Lieblingsliedes. Aber als sie an die Stelle kam, und alle Himmel Sein Gebiet" schwang sich ihre Stimme zu einer so hohen, wahrhaft seraphischen Klarheit auf, daß beide Zuhörer das schöne Engelwesen im Schauer einer heiligen Furcht anstaunten. Bei Endigung des ersten Verses lehnte sie das Haupt zurück, und erwachte sogleich zum gewöhnlichen Leben, mit der Aeußerung, „sie habe sehr angenehm geträumt und befinde sich un-

gemein wohl.“ Aber sie wußte sich auf nichts von ihrem Traume zu besinnen.

Einige Tage nachher fiel sie während der Operation in einen längern magnetischen Schlummer, und erwachte in diesem viel heiterer als noch je. Sie ging dabei mit Leichtigkeit mehrmals im Zimmer umher, vermied alle dortstehenden Geräthe, wie eine Wachende bei offnen Augen thut, und zeigte dann, nachdem sie sich wieder auf ihrem Bette niedergelassen, so viele Klarheit des Geistes, daß der Arzt dem Herzoge das längst erwartete Zeichen geben ließ. Sobald dieser nebst Isidoren sich an den gewöhnlichen Platz begeben hatte, nahm ihm der Magnetiseur im Vorübergehen die Briefe ab, bemerkte aber, daß die Gesichtszüge der Kranken seit den wenigen Augenblicken, worin er sie nicht gesehen hatte, von einiger Unruhe zeugten.

„Sie sind heute zerstreut, lieber Doktor!“ warf sie ihm sanft vor und that ängstlich.

„Ich will Ihnen die Ursache entdecken, theures Fräulein. Man gab mir zwei verschlossene Briefe, und wünschte, daß Sie mir die Unterschriften derselben sagen könnten; — weiter ist es nichts. Aber ich weiß nicht —“

Er zog den ersten hervor. Sie streckte die Hand darnach aus und sagte: „Vielleicht! Aber lassen Sie mich ihn näher bringen.“ Sie hielt ihn an ihr Herz und sagte nach einigen Augenblicken, indem sie ihn zurückgab, ganz schlicht und langsam: „Silberberg, — vermuthlich der Hofrath.“ — Aber so wie er den zweiten ihrer Hand kaum entgegenreichte, verklärte sich schon ihr ganzes Angesicht. „Dagobert!“ sprach sie wehmüthig und drückte erst dann den Brief zärtlich an ihr Herz und sank, indem sie ihn wiedergab, lächelnd auf das Kissen zurück, um sich dem seligen Traume ganz zu ergeben.

Aber der Herzog hatte während dessen schon die Hand ausgestreckt um seine Briefe zu empfangen, die ihm der Arzt rücklings reichen mußte. Begierig, seinen Fund schnell zu untersuchen, entfernte er sich jetzt mit einigem Geräusch, wobei die Kranke wieder mehr Unruhe zeigte; aber ihre Züge drückten nicht sowohl Ueberraschung oder Schrecken aus, sondern eigentlichen Verdruß. Der Herzog verschwand nun und — kam niemals wieder.

Isidora nahte jetzt auf des Arztes Wink langsam und that Olympien eine Frage wegen ihrer Gesundheit. Sie ward wieder zusehends heiterer, schien aber Isido-

rens Gegenwart heute gar nicht zu bemerken; wenigstens nicht mit dem Sinne des Gesichts und Gehörs. Alle fremden Berührungen aber hatte der Arzt ausdrücklich untersagt. Dieser fuhr jetzt fort, die Kranke wegen ihres Zustandes zu befragen. Er hielt ihr einige Arzneien vor; aber ihr Widerwille gegen jede äußerte sich im magnetischen Schlafe noch stärker, als im gewöhnlichen Wachen.

„Sie müssen sich selbst eine Arznei verschreiben," sagte er wie im Scherze.

„O das will ich wohl! rief sie erfreut: Sehen Sie dort die schöne blühende Pflanze im Fenster?"

„Diese! Ja — aber das ist keine Arznei. Sie enthält, wie man mich gelehrt hat, wenige oder gar keine Heilungskräfte."

„Die Fürstin hat mir sie geschenkt. Aber ich meine auch nicht eben diese, sondern eine ähnliche. Sie wächst sehr häufig in — schade daß Sie jene Gegend nicht kennen!" Sie beschrieb ihm jetzt sehr genau eine Pflanze, die er mit dem angenehmsten Erschrecken für ungemein heilkräftig erkannte, oft verordnet hatte und auch Olympien jetzt aus dem Nebenzimmer sogleich herbeiholte. So wie er ihr das Pulver vorhielt, erkannte sie es augenblicklich für das verlangte. „Zehn solcher Portionen,

ſagte ſie, werden mich, wenn Sie nur die beigemiſchten widrigen Dinge davon thun, vollkommen herſtellen; — aber ich werde einige Tage lang gar ſeltſam ausſehen!" Sie lachte, wie ſie ſchon mehrmals gethan hatte; doch nahm in dieſem Zuſtande ihr Lachen ſtets einen unbeſchreiblich rührenden Charakter an; wozu ſchon die ewig verſchloſſenen Augen viel mitwirken mußten.

Weil nun die von der Kranken ſelbſt verordnete Arznei ſchon nach wenigen Tagen eine auffallende Beſſerung ihres Uebels bewürkte, ſo unterließ dann der Arzt das Magnetiſiren allmählig.

Einſt erklärte ihr derſelbe am Morgen, da ſie heute wieder eine verſtärkte Portion des bekannten Pulvers genommen habe, ſo werde er dieſen Abend (es geſchah immer um ſechs Uhr,) nicht zum Magnetiſiren erſcheinen. Drauf bat er die Prinzeſſin insgeheim, ſie möge an dieſem Nachmittage wo möglich allein bei der Kranken bleiben, und dieſe recht ruhig, und ſtets auf ihrem Bette zu erhalten ſuchen. Sollte ja Etwas vorfallen, ſo möge ſie mit der Kammerfrau verabreden, daß man beim erſten Schellenzuge ihn von ſeinem Zimmer abrufe, wo er den ganzen Abend arbeiten werde. Man hatte nämlich

dem Leibarzt ein eignes Zimmer zu ſeinem beſtändigen Aufenthalt im Schloſſe eingerichtet, welches er gegenwärtig bewohnte, da außer Olympien auch zwei gefährlich Kranke bei Hofe zu beſorgen waren.

Des Nachmittags war Olympia äußerſt vergnügt. Sie ſaß gemüthlich arbeitend auf ihrem Bette, und neben dieſem befand ſich die Prinzeſſin, der ſie von Zeit zu Zeit in den wärmſten Liebkoſungen die Hand zerküßte. Eben hatte die Wanduhr vier geſchlagen, als die Kranke das Köpfchen langſam zurücklegte und gähnend über Schläfrigkeit klagte. Nach wenigen Augenblicken bemerkte die Freundin, daß es eine von ihren Ohnmachten geweſen war, (die ſeit einiger Zeit äußerſt kurz und leicht vorüber gingen,) und daß ſie bereits mit geſchloßnen Augen wachte.

„Wer iſt bei mir?“ fragte die Kranke, und Iſidora glaubte in dieſem Augenblick einen Fieberſchauer zu empfinden. Sie hatte, gegen des Arztes Verbot, Olympiens Hand noch mit der ihrigen vereinigt gelaſſen, und jetzt beſorgte ſie, durch das Losmachen derſelben die Kranke zu erſchrecken. Sie ſchellte daher nicht, ſondern blieb in einiger Aengſtlichkeit ſitzen.

„Kennſt du mich nicht, meine Beſte?“ fragte ſie leiſe; aber es erfolgte keine Antwort.

„Was macht der sonderbare Mann? fing jetzt Olympia von selbst an: Noch nie habe ich mich so innig nach ihm gesehnt, wie jetzt; — und diesen ganzen Nachmittag verläßt er mich; — und selbst die liebe Fürstin. — Ich glaube, ich bin allein — — wo ist wohl jetzt mein Dagobert!"

Ihr Gesicht glich dem Antlitz eines seligen Engels. Isidora, von welcher alle Bangigkeit gewichen war, sank auf ihre Knice und betete leise über dem heiligen Kinde: „Er sey auf ewig dein, — dein, du reine Himmelsseele! — Aber du, Ewiger, mache ihn ihrer würdig!" Es war, als vernähme sie die liebevollen Worte, denn ein höheres Lächeln verklärte das Gesicht der sanft Träumenden.

Nach wenigen Augenblicken erschien der Arzt ungerufen. Seine Mienen drückten das lebhafteste Erstaunen aus, als er die Kranke im magnetischen Schlafe fand. Schon ehe er das Zimmer öffnete, hatte sich ihr Blick stets fest auf die Thüre geheftet, und nun begrüßte sie ihn mit einem Ausrufe der Freude. „Aber was haben Sie gemacht, lieber Freund! rief sie dann: Und warum sind Sie so lange weggeblieben? Ich habe mich ganz unaussprechlich nach Ihnen gesehnt. Geben Sie mir Ihre Hand. So — nun bin ich zufrieden."

„Ich will Ihnen Alles gestehen; sagte er: Da ich Sie mehr als alle meine bisherigen Patienten für den

Magnetismus empfänglich, und besonders ihre vor dem Schlafe vorausgehenden Ohnmachten in der letzten Zeit sogar unbedeutend fand, so beschloß ich, einen neuen Versuch zu wagen, zu dem ich in meiner bisherigen Praxis noch keine Gelegenheit finden konnte. Ich habe Sie nämlich heute um vier Uhr auf meinem Zimmer hier im Schlosse magnetisirt; — das heißt: ich habe mich mit so ganzer Seele zu Ihnen her, und überhaupt in unsere gewöhnliche Verfahrungsart beim Magnetisiren so lebhaft hineingedacht, daß, wie ich sehe, dieser Versuch vollkommen gelungen ist."

„Sie sind mein Freund! sprach sie im zärtlichsten Tone: Ihr Herz ist treu und sanft und rein. Guter Mann! Sollt' ich irgend einmal in meinem Leben Sie verkennen, so erinnern Sie mich an diese Stunde, — die ich freilich beim Erwachen werde vergessen haben. Sie thaten auch in dieser Krankheit so viel für mich, daß mein Herz sich Ihnen auf ewig verpflichtet fühlt. Nun ist das Uebel gehoben, lieber Freund, und Sie brauchen mich nicht mehr zu magnetisiren; denn diese Kleinigkeit (sie zeigte ihre Hände, an welchen aber der Arzt nichts Besonderes bemerken konnte,) wird bald vorüber seyn; — doch werde ich wohl in der Osternacht noch eine Anwandlung von diesen Ohnmachten fühlen."

„Woher wissen Sie das?"

„Woher ich's weiß? das kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Flüſtert mir Etwas aus der Ferne es zu, oder ſagt es mir die eigne Kraft meines Weſens! Ich weiß es nicht. Nur ſo viel kann ich Ihnen ſagen. Alles Nachdenken oder Beſinnen hilft in meinem jetzigen Zuſtande nichts, — ja es exiſtirt eigentlich gar nicht. Entweder ich kann Ihre Fragen ſogleich beantworten, oder gar nicht. Aber ich fühle deutlich, daß es eine große Menge von Fragen gibt, mit deren Beantwortung ich verſchont zu ſeyn wünſchte, wiewohl ich dieſe Beantwortung weder verweigern würde, noch könnte, und — daß Sie, mein Freund, dergleichen Fragen zurückhielten, dieß machte mir Ihr ſchönes Herz erſt recht werth! Sagen Sie mir aber von dem allen, was ich geſprochen habe, nichts, wenn ich erwacht ſeyn werde. Es würde mich nur vergebens ängſtigen."

Sie machte eine lange Pauſe und fing dann leiſer, aber höchſt feierlich wieder an: „Glauben Sie mir nur ſicherlich, es muß ein Mißverſtändniß hier verborgen liegen. — Ich weiß es ja, auch ſie wird unſäglich froh und glücklich ſeyn; — ſie und ich! Aber es iſt doch gut, lieber Doktor, fuhr ſie nach einiger Zeit lächelnd fort, daß ſie vorhin bei mir war. — Ich weiß, daß es auch gut war für ſie ſelbſt." Die Kranke zeigte hier abermals auf die Hände.

„Von wem sprechen Sie?“ fragte der Arzt ängstlich, während die erschreckende Isidora sich bereits anschickte, fortzugehen.

„Von meiner engelreinen Fürstin. Sie war bei mir, ehe Sie kamen, und —“

„Sie ist noch jetzt da — sie steht hier vor Ihren Augen.“

„So!“ sagte sie mit der wunderbarsten Gleichgültigkeit, und schwieg wieder lange. Der Arzt sah jetzt die Fürstin betroffen an und schien zu erwägen, ob er dieses Gespräch fortsetzen solle! Allein die Fürstin selbst bat ihn eifrig, abzubrechen. Sie war in einen Stuhl gesunken, verbarg das Gesicht in ihrem Tuche und entfernte sich gleich nachher. Die Kranke schien nun heute für keinen andern irdischen Gegenstand mehr Sinn zu haben, als einzig für den Magnetiseur. Sie antwortete ihm auf die unbedeutendsten Fragen, und ließ sich dabei nicht im mindesten stören, wenn man ihr brennende Lichter nahe an die Augen hielt, vor den Ohren mit Papier raschelte, welcher Ton ihr sonst unleidlich war u. s. w. Die ganze Außenwelt war für sie aufgehoben und ihr Leben schien einzig noch in der zwischen ihr und dem magnetischen Freunde waltenden Geisterliebe fortzubestehen. Da übrigens die Kranke selbst vorhin den

heutigen Tag zum letzten Versuche der magnetischen Manipulation bestimmt hatte, und da ihre Krankheit nicht durch den bloßen Magnetismus (als Arznei oder physisches Agens selbst,) sondern durch wirkliche Resultate des eigentlichen Somnambulismus (durch die in ihrem erhöhten und verklärten psychischen Zustande und vermöge des erweckten Divinationsvermögens von ihr selbst verordnete Arznei) geheilt worden war, so glaubte der Arzt, diesen seltneren Fall jetzt noch so viel möglich zur Untersuchung ihres eignen Gefühles von jenem Zustande benutzen zu müssen, und fragte sie daher öfter als sonst, wie ihr eigentlich zu Muthe sey?

Allein, sie schüttelte fast bei jeder solchen Frage das Haupt und lächelte blos. „Ich wünschte wohl, sagte sie zuletzt, daß ich Ihnen beschreiben könnte, wie mir ist: allein Sie vermögen das nicht zu fassen, und es gibt auch keine Worte, die es ausdrücken. Ich höre, sehe und weiß nichts nach Ihrer Art; aber es ist, als ob ich dennoch alles weit klarer als sonst hörte, sähe und wüßte. Daß ich viel, viel mehr höre, sehe und weiß, als Sie, und als ich selbst im gewöhnlichen Zustande, das leidet keinen Zweifel. Aber Sie verstehen es nicht, mich darüber richtig zu befragen. (Sie schien hier emporzustaunen und fuhr langsamer fort:) Ich will Ihnen einige Bilder geben. So ist mir zu Muthe,

wie es Ihnen war, als Sie einſt vom Berggipfel zur Abendröthe hinüber weinten; — ſo, wie es Ihnen war, als ſie zuerſt das reine Herz ihrer Geliebten wahrnahmen. — Heute wird es ein Jahr, als Sie in der Abendgeſellſchaft bei Ihren Schwiegereltern ſich zum erſtenmal von jenem holden Gemüthe gerührt fühlten, — und — — (der Arzt ſchauderte zuſammen,) ſo, wie Ihnen in der darauf folgenden Nacht war, als Ihnen träumte, Sie hätten ein Kind, — und das Kind kam aus tauſend Wunden blutend, und doch wie ein ſeliger Geiſt lächelnd, — und es kroch, immer wehmüthig zu Ihnen flehend, auf blutbedecktem Boden um Ihr Bett her, und wimmerte [illegible] ſo herzzerreißenden Tönen — — da riefen Sie aus dem Abgrund Ihrer Schmerzen zum Ewigen auf: „O Gott der Barmherzigkeit! Solchen Jammer laß mich nie fühlen!“ — Und mitten in dieſem Rufe nahmen Sie Gott wahr, ja Sie fühlten ganz hell und rein Gottes unmittelbare Erhörung dieſes Gebets. Sie erwachten zugleich, noch emporlächelnd, und noch immer dem Ewigen wirklich und unbezweifelt nahe, und wiederholten laut jenes Gebet — und weinten laut, aber vor Freude über jene wahrhaft unmittelbare Erhörung — — ſo, mein Freund —“

Die übrigen wenigen Worte waren ganz unverſtändlich; denn ſie lag bereits ſanft ſchlafend da. Aber

der erstaunte Mann blickte empor und rief betend aus: „Ja, wunderbar sind deine Werke; und das erkennet meine Seele wohl!“

Erst, nachdem sie erwacht und sehr heiter von ihrem Lager aufgestanden war, wies sich die Ursache aus, warum sie vorhin öfters auf ihre Hände gezeigt hatte. Diese waren nämlich auf einmal sehr roth und warm geworden. Eine ähnliche Röthe zeigte sich auch schon am Gesicht und Halse. Einzelne Flecken konnte man kaum unterscheiden. An dem ganzen zarten Körper war binnen wenigen Stunden ein röthlicher Ausschlag entstanden, und der Doktor erklärte denselben für eine der gutartigsten von jenen materiellen Crisen, durch welche, wie unsere Aerzte sagen, „die wirkliche Krankheit, die bisher immateriell war, nun auf einmal sich verkörpert und dadurch heilbar wird.“ Olympia war jetzt voll Verwunderung über diese seltsame Röthe, die sie doch kurz vorher selbst angezeigt hatte, befand sich aber so vollkommen gesund, daß sie mit den leichten Verhaltungsregeln, die der Arzt wegen des Ausschlages gab, ihren Scherz trieb. „Mir ist heute Abends so, sagte sie, als ser mein Herzklopfen nnn auf immer vorüber; und man kann sich

in Rücksicht der Gesundheit nicht sicherer fühlen, als ich in diesem Augenblicke.“

Betroffen stand aber am andern Morgen der Arzt da, als er fast denselben Ausschlag, nur in geringerm Grade, auch an der Prinzessin entdeckte. Allein sie lächelte den Besorgten heiter an, und, indem sie ihm die Berührung Olympiens, deren sie sich am vorigen Abend schuldig gemacht hatte, verschwieg, erinnerte sie ihn nur an jene Worte der Ahndung, welche die Kranke gestern in ihrem letzten magnetischen Schlafe über sie ausgesprochen hatte. Die Bedeutung derselben ward jetzt auf einmal Beiden klar, und zerstreute alle Besorgnisse.

Nach wenigen im [illegible]e zugebrachten Tagen löste sich schon ein sehr feines Schuppenhäutchen von den Patientinnen, und der Arzt verordnete ihnen zuletzt noch einige köstliche Bäder. Beide hatten durch diesen Schluß der gemeinschaftlichen Cur eine ganz neue und wirklich verklärte Farbe erhalten, welche, so wie die jugendliche Festigkeit der reizenden Körperformen, von der milden Frühlingsluft noch erhöht zu werden schien, über deren Wunder alle Welt erstaunte. Die Lilienhaut war so unaussprechlich rein, und mit so blendendem Lebensglanze durchwebt, wie ein schneeweißes Gewölk im bräutlichen Anfluge des süßfunkelnden Frühroths. Die Wangen

konnte man nicht roſiger nennen, als die übrigen Lebensformen; aber ſie ſchienen ſtets in geheimer Scham darüber zu erröthen, daß man dennoch in ihnen die ſanft verborgnen Quellen jener leiſen Roſengluth ahnden mußte. In keinem Reiz aber waren beide einander ſo ähnlich geworden, wie in der Farbe ihrer Lippen. Ein lebenswarmes, blaſſes Incarnat ſchimmerte auf den Rändern der kleinen feuchten Roſenkelche, und nur aus den geheimſten Tiefen des ſüßgeſchloſſenen Spalts flammte ſaftig ein leiſes himmliſchhelles Purpurroth hervor, in deſſen liſpelnder Quelle die neugeborne Göttin der Schönheit ſelbſt liebezuckend zu baden ſchien.

Serena, an welcher man bisher eine ſtille Traurigkeit bemerkt hatte, da ſich in ihrer Seele mit jedem Gedanken an eine magnetiſche Operation etwas Fürchterliches oder doch Unheimliches verband, wovon die Urſache in einigen früheren unglücklichen Erfahrungen lag. Serena lebte erſt jetzt wieder von neuem auf, und äußerte einſt, als nach der Abendtafel Iſidora und Olympia noch bei ihr waren, ihre fromme Bewunderung über die jugendliche Herrlichkeit, zu welcher ihre gleichſam wiedergebornen Freundinnen aufgeblühet waren. „Ich kann es nicht verſchweigen, ſagte ſie entzückt, daß es jetzo ſchon dann ein voller, wahrhaft göttlicher Liebesgenuß für mich iſt, wenn ich Euch einander umſchlin-

gen sehe; und wenn ich dann mich selbst unter Euren Küssen wiederfinden darf. O Ihr holden Bilder einer reinen Menschheit! — Wie schön hat Euch der himmlische Vater geschmückt! Wie lieblich strahlet Ihr in seiner Herrlichkeit unter allen Blumen der Welt hervor! O selig die — wohl jenen Glückseligen, für die Ihr aufblühen werdet!"

Isidora schaute errüthend zur Erde, dann liebevoll zu Olympien, dann gen Himmel. „Ach ja! sagte sie nach einiger Zeit und faßte zärtlich Olympiens Hand: es ist mir selber auch so, als habe Gott in dieser heiligen Fastenzeit unsre Sünden von uns genommen; als sollten wir nun zu neuem, würdigerem Leben auferstehen. Mein Herz ist so leicht!"

Olympia weinte sanft. „Könnt' ich doch, sprach sie wehmüthig, dem himmlischen Erretter mein ganzes Leben zum Dank- und Lobgesange weihen! Ach, ich habe sie nun empfunden. — Zweimal habe ich im Leben gefühlt, welch eine fürchterliche Krankheit schon die leibliche Angst ist! Ich darf es jetzt wohl sagen, — mir war zu Muthe, wie einer Verbrecherin seyn mag. Gestorben wär' ich wohl gern; — aber, in so schrecklicher Angst mich hinsterben zu lassen — nein, das konnte mein Gott nicht wollen! Und wenn ich nun vollends von jener Angst

auf das zu schließen wagte, was man Seelenangst nennt, — o mein Erlöser, davor wirst du mich bewahren!" Sie blickte sehnsüchtig nach einem Bilde des Gekreuzigten, fiel auf ihre Knice und begann in heißen Thränen, die gefalteten Hände fest an ihre Brust gedrückt, emporzuflehen:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze seyn,
So reiß mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein!"

Sie blieb auf ihrem Angesichte liegen. Es war ihr eine Ohnmacht zugestoßen. Man rief eiligst den Arzt, der sich noch im Schlosse befand, und brachte sie zu Bette. Sobald er erschien, erholte sie sich schon wieder. Der Arzt untersuchte ihren Puls und fand das Mädchen so vollkommen wohl, wie sie selbst zu seyn behauptete. Er erinnerte die Prinzessin leise und mit frohen Mienen daran, daß heute die Osternacht sey, auf welche die Kranke selbst eine letzte Anwandlung von Ohnmacht vorher verkündigt habe. Ihre erstaunten Freundinnen blie-

ben noch bei ihr bis nach Mitternacht und verließen sie dann im gesundesten Schlafe.

Isidora erwachte nach kurzem Schlummer in der heiligen Morgendämmerung des Ostertags. Posaunenschall und laute Chöre von allen Türmen jauchzten schon in die festlich summenden Glockenschwärme hernieder, und verkündigten mit hohem Siegesgeschrei den himmlischen Trost aller Welt: — die Auffahrt des großen Gotteshelden aus den Grüften dieser Erde; — die selige, göttlicherfüllte Hoffnung der Erlöseten des Herrn: daß der bange Mensch nicht soll vernichtet werden, und zerrinnen im kalten Sturm einer ewigen Nacht, sondern einst wiederkehren aus dem kurzen Grabesschlummer, zu endlosem Frühlingsleben, in das Vaterland seines Retters, zu jenem Freunde und Fürsten aller Seelen, der sie einst um sich her versammeln wird, die geliebten Todten, auf unvergänglichen Blüthenauen einer schöneren Welt.

So sanft erweckt zu einer übermenschlich hohen Heiterkeit, betete die fromme Jungfrau leise zum Himmel auf: „O mein Erlöser, wie lieblich erscheinet mir heute wieder der große Ehrentag deines himmlischen Sieges

über das Grab! Sey mir tausendmal gegrüßet, du süßes Licht meiner Unsterblichkeit, das einst für uns Arme die Geister der Nacht und Schatten auf ewig überwand! O laß meinen Geist unter allen Schatten der irdischen Sorge und Angst des Lebens doch immerfort in deinem Lichte freudig wandeln; — und aus den kleinen Freuden, aus den kleinen Leiden der Erde ziehe mich stets hinweg und aufwärts zu dir, mein Erlöser! Es vergehe die irdische Liebe um mich her. — Mein Erbtheil sey das Vaterland der ewigen Liebe!"

Immer herrlicher tönten nun die lauten Chöre in das Ohr der Entzückten, und alle Welt jauchzte in die Melodieen ihrer Seele mit großem Schall:

„Singt: Heilig, heilig, heilig Ihm!
Er hat zerstört des Todes Macht
Und uns das Leben wiederbracht!"

Seliglächelnd blickte jetzt das Gotterfüllte Kind in die Strahlen der Morgenröthe hinüber, als eine warme Thränenperle, die auf ihre hochbewegte Brust niederfiel, sie sanft erweckte. Es war Olympia, die das Engelshaupt still zu der himmlischen Freundin niederbog, leise Gebete über ihr lispelte und jetzt, brünstigküssend, zwischen die freundlichsten aller Lippen mit so allverschlie-

fender Fülle eindrang, daß der süße Hauch ihrer Morgengrüße im Dufte des thauigen Kusses zerschmelz.

Isidora sprang von ihrem Lager; die Freundin hüllte sie in ihre Morgengewänder; dann traten sie mit verschlungnen Armen zum Fenster. Und dort, vor der hellflammenden Morgenröthe, und im ringsum tönenden Feldgeschrei der Auferstehung zum ewigen Leben, schwoeren sie einander eine endlose Liebe und Vereinigung zu, — frei von allen Banden der Welt, des Fleisches und der Leidenschaften dieser Erde, — eine Liebe, rein und geschlechtslos, — eine Vereinigung der Geister für die Ewigkeit.

Wie zu neuem Leben geläutert im himmlischen Goldstrom der Frühröthe, wandten sich nun die Vereinigten zu ihrer Morgenandacht; — und hier falle der heilige Vorhang!

Aber auf sonnengoldnem Wagen sank endlich von neuem der holderröthende Mai im Triumphe süßer Frühlingsjubellieder zur Erde herab. Zwischen dem schneeigen Kirschenhügel und der alabasternen Welle des Birnbaums schwebte er nieder und küßte das wallende Busenthal. Da schlug der liebewarmen Erde das Herz,

wie einer Braut, und auf ihren Wangen trat nun auch die röthliche Apfelblüthe hervor, und junge Knospen der Frührose wollten aufspringen vor himmlischer Lust.

Liebliches Tempe! wie herrlich grüßest auch du den schönen Freund!

Alle Menschen freuten sich dort über Eins und Dasselbe, — über den Frühling. Der ritterliche Befehlshaber im Pallast achtete das Fürstenzimmer jetzt so gering, als der arme Tagelöhner seine theure schützende Hütte. Beide wollten im Freien leben. Der Förster sang durch den Wald und hörte dort auch den Holzhauer und den Vogel singen. Der braune Wald starrte saftschwellend empor, und schon kräuselten sich zahllose Locken vom frischesten Hellgrün über seinem welligen Haare empor, um die Stirnen der ernsten Greise wieder zu verjüngen. Der schöne Wallersee lag so still und ungetrübt da, wie eine hellgeschliffne Fläche von bläulichem Wolkenachat, und Blüthenbäume tauchten üppig die Last ihres Schmucks in seine glänzende Fluth. Niedrig und heimisch strich wieder der Storch die tiefen Thäler entlang; Schwalbenheere zogen ihre Kreise über Tempe; die Gluckhenne führte singend das zarte Völkchen aus; zur sonnigen Wohnung unter blühenden Büschen. Die Gärtner gaben schon die köstlich-

sten Erzeugnisse ihrer Wintermühe den warmen Küssen der Mailuft preiß und wanderten mit blüthenbestreuten Kleidern stolz und sicher in den lustigen Gängen umher; die Ruinen der Marienabtei begannen über dem elegischen Farbendunkel ihres Gesteines sanft zu ergrünen; das frohe Wild verließ die hohen Dickigte des Hubertuswaldes und sprang durchs tiefe Gras hernieder zum heiligen Brunnen; zahllose Nachtigallen sangen aus den Blüthengewölben das Lob des großen Schöpfers über die verjüngte Welt.

Aber das reizende Naturbild war doch noch nicht ganz vollendet. Alles schien noch in einer stillen, bräutlichen Erwartung zu lauschen; dem Ganzen fehlte noch die reiche, königliche Staffage: — es war die schöne Menschheit mit dem fühlenden, hochbegabten Herzen!

Doch, als nun an einem sonnigen Mittage das lustige Getön der Posthörner die Ankunft des geliebten Hofes verkündigte, und nun der ehrenwerthe Herzog wie im Triumphe heranfuhr, und ihm nach die schöne Tochter zog, und nun Wagen an Wagen daherschmetterten, und der Pallast mit allen Pavillons sich auf einmal so reichlich füllte: — da blitzte erst das volle Leben auf. Alles freute sich des Wiedersehens. Alles

jubilirte, und ſelbſt die Letzten der dienenden Brüder und Schweſtern nahmen ihren lauten Antheil an dem allgemeinen Frohlocken.

Das erſte Geſchäft des Herzogs, welches er noch vor dem Mittagsmahle beſorgte, beſtand darinn, daß er den Leibarzt zu der Prinzeſſin führte, bei welcher auch Serena und Olympia waren, ihn dort eine förmliche Predigt „über das Verhalten eines Leben und Geſundheit liebenden Chriſten in der Frühlings-Hitze und Kühle" abhalten ließ, und dann (um alles Unangenehme gleich Anfangs abzuthun,) einige ziemlich ſtrenge Befehle gab, die den Damen nicht ſonderlich gefielen. „Ich ahnde ſchon, ſagte er, daß Ihr wieder die Zeiten der lärmenden Eulalia einführen und hier die Wildeſten unter Allen ſeyn wollt; und ſo Etwas — geht nun nicht mehr!"

„Das hat wieder Niemand angezettelt als Sie! ſagte die Fürſtin freundlich zürnend zum Arzte: Sie wollen mich um meine Freuden bringen — Landesverräther!" Aber ſobald der letztere Ausdruck ihren Lippen entfuhr, bedeckte hohe Gluth ihr Angeſicht, und der Herzog fing heftig an zu lachen. Iſidorens Leibarzt

war nämlich schon seit einem Jahre bei Hof in den Verdacht gerathen, als stehe er mit allerlei hohen Personen zu Straland in geheimem Briefwechsel. Seine sogenannten Feinde (denn wirkliche hatte der liebe Mann nicht,) sagten ihm oft ins Antlitz, er ziehe sehr beträchtliche Summen von Straland und verrathe dafür die Geheimnisse seines Hofes. Der Herzog selbst neckte ihn zuweilen mit obigem Ehrentitel, und es war auch wirklich officiell bekannt, daß er während Olympiens Krankheit, an welcher zuletzt auch die Prinzessin Theil nahm, selbst mehrere Staffetten und sogar einen förmlichen Courier nach Straland abgesandt hatte.

Der arme Arzt schwur hoch und theuer auf seine Treue und bat und flehte aufs demüthigste um Gnade; aber, wiewohl ihm diese in den sanftesten Ausdrücken von der Gebieterin zugesichert ward, blieb dennoch das arme Kind dießmal in einer wehmüthigen Stimmung. Es schien sie doch ein wenig zu kränken, daß man ihre letzten Jugendfreuden noch mit gewissen Regeln beschränken wollte. Allein diese Stimmung war nur vorübergehend; sie war gleichsam der letzte Rest des Winters; ihr Frühling war aber nun einmal angebrochen, und die Kälte des Lebens hatte keine Gewalt mehr über den rosigen Mai dieses leichten Götterbluts.

„Und wirst denn du dem Vater gehorchen, meine Kleine?“ sagte der Herzog zu Olympia, die ihre Lippen an seine Hand schmiegte und den strengsten Gehorsam schwur. — Der Herzog zog sie an seine Brust. „Sieh, mein Mädchen, sagte er mit Innigkeit, du weißt und ahndest gar nicht, wie viel ich dir verdanke, du Kind der Wunder — und wie sehr ich dich liebe! Bleibe nur immer so rein und fromm, und verlasse meine theure Tochter niemals. Ihr werdet einander zwei gute Geister seyn. Ein fuhres Gefühl sagt mir dieß.“

Das Gespräch konnte nicht fortgeführt werden, weil Alle sich zu bewegt im Innern fühlten. Am Herzoge war überhaupt seit jenen magnetischen Operationen öfters eine gewisse ernste Stimmung wahrzunehmen, die ihm in vorigen Zeiten fremd schien. Hauptsächlich die Geschichte von der letzten Ohnmacht Olympiens am Ostervorabend, hatte sein höchstes Erstaunen erregt. Er suchte mit Niemand über die Sache zu sprechen, mischte sich auch nicht einmal in dergleichen Gespräche ein; aber ein stilles, rührendes Lächeln entwickelte sich stets in seinem Angesichte, wenn Isidora ihm unter vier Augen jene Begebenheiten in reinster Wahrheit und mit ihrer süßen gläubigen Einfalt wieder erzählte. Oft drückte er dann die Tochter sanft an sich und nannte leise den Namen ihrer verewigten Mutter. Er war ein heller Kopf und

hatte von jeher ungemein rechtlich, doch äußerst frei und absprechend gedacht.

Beim Weggehen sagte der Herzog freundlich: „Euern ersten heutigen Ausflug weiß ich schon gewiß: — Ihr geht zum Hubertusbrunnen, in die romantischen Regionen unsers guten, getreuen Dagoberts.“ Er blickte mit bedeutendem Lächeln die nickende Tochter an. Sein ganzes Wesen erheiterte sich immer, wenn er ihres Freundes gedachte, so, daß die Arme zuweilen insgeheim fürchtete, ihr zärtliches Auge habe dem Vater ihr zärtliches Herz verrathen.

Es fanden sich aber beim ersten Spaziergang unsrer drei Freundinnen so viele Gegenstände, die im Vorübergehen begrüßt und Olympien bekannt gemacht werden mußten, daß man doch erst spät zur Marienabtei gelangen konnte. Dort mußte Olympia auch noch die weitläufigen Ruinen besehen und dem Einsiedler vorgestellt werden, welcher jetzt zum letztenmal, aber in einer schönen, wunderbaren Herrlichkeit aufzuleben schien, und dessen stummfreundliches Leben und liebendes Grüßen die neue Freundin so ungemein rührte und anzog, daß sie nur auf ihren Knieen seinen Segen anzunehmen

wagte. Isidora, die sich bisher oft ängstlich und mit stets höher athmendem Busen nach dem Gnadenbilde hingewandt hatte, bat jetzt die Freundinnen, sich am Brunnen niederzulassen, während sie selbst mit bebenden Schritten dem Zug ihrer Andacht folgte.

Der heilige Brunnen quoll noch in der alten reichen Fülle aus seiner tiefen, mit zartem Gras und Vergißmeinnicht überwachsenen Fassung hervor. Sein reines und mächtiges Aufsprudeln erregte in Olympien ein frommes Staunen, da sie Dagoberts Legende schon aus Serenas Wiedererzählung kannte. Vier Blümchen an Einer Pflanze waren bereits blau aufgeblüht; mehrere aber noch nicht im ganzen Bezirke des Brunnens.

Serena machte Olympien auf die leisen Spuren der Hirsche aufmerksam, die sich während des Trinkens dieser Thiere dem zarten Rasen um den Quell her nur flach und gleichsam schonend eingedrückt hatten, und Beide bewunderten dann die große Reinheit des aufwallenden Silbers, als Isidora mit bleichem Angesichte wieder zu ihnen trat. Ihre Glieder zitterten sichtbar. Aber doch versicherte sie vollkommen wohl zu seyn, und ein süßes Erstaunen bemächtigte sich ihres ganzen Wesens, als sie jetzt die neugeborne Schönheit des Brunnens erblickte. Sie grüßte die heilige Fluth mit aus-

gebreiteten Armen, zog schnell einen goldenen Becher hervor, schöpfte und leerte ihn mit den Schwestern. Dann brach sie drei Blumen, vertheilte sie und blickte wehmüthig auf die vierte hinab, die so trübselig stehen blieb! Noch einmal schöpfte sie, trank die Hälfte des Bechers aus, und mit sanfter Trauer goß sie die andere in den Schooß des Brunnens langsam zurück. Sie lehnte sich jetzt an ihre Freundinnen, und ein Strom von Thränen brach aus den schönen Augen hervor. „O nun ist Alles vorbei! rief sie, von neuem himmlisch aufblühend: nun ist Alles gut! Könnte ich Euch doch sagen, wie ruhig und selig meine Brust athmet, — wie unaussprechlich wohl mir jetzt ist!" Frei und unaufhaltsam ergoß sich nun jedes Herz, wie aus dem reichen Busen des Frühlings die Märzquellen hervorströmen, und Alle fanden sich selig wieder in ihrer Schwesterliebe.

Traulich kosend versetzten sie sich zurück in die alte Zeit, in welcher noch heiliges Leben zwischen diesen Trümmern wohnte, umgeben von einer schönen, wundervollen Welt. Und die Nachtigallen sangen elegische Melodieen zum elegischen Texte der holden Mädchen, und warme Frühlingslüfte lispelten über dem Grün der stillen Mauern, wie ein Odem der Auferstehung.

„Die Wunder dieses Brunnens, sagte zuletzt Serena, von welchen uns die Legende erzählt, thun jedem warmen, zum Geistigen aufstrebenden Herzen innig wohl. Aber habt Ihr auch schon bedacht, daß sie an sich eigentlich wohl herrlicher und höher, aber nicht geistiger und entscheidender waren, als die, welche wir in diesem Frühling an dir, meine Olympia, selbst erlebten?" Sie hatten bereits von diesen Wundern Olympien so viel mitgetheilt, als sie selbst im magnetischen Zustande nicht verboten hatte, ihr wiederzusagen.

„Du hast Recht; sprach die Prinzessin: Wenn der Geist des Menschen sich selbst schaut und ergreift, und, im Kampfe mit seinem eignen Grundwesen, demselben Etwas von jenen hohen Kräften abzuringen vermag, die nicht mehr im Gebiete seines Organismus liegen, sondern schon zu seiner göttlichen Ausstattung für das Land der Unsterblichkeit gehören, und die bis jetzt unsern Weltweisen unbekannt waren und gleichsam geläugnet wurden, — ist das nicht ein hohes Wunder?"

„Nach jener großen Lehre, fuhr Serena fort, die Jesus auf Erden verkündigte, und nach den hohen Wundern, die Er verrichtete, waren die ferneren Wunder überflüssig. Auch sind wirklich bald nachher alle

äußern Wunder und Zeichen von der Erde verschwunden. Aber seine Lehre setzte dagegen das von allen irdischen Gesetzen und Vorurtheilen unabhängige menschliche Gewissen in seine ursprünglichen Rechte ein; und sein göttlicher Lebenswandel, so wie die heldenmüthige Hinopferung seines Lebens für die beste aller Lehren, mußte schon durch sich selbst, und auf ewig, jenen heiligen Funken der Ahndung wieder im Menschen anfachen, bei dessen verjüngtem Strahle nunmehr der Mensch durch das diamantene Iher seines unsterblichen Grundwesens einblicken und dort so viel von seiner innern Wunderwelt schauen sollte, als ihm gut und nothwendig ist zum Glauben, zur Religion, zum festen, sehnsuchtsvollen Hinblicke nach dem zeit- und raumlosen, geistigen Lande der Wahrheit, welches nicht ungesucht gefunden, sondern nur durch ein schönes, nach dem Göttlichen gerichtetes Leben erstrebt werden kann. Durch eine Fortsetzung und weitere Verbreitung jener Wunderzeichen wäre vielleicht die Menschheit träge, ein Theil derselben zur Verzweiflung gebracht, — ja vielleicht die halbe Erde zur Wüste geworden. Allein, die Menschen mißbrauchten gar bald das göttliche Geschenk ihres Verstandes, indem sie denselben für das in ihnen wohnende göttliche Abbild selbst, für das Beste in ihrem Wesen hielten. Sie fingen an zu

glauben: was ihr Verstand nicht fasse, das sey auch nicht für sie da. So mußten sie denn endlich zum wirklichen Unglauben herabsinken, in dessen Tiefe sie sich selbst und die vom Körper unabhängige Fortbestehung ihres Grundwesens zu läugnen wagten. War nun wohl die Entdeckung des vitalen Magnetismus, — an welcher der Verstand weit weniger Theil hat, als die Erfahrung, — ein Werk des sogenannten Zufalls; oder müssen wir sie nicht vielmehr als eine wichtige göttliche Offenbarung betrachten, über welche der allzuklug gewordene Menschenverstand anfangs höhnisch lachte, um jetzt dieselbe — anzustaunen?"

„Ach ja, sagte die Fürstin: wir müssen in dieser Entdeckung die Stimme des Herrn erkennen, welche uns zuruft: Im Erdenleben seyd ihr einzig auf die Erde angewiesen; denn ich habe euch mit dem irdischen Leibe geschmückt; drum sollt ihr hienieden nicht nach Verbindung mit höhern, blos geistigen Wesen trachten; aber euer Grundwesen ist nur ein Gast der Erde; es ist frei und lacht der Zerstäubung des Leibes; drum sollt ihr euer Innres würdig erhalten für meine Ewigkeit."

Während dieser Unterhaltung war die Sonne schon gesunken, und nur an den lustigen Spielkreisen der Schwalben in hoher Luft waren ihre letzten Lichtblitze

noch sichtbar; das Wild schaute aus den Büschen hervor, und selbst die schöngefiederte Freundin der Dämmrung, die romantische Schnepfe, zog schon mit gellendem Geschrei über den Wald daher. Eiligst traten die Mädchen ihren Rückweg an, besorgt, ihre verspätete Heimkehr möchte gleich heute den ersten Verweis nach sich ziehen. Wirklich sahen sie schon nach wenigen Schritten aus der Ferne den Herzog selbst nahen. Aber, wie groß war die allgemeine Freude, als jetzt eine Dame sich von seinem Arme loswand und — Eulalia ihnen entgegenflog, mit deren insgeheim veranstaltetem Besuch der Vater die Tochter überraschte.

Eulalia, die erst vor wenigen Minuten mit ihrem Gemahl in Tempe eingetroffen war, hatte für Isidoren Briefe von ihrer liebenswürdigen Fürstin mitgebracht, die deren baldige Ankunft meldeten. Welche Freude war jetzt in Tempe! Dieser glückliche Abend sollte ganz dem Wiedersehen geweiht werden. Aber spät mußte heute das Schicksal noch einen unerwarteten Schlag thun. Die Nachricht lief ein, daß die Prinzen von Straland schon in einigen Tagen anlangen wollten. Die Prinzessin ging nun früh auf ihr Zimmer, und Niemand erhielt dort Zutritt.

Des andern Morgens trat sie heiter und freudig hervor und schien nur für Eulalien da seyn zu wollen. Diese wußte gar Manches vom Stralander Hofe zu erzählen. Z. B. daß der Prinz Hugo ein liebenswürdiger Sonderling sey; — oft Monate lang in einsamen Schlössern und Waldhäuschen bei Bauernmannskost gelebt habe; — daß Dagobert, welcher ohnehin auf der gestern angekommenen Liste der Stralander Reisebegleitung oben an stand, bei solchen genialen Parthieen niemals fehle und überhaupt ein so unzertrennlicher Gesellschafter des Prinzen sey, daß dieser fast größere Ehrerbietung für ihn, als für sich selbst prätendire; daß besagter Dagobert allerdings von sehr guter Familie sey, übrigens in Straland für einen natürlichen Verwandten des Herrscherhauses gelte; daß der Prinz selbst in Dagoberts Lehre schon ein vortrefflicher, allgemein anerkannter Dichter geworden sey, — welches Letztere sie mit einem bei sich führenden neuesten Stralander Journale belegte. In diesem befand sich ein schöner Hymnus an die Liebe, den alle Welt dem Prinzen Hugo zuschrieb. Das Gedicht war lang, aber Eulalia hatte es dennoch ganz auswendig gelernt und bat um Erlaubniß, dasselbe deklamiren zu dürfen.

„Vor allem eine Bitte! rief die schüchterne Isidora: Es ist die: daß von dem bevorstehenden Besuche nun

nicht eher unter uns Allen wieder die Rede sey, bis er wirklich angekommen ist. — Und nun gib uns dein Gedicht!"

Sie deklamirte das Gedicht, und man hörte es dreimal mit steigender Bewunderung. Drauf schwieg die Prinzessin lange, ohne ihr eigentliches Urtheil zu sagen, fing dann von Eulaliens häuslicher Lage an zu reden, und es ward diesen ganzen Tag des Stralander Besuches in ihren Gesprächen nicht weiter gedacht.

Eulalia war noch ziemlich die Alte; doch konnte das Weib für ihre Freundinnen nicht mehr so viel seyn, wie ehemals das Mädchen gewesen war. Sie fühlte sich sehr glücklich in Rücksicht ihrer Verheirathung, wollte aber doch noch gern für ein Kind gelten, und da ihr Bemühen hierum eben so sichtbar war, als der dabei nachtheilige Umstand, daß sie sich guter Hoffnung befand, so warf dieß zuweilen vor den Augen des Hofes ein komisches Licht auf die junge Frau, und ihr Zustand flößte auch Isidoren und Olympien eine gewisse leise Scheu gegen sie ein, wodurch ihr empfindliches Herzchen sich einigemal ernstlich gekränkt fühlte. Der arme Cammerherr bekam dann wohl einen ernsten Blick und hatte große Mühe, den Abgott seines Herzens über das, worauf der Glückliche selbst doch so stolz zu

seyn schien, zu beruhigen. Indessen war die hübsche Frau klug genug, um ihr Betragen allmählig nach Gemäßheit der Umstände so bequem abzuändern, daß sie sich bald sehr wohl befand. Von Olympien fühlte sich ihr Herz bezaubert; aber das Kind wollte sie nur liebevoll verehren, nicht zur Gespielin annehmen, und das preßte Eulalien manchen Seufzer aus.

In der Abenddämmerung, als Isidora an ihren Fenstern die süßgewohnte Blumenpflege wieder übte und oft mit sehnsuchtstrunkenen Blicken nach Dagoberts Felsengrotte hinaufsah, die schon abendlich dunkelte, da schien es ihr plötzlich, als wehe dort ein leiser, hellblauer Glanz. Sie fuhr erschrocken zurück und ihr Auge umnebelte sich. Aber als sie nach einiger Zeit wieder hoffend emporschaute, — ach, da war das theure Zeichen der Treue verschwunden und nur ein schöner Stern glänzte jetzt über jenem Felsen allmählig auf.

Mit dem Anbruch der Morgenröthe verließ sie schon das unerquickliche Lager und trat zu Serenen ein. „Ach Serena! rief sie der freundlich Erwachenden zu: Wie sanft schlummertest du wohl in deinen schönen Morgenträumen! Warum muß ich sie verscheuchen! Ich wache

schon seit einer Stunde! Serena! — das Leben naht mir mit seinen ernstesten Mienen!"

„In freundlicher Feier naht es nur, meine Geliebte!" fiel Jene tröstend ein.

„Ach Serena! Könnte Dagobert so lieben, wie Hugo dichtet, — o meine Beste! das herrliche Gedicht ist keineswegs von Hugo. Glaube mir nur, sie machen ihre Gedichte zusammen; und zu diesem gab Hugo den Namen und Dagobert die Gedanken — — Gott, was für ein verächtlicher Mensch mag wohl dieser Hugo seyn!"

Serena schwieg. Sie hatte einen so heftigen Rückfall in jene Angst schon lange nicht mehr gefürchtet und erschrack jetzt im Innern darüber.

„O blicke nicht so ängstlich auf mich Serena! Du, meine Freundin, meine Lehrerin, mein einziger Trost! Sieh, ich bin ja auf Alles gefaßt, selbst auf das Aergste! Aber gestehe nur: — Eins ist doch hart vom Schicksal, von Dagobertен, von der Welt; — Eins ist unaussprechlich hart für mich: daß dieser treulose Mann, gleich einem stolzen Brautwerber, in Hugo's Begleitung hieher kommt! Um dieß zu ertragen, bedarf ich mehr als menschlicher Kräfte. Nein, du sollst dein Bette nicht verlassen! Ich gehe, und suche das meinige wieder; ich befehle es, Serena! — Ich werde

nun ſchlafen können, da du alles weißt — gute Nacht, ſchlummre ſanft, meine Theure!“

Sie floh in ihr Schlafzimmer zurück, löſete in ängſtlicher Haſt die Gewänder und warf ſich von neuem in ihre Polſter, um zu ruhen. „Mutter der Gnaden! rief ſie freudig empor: Mein Herz iſt rein! — Ich habe dieſe Liebe geprüft, — unter tauſend Thränen geprüft; — nichts iſt in meinem Gewiſſen, das ſie verdammt: — aber ich opfre ſie dir, Königin der Schmerzen! — und dir befehl' ich meine Seele! Du wirſt ſie bewahren vor dem ewigen Verderben.“

Sie ſank in einen ruhigen Schlummer und erwachte unter Olympiens Engelsküſſen.

Ganz ergab ſie ſich heute dieſem Liebling. Olympia durfte das verſchämte Mädchen enthüllen, zum Marmorbade begleiten, mit ihr die köſtlich duftende Welle theilen und ſie ganz allein ankleiden. Als die roſigen Formen dem Bade entſtiegen waren und die weiche Gewandhülle ſie wieder empfangen ſollte, rief Iſidora noch einmal Olympien an ihre Bruſt. „Umarme mich inniger! flüſterte ſie geheimnißvoll: Ach, nun biſt du ganz mein! Im langen ſüßen Druck der jugendlich feſten

Formen ſchlugen die Pulſe ihrer Herzen hoch einander entgegen. Es war der Gruß zweier ſchuldloſen, in einer ſich ſelbſt unbewußten Gluth entbrennenden Seelen; ein verkörperter Geiſtergruß zwiſchen ſchönen Weſen; ein zweimal reines Hinüberdringen des Schönen zu dem Schönen; aber ein Gruß, deſſen himmliſche Lauterkeit und Unſchuld nicht den Unreinen, ſondern nur jenen Herrlichen begreiflich wird, welche die Heiligkeit der alles durchſtrömenden, beide Welten wie beide Geſchlechter aufs Innigſte durchdringenden und verknüpfenden Liebe kindlich zu faſſen vermögen. Aber Olympiens ſelig erglühte Lippen gruben ſich mit brennendem Kuß in den hellroſigen Sammt jenes glänzenden Nackens ein. Iſidora fühlte den Kuß, wie einen ſüßen Schmerz; und ſie trennten ſich jetzt, mit leiſem Zögern, aber hocherröthend, ohne zu wiſſen warum.

Das Mädchen war ſchon verhüllt und die Fürſtin beinahe fertig gekleidet, als Eulalia draußen um Einlaß bat. „Nur noch zwei Minuten! rief die Prinzeſſin hinaus, und liſpelte ängſtlich Olympien zu: Sag' mir doch, Liebe, warum wir ſie nicht einlaſſen mögen? — Oder, wollen wir?"

Olympiens Hände faßten eben die zarte vollgerundete Form des noch unverhüllten milchweißen Füßchens der

Gebieterin. Sie ſah jetzt empor und lächelte verlegen. — „Nein, ums Himmels willen noch nicht herein! zischelte ſie: Ich weiß nicht warum — aber —“

„Warum wirſt du roth?“ fragte Iſidora mit kaum vernehmbarem Tön, indem ſie ſelbſt höher erröthete.

Schnell drängte Olympia den kleinen ſchimmernden Fuß in das ſeidne Gefängniß, und, indem ſie dem Glanzſpiegel der ſüßen Kniefälle einen verſtohlnen Abſchiedskuß aufdrückte, umſchloß ſie weiter unten, über der jugendlichvollen ſchönen Rundung, den Strumpf mit der blitzenden Spange, und öffnete dann ſchnell der wartenden Eulalia die Thüre.

Um Mittag ſprengte ein Courier an, und bald drauf fuhr Prinz Julius, der Erbe von Straland, mit gebührendem Glanz im ſchönen Tempe ein. Durch ihn erhielt man die Nachricht, ſein Bruder Hugo treibe ſich noch mit Dagoberten in dem herrlichen Lande umher und werde erſt morgen oder übermorgen eintreffen.

Die Geſtalt und das gefällige Betragen des Prinzen erweckten bald allgemeinen Beifall. Freilich hatte er, wie man ſagte, faſt in keinem Betracht einige Aehnlichkeit mit dem zweiten Bruder, und von dieſem blieb daher

alles Gute oder Schlimme noch immer erst zu erwarten. Isidora selbst fand unterdessen seine Züge angenehm und interessant, und seine wirklich geistreiche Unterhaltung gab ihr sehr bald Fassung und Geschick, um dem Gaste in ihrer wahren, unbefangenen Gestalt zu erscheinen.

Der Prinz hatte kleine Tagereisen gemacht, und da er ein eifriger Liebhaber der Jagd war, so nahm er schon für den heutigen Abend eine Parthie nach dem nächsten Jagdschlosse des Herzogs an, wohin man sich also gleich nach der Tafel begab. Als der Herzog schied, drückte er die schöne Tochter mit ungewöhnlicher Bewegung und Innigkeit ans Herz und sah noch im Weggehen zweimal zärtlich nach ihr zurück.

Schwermüthig schlich Isidora mit Serenen und Olympien durch die schönsten Gegenden des Parks. — Eulalia war unpäßlich. — Im Vorübergehen am Gartensaale, wo ein lärmender Dienerschwarm schon große Anstalten für den heutigen Abend vorbereitete, drängte sich ein tiefer Seufzer aus Isidorens Brust.

Als die Hofmeisterin sich einmal entfernt hatte, blieb die Prinzessin vor Olympien stehen und sah diese lange traurig an. „Und doch — rief sie dann auf einmal tragisch aus — und doch müssen wir uns trennen, mein holdes Mädchen!“

„Niemals, niemals! ſtöhnte Olympia, wie außer ſich, aber mit lauter, feierlicher Stimme: Mein ganzes Weſen ruft es mir zu: Niemals!“

„Und doch!“ ſagte jene düſterlächelnd und ging haſtig weiter.

Das ängſtliche Mädchen preßte im Fortgehen die Hand der Geliebten an ſich. „Nur todt ſoll man mich von dir reißen, meine Gebieterin!“ flüſterte ſie, ſanft zu Iſidoren herüberblickend.

„Deine Augen ſind eine Ewigkeit voll Liebe und Treue! Doch ſey ruhig, meine Olympia! Unſere Seelen ſoll und wird man wenigſtens nicht trennen!“

Serena kam wieder zu ihnen, und die Prinzeſſin bemühte ſich, heiter zu ſcheinen. „Kommt mit zur Marienabtei! ſagte ſie freudig, als die Glocke des Schloßthurmes tönte: Es iſt die Zeit des Abendgebets.“

Sie fanden am Marienbilde den knieenden Einſiedler, und verrichteten neben dem Alten ihre Andacht. Dann halfen ſie dem ſchwachen Greiſe liebevoll auf, welches ihn innig rührte. Er winkte ſie jetzt zu ſich herbei, gab ihnen die Benediction und ſprach langſam mit einer melodiſchen Geiſterſtimme: Maria ſendet Euch Gottes Segen; und wie Ihr glaubet, ſo wird Euch geſchehen; und Gottes Segen wird ruhen auf Euch und Euern künfti-

gen Geschlechtern." Ein Schauder durchbebte die Frauen. — Sie hatten vorher noch nie ein Wort aus dem Munde des frommen, ewigschweigenden Mannes gehört. Sein Gesicht war wie verklärt und er ging jetzt mit festen Schritten von dannen.

Als sie dem Brunnen nahten, sprang ihnen der kleine Guntram entgegen, der sie gesucht hatte. „Ich bin schon im ganzen Schlosse herumgelaufen! keuchte der Kleine: die Schwester Euphrosine läßt schön grüßen — sie ist eine Braut. Das ist eine entsetzliche Freude! Anshelm will sie holen, und Herr Dagobert ist da; und Anshelm auch, — und die Schwester läßt — (er stockte erröthend) ja, und ich sollte fragen, ob die gnädige Prinzeß heute nicht mehr hieher käme? — nun ja, so war es, und ich werde es sagen, daß sie da ist — aber Anshelm wartet auf mich — unterthänig adies!" — Wie ein Reh sprang er unaufhaltsam durchs Gebüsch.

Die Frauen sahen sich erschrocken an. Jeder Puls schlug in höherer Bewegung. Selbst Serena war ein wenig blaß geworden. Auch in ihr drängte sich mächtige Ahnung.

„Das ist viel auf einmal! brach die bebende Isidora aus: Ich denke, wir gehen; — wenn wir nämlich Kraft dazu finden. — Vor allem wollen wir, Jede nach

ihrer Art, Faſſung zu ſammeln ſuchen.“ Sie ließ ſich am Brunnen nieder und ſchaute ſtarr in die Spiegelwelle, während die Andern Arm in Arm ſchweigend auf den buſchigen Schlangenpfaden hin und her irrten. Aber in dieſer Körperruhe ward Iſidorens Bangigkeit nur mächtiger. Die Nachtigallen klagten ſo ſchwermüthig, und unter dem reinſten Himmelsblau fühlte ſie dennoch Gewitterluft. Sie mußte fort von hier, und eben wollte ſie die Freundinnen herbeirufen.

Plötzlich hört ſie Olympien freudig aufſchreien. Sie ſpringt empor, ruft laut nach ihr, und ſieht durchs Geſträuch zwei männliche Geſtalten nah am Andachtsbilde bei Serenen und Olympien. Ja, ſie glaubt Serenen im Arm eines Mannes zu ſehen. Olympia winkt ihr bedeutend zu. Sie wankt von ihrem Sitze weg, um dorthin zu eilen. In dieſem Augenblick hört ſie von der andern Seite her ein leiſes Geräuſch. Sie wendet ſich ſchnell, — und aus den Ruinen tritt ein Mann hervor, der geflügelten Schrittes und mit dem höchſten Erſtaunen auf ſie zu eilt — es iſt Dagobert!

„Meine holde, angebetete Fürſtin! rief ihr der theure, ſchöner als je blühende Mann mit dem lebendigſten Ausdruck einer flammenden Liebe entgegen: Gott, welcher unnennbare Reiz! Zu welcher Schönheit iſt dieſe Himmelsblüthe gediehen!“

„Dagobert! Dagobert!“ hauchte sie mit sterbendem Tone hervor. Der selige Augenblick des Wiedersehens übte seine volle Gewalt über sie aus. Alles, was zwischen diesem und dem Moment ihrer einstigen Trennung lag, verschwand im Nebel der holden Betäubung. Sie reichte beide Hände nach ihm hin. Alle längst gefaßten und mühselig errungnen Vorsätze waren vertilgt, und ihre ganze Seele voll Liebe flog dem Freunde grüßend entgegen, der nun wieder im herrlichsten Gewande des blühenden Lebens vor ihr stand, — dessen süße, warme Lippen sie jetzt, im Schauer zärtlicher Erinnerungen, an der einst verwundeten Stelle des Lilienarmes fühlte.

Aber es war nur ein Augenblick. — Schnell trat das Gespenst der Wirklichkeit in Isidorens schönen Traum; sie schaute ängstlich nach ihren Frauen und deren fremden Gesellschaftern hin, — und, jetzt wollte sie rufen, da Jene noch immer zögerten.

„Es sind einige Stralander Freunde dort, fiel er zärtlich flehend ein: ich werde nachher um Erlaubniß bitten, sie vorzustellen. Der Prinz ist nicht unter ihnen; aber er wird noch diesen Abend eintreffen.“

Ihre Kraft begann wieder zu sinken; aber sie riß sich fort zum Reden und sagte: „Sein Bruder kam diesen Mittag bei uns an. Er ist mit meinem Vater nach

Hubertsthal geritten; er befindet sich heute unter jenen Bäumen, Dagobert, wo Sie uns vor einem Jahre Ihr Mährchen von der Untrüglichkeit der Liebe so angenehm vorfabelten."

„Theure Fürstin! Wenn je eine Fabel Wahrheit enthielt, so war es die meinige. Ich bin noch ganz derselben Ueberzeugung."

„Noch jetzt, rief die Ueberraschte mit hohem Erröthen und edlem Stolze: So wissen Sie denn: ich bin wirklich jener Meinung, — und ich werde es bleiben. Aber Sie, Dagobert!"

„Ich lasse noch heute mein Leben für meine damalige Behauptung! Aber, daß auch meine holde Fürstin ihr beitreten könnte, — ach, gläubige Seele, dieß hohe Glück ahndete ich damals noch nicht!"

Sie blickte ihn trauernd an; — ach, sie wollte ihm so gern Alles verzeihen! Ihre Fassung und ihr Stolz waren nun ganz dahin. „Dagobert hat uns vergessen!" flüsterte ihr Mund in himmlischer Melodie.

„Dann müßte der Bau dieser Welt gebrochen seyn!" rief er. Sie erbebte vor der Wahrheit seiner Züge und vor der Heiligkeit, mit welcher er die Hand zum Himmel hob.

„Und doch, sprach sie jetzt mit einer Stimme, vor deren schmerzlichrührendem Ton seine Sinne vergingen, und doch war jener freie Dagobert, jener liebe Freund, ein falscher Spieler, — der sich zum gemeinen Brautwerber erniedrigt hat. O Dagobert!“

Er sank auf seine Kniee. „Was hat der Prinz zu hoffen?“ fragte er in höchster Spannung.

„Ich werde Ihrem Prinzen die Hand reichen, — ja — das Schicksal will es so! — Ich unterwerfe mich ihm. Aber ich werde meinem Gatten viel kosten, — seinen Freund! Denn, nur unter der Bedingung, daß Dagobert auf ewig von meinem Hofe entfernt werde, will ich, — darf ich die Seinige werden. — Jetzt lassen Sie uns enden, Dagobert! — Man sieht uns — wie? Sie weinen! Sie blicken in solchem freudigen Entzücken zum Himmel? Mann, was that ich Ihnen — Sie vernichten mich! — Aber noch eine Frage: Wer ist der Verfasser des göttlichen Gedichtes an die Liebe, in den Stralander Blättern! Sie sind es, Dagobert! Sie!“

„Ich bin es! sprach er und breitete seine Arme aus: Du liebtest einst diesen Dagobert — o so liebe dann mich, du Königin meines Lebens! — Ich bin Hugo von Straland. — Ich wollte freien, wie ein ehrlicher Mann freit; — ich wollte mein eigner Brautwerber

seyn, — und, wo hätte ich für meine heiße Liebe einen glückseligern und treuern Medorus finden können, als in mir selbst! — Engel, kannst du mir verzeihen?"

Ihr Sinn verwirrte sich im göttlichen Entzücken. — Sie taumelte zurück — er hielt sie in seinen Armen und rief seelenvoll hinüber in ihr blaues Auge: „Ewig dein! Ewig mein!"

„Nein, es ist ein Traum!" lispelte sie, indem ihre zarten Arme ihn leise umfingen. Sie war ermattet ihm an den Busen gesunken und die Wehmuth wohnte auf ihren Lippen. Aber schon küßte er heißstürmend; — da öffnete sich blöde der duftige Mund des erbebenden Mädchens. Aber schon küßte er leiser und inniger — da fielen die sanften Vorhänge ihrer in Liebe brechenden Augen langsamzitternd zu.

„Und doch soll diese Seligkeit nicht länger dauern, ohne Theilnahme unsrer Freunde!" sprach jetzt Hugo, und ängstlich wand sich Isidora aus seinen Armen.

„Vergib, du Redlicher! rief sie: Mir ist ja die Erde entschwunden! — In mir klopfen die Pulse der Ewigkeit! Gib du mich der schönen Erde wieder!"

„Dagobert! rief jetzt der königliche Hugo; — und heilig, wie Dodona's Stimme, rauschte der anmuths-

volle Ton durch den Wald: Dagobert! Komm in unsern Himmel! Komm, o Dagobert, mein Freund!"

Es trat ein junger herrlicher Mann hervor, welchem wirklich Hugo's Züge leise ähnelten; — an seiner Hand die liebeglühende Olympia. — Ihnen folgte Serena am Arm ihres Bräutigams. Alle sanken zu den Füßen des holden Paares, um ihren Segen zu erflehen. Die Begrüßung dieser sechs Menschen war eine hohe Scene. — „Das ist er, meine Isidora! sagte Hugo: das ist der Große, Herrliche, den ich meinen Freund zu nennen wage, — dem ich selbst seinen Namen rauben durfte."

„Möge mir die Verzeihung meiner Fürstin nicht versagt werden! flehte jetzt der wahre Dagobert: Unsre Verbrechen waren freilich groß; — aber unser Trost blieb immer der, die wahre Liebe könne und werde uns nicht verkennen. Es ist übrigens ein hoher Triumph für meine Kunst, daß einer der reinsten Menschen auf dieser Erde einem schönen Herzen nur im demüthigen Gewande des Dichters, und nicht in der Pracht des Fürsten nahen wollte und durfte, und — daß er siegte!" Hugo schloß den Freund ans Herz.

„Du sorgtest, sprach der Prinz, lange und redlich mit mir um das Glück meines Lebens. Sieh nun selbst!

Ich halte es fest in meinem Arme. Sey nun auch selig mit mir, — selig an der Brust deiner Olympia. Und so seyd uns geweiht, theures Doppelpaar, zu beständigen Genossen unsers irdischen Glücks, zu Theilhabern und Zeugen unsrer Liebe auf ewig!"

Die schöne Gruppe unsrer Freunde ward in diesem Augenblicke plötzlich vermehrt. Hinter der Ruine hervor trat der Herzog mit dem Prinzen Julius, welchen bald noch der alte Marcellus folgte. Der Herzog war schon längst Theilnehmer an der herrlichen Verschwörung und hatte heute seinen Gast nicht auf das Jagdschloß, sondern zu Hugo selbst ins Winzerhaus geführt, wo dieser am gestrigen Abende nebst Marcellus und Anshelm eingeritten war.

Mit dem Naturschrei des Entzückens flogen die Kinder an des Vaters Herz. Er hatte trübe Augen, und brauchte Zeit, um sich zu erholen.

„Du hast sie schon weggenommen, ehe ich kam; sprach der ehrenfeste Mann mit schwacher Stimme zum Sohne: nun nimm sie auch von meiner Hand an, die gute Tochter! Sey fromm, wie der alte Hugo war, der diesen Brunnen fand; und halte dich ritterlich im Leben, wie sein Eidam Roland that, und bleibe im Lande als ein Vater deiner Unterthanen; und — fügte

er mit rührendem Lächeln hinzu, ehre als ein frommer Waidmann diese Gehege des guten Sanct Hubertus!“ Er legte drauf die Hand der Tochter in Hugos Hand, und fuhr weicher fort: „Gott lasse dich wohl berathen seyn mit ihm, gute Tochter! Sey, wie Maria war! Seyd Euch selbst genug und einander treu, meine Kinder, so wird die Zeit mit ihren Stürmen Euch nicht schrecken können.“

Seligstill blieben Vater und Kinder eine Zeitlang aneinander gelehnt. Dann begrüßte der Herzog die übrigen schönen Paare. Die sanfte Serena schien an der Seite des endlich errungenen Getreuen ganz in süßer Zärtlichkeit zu vergehen. Olympia, das holde Kind, athmete zitternd aus tiefster Brust, als sey ihre Jugend durch die heißdrängenden Erfahrungen der letztverflossenen halben Stunde allzuschnell für die Erndte der Liebe gereift, und ihr schmachtender Mund glühte so lieblich unter dem Auge voll schimmernder Perlen, wie die dürstende Rose unter den Thautropfen am zarten Gebüsch.

Jetzt winkte der Herzog, aus dessen Gesichtszügen das reinste Vergnügen glänzte, in den Wald, und ein bunter Zug von fröhlichen Gestalten wogte aus demselben hervor. An seiner Spitze, festlich geschmückt, Euphrosine und Anshelm, welche der Fürstin die im Lande gewöhnlichen Brautgeschenke am heutigen heiligen Abend ihrer

schon auf morgen bestimmten Hochzeit überbrachten. In Euphrosinens Antlitz lächelte ein heiterer sonniger Himmel, und aus dem Auge des überseligen Anshelms rannen große Tropfen. Ein Zug von schöngeputzten Schnittern und Winzern folgte nach, und ein Chor mit grünen Zweigen geschmückter Waldmänner aus der Jägerei des Herzogs ließ seine Jagdmusik ertönen.

„Kommt dann, meine Kinder!" sagte der Herzog und zeigte in die Ferne hinaus nach dem Gartensaale, vor welchem sich jetzt allmählig ein glänzender Kreis zu bilden begann: „Kommt! denn unsre gute Oberhofmeisterin wird unstreitig von allem, was hier vorging, sehr wenig in der Ordnung finden. Auch ist die Fürstin von Oran, deine Freundin, gekommen und erwartet uns dort. Sie war seit einigen Tagen ebenfalls unsre Mitverschworne." Alles gerieth in neue Bewegung.

Aber der edle Hugo hieß die Musik noch schweigen, nahte sich dem Herzog und zog den Kristallbecher, der ihm so lieb geworden war, hervor. „Noch einen Trunk, mein theurer Vater, rief er feierlich, ehe wir diese heilige Einöde verlassen und der Welt wiederum nahen! Noch einen Trunk, dem guten Sanct Hubertus zu Ehren!"

„Ja, in Gottes Namen!" sprach der frohe Herzog und nahte sich ehrerbietig dem geweihten Quell, um zu schöpfen. Die Dunkel des stillen Abends ruhten schon

über dem Brunnen. Aber ein leises Säuseln zog jetzt von der Capelle herüber und bebte zögernd in den süßmurmelnden Zweigen über dem Wasser, und zog dann wie Bienengesang über die grünenden Denkmäler der Vorwelt hinab und verhallte sanft über den fernen Waldgründen. Eiskälte machte jeden Menschenlaut erstarren.

In tiefer, feierlicher Stille ging der Becher herum. Als ihn unsre Liebenden zuletzt noch einmal treu getheilt hatten, vernahmen sie, plötzlich schaudernd, aus weiter Waldferne her ein sanftes, liebliches Getön von Hörnern und ein leises harmonisches Wellen. „Hörtest du das, mein Geliebter?" flüsterte Isidora in himmlischer Entzückung, — und Hugo neigte seine Wange zu der ihrigen, und ihre heiligen Freudenthränen mischten sich. Doch, der festliche Zug wogte schon fort; im Schmettern der Jagdhörner verschwanden jene süßen Himmelstöne und vom Saale her wirbelte ihnen jetzt der Paukendonner des lebenden Geschlechts entgegen.

„Wer von Euch hatte das befohlen?" fragte der Herzog leise seinen Leibjäger, den er blaß werden sah.

„Wahrlich keiner von uns!" sagte der Alte geheimnißvoll, indem er das Horn über den Arm warf und die Hände faltete: Wir hörten es Alle tönen. — Es war die heilige Hubertusjagd!"

Ernſt Wagner's ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Mosengeil.

Sechſter Band.

Mit Königl. Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1827.

Ferdinand Miller.

Ein

Roman.

Vorrede.

Das Manuskript dieses kleinen Romans entstand, neben andern literarischen Arbeiten, bereits im Winter von 1807—1808. — Angeregt durch die öffentlichen Reden, welche der edelmüthige Fichte jenen Winter hindurch in Berlin hielt, und wovon uns ein dortiger Freund nach und nach Einiges mittheilte, bildeten wir den Hauptgedanken unsers Büchleins mit immer wachsender Liebe aus — in der Meinung, dasselbe noch als einen Vorläufer des ersten Bandes der „Reisen aus der Fremde in die Heimath" unsrer deutschen Lesewelt zuzusenden.

Allein der Druck desselben ward durch mancherlei Verhinderungen bis zu gegenwärtiger Zeit ver-

ſpätet, wo nicht nur das Werk des Herrn Profeſſors Fichte, ſondern auch die gedachten „Reiſen“ längſt erſchienen ſind.

Wir erklären daher unſern verehrten Leſern jetzt nur noch, daß von unſern literariſchen Verſuchen, der hier nachſtehende „Ferdinand Miller,“ in Rückſicht der Zeit ſeiner Entſtehung, eigentlich zwiſchen den „reiſenden Malern“ und dem erſten Bande der „Reiſen“ ſeine Stelle erhalten muß.

Geſchrieben in der Oſtermeſſe 1803 von dem

Verfaſſer.

Still saß der Pachtamtmann Miller mit seiner treuen Hausfrau Beate und der geliebten Pflegetochter Marie an der Thüre seiner Wohnung vor dem königlichen Schlößchen zu Tristhof. Die freundliche Sonne eines schönen Märzabends hatte sie herausgelockt auf die große steinerne Bank, die heute zum erstenmal von den milden Frühlingsstrahlen erwärmt war.

Alles sah erwartend nach den Thürmen und Pallästen der Residenzstadt hinab, die, nur eine halbe Stunde entfernt, im großen schönen Thale vor ihnen da lag und jetzt von der Gluth des Abends röthlich aufzuglänzen begann. Dorther sollte heute noch Ferdinand, der Sohn des Hauses, kommen, um Bericht über die Resultate des juristischen Examens abzustatten, das er heute zugleich mit seinem Freunde Richard, einem Sohne des Geheimenraths Kronfeld, hatte bestehen müssen. Beide junge Männer waren von ihrer Kindheit an Freunde gewesen, hatten die akademischen Jahre gemeinschaftlich verlebt und wollten nun die Bahn des bürgerlichen Geschäftslebens betreten.

„Ich dächte doch, auf eine halbe Stunde könnte er noch herauskommen, sagte der Alte. Denn ich läugne es nicht — ich bin neugierig.“

„Am Ende, lächelte Beate, wirst du vielleicht auch ein wenig ängstlich, wie ich?“

„Possen! murrte er: Ich muß meinen Sohn kennen! und ich kenne ihn.“

„Wahrhaftig, dort tritt er eben mit Richarden aus dem Finkenhauk hervor!“ rief Marie erfreut, und zeigte nach den beiden Wandrern, die den Pfad von jenem Wäldchen herauf eifrig verfolgten.

„Also beide? sagte die bedenkliche Mutter: Sie sind vielleicht von der Praxis zurückgewiesen, und nun will Einer den Andern entschuldigen.“

„Richard geht viel lustiger einher als der Bruder,“ lächelte Marie und seufzte tief vor Erwartung.

„Ihr seyd nicht klug!“ sagte der Vater gelassen.

Marie sprang ihnen jetzt entgegen, sie verdoppelten ihre Schritte und standen bald grüßend vor der elterlichen Bank.

„Nun?“ fragte Miller mit einigem Ernste.

„Es ging ziemlich, lieber Vater, berichtete Ferdinand, und die Herren Richter haben uns Beide mit der obersten Würde der Advokatur begnadigt.“

„Das ist mehr als ich in diesen scharfen Zeiten erwartet hatte! rief Miller freundlich und schloß Beide mit einer gewissen Ehrerbietung in die Arme: Seyd mir von Herzen willkommen!“

„Man hat uns, sagte Richard, in meines Vaters Hause vor lauter Freude so prächtig und umständlich traktirt, daß wir erst jetzt nach dem Tristhofe laufen konnten. Ich bringe Ihnen tausend Grüße von meinen Zwillingen und unsrer Stiefmutter. Das heißt, wie Sie schon wissen, Caroline grüßt die liebe Mutter, Sophie grüßt Marien, und die Mutter Jedermann. Alle wollen nächstens herauskommen. Auch der Hofrath Reinhold bittet sich im Voraus zur ersten frischen Milch zu Gaste.“

Der alte Miller war im Herzen viel inniger, als er merken ließ, darüber erfreut, daß sein einziges Kind, dessen Erziehung er nun für vollendet annahm, ihm Ehre mache und jetzt auf einmal im Stande sey, die Sorge für Leib und Geist selbst zu übernehmen, und ohne weiteres Zuthun der Eltern ein Leben auf eigne Hand zu beginnen. Nur dann, glaubte der Vater, könne er seinen erworbnen Reichthum dem Sohne mit Ruhe hinterlassen und sich einer guten Verwendung desselben versichert halten, wann Ferdinand vorher, in jeder Rücksicht, blos durch eigne Kraft zu bestehen gelernt haben werde.

Dieß sollte er nun versuchen; weßhalb der Alte ihm nur noch einige hundert Thaler für seine erste Einrichtung zur „güldnen Praxis" geben, dann aber den ganzen Menschen sich selbst überlassen wollte.

„Lieber Vater, unterbrach ihn jetzt Ferdinand in diesen Gedanken: Ihr Kuhhirte thut seine Schuldigkeit sehr schlecht. Ich sah vorhin drei Kühe in der Baumpflanzung weiden; der Hirte kroch am Wäldchen herum. Hören Sie wohl, Vater! — In der herrlichen Pflanzung, die ich selbst vor zehn Jahren, als ein frommer Knabe, anlegte, nachher mit unsäglicher Angst beschützte, im Schweiße meines Angesichts pflegte und unter tausend Anstrengungen und Freuden für Sie und den König groß zog; deren Pracht jetzt im ganzen weiten Umkreise nirgends ihres Gleichen hat? Nein, es ist nicht recht, wenn Sie diesen abscheulichen Huthunfug nicht endlich abstellen!"

„Herr Sohn! sagte der Alte ironisch: Ich brauche in meiner Wirthschaft noch keinen Oberaufseher. Laß Er mich nur selbst wirthschaften. Er hat auch nun gar nichts weiter zu thun, als die Nase in seine Rechtsbücher zu stecken!"

Ferdinand seufzte im Lächeln unwillkührlich; — und diese Seufzer waren die einzige Sorge, die sein Vater noch zuweilen für ihn fühlte. Er hatte blos aus Liebe

zum Vater die Rechte studiert; aber alle seine eignen Geschäftsneigungen bezogen sich stets auf die Landwirthschaft.

„Sieh doch um dich, ehe du über deine Bestimmung seufzest! sagte Miller sanft: Wie viele schlechte und unwissende Geschäftsleute leben jetzt nur in dieser einzigen Stadt! Wie viele habe ich selbst schon unter meinen Augen sich herumtreiben sehen, wann ich vor der königlichen Kammer stand und ihnen dort bittre Wahrheit predigte! Und nun erwäge selbst: Welch ein glücklicher Vater, welch ein seliger Bürger seines Vaterlandes muß nicht der seyn, welcher zu seinen Freunden, und zu jeder armen, von der Bosheit gedrückten Seele, die ihm ihr Unglück klagt, mit Freudigkeit sprechen kann: Geht, — ich habe einen Trost für Euch alle erzogen, — geht zu meinem guten Sohne! Er ist redlich, klug und geschickt; er wird Eure Unschuld retten und rächen! Nein, Ferdinand, du wirst, du mußt diesen Stand lieben!"

„Gewiß, es ist ein sehr ehrwürdiger Stand!" sagte der gerührte Sohn.

„Der erste und göttlichste in der ganzen bekannten Christenheit!" fiel Richard jubilirend ein.

„Aber doch auch ein gefährlicher Stand für ein zartes Gewissen," meinte die Mutter.

„Nun, ich wünsche Euch das beste Glück! flüsterte die schöne Marie unter warmen Händedrücken; und ich

glaube, wer so reines Herzens ist, wie Ihr, der kann auch das bedenklichste Geschäft zu übernehmen wagen!"

„Nicht wahr, mein stilles Vergißmeinnicht! sagte Richard und umarmte sie so herzlich, daß sie ihm entsprang: Hat nicht Marie hiermit unsre ganze Materie erschöpft, lieber Herr Amtmann!"

„Junger Herr! fuhr der Alte heraus: Einmal für allemal: Der Teufel ist ein Amtmann! Ich bin ein Pachter! — und wer mir eine Ehre anthun will, der nenne mich Herr Miller, weil ich Gottlob ein Herr in meinem Hause bin. Bst! Herr Verwalter! Wegen der morgenden Saat! rief er jetzt, und zog seinen vorübergehenden Aufseher bei Seite. Der Kuhhirte, sagte er, ohne der morgenden Saat weiter zu gedenken, ganz leise und heftig, dieser Satan, hat mir nun heute zum zweitenmal Vieh in die Obstanlage laufen lassen. Ich zanke nicht gern. Aber es ist ihm zu sagen, daß er und ich, so wie es zum drittenmal passirt, augenblicklich und ohne Barmherzigkeit ein Paar geschiedene Leute sind, — so wahr ich Miller heiße!"

„Herr Verwalter, Ihr Hirte" — fing jetzt Ferdinand an, als er seinen Vater zurückkehren sah.

„Bst! drohte dieser: Inkommodiren Sie sich nicht mit meinen Geschäften. Der Mann hat noch zu thun."

„Aber, bester Herr Miller, sagte Richard, was hat Ihnen eigentlich der Titel Amtmann gethan, den doch

ſchon längſt alle Domänenpächter im Königreiche führen? Warum Sie nicht?"

„Erſtlich, verſetzte er, weil ich alle Titel nicht leiden mag, die der bloße Hochmuth erfunden hat. Zweitens, weil mein Vater und Großvater auch Pächter waren, ohne jenen Titel zu führen. Denn, Sie müſſen wiſſen, alle Miller ſind geborne Pächter und Landwirthe, und befanden ſich ſtets wohl dabei. Sie ſehen dieſe Neigung auch noch an meinem Sohne; aber freilich, es können nicht alle Menſchen Pächter ſeyn; und die Pachtzeiten werden ſich bald ändern. Uebrigens, fuhr er heiter fort, kann ich, auch auſſer jenen zwei Gründen, nicht läugnen, daß mir, ſo oft ich an den zeitlichen Stolz denke, bis zu dieſem Augenblick immer noch eine gewiſſe fürchterliche Geſchichte in alle Glieder fährt, die mir meine ſelige Mutter zuweilen vorhielt, wenn ich Miene machte, mir Manſchetten oder einen ſteifen Zopf anzuſchaffen. Sie erzählte mir nämlich von dem Beſitzer eines Eiſenhammerwerks, der, aus Stolz auf ſeinen erworbnen Reichthum, ſich endlich adeln laſſen, und zuletzt gar ſeine Frau ins Elend verſtoßen hatte, weil ſie eines armen Schäfers Tochter geweſen, und der nun nach dem Tode allnächtlich im goldbordirten Kleide mit einem brennenden Stern auf dem Herzen zu den Arbeitern im Eiſenhammer kam, mit trauriger Stimme das Lied ſang:

„Warum betrübst du dich, mein Herz?"

und, sobald er bis zu dem Verse gelangt war:

„Der zeitlichen Ehr' will ich gern entbehren,
„Du wollst mir nur das Ew'ge gewähren."

plötzlich einen Löwenkopf bekam, und nun diesen Vers allezeit mit einer so entsetzlichen Gewalt brüllte, daß die Hammerwelle still stand und die Arbeiter zitternd auf die Knie fielen. Ihr Kinder, es thut mir in Wahrheit recht wohl, und ich danke Euch, daß Ihr nicht über diese Geschichte lacht. Es wird spät, macht jetzt, daß Ihr in die Stadt kommt. Aber vergeßt mir doch ja meinen schrecklichen Prediger nicht!"

Des andern Morgens schickten sich beide Freunde sogleich zur ersten Arbeit an. Auch Richard hatte, aus Liebe zu seiner natürlichen Freiheit, eine eigne Wohnung außer dem Hause seines Vaters gemiethet. Dort kamen sie frühe zusammen, und Richard, auf den bereits viele Arbeiten warteten, weil die arge Welt zum Fundamente seines künftigen vermuthlichen Geschäftsglückes doch immer auch einen Stein aus dem wichtigen Einflusse seines vornehmen Vaters unterstellen zu dürfen glaubte, — fand sich hierdurch schon im Voraus so überhäuft mit Geschäften, daß er seinem Ferdinand die Hälfte derselben zutheilte,

und diesen obendrein alles das selbst auswählen ließ, was ihm für seine Neigung am passendsten schien, in so ferne nur dabei nicht blos persönliches Zutrauen gegen Richarden zum Grunde lag. Auch machten sie noch einen Bund mit einander, vermöge dessen Jeder von seinen künftigen Aufträgen alles das, was er weniger seinem eignen, als dem Geschmacke des Andern angemessen finden werde, diesem treulich zuweisen wollte.

So vom Glück und ihrer eignen Freundschaft reichlich ausgestattet, trennten sie sich mit dem letzten Handschlage des Friedens, um nun den Krieg Rechtens zu beginnen.

Der Geheimerath Kronfeld war sehr zufrieden über diese Verträge der jungen Arbeiter, weil er mit dem alten Miller seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung stand, und oft und gerne bei ihm auf dem Trifthofe verweilte. Er hatte auch Ferdinanden für immer in sein Haus eingeladen, wo dieser, besonders in den Abendstunden, die herrlichste Unterhaltung fand, da dort die schöne Jugend überhaupt sich gern versammelte.

Der Geheimerath liebte und gewährte selbst, sobald er einmal sein Arbeitszimmer verschlossen hatte, eine heitere und durch gesellschaftliche Lust belebte Unterhaltung. Die Geheimeräthin, seine zweite Gattin, bei welcher

unſer Ferdinand in beſondrer Gunſt ſtand, war noch jung und hübſch, ſah gern artige Zirkel bei ſich verſammlet und wußte dieſen durch ihre Gefälligkeit und anſtändige Haltung ein gewiſſes Intereſſe zu geben, welches nur ſelten durch eine zu wenig verhaltene Reizbarkeit gegen das Betragen der jüngern Tochter, Caroline, geſtört ward. Richards Schweſtern endlich, die man unter dem Namen der „ſchönen Zwillinge" bewunderte, waren, ſo wie ihr Bruder, von Kindheit auf mit Ferdinanden und Marien vertraut geweſen, und hatten oft wochenlang, auf dem Triſthofe ſo wie in der Stadt, mit dieſen geſpielt und gelebt. Außerdem war noch der Hofrath Reinhold, ein ſehr reicher Mann und angenehmer Geſellſchafter, der beſtändige Beſucher des Kronfeldſchen Hauſes. Er ſtand ſeit langer Zeit ſchon in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit der Mutter, und die ſchöne Welt vermuthete jetzt auch allmählig, daß er Abſichten auf eine von ihren Stieftöchtern habe.

In der Mitte dieſer Umgebungen ſahen die beiden Rechtsgelehrten die zu ihrer Erholung beſtimmten Zwiſchenräume ungemein anmuthig ausgefüllt; wobei Ferdinanden noch beſonders die Nähe des Triſthofes zu Statten kam, wo er ſeine geliebte Familie täglich ſehen konnte. Freilich fand er bald, daß jenes ſchöne, kindlich vertraute Verhältniß, welches ſonſt, vor ſeinen akademiſchen Jahren zwiſchen ihm, Marien und den drei

Kronfeld'schen Kindern bestanden hatte, jetzt nur noch aus lieblichem Hintergrunde zu ihm herüber lächle, indem er jetzt die drei Mädchen, schnell zur Mannbarkeit herangeblüht, wiedersah. Aber, war auch das jetzige Verhältniß anders und weniger enge, so schien es ihm doch nicht weniger interessant, als das ehemalige.

Unsre Freunde hatten ein ungewöhnlich strenges Examen, — welches von der Obrigkeit seit kurzem zu Bestrafung der Unwissenheit und mehrerer eingerissenen Mißbräuche angeordnet war, — sehr gut bestanden, und dadurch ein gewisses Aufsehen erregt, das ihnen nun trefflich zu Statten kam. Der Ruf von ihrer Geschicklichkeit verbreitete sich so schnell, und sie wußten ihn durch Anstrengung und Fleiß so zu übertreffen, daß es nach wenigen Wochen schon hieß, „Beide hätten vollauf zu thun, und also auch ihr reichliches Auskommen."

Richard brauchte seinem Freunde nun nichts mehr von seinen Aufträgen abzugeben, als was dieser etwa von ihm einzutauschen wünschte. Dahin rechnete er Gnaden- und Erlaßgesuche, Vertheidigungen, Streitigkeiten über Gesetze, und alles, was zur einseitigen Rechtsbetreibung gehört. Dagegen vertauschte Ferdinand gern seine eigentlichen Parteisachen, die er nun einmal nicht liebte, in deren Gedränge sich aber der streitlustige Richard mit der größten Freude bald gänzlich verlor.

Selbſt alte Geſchäftsmänner von entſchiednem Rufe fingen allmählig an, dieſe beiden Neulinge aufmerkſam und neidiſch ins Auge zu faſſen.

Der Geheimerath brachte ſeinem Freunde Miller ſelbſt dieſe günſtigen Nachrichten hinaus, worüber der gute Alte laut frohlockte, wenn gleich Ferdinand noch immer nicht mit vollem Herzen in ſeine Freude einzuſtimmen ſchien.

Es war ein ſchöner Frühlingstag, welchen die Krenfeldſche Familie ganz auf dem Triſthofe verlebte, und der dem jungen Volke zum wahren Feſttage ward. Sie beſuchten alle Spiel- und Freudenplätze ihrer Kindheit, die ſie im königlichen Luſtgarten und um die Gebäude her wußten; den großen herrlichen Brunnen, der im Innern eines Gebüſches aus dem Felſen ſprang; die Nachtigallen, welche, wie ehemals, noch immer am liebſten dort zwiſchen den Blüthen ſangen; den Teich mit ſeinem Reichthume von Kalmus, Rohr und Binſen, woraus ſie wieder künſtliche Enten und Schiffe flochten, und dieſe auf dem Waſſer trieben; die niedrigen Kirſchbäume, an welchen einſt das kleine Volk zuweilen, liſtig auf den Zehen ſchwebend, die ſüßen Früchte vom Kern abſaugte, um hinterher waidlich zu lachen, wann der

Gärtner auf die Sperlinge schalt; den grosen Frühpflaumenbaum, dessen Beraubung ihnen alljährlich so scharf untersagt ward, und von welchem einst, als er nun endlich geschüttelt wurde, dennoch und vor allen Früchten, dreizehn schöne Werfknittel rings um den Vater herabfielen, welches Ferdinanden eine strenge Untersuchung zuzog: — kurz, man ging kein ehemaliges Lust-, Lärm- und Haztheater vorbei, ohne die herrlichsten Reminiscenzen zu genießen. Ferdinand probirte auch wieder einmal seine Geschicklichkeit an der verfallenen Wasserkunst, deren Geheimnisse von jeher nur ihm allein bekannt waren, so wie er dieselben auch noch heute sorgfältig vor den Uebrigen verbarg; — und siehe da! die alte Fontaine gehorchte ihm noch immer, und sprüzte eine ganze Minute lang den prächtigsten Wasserstraht zum allgemeinen Jubel empor!

Des Nachmittags suchten sie das Weite, und gingen erst zu dem schroffen Bergsturze, von dem man grose Steine in die unten befindliche schwarze Waldschluft hinabrollte, und dann aus der Tiefe das alte donnerähnliche Getöse vernahm. Dann zogen sie in den Finkenhauk, das schönste Lustwäldchen in der ganzen Gegend, dessen heilig düstere Schatten sich jezt im ersten Grün zu bilden begannen. Mitten hindurch lief ein Fusspfad nach der Stadt, und seitwärts, kaum drei Schritte vom Pfade, lag, recht in der Mitte des Hains, die kleine

Au, auf der sie einst eine Bank von den ausgesuchtesten Feldsteinen erbauet hatten. Unversehrt stand sie noch da, mit blühendem Moose belegt; und der zarte Rasen der kleinen Waldwiese umher hatte sich schon überall mit den wohlbekannten Blumen geschmückt. Hier verweilte man am längsten, denn es war der allgemeine Lieblingsplatz.

„Endlich, sagte Ferdinand mit einer gewissen Weihe, die sich bald Allen mittheilte, so wie sie der Gegend näher kamen: endlich führe ich Euch in das schöne Heiligthum, in dem ich die besten Gedanken meiner Jugend fand, und die werthesten Augenblicke meines Lebens verträumte."

Sie standen nämlich jetzt vor seiner großen Baumpflanzung, wozu er einst dem Vater die Erlaubniß mühsam abgeschmeichelt hatte, und die nun für Vater und Sohn von unschätzbarem Werthe war. Feierlich schloß er das Gehege auf, und feierlich betraten seine Freunde das geliebte Lustrevier. Die Bäume waren nicht in Reihen oder Alleen, sondern in großen und kleinen Gruppen gepflanzt, zwischen welchen sich überall sanfte blumige Wiesenstücke und hie und da bearbeitete Landstreifen herumzogen. Die meisten Hügel und Anhöhen trugen unten Kränze von niedrigen Kirschen und allerlei Beerengebüsch; eben strebten die hochstämmigen Bäume

empor. Alles ſtand in der ſchönſten Jugend und Kraft herrlich da, und blühte! das Steinobſt und die Birnen waren ſchon mit dem vollen Blumenſchmuck angethan, und der edle Apfelbaum begann erſt ſo eben gleichſam darüber zu erröthen, daß die Knoſpen ſeiner Herrlichkeit ſich nun bald vor dem liebewarmen Auge des Frühlings vollends entfalten mußten. Zwiſchen den Blüthen ſchwelgten die Singvögel, und ihre Chöre tönten das Lob ihres Schöpfers und des wackern Ferdinands.

„Ach! rief er mit luſterfüllter Seele aus, als ſie in die Mitte des Reviers gekommen waren, und wie berauſcht da ſtanden: was iſt doch alle Pracht und Herrlichkeit der Menſchen gegen die Herrlichkeit Gottes!“

„Es iſt wahr!“ ſagte Caroline, die Ferdinanden ſtill und aufmerkſam betrachtet hatte.

„O beſter Ferdinand! rief Sophie und faßte ſeine Hände: Wie vielen Dank ſind wir und die Welt Ihnen für dieſes Paradieß ſchuldig! Und wie ſtolz, wie glücklich und groß müſſen Sie ſich fühlen, ſo oft Ihr Fuß in dieſe Gehege eintritt! Wenn ich Ihnen doch beſchreiben könnte, wie mich das alles rührt.“

„Nun, verſuch' es doch, und beſchreibe uns ein wenig!“ lächelte Caroline mit einem ſpöttiſchen Seitenblick auf die arme Schweſter. Aber, die Stimme eines kräftigen Frühlingsgewitters befahl ihnen jetzt, den kürzeſten Weg nach dem Schloſſe zu ſuchen.

Sie ließen sich nun die königlichen Zimmer aufschließen und durchstrichen während des Gewitters diesen prächtigen Theil des Schlosses, wobei es nicht an abermaligen Rückerinnerungen aus der Jugend fehlte, da ihnen hier noch jedes Gemälde und alle Tapeten und Meubles merkwürdig geblieben waren. Auch die Geheimeräthin gesellte sich hier mit dem Hofrath Reinhold zu ihnen.

Sophie und Marie fanden, daß so Manches in diesen Zimmern, was sie einst für unnachahmlich schön gehalten hatten, doch jetzt sehr in ihren Augen verloren habe.

„Das finde ich äußerst sonderbar! sagte Caroline lächelnd: Denn seht einmal diesen herrlichen Spiegel mit den goldnen Blumen an! Für mich hat er immer noch den alten, ja selbst größern Werth. Und das, was Euch sonst an ihm entzückte, muß Euch ja jetzt viel besser einleuchten als sonst; denn, was die Fehler daran betrifft, so müßt Ihr ihn freilich vor allen Dingen nur jetzt nicht mit schlechteren Augen ansehen als damals; wenn Euch nämlich dieß möglich ist, woran ich aber zweifle."

„Caroline! rief ihr Richard, der die letzten Worte hörte, unwillig zu: Du bist heute einmal so spöttisch und kaltherzig, daß ich dich bei unsrer guten Mutter verklagen möchte."

„Du fängst an, mir zu mißfallen, Caroline! sagte die Mutter: An einem so köstlichen Tage!..."

„Ich wünschte doch, fiel Reinhold im Ton eines Friedensstifters ein: Sie ließen unsre schöne Caroline ihren angefangnen Satz für uns vollenden! Denn —"

„Allzugütig, Herr Hofrath! unterbrach ihn Caroline mit einer schnippischen Verbeugung und ging, indem sie glühendroth ward, in ein anderes Zimmer.

Ferdinand, welcher in Betrachtungen der hübschen Sachen vertieft war, hatte nicht auf das Gespräch geachtet, und ward erst jetzt aufmerksam, als die Geheimeräthin dem Hofrath mit einiger Empfindlichkeit erklärte, sie wünsche, daß an solchen Streitigkeiten, welche zwischen ihr und ihrer Tochter vorfielen, kein Dritter Theil nehmen möge. Unser Freund glaubte schon bemerkt zu haben, daß sie in ihrer Freundschaft gegen den Hofrath ein wenig erkaltet sey, seitdem man von diesem reelle Absichten auf eine ihrer Töchter vermuthete. Sie wünschte freilich, wie Ferdinand selbst wußte, diese Töchter, je eher je lieber, versorgt zu sehen. Indessen schien es ihm, — wenn er auch jene allgemeine Geschlechts-Eifersucht, die Manche an den Frauen haben finden wollen, abläugnete: — es sey doch in der That höchst natürlich, und einer hübschen Frau nicht so sehr zu verdenken, wenn sie den Zeitpunkt, in welchem junge Männer ihr Haus, weniger mehr ihrer eignen Unterhaltung als der heranwachsenden Töchter wegen, besuchen, mit einer ge-

wissen Trauer ankommen sehe, die gar leicht in üble Launen und Empfindlichkeit ausarten könne, und daher um so mehr Schonung verdiene. Er fand also die Worte des Hofraths, die er noch gehört hatte, allerdings etwas gewagt, und nahm sich jetzt vor, für seine Person desto artiger gegen die Mutter zu seyn. Schon im nächsten Augenblicke fand er hierzu Gelegenheit, und ward ungemein heiter aufgenommen.

Aber Caroline raunte ihm bald nachher im Vorübergehen zu: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gesagt habe, daß mir jedes Urtheil, daß meine Stiefmutter über mich fällt, vollkommen gleichgültig ist!"

„Sehr schlimm!" sprach er zu sich selbst, und beschloß, alles anzuwenden, um eine bessere Stimmung in diese Frauenfamilie zu bringen.

Seit gestern hatte sich eigentlich die Familien-Stimmung durch folgenden Vorfall verbittert. Caroline, welcher von ihrer Mutter die warme, stets gefällige Sophie zum beständigen Muster aufgestellt ward, hatte Sophien Vorwürfe über ihre Geldverschwendung gemacht, und behauptet, die Schwester erlaube sich viel mehr unnöthige Ausgaben, als sie selbst, die doch reicher sey. (Die erstere Mutter hatte nämlich durch ihre letzte Verfügung nur ihren Sohn Richard eigentlich reich gemacht, ihren Töchtern aber weniger hinterlassen; und dabei hatte sie,

man wußte nicht warum, Carolinen, die ohnehin die Schönere von Beiden war, einige tauſend Thaler mehr beſtimmt als ihrer Schweſter.) Sophie, durch der Schweſter Vorwurf empfindlich gekränkt, hatte Carolinens Härte mit Thränen der Mutter geklagt, worauf dieſe geäußert, ſie glaube, daß die erſtere Mutter jene unbillige Verfügung in keiner andern Abſicht gemacht haben könne, als um Carolinen im Voraus eine gewiſſe Entſchädigung zu ſichern, da dieſe wegen ihres ſchon in der Kindheit gezeigten harten und unerträglich bittern Characters wohl ſchwerlich Hoffnung habe, ſich jemals zu verehlichen. Im Zorne hielt die ſonſt ſo ſanfte Sophie ſogleich die mütterliche Aeußerung Carolinen vor, und dieſe gerieth darüber in eine ſo heftige Bewegung, daß ſie ſich den halben Tag in ihrem Zimmer einſchloß. Erſt Abends hatte der Vater wieder eine Art von Frieden hergeſtellt.

Je mehr aber Ferdinand ſich anſtrengte, um in ſeiner Praxis vollkommne Ruhe für ſein Daſeyn, und ein in ſich beſchloßnes Leben zu finden, je weniger wollte ihm dieß gelingen.

Wenn er ſich darüber freute, daß man in dieſem Lande mit aller Strenge auf die Abkürzung der Proceſſe drang, ſo erſtaunte er darüber, zu welcher ungeheuern

Höhe doch nun zwischen den hitzigen Partheien die Kosten in der größten Eile anwuchsen. Wenn man mit lobenswürdigem Eifer den Advokaten durch den Sinn fuhr, so waren nun die Streitenden der Willkühr und Gewalt unvorsichtiger Richter blosgestellt, statt sich einer väterlichen Sorge für die Sichrung ihres Heils zu erfreuen. Bestand man hartnäckig auf seinem Rechte, so verschlangen oft die Richter den zehnfachen Werth des Streits durch kostspielige Einholung auswärtiger Rechtserkenntnisse, welche doch die besoldeten Unwissenden selbst zu sprechen schuldig waren. Hatte er auch einmal die Freude, einem armen Teufel sein Recht durch und durch auszufechten, so sah er am Ende das wohlerworbne Sümmchen seines Klienten durch die löbliche Theilung der Kosten doch wohl noch „aus bewegenden Ursachen" zu Wasser gemacht. Wenn er nun erfahren mußte, wie hämisch oft böse Advokaten alles dieß wieder zu ihrem eignen Vortheile benutzten; wie unmöglich es sey, gegen einen schlechten Richter die Strafe der Selbstentgeltung zu erlangen; wie oft der Streit, den doch die Partheien bezahlen mußten, zugleich zum Streite der beiden Advokaten, ja zum Streit zwischen Richter und Advokaten ward; kurz, wie wenig besser es noch in diesem Lande auf der Straße Rechtens aussehe, als in vielen andern: dann knirschte er mit den Zähnen, machte oft durch Nullitätsquerelen und andere desperate Rechtsmit-

tel. die Sache noch ſchlimmer, und hielt es am Ende für Sünde, ſeinem elenden Klienten nur einen Heller Gebühren abzufordern.

Einſt klagte er hierüber im vertraulichen Abendzirkel dem Geheimenrathe ſein Leid. Dieſer hörte ihn aufmerkſam an. „Ich finde, ſagte er dann, daß freilich eine ganz beſonders beſtimmte Neigung dazu nothwendig iſt, um ein Geſchäftsmann dieſer Art zu ſeyn. Eine gewiſſe Luſt zum Aergerlichen, eine Freude am Verdruß und an allem Unangenehmen, eine Neigung zum Umgange mit Weinenden, Zornigen und Verzweifelnden, — alles das, und vielleicht noch mehr, muß wohl zur eigentlichen Streitluſt noch hinzukommen, wenn der blos juridiſche Geſchäftsmann in ſeiner ächten, — ich will nicht ſagen, Vollkommenheit, aber doch Gemüthlichkeit gedacht werden ſoll. Wird ſich nun dieß bei Ihnen nicht bald einfinden, ſo beſorge ich freilich, daß Sie Ihren Beruf verfehlt haben.“

„Ihr Satz, entgegnete Ferdinand nach einiger Zeit mit trauriger Stimme, ſchien mir im erſten Augenblicke bekannt und halb wahr. Allein, je länger ich ihn überlege, je mehr erſchrecke ich vor der unerträglichen Wahrheit und Neuheit, die er allmählig für mich erhält!“

Richard meinte: Allen ſolchen Ungebührniſſen, Sünden und Mißbräuchen, die Ferdinand vorhin geſchildert,

mit ewiggespitzter Feder und frischem Muth entgegenzuarbeiten, — darinn bestehe eigentlich die unerschöpfliche Lust seines Lebens; und daher sey es ihm nun schon zur sichern Gewißheit geworden, daß er ein fast allen Richtern und Sachwaltern äußerst verhaßter, aber auch ein gefürchteter, und von den Partheien stets gesuchter Geschäftsmann seyn und bleiben werde. Auch halte er sich, so lächerlich dieß wohl klingen möge, in seinem Gewissen fest davon überzeugt, daß alle Geschäfte, die er bis zum jetzigen Augenblick unter den Händen habe, gerechte Sachen seyen.

„Ich hoffe, sagte Ferdinand mit einem Seufzer, daß auch deine sämmtlichen Gegner in demselben Augenblick eben so überzeugt von der gerechten Sache ihrer Partheien seyn werden."

„Dann erkenne ich sie auch, versetzte Jener, für wahre und redliche Advokaten."

Dieß gab Veranlassung zu einem lustigen Gezänke zwischen beiden Freunden, worein sich auch die Damen mischten.

Sophie reichte endlich Ferdinanden wehmüthig die Hand. „Armer, lieber Freund! sagte das zärtliche Mädchen: Wie nahe geht mir Ihre Unruhe!" Er drückte ihre Hand an seine Lippen, und blickte sie lange so gerührt und traurig an, daß zuletzt Beide ihre nassen Augen nicht verbergen konnten.

„Was meinſt denn du zu der Sache, Caroline?“ fragte die Mutter dieſe, welche ſich ſelten in ſolche Geſpräche miſchte.

„Ich würde, verſetzte ſie ſchüchtern, Herrn Miller lieber zu einer hübſchen friedlichen Dorfpfarre gerathen haben, als zu ſeinem jetzigen Stande; denn er iſt ein wahrer Mann des Friedens.“ Sie betrachtete Ferdinanden lächelnd.

„Wie ſpöttiſch! rief die Geheimeräthin: Beſte Caroline! Nein, wenn du dieſes ſatyriſche Weſen nicht endlich ablegſt“ —

Das Mädchen, welche ſonſt nie auf den Tadel der Mutter achtete, gerieth jetzt auf einmal in außerordentliche Bewegung, und der ſchöne Mund verzog ſich gewaltſam bebend zum Ingrimme. „Liebe Mutter, fuhr ſie erbittert heraus: ich habe Herrn Miller damit ſchlechterdings nichts Beleidigendes ſagen wollen!“ Ihre Augen funkelten, und indem die Gereizte heftig zu weinen anfing, ſtand ſie raſch auf, küßte die Hand der Eltern und verließ eilend in hochbewegtem Gange die Familie.

„Verzeihen Sie, ſagte der geängſtete Ferdinand: ich nehme Carolinens Aeußerung mehr für Lob als Satyre.“

„Ach ja, beſte, theuerſte Mutter! flehte die gute Sophie und ergriff ihre Hand: Ach ja — vielleicht iſt es ſo!“

„Ja, ja, für Euch Beide in Eurer blinden Güte mag wohl alles so seyn! rief die Geheimeräthin schmerzlich aus: Aber wir kennen dieses Lächeln, diese Reden und diese Thränen besser!"

„Es mag leider wohl seyn! sagte der Geheimerath, der oft noch Carolinen in Schutz nahm: Aber, gestehe nur immer, mein Kind, daß doch eine gewisse Härte, — ich möchte sagen, ein wenig eigne Verderbtheit dazu gehört, um ihre Rede so schnell und bestimmt in deinem vorhinigen Sinn auszulegen."

„O mein Lieber, seufzte sie, ich wollte, du hättest Recht. Aber ach, meine Hoffnungen fangen an zu sinken!" Sie hob die Augen, wie zum Himmel aufklagend, und schloß die mitleidende Sophie in die Arme.

Unser Freund begriff zwar dieß alles nicht recht. Doch beschloß er, künftig aufmerksamer auf Carolinens Charakter zu seyn, als bisher.

Ihn selbst drückte aber weit mehr, als das, worüber er heute dem Geheimenrathe sein Herz geöffnet hatte. Denn alles Widerwärtige, Bittere und seinem Gefühl Entgegenstrebende, was er in den täglichen Geschäften fand, konnte er doch seinem theuern Vater zu Liebe überwinden, sobald er seine Arbeiten als ein mühesames, aber nothwendiges und ihm einmal zur Pflicht gemachtes Studium betrachtete. Auch hatte er schon

frühe gelernt, unangenehmen Arbeiten mit ſicherem Erfolge die Spitze zu bieten. Allein, ſeine Wünſche nahmen einen höhern Flug, als der angefangne Geſchäftskreis verſtattete. Er liebte ſein Land, war ein Deutſcher und trug in ſeinem Buſen den brünſtigſten Willen, ſeinem Vaterlande zu nützen; ja für ein künftiges deutſches Geſchlecht etwas allgemein Gutes und Heilbringendes zu thun. Schon als Knabe, noch mehr auf der Akademie, und beſonders während einer nachherigen Reiſe, die er durch einen großen Theil von Deutſchland machte, fühlte er, wie hoch und höher ſein Herz ſich von dieſen Wünſchen hob, und er lernte alles und griff begierig nach jedem Stoffe, wodurch er ſeinem Ziele näher kommen konnte. Jetzt aber, da es ihm allmählig zur Gewißheit ward, daß er ſeinen Beruf zum Bürgerleben verfehlt habe, ſuchte ſein edler Geiſt eifriger als je die Wege auf, welche zu jenen Zwecken hinleiteten, und ihn ſeiner ſittlichen Ruhe wieder entgegenführen ſollten. Er arbeitete faſt den ganzen Tag, und wies doch ſeit einiger Zeit die meiſten Geſchäfte von ſich, die man ihm übertrug.

Richard konnte dieſes Betragen nicht begreifen, und fing an, ihn laut zu tadeln. Er ſelbſt verſchwieg auch dem guten Vater Miller keinesweges ſeine gegenwärtige Stimmung. Der Alte begann zu trauern, verlangte

Erklärung über den Zuſammenhang der Sache und Eröffnung einer beſtimmten Ausſicht in die Zukunft.

„Gönnen Sie mir nur noch wenige Wochen, ja nur wenige Tage Zeit, ſagte Ferdinand: Erſt muß ich beruhigt ſeyn über meine Beſtimmung. Dann aber wandle ich, und mit ewiger Anhänglichkeit und gleichem Eifer, auf meiner einmal betretnen Bahn fort. Nicht wahr, guter Vater! gewollt haben muß der Menſch?"

„Das läßt ſich hören! meinte der Alte: Ja, gewollt haben muß jeder Menſch, welchen der Geiſt zu Etwas antreibt. Du haſt Recht! und ich laſſe dich austräumen, wenn du dich jetzt noch nicht weiter erklären kannſt."

Marie hatte während dieſer Rede ihren Bruder mit Augen voll Liebe und Hoffnung angeblickt. Jetzt umarmte ſie ihn ſchwärmeriſch und ſagte: „O wie feſt glaube ich an dich, guter Ferdinand! Mit meinem Blute will ich für ihn ſtehen, beſter Vater, daß er gut und richtig handeln wird!"

„Und Richard, ſprach der Vater, iſt, wie ich höre, vollkommen zufrieden, und ſchon tief in ſeinem Geſchäfte?"

„Richard iſt höchſt glücklich, erzählte Ferdinand: Geſtern ſagte er mir, er wolle ſich je eher je lieber nun gar verheirathen, um nur recht ruhig ſich ſeinen Arbeiten weihen zu können; und er liebe ſchon. Man gibt ihm in der Stadt bereits dieß und jenes Mädchen zur

Frau. Ich erſtaune über das alles und habe ihn einen Leichtſinnigen geſcholten. Zwar — ich bin noch niemals mit der Liebe bekannt geworden; aber, daß ich in dieſem erſten heftigen Drange der Lebensunruhen auch noch Liebe fühlen könnte, das ſcheint mir wahrhaft unmöglich.“

Die Mutter nahm ſeine Hand. „Und doch, lieber Sohn, geſtehe ich dir, daß ich nichts ſo ſehr wünſche, als dich recht bald und glücklich verheirathet zu ſehen.“ Er blickte ſie überraſcht und erröthend an, und ſie fuhr wehmüthig fort, indem ſie auch den Vater herbeizog: „Scherzet nicht mit dem Leben, lieben Freunde! Es möchte ſich ſonſt an uns rächen! Wähle doch jeden Stand, guter Sohn, der dir gefällt. Wir ſind ja Gottlob wohlhabend, und du biſt viel reicher, als Richard. Noch einmal nenne ich es Uebermuth, wenn Ihr Glück und Leben auf die Probe zu ſtellen wagt! Es iſt gut, Ferdinand, daß du ſtudiert und etwas Tüchtiges gelernt haſt. Mißfällt dir aber dein jetziger Stand, o ſo ergreife noch heute wieder jenen mit Segen umwundnen Feldſtab, der uns ſo werth iſt! Schwinge ihn heiter durch Wieſen und Land zum glücklichen Gedeihen, und baue wieder die liebe Erde, wie deine ehrlichen Väter thaten!“

„Ach ja! ſagte der alte Miller gerührt und drückte ſie an ſich, und der ſchöne Sohn verbarg ſeine Freu-

dentbränen an ihre Bruſt: Du biſt doch meine brave Beate; und dein Name iſt Rechtlichkeit! Aber, wir wollen unſern Sohn zu nichts überreden, was ihn vielleicht nur auf müſſige Träumereien führen könnte; und, liebe Frau, am wenigſten zu unzeitigem Heirathen! Laß ihn nur gewähren! Ich traue ihm. Er macht ſicher nichts Unkluges."

Sie trennten ſich heiter. Aber die gute Marie ward von dieſem Augenblick an ſtill und traurig.

Einige Tage nachher beſuchte die Kronfeld'ſche Familie nebſt unſerm Freunde den Triftthof. Beide Mütter waren eine Zeitlang allein; und Beate ſuchte ihr Herz in Rückſicht des geliebten Sohnes zu erleichtern. „Ach, ſagte ſie zuletzt, der theuerſte Wunſch, den ich für das Leben noch habe, iſt der, dieſes liebe einzige Kind glücklich verheirathet zu wiſſen; aber mein guter Mann, ja oft mein eignes Gewiſſen tadeln mich deßhalb als unbeſcheiden gegen die Vorſehung; und ſo wage ich nicht der ſüßen Hoffnung Raum zu geben, daß Gott zwei theure Herzen bald nach meinen Wünſchen lenken und vereinigen werde."

Sie ſeufzte und brach hier die Unterredung ab, vielleicht, weil ſie zu wenig wahres Vertrauen zu der Ge-

heimenräthin hegte, vielleicht auch, weil ihr einfiel, daß die beiden Kronfeld'ſchen Töchter ſich jetzt im anſtoßenden Kabinet befanden.

Dieſe hatten wirklich das vertrauliche Geſpräch mit angehört. Sophie ward zuletzt auf einmal hochroth, und Caroline betrachtete die Schweſter mit ihrem gewöhnlichen Blick und Lächeln. „Du glaubſt wohl, ſagte ſie dann ernſthaft, die Alte meine dich! Damit du indeſſen nicht zur Närrin wirſt, — und, Schweſter, damit du erkennſt, daß ich dich dennoch liebe, ſo ſage ich dir, daß ich dieſes zwar ſelbſt glaube; aber du ſiehſt und weißt wohl noch nicht, daß Ferdinand Marien liebt, und ſie ihn?"

Sophie ſeufzte tief und umarmte ihre Schweſter. „Nein, rief ſie, ich liebe ihn wohl noch nicht, aber, es hätte geſchehen können. — Ich danke dir, Schweſter!"

„Wie hätt' es geſchehen können? fragte Caroline, bitter verweiſend: Nimmermehr! Du weißt, daß ich Marien nicht gut leiden mag. Aber, laß ſie auch einmal ganz aus dem Spiele; nimm den allerbeſten Fall für dich an: ſo hättet Ihr einen Monat lang erträglich zuſammen gelebt, und wäret im zweiten Beide vor Langerweile geſtorben! Und außerdem — höre, verſprich mir vor allen Dingen, daß du von dieſer Sache gegen Jedermann ewig ſchweigen willſt!" Sie mußte es ihr in die Hand geloben.

„Da bringen wir Euch das beste Mädchen auf dieser armen Erde!“ rief hier der lustige Richard, indem er und Ferdinand Marien, die einen Teller mit Backwerk trug, hereinführten. Marie schlug die Augen nieder.

„Du sprichst einmal, sagte Ferdinand, wenn ich auch von aller Galanterie abstrahiren will, höchstverwegen! Sie glauben mir gewiß, daß ich Sie Beide für recht herzlich gut halte.“

„Nein, wirklich, Ferdinand?“ fiel Caroline heiter ein. Er und seine Ehrlichkeit waren zum Sprichwort unter ihnen geworden.

„Denn Sie wissen, fuhr er gutmüthig fort, und drückte die Hände der Schwestern, daß ich es immer wahr und redlich meine. Aber soviel ist freilich in Richards Behauptung richtig: Besser, — nein, betrachten Sie nur selbst dieses holdselige Angesicht! — besser ist wohl kein Mädchen auf Erden, als meine liebe, liebe Marie!“

„Es ist wahr, Marie, sagte Caroline aufmerksam, und streichelte ihr die Wangen mit Wohlgefallen: wenn du so traurig und still bist, wie heute, so siehst du aus, wie die Frömmigkeit selbst, und ich könnte dich ordentlich lieb haben!“ Marie, die solche Reden aus diesem Munde nicht gewohnt war, blickte schüchtern zu der furchtbaren Caroline empor und wagte es, ihren schönen, sonst ewig unnahbaren Rosenmund zu küssen, und fühlte in Carolinens leiser Erwiederung eine nie empfundene Liebe.

„O meine liebste, beste Marie, sey doch heiter!“ rief Sophie und schloß sie mit Wehmuth fest an ihr Herz.

„Ich bin es ja! flüsterte Marie lächelnd, wie unter Thränen hervor: Aber Ihr beschämt mich — und ich fühle wohl, daß ich noch nicht so gut bin, wie Ihr alle von mir glaubt.“

„Wissen Sie wohl, Ferdinand, sagte Caroline heimlich, warum Ihre Mutter mir so sehr gefällt? Bloß deswegen, weil sie Marien dennoch immer so zärtlich liebt, und ihr Gutes thut.“

„Warum sagen Sie „dennoch?“ fragte er nachsinnend.

„Wer wird immer fragen!“ fuhr sie ihn schnippisch an und ging bei ihm vorüber.

„Sie denkt aber auch von Niemand gut! murmelte Ferdinand aufgebracht: nicht einmal von diesem reinen Engel!“

Auf dem Heimwege, den er mit Richarden zu Fuße machte, konnte er sich nicht enthalten, Carolinens Aeußerung über die liebenswürdige Marie seinem Freunde mitzutheilen; welcher denn ebenfalls darin sogleich einen bösartigen Seitenblick fand. „Siehst du wohl, sagte er mit schmerzlichem Zorne, daß ihr Charakter Flecken hat! Und doch nimmst du sie noch immer und überall in

Schutz! Eins an ihr ist übrigens mir und der Mutter noch fürchterlicher, als alles dieß: ihr Geiz und ihre Habsucht! Die mitleidige Sophie gibt sich stets arm. Aber sie, — glaube mir nur, sie muß viel Geld gesammelt haben. Doch sie hält alles so fest unter Schloß und Riegel, daß Niemand ihren Schatz berechnen kann. Erinnerst du dich noch von neulich her des armen Mannes, dem Sophie alles gab, was sie hatte, und dem Caroline drohte, sie werde nach der Polizei schicken, und in deinem Beisein mit dem finstersten Ernst erklärte, sie gebe dergleichen Bettlern nie einen Heller?"

„Ich halte sie dennoch nicht für geizig; sagte Jener: aber freilich, für eine sehr gute Wirthin! Auch ist ja ihr damals geäußerter Grundsatz der unsrige; und ich wünschte nur, daß alle Menschen nach der Polizei schickten."

„O, so klug ist sie wohl, daß sie sich jenen Satz gemerkt hat, um ihren Geiz dahinter zu verstecken."

„Klagen die Dienstboten über ihren Geiz?"

„Nein; und das ist mir selbst unbegreiflich. Die sämmtlichen Leute murren niemals über sie. Ja ich habe diese überhaupt nur einigemal, bei Hauptaffairen mit dem Gesinde, lächelnd und entschuldigend zur Mutter sagen hören: Ei nun, die Mamsell ist manchmal auch wunderlich! Aber warst du nicht letzthin dabei, als sie Sophien über ihren Anzug so gut als öffentlich verhöhnte! Was war das?"

„Du haſt Recht, antwortete Ferdinand mißmüthig, das war unbegreiflich hart! und ich konnte ſie nur mit der Abſicht entſchuldigen, die Schweſter von jeder Nachläſſigkeit dieſer Art auf immer zu heilen, welches freilich wohl ſicherlich geſchehen iſt. Was aber überhaupt dieſen Punkt betrifft, ſo mußt du geſtehen, daß ſie ſtets als die Ordnung und Reinlichkeit ſelbſt erſcheint; und es iſt leicht möglich, daß die Koſten für alles dieß auch wirklich ihr ganzes Taſchengeld wegnehmen, wie ſie dir einmal geſagt hat. Welcher reizende und geſchmackvolle Sinn iſt in ihrem Anzuge!“

„Eitelkeit! rief Jener: O hätte ſie doch nur Etwas von Sophiens Güte! und Sophie noch Etwas mehr von ihrer ſchönen Geſtalt!“

„Werde nicht ungerecht, Richard! Ich nenne das noch nicht Eitelkeit, wenn Caroline den glanzvollen, ſchönbelebten Alabaſter ihrer prächtigen Arme nach Verdienſt mit Geſchmeide, und die reizende Hand mit köſtlichen Ringen ſchmückt und hebt, den Reichthum der Haare in die anmuthigſten Wallungen zu ordnen ſucht, oder die ſchneeweiße Seide an dem kleinſten und üppigſten Fuße, den man ſehen kann, noch mit goldnem Schnurwerke ziert. Sie iſt das alles ihrer eignen Schönheit unnachlaßlich ſchuldig, — dieſer Schönheit, die mir immer wieder neues Vertrauen auf ſie gibt! Glaubt mir

nur, Ihr ſelbſt habt ſie bitter gemacht, und werdet ihr einzig durch Vertrauen und Güte ihre Liebenswürdigkeit wiedergeben können.“;

„Leider wirſt du bald einſehen, murrte Richard, daß die Mutter und wir alle ſie viel zu gütig behandeln.“

Unſerm Ferdinand gingen dieſe Uneinigkeiten der Familie recht ſehr zu Herzen. Carolinens Betragen beunruhigte ihn, er wußte nicht warum! ſo innig, als wäre ſie ſeine eigne Tochter. Sophie, der er ſich, bei ihrer unverkennbaren Gutherzigkeit und Liebe zu ihm, doch niemals nahe gefühlt hatte, ward ihm jetzt wegen ihres ſanfteren Betragens täglich werther. Der Gedanke an das Mißverhältniß zwiſchen den drei Frauen drang ſich ihm überall auf und ſtörte ihn ſeit kurzem ſogar in allen ſeinen Geſchäften.

Mühevoll und unruhig waren jetzt ſeine Tage, und erſt gegen Abend erheiterten ſie ſich. Am liebſten ſchlich er dann auf die Anhöhen um die Stadt her, legte ſich ihren Thürmen oder ſeinem geliebten Triſthofe gegenüber, und las die Sachen, die er am Tage niedergeſchrieben hatte, um nun darüber zu träumen. Denn ſeine Praxis — ruhte.

Kam ihm ein Geſchäft vor, das er, aus Beſorgniß es möge in ſchlimme Hände gerathen, nicht von ſich zu-

rückweiſen wollte, ſo bat er Richarden ſo lange um Hülfe, bis dieſer Rath ſchaffte. Der mit Arbeiten überladne Freund verlangte endlich von ſeinem Vater, er möge mit dem alten Miller einmal ernſtlich über ſeinen Sohn ſprechen. „Ferdinand vernachläſſigt ſich ganz, ſagte er, und Manche tadeln und belachen, Manche bemitleiden ihn ſchon. Es muß bald anders mit ihm werden.“

Einſt begegnete Caroline dem Zerſtreuten, als er in das Zimmer ihres Vaters wollte. „Sie ſehen blaß und verſtört aus, Ferdinand!“ ſagte ſie.

„Es iſt nur eine verdrießliche Sache, die mir im Kopfe ſpukt,“ entſchuldigte er, und eilte zum Geheimenrathe. Als er wieder ging, öffnete unten Caroline ihr Zimmer und bat ihn, einzutreten. „Ferdinand! ſprach ſie mit einer ungewöhnlich weichen Stimme: Ihr Ausſehen gefällt mir heute nicht. Warum wollen Sie ſich zu Grunde richten? Sie ſind jung genug; wählen Sie noch jetzt den geiſtlichen Stand; oder jeden andern, der Ihnen werth iſt. Mögen Sie ſelbſt auch meinen Wunſch für Spötterei halten, wie neulich Andere thaten: machen Sie ſich nur nicht ſelbſt elend!“ Er ſah, daß in ihren Augen ſich zwei Thränen bildeten, und es ward ihm jetzt klar, daß die Mutter ſie damals dennoch verkannt habe.

„Beſte Caroline, ich habe niemals geglaubt, daß Sie über mich ſpotteten; ich, der ſchon als Kind Ihnen ewig ſo gut, ſo gut war! Wie könnte ich wohl jetzt an Spott von Ihnen, und nicht immer noch einzig an Sie ſelbſt glauben? Aber, ſorgen Sie nicht um mein Schickſal, gutes Mädchen! Denn ſeit ehegeſtern bin ich endlich mit mir ſelbſt einig!“

„Gewiß?“ ſagte ſie blöde und lächelte mit einer gewiſſen zärtlichen Bitterkeit zu ihm herüber, indem ihre Thränen vollendet an den Wimpern hingen.

„Wie innig dieſe gütige Sorge für mein Heil mich rührt!“ ſagte er und küßte ihre ſüßen Augen. Sie hatte erſt Kraft, ihm zu widerſtehen, als ein tiefeinſchlürfender Kuß ſich zwiſchen jenen blühenden Lippen einſtahl, deren Hohnſprechendes nur er allein noch nie hatte wahrnehmen wollen, und die jetzt, vom ſüßen Kuſſe ſüßerbebend, ſich zu ſchließen ſtrebten, indem das aufzitternde Mädchen den Kühnen ſcheu und erſchrocken von ſich drängte. „Nein, Ferdinand! ſagte ſie in glühender Röthe, und die Stimme brach ihr vom gewaltſamen Emporwallen des leidenſchaftlichen Buſens: Sie müſſen nicht falſch ſeyn, Ferdinand, — Sie nicht!“ Ihr Auge wandte ſich unwillig von ihm.

„Aber! Gott, was ſagen Sie da, Caroline!“

Sie öffnete ihm die Thüre ihres Zimmers. „Meine Mutter wird im Augenblicke hier ſeyn. Und, hören

Sie, Ferdinand! — Sie sollen mein Zimmer nie wieder betreten!"

Sie schien zuletzt einen gewissen Schmerz mit Gewalt zu unterdrücken, und er konnte sich, bei Anwendung seines ganzen Scharfsinnes, ihr seltsames Wesen nicht erklären. Unruhig eilte er durch die Straßen. Einen Augenblick sprach er noch bei Richarden an und bat diesen ängstlich um Besorgung eines unangenehmen Geschäftes; und dann, — dann schien er plötzlich ein ganz andrer Mensch, als der, welcher zu Richarden eingegangen war. Höchstgemüthlich schlich er durch das Thor, dem Trifthofe zu, ging um den Finkenhauk herum, wandte sich dann nach der andern Seite der Stadt, und gelangte bald auf eine zum königlichen Parke gehörige Waldanhöhe, wo man die herrlichste Aussicht tief in das Land hinein genoß, und wo er jetzt fast alle schönen Abende hinbrachte. Er setzte sich auf die hübsche Rasenbank vor dem Walde, zog seine seit ehegestern vollendete Arbeit hervor, las sie wieder, fand alles vollendeter als er es sich bis jetzt gedacht, entzückte sich in ihren Ideen, berauschte sein Herz im Glück und Wohlstande des Vaterlandes, und sah unter Wonneschauern über die Landschaften desselben hin.

Aber da in dieser Stunde das Schicksal Ferdinanden gegenüber einen unerwarteten Schlag bereitet, der für die künftige Richtung und das Glück oder Unglück seines Lebens

entscheidend seyn wird, so ist es jetzt Zeit, daß wir vorher die vermuthliche Frage unsrer Leser kürzlich beantworten: Was es denn eigentlich war, das unser Freund zum Heil seines Vaterlandes ersonnen hatte?

Ferdinand wollte seine Gedanken über den Sinn des Deutschen für sein Vaterland öffentlich sagen, und zugleich ein sichres Mittel angeben, diesen Sinn zu wecken, von dem politischen Wechsel unabhängig zu erhalten und zum Gemeingeiste zu erheben.

Deutscher Sinn erforderte nach seiner Meinung den wahren Weltbürgersinn, in der den Deutschen eignen Sprachform gedacht, gefühlt und geübt. Den wahren Weltbürgersinn setzte er in den, die Selbstsucht des Menschen beherrschenden Sinne für die Mitwürkung zum Heil der verbrüderten Menschheit und ihrer künftigen Geschlechter.*)

---

*) Wir bedienen uns getrost des herrlichen, aber vormals etwas verkufnen Ausdrucks „Weltbürgersinn," weil er uns hier der richtigste scheint. Die Mode oder Zeit ist ja vorüber, wo man sich einen Weltbürger oder Cosmopoliten nannte, um alle nähern Verhältnisse, als zu eng für diesen Gesichtspunkt, zu verachten, und

Einen einzigen politischen Seitenblick mußte er hier auf die Ereignisse der Zeit werfen. Hiervon befreiete er sich durch Folgendes.

„Alle die, sagte er, welche seither die Deutschen zu einer Nation geformt haben wollten, wußten von jeher nicht, was sie wollten. Das Nationale, welches sie meinen, besteht ja bei jedem Volke fast einzig in seinem Komischen und Abscheulichen. Je mehr ein Volk oder eine Anzahl von Völkerschaften sich von diesem Nationalen entfernt und über dasselbe erhebt, je reiner der Weltbürgersinn ist, in dem es auf die Menschheit würkt, je höher und heiliger wird seine Stufe in der Geschichte."

„Alle Veränderungen im Personal der deutschen politischen Gewalt und Gewalten, alle dreißigjährigen Kriege, Verheerungen und Unterjochungen unter Scepter und Gesetze der Fremde, sind der Substanz des deutschen Gemüthes, wo nicht völlig indifferent, doch so unschädlich, wie Gewitter der Substanz unsrer Erde; so lange nämlich der Deutsche seine Sprache und Denkform so vollständig behält, wie die Erde ihre Atmosphäre."

---

sich für nichts eigentlich zu interessiren, weil man die ganze Erde im Herzen zu tragen sich das Ansehen geben wollte.

Sprache nahm er hier in einer so weiten Bedeutung, daß er darunter nicht nur die eigentliche Sprache, sondern auch alle übrigen Aeußerungsmittel des Denkens in Zeichen und in der Kunst verstand, und daher die Ausdrücke „deutsche Sprache, deutsche Sache, deutsche Denkart, deutsche Denkform und deutscher Sinn" oft als gleichbedeutend gebrauchte.

„Selbst seinen politischen Namen kann der bezwungne Deutsche ändern müssen, ohne daß dadurch die deutsche Sache gefährdet wird; sobald ihm nur der Beiname „deutsch" der Sache nach, d. h. so bleibt, daß dieser Beiname zugleich seinen wirklichen Fortbesitz der eignen Sprache anzeigt. Das Erpichtseyn vieler von unsern sich so nennenden Patrioten, auf die Erhaltung der Namen „Deutschland" und „Deutscher" ist eine nationale Eitelkeit und Inkonsequenz zugleich. Wollten sie sich nicht mit der Sache begnügen, so müßte ihnen doch ein Blick in die Geschichte Trost für ihre Ziererei gewähren, wo die Reputation obiger Namen, ohne ihr Zuthun, schon längst gemacht, und so gemacht ist, daß kein Sterblicher sie zu vertilgen vermag. Und haben denn etwa diese Patrioten, diese Wiener und Berliner, oder Dresdner und Münchner „Deutsche" bisher einander für wahre Deutsche gehalten? Und waren denn diese „Deutsche" etwa wirkliche Deutsche! Ach nein, sie hielten einander für

Oeſterreicher und Preuſſen, oder für Sachſen und Baiern! Und, das waren ſie denn auch! Es iſt dieß ein ſehr alter Schaden, den die Geſchichte bis hoch in die beſten Zeiten des deutſchen Reiches hinauf zeigt, den weder der gemüthvolle Kaiſer Joſeph der Zweite, noch ſein mächtiger Gegner Friedrich der Zweite, heilten, und der durch unſre neueſten Kriege ſich nur von neuem geöffnet hat."

„Die wahren Deutſchen ſollen immer erſt noch (durch Erziehung) geboren werden! Man erziehe ſie doch in ihrer Sprache zu jenem Weltbürgerſinn! *) Dann werden ſie erſcheinen, als Deutſche. Dann werden manche Bewohner von Mainz und Mietau ächtere Deutſche ſeyn können, als ſelbſt manche Leipziger; und alles Handeln wird ſich dann von ſelbſt finden; denn alle

*) Liebe Brüder! Das Reich des deutſchen Genius iſt, ſo wenig wie das Reich Gottes, von dieſer Welt. Drum gebt Euch doch endlich einmal über die geringe politiſche Bedeutſamkeit des guten Deutſchlandes zufrieden! Die ächte Beſtimmung und Tendenz des deutſch redenden Volkes iſt: Bewahrer des heiligen Feuers unter den Menſchen zu ſeyn, und jeden Funken der reinern und höhern Menſchlichkeit, — unter welchem Himmelsſtriche, von welchem Heerde, ſelbſt aus welchen unreinen Schlacken er auch emporſteige, — mit jener ſchönen Flamme zu vereinigen.

Deutſche werden ſich im Aeußern lieben müſſen, weil ſie einerlei innere Sache haben, einerlei innere Bildung beſitzen, und Ein großes geiſtiges Volk, Eine geheiligte Nation von Seelen bilden, der ſich alle übrigen vermählen werden."

Nun kam unſer Ferdinand auf eine wichtige und für jedes deutſche Herz tröſtliche prophetiſche Unterſtellung. Er nahm es als eine moraliſche Unmöglichkeit an, daß die deutſche Sprache jemals untergehen könne. Dieſe Unterſtellung leitete er aus dem Uebergewicht, aus dem ſichern Siege und ewigen Fortſchreiten des Guten und Rechten unter der Menſchheit, als Maſſe betrachtet, her. „Eine Sprache, ſagte er zuletzt, deren reiner Springquell das Gemüth des Menſchen iſt; eine vollkommene Grundſprache, in deren ungeheuerm Umfange der Weltbürgerſinn gleichſam wie in den freien Lüften ſeines großen Vaterlandes athmet und ſich bewegt; eine Sprache, die oft mit größter Unbefangenheit das Beſte aller übrigen in ſich aufnimmt, damit ſpielend, es in geſchmackvoller Form in ſich einverleibt, dann, dadurch bereichert, oft auch alles Fremde wieder von ſich thut, und in beiderlei Zeitpunkten doch nie Etwas von ihrer eigenthümlichen Reinheit verliert; eine Sprache, die ſchon jetzt alle übrigen vollkommen erſetzt, (was keine andere, und ſelbſt die beſte doch immer nur mit Ausnahme der Deutſchen, vermag) und für deren

vielleicht unergründlichen und nie sich schließenden Reichthum dennoch alljährlich aus Kunst und Wissenschaft neue Quellpunkte aufspringen; — die, wenn wir bescheiden reden wollen, in Rücksicht der Selbstprodukte aller Art, bisher wenigstens hinter keiner andern Sprache zurückgeblieben ist; die alles, was auf Erden bis jetzt wahr, schön und gut genannt werden kann, so wie das Ganze, zu welchem Wissenschaft, Kunst und Religion unter der seitherigen Menschheit erwachsen sind, vollständig und in stetem Mitwachsthum aufgenommen hat und umfaßt; deren eigne und eigentliche Reichthümer für die Angelegenheit des Menschen aber nur durch sie selbst zugänglich sind, und nie an andere Sprachen veräußert werden können: — eine solche Sprache kann unmöglich untergehen! Ja sie würde und müßte einst, in jenem künftigen Jahrtausend, welchem die unglaubliche Mißgeburt einer allgemeinen Sprache vorbehalten seyn mag, zur allgemeinen erhoben werden. Und, sollte sich in irgend einem Zeitraume der Zukunft eine Sprache und Sinnesart erheben, die wirklich besser als die deutsche wäre: dann müßte freilich die deutsche Sache mit ihrer bis jetzt erlangten Reputation sich begnügen und freiwillig in ihr Grab steigen. Denn, wollte sie nicht dem Bessern weichen und sich zu Gunsten der menschlicheren Form durch freiwillige Verschmelzung mit dieser selbst hinopfern, so fehlte ihr ja der Welt-

bürgerſinn, ſie wäre ſchlecht, nichtswürdig, und hätte ihre Vertilgung von der Erde ſo vollkommen verdient, als es gewiß iſt, daß eine ſolche allgemeine Sprache ſich nur einzig aus der deutſchen bilden könnte, und daß z. B. in Frankreich, — wenn ein Genie, wie Kaiſer Napoleon, ſeinen Heldenlauf bereits früher hätte beſchließen, und ſtatt deſſen einzig den Kreis des Geſetzgebers und Gelehrten wählen wollen, — jetzt ſchon längſt die deutſche Sprache in allen Schulen gelehrt, und dort zur allgemeinen gelehrten Sprache erkohren ſeyn müßte. An all dieſen Behauptungen kann übrigens nur ein unwiſſender, oder ein ſolcher engbrüſtiger Deutſcher zweifeln, welchem der Zeitraum weniger bisherigen Jahrhunderte zur Unterdrückung einer für die Menſchheit guten und großen Sache hinreichend groß und überhaupt bedeutend ſcheint."

Sein Hauptſatz war dieſemnach der: „Erſchafft euch nur ſelbſt erſt zu wahren Deutſchen; ſo werdet ihr leben. Daß dieß durch die Erziehung geſchehen müſſe, ſieht Jeder ſogleich ſelber ein. Es geſchehe aber durch die Erziehung der jungen und erwachſenen Kindheit!"

„Jede, auch die kleinſte Gemeinde des deutſchen Volks muß durch eine eigne Erziehungsanſtalt in den Stand geſetzt werden, alle ihre Glieder, die es bedürfen,

in deutscher Sprachform zu der deutschen Sache, und zwar bis zur fertigen und vollkommnen Ausübung derselben, erziehen zu lassen."

„Hierzu wäre eine Erweiterung unserer Schulen wohl hinlänglich, wenn diese überall in gleich gutem Zustande, und wenn dergleichen Erweiterungen ohne neuen Geldaufwand von Seiten des Staates möglich wären."

„Es muß daher ein Mittel zu ganz neuen Einrichtungen, mit welchen man unsre Schulen in der Folge vereinigen und verschmelzen kann, ausfündig gemacht werden. Ein Mittel, das still und sicher allein aus sich selbst hervorwächst; das für jede deutsche Gemeinde paßt, ihre Blicke und Kräfte auf einen gemeinsamen Zweck hinrichtet und in Rücksicht des Geldgewinnes von sicherer Wirksamkeit ist; das schon in seinen eignen Bestandtheilen jenen lebendigen und übsamen „Sinn für die Mitwirkung zum Heil der verbrüderten Menschheit und ihrer künftigen Geschlechter" mit sich führt, und dessen erste Anfänge sich, wo möglich, auch wieder durch unsre schon jetzt bestehenden Schulen bilden können."

Dieses Mittel glaubte er in der Erweiterung und bessern Pflege des deutschen Obstbaues gefunden zu haben.

Er kam nun insbesondere auf sein Vaterland zu reden, und bewies, daß man in diesem Königreiche noch

mehr als faſt in allen übrigen deutſchen Gegenden den Obſtbau vernachläſſige. Die vielen unüberſehlichen fetten Getreideflächen des Vaterlandes ſchienen ihm fruchtbare, aber ſchweigende Oeden, die jeder edle Menſch erſt noch durch duftendes Blüthengebüſch, luſtige Rebenhügel und liebliche, von der Laſt goldner Früchte wankende, Baumgruppen bevölkert zu ſehen wünſchen müſſe; zumal, da unſer bis auf's höchſte getriebner Getreidebau dennoch nirgends zureichen wolle. Brod und Sicherheit müſſe der Staat jedem Bürger, der beides verdiene, gewähren, weil der Edle ſtets in gerechten Unwillen, der politiſche Lump aber in Wuth gerathen werde, ſobald er ſein und der Seinigen Leben mitten im Staate gefährdet ſehe; wovon ſich doch in Deutſchland noch alljährlich Beiſpiele ereigneten. Da nun die Sorge dieſes zerſtückelten Landes von Zeit zu Zeit auch noch durch das fürchterliche Geſpenſt der Fruchtſperre, deren Schädlichkeit er auseinander ſetzte, vermehrt werde; da der Wucher, und der Mißbrauch des Getreides durch muthwillige Viehmaſtung, Brandtweinsbrennereien u. ſ. w. bis jetzt noch keine Abſtellung gefunden; da auch die Erfahrung über die Unzulänglichkeit und Schwäche der Getreidemagazine, ſelbſt in Staaten erſter Größe, ſobald allgemeine Noth eintrete, entſchieden habe: ſo müſſe der Patriot auf die Ausmittelung reichlicherer Brodſurrogate ſinnen, als wir bisher be-

trieben; solcher, die des Menschen ausschließliche Kost bezweckten, die ihm die Natur selbst zunächst als seine Nahrung angewiesen, die jedem deutschen Lande und besonders dem Vaterlande einheimisch, allgemein beliebt und gesund seyen, auch mit wenig Mühe und Kosten, lediglich durch eigne innre Kräfte, ohne Verdrängung anderer Produkte, (welche Forderung der Kartoffelbau gar nicht gewähre,) gewonnen werden, — also eine wahre und heilsame Vermehrung der Kost des Menschen leisten könnten: wie eben das Obst.

Nun ließ er sich auf die Berechnungen und Gegenberechnungen verschiedner Pomologen und Landwirthe ein, und blieb zuletzt bei folgender stehen, welche ihm die richtigste schien, — die den jungen Nachwuchs und das Abstämmige mit in Anschlag brachte, eigentliche, einzeln oder in großen Gruppen angepflanzte Feldbäume annahm, — wobei der deutsche Zwetschenbaum (mit Rücksicht auf seinen geringern Umfang, öftern Ertrag u. s. w.) mit dem Birn- und Aepfelbaum schon ausgeglichen war, die endlich, nach Vergleichung verschiedner deutschen Gegenden, in ihren Unterstellungen auf sieben Jahre Ein sogenanntes volles Obstjahr austheilte, und welche am Ende dieses Resultat gab: „Wenn ein Ort bei einer Flur von 3000 Morgen Land und einer Volksmenge von 600 Seelen, 6000 Obstbäume besitzt, welche durch

richtige Nachpflanzung und Pflege in beſtändigem rechten Zuſtande gehalten werden, ſo wird dieſe Einwohnerſchaft ſich eines jährlichen Ertrages von wenigſtens 1125 Maltern *) an friſchem, oder etwa 375 Maltern an getrocknetem Obſt erfreuen. Hiervon wird die Haushaltung eines verheiratheten Mannes mit 4 Kindern zu genießen haben: 1) entweder 45 fl. Rheinl. am Geldbetrage, oder 2) 11½ Malter friſches Obſt, oder 3) 3¾ Malter (480 Pfund) getrocknetes Obſt; alſo wirklich ungefähr ein Drittheil ihrer täglichen Nothdurft an Speiſe. So gewiß es übrigens wohl fern mag, daß dieſes Reſultat ſich faſt in allen Gegenden Deutſchlands, die zum Obſtbau geeignet ſind, noch beträchtlich erhöhen wird, und daß in allen fruchtbaren Länderſtrichen unſers Vaterlandes auch 3000 Stück Obſtbäume ſchon mehr als daſſelbe Reſultat geben müſſen, ſo ſehr iſt es doch Pflicht, daß man bei einer ſolchen höchſt ſchwierigen erſten Berechnung alles blos Wahrſcheinliche dem Sichern überall aufopfere, da hier aller Orten die verſchiedenſten

*) Wenn man das Malter gutes Korn (Rocken) zu 230 Pfund Nürnberger Gewicht rechnet, ſo geben 375 Malter getrocknetes Obſt, nach den Preiſen unſerer Jahre angeſchlagen, einen Geldwerth von circa 4500 fl. Rheinl., wobei das Malter Obſt (von allen Sorten) zu 128 Pfund gerechnet iſt.

Dinge zu berückſichtigen ſind. Soviel wird indeſſen wohl jeder Getreide- und Obſtkundige, der Deutſchlands Boden und Klima auch nur obenhin kennt, ſicherlich einſehen, daß im Durchſchnitt auf jeder Flur von 3000 Morgen Land immer noch 6000 neue Obſtbäume ſtehen können, ohne den Getreidebau zu genirey, und daß der Ertrag von 600000 Stück in ewig gutem Stand erhaltnen Obſtbäumen dem jährlichen Gewinne von 20000 Maltern Korn in jeder Rückſicht und Benutzungsart wenigſtens gleich ſeyn muß. Wer aber in jedem Kreiſe von 60000 großen und kleinen Menſchen alljährlich, (im Durchſchnitt eines ſogenannten gemeinen Jahres,) ſo viel neue und feinere Speiſe auszutheilen vermag, als 20000 Malter Brodfrucht geben, der hat dieſen Menſchen und ihren Nachkommen auf immer geholfen, mehr gethan, als alle Getreidemagazine jemals zu leiſten vermochten, und ſeinen Staat von der Sorge für dieſe äußerſt läſtigen Einrichtungen befreit. Und dieß vermag ein jeder deutſcher Fürſt, dem es mit dem Wohlſtande ſeiner Unterthanen ein wahrer, recht herzlicher Ernſt iſt.“

Hier hatte er noch einige Bemerkungen über den geſunden Nahrungsſtoff des Obſtes eingeſtreut, und war der Meinung, daß die Kinder des deutſchen Landmannes wohl ein ſolches Nahrungsmittel verdienten, das feiner ſey als Brod und Kartoffeln: — „dieſes Brod, nach

welchem das Kind den ganzen Tag schreit, das ihm die Eltern nie versagen zu dürfen glauben, durch dessen groben Nahrungsstoff und allzuhäufigen alleinigen Genuß so manche zarte Gestalt sich frühe zum dickbäuchigen Unform und ungestalteten Zwerge frißt! Mit einem Pfund getrocknetem Obste würden die Eltern oft sogar weiter ausreichen, als mit anderthalb Pfund Brod, da das Kind niemals viel, sondern nur oft Etwas zu essen verlangt und bedarf."

„Eine einzige obrigkeitliche Verordnung an die Geistlichen des Landes, zu Abhaltung einer dem Sinne der obigen Gedanken gemäßen Predigt über die Pflicht des Menschen, für seine Mitwelt und Nachkommenschaft zu sorgen, nach welcher sogleich alle Schullehrer jedem ihrer Kinder den Auftrag ertheilten, daß es künftig von allem genossenen guten Obste die besten Kerne sorgfältig sammle und dem Lehrer zuliefere; ein solcher Befehl würde schon im ersten Jahre den ganzen Staat mit gutem Samen überflüssig versehen. Und, so wenig der köstliche Same kostet, so leicht wird sich auch ein wohlverzäuntes Plätzchen zu seiner Saat und der künftigen Baumschule überall ausmitteln lassen, da eine Gemeinde ohne einiges Grundeigenthum kaum gedacht werden kann."

„Allein, mit diesem ersten Anfange muß nun zugleich in der Schule der neue Lehrer auftreten, den

wir den Aufseher nennen wollen, an dessen täglicher Unterricht erst anfängt, wann der Sprach- und Religionsunterricht des Schullehrers geschlossen ist. Jedes Schulkind muß nämlich angehalten und mit der nachhaltigsten Strenge dazu gewöhnt werden, daß es täglich wenigstens eine Stunde lang, vor oder zwischen dem Schulunterricht, auf irgend eine Art für das Beste seiner Gemeinde und des Staats mitwirke und arbeite."

„Je weiser, talentvoller und besser die Person dieses Aufsehers ist, je schicklicher wird er zu seinem Amte seyn. Dieses wird sich fast nirgends mit der Person des bisherigen Schullehrers vereinigen lassen, da dem letztern wohl selten noch einige Zeit übrig bleibt, wenn er sein ohnehin müheseliges Geschäft pflichtmäßig besorgen will. Eher würde es in wenigen einzelnen Fällen mit dem Amte des Predigers vereinbar seyn. Ein bloßer gebildeter Landmann ist indessen allerdings im Anfange dazu schicklich, wenn er zugleich auch bildsam in Rücksicht der zukünftigen weitern Selbstfortschritte ist. Man wähle aber nur stets den Trefflichsten und anerkannt Besten in der Gemeinde. Ein solcher wird sich dann gewißlich bald selbst zum Baumkundigen und zu allem Uebrigen bilden, was seine Instruction ihm zur Pflicht macht, die man ja vollständig genug geben und drucken kann."

„Nach den täglichen Schulstunden läßt der Aufseher den Schulsaal zum Arbeitssaale einrichten, worin er alle die Kinder, deren Fleiße, Geschicklichkeit oder Treue in den aufgegebnen Arbeiten man noch zu wenig trauen darf, um ihnen dieselben mit nach Hause zu geben, unter seiner Anführung und Aufsicht das, was er für sie bestimmte, oder sie selbst sich auswählten, arbeiten läßt, und, (je nachdem ihre Dienste und Arbeiten geartet sind,) das Geleistete untersucht, Arbeiten und Beiträge in Empfang nimmt, und Befehle dazu austheilt, unterrichtet, sich Rechenschaft und Bericht abstatten läßt, freiwillige Gaben annimmt, aufbewahrt und verwendet, Strafen und Lob austheilt, erinnert und ermahnt; über dieß alles aber mit jedem Kinde besondre schriftliche Rechnung wegen des Betragens und der Leistungen desselben hält, welche Rechnung des Kindes sich aber nun fort in die Jahre des Jünglings und Mannes erstreckt, und erst mit dem Tode des Greises schließt. Diese Rechnung wird dem Kinde alljährlich wenigstens viermal vorgehalten; und aus ihr wird die Entwicklung seines Menschenwerths für den Staat erkannt und belegt werden können."

Hierinnen setzte nun Ferdinand die Erziehung zu seinem Weltbürgersinn in deutscher Sprachform. Die Schätze seiner „Sprache," (wir wissen schon, was er alles unter diesem Ausdrucke

begriff,) ſollten nach und nach allen Claſſen bis zum tiefſten Grunde aufgeſchloſſen; deutſche Sache und That ſollten bei dem Unterrichte gleich anfangs wirklich ausgeführt und geübt werden. Seine Meinung über die Methode (wovon er nur die Hauptgrundſätze angab, und übrigens auf unſre Philoſophen und Pädagogen verwies,) gehört nicht hieher.

„Außer jenen Stunden, fuhr er jetzt weiter fort, hat dann der Aufſeher alle aufgegebnen Arbeiten an Ort und Stelle nachzuſehen und zu leiten.“

„Was die Arbeiten und Beiträge zum allgemeinen Beſten ſelbſt betrifft, ſo müſſen dieſe vorerſt auf Geldverdienſt und andere Bereicherungen für das Ganze gehen, und können von ſo verſchiedner Art ſeyn, als die Kinder ſelbſt. Je nachdem nämlich dieſe ſchwach oder ſtärker, arm oder reich, klein oder groß, männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſind u. ſ. w., laſſe man ſie ſpinnen, ſtricken, zupfen, nähen, Samenfrüchte rein leſen, Körbe und Hürden flechten, Wanderſtöcke zubereiten, allerlei Schnitz- und Spielwerk machen, Beſen binden, Gabeln, Stiele, Rechen fertigen, Land umhacken, jäten, Ungeziefer vertilgen, graben, pflanzen, begießen, hüthen, wachen, Aufſicht halten, den Kleinern Unterricht geben, Wege beſſern, Botendienſte verrichten, allerlei köſtliche Kräuter, Blüthen, Blumen

und Wurzeln einsammeln und trocknen, Morcheln, Hagebutten, Schlehen, Wachholderbeeren, Heidelbeeren u. s. w. suchen und zum Verkaufe zubereiten, Dünger von den Straßen sammeln, Nüsse, Eicheln, Bücheln und Holzsamen aller Art eintragen und reinigen, Dornen und Leseholz, Lesefutter, Laub, Stroh, Lesefrüchte und alles, was meistens in einer Flur sonst zu Grunde geht, aufsuchen und in Sicherheit bringen, durch Lohnverdienste, Artefakte und kleine Handelsschaften Geld für die gemeine Kasse erwerben. Die reichen Kinder ermuntre man zu Beiträgen an Kartoffeln, Samen aller Art, Holz, Werkzeug, Dünger, Futter, Stroh, Brod und andern Nahrungsmitteln zu Erquickung der ärmern Kinder bei ihrer Arbeit, Flachs, Garn, Geld, Wolle u. s. w.; durch welche kleinen Beiträge diese aber keineswegs von dem eigentlichen Arbeiten frei werden, da ja der Reiche auch mehr vermag, als der Arme."

Durch dieses Verfahren, welches, wie er glaubte, mit jedem Jahre wirksamer werden müsse, da es sich nach und nach über alle Mitglieder der Gemeinde verbreite, würde man in den ersten Jahren, bis zur ersten wirklichen Nutzung der neuen Obstpflantagen, Kräfte genug erlangen, um nicht allein den Aufseher reichlich zu besolden und die geringen Kosten der Baumpflanzungen zu bestreiten, sondern auch, — zumal wenn dabei einige Morgen Land aus dem Ge-

meinde-Huth-Eigenthum gezogen, von den Kindern urbar gemacht und durch Kartoffelbau u. ſ. w. benutzt werden könnten, — um nun vor allen Dingen die Schulbeſoldungen zu verbeſſern, und, wenn auch nicht in der Perſon des Aufſehers, doch des Schullehrers einen Zögling der Peſtalozziſchen Schule aufzuſtellen, die Ferdinand in Rückſicht des Sprachunterrichts und aller mathematiſchen Erkenntniß unbedingt empfahl, und von welcher er glaubte, ſie werde auch endlich noch großen Einfluß auf das eigentliche menſchliche Gemüth gewinnen. Von dieſem Zeitpunkte an müßten übrigens Aufſeher und Schullehrer in die nächſte und innigſte Verbindung mit einander kommen, ſich ihre wechſelſeitige Bildung eifrigſt mittheilen und in ihrem Amte Einer dem Andern, und Beide dem Prediger redlich in die Hände arbeiten. Ohne eine hinreichende Beſoldung wird man dem Aufſeher nie mit Recht die Erfüllung ſeiner Pflicht nach ihrem ganzen Umfange anſinnen dürfen. Bei leerem Magen ſieht der Menſch weder Lob noch Tadel, ſondern ſucht nur ſtets den Gegenſtand, welchen er verſchlinge.

Hierauf ſchritt er wieder zum Plane ſeiner Obſtanlagen zurück, und gab die Regeln zur Herſtellung einer guten und nachhaltigen Baumſchule an, in welcher nun im zweiten Frühlinge die gewonnenen Pflanzen eingeſetzt, und wo möglich ſogleich alle mit edeln Reiſern

kopulirt werden müßten. Vorher sollte zu rechter Zeit eine obrigkeitliche Verordnung diese Anlage befehlen, und Bericht über die schicklichsten Plätze fordern, wo man künftig, und wo möglich schon jetzt, (nämlich durch Ankauf und Pflanzenhandel bewerkstelligt,) Bäume für die Gemeine anpflanzen könne. Er warf hier einen Blick auf die nie ganz erkaltende gutmüthige Empfänglichkeit der Landleute für Baumzucht. „Diese zarten Sprößlinge, für die Impfung der köstlichsten Fruchtarten bestimmt und tüchtig, deren zarte Keime von den Wünschen unsrer Kinder aus dem Boden gelockt wurden, die unsern Lehrern so große Freude machen, deren süße Früchte noch in den Schooß unsrer Urenkel fallen werden: diese sollten wir wieder umkommen lassen! Welche Schande! Ohnehin sehen wir ja, wie bloß und leer jetzt alles Feld wird. Wer noch einen Baum hat, der haut ihn gar zum Verbrennen ab; nichts schützt den lechzenden Schnitter mehr vor der Gluth; nichts gibt seinen kleinen Kindern ein kühles Obdach; kaum gewähren noch einige alte Birnbäume den Schäfern und Hirten eine Zuflucht vor dem Sturme. Wer hat sie gepflanzt, diese wenigen alten Freunde! — Unsre Voreltern! Wenn diese nun auch so schlecht gedacht hätten, wie wir! Wahrlich, man bringt jetzt keinen Baum mehr in die Höhe! Vor Zeiten müssen doch die Amtleute viel schärfer gewesen seyn. Einen Baumfrevler sollte man tüchtig auf die

Finger klopfen. Es vergeht Jedem alle Luſt, Bäume zu ſetzen, weil es doch nichts hilft! Indeſſen, man muß es doch noch einmal probiren, weil es halt die Obrigkeit befiehlt, — wenn ſie nur auch einmal darüber halten wollte!" Wer, ſagte unſer Freund, in dergleichen Gedanken nicht die ächte Geſinnung des Landmanns wiederfindet, der kannte dieſen wohl nie perſönlich. Aber, das Andenken an jene gute Sitte, die jungen Fruchtzweige und ihre Blüthen heilig zu halten, die Baumfrüchte in den nächſten Rang nach dem Brod zu ſetzen, und die Baumverderber mit einem gewiſſen religiöſen Eifer zu verfolgen, iſt zum Glücke noch nicht ganz aus der erkalteten Seele unſrer Generation gewichen, und zeigt ſich noch häufig auch unter der Kindheit des Staats, — auf dem Lande. Der Bauer insbeſondere wird doch ewig wieder Bäume pflanzen, wenn er auch gewöhnlich, durch eigne und fremde Schuld, ſie alljährlich wieder einbüßt.

Alle bei der Pflanzung vorkommende Laſten, an Fuhren, Handdienſten, Erde-, Miſt-, Sandlieferungen, Materialien zur Verzäunung und Pfählung, ja im Nothfalle zu der Beſoldung des Aufſehers u. ſ. w., wollte er blos nach der Seelenzahl und nach der gewöhnlichen Häuſerreihe vertheilt haben, wogegen auch einſt alle Gemeindemitglieder von jeder aus dem Obſt

und andern Dingen zu vertheilenden Nutzung, blos nach ihrer Seelenzahl (in capita) participiren müßten.

Kein einziger Baum in der ganzen Flur, es sey auf Gemeinde- oder Privateigenthum, sollte ohne Beisenn des Aufsehers gepflanzt werden, der überhaupt zwar auch mit Hand anlegen, doch überall nur zunächst für die Aufsicht da seyn müsse. Wer einen Baum setzen will, oder zu setzen hat, der meldet sich bei ihm, und nur er hat über die Zeit und Verfahrungsart zu disponiren.

„Jeder, der einen Baum auf sein Privateigenthum einmal gepflanzt hat, läßt ihn sogleich in das Baumregister des Aufsehers eintragen, und bleibt nun für die beständige Erhaltung, ja zehnmalige Wiederpflanzung dieses Baumes auf immer verantwortlich.“ Da Jeder hierzu die Kosten allein tragen sollte, so hoffte Ferdinand dadurch eine allgemeine und eifriger als bis jetzt waltende Aufsicht zu bewirken, deren bisherigem Mangel er die Vernichtung und Wiedervernichtung so vieler Millionen herrlicher Bäume zuschrieb.

Nun sprach er von der Einrichtung der verschiednen Register des Aufsehers, und wie genau diese zu führen seyen, damit die Oberaufsicht alljährlich den Zustand des Ganzen richtig übersehen, und dadurch auch in einzelnen Fällen selbst zum edelsten und untrüglichsten Organ für die so nothwendige und doch so selten

mögliche Allwissenheit des Landesherrn werden könne *).

Alljährlich zur Zeit der Baumblüthe, wann eben die Feldfrevel wieder anheben, sollte ein großes und feierliches Baumrügegericht unter freiem Himmel und vor allen Einwohnern des Orts gehegt werden, welches sich nach und nach zum allgemeinen Gericht über die Sitten jeder Gemeinde erheben und ausdehnen werde. Er versprach sich von diesem Gerichte großen Nutzen, und ging nun auf das Gesetzliche bei der ganzen Anstalt über; welches hier alles wiederzugeben außer unserm Zwecke liegt.

Zur Hauptregel nahm er an: Da in allen Staatsverfassungen von jeher das Gebot viel größere Schwierigkeiten gehabt, als das Verbot, so müsse hier die Obrigkeit nur immer dafür sorgen, daß ein guter Baum auf rechte Art dem Erdboden vermählt werde, und dann dürfe sie ihn und seinen Pfleger nie wieder aus dem Auge verlieren, bis jener dem Sturme und Frevel, und dieser ihren Strafbefehlen entwachsen sey; bei ihren desfalsigen Strafen müsse sie strenger als bis-

*) Welche Vortheile müßte es z. B. dem Criminalrichter gewähren, wenn er bei Beurtheilung eines jeden Verbrechers vor allen Dingen jene seit der Kindheit desselben zwischen ihm und dem Staate gehaltene Rechnung einsehen könnte!

her, und besonders in der Vollstreckung derselben schnell und unerbittlich seyn, wie ein rächender Gott.

Die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Aufseher und der vom Staat anzustellenden Oberaufseher mußte sich nach seiner Einrichtung in Rücksicht jener sogleich bei dem ersten Rügegericht, bei diesen aber schon in ihrem ersten Jahresbericht an die höchste Behörde, der auf eine unerweiterliche Zeitfrist zu setzen sey, klar zu Tage legen.

Bei gedruckten Unterrichtsbüchlein würde man hier wohl nicht das zu besorgen haben, was leider so häufig mit dem Noth- und Hülfsbüchlein des trefflichen Becker und andern solchen nützlichen Volksschriften geschieht, daß nämlich der Bauer, wenn die Obrigkeit sie ihm mit schweren Kosten anschafft und in die Hände gibt, nur seine Kinder mit den Bildern spielen und sie verwüsten läßt, höchstens wohl einmal des Abends in seinen Biergesellschaften Etwas daraus liest oder hört, seine Späße über Bilder und Text macht, aber selten nur daran denkt, nach diesen Regeln zu leben. In unserm Falle hingegen ist der Unterricht zugleich Gesetz; und wenn die Aufseher, Oberaufseher und Untergebnen den Inhalt nicht erlernen und genau befolgen, so bestraft man sie.

Jetzt, da er in seiner Abhandlung bis zu den obrigkeitlichen Regionen, zum höheren Triebwerke der Ma-

ſchine, gekommen war, gab er noch verſchiedne ökonomiſche und andere Rathſchläge, wovon wir nur Einiges ausheben wollen.

In Rückſicht der Obſtſorten empfahl er vor allen die Birne, hauptſächlich ihre früheren Arten, weil man von dieſen im Herbſte noch einen großen Vorrath in feinen und dünnen Schnitten an der Sonne trocknen könne; weil die Birne bei'm Trocknen den wenigſten Abgang leidet und die kleinſte Mühe verurſacht, das beſte Kaufmannsgut unter den Landleuten iſt, wegen ihrer Süßigkeit ſich zu mancherlei Verarbeitungen ſchickt, gut getrocknet im zehnten Jahre noch beſſer ſchmeckt als im erſten, und die wechſelnde, ja ſelbſt verſchloßne Luft gut verträgt. Wilde Birnen und Aepfel, oder das leider ſogenannte Feldobſt, wollte er gar nicht mehr geduldet haben, da man von dem beſten Obſt auch den beſten Eſſig erhalte.

Beim Verſetzen in das Feld war noch mancherlei in Erwägung zu ziehen. In Anſehung der für die Gemeinde und den Staat beſtimmten Pflanzung, ſchien ihm freilich dieß das Wünſchenswertheſte, daß ſich überall ein der Gemeinde zugehöriger, entbehrlicher und ſchicklicher Platz finden laſſe, welchen man in einen z. B. 6000 Stück Obſtbäume faſſenden Garten verwandeln könnte. Da man aber dieſen Vortheil, zwar an ſehr vielen, doch nicht an den meiſten Orten wird

erlangen können, so muß nur da, wo die Schäfereien hindern, und wo die Stallfütterung noch nicht eingeführt ist, überall, so weit es immer möglich, der Regel nachgelebt werden: Je mehr Bäume an einem Orte beisammen stehen können, deste größere Vortheile kann dieß der Pflanzung in Rücksicht auf Schutz, Schauer, Befruchtung und Tragbarkeit, Bewahrung vor Schaden, Diebstahl und Frevel gewähren. Zu den schicklichsten Plätzen rechnete er: Huthweiden, vom größten bis zum geringsten Umfange, selbst mitten in den Waldungen; Triften, welche meistens von großer Breite sind und guten Boden haben, sobald es nämlich angeht, dem Vieh für die ersten 8 bis 12 Jahre einen andern Weg anzuweisen; herrnlose Aecker oder Raine und Gemeinde-Raine; wüste Berghänge; einzufassende Wüstungen um die Wälder her; einzutauschende oder um geringe Preise kaufbare Aecker; Plätze um Brunnen und Quellen her; alle Plätze in der Nähe der Dörfer, welche unter dem Namen Gemeinde-Anger, Gänserasen, Gemeinde-Freiheit, Huthrasen, Gemeinde-Anspann u. s. w. bekannt sind; Gemeinde-Aecker und Wiesen; Raine an großen Hohlwegen und Fluthgraben; Feldwege, Straßen und Hauptstraßen, an welchen letztern Plätzen freilich die Obsthuth immer am lästigsten ist. „Ich mache mich verbindlich,

behauptete er, ſobald jedes Händchen einer ganzen Schuljugend mir ſein Körbchen voll Erde beiſteuert, ſelbſt mi elendeſten Boden, in der unfruchtbarſten Sand-Oede meinen Baum ſo richtig und ſicher anzupflanzen, daß er nun gleichſam für die Ewigkeit da ſtehen, nach zehn Jahren über ſeinen Boden mächtig zu herrſchen anfangen, ja dieſen für ſich ſelbſt nach und nach verbeſſern wird, und daß man mir ſagen muß: „Siehe, er hat einen Baum gepflanzet, deſſen Zweige ergrünen!“ Und es iſt unſre Pflicht, meine deutſchen Brüder, dieſen Baum zu pflanzen und ihm viele Gefährten zu geben!“

Der Privatmann hingegen kauft entweder ſeine Bäume aus der Gemeindebaumſchule, oder zieht ſie ſich ſelbſt, und pflanzt ſie, wenn der Aufſeher die Stämme für tüchtig erkennt, unter deſſen Aufſicht auf eigne Koſten an. Alle Befehle zum Auspflanzen, (wie z. B. für jedes neugeborne Kind 1 Baum, für jeden Confirmanden 1, für jede neue Ehe 2, für jedes neue Nachbarrecht 10 Bäume,) ſind recht gut, und werden nun von ſichrer Wirkung ſeyn. Zu Plätzen auf dem Privateigenthume ſind noch zu empfehlen: alle Gränz- und Mittel-Raine, wo die Bäume meiſtens am allerbeſten gedeihen; Wieſen, beſonders da, wo ſie an Ackerfeld ſtoßen; faſt alle Arten von Gränzen, hauptſächlich in der Nähe der Gränzſteine, da dieſe durch den

Baum geschützt werden, welcher immer einen kleinen doppelt gespitzten Rain erfordert. Der gewöhnlichen Ausflucht, „daß der Gränzbaum ein Zankbaum sey," kann durch ein einziges bestimmtes Gesetz sogleich für immer abgeholfen werden. Doch, der Landmann selbst kennt die unzähligen Oertchen am besten, wo die herrlichsten Bäume stehen könnten, und — wo schon oft Bäume gestanden haben! Die Hauptregel ist: Man lasse nur in jeder Flur keinen Platz unbeachtet, wo gute Bäume sicher und unschädlich stehen können, und überall wird sich noch viel mehr Raum hierzu finden, als wir oben für nöthig erachteten!"

Die Befestigung des jungen Baumes durch seine eigne schon erlangte kräftige Selbstständigkeit, oder durch Verbindung desselben mit einem Pfahle, schien ihm so wichtig, daß ihre Art durch eine besondere gesetzliche Vorschrift bestimmt werden sollte, wozu er seine aus eigner Erfahrung hergenommenen Vorschläge anfügte.

Um fast allen vorsätzlichen Schaden zu verhüten, bedurfte es nach seiner Meinung an jedem Orte nur einiger schnellen und gerechten Strafvollstreckungen, damit der feste, unwiderrufliche Wille der Obrigkeit kund und bewiesen werde. Bei andern Schäden sollte man besonders dahin durch Strafbefehle wirken, daß Jeder, (vorzüglich aber Hirten, Pflüger und

Schäfer,) einen aus Unvorsichtigkeit verursachten Schaden sogleich dem Aufseher melde, und nach Befinden Ersatz leiste. „Der Mensch, sagte er, ist nicht so verderbt, daß er nicht endlich die Bäume seiner Flur ehren sollte. Auch hat der junge Baum eine Zeit, die oft schon im dritten Jahre seiner Pflanzung erscheint, wo er auf einmal in der jugendlichen Rinde zu schwellen beginnt, in der Schönheit und dem Schutze seines Gottes aufblüht, mit Kraft die blumigen Arme zum Himmel streckt, dem Menschen lieb und theuer wird, und sein Herz mit seliger Hoffnung erfüllt."

Alle Strafgelder, wünschte er, möge man, um den landesherrlichen Willen in das reinste und wohlthätigste Licht zu setzen, der Baumkasse jedes Ortes überlassen. Dieser neuen Gemeinde-Kasse, die ohnehin dem ganzen Staate gehöre und nur einzig zur Anwendung aller jener neuen Mittel verwandt werden dürfe, wodurch der Landesvater seine Kinder zur deutschen Sache erziehen und in die deutsche Menschheit emporheben wolle.

Noch handelte er die besten Arten des Obsttrocknens ab, widerlegte den möglichen Einwurf, den man hierbei von einem entstehenden Holzmangel hernehmen könnte, (durch die Regeln zu einer richtigen, sichern und beständigen Benutzung, Anwendung und Leitung aller Ofenwärme u. s. w., während des ganzen Herbstes und Win-

ters,) und bewies, daß auch eine so große Baumvermehrung in der Folge schon durch sich selbst alljährlich mehr dürres Holz abwerfen müsse, als Ein großer Darrofen in jeder Gemeinde erfordere.

„So wird dann, sagte er endlich, so muß unser Vaterland von Jahr zu Jahr sich allmählig durch wahre innere Kraft bereichern. Aber, die Obrigkeit lasse es nun nicht bei dieser Bereicherung bewenden, sondern verbrauche das neuerworbne gemeinsame Vermögen aller ihrer Gemeinden mit frommer Sorgfalt zu deren Erziehung für jenen ächtdeutschen Weltbürgersinn, für das Heil ihrer Seelen, ihrer Mitwelt, ihrer Nachkommen, für das Ewige!"

„Dann werden die Deutschen, — schon von Jugend auf geübt in der Pflicht, das Ganze zu fördern, die Selbstsucht zu verachten und sich selbst für die Erhaltung des Allgemeinen zu opfern, — für alles Besserwerden und Bessermachen empfänglich seyn, und das verschönerte Vaterland wird, im neuen Wachsthume seiner Millionen Blüthenbäume, auch reichliche Früchte einer tüchtigen Gesinnung hervorbringen. Dann wird der edelmüthige Fichte*) so manche seiner treff-

*) J. G. Fichte's Reden an die deutsche Nation, auf deren Erscheinung wir in der nächsten Ostermesse bestimmt hoffen dürfen.

lichen Ideen schon zur Wirklichkeit aufgeblüht finden. Dann wird auch eine Kunstanstalt, wie sie Ernst Wagner vorschlägt, *) durch eine einzige kleine Anweisung der deutschen Obrigkeiten auf jene neuen Gemeindekassen, überreichlich fundirt werden können. Dann endlich wird jede bisherige Armenanstalt überflüssig seyn, und jede Gemeinde wird für ihre Armen selbst sorgen können, weil es keine Arme mehr gibt, sondern nur Elende. Ich fand sehr oft die reichsten deutschen Armenanstalten als die schädlichsten, weil alle Umstände bewiesen, daß man sich in ihrer Nähe mit wahrer Liebe der Armuth befleißige. — Ihr lieben deutschen Brüder! Stählet doch endlich Euer Gemüth in der edlen Flamme der Wahrheit! Laßt doch Euer allzuweiches Gefühl nicht länger von jenem Geschrei hinreißen und bestechen: „Tausend Nackte werden hier alljährlich gekleidet; tausend Hungrige alltäglich gespeiset; tausend Dürstende getränkt!“ Waren denn Zehn von jenen Tausenden der Wohlthat wahrhaft bedürftig? Blieben nicht Tausend wahrhaft Dürftige, jener Verschwendung wegen, wirklich hülflos?

*) Im 1. Bande seiner Reisen aus der Fremde in die Heimath, der ebenfalls zu der nämlichen Zeit erscheinen wird, und worauf wir hier, wie schon in den „reisenden Malern“ geschehen ist, unsre Leser nochmals aufmerksam machen wollen.

Wurden nicht Tausend dadurch niederträchtiger als vorher? Pflegen und nähren müßt Ihr nur Eure Kranken und Elenden; erquicken die verschämte Dürftigkeit; aber ausrotten sollt Ihr die Armuth; dieses eingebildete Ungeheuer, welches in ein Nichts zerfließt, sobald Ihr es fest ins Auge faßt. Vertilgen müßt Ihr diese lästigen Armen von einer so unermeßlich reichen Erde, wie die deutsche ist. Und das vermögt Ihr durch die Erziehung!"

Er schloß mit den feurigsten Wünschen für das Vaterland und seine Blüthenbäume. Er erflehte die Erfüllung dieser Wünsche von Gott, in jenen geweihten Tönen, die nur aus der schönen Tiefe eines frommen Herzens hervorströmen, rein, wie ein heiliger Quell, der sich aufthut, um das Vaterland zu erfrischen.

Ferdinand saß an diesem schönen Abende ruhig und glücklich da, und sein Gemüth wiegte sich auf dem lauten Strome jener guten Gedanken. Er beschloß nun, das ganze Werk (denn alle Beilagen und sogar die dazu gehörigen Formulare waren längst, und zum Theil eher als die Abhandlung selbst fertig,) vor allen Dingen seinem Vater, dann aber Richarden und dem

Geheimenrathe mitzutheilen, und durch Letztern endlich dem Minister überreichen zu lassen. Ruhend in der Betrachtung des Ganzen, faltete er jetzt seine Hände und rief fröhlich zum Himmel auf: „Gott, du kennst mein Herz. Du weißt, daß ich redlich gewollt habe. Ist es gut, so laß mir Etwas für mein Vaterland gelingen!“

Eben wollte er noch nach einigen Stellen in seiner Abhandlung blättern, als ihn Jemand von hinten sanft auf die Schulter schlug. Wie elektrisch getroffen, sprang er empor; denn im Walde erblickte er ein Paar Gardeofficiere, und ihm zur Seite stand lächelnd — der König.

„Es thut mir recht leid, sagte er, daß ich Sie vielleicht in guten Gedanken störe. Ich wollte dort unter den Bäumen eine Stunde lesen, fand aber, daß man mir kein gutes Buch gegeben hat. Sie scheinen mir hier (er zeigte auf das Manuskript,) eine bessere Lektüre zu besitzen, um die ich wohl bitten möchte.“

Unser Freund rief seinen ganzen innern Menschen zur kräftigen Haltung auf; denn es stand plötzlich Alles auf dem Spiele. „Die kleine Schrift enthält Wünsche für mein Vaterland. Ich wagte es, dieselbe Ihrer Majestät zu weihen.“

„Ich habe gerade jetzt Zeit, sie durchzulesen.“

Er beugte ſich in dankbarer Rührung. „Sie iſt erſt im Concepte fertig.“

„Glauben Sie, ich leſe keine Concepte? Aber ſie iſt doch vollendet?“

„Seit einigen Tagen nahm ich ſie mit Kopf und Herzen für beendigt an. Und doch, gnädigſter König, bitte ich ehrfurchtsvoll, ſie durch den Herrn Miniſter von Salmen allerunterthänigſt überreichen zu dürfen.“

Ich werde dem Miniſter ſagen, daß Sie dieß gewollt haben, daß ich ſie Ihnen aber dennoch abgejagt habe. Und wer weiß, ob ſich immer ſo gelegne Zeit findet, wie heute.“

Er griff darnach. Der hochentzückte Miller wollte ihm zu Füßen ſinken, und ſeine Freudenthränen brachen unaufhaltſam hervor.

„Dieſe fromme Freude verdient ja ſchon den Händedruck eines ehrlichen Mannes; ſagte der Monarch aufmerkſam und ſchüttelte treuherzig ſeine Rechte: Ihr Name?“

Ferdinand zeigte auf ſeine Abhandlung, denn die Sprache wollte ihm für einen Augenblick verſagen.

„Etwa gar ein Sohn des alten Herrn da drüben?“ lächelte der König, indem er die Unterſchrift erblickte. Miller bejahte es, und ſein erhabner Geſellſchafter zog

ſich nach dem Walde zurück. Im Leſen ſagte er noch: „Mit der Zeit ſollen Sie auch mein Urtheil darüber hören; — und von mir ganz allein. Im Nothfalle ſeyn Sie verſichert, daß ich nichts ausplaudere.“

„Der Zufall ſpielt zuweilen ſolche Spiele!“ rief unſer überraſchter Freund nach langer Zeit aus, und fand ſich ſelbſt erſt wieder, als er zu ſeinem Erſtaunen ſchon ein fernes Thal durchſtrich. Sollte er nun dieſen ſeltſamen Zufall für vortheilhaft oder nachtheilig halten? Er wußte ſich hierüber nicht zu beſtimmen. Denn vom Miniſter, den er noch nicht kannte, ſprach man auf ſehr verſchiedne Art, und er hatte deswegen beſchloſſen, vor der Hand keiner von dieſen ſich widerſprechenden Meinungen zu glauben. Zwar ängſtigten ihn einige Korrekturen, deren er ſich aus ſeinem Manuſkript erinnerte, eine Zeit lang; — wie denn wohl jeder erſt angehende und noch an große Reinlichkeit gewöhnte Geſchäftsmann zu fürchten pflegt, ſein Leſer möge durch Abänderungen und Einſchiebſel im Sinne geſtört, durch Abweſenheit der ſchönen und richtigen Form beleidigt werden. Doch fand er bald zu ſeiner großen Zufriedenheit, daß der ganze Vorfall, der ja ohnehin nicht zu ändern geweſen war, jene Ruhe, die er ſeit einigen Tagen gefühlt, nicht im mindeſten unterbrochen, ja vielmehr ſo ganz befeſtigt hatte, daß ſein Herz nun fröhlich und guter Dinge war. Er wollte in Geduld und ſtillem Frieden ausharren,

und fühlte jetzt eine neue, wahre Luſt zu ſeinen juriſtiſchen Geſchäften, falls der Himmel ihn ferner damit heimſuchen ſollte. Ja er hätte in dieſen Stunden ſelbſt die Führung der abſcheulichſten Injurienklage gern und ohne Murren übernommen.

Indeſſen hatte die lebhafte Caroline bald nach ihm ebenfalls die Stadt verlaſſen, um ihre Laune, welche Mutter und Schweſter heute unerträglicher als je fanden, im Freien zu verbeſſern. Sie beſuchte überhaupt gegen Abend gern einſame Spaziergänge, und zwar am liebſten ganz allein, welches man denn, wie andere Launen, eben auch auf Rechnung ihres Eigenſinnes ſchrieb. Für den heutigen Abend wählte die Zerſtreute den Weg nach dem Finkenhauk, und hatte eben dieſes lieblich grünende Wäldchen ins Auge gefaßt, als ſie in der Ferne unſern Ferdinand zu gewahren glaubte, der auf demſelben Wege vor ihr her wanderte. Ja es ſchien ihr einmal, da ſie der Ausſicht wegen ſtehen blieb, als habe auch er ſie ebenfalls bemerkt; und von dieſem Augenblick an ſah ſie deutlich, daß er ſeine Schritte verdoppelte. Sinnig ſtand ſie da, und blickte trüben Auges nach dieſer Erſcheinung hin. Er war es gewiß, und jetzt wählte er ſogar einen andern als den gewöhnlichen Fußpfad, nämlich einen weitern, der ſich längs dem

Walde hinzog, auf dem man aber von hinten her auch zu der kleinen Au des Wäldchens, ihrem gemeinschaftlichen Lieblingsplatze, gelangen konnte. Sie kehrte schnell um. — Er sollte dieses sehen.

„Flieht denn auch mein ältester Jugendfreund vor mir? rief sie auf einmal leidenschaftlich aus, und hemmte wieder ihren Schritt: Flieht mich denn Alles? Und sollte ich ihn heute wirklich gekränkt haben?" Er war nun schon hinter dem Walde verschwunden, und erst nach einiger Zeit bemerkte das Mädchen, daß ihr Gang sich mechanisch wieder nach dem Finkenhauk zu gelenkt hatte. Sie fühlte Lust, sich mit Ferdinanden zu erklären und fing auch nach und nach zu glauben an, er müsse sie doch wohl vorhin nicht bemerkt haben.

Aber als sie nun mit klopfendem Herzen mitten im Haine stand, da verlor sich auf einmal der Muth, jene schöne Au zu betreten, die jetzt von ihrem Pfade nur noch zwei Schritte seitwärts lag. Mit ängstlicher Vorsicht spähte ihr Blick durch das dicke Gebüsch und — Ferdinand war nicht dort. Aber auf der steinernen Bank saß eine weibliche Gestalt, von welcher man, wegen des davorstehenden Busches, nur einen Fuß und zum Theil ihr weißes Gewand sehen konnte. Erschrocken trat die schüchterne Caroline zurück, und setzte schnell ihren Weg fort. Allmählig machte es ihr Vergnügen,

daß sie ihrer Neugierde die weitere Befriedigung versagt hatte.

Da es noch nicht spät war, beschloß sie, auf dem Trifthofe, der jetzt so nahe vor ihr lag, Ferdinands Mutter einen Abendbesuch zu machen, was sie öfters zu thun pflegte. Der Himmel war ungemein lieblich, und über dem Farbenglanze der hohen Wiese tönten volle Abendchöre der Haidelerchen um die Wandelnde her. Auf dieser schönen blumigen Wiesenfläche, die, mit zarten Büschen versetzt, so heiter und sonnig zwischen dem Tintenhaus und Trifthofe da lag, weilte das Mädchen immer am längsten. Auch heute konnte sie in der Fülle ihrer Reichthümer des Pflückens nicht satt werden. Und drüben auf der Haide sah sie wieder ihren geheimen Freund, einen jungen Schäfer, weiden, und hörte seinen Gesang zur Feldschalmei. Schon dreimal hatte sie ihn belauscht. Er sang mit reiner Stimme eine Melodie, welche ihr im Herzen wohlthat. Zwischen jedem Verse fort schalmeite er wieder einen Vers der süßen Melodie, und die Lerchen schienen ihn gern zu begleiten. Heute war sie auch so glücklich, den ersten Vers des Textes ihm vollständig abzulauschen. Er hieß so:

„Was hilft mich denn mein Lieben,
Das ich hab' angewandt?
Ich wär' Dir treu verblieben,
So daß Du's nicht erkannt;

Ich hab' ja Tag und Nacht
Geliebet und gewacht,
Hab' manche liebe Stunde
Mit Lieben zugebracht!"

Sie fühlte, daß eine süße Wehmuth mit diesen Tönen in ihre Seele drang, und beschloß endlich, den Menschen, an dem sie nahe vorübergehen mußte, um den ganzen Text zu bitten, weil ihr dieser heute erst werth und lieb ward. Aber als sie ihm nahte, sah er so still und traurig aus, und so ganz anders, als sie sich sonst seine Gestalt gedacht hatte! Erröthend in schüchternem Gruße floh sie an ihm vorüber, und kam, beladen mit duftenden Blumensträußen, auf das Schloß.

Sie fand aber auch dort unsern Ferdinand nicht, wie sie gehofft hatte, sondern Beaten ganz allein. Vater Miller ging noch seinen Feldgeschäften nach.

„Und wo ist die stille Marie?" fragte Caroline, wie erschrocken vor einer gewissen Ahndung.

„Im Finkenhauk," sagte Beate trübselig.

„Wie! Im Finkenhauk?" wiederholte Jene erstaunt, indem sie sich schnell zusammennahm, um die weitere Rede zu verbeißen. „Soll ich Ihnen in Ihren Abendgeschäften hier helfen?" fuhr sie zerstreut fort.

„Ach nein, die alle besorgt Marie immer vorher sehr pünktlich."

„Verzeihen Sie; sagte Caroline, wieder zu sich kommend: ich wußte dieß selbst. Marie ist äußerst sorgfältig und gut."

„Gewiß! lächelte Beate mütterlich. Aber — das ist nun schon seit länger als vierzehn Tagen jeden Abend ihr beständiger Gang."

„Sagen Sie mir doch, fragte jetzt das Mädchen stockend, was fehlt wohl Marien?"

„Gott! ich weiß es nicht! seufzte die bange Mutter: ich vermag ihr nicht zu helfen. Sie vertraut sich Niemanden an!"

„Wollen Sie nicht dieses Kummers wegen eifriger in sie dringen?"

„Ach — und wenn ich ihr dann nicht helfen könnte!"

Caroline schwieg und seufzte. „Gute Mutter, sagte sie nach einiger Zeit mit weicher Stimme: möchten Sie doch die reinste Freude an Ihren Kindern erleben!" — Die Alte umarmte sie, und weinte ihre Sorgen an dem jungen Busen recht herzlich aus. Carolinens Augen entstürzten plötzlich häufige Thränen. Sie wußte nicht, wie ihr geschah und drückte nur die Mutter immer fester an sich. Aber ihr Herz schlug je länger je ängstlicher, und sie fand es nothwendig, sich bald von Beaten zu trennen, weil ihr der Tritthof zu enge ward.

Wie sie ins Freie kam, erwachte beim Anblicke des Finkenhauks ein gewisser Stolz in ihr, den sie noch nie gefühlt zu haben glaubte, der aber so mächtig ward, daß sie den geliebten Lusthain vermeiden mußte, und daher, um Marien nicht zu begegnen, die gewöhnliche Fahrstraße zu ihrem Heimweg erwählte.

Des andern Abends, als Ferdinand in das Kronfeldsche Haus kam, fand er dort viele Gesellschaft, weil man heute seines Freundes Richard Geburtstag feierte. Er bemerkte, daß Caroline sich diesen Abend außerordentlich anstrengte, um recht heiter zu seyn, auch ihn selbst mit einer seltnen Freundlichkeit empfing. Sie spielten noch, und Caroline, — die aus Abneigung, wie sie selbst behauptete, oder aus Geiz, wie die Uebrigen glaubten, fast nie spielte, — hatte von der Mutter Befehl erhalten, Sophiens Spiel auf einige Zeit zu übernehmen. Ferdinanden wies man zu dem Tische hin, wo Richards sämmtliche Geburtstagspräsente aufgehäuft waren, und ging jetzt ihm selbst mit Kritiken über sein eignes Geschenk zu Leibe. Dies bestand in einem kleinen Gedichte, worin er versucht hatte, einige Charakterzüge seines Freundes aufzustellen. Wir wollen es hier unsern Lesern mittheilen.

An den glückseligen Advokaten.

Den Frieden Deiner Seele früh zu finden,
Hat Dich der Gott die sichern Felsenmassen
Der Einfachheit, der Ordnung wählen lassen,
Des Lebensplanes Grundstein drauf zu gründen.

Des Rechtes Wachs zu rechter Form zu ründen
Ist liebend Streben Dir, ob's Viele hassen;
Wer darf, wie Du, sich kühn damit befassen
Durch Akten Lebensmelodie'n zu winden?

Gelassen siehst Du Themis Afterföhne,
Die Legulejer, ihren Witz entladen
In leeren Formeln. Dein Bemühn ist: Klarheit.

Entreiße Du dem Staub die alte Wahrheit
Und leite recht geplagter Menschheit Töne!
Dir lächeln selbst die himmlischen Hyaden.

Indem unser Miller eben beschäftigt war, wegen des ihm von Richarden gemachten Vorwurfes über heimliche Ironieen in seinem Gedichte, sich standhaft zu vertheidigen, erhob sich an Carolinens Spieltische ein hitziger Streit.

„Gib nach, Caroline!" rief die Geheimeräthin hinüber.

„Ich darf nicht, liebe Mutter! — Ich habe Recht, und es ist ein sehr hohes Spiel!“ antwortete Caroline flüchtig, und man zankte weiter.

„Der verdammte Geiz!“ fuhr die Geheimeräthin leise, aber doch so heftig heraus, daß die meisten Anwesenden, Caroline selbst, und auch Ferdinand es hörten. Diesen ärgerte eine so unmütterliche Uebereilung jetzt recht im Innersten, und er wandte sich unwillig zurück, um nach dem Spieltische der Tochter zu gehen.

„Es ist schon alles verglichen!“ rief ihm Caroline abwehrend entgegen; und sie spielten bereits fort. Er setzte sich zu ihr. Sie war glühendroth.

„Stören Sie unser Spiel nicht, Ferdinand!“ sagte sie imponirend.

„Du fürchtest nur Herrn Millers Untersuchung,“ lächelte eine ihrer Gegnerinnen.

„Nun dann!“ zürnte die gereizte Caroline, indem sie ihre Karten weglegte, um die beiden übrigen Mädchen den Fall erzählen zu lassen. „Aber einzig unter der Bedingung erlaub' ich dieß, daß die Sache nun dennoch so bleibt, wie wir sie einmal ausgemacht haben.“

Als der Fall völlig klar auseinander gesetzt, und Ferdinand im Stande war, zu urtheilen, sagte Caroline besänftigt und gleichsam entschuldigend: „Sie sehen

wohl, daß diese Damen ihr Spiel nicht verstehen.“ Er fand dieß wirklich. Caroline hatte daher um so weniger nachgeben dürfen, da sie nicht für eigne, sondern fremde Rechnung spielte. Nachdem ihr jeder Versuch, die beiden Andern zu bedeuten, mißglückt war, hatte sie schnell ihre Börse gezogen, und, statt das Spiel mit den Marken der Schwester zu bezahlen, ihren angeblichen Verlust baar berichtigt; — und die Mädchen waren dumm oder schlecht genug gewesen, dieß anzunehmen. Er überzeugte durch seine Bemühungen wirklich Beide doch so weit, bis sie schwiegen. Caroline blickte ihn freundlich an, reichte heimlich nach seiner Hand, drückte sie heftig und sagte dann laut: „Nun aber auch kein Wort mehr davon!“

„Nein, verzeihen Sie mir!“ rief er und sprang begeistert auf und ging zum Spieltische der Mutter. „Caroline hatte vollkommen Recht! sagte er dort überlaut: und doch hat das gute Kind auf eine Art nachgegeben, die ihrem Verstand und Herzen gleich große Ehre macht.“

„O das freut mich, Caroline, verzeih, daß ich dir Unrecht that!“ sagte die Mutter höchst betroffen, und Alles schwieg, als Ferdinand gesprochen hatte; denn diesen ewig wahrheitliebenden Zeugen ehrte jedes Mitglied der Gesellschaft.

Als man zu Tiſche ging, zog Caroline unſern Freund in das verdunkelte Zimmer zurück. „Retter meines Koſtbarſten, meiner Ehre, — wie ſoll ich dir danken! rief ſie, von Dankbarkeit überwältigt, an ſeinem Halſe, und ihr ſchlagendes Herz wallte ihm mächtig entgegen: Ach, daß du redlich wäreſt!“ Sie flog hinaus. Er wußte lange nicht, wie ihm geſchehen war.

Der Geheimerath erſchien erſt, als die Geſellſchaft ſchon bei Tiſche ſaß, und war heute beſonders heiter. „Sitzt das alte Brautpaar wieder einmal beiſammen?“ ſagte er, und wollte durch ſeinen Stuhl Ferdinanden und Sophien von einander trennen. Jene Benennung hatte man übrigens Beiden ſchon in ihrer Kindheit gegeben und bis jetzt beibehalten.! Heute aber erröthete Sophie zum erſtenmale mächtig darüber.

„Apropos, lieber Miller, fing der Geheimerath nach einiger Zeit wieder an: rathen Sie einmal, wer ſich heute nach Ihrem Thun und Treiben ſehr genau erkundigt hat?“

„Nun?“

„Der König. Und das muß wohl irgend einen Zuſammenhang haben.“

Alles ſah erſtaunt auf Millern, welcher erröthend ſchwieg, aber die erſte Gelegenheit wahrnahm, um dem

Geheimenrathe seine ganze Geschichte heimlich zu erzählen. Er hatte nicht geglaubt, daß ihm in dieser Sache nun noch Jemand rathen oder helfen könnte, fand dieß aber jetzt anders. „Der König, sagte der Geheimerath, fragte mich blos, womit Sie sich beschäftigten, und als ich ihm hierüber sehr genaue und treue Auskunft gegeben hatte, fing er herzlich an zu lachen. Allein, so wie die Sache jetzt steht, lassen mich alle Umstände mehr für Sie fürchten, als hoffen. Gleich morgen gehen Sie zum Minister und entdecken Sie ihm den Zufall eben so offen, als mir. Der König denkt sehr schön und herrlich; aber er vergißt manche Dinge schnell, und — ja Sie müssen sich eigentlich gleich heute bei'm Minister anmelden! — Es ist noch Zeit dazu. Thun Sie es geschwind in einem Billet."

Während er dieß Billet an Sophiens Schreibtische ausfertigte, machte der lustige Zecher Richard an der Tafel allerlei Randglossen über ihn. „Wenn dich der König gesehen hat, sagte er, so ist nichts gewisser, als daß man dich unter die Soldaten steckt. Und das von Rechts wegen. Denn wer sich nicht entblödet, auf die alte gottlose Fabel von der wächsernen Nase der Gerechtigkeit in einem Geburtstagsgedicht officiell anzuspielen; — ja, wer ihr wirklich eine andichtet, wie du in deinen heutigen Versen thust, der muß endlich, allen Rechten nach, dem Kalbfelle folgen."

Ferdinand, der die quäſtionirte Stelle ſeines Gedichts ſo gut und herzlich gemeint hatte, ſetzte ſich jetzt zu dem Mißtrauiſchen hin, und trank von ganzer Seele mit ihm auf die Geſundheit der Juſtiz, — welches Richarden aber wieder nicht richtig und brav genug ausgedrückt ſchien.

Der Miniſter hatte ihn ſogleich für morgen angenommen. Aber Richard, der dieß hörte, meinte, es werde ihn wohl nun kein Miniſter mehr von ſeinem Handgelde wieder befreien können. „Ich wette, ſagte er, der Miniſter weiß dir morgen frühe ſchon das Regiment zu nennen, das du zieren ſollſt. Sieh mich nur nicht ſo unruhig an. Gott wird ſchon helfen. Vor allen Dingen mußt du deine Fechtübungen wieder anfangen. O hätten wir doch unſern prächtigen akademiſchen Fechtmeiſter hier, der alle ſeine Hau-Lectionen ſtets mit dem oberſten Princip anfing: „Den Menſchen zerhaut man bekanntlich in vier gleiche Theile, meine Herren!“

„O der abſcheuliche Menſch! rief Sophie: Pfui, Richard, daß du es ihm nur nachſprechen kannſt!“

„Zwar, fuhr Jener fort, im Anfange bringt man dich wohl, wegen deiner blühenden Jugend und flüchtigen Geſtalt, unter das leichte Fußvolk; aber mit der Zeit, mein Freund, mußt du noch, invita Minerva,

unter die ſchwere Cavallerie; — denn, merke wohl, man ißt ſich in Feindes Land nach Gelegenheit fett, wie, sans comparaison, mein alter feiſtgewordener Spitz, welcher in ſeiner Jugend Allegro hieß, und ſich heute an meinem Ehrentage vom Muſikdirektor Völker den warnenden und beruhigenden muſikaliſchen Bei- und Spitznamen „ma non troppo!“ noch zu ſeinem Hauptworte mußte anhängen laſſen. Aber, weine nicht, du auserwähltes Rüſtzeug des Staats! Denn dich, mit deinem guten Herzen, werden die Bauern gewißlich als Feldjäger nicht „Geldfeger“ nennen; und ſelbſt als Kaſſirreuter wirſt du ewig noch im Marſchiren ſchar-miren!“

„Richard, wenn du weiter fortfährſt, ſo machſt du mich krank!“ bat Sophie, und trocknete ſchon die Augen.

„Es iſt wahr, ſagte jetzt Caroline, die den ganzen Abend ſtill da geſeſſen hatte, mit heitern Blicken, ein ſolcher Scherz kann mir, — ſein Gemeines nicht gerechnet, — wahrhaft wehe thun. Aber, laß doch den Bruder, Sophie! Was iſt es denn weiter! Ein Paar Freunde wollen mit einander ſpielen! Und wirklich, ich könnte oft gerade ein ſolches Spielen lieb gewinnen, das mir Thränen auspreßte, ſo lange es nur herzlich gemeintes Spiel bliebe.“

Eben legte Sophie seufzend die Hand aufs Herz und mußte die Gesellschaft verlassen. Der Hofrath Reinhold that ängstlich.

„Siehst du wohl, Richard, zürnte die bange Mutter, ihr Magenkrampf kommt schon wieder! — Gott, was das arme Mädchen immer leidet!“

„Gewiß, ein kränklicher Körper ist doch etwas höchst klägliches!“ rief Caroline so laut, daß Sophie es noch hören mußte. Reinhold blickte sie betroffen an.

„Ich habe Sophien immer eine sehr feste Gesundheit zugetraut,“ sagte Ferdinand.

„Die hat sie auch wirklich, außer diesem leicht vorübergehenden Uebel,“ lenkte die Geheimeräthin ein, und gab jetzt Carolinen einen unwilligen Blick.

„Meine Schwester, sagte diese sehr ernsthaft, ist durchaus so vollkommen gesund, als man seyn kann; sie sollte sich nur weniger nachgeben.“ Jedermann sah die schweigende Geheimeräthin an.

Nach Tische, als diese mit Ferdinanden im Fenster stand, rief sie Carolinen herbei, und machte ihr bittere Vorwürfe darüber, daß sie durch ihr vorhiniges Betragen Sophien in den Ruf der Ungesundheit habe bringen wollen. Jetzt sitze die Schwester darüber weinend auf ihrem Zimmer.

„Sie selbst that es ja, liebe Mutter, entgegnete Caroline. Schon oft habe ich ihr dieses Verfahren angedroht; denn sie ist meine Schwester, und ich darf nicht zugeben, daß sie allen Dank gegen Gott für eine so blühende Gesundheit aus den Augen setze und sich vergebens in einen so traurigen Ruf bringe. Ich habe ihr schon zweimal durch den Arzt erklären lassen, welch ein hartes, ermüdendes Uebel der Magenkrampf ist, den sie, Gottlob! nie gekannt hat. Aber es half nichts. Mag sie doch meine Absicht verkennen, — genug, ich wette, daß meine Schwester sich nun niemals wieder auf diese Art zieht!“

„Ihre Kur ist strenge, meinte Ferdinand; aber ich kann sie nicht tadeln.“

„O Caroline, du bist ein hartes Geschöpf!“ seufzte die Mutter.

„Sie wissen doch, lieber Miller, daß hartnäckige Krankheiten einen strengen Arzt erfordern?“ sagte das Mädchen flüchtig und ging zu ihrer Gesellschaft zurück.

Ferdinand ward des andern Morgens von dem Minister auf eine Art empfangen, die er, nach Anhörung so vieler verschiedenen Meinungen über diesen Staatsmann, gar nicht erwartet hatte. Er war sehr schlicht, kurz, und drang in jeder Zwischenrede immer nur freund-

lich auf alles Sachdienliche, wie ein ächter Geſchäftsmann. Unter einem wahrhaft einnehmenden Lächeln ließ er den Jüngling ruhig ſeine Geſchichte zu Ende erzählen, und befragte ihn dann ziemlich genau und ſehr gelehrt über die Studien und Geſchäfte, die er auf der Akademie und bis jetzt getrieben habe. Kurz, er ſchien es, nach einem flüchtigen aber wohl durchdachten und überall eingreifenden Plane, darauf anzulegen, um das Ganze des jungen Mannes kürzlich zu ergründen; und ſein Schüler fand ſich in Rückſicht der Antworten auf ſolche richtig geſtellte Fragen, durch dieſe ſelbſt ſo ſehr erleichtert, daß er mit Vergnügen an das Sprüchwort „Gelehrten iſt gut predigen" gedachte.

„Nun, es freut mich, ſagte er zuletzt, daß Sie mir Gelegenheit geben, eine gute neue Bekanntſchaft zu machen. Ich wußte übrigens noch gar nichts von Ihrer Sache, und kann daher, nach der Anſicht, die ich mir bis jetzt von unſerm Könige gemacht habe, nur dieß zu Ihrem Troſte ſagen: Sie haben entweder eine ſcharfe, aber gewiß recht geſunde Kritik zu erwarten; oder, wie wir wohl ſchon hoffen dürfen, eine Ehrenſtelle Denn dieſe ganze Sache macht er nun auf alle Fälle ſelbſt und allein, ſo, daß ich Ihnen dabei weder zu nützen noch zu ſchaden vermag. Allein, für jeden, und hauptſächlich für den ſchlimmſten Fall, bitte ich Sie recht herz-

lich, mich wieder aufzusuchen, da Ihre Bekanntschaft mir Vergnügen gewährt."

Noch entzückt von dieser freundlichen Aufnahme, kam er Abends zu seinem Vater, um ihm alles zu entdecken.

„Stelle dir vor, rief ihm der Alte entgegen, diesen Morgen, zum erstenmal seit acht Jahren, war der König hier. Er ging im ganzen Schlosse umher, ließ sich alle Zimmer aufschließen, und bezeigte sein Wohlgefallen über das schöne, feste Gebäude. Besonders freute es ihn, daß wir hier oben so viel Wasser, und den großen Teich beim Schlosse haben. Was wird das werden! Gott behüte uns in Gnaden vor einem Bauwesen!"

„Eben wollte ich vom Könige reden;" — sagte der verwirrte Ferdinand.

„Höre nur! fiel Jener ein: Auch mit mir hat er sich eine Weile unterhalten, und noch obendrein von dir. Sieh, Ferdinand, fuhr er bewegt fort, ich kann dir es nicht verschweigen, — aber laß dich's nicht niederschlagen! — ich klagte ein wenig über dich, und konnte doch auch nicht verhehlen, wie lieb ich dich habe. Denn einem so guten Manne gegenüber, wie der König ist, sitzt mir das Herz auf der Zunge. Da unten, sagte ich zuletzt, steht doch etwas Gutes von seiner Fabrik. Ich zeigte ihm deine Baumpflanzung, und ich habe ihn nachher noch lange dort zwischen den Apfelblüthen herum-

reiten sehen. Wie er wieder zu Pferde steigen wollte, gab er mir die Hand und sagte: Seyd nur ruhig über ihn, Alter! Das Alles wird sich gewiß bald geben; — und mich dünkt, Ihr habt da einen recht lieben Sohn. Du kannst glauben, Ferdinand, — (der Vater sprach es mit weichem Ton und nassen Augen, indem er den Sohn an die alte treue Brust drückte,) du kannst glauben, daß mich diese Worte rührten. Nun sage mir, wo bist du ihm in den Wurf gekommen?"

Ferdinand erzählte, und der Alte schüttelte den Kopf noch bedenklicher, als gestern Abends der Geheimerath gethan hatte.

„Wenn du mir nur wenigstens erst die Schrift hättest zeigen können! — Alles Uebrige möchte seyn, wie es nun ohnehin ist! Aber, du bist doch einmal noch kein praktischer Landwirth!"

Zum Glücke konnte ihm der Sohn den ökonomischen Theil seiner Abhandlung, den der Vater hatte beurtheilen sollen, ja die ganze Schrift fast wörtlich aus dem Gedächtnisse mittheilen. Der Alte machte allerlei Einwürfe, ward aber allmählig ruhiger. „Du bist recht brav geworden, Ferdinand! sagte er zuletzt, — und zum erstenmal in seinem Leben: Mag es doch nun gehen, wie Gott und der König will! Ich selbst vertraue dir aber von heute an vollkommen; und du magst ein

Geschäft für dein Leben erwählten, welches du willst, ich bin ruhig über dich! Ja meinetwegen laß dir nur gleich morgen eine Pachtersjacke machen. — Denn, lieber Sohn, ich sehe wohl, du wirst so wenig aus der Art schlagen, als ich und mein Vater und Großvater."

Mit kindlichem Entzücken umarmte ihn der frohe Ferdinand. „Wie gern, sagte er, will ich des Königs Beifall und jeden andern entbehren, wenn nur Sie, mein theurer Vater, mit mir zufrieden sind! Sie, dessen Beifall mir ewig der wertheste bleibt. — Ich habe es gut mit meinem Vaterlande gemeint. Und, sollte es auch einzig bei meinem Willen bewenden, so werde ich zwar trauern, aber dann gewiß immer so ruhig und zufrieden meine Praxis fortsetzen, wie ich schon jetzt seit einigen Tagen that."

Die Mutter war zum Besuche in der Stadt. Marien sprach er auf dem Rückwege in der Nähe des Finkenhauks. Sie grüßten sich zärtlich, und nachdem er auf ihr Verlangen das Hauptsächliche seines Abentheuers erzählt hatte, bat er sie in den Ausdrücken der brüderlichsten Liebe, ihm die Ursachen ihrer bisherigen Niedergeschlagenheit zu entdecken, die ihm so sehr zu Herzen ging. Aber das bange Mädchen schwieg und blickte ihm nur wehmüthig ins Auge; und als er sich dringender auf seine Bruderrechte berief, fing sie an zu weinen,

fiel ihm um den Hals und sagte: „O vergib mir, bester Bruder! Fordere mein Blut, — aber dieß Einzige kann ich dir nicht gewähren.“ Ihr Gesicht brannte jetzt in einer heftigen Gluth.

„Arme, gute Schwester! seufzte er: Vielleicht wäre es mir doch möglich, deinen Kummer zu lindern!“

„Gute Nacht, mein Ferdinand! sagte Marie freundlich, indem sie schied: Laß alle Sorgen um mich fahren. Es wird noch gut werden; — und glaube mir, seit einigen Tagen ist ein großer Theil meiner Heiterkeit wieder zurückgekehrt!“ Sie ging leichten Schrittes von ihm, und er sah ihr in stiller Rührung nach.

Wir wollen aber unsern Lesern jetzt kürzlich die Ursachen erzählen, warum die gute Marie gerade einen so weitentlegnen Ort suchte, um hier täglich sich in ihren stillen Betrachtungen zu verlieren.

Es ist schon gesagt worden, daß sie auf dieser reizenden Au einst als Kind oft mit ihrem Ferdinand und den Kronfeld'schen Kindern gescherzt und gespielt hatte. Auch jetzt noch war und blieb der kleine Platz ihr Lieblingsgang, besonders gegen Abend, wo man dort fast niemals von den Städtern gestört ward, von welchen sich wohl des Morgens frühe zuweilen Einer bis hieher

verlief, die aber um die Abendzeit alle auf ihren nähern Promenaden blieben.

Einſt ſaß Marie, ſtill umgeben von den Gedanken ihrer geheimnißvollen Trauer, in der Kühlung jener Schatten, und ſtrickte. Da war es ihr, als hörte ſie zuweilen leiſe Töne von ſeltſamer Art aus der Ferne. So lange ſie auf ihrer Bank ſitzen blieb, ließen ſich dieſe Klänge von Zeit zu Zeit wieder leiſe wahrnehmen; ſo wie ſie ſich aber von ihrem Platz entfernte, um auf allen Seiten nach ihnen hinzuhorchen, tönten ſie jederzeit ſchwächer und verlöſchten endlich ganz. Allmählig überzeugte ſich die Lauſchende, daß ſie nur in ihrer Nähe vernehmbar ſeyen, und entweder aus den Lüften, oder aus der Erde kommen müßten. Alles erſchien ihr endlich wie bloße Täuſchung, und immer noch horchend rief ſie: „Laß dich doch wieder hören, angenehmes Stimmchen!“ Aber in dieſem Augenblick überfuhr ein Schauder ihr ganzes Weſen; denn eben erklangen jene Töne wieder vernehmlicher als vorher; und in ihnen floß es, rührend wie eine bekannte Weiſe, und melodiſch und ferne, wie aus einem ſchönen Alterthume herüber, in ihr Ohr.

Da war es, als tönte das liebliche Geſäuſel neben ihr unter einer uralten Eiche aus der Erde herauf.

Marie umging jetzt aufmerkſam dieſen Baum und unterſuchte jedes Plätzchen umher. Alles war wieder

still geworden, und all ihr Suchen blieb vergebens. Der Baum selbst aber, den sie sonst nicht so aufmerksam betrachtet hatte, schien ihr heute so lieb und anmuthig, und, gegen die Anschauungen in vorigen Zeiten gehalten, so verjüngt und verschönert, daß sie sogar eine Zeitlang wähnte, es seyen jetzt weniger Knoten und Risse an seiner Rinde zu merken, als ehemals, und daher zuletzt mit ihren Armen in einer Anwandlung von unbegreiflicher Sehnsucht den alten Stamm liebevoll umschlang. Sie glaubte eine Art von Schwindel zu fühlen, der sich aber bald wieder verlor. „Das ist doch eine höchstseltsame Träumerei!“ sprach sie zu sich selbst, und ging, da nichts weiter zu hören war, nach Hause.

Mehrere Abende lang, — und sie versäumte keinen derselben, — blieb alles stille. Aber endlich glaubte sie doch einst wieder dieselben Töne zu hören. „Kehrst du zurück, holdes Geflüster?“ rief sie vor Freuden laut in die Lüfte hin, und fühlte die vorige wunderbare Sehnsucht in ihrem Busen erwachen. Die Töne verstärkten sich, ließen aber bald gänzlich nach.

Unsre Schwärmerin übergab nun ihr ganzes Wesen an diese Erscheinung, und wiegte sich stillentzückt auf dem Strome ihrer Phantasieen. Jede weitere Untersuchung kam ihr jetzt verhaßt und schlecht vor; denn

die Liebe zu Etwas Uebersinnlichem hatte ihr schönes Herz gerührt und bewegt. In stiller Weihe saß sie da, und ihre ganze Seele war und lebte, sie wußte nicht, wo!

„Wunderliebliche Stimme, rief sie aus, die du mich so heilig umgibst, wie der Geist oder Schatten eines göttlichen Liedes; die du selbst meine Sinne mit honigsüßer Würze umrauschest, so wie der Gesang eines mächtigen Bienenvolkes am warmen Frühlingstage den Ermüdeten aus der Ferne erquickt! O wer bist du! Soll ich dich für den Schutzgeist meines Lebens halten, welcher liebend erscheinet, um meine liebende Seele zu trösten?"

Da bewegte sich vor ihren aufgeschlagnen Augen ein frisches Vergißmeinnicht, welches aus der Luft sanft zu ihren Füßen herabfiel; und leise erklang jetzt die wirkliche Melodie eines kleinen Liedes, das sie in ihrer Kindheit einst zu allererst mit Ferdinanden gemeinschaftlich erlernt hatte, und noch jetzt vor allen Liedern liebte. Das gute Mädchen war dem Umsinken nahe. Aber so wie die Melodie immer sanfter fortfuhr, zog in ihr Herz eine so brennende Liebe zu jenen Tönen der Kindheit ein, daß sie innig und selig zu weinen anfing und ihr Auge und die gefalteten Hände nach dem Himmel zuwandte, als der letzte Laut schon längst verrauscht war.

Von nun an blieb all ihr Denken und Sehnen einzig nach dieser Stelle hin gerichtet, wo das Wertheste ihres

Lebens so wunderbar um sie her tönte und lebte. Täglich kam die stille Marie hieher, um aus dem Quell niegefühlter Seligkeit zu trinken, und ewig dürstend ging sie wieder von dannen. Oft lag bei ihrer Ankunft eine frischgebrochne Blume auf der steinernen Bank; oft, und am gewöhnlichsten sobald sie laut redete, hörte sie wieder den alten Ton; oft auch neue, stets aber halbbekannte Klänge, wie schöne Sagen aus alter Zeit. Zuweilen schwieg es viele Tage lang, und des Mädchens banges Harren und Rufen war vergebens. Dann kam es auf einmal ungerufen wieder, bald in wahren Melodieen, bald nur seltsam harmonisch, wie ein Summen ferner Bienenschwärme; und immer war es ihr, als kehre mit dem ersten Laute auch in die Regionen ihres Innern ein reineres Leben wieder zurück.

Drei Abende vorher, ehe sie unserm Freunde am Finkenhauk begegnete, hatte sie die Stimmen wieder vernommen. „Wirst du mir niemals sichtbar werden, geliebter Schutzgeist?“ fragte sie da in ihrer innigsten Sehnsucht. Und horch! — es rief mit leisem Wehen: „Bald, bald, wenn du mich liebst!“ Die Stimme war so unbeschreiblich hold, und Marie fühlte ihren Ton sich selbst so verwandt und ihrem Leben süßgewohnt, daß ein Schauer namenloser Freude durch ihre Seele drang. Von heute an erleuchtete eine gewisse Freudigkeit ihr Wesen, und jeden Abend bereitete sie sich zu dem heiligen

Gange mit ſolcher Weihe vor, wie zu einem ſeligen Tode. Aber tiefes Schweigen für die übrige ungeweihte Welt umgab nach wie vorher das fromme Mädchen; und das Wort ihres tiefverborgnen Kummers wagte ſie ja nicht einmal dem unſichtbaren Schutzgeiſte zu nennen.

Unſer Ferdinand ging einige Tage nachher des Morgens zu ſeinem Richard, um, wie er letzthin verſprochen hatte, auch ihn noch mit dem Geheimniſſe ſeines neulichen Vorfalles vollſtändig bekannt zu machen. Er war vorher immer Willens geweſen, auch dieſen ſeinen beſten Freund erſt dann über jene Schrift urtheilen zu laſſen, wann ſie in's Reine geſchrieben ſeyn werde; welches aber die plötzliche Dazwiſchenkunft des Monarchen verhinderte.

Allein er fand heute ſeinen Freund äußerſt zerſtreut und beſchäftigt, weil er ſo eben Weiſung erhalten hatte, wegen einer ſehr wichtigen Sache noch dieſen Vormittag abzureiſen. Da ſeine Reiſe ſich auch wohl in die Länge ziehen konnte, ſo hatte er ſo viel zu packen, in Ordnung zu bringen und Ferdinanden aufzutragen, daß er auf deſſen Erzählung nur halb hören konnte. Als ſie ſich endlich trennten, wünſchte ihm Richard Glück und Gedeihen für ſeine Angelegenheit. Dann beſann er ſich plötzlich, und blickte düſter zur Erde.

„Was ist dir noch?“ fragte Ferdinand.

„Ja, höre! sagte er in höchstem Aerger: auch ich hätte wohl etwas Aehnliches auf dem Herzen, das ich dir mittheilen könnte; und die verdammte Reise, — so ehrenvoll und einträglich sie auch eigentlich werden muß, so tief möchte ich sie doch dermalen verfluchen! Aber —“

Sein Freund drang mit lebhafter Wärme in ihn, er möge sich näher erklären.

„Nein, sagte er nach einigem Bedenken und ward immer mißmüthiger: nein, es läßt sich nicht thun; — es könnte uns Beiden schädlich werden. Nein, ich muß vor der Hand alles dem Schicksal überlassen! Es geht mir hart ein. Vielleicht bin ich ein Thor!“

Jede weitere Bitte um Mittheilung war vergebens. Ferdinand verließ ihn mit einiger Unruhe. Kaum befand er sich wieder zu Hause, als er zwei Befehle zu gleicher Zeit erhielt. Ihr Inhalt bestand in nichts Geringerem, als daß er um elf Uhr bei'm Könige, um zwölf bei dem Minister erscheinen solle.

Es war ihm seltsam zu Muth, als er, mitten im Rennen und Treiben der königlichen Vorzimmer elf schlagen hörte. Aber mit dem Schlage hieß es auch sogleich, der König habe bereits nach ihm gefragt, und von diesem Augenblick an fühlte er, daß sein ganzer Muth zurückgekehrt war.

„Guten Morgen, lieber Ferdinand Miller!“ tönte er freundlich. (Der König betrachtete ihn einige Augenblicke, und schien sich an des Jünglings schöner Gestalt zu laben.) „Es ist Schade, fuhr er dann fort: daß Sie keine Militäruniform tragen. — Aber wissen Sie wohl, daß aus jener angenehmen Stunde, die ich mir neulich von Ihrer Lektüre versprach, mehrere geworden sind? Ich konnte nicht so schnell damit fertig werden: denn Sie sprachen ein wenig enge, und kritisirten auch wohl mitunter ein Bischen. Hören Sie, meine Zeit ist heute sehr eingeschränkt, und ich behalte mir es vor, bald einmal ausführlich mit Ihnen über Ihre Abhandlung zu sprechen. Sie hat mir im Ganzen gefallen. Nur müßten Sie doch wohl, wie ich hie und da mit Bleistiftstrichen darinn bemerkt habe, Ihre Wärme noch etwas mehr mäßigen. Lieber Miller, man kommt damit heutzutage nicht mehr fort! Was Sie und mich erwärmt, (er sagte dieß mit einer ungemein freundlichen Rührung,) das erwärmt noch keinen Staatsmann, oder gar den Staat? — Indessen, bis wir wieder einmal zusammenkommen, reden Sie mit dem Minister. Diesem habe ich meine Meinung gesagt. Ich selbst trage dergleichen Sachen gern mit mir herum, und werde mich dabei Ihrer Person immer mit Vergnügen erinnern.“

Der Monarch nickte gnädig, und die Flügelthüren rauschten wieder für die Hoffnungen Anderer auf.

Unſer Freund konnte, bis die Stunde bei'm Miniſter ſchlug, nicht recht darüber mit ſich ſelbſt auf's Reine kommen, ob er von dieſer Privataudienz wohl mehr oder weniger erwartet habe, als er nun gefunden?

Im Vorzimmer des Miniſters ließ man ihn ſo lange warten, daß er nach und nach ganz mißmüthig ward. Doch trat er zuletzt mit aller Faſſung ein.

Der Miniſter lachte. „Sie ſollten nicht ſo freundlich ausſehen, ſagte er, denn ich mußte Sie doch erſchrecklich lange warten laſſen! Noch dazu kommen Sie, wie ich weiß, vom Könige, der uns alle ſo ſelten warten läßt, und der, wie ich geſtehen muß, ſeine Zeit viel weislicher und richtiger einzutheilen verſteht, als ich bis jetzt gelernt habe.“

„Man darf nicht vergeſſen, ſagte Ferdinand lächelnd, daß der König auch mächtiger iſt, als Ihre Excellenz.“

„Das iſt freilich Etwas, verſetzte er heiter, aber es müßte doch auch uns eine beſſere Zeitordnung zu halten möglich ſeyn. Wir lernen ſie nur meiſtens erſt dann einſehen, wann es ſchon zu ſpät iſt. Nun, lieber junger Mann, es freut mich, daß Sie Frieden mit mir machen wollen! Nach allem, was mir unſer Geheimerath Kronfeld von Ihnen geſagt hat, läuft Niemand bei Ihnen Gefahr, Ihr Herz durch Tadel oder Lob zu

beugen oder ſtolz zu machen. Daher laſſen Sie mich Ihnen recht aufrichtig meinen Beifall über Ihr liebenswürdiges Machwerk bezeugen, welches mir geſtern Abends ſo vieles Vergnügen gewährt hat, daß ich Sie dafür recht herzlich umarmen muß!“

Er verbreitete ſich nun, gleichſam mit vollen Geiſtesflügeln, über die Sache. Mitten im ſtärkenden Lobe ließ er Ferdinanden oft einen verſtändigen Tadel erblicken, deſſen Zartheit dieſem Bewunderung abnöthigte, deſſen belehrende Gründlichkeit ſeinen Verſtand, ſo zu reden, auf der Stelle beſſerte. Für das Ganze ſchien er leidenſchaftlich eingenommen, und ſeine Zurechtweiſungen gingen faſt überall nur auf den aus der Schrift erſichtlichen Verſtandesmenſchen des Autors überhaupt. Seine Kritik erſchien dem Lehrlinge wie eine theoretiſche Saat, deren ganze reiche Ernte von Nutzanwendungen er bereits in der ſchönſten Nähe ſeiner Zukunft vor ſich zu erblicken glaubte.

Daß der Miniſter ſeine Abhandlung durchgängig für vollkommen deutſch gedacht erklärte, und allem, was er darinn über deutſches Weſen ſagte, unbedingt beitrat, dieß that unſerm Freunde von Herzen wohl, und beruhigte ihn über vieles andere.

„Beſonders, ſagte der Kritiker, finde ich vielen Sinn in dem, was Sie, vorn in mehrern Sätzen, über

die Kennzeichen des deutschen Gemüthes zum Besten geben; und ich habe mich hie und da bei'm Lesen gar mancher selbst erlebten Beispiele von Aeußerungen dieses Gemüthes mit der größten Freude erinnert."

„Der Zufall läßt uns gerade in der Nähe ein solches Beispiel bemerken," fiel Ferdinand ein, (der jetzt auf seinem Steckenpferde saß,) und machte dem Minister ein Kind bemerklich, das in diesem Zimmer auf dem Sopha mit einem kleinen hübschen Spitzhunde spielte. Der Spitz nahm es, mit dem diesen Thieren eignen, durch die klaffenden Zähne komisch hervorknarrenden Gelächter bei Nase und Ohren, küßte es freundlich wedelnd, zwickte es wieder sanft, schlug mit den Pfoten nach ihm, zerrte kopfschüttelnd an seinem Gewande und beleckte dann plötzlich wieder einmal das ganze Gesicht, worüber das Kind, welches sich nicht mehr vor ihm zu retten wußte, so leise, und doch so herzlich und schmerzlich, ja bis zum Ausbleiben des Odems lachte, daß beide Männer sich bald ebenfalls vor Lachen die Seiten halten mußten.

„In seinem Lachen malt der Mensch sein eignes Gemüth; sagte Ferdinand: Und dieses gänzliche Hingeben an das Spiel des Lachens, dieses holde Leiden in einem lachenden Gesichte, dieser wahre Schmerz vor reiner Spiellust, ist ein ächtdeutscher Zug. Das anstän-

dige Lächeln, das kluge, boshafte, schallende, spöttische, grinzende, selbstgefällige, alberne, ja selbst das gutmüthige Lachen u. s. w. vermögen andere Nationen viel besser zu machen, als wir. Allein ein bloßes, reines, menschliches Lachen, zu welchem uns einzig die Liebe zur gemüthlichen Freude nöthigt, zu dessen Vollständigkeit es zuweilen gehört, daß sich der Deutsche, er sey Kind oder Greis, ordentlich niedersetze oder lege, um zu lachen, — wodurch endlich der Deutsche einen ganzen um sich versammelten Kreis von sach-, und selbst von landfremden Menschen gewaltsam zum Mitlächeln, wo nicht zum Mitlachen, nöthigt, — bloß weil sein ganzes Gemüth gerade lachend erscheint, — dieß vermag keine andere Nation zu äußern. Der einzige Holländer kommt uns beinahe gleich; aber man muß nicht vergessen, daß dieser auch wirklich ein Deutscher ist, und vielleicht der ächteste unter den Deutschen seyn würde, sobald er nur „hooch," oder wenigstens platt reden könnte. — Und so bleibt denn wieder die Sprache überall die Hauptsache."

„Ein anderer Gedanke, fuhr der Minister nach einiger Zeit fort, war mir in Ihrer Abhandlung ebenfalls so willkommen als einleuchtend. Seit unsern neuesten Kriegen hält man es nämlich in Deutschland gar nicht mehr für zweckmäßig, möglich, oder nur der Mühe werth, Befehle und Veranlassungen zu der Herstellung je-

nes innern Heils unſrer Länder zu geben, das doch gleich in ſeiner erſten endlichen Entſtehung in ſich unzerſtörbar ſeyn würde und müßte. Statt durch Gründung des innern wahren Heils die Leiden der Gegenwart zu lindern und in den Räumen der Zukunft einen unverlöſchlichen Hoffnungsſtern zu befeſtigen, ſchiebt man nur alles auf den Druck des Auslandes, hält ſich, ewig jammernd, für gänzlich verloren, verſteckt die eigne Faulheit, Verderbtheit und Feigheit weislich hinter dem Andrange fremder Gewalt, und ergibt ſich überall, wo man wahrhaft bereuen, das heißt, ſich auf der Stelle beſſern ſollte, nur einer nationalen (und, wie Sie ſehr richtig ſagen, höchſt komiſchen) Verzweiflung! Wollte man doch endlich dieſe abſcheuliche Gottloſigkeit ablegen, und ſich mit redlicher Geſinnung von der großen Wahrheit überzeugen laſſen, daß an unſerm wahrhaft Beſten uns nie irgend eine fremde Gewalt, am wenigſten eine wirklich große Macht hindern kann und wird!"

In allem aber, was Ferdinand über den eigentlichen Gemeingeiſt geſagt hatte, fand der Miniſter vor der Hand nur fromme Wünſche. „Deutſcher" public spirit, ſagte er lachend, kam mir von jeher ſtets höchſt wunderlich vor, und klingt meinem Ohre ſchon ſo ſeltſam, wie ein deutſches „God save the King."

„Ich hasse sogar diese Benennungen, sagte Ferdinand mit einiger Lebhaftigkeit, weil sie aus der ärgsten und mir widerwärtigsten aller deutschlateinischen Sprachverstümmlungen, dem Englischen, herstammen. Aber, fuhr er lächelnd fort, was würden Ihre Excellenz sagen, wenn ich Sie dennoch mit einem deutschen „Domine salvam fac patriam" bekannt machte, das ich vor einiger Zeit wirklich zu dichten versuchte, und im Nothfalle gleich heute im Theater absingen lassen könnte!"

„Darauf wäre ich denn doch sehr begierig!" rief Jener, und schlug vor ironischer Verwunderung in die Hände. Er versprach auf der Stelle, morgen Abends im Kronfeld'schen Hause zu erscheinen, wo ihm Ferdinand eine kleine, aber doch richtige, und noch dazu vierstimmige Privatidee von diesem unglaublichen und seltsamen Kunstwerke zu geben hoffte.

„Und nun, fuhr der Minister fort, da ich doch Ihr Herz so ganz bescheiden und unbefangen finde, nun sollen Sie auch das Resolut selbst lesen, was unser König unter Ihre Abhandlung geschrieben hat. Gewiß, Sie werden mir dabei nachfühlen, welche Lust es ist, einem Könige zu dienen, der selbst so denkt und beurtheilt, und handelt, wie dieser!"

Unser Freund las Folgendes: „Diese Abhandlung, die mir ausnehmend wohl gefällt, habe ich zufällig einem

jungen Menſchen abgenommen, der mir faſt noch beſſer gefällt, als ſeine Abhandlung. Sie ſoll unter ſeiner Aufſicht ſogleich auf meine Koſten gedruckt, an alle geiſtliche und weltliche Beamten in meinen Staaten vertheilt, und dann in öffentlichen Verlag gegeben werden, damit man bald das Urtheil guter Köpfe in Deutſchland darüber erfahre. Da ein Theil dieſer Vorſchläge, welcher die Obſtbaumzucht und eine Erweiterung der Stadt- und Landſchulen betrifft, auf den unbeſtrittenſten und einleuchtendſten Grundſätzen beruht und wohl auch im deutſchen und fremden Auslande Beifall finden wird, weil er auf alle deutſchen und manche andere Länder zu paſſen ſcheint, auch in Rückſicht der Ausführung ungemein leichte, ſichre und ſchon an ſich nützliche Mittel darbietet, ſo habe ich mich feſt entſchloſſen, dieſen Theil derſelben in Gottes Namen unverzüglich in meinen Staaten zur Ausführung zu bringen. Die Ausführung ſoll aber auch ſogleich überall, wo es irgend thunlich iſt, wirklich angefangen werden; und ſie iſt hiermit dem Verfaſſer der gedachten Schrift übertragen, welcher unter meiner und des Miniſteriums unmittelbarer Aufſicht ſtehen ſoll, und welchem zwei oder drei von ihm ſelbſt zu wählende Individuen zur Hülfe untergeben werden müſſen. Da Miller und ſeine Untergehülfen, — erſterer etwa mit dem Titel Landſchuldirektor, — von heute an in königliche Dienſte treten, ſo muß ihnen

freilich einstweilen eine anreichende und anständige Besoldung ausgemittelt werden, bis sich dazu ein eigner Fonds ergibt. Demnächst glaube ich gestern sogar in der Nähe um die Residenz her an bloß wüsten Stricken, zu meinem Erstaunen, wirklichen Platz für mehrere Hunderttausende der größten Bäume gefunden zu haben. Da ich nun wünsche, daß Miller, wenn ihm Zeit dazu übrig bleibt, sich zugleich einer Specialeinrichtung für hiesige Gegend unterziehen möge, die ein schönes Muster für das Königreich abgeben könnte, so soll man ihm das Schlößchen auf dem Fritthofe zur Aufstellung seines Büreaus eingeben, welches Gebäude ich hierzu noch in hinreichend gutem Stande gefunden habe; auch soll ihm zugleich ein schickliches Stück Land von dieser königlichen Domäne angewiesen werden, um dort die ersten Versuche zu machen, und etwa von da aus manchen Gemeinden in der Nähe die erste Hülfe und Belehrung zufließen zu lassen. Der Rath seines Vaters, eines anerkannt rechtschaffenen Mannes und geschickten Landwirths, kann ihm wohl zu Statten kommen, und in dieser Wohnung wird er auch von der Sorge für sein Hauswesen frei seyn; oder, es wäre wohl am besten, er heirathete bald, und dann mag er sich dort selbst einrichten."

Im Ministerium war bereits über die Sache de-

battirt. „Denn Sie können denken, ſagte der Miniſter, daß er dabei nun keinen langen Aufſchub duldet.“

Ferdinand verbarg die Gefühle ſeiner Freude nicht, und der Miniſter ſchien über die frommen Geſinnungen des guten Menſchen innig gerührt, und ſicherte ihm freundlich ſeinen beſtändigen Schutz und Beiſtand zu, deſſen er ſo ſehr bedurfte. Sie redeten noch über die Ausführung des erſten Anfangs. Miller hatte hierzu ſchon alles fertig und verſprach, gleich morgen ihm alle nöthigen Concepte zur Genehmigung vorzulegen.

Den Reſt dieſes Tages und den nächſten Morgen brachte er mit Verbeſſerung ſeiner Abhandlung zu, und erſt des folgenden Tages, nachdem alle Papiere in des Miniſters Händen waren, dieſer auch ſein herzlich gemeintes Dankſchreiben dem edelmüthigen Könige ſelbſt zu überreichen verſprochen, und ihm bei'm Weggehen noch mit dem für ihn bereits ausgefertigten höchſt ehrenvollen königlichen Dekret überraſcht hatte, — ſprang der ſelige Menſch dem geliebten Trifthofe zu, nannte dieſe herrlichſte aller Wohnungen entzückt, und heute ſchon zum erſtenmal mit vollem Rechte „ſein,“ und eilte in die Arme des treuen Elternpaares.

Er traf Vater und Mutter in der ſchönen Gartenlaube an. „Ich bin glücklich, liebe, theure Eltern! — Ich gehe dem ſeligſten Beruf entgegen!“ rief er, und

hielt den Erstaunten die königliche Urkunde entgegen. Sie lasen mit gespannter Erwartung: — da bildete sich während des Lesens eine dreifache Umschlingung. Sie nannten ihn ihr gutes, frommes, wohlgerathenes Kind, ihr Einziges und Alles auf dieser Erde, und dankten Gott mit jenen Thränen, deren Quell in den Thälern einer schönern Welt entspringt.

„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt! schluchzte Beate und blickte zum Himmel: Mutter, Mutter! — Es war dein letzter Wunsch für mich, als du von hinnen schiedest. Fromme, selige Mutter, blicke herab! Er ist erfüllt in meinem Ferdinand!"

Nach einiger Erholung von der Gewalt dieser Gefühle trat die Familiengruppe freundlich zusammen, und der Sohn theilte seinen Lieben alles mit, was der edle König unter seine Abhandlung geschrieben hatte. Den einzigen Punkt des Heirathens verschwieg er jetzt, aus einer plötzlich empfindenden Anwandlung von jugendlicher Scham.

„Ferdinand," sagte Beate mit einem mütterlichen Kusse, und lehnte sich an ihn, versunken in der Betrachtung der schönen Gestalt: „Ferdinand, du bist jetzt auf einmal genöthigt, hier eine nicht kleine Haushaltung einzurichten. Sage mir, lieber Sohn, sollen wir diese für dich übernehmen! Oder, — erröthe nur nicht! —

willst du uns nun eine gute Tochter aussuchen? Sieh, ich bin nicht mehr jung; wenigstens keine von den Stärksten."

Er ging endlich schüchtern mit der Aeußerung des Königs über diesen Punkt heraus. Denn die Sorge für die Mutter fiel ihm auf's Herz, und das Bild des wirklichen Lebens mit allen seinen Nothwendigkeiten trat jetzt zum erstenmal groß und deutlich vor ihn hin. „Glauben Sie, daß es gut wäre? fragte er mit niedergeschlagenen Augen: Ich hielt mich für zu jung."

„Du hast am Ende nicht Unrecht; sagte der Alte: Laß ihn ruhig, Beate!"

„Nun, fuhr der Sohn nach einigem Stocken heraus und ward glühend roth, was meinen Sie zu einem Manne von einundzwanzig, und einem Mädchen von siebzehn Jahren? Denn — ich läugne es nicht, daß ich zu lieben glaube."

„Ich wünschte freilich wohl zehn Jahre mehr Unterschied; sagte der Vater bedenklich: Indessen, — Beate, war es nicht gerade auch unser Verhältniß? Und hat es nicht dennoch gut gethan, du liebes, bestes Weib?"

„Erkläre dich, Ferdinand!" rief die gespannte Mutter, indem sie ein wenig zitterte.

„Caroline Kronfeld; ſprach ſein Mund wehmüthig und ſein Auge glaubensvoll: Ich fühle, daß ſie mir innig werth iſt, und daß ich ohne ſie nicht mehr ganz glücklich ſeyn würde.“

Die Mutter ſetzte ſich, faltete ihre Hände und ſah flehend zum Himmel.

„Du haſt ein hartes ausgeſprochen! rief der erſchrockne Vater und ergriff, wie außer ſich, des Sohnes Hände. Und — ſagt dir denn auch dein Verſtand, daß du mit ihr glücklich ſeyn werdeſt!“

„Er ſagt mir, daß ſie mich liebt. Das Uebrige muß ſich finden!“ Er blickte fröhlich zu Gott auf.

„Vater im Himmel! — Du haſt meine heißen Wünſche und Thränen für dieſes theure Kind gezählt!“ ſchluchzte Beate.

„Halt! ermannte ſich jetzt der Alte: Mutter, faſſe in dieſem Augenblick alle Kraft zuſammen! Mache deines Sohnes Herz nicht ſchwer. Du ſiehſt, wie freudig es iſt! Und du, Ferdinand, verlaß uns jetzt. — Ich muß mit deiner Mutter reden. Gehe nach der Stadt zurück. Alles iſt zu früh. Du haſt eine Wahl getroffen, — Ferdinand, du willſt viel wagen!“

„Und viel, unſäglich viel gewinnen!“ ſagte der Liebende, und beugte ſich tröſtend zu der weinenden Mutter nieder.

„Du bist ein guter, verständiger und wahrer Mensch! sprach Miller mit einiger Ruhe: Geh und nimm unsern ganzen Segen! Der Segen rechtschaffener Eltern ist ja, wie man sagt, ein erhörtes Gebet! Geh, Sohn, aber ach! stammelte er, mögest du so selig mit ihr leben, wie Fritz mit seiner Beate!"

Sie trennten sich unter häufigen Thränen. Die Stimmung war sehr ernst geworden. Es galt dem Glück eines ganzen Lebens.

Unser braver Alter wandte alles an, um seine geliebte Beate zu beruhigen, die sich jetzt ganz ihrem Grame hingab.

„O Marie! rief sie aus: Arme, herzensgute Marie! Deine stille Liebe hat es nicht verdient, daß er dich nun verwirft! Wie soll ich der Armen diese traurige Geschichte entdecken! Es ist nur allzugewiß, daß sie ihn liebt, — und ach, es war mein theuerster Wunsch!"

Nach des Vaters Meinung hingegen schien es noch gar nicht ausgemacht, ob Ferdinand der geheime Gegenstand von Mariens Trauer sey, wie Beate glaubte. Marie hatte sich den Eltern niemals vertraut. Auch Ferdinand schien nichts zu muthmaßen; und seine Unbefangenheit, die er mitten in der brüderlichsten Liebe gegen sie zeigte, gab in Millers Augen der Sache überhaupt viel

Unwahrscheinlichkeit. Auf der andern Seite betrachtete er Ferdinands Liebe zu dieser Caroline, deren Charakter freilich nicht in gutem Rufe stand, als ein unverhergesehenes Unglück, woran Niemand, und der Sohn selbst nicht Schuld sey, und welches auch Niemand zu ändern vermöge; im besten Falle aber, der ihm bei einer wahren Liebe immer sehr möglich schien, sah er darinn ein unverhofftes, von Gott ihnen zugesandtes günstiges Ereigniß. Und so hielt er es für Sünde, Ferdinanden von ihren Vermuthungen in Rücksicht Mariens jemals nur das Geringste zu entdecken, da die elterlichen Wünsche doch einmal vereitelt waren, und der Sohn deshalb in einer glücklichen Unwissenheit lebte.

„Ich darf nicht ungerecht seyn!" warnte die gewissenhafte Beate nach einigem Ueberlegen ihr eignes Herz: Denn ich vermag es nicht zu läugnen, Caroline hat mich stets mit einer wahren Zärtlichkeit geehrt und geliebt; — nur freilich, wie ihre Stiefmutter sagt, auch mich allein unter allen Menschen; — und, Gott, wer weiß denn, welche Absichten ihr dabei vielleicht vorschwebten! Doch nein, ich will nicht undankbar gegen sie seyn; ich will sie von ganzer Seele wieder lieben! Aber — soll ich denn meine theure Marie verschmachten sehen? Glaube mir nur, guter Miller, sie liebt ihn; aber ihr bescheidnes Herz hält sich seiner Gegenliebe nicht für würdig. Dazu kommt das Gefühl

ihrer Armuth. Sie weiß, daß du nicht geizig, aber ein strenger Wirth bist. Auch hast du, — verzeihe mir diese Bemerkung, — von jeher dich Marien zu wenig genähert, um das blöde Kind deinen ganzen Werth, oder nur deine wahren Gesinnungen über das Zeitliche, einsehen zu lassen. Und so trägt sie ihre Liebe nur im stillen Herzen, und stirbt daran!"

„Es scheint mir, du hast Unrecht, Beate! entgegnete der sinnige Miller: Wahr ist's, daß mir Marie von jeher nicht wacker genug schien, oder soll ich sagen: zu furchtsam, oder nicht offen genug gegen mich selbst! Und doch liebte ich sie stets so zärtlich und väterlich! Nun freilich — ich bin rauh, und es ist immer möglich, daß die Schuld mein war. Allein, seit Ferdinand wieder da ist, hat sich ja dieß geändert, und sie hängt mit gleicher Liebe an dir und mir. Und so viel muß sie gewiß immer von meinem Charakter gekannt haben, daß sie mir bei einer Wahl für meinen Sohn keine Geldabsichten zutraut. Ich gestehe dir jetzt, daß unsers Sohnes Verbindung mit Marien insgeheim auch mein liebster Wunsch war; aber Veranlassung dazu wollte ich niemals geben, rieth auch dir davon ab. Denn man darf nie eine Liebe veranlassen, — sie muß von sich selbst kommen. Und jetzt siehst du doch, meine Beste, daß der Himmel unsere Wünsche nicht erhören will. Ich bin ruhig über Marien. Wir haben sie nach

unſern Kräften erzogen, gleich unſerm eignen Sohne; das wird uns ihr guter Vater in der Ewigkeit bezeugen! Auſser einer reichlichen Ausſtattung habe ich ein hübſches Kapital für ſie beſtimmt, da Gott unſern Fleiß ſo ſehr geſegnet hat. Ihr Kummer iſt der meinige. Gott helfe ihr! Doch unter dieſen Umſtänden mag ich nicht weiter auf Mittheilung deſſelben dringen. Aber ich will ihr ſogleich die Neuigkeit ſagen. Dort kommt ſie aus dem Finkenhauk zurück. Vielleicht entdecken wir Etwas. Sey ruhig!"

Als Marie vor ihnen ſtand, ſagte er lächelnd: „Marie, hätteſt du es wohl für möglich gehalten, daß dein Bruder Ferdinand vielleicht Carolinen heirathen wird?"

Sie veränderte die Farbe und blickte auf die weinende Mutter. „Sie erſchrecken mich, beſter Vater, denn ich ſehe meine Mutter in Thränen. Aber für möglich habe ich dieß immer gehalten. Ferdinand war von jeher der Einzige unter uns allen, welcher einige Gewalt über ihren Willen hatte, und dieſe auch wirklich mit einem gewiſſen wohlthätigen Eifer ausübte." Sie ſchwieg und ſah zur Erde.

„O Marie! rief Beate und zog die Geliebte wehmüthig in ihre Arme: Welches Schickſal prophezeihſt du ihm!"

„Ich glaube an die göttliche Verſehung, gute Mut-

ter! Möge sie für meinen Ferdinand das schönste, herrlichste Loos bereiten!" Sie hob das volle Auge, und entfernte sich bald von den Eltern.

„Sie betet oft im Stillen, und brünstiger als je," sagte Beate, indem sie seufzend ihr nachsah.

„Wohl ihr! beschloß Miller: So dürfen wir uns beruhigen. Auch, liebe Beate, ersehe ich aus diesem allen bis jetzt weder eine unglückliche Neigung zu Ferdinanden noch sonst ein bestimmtes Uebel. Behalte du ihre stille Trauer im Auge; und sollte diese so drohend werden, daß man endlich selbst für Mariens Gesundheit fürchten müßte, — dann wollen wir einen eindringendern Versuch zu seiner Entdeckung wagen."

Während dessen wanderte Ferdinand langsam und gedankenvoll der Residenz entgegen.

Er glaubte einmal fest an die reizende Caroline, war aber in Rücksicht ihrer des Widerspruchs von Jedermann längst gewohnt, und hatte daher auch jene Besorgnisse seiner Eltern schon vorher erwartet.

„O wie sollt ihr Alle doch bald erstaunen, rief er aus, über das, was Caroline ist, wann nun meine treue Liebe sie fest umklammert und schützt und neu belebt, — und wann in schmelzender Zärtlichkeit der lang gefesselte Geist eines innigen und gläubigen weiblichen

Wesens wieder frei aus ihrem sanfteren Auge glänzt!" Mit dem eifrigsten Forschen durchging er in dieser Stunde nochmals jeden ihrer Charakterzüge, den er bis jetzt belauscht hatte, und überall glaubte er das Herrlichste zu finden.

Und was war und blieb denn zuletzt schlimm an ihr? Eine ungewöhnliche, stets mit Blitzesschnelle hervorbrechende Lebhaftigkeit. Diese mußte bekämpft, und durch die Erziehung der sorgsamen Liebe zu einer schönen ruhigen Wärme gemildert und ausgebildet werden. Denn, was ihre jetzige tiefe Verschlossenheit in sich selbst betraf, so hielten nur Andere dieselbe für eine bösartige Verstecktheit; ihm machte sie keine Sorge, ihm war sie nur das Werk einer Stiefmutter, die sich zwar nicht böse, aber selten unbefangen und niemals liebreich gegen sie gezeigt hatte, und zu wenig Geist besaß, um dieses allverkannte, stillmurrende, nur in innerster Tiefe geniale Wesen zu durchschauen; zum Theil auch das Werk einer Schwester, welche, selbst dem Gemeinen nahe, mit einer an das Schwächliche grenzenden Gutmüthigkeit allen Menschen willig entgegenkam, und, ohne von persönlicher Eitelkeit frei zu seyn, Carolinen doch nichts zu geben hatte, als — Langeweile.

So urtheilte der Liebende; — zwar er allein, aber doch mit festem Muth und der frohesten Ueberzeugung. Schon wollte er die erfreuliche Rechnung schlie-

ſen, als ihm plötzlich noch einmal das Schlimmſte von Allem, ſchwer wie Bergeslaſt aufs Herz fiel, — der Geiz.

Hier ward ihm ein wirklicher Flecken im Charakter ſelbſt ſichtbar, — und ſein Herz erbebte. Er für ſeine Perſon hatte noch keine Proben von ihrem Geize bemerkt; allein Jedermann nahm dieſe Eigenſchaft an ihr für längſt bekannt an. So viel war richtig: ſie hatte nie Geld — d. h. ſie ließ es nie ſehen. Ihr monatliches Taſchengeld, welches beträchtlich war, verſchloß ſie immer ſogleich mit größter Sorgfalt. Daß ihre höchſtſparſamen Ausgaben die Einnahme nicht zur Hälfte erreichten, darüber waren ihre Aufpaſſer einig. Sophie that den Armen viel Gutes, und Jedermann wußte, — wie ihr die ſpöttelnde Caroline einmal vorwarf, — von ihren geheimen Wohlthaten zu erzählen. Sie hingegen gab bekanntlich nichts. Wo kam alſo ihr Geld hin! Er hatte bisher immer gehofft, ſie verwende alles auf ihre Garderobe, die beſonders in Rückſicht der Wäſche an Pracht ihres Gleichen nicht haben ſollte. Aber heute, wo unſern Freund die äußerſt wichtige Meinung ſeiner beſorgten Eltern einmal in Unruhe geſetzt hatte, fand er weniger Gründe für jene Hoffnung als ſonſt; und mit Schaudern dachte er zum erſtenmal „Geldliebe“ und „Geldſammeln,“ — dieſe ſcheußlichen Ideen, die ihm bisher bei dem Gedanken an Carolinen unmöglich, und heute ganz unerträglich vorkamen.

Er sann auf Heilmittel, und ach, er fand und wußte keins! „O Gott! rief er im reinsten menschlichen Schmerze: Sollte denn die reizendste Hand, die ich je auf Erden faßte, sich dem Elende der Menschheit gegenüber verschließen? Nein, es ist unmöglich, daß in diesem Tempel Gottes ein Opferfeuer für den schändlichen Mammon flamme! Nein, verzeih, meine Caroline! O verzeih dem Kleingläubigen! Deine reinen, anmuthigen Züge können nicht so heuchlerisch das Abbild ihres Gottes lügen, der auch barmherzig ist! Ha! was darf mich die Sorge über dein Thun oder Unterlassen noch kümmern; — denn wahrlich, du bist viel! Und sollte mein Herz jetzt dennoch irren — o Gott im Himmel, so leuchte mir!“

Ferdinand war während dessen bei einem kleinen Gebüsche stehen geblieben, und schaute noch betend in die Abendröthe, als er einen Mann bemerkte, der bisher ihm auf seinem Pfade langsam entgegengewandert war, und nun, statt vorbei zu gehen, ihm gegenüber, in Betrachtung seines Gesichts verloren, stillstand. Indem er sich nach ihm hinwandte, nahte ihm der blasse, dürftiggekleidete Mann mit einer raschen Bewegung. „Verzeihen Sie, mein Herr, fing er schüchtern an, Ihre schönen freundlichen Züge flößen mir ein gewisses Vertrauen ein — — Sind Sie reich!“

„Was verlangen Sie von mir!“

„Ich wage es, Sie um ein Geschenk von zwanzig Thalern zu bitten, mit dem ich einen nicht unwürdigen Freund diesen Abend noch vom Untergange zu retten vermag.“

„Wer sind Sie? Ich habe Ihr Gesicht wohl einmal gesehen.“ —

„Ein armer Gelehrter; mein Name Grollmann; meine Wohnung Königsstraße Nummer zweiunddreißig.“

Der Name und das Haus waren Ferdinanden bekannt, und die Züge des Mannes gaben jedem seiner Worte größere Wahrscheinlichkeit. Schnell fuhr ihm ein Gedanke durch die Seele: er wollte diesen Menschen zum Werkzeuge gebrauchen, um Carolinens Herz insgeheim zu prüfen.

„Ich selbst, fuhr Jener fort, als er unsern Freund in Gedanken sah, bin zwar ebenfalls äußerst arm, bedarf aber dieser Gabe nicht für mich; denn ich lebe mit meiner ganzen Familie seit einiger Zeit von fremder Wohlthat, — einzig von der Unterstützung eines edlen Menschen, die ich noch drei Monate lang zu genießen habe, wo endlich eine Besoldung für mich anhebt, welche mir dann meine vollkommne Nahrung gewähren wird. Vielleicht bin ich in jener günstigen Lage sogar im Stande, Ihnen nach einiger Zeit die zwanzig Thaler wieder zu erstatten, wozu ich mich von Herzen erbiete. Uebrigens

bitte ich um gütige Erkundigung nach mir bei meinem Hauswirthe.“

„Und warum half Ihnen nicht auch heute jener edle Wohlthäter!“ fragte Ferdinand, ein wenig erröthend und mit leiser Stimme.

„Dieß wäre wahrscheinlich, — ja wahrlich, es wäre geschehen! sagte Grollmann lebhaft, und ich hätte auch eine solche kühne Bitte für meinen Freund gewagt, da er es gerade noch werth ist; allein, ich konnte heute dort nicht verlassen werden.“ —

„Gut! er zog seine Börse: hier sind zwei Doppellouisd'or.“

„Großmüthiger, trefflicher Mensch! rief er jetzt begeistert, und schlug ein Paar fromme Augen dankend zum Himmel auf: Lassen Sie mich Ihren Namen wissen!“

„Er thut noch nichts zur Sache; erwiederte der sinnige Miller: Aber ich werde Sie gewiß selbst aufsuchen, und — um eine Gegengefälligkeit bitten.“

„Alles, Alles, was ein Mensch mit Ehre und Gewissen nur irgend zu leisten vermag!“ rief Grollmann voll Freude und eilte mit fliegenden Schritten nach der Stadt zurück.

Ferdinand folgte ihm langsam, indem er darüber nachsann, wie er wohl morgen sich am schicklichsten dieses Menschen zu seinem Zwecke bedienen könnte.

Bei seiner Ankunft in der Stadt ging er sogleich in das Kronfeld'sche Haus, und bat sich dort zu Tische. Die Familie war so eben von einer Fahrt auf das Land zurückgekehrt, und der Geheimerath befand sich schon bei der Gesellschaft, da man den Minister von Salmen gemeldet hatte.

Die Freude über Ferdinands Glück, welches der Geheimerath, und von diesem die Uebrigen bereits wußten, war allgemein und herzlich. Besonders theilnehmend schien der Vater.

„Ich hätte wohl dabei seyn mögen, sagte er, als die Eltern es von Ihnen erfuhren. Ja, ich hätte gern deine Freude mitempfunden und mitgelebt, mein alter braver Miller! Und, fuhr er mit einer gewissen Bedeutung fort, daß der König ein Wort vom Heirathen gesprochen hat, — nicht wahr, das schien der Mutter noch die allerherrlichste Veranstaltung bei der ganzen Sache?"

Ferdinand erröthete, und konnte deßwegen das Erröthen Anderer nicht bemerken. Sehr bemerklich kam es ihm aber bald vor, daß die Geheimeräthin diesen Abend von einer auffallend übeln Laune war, wovon er zwar schon seit mehreren Tagen Proben gesehen hatte, aber auch heute keine Ursache dazu begreifen konnte.

Indessen wußte er jetzt nichts nothwendigeres zu thun, als sein deutsches Vaterlandslied, welches er schon

gestern dem Hofrath Reinhold zugesandt hatte, mit diesem und den zwei Schwestern noch vor Tische vollends einzustudieren, um es nachher mit Begleitung des großen Flügels feierlichst zu geben.

Der Minister erschien spät, war aber desto heiterer. Man verlor sich bald in einer lebhaften und angenehmen Unterhaltung und sprach mit Ferdinanden so freundlich, wie mit einer Braut, über sein neues Verhältniß zu König und Staat. Nur Caroline war stiller als sonst. Sophie hingegen saß heute in ihrer glänzendsten Laune neben Reinholden, und lachte viel, und selbst die Hausmutter gewann endlich ihre gewöhnliche hübsche Leichtigkeit wieder, mit welcher sie ihrem Platz dem seinen Gaste gegenüber große Ehre machte.

Nun sollte Müller sein neues Opus darstellen. Er gab aber vorher, mit einiger Beklommenheit, folgende Einleitung dazu. „Die verehrten Anwesenden, lächelte er, werden wohl mit mir fühlen, daß ich mich an ein schweres Unternehmen gewagt habe. Auch konnte es, in dem noch demüthigern Gefühle meiner eignen unzureichenden Kräfte, nicht sowohl meine Absicht seyn, die Sache selbst schon in ihrer Vollendung, als vielmehr eine Theorie derselben im Beispiele zu liefern. Ich wollte nur zeigen: so ungefähr muß ein deutsches Domine salvam fac patriam gedacht seyn, — und so muß es klingen. In Rücksicht des

Textes lag mir dabei die deutsche Denkform zwar sehr am Herzen; aber, ich gestehe es, mehr noch in Ansehung einer deutschgedachten, das heißt, nicht einfachen, sondern, (soll ich sagen Gottlob oder leider?) gemischten Musik. Ich wählte zur Melodie einen Chorgesang, den man in vielen Gegenden noch unter dem Namen „das alte Leipziger Gloria" kennt und liebt, und dessen Dichter mir leider unbekannt ist. Das ganz eigne, und, nach den Erfahrungen mehrerer Musiker stets wachsende Wohlgefallen an dieser Melodie, kann sich indessen bei meinen Zuhörern nicht schon heute entwickeln, sondern erst in der Folge; besonders aber erst durch mehrere Anhörungen im großen Chore. Und so lassen Sie mich Ihnen denn geben, so viel ich habe!" — Er überreichte dem Minister das Textblatt.

Deutsches Vaterlandslied.

Ueberall, Germania,
Tönen deines Ruhmes Lieder,
Unsrer Heimath Preisgesang
Hallt von deutschen Hügeln wieder,
Strömt durch des Vaterlands Lüfte so schön!
:||: So schön! :||:
Mächtiges Leben,
Liebe und Reben
Blüh'n durch die heiligen Thäler und Höh'n.

Heil Euch all, Ihr Fürſten groß,
Männer unter Deutſchlands Söhnen!
Euch ſoll ſtets der ſchönſte Ruhm,
Freier Völker Dank, umkrönen,
Die Ihr für Vaterlands Sicherheit wacht!
:‖: Wacht, wacht! :‖:
Nebel entfliehen,
Künſte erblühen,
Wann es der Herrſcher gebietet mit Macht.

Vaterland! Dir kehre bald
Goldner Zeiten Fülle wieder!
Geiſt des Friedens, ſchwinge dich
Zu der Heimathflur hernieder,
Laß uns als Brüder vereinigt beſtehn!
:‖: Beſtehn! :‖:
Heilig Getümmel,
Schalle zum Himmel,
Gott über Alle, erhör' unſer Flehn!

Still merkte der Staatsmann auf, und ließ ſich dann das Ganze mit allen drei Verſen in kurzen Pauſen, worinn das kleine Singchor verſchnaufte, noch zweimal wiederholen, um, wie er ſagte, zum Texte, welchen er einſteckte, auch die Melodie auswendig zu lernen, und das Ganze einzige Zeit mit ſich herumzutragen. Er war zum Glück ein Bischen muſikaliſch.

„Kritik, meinte er dann, dürfte hier wohl nicht anwendbar seyn, und ist überhaupt erst nach der eigentlichen Weihe durch mehrere öffentliche und große Aufstellungen des Ganzen möglich. Gestehen darf ich Ihnen aber wohl einstweilen, daß in den wachsenden Füllungen der zweiten und vierten Zeile mich etwas Völkermäßiges anspricht, dessen Gewalt ich mich, besonders bei der dritten Aufführung im letzten Verse, mit einer wirklichen Rührung überließ; daß unstreitig die dritte Aufführung mir überhaupt die angenehmste schien; daß ich schon bei der zweiten die ganze leichte Melodie vollkommen auswendig konnte; daß ich mich dabei einiger glücklichen Momente eines ächten Deutschen, des Dr. M. Luther, (welcher sein Leben lang deutsche Heimath, Obrigkeiten, Wein, Weiber und Gesang so sehr liebte und so gerne pries,) mit Vergnügen erinnerte; daß ich das Lied je eher je lieber von unserm Opernpersonal und einigen hundert Logen- und Parterre-Stimmen im Theater zu hören wünsche, und hören werde; daß ich hingegen künftig noch erschrecklich viel am Ganzen aussetzen zu müssen glaube, daß es mir noch allzuverwickelt erscheint, — daß mich der Minor bis jetzt sehr genirt, wiewohl ich seine Volksmäßigkeit und Deutschheit nicht abläugnen will; daß ich gegen das „Allegretto“ besonders viel einzuwenden hätte, wenn mich nicht auf der andern Seite die phlegmatische Bewegung in der Melodie des

berühmten engelländischen Liedes auch ein wenig langweilte: kurz — daß ich mich erst künftig näher zu erklären vermag.

Ferdinand ließ alle Meinungen, die er nun eifrig über die Sache einsammelte, vor der Hand dahin gestellt sein, glaubte übrigens, daß er erst von der Folgezeit das Meiste darüber zu hoffen und zu fürchten habe, und äußerte für jetzt nur den warmen und herzlichen Wunsch: diesen seinen ersten Versuch recht bald und weit, weit **übertroffen** zu sehen.

Des andern Morgens war sein erster Gang nach Grellmann's Wohnung. Der Hauswirth benachrichtigte ihn, daß er zwar hier wohne, aber heute frühe verreiset sey. Uebrigens fand er jedes Wort seines gestrigen Angebens vollkommen bestätigt, und seinen Charakter sowohl als das stille armselige Leben der ganzen Familie im besten Ruf. Auch mit seiner bevorstehenden Anstellung in einem öffentlichen Amte hatte es seine Richtigkeit. Dieser durch die Abwesenheit Grellmanns entstehende Verzug in der Ausführung seines gestrigen Planes war unserm Freunde höchstunangenehm, da seit gestern der Gedanke an seine Caroline jeden andern aus seiner Seele zu verdrängen anfing.

Sein Rückweg trug ihn dem Kronfeld'schen Hause vorüber. Mechanisch trat er dort ein und wandte sich gleich unten mit einigem Zittern gegen die wohlbekannte Thüre, die zu Carolinens Wohnung führte. Sein Herz schlug ihm immer mächtiger, als er das Zimmer öffnete, aus welchem der Gesang ihrer geliebten Lerche und die Düfte ihrer wohlgepflegten Blumen ihn grüßten. Eben trat sie in der leichtesten Morgenkleidung aus ihrem Kabinetchen, blickte ängstlich nach der Schelle, und erröthete über seine Gegenwart so sehr, daß sie kaum seinen Gruß zu erwiedern vermochte.

„Vergeben Sie, beste Caroline! — ich komme zu früh" — entschuldigte er verwirrt.

„Ja! sagte das Mädchen furchtsam, indem seine Annäherung sie in ein Fenster trieb: ich erhalte niemals solche frühen Besuche. — Eben habe ich erst mein Schlaftabinetchen aufgeräumt und — noch dazu, ohne anzupochen, Ferdinand!"

„Dieß einzigental werden Sie nicht zürnen!" bat Ferdinand, und suchte sehnend einen Blick aus ihren lieben Augen zu erwerben, die an den Liedern, vom frischen Morgenbade oder einer nächtlichen Beunruhigung her, noch ein wenig wund waren.

„Ich bin heute so übernächtig, klagte sie mit einem matten Glanzblick: ich konnte erst gegen Morgen einschlummern. — Aber, wenn Sie mir oben sogleich

meinen Mantel holen wollen, lispelte sie jetzt in der glühendsten Röthe, so dürfen Sie dann hier bleiben. Die Schelle habe ich vorhin zerrissen. — Da! Nehmen Sie etwas mit auf den Weg!" Sie brach ihr Frühstück, das sie noch in der Hand hielt, freundlich mit ihm und schlug mit ihren Perlenzähnen in die andere Hälfte eßlustig ein, aber immer ohne ihn anzusehen.

„Nur essen lassen Sie mich erst noch hier! bat er wieder zärtlich: Und erlauben Sie mir zu sagen, daß ich Sie doch wirklich, — auch ohne Erwägung unsrer Mode des Tages, — höchst anständig, und noch dazu recht eigentlich schneeweiß gekleidet finde! Und, liebe Caroline, — ist es nicht eine Regel für den Menschenbeobachter, daß er die Reinlichkeit, um sie in ihrer wahren Liebenswürdigkeit zu schauen, früh Morgens aufsuche, gerade vor der ersten Toilette?".

„So muß ich selbst gehen, guter Ferdinand!" sagte das Mädchen mit sanftem Ernst und niedergeschlagnen Augen, indem sie hinter ihm fortzukommen suchte. Es lag in dieser demüthigen Scham so viel Süßes für ihn, daß sein Herz in der reinsten Liebe aufwallte. Er hatte sich Carolinen immer reizend gedacht, aber der Augenblick dieses günstigen Zufalles riß ihn auf einmal bis zur inbrünstigsten Bewunderung ihrer frisch aufschwellenden Jugendblüthe und reinen glänzenden Gestalt hin.

Schnell lief er, essend, hinaus, um zu gehorchen,

und die Keuſche nicht länger zu quälen. Auf der Treppe kam ihm aber ſchon das Mädchen mit dem Mantel entgegen, an dem ſie geſchwind etwas hatte beſſern ſollen, und bat ihn erſchrocken, er möge Verzeihung für ihre Langſamkeit bei der Gebieterin auswirken.

Er fand Carolinen ganz anders wieder, als er ſie verlaſſen. Durch ſein Zurückweichen hatte ſie Freiheit erhalten, in das Kabinet zu ſchlüpfen, — und ach, der ſchöne Hals war ſchon wieder verhüllt! Ihr Blick ſtrahlte jetzt in der alten imponirenden Hoheit, ſie erlangte gute Laune und feſte Haltung, und nöthigte nun ihren Freund zum Klaviere hin.

Aber er hatte ihr gegenüber keine Ruhe mehr. „Süße, keuſche Caroline! ſagte er in der höchſten Angſt, und faßte ihre beiden Hände mit dem Zittern der Liebe in die ſeinigen: Wir haben geſtern Abends vom Heirathen geredet. Wollen Sie mein Weib ſeyn?“

Sie erblaßte, hielt ſich mit bebenden Händen immer feſter an ihm, und ein Strom von Thränen brach aus den aufgeſchlagenen Augen hervor.

„Caroline! Ich fühle es feſt, daß du mich lieben wirſt,“ fuhr er fort, und wollte das zitternde Mädchen an ſich drücken.

„Ferdinand! — ſagte ſie jetzt mit einer gewaltſamen Faſſung: Ferdinand, treibe es nicht weiter! Du haſt nun bewieſen, welch ein guter, herrlicher Sohn du biſt! —

willst du ein unglücklicher — und dann vielleicht ein schlechter Gatte sern!"

„Ich verstehe dich durchaus nicht, Caroline! sprach er verwundert: Schenke mir wenigstens dein Vertrauen! — Du hast irgend Etwas gegen mich, welches die Zeit schlechterdings bald aufklären muß."

Sie hatte während seiner Worte gedankenschwer zur Erde geblickt. Jetzt betrachtete sie ihn tiefgerührt und sagte leise und ruhig: „Nein, schlecht vermag dieser Mensch wohl niemals zu handeln."

„O was kümmern mich deine unbegreiflichen Gedanken! rief er brünstig zu ihr hinüber: Ich begreife nur deine Liebe! Dein Herz und dein ganzes Vertrauen soll und wird bald meine Beute seyn! Sage mir, ob du mich liebst, — ob ich dich besitzen soll!"

„Ferdinand — sie sprach es mit einem Blick, aus dem ihre ganze Seele den Geliebten himmlisch grüßte: ob ich dich liebe! — Geh und verlaß mich auf ewig!"

„O dieser Blick, Caroline! Was bedurfte ich noch ausser ihm? — Nein, wahrlich, die ächte Liebe kennt keine Täuschung. Ich rede in diesem Augenblicke mit den Eltern!" — Er bedeckte ihren Mund mit Küssen, und entfloh.

„Ferdinand, Ferdinand! — Unglücklicher, was willst du thun!" rief sie, und sank, die Hände ringend, auf

einen Stuhl. Denn ihr Ruf konnte ihn nicht mehr erreichen, — und Alles war unwiderruflich entschieden!

Oben fand er die Geheimeräthin ganz allein, deren gestrige trübe Laune auch heute wieder merklich war.

So wie er von „Absichten auf ihre Tochter" sprach, fiel sie ihm trübselig in die Rede: „Leider ist meine Tochter seit fünf Tagen schon dem Hofrath Reinhold zugesagt!"

„Ich rede von Carolinen!" rief er, zusammenfahrend, und erholte sich schnell von seinem Schrecken, da er der Mutter eignes Erschrecken sah. Sie bedurfte Zeit, um ihm zu antworten, und blickte ihn mit einem gewissen innigen Mitleiden an, welches er kaum von ihr erwartet hatte, und worinn sich für den freudig Ueberraschten zum erstenmale das geheime Bild ihres wirklich guten Herzens abspiegelte.

„Lieber, trefflicher Miller! sprach sie mit rührendem Tone, und drückte seine Hand fest in die ihrigen: Von diesem Augenblicke an ist mir Caroline eine Geweihte. Ich betrachte sie als ein geheiligtes Wesen, denn dieß wird sie mir durch Sie, mein edler Freund, und Ihre alles heiligende Liebe. Aber — verzeihen Sie, — das hatte ich nicht erwartet! Vergeben Sie mir, wenn ich zu dieser ganzen Sache kein einziges Wort zu reden

wage! Fühlen Sie ſich wirklich entſchloſſen und kühn genug für dieſen mißlichen Schritt, ſo richten Sie Ihren Antrag lediglich an meinen Mann. Der Himmel laſſe Sie nicht verzweifeln, edler Menſch!" — Sie ging gerührt von ihm, in ein anderes Zimmer. Ihre letzten Reden enthielten indeſſen wieder etwas Feindſeliges für den Liebenden; und wirklich konnte auch das Gemiſchte ihrer Rührung ihn nicht vollkommen für ihr Herz einnehmen, da der Grund davon nicht zur Hälfte in reinen Mitleiden mit ſeinem eignen Schickſale, ſondern größtentheils in dem Verdruſſe lag, nun die gehoffte Verbindung zwiſchen ihm und Sophien vereitelt zu ſehen, deren Erwartung ſie ihn ſeit einiger Zeit leiſe hatte ahnen laſſen.

„Das iſt doch überall ein ziemlich ſeltſamer Empfang für einen angehenden Freier!" rief unſer Ferdinand in der beſten Laune, indem er die Zimmer des Geheimenraths ſuchte.

Dieſer hörte ihn ruhig an, und ſagte dann, freundlich die Hand ihm reichend: „Ihr Antrag, lieber Miller, überraſcht mich zwar, aber ganz unerwartet kommt er mir nicht. Denn ich bemerkte ſchon oft, daß Caroline in einem gewiſſen Entzücken da ſaß und lauſchte, ſobald die Rede auf Ihre Handlungsweiſe kam. Dieß mußte ſeine Gründe haben. Auch hörte ich Sie ſelbſt zuweilen Carolinen mit einem allmählig wachſenden Feuer

vertheidigen, welches nur von einer ſchlummernden Liebe Nahrung erhalten konnte. Ihr Antrag ehrt mich wahrhaft; und, ſobald ſie mit dem eignen Herzen des ſeltſamen Mädchens einig ſind, erwartet Sie mein väterlicher Segen. Sie kennen ihre Art zu ſeyn beſſer als ich. Indeſſen kann ich, als ehrlicher Mann und Vater, nichts gegen Carolinen ſagen, als daß ſie — wenigſtens iſt dieß ſeit einem halben Jahre den Leuten höchſt wahrſcheinlich geworden, — an einem Capitale ſammeln ſoll; — daß Sie daher in meiner Tochter vielleicht eine allzugenaue Hauswirthin erhalten werden. Unterſuchen Sie dieſen Punkt ſelbſt, lieber Freund. Doch habe ich in ihrem gemeinen Leben, und ſogar in ihren kleinen mit Schweſter, Bruder und Mutter gemachten Geſchäften, ſtets zu meiner großen Freude eine muſterhafte Redlichkeit, und, was noch mehr iſt, viele Neigung zum Anſtand, und dabei eine gewiſſe Rechtlichkeit an ihr bemerkt, die mir auch ſchon ihr natürlicher Stolz mitzubringen ſcheint, und die mich über ihren Charakter beruhigt. Auch iſt ſie ungemein wahr, und haßt jede Art von Täuſchung als eine wirkliche Sünde."

Dieß alles beſtätigte der entzückte Ferdinand aus voller Seele. Uebrigens ſchien ihm das Wichtigſte, bald ihr volles Vertrauen zu erhalten, deſſen jungfräulichen Schatz noch Niemand auf Erden beſaß. Aber ihrer Liebe glaubte er gewiß zu ſeyn.

Er fand den Geheimenrath willig dazu, sogleich seine Familie zu versammeln. Auch Reinhold erschien an Sophiens Hand. Caroline nahte mit wankenden Schritten, und hatte trübe Augen. Sie schien vor dem Hofrath heftig zu erschrecken, den die Schüchterne für einen Fremden hielt, und bei'm ersten Wort des Vaters hing sie sich plötzlich mit einer Gewalt der Empfindung an diesen, wovon er tief gerührt ward. Zuletzt nahm sie alle Fassung zusammen und ihre Seele schien auf einmal frei zu werden. „Ja, ich liebe Ferdinanden!" sagte sie laut mit wehmüthigem Lächeln, und blickte dabei, die Hand auf's Herz gelegt, so heilig und glorreich zum Himmel, wie die Wahrheit.

Aber als Ferdinand sie in die Arme schloß, fing sie heftig zu zittern an, und bat, auf ihr Zimmer gehen zu dürfen. Alle zeigten ihr und dem Freunde die lebhafteste Theilnahme, und die Mutter wirklich am rührendsten. Ehe sie ging, umarmte sie noch einmal Sophien, die mit Wehmuth zu ihr hinblickte, und zog diese in ein Fenster. „Ich weiß, Schwester, sagte sie sanft, was du mit dieser Miene des Vorwurfs mir sagen willst. Auch du weißt, was du mir damals versprechen mußtest, und — Wort hast du mir immer gehalten! Glaube mir, Sophie, ich bin noch in diesem Augenblicke meiner damaligen Meinung. Aber Ferdinands unglückliche Ueberraschung, — mein unsäglich lie-

bendes Herz, — doch ach, Schweſter, du verſtehſt mich nicht!" — Sie faltete die Hände über ihrer Bruſt und ſeufzte tief. Sophie konnte nur weinen; ihre wahre Empfindung drückte ſich aber ſelten aus.

Ferdinand wollte die Geliebte begleiten. Doch ſie drängte ihn ängſtlich zurück. „Ich bitte dich, flehte ſie, daß du mich jetzt der Wonne meiner Einſamkeit überlaſſeſt! — Ach, werde ich denn auch gewiß deinen theuren Eltern willkommen ſeyn! Und — ſie erbebte, ſage mir, Ferdinand — liebteſt du ſonſt wohl Marien!"

„Niemals!" ſagte er zerſtreut.

„Und, hätteſt du wohl Sophien lieben können, Ferdinand!"

„Viel weniger!" antwortete er. Sie blickte ihn ſcharf an und floh nun aus ſeinen Armen in ihre Einſamkeit.

Während deſſen hatte man bei dem Geheimenrath einen vornehmen Mann angemeldet. Alles war mit deſſen Empfange beſchäftigt, und der Vater fand kein Bedenken, ſeine beiden Schwiegerſöhne demſelben ſogleich vorzuſtellen. Man blieb beiſammen, es ward ein Frühſtück proponirt, mehrere Hausfreunde erſchienen, und die Sache erhielt durch alles dieß, zur größten Freude unſers Ferdinands, ſchnell ihre volle Publizität.

Ferdinand hatte unglücklicher Weise auf das Aengstliche in Carolinens beiden Fragen, Marien und die Schwester betreffend, nicht gemerkt, ja diese Fragen selbst kaum beachtet. Sonst würde ihm in dem Blicke, welchen die scharfsichtige Caroline ihm bei seiner letzten Antwort, „Viel weniger!“ gab, sicherlich ihr ganzer geheimer Verdacht gegen ihn und Marien offenbar geworden seyn. Aber, so wie die Geliebte seine Eltern nannte, traten die Bilder dieser Theuren in so wonnevoller Gestalt vor seine Seele hin, daß er einzig im Gefühl ihres und seines nun gewißlich errungnen Glücks sich ganz verlor, und jetzt nur mit doppelter Liebe die erworbne Braut und Tochter fester an sein Herz drückte, aber keinen andern Gedanken außer diesem fassen konnte.

Und des Nachmittags, als nun Alles auf dem Triftchen versammelt war, und die Eltern ihn umfingen und seine Caroline segneten, und die betende Mutter selbst ihre Hand in die seinige legte, und Caroline so lieb, so gut war, und selig dankend vor das ehrenwerthe Paar hinkniete und ihnen dann so „unterthan“ war — da verachtete und vergaß er sogar seinen ganzen Plan, den er durch Strellmann hatte ausführen wollen.

Aber Caroline zog einmal Marien beiseite, stellte das Mädchen vor sich hin und sagte in der größten Spannung: „Marie, wir müssen uns nun näher kommen! —

Sieh, ich will dir recht herzlich gut ſeyn! Aber ſage mir, beſtes Mädchen — liebſt du etwa?"

Marie erblaßte, ward in demſelben Augenblicke wieder glühendroth, und vermochte vor großer Bewegung nicht zu antworten.

„Liebſt du wohl Ferdinanden, Marie?" fuhr Jene fort, und heftete einen großen, leidenſchaftlichen Blick auf ſie, vor dem das arme Mädchen erſchrack.

„Nein, liebe Caroline!" ſtammelte ſie ſchnell und leiſe; aber ſie fing aus wirklicher Furcht vor der lebhaften Caroline zu zittern an, und dieſe fiel ihr jetzt um den Hals, ſuchte ſie durch andere Reden zu erheitern und mit zärtlichen Liebkoſungen zu beruhigen. Sie vermochte von jeher viel über Marien.

Die ſtille Rührung der heutigen Verſammlung ging nach und nach in frohen Jubel über. Die Jugend ergötzte ſich im Freien, die Alten ſprachen über die Zukunft. Zuletzt kam die Rede auf wirkliche Beſtimmung eines Tages für die Doppelhochzeit. Da man in den Ausſtattungen beider Bräute, welche längſt in Ordnung waren, keine Urſachen zu einiger Verzögerung fand, ſo drangen alle Männer auf möglichſte Beſchleunigung dieſer Hochzeit, und wirklich ſetzte man den Tag dazu ſchon auf heute über vier Wochen feſt, wo auch auf Richards Wiederkunft ſicher zu rechnen war.

Nunmehr eilte unser Freund, sich in seiner herrlichen Wohnung ordentlich einzurichten, wobei die Gnade seines Königs ihm überall große Erleichterung finden ließ. Er stellte die Expedition für seine weitläuftigen Geschäfte gleich Anfangs nach einem weitübersehenen Plane her, und führte diesen mit solcher Genauigkeit und Sorgfalt aus, daß ihm und seinen Obern in der Folgezeit die Uebersicht des Ganzen eben so leicht, als die schnelle Auffindung des Einzelnen werden mußte, und daß nur Alles auf einmal in Stockung, aber kein Theil des Ganzen in allmählige Unordnung oder Vergessenheit gerathen konnte. Das Ministerium bezeugte ihm besondere Zufriedenheit über seine Einrichtung und ertheilte dieser die gesetzliche Sanction, und der edle König gab Ferdinanden mündlich sein Vergnügen darüber zu erkennen, und versprach ihm bald einmal die Verrichtung zu dem Geschäft an Ort und Stelle selbst einzusehen. Hierauf nahm Miller auch seine Gehülfen zu sich, da durchs Einlaufen der ersten Berichte von den Unterbehörden das Werk bereits in vollen Gang gekommen war, und von nun an beständige Aufmerksamkeit und Leitung, also volle Arbeit, erforderte.

Um so war denn nun alle Kraft und Freude seines reichen Lebens zwischen Vaterland und König, Braut und Häuslichkeit, Eltern und Familienpflicht, auf das herrlichste vertheilt, und unser Mensch fing an, in der

anmuthigſten Fülle der Menſchheit zu leben und ſich zu freuen.

Seine Geliebte ſah er oft, aber nur in ſo kurzen Momenten, als ihm der ſchwere Anfang ſeines Geſchäftes zur Erholung verſtattete. Sie ward immer heiterer; und da ihre Mutter, ja Alles, was zu ihrer Umgebung gehörte, ſie jetzt, wenigſtens im Aeußern, mit zuvorkommender Liebe behandelte, ſo ſchien jedes Bittere, was man bisher noch an dem Mädchen gefunden hatte, ſich vollends aus ihrem Charakter zu verlieren, und Ferdinand glaubte ſie täglich liebenswürdiger wieder zu ſehen. Die meiſten Menſchen, und ſelbſt die vier Eltern, fingen jetzt auch an, ihn für einen klugen Freier zu halten und ihm viel Glück zu weiſſagen. Nur ein gewiſſes ſtilles Nachdenken, aus dem noch zuweilen die alte Verſchloſſenheit in ſich ſelbſt hervorblickte, ward ihm einigemal an Carolinen wieder merklich; er hoffte aber, dieß letzte Uebel werde ſich gleich in den erſten Tagen ihrer wirklichen Vereinigung von ſelbſt vollends verlieren.

Sophie gab ſich noch oft, Carolinen gegenüber, insgeheim das Anſehen, als ſeufze ſie für Ferdinanden; und die Mutter, — welche hierinn, ungeachtet des guten Zutrauens der getäuſchten Caroline, dennoch ſchon längſt ihre Vertraute war, — ſeufzte mit ihr. Zwar hatte ſie ihn nie geliebt, war alſo einſt ſchnell genug von ihrer damaligen Einbildung durch die Schweſter geheilt wor-

den, und liebte auch wirklich Reinholden, so wie sie — konnte, und so wie er sie wieder liebte; weßhalb ihre Liebe dem Glücke zweier kleinen gleichgesinnten Kaufleute glich, die, der Firma wegen, und um ein wenig sicherer zu leben, eine Compagnie suchen, und, weil gerade Keiner bessere Anklänge zu finden vermag, ihren kleinen Kram mit vielen Umständen und Feierlichkeiten zusammentragen. Allein Sophie fand nun einmal eine Art von Behagen daran, sich selbst für jene Mitleidswerthe zu halten, der die böse Schwester ein Herz geraubt hatte! Ein solches Betragen diente freilich nicht dazu, ihr die wahrheitliebende Caroline näher zu bringen, und einst sagte ihr diese: „Du gehörst zu den vielen Leuten, bei welchen, auch mitten im erfreulichsten Wohlbefinden, immer etwas geseufzt und gelitten seyn muß, — das heißt zu den Unwahren. Oder, setzte sie scherzend hinzu, willst du etwa gar, daß ein Dritter unsern Fall beurtheile! Reinhold! oder Ferdinand selbst!"

So hart dieser letztere Vorschlag war, wenn sie ihn im Ernste gethan hätte, so gute Wirkung machte er doch auf Sophien, deren vollkommene Heiterkeit nun mit einemmale zurückzukehren schien. Von jetzt an war sie lauter Scherz und Lachen, und dabei öffentlich und zum Sterben in ihren Reinhold verliebt. Caroline schämte sich zwar anfänglich ein wenig in ihrer Schwester

Seele, fand aber bald, daß jener luſtige Antrag die Schweſter zufälliger Weiſe wohl einmal zu ernſtlichem Nachdenken über ihr Betragen bewegt haben müſſe. Denn Sophie ward von Stund an wirklich in ihrem ganzen Weſen viel froher, wahrer und leidlicher, ja ſie ſchien ſogar mit geheimer Dankbarkeit ihre Schweſter für jene Zurechtweiſung ein Bißchen zu lieben, und Etwas von ihren reinen Abſichten dabei zu begreifen.

Zwei Tage vor der Hochzeit kam endlich auch Richard zurück. Er hatte gute Geſchäfte gemacht, und freute ſich im erſten Augenblicke mit den lauteſten Ausbrüchen über das, was ſich während dieſer Zeit in ſeiner Familie ereignet hatte. Nachdem er aber mit der Mutter allein geſprochen, ſah man ihn öfters die Achſeln zucken; ſeine Freude mäßigte ſich, und mußte einer übeln Laune weichen; auch ſchien er ſeine ehemaligen Heirathsgedanken ganz vergeſſen zu haben, ſo freundlich auch manches artige Geſicht der Reſidenz ihn daran erinnern zu wollen ſchien: kurz, er kam, wie man ſehr bald merkte, nicht ſo glücklich zurück, wie er gegangen war. Selbſt Ferdinand, der ſonſt alles über ihn vermochte, fand ihn erkaltet wieder, und konnte ihm keine Rede über die Urſachen ſeiner Verdrießlichkeit abgewinnen.

Man wollte den Abend nach Richards Zurückkunft in voller Familie auf dem Triſthofe, und den letzten vor der Hochzeit in der Stadt zubringen. Richard äußerte

hierüber laut sein Mißbehagen, da eine ungeheure Geschäftslast auf ihn wartete. Doch, sobald er nun wirklich auf dem Triftlhofe war, erwachte auf einmal seine alte Fröhlichkeit, und willig stimmte sein gutes Herz in die allgemeine Freude mit ein.

Der letzte Abend im Kronfeld'schen Hause war der heiterste. Die Bräute schienen sich noch einmal recht auseinander zu wollen; die Alten lachten viel, und selbst die stille Marie, — welche noch immer so trübselig wie vorher fortlebte und täglich den geliebten Finkenhauk heimsuchte, — kam hier in eine Art von Lustigkeit, die Jedermann entzückte. Der alte Miller war sehr bewegt darüber, und stellte einmal die Fröhlichkeit liebkosend zwischen seine Knie. „Werde auch du endlich wieder, sagte er sanft, was du sonst warst; — sieh, dann sind wir alle glücklich!" Jedermann schien sie heute doppelt zu lieben, und Ferdinand ging oft Arm in Arm mit der geliebten Schwester durch den Saal.

Man trennte sich spät, und bei'm heutigen Abschiede wallte die Brust von manchem geheimen Seufzer empor, welcher der bald dahinscheidenden Jugend galt.

Und so brach dann endlich der schöne Morgen des hochzeitlichen Doppelfestes im reinsten Himmelslichte an, worüber das Miller'sche Hausgesinde, als über eine gute

Vorbedeutung, sogleich seiner Herrschaft nach alter Sitte die treugemeinten Glückwünsche abstattete, und sich nun desto gemüthlicher bei'm prächtigen Frühstück und im Sonntagsgewande der Aussicht auf einen Tag des allgemeinen Wohllebens überließ, das der gütige Himmel heute über den „Herrn Pachter," und dieser wieder über jeden seiner Diener bis zum Truthühner- und Gänsejungen herab reichlich ausgoß.

Die wirthliche Frau Beate hatte es sich nicht nehmen lassen, die Hochzeit in ihrem Hause „selbst auszurichten," weil sie ihren Leuten, unter welchen sie doch stets am ruhigsten, und selbst am vergnügtesten lebte, die Freude des Tages nicht verderben wollte, und weil sie auf dem Trifthofe solcher großen Eß- und Trinkanstalten schon gewohnt, und bei Einrichtung derselben mächtiger war, als die Geheimeräthin in der Stadt.

Bis die Gesellschaft ganz zusammen kam, ereigneten sich noch mehrere günstige Vorzeichen zum Glück und Wohlstande der neuen Ehe, von welchen allen die gutherzigen Landleute den Sohn ihres braven Herrn zum Helden machten, und worüber Ferdinand, und noch mehr seine Braut, die dergleichen Dinge nie gehört hatte, sich mitunter, und zuweilen mitten im Lächeln, tief gerührt fühlten.

So berichteten sie noch während des Frühstücks, das frische Hochzeitbrod schneide sich wunderschön und glatt,

woraus man reiche Kornjahre weissagte; denn wenn sich das Brod an die Messer hängt, so bedeutet dieß bekanntlich theure Zeit. Früh Morgens war eine schneeweiße fremde Taube dem Trifthofer Schwarme zugeflogen, — das zeigte den Einzug einer tugendsamen Hausfrau an. Die Hähne hatten den Aufgang der Sonne beschrieen, — das bedeutete eine fruchtbare Ehe. Ein Knecht war nach den Gränzsteinen gelaufen, und fand sie wie überströmt mit Morgenthau, — das verhieß Segen, so wie einzelne Thauperlen daran nichts als Jammer würden verkündigt haben. Aus allen Ställen brachte man vierblättrigen Klee, den das Vieh bei der Morgenfütterung gefunden, ausgestoßen und in den Krippen zurückgelassen hatte, — das deutete auf Fülle und Ueberfluß, und jede Braut mußte ein Kränzchen davon unter dem Brautkranze befestigen, u. s. w.

Reinhold wollte hierbei etwas von „Possen und Aberglauben" murmeln; aber Ferdinand verwieß ihn zur Ruhe. „Du liebes, gutherziges Volk von Kindern! rief er aus: Du glaubst noch an deinen Gott; du siehest die Schrift Seines allmächtigen Fingers und Seine weissagende Leitung noch überall im Wurm und Halme, und siehest Ihn über das Schicksal jedes einzelnen Menschen walten; und nur darum, weil du glaubst, schauest du auch selig Seine Zeichen und Wunder! Wahrlich, ich trüge kein fühlend Herz im Busen, und wäre jenes oh-

nehin nur wenig helleren Zwielichtes, womit Aufklärung und Bildung mich umgaben, ganz unwürdig, wenn ich dein gläubig frohes Fortwanken in deiner frühern Morgendämmerung, neben mir, verspotten könnte!"

Die Trauung geschah in einem Saale des Schlosses, gerade um die Mittagszeit. Sie sollte eine Stunde früher geschehen; allein die Zehendschnitter verzögerten sie bis dahin durch einen feierlichen Aufzug, den man nicht stören wollte. Der älteste Mann gestand aber zuletzt Beaten heimlich, sie hätten diese Verzögerung absichtlich verursacht, damit die Trauung doch gewiß zwischen Zwölf und Eins geschehe, und der Glockenschall in die Traurede falle, wie man denn dieß überall „gern habe." Und wirklich bewegte sich unter den Zuschauern gar manche Lippe in freudiger Wehmuth, als gerade bei'm Anheben der Trauungsformel das Mittagsgeläute aus der nahen Stadt heraufklönte.

Als Ferdinand sein Ja aussprach, blickte Caroline, schön, wie ein Engel, zu ihm hinüber, ihre Augen füllten sich, und sie rief dann das ihrige mit einem aufblühenden Lächeln und einer Weihe zum Himmel auf, wovon alle Anwesenden sich zu Thränen gestimmt fühlten, da diese Erscheinung für die Meisten eine frohe Ueberraschung war.

Im Trauungssaale und während des häuslichen Festes ließ Caroline ihre Schwester überall die Erste

ſeyn. Sie war auch ſo innig gerührt und froh über das Ganze; ihr Blick lauſchte ſo ſorgſam auf jede Möglichkeit zur Unterſtützung der Mutter; ſie wußte mit ſo anmuthiger Leichtigkeit ihre Stelle als Braut aufzugeben, und erwarb ſich dagegen ſchon jetzt als thätige Tochter des Hauſes ſo große Bewunderung, daß Beate ſie mit Augen voll Liebe betrachtete, und der frohe Vater ſein neues Kind oft an das Herz drückte.

Es war bereits gegen Abend, und eben ſtand das zweite Brautpaar, ſo wie die übrige Geſellſchaft, im Begriffe, ſich wieder nach der Stadt zurück zu begeben, als Marie, die heute beſonders liebevoll um Ferdinanden beſchäftigt war, im Vorübergehen bei dieſem ſtehen blieb, einen ſeelenvollen Blick auf ihn richtete, ſeine Hand flüchtig faßte und die leiſen Worte ſagte: „Morgen Abends, beſter Ferdinand, im Finkenhauk!“

„Guter Engel!“ flüſterte er, nach einer freundlichen Bejahung, und blickte ihr mit ſtiller Liebe nach.

Beide ahneten aber in dem geſellſchaftlichen Gedränge nicht, daß Caroline, mit ihrem Bruder ſprechend, dicht neben ihnen ſtand, und ſie betrachtete. Richard fuhr ſchnell herum, und blickte dann die ſtarrſehende Schweſter neugierig an, als wollte er fragen: Hörteſt du dieß wohl! Aber Caroline floh eilig aus dem Zimmer.

Man vermißte bei'm Abſchiede der Geſellſchaft die Braut des jungen Hausherrn. Da ſie auch nachher nicht wieder erſchien, ging Ferdinand, um die Geliebte aufzuſuchen. Er vermuthete ſie in ihrem Zimmer, welches bereits völlig eingerichtet war, fand aber, daß ſie ſich dort eingeſchloſſen hatte. „Ich wünſche ein wenig zu ruhen!“ rief ſie inwendig leiſe, und man ließ ſie nun anderthalb Stunden lang ungeſtört. Endlich, als der Tag zu ſinken begann, pochte er wieder ſachte, und ſie öffnete ihm die Thüre.

Das Mädchen ſah ſo blaß und verſtört aus, daß unſer Freund erſchrack und ſogleich nach dem Arzte ſchicken wollte. „Ich bin vollkommen wohl, ſagte ſie kalt: ich fühle nur eine Art von Bangigkeit, die ich Herzensangſt nennen möchte, deren Druck mich ſchon einigemal überfallen hat, und die ich allein durch Ruhe und Einſamkeit bezwingen werde.“

„Theure Caroline! — ſollteſt du aber krank werden; — ſieh, die Stadt iſt ſo nahe.“ —

„Lieber Freund, ſprach ſie ſchmerzlich lächelnd, wenn du mich ſo treu liebſt, wie du oft ſagteſt, ſo wirſt du mir jetzt eine Bitte nicht abſchlagen, um deren Erfüllung ich dich bei unſrer Liebe beſchwöre. Erlaube mir, fuhr ſie mit ſichtbarem Beben fort, daß ich dieſe Nacht auf meinem Zimmer ſchlafe; — daß ich — höre mich zu Ende — einige Tage — der Einſamkeit weihe. —

Sey ruhig — es ist schlechterdings zu unserm Glücke nothwendig.“

„Caroline!“ Er wandte sich mit einer heftigen Empfindung zur Seite.

„Ferdinand, zweifle nicht an mir! Gib mich bei den Eltern für krank aus. Ich werde dem Mädchen dasselbe sagen. Ah, wenn die Angst des Herzens eine Krankheit ist, so bin ich herzlich krank! Bedenke, theurer Freund, es ist meine erste Bitte! Sollte ich körperlich krank werden, so laß ich dich augenblicklich rufen. — Nein, guter Ferdinand, gewiß, ich frühstücke morgen mit dir! — ja, dann bleibe ich auch den ganzen Tag um dich, Ferdinand. Es soll nur die erste und allerletzte und einzige Bitte dieser Art seyn! Aber nun kein Wort mehr, — geh jetzt, und denke nicht übel von deiner Braut!“

Sie rang die Hände, es schien sich in ihrem Busen ein heftiger Kampf zu erheben. Ihre zitternde Hand drängte ihn in sein Zimmer; — hinter ihm ward die Thüre verschlossen.

Bald nachher ließ sie ihn durch ihr Mädchen noch um einen Boten ersuchen, den sie an ihren Bruder sandte.

„Warum kommt Caroline so spät zu Tische?“ fragte endlich der Vater aufmerksam, als Ferdinand

trübsinnig hinter seinen Stuhl trat und die Frauen sich ansahen.

„Sie ist nicht wohl.“

„Und warum bist du hier, Ferdinand?“

„Gott weiß es! Sie will allein in ihrem Zimmer bleiben.“ Er erzählte, was er wußte.

Aber die Mutter blickte schwerseufzend zum Himmel, und Marie schlang ängstlich die Arme um den Bruder. Auch sie hatte zu Carolinen gewollt, und war nicht eingelassen worden.

„Das ist noch nichts; sagte der Alte nach einigem Ueberlegen: Sie liebt die Mutter, und würde nach ihr verlangen, wenn es etwas von Bedeutung wäre.“

„Sie hat mich bitten lassen, unten zu bleiben,“ fiel Beate traurig ein.

„Nun also, fuhr Jener fort: wer kann immer wissen, was ein junges Mädchen vorhat! Aendern muß sich dieß freilich, und bald. Aber ich sage Euch jetzt: Caroline gefällt mir bis diesen Augenblick recht von Herzen wohl. Drum ist mein Vorschlag dieser: Stört sie nicht, sondern laßt sie mit sich einig werden.“

Er redete dem Sohne freundlich zu, und selbst die Mutter suchte diesen zu beruhigen. Man versammelte die übrige Tischgesellschaft und aß in ziemlich guter Laune. Eine trübe Stunde hatte unser armer Freund noch auf seinem öden Zimmer zu bestehen, doch, sie

ging vorüber. Aus dem geliebten Nebenzimmer war kein Laut mehr zu vernehmen. Er fand zuletzt, als er seine ganze Denkkraft vergebens erschöpft hatte, noch den allervernünftigsten Sinn in der vorhinigen Meinung seines Vaters. „Es wird, — rief er im Gefühl der innern Ehre und eines reinen Gewissens aus, ja, es wird und muß sich bald ändern!“

Aber als der Tag anbrach, fuhr er aus einem irren Schlummer empor; — und da traten auf einmal alle die schrecklichen Unglücksgestalten um sein Lager her, welche die Phantasie dem Menschen unter'm Bilde eines freudenlosen Lebens erscheinen läßt; und jetzt fiel die Erinnerung an jene kalte Wirklichkeit, zu welcher er wieder erwacht war, mit solcher Schwere auf sein Herz, daß er angstvoll die sonst so süße Ruhestelle fliehen mußte.

Kaum war er angekleidet und in seinem Zimmer, als man schon das Frühstück für ihn und Carolinen brachte, welches diese selbst besorgt hatte. Sie trat zu ihm ein, wie eben die Sonne herrlich heraufstieg, und grüßte ihn freundlich, aber mit der gestrigen erzwungnen Kälte. Seine Bewillkommung war nicht kalt, aber ziemlich ernst; — und ihre niedergeschlagenen Augen und das demüthige Harren auf seine Worte bewiesen genugsam, daß ihr unruhiges Gewissen keinen freundlichen Empfang erwartet hatte. Als er nach ihrem heutigen Befinden fragte, antwortete sie schnell und mit sichtbarer Freude:

„Ich habe mehr als fünf Stunden recht ſanft geſchlummert, und mir iſt viel beſſer. Nach unſerm Frühſtück erlaubſt du mir wohl einen Gang ins Weite; denn ich ſehe, daß du Arbeit vor dir haſt, und der Morgen iſt ſo ſchön für einen langen Spaziergang. Sieh, lieber Freund, ich hoffe nun ganz gewiß, bis dieſen Abend geht alles vorüber!" Sie ſeufzte aus tiefem Herzen.

„Aber dieſe Verſchloſſenheit, — beſte Caroline!" —

„Iſt die allerletzte, die du an mir bemerken wirſt!" fiel ſie wieder ſchnell ein, legte ihre Hand dabei feierlich an's Herz, und reichte ſie ihm dann zur Bekräftigung.

Sie fing jetzt von Haushaltungs-Gegenſtänden an zu reden. Aber er konnte ihr, — ſie konnte ihm gegenüber nicht mehr ruhig ſeyn. Bei jedem Worte, das er ſprach, veränderte ſie die Farbe. Ungeachtet der nächtlichen Ruhe war ſie merklich erhitzt; ihr Auge flammte in einer matten Gluth, und das ganze ſchöne Weſen ſchien von Liebe oder einer andern Leidenſchaft gewaltſam bewegt.

Der Arme! In Lieb und Sehnſucht aufgelöſt, ſaß er der göttlichen Frauengeſtalt gegenüber, deren eigne Sehnſucht ſich in jedem Blicke zu malen ſchien! Immer wollte er in ihre Arme fliegen; — immer ſchienen dieſe ſelbſt verlangend ſich für ihn zu öffnen, und der kleine ſüßgeröthete Mund ſchmachtete, reizender als je, ſeinem Kuſſe entgegen: — und immer trieb wieder ein Blick

des Erſchreckens, und eine von neuem ſichtbar werdende Angſt des bebenden Mädchens, ihn zurück.

„Nein, Caroline, rief er endlich im Tone der Leidenſchaft ihr zu: ich halte lieber den Tod aus, als noch länger dieß!"

„Und ich, mein geliebter Ferdinand? fragte ſie wehmüthig, auf ihr Herz zeigend: Aber du gabſt mir ja dein Wort! Halte nur überall dein gegebnes Wort, Ferdinand!" Sie war unvermögend, ihm gegenüber noch länger in dieſem Schmerze zu leben, und hatte ſich jetzt ſchon ängſtlich bis zur Thüre geflüchtet, um den Eltern ihre Morgengrüße zu bringen.

Lange ſaß er ſtarr da, ohne einen andern beſtimmten Gedanken zu faſſen, als den alten und ewigen: daß er ohne die Liebe dieſes theuern Geſchöpfes unausſprechlich elend ſeyn werde.

Mit wankenden Schritten ging er endlich in den Arbeitsſaal. Aber dort ſteigerte ſich erſt ſein Schmerz zu einer Höhe, die bisher dem Glücklichen noch unbekannt geblieben war. Er verſuchte zu arbeiten, — und — konnte es nicht. Sein guter König wollte in einigen Tagen kommen, um die Einrichtung des neuen Dieners zu unterſuchen; der Edle, welcher ihn ſo huldvoll hatte beglücken wollen, und nun vielleicht — elend wieder fand!

Carolinens Eltern und Schweſter ſollten heute Abends wiederkehren, um einige Tage und Nächte ſich in dieſer wunderſchönen Natur zu freuen, — ach, um Zeugen ſeines Jammers zu ſeyn!

Im dumpfen Nachſinnen verloren, durchzog er faſt alle Gemächer des Schloſſes, und gerieth endlich in einen ganz unbewohnten Theil deſſelben. Dort ſtemmte er ſich in den Mauerwinkel eines offnen Fenſters, ſchaute zu den fernen Gebirgen hin, das Haupt an die kältende Steinwand zurückgelehnt; — ſein Sinn ward düſter, und bittre Tropfen rannen über die Wangen des guten Jünglings nieder.

Plötzlich glaubte er Carolinens Stimme unter ſeinem Fenſter zu vernehmen. Er ſchaute hinab, und fuhr, von einer Ahnung erſchüttert, ſchnell zurück. Denn unten ſtand im Dickig eines Hollundergebüſches ſein theures Mädchen, und zu ihr trat ſo eben — Grollmann.

„Hier iſt das Plätzchen, hörte jetzt der vorſichtig Hinabſpähende Carolinens Silberſtimme tönen: hieher, lieber Grollmann, unter dieſe Gebüſche kommen Sie den nächſten Dienſtag. Doch ich hoffe, daß ich Sie dann auf mein Zimmer rufen, oder künftig es Ihnen jederzeit in die Stadt ſenden kann. Uebrigens bleibt es bei unſrer Verabredung.“

„Wohlthätiger Schutzgeiſt meines Lebens! ſchluchzte der dankbare Menſch: Ich habe erſt vor kurzem erfah-

ren, daß Sie nicht so reich sind, als ich anfangs glaubte. Nein, ich kann nicht mehr von Ihnen annehmen, als das, welches Ihre Güte seither mir wöchentlich bis zu meiner Erlösung bestimmte, und das für mich und meine Familie hinreicht. Aber Ihre Geldstücke nehmen Sie zurück; denn es überfällt mich bei Betrachtung derselben ein gewisser Schmerz."

„Sie sollen meine Vermählung feiern, guter Mann. O behalten Sie! Mein Bräutigam hat mich reichlich beschenkt. Grollmann, Sie sollen nicht für mich sorgen, — ich werde reich seyn, — ja Sie müssen den gestrigen Tag feiern! Ach, Grollmann, Sie sind die redlichste Menschenseele, die ich bis jetzt außer meinem Ferdinand kannte. Sie sollen, — ewiger Gott, verzeihe mir, daß ich deine Gunst bestechen will! — Sie sollen für mich beten. Lassen Sie Ihre schönen Kinder für Ihre Freundin beten; — denn mir naht eine bange Stunde, damit ich nicht verzweifle! Das Gebet der unschuldigen Kinder dringt ja zu Gott! — Aber glauben Sie nur fest, Grollmann, — ich werde glücklich seyn!"

Sie flog jetzt nach der Allee hinaus, die ins Feld führte. Grollmann sank auf seine Knie und rief gläubig zum Himmel auf: „Nein, es ist unmöglich, daß ein solches Herz je dem Kummer zur Beute gegeben werde! Und du, Gott, an den ich glaube, — ach, wenn deine Weisheit für den Menschen schon hier auf

dieſer Erde ein vollkommnes Glück beſtimmt hat, — o ſo gieße es gnädig über dieſen ſchönen Engel in Menſchenhülle aus!“

Wie ſchmerzlich wohl war unſerm Freunde geworden! In ſein Gemüth zog ſüße Stille ein. Denn der erſte Augenblick ſeiner himmliſchen Flitterwochen war nun gekommen und umgoß ſchon ſein ganzes Weſen mit ſo reinem jugendlichen Glanze, wie die magiſche Weihnachtsbeleuchtung ein frommes Kinderleben erhellet. Drum ſchwiegen ſeine Sinne nun, — ſtilllauſchend auf die Töne aus einer heiligern Region.

„Und dieſer Engel iſt mein! und iſt unglücklich, — oder doch bedrohet?“ Er wollte fort, — hin zu ihr. Aber da fiel ihm ſeines Vaters Befehl wieder ein: „Laßt ſie mit ſich einig werden!“

„Was dich drückt, du Engel, rief er wieder in zärtlichem Schmerz aus: das will und muß ich bald erfahren. Ach, ſey es auch das Thränenwertheſte; ſey es ein ſchweres, bitteres Unglück: treu, meine Caroline, treu und freudig will ich es mit dir tragen! — mit dir, du gute Seele!“

Seine Eltern begegneten ihm auf dem Rückwege nach ſeinem Zimmer. Sie hatten den Sohn geſucht, und kamen, um ihn zu tröſten.

„Vertraue du Gott, lieber Sohn! sagte der Vater, denn du hast ein liebenswürdiges Weib gefunden. Caroline ist deiner werth, und du wirst gesegnet seyn mit ihr.“

„Ja, Ferdinand! fiel die innig gerührte Mutter ihm bei: Wer die Eltern des guten Sohnes so zärtlich ehrt und liebt, wie Caroline uns, ja die wird auch noch die Freude des Mannes seyn!“

„Sieh, fuhr der Vater bewegter fort, wenn du wüßtest, welche glückliche Minuten sie uns heute gegeben, — wie herzlich sie uns und dich liebt. Aber es drückt irgend ein Kummer ihr Herz.“

„O daß ich ihn erst wüßte, um wenigstens seine Last mitzutragen!“ seufzte Ferdinand und umschlang seine Eltern. Von jetzt an sann er noch viel eifriger nach, als vorher, und die seltsamsten Vorstellungen quälten seine mitleidige Seele.

Man aß recht heiter auf Ferdinands Zimmer. Als die Eltern sich wieder entfernt hatten und er nun abermals allein ihr gegenüberstand, und ihm sein Herz vor Sehnsucht nach Theilnahme an ihrem Kummer entbrannte, — da ging sie von ihm und brachte aus ihrem Zimmer ihr Rechnungsjournal. „Lieber Mann, sagte sie freundlich: Du bekommst mich gegenwärtig an baarem Gelde ganz blutarm.“

„Ich will dich reich machen, meine Caroline!“ rief er mit dem Glanzblick einer wahren Seelenfreude.

Sie betrachtete ſeine Augen liebevoll und ſagte lächelnd: „Ich habe niemals Geld geſammlet, wie einmal meine Mutter von mir argwöhnte.“

Er ſah nach dem heute gemachten Abſchluſſe des Buchs, und fand, daß nur wenige Thaler noch in ihrer Caſſe waren. Während deſſen fuhr ſie mit der vorigen ſchönen Offenheit fort: „Die Vorlegung dieſes Buchs glaubte ich dir nun ſchuldig zu ſeyn. Und für die Zukunft ſteht dir die Einſicht deſſelben jeden Augenblick zu Befehl; du kannſt mich vielleicht in Anſehung meiner Geldwirthſchaft hie und da noch beſſern. Indeſſen, (ſie erröthete ein wenig,) wirſt du darinn einige ſtändige Ausgaben finden, die ich dir zwar nicht verſchweige, — worin ich aber auch in Zukunft nicht eingeſchränkt zu ſeyn wünſche, da mir dein guter Vater heute mit ſo vieler Freundlichkeit ſagte, daß wir wohlhabend ſeyn werden.“

Der Freund wollte ihr in die Arme fliegen, — da begegnete ihm wieder ein Blick der Angſt, — und ſeines Vaters Befehl fiel ihm ein und hielt ihn noch einmal in den alten Schranken zurück.

„Nimm dein Buch wieder, ſüßes, liebes Weib; denn ich ehre, — ja tief ehre ich deine Geheimniſſe,“ ſagte er und holte ihr ein Paar Geldrollen.

„Ich danke dir, ſprach ſie ruhig, und wollte die Rollen zu ſich nehmen: Aber hebe mir dieſes Geld lieber

noch bis morgen auf. Morgen will ich meine Rechnung ganz von neuem anfangen.“

„Caroline!“ rief der Innigbewegte, als ſie wieder gehen wollte.

„O wahrlich, es wird mir noch heute wohl, — das fühle ich feſt. Ich will wieder ins Freie.“ Sie küßte ihn, und mußte ſich dießmal große Gewalt anthun, um von ihm zu ſcheiden. „Adieu, mein Ferdinand! Ja, wir ſehen uns froh wieder!“

Die Rechnung war offen liegen geblieben. Mechaniſch ſetzte er ſich vor das Buch hin, nahm es, lange erwägend, in die Hand, und ſah endlich hinein. Neben den Geldauswürfen fand er überall Rechtfertigungsgründe, biographiſche Notizen, Wirthſchaftsgedanken, Lebensregeln, Herzensergießungen und die trefflichſten Caſualbemerkungen eingeſtreut. Das Ganze ſprach ihn durch einen ſchönen hiſtoriſchen Charakter an.

Welche Ordnung, welche wohlgefällige Klugheit überall! Wie ſparſam war ſie in Rückſicht ihrer Vergnügungen geweſen, und wie manchen Elenden hatte ſie dafür erquickt! In welcher praktiſchen Bedeutſamkeit erſchien ihm jetzt jene tadelnde Rede, welche er ſie einſt gegen Sophien hatte äußern hören. „Wer Gutes thun will, ſprach ſie damals ärgerlich, der thue es doch entweder öffentlich; oder — wenn er ſein Gemüth wirklich zu zart für das öffentliche Lob fühlt, ſo thue er es dann auch ſo wahr-

haft geheim, daß die Welt davon nichts erfahre und nichts zu reden vermöge!“ Dieß Buch ſchloß dem Geliebten ihren ganzen Charakter auf, inſoweit er denſelben bis jetzt noch nicht gekannt hatte, und von manchem Räthſel, das ihm ehemals Sorgen gemacht, lag nun auf einmal die erfreulichſte Löſung vor ihm da. Stets treu und wahr gegen ſich ſelbſt, — ewig wachſam und ſcharf gegen ihre Schwachheiten, hatte ſie hier ſich, und ſeit heute nun auch ihrem beſten Freunde, nichts verſchweigen, und im Grunde mehr ihrem Gewiſſen als dem Gedächtniſſe Rechnung ablegen wollen.

Allmählig verlor er ſich ganz in dieſen neuen Anſichten und Bildern ihres Charakters, und gerieth in ſo ſüße Träume, daß er das Herannahen des Abends nicht bemerkte.

Da fiel ihm plötzlich ihr langes Außenbleiben, und mit dieſem eine heiße Sehnſucht nach der Geliebten aufs Herz, welcher er nun nicht länger widerſtehen konnte, und hätte es auch ſein Leben gekoſtet. Es trieb ihn fort, zu allen ſchönen Plätzen der Flur; aber in der Nähe war ſie nirgends zu finden. Aengſtlich lief er zuletzt nach dem Finkenhauk, da man ihm ſagte, daß auch Marie abweſend ſey.

Doch wir müſſen endlich die geheimnißvollen Wege Mariens wieder aufſuchen, die wir bisher ganz unbeachtet ließen.

Marie war ſeit etlichen Tagen durch den hochzeitlichen Aufruhr abgehalten worden, ihren ſtillen Lieblingsort zu beſuchen. Heute aber ließ ſich das Mädchen durch nichts in ihrem Vorſatze ſtören, und gegen Abend trat ſie mit ſüßem Schauer in jene lieblichen Schatten ein.

Seufzend aus leiſeklagendem Herzen, ließ ſie ſich auf der werthen ſteinernen Bank nieder, denn ach, ſchon lange, lange hatte ihr Ohr die Töne jener wunderbaren Stimme nicht mehr vernommen, für die noch immer ihre Liebe im Herzen ſo unauslöſchlich und heilig fortloderte! Doch, der heutige Abend ſtrahlte in ſo reiner Schönheit um ſie her, die Sänger des Haines umtönten ſie mit ſo fröhlichen Melodieen, und die Gewürzlüfte, die ihr Buſen ſog, waren ſo köſtlich, daß die Trauernde unvermerkt ſich erheitert fühlte.

Sie ſammlete ihr volles Gemüth zu einem herzlichen Gebete für das Eheglück des theuern Bruders Ferdinand, das ihr und gar manchem ſeiner Freunde immer noch ſo zweifelhaft ſchien! Sie liebte ja den Bruder von Kindheit auf mit der reinſten und wärmſten Zärtlichkeit, und Keiner ihrer Lieben und keine menſchliche Seele kannte ja bis jetzt einen Gegenſtand auf Erden, der ihrem Herzen noch theurer ſeyn könnte, als Ferdinand! Auch

heute blieb ſie dieſen Gefühlen treu, und es kam bald in ihr frommes Gebet eine heiße Innigkeit und mächtige Weihe, deren Töne in lautem Rufe zu Gott emporſtiegen.

Wohl ihr! die fromme Seele fühlte zuletzt jene wohlthätige Ueberzeugung in ſich erwachen, daß die neuvermählte Freundin, für deren Heil ſie ſo rein und kindlich gebetet hatte, ihres ſchönen Looſes würdig und den Bruder hoch zu beglücken fähig ſey. Ja, es zog in die Bruſt der Beterin eine ganz neue, untrügliche Liebe für die willkommne Schweſter ein, und mit dieſer ein gewiſſer Reichthum eigner Freudigkeit, der ihr ſchon längſt nicht mehr zu Theil geworden war.

Selig ſaß das Mädchen noch lange da, umſpielt von den Nachklängen ihrer heiligen Gedanken.

„O warum biſt du von mir geſchieden, — rief ſie dann in die Abendlüfte hinaus: du holdes Weſen, das ich meinen Schutzgeiſt nannte! Bin ich deiner nicht mehr werth? Ach, wo rauſchen ſie jetzt auf Erden, deine ſüßen Bienenlieder?“

In dieſem Augenblick hörte ſie wieder die alten anmuthigen Melodieen tönen, und ihre Seele zerfloß in wehmüthiger Wonne.

„Wirſt du mir bald erſcheinen, ſüßes Weſen? Wahrlich, du biſt der Geiſt und die Kraft meines beſſern, heiligern Lebens; denn mein Herz iſt arm ohne dich, und ich werde vergehen in dieſer ſchmachtenden Liebe zu dir!“

„Ich darf nicht erscheinen, rief es sanft, denn du verhehlest mir noch den irdischen Kummer, der deine Seele drückt.“

Sie fiel auf ihre Kniee und blickte flehend zum Himmel. „Ach, diesen Kummer kennt keine Menschenseele! Nur du, Gott, allein, kennst ihn!“

„Es ist die Liebe, tönte es feierlich; aber, nenne mir deine Liebe.“

Thränen entstürzten ihrem brechenden Auge, sie verhüllte das glühende Gesicht und rief es zu den Waldgipfeln empor: „Richard!“

„O meine geliebte, süße, einzige Marie! Dein Richard ist dir nahe; — er ist da und fliegt in deine Arme. Dein Richard eilt, dich als seine Braut zu umfangen!“ So rief jetzt die Stimme des Geliebten! Der alte Eichbaum öffnete sich, — Richard sprang mit seiner Guitarre heraus, — hob die Halbohnmächtige in seine Arme, und sein Mund hauchte dem ihrigen ein neues, seliges Leben ein.

„Verzeih, verzeihe mir, du gutes, treues Kind! Verzeih meiner arglistigen Liebe, die hier so lange ihr süßes Spiel mit dir trieb! Seit meiner Zurückkunft von der Akademie stand ich in dem unseligen Wahne, du liebtest Ferdinanden, und die Weigerung seiner Eltern sey dein geheimer Kummer. Kannst du mir vergeben,

holdes Geſchöpf? — Aber Marie, Marie! — warum verhehlteſt du dein Herz ſo lange, ſo tief vor mir?“

„Sollte ich denn, flüſterte ſie und verbarg ihr Geſicht, ſollte das blutarme Mädchen, die einſame Waiſe, zum Sohne ſolcher reichen und vornehmen Eltern, — in die ich niemals volles Vertrauen ſetzen konnte, — ihre ſehnenden Augen erheben?“

„Du verkennſt meinen Vater, Marie! Er billigt meine Wahl vollkommen. Er liebt dich ſogar ſchon jetzt.“

Sie ſank ihm freudig an's Herz. Ihr Sehnen war geſtillt, und die Liebenden erklärten ſich nun alles, was Jedem bisher im Betragen des Andern noch dunkel geblieben war.

„O geſegnet ſeyſt du, rief der fröhliche Richard zu der alten Eiche hinüber, und dreimal geſegnet ſey der alte Zimmermann, — ja, ich will jede Woche ſeines Lebens mit einem baaren, patentmäßigen Thaler verſüßen! — durch deſſen Hülfe ich einſt jenen gebrechlichen Würmerkaſten, an dem wir noch als Kinder ſo manchen Frevel ausübten, mit einer Thüre verſah, mit der ſchönſten neuen Rinde wieder ausflickte, und mit den herrlichſten Kucklöchern ausrüſtete, hinter welchen je ein mißtrauiſcher Liebender geſchwitzt hat! Marie, liebe Marie! Ich habe dir das Leben ſauer gemacht, — aber das meinige gehört nun auch ſo ganz, ſo unwiderruflich und ewig dein! Sieh, meine Liebe nahm im Aeußern einen

romantiſchen, im Innern einen juridiſchen Gang; — aber, liebes Mädchen, ſie kam vom Herzen und ſoll ewig im Herzen wohnen.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich in ihrer Nähe ein Gebüſch, aus dem Caroline hervorbrach, — und vom Pfade her flog der unruhige Ferdinand herbei.

„Caroline! rief er froh: Gott ſey Dank, daß ich dich endlich wieder finde!“ Er wollte ſie an's Herz drücken.

„Nein, mein Freund! ſagte ſie, und hielt ihn wehmüthig von ſich ab: Das, was du hier ſuchteſt, mußt du erſt ganz kennen lernen, ehe du es ſo gütig wieder in deine Liebe aufzunehmen wagſt.“

„Schweſter, ſchrie Richard: ich wette drauf, du haſt uns hier belauſcht. Kannſt du es läugnen? — Hier, Ferdinand, umarme meine Braut! Caroline, wir haben ſchwer geſündigt! Sieh nur, dieſer Engel, dieſe reine Marie hat geſtern ihrem geliebten Ferdinand die erſten Minuten ihrer wiedergeſammelten Ruhe nach den bisherigen Tagen der Zerſtreuung zu einem ſtillen Gebete für ihn und dich gelobt! Und wir Unwürdige hörten es, und — argwöhnten hier eine Zuſammenkunft ſträflicher Liebe, — hier, wo ich Worte eines Engels zum Himmel aufwallen hörte! — O wir Sünder!“

„Meine arme, redliche Marie!“ klagte Ferdinand ganz erſtaunt, und wußte nicht wie ihm geſchah, als die verkannte Marie ihm jetzt ſo wehmüthig, und doch

ſo freudig in die Arme fiel, und Richard nun fortfuhr, ihm alle hier geſchehenen Wunder zu deuten.

Aber Caroline ſank vor dem Geliebten und der Schweſter nieder, und umfaßte ihre Kniee, ſie hielt ſich aller Verzeihung unwerth und war untröſtlich.

„Hier noch ein Aktenſtück! ſagte Richard: Denn wir wollen ehrlich ſeyn, arme Schweſter! Hört, lieben Freunde! — Es iſt und bleibt doch immer ein großes Unglück, wenn ein Häuflein von Kindern ſeine wahre Mutter zu frühe verliert! Auch die beſte zweite Mutter iſt doch einmal, — da ſie nur nach einer Auswahl zu lieben vermag, — Stiefmutter! Er zog Carolinens geſtriges Billet hervor und las: „Mein Bruder! Es wäre möglich, — und Gott wende den Fluch dieſer Möglichkeit gnädig ab! — daß ich morgen Abends im Fluge zu dir eilte, um von da ſchnell zu meiner Tante nach Petersburg abzureiſen. Auf dieſen ſchrecklichen Fall bitte ich dich, mir eine hinlängliche Summe und einen Wagen zur Reiſe zu verſchaffen, weil ich ganz ohne Geld bin. Sey, bis ich dich ſehe, verſchwiegen wie das Grab, wenn dir die Ehre deiner Schweſter lieb iſt. Auch unſer guter Vater erfährt kein Wort von dieſen Zeilen! Caroline.“ Seht, Freunde, — und ich, — ich eben ſo verſtockter Sünder, verſtand ſogleich jedes Wort dieſes Billets, und hatte doch nie eine Sylbe mit Carolinen über die Sache geredet! So tief verwildert man unter einer

Stiefmutter. Aber so ist es nun! — Verzeiht uns — wir waren Eurer nicht werth, Ihr holden Geschwister!"

Ferdinand, von dessen Augen es wie Schuppen abfiel, konnte seine Wehmuth nicht verbergen. Diese „Reise nach Petersburg" war ihm ein unerträgliches Bild, bei dem sein angstvolles Herz zum erstenmal deutlich fühlte, wie so gar nichts auf dieser Erde sey, was ihm die Geliebte ersetzen könnte. Er zog sie ängstlichfroh zur schöneren Reise nach dem Trifthofe fort. „Armes, armes Weib! seufzte er: Wie unglücklich, wie elend mußt du gewesen seyn! Bis zu welchem Grade der Angst und des Unglaubens konnte doch einzig die Geistesschwäche und zurückstoßende Kälte einer Mutter das köstlichste Geschöpf bringen, das je ein Liebender auf dieser Erde fand! Wie wichtig erscheint mir jetzt die Regel des guten Doktor Luther in seiner Haustafel: „Ihr Eltern, reizet eure Kinder nicht zum Zorne, daß sie nicht scheu werden!" Und so verzeiht mir, ihr sämmtlichen Stiefmütter in der Welt, wenn ich euch allen in diesem Augenblicke von Herzen zürne!"

„Nur der meinigen nicht mehr, Ferdinand! Sie wußte nicht, was sie that, als sie mich einst von sich stieß. Aber sie wird, — sie soll mich noch lieben. Ach, ich war nicht glücklich!"

„Gutes, duldendes Geschöpf! Aber was wolltest

du nun in deiner Angſt thun, Unglückliche, wenn ich — Gott, wenn ich ſchuldig war?"

„Dir den Scheidebrief ſenden, ſchluchzte ſie: dich bitten, daß du Marien ehligteſt; — denn nur in deinem Glücke ſchimmerte mir noch ein Stern der Tröſtung; — und dann in einer Hütte am kalten Meere des Nordens mein ödes Leben ausweinen."

„Und das alles, Caroline, — dieſen ungeheuern Schmerz haſt du ertragen, während ich kaum die erſten bangen Ahnungen davon empfand!" Er faßte ihre Hand feſter. Aber auch ſie ſchien noch einmal jenen großen Schmerz nachzufühlen, und blickte ihm wehmüthiger ins Auge, und ließ nicht ab, ſeine theure, unter unſäglichen Bedrängniſſen neuerworbne Hand immer feſter an ihr zitterndes Herz zu halten. „O dieſes Herz, rief ſie feierlich aus, es iſt nun ſo rein, Ferdinand! — ſo ganz entſündigt und geheiligt! Es kennt nichts mehr, als Gott und dich! — Aber glaube mir, ich habe ſchon am heutigen Morgen feſt gefühlt, daß alles ſo enden müſſe. Mein Ferdinand, wie ſüß iſt dieſer ſtille Augenblick nach dem Sturme! Wie ſicher will ich an dieſem treuen Herzen ausruhen; — ja, ich verdiene deine Verzeihung. — Ach, Ferdinand, ich habe viel gelitten um dich!" Sie blieb ſtehen mit ihm, und weinte aus voller Seele an ſeiner Bruſt. Es war eine unermeßlichreiche Minute für unſre Liebenden; und da ſchien es

dem Manne, als blühe ſein Weib nun erſt ſchöner auf in ſeinen Armen.

Sie bezeigte das reinſte Verlangen, den Eltern die ganze Sache aufrichtig zu erzählen. Aber alle Uebrigen waren der Meinung, daß die Begebenheit einzig unter den trauten Vieren bleiben müſſe; außer dem, was jeder Kluge bald ſelbſt davon merken werde.

Erſt im Kreiſe der Familie, von Allen geliebt, begriff ſie ganz die volle ſchöne Verzeihung ihres Gatten. Und als nun auch Richard und Marie ſich mit dem Segen des elterlichen Doppelpaares beglückt fühlten, und die glückliche Sophie an Reinholds Seite um ſie her ſcherzte und der Schweſter von nun an eine ewige Freundſchaft zuſchwur, — da ward auch Caroline unter geheimen Seufzern wieder froh.

„Ich finde es ſo herrlich, ſagte ſie mit glänzendem Blicke zu ihrem Bräutigam, daß an dieſem ſchönen Sommerabend eine Geſellſchaft freundlicher Menſchen ſich verſammlet; — und gerade erſt am Abend zuſammenkommt, um unter einem glücklichen Dache mehrere ſchöne ländliche Nächte zu verſchlummern, mehrere fröhliche Tage gemeinſam zu genießen!“ Es war ein göttlich ſchöner Abend.

„Und heute, meine Caroline?“ ſprach Ferdinand, als man aus dem Geſellſchaftszimmer aufbrechen wollte.

Sie verbarg das reine, glühende Antlitz an ſeinem Bu-

ſen. „O mein Alles, mein Bräutigam! flüſterte melodiſch die Verzagende: Sieh, ich habe nun keinen Troſt mehr auf Erden für dieß ängſtlich klopfende Herz, als dich allein; — und mir iſt ſo unſäglich bange und wohl; — und es bangt mir ſo anders als geſtern, — aber war ich geſtern wohl werth, an dieſer himmelreinen Bruſt zu ſchlummern, die ich für eine Wohnung der Sünde hielt? Doch — haſt du mir nicht verziehen?“

Die Liebe und ſeine Küſſe löſten ihre letzten Worte in liebliche Seufzer auf, und er führte ſein herrlich errungnes Eigenthum der Brautkammer zu.

„Aber, mein ſüßer Freund, fragte ſie dort: was zog dich immer und immer ſo redlich hin zu mir, — zu der Verkannten, — zu der Verdorbenen?“

„Die wunderbaren Liebesblitze aus dieſen reinen blauen Himmeln,“ ſagte er, und küßte ihre Augen, daß ſie ſüß erzitterten.

„Und, — ach! — Ferdinand — was vermochte noch geſtern deinen Glauben an mich zu erhalten?“ liſpelte ſie matt zwiſchen ſeinen Lippen.

„Deine Schönheit, holdes Mädchen!“ ſagte er; und die Geiſter ſeiner nie entweihten Lippen wiegten ſich auf den bangen Bebungen ihrer keuſchen Bruſt.

Apologie.

Verzeiht dann, schöne Leserinnen! verzeiht uns, daß wir auch dieses unser Heldenpaar wieder mit einem Kusse von Euch scheiden lassen; — daß wir auch in diesem kleinen Buche abermals viel und redlich geküßt, und abermals so manche bange und selige Thräne geweint haben! Ist denn aber nicht das ganze höhere und schönere Leben des Menschen aus Liebes- und Thränenstoff gewebt? — Ach welcher Kunstrichter wird wohl deßhalb den ersten Stein auf uns zu werfen wagen, wenn Ihr uns verzeiht? — Und so vergönnet, holde Mädchen, daß auch wir nun wehmüthig mit einem Kusse scheiden!

Ernſt Wagner's ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Mosengeil.

Siebenter Band.

Mit königlich Würtembergiſchen und großherzoglich Badenſchen Privilegien.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1825.

Reisen

aus

der Fremde in die Heimath.

Erster Theil.

Fürwort des Herausgebers.

An die Deutschen.

Die meisten Dichter lieben es, sich immer hinter ihre Gestalten zu verbergen; sie lassen gern ahnden und rathen, um zu täuschen. Nur der Reisende gibt sich selbst, er sey Dichter oder Reiseerzähler. Aber er wählt sich doch einen freundschaftlichen Herausgeber — und der bin ich.

Seyd unserm Reisenden günstig! Er gab Euch, was er war, mit Wehmuth darüber, daß er nicht mehr seyn konnte, als besondere Verknüpfung der Verhältnisse und die Vergänglichkeit dieses kurzen Erdenlebens verstatteten.

Seinen kleinen Rückflügen und Hinreisen zur irdischen und nach der namenlosen Heimath, schenkt

Eure Aufmerksamkeit. Zwar wird Manches Euch nur wie ein flüchtiger Schein vorüberschimmern, was hier vor seinen Augen in so frischer Glanzfülle lebt, wie liebliches Spiel des Schwanenvolks in abendröthlichen Fluthen -- allein, oft auch werdet Ihr nur Euch Selbst wieder auf die Spur kommen; denn das Meiste vom eigentlichen Leben bleibt sich ja ewig und in allen Formen der Geister gleich.

Und wann Ihr nun in seinen Planen und Wünschen seinen Sinn rein erfunden, und ihnen einen liebevollen Blick geweiht habt -- dann macht sie zu den Eurigen! Er vermag es nicht, das Ziel zu erringen. Ihr aber, Geliebte, vermögt es!

Geschrieben in der Michaelismesse 1807. von dem

Herausgeber.

Zueignung.

An

Cäcilia.

Die Du ein neues Band um sie geschlungen
Als Deine Augen ihre Freundschaft sah'n,
Nimm, wie's der flücht'gen Phantasie gelungen,
Du Freundliche, des Freundes Büchlein an,
Und lies mit holder Gunst, was er dem Lieben
Aus mancher Näh' und Ferne zugeschrieben.

Bald rufst Du ihn vielleicht in unsern Hainen!
Von seiner Spur sind dann die Felder leer,
Im Frühling soll die Au verjüngt erscheinen,
Es kommt der Sommer — doch Dein Freund nicht mehr:
Er hat des Fadens Ende dann gewonnen,
Den ihm die Mören spärlich zugesponnen.

Nur kurze Freuden kann der Morgen geben,
Der Tag verlischt, schnell tritt die Nacht herein;
So klaget gegen jedes holde Leben
Die ernste Zeit den alten Schuldbrief ein.
Doch muß das Licht die Schatten ewig tödten;
Nach Mitternacht wird sich der Himmel röthen!

Einſt ſoll es in der Seele göttlich tagen,
Und nimmer der Vernichtung Wirbelwind
Des Lebens Formen in die Lüfte jagen;
Es iſt, von Dem die Geiſter Söhne ſind,
Was, ohne Raum, des Raumes Wogen zügelt
Und, ruhend, das Gewand der Zeit bemügelt!

Der Wahrheit Licht; der Liebe Himmelsfluren;
Des Schönen Form, der reinen Geiſter Luſt;
Das Land der Seelen, deſſen Wunderfluren
Die Freiheit prägt in jede Menſchenbruſt;
Unendlichkeit in ſel'gen Lebenskreiſen, —
Das alles iſt dem Freunde hoch verheißen!

Hienieden war ihm Luſt und Scherz gewogen.
Er hat gekoſtet manches Grußes Dank
Und ſelig oft in Tropfen eingeſogen
Des Lebens und der Freude Zaubertrank;
Doch was die Lippen ſüßer Mädchen geben,
Schien ihm das Beſte ſtets an dieſem Leben!

Ihr Holden! Denkt im milden Sternenſcheine,
Wann ſüße Schwermuth Eure Seelen faßt
Und zärtlich ſeufzt der Weſt im Blättenhaine,
Des frühgeſchiednen Freundes denkt, und laßt
Sein flücht'ig Bild im warmen Herzen bleiben
Und die Erinn'rung grüne Zweige treiben.

Erſter Brief.

Bad Liebenſtein im Herzogthum Sachſen-Meiningen, am 7. Juli 1795.

Unſer deutſches Vaterland blüht doch ſo herrlich, lieber Auguſt! — Es iſt Sonntag, und leiſer lebt unter der warmen Frühſonne die Welt im Wetterfrieden um mich her. Wolkenleer, wie der Himmel, erſcheinen mir die Blicke der grüßenden Menſchen. Alles tönt und klingt; aber ſo ſanft und heiter, wie Freudenmelodieen aus einer ſonnigen Ferne. O, wie rein ſchimmert heute der ſtille Tag des Herrn! Ja, ſolch ein Tag war es, an dem Er ſelbſt mit Wohlgefallen über den Welten ruhte.

Halt, dort zieht endlich meine irdiſche Hülle vorüber; — ich meine den Reiſewagen, deſſen Staube dein Freund am heutigen Morgen freiwillig entſtieg, um nicht zuletzt, nach langem Auf- und Abſchaukeln durch den Thüringer Wald, noch in des Staubes Tiefe zu

stürzen. Langsam rollt das Fuhrwerk dort in der sanften Krümme der Chaussee vom Altenstein zwischen den Felsen heraus, und lustig schreit schon das Posthorn der Nymphe Liebensteins im Thale meine ersten Grüße zu, und jagt sich mit der bewillkommenden Echo durch die Gründe.

Jetzt, da ich auch den Wagen vor mir habe, kann ich alle Erdensorgen hinter mich werfen, — ausgenommen die ärgerliche ewigstumpfe Bleifeder, die ich für uns Beide spitzen und nun erst recht festhalten muß, da jetzt schon ein Weg von sechs Stunden zwischen dir und deinem Freunde liegt.

Aber warum wird mein Fuhrmann da unten so still, und läßt sich von zwei spazierenden weiblichen Brunngästen anhalten? Ich wette, sie fragen ihn aus, und der Mensch gesteht ihnen in diesem Augenblicke, daß er einen humoristischen Glatzkopf mit lahmen Knieen fährt, von dem vielleicht bald noch eine Kleinigkeit sachte zu Fuße nachkommt. Unglücklicher, fahr zu! Du verplauderst von deinem Sattelpferde herab meine theuersten Geheimnisse über die Welt hin! Wie gemein doch die Menschen sind! Gut, wenn Ihr Euch dort mit Fragen und Antworten versündigt, will ich mich da oben rächen, und — horchen!

„Wie heißt er denn!“ fragt jetzt sicherlich die Graue, die ich, der Farbe wegen, für die Aeltere nehme.

„Gott weiß's! muß er Gottlob bekennen. Es ist ein gar wunderlicher Passagier. Auf dem Gebirge läuft er weit voraus, und im Grunde läßt er doch immer lange genug auf sich warten. Er reist mit Extrapost, um bequemer zu Fuße zu gehen weil die ordinäre sich um das Extraherumlaufen wenig bekümmert." „Das ist gar nicht so übel!" lächelt die kleine Weiße, die ich dafür, sobald ich ihre Bekanntschaft mache, küssen werde, und aus deren niedlichraschen Bewegungen ich dankbarlich auf Jugend und Schönheit schließen muß. Ja ich will es beschwören, daß sie die Jüngere ist, — und jung; wenigstens ohnehin noch in ihren besten Jahren, zwischen Achtzehn und Achtzig! „Aber, sagt sie jetzt, wie sieht er denn aus, und was will er im Bade?" „Ho, schnaubt der Unmensch, was geht es mich an! Ich denke, er hat ein schwaches Knie, oder zwei; oder gar einen Stelzfuß, den er im Bade stärken will; so ein Schnappbein, das ihm manchmal umfällt." „O Himmel, der arme Mann!" seufzt der weiße Engel, und „Ei, ei!" spricht der graue, und leider weiter nichts. „Aber, fängt letzterer auf einmal wieder an zu zweifeln an, wie kann denn Sein Passagier so viel gehen, und doch krank seyn!" „I nu, fährt das Ungeheuer mit dem Horne fort, und bleibt doch immer still halten, er ißt und trinkt eben wie Unsereiner auch, und sagte heute Nachts zum Postmeister, bei Tische sey ihm alles einerlei, außer zweierlei, nämlich

Würste mit Knoblauch und rothe Rüben, die er hasse; und er fürchte sich in dieser Welt vor dreierlei, vor Gespenstern, bei Gewittern, und im Wagen und sonst auf bösen Wegen; aber diese Furcht habe ihn schon oft hinterher sehr glücklich gemacht, und wenn Er zu befehlen hätte, müßte jeder Mensch sie haben und behalten." Barbar, halt ein und fahr zu! Du bringst mich noch vor der Station um meinen ganzen Baderuf! Was werden die hocherleuchteten Damen von dem ungebildeten Reisenden denken, der in Gegenwart eines nach Aufklärung ringenden Postzöglings und seines Meisters gegen alle ordinären und Extrapost-Erziehungsregeln so gröblich anstoßen konnte! „Freund, pack Er sich fort! So Etwas muß Er uns nicht weiß machen wollen!" ruft ihm aber auch nun das mißtrauische graue Fräulein zu; er sprengt plötzlich erbost den unschuldigen Sattelgaul rechts an, und jagt in gestrecktem Trab auf die Brunngebäude los. Ja, dem Himmel sey Dank, gewiß ist der Verräther von einer derben Beleidigung abgefahren, und sicher im höchsten Zorn und Unmuth; denn sonst würde er jetzt, im Angesichte so vieler großen Badeherrschaften, tüchtig ins Horn blasen, und zwar vermöge seiner Eitelkeit, die ich ihm schon kurz vor Tagesanbruch mit dem Glanz seiner ungeheuern Tabackspfeifenkette umständlich im Herzen bewies. Doch fort, liebe Seele, fort aus allen Welthändeln! Die Frauen schweben auf einem

Seitenwege wieder abwärts. Ich lege mich in die Ruhe meiner Sonntagsfeier zurück, und schaue in die weiten Fernen, und umarme die fernen Jugendgestalten der Vergangenheit, welche der Sabbathsmorgen doch immer im heiligsten Schmuck an mir vorüber führt.

Hat nicht der sonnenlichte Ruhemorgen ein gewisses himmlisches Gepräge vor jedem seiner sechs andern Brüder? Kannst du, — du, der das Glück, ein Landpredigerssohn zu seyn, nicht kennt, — es mir nachfühlen, wie seligstill, und doch wie lebendig heute alles ist? Der Mensch ist vom Schlaf aufgestanden, um zu ruhen. In mehrern Dörfern vor meinen Augen läuten die Glokken zum Frühgottesdienste, zu welchem jetzt vermuthlich Männer und Frauen sittsam in freundlichem Gespräche hinschleichen, wohl wissend, daß zu Hause die Mütterchen emsiger als sonst kochen oder gar braten, wie ich selbst aus den sich mehrenden weißen Rauchstreifen sehe, die über allen Ortschaften und ihren tausend köstlichen Sonntagsgerichten ziehen und schweben. Hinter mir vernehme ich das melodische Schellengemurmel einer Kuhheerde; aber mich dünkt, das Vieh steht satt und ruhig im blühenden Waldgras; nur eine alte Blechglocke, die ich in meiner Phantasie an den Hals einer sehr großen

unruhigen bunten Leitkuh hänge, ſpricht in Baßtönen zuweilen dumpf und ſtärker an, als die übrigen. Rechts am Hange ſtrebt ein junges ſaftiges Eichenholz empor, und links neben der Waldſpitze ſehe ich die Saat am Rain über meinem Haupte ſo ſanft in den blauen Himmel aufwallen, in deſſen Tiefen das liebliche Lerchenchor ſeine Frühkirchenlieder anſtimmt! — Glänzendes kleines Inſektengeflügel von allen Farben, große Schmetterlinge und leichte Libellen ſchwimmen langſam in den Lüften auf und nieder, bleiben mit ſanftem Flügelſchlage, wie betrachtend, vor mir ſtehen, und ſcheinen nur dieſe ſüße feine Koſt einzuathmen, welche die Sonne aus dem Duft des wohlriechenden Heues im Wieſengrund und aus dem Balſam der Waldblumen bereitet, und die mich hier in würzeſchweren Wogen umfluthet. Ruhend ſchaut die Ameiſe zwiſchen Moosblüthen hinaus ins weite helle Land, und der kleine rothe Siebenpunkt neben mir ſitzt geſättigt da, und wiegt ſich ſtill auf dem gebognen Halm, als horchte er, verwundert wie ſein Nachbar, auf all das liebe Getön um uns her. Die Welt in ihrer größten Kleinheit iſt mir verbrüdert und nimmt Theil an meiner Feier. Aber, welch ein ſilberner Klang weht ſo ſchauerlich von Zeit zu Zeit dort aus den ſchwarzen Felſen hervor und über mich hin? Wäre es möglich! Dränge er bis zu mir herüber! Stammte er aus jener zweifachen Aeolsharfe, deren

seltsame Wunder einst der edle Georg *) in der Felsengrotte des hohlen Steins erschuf, und deren Tonströme er so gern, die Harfenthüre selbst öffnend, in die romantischen Thäler hinabrauschen ließ? Heilig hallt es in meiner Seele wieder; dieser Ton ist eine prophetische Stimme der Auferstehung aus stillen Gräbern. Georg, du Fürst dieser Flur! — Wie schnell bist du gefallen!

Doch blühe fort hier, meine süße Natur! Grünet frischer hervor, ihr Momente meines Lebens, mit den Blumen dieser holden Erde, welche ja nur unter uns ein großes Grab bildet, aber oben ihre duftenden Blüthen himmelwärts treibt!

Ich weiß nicht, ob es der heutige Sonntag ist, den ich feire, oder ein schönerer, oder doch ein anderer aus

---

*) Herzog Georg zu Sachsen-Meiningen kaufte im Jahr 1800 das Rittergut Liebenstein, zu welchem die hiesige Heilquelle gehört. Er legte diesen Badeort in seiner jetzigen reizenden Gestalt an und erschuf aus ihm und dem nahgelegenen herzoglichen Sommerschlosse Altenstein eine neue paradiesische Gegend, die auch schon an eignem Naturreichthum alle deutschen Bäder übertrifft. Bald darauf, im Jahr 1803, starb er, — zu früh für das Land und seine Freunde!

der Jugend; aus jener lieblichen Zeit, wo ich mich zuweilen vom Kirchgange losschälte, um an einem solchen Waldhügel der Kirche gegenüber zu liegen, und zu beten. Im Geiste sah ich da meinen Vater streng und freundlich auf der Kanzel stehen; die Harmonie der wohlbekannten Lieder tönte aus dem weißen Tempel zu mir herüber; das kindliche Herz legte seinen eignen Text unter; alles Irdische was jene Versammlung umgab war ja hier aus meinen Blicken geschwunden; ein himmlisches Beten schwamm um mich her in den Lüften, und weihte sie, und es zog sich ein Band, aus Rosenlicht gewebt, von meinem Herzen nach der guten betenden Gemeinde meines Vaters hin; der Himmel stand mir offen, und wer mißt denn wohl die Seligkeit einer einzigen von jenen Thränen, in welchen da das reine Gottgefühl überströmte! — Ach, ich weiß die Stunde nicht, wann Er mich ruft: aber, wenn der Mensch für seinen heiligsten Augenblick flehen darf, o so sey es einst ein Augenblick, den damaligen gleich, oder dem jetzigen! Willig und selig wird der Geist, neuauflebend im Rückstrahle jenes reinen Frühroths einer lieblichen Jugend, die Menschenhülle erblassen sehen!

Wie kommt es denn, August, daß jede werthe Erinnerung aus den Zeiten die dahin sind, uns einen Seufzer auspreßt, während sie den Geist doch so himmlisch anlächelt? Will das Herz mit solchen Seufzern eine

freudenleere Gegenwart bei dieser schnellaufrauschenden Gestalt seiner blüthenreichern Vergangenheit verklagen! Warum wäre es denn aber so selig? Oder, haucht es den Freudenton des Dankes hinüber in die Vergangenheit, deren geliebte Bilder jetzt den Rosengarten unsrer Gegenwart ins volle Leben heraufheben, wie die Staffage heiliger biblischer Menschengestalten das Gemälde einer schönen Landschaft aus dem Orient hebt? Aber, wie könnte es dann so wehmüthig seufzen?

Oder, gilt unser Sehnen einer dritten künftigen Gestalt; vielleicht noch außer den Regionen der Zeit lebend; einem unbekannten Etwas, dessen Glanz in solchen Augenblicken nur elektrisch vorüberzischt, — zu schön, zu göttlichzart, um sich dem armen Menschenherzen heller vorzuspiegeln, als im flüchtigen Perlenschimmer einer namenlosen Thräne? Aber, kann und soll denn der Mensch hierauf **antworten**? Er ist ewig das Kind, welches viel fragt, und zugleich der Weise, der wenig auf die Kinderfragen zu antworten weiß. Im Grunde fühlen wir in solchen Augenblicken nichts als das: „Aus der Ferne schimmert's so lieblich; ach, so schön! Aber wo?" Laß uns schweigen, und den feuchten Blick wieder nach der blühenden Erde herabsenken.

Ei sieh doch! Wenn ich annehme, daß der Thüringer Wald hier die Grenze zwischen Nord- und Süddeutsch-

land macht, wir wir einſt auf ſeiner Spitze, dem Inſelberge, gemeinſchaftlich beſchloſſen, ſo befinden ſich gegenwärtig meine Fußſpitzen offenbar im deutſchen Süden. Denn die letzte grüne Buchennacht dieſes Waldes dehnt ihre kühlen Schattenflügel noch weit über mein heißes Haupt hervor. Aber in der Mitte meines blumigen Grasraines fängt nun mit unverkennbarer Feierlichkeit dieſer helle goldgelbe Sonnenſtreif an, kraft deſſen mich der Süden ſchon an die Sohlen brennt. Daß übrigens das Haupterforderniß zu einem Thüringer Walde, Baumſchatten und Schauer, — das zu einem deutſchen Süden aber, Sonnenwärme ſey, davon wünſchte ich dich bündiger zu überzeugen, als mir dermalen in Abweſenheit meiner Bibliothek möglich iſt. Ich verweiſe deine Lernbegierde wegen des letztern Poſtulats auf die leuchtende Wärme deines eignen poetiſchen Herzens und auf die entzündeten ſüdlichen Grundſätze unſrer neuern Poeſie; warne dich aber in Anſehung des erſtern vor den Regeln der heutigen Holzkultur, welche dich ohnehin über meine Schattenprätenſion völlig im Dunkeln laſſen werden, wiewohl ſie, beim Lichte beſehen, eigentlich Licht genug in unſre ehrwürdigen Wälder bringen, da ihre Tendenz auf Abſchaffung der alten Bäume und ſorgfältige Kultur des ergiebigern Reißigs gehen muß, weil manche Förſter mehr aus Bettelſtäben als aus Bauſtämmen zu löſen gedenken. Nun, der

Himmel erleuchte alle offiziellen Thüringer Waldgeister, und bewahre Eure schönen dunkeln Waldköpfe noch lange vor der Aufklärung!

Aber da ist mir selbst auf einmal der leuchtende Sonnenschein über den Kopf gewachsen, und ich liege schon der Länge nach ganz warm im deutschen Süden da! Die Schatten schleichen still nach ihrer Heimath, dem Walde, zurück. Dieß nöthigt mich, die Grenzen mit meinem Sitze zu verändern, und benimmt meiner vorhinigen Abtheilung Deutschlands leider allmählig verschiedene Zolle von ihrer pragmatischen Zuverlässigkeit. Doch, wer das erste Kapitel in Pütters deutschem Staatsrechte mit so großer Genauigkeit studirt hat als du und ich im Jahr 1789 auf der hohen Schule zu Jena, der weiß ja selbst, wie schwankend es darinn schon damals mit der „epineusen Lehre von den Grenzen" aussah; und ein solcher verzeiht mir gewiß, daß ich mich jetzt wieder um einige Ellen nordöstlich zurückdrücken lasse, besonders wenn er bedenkt, daß es nur an den innern poetischen Grenzen geschieht, und daß ich dagegen jedem meiner lieben Landsleute auch alles das zu meinem ehemaligen Vierundzwanzigmillionentheilchen von Herzen vergebe, was er etwa bei unsern neuesten Grenzenvertheidigungen sich und mir vergeben, oder dazu nicht beigetragen haben mag. Bruder,

laß uns nach dieſer Grenzenverrückung, die mir jetzt auch den Kopf ſo warm macht, immer noch geſtehen, daß wir Deutſche ſind! Welche Kraft vermag es denn, mit jenen Grenzmalen auch deutſche Treue und Feſtigkeit zu verrücken, oder das ſchöne Vaterland zu vertilgen, welches in deutſchen Herzen grenzenlos und ewig fortlebt! Kein Zeitalter der Welt wird je die heilige Stelle vergeſſen, wo unſer edles Volk einſt zum Schlummer in die alte Völkergruft hinabſtieg! Ach, wie lieblich breiteſt du jetzt deine köſtlichen Thäler und Hügel um mich her, mein theures Mutterland! Wohl dir, du Reich der Biederkeit! Die fernen Jahrtauſende werden dich noch wiedererkennen, wenn auch längſt die alte Barbarei von neuem wie Nachtgeflügel über dir hauſet. Im Schmelze deiner Blumen ſoll die zarte Schönheit deiner Frauen fortblühen; im Feuer deines Traubenſaftes wird ſich die Flammenſour deiner Männerkraft offenbaren! Und wann einſt ſelbſt dein gemäßigter Himmelsſtrich erkaltet; wann cimmeriſches Dunkel wieder in deinen Thälern wohnt, und heulende Raubthiere über dieſe blühenden, — o Gott! dann zur ſchrecklichen Wüſte verwilderten Fluren hinjagen: ach, dann werden doch deine ſchlummernden Thaten auf der unſterblichen Zunge der Geſchichte leben, und die ferne Nachwelt nennt dich: das Land unvergänglicher Lieder, deren Naturtöne der ſchönern Menſchheit aller Zeiten rein und verſtänd-

lich klingen werden, so wie der treue Ton der Nachtigall uns noch immer die gewohnten süßen Klagen girrt, die einst den Sänger Homer freundlich rührten!

Ja, es ist kein Traum! Mein Auge glänzt auf, und dieser Moment füllt sich mit Heiligkeit. Ich sehe sie, die Kohorten deiner großen Gestalten, deutsche Erde! Millionen edler Schatten rauschen aus den grünen Saatfeldern hervor; ein wunderbarer Wind streift in kraußen Wellen über die Blumen des Waldraines hin. Horch, er rührt die Doppelakkorde jener Aeolsharfe mächtig! Langsam verlischt der dröhnende Schall aus der Vergangenheit, wie ein banges Seufzen, im Luftraume, und heilig erbebt mir das Herz. Brecht nur hervor, ihr Thränen! Friede über dir, und unsterbliches Leben, du schönes Vaterland!

Der Lärm des Badelebens hat mich geweckt. Eine Menge Karrossen, Reuter und Fußgänger wallfahrtet zu der großen Höhle unter dem hohlen Stein, welche man am Sonntage beleuchtet. Ich mag heute nicht mehr unter die Erde. Nein, ich schleiche durstig nach Liebenstein, um sogleich Hygiea's lieblicher Nymphe zum erstenmal ehrerbietig nippend Bescheid zu thun, und die müden Glieder in ihrem Bad, und das Herz mit deutschem Weine zu stärken. Lebe weht!

Zweiter Brief.

Liebenstein, am 8. Jul. 1805.

Ich war gestern besorgt um ein Obdach, als ich mich bei meiner Ankunft von mehr als fünftausend Menschen gedrängt sah, welche die Promenaden und Gebäude füllten. Eine gleiche Menge kannst du fast jeden Sonntag hier treffen, weil man da immer, außer der erleuchteten Höhle, auch die besten Opern geben und es an Musik und Tanz nicht fehlen läßt. Allein ich war glücklicher als ich heute hoffen konnte. Die Direction, welche noch wie sonst das Bad für Rechnung des Hofes selbst verwaltet, nahm den alten Bekannten sehr freundlich auf, und verschaffte mir noch ein recht artiges Zimmer; auch erhielt ich sogleich mein erstes Bad, und dann ein allerliebstes Plätzchen an der Tafel.

Meinen Fenstern gerade gegenüber liegt die waldige Bergspitze mit dem verfallenen Ritterschlosse Liebenstein. Ich bin am Abend schon hinaufgestiegen, und, höre nur! Du weißt, daß ich diese Burg nicht besonders liebe, weil mir ihre innere Bauart so dürftig und das Material so schlecht vorkommt, als hätte eine Rotte armer Handfröhner alles nur auf dem Felde zusammengelesen

und in frohndepflichtiger Unordnung emporgeschichtet. Auf den Ruinen von Henneberg,*) die wir Beide einst bestiegen, ist es ganz anders, weil man da gehauene Steine und schöne Bogen sieht, und sich überhaupt das Mittelalter weit bemittelter und glänzender denkt als hier — wiewohl du damals meine Phantasie durch die höchstvorlaute und unzeitige historische Bemerkung störtest, die meisten alten Grafen von Henneberg hätten Poppo und Sizzo geheißen, da doch mein richtigeres Gefühl diese ehrenwerthen Regenten bisher fast all: Otto oder Wilhelm getauft hatte. Heute aber erschien mir der Liebenstein einmal vorzüglich schön und ehrwürdig, zumal, weil er doch auch heute noch so fest da stand, wie immer.

Als ich oben ankam, hing die ganze Ruine voll Menschen, deren modernes Ansehen und Herumklettern auf diesen Alterthümern mich ärgerte. Ueberhaupt muß man, um eine Ruine recht zu genießen, ganz allein mit ihr seyn. Ich streifte mürrisch in den Hecken umher, und war froh, als endlich unten die Trompete in die Oper rief, und von oben alles hinabströmte. Zwei hartnäckige Landgeistliche wollten aber nicht eher von dannen weichen, bis ich ihnen mit den Kritiken verschiedner großen Männer bewies, das heutige Stück gehöre unter

*) Sie gehören zu den schönsten und größten in Franken.

unſre beſten, und die Janitſcharentrommel komme dreimal tüchtig darinn vor und mache einen ſeltſamen Effekt; hauptſächlich das erſtemal gleich bei'm Anfange, den man nicht verſäumen müſſe. Der Himmel verzeiht mir gewiß, wenn ich etwa die guten Männer um einen ſchönen Abend gebracht habe! Denn kein Menſch geht ja außerdem ſo oft, ſo ſchön und ſo ganz con amore ſpazieren, als ein deutſcher Landpfarrer.

Hinüber, in die alte Zeit, ſehnte ſich nun mein Geiſt, und lange ſtand ich mit verſchränkten Armen in der grauen ſtarren Halle des Schloſſes da, bereit, mich wieder einmal recht von Herzen vor den alten Geiſtern zu fürchten. Die Phantaſie verlor ſich in wunderbaren Träumen. Bald ſanken die müden Glieder auf das weiche Moos. Dunkler blaute der Himmel durch die alten Burgfenſter. Warme Sommerlüfte umfloſſen leiſe das beſchattete Lager. Unvermerkt dämmerte ich ein.

Auf einmal weckt mich ein unterirdiſches Getöſe. Ich fahre empor. Das Gemäuer kracht. Der Erdboden wühlt ſich auf. Mit ſchrecklichem Angſtgeſchrei will ich entfliehen. Aber alles um mich her bricht ſchon zuſammen. Der Grund öffnet ſich unter mir, und ich verſinke tief in den Schoos der Erde.

Mit Schild, Lanze und Schwerdt bewaffnet fand ich mich wieder, — aber wo? Drüben im Mittelalter, mitten im alten Baierlande sprengte ich auf meinem Streitroß, und, ich kann es nicht läugnen, das nagelneue Herz von 1769 hatte große Freude über die uralten Waffen, worauf 1169 geschlagen stand. Glaube mir, August, ich war ein ächter Ritter, stattlich, mannhaft und allen Großen der Erde ebenbürdig. Niemand zweifelte an meiner Ritterschaft. Auch hätt' ich's Keinem rathen wollen; und du, und alle Stol= und Dalberge, Ihr hättet unbesehens mit mir turnieret, wenn es mir in den Sinn gekommen wäre, Euch den Handschuh vorzuwerfen. Gegenwärtig kehrte ich von einem großen Banket zurück, und, satt und fröhlich von den guten Lebensmitteln des Mittelalters, trieb ich meinen Hengst zur Flucht, um noch vor Nachts die Burg Wittelsbach zu erreichen. Denn der herrliche Pfalzgraf Otto von Wittelsbach [illegible] mein ausgemachter Lehensherr, und ich sein getreuer Vasall und vertrauter Waffengenosse, der ihm jetzt eine wichtige Botschaft vom kaiserlichen Hoflager zu überbringen hatte. Indem ich noch darüber nachsann, welche von meinen oben angeführten Jahrzahlen wohl am besten auf den Pfalzgrafen und das Mittelalter passe, (denn der alberne 7. Jul. 1805 wäre mir auch im Traume nicht mehr eingefallen, weil er eben vorhin im Erdbeben de eodem mit mir und der

Ruine eingefallen war,) da ereilte mich ein fürchterlicher Gewittersturm. Feuerströme schossen vom Himmel nieder, Fluthen umbrausten mich, es ward Nacht, mein Roß blieb im dichsten Walde stehen, ich band es an einen Stamm und drückte mich in die nächste Schluft, um Schutz vor dem Sturme zu suchen. Plötzlich gleiteten dort meine Füße aus, ich wollte mich emporhalten, und ward dadurch genöthigt, einen langen steilen Gang hinabzurennen, der sich tief in einer dunkeln ungeheuern Höhle zu endigen schien. Trotz allem Suchen vermochte ich den Ausgang nicht wieder zu finden; es war als hätte ihn der böse Feind hinter mir verrammelt. Und, wer beschreibt die Finsternisse dieser Mordgrube!

Die Stimme des schrecklichen Ungewitters draußen wäre mir jetzt willkommen gewesen, aber sie drang nicht herab bis zu meiner Grabeskammer. Lange stand ich und horchte. Es mußte wohl eine Art von Wesen hier haushalten, auch trafen meine Hände auf Spuren einer Menschenhand, aber wo sollte ich sie finden, um die leitende zu fassen! „Hoho! rief ich: Ist denn alles Leben ertrunken in dieser finstern Stille, die mich so eiskalt umfängt! Gibt es hier keine Gegenrede für eines Menschen Gruß! Soll ich auch keinen ächzenden Odemzug der schlafenden Eule hören; kein Schnauben oder Strecken des müden Rosses; keinen Ton aus menschlichen Träumen; nicht einmal die Angststimme eines im Schlafe

geſprächigen Gewiſſens!" Still war's, und ich ſelbſt ſchwieg und mir graute; denn ſelbſt der Schlaf hätte ſich hier vor ſeinem ſtillen Bruder gefürchtet. Kein freundliches Summen der Nachtfliege vernahm mein Ohr; nicht das leiſe Zwängen des Holzwurmes, die Pulſe der Todtenuhr, noch den flüſternden Wind! Da unten ſchienen die Lüfte angebunden; des Himmels träufelnder Regen verſiegte oben und drang nur in ſchwarzen ungeſunden Dämpfen hernieder. „Hollah!" ſchrie ich endlich mit ſchrecklicher Stimme; aber ſelbſt die Echo war ja ein Fremdling in dieſen Gräbern, und die feuchte Finſterniß ſchien ſo dicht verkörpert, daß auch meine Stimme, wie erſchrocken, ſich unverbreitet wieder in mich zurückdrängte, und die Bruſt mit unnennbarem Grauen belaſtete. Ich fühlte meine Augen weit geöffnet, ſtarr und ſchwellend von Thränen des Zorns, über ihr Unvermögen die gewohnte Nahrung des Lichts einzuſaugen. Eine graue Nebelbinde hatte ſich über ihre Wimpern gelegt, und mir war, als hätten meine Blicke ſich rückwärts nach innen gerichtet und das Haupt mit betäubendem Schwindel gefüllt.

Ein gelber Blitz erleuchtete jetzt das Innere einer furchtbaren Höhle. Krachend folgte der Donner. Ich ſprang nach allen Seiten, um den Ausgang zu entdecken. Wehe mir! Der Wetterſtrahl ſchien aus dem Innern der Erde zu kommen. „Gott, führe mich wieder ans

Licht! Ich bin überall in deiner Hand, auf der Erde wie in ihrem Mittelpunkte!" So betete mein Mund. Aber in der Tiefe funkelte es auf einmal wunderbar; dort fuhr etwas herauf, grell und ungestaltet wie die offenbare Lüge.

Im Grunde war mir für diesen Augenblick der Verzweiflung fast jede Erscheinung willkommen, selbst die gegenwärtige, in der ich eine altdeutsche Zauberin erkannte, und zwar eine der berühmtesten, die ich jetzt, ohne erst nachzuschlagen, Libussa benahmte. „Aber wie so? rief mir der naſenweiſe Verstand von 1805 wieder zu: Wie mag das möglich seyn? Ist nicht der letzte Hexenprozeß im Canton Glarus schon lange beendigt! Wie kämen wir denn heute so tief rückwärts in eine wirkliche Hexerei!" „Und ist denn nicht meine ganze Ritterschaft auch eine?" entgegnete ich selbst dem Dummkopf, und wollte eben noch besser schimpfen, als das Wesen mit der Fackel langsam emporstieg und den frommen Ritter angrinsete.

„Hihi! schallte es gräulich: Wer bist du? Was willst du hier mit dem Schwerdte? Weiß der Wicht, in wessen Gewalt er steht!"

„In Gottes Gewalt! sagte ich muthig und voller Andacht: Woher kommst du, Weib oder Nichtweib? Du äffisches Ding, du Schein, du dünner molkiger Trugmensch, du blasse Aftergestalt vom scheußlichsten Bild

einer Jungfrau! Wer biſt du?" Sie nahte mir. Ich griff ans Schwerdt.

„Laß deine Klinge ruhen! rief ſie mit ſataniſcher Freundlichkeit: Sieh, ich könnte dich mit dem geheimnißvollen Schaume beſprützen, in den dieſer Wedel getaucht iſt, daß du raſend emporſprängeſt, um das Haupt an der Felſendecke zu zerſtoßen; oder ich könnte dieſe funkenſprühende Fackel über dir ſchütteln, daß deine Rüſtung krachend berſten und zerſtäuben, und deine Gebeine ſich zu glühenden Kieſeln erhitzen müßten. Aber du gefällſt mir wohl und ich begehre dich zu meinem Liebchen; hihihi! du heißeſt Berthold. Ich ſah dich ſchon. Warſt du nicht ein Spießgeſelle des Wittelsbachers? Willſt du wiſſen, wer Libuſſa iſt? Du wirſt nur zittern, und es nicht faſſen! Ich bin eine von den fabelhaften Enkeltöchtern der Weltgeſchichte, mit denen ſie die leichtſinnige Menſchheit von jeher ſchreckte, um den Glauben zu erhalten, die ſie von ihren verſchiedenen Zeitaltern werfen und wieder verſch[illegible] läßt in wechſelloſem Spiel. Du haſt dich her[illegible] die Gehege der Zukunft verirrt. Du haſt geruf[illegible]lla! vor der eiſernen Behauſung des Schickſals. [illegible] verlorner Menſch! Aber, die Pförtnerin iſt dein Tra[illegible]en, feiner Ritter, gib mir einen Kuß!" (Ich wich [illegible]unſäglichem Entſetzen zurück.) „Und bin ich denn [illegible]icht ſchön? Sieh doch, meine Haare ſind braun und lockig, wie der

Rauch der über die brennende Stadt hinwirbelt; ſchwarz mein Auge, wie ein unterirdiſcher Kerker, und mein Blick feurig, wie der Blitz der jenen erleuchtet; die zarten Hände ſchön hochroth, wie das warme Geblüt der kleinen Kinder; und die Lilienfarbe meines Geſichtes, — iſt ſie nicht weiſer als ein verhageltes Feld!"

„O du verdorrtes Gras für das Feuer hier und dort! entgegnete ich mit ſteigendem Abſcheu: So zeige mir denn einen Ausgang. Soll ich noch lange hier auf dem Grunde Deines ſchwarzen Schachtes waten! Zeige mir den Weg hinauf bis an die Ufer dieſer Nacht."

„Wir furchtſame Mädchen ſind ſchlechte Wegweiſer; erwiederte ſie: Aber ich habe ein ſchönes Hüttchen im Walde, nur wenige Schritte von hier. Willſt du nicht meine Einrichtung beſehen und dich ſtärken!"

In dieſem Augenblicke tönte ein fernes Gewimmer tief aus einem der Felſengänge herauf. Wer vermag dieſe Stimme zu beſchreiben! Ich kannte ſie nicht; aber ſie war mir doch ſo ſchrecklich nahe verwandt, wie der Ton einer ſterbenden Geliebten; auch drang ihr Zetergeſchrei gewaltſam in meine Bruſt; wie ein Weib erbebte ich, und meine ganze Seele füllte ſich mit namenloſem Jammer. „O ſage mir, rief ich aus: du ſeltſam düſtres Bild! wenn es wahr iſt, daß du jene im alten Schlamme des Schickſals tiefverborgnen Geburten ſchon kennſt, über welchen noch die Sonne der Zeit

langsam brütet, — sage mir, was weissagt diese Stimme? Was will sie in mir, und warum hat ihr Schall mein starkes Herz zerbrochen? Kannst du mich nicht zu ihrer Quelle führen?"

„Du bedarfst heute noch eines andern Führers, mein Liebchen;" sagte Libussa, und erhob dreimal ein gellendes Geschrei nach den innersten Felsen zu, und zog sich langsam in die Tiefe zurück. „Mein Hüttchen ist nicht weit. Mach dir Zeichen im Forste! dort klopfst du mit dem Klöpperlein, und Libussa kommt und herzt und küßt dich, und sagt dir, wie es in der Welt geht und steht. Aber fliehe deine Freunde, besonders den Ritter Weichlingen, und meide den Pfalzgrafen von Wittelsbach, denn ihm droht ein großes Unglück. Leb wohl, schöner Ritter! das Kätzlein schreit ahi ahi!"

Mit entblößtem Schwerdte wollte ich sie zurückhalten. Aber Libussa versank vor meinen Augen. Eiserne Thore öffneten sich jetzt kreischend; zwischen den Felsen ward es hell und ein Knecht mit der Ampel trat heraus.

„Was schreit einmal die verdammte Hexe! rief er, und erblickte mich: Alle gute Geister! Ritter Berthold, Ihr seyd es, — oder Euer Schatten, edler Herr! Bei der heiligen Jungfrau, Ihr seyd verloren! wißt Ihr, wo wir stehen? Tief unter den Felsen der Burg Weichlingen! Dürfte ich Euch sagen, wer jetzt hier schmachtet!"

„***!“ schrie ich, und Flammen der Hölle fuhren durch meine ahndende Seele.

Waffengeklirr näherte sich, der Knecht zog sein Schwerdt, und —

Ich erwachte. Das Gemäuer über mir funkelte in der untergehenden Sonne, und der benachbarte Fichtenwald schien vom Blute des Abendroths zu triefen. Freundlich lächelte die moderne Welt den Schläfer an; die Schwalbe sang, das Feldhuhn und die Wachtel lockten, Sonnenstäubchen umspielten mich und auf ihren Schwingen goldne Mücken, und über meiner Brust lag eine schöne Rose.

„Woher?“ dacht' ich und roch recht mit voller Liebe und in langen Zügen daran. Als ich hinten über mich sah, guckte ein bräunlich gelocktes Engelsköpfchen mit blauen glänzenden Augen und rosigen Wangen furchtsam zum Thore herein, und lachte himmlisch auf mein Wohlbefinden nieder.

„Sie haben schwer geträumt; sagte sie blöde und gutmüthig und anständig: Kaum konnte ich es mir versagen, Sie zu wecken, als ich Ihr lautes Stöhnen hörte. Verzeihen Sie mir! Wir souviren dort im Grünen. Wollen Sie nicht unser Gast seyn?“

„Himmel, ja wohl!“ rief ich bewundernd, und blieb noch auf dem Rücken liegen und blickte hinterwärts, die Rose über mich haltend. „Nur erlauben Sie mir, hier die Bemerkung zu vollenden, daß Ihre Wangen von der ächtesten Rosenfarbe sind, die ich jemals sah. Ich kann sie in dieser Lage so schön vergleichen, nämlich mit meiner Rose hier! fuhr ich fort, und stand jetzt aufrecht vor ihr da: Ist das Röschen Ihr Geschenk?“

„Erlauben Sie mir ebenfalls noch eine Vorfrage. Sind Sie nicht Herr —! und der Verfasser dieses Buchs?“ Sie holte es aus ihrem Strickkörbchen, und ich verbeugte mich. „Nun ja, die Rose ist von mir; — wiewohl ich eigentlich gar nicht zufrieden bin mit Ihrem Werke, — doch, da haben Sie auch noch meine Hand, und nun kommen Sie. Ich heiße Mine.“

Plötzlich lag die Gesellschaft vor uns da. Sicher war Minchen Niemand anders als die Weiße; denn die Graue saß auch hier, und machte ein wahres Tantengesicht, als ich im Hingehen Minchens kleine Hand an die Lippen führte. Die Gesellschaft bestand aus Sechsen, welche insgesammt die freundlichsten Einladungen zu ihrem Souper mir entgegenriefen, noch ehe Minchen mich vorgestellt hatte. Das war alles gut. Ich labte mich, während wir Milch schlürften, an dem schönen Gesichte meiner neuen Freundin, und Mine kümmerte sich dabei um keine Tantenmiene.

Aber bald verdarb mir die Graue das gute Geblüt. „Warum bietest du dem Herrn keine Wurstschnittchen an?“ sagte sie zur Weißen, und fuhr, ohne zu bemerken, daß das zarte Mädchen in ihre und meines Postillons Seele errötbete, fort: „Die Würste sind ja gut!“

Da hatten wir's! Mein heutiger Verdacht war nur allzugegründet. Und nichts kann ich weniger leiden, August, als wenn Menschen, die nur im Geringsten etwas Schwaches von mir wissen, auf mich lauern, hauptsächlich beim Essen!

„Sardellensallat? fragte mich die Tante: Wir haben auch schon neue Essigbohnchen hier, und rothe Rübchen.“ Ja ja, ich versichre dich, sie legte einen unverkennbaren Akzent auf die letztern; und doch hatte Minchen diese so eben mit abgewandtem Gesicht edelmüthig, ängstlich und geschwind vollends aufgezehrt.

Mit aller Eß- und Sprechlust war es jetzt vorbei. Ich fuhr hastig nach der Uhrtasche und bat um Verzeihung; zum Theil, weil ich wirklich vergessen hatte, daß ich zu einem Fremden versagt war. „Es thut uns recht leid; sagte das Tantchen, und wandte sich gähnend an den Brunnarzt Panzerbieter: Lieber Hofmedikus, meine Brust fängt wieder an. Sie werden mich sterben lassen.“

„Oho! rief er: Das ist hier ausdrücklich verboten.“

„Wirklich! fragte ich: Hat man den Befehl bis jetzt ohne alle Ausnahmen befolgt!“

„Eine einzige ausgenommen; sagte er trocken, denn der Tod will auch leben. Er hat uns im vorigen Jahr einen Postmeister geraubt.“

„Einen Postillon hätt' ich ihm lieber gegönnt;“ sagte ich, und erschrack doch über meine Unversöhnlichkeit, und empfahl mich, und lief fort.

Adieu für heute; denn ich bin zu vielerlei musikalischen Ausführungen eingeladen; und von diesen vielleicht nächstens mehr!

Aber, August, was ich dir am Schlusse meines heutigen Briefes noch zu sagen habe, wird, gleich einem kalten Sturm, über deine Lebensgeister fahren! An meinem Lager stand in voriger Mitternacht eine Gestalt. Ihr Bild schimmerte blaß und weiblich, wie Mondschein. „[redacted] Ort auf Erden, sagte sie, birgt das Geheimniß meines Namens, und meine Heimath ist ein namenloser Ort. Aber in diesen düstern Buchenhainen sind deine Todten wieder aufgelebt, und hier sollst du sie wiedersehen, aus welcher einst der Liebe erster Funke in deine Jugend sprang.“ „***?“ fragte ich zitternd; aber das Bild rauschte auf, wie Luftwellen, und zerfloß in Nacht.

Dritter Brief.

Liebenstein, am 13. Juli 1805.

Gern hätt' ich dir heute einen ästhmusikalischen Brief geschrieben; aber ich bin seit einigen Tagen fester als je von der traurigen Wahrheit überzeugt, daß sich bis jetzt nur sehr wenig Verständiges über Musik sagen läßt, und daß heute, am 13. Juli 1805, diese Kunst unter uns noch in ihrer wirklichen Kindheit herumsabelt. Mögen meine Zeitgenossen diese harte Verkurtung, die ich nicht wieder wegstreiche, tadeln, und, ach! möge eine herrlichere Nachwelt sie bald rechtfertigen! Für heute nur diesen einzigen Zusatz: Unsere größten Künstler besitzen und tyrannisiren ihre Kunst jetzt künstlicher, als vielleicht in irgend einem Punkte der Vorzeit oder Zukunft; aber Niemand weiß noch, was er mit der Tonkunst eigentlich machen soll. Sei ruhig, ich werde mich einmal näher hierüber erklären!

Uebrigens hat man hier unstreitig bessere Musik, als in irgend einem andern deutschen Bade, da bei dem Herrn die vortreffliche Meiningische Kapelle spielt. Einzelne Glieder derselben üben sich zuweilen vor kleineren freundschaftlichen Zirkeln; und da hört man das Beste.

So habe ich an einem Tage gehört: zwei Ouvertüren von Cherubini, das Neueste aus Mozarts, Haydns, Rhodes, Kreutzers und Beethovens Quartettmusik; prächtige Hornstrio's; das unterbrochne Opferfest, Oper von Winter; Märsche aus Mozarts schönsten Opern, von den trefflichen Hautboisten der Herzogin als Tafelmusik gegeben; und das alles in einer gewissen Vollkommenheit, die auch den eigensinnigsten Kenner erheitern mußte

Schade nur, daß neun Zehentheile der hiesigen Fremden für dergleichen Genüsse so wenig empfänglich sind! Ueberhaupt muß ich dir sagen: es gibt eigentlich in der Regel nichts langweiligeres als die gewöhnlichen Brunngäste. Sie wollen belustigt seyn, lassen sich aber doch zu jeder Art von vernünftiger Belustigung mit Gewalt treiben und stoßen; schwerfällig schleicht ein Träger an dem andern vorüber; gähnend verlassen sie das weiche Bett der Faulheit, um sich wieder auf die harte Bank der Langeweile zu setzen. Keiner mag den Nächsten erheitern. Jeder will nur erheitert seyn, und obendrein nur gelind, kostenfrei und, wo möglich, nicht zu Fuß. Ich habe noch keine zehn von Eifer und Thätigkeit zeugende Gesichter ausgefunden, und diese wenigen doch meistens am Spieltische, nicht einmal beim Tanze. Die belebtesten Gespräche hört man noch, wenn die Brunngäste Abends in allen Gängen und Alleen

herumschleichen, über das Essen, die Tischgesellschaft u. s. w. murren, räsonniren und brummen, weshalb wir Beide ja schon längst, wie du weißt, alle Brunnsäße in Brummsäße umgetauft haben. Häufige Ausnahmen hievon macht freilich, wie überall, das liebe Frauengeschlecht, nebst einigen auserlesenen Zierlein, die sich Gottlob in jedem Bade finden, und deste froher wird man auch, wann nun einmal plötzlich ein recht warmer Mensch hervortritt, um uns jauchzend zur Fahne seiner eignen Freude zu rufen. O hört es doch, ihr Menschen: Nie werdet ihr selbst heiterer sein, als in jenen Momenten, wo ihr fühlt, daß die Gottheit euch gewürdigt hat, Andere zu erheitern. Welch seliger Augenblick, wann ein menschliches Lächeln der wohlthätigen Mitterhand ihr ewiges Zürnthern abschmeichelt, und wann nun der glückliche Mensch selbst das Wonnekörnchen der Freude über seine Brüder gießen darf!

Aber ich sprach von Musik; und, August, was habe ich heute erlebt!

Still und sittsam lag ich oben am Wallhügel, in Betrachtungen über die Landschaft und die zweifache Welt unter mir versunken. Nichts die wimmelnde bunte, große, elegante Badewelt um die Brunngebäude

herumbrummend, und links ſogleich das damit zuſammenſchmelzende kleine Dörfchen und ſeine friedlichen Tagelöhner, von welchen nur zuweilen einiges Leben aus ihrem obſtreichen Hügel hervorblickte, oder im Geſchrei ſpielender Kinder und im Klirren ſcharfgehämmerter Senſen herübertönte.

Der auffallendgrelle Abſchnitt dieſer beiden Klaſſen an einem ſo kleinen Platze ſetzte mich nach und nach in Angſt, oder doch in jene ſeltſame Uebellaunigkeit, die mir zuletzt gewöhnlich naſſe Augen macht.

Auf einmal trieb mich Etwas empor, und hin nach jenen ſchwarzen Felſen, zu den Aeolsharfen im hohlen Stein. Leiſe öffnete ich die Harfenthüren und ſetzte mich unter das hohe Gewölbe. Aber alles blieb ſtill, die Winde ſchlummerten, und mattwarm zog die Luft um mein träumeſchweres Haupt.

„Georg!“ dachte ich, und ſpähte nach den Reſten eines angefangnen Schwalbenneſtes umher, das er mir hier einmal zeigte, wovon aber jetzt auch keine Ruinen mehr zu ſehen waren. Nie hatte irgend ein Thier ihn ſo ſehr gerührt, als jener ſonſt ſo geſellige Gaſt in dieſer romantiſchen Einſamkeit, aus welcher nachher vielleicht nur die Stimme der Harfen ihn vertrieb. Du weißt, wie wunderbarſchnell zahme und wilde Thiere den Herzog liebgewannen, und gewöhnlich, ſobald er rief, ſelbſt ihre Wärter verſchmähten, um ihm

nachzufolgen. Diese Schwalbe aber mußte ihn wohl wegen ihres sonderbaren Sinnes vorzüglich interessiren. Ueberhaupt ist und bleibt es doch ein Zug des genialen Menschen, daß er so stark vom Außerordentlichen ergriffen wird. Sein Glück leuchtet ihm viel heller ein, wenn er z. B. in der Liebe die Freundschaft, oder gar in dieser plötzlich die Liebe findet; so wie wir uns auch am innigsten gerührt fühlen, wenn einmal in der Kirche Schule, oder in der Schule Kirche gehalten wird. „Du kleiner Vogel! seufzte ich: Warum wolltest du nicht hier wohnen! Ich wäre bei ihm geblieben; ein Phönix in dieser Halle; und erst da hättest du entfliehen sollen, als er selbst aus seiner Asche aufflog, um in die Länder des ewigen Frühlings fortzuziehen!“

Ein melancholischer Laut unterbrach mich und goß Kälte durch meine Glieder. Wie Unkenruf aus dem fernen Moor, fing es mit zitterndem Dröhnen an. Wie von hellem Grillengeschrei füllte sich dann die Luft; aber bald dehnte sich's zum tausendstimmigen Choral, wozu der Waldbach tief aus einer fernen Grotte Baßstimmen heraufmurmelte; — eine wahre Orgelmusik, in welche das leise Sonnabendsgeläute von mehr als zehn Dorfglocken fiel! Liebliche Stimmen ließen sich zuweilen hören; mancher süße Schall sprach das Leben an; gewiß es blieb nicht freudenleer, sogar die Waldvögel sangen

von außen, und die nahe Glocke von Glücksbrunn läutete so leutselig herein, und brachte eine gewisse gesellige Staffage in diese Wüste von Klängen. Aber es gebrach doch überall an Trost, und Vergänglichkeit blieb der ewige Grundton der Harfen; Vergänglichkeit wallte und bebte dumpf und unsicher immer fort, gleich einem verborgnen unterirdischen Meere.

Starr heftete ich jetzt meine Blicke auf eine der dunkelsten Stellen in dieser stillen Gruft, wo aus einem Spalte der lange Streif eines blendend weißen Gewandes hinter der Felsenmauer hervorschimmerte. Ja, Bruder, es war so! Du kennst meine hellen Augen. „***!" stöhnte ich; aber schwebend und ohne Fußtritt zog es sanft wieder hinüber, in die Nacht zurück. Ach! Alle Töne in der Natur waren für mich verhallt, und mit Grausen bemerkte ich, daß selbst die Harfe jetzt schwieg. Doch, Gott! da kam es noch einmal wieder, heller glänzend als zuvor, aber so fein, wie der Schimmer eines Schattens. Und ich nahte, und rief melodisch aus: „Wenn dieser Boden deinen Fuß nicht entweiht, so tritt hervor, — ja, komm herab!" Und ich sank auf meine Knie und breitete die Arme aus; aber ich fühlte nur einen leisen Kuß auf dem geschloßnen Auge; ein himmlisches Klingen fuhr plötzlich durch meinen Busen; alles verdunkelte sich, und von den Harfen her entspannen sich in diesem Augenblicke wieder neue einzelne Töne

aus dem vorigen Nichts. O hättest du gehört, wie diese Tonmassen im brausenden Windstoße nun rollten! Selbst beim Nacherzählen wünschte ich, du wärest da und verließest mich nicht! Das ist ein fürchterliches Instrument! Kriegestrommeln wirbeln in der Ferne; das Todesgeschrei der Erschlagnen wimmert schrecklich ins Herz; Leichenmusik und Sterbeglocken tönen drein; Harfentaute greifen wieder anmuthig in einander; unten aber kocht das alte Meer düster fort, auch außen vor der Höhle bist du noch von schwarzen Felsen umgeben, an welchen sich nur sparsam das Lebensgrün hinaufwindet. Aber sey getrost. Du thust fünf Schritte, — und der Werragrund in seiner schönsten Herrlichkeit, und elf Dörfer im himmlischen Lichte der Sonne schwimmend, lächeln dich an!

Heftig bewegt rannte ich hinab, um mich unter die dichtesten Menschenhaufen zu stürzen. Hinter mir streckte die Ewigkeit ihre Riesenarme dem fliehenden Menschenleben nach.

O du rosiger Sonnenschein, freundliches Licht! Du bist die holdeste Erscheinung in der Natur. Der Mensch erblickt dich und sein Herz wird froh. Der Hahn verkündigt in der Morgendämmerung mit fröhlicherem Gesange dein Werden und weckt die sanftere Thierwelt zu deiner Feier, und selbst der kranke verlorne Keim im

düstern Gewölbe lenkt strebend die Spitze nach dem hellen Mauer-Spalt und erfrischt sich und will an der Lichtseite grünen!

Ich fühle es fest, mein Freund — in diesen Gegenden beschattet mich irgend ein ungeheurer Geist und spricht mit Klängen, die der Erde nicht angehören, wunderbar in meine Brust herein: aber, seltsam! er weht nur an gewissen Orten, und ach, welch ein köstliches Leben goß mir jetzt, als ich hinab kam, das warme Licht der Abendsonne wieder ein! Ich sage dir: der Körper und seine Schwächen sind nichts; aber bei Gott! der Mensch ist wirklich so wahrhaft und ewig da, wie die heiligen Dichter im geweihten Momente des Glaubens ahnden, und er wird noch zur Besonnenheit genesen, und er wird sich einst im heiligen vollwallenden Himmelsmeere des Lichtes baden!

Unten begegnete mir Minchen, welche die Harfe besuchen wollte und sich zum Umkehren bereden ließ. Wir haben uns seit einigen Tagen, ohne Rückhalt, einer gewissen Zärtlichkeit überlassen, welche gleich bei unsrer ersten Zusammenkunft aus dem reinsten Wohlwollen entsprang und so innig geworden ist, als sie zwischen Personen, die sich weder lieben dürfen noch wollen, zu bestehen vermag. Es ist mir selbst oft unbegreiflich, wie dieses liebe Kind,

bloß durch ſeine unſchuldige Heiterkeit, eine ſo unbedingte Gewalt über mein ganzes Weſen hat erlangen können! Auch jetzt jagten uns liebliche Wechſelſcherze ſehr bald wieder in die Stimmung zweier ſpielenden Kinder hinüber. Wir belauſchten den Geſang der Vögel am kleinen Eichenwald im Thale, worinnen mehr als zwanzig Finken ihre Wettgeſänge einander zuſchmetterten. Ich mußte wieder über Minchens tiefen und feinen Beobachtungsgeiſt erſtaunen, mit dem ſie den kleinſten Wundern der ſchönen Natur nachſpühet, ohne über dieſe in der gewöhnlichen blühenden Extaſe empfindelnder Frauen und anderer Fremdlinge in der Natur eher auszubrechen, als bis ihr gefühlvolles Herz wirklich überfüllt iſt. Ich meines Theils, als ein ausgemachter Freund von Theorieen, erläuterte ihr bei dieſer Gelegenheit meine Theorie vom Geſange dieſes eigenſinnigen Vogels, die ich jetzt bei den hieſigen Vogelſtellern vollends berichtigt habe, und auch dir mittheilen will, damit doch, — wenn du etwa deiner lieben kleinen Auguſte einen Finken kaufen willſt, — meine Briefe auch von einigem Nutzen für dich ſeyn mögen. Kaufe nur jeden Finken nach meinen Kategorieen; d. h. nimm ihn vorher erſt nach Anleitung derſelben zu Protokoll, und du wirſt nimmermehr betrogen!

Den deutſchen Finkengeſang bemerken wir nämlich:

an der rohen Beſtialität.	an der gemeinen Natur.	an der ſchönen Seele.	am Kunſtgenie.
Wildes Geſchrei in ganz Deutſchland.	Rhön- u. Thüringer Waldgeſang.	Thüringer Waldkopfelſchlag und Harzſchlag mit der tragiſchen Kataſtrophe.	Harzwaldkopfelſchlag mit dem Kunſtriller.
Formel: Wiwiwiwiwi Jajajajaja Dieda.	Formel: Zwickzwickzwick Zweria Jajaja Paraduzzia Gabir.	Formel: Zizerizizeri Zerößa Jajaja Sparbarazierzet.	Formel: Zizizizizizizizi Jajajajajajajaja Rrrrrrrr Jiiiiiii Zeeeeer.

Du ſiehſt hieraus, daß die Muſe dieſes ſeltſamen Waldvogels ihren Flug nordwärts nimmt. Will dir nun ein Verkäufer weiß machen, ſein Finke mache z. B. das „Hochzeitbier" oder „gib mir gib mir meine Gerichtsgebühr" u. ſ. w., ſo darfſt du ihm nicht eher glauben, biſt der Vogel dir ſelbſt durch den Schluß der obigen zweiten Formel Stand, Namen und Vaterland erwieſen hat.

Minchen bekam Luſt, mich zu einem Vogelfänger in dieſem ſtillen Dörfchen, deſſen Hütten nahe am Walde liegen, zu begleiten. Wir ſchlichen auf dem grünen Raſen vor ſeiner Wohnung herum; aber es zeigte ſich Niemand, wiewohl der Backofen rauchte und die Gerüche des warmen Brodes ſchon umherzogen. Die Frau allein ſchien einheimiſch, und eine ungeheure Holzbürde, die ſie vielleicht vor kurzem erſt nach Hauſe gebracht, lag noch ungeöffnet vor der Thüre, mit dem feſt daran klebenden weichen Mooſe, das dieſe Arme für ihre gedrückten Schultern unter die Tragbänder gefüttert hatte. Von einer zweiten Bürde, die bereits zum Backen gebraucht war, ſah man noch wenige Reſte liegen — aber genug, um uns die heute ſchon zweimal getragne Laſt zu beweiſen! Das ſtarke und wohlgebildete, etwas blaſſe Weib grüßte uns jetzt aus dem Fenſter und ſah freundlich auf den Waldpfad hin, von dem ihre drei Kinder eben mit dem Freudengeſchrei „Er kommt, Mutter!" herbeiſprangen.

So breit und kräftig auch die herkulischen Schultern meines Holzhackers waren, so müde schien doch der ganze Mann. Gott im Himmel! Alles an diesem Bilde war so matt! Der schwerbeladene Schiebekarren stand jetzt vor der Thüre, und der arme Tagelöhner hatte kaum die vornehmen Gäste mit lächelndem Seufzen bewillkommt, als ihn die Müdigkeit zum Sitzen niederzog; und nun mußte die Last, die ihn so hart gedrückt, seine zerstoßenen Glieder selbst tragen. Aber das Lächeln der müden Frau, womit sie ihm von der Stubenbank, auf der sie zu knieen schien, ihr tröstendes „Da bist du ja!“ leise zurief, gab seinen Mienen doch einen gewissen Stolz; und von diesem Augenblick an wuchs das Interesse des ganzen Gemäldes in rührender Heiterkeit mächtig empor. Zwei Knaben sprangen schon wieder aus dem Hause und jeder brachte dem Vater ein Stück schwarzen Speckkuchen, das ältere Mädchen aber reichte ihm ein vollgefülltes Fläschchen Branntwein. Jedes Kind hielt dabei sein eignes Stück Kuchen bereit. Alles biß nun fröhlich an, und auch die Mutter schien erst jetzt den ersten Bissen der vertheilten Kost zu genießen. Der Vater nahm aus der Hand des kleinsten Lieblinges zuerst sein Stück an, nippte nur ein wenig aus der Flasche, und schickte diese sogleich der Mutter an's Fenster hin. Das gute Weib richtete sich lang empor, und trank, indem sie den Mann mit sichtbarer Freude anlachte. Gewiß, sie hatte lange keinen

Branntwein getrunken! Auch Minchen schien dieß aus ihren Blicken zu errathen. Ich sah sie eine rasche Bewegung mit der Hand nach ihrer Borse machen und zu der Frau ins Haus laufen. Bald kam sie, ein Stück Kuchen in der Hand, mit glänzenden Augen wieder heraus und mischte sich unter die Kinder, während das Weib dem ahnenden Manne vom Fenster her einen Blick gab, der ein großes Glück verkündigte und mir im Herzen wohlthat. Der stärkere und leichtere Theil meiner Gesellschaft, die Kinder, Minchen und die Vögel, schrie jetzt laut auf. Denn nicht nur vor und hinter den Fenstern hingen die schönsten und lustigsten Singvögel, sondern auch über der niedrigen Thüre zwitscherte es in den Nestern, und die Schwalben, diese werthen Gäste, die der Landmann unter seinem gastfreien Dache immer heilig hält und hegt, flogen schwirrend aus und ein; auch hatte der erfrischte Vater sich endlich bewegen lassen, die an seinem erbeuteten Leseholz befestigten Säckchen mit den heute eingefangnen Vögeln vorsichtig zu öffnen, worüber alles in große Freude gerieth, selbst die herzukommende Mutter nicht ausgenommen, die ihren Mann freundlich einen Vögelnarren schalt. Aber der Mann mußte sein Holz noch spalten, denn morgen ist Sonntag. Das sanfte Weib durfte nicht reden als wir schieden, aber sie hatte Thränen in den Augen. Arme Menschheit, wann bricht dein ewiger Sonntag an!

Doch nein, gutes, ehrliches Paar! ich habe Euch heute in einer Stunde geſehen, wo Ihr, auch ohne Minchens Gabe, glücklich waret! In Euern Thränen ſah ich doch Euer Glück ſtill zum Schöpfer aufſchimmern. Gott gebe Euch einen frohen Sonnabend; und morgen dürft Ihr einmal ſchlummern, — ja fortſchlummern, bis die Sonne aufgeht! Auguſt, ich wollte, Minchen hätte ihnen erſt morgen gegeben, denn heute hatte ſchon die Armuth ihre Herzen mit dem Reichthume des Himmels erfüllet! O, Ihr Reichen, wie ohnmächtig, wie arm ſeyd Ihr doch! Ausbeſſern könnt Ihr, helfen höchſtens, — geben faſt nie!

Als wir uns trennten, ſagte Minchen: „In einigen Tagen erwarte ich meine Freundin Klothilde.“ Ich vermochte hierauf kein Wort zu erwiedern; denn, Bruder, es überlief mich kalt. Ich habe ein ſolches Weib nie gekannt. Aber, warum denke ich mir bei dieſem Namen immer einen andern? Und, woher dieſe Schauder in den Tiefen meines Lebens?

Gute Nacht, mein Freund.

Vierter Brief.

Von der Höhe des Inſelbergs, den 18. Jul.

Denn von dieſer muß ich dir heute noch ſchreiben. Da ſitze ich zwar in Liebenſtein, ſtehe aber feſt auf meinem Sinne, noch dieſen Morgen auf die Bergſpitze zu reiten. Drei Officiere, ein Doktor Juris, Minchen, und zwei andere ſchöne Frauen wollten mich begleiten. Aber Jedermann ausser mir behauptet, es müſſe dort oben auch ſo regnen wie hier unten, — wovon ich noch keinen Grund einſehe.

Ein parfümirter Juſtizrath hat alle Begleiter von mir abgewandt, — nicht durch Gründe, ſondern bloß durch vorgeſpiegelte Möglichkeiten und geſetzte Fälle, die er vorhin auf Minchens Zimmer im Herumgehen ſetzte. Aber der Menſch iſt für Minchens Haushaltung wichtig; denn man ſagt, er wolle die ahnenfeſte Tante heirathen. Lieber Himmel, es iſt als wollte der Gott der Mode ſeinen Einzug in den Tempel der Heraldik halten! Und dieſes gute Mädchen, — wahrlich, ſo heiter ſie auch ſcheint, ſo unglücklich lebt ſie doch bei der Tante! Geſtern habe ich die Einſame belauſcht, wie ſie ſich auf

einer Bank im Walde der Trauer überließ. „Ach, seufzte es dort, wenn sie nun auch das Reich meines Glückes zerstört haben; wenn nun diese Seligkeit entflohen ist, nichts, nichts davon zurückbleibt als das unsterbliche Sehnen in meiner Brust nach dir, du herrliche Frühlingszeit: o so wird mich doch der Nachhall noch beglücken, und dein Andenken soll mein Herz am Leben erhalten! Und wohl mir, man wird mich zurückwünschen wenn einst die Formen dieser leidenden Hülle verstäubt sind und das Bessere schon über dem Thale der Zeit lebt.“ August, welch ein treues Bestreben, den Frieden mit ihrer Seele und den Menschen zu erhalten, lag in diesen Worten und im Ton ihrer Stimme! Und dann schlich die Schwermüthige so leise und zärtlich über die frischniedergemähten Blumen der Waldwiese hin, wie die Liebe über einen Kirchhof.

Aber der Justizrath! Muß ich dir etwas von ihm sagen! Er spricht sein Nichts über Alles aus, und wirklich erschöpft er Alles über Nichts. An Alter und Kraft ist er ein starker Funfziger, an Eitelkeit ein weibischer Sechzehner. Er gehört unter jene faden gemeinen Halbmenschen, die schon in der ersten Jugend ihrer bisher noch im Rest fortgeführten Lebenszeit gestorben sind, zum Unterschied vom himmlischen Genius, dessen Leben erst mit seinem Tod, in erhabner Unabhängigkeit von Neid und Verleumdung, eigentlich zu blühen anfängt.

Im Disputiren führt er, statt aller Gründe, selbsterlebte Beispiele an. Wenn du ihn über etwas Wunderbares oder Gutes rathen lässest, so räth er, dir zum Possen, sogleich mehr als möglich ist. Auch prätendirt er vom Nächsten das Unmögliche, und verlangt zum Exempel von Einem der ein guter Schwimmer ist, daß er, trotz dem Ideal einer Forelle, den Rheinfall in gestrecktem Trabe soll hinaufschwimmen können. Latein und Griechisch hat man ihm vermuthlich auf irgend einem Gymnasium inokulirt, und zwar, wie jetzt in manchen dieser Vacciniranstalten Mode geworden ist; — nämlich so, daß dadurch sein Geschmack vor der Ansteckung mit den ächten alten Sprachen auf ewig gesichert ward. Er macht indessen Verse — d. h. eine Art von epischen Hypermetern, die aber, da sie ohne Kopf gemacht werden, doch auch zugleich miurisch sind. Seine Art zu seyn besteht, ohne sich je der Heiterkeit zu nähern, in einer gewissen beständigen Lustigkeit, die seinen Nächsten zur Verzweiflung bringt. Meinetwegen sey ein jeder Rath lustig; das macht ihn noch nicht zum lustigen Rath; aber der Witz dieses Raths ist so beschaffen, daß dadurch jeder Eigenthümer, er sey Rath oder Unrath, zum Pritschenmeister wird. Alle seine Witze sind von mißgeschaffener Art. Sie werden meistens zu spät geboren, wiewohl sie ihrer Natur nach auch wieder abortiv sind. Ein grosser Thor kann oft sehr interessant für mich werden;

aber dieſer Thor iſt kein guter, ja ſelbſt kein warmer Apologet für die Thorheit. Ueberall, wohin du mit ihm willſt, bleibt er Nichts, und der ganze Menſch iſt nichts weiter, als ein organiſirter Windſtoß. Bogenlang möchte ich auf ihn ſchimpfen!

Nein, man muß auch zuweilen die Natur braviren und ſich nicht zu ängſtlich um ihre Launen bekümmern. Die Natur kümmert ſich auch wenig um uns, und fragt zum Exempel gar nichts darnach, ob ſie mich heute um die Bemerkungen eines Doktor Juris über eine große Ausſicht, — oder doch wenigſtens um dieſe ſelbſt prellt? Ich will einmal ſehen, wo das hinaus ſoll?

Es regnet freilich ſtark; aber ein Marqueur ſagt mir eben, da unten ſey ein Schimmel, der ſein akkordirtes Geld verdienen wolle; und ſein Herr, der mich begleiten ſolle. Nein, ſage ich dem Marqueur; aber es iſt ein Herr unten, der den Schimmel und mich prellen will; und ſein Schimmel, der ihm mein akkordirtes Geld verdienen ſoll.

Dieſer Marqueur hat übrigens gar nichts dagegen, daß ich reite, und das iſt mir ein wahrer Troſt! Auch Minchen will an mich denken, und der Aveona eine Schale Wein gießen für ihren Freund.

Da ſitz' ich im Dörfchen am Fuße des Bergs, ohne dieſen zu ſehen, und melde dir, die Schreibtafel auf einen Mehlſack gelegt, daß ich mich in dieſer ſchönen praſſelnden Mühle von Herzen ärgere.

Zwar es ging alles gut. Wir wurden nicht ſehr naß, und ſo wie wir erſt mehrere Höhen errungen hätten, ſah ich die Regenſtürme nur noch in den Tiefen herumwegen; aber oben über dem Thüringer Waldgebirge ſtanden ſingende Lerchen in langen Streifen des köſtlichſten Blaues; dort ſchienen die Pulſe der Schöpfung ruhig zu ſchlagen; balſamiſche Luft umfloß mich ſchon; mein Herz ſchwoll von Sehnſucht nach jenen Bergen empor, und alle Tonſtröme meines Lebens ergoſſen ſich wieder harmoniſch in den großen Päan der Natur. Endlich ſtiegen wir ins Dorf nieder; ein bunter Hochzeitszug begegnete uns, und der eherne Mund der Glocke rief heiter durch die blauen Himmelsklüfte zum bräutlich lachenden Tempel. Wie ſchön kam mir die Braut vor, wie unſchuldsvoll und ruhig ihr Blick unter dem gewiß wohlverdienten Kranze! Helena war ihr Name. Du holde Waldblume! Wahrlich, du wirſt die Treue feſter halten als deine griechiſche Schweſter, die reizende Tyndaris! Aber kein Geſang wird dich verewigen, wie jene ſtolze Dioſcurengeſchwiſterte, um derentwillen Ilios in Trümmer ſank! Und dennoch beſtandet ihr beide aus Fleiſch und Blut.

Es ist doch ein wahres Kreuz und Unglück, August, daß nicht jede brave Seele zum Rang einer poetischen Person gelangen kann!

Dieser fatale Umstand machte mir schon wieder Grillen; und während ich mit diesen so langsam fortzog als der Schimmel wollte, — und das war sehr, — brach auf einmal ein Regen von der Seite mit solcher Gewalt herein, daß wir in gegenwärtiger Mühle einsprechen mußten. Im Anfange ging indessen auch hier alles gut. Dieser Müller ist ein sehr jovialischer Mensch, und mein Bote manövrirte so geschickt gegen ihn, daß wir sehr bald hinter seinen frischgebacknen Kuchen, weiß wie Schnee, zu sitzen kamen. Außerdem schickte uns der Himmel plötzlich noch eine Physiognomie in die Stube, von der ich mir im ersten Augenblicke sehr viel versprach, — wenn auch nichts Gutes. Es war ein ächter Wald-Bravo, ein gigantischer Kerl, in dessen Gesicht sich der Holz-, Wild- und Forellen-Diebstahl in der höchsten Vollkommenheit darstellte; der Müller behauptete sogar nachher, er sey auf alle Gegenstände in der ganzen Gegend aufmerksam und nehme es auch mit manchem Reisenden ziemlich genau. Allein bei dem allen sah ihm doch, nächst wahrem körperlichen Wohlbefinden, auch eine gewisse komische Gemüthskorpulenz und eine so bestimmte gute Laune aus den Augen, daß man Zutrauen fassen mußte.

Ohne uns zu grüßen sprach er den Müller mit einer freundschaftlichen Maulschelle an, und erzählte sogleich, beide Fäuste in die Seiten gestemmt: „Es war einmal ein Müller, der war in seiner Mühle wie ein harter und grausamer Richter. Er hatte eine Geige, darauf spielte er den ganzen Tag allen seinen Säcken vor, und so oft sie nicht darnach tanzen wollten, strafte er jeden nach Gelegenheit um eine Metze. — He, Müller! Feuer auf die Pfeife will ich!“

Der Müller schlich langsam zum vordersten Sack und strafte diesen auf frischer That um etwas mehr als eine Metze; und der Kerl schrie, indem er um Feuer zu holen hinausging und den Sträfling näher betrachtete: „Dacht' ich's doch, der Sack gehört meiner Frau!“

„Ich stehe, erläuterte der Müller, bei unserm Förster als Kreiser in Diensten, und weil ich diesen Allerweltsstrauchdieb ein Paarmal tüchtig habe abstrafen lassen, so hält er mich nun überall zum Narren.“ Er öffnete hier die Küchenthüre, um ihn nicht aus den Augen zu lassen.

„Holla, Müller, rief Jener, komm, wir wollen Verse machen; — aber sie dürfen sich nicht reimen.“ Der Müller war es zufrieden, und der Kerl fing das bekannte Ding an:

„Wo bleibt die brüderliche Liebe?
Die ganze Welt ist voller — Müller!“

Mit komiſchem Zorne ſprang der Müller, der das im Ernſt übel zu nehmen ſcheinen wollte, empor, und brachte, nach einigem Beſinnen, folgenden Vers zur Welt:

„Schweigt, Nachbar, denn ich ſag' es euch jetzt unverhohlen:
Ihr habt im Wald mir manchen ſchönen Baum — abgekauft.“

„Hol dich der Kukuk!“ rief Jener, und fing nun in Proſa an, meinen etwas magern Hauswirth recht nach dem Leben abzukonterfeyen. Er habe, meinte der Maler, in ſeinem ganzen Leben noch kein anderes Glas Doppelbier getrunken als Dünnbier vor'm Spiegel, wo ſich jeder Narr ſelbſt Doppelbier brauen könne. Seine Haut ſey ſo dürr und gläſern, daß man ihm die warme Suppe im Munde noch durch die Backen rauchen ſehe. Seit anderthalb Jahren ſchon habe er mehr Beine als Schuhſchnallen, und noch am vorigen Sonntage ſey er für anderthalb Käſe drei Stunden weit Boten gelaufen. Auch bewies er ihm unter andern Sätzen, daß drei Raben, drei Advokaten, vier Schneider und ein Müller, der für drei gelte, zuſammen dreizehn Galgenvögel ausmachten. (Eine Rechnungsart mit benannten Zahlen, die mir in meinen arithmetiſchen Lehrjahren ſehr bequem geweſen wäre, wo ich von der Geduld meines

Vaters oft die Erlaubniß prätendirte, z. E. die 100 Schuhnägel vor allen Dingen zu Pfennigen machen zu dürfen!)

So wie die offene Feindschaft dieser zwei Menschen nach und nach ins Heroische überging, gerieth ich selbst wieder, wie vorhin bei'm Anblicke der Braut, mit meinen Vergleichungen in die alte Geschichte hinüber. Und wirklich ist sehr oft die Feindschaft unter zwei solchen Lumpen, — die, um mich eines Wiener Ausdrucks zu bedienen, für drei Batzen ihren Schöpfer in allen lebendigen und krepirten Sprachen lästern, — im Grund eben so groß und arg, als z. E. die Feindschaft zwischen dem Markus Antonius und dem Octavius Cäsar, welche sich doch bekanntlich von Königen Feuer auf die Pfeife holen, von Königinnen die Stube heizen ließen. Der einzige Unterschied besteht höchstens darin, daß der Haß meiner modernen Menschen in seinen Folgen nicht so unübersehlich und respektabel ist, als jener, und zum Glück dem Weltregimente nicht sogleich eine andere Form gibt!

Kurz, seitdem der Müller endlich den Bravo zur Thüre hinaus warf, ist schon eine Stunde verflossen, und der Regen strömt noch immer. Wäre nun Minchen hier, und die Andern, — welcher köstliche Aufenthalt! Aber der Justizrath — ja er ist an allem Schuld! Vielleicht wären wir früher abgereist, weil ein Mäd-

chen dabei war; oder ſpäter, weil auch Frauen mit wollten. Und ich denke noch immer, mein eigentlicher Berg, wiewohl er in Nebel gehüllt iſt, hat wenig oder nichts vom Regen gelitten.

In dieſem Augenblicke ſteht die ganze helle Sonne in einem blauen Raume zwiſchen zwei Stürmen da, von welchen der künftige ſogleich über uns hereinfallen muß. Ich fürchtete mich von jeher in ſolchen grell leuchtenden Pauſen. Sie erinnern mich an gewiſſe helle Momente des Lebens, womit das Schickſal zuweilen der leidenden Menſchheit zu ſpotten ſcheint. Da ſteht der Unglückliche mitten im Sonnenſchein, ermattet vom verheerenden Sturme der Vergangenheit, ſtarr hin blickend in die nahenden Donnerwolken der Zukunft. Armer Menſch, keine Rettung iſt für dich! Ein grauſames Licht der Gegenwart zeigt dir die Wagenburg der kommenden Zeit, die mit den Kohorten ihrer ſchwarzen Bilder ſchon von allen Seiten dich umlagert hat, und deine Phantaſie ſteigert in dieſer ſchrecklichen Beleuchtung jene Geſtalten bis zur gräßlich lebenden Erſcheinung! O allliebende Gottheit! Zerſtreue ſie gnädig mit dem Wehen deines himmliſchen Odems!

Es regnet noch, aber sehr fein; ein frischer Wind fährt zuweilen lustig durch die Nebel, und mein Bote glaubt, der Inselberg sey nun unser.

Da bin ich auf der Spitze. Es ist erst Mittag. Meine Aussicht aus dieser Hütte von Zweigen, in welcher unser Tisch gedeckt ist, mag wohl auf allen Seiten etwa zwanzig Schritte betragen; denn selbst das Berghaus ist vom Nebel ein wenig verdunkelt, und unser weidendes Pferd wird nur zuweilen sichbar. Hier oben hat es offenbar nicht geregnet; kaum wie ein Feldthau hat der Nebel gefeuchtet, und durch ihn schimmert bereits oben die Sonne so silbern auf mich herab, wie der Mond. Uebrigens bin ich schon entsetzlich bange, nämlich dafür, daß meinem Boten etwa die Zeit lang werden könnte! Zum Glück habe ich schon bemerkt, daß seine ganze Mitreise zunächst auf den Magen berechnet ist, von dem er sich überhaupt eine höchstsinnliche Vorstellung macht; was denn freilich wohl keiner Christenseele verdacht werden darf. Ich werde sehr mäßig leben, und ihm alle besten Bissen überlassen, damit er mich nicht störe, wo möglich einschlafe, und hinterher obendrein meine Mäßigkeit und Wohlthätigkeit rühme; — zwei von meinen Extra- und Casualtugenden, die ich noch niemals so neugeboren wie jetzt auf dem

Schooß ihrer Mutter ertappt habe, — welche Mutter ist die Selbstsucht, dieser alte Bergsumpf, der seine Unreinigkeit in alle Silberquellen der Tugend träufelt! Für den Schimmel sorge ich nicht. Ihm ist recht wohl. Ueberhaupt machen doch die Menschen dem Dichter viel mehr Mühe, und die Thiere viel öfter Freude; und unter den letztern wieder ein Vieh vor dem andern. Z. E. So wie die Poesie im Ganzen der Thorheit weit größere Fortschritte verdankt, als der Weisheit, so wird insbesondere ein Philosoph in der reinen Dichterwelt ewig angefeindet, wenigstens mit solchen starren Blicken betrachtet werden, wie etwa ein steifer, quacksalbernder Spießbürger; aber ein Affe ist ein wahrer Doktor gegen die Selbstgeringschätzung und Furchtsamkeit blöder Poeten. Ferner: Ist nicht der wiederkauende Ochse im Gras ein reicher Trost für unruhige Geister? Aber freilich der Esel unterm Sack ein wahrer Giftmischer für die Geduld!

Es war groß und herrlich! — Der Himmel bewahre mich vor dem Unternehmen, dir eine Bergaussicht zu schildern; aber erzählen muß ich dir doch davon. Ueber meiner Episode von den Menschen und Thieren sandte ich den Blick in die Nebel, und zufällig dahin, wo keiner mehr war, nach dem Ettersberge bei

Weimar. Dort hatte der Oſtwind den Schleier zerriſſen; blau ſchimmerte der Himmel und röthlich die ſonnenbeſtrahlte Erde hindurch, und langſam, aber unwiderſtehlich, wie die Zeit, ſchritten nun die Wolkenrieſen nach Weſten fort. Ich ſelbſt ſtand noch, wie ein Moſes, über den Wolken. Dein liebes Mutterland ſchimmerte gleich einem Paradieſe herüber, und der dreifache Gipfel des alten Blocksberges grüßte mich ſo ernſt! Endlich lag auch das waldige Heſſen- und Fuldaland mit ſeinen romantiſchen Bergköpfen aufgeſchleiert da. Nur Franken und die hohen Rhöngebirge kochten noch unter den Dämpfen des Himmels. Aber allmählich ballte ſich Alles zuſammen, und zog, weißlich wie Schafheerden, dem Horizonte zu. Das, was ich für eine Wolkendecke des ganzen Himmels gehalten hatte, war nur ein langer Nebelteppich in der Nähe der Thüringer Berge geweſen, und mit Jubel bewillkommte ich ſchon nach einer halben Stunde die Spitze des heiligen Kreuzberges und das runde Zelt des ganz erheiterten Himmels.

Wie herrlich erwärmt uns doch die Juliusſonne in einer ſo reinen, Glieder und Nerven ſtählenden Bergluft! Das Herz geht für die Bilder der ganzen Welt mächtig auf, und alles Gemeine kommt uns ſo klein vor, als hätten wir es im Heraufſteigen, wie ſchlechte, ſchwere Gewänder, abgeworfen. Von ſolchen Höhen iſt alle Schwüle auf ewig verbannt.

Dort, wo des Mondes letztes Viertel noch freundlich über dem Horizonte hängt, Auguſt, dort ruht meine Heimath, blau dämmernd, wie das Land meiner Jugend, das in ihr, ſchon halb unſichtbar, verſunken und verſchloſſen liegt! Jener heitere Stern ſcheint ſein ſanftes Licht auf die Friedliche herabzugießen. Auch in der Ferne bleibſt du dir ähnlich und treu, du kleiner mütterlicher Ort! Mich dünkt, ich ſehe tief in den Buſen des engen Wieſenthales hinein, wo oben zwiſchen zwei Waldbergen die ſchöne blumige Stelle lachte, die ich ſo oft betrat, um mit all den freundlichen Singvögeln die Morgenſonne zu grüßen. Freund, ich habe ſie einmal wiedergeſehen! Wie wohl hatte die Natur jenen ungeheuern mooſigen Baſaltſtein auf der Bergwieſe oben am Wald aufbewahrt, wo mein guter Vater ſo oft in der Frühe ſaß, und, überwältigt von ſonniger Freude, dem ſpielenden Knaben lehrend zurief: „Gott ſey doch noch ſchöner als dieſe leuchtende Herrlichkeit mit ihren Nachtigalltönen.“ Du Edelſter! du freundlicher vor vielen Gotteslehrern, wie lächelteſt du da! — O lächle auch jetzt herab! Dein Leben war dein Lehrer; deine Lehre war deine That. Sieht nicht noch in dieſem Augenblicke mein Geiſt dort die Spuren deiner Schritte im Morgenthau, in die ich ſo gern trat, und die du dem Knaben zu Gefallen ſo gern vor den ſchönſten Wieſenblumen vorüber lenkteſt! Wie ähnlich hatte ſich jene

ſchwarze Stelle des Baches erhalten, wo er unterm dunkeln Laubdache eines Haſelnußgebüſches bei der großen Eiche ſtill heraustrat, über ſchwarze Baſaltkieſel hinglelkend, während er oben im Dickig ſanft zu jenen Morgenmelodieen murmelte, die den gotterfüllten Mann entzückten. Eine einzige Veränderung fand ich dort im vorigen Jahre. Unſer alter Pfad, der über die Wieſe in den Wald führte, war weiter hinab den Bach entlang getrieben, deſſen grüne Schnur von hohen alten Erlen, der Tiefe des Thales ſanftgeſchlängelt folgt. Noch eine, faſt verlorne Spur zeigte ſich von meinem lieben alten Pfade, wo ich immer mit meinem Geſpielen Wilhelm aus- und einſchlich, wenn dieſer Schmetterlinge von dem Schmelz der tauſendblumigen Wieſe abfing. Welche Menge ſchöner Blümchen, alle von uns ſelbſt benamt: — Fleiſch-, Kukuks-, Schmeer- und Klotzblumen, Oſterſchellchen, Katzenpfötchen, Blutnelken und der balſamiſche Quendel. Ach ja, dort hatte die Zeit ſchon den erſten Zahn angeſetzt; denn die Rispeln der Quendelblüthe waren bereits bis in die Mitte des verlaſſenen Pfades hereingelaufen, von dem nun bald der jetzigen Generation kein Andenken mehr übrig ſeyn wird. O Feld, o ſüße Wieſen, begrabt auch mich, den Freund, ſo ſanft unter euern Blumendecken! Aber links wand ſich der Pfad noch eben ſo lieblich waldaufwärts nach Wilhelms Pindus, — einer hohen Stelle, wo wir uns unter jun-

gen Tannenbäumen lagerten. Von da stieg der Weg weiter zu einem steilen Waldwiesenfleck, ewig voll Blumen und Quellen; dort war unser Parnaß, gegenüber erblickte man den Helikon, und überall hörten wir unsern Musenborn (den Kohlbach) unten murmeln. Glaube mir, ich habe nie ein frischeres, anmuthigeres Bächlein gefunden als diesen Kohlbach mit seinen Schmerlen, Aalritzchen, weißen Perlen und spiegelnden Wasserspinnen! Wann die Sommergluth überall brannte, dann stellten wir Durstige uns zu ihm hin in sein saftiges grünes Dickig, und schon der Blick auf dieses schwarze Silber, wenn es über das Basaltgestein hinglitt, kühlte so herrlich unsre lechzenden Herzen! Dick und langsam, wie aufgelöstes Metall, trat Welle in Welle sanft über, deren ruhige Fortbewegung nur durch kleine Grübchen und Kreise merklich blieb. Selbst das unruhigste Herz mußte bei längerem Betrachten dieses so sanften Dahinziehens, in dem eine kühle Welle sich liebend mit der andern vereinigte, eine gewisse lindernde Stille fühlen. Ein jedes Himbeer-, Erlen-, Hasel- und Brombeergebüsch, aus blühenden Waldglocken, Königskerzen und Johannisblumen hervorstrebend, hatte eine eigne und immer schöne Form, und unter jedem schwamm der liebe reine Bach wieder hervor, oder schien gar in seinen beschatteten Tümpeln stille zu liegen. Ueberall war er bei uns.

Ich liebte jenen Wilhelm hauptsächlich wegen eines gewissen ihm eignen vornehmen Wesens. Er zog gern vor Jedermann, selbst vor den kleinsten Bauernknaben, im Dorfe und Felde den Hut ab. Er lief nicht hinaus in die Fluren und Wälder, um, wie Jene, Peitschen zu schneiden, Vögel zu fangen, Nüsse und Beeren zu suchen, sondern er ging lieber, sein schönbequastetes Stöckchen gravitätisch tragend, an meiner Seite spazieren und wir suchten uns schöne Baumgruppen und reizende Aussichten auf. Nur die Schmetterlings- und Käferjagd konnte ich ihm nicht abgewöhnen. Er hatte eine große Sammlung, die ich wegen ihres übeln Geruches verabscheute. Oft, wann wir still betrachtend schönen Naturmassen gegenüber lagen, suchte ich ihm zu beweisen, alles dieß wolle auch leben wie wir, und sey zunächst nur für unsere Beschauung und geistigen Genüsse da; — und so entspann sich gar manches süße poetische Gespräch!

Dort bauten wir auch der Aphrodite, dem Eros, Pothos, Himeros, Hymenäus und allen Göttern der Zärtlichkeit, die wir in Geßners Idyllen und dem mythologischen Lexion finden konnten, kleine Altäre im Wald und opferten ihnen Maikäfer und Maiblumen.

Aber, wer fragt in der ungeheuern Welt nach all dieser Herrlichkeit, die einst zwei Seelen so unermeßlich reich machte! Wer wird je wieder etwas Aehnliches an

jener Stelle fühlen? Kaum wird die Dichtkunſt es vermögen, ſolche köſtliche Reminiszenzen dem fremden Menſchen erträglich zu machen! Die Welt muß gähnen bei einer Darſtellung, welche nur Auguſt mitfühlen kann, bei welcher Wilhelm Thränen der Erinnerung weinen müßte! Ach, ſo zerrinnen ganze Menſchenleben wie Tropfen in dem großen Bildermeer! Doch das Schöne und Heilige ſchimmert in feſter ewiger Harmonie durch alle Gemüther hin.

In jenem Thale entſtand auch mein erſtes Gedicht, deſſen Geſchichte ich dir doch geben muß. Ich ging, etwa acht Jahre alt, im Frühlinge mit meinem Vater nach dem Thale hinab. Unſer Pfad, ein harter Hohlweg in weißen Sand geriſſen, gefiel mir nicht, weil die röthlichen Erdhügel auf beiden Seiten, aus welchen überall Feuerſteine herausblickten, im Glanze der heißen Sonne mir ein gewiſſes ärgerliches, ich möchte ſagen: Angſtſchweis austreibendes, Glinzern zuwarfen, welches mich übler Laune machte. Ich bat meinen Vater, doch lieber am gegenüber liegenden, hier und da mit Gebüſchen bewachſenen grünen Hügel hin zu gehen. Mein Vater zog auf ſeinen Spaziergängen jeden nackten, ſteinigen Weg, von dem er nach reizenden Plätzen hinüberſehen konnte, dieſen lachenden Parthieen ſelbſt vor, weil ſie gerade durch ihre eigne Ueppigkeit ihm oft jede Ausſicht und Augenweide verſperrten; (was

ich erſt lange nachher recht begreifen lernte.) Er ſchlug mir dießmal meine Bitte ab, „weil jener Hügel allzunaß und quellig ſey.“ Nun war, vom erſten Denken an, Waſſer, und beſonders eine Quelle, meine höchſte Luſt. So lange unſer Gang dauerte, hatte ich beſtändig den verbotenen Hügel mit den, meiner Meinung nach unzähligen Quellen vor den Augen; und vorzüglich da, wo er allmählich zum Waldberge ward, glaubte ich unter jedem ſeiner Büſche und Steinblöcke einen Born blinken zu ſehen, nach welchem meine Seele dürſtete. Zuletzt erhitzte ein wahrer Durſt meine Phantaſie noch mehr. Nachdem ich mich zu Hauſe erfriſcht hatte, dachte ich in dieſer Sache weiter nach. Das Bild eines groſſen Fluſſes war mir noch undeutlich und hatte jetzt auch nichts Reizendes für mich. Aber, ein ſolcher grüner, ſammtener Hügel, — und ich, daran ſtehend, unter ſo vielen Quellen, deren Rieſeln wie Geſang in meine Ohren tönte, die alle endlich ihr Silber zu einem Bache zuſammengoſſen, deſſen Lauf ich mit meinen Gedanken bis ins Meer verfolgte — welcher Gegenſtand! Ich verſuchte anfänglich, meine Gedanken durch die Zeichenkunſt deutlicher zu machen; das kleine Bild auf einer Homann'ſchen Landkarte von Heſſen, wovon ich kurz vorher einen buſchigen Hügel mit Wohlgefallen kopirt hatte, gab mir hierbei einige Nahrung; ich legte meinen Quellenhügel mit Röthel furchtſam an; aber ich

konnte ihm keine erträgliche Geſtalt geben und warf bald unmuthig Alles weg. Doch die folgende Nacht hörte ich im Traume meine Quellen rieſeln, trank und ſah ihnen wehmüthig nach bis in das Meer. In dieſem Traum empfing ich ein dunkles Bild von „kleinen Quellen der unſchuldigen Kindheit, welche die Aue des Lebens hinabſpielten, bis ſie zu gröſsern Waſſern erwuchſen und verſchwanden.“ Am Morgen ſchien mir dieß klarer. Ich wünſchte meine Gedanken aufzubewahren, und Andern mitzutheilen, aber die Zeichenkunſt hatte mir hiezu den Dienſt verſagt. Endlich ſteckte ich Schreibzeug zu mir und ſchlich nach dem ſchönen Berge hin. Dort fand ich zwar wirklich einige der geträumten ſüſsen wellenden Brünnlein, aber der Ort ſchien mir am Orte ſelbſt viel gemeiner als geſtern, und ich fühlte mich ſehr zerſtreut. Nachläſſig ſchlenderte ich hinüber an den geſtern ſo ſehr verwünſchten heiſsen Pfad und ſetzte mich ſinnend auf einen Stein hin. Plötzlich ſchienen die geſtrigen Gedanken und nachherigen Träume mein ganzes Weſen, wie mit tauſend Lichtern, zu hellen und zu erfüllen. Ich ſchrieb nieder, was ich muſste, um es meinem Wilhelm mitzutheilen; und, indem ich durch mein Gleichniſs eine Idee darzuſtellen ſuchte, ging all mein Dichten und Trachten, mir unwiſſend, auf mein erſtes Gedicht, welches bald vollendet vor mir da lag. — Ich verſichre dich, Auguſt, es war gelungen; und

das zweite bessere, was ich im folgenden Herbst ausarbeitete und „das Kirchweihfest" nannte, und worin ich „Herbstlichkeit, Freundschaft und unschuldiges Wohlleben" darstellte, hat mir niemals so wohl gefallen als jenes. Ich besitze vielleicht beide noch und will dich einmal darüber richten lassen.

Doch, ich muß wohl nun den weichen Abhang meines Berges umwandeln. Die von allen Seiten heraufziehenden Waldlüfte sind hier so köstlich wie unter den Balsambäumen des Morgenlandes, und ihr melodisches Säuseln gleitet mir süßer ins Herz, als die lieblichsten Honigworte, die je von der Zunge der Liebe träufelten. Ringsumher hat sich mir ein weites, warmes, üppigklopfendes Leben aufgeschlossen; und, wie kann der Mensch noch von Gedichten reden oder Gedichte stammeln, wann ihn die volle Natur an ihren göttlichen Busen lockt und gnädig sein eignes Leben zum Gedicht erhebt!

Lebe so selig als ich, mein Freund!

Fünfter Brief.

Altenſtein, den 19. Juli.

In dieſen ſeligen Thälern und auf dieſen luſtigen Waldhöhen, die Georg, ein wahrer Vertrauter der ſchönen Natur, ſo reizend ausgeſchmückt hat, will ich heute den ganzen Tag wohnen. Auch hier oben wird man, auf Verlangen, mitten im Walde, von Altenſtein aus vortrefflich geſpeiſet und getränkt; und da Minchen geſtern plötzlich, ich glaube nach Eiſenach, verreiſet, und ſchwerlich dieſe Nacht zurückgekommen iſt, werde ich unten im Bade nichts verſäumen und hier oben den heitern, heißen Tag unter dem ſchönen Ahorn- und Buchendickig, das man nirgends ſaftiger finden kann als in dieſen Gegenden, einmal recht gemüthlich verleben.

Vor allen Dingen mußt du mit einem unerwarteten und ziemlich ſeltſamen Funde bekannt werden, den ich noch am geſtrigen Abende machte. Ich verließ ſchon des Nachmittags um drei Uhr den Inſelberg, und fragte, meiner alten Gewohnheit gemäß, den Boten ſo oft und ſo lange, „ob man nicht auch von dieſem Dorfe nach

jenem, von gegenwärtigem Hügel auf den folgenden Berg gelangen könne," bis ich endlich, Kraft meiner guten Laune und der mehrmaligen Erquickung des Weins und Schimmels, kurz vor Sonnenuntergang im Werrathale bei einem ehemaligen Kloster ankam, wo wir alle Drei uns so ermattet fühlten, daß wir vor dem ersten freundlichen Wirthshause nochmals Halt zu machen beschlossen.

Ich setzte mich an ein Tischchen vor der Thüre, um dieser herrlichen Gegend recht froh zu werden, die schon in der Lichtglorie des Abends schwamm. Auf meine Bitte um „etwas Gutes" legte der Wirth den Finger an die Nase. „Das kann ich Ihnen vermuthlich geben," sagte er mit Selbstgenügsamkeit, und brachte mir ein mit französischer Makulatur umgebenes Päckchen, nebst einer Tickerpichten Beuteille. Ich entwickelte schnell etliche Schnitten des trefflichsten Citronenbrods, und — stell dir meine Freude vor, als mir aus dieser Flasche der Geist eines wahrscheinlich ächten Sotteri entgegenschäumte! Ueberrascht von diesen Wundern, nahm ich sie mit zärtlichem Dank an, ließ geschwind meinen Tisch an das grüne buschige Ufer neben die pittoreske Werrabrücke hintragen, ermahnte den Wirthe Mann und Pferd, und fing an, meinen Nektar langsam einzusaugen.

Die tröſtliche Bemerkung, daß meine heutige ſtarke Ermüdung mich nur wohlthätig ermattet, nicht entkräftet hatte, verſenkte allmählig mein Herz in ſtille Rührung. Ich fühlte meine Kniegelenke ſtärker und geſchmeidiger, als ſeit langer Zeit. „O gewiß biſt du es, rief ich aus, und blickte dankbar nach Liebenſtein hinüber, du lieber Quell, in welchen der gute Gott auch für mich Heilkräfte gelegt hat!“ Auguſt, wie reinſelig iſt doch ein Kränkelnder, welcher ſich zum erſtenmal der Hoffnung wieder hinzugeben wagt! Aus meinen Augen floſſen jetzt wohlthätige Thränen, und jeder meiner Gedanken heiligte ſich zum Gebete. Das Leben iſt doch ſo ſchön und hat ſo viele ſonnige Stellen! „O rinne nicht ſo unwiederbringlich hinab! rief ich dem Strome zu: du Bild meines Lebens! Halte dieſe ſanften Wogen zurück, glänzende Nais! Auch ich ſehne mich ja, noch in dieſen blühenden Stunden zu verweilen und ſtill zu liegen im Arme des köſtlichen Lebens!“ Da ſchienen auf einmal ſpielende Weſte die mir vorüberziehenden Wellen wieder rückwärts zu fächeln, wie wenn nach der Ebbe die Fülle der Fluth wiederkehrt. Im grünen Strome flüſterten die gekräuſelten Wogen wie fallende Roſenblätter, und durch die Spiegel der Tiefe fuhr Zinnobergluth des Abendhimmels, wie ein feuriger Schlagſchatten. Es war alles ſo lieblich! Hinter den ſchwarzen Höhlungen der Brücke trank eine heimkehrende

Rudheerde im hellgrünen Waſſer. Am gegenüberliegenden Ufer zitterten ſchwarzgrüne Parreln im Karminblute des Abendgewölkes; die weißen Luſthäuſer des nahen Städtchens ſchrien fröhlich aus dem Dunkel hervor, und in blaſſer Lilafarbe dämmerten die fernen Gebirge. Unten fingen ſchon die Schatten an zu walken, aber oben ſtand noch manche Lerche hell in der Sonne und ſang anmuthiger in das große erhabenleiſe Chor der Ruhe. Ich hob ein köſtliches Brod dankend zum Himmel und warf es ſanft in den Strom, und goß, der Abendröthe zugewandt, ein Glas vom Freudenſaft der Erde in die ſchönen Uferblumen hinab, dem erhabnen Geiſt der Welten zum Ruhme; und meine Augen beteten und ſtrömten freudig über.

Aber als die Schauer des Abends ſanft über Land und Waſſer fuhren, und ſchon die Lerchen, ſüßerſchreckend vor dem Lichte des feuchten Abendſterns, verſtummten und ſich girrend zum Lager auf der ſtillen Erde niederſenkten, da erwachte ich und hörte die Stimme meines redlichen Wirthes, der mich vor ſeinem eignen dürftigen Nachtquartier warnte und mir die Gefahr einer ſpäten Nachtreiſe zu bedenken gab.

„Wie kommen Sie zu dieſen Sachen, Herr Wirth?“ rief ich und ſah ſtarr in einen Heft, den ich während deſſen zwiſchen jenen Papieren, worein das Citronenbrod geſchlagen war, entdeckt hatte.

Ein Reiſender, deſſen Namen der Wirth nicht wußte, hatte vor acht Tagen, von der reizenden Gegend angezogen, hier übernachtet, und die Flaſche nebſt dem Brod im Papier mitzunehmen vergeſſen.

Da wir ſeinen Nachlaß einmal, bis auf den Heft, bereits geplündert hatten, ſo ſteckte ich auch dieſen, nicht ohne Gewiſſensbiſſe, ſchnell zu mir, ſchrieb dem Wirthe für den ſchlimmſten Fall meine Addreſſe auf, und kam noch ſehr glücklich nach Liebenſtein zurück, wo ich ſogleich über meinen Fund herfiel.

Dieſes merkwürdige, unſchätzbare Fragment, woran ich ſchon faſt den ganzen Morgen für dich abſchreibe, um es dieſem Briefe beizulegen, (denn wer bürgt uns dafür, daß es nicht noch heute reklamirt wird?) gehört ſicher, wie du bald ſehen wirſt, einem höchſt wunderlichen Kopfe zu, und ſcheint ein Stück aus dem reflektirenden Theile ſeines Reiſejournals zu ſeyn, was ich aus der wenigen Ordnung ſchließe, die darin herrſcht, und aus dem Numeriren der einzelnen Bemerkungen, das vielleicht zum Behuf eines bequemern Eintragens ins größere Journal geſchah; — hauptſächlich aber aus den hie und da hinzugefügten Tagen und Orten, deren Beiſetzung mir gerade das Intereſſanteſte iſt. Ich ſage dir weiter nichts darüber, bin aber begierig auf deine Meinung vom Verfaſſer, den du vermuthlich eben ſo wenig wirſt errathen können als ich. Einiger Anmerkungen für dich

habe ich mich während des Abschreibens nicht enthalten können.

Seltsam! Gerade als ich vorhin die Nummer 144. schreibe, wobei mein Reisender das Werk „über die Bildung der Thäler" vom Geheimenrath Heim in Meiningen anführt, steht der Verfasser dieses Buchs vor mir! Er kommt von einem geologischen Streifritt aus den Thüringer Bergen zurück. Dort oben hatte der tiefdenkende Mann einige Stunden lang im Schatten herrlicher Bäume gelegen, und, wie er eingestand, eine Anwandlung von poetischen Träumen gehabt, die zuletzt in eine Fabel zusammengeflossen waren. Von dieser theilte er mir den Gehalt der Hauptgedanken mit, und derselbe ist mit der Nummer meines Reisenden auffallend konform. Da heute einmal der literarische Straßenraub zu meiner Tagesordnung gehört, so gebe ich dir die Fabel wieder, so gut ich ihre vornehmsten Bilder und Gedanken jetzt noch aufzufassen vermag. Bei'm Style werde ich mich einer ganz neuen sokratischen Methode bedienen.

Die Bäume und die Hütte.

In den Zeiten der lieblichen Schäferwelt, und zwar in jener spätern Epoche, worin schon Verzärtelung und

Verdorbenheit über ſchöne menſchliche Phantaſie und freie Natur zu ſiegen, und der Menſch das Bedürfniß zu fühlen anfing, ſich Hütten zu bauen, anſtatt, wie vormals, ewig unter Bäumen zu leben, da gingen einſt vier hochgeſinnte Jünglinge aus, jeder feſt entſchloſſen, nur der poetiſchen, freieren und ſchöneren Natur zu huldigen und ſich unter den Bäumen eine Geliebte auszuſuchen; — das hieß nach damaliger Sprache und Sitte: ſich einen Baum zum Wohnort erwählen, zu welchem man immer wiederkehrte, wo man faſt immer zu finden war, unter welchem man ſich entſchloſſen hatte zu leben und zu ſterben.

Der Erſte fand auf der Flur, indem er unter zartem Gebüſch und Bäumen, groß und klein, umherwandelte, eine junge Maye. Schneeweiß war die Rinde ihres Stammes und herrlich blitzte ſie ſchon von weitem aus dem Chor der Schweſtern dem Jüngling ins Auge. Jugendliches Grün ſchimmerte auf ihren Zweigen. Ein ſüßer Wohlgeruch umgab die Holde, und, indem ein leiſer Südwind, buhleriſcher als die leichtfertige Mailuft, ihr Flüſtern dem Verliebten zuführte, ſchien es dieſem, als hätten die balſamiſchen Blüthendüfte der ganzen Natur ſich mit ihrem reinen Athem gemiſcht. Mächtig fühlte er das alles, ſtand einige Zeit ſtumm da, ſchlang endlich in überſtrömender Empfindung

ſeine Arme um ſie, und ſchwur bei ſich ſelbſt, dieſen lieblichen Baum nie zu verlaſſen.

Nach kurzer Zeit ſah er an der blendend weißen Haut der geliebten Birke Knötchen und Auswüchſe hervorbrechen, ſchwarz von Farbe, ſcharf und rauh anzufühlen. Der Beſorgte hoffte, es werde dieſer Umſtand nicht von Bedeutung ſeyn. Allein es ging allmählig immer weiter, und die ganze Oberfläche bekam ſo viele Risse, daß ſogar jede leiſe Berührung derſelben ſeine Hand ſchmerzte. Traurig und geruchlos ließ ſie jetzt die Flügel ihrer einſt ſo jugendlich emporſtrebenden Zweige und Blätter niederhängen. Ach, es war ein häßlicher Baum geworden, und ſchnell hatte der Hauch der Vergänglichkeit die herrliche Augenluſt unſers Jünglings verwehet!

Weil nun an der äußern Geſtalt ſeiner theuern Mave keine Freude weiter zu haben war, ſo wollte der Jüngling ſein Herz an ihrem Innern erquicken, und trank von ihrem Safte. Aber nun traten auch auf ſeiner Haut Auswüchſe und Knoten hervor, ſie wurde riſſig und fing an ſich zu blättern. Wie viel mußte er leiden! Wie unglücklich fühlte er ſich, der arme, getäuſchte Jüngling!

Der Zweite traf nach einigen Wanderungen auf eine Tanne, die gerade in ihrem beſten Wuchſe, ſchlank und majeſtätiſch daſtand; untadelhaft vom Fuße

bis zum Wipfel. Mit ſüßem Erſtaunen blickte der Jüngling hinauf. Der Himmel ſchien auf ihr zu ruhen, und die Blumen der Erde waren ihre Unterthanen! „Dieſe iſt es ja, ſprach er zu ſich ſelbſt, die unſerm Saitenſpiele Ton, Wohlklang und Wiederhall gibt! Sie iſt die reizende Mutter ſanfter Melodieen!“ Noch einmal ſah er zu ihr empor, erblickte wieder den Himmel, welcher ſich auf ihr Haupt niedergelaſſen hatte; ein ſanfter Wind ſäuſelte in den Zweigen, und es floſſen himmliſche Harfen- und Lautentöne aus jenen Wipfeln zu ſeinem Ohre herab.

„Willſt du, daß ich ewig bei dir verweile, erhabener Baum? fragte er, und ſah die göttliche Tanne ſchmachtend an. Ich möchte auf deine Hoheit und Tugend tauſend Eide ſchwören! Denn ſagt mir, könnte wohl das grimmige Laſter jemals ſo ganz aus ſeinem Tone kommen, daß es ſanfter blickte, als Mondſchein? Und könnten wohl alſo deine ſeelenvollen Harmonieen etwas anders beweiſen, als das kräftigſte, wärmſte und ſeelenvolleſte Leben ſelbſt! Gebiete denn über mein künftiges Schickſal!“

Die Tanne, welche ſich hier mit Vergnügen in ihrer eignen Sprache anreden hörte, und wohl wußte, daß von Ihresgleichen noch Hunderttauſende im Walde ſtanden, glaubte ſich nicht lange bedenken zu müſſen. Anfänglich ließ ſie nur einen natürlich unbefangenen,

anmuthigen Ton hören, ſüß, wie ihn die frohe Unſchuld aus den Armen des Traumes hervorlächelt. Doch als dieſe Klänge den entzückten Naturjüngling nur noch dringender machten, wie es ihr Plan war, da gab ſie ſich ſchnell ihrer eignen Zärtlichkeit ganz hin, flüſterte ſo nachgiebig, wie girrende Liebe unter den Schatten der Nacht; neigte ihren Gipfel, — und der Jüngling ließ ſich zu ihren Füßen nieder.

Es war eine warme, ſternhelle Nacht, welche dieſem Tage folgte; und mehrere ſchöne Tage und laue Nächte hinter einander ließen dem Jünglinge faſt nichts zu wünſchen übrig. Aber bald fiel ſtürmiſche Witterung ein. Da vermochten nun freilich die Zweige der erhabnen Tanne nicht, den Schutzſuchenden zu decken, ja ſie konnten, allzuhoch ſchwebend, ihm kaum einzelne Waſſertropfen vom Leibe halten. Von allen Seiten traf ihn jetzt der Sturm, von allen Seiten der Regen. Ueberall entdeckte er nichts als Wind und Waſſer! Durchnäßt und erkältet, ſtieg er ſehnſuchtsvoll am Stamme hinauf, um die hohen Zweige der Geliebten ſeinen Bedürfniſſen näher zu bringen; aber ſie waren nirgends recht zugänglich. Er baute ſich ſogar von einigen derſelben unten eine Laube; aber auch dieſe hielt Wind und Regen nicht aus, und die Stürme umraſeten ihn wie zuvor. Endlich zündete er gar die Laube an, um ſich nur an ihrem Feuer einigermaßen wieder zu

erwärmen; — das gab Geräuſch genug, aber wenig Wärme. Da ſah ſich denn der Arme genöthigt, wenn er nicht umkommen wollte, ſeine Zuflucht zu geringen Baumſtöcken zu nehmen, welchen man nicht einmal mehr anſehen konnte, zu was für einer Art von Bäumen ſie gehörten, und die er ſonſt verkannt und überſehen hatte, bei deren gemeinem Hülfsfeuer er ſich aber doch weit beſſer erwärmt und mitleidiger gepflegt fand, als bei ſeiner weit ins Blaue hinſchauenden, nur im poetiſchen Feuer glühenden, ätheriſchen Tanne. Doch, wir müſſen es ihr zum Ruhme berichten, doch wehte von ihrem Gipfel noch zuweilen eine ſchöne Elegie zum Geliebten herüber, der jetzt im kalten Fieber lag und ſeine Freundin, er war ein guter, gefühlvoller Menſch, für ihre Theilnahme ſegnete!

Der Dritte ging an einem Bache das Thal hinab. Dieſer Jüngling, welcher ein biederer Freund der unverderbenen Natur war, aber nicht ſo großen Werth auf blendende Schönheit und Hochgefühle legte, als ſeine beiden übrigen Freunde, ſchlich ziemlich lange ſinnig und mißtrauiſch fort. Auf einmal aber fiel ihm eine Erle ins Auge, die ſich vor allen Bäumen ihres ſonſt weniger geſchätzten Geſchlechtes ſehr vortheilhaft auszeichnete. Ihre ſchöne dunkelgrüne Farbe, ihr gutes Ausſehen, die hübſche gerade Haltung des wohlbelaubten Baumes, alles ergötzte ihn; und faſt noch mehr als alles dieß,

erregte der reizende Ort, wo dieſe Erle ſtand, ſein Wohlgefallen. Ueberall lachte das ſchönſte Grün und der üppigſte Blumenſchmelz um den Baum her. Der Bach, der ihre Wurzeln tränkte, war ſo rein und ſilberhell; aus allen ſeinen Spiegeln lachte das Bild der lieben Sonne ſo glänzend hervor, und die Erle ſelbſt hatte ein ſo biederes, ungeziertes Anſehen, daß der Jüngling ohne Bedenken ſeinen herzlichen Antrag that, und, nach erfolgter Erhörung, ſich in ihrem Schatten niederließ.

Nach einiger Zeit fühlte er ſich von einem ziemlich ſtarken Schnupfen beſchwert, welcher zwar wenig beachtet, doch weiterhin ärger, und zum Katharr ward. Auch dieſen achtete der Jüngling noch nicht eher, als bis ihm einmal der Spiegel des Baches, ſtatt ſeiner ſonſt ſo blühenden Geſtalt, ein bleiches Jammerbild zeigte! Elend und abgezehrt ſchlich er umher, blaß wie der Schrecken, und voll Kummer und Reue darüber, daß er dieſen Wohnſitz gewählt hatte. Darauf that er ſeiner Erle den Vorſchlag, ſie möge ſich ausheben und an eine andere Stelle, die mehr in der Höhe lag, verpflanzen laſſen. Allein die Erle antwortete ganz kalt, ſie könne dort nicht fortkommen und gedeihen, und er möge ſich lieber an ihre Lebensweiſe zu gewöhnen ſuchen. Wollte nun der Getäuſchte nicht, außer ſeiner bereits zerrütteten Geſundheit, auch ſein Leben ſelbſt vollends aufopfern, ſo war er genöthigt, ſeiner ſo unglücklich getroffenen

Wahl wieder zu entſagen, ſich, weil es dort noch keine Konſiſtorien gab, ſelbſt zu ſcheiden, und den Bewohnern der umliegenden Gegend bekannt zu machen, daß ſie ihn künftig nicht mehr bei ſeiner Erle, ſondern anderswo zu ſuchen hätten. Der gute Jüngling war diskret genug, um der Welt zu verſchweigen, (was er doch einſt einem Freunde, aber nur im engſten Vertrauen, mitgetheilt haben ſoll,) daß, wenn er zuweilen die äußern Umgebungen ſeiner Erle beſeitigt, um den geliebten Stamm recht innig in ſeine Arme zu faſſen, er meiſtentheils ſchwarze Finger davon getragen habe.

Der Vierte endlich, ein Junge von ſolidem Geſchmack, kam zu einer ſtämmigen Buche, die er ſogleich ſcharf ins Auge faßte. Sie war von der Art, welche die jungen Hirten Hainbuchen, andere Leute aber Hagebuchen, auch wohl Hämbüchen zu nennen pflegen. „Du magſt mir wohl feſt ſtehen!“ rief der Ueberraſchte aus, und ſah mit blöder Verwunderung an ihr empor. Die kräftigen Aeſte ſtreckten ſich in üppigem Wuchſe heraus und waren weit umher verbreitet. Unter ihrem Gezweige ſaß man ſicher. Auch konnte man ſehr leicht ihre prächtigen Laubgewölbe erſteigen, um da oder dort nach Gefallen ſich aufzuhalten und Hütten zu bauen. „O laß mich hier bleiben, du reicher, wohlbelaubter Baum!“ ſo rief der Jüngling verlangend aus, und machte ohne Bedenken Anſtalt, bei ihr Platz zu

nehmen. Die Buche, — es war eben kurz vor der Zeit ihrer Blüthe, — äußerte freundlich flüſternd, ſie ſey dieß wohl zufrieden; und wirklich ſchien der Aufenthalt des ganz entzückten Jünglings ihr ein groſſes Vergnügen zu machen.

Allein, wie kurz war ſeine Freude! Nach einiger Zeit machte er insgeheim die Entdeckung, daß zu gewiſſen Zeitpunkten Käfer, Raupen und Ungeziefer des Waldes von allerlei Namen, Art und Stand ſich auf ſeiner Buche verſammelten, um auf den Blättern und Blüthen derſelben ihr Weſen zu treiben. Dieß ſtand ihm nicht an. Er ſuchte das Geſchmeiß zu verſcheuchen, und wenigſtens ſeine eigne Ruheſtelle, wo es ſogar zu haushalten ſich erfrechte, ehrlich und rein zu erhalten. Aber alles Scheuchen wollte nicht helfen, und die Buche nahm Alles willig auf, weil ſie dieß ſchon vorhin ſo gewohnt geweſen war. Kaum hatte er eine Gaſtheerde verjagt, als ſchon wieder eine andere ſich herbei zog! Zuletzt ſah er kein anderes Mittel mehr, als ſich in die Zeit zu ſchicken, und in jenen Monaten, worin die fremden Gäſte einzukehren pflegten, ein anderes Quartier zu ſuchen. Da kam ihm nun freilich ſein luſtiger Sinn noch eine Zeitlang zu ſtatten. Ein Anderer hätte ſich vielleicht zu todt gegrämt. Aber dieß war ſeine Sache gar nicht. Er übernachtete bald unter der Linde, bald unter der Eſche, ſtieg auf eine Eiche, oder begnügte ſich auch im Noth-

falle, das müde Haupt in eine Haſelhecke zu legen. Dabei kehrte er auch, wann der Zuſpruch zu Hauſe fort war, noch zuweilen wieder heim; und überhaupt glaubte man (wie ein ſitten- und ſchamloſer Geſchichtſchreiber jener Zeiten zu ſagen wagt), daß unter allen vier Jünglingen dieſer noch am beſten gefahren ſey. Allein ein anderer, viel glaubwürdigerer gleichzeitiger Schriftſteller berichtet ganz das Gegentheil, und erzählt, daß ihn ſeine übrigen drei Freunde einſt ſehr blaß und traurig am Bache fanden. Dort klagten nun Alle einander ihr Leid. Die ſchöne Maye war indeſſen abgeſtorben, die Erle von einer Bergfluth fortgeſchwemmt, die Tanne im Sturme zerſplittert, und die Buche hatte den Brand.

Nachdem ſich die vier Freunde ſatt geweint hatten, ſchieden ſie von einander; aber keiner ſagte dem andern, wohin er ſich begeben oder was er anfangen wolle.

Nur der zweite, noch immer ein redlicher Verehrer ſeiner ihm zu früh entriſſenen Tanne, blieb hier eine Weile im ſchönen blumigen Waldthale ſtehen, blickte in die Wolken und rief tiefaufſeufzend aus: „Ach, ſo iſt es denn doch wahr! (Verzeiht, ihr großen Götter, daß ich, wie Viele meines Gleichen, erſt heute, an meinem vierzigſten Geburtstage, dieſe große, wichtige, allen Menſchen ſo nahe liegende Wahrheit einſehe!) So ſind denn doch alle, alle Bäume, von der Ceder bis zum Dornſtrauche — Holz!!!“

Da vernahm sein Ohr ein liebliches Säuseln, und als er sich wandte, sah er eine kleine artige Hütte aus anmuthigem Gebüsche hervorragen. Von ihr schienen jene Töne zu ihm herüber zu wehen. Und sie drangen in sein Herz. Und als er ihr liebevoll entgegen trat, da tönte es auch freundlicher von der Hütte zu ihm her, und die Holde redete mit ihm.

„Du hast mich gerührt, sprach sie, und ich liebe dich. Sieh, das hohe einfache Leben und seine göttlichen Träume beginnen allmählig zu ersterben auf der irdischen Flur. Ihr habt nicht mehr ein Ganzes in euch selbst, wie mögt ihr das Einfache und Ganze noch außer euch suchen! Der Frühling, der einst in euch gegrünt, ist längst abgedorret! Willst du dich zu mir thun, so findest du Einiges gewiß bei mir: Treue, und stets bereitwillige Pflege und Tröstung. Das alles muß dir in diesen prosaischen Zeiten am allerwerthesten seyn. Ich gebe mich für nicht mehr oder weniger aus, als Holz. Du selbst, Vermessener, hältst mich nur für Holz. Du weißt ja nicht was du bist, nicht was ich bin; aber in kurzer Zeit werden wir Beide — Erde seyn. Rufe mir selbst deine Lieblingstöne entgegen, und ich will dein Wiederhall werden. Befestige mich täglich mehr; und dann halte dich nur in der Zeit des Sturmes getrost zu mir, und ich will dich liebend umfangen und zu schützen suchen, so gut ich kann. Um

mich her ſingen ja die Vögel des Himmels, und alle Bäume des Waldes ſtehen von dieſem ſichern Punkt aus wenigſtens deiner Beſchauung am anmuthigſten frei. Auch brauchſt du dich nicht wegen deines Entſchluſſes vor deinen Freunden zu ſchämen. Denn jeder von ihnen hat ſich gleich nach eurer Trennung ebenfalls den Bedürfniſſen der Zeit gefüget und eine tüchtige Hütte ausgeſucht. Alle ſind bereits bei meines Gleichen unter Dach gekommen."

So ſprach die verſtändige Hütte, und lächelte holdſelig dem Irrenden ins Auge. Er überließ ſich mit Ruhe und Entſchloſſenheit ihren Armen, und gewann bald die theure Pflegerin ſo lieb als ſein eignes Leben. Auch fand er in ihrem Innern ein wohlklingendes Saitenſpiel, an deſſen ſchönem Tonboden er mit Entzücken einige Reſte ſeiner lieben Tanne wieder erkannte. Sein Leben füllte ſich allmählig wieder mit ſchönen Phantaſieen, und oft rief er die Götter an, ihn nimmermehr von dieſer reizenden, ſtillen, ſüßen Heimath zu trennen, die ſo gut, und beſſer ſey als er ſelbſt, und ihn ſelbſt täglich beſſere. Und die himmliſchen Mächte beſchloſſen gnädig, mit ihm auch ſeine treue Hütte zu vergöttern. Einſt, als er in einer ſchönen Frühlingsnacht in ihren Armen ſchlummerte, ſandten ſie einen leuchtenden Blitz auf die Hütte nieder. Alles verrauſchte dort ſchnell in der Flamme, und aus den lichten, ſüßumherduftenden Rauchwolken ſahen plötz-

lich die Hirten der Gegend das Bild des verklärten Jünglings und an seiner Hand ein Weib in der edelsten Gestalt zu den Göttern auffahren.

Die liebe, böse Fabel! August, warum dürfen wir denn keine schönern Fabeln machen! Warum ist doch die liebe Menschheit nach und nach so sehr verbauert, poetisch verlumpt und abgerissen! Aber, bewahre mir die Fabel wohl auf! Ich vertraute sie vorhin einem besondern Blatt an; allein ich greife jetzt nach meiner Brieftasche, um sie nun fest in diesen Brief einzunähen und zwar mit dem stärksten aller Zwirne, den mir gestern Abends die schöne Badebettmeisterin in Liebenstein verehrte; es ist, wie du siehest, recht herkulischer Zwirn; d. h. nicht gerade von dem Alciden gesponnen, aber doch an Stärke selber ein Herkules.

Uebrigens muß ich dir sagen, daß ich meinen ausgeplünderten Reisenden während des Abschreibens auf jeder Seite, ja mit jeder Nummer lieber gewonnen habe; und fest will ich auch ihn oder seine Blätter diesem Briefe annähen. Man findet, wie du weißt, ohnehin höchst selten eine solche Reihe von Anmerkungen, Geständnissen, Entdeckungen und Wahrheiten, die Einer bloß für sich selbst machte, (und zwar nicht etwa bloß auf der Studierstube schrieb, sondern wirklich im

Reiſen und Leben machte) ohne ſich dabei noch einen Dritten zu denken, der ſie jemals leſen könnte. Der gute Mann mag zürnen wie er will, ich wage es, ſie dir, ja vielleicht der Welt mitzutheilen. Du wirſt, hoffe ich, beſcheiden ſeyn und mir auch nicht eher erlauben, daß ich ſie der Welt bekannt mache, als bis dieſe verſpricht, hier und da ein Auge zuzudrücken. Freilich mußt du nicht vergeſſen, daß ſie im Grunde doch nichts weiter ſeyn wollen als andere „Mélanges, Pensées et Souvenirs“ auch; die man leider ſelten ſo anſpruchlos annimmt, wie ihr Urheber ſie gab.

Aber, Gott im Himmel, welche Geſtalt naht ſich mir dort! — —

Sie war es, Auguſt! — Der Tod hat ſich wieder zur jugendlichen Geſtalt belebt; das ſchwarze Grab iſt hell aufgegrünt. Gott, ja — ſo, ſo wäre das Kind einſt zur Jungfrau herangeblüht!

„***!“ ſchrie es in meiner Seele laut auf. „Klothilde!“ ſprach ich ihr leiſe und feierlich entgegen.

„Wer lehrte einen Fremden dieſen Namen ausſprechen?“ ſagte ſie, mitten im Lächeln erblaſſend, mit einer Geiſterſtimme, und wandte ſich wieder ins Gebüſch, indem ſie zurückrief: „Meiner Schweſter dort unten iſt nicht wohl; — ſie hofft auf ihren Freund.“

Ich muß fort, Auguſt! fort zu Minchen, — fort in die weite Welt! — Lebe wohl!!

Beilage
zum fünften Briefe.

Fragment aus dem Tagebuch eines Reiſenden.

— — und bekanntlich beſteht der letzte Zweck der ganzen Natur darin, daß ſie dem Menſchen nütze! — Dieſer kluge Freund ſoll ſie nach und nach verſpeiſen, Buhlerei mit ihr treiben, mit und in ihr herum ſpazieren fahren, und dadurch recht cavalierement aller Rotüre außer ihm ſeine Macht und Herrlichkeit zeigen. Es iſt zum Todtärgern, (ruft er zuweilen auf ſolchen Triumphzügen aus) daß die eßbare Thierwelt noch immer ihre Hauptpflicht nicht einſehen will, d. h. die, für die kürzeſte und am wenigſten koſtſpielige Art ihres Fettwerdens, Einfanges oder Schießens ſelbſt zu ſorgen. Wann werden doch die Schweine einmal begreifen lernen, daß ſie eigentlich und lediglich in die Räucherkammer gehören! — Und ſo fährt er denn fort, den Nachtigallen, Kunſtwerken, Haſen, Sklavinen, Hechten und allem liederlichen Gewürm auf Erden handgreiflich

zu demonſtriren, daß ſie ſich, wenn's gefällig iſt, vor allen Dingen auf irgend einen Nutzen, d. h. darauf gefaßt zu machen haben, ihm zu ſingen, oder ſonſt respective zu ſeiner Ergötzlichkeit präſentirt zu werden. „Nun ja, Freund, ruft mir hier ein zartes Gewiſſen zu: allerdings hat der Menſch auf alles das die gerechteſten Anſprüche; nur freilich — die Mäßigkeit ....“ O, bitte gehorſamſt! Und wenn Sie die ganze Natur, und in dieſer großen Brühe, Sonne, Mond und Sterne als Brocken, in einem einzigen Frühſtücke verſchlingen könnten, — oder wollten (denn der Menſch kann doch bekanntlich unter andern auch alles was er will), dann müßte ja gerade die Natur, im Wonnegefühl ihres ſo eben glücklich erreichten letzten Zweckes, ihr jubelvolles consummatum est zwiſchen Ihren Zähnen rufen; auch würde ſicherlich der Weltenſchöpfer, erfreut über dieſen guten Appetit, ſogleich Ihro Menſchheit mit neuen Naturen ferner aufwarten. Ihr armen kleinen Menſchen! Wißt ihr wohl, was die Natur iſt? — Darum habt Achtung für ſie.

109.

Haſt du dein Mädchen belauſcht, wann in kühler Sommernacht ihre Phantaſie von Stern zu Stern flattert und mit der keuſchen Cynthia Küſſe wechſelt: ſieh nun auch die Reizende vom nachbarlichen Fenſter aus, wann ſie vor und nach dem Ball ihrem Spiegel gegen-

über Geſichter ſchneidet und allerlei poſſierliche Verneigungen macht.

109.

Das iſt ein königlicher Mann, welchen nichts beſiegt, als das Schöne und Göttliche, deſſen Knie nichts beugt, als die Andacht.

110.

Laß die Kinder der Phantaſie erſt Greiſe werden, ehe du ſie zu deinen Verſätzen machſt; aber zwiſchen dem Verſatz und der That vertilge jeden Raum durch das Feuer deiner Kraft.

111.

So oft die Sinnlichkeit der Liebe Mutter iſt, wird ſie auch ihr Grab.

112.

Verzage nicht wenn das Leben ſtürmt. Aus dem Verworrenen geht Ordnung und Schönheit hervor. Erſt mußt du ja die Schreckensſtimme des finſtern Winters vernehmen, ehe dein Ohr ſich in jenem milden Tone berauſcht, den die Zunge des Maies in Blüthengewölben liſpelt.

113.

Das eigentliche Genie lebte von jeher gern in Wüſten. Sein Aufenthaltsort imponirt auch in der großen Stadt noch, wie der Buſch eines Löwen in der Einöde.

114.

Für den bloß ſinnlichen Menſchen iſt die Liebe nichts weiter als ein ſtreitluſtiger Geſchlechtstrieb, eine gewiſſe Vollblütigkeit, die zwei feindſelige Geſchlechter zu beſtändiger Kampf- und Rachbegierde ſo lange aufreizt und erhitzt, bis ſie durch ihre eignen Siege endlich zum Frieden gezwungen werden.*)

115.

Oft muß man glauben, daß die Frauen nur mit dem Herzen denken, oder gar mit den Sinnen. Der Mann denkt in ernſter Tiefe, aber hoch im wärmſten Lichte fühlt er.

116.

Vergebens hoffſt du, die Charis durch Streben, That, Wiſſen oder Muth hernieder zu bannen! Nur das Große läßt ſich erringen; das Schöne iſt und bleibt himmliſches Glück.

117.

Im Felde des Wiſſens ſey der Stoff dein Subſtantivum, dem du die Form als gefälliges Adjectivum beigeſellen mußt; in der Kunſt und im Leben ſey es umgekehrt.

---

*) Auguſt, dieſen Satz kann ich unmöglich für wahr halten — oder, der ſinnliche Menſch müßte, als ſolcher, ſchon gewiſſermaßen ein ſchlechter Menſch ſeyn?

118.

Warum hören wir zuweilen gerade von dem verworfenſten Menſchen das Feinſte und Trefflichſtgedachte! Es ſcheint, auch die Hölle hat ihre ſchönen Geiſter.

119.

(Den 17ten Mai. Auf dem Guthe S... bei B...)

Holde Natur! Du haſt für alles Leben mütterlich geſorgt. Deine Pracht läßt die Seele eine höhere, unvergängliche Schönheit ahnden; deine Lüfte ſind Geſang; deine Blüthenauen zollen dem Menſchen Speiſe und ſüße Düfte, und deine kühle Erde ſchenkt ihm für ſeine kleinen Leiden ein Grab.

120.

Fürchte die Einſamkeit nicht. Sie iſt harmlos, wie der reine Mondſchein, deſſen Silberſtreifen im Palaſte des Gottloſen hölliſche Geſpenſter, und in der Hütte des Frommen ſpielende Engel des Himmels abbilden.

121.

(Noch immer in B...)

Nicht die Nachwelt braucht ihr zu fürchten, ihr Skribler; denn ſie richtet erſt wann ihr dahin ſeyd, und dann ſeyd ihr ſchon längſt gerichtet. Nützlicher iſt es, wenn ihr euch vor der Vorwelt ſchämt, deren Geiſter euch während des Schreibens über die Achſeln ſehen. Aber, ihr glaubt nicht einmal an Geiſter!

122.

Jeder Poet hüte ſich vor Lob- und Spottgedichten auf benannte unintereſſante, ephemere Menſchheit. Denn wenn ein großer Baumeiſter in den Stall des vergänglichen Eſels einen Fußboden von Moſaik legte, ſo würde die Nachwelt nicht über den Eſel lachen, den ſie nicht kennt, ſondern über den Baumeiſter.

123.

Wer einmal mit der Albernheit im Bunde ſteht, der läßt ſein Leben für ſie. Er jagt lieber den treuen Hund Verſtand gar aus dem Hauſe, ehe er ihn das Leibkätzchen Dummheit auswittern und ſich vom Schooße wegbeißen läßt.

124.

Es gibt ein, oft ſehr bejahrtes Publikum, welches für ächtpoetiſche Genüſſe ewig unmündig bleibt. Verſuche nicht, dieſem den Brei ins Maul zu ſtreichen: es iſt ja doch vergebens, und du haſt dann deinen eignen genialen Vorrath zum jämmerlichen Miſchmaſch zerkocht.

125.

„Selbſtkenntniß! Viel zu wenig ſtreben die Menſchen nach ihr!“ Ich kann viele deßhalb nicht tadeln; denn, lieber Gott, wie gar wenig verlohnen doch manche dergleichen Bekanntſchaften die Mühe!

126.

Die gemeinen Geister sehen in der Natur nur Erde, und machen aus Erde Staub, dem sie angehören; aber der himmlische Genius schafft aus dem Stoffe des Gemeinsten das Wort der Ewigkeit, die sein Vaterland ist.

127.

Wider Alles, was in deinem Kunstwerke gemein, abgeschmackt, von fremden Gut und unrecht ist, wird dein Gewissen die Stimme erheben. Ueberhöre sie nie; denn unter allen Geschmacks- und Kunstrichtern ist das eigne Gewissen der kompetenteste, gelehrteste, untrüglichste und unbestechlichste.

128.

Schäme dich nie der wahrhaft empfindsamen Thräne. Jeder dieser köstlichen Tropfen bringt der großen Natur einen heiligen Tribut, und ist ihr Stolz.

129.

Schwätzer sind mir zuwider; aber auch jene Vorsichtigen, die bei jeder Frage mehr Lippen als Worte haben. Denn bei diesen fand ich sehr oft noch obendrein mehr Worte als Gedanken.

130.

Nichts bringt ein stolzes weibliches Auge schneller zum Sinken und sogar zur ängstlichen Aufmerk-

ſamkeit, als, wenn es ſich von einem Männerauge, das einen anerkannt ſchönen oder geiſtreichen Herrn hat, *überſehen* finden muß. Allein, dieſe an Verachtung gränzen ſollende, und ſehr weislich in Nachläſſigkeit eingehüllte Vorſätzlichkeit beweiſt *in der Regel* einen falſchen Mann; und — hört mir zu, ſchöne Frauen! — doch, Ihr wißt es zum Theil ſchon beſſer als Schreiber dieſes, Euer Freund! glaubt ihm kein Wort, keinen Blick! Denn je halsſtarriger er in dieſer verſtellten Nachläſſigkeit beharren will, deſto *planvoller* iſt er ſchon.*)

131.

Der *Menſch* iſt und bleibt ein *Nachtwandler*, trotz all euern Philoſophemen! Alles irdiſche Bewußtſeyn, auch das klarſte, irrt ewig im Zwielichte der Phantaſie und in den Träumen der Zeit umher. Und keines Menſchen Zunge hat noch jenen geheimnißvollen *Taufnamen* ausgeſprochen, bei deſſen Nennung der Nachtwandler, wie man ſagt, ſtutzt und plötzlich erwacht. Er ſoll erwachen; aber dieß Erwachen ſchließt zugleich die Augen des Lebens zu.

132.

Es gibt nichts heiligeres als die *reine Liebe*,

---

*) Und deſto weiter habt Ihr ihn bereits vom Throne ſeiner Unbefangenheit weggejagt.

wenn ſie zur Leidenſchaft wird. Ihre Göttlichkeit flammt, wie ſtrahlende Religion, zum Himmel auf.

133.

Liebet euer Leben, aber nicht mehr als Alles. Die allzugroße Liebe zum Leben hat ſchon oft das Abſcheulichſte erzeugt. Blickt empor, wie freie Geiſter, wann die ernſte Wahl ſich nähert! Und — betrachtet doch das Leben! Iſt es nicht eine unheilbare Krankheit, an welcher Jeder, und der Geſundeſte nur am langſamſten, ſtirbt!

134.

Der freie Menſch weicht gern der Gewalt der Gründe; er iſt ja der Sohn des Schickſals. So gehorcht der edle Kaiſer dem guten Rathe des Bauers. Wer aber Willkühr zu ſeinem einzigen Handlungsgrunde macht, der iſt ein feiger Knecht ſeiner Sinne und zugleich ein Tyrann ſeiner Geſellſchaft, der er Gewalt anthut.

135.

Nur dem reinen Herzen thut die Erſcheinung der Wahrheit Gutes; ſo wie Hyperions allerwärmende Küſſe hier den Duftkelch der gefleckten Schlüſſelblume ſchmeichelnd aufſchließen, und dort vom ſchmelzenden Schneegebirge toſendes Verderben in die Abgründe ſenden.

136.

Manche Dichter wollen noch immer lieber be-

ſchenken als beſchenkt ſeyn, zumal wenn man ihnen ein namhaftes Präſent an baarem Gelde reicht. „Geben iſt ſeliger als Nehmen" ſagt die Schrift; wir aber — wir wollen ſo frei ſeyn zuzugreifen! Glaubt mir, Ihr Herren, die Muſen werden uns keine Ideen braten, während andere Leute ſich mit Eſſen und Trinken ſättigen!*)

137.

Hüte dich vor dem Kriege mit Frauen. Ihre Augen ſind Spionen, ihre feſten Plätze ſind überall und nirgends, Lächeln iſt ihre Loſung, Thränen ihre Kriegsliſt, ihre Heeresmacht beſteht aus Schwächen: aber an jeder Schwäche flattert das Feldzeichen der Tugend.

138.

Durch das Einfache und Kindliche wird uns die neuere Poeſie ſo anmuthig! Warum fallen doch noch immer die meiſten ihrer Schüler gleich ſo täppiſch ins Einfältige und Kindiſche? Dadurch, Ihr Herren, werdet Ihr höchſtens poſſierlich!

---

*) Hier geſteht er dir endlich ſelbſt, Auguſt, daß er ein Dichter ſey, (wenn du etwa dieß bisher noch nicht bemerkt haſt!) und beweiſt es zugleich durch die Fiction ſelber. Obiger Vorſchlag wird, ſo wie die Reflexion, von vielen Dichtern und Großen für ſehr überflüſſig gehalten werden.

139.

Ich ſah heute Thränen aus den Augen eines Grenadiers träufeln, indem er vor ſeinem kleinen lieblichen Fürſtenſohne, welchen die Amme trug, das Gewehr präſentirte. O wüßtet Ihr doch, Ihr Fürſten, welche leidenſchaftliche Treue Euch aus ſo manchem Herzen entgegenpocht, — wahrlich, Ihr müßtet alle gut ſeyn!

140.

Willſt du die ſchöne Jungfrau in ihrer höchſten Anmuth ſchauen: — ſieh die Keuſche, wann ſie im Roſenſchein der erſten Liebe ſchimmernd daſteht, bis an das Stirnhaar in Scham getaucht.

141.

Verzweifle nicht wenn die Geliebte lange zögert, ehe ſie dich an's Herz drückt. Frauengunſt iſt wie ein guter Tag; du mußt warten bis er kommt.

142.

Es gibt eine Klaſſe von Frauen, die näher mit den Gemeinen als mit den Edleren des Geſchlechts verwandt, aber für das Studium noch intereſſant genug iſt, weil ihr ſo viele von den eigenthümlichen Sonderbarkeiten und Widerſprüchen der Frauen überhaupt eigen ſind. Sie machen Tauſende glücklich, den rechten Einen ausgenommen. Bei Tage zeigen ſie ſich furchtſam, bei Nacht tapfer. In der brauſenden

Gesellschaft sind sie stille Tauben, in der Stille des Hauses brausende Hamster. Im warmen Lichte des Tages sind sie kalt wie der Mondschein, und im kalten Mondschein heiß wie Sonnengluth. Wenn sie lieben so hassen sie am Geliebten die Falschheit, und wenn sie hassen so verfälschen sie den Haß durch Liebe. Sie moralisiren über die gefallene Nachbarin so frostig wie schneidende Nordluft, und lassen sich dann am leichtesten*) den Mund durch warme Küsse stopfen. Vor der kleinen unschuldigen Maus läuft selbst die Vollbültigste blaß davon, und vor dem größten und sündhaftesten Kriegshelden bleibt auch die Blasseste vollblütig stehen. Flucht und Begehren folgen einander in ihrem Wesen stets so schnell wie Blitz und Schlag, und ihr Wollen und Nichtwollen jagen sich herum wie zwei Liebende. Aber, ich wollte lieber mein Bett im faulen Mark einer absterbenden Eiche aushöhlen, lieber mit Strach bei Löwen und Drachen wohnen, als bei deren Einer!

143.

Willst du wissen, ob die Seele eines Geizigen noch zu retten ist, so beobachte sein Gesicht, wann ein eisiger, stechender Regenschauer auf einen halbnackten Bruder niederschießt.**)

---

*) Halt, Verräther! Dieß ist nicht wahr!

**) Wenn du nämlich dann selbst zum Beobachten fähig bist!

144.

Wär' es mir doch von den himmlischen Mächten vergönnt, ein einziges interessantes weibliches Herz mit allen Gedanken, Neigungen und Verfahrungsweisen auf einmal ganz frei und offen zu überblicken! Mein Entzücken hierüber würde größer seyn als die Wonne des genialen Heim, wenn mit einemmal, etwa vom Fichtelberge aus, unser deutscher Mäander, der Mayn, in allen seinen sechs großen Bogengängen, unzähligen Wendungen, Zügen und Krümmungen, die er so herrlich beschreibt*), sich seinem erstaunten Auge in einer einzigen, übersehbaren Landschaft darstellte. Welche Betrachtungen über Tiefen und Höhen könnten wir Beide anstellen!

145.

Die Feigherzigkeit ist gesellig; sie lebt und gedeiht am besten in Haufen. Da schielt und horcht Jeder aus seiner Beängstigung hervor, und immer auch noch auf die Gespenster des Andern so lange hin, bis Nachdenken und Fassung gänzlich vertilgt sind, ja die ganze Menschheit zum Fremdling geworden ist.

---

*) J. L. Heims geologischer Versuch über die Bildung der Thäler durch Ströme. S. 92.

146.

Wir dünken uns niemals weiser, untrüglicher und liebenswürdiger, als bei'm ersten Familien- oder Freundesgespräche nach einer schweren Krankheit. Der Mensch freut sich, daß er wieder im Zirkel leben und mitsprechen darf. Er und seine Reden erscheinen wichtig und gefallen ihm und Andern wohl. Die letztern sind froh, ihn gesund zu sehen, und geben ihm gern Recht. Etwas davon kommt wirklich auch auf Rechnung der Sanftheit und Munterkeit des eignen Geistes, welcher sich mit schöner Selbstgefälligkeit auf den Zweigen des neuen Lebensfrühlinges wiegt.

147.

Alle Frauen, die einmal zu einer gewissen Rohheit gesunken sind, oder noch darin zu leben scheinen, sind — ich kann ihnen nicht helfen! — viel grausamer, als Männer von dem nämlichen Bildungsgrade. Man beobachte sie nur, wenn z. B. vom Urtheil oder Plane wider die feindliche Nachbarin die Rede ist; oder wenn die Unbarmherzige ein armes hungriges Hündchen mit Prügeln oder mörderischen Würfen aus der Küche jagt. Die Weiblichkeit (so wie ich sie das Herz der ganzen Menschheit nennen möchte) macht das Edelste vom Innern des Weibes aus; eine Auflösung er edelsten Theile aber zieht auch die Zerstörung der ganzen Menschheit nach sich.

148.

Pythagoras, der erhabene Erfinder des Monochords, müßte nun vor allen Dingen kommen, um uns seine Meinung zu sagen, — hauptsächlich über van Beethovens heroische Symphonie!

149.

Es ist mir immer sehr interessant und für das Studium des menschlichen Gemüthes höchst lehrreich gewesen, zwei kleine Kinder über die Darstellung in ihren an sich ungeschickten Malereien und Zeichnungen mit einander rechten zu hören. Z. B. ob das so eben gefertigte Bild einen Igel, oder eine Kutsche mit vier Pferden vorstellen soll! Ihre Gründe, welche für Beides gleich gut seyn können, führten mich oft so tief hinab, daß ich das wunderbare Substratum des Menschen zu finden hoffte.

150.

Im Menschen wohnt ein himmlischer Ton, durch den er der Gottheit selbst ähnlich wird. Es ist die Stimme der Barmherzigkeit, wann sie mild, wie Gesang des Himmels im Frühlingshauche, herabweht in des Elends giftige Schauerhöhle. Seht, Menschen! dort hebt der langgequälte Mensch sein Haupt nach dem süßen Schall empor; alle Marter sammlet sich noch einmal in seinem Blick, um in einer einzigen Freudenthräne zu verrinnen!

151.

Was ist doch der stolze Mensch mit seiner Tugend! Der einzige letzte Trost blieb selbst für den Heiligsten immer noch dieser: daß die Gottheit ihn nicht belohnen, sondern, als ihr eignes Geschöpf begnadigen, — daß sie, ohne Rücksicht auf seinen Werth und Verdienst, als Gottheit, und nur göttlich an ihm handeln will; — daß sie ihn einst nicht in das verzehrende Sonnenlicht der Vergeltung, sondern in den himmlischen Labeschatten ihrer ewigen Barmherzigkeit stellen wird. Könnte ich Armer doch diese Worte in jedes Ohr der bessern Menschheit rufen! Oft schon wurden sie gesagt, und viel tausendmal die Sache; und doch — welche Tugend ist wohl, gerade bei der edleren Menschheit noch seltner, als die Demuth! Lehrt sie, ihr Prediger der Erde, predigt sie jedem tugendhaften Herzen mit rührendem, lebendigem Schall! Und möge doch die Gottheit eurer Stimme den Silberton der weinenden Schönheit, und euren Worten die Gewalt der knieenden Andacht verleihen!

152.

Kein Mensch ist so verderbt, grausam, unmenschlich, oder so ganz zerstört, daß ihn nicht die Dichtkunst auf Augenblicke bändigen, fesseln, ja beglücken müßte. Schmiegte sich doch selbst der wilde Höllenhund zu den Füßen des Thrazischen Sängers!

153.

Die Hitze des Lebens blendet unsern Geist, wie die Sonnengluth eines heißen Tages das Auge. Erst am kühlen Abend schaut die Seele in den Tiefen der stillheraufziehenden Nacht die ewigbrennende Kerze der Unvergänglichkeit, gleich einem freundlichen Sterne, der im Abgrunde der Finsterniß leuchtet.

154.

Erst richtet den Handelnden nach seinem Sinne, dann betrachtet seine That. Die Wirkung empfängt den höchsten Adel erst von ihrer Ursache. Sonst wären ja die Thränen, welche das Himmelsfeuer der Liebe zeugt, nicht köstlicher als jene gemeinen Tropfen, die der Sturmwind des Decembers aus schönen Augen preßt.

155.

Die Schmerzen reiner Liebe sind mehr als wollüstig; wer mit jeder Freude der Wollust erzeugst du dir einen Schmerz der Reue.

156.

Wollt ihr den Frieden lernen, ihr Krieger, so betrachtet den Krieg, welchen die unschuldigen Kinder gegen einander führen. Müßt ihr nicht ihrer komischen Tapferkeit Beifall zulächeln, wenn sie die Schanze, hinter welcher zuletzt Jedem sein bestimmtes

Vesperbrod winkt, berennen und erstürmen! So stampft der ergrimmte Hase mit dem Fuß den Erdboden und bricht wüthend in die Schlachtreihen der Kohlköpfe ein. Besonders versucht es doch Ihr einmal, Ihr Helden! Und denkt dabei an die neuliche Schlacht, und an die morgende. Ich will Euch nicht sagen, was Ihr fühlen werdet; aber — Ihr werdet vielleicht noch ins Reich Gottes und seines Friedens eingehen!

157.

Was vermag nicht der Mensch! Er, dem die Erde ihre tiefen Adern aufschließen muß, der die Lüfte durchschifft, der den Brandungen des schäumenden Weltmeers Dämme entgegenwirft, der selbst das fressende Gift des Feuers gezähmt, und, hingehaucht auf die friedliche Kerze, zum stillen Freunde seiner Nächte gemacht hat! Wohl! Aber, mein Freund, wirf einmal in der heitern Nacht einen einzigen tiefen Blick in den Abgrund der Schöpfung, und sage dann Jenes noch einmal! Siehe, ob der Mensch noch groß bleibt, wie vorhin!

158.

Es wird immer für einen mit sich selbst im Kriege begriffenen Staat das letzte, schrecklich geröthete Blutzeichen seyn, wenn endlich auch die Frauen kriegerisch werden. Fürchterlicher Anblick für den Men-

schenfreund, wann selbst die feinste Weichlichkeit sich von ihren Polstern aufmacht, wann die zartfühlendsten Herzen unter dem Panzer zu schlagen wünschen, und alles Friedliche mit dem häuslichen Heerde vollends in Trümmer sinkt!

150.

Im größten Drange des Lebens reißt uns oft die Liebe am mächtigsten zu sich; so wie die Sirenen im Sturm am lieblichsten singen.

151.

Vorsichtigkeit bey'm Wohlthun bleibt immer ein Zeichen menschlicher Kälte. Wer nicht gern gibt, stellt gewöhnlich erst ein langes Examen, mehr über die Geschichte als die Würdigkeit des Leidenden an, und thut allerlei tröstliche Vorschläge. Der eigentliche Wohlthäter untersucht nur die Noth. Er fragt nicht lange nach Stand und Namen; seine Tröstungen sind stille Thränen; und überall, wo er die Ebbe der Armuth erblickt, da bricht die Fluth seiner Barmherzigkeit schwellend herein.

152.

Eine Zweideutigkeit kann ein unschuldiges Mädchen in einen der höchsten Momente ihrer Schönheit stellen. Ich meine das Lächeln der gutmüthigen Unwissenheit, als bloßes Zeichen der Wißbegierde und der

Aufmerksamkeit für den Freund aufblühend. So lächelte gewiß die junge Eva vor dem Sündenfalle. Selig jeder Liebende, der dieß Lächeln im Antlitz der Geliebten schaut!

162.

Es ist und bleibt doch ein noch nicht genug erkannter komischer Zug der lieben Menschheit, über welchen die himmlischen Mächte in ihren Wolken oft lächeln mögen, daß, während die eigentliche Weisheit nur im höchsten Sturm, in den bedenklichsten Momenten des Lebens ausgefunden und geübt wird, der große Philosoph indessen auf dem Lehrstuhle sich zur Posaune seiner eignen Weisheit macht, die er gewöhnlich noch niemals probirt hat, als etwa bei der Revision in seinem Lehnsessel.

163.

Traurig war es für die Staaten, daß mit der höher gestiegenen Kultur der Sittenverfall eintreten mußte. Aber den verderblichsten Charakter trägt doch in dieser Rücksicht die gegenwärtige Zeit, in welcher (wie z. B. in B...) die Aufklärung zur Raserei geworden ist. Ach, alle himmlischen Keime, welche die Besserung in stiller Verborgenheit noch hervortrieb, werden nun im Heeresstrome der Zügellosigkeit mit fortgerissen, seitdem der Spott über das Ehr-

würdige pragmatisch geworden ist, und die nackte Frechheit öffentlich umherläuft. Ja, die Sünde hat sich auf ihren Mänteln getragen, und es gibt nichts Geweihtes mehr. Denn die Spötter hohnlächeln im Tempel, und gemeine Narren haben das ehrwürdige Siegel der Mysterie erbrochen!*)

163.

Meide die Liebe nie aus deinem Herzen, wenn sie nur rein ist. Sey du arm und treu und glückselig, wie jene junge Hirtin, die insgeheim einen Königssohn liebte, und, als er sie einst fand und liebend den schönen Leib in die Arme nahm, vor Liebe starb.

165.

Zwischen Zorn und Trunk laß die ganze Macht deiner Klugheit sich lagern. Der Zorn ist nur ein dummes Ungeheuer, das vor dem Lichte der Besonnenheit flieht. Der Wein ist nur ein lustiger Zechbruder, den wir beim Wirthe vereinnähmigen und mit schwerem Gelde dafür auslösen, daß er uns zum Besten hat und dem Verstand ein Bein stellt. Aber Zorn und Trunk lieben stets einander in sträflicher Begierde, wie Vater und

*) Am Ende gehört der Mann wohl doch zu der neuen Schule, August! Auch wir haben ja das nämliche Urtheil oft über die jetzige „Humanität" gefällt. Wahrlich, er hat Recht!

Tochter, und ihr blutſchänderiſches Bündniß zerreißt alle Bande der Menſchheit. Oft zeugen ſie plötzlich den Schreckensſohn Mord miteinander, und Jeder mußte immer noch zuletzt an der Reue ſterben.

166.

Der Mann, welcher nicht zu dulden vermag wie ein edles Weib, wird nie kräftiger handeln als ein Weib.

167.

Hundertmal habt ihr es geſagt: Die Jugend, welche ſchon im März des Lebens Früchte tragen will, wird in der ſchönen Sommerzeit blätterlos! Aber ſeht um euch, ihr Weiſen! Wer achtet auf eure Rede?

168.

Jeder Menſch iſt in gewiſſem Sinne ein Narr; aber der iſt der weiſeſte und glücklichſte, welcher nur ſein eigner iſt.

169.

(D... den 8. Jul.)

Im Bilde der heiligen Jungfrau Maria liegt etwas nothwendig und allgemein Schönes und Heiliges. Es erſcheint als der einzige Gluth- und Glanzpunkt, in welchem das griechiſche Götterreich, der Islamismus und das Chriſtenthum in eine göttliche Vereinigung verſchmelzen können.

170.

Die erwachsene Jugend muß nur insgeheim getadelt, das Kind dagegen nicht öffentlich in seinem Beiseyn gelobt werden. Gewöhnlich aber erziehen wir durch öffentliches Lob den Knaben zum heuchlerischen oder frechen, — oder durch allzuvielen Tadel unter vier Augen zum scheuen oder furchtsamen Jüngling. Insbesondere ist es einer unsrer häufigsten und größten Erziehungsfehler, daß wir unsre Kinder in der Stille häuslicher Existenz zu wenig lieben und loben. Gegen Andere mußt du in Beurtheilung deines eignen Kindes streng und gerecht seyn, damit diesem die öffentliche Meinung achtungswerth, unumgänglich und unerbittlich erscheine. Zu Hause darfst du seines Gleichen seyn; da stärke seine Selbstachtung durch warmes und freundliches Anerkennen jedes seiner kleinen Verdienste, damit es innere Ehre und Wahrheit und eignes Bewußtseyn doch noch höher achten lerne, als den Schein und das Urtheil der Welt. Wie selten loben wir unsre Kinder mit eigentlichem Enthusiasmus! Immer, und hätte auch das Kind Alles gethan, was seine Kräfte verstatten, sagen wir nur höchstens etwa mit einem gewissen mürrischen Wesen: „Nun, nun, fahre nur so fort — es sollte freilich noch besser seyn!“ u. s. w. Niemand zieht mehr Nutzen aus der reinen Wahrheit, als das Kind; warum wol-

len. ſeine beſten Freunde ſie ihm verweigern, zumal die angenehme Wahrheit?

171.

Sobald ein Unglück mit Schießgewehr geſchieht, oder ein Stück Vieh in der Stadt loskommt und umherwüthet u. ſ. w., werden gewöhnlich die armen Kinder, — ſelbſt die, welche am vorſichtigſten ſind und ſich vielleicht eben an den erlaubteſten Plätzen befinden, — von den Eltern der gebildeten Klaſſen tüchtig ausgeſcholten, gefänglich eingezogen, und, in der niedern Klaſſe ſehr oft gar ausgeprügelt, wovon ich heute wieder ein Beiſpiel erlebt habe. Durch dieſes elende Verfahren habe ich ſchon viele Kinder auf immer feig werden ſehen. Zeigt doch in ſolchen Fällen, die ſich dem Gemüthe ohnehin ſo ſtark eindrücken, und nur Lehr-, niemals Straffälle ſeyn müſſen, zeigt doch lieber den Kindern, mit Worten, und wo möglich mit der That, wie ſie der Gefahr verſtändig begegnen müſſen!

172.

Haſt du die Geliebte deines Herzens gefunden, dann gib ihr dein ganzes Weſen willig hin. Laß ihre Wünſche deinen eignen Buſen mit Sehnſucht aufſchwellen und ihre Gedanken ſich in deine nächtlichen Träume einſtehlen; ihre Augen laß dein Elyſium ſeyn; ihren Kuß deine Götterkoſt, und ihr Gedächtniß ſey deine Ewigkeit! Die wahre Liebe behält nichts

für sich zurück. Aber wohl dann dir, du seliger Jüngling, wenn du ein solches Weib liebst, wie einst ich liebte! Wann mein brennender Blick um ihr Kostbarstes flehte, dann kam schnell über ihr Angesicht ein holder Glanz, dann verwilligte ihr scheues Erröthen Alles, aber ihre Sehnsucht schien um Aufschub zu bitten, die Keuschheit gab sich der Liebe willig gefangen, aber die Anmuth siegte still über das wallende Blut meines Herzens! *)

173.

(Des Nachts im Sturme bei L...)

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth.

174.

Wir wissen, daß es Empfindungen und Gefühle gibt, die uns und allen Menschen ewig so dunkel bleiben, wie etwa das Heimathliche dem lange pilgernden Fremdlinge wird. So die stille, ächte Feier eines schönen Sonntagsmorgens, der Blick über's Weltmeer oder in den Sternenhimmel, das Schauerliche in gewissen Tonsätzen großer Symphonieen oder Chöre oder des Vogelgesanges, u. s. w. Aber, warum glauben noch so wenige Menschen, daß diese Empfindungen und Ge-

*) Ja, wohl dir, glückseliger Jüngling! Du hast vom himmlischen Safte des reinsten Lebens geschlürft!

fühle nothwendig ein Vaterland haben müssen. Daß es doch irgendwo andere und höhere Wesen als wir sind, geben muß, denen dieselben eigen angehören, welchen sie gewöhnlich und in der höchsten Klarheit erträglich und deutlich sind! Und daß wir diesen Wesen innigst verwandt seyn müssen!

175.

Ihr unschuldigen, verschämten Mädchen! Mit Recht meidet ihr stets die Pfade der Einsamkeit, sobald ihr selbander mit dem Freunde wandelt; sey auch der Begleiter ein Mann, der schon die Süssigkeiten der Weiber mit der feinsten Zunge zu kosten versteht, oder ein Jüngling, blöde wie ihr! Fliehet vor Allem, fliehet das kühle Dickig des Haines, wann die Sonne über seinen Schatten glüht, und Alles dort blüht und sproßt und treibt, vom einsamen Veilchen und der würzigen Erdbeere bis zum Jupitersbaume! Glaubt nur, ich sah es! dort scherzen dann lose Faunen und bekränzen den Mänaden die Becher! Schon das Gerücht schleicht euch heute heimlich nach und spöttelt morgen öffentlich mit tausend Zungen über die Abgesonderten. Und das Gerücht hat Recht und spricht nur allzuwahr von den Geheimnissen kühler Wälder. Keine halte sich dort für sicher! Keine dünke sich unverführbar! Denn das junge Weib unsers Jahrhunderts wird noch eben so heiß von der Sehnsucht nach süßen Früchten ge-

ängstigt als einst die junge Eva, und das Leben, was in ihrem Herzen pocht, kommt immer noch vom Blut.

176.

Wer vermag Glück und Größe am weisesten zu ertragen? Wer mit frohem Sinne vorher die Wonne, arm zu seyn, gekostet und gefühlt hat. Denn dieser war schon reich und groß geboren.

177.

Willst du deine Liebe treu bewahren, so fliehe im Leben die Ueppigkeit. Das Leben der Sinne ist der Tod der Liebe; und schon der Mörder Vollgenuß allein tödtet der Liebe oft so schnell die schöne Gesellin Anmuth!

178.

(Nach einem Gespräche mit dem Professor S...)

O Phantasie des Menschen! Dein unbegreiflich rascher Flug ist ein hohes Wunder der Schöpfung. Auf deinen Schwingen fahren uns Bilder und Gedanken, voll von Lieblichkeit und Schauder, voll von Kleinigkeiten und Welten, in elektrischen Momenten leicht vorüber; kaum ein Millionentheilchen von deinem Reichthume vermögen wir aus dem Riesenfluge zu ergreifen und festzuhalten. Du bist ein Nebel der rauhen Wüste, der erst trüben im elysischen Blumenlande als lautere Quelle hervorströmen wird. Wahrlich,

dein Vaterland liegt nicht im Raume; dein Name ist Unermeßlichkeit! Wem diese unermeßliche Anlage im Bau einer menschlichen Phantasie nur für ein irdisches Menschenleben aufgeführt scheint, der ist kein Mensch und der wahren Menschheit unwürdig.

179

Was ist es, das manche Seele so muthig macht! Was gibt ihr einen so himmlisch leichten Sinn bei jedem bevorstehenden Ungemach, worüber Andere sich ängstigen? Was schafft ihr jenen ewigen Umfluß von Ruhe bei allen hereinbrechenden Stürmen des Lebens, der immer nur das Erbtheil weniger Auserwählten ist! Was macht sie so kummerleer und fröhlich, wie eine reizende Au in der Frühlingszeit? — Es ist die Unschuld.

180.

Betrachtet man die Produkte unsrer schönen Literatur aus dem letzten Jahrzehend: o welcher Gewinn an Reinheit, Schönheit und Reichthum der Sprache zeigt sich uns da! Aber in den meisten finden wir fast nichts als Sprache. Ja, Sprache ist dem Genius wichtig. Er fährt aus dem Abgrund der Sache begeistert herauf an's Licht; mit Macht ergreift er die geheimsten Hebel der Sprache; im Sturme reißt er Alles mit sich fort; durch neue Zeichen schließt er die tief-

verborgensten Verständnisse auf, und sein Lohn ist gewöhnlich der, daß die Kritik des Tages über die neuen Ausdrücke lacht, deren sie sich nach sechs Monaten doch selbst als Sprachbereicherungen bedienen muß, weil die Sache keine andern zuläßt. Aber, dieß paßt nicht auf euch, ihr reinen Schreiber und Schönschreiber: Durch Sprachreinheit, Wendungen, Reim, Klang und stylistische Operation bringt ihr nimmermehr Form und Geist in euern Buchstaben. Die schöne Kunst hat ihre eigne Sprache. Gerade in euern vermeintlichen Fehlern liegt oft euer Bestes; und dieß vertilgt ihr durch das sorgfältigste Ausjäten noch gänzlich. Trachtet zuerst nach Geist, dann wird euch alles übrige von selbst zufallen.

181.

Ein Hauptkennzeichen des ächten Genies ist, daß es gerade in der tiefsten Beschwerlichkeit des bürgerlichen Ungemachs lustige Wendungen nimmt, und großmüthiger, besonders verschwenderischer wird. Raube dem gemeinen Menschen einen Theil seines Geldes, und er wird ein so ängstliches Geschrei erheben, wie der zornig heulende Kibitz, dem man die Eier nimmt. Aber das Genie kennt oft ohnehin keinen Geldreichthum und trachtet nach keinem andern Gewinn, als höchstens nach dem Verluste seiner Schulden. Nimmst du ihm drei Viertheile des letzten Guldens ab, so wird es zu-

ſehends gröſſer, bietet dir Almoſen und Naſenſtüber; ja es zeigt in allen Stücken an, daß es nun kein dringenderes Bedürfniß kennt, als, deine und aller Welt Gnade und Hülfe zu verlieren! So wird in meinen Augen der berühmte Taubmann durch folgenden einzigen Zug zum genialen Menſchen, daß er einſt, als ſeine Kaſſe bis auf achtzehn Pfennige verarmt war, dieſen Reſt auf der Stelle zum Ankauf eines jungen Gänschens anwandte, um ſich deſſelben auf dem heimlichen Gemache, ſtatt des dortliegenden weniger ſanften Druckpapieres, zu bedienen, und (wie er ſeiner Aufwärterin erläuterte) „ſich damit doch einmal eine Güte zu thun.“ *)

182.

An keinem Menſchen, er ſey ſo außerordentlich als er wolle, mag ich das Gerücht der Univerſalität leiden. Man lege ſich doch mit allem Fleiße z. B. auf die Staatsklugheit, oder die Muſik — und damit gut! Aber die Welt fordert auch ſo gern die Eigenſchaften eines Univerſalgenies. Ihr Thoren! Wie kann, und warum ſoll denn z. B. ein groſſer Schauſpieler oder der trefflichſte Koch auch zugleich der beſte Fechter,

*) Schade, daß die Welt dergleichen Züge ſo ſelten richtig zu beurtheilen verſteht, und vielleicht die obige, beſchwerlich zu erzählende Anekdote noch obendrein verkennen wird!

Läufer, oder der geſchickteſte Jäger ſeyn, da doch die Menſchheit ſelbſt ſchon ſeit Jahrtauſenden zerriſſen iſt?

183.

Führte mich doch ein mächtiger Geiſt plötzlich einmal in die Morgenwelt der indiſchen Fabel zurück, und ließe für wenige Augenblicke jenen Hain am Ufer des heiligen Ganges oder Indus wieder um mich aufblühen, aus dem einſt der erſte artikulirte menſchliche Geſang zum Lobe der Gottheit emporſtieg! Welcher Text ſollte dann von meinen Lippen zu eurer modernen Muſik ertönen!

184.

Wann werden die Stände und Klaſſen einander wieder lieben? Wann der Pöbel nicht mehr glauben wird, daß vornehme Leute nur ſolche ſeyen, die den ganzen Tag ſchmauſen, die Suppe mit der Gabel einnehmen, Roſinenkos ſtatt des Brodes eſſen und auf der Leiter ins Bett ſteigen müſſen. Wann die oberſten Stände den Mittelſtand wieder ſuchen, und dieſer ihnen beſcheiden entgegentritt ohne die unterſten zu verachten.

185.

Der ächte Dichter verſchweigt uns das Heiligſte, damit wir es ahnden. Aber eure allzuviel andeutende deutſche Deutlichkeit iſt keinen Deut werth!

186.

Das bleibt immer noch euer großer Fehler, ihr wahren deutschen Gelehrten, daß ihr dem, was man vor einiger Zeit einen französischen Abbé nannte, („einen kleinen rosenwangigen Pedanten") nicht eine einzige erträgliche Gestalt gegenüberzustellen habt. Gebt nur dem fremden Männchen Strümpfe nebst einem leidlichen Rock; und er wird euch sogleich bei allen Frauen ausstechen.

187.

Gib der Eifersucht auf einen einzigen Moment Gehör, und du wirst im Nu ihr Sklave, der nun an den Ketten seines Herzens auf ewig schäumen und rasen muß, der seine Blicke zu Giftmischern und und seine eignen Gedanken zu seinen Folterknechten macht.

188.

(Auf S... Dörfchen bei L...)

Hast du die bunte Reihe schöner Städterinnen durchschwärmt, so fliehe, noch ehe dir die Sinne vergehen, hin auf das reizende Land. Sieh auch nun das blühende Kind der blühenden Flur, erwachsen in verborgner Pracht, athmend im zarten Leben einer stolzen Jungfräulichkeit, wie die seltene Waldlilie, die sich in den Düften ihres eignen Kelches labt und verschönert. Stolzer Jüngling! Jene seufzten in ganzen Chören für

dich, wie du wähnteſt; aber hier gilt es deinen vollen Ruhm, und, Seufzen wird dein eignes Loos. Doch, ſey muthig und froh, wenn du eignen Werth haſt; denn ſchnell mit ihrem erſten Seufzer wird auch ſchon der helle Blitz wahrer Liebe für dich am Firmament ihrer Augen auffahren; und alle vorher je empfundene Liebesblicke werden dir nun wie blaſſes, unkräftiges Wetterleuchten erſcheinen, in dieſem Strahle der ſüßeſten Wahrheit.

189.

(Bei St... Grabe.)

Laßt uns doch eilen, unſer Leben mit That und Genuß zu füllen! Denn das Leben iſt unſicher; und oft, wenn unſer Glück noch in friſcher Frühlingsblüthe ſteht, hat uns plötzlich der ungeheure Schritt der Zeit ſchon eingeholt.

190.

Die Gefahr der Sinne iſt für zwei Liebende niemals gröſſer und dringender, als im Moment eines geheimen und ungeſtörten Wiederſehens nach langer Trennung. Erde und Himmel verjüngen ſich um die Seligen her, und jeder Blick wird da die Zunge eines neuen Wunſches. Und wie ſoll auch dann die Liebe noch Etwas verſagen, wann Gegenliebe

in ihrer schönsten Jugend wieder naht, und stolze Sicherheit das schäumende Blut emporjagt?*)

191.

Menschengröße hebt dich auf Jahrtausende über die gewöhnlichen Menschen empor. Aber schöner Sinn macht dich zum Sohn und ewigen Erben der Götter selbst, und diesen ähnlich. Frei seyn kannst du; aber die irdische That stammt selten von dir her, hängt seltener von dir allein ab, und oft trübt der Schlamm des Zufalles ihre ersten Silberquellen. Selbst der größte Mann, — und wäre er von den Menschen bis an die Stirne in Größe gekleidet und bis an die Ferse in Unsterblichkeit getaucht, — er ist doch nur ein Spielwerk der Zeit und ihrer unbeständigen Kinder! Darum tröste dich, schöne, edle, thatendurstige Seele! Denn es gibt noch Räume für dich außer dieser kleinen Weltgeschichte.

---

*) Ich will darauf schwören: Der Mann, den wir hier fast überall im Schlafrock überraschen, hat diese Sachen alle wirklich durchgelebt! Manches kommt mir auf den ersten Anblick erschrecklich einzeln und abgerissen vor. Und bei näherer Betrachtung springt plötzlich eine Erinnerung in mir auf, und ich erblicke nun eine ganze lange Geschichte darin, die ich selbst mitgelebt habe.

192.

Wollt ihr die Liebe meiden, ſo meidet den erſten Kuß; — dieſe feuchte, fruchtbare Gluth, in welcher die Liebe plötzlich ſo tiefe Wurzeln im Herzen ſchlägt, daß bei ihrem Ausreißen das Leben verbluten muß.

193.

Welch ein unnennbares Grauſen ſchaudert durch meine Seele, wenn ich die ſündenſchwangere Miene des Wollüſtlings erblicke, indem eine leichtverführliche Unſchuld ihm ſcherzend naht, und er dem neugebornen Laſter ſein lächelndes Willkommen entgegengrinſet! So ſchnüffelt Hekate's Kater in der finſtern Stunde aufwärts, wenn er das Geſchrei des Stachelſchweins, oder das Blöcken der Himmelsziege in den Lüften vernimmt.

194.

Wann die Geliebte dir fern iſt, wünſcheſt du oft deinen Leib zum Geiſte, um dich tief in ihre Seele zu ſenken und dort die deinige in treuer Liebe ganz zu verbergen. Wann du wieder in ihr Auge ſchauen darfſt, dann möchteſt du ihre Adern ritzen, um von dem Purpurwein ihres innerſten, lebendigſten Lebens zu ſchlürfen.

195.

(Bei Betrachtung des emſigen H...)

Die Vorſätze zur Thätigkeit und zum wirklichen Arbeiten müſſen niemals verſchoben, ſondern

sogleich ausgeführt werden. Besser, es mißlingt Manches, als daß Alles unterbleibt. Wer etwas thut, hat dadurch an sich schon ein gewisses Verdienst; wer sich immer gegen das Handeln wehrt, gar keins. Die Menschenklasse der letztern Art ist ungeheuer groß. Das sind die langweiligen, furchtsamen und faulen Träumer, die dennoch und eben deswegen niemals des Lebens froh werden.

196.

Da kann ich mich ärgern, wenn gewisse kluge Menschen so leicht hinsagen, der Mensch bedürfe fast gar keiner Erziehung! Die Erziehung ist ja eben die Entwickelung der menschlichen Kräfte und Anlagen bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit. Durch sie allein könnt ihr auch bei'm modernen Menschen noch Etwas vom eigentlichen Charakter der Menschheit herausrufen und hervorwickeln, was er außerdem, wegen der bösen Gesellschaft worinn er lebt, ewig in sich zurückziehen muß, wie die Schnecke ihre Hörner. Wenigstens drei- bis viererlei Erziehung muß der heutige Mensch erhalten! Denn erstlich muß die physische Erziehung, — Pflege, Großziehung, Auferziehung — das Kind zum gesunden, wohlgestalteten, kräftigen und heitern Menschen bilden. Zweitens soll die logische Erziehung, — wissenschaftliche Unterrichtung — das Erwecken und Erhöhen der Vernunft- und Verstandes-

kräfte für das menſchliche Wiſſen berückſichtigen. Dann wird durch die ethiſche, praktiſche Erziehung der Menſch zum freien Geſchöpf ausgebildet, und ſeinem Herzen ſittlicher Werth, ſeinem Charakter innere Beſtimmtheit mitgetheilt. Endlich, um bei Kant's philoſophiſcher Darſtellungsart zu bleiben, kommt die äſthetiſche Erziehung, die nöthigſte, welche das phyſiſche und geiſtige Vermögen des Menſchen zu der höchſten und erhabenſten Geſtalt, in welcher er aufzutreten fähig iſt, vereinigt, und ihn durch die Mittheilung des Schönen dem Ideal der Menſchheit näher bringt. Dabei muß es, und jetzt und künftig mehr als je, und wohl ewig bleiben, ihr mögt ſchreien ſo viel ihr wollt; wenn nämlich noch etwas Tüchtiges aus euerm Menſchen werden ſoll! Laßt eine von dieſen Erziehungen weg, und, wenn ihr nicht entweder einen häßlichen Schwächling, oder einen dummen Teufel, oder einen elenden Sklaven, und in Summa nichts Ganzes habt, ſo ſtraft mich Lügen!

197.

Das Schöne ſchmiegt ſich gern dem Schönen an; und wenn die reine Jungfrau ſich ſchon vor einem einzigen kühnen Blicke des Laſterhaften beleidigt verbirgt, ſo lockt ihr ſüßer Blick den Mann mit der ſchönen Seele von ſelbſt an ihr Herz. Dieſer, wenn ſein Gemüth bis zu einem gewiſſen Grade reinpoe-

tiſch iſt, bleibt in ihren zarten Gedanken immer noch Eudämon, er wage auch zehnmal mehr als Jener. Vor Jenem ſchließt ſich, wie vor einem unbeſcheidnen Fremden, ihre ganze geheime reizende Welt unerbittlich zu; aber dieſer lebt mit ihren zärtlichen Augen im tiefen, gnoſtiſchen Verſtändniſſe. Er iſt ja der Schönheit vertrauter Myſtagoge, und die Küſſe ſeiner geweihten Lippen dürfen wohl einmal auf der Muſen Bitte bis zur Buſenmitte ungeſtraft gelangen: Und, glaubt es nur, ihr ſogenannten Sittenrichter! dieß iſt der ſchönen, im Schatten der reinſten Myſterie und unter dem Schutze keuſcher Gedanken ruhig ſpielenden Menſchheit vergönnt. Doch, ihr haltet unſtreitig den letzten Satz für gewagt, weil euch ſeine Bedingungen unmöglich ſcheinen, da euer Glaube an ſchöne Seelen nicht größer ſeyn darf als ein Senfkorn. *)

---

*) Wenigſtens paßt dieſer Satz ſchlechterdings noch nicht auf unſer Zeitalter. Denn — Freund, wo iſt dieſe ſchöne Menſchheit, auf deren Seltenheit unſer guter Mann ſelbſt in der Numer 175. zu rechnen ſcheint? — Zwar, ich wüßte einen Fall anzuführen — doch, davon einmal mündlich! Aber ſiehe auch nochmals die Numer 172. nach, wenn gleich dort ſchon von Liebe die Rede iſt. Sie wird dir an ihrem Ende Einiges erläutern.

198.

Verſe gut zu ſetzen und zu reimen, iſt eine leichte Kunſt, welche, an ſich, noch Niemanden über die gemeine Proſa erhoben hat. Die wahre dichtende Kunſt in ihrer lieblichſten Jugend beſteht weder in Reimen noch Proſa, noch Metrik, noch Sylbenzwang u. ſ. w.; ja, ſie kennt dieß alles noch nicht! Der Genius empfängt frei die Ideen der himmliſchen Poeſie, die ſchöne Kunſtidee, wie der Gott aus dem Sturme ſie ihm verkündet; und er wagt es, ſie auszuſprechen im lebendigen Worte, das ihm als Offenbarung gegeben ward. Wie verächtlich erſcheinen doch jene kleinen Bedingungen, dem Ueberſinnlichen gegenüber! Will man nie aufhören, hier „Verſe," dort „Proſa" zu verlangen? Glaubt es mir doch: Nur die, welche leicht Verſe machen, verlangen Ver[illegible] zur guten Tragödie. Nur die, welche keine Verſe machen können, ſuchen die Verſe verächtlich zu machen. Beide Parteien wiſſen nicht, was ſie ſagen.

199.

(in D....)

Der Fürſt muß eigentlich von Allem Etwas, und zwar von Jedem die Hauptſache wiſſen. Von dem Privatmann verlangt man nur tiefe Gründlichkeit in dieſem oder jenem Fache, und erläßt ihm dann gern faſt alle übrigen Fächer ganz. Wollte ſich der Regent z. B. nur auf die Baukunſt, Obſtkultur oder

Musik legen; wie würde es dann mit der Staatskunst, Polizei, Rechtswissenschaft aussehen, wenn er in diesen Fächern die Kenntnisse des Dieners und Privatmanns beurtheilen sollte? Vollends in Rücksicht der allgemeinen Bildung ist und bleibt der erhabenste Grundsatz dieser, daß von dem gebildeten Regenten selbst alle Kultur ausgehen und sich der gesammten Menschheit seines Staates mittheilen müsse. Bei seinen Lieblingsergötzlichkeiten hält man den Stempel der Männlichkeit für unnachläßig, und von einem Fürsten, der weder Militär, noch Jagd, noch Pferde, noch Kunst liebt, wird selbst das Volk sich niemals ganz überzeugen, daß er ein wahrer eigentlicher Fürst sey. Den Verschwender lieben sie selten. Will, oder kann und muß er aber viel Geld ausgeben, so wende er nur nichts auf Mätressen, nicht zu viel auf Militär und Jagd, lieber Alles auf Bauwerke, Garten- und andere große Anlagen.

200.

Jenes entzückende Lächeln, welches so schmachtend über die Rosenlippen des Liebe gestehenden Mädchens hinbebt, sey stets in den Purpur des jungfräulichen Erröthens gekleidet. Die holde Scham wird selbst dann erröthen, wann sie nur dem stillen Mondschein ihre Liebe zu bekennen wagt.

201.

(Erinnerung im Puppenspiel.)

Ich hatte einst einen Freund, der oft bis zur Vollendung witzig seyn konnte. Aber, Geist, Schönheit und Gutmüthigkeit zierten ihn dabei in gleich hohem Grade. Es war ihm auch fast einerlei, ob er seine Zeitgenossen mit Gedichten wund küssen, oder in Prosa abprügeln sollte; und nie sah ich ihn den Bogen seines Witzes überspannen und zerbrechen. Aber einmal, als ich mit ihm vor einem lange entbehrten Puppentheater voll Sehnsucht da stand, und als endlich der kleine Vorhang emporschnappte, und nun im Hintergrunde der Vesuv zum Feuerspeien, vorn aber auf einmal drei der allertrefflichsten obligaten Hanswürste, die jenen Berg verschlingen sollten, vor den Herrschaften angelassen wurden: da, ich gestehe es, da kam mir mein Freund beträchtlich kleiner vor. Auch er selbst fühlte sich gleich nach den ersten Reden und Operationen hingerissen, und im Innersten des Herzens glücklich und entzückt. „O, sagte er, und trippelte und trocknete sich den vom Lachen erpreßten Schweiß nebst häufigen Freudenthränen ab und drückte mir die Hand: o, was ist doch die ganze witzige Menschheit gegen einen einzigen mit Händen gemachten Hanswurst, der sich nur irgend gehörig zu räuschpern und zu rechter Zeit im Hüpfen auszuspucken weiß!“

202.

Die Publizität ist das oberste, unbestechlichste Organ der Gerechtigkeit, — zu finden bald überall, bald nirgends. In ihr fürchtet jeder Unterdrücker zuletzt noch sein unumgängliches Todesthal Josaphat. Sie ist ein unsichtbares drittes Reichsgericht des Volks; ja das ehrwürdigste allerhöchste Tribunal gerechter Menschheit; der große Reichstag der Zeiten. Sie schmiedet die Bosheit auf ewig an den Pfahl der öffentlichen Schande und umgibt die Unschuld mit der Glorie schöner Menschheit. Jahrhunderte lang scheint die Unsterbliche zu schlummern: plötzlich erwacht sie, bestraft das Gemeine mit dem endlichen Tode der Vergessenheit, und macht das langverkannte Gute zuletzt noch zum Erbtheil der Welt. Wer von der Bosheit aus allen Instanzen verdrängt ward, der zeige dann ihr das blutende Herz, und erstaune über ihre Allmacht. Wer seine gute Sache, in sich selbst vollendet, vorzulegen vermag; wer ein Geheimniß zu Beglückung der Menschheit entdeckt hat, der wende sich nur getrost an die Publizität, und empfange den Dank seiner Zeitgenossen und zugleich den Sternenkranz der Unvergeßlichkeit.

203.

Das sind oft die schlechtesten, gemeinsten Menschen, die sich mit poetischen, schönen, warmen, empfindsamen oder edlen Aeußerungen öffentlich gern her-

auslassen und breit machen, während sie sich im Herzen darüber mokiren. Stelle einen Solchen plötzlich einmal dem klaren Spiegel eines wahrhaft poetischen Gemüths gegenüber, welches ihm mit poetischem Spotte seine jetzige Gestalt zeigt: so verstummt er, und flieht dann mit Gelächter in seine Gemeinheit zurück. So erschrickt ein abgeschwemmter Eber vor seiner weißen Farbe, und stürzt von der wohlthätigen Silberquelle zurück in das Sumpfbad der ekelhaftesten Häßlichkeit.

204.

(Erinnerung im Vollmonde.)

Licht ist dem Leben fühlenden Menschen das Lebendigste, Lieblichste und Höchste; es begeistert ihn, fast bei jeder schönen Begegnung, zum Heiligsten, und wahrlich, er ist ein Sohn des Lichtes! Dieser Satz ist nicht nur im höhern Sinne wahr, sondern auch bis zu den Verfällen des gemeinen Lebens herab. Ich lag einst in süßem Schlummer, als auf einmal reine Töne des Himmels mich leise weckten. Berauscht von balsamischen Düften, die aus meinem Blumenlager drangen, schaute ich in der Entzückung hinaus, und vor dem sterblichen Auge hatte sich die abgeblühte Welt der alten Götter verjüngt in elysischer Schönheit aufgethan, und ich sah sie wieder, die göttlichen Bilder, in schöner menschlicher Gestalt. Auf Donnerwolken ruhte freundlich der herrschende Vater, und um seinen Thron schüttelten Syl-

phen, aus Licht gehaucht, ihre morgenrothnen Schwingen, und blitzende Salamander legten ihre Flammenlasten zu den Füßen des Adlers. Glorreich fuhr Latona's Kind, der pythische Sieger herauf; vor seinem Götterwagen Kronions hohe Töchter, die äthergeflügelten Horen, im himmlischen Tanze dahinschwebend; und die Harmonieen einer heiligern Welt entwehten dem Golde der Lyra, und aus Myrthenhainen drangen die Chöre der Kamönen zum Ohre des Sterblichen. Fernher tönten die gewaltigen Hämmer der Cyclopen aus Hephästos rauchender Esse. Ihr naheten Ares und die Göttin mit der schrecklichen Aegis. Mächtig waltete mit seinen Gottheiten Poseidon im feuchten Wellenreiche, vom zarten Volke der zahllosen Undinen umspielt. Aus allen Ufern drangen die Flußgötter, und scherzend sprang die glanzreiche Quellennymphe zu den Gespielen hinab. Einsam und gesenkten Blickes wandelte die holde Ceres durch Blumengefilde; schwarze Spalten schlug ihr Eisen in die Erde; und die Gnomen, beladen mit Grüßen der ewigtrauernden Persephone, stiegen traurig herauf.

„O, rief ich, so seyd ihr endlich wiedergekehrt, ihr seligen Gestalten der Vorwelt!"

Aber ach! Jetz hob sich, gehüllt in durchsichtiges, duftendes Rosengewölk, aus dem nahen Quell ein Weib zwischen Blumen empor, vor deren Schönheit die Natur sich in brünstigem Schauer verjüngte und aufgrünte,

wie die Flur im befruchtenden Blitze des Frühlingsgewitters! Sie war es, Aphrodite, die Göttin über alle Götter! Und auf ihren Lippen blühte die Liebe, und aus ihrem Auge strahlte die Schönheit; und alle Welt schimmerte in neuem süßem Glanze vor dem göttlichen Bild. Und ach, sie blickte lächelnd auf den sterblichen Mann hernieder! Da schaute er das Schöne, und sank in den Staub! Da fühlte er die Liebe, und die Menschenbrust zersprang.

Aber der hülfreiche Hermes selbst schwebte jetzt zu mir hin, und löste meine Zunge, und ich fühlte mich göttlich; und die Gottheit winkte lächelnd: da hob es mich in himmlischer Gluth empor; meine Arme breiteten sich nach ihr hin, und ich sprach in übermenschlicher Wonne ein unsägliches Wort aus.

Kein Jüngling war je so selig, als ich in diesem Traume! Doch, schon einige Zeit vor dem Ende desselben drängte sich in meiner Erscheinung immer ein schwarzgelockter Kopf vor, und jetzt rief eine irdische, grelle Stimme: „Mensch, was machst du!" Es war mein Freund, der in der kalten Decembernacht mit zwei hellbrennenden Kerzen vor meinem Bette stand. Nach unserm poetischen Gespräche noch im Zimmer lesend, hatte er die lauten Entzückungen meines Traumes gehört, und diese, indem er sie zu belauschen kam, durch den blendenden Lichtschimmer so sehr gesteigert, daß ich schon seit fünf Minuten emporgerichtet und mit völlig offenen

Augen vor ihm dasaß. Meine Gesichtszüge, sagte er, seyen zuletzt fast schön, und so wenig mehr irdisch gewesen, daß er angefangen habe meine gänzliche schnelle Auflösung zu fürchten. Mein nachheriger Schlummer war leiser und erquickender als je, und noch mehrere Nächte lang füllten jene Götterbilder meine Phantasie mit unbeschreiblichem Glanze.

205.

Die Dummheit in der zweiten Potenz scheint sich immer schon eines poetischen Charakters, eines gewissen witzigen Bewußtseyns, ja selbst einer Art von Freiheit zu erfreuen, — d. h. der, welchen ich den Bock melken sehe, mag mir ein guter ehrlicher Mann seyn; aber der, welcher Jenem das Sieb unterhält, wird mir schon interessant, und vielen Menschen in gewissem Sinne witzig erscheinen. Mit Jenem mache ich gern Frieden; diesem traue ich nicht ganz.

206.

Es ist wahr: der Dichter soll nicht nur allen Extremen, die er in seinem Stoffe findet, das Grelle und Grenzenlose zu benehmen, sondern auch die gemeinscheinenden Gegenstände, die ihm zu seinem Zwecke nothwendig sind, durch die Kunst zu idealisiren wissen, damit er seiner Schöpfung das Gepräge einer stillen unwi-

derstehlichen Schönheit aufstrücke. Aber da wollen z. E. Viele immer noch in einer gewissen ehemals weltwitzigen Geschmacksform allerlei Laster und abgeschmackte Zoten idealisiren; und diese reizen, gerade durch ihre Delikatesse, die Unschuld am meisten zur Sünde, und ach! möchten sie doch lieber derb reden und keusch dichten, als umgekehrt! Andere wollen das Erhabenste in ihr kindisches Liedergelispel herniederziehen, und suchen dabei obendrein die Derbheit ohne Noth. Doch wird die bessere Nachwelt Diese nur verlachen, aber Jene verdammen.

207.

Armer, betrogner Voltaire! Gewiß, du suchtest gerade durch deinen Religions- und Priesterspott eine Art von Unsterblichkeit bei der Nachwelt zu erringen. Aber der Deutsche, der in der Sache selbst ohne dich weiter fortgerückt war, als du, verlacht dich nun schon längst als einen aus der Mode gekommnen Neuigkeitskrämer! Nur als Beispiel einer armherzigen, aufgeblasenen und verächtlichen Lästersucht, wird dein Name in diesem Fache, auf seine eignen Kosten, noch eine kleine Zeit lang mit fortgeführt werden. Du warst ein trefflicher Versmacher, und (in so fern es, ohne Religion zu fühlen, möglich ist) ein recht artiger, allerliebster, breiter Dichter: aber ein von Herzen langweiliger, abgeschmackter und unwissender Philosoph! Doch, ruhe in Frieden! Wie manche

bittere Stunde haſt du auch mir durch deinen leichten, flachen Scherz getödtet!

208.

Durch Witzlinge und Satyriker, die nichts ſind als dieß, gewinnt die eigentliche Menſchheit wenig, und weit weniger, als ſie verliert. Wenn ſolche Menſchen ſich einmal als warme oder erhabene Menſchen zeigen wollen, ſo mißlingt es ihnen gewöhnlich, und ſie bringen es dann meiſtens nur bis zu einem Satze des größern ernſthaften Welttones, der ſogenannten vornehmen, neuklaſſiſchen Lebensweisheit, höchſtens bis zu einem Horaziſchen Sittenſpruch oder Gemeinplatze, (verzeih mir, edler Römer, du weißt wohl, wie ich's meine!) und alles dieß klingt dann in ihrem Munde ſo widerlich und falſch, daß man lieber die Bocchaſten, wie ſonſt, möchte ſaturiſiren und witzeln hören. Durch warme Gefühle des Herzens ſind wir mit den Engeln, durch den nackten kalten Witz aber mit den Affen verwandt.

209.

Die ſichre Ausſicht auf das Ende einer unglücklichen Lage iſt für die edle Seele ſchon wirkliches Glück. O darum ſeyd getroſt, meine duldenden Mitbrüder! jedes irdiſche Drangſal iſt kurz! Jedes muß ja ein Ende nehmen, und bald! — Schaut

doch hin zu dem armen Tagelöhner, wie ihm in seiner Hütte so bang und so wohl ist, wann der letzte Grimm des Winters an den kleinen Fenstern raset. Der Morgen war noch so kalt, und belegte den Wald mit weissem Reiff; aber der Abend zieht heute zum erstenmal im milden Schimmer des Frühlings heran. Leuchtendes Goldgewölk fliegt mit wolligen Flocken im Westen auf, und mit einemmal röthet der Wiederschein das östliche Himmelblau zu Purpur, und das weiße Laubwerk der fernen duftigen Waldkuppe glüht in jenen Höhen rosig auf, wie ein blühender Pfirsichhain; lauer Südostwind verkündigt die Thaunacht; des Frühlings heilige Knospe scheint, endlich zum erstenmal zu schwellen; die Natur soll nicht sterben. Schon tönt es mächtig in den Winden wie ein Horn des Lebens über ihr; der Winter schifft sich ein, und Alles schickt sich an, wie zu einer großen Reise. Zwar die Kinder sitzen fröstelnd am Ofen, in welchem das letzte Holz liegt, und der Förster hat heute nach dem Holzgelde geschickt; die Kinder bitten um Brod, und das letzte Brod ist schon angeschnitten: aber, da tritt sein frohes Weib mit nassen Augen herein und setzt den Kornsack vor ihm nieder. Der reiche Nachbar borgt ihm diesen Scheffel, und der Förster will Geduld haben. Und horch, horch! Draußen stürzt schon ein Thauguß vom Himmel herab wider die Hütte, und hinter diesem blickt noch die scheidende Sonne mild durch die runden

Scheiben herein und bildet dort über der Wiese den ersten Regenbogen! Gütiger Gott! Die fröhlichere, beſſere Frühlingszeit iſt ja gekommen! Nach wenigen Tagen wird jener nahe Wald ſchon Knospen treiben, und um den fleißigen Mann her werden dort wieder ſeine Kleinen in der Wärme des Lenzes ſpielen! Mächtig ſpannen ſich jetzt ſeine Sennen ſchon zur großen Arbeit, die alle ſeine Lieben nähren wird, und den Blick durch die Thauſtröme hin zu Gott gerichtet, und die Hand nach ſeiner tröſtenden Bibel ausgeſtreckt, ruft er begeiſtert mit ihr aus: „Wiſſet, daß der Sommer nahe iſt! und darum ſollt ihr merken, daß eure Erlöſung nahet!“ — O, ihr armen — —

Sechster Brief.

Liebenstein, am 21. Juli.

Sobald Minchen mich an ihr warmes Herz drückte, war ich wieder ganz im freundlichen Leben. Aber hinter mir lag Etwas, schwarz und ernst, wie die Nacht; und sie müßte sogleich die außerordentliche Gemüthsbewegung bemerken, in die mich das unerwartete Zusammentreffen mit ihrer Freundin gebracht hatte, wiewohl ich durch langes Herumlaufen schon abgespannt war.

„Ich ward gestern genöthigt, sagte sie, plötzlich nach Eisenach zu reisen, um dort meine Freundin abzuholen; und meine heutige Unpäßlichkeit ist bloß die Folge einer ungewöhnlich starken Ermüdung über unserm gestrigen Herumklettern auf der Wartburg (Ihrem guten Luther zu Ehren) und auf andern merkwürdigen Höhen jener Gegend. Ich habe mich nun, wiewohl später als die Andern, wieder erholt. Aber wie ist's möglich, daß Klothilde Sie sogleich erkannte? — Uebrigens hätt' ich Ihnen sagen sollen, daß dieser Name nur zwischen uns Beiden gilt und bekannt ist. Sie heißt eigentlich ***** *** ********** —"

Minchen ſchlang ängſtlich die kleinen Arme um meinen Hals; denn ich mochte wohl bei dieſem Namen blaß geworden ſeyn, und war im Begriff umzuſinken. „Mein guter *****, ſagte ſie erſtaunt: was bewegt Ihr Herz ſo wunderbar bei dem Namem meiner Schweſter!“

In dieſem Augenblicke rief ich meine ganze Männlichkeit auf, und dieſer Aufruf that endlich ſeine Wirkung. „Du Mann! ſprach ich zu mir ſelbſt: Wovor prallſt du ſo unmännlich zurück? Vor dem Nachbild eines verrauſchten Kindes? Vor dem Schimmer eines wunderbaren Traumes? Vor einigen optiſchen Täuſchungen? Vor einem leeren Namen, den vielleicht eine ältere Schweſter auf die jüngere vererbte, den wohl gar der Zufall einer Fremden gab? Vor einem Auge, durch welches einſt ein Engel in das Deinige herüberblickte, und es dann — o der traurigen Wahrheit! auf ewig für dieſe Welt verſchloß? Hat denn die Kunſt, und alles Wiſſen, und die Menge der Geſtalten dieſer bunten Welt noch nichts über dein vierzehntes Jahr vermocht! Haſt du ſeit dieſem ſo ganz vergebens gelebt!“

Indeſſen konnte ich mich doch der Frage an Minchen, die mich während deſſen aufmerkſam betrachtete, nicht enthalten, ob Klothilde Geſchwiſter habe!

„Nicht — ſtockte ſie; denn wir vermutheten in dieſem Augenblicke ſchon Klothilden an der Thüre: Aber um

des Himmels Willen, berühren Sie keins von ihren Familienverhältnissen!“

Muthig, wie ich glaubte, stellte ich mich jetzt in's Fenster. Und sie trat ja mit so freundlichen Blicken herein; ihre Begrüßungen waren so menschlich, froh und unbefangen, daß ich, so wie sie und Minchen sich allein unterhielten, mein ganzes Wesen schüchtern, aber mit einer gewissen heimlichen Freude, ihrem Anschauen hingab. Von ihrer Gestalt kann ich dir wenig sagen. Die Augen und Haare sind ungewöhnlich dunkel, und ihre Gesichtsfarbe ist wieder ungewöhnlich weiß und vom feinsten Rosenrothe durchglüht; etwa wie ein zartes Wachsbild. Der Blick aber, — den ich noch nicht auszuhalten vermag und den sie zum Glücke meistens senkt, — ist hell wie ein Blitz, und übermenschlich groß. Die Arme sind voll, und bis zu den röthlichen Fingerspitzen fast nur weiß; aber so weiß, daß mir die kleinen schöngeformten Hände eiskalt schienen. Die ganze Gestalt ist größer, herrlicher und schöner als Minchen, aber — kurz: Du hast durch Obiges nur sehr wenig von ihrem eigentlichen Bilde, welches im Ganzen, wie ich glaube, zu den leidenden gehört. Einmal, als ihr die Freundin eine interessante Frage that, welche tiefer ins Leben eingriff, da entwickelte sich in ihrem Antlitz ein gewisses rührendes Lächeln. August, sie sah so erbaulich aus, wie die Geduld am Kreuze!

Nach und nach kamen wir doch in ein Gespräch, und Minchen, dieser heitere Engel, brachte uns einander um Vieles näher. Ich fing an, Fröhlichkeit und Zutrauen zu gewinnen, als die Glocke im Dörfchen tönte. Es war um die Zeit des Abendgebetes. Minchen zog den Vorhang von ihrem Andachtsbilde, einer prächtigen Verklärung auf Tabor, hinweg, und Klothilde hing schnell ihre Augen mit einer so schmachtenden Sehnsucht an das darunterstehende Kruzifix, daß es mir, wie ein heiliger Strahl, durch die Seele fuhr. In ihrem Blick auf mich lag eine blöde Einladung.

„Lieber frommer Ketzer, lächelte Minchen mit einer Himmelswonne im Antlitz und drängte mich sanft zu ihrem Altare: willst du mit uns selig seyn!"

„Ich bin Euer Bruder, und glaube an Euch, und mit Euch an Einen Gott!" flüsterte ich weich, und kniete den seligen Gestalten gegenüber — — Ach!

Was ich sah, Bruder, das hat noch kein Menschenauge gesehen! Auch du, Bruder, sollst es nie erfahren. Was ich in jenen Augenblicken fühlte, kam noch in keines Menschen Herz!

Erst als die Frauen wieder emporschwebten, entdeckte ich, daß meine schwachen Kniee mir zum Aufstehen für einen Moment den Dienst versagten. Indem Klothilde mich mit ihrer ganzen Stärke unterstützte, fielen

Thränen aus ihren Augen, wie Flammen, in die meinigen. Ich eilte hinaus.

Ja, wenn ich sie immer nur in Minchens Gesellschaft sähe! Denn diese ist für mich ein freundlicher Genius der frischen vollgrünenden Lebens; und wenn ich gleich auch in ihrer Herzensgeschichte tiefverborgne Thränen schimmern sehe, so ist doch ihr eignes Wesen aus lauterem Frieden und Heiterkeit gewebt, und strahlt ewig hell wieder hervor, wie ein klarer Born, den die Menschen nur auf kurze Zeit trüben konnten. Aber vorhin, als Klothilde zeichnete, blieb uns Minchen allein, und mir fing das Herz an zu pochen. Ich lobte ihre Kunst, in der man sie wirklich eine Meisterin nennen kann, mit einer gewissen ängstlichen Wärme; und da ihr mein Lob Freude machte, so erhob sie sich auf einmal im Ausdrucke der geheimnißvollsten Feierlichkeit, um mir „ihr bestes und liebstes Gemälde" zu zeigen. Indem sie es brachte, verriegelte sie sorgfältig die Thüre, welche zu Minchens Tante führt, legte dann, mit einem Blick der Weihe auf mich, den Finger an ihren Mund, und stellte es vor mich hin. August, es kostet mich viel Anstrengung, die diese Geschichte bis zu Ende zu erzählen!

Es war eine sehr junge weibliche Gestalt, die, nach der rechten Seite ein wenig geneigt, und die Augen zu

den Blitzen eines majestätischen Gewitterhimmels empor-hebend, aus einem mächtig und weit voneinanderberstenden Grabe herausdrang, und mit einer Glorie auffuhr, gegen die mir alle Herrlichkeit, welche ich bisher in dergleichen Triumph-Bildern sah, kraftlos und irdisch vorkam. Das Grabgewand wehte wilderhaben umher; der jungfräuliche Kranz leuchtete hell und bräutlich über dem Stirnhaare der jungen Königin hervor; auf den Lippen blühte noch das selige Lächeln einer unbefleckten Kindheit; der Blick, ach, der Blick war schon durch eine lichtblaue Oeffnung der Wolken in's Vaterland gedrungen, und kannte keine Zeit mehr.

Soll ich dir das nennen, was allein uns solcher Ansichten der bessern Welt würdig macht, und was jetzt aus meinen heißen Thränen wie eine Flamme zum Himmel aufschlug? O auch du, mein Geliebter, fühltest sie schon, die Sehnsucht!

Sobald ich in der Folge den ersten Blick auf die einzelnen Züge werfen konnte, sprang Etwas in mir auf, wie ein Blitz. Es waren Klothildens Züge! — nein, das nicht — ach, es waren die ihrigen — du verstehst mich! — Ich verfiel nach und nach in eine Art von Starrheit, aus der mich Klothildens melodische Stimme nur halb erwecken konnte.

„Hatten Sie nicht einst eine ältere Schwester!" fragte ich mit stammelnder Zunge, ohne zu ahnden was

ich that; denn ich war im Begriff, ihr ohnmächtig in die Arme zu sinken.'

Ihre erste Bewegung drückte ein plötzliches Erstaunen aus, und das brachte mich zu mir selbst, wiewohl nur für einen Augenblick. Dann schien es, als erwachte sie allmählich aus der Tiefe eines unendlichen Schlummers; ein heftiger, aber kalter Blick des Forschens hing über meiner Gestalt, und in jedem Zuge ihres Antlitzes sah ich die schmerzliche Frage, welche ihre Lippen so wenig auszusprechen vermochten als die meinigen, deutlich stehen: Haben wir uns nicht schon! Sie war schneeweiß geworden.

Ich kann nicht wissen, wie lange wir uns so gegenüber saßen; denn, als ich wieder mit vollem Bewußtseyn die Gegenstände um mich her bemerkte, war Mathilde aufgestanden, das Bild verschwunden und Minchen wieder im Zimmer. Beide weinten, und ich hörte noch, daß Minchen indem sie sich mit ihrem Riechfläschchen nach mir hinüber wollte, in der Meinung, ich sey, da ich keine Antwort gegeben, ohnmächtig geworden,) zu ihrer heftigbewegten Freundin mit dringender Eile und entschlossener Heftigkeit sagte: „Nein, nein! — Und wenn auch! — Es ist ja doch unmöglich, daß jene Vergangenheit uns zu irgend etwas Gutem führe!"

„Welche Vergangenheit!" sagte ich, und stand jetzt, wie aus einem schweren Traum erwachend, langsam auf.

Es kam mir ſo tröſtlich vor, daß Klothilde weinen konnte.

„Verſprechen Sie uns, nahm Minchen feierlich das Wort, nie wieder ähnliche Fragen zu thun, weder an uns, noch an irgend Jemand! Sie verſtehen mich, mein theurer Freund!“

Ich ſchlug ſtillſchweigend in ihre Hand ein, und ſchüttelte das Haupt wehmüthig. Ich wußte nicht viel von mir ſelbſt.

„Und, fuhr ſie fort, froh mit uns zu ſeyn, und friedlich mit uns und unſerm Schiller zu ſingen: „Leben duftet nur die friſche Pflanze, die die grüne Stunde ſtreut!“

Ich hob ihre Hand an mein Herz. Klothilde ſtand weinend mit verhülltem Geſicht da und legte mir ſchüchtern ihre Hand auf die Schulter. O, wie es mich ſo furchtbar durchbebte!

„Kommt, wir wollen zu den Brunngäſten! rief mein roſiges Minchen. Ach ja, zu den Brunngäſten! Es ſind heute zwei fürchterlich große Schriftſteller angekommen!“

Wir holten die Tante und den Juſtizrath — und Alles ging vortrefflich. Sage mir doch, mein Freund, wird damit dieſe Geſchichte geſchloſſen ſeyn? Freilich, ich werde den Frauen Wort halten müſſen; aber, wie ſoll es mit meinem Herzen und Verſtande werden? Will Minchen

immer bei uns seyn? Und Sie! Warum sucht und zieht sie mich so, und will mich nicht lassen! Als ob ich ihr Geliebter wäre!

Gesetze es nur ein, August: einen Weisern, als ich bin, würde die Geschichte rasend machen, so wie sie jetzt steht. Aber in meinen Augen bestand von jeher das große Geheimniß zu leben darin, daß der Mensch in jedem Augenblicke mit seinem Kopf und Herzen so klug und toll umzuspringen wisse, als es Zeit und Leben verlangen.

Ja, ja! Ich sehe es immer deutlicher ein: Minchen und Schiller singen nicht schlecht:

„Wir, wir leben, unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht!

Nicht, daß ich etwa die vielen Vorzüge der Todten vor uns mißkennen wollte! Denn, sieh doch hinüber in die Vergangenheit! Dort, wohin wir alle müssen, wo wir alle so gern wären, wenn wir nicht erst hinüber müßten; — dort sind sie schon glücklich angelangt, dort im Lande der ewigfrischen Jugend stehen sie still, fest und in dauernder Anmuth da! Niemand kennt mehr die Ruhestätte ihrer Gebeine — aber täglich pflükken die Kinder der Gegenwart neue Blumen von blü-

henden Gräbern zu ihrem Andenken, und die Nymphe der Unsterblichkeit, die schöne, jugendliche Nymphe, von deren Flügeln ein Thau des ewigen Lebens träufelt, schwebt und schüttelt die Schwingen über ihren Namen! Der Kranz ihres Ruhmes grünt, mit unsichtbarer Frische befeuchtet, immer fort, und von seinen Blüthen vermag die schwarze Krähe der Bosheit nun keine mehr auszuhacken! — Schau doch einmal mit recht lebhafter Phantasie (ich möchte sagen topographischen Blicken!) hin in jene Gegenden, wo Hans Sachs, Cicero, mein Bruder Christian, die edlen Gracchen, Sokrates, Donquirote, Simson, Figaro, oder der ehrliche Rippacher Hans*) sich einst mit dem Leben und seinen Räuberbanden herumschlugen — wie schön, um wie viel lustiger, reiner, deutlicher, freier, unveränderlicher und gesun-

*) Du mußt es nicht übel nehmen, wenn du z. E. meinen seligen Bruder nicht kennst. Ich setzte dir mit Fleiß nur die Namen von Diesem und Jenem (der verschiednen Orte wegen) hin. — Uebrigens konnte mir einmal ein „Selektaner" die Frage: wo Lessing begraben liege, nicht beantworten. Aus Bosheit, und um den Menschen wieder zu erheitern, fragte ich ihn, wer denn in Rippach geboren sey — und er fing sogleich an zu lachen.

hier selbst du sie jetzt vor dir,*) und zwar sowohl in als über ihren Gräbern stehend, schwebend, flatternd und lachend, auch (was das Schönste ist) zugleich hier an meinem Schreibe- und dort an deinem Lesetische leibhaftig im Geiste stehend und Antheil nehmend! — Und, gerade so gesund, frisch und blühend, wie uns die guten Leute gestern im Blumenlande der Vergangenheit und unsrer Phantasie erschienen, sehen wir sie auch heute und immer wieder, während uns selbst noch das Leben fast alljährlich eine ganz andere Gestalt aufnöthigt, und täglich allerlei Weinschenken, Pastetenbäcker, falsche Zeugen und gelehrte Zeitungen leiblich, bürgerlich und geistlich an uns morden. Wenn wir so ängstlich nach einer endlichen, festen Reputation streben, so möchten drüben die Todten hierüber zuweilen vor Lachen — geboren werden, oder des Lebens seyn; — und sie haben gut lachen, denn die übrige ist ja nun einmal für immer gemacht, sobald nur erst die Gelehrten sie nach ihrem

*) Ich weiß nicht, wo dir die Vergangenheit erscheint. Mir liegt sie in der Regel linker Hand, (nur auf Spaziergängen zuweilen rechter Hand) aber immer ein wenig nach vorn zu gerichtet, nie hinterwärts. Oft bin ich genöthigt mich nach ihr zu drehen. Die Zukunft sehe ich in einem schwarzen Pünktchen, gerade vor mir.

Tode noch ein wenig untersucht, und sie selbst sich eine Zeitlang in ein bestimmtes Leben hineingestorben haben, oder doch dem Leben und Charakter nach gehörig kommentirt und klassifizirt sind. Ach, ich könnte dir viele Bogen voll schreiben über die Todten, wie gut sie es haben!

Allein, frage einmal z. E. den Justizrath, ob er (nicht gerade mit meinem Bruder Christian — wiewohl dieser einer der schönsten Menschen seiner Zeit war und ein Paar seelenvolle schwarze Augen, auch vortreffliche Schulstudien hatte — sondern etwa) mit Sokrates, oder Figaro (denn dieser wäre gerade der Mann, den ich tauschlustig gegen ihn gesinnt wünschte!) ob er tauschen wolle? — „Hahaha!" — Eine andere Antwort auf ähnliche Fragen würdest du freilich wohl von dir selbst — eine beherztere vielleicht von mir erhalten, wenn nicht in dem ganzen Tauschgeschäfte mehrere innere Widersprüche lägen. Es geht hier nicht blos an's Leben; es steht Alles auf dem Spiele. Vor allen Dingen müßte erst die Sache in Ansehung der Identität in Richtigkeit gebracht werden können; und da würden wir hier und da schöne Dinge hören müssen! Denn, Identität und Individualität sind und bleiben auch in ihrer tiefsten Erbärmlichkeit noch unschätzbar. Aber: der Kranz von blühenden Stunden, mit dem sich der Lebende schmückt, ist dem Todten

ewig unerreichbar; er hat nur gelebt, und ſein ganzer jetziger Reichthum iſt ja dem Lebenden noch gewiß — und, der Lebende hat Recht!

Nein, es iſt unmöglich, Bruder, daß ich hier bleibe! Sie läßt nicht von mir ab. Gewitterluft liegt ſchwer über meiner Seele. Ich hoffte, das ſollte beſſer werden; aber es umzieht mich immer düſterer. Der Wagen iſt beſtellt. Sie glauben alle, ich komme morgen wieder, und vielleicht, wenn mir beſſer wird! Oder, wenn ich muß. Aber jetzt muß ich fort! Ach, wie ſehnt ſich mein Herz nach fremden Menſchen, nach andern Lüften! Ja, nach den hellen Rhöngebirgen zieh' ich noch heute hinüber; in ein Fulda'ſches oder Würzburg'ſches Bad will ich. Lebe wohl, Beſter!

Siebenter Brief.

Bad Kissingen bei Schweinfurth den 24. Jul. 1805.

Ich bin glücklich da, und — gehe morgen wieder mit einem Freunde nach Liebenstein zurück! Um den Zusammenhang dieser Sache nicht seltsam zu finden, mußt du vor allen Dingen die beifolgende rührende Geschichte lesen, welche zwei redliche Freunde dieses liebenswürdigen Menschen aufgeschrieben und mir mitgetheilt haben. Dann erst bitte ich dich, in meinem Briefe weiter fortzufahren.

Der Glückliche
oder
Geschichte einer frühen Liebe
auf dem Lande.

„Erlauben Sie mir eine Frage, mein Herr! Was betrachten Sie in dieser reizenden Wildniß mit einer so sichtbaren Gemüthsbewegung?“

Der Fragende war Graf L. Er hatte das Jagdrevier eines Freundes durchstreift, und ruhte schon seit einer Stunde auf dieser luftigen mit blühender Heide bedeckten Höhe, um der schönen Aussicht zu genießen, die sich hier aus der Nähe und Ferne dem Auge darbot. Bald nach seiner Ankunft war ein junger, sehr gut gekleideter Spaziergänger erschienen und an einem Busche nicht weit vom Grafen, ohne diesen zu sehen, sinnig stehen geblieben. Seine kräftige und in jugendlicher Anmuth leichthinschwankende Gestalt, ein gewisser, in jeder Bewegung allmählich wachsender Ausdruck von schwärmerischem Entzücken, und überhaupt jene Merkzeichen eines blühenden Lebens, welche uns in allen ihren Erscheinungen so mächtig zur schönern Menschheit hinziehen, erregten bald die Aufmerksamkeit des edlen Jägers. Aber als endlich der Jüngling in der stärksten Empfindung seine Hände zum blauen Himmel aufhob und mit sanfter Stimme rief: „o, ihr armen reichen Menschen, wie sehr verwahrlofet ihr doch euer Glück!“ da konnte der Graf nicht länger in seiner Ruhe bleiben. Er nahte sich ihm und kündigte sein Hierseyn durch obige Frage leise und freundlich an.

Der junge Mann fuhr herum, und indem er sich verbeugte, sah der Graf ein Angesicht erröthen, dessen interessante, vollblühende Schönheit ihm zur Bewunderung hinriß.

„Die Anſicht dieſer Herrlichkeiten, ſagte der Jüngling unbefangen, iſt ſchon ſeit langer Zeit mein ſchönſter und faſt täglicher Genuß.“

„Wohl Ihnen! verſetzte L. und reichte ihm die Hand! Allein, verzeihen Sie mir! Sie ſchienen vorhin von einer gewiſſen Empfindung beſonders lebhaft ergriffen — wohnen Sie in der Nähe?“

„Eine Stunde weit von dieſem Orte; antwortete Jener: Ich heiße Stromberg und bin ein reformirter Kandidat, und dennoch Hauslehrer bei dem katholiſchen General von F., der ſeit einigen Jahren auf ſeinem Guthe Hainau lebt.“

„Da wohnen wir ja gegenwärtig nahe beiſammen! ſagte der Graf: Ich halte mich ſeit ſechs Wochen in der Reſidenz bei meinem Freunde S. auf und bin der Graf L.“

Stromberg freute ſich, die Bekanntſchaft eines ſo vornehmen, braven und unermeßlich reichen Mannes zu machen, und überließ ſich dieſer Freude mit einer beinahe auffallenden Innigkeit. Lächelnd bat ihn L. nach einiger Zeit nochmals um nähere Erklärung über ſeinen vorhinigen Ausruf, den er zufällig gehört habe.

„Betrachten Sie einmal, fing er drauf an, jenen weiten Keſſel zwiſchen den ſanften Hügeln, die zu unſern Füßen liegen und, einer immer ſchöner geſchmückt als der andere, dieſes herrliche Thal ſo freudig zu umarmen

ſcheinen! Recht in dem Mittelpunkte deſſelben ſpringt, wie durch ein Wunder emporgetrieben, aus der Mitte eines nicht geringen Hügels, die ſüßeſte und ſtärkſte Quelle auf, die ſogleich bei ihrem Urſprunge jene hochgelegne kleine Mühle treibt, und dann im Thale, welches nur gegen Süden zu geöffnet iſt, ſchnell durch viele andere Bäche zum beträchtlichen Waſſer anſchwillt, das die Holzflöſſen für die Reſidenz trägt, und von dieſer ſchon unter ihre Flüſſe gezählt wird. Ueberall finden Sie Spuren der feinſten Kräuter und beſten Grasarten. Faſt überall zeigt ſich ein ergiebiger Boden, und zwar von jeder Art; hier ſchwarzes Land, dort der beſte Mittelboden, da ein fruchtbarer Sand. Und nun überblicken Sie das Ganze! Welche ſanfte Höhen und Flächen! Welcher üppige Wuchs in jenen alten Eichen, Buchen, Birken und Nadelhölzern, die, in einzelnen Gruppen und kleinen Wäldchen überall hervorlachen und ſo reizend vertheilt ſind! Und dieſes ganze liebe Thal mit ſeinen Hügeln, — ich ſchätze es wenigſtens auf zweitauſend Morgen Landes, — iſt und bleibt — eine Wüſte! Denn, wenn wir jenes kleine Plätzchen, was der arme Müller eingezäunt hat, abrechnen, ſo iſt das Ganze weiter nichts als eine dem Magiſtrate der Reſidenz zugehörige große Huthweide, die er alljährlich einigen hier angrenzenden Gemeinden für eine ſündliche Kleinigkeit pachtsweiſe überläßt, weil er zu ſehr verſchuldet iſt, um etwa jene Mühle

in eine große Meierei umzuschaffen, und weil er vielleicht nicht einmal Kräfte, Kenntnisse und Achtsamkeit genug besitzt, um den ungeheuern Raum wenigstens von neuem mit Holz anzusäen. Muß nicht jeder Freund der Natur innig darüber trauern, daß hier, wo die Natur alles that, der Mensch nichts thun will?"

„Ja es ist schändlich! rief der Graf, welcher während dieser Schilderung in's Anschauen des schönen Ganzen versunken war: Und, glauben Sie mir, ich kenne noch manche andere, und noch größere Plätze mitten in unserm Deutschlande, die auf ähnliche Art verwahrloset werden. Freilich ist der M...sche Magistrat sehr arm, und dieser Platz drei gute Stunden von der Stadt entfernt; allein es beweißt doch immer eine große Gewissenlosigkeit jener Vorsteher! Doch wie kommen Sie eigentlich zu diesen Betrachtungen?"

„Ich bin freilich wohl Theolog; erwiederte Stromberg: aber ich ward auf dem Lande groß gezogen und studierte auch von jeher Oekonomie."

„Erlauben Sie mir jetzt, fuhr Jener fort, Ihnen einen Theil Ihrer Gedanken zu sagen! Wäre dieser Platz mein, so denken Sie auf Ihren Spaziergängen, und hätt' ich dazu obendrein ein Hunderttausend Thaler im Vermögen, ach, was sollte dort aufblühen, schimmern, grünen und emporwachsen! Und dann zu dem

allen etwa Fräulein — was? hat nicht der General eine schöne Tochter?"

„O ja, sagte Stremberg freundlich und ohne alle Verlegenheit, die jüngste, Fräulein Julchen, ein höchstreizendes Kind von dreizehn Jahren, mein Liebling unter den zwei Töchtern und drei Söhnen, die ich erziehe. Aber, fuhr er mit sanftem Ernste fort, der den Grafen aufmerksam machte, verzeihen Sie, wenn ich diesen Scherz unbeachtet lasse! Ich habe mir einige Kenntnisse von der Landwirthschaft erworben, und, so jung ich bin, doch schon einige Erfahrungen im Leben gesammelt. Von jeher war ich arm, aber nie unglücklich; und, der Arme, welcher unter diesen Umständen einen gewissen Grad von Bildung erlangt, ist weniger als jeder Andere der Gefahr ausgesetzt, wilde Luftschlösser zu erbauen. Dieser Platz, Sie werden mir es zugeben, könnte ein Paradies seyn. Es könnten daraus alljährlich viele Tausende gewonnen, und mit ihnen Vaterland und Menschheit wahrhaft auf's neue bereichert werden; aber da liegt er nun, unter aller Würde! Er existirt kaum, und die Menschen jagen nur das müde Vieh stundenweither darauf, um es noch mehr zu ermatten, um diesen kümmerlichen Rasen vollends zertreten zu lassen. Glauben Sie mir, Herr Graf! wer sich der verlassenen Erde annimmt, die doch Jedem am allernächsten liegt, den nenne ich einen edlen Mann; denn er erfüllt den Willen

der Gottheit und bringt Segen in die Welt. Und, wer aus einer solchen Wildniß ein Paradies von neuem erschaffen, und es für sich selbst erschaffen kann, den nenne ich einen Glücklichen; denn er ist ein Schöpfer und Künstler, der die Natur höher, zum Ideal emporblühen ließ; und die schönere ist nun sein und liebt ihn wieder."

„Sie würden also, entgegnete der nachdenkende Graf, unter den Bedingungen, die ich vorhin im Scherz annahm, Ihr Leben für vollkommen, und ganz in sich beschlossen halten? Sie würden glücklich seyn?"

„Das Erste unstreitig! sagte Stromberg, und Sie selbst werden hierin mit mir gleich denken, da Sie vermuthlich das Treiben und die Geschäfte der Menschen kennen. Aber auch die zweite Frage darf ich mit einem festen Ja beantworten. Ich könnte nicht unglücklich seyn. Von außen vor der sogenannten bösen Welt geschützt, durch ein so geartetes Leben selbst schon zum Genossen der bessern Menschheit geeignet, im Innern ruhiges Bewußtseyn und Frieden der Seele, — was könnte ich da von dem Zufälligen des Lebens noch mehr zu befürchten haben, als selbst der Allerglücklichste, in sofern es einen in dieser Welt gibt, befürchten muß? Doch, ich werde nie in diesen Fall kommen; allein, ich halte es für meine Pflicht als Menschenfreund, die mir

hierüber zu eigen gemachte Ansicht Jedem mitzutheilen, der —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen! fiel der Graf ein und betrachtete den feurigen Jüngling mit einer gewissen achtungsvollen Wärme und Rührung: Ich bin reich; und wenn gleich meine Plane schon zu fest an andere Verhältnisse geknüpft sind, um sich auf solche einfache Gegenstände zurückleiten zu lassen, so hat doch Ihre Meinung meine gröste Aufmerksamkeit erregt. Nur scheint es mir, Sie rechnen dabei zu wenig auf Menschen. Ihr Gemälde ist noch eine bloße todte Landschaft, ohne Figuren. — Ich möchte mich nicht deutlicher darüber ausdrücken; aber lassen Sie uns doch einen Gang durch Ihr Lustrevier machen! Dieser Pfad senkt sich so sanft gegen die Mühle hin, und mich dürstet recht sehr nach Ihrer herrlichen Quelle."

Stromberg zeigte ihm deren mehrere, indem sie den wasserreichen Hügel hinabwanderten; aber der Graf wollte nur aus dem merkwürdigen hohen Mühlenborne trinken. Als sie der Mühle nahten, sprang plötzlich ein liebliches, etwa dreizehnjähriges Mädchen aus dem Gebüsch, und warf sich Strombergen, ohne auf seinen Begleiter lange zu achten, mit hellem Freudengeschrei um den Hals. Ihre Kleidung war weiß und rein, aber dürftig. „Ach, rief sie, Herr Stromberg, wo sind Sie so lange geblieben! Die Mutter hat recht geweint. Und ich!"

„O wie ſchmerzt es mich, mein gutes Kind, daß ich krank war!“ ſagte er unter Liebkoſungen, und das Kind lief nun ſchnell nach der Mühle. „Eine arme Predigerwittwe, erläuterte er jetzt dem Grafen, die aus ihrem geplünderten Dorfe nichts rettete als ihr Leben, einige Kleidungsſtücke und dieſes einzige ſchöne Kind, hält ſich ſeit zwei Monaten bei dem braven Müller auf, der, nachdem ſie bei allen ihren Verwandten vergebens Hülfe geſucht, ſich freiwillig als ihren weitläufigen Verwandten ankündigte, die Verlaſſene unter Freudenthränen zu ſeinem dürftigen Heerde hereinnöthigte und ſeitdem das Leben dieſer zwei köſtlichen Geſchöpfe friſtet.“

„O der kleine ſüße Engel!“ rief der Graf entzückt aus, und ging mit ſtärkern Schritten auf die Mühle los. Er bat den Müller um ein Glas Milch und ließ ſich dann mit der Wittwe in ein Geſpräch ein, während deſſen er bald ſie, bald das an Strombergen ſich ſchmiegende ſchöne Kind mit Augen voll Menſchenliebe betrachtete. Die Mutter arbeitete ſehr eifrig. Es war eine noch junge wohlgebildete Frau; aber tiefer Kummer lag über jedem ihrer Züge. Allmählich ward der Blick des Grafen unruhiger. „Laſſen Sie uns noch ein Stück zuſammen gehen! ſagte er: Es wird mir hier zu enge.“ Er machte der Müllerin ein Geſchenk, und nöthigte Minchen mit ſeiner ſanften Stimme, ihn zu begleiten. Sie betrachteten nun die reizende Quelle und gingen

weiter. Das Kind ſprang freudig um ſie her. Als der Pfad ſich in ein kleines Gehölz bog, bat L. das Kind, umzukehren. Er küßte es mit wehmüthigem Munde und ſagte: „Da, meine Liebe — ich ſchenke dir Etwas zum Spielen.“ Es war eine ſehr ſchwere Börſe. Die Kleine öffnete ſie ein wenig und ſchrie: „Ach, ich glaube Gold!“ Dann beſann ſie ſich einen Augenblick, hob die blauen Augen zum Himmel; zwei helle Thränenſtröme brachen hervor, und ſie wollte nicht nehmen und wandte ſchmerzlich ihr Angeſicht zurück nach der Hütte.

„Geh, Kind, ſagte Stromberg: ich will ihm für dich danken!“ Sie eilte ſchluchzend fort. Ihr Freund umfaßte den Grafen. „Wenn je eine wahrhaft gute That geſchah, ſagte er unter Thränen, ſo war es heute! Ach, dieſe Noth wuchs mit jedem Morgen — und ich war arm!“

L. drückte ihn gerührt ans Herz. „Ich will mehr für ſie thun, ſagte er, und werde ihr oder Ihnen darüber ſchreiben: Gehen Sie jetzt dem Kinde nach. Der Zufall oder vielmehr mein gutes Schickſal hat mich heute hoch beglückt.“

Sie ſchieden mit einer ſtummen Umarmung von einander. Stromberg theilte noch die Wonne ſeiner glücklichen Freunde, und ging dann mit hochathmender Bruſt nach Hainau zurück.

Etliche Tage nachher erhielt die F.sche Familie eine Einladung zum Minister von S. Hierbei war weiter nichts Ungewöhnliches, als daß der General ausdrücklich gebeten wurde, unsern Stromberg mitzubringen. Der Graf L. war auch bei der Gesellschaft; er sowohl als der Minister sprachen viel mit Strombergen und durchschweiften in dieser Unterhaltung mit ihm eine Menge seltsam gewählter und höchst verschiedener Materien; doch stets ohne einen merkbaren Zweck, und ohne auf die neuliche Geschichte zurückzukommen. Erst während des Abschiednehmens zog ihn der Graf einen Augenblick bei Seite. „Ich habe, sagte er mit freundlicher Wärme, das Glück für Sie befragt, und werde mich hierüber erst dann erklären, wann es mir antwortet. Vergessen Sie unserer neulichen Zusammenkunft nicht. Ich reise ab; aber Sie sollen sehr bald von mir hören. Eine einzige Frage wünschte ich Ihnen noch zu thun. Lieben Sie wirklich nicht?"

„Ich habe noch nie geliebt."

„Und in diesem Augenblicke?" fragte er, immer gespannter.

„Auch jetzt nicht!" sagte der Jüngling. L. reichte ihm die Hand, und nun trennten sie sich, L. mit noch innigerer Rührung als sein neuer Freund, welcher dem Betragen des Grafen keinen bestimmten Sinn abgewinnen konnte.

Zu Hause äußerte der General die Besorgniß, man habe vielleicht heute einen Versuch gemacht, ihm den Lehrer seiner Kinder zu rauben! Stromberg beruhigte ihn hierüber, und erzählte diesem Manne, den er hoch schätzte, seine ganze Geschichte, nur den Aufenthalt der Wittwe in jener Mühle verschwieg er noch, um jetzt nicht von sich selbst und seinen bisherigen Verhältnissen gegen sie reden zu müssen, da die Familie versammelt war.

„Der Graf hat zuweilen sehr seltsame Launen," sagte der General nachdenkend und schüttelte unruhig den Kopf. „O du hast sehr Recht, mein gutes Julchen!" fuhr er gerührt fort und zog das Kind und den Lehrer zu sich. Sie hatte während Strombergs Erzählung diesen starr betrachtet, dann seine Hand an ihre Stirne gedrückt, und konnte jetzt die Thränen nicht zurückhalten.

Indessen verschwand der Eindruck dieser Begebenheit nach und nach fast gänzlich, da der Graf lange Zeit nichts von sich hören ließ. Stromberg wandelte muthig und treu in seiner Bahn fort, vergaß das Auffallende in L.s Bekanntschaft und glaubte sich auch von ihm vergessen. Er ging nach- wie vorher oft an seine Lieblingsstelle, überließ sich dort den angenehmsten Träumen, besuchte zuweilen seine Wittwe und ihr Minchen, gab ihnen guten Rath, zeigte ihnen den Trost besserer Zeiten und machte endlich auch seine Kinder mit Beiden bekannt.

Die Wittwe, welche täglich mehr an Heiterkeit und Gesundheit gewann, und durch das große Geſchenk des Grafen ſich im Stande ſah, nicht nur mehrere Jahre lang ſorgenfrei zu leben, ſondern auch dem Müller Gutes zu thun, wollte dieſen, ſelbſt während des jetzt einbrechenden Winters, nicht verlaſſen. „Ich halte es für meine Pflicht, meinte ſie, dieſen edlen Menſchen, die mich ſo ſehr liebten, daß ſie mir die Hälfte ihres täglichen Brodes und ihre ganze Bequemlichkeit opfern konnten, nun auch durch meine perſönliche Anweſenheit Freude zu machen und jenes Gute zu erzeigen, daß ſich durch Gold nicht erweiſen läßt.“

Dieſen Entſchluß konnte zwar ihr Freund nicht ganz billigen, da die Gegend ſo gar einſam und verlaſſen war; allein, er empfand doch, als ſie feſt darauf beſtand, eine gewiſſe Freude hierüber, wovon er ſich ſelbſt den eigentlichen Grund noch nicht anzugeben wußte.

In der Mitte des Januars brachte ihm einſt um die Zeit der Abenddämmrung eine Staffette aus der Reſidenz folgenden Brief, an welchem er mit Entzücken das Wappen des Grafen erkannte.

Mein lieber Stromberg!

Das Glück will Ihnen ſehr wohl. Gleich nach meiner Zurückkunft aus der Mühle, wo ich Sie zuerſt ſah, beſchloß ich, etwas für Sie zu wagen, was ich für

meine Perſon niemals thue. Ich verwandte nämlich eine bei meinem Reichthume ſehr entbehrliche Summe von etlichen Hundert Louisd'oren dazu, um viele der vornehmſten europäiſchen Lottoanſtalten und Lotterien ziemlich ſtark auf Ihren Namen zu beſetzen. Das Reſultat von Allem, um es kurz zu machen, iſt: daß Sie in dieſem Augenblicke Herr und freier Eigenthümer von Hundertundachtzigtauſend Thalern ſind. Meinen Vorſchuß, ja ſelbſt reichliche Zinſen von demſelben mit allen Unkoſten, habe ich bereits zurückgenommen, ſo daß Sie obige Summe rein beſitzen, mir dafür nicht den kleinſten Dank ſchuldig ſind, und ſie, nach beiliegenden Anweiſungen und einer für Sie aufgeſetzten beſondern Nachricht, bei jeder darinn angegebenen Bank in ſelbſtbeliebigen Friſten baar erheben können. Arbeiten Sie mit dieſer Summe an Ihrem Glücke. Ich verlange nicht, daß Sie dieſelbe gerade auf die bewußte Anlegung eines Landguths, oder auf Reiſen, oder zu Kapitalien verwenden ſollen; nein, Sie ſind in jeder Rückſicht ganz frei, und Gott mache Sie ſo glücklich, als Sie verdienen! Ich reiſe nach Italien, und kann Ihnen für jetzt meine Addreſſe noch nicht geben. Aber ich beſuche meinen neuen Freund gewiß, ſobald es mir Zeit dazu ſcheint. In verwickelten Angelegenheiten wenden Sie ſich nur freimüthig an den Miniſter S.,

dem ich auch wegen unſrer lieben Predigerwittwe das Nöthige geſchrieben habe, u. ſ. w.

L.

Es war wohl natürlich, daß ein junger phantaſiereicher Mann, auch der geſetzteſte und verſtändigſte, durch ſolche Nachrichten in einen gewiſſen betäubenden Glückstaumel hingeriſſen werden mußte, dem unſer Stromberg um ſo mehr ausgeſetzt war, da er, als ein wirklicher Guth- und Geld-Verſtändiger, das Gewicht und den wahren Werth und Umfang einer ſo großen Summe kannte, und, in der Zuſammenhaltung mit ſeinen bisherigen Wünſchen, richtig überblicken konnte. Ueber die bereitwillige Annahme des ungeheuern Geſchenkes war er keinen Augenblick mit ſich im Zweifel, und bedauerte nur hierbei, daß ihn ſein Wohlthäter für jetzt noch außer Stand ſetzte, ihm den Dank ſeines Herzens auszudrücken. Auch in Rückſicht ſeiner künftigen Lebensart, über welche ihm der Graf ſo volle Freiheit ließ, blieb er nur kurze Zeit unentſchloſſen. Der Wunſch, fremde Länder zu ſehen, der von jeher unter ſeine Lieblingsneigungen gehört hatte, ward doch, ſo wie jeder andere, von dem himmliſchen Gedanken an ſein künftiges Paradies ſchnell verdrängt. Die Verwendung des großen Reichthums ſelbſt aber machte ihm keine, auch nicht die kleinſte Sorge; denn ſeine Plane waren faſt alle längſt fertig, und ſein

Kopf hatte ſie ſchon von ſo vielen Seiten überlegt, daß er ihre Ausführung faſt jeder Summe ſogleich anpaſſen konnte. Nur bei dem wirklichen, beſonnenen Auffaſſen einer ſo ſeltſamen Wahrheit, bei dem Uebergange zur ruhigen Ueberzeugung, daß dieß alles nicht geträumt ſey, ſondern ſich in der That ſo begeben habe — hier konnte er ſeine Phantaſie nicht ſogleich bezähmen, und hielt es daher für das Beſte, dieſen Abend auf ſeinem Zimmer zu bleiben, um ſeinen Gemüthsbewegungen einige Zeit ungeſtört den Lauf zu laſſen. In frommen Gebeten dankte ſein entzücktes Herz der Vorſehung für dieſes glückſelige Loos, und bat um Weisheit und Stärke zum Leben. Ruhe träufelte bald labend von oben herab in ſein Herz, und die ſtille Mitternacht goß endlich einen erquickendern Schlummer über ihn aus, als je.

Des andern Morgens unterrichtete er den General von ſeinem erlebten Glück und allen ſeinen gemachten Planen. Der gute Mann nahm innigen Antheil an Beidem, und ſeine herzliche, von allem Neid entfernte Fröhlichkeit rührte Strombergen um ſo mehr, da er wußte, daß ſeine Glücksumſtände nichts weniger als glänzend waren. Nun wanderte er ſogleich nach der Reſidenz. Der Miniſter empfing ihn unter warmen Glückwünſchen und bat ihn mit zuvorkommender Güte um ſein Vertrauen in jedem bedenklichen Geſchäfte. Als er ihm die vom Grafen erhaltenen Papiere zeigte, und ei-

niges Mißtrauen in seine Erzählung von dem Zusammentreffen mehrerer so seltsamen Glücksfälle zu setzen schien, bemühte sich Jener, ihn hierüber völlig zu beruhigen. „Ich kenne, sagte er, meinen Freund als einen bis zum Eigensinne wahrheitliebenden Menschen, und weiß auch aus verschiedenen fremden Nachrichten, daß der Graf seit einem halben Jahre wirklich drei der höchsten Lotteriegewinnste gezogen hat, die jene Summe noch weit übersteigen. Er hat, wie das bei mehreren Großen und Reichen der Fall ist, ein auffallendes Glück in allen Glücksspielen, benutzte dieses aber bis jetzt nur für solche Menschen, welchen er wohl wollte, nie für sich selbst."

Man beschloß, die Sache vor der Hand noch geheim zu halten, worum Stromberg auch bereits den General gebeten hatte, und Herr von S. übernahm es freiwillig, das Geschäft bei dem Magistrat einzuleiten; wobei er wenige Schwierigkeiten zu finden glaubte, da dieser Gemeinheit wegen eingetretener Kriegeslasten jetzt nichts willkommener seyn konnte, als Geld.

Schon vierzehn Tage darauf war das Guth, mit allem Zubehör an schlechter Jagd, Fischerei, elender Waldung und der kleinen Mühle, für die, in Strombergs Augen unglaublich kleine Summe von dreißigtausend Gulden erkauft, und im Kaufbriefe nach seinem Namen Stromberg benannt. Er bezahlte es baar, verstand sich noch

von ſelbſt zu einer jährlichen geringen Erbzinsabgabe an die Stadtkaſſe und ließ auch das Guth freiwillig in die landesherrliche Steuer einlegen, um von allen Vorwürfen der ſteuerbaren Menſchen und ſeines eignen Gewiſſens für immer frei zu bleiben. So war ihm nun der Platz in jedem ſtrengſten Sinn eigen; und es iſt zu Beurtheilung unſers Mannes nöthig, daß wir ſeinen Bemühungen jetzt eine Zeitlang folgen.

Sein erſtes und dringendſtes Geſchäft war der Plan zu den Gebäuden und die Aufſuchung eines geſchickten und redlichen Baumeiſters, mit dem er einen großen Akkord auf das Ganze ſchließen wollte, um ſeine übrigen Geſchäfte deſto ungeſtörter betreiben zu können. Denn, da in dieſer Gegend wenig mit Steinen gebaut werden konnte, ſo war es deſto leichter möglich, alle Gebäude noch in dieſem Jahre fertig herzuſtellen, auch vielleicht einen Theil des Wohnhauſes noch zu beziehen, welcher Umſtand ihm ſehr am Herzen lag. Mit großer Aengſtlichkeit beſtand er überall im Bauweſen auf Stärke, Dauer und ſolidem Style. Bei dieſem Geſchäfte leiſtete ihm Herr von S. die letzte Hülfe, und dann ſchrieb er ihm einmal: Er glaube nunmehr einen ſo verſtändigen Mann, wie er an Strombergen bisher einen gefunden, mit größter Beruhigung ſich ſelbſt überlaſſen zu können.

Wiewohl nun Stromberg das Bauweſen vor der Hand auf den Zimmerplätzen der Stadt in guten Händen

ließ, so drängte ihn doch jetzt bei'm erſten Blicke des Frühlinges auf einmal eine große Menge anderer Geſchäfte ſo ſehr, daß er genöthigt war, ſeine Lehrſtelle niederzulegen, und ſich nur für den Sommer noch eine Wohnung im Hauſe des Generals zu erbitten, die man ihm mit Freuden gab. Der ſeltſame Vorſchlag „er möge ſich adeln laſſen," den ihm die Generalin einmal zwiſchen Scherz und Ernſt machte, fiel ihm zwar ſo unangenehm auf, daß er die gethane Bitte bereute; indeſſen konnte er ſie nicht zurücknehmen, ohne ſeinen alten Gönner zu kränken. Doch beſchloß er, ſich nach und nach immer mehr zurückzuziehen.

Die unzähligen Beſtellungen auf Holz-, Getreide-, Gras-, Blumen- und andere Sämereien, Obſtbäume, Strauchwerk und Alles, wovon er mit dem Eintritte der Frühlingszeit ſogleich den ſchnelleſten und ausgebreitetſten Gebrauch machen wollte, den ihm mehrere Hundert in der Gegend zuſammengebrachte Arbeiter verſtatteten, erforderten noch während des Winters ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Er bot und gab gern überall das Doppelte, wenn man ihm nur die Waare für das, was ſie ſeyn ſollte, redlich zu garantiren verſprach. Sobald der Boden vom Schnee befreit war, ſchlug man für ihn ein bewohnbares kleines Haus von Brettern und einige Baracken zum Nachtlager der Arbeiter neben der Mühle auf, und die Geſchäfte nahmen ihren Anfang.

„Dieſer Platz muß einſt Alles, was nur auf die entfernteſte Weiſe zu einer groſsen Landwirthſchaft gehört, im Ueberfluſſe hervorbringen!“ Das war der Grundſatz, den Stromberg nie aus dem Gedächtniſſe verlor. Nach Berichtigung der Grenzen, die noch am beſten in Ordnung waren, beſtimmte er, dem längſtgemachten Plane gemäſs, etwa die Hälfte des Ganzen, den erhabenen Kranz von Höhen rings um ſein liebes Thal her, zu Waldungen von allerlei Art. Einige ſüdliche Abhänge wollte er als Weinberge zu benutzen verſuchen, da wenige Stunden von hier im Hauptthale der köſtlichſte Wein gezogen ward, und ſein Thal gegen die mittägliche Sonne zu weitgeöffnet da lag. In der etwas erhöheten Gegend der Mühle, wohin die Gebäude und Gartenanlagen beſtimmt waren, fingen ringsumher die Wieſenflächen an; und zwiſchen dieſen und dem Walde ward endlich der übrige ſanft abhängige Streif zu Getreidefeldern, Gemüſeland und Obſtbäumen abgeſteckt. Ueberall ſollten dazwiſchen lachende Baumgruppen, welche ſich ſchon jetzt in Menge fanden, dieſe Ordnung wieder zu verſtecken, und gleichſam den Plan des Ganzen zu verheimlichen ſuchen.

Ehe die Arbeiten überall in den gehörigen Gang kamen, mußte er faſt den ganzen Tag zu Pferde ſeyn, und fand ſich oft des Abends ſo ermüdet, daſs er nicht nach dem Schloſſe zu reiten vermochte, ſondern in ſeinem

bequem eingerichteten hölzernen Häuschen mit rauher Kost vorlieb nahm und dort übernachtete. Nach und nach fand er aber unter jedem Haufen seiner Arbeiter doch einen oder einige, die seinen wahren Sinn erkannten, und welchen er die Aufsicht über die andern anvertrauten durfte; auch nahm er einen jungen Menschen in Dienst, der die Rechnung über sämmtliche Tagelöhner führte, die Vorräthe in Empfang nehmen und ausgeben konnte, und ihm die ärgerlichsten unter seinen Beschäftigungen mit vielem Eifer erleichterte. Uebrigens war die Gegend volkreich, und Jedermann diente ihm gern mit Handarbeit und Vieh, weil er immer freundlichen und frohen Muthes war, und gut und richtig bezahlte. Nur höchst selten trieb er zur Eile, aber strenge hielt er auf Ordnung und Gründlichkeit im Arbeiten.

Die zu Wiesen bestimmte Fläche ward von Steinen, Dornen und allen Hindernissen befreit, dann, mit Rücksicht auf die Wässerung, so eben und glatt als möglich geformt und nicht nur an den wunden Stellen, sondern auch über dem ganzen Rasen hin von neuem mit Heu-, Kräuter-, Klee- und Grassaamen von jeder Art bestreut, auch zuletzt für alle Arbeiter und deren Vieh in die strengste Hege gelegt.

Die Waldregion ließ er nach Maaßgabe des verschiedenen Bodens, und mit Zurathziehung eines guten Forstmannes behandeln. Von jeder Saamenart hatte er

mit großer Vorsicht von mehreren Menschen Etwas gekauft, und da es nicht einmal wahrscheinlich war, daß alle ihn betrogen hatten, so mischte er nun bei jeder Sorte ein Ganzes zusammen, und leistete dadurch auf alle hier oder da zu nehmende Rache großmüthig Verzicht. Auch fanden sich überall im ehemaligen Walde noch viele schöne Saamenbäume, die nur eine freundliche Hege zu erwarten schienen, um ihren Segen weit umher zu verbreiten.

Mehr noch machte das zu Arthfeld bestimmte Land zu schaffen. Vierzehn Tage lang rissen mehr als funfzig Pflüge an der großen Erdfläche, und hierbei war der größte Theil der Arbeiter unablässig damit beschäftigt, Steine und Hügel wegzuschaffen, Dornen und Bäume auszurotten, Gruben und Schluchten zuzuwerfen. Ueberall mußte die Gewalt des Eisens durchdringen. Alle Plätze, die vorzüglich guten Boden hatten, wo der Rasen nicht hinderte, oder von Menschenhänden genugsam verarbeitet werden konnte, besäete und bepflanzte man mit feineren Sommerfrüchten, Klee und Kartoffeln. Das Uebrige ward insgesammt mit einer ungeheuern Menge Hafer bestellt, weil man sogleich auf einen möglichst großen Vorrath von Futter und Stroh zu Anschaffung des eignen Viehes für den Herbst Bedacht nehmen mußte.

Dringender als alles dieß war die Anpflanzung der Bäume und Sträucher; und da er hiervon so wenig als

möglich bis zum nächsten Herbst oder Frühlinge verschieben, im Feld und in den Gartenanlagen alles fertig pflanzen, und doch schlechterdings nichts übereilen wollte, so war der General gütig genug, ihm einen vortrefflichen Gärtner zur Unterstützung des seinigen zu leihen; und auf diese Art hatte er die Freude, noch vor dem Eintritt der Hitze alles beendigt zu sehen. Und nun gewann er auf einmal Zeit in Menge, und konnte nach dieser stürmischen Epoche die Verschönerungsarbeiten an seinem Wohnhügel, neue Wegeanlagen, Teichgräbereien u. s. w. ruhig fortsetzen, und sich dann mit ganzer Macht auf das Bauwesen werfen.

Wer für die jetzt beschriebenen Geschäfte des Menschen einigen Sinn hat, und alle die werthen Hoffnungen zu überblicken vermag, die unser Freund so liebend gefaßt, und dann hinaus in die Ferne gesandt und dem unbekannten Willen der Zukunft so gläubig blosgestellt hatte, der wird nun auch das Entzücken mitfühlen, von welchem sein Herz sich emporhob, als einst an einem heißen Abende plötzlich eins von jenen strömenden Frühlingsgewittern, die alles mit schwellendem Segen erfüllen, über sein ganzes Reich hereinbrach!

„Ach, der Mensch ist nicht werth so großer Barmherzigkeit!“ rief er zwischen den Donnerschlägen aus; und Minchen faltete über seiner Brust die Hände und ihr Blick flog dem Blicke des Frommen nach, und auch

ſie ſtammelte unter Thränen ſein Gebet zu den Wolken auf.

Ruhig und ſelig ſchritt er nun in ſeinen Unternehmungen fort. Die Fluthen des Gewitters zeigten ihm hier und da alle die kleinen Fehler, die ſich über der Fertigung des Ganzen beſonders bei den Waſſeranſtalten eingeſchlichen hatten, und jetzt noch ſehr leicht verbeſſert werden konnten. Da die Quelle des auf dem Hügel entſpringenden kleinen Fluſſes einen ſehr leiſen und ſanften Fall hatte, ſo zog er das Waſſer durch die Tiefe ſeines ganzen Eigenthums in einem ziemlich breiten Kanale hin, an deſſen Seiten die Teiche ausgegraben und alle Nebenquellen eingeleitet wurden. Von ſeiner Grenze bis dahin, wo man das Flüßchen ſchon mit Kähnen und Flößen befuhr, bedurfte es nur noch drei kleiner Schleußen, um eine höchſt nützliche Vereinigung zu bewirken. Und da er das Glück hatte, bei den zwei dazwiſchen liegenden Gemeinden nicht nur Erlaubniß und guten Willen, ſondern bei einer derſelben auch thätige Unterſtützung hierzu zu finden, ſo ſah er ſchon im Geiſte ſein Guth, vermöge eines großen Marktkahns, mit dem Handel der Reſidenz in die ſchönſte und leichteſte Verbindung geſetzt!

Alles Bauholz war jetzt angefahren, und der ſonſt ſo friedliche Hügel glich täglich vom Morgen bis in die Nacht einem lärmvollen Marktplatze. Die Mühle, wie-

wohl ſie künftig in ein ökonomiſches Seitengebäude verlegt werden ſollte, brauchte nicht eher als bis zur Vollendung des Ganzen abgeriſſen zu werden, da ſie mitten im weiten Hofe der neuen Gebäude lag. Allein Minchens Mutter glaubte doch, es ſey nunmehro Zeit, dieſen Ort zu verlaſſen, und hatte ſich bereits in der Reſidenz eingemiethet, um das, was noch für die Erziehung ihrer Tochter zu thun übrig war, dort zu vollenden, wo der wohlthätige Graf ein beträchtliches Kapital zu einer Penſion für ſie niedergelegt hatte.

Eben richtete man die letzte Scheune auf, überall waren ſchon ausgemauerte Wände und mit Ziegeln belegte Dächer zu ſehen, und dieſen Abend ſollten die Zimmerleute feſtlich verabſchiedet werden. Stromberg ſchlich langſam zu ſeiner jetzt prächtig gefaßten Quelle hin, und ſetzte ſich ſchwermüthig unter einer alten Buche nieder. Er hatte kurz zuvor von ſeiner lieben Wittwe und Minchen Abſchied genommen, und ſah den Wagen, der Beide nach der Stadt abholen ſollte, von weitem ankommen. Die Trennung war ihm ſelbſt äußerſt ſchwer geworden, und von Seiten der Frauen unter den heißeſten Thränen erfolgt. Voll von niegefühlter Sehnſucht ſaß er da, und ehe es ihm möglich war, ſich über ſeine ſonderbare Stimmung zu prüfen, ſtand Minchen vor ihm. Sie betrachtete ihn anfangs mit trocknen Augen und einer gewiſſen ungewöhnlichen Scheu; aber bald

ſank ſie wie troſtlos ihm an's Herz, und eine Fluth von Thränen überſtrömte das ſchöne leidende Angeſicht. „Der Wagen kommt, ſchluchzte ſie ſanft, und ich ſoll Sie nicht mehr ſehen! Glauben Sie mir nur, ich werde ſterben wenn ich nicht mehr bei Ihnen bin. — O Mine möchte ſo gern ſterben!“

Dieſer Moment erleuchtete wie ein Blitz ſein ganzes Innere. Im mächtigſten Schauer der Zärtlichkeit drückte er das Mädchen an ſich. „Das wirſt du nicht, meine Liebſte! ſagte er: Wir trennen uns nur auf kurze Zeit, und wollen dann ewig beiſammen ſeyn!“

Raſch wurde dieſes inhaltſchwere Wort geſprochen; und die große Natur ſelbſt, mächtiger als alle ſeine mühſam errungenen Geiſteskräfte, ſchien es unmittelbar aus ſeinem Herzen hervorzupreſſen.

Ihre ſeelenvollen Augen hingen wehmüthig über ſeiner Geſtalt. „Ach, das iſt wohl nicht möglich! ſprach ſie mit Schmerz: Denn die Mutter ſagte mir, auf dieſer Erde könnten zwei gute Menſchen nicht immer vereinigt ſeyn. Aber Julchen, fuhr ſie fort und kniete nieder und rief es, die Hände gefaltet, mit ſchwärmeriſchem Entzücken zum Himmel empor, Julchen wird doch täglich kommen, und Sie allein lieben, wann ich todt bin!“

„Kind, beſtes Kind, du warſt noch nie ſo ſeltſam! ſagte Stromberg erſchrocken und zog die Zitternde wieder

zu ſich: Glaube nur den Worten deines Freundes! Du ſollſt mich oft und lange ſehen! Geh, meine Liebe, die Mutter ruft dich. Schon nächſten Sonntag komme ich zu meinem Minchen in die Stadt, wenn du mir verſprichſt, ruhig zu ſeyn.“

Sie war jetzt, als man die Mutter zum zweitenmal rufen hörte, blaß geworden und ſchien ſich große Gewalt anzuthun; auf einmal ſprang ſie mit einem ſchwachen Schrei aus ſeinen Armen fort. Er wollte ihr nacheilen, taumelte aber, wie berauſcht, auf ſeinen Sitz zurück.

Ein Kind, ein allzufrüh der Liebe entgegenreifendes Mädchen hatte ihm jetzt auf einmal den ganzen Sinn ſeines bisherigen Lebens aufgeſchloſſen. Wenn er in die Vergangenheit zurückging, ſo glaubte er zu finden, daß ſchon bei'm erſten Anſchauen dieſes Mädchens ihr wunderſchönes Bild ihm tief in die Seele gedrungen war. Erſt ſeit jenem Augenblicke hatte er den Gedanken ſeiner jetzigen neuen Schöpfung deutlich ausgedacht. Minchen war in alle ſeine Plane verwebt; für ſie hatte er Alles gedacht und geſchaffen; ſie allein fand er überall als die blühende Braut ſeines Herzens wieder. Alſo hatte er den Grafen belogen! „Aber unwiſſend that ich es! rief er aus, dieß weiß Gott, der meine Liebe eher kannte als ich!“ Er verfiel in ein tiefes Nachdenken, und klagte ſich nach jeder Entſchuldigung wieder von neuem an.

„Aber warum erſchrickſt du denn vor dieſem Ereigniſſe! ſprach er nach einiger Zeit zu ſich ſelbſt: Was haſt du für dieſes Kind zu fürchten! Was beſorgſt du von Seiten des Grafen, der einzig dein Glück wollte! Biſt du nicht ein freier Menſch, ohne Eltern, und Beſitzer eines großen Vermögens! Konnte der Himmel noch etwas Höheres zu deinem irdiſchen Glücke hinzuthun, als dieſe himmliſche Liebe, die ſchon in ihrem erſten Aufflammen ſo gegenſeitig, ſo innig, ſo unüberſehlich groß und unendlich iſt! Ja, dieſes Engelsbild iſt auf ewig mein! ſprang er jetzt entzückt empor: und keine Macht ſoll mir mein Eigenthum entreißen! Sieh herüber, Mine! Alles dieß ſchaffe ich einzig für dich, — alles iſt dein!“ Er war jetzt beſtimmt.

Wunderbar kam es ihm aber doch vor, daß, ſo oft er bei ſeiner Liebe zufällig an den Grafen dachte, immer in ſeinem Gemüth eine gewiſſe ängſtliche Schwüle, Etwas das einer Ahndung glich, aufwallte, und daß dieß immer wieder kam. Des folgenden Sonntags ſuchte er ſein Herz zu erleichtern. Er ritt nach der Stadt und gab dem Miniſter umſtändlichen Bericht von ſeinen bisherigen Unternehmungen, entdeckte ihm auch mit der größten Offenheit die Geſchichte ſeiner Liebe, und bat ihn, alles anzuwenden, um einen Brief, worin er ſeinem Wohlthäter von allem Bisherigen das genaueſte Bekenntniß ablegte, in die Hände des Grafen zu bringen.

Herr von S. verſprach ihm dieß, und ſuchte ihn über jene ängſtlichen Vorſpiegelungen durch Gründe, die ihm bald einleuchteten, zu beruhigen.

Und nun lief er zu ſeiner Wittwe, und freute ſich mit ihr über ihre kleine artige Einrichtung. Allein ſie ſchien ihm, bei allem äußern Wohlbefinden, nicht ganz heiter; und als er deßhalb in ſie drang, wurden ihre Augen feucht. „Meine Tochter, ſagte ſie wehmüthig, meine Tochter macht mir Kummer! Ihr zarter und dennoch ſo früh zu dieſer Geſundheit und üppigen Schönheit aufgeblühter Gliederbau; dieſes leidenſchaftliche Leben in jeder Miene und Bewegung; das Strömende, unaufhaltſam Reißende in ihrer Phantaſie — ach, lieber Freund, ich bereue es ſchon jetzt, ſie an dieſen gefährlichen Ort gebracht zu haben! Jetzt weint ſie noch faſt täglich um den verlornen Aufenthalt in der Mühle, und die Stadt iſt ihr verhaßt. Was wird aber, was kann dieſe Unglückliche einſt retten, wenn die Macht der Leidenſchaft über ſie hereinbricht!“

Stromberg kannte die ſtrengen Grundſätze der Mutter, und ſuchte ihr Troſt und Muth einzuſprechen. Er hatte ja die Gewalt des erſten Eindrucks auf ein für die Liebe geſchaffnes Herz aus ſeinem eignen Beiſpiel erfahren, und kannte ſich ſelbſt und Minchens frühbeſtimmten Charakter zu gut, um von irgend einem zweiten Eindruck etwas zu fürchten. Er empfahl ihr daher zwar

die sorgfältigste Aufsicht und Beobachtung, aber mehr noch eine freundschaftliche Zutraulichkeit in ihrem ganzen Betragen gegen die Tochter. Durch einen beständigen Briefwechsel mit Minchen wollte er selbst auch auf ihre Bildung so viel als möglich zu wirken suchen. „O ich glaube fest an Minchen! sagte der Liebende zuletzt mit Entzücken. Thun Sie ferner Ihre Pflicht, die Ihnen, meine alte Freundin, leichter wird als tausend andern Müttern; und für das Uebrige lassen Sie Gott und — mich sorgen! Er war im Begriffe weiter zu reden, als sie Minchen aus der Kirche kommen hörten.

„Mutter, Mutter! rief es noch vor der Thüre mit den Silbertönen der Zärtlichkeit, nun muß er bald, bald kommen!“ und sie war im Begriff umzusinken, als er ihr schon hier die Arme entgegenbreitete. Die Mutter machte ihr einige sanfte Vorwürfe über ihre allzugroße Lebhaftigkeit. „Ach Mutter, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: Du weißt ja nicht, wie mir ist, daß ich nun wieder bei ihm sein darf! Willst du, daß ich anders scheine als ich bin!“

„Das soll Minchen nie! sagte Stremberg und drückte im Uebermaße seines Glückes einen Kuß auf ihre blühenden Lippen, was er noch niemals gethan hatte: Es ist wahr, gute Mutter, was Minchen spricht — und wir haben uns ja immer so zärtlich geliebt!“

Wie dankte ihm ihr ſchmachtendes Auge dafür, daß er ſich ihres Herzens ſo liebevoll annahm! Drauf zog ſie den Freund in ihr kleines Zimmer, um ihm allen Reichthum, den ſie beſaß, zu zeigen; dort bat ſie ihn aber ſogleich mit naſſen Augen, der Mutter ihr neuliches Betragen bei'm Abſchiede nicht zu erzählen. „Die Mutter will, ſagte ſie ängſtlich, daß ich mich anders gegen Sie betrage, als bisher; — und, ach, ich kann es nicht! O lieber, lieber Stromberg, warum haben Sie mich vorhin ſo — wunderbar — geküßt!“

Er machte ſich jetzt hierüber ſelbſt geheime Vorwürfe. Es war indeſſen gegen ſeine Abſicht, und für ſein liebendes Herz viel zu gefährlich, jetzt lange mit ihr allein zu ſeyn, da Beiden ihre Bekanntſchaft als zwei Liebende noch ſo ganz neu ſcheinen mußte, daß hier der unſchädliche Ton nicht leicht zu finden war. Er trat daher noch einmal ſanft in das Verhältniß des Lehrers zurück, und ſagte ihr Verſchiedenes über den zwiſchen Erwachſenen hergebrachten Anſtand, über das Schickliche und die Geſetze der feineren Geſellſchaft, am meiſten aber über die Nothwendigkeit eines unumſchränkten Zutrauens zu ihrer vortrefflichen und ſehr gebildeten Mutter in Rückſicht ihres ganzen Handelns, ja aller ihrer geheimſten Gedanken. Und über jede dieſer Materien verſprach er ihr ſchriftlich mehr zu ſagen.

Die ganze Predigt ward am Ende doch nur mit einer feurigen Umarmung beantwortet, deren Nichterwiederung er für Sünde halten mußte. Am meisten war sie von dem versprochnen Briefwechsel erbaut, und, mit welcher Feierlichkeit gelobte die Schwärmerin, jedes seiner Worte heilig, wie ein Gesetz, zu bewahren! Ein gluthvoller Kuß besiegelte ihren Eid.

Bis zum späten Abend blieb er da, und genoß diese goldnen Stunden unter den Rosen der frühen Liebe, mit der ihm eignen Innigkeit, und ohne des Abschieds einmal zu erwähnen. Aber als er endlich aufbrach, erschrack das Kind und rang die schönen Hände. „O, es ist nicht möglich, sagte sie mit wankender Stimme, daß Sie weggehen! Ich dachte, das sollte nun ewig so fort dauern!"

„Morgen schreibe ich, und komme nächstens wieder!" sagte er fest, und drohte ihr sanft zu. Aber sein eignes Herz brach ihm vor Liebe, als er gegenüber die Geliebte erblassen sah, welches Zeichen sich immer äußerte, wann sie sich mit großer Anstrengung zu fassen suchte. Ganz in Liebe versunken, kam er wieder in Stromberg an, um dort eine Nacht zu verträumen, die er am Morgen für die seligste seines bisherigen Lebens pries.

Der Briefwechsel nahm nun seinen Anfang; der Freund reisete sehr oft in die Stadt, Mutter und Tochter besuchten ihn zuweilen in Stromberg; die Geliebte

ward wieder einigermaßen heiter, fand nach und nach manches Vergnügen und ein Paar Freundinnen in der Stadt, und, was Strombergen besonders wohl that, nach kurzer Zeit waren Mutter und Kind fast für die ganze Residenz ein Gegenstand der allgemeinen Achtung und Liebe. Die schöne Jugend beiderlei Geschlechts drängte sich um das blühende Mädchen her, dessen Schönheit eben so ungewöhnlich glänzte, als ihre liebenswürdige Unschuld und Naivetät entzückte. In solchen lieblichen Kreisen, bei der treuen Pflege ihrer sorgsam wachenden Mutter und unter den schriftlichen und mündlichen Belehrungen eines geliebten Mannes, bildete sich Minchens Körper, Charakter und Geist bis zu einer Vollkommenheit aus, die unsern Freund täglich höher beglückte. Sie hing dabei mit so schmerzlicher Liebe und so einzig an ihm, daß Niemand die nähere Vereinigung Beider bezweifeln durfte, da man von ihr selbst sehr leicht das offene Geständniß hören konnte, Strombergen sey ihr unter allen Menschen, selbst ohne Ausnahme ihrer Mutter, der allertheuerste.

Bei seiner ersten Ernte fand unser Guthsbesitzer, da er nur höchstbescheidene Erwartungen gehegt hatte, sich sehr angenehm überrascht. Die frische Kraft des neuumgerissenen Rasens und die gedeihliche Witterung brachten ihm bereits im ersten Jahr einen so großen Vorrath von Körnern, Stroh und Futter ein, daß er ge-

nöthigt war, von den Käufen, die er schon längst auf Viehfutter und andere Bedürfnisse abgeschlossen hatte, einige wieder aufzusagen, weil es ihm sonst nicht möglich gewesen seyn würde, die große Masse zu verbrauchen. Alle nur erdenkliche Arten von Hausvieh wurden nun in der gehörigen Anzahl gekauft, und zugleich ein Verwalter nebst dem Gesinde und Geschirr angeschafft. Hierbei kam ihm die genaue Kenntniß, die er sich durch eigne tägliche Aufsicht über seine bisherigen Arbeiter von den Eigenschaften derselben erworben hatte, sehr zu Statten. Aus ihnen wählte er sein Gesinde, und seine beständigen, für die Zukunft nöthigen Arbeiter.

Den Winter wandte er zu verschiednen Reisen nach entfernten Landgüthern und zum Besuch einiger großen Gärten an, und den darauf folgenden Frühling zu Herstellung alles dessen, was irgend noch vom vorigen Jahre etwa rückständig war; hauptsächlich aber schritt er sogleich mit ganzer Macht zu der äußern Bekleidung und innern Verzierung seiner Gebäude, und schaffte die nöthigen Mobilien an. So verging noch ein Jahr, und Stromberg sah sich, nachdem er seine Wirthschaft in völligen Zug gebracht, und schon die Kosten zu manchem neuen Versuch und vielen Verschönerungen angewandt hatte, immer noch im Besitz einer großen Summe Geldes. Er konnte diese vor der Hand zu Kapital anlegen, und von

derſelben auch ſeinem treuen Freunde, dem Generale, mit einem Anlehn helfen.

Seine bisherigen, zum Theil auswärtigen Geſchäfte waren ſo dringend geweſen, daß er Minchen ein halbes Jahr lang nicht ſah; ſelbſt die Korreſpondenz war während dieſer Zeit nur ſehr ſpärlich, und mit öftern Unterbrechungen fortgeführt worden. Im Anfange beklagte ſie ſich zärtlich über Beides; da er ſie aber dringend bat, ihm keine Vorwürfe über Etwas zu machen, das er noch nicht ändern könne, ſchwieg ſie ſehr bald davon, und ihre Briefe ſchienen zuletzt einen ruhigen, lauen Ton anzunehmen, welcher ihm um ſo mehr auffiel, da er ſelbſt zärtlicher als je liebte und den glücklichen Tag immer als ein heiliges Feſt vor ſich ſah, an dem er zum erſtenmal die Geliebte wieder umarmen konnte.

Gerade am Abend vor dieſem langerſehnten Tage ſchrieb ihm die Mutter, ſie ſtehe im Begriff, ihre Hand zum zweitenmal einem Wittwer unter der dortigen Geiſtlichkeit zu geben, und wünſche ſehr, daß er die Bekanntſchaft dieſes Mannes machen möge, um ihr als ein bewährter Freund ſeinen Rath ertheilen zu können.

Doppelt froh über das bevorſtehende Glück ſeiner Freundin und über ſein eignes, ritt er des andern Morgens neben dem Wagen des Generals her, welcher Herrn von S. beſuchen wollte; und noch nie hatte ſein Auge die Thürme der Reſidenz mit ſolcher Freude erblickt, als

jetzt nach dieser ziemlich langen Trennung. Bei seiner Ankunft ging er sogleich mit Fräulein Julchen in die Wohnung der Wittwe. Als Julchen in der Thüre seinen Arm fahren ließ, um auf Minchen zuzueilen, bemerkte er, daß diese erblaßte, starr da saß, und sich alle Gewalt thun mußte, um aufzustehen. „Was machen Sie, mein bestes Minchen!“ sagte er und schloß das heftig zitternde Kind in die Arme. Sie hing sich wieder an Julchen, und kaum hatte die Mutter mit dieser zu reden angefangen, als Minchen den Freund nach ihrem kleinen Zimmer drängte. „Ach, einen einzigen Augenblick! rief sie dort aus, und sank ermattet auf einen Stuhl: Warum versagen Sie mir auch mündlich jenes süße du, das mir immer so theuer war? (Er hatte dieses du schriftlich mit Absicht, und beim jetzigen Wiedersehen schon aus Gewohnheit vermieden.) Und, fuhr sie in der höchsten Spannung fort, Stromberg! sind Sie noch mein Stromberg wie Sie einst waren!“

Sein Angesicht glühte in Wonne auf, und er hob den Blick zum Himmel. „O du liebevolles Kind! rief er: Vergib meiner Zerstreuung, als ich mich vorhin in deinem langentbehrten Anblicke verlor! Ich bin nicht mehr was ich war! — denn so zu lieben, wie in diesem Augenblicke meine Seele dich liebt, das hielt ich damals noch nicht für möglich.“

Sie war wie berauscht von seinen süßen Worten und sank, überwältigt von so großer Liebe, mit einem leisen, sterbenden „Ach" ihm an's Herz; und unter den zärtlichsten Namen die er ihr gab, erwachte endlich ihre heißliebende Seele wieder. „O Gott! sagte sie dann und trat mit gefalteten Händen vor ihn hin: Wie schwer habe ich mich vielleicht an Ihnen versündigt! Ach, vermöchte ich es doch nur, zu reden!" rief sie erschöpft, und sank auf den Stuhl am Klaviere nieder, und begann, ohne ihren Blick nur eine Sekunde von dem seinigen zu trennen, ein zärtliches Lied, — so wie es die liebeklagende Nachtigall dem Gatten gegenüber girrt. Aber bald erstickte der süßschluchzende Liebesschmerz ihre reinen Töne mitten in der schönen Melodie; heiße Thränen rannen über ihre Wangen, und es trieb sie wieder empor. Sie hatte noch Vieles auf dem Herzen. Aber Julchen trat jetzt mit der Mutter herein, und Stromberg rief Letzterer sogleich entgegen, sie dürfe es ihm nicht abschlagen, morgen mit Minchen und dem Bräutigam den ersten Mai in Stromberg zuzubringen. Sie sagte es zu, Minchen gerieth nun in die höchste Lust, und jeder ihrer Blicke war ein Herold der Liebe.

„Ihnen ist nicht wohl!" bemerkte jetzt die Mutter gegen das Fräulein.

„Vom Fahren vielleicht!" antwortete Jene. Sie hatte seit ihrem Eintritt die Farbe mehrmals verändert,

und gab jetzt, indem sie hoch erröthete, Minchen einen Kuß. Diese schien zu erschrecken.

Der Bräutigam kam bald darauf, und nach ihm mehrere junge Leute von Minchens Bekanntschaft. Stromberg wußte schon, wie unwiderstehlich sie jeder ihrer Freundinnen war, und welch einen neuen Werth die Freundschaft ihrem eignen Gemüthe gegeben hatte. Aber heute bekam er Gelegenheit, an den Blicken einiger liebenswürdigen Jünglinge die große Macht zu bemerken, welche die Reize dieser frühen Rose über junge Männerherzen ausübten. Sie erschien indessen allen Männern gegenüber noch immer als ein leichtfertiges Kind, als ein lebhaftes, spielsüchtiges und vollkommen unbefangenes Mädchen, so wie vormals; und er fand jetzt die einst von der Mutter über ihre ungemeine Lebhaftigkeit geäußerte Besorgniß völlig ungegründet. Nur wann er selbst, der Freund, sie liebend anblickte, dann zeigte sich in ihrem Antlitz ein gewisser wehmüthiger Ernst; dann erst schimmerte das junge Bild plötzlich in der rosigen Fülle einer schon liebenden Jungfrau bräutlich auf und ihre Blicke schienen verlangend an den seinigen zu saugen, und dort gleichsam nur mit leiser Ahndung ein neues unbekanntes Feuer zu entdecken, dem ihr ganzes Wesen in geheimer, aber schmerzlicher Sinnlichkeit entgegenschmachtete.

Die dringende Eile, womit Stromberg seine vielen Geschäfte in der Stadt abthun mußte, um bald wieder nach Hause zu kommen, ließ ihm heute keinen geheimen Augenblick mehr für seine Freundin übrig; und diese begnügte sich, ihm einigemal mit verklärtem Angesichte das theure Wörtchen „Morgen!“ leise zuzulispeln, welches er innig entzückt erwiederte.

Des andern Tages schimmerte der Himmel im reinsten Blau, und die Knospen aller Gebüsche schienen sich mächtiger hervorzudrängen, um im lebendigen Frühlingslichte Zeugen seines Glückes und dieser großen Liebe zu seyn. Ehe er noch seine Freunde aus der Stadt erwarten durfte, fiel ihm auf einmal eine weiße Gestalt in die Augen, welche, lieblich wie der Morgen und mit geflügelter Eile, wie die Jugend, über den Hügel zu ihm herwallte. — Sie mußte es seyn; sie war es, und der Glückliche flog ihr entgegen. Als er in das Wäldchen trat, das mitten in seinen blumigen Wiesen duftend dalag, und durch welches der Pfad sich hinschlängelte, erkannte er das ihm nahende holde Kind. Rosenbänder flatterten um das Gewand der Eilenden, und von ihren zarten Wangen schimmerte ihm die jugendlich frische Rosenblüthe der Unschuld entgegen. Ihre Arme faßten sich jetzt leise, und mehrere Minuten lang betrachteten Beide einander, sich selig wiegend, in stummer Wonne und mit liebeweinenden Augen. Sie schienen sich zu

fragen: wer von uns iſt der Schönere, und wer der Seligere! Minchen erzählte endlich.

Sie hatten ihren Wagen zerbrochen, und das Mädchen war, da er im nächſten Dorf erſt hergeſtellt werden mußte, vorausgeeilt, um eine Stunde früher bei dem Freunde zu ſeyn. Sie gingen hinein. Sein ſchönes, jetzt fertiges und volles Haus erregte ihr Erſtaunen, da ſie es lange nicht geſehen hatte, und die bequeme Einrichtung deſſelben ſchien ihr großes Vergnügen zu machen. Doch verlangte ſie bald hinaus an ihre Lieblingsplätze, und er geleitete ſie hin zu der herrlichen Silberquelle. Dort fing jetzt die alte Buche kräftig an zu grünen, und die dichten Büſche umher eiferten ihr nach, um ſich mit dem ſchönſten Kleide des Jahres zu ſchmükken. Alle ſeine Frühlingsblumen waren auf maleriſch gruppirten Beeten hier verſammelt, und ihre Gerüche hauchten der blühenden Tochter des Frühlings balſamiſche Grüße entgegen. „Sieh doch, rief der Entzückte: ſieh, du Geiſt meiner Seele, wie ſie dir winken, daß du das ſeidne Haar mit ihren Blüthen kränzeſt!“

„O laſſen Sie mich erſt, ſagte das Mädchen und athmete tief und zitternd auf, an dieſer heiligen Quelle, die der Born meines Glücks iſt und jetzt ſo ſanft und rein ihre mächtig breiten Silbermaſſen zwiſchen den Blumen hervorwälzt, — laſſen Sie mich hier auch mein Gewiſſen rein waſchen und mein Herz wieder ſtärken, das

ſeinen Glauben an den theuern Stromberg zu verlieren im Begriffe war!“

Er erfuhr nun, wieviel das Kind bisher um ihn gelitten hatte. Zu jener Zeit, als ihm ſeine Geſchäfte verſagten, ſie zu ſehen', war Julchen einigemal zu ihr gekommen und hatte erzählt, wie oft er jetzt in Hainau, und ſie mit ihren Geſchwiſtern und dem neuen Lehrer in Stromberg ſey; wie lieb er noch immer ſie, und ſie ihn habe, und wie viel tauſendmal lieber, als vormals Minchen. Ihre Mutter habe geſagt, er werde ſich wohl adeln laſſen u. ſ. w. Das junge Herz war zu voll von Liebe, um hierbei ruhig zu bleiben; es war zu edel für den Neid, zu groß für die Eiferſucht. Sie ſchwieg gegen den Freund, und trauerte bloß insgeheim, um ſein Glück durch keine Klagen zu ſtören. Nur eine unendliche Wehmuth bemächtigte ſich ihres ganzen Weſens, wann ſie ſich dachte, er liebe Julchen, oder dieſe ihn, mehr als ſie, oder — er habe ſie vergeſſen! Julchens vortreffliches Herz war zwar auch von einem warmen, aber leichteren Blute belebt; ihre Neigung zu Strombergen beſtand bis jetzt mehr in einer zärtlichen Anhängigkeit, als in leidenſchaftlicher Liebe; um ſo entfernter war das gute Mädchen davon, die Freundin zu quälen; und, als einſt, — auf ihre Frage, wie Minchen wohl zu Muthe ſeyn würde, wenn er Julchen allein liebe, — Jene heftig zu weinen an-

ſing, verſprach Julchen gutmüthig, ihn nicht mehr zu lieben, wenn ſie könne. „Und wie war mir nun, beſchloß ſie ihre Erzählung, als Sie geſtern an Julchens Arme hereintraten! Aber, wie ward mir dann, als Sie mich auf meinem Zimmer in ſo holden Tönen anredeten! Da füllte ſich auf einmal meine ganze Seele wieder mit einem Glauben — O mein Freund, mit einer nie gefühlten Wonne, deren Zauber keines Menſchen Zunge auszuſprechen vermag! Und nun, mein theurer Stromberg, reden Sie! Iſt es zu Ihrem Glücke nothwendig, daß Sie mein Julchen allein lieben, daß ich Sie nicht mehr liebe, ſo will ich es, — Gott weiß, daß ich es will! Und — Mine wird nicht ſterben, — ach, ſie ſoll nicht einmal weinen!“ — Sie fing an zu zittern.

Mit großer Anſtrengung hatte er es über ſich vermocht, ſie bis zu Ende reden zu laſſen. Denn ſein Herz wallte immer mächtiger der Geliebten entgegen. „Ich habe, ſagte er jetzt ſchwärmeriſch, und legte Gewicht auf jedes Wort, und bat ſie, jedes Wort wohl zu erwägen, — ich habe Julchen nie geliebt. Sie ſelbſt hat mir nie geſagt, daß ſie mich liebe; nur das ſchöne freundliche Verhältniß von Lehrer und Schülerin beſtand zwiſchen uns; auch bürgt mir die Richtung ihres Charakters, die ich genau kenne, vollkommen dafür, daß nie die Heftigkeit einer unerwiederten Liebe ihre ſchöne Seele, welche nur den Frieden kennt und ſucht, unglücklich machen

kann. Und so darfst du ruhig seyn über die Freundin! Aber dich, einzig dich, meine süße Geliebte, weihe ich mit diesem Kusse zur langersehnten Braut meiner Seele! Ja, senke deine Augen jetzt nicht so schüchtern, gönne mir ihren süßen Glanzblick, denn sie sollen ewig die Leitsterne meiner Wallfahrt seyn! Oeffne deine zarten Lippen, an welchen meines Lebens schöneres Morgenroth aufflammt! Verschließe nicht länger ihren Zauberkelch; laß ihren Nektar meinen Brautküssen zur Beute werden! Du liebst mich — das sagen mir diese Rosen der Scham, welche jetzt bei meinem feierlichen Bekenntnisse dir auf den Wangen glühen; diese Thränen sagen es, in welchen dein zärtliches Herz so sanft hinstirbt. Ja, es ist Zeit, holdes Kind, daß nichts mehr uns trenne! Schau mir in's Auge, Geliebte! — Ich begehre dich aus innerstem Herzen zu meinem Weibe!"

Jedes seiner Worte schien einen neuen Sinn in ihren bisherigen Gefühlen zu erschließen. Ihr Wesen löste sich allmählich ganz in bleder Liebe und Scham auf, und hohe Wonne durchschauerte das junge, hellaufblühende Weib mit sichtbarer Gewalt. Aber zuletzt ermannte sie sich und blickte ihm groß und entschlossen in's Auge. „Ja, ich bin dein Eigenthum! sprach sie melodisch und legte feierlich seine Hand an ihr überwallendes Herz: Wohin du mich führst, zum Altar, oder zum Grabe, — Stromberg, ich bin dein! Und seyd ihr Zeugen,

liebliche Blumen, ihr ſchönen Bilder unſers Frühlingslebens, und du, reine, treue Quelle, und all ihr Wohlgerüche dieſes dampfenden Mai's — ſeyd Zeugen, daß ich ihn hier mir einſt zum Bräutigam erwählte — einzig und auf ewig ihn! — Ich athme nur aus deinem Kuſſe Leben und Liebe, mein geliebter Freund — die Bedeutung deiner dunkeln Reden ahndete ich vorhin zum erſtenmal — was ein Weib iſt, was ich dir ſeyn werde, ich faß' es noch nicht! Aber, lehre mich das ſeligſte unter allen Geſchäften, dich zu beglücken — und, Geliebter, wenn die Liebe noch himmliſcheres Glück gewährt als das überſelige Herz deines armen Mädchens bis jetzt faßt und ahndet, ach, ſo laß mich auch ihre höchſten, geheimſten Stufen erklimmen, und dort an deiner Bruſt ſterben!" —

Ja nie hat ein Weib inniger und heißer geliebt, als Minchen! — In heiliges Verſtummen eingewiegt ſtanden ſie da — nur Hand in Hand gedrückt, und Blick in Blick verſenkt. Sie hörten nicht mehr die Stimme der Nachtigallen, nicht das Tönen der fortrinnenden Quelle, nicht den Brautgeſang ſpielender Mailüfte — ihre Seelen, beflügelt von den Phantaſieen der Liebe, waren aufgeſchwebt ins zarte Reich der Gedanken, und die Welt der irdiſchen Töne und Worte lag tief unter ihnen.

So wurde das glückſelige Paar von der Mutter und ihrem Freunde überraſcht. Stromberg ergriff die

Mutterhand, bekannte ihre Liebe, erzählte mit offnem Blick die Geſchichte der letzten halben Stunde und bat um den mütterlichen Segen, während Minchen ſchluchzend an dem theuern Herzen der Erzeugerin lag.

Aber die Mutter vergoß häufig bittere Thränen, ehe ſie zu antworten vermochte. „Ich kenne ja längſt eure Liebe, ſagte ſie endlich mit gepreßter Stimme, und ich ſah voraus, daß das geſchehen werde, was heute geſchah. Kann euch mein Segen glücklich machen, o ſo nehmt ihn hin von dieſer ſchwachen Hand, und der Ewige ſchmücke euer theures Leben mit zahlloſen Stunden des Glücks! Aber vergebt mir dieſe bittern Thränen! Sie ſtrömen nicht allein darum, meine beſte Mine, daß du dich ſchon längſt von mir losriſſeſt; nein, ich ehre eure Liebe! — ſie fließen um deine Jugend! Du glüheſt zu heftig, um je das kältere Leben zu erdulden. O meine Tochter, du biſt noch zu zart für die Ehe, zu lebhaft für die bürgerliche Welt, ſelbſt hier in der ſtillen Einſamkeit! Dieſe geliebte Geſtalt, ſie weinte heftiger, die ſich jetzt, ach, in ſo ſchöner Lebensfülle, ſo warm, ſo vollblühend an meine Bruſt ſchmiegt — ach, ſie wird früh verblühen!“ Die Mutter konnte nicht weiter reden.

Stromberg, der den ganzen Sinn der mütterlichen Beſorgniſſe faßte, blickte wehmüthig auf die ſchöne Blume, und — welche Gelübde that er nicht jetzt im Herzen für die Heilighaltung dieſes zarten, geweihten Kleinods!

Aber das holde Kind blieb seiner Liebe getreu, obgleich ihr Auge mit der Mutter weinte. „Mutter, liebe Mutter! rief sie, ich weiß nur aus wenigem Unterrichte, was die Ehe ist, und kenne noch kaum das Leben. Aber in Beidem will Er ja mein Lehrer seyn. Noch vor wenigen Minuten hat sein schöner geliebter Mund es ausgesprochen, daß (sie sagte es mit hoher Schwärmerei) daß einzig meine Liebe ihn beglücken könne! Und ich — ich sollte nicht ihm dieses Leben ganz weihen, das ohne ihn so arm ist; nicht jeden Augenblick für den Geliebten zum Tode zu gehen bereit seyn! O mein Stromberg! fuhr sie fort, und schlang ihren Arm um ihn, und blickte mit einer Fröhlichkeit zum Himmel, bei der der Geistliche gerührt seine Hände faltete: Diese leichten Gestalten an uns sind verwelklich. Gott hat sie für die Zeit geschaffen; laßt sie verblühen: aber, mein Geliebter, ich fühle jetzt in meinem Innern eine Blüthe für dich aufsprossen, die kein Werk der Zeitlichkeit ist, die dich ewig beglücken soll! Und diese, diese weih' ich dir zum Eigenthume!"

Die Liebenden hatten sich, die Welt vergessend, fest umschlossen, und Stromberg vermochte nur die Worte auszurufen: „Soll denn diese Seelen noch Etwas trennen?"

„Nein, rief der Geistliche und trocknete die Augen: diese Seelen hat Gott vereinigt, nichts kann sie trennen, und es ist Zeit, daß die Kirche auch zu Vereinigung der Leiber ihren Segen spreche. Setzen Sie getrost den Tag

dieſer Verbindung feſt, meine Freundin. Denn das kommt von Gott.“

Mit vieler Mühe erhielt die Mutter von Stromberg noch zwei Wochen Aufſchub für dieſen Tag. Minchen ſelbſt miſchte ſich aber nicht mehr in ihren Streit. Sie war nur am Abend traurig, daß ſie noch einmal ſich von ihrem Bräutigam trennen ſollte. Ihre Wünſche liefen immer nur auf den einzigen Punkt hin, ewig mit ihm vereinigt zu ſeyn.

Bei'm Abſchiede ſtellte der brave Paſtor die Verlobten noch einmal vor ſich hin, und umarmte beide mit inniger Rührung. „Nehmen Sie, ſagte er dann, noch ein ernſtes Wort Ihres neuen Freundes in das ſchöne Bündniß mit hinüber. Wer ſein Glück einzig in der Liebe ſucht, der handelt ungerecht und thöricht. Der Menſch vergeſſe nicht, daß die Welt manche ſehr gültige Forderungen an ihn machen darf, und daß er ſein höchſtes Glück nur in der Religion findet.“

Das fromme Minchen ſchien hierbei ſehr nachdenkend, ja ängſtlich zu werden. Stromberg ward es erſt des andern Abends, als er bei der Quelle ſaß, um Aug' und Herz an ſeiner reizenden Flur zu laben, und über die Wichtigkeit des geſtrigen Tages Betrachtungen anzuſtellen. Hierin ſtörte ihn nach einiger Zeit ein Reiter, den er überall in ſeinem Gebiete hin und her traben, und, wenn gleich keine verbotenen, doch die geheim-

ſten Wege ſuchen ſah. Nach einiger Zeit ſchien er ſich den Gebäuden zu nähern, und verſchwand hinter dieſen. Stromberg wollte eben hingehen, um den intereſſanten Gaſt willkommen zu heißen, als ein großer, ſchöner Mann auf ihn zu kam, und er mit einem Ausruf des Entzückens — den Grafen in ſeinen Armen hielt. Es dauerte eine gute Zeit, ehe der edle L. vor den ſtrömenden Herzensergießungen ſeines Freundes ein Wort aufbringen konnte.

„Ich komme ja gerade von meinem Freunde S., von Minchen, und jetzt eben von jeder ſchönen Stelle Ihres vortrefflichen Landguths her. Alſo weiß ich Alles, was Sie mir zu ſagen haben, mein guter Stromberg. Aber Sie, Sie wiſſen noch nicht, daß Sie mir durch alles dieß noch unendlich lieber und theurer geworden ſind, als vorher! Ja, Stromberg, ich fühle es recht tief: Den Menſchen, deſſen Glück zu gründen uns das Schickſal begünſtigte, den lieben wir ſtärker und doppelt ſo ſchön, als den, welcher uns Gutes that. Denn bei dieſem ſtört uns doch immer ein gewiſſes unauslöſchliches und, ich möchte ſagen fremdmachendes Pflichtgefühl; aber die Liebe zu Jenem träufelt, gleich einem himmliſchen Thau des Glücks, gleich göttlichen Freudenthränen, frei und unmittelbar von der Gottheit auf uns nieder.“ Er umarmte den Jüngling mit einer Innig-

keit, die von den seligsten Gefühlen seines schönen Herzens zeugte.

„Anfänglich, fuhr er dann fort, war ich mißmuthig, und trauerte über Sie. Nicht, daß ich glaubte, Sie hätten mir Ihre Liebe verheimlichen wollen, die ja damals noch unerkannt in Ihrem Busen schlummerte; nein, nur über diese Liebe selbst hätt' ich gern gezürnt. Mein ganzer Plan mit Ihnen war vernichtet. Nach diesem sollten Sie wohl bei Gelegenheit einmal heirathen, ein gutes, haushälterisches Eheweib nehmen und meinetwegen Vater einer zahlreichen Familie werden, aber lieben, leidenschaftlich lieben sollten Sie nie. Ihre Geliebte sollte einzig die Natur seyn; und nie habe ich auch einen Menschen mit größerer Unabhängigkeit und mit kälterem Verstande über die Menschen, und mit leidenschaftlicherer Wärme über die Natur reden hören, als Sie. Ich hatte aber doch Ihren Charakter oder Ihr Herz verkannt, und deßwegen sage ich Ihnen auch jetzt nicht Alles was zu meinem Plane gehörte, weil es doch fruchtlos, vielleicht schädlich wäre. Aber, als ich nun Minchen sah — Sie wissen, was das heißt! — und als sie mir gestern ihre Liebe gestand, oder vielmehr mit der Zunge eines heiligen Engels glorreich verkündigte; da, mein Freund, ich gestehe es, da beneidete ich Sie, und da fing ich an, mich zu resigniren. Das ist Schicksal — und nie, Stromberg, nie ist

ein Mann von einer herrlicheren Jungfrau, und nie ist einer so zärtlich und mit so heißen Schmerzen geliebt worden, als Sie! Ach Freund, Sie stehen auf einer gefährlicheren Höhe als jemals ein erster Hofgünstling der Königin Fortuna stand! Oder — fuhr er fort, und drückte ihn von neuem schwärmerisch an sich: wäre etwa deine edle Seele dazu bestimmt, dieß alles zu ertragen? — glücklich zu seyn?"

„Ich ertrag's!" sagte der schöne Jüngling, und der Graf sah mit Staunen und Wonne in sein verklärtes Angesicht.

„Es thut mir weh, sprach L. nach einigem Stillschweigen finster, daß ich nicht in euern schönsten Tagen bei euch seyn darf. Noch diese Nacht muß ich einer höchst verdrießlichen Sache wegen eine weite Reise antreten. Aber wenn sie gut endet, so komme ich längstens in einem Monate wieder, um mein Herz an eurem Glücke zu weiden. Ja lieber Stromberg, ich siedle mich dann für immer hier an. Die Welt hat mir manche tiefe Wunde geschlagen. Vielleicht wäre unserm redlichen verarmten Nachbar, dem General, mit einem reichlichen Kaufgelde für sein Guth wieder auf die Beine zu helfen; oder es findet sich andere Gelegenheit in der Nähe. Kurz, mein Freund, ich will dann sorgen, daß in unserm Verhältnisse ich nicht immer der Glücklichere sey. Du sollst mir dann Gutes thun, lieber Mensch, Gutes die Fülle, und

mich jene unbegreifliche Kunst lehren, glücklich zu seyn. Und der Himmel nehme dein eignes Glück in seinen Schutz!"

Als sie sich trennten, kam der Graf noch einmal auf den Hochzeittag seines Freundes zurück. „O gewiß soll mein Geist an diesem Tage liebend um Euch flüstern!" sagte er und schied mit einer Wehmuth, die Strombergen sehr traurig machte.

Er hatte dem General heute schriftlich sein Glück gemeldet, und die ganze Familie auf morgen nach Stromberg eingeladen, um sich mit ihm zu freuen. Jetzt erhielt er noch die Antwort, Julchen sey von der letzten Reise nach der Stadt unpäßlich, und wünsche doch sehr, die Uebrigen begleiten zu können. Uebermorgen hoffe sie, der Rangordnung gemäß, zuerst Minchen in der Stadt zu sehen, und dann an einem der folgenden Tage wolle die ganze Gesellschaft zu ihm kommen.

Dieß alles geschah. Julchen sah noch ein wenig blaß aus, nahm aber, so wie die gesammte Familie, den freundlichsten Antheil am Glück ihres geliebten Lehrers. Minchen und ihre Eltern, die den Tag vorher waren getraut worden, kamen ebenfalls, und man brachte einen höchst vergnügten Tag zu. Selbst Julchen schien an jedem Scherze frohen Antheil zu nehmen, und nur zuletzt, als sie sich von Minchen trennte, wurden ihre Augen feucht, und sie beklagte es, daß sie sich für einen Monat zu ihrer entfernten Freundin verspro-

chen habe und daher nicht bei der Hochzeit seyn könne. Beide Mädchen schienen übrigens in Rücksicht ihrer vorigen Herzensergießungen jetzt im besten Einverständnisse mit einander zu leben, und das liebenswürdige Fräulein hatte gestern ihre Freundin über diesen Punkt vollkommen zu beruhigen gewußt. „Möchte doch, sagte sie jetzt sanft weinend mit dem letzten Kusse, nichts, nichts — ach, weder Zeit noch Tod dieses süße, himmlische Band zerreißen!“

Die Anstalten zum Hochzeitfeste waren um so weitläufiger und größer, da Stromberg eine beträchtliche Summe dazu bestimmt hatte, und nicht nur alle Menschen, die ihm bei der Anlegung seines Guthes auf irgend eine Weise Beistand geleistet hatten, sondern auch eine große Menge arme Leute aus der Gegend einladen und zum Theil herbeifahren ließ, um an dem herrlichsten Tage seines Lebens recht viele Brüder und Schwestern zu erquicken. Trinkhütten von duftenden Birkenzweigen, mit Blumen verziert, wurden erbaut; Speisen und Getränke von aller Art in Menge herbeigeschafft, und ganze Chöre von Trompeten, Pauken und Posaunen kündigten den festlichen Morgen an, der im heitersten Gewande des Mai's heraufzog.

Die engere Gesellschaft bestand nur aus Minchens Eltern, der Familie des Generals und der des Herrn von S., welcher die schöne Braut zum Altare führen wollte.

Aber eine ungeheure Menſchenmenge verſammelte ſich aus dem weiten Umkreiſe. Denn die Verbindung machte Aufſehen in der Gegend, und Alles drängte ſich herzu, um das ſchönſte Paar zu ſehen, welches jemals Prieſterhände geſegnet hatten.

Man traute ſie unter dem großen freien Prachtgewölbe des blauen Himmels, neben der alten Buche. Dort war ein ſchöner mit Blumen geſchmückter Altar errichtet, aus deſſen Fuße die Quelle hervorrann. Stromberg war beſorgt um die Faſſung des lebhaften Mädchens, da ſie noch nie einer ſo feierlichen Trauung beigewohnt hatte. Sie blieb indeſſen ſtandhaft. Aber als der Geiſtliche die große Formel des Eheſegens las, und mit tröſtender feierlich gehobener Stimme die Worte ausſprach: „Wohl dir, du haſt es gut! dein Weib wird ſeyn wie ein fruchtbarer Weinſtock um dein Haus; deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tiſch her; ſiehe, alſo wird geſegnet der Mann der den Herrn fürchtet!“ Da ſchlugen ihre Blicke Flammen der Religion zu Gott empor, und leuchtende Thränen einer ſeligen Hoffnung rannen über das gläubigfrohe Antlitz; und der Freund richtete einen liebenden Blick auf ſie, und ſandte den zweiten über ſein blühendes patriarchaliſches Reich hin, und den dritten in namenloſer Wonne zum Himmel. Als ſie die Ringe wechſelten, und im Angeſichte des Ewigen und ſeiner prachtvollen Natur den Kuß der Vereinigung küßten, — er ſo ru-

big und glühend von männlicher Kraft, sie in so weiblich zarter Anmuth sich bewegend, — da sah man in der Versammlung gar manche Freudenthräne fließen. Julchens Mutter weinte heftig; aber keine Freudenthränen. Der General selbst war stiller als sonst.

Des Abends, da die Gesellschaft fortreiste, und um das Guth herum Stille zu herrschen anfing, und nun endlich auch die Mutter aufbrach, da lief Minchen ängstlich zu ihr hin, und begann von Herzen zu weinen. „O Mutter, beste einzige Mutter, rief sie, warum willst du jetzt, da uns Alles verläßt, endlich mich auch verlassen! Jetzt in diesem Augenblicke fühl' ich es erst, daß ich nicht mehr dir angehören werde. Ach, wie innig hast du mich von Kind auf geliebt, wie treu und sorgsam gepflegt, und groß gezogen!" Das Mädchen war nie im Leben länger als höchstens halbe Tage lang von der Mutter entfernt gewesen. Jetzt fiel ihr dieß mit einemmal auf's Herz, und ihre kindliche Liebe und bräutliche Angst gaben Veranlassung zu einer rührenden Scene zwischen Mutter und Kind. Der härteste Augenblick für sie war der, in welchem der Wagen ihrer Eltern fortrollte. Aber Stromberg schloß das süße Eigenthum in seine Arme und seine Liebe gab ihr Trost. Sie setzten sich zum erstenmale selbander zu einer mäßigen Abendmahlzeit hin. Mann und Frau, vor Gott und der Welt vereinigt, Ruhe im Gewissen, und Gedanken ewiger

Treue im Herzen, saßen sie fröhlich da, und über ihnen schwebte geheimnißvoll die Liebe und wehte schon mit leisen Schwingen ihre Rosendüfte auf die Glücklichen nieder.

Wir theilen hier noch einen Brief mit, welchen das junge Weib im folgenden Herbst an eine Freundin in der Residenz schrieb.

Meine liebe Molly!

Du willst noch immer nicht, und nicht eher zu uns kommen, bis ich dir eine Beschreibung von meiner jetzigen Lage als Ehefrau und Landwirthschafterin gegeben habe? Das ist nicht zu viel gefordert; und ich habe mich ohnehin seit meiner Verbindung gar mancher Unterlassungssünden gegen die Freundschaft schuldig gemacht, weil die Liebe mir Seel und Leib, und jeden Augenblick des Lebens gefangen genommen hat. Wohl uns, meine Molly, daß Gott selbst das Schöne und die Liebe in unser Herz legte, sonst hätte ich Seiner gar vergessen. Aber Beide sind Hauptbestandtheile der Religion, und so waren meine Gebete zum Schöpfer desto wärmer und inniger!

Heute, meine Beste, bin ich allein. Denn gestern feierten wir unsern Herbsttag, und die ersten Trauben vom Stromberger Gewächs wurden in der herrlichsten Lust gelesen. Ich ermüdete mich aber in den Weinhü-

geln so sehr, daß ich heute Stubenarrest habe; und mein lieber Freund ist allein hinausgegangen, um den Rest einbringen zu lassen. Eine Sammlung der schönsten Trauben von aller Art hat er hier im Saale in zierlichen Körbchen um mich her gesetzt, und ich sende dir mit diesem Briefe von allen eine Probe, daß du ihre Süßigkeit mit mir schmeckest. Mein Abendessen ist auch bestellt; und so geht es denn zu, daß ich endlich heute einmal mit dir plaudern kann.

Ja, wo fange ich an! Du weißt schon Manches von der Schönheit unsers Guths. Die Gebäude liegen etwas hoch, und unsre Lebensluft ist köstlich! Scheunen und Ställe ziehen vom Wohnhause an auf beiden Seiten schief hinab. Sie bilden einen schönen weiten Hof und sind mächtig groß und geräumig; aber doch sagt Stremberg, es könne vielleicht künftiges Jahr an Platz fehlen, da uns schon in diesem Jahre der Himmel mit einem überschwenglichen Reichthum an Früchten aller Art und mit sehr vielem Gras und Klee gesegnet hat. An die hintere Seite des Hauses schließt sich ein Garten an, der den ganzen übrigen Theil des Hügels einnimmt, und in dem meine liebe Quelle springt. Unser Wohnhaus ist schön und bequem; doch sind nirgends eigentliche Verzierungen oder glänzende Einrichtungen angebracht, außer etwa in diesem großen Saale, wo ich jetzt sitze, wo ich mich am liebsten aufhalte, und auch, des

Holzaufwandes ungeachtet, im Winter wohnen soll. Hier ist Alles schön, und ich habe Alles Uebrige in der Nähe. Auf der einen Seite kann ich sogleich in Küche und Keller kommen, auf der andern Seite ist das Arbeitszimmer meines Freundes. Dort schlafen wir, und hier ist die Thüre zu einem allerliebsten Marmorbade, welches doch unter allen meinen häuslichen Bequemlichkeiten mir das größte Vergnügen gewährt. Du weißt, wie sehr ich das Wasser liebe; und selbst hier im Saale gießt mir die Urne eines alten Flußgottes den reinsten Brunn aus, den wir des Nachts in unserm Schlafzimmer rieseln hören, und der noch außerdem an drei Orten im Haus und Hofe springt, und dann nach so mancherlei Vertheilungen sich endlich wieder mit dem Wasser der Hauptquelle vereinigt, auf die Mühle stürzt, von da rings um den Wohnhügel herum und auf die Wiesen strömt, und endlich viele Teiche und den Kanal bildet. Diese Menge Wasser wird dich besonders freuen. Hier glänzt ein großer Karpfenteich; dort ein kleinerer mit Forellen besetzt; dort wieder einer zur Fettfütterung; dazwischen ein langer mit Steinen ausgelegter Graben zur Krebszucht; hier ein anderer, wo unter den Wurzeln alter Erlen die schönsten Steinforellen spielen: — nun, kurz, wie das in allen Wassern wimmelt und krabbelt, Molly, das stellst du dir nicht vor! Ueberhaupt ist mir an unserm Guthe doch das viele Vieh wahrscheinlich

das Angenehmſte, weil ich es ſo ſchön und luſtig um mich herum leben ſehe. Das heißt: eine blühende Roſen- oder Kirſchhecke liebe ich freilich mit einer gewiſſen Rührung; aber wenn ich unſere Hühner kommen ſehe, muß ich ſogleich unwillkührlich lächeln, wie eben jetzt. Mit dem Federvieh vertändeln wir Beide eine Menge Futter, und wenn man auch daraus, wie Stromberg ſagt, faſt niemals Nutzen, und oft noch obendrein Schaden erhalten ſoll, ſo iſt ihm ſelbſt dennoch des Federviehes überall noch zu wenig. Wärſt du nur einen Augenblick da und hörteſt das helle Geſchrei, welches jetzt dieſe aus 120 Köpfen beſtehende Gänſefamilie da draußen erhebt! Hierzu kommt eine noch größere Menge von den allerſchönſten Hühnern, als da ſind deutſche große Weißkuppen, Kahlſchwänze von allen erdenklichen Farben und Farbenmiſchungen, kleine Holländiſche Hühner, Perlhühnchen, indianiſche Hühner mit den großen Truthähnen, die jetzt alle aus Wieſen und Wald zurückkehren, wo ſie faſt den ganzen Tag nach Käfern und Gewürm herumſtreifen. Dort unten ziehen lange Schnüre von deutſchen und türkiſchen Enten vom Waſſer herauf. Schöne Pfauen- und Kragentauben; große Mönche, — o, wer weiß ſie alle zu zählen, die lieben Täubchen! — flattern zwiſchen dem größern Geflügel herum; und jetzt kommt gerade der ganze gemeine Taubenflug aus dem Felde dazu, und läßt ſich wie eine Wolke im Hofe nie-

der. Sie ſollen ſich nämlich zwar ihr Brod ſelbſt in den Feldern verdienen, und thun es auch redlich; doch habe ich ſie zu einem kurzen Früh- und Abendbeſuch im Hofe gewöhnt und für immer eingeladen. Es iſt ein gewaltiger Lärm im Hofe, Molly. Die neidiſchen Gänſe beißen nach den Hühnern und dieſe gackern und ſpringen vor Luſt und Angſt mannshoch empor, und mehrere Tauben hängen ſich pickend an meine Fenſter, weil ſie mich ſitzen ſehen. Bſchſcht! Ihr wißt alle ſehr wohl, daß es noch länger als eine Stunde bis zur Fütterzeit hin iſt! Molly, da heißt es in Wahrheit ſo, wie einſt unſere arme Frau, die nichts als ein einziges Hühnchen im Vermögen hatte, ausrief, als das Thierchen immer kam und nach Brod ſchrie: Wie muß doch der Menſch den ganzen Tag ſeine ewige Plage mit dem Vieh haben!

Schafe beſitzen wir noch nicht viel, weil Stromberg keine Weide duldet und bis jetzt blos Verſuche mit Pferch- und Fettfütterung auf den Kleefeldern angeſtellt hat, welche ihm zu gelingen ſcheinen. Vor dem Pferd- und Rindvieh fürchtete ich mich im Anfange, weil es ſo groß iſt; aber das hat ſich längſt verloren. Ach, du wirſt erſtaunen über die vielen großen Kühe und über meine Milchanſtalten! Selbſt den Schweinen habe ich ihre Wildheit und Unreinlichkeit beinahe verziehen, ſeitdem ich ſehe, daß ſie unter meiner Aufſicht gedeihen,

oder daß ich, wie die Landleute ſagen, Glück mit ihnen habe. Am meiſten iſt dieß der Fall bei den Bienen, die mir mein lieber Mann zum alleinigen Eigenthume geſchenkt hat. Im Frühlinge waren 32 Stöcke da, und jetzt habe ich nicht weniger als 67, und unter dieſen 7 Jungfernſchwärme — nun, du ſollſt ihren Honig ſelbſt koſten! Ich ſchicke dir eine Probe davon mit. Aber in unſerm warmen Gebirge, Molly, da iſt auch das wahre Blumen-, Kräuter- und Blüthenland! Alle Hügel und Wieſen und Felder ſind prächtig mit Blumenſchmelz angekleidet. Du ſollteſt nur den Duft von unſerm Heu, und den Wohlgeruch von einem einzigen Wagen voll Hafergarben einathmen! Und in der Lindenblüthe, — Berg und Thal prangt überall mit dieſen ſchönen großen Bäumen, — o da war ich zuweilen des Abends wie berauſcht! Der Garten enthält edle Blumen aus allen Welttheilen, und in der Gärtnerei wirſt du überhaupt für dieſe wenigen erſten Jahre ſchon viele Vollendung und Pracht finden. Mein Freund ſagt, — und ich ſage es mit ihm: — wem es vergönnt ward, in dieſen dankbaren Gefilden der Natur einen Tempel zu bauen, der wage das Beſte und bringe das Koſtbarſte dar, um die göttliche Mutter zu ſchmücken und ihren wunderbaren Schöpfer in ihr zu ehren!

Ach, meine geliebte Molly, ich ſage dir es jetzt in heißen Freudenthränen, wie ſehr uns Gott beglückt und

geſegnet hat! Unſere Scheunen und Vorrathsplätze ſind mit Reichthum gefüllt, und dieſer köſtliche milde Erdboden verſpricht uns in der Zukunft noch weit mehr! Unſere Bäume (viel mehr als zehntauſend an der Zahl!) ſind gediehen, und ſchon prangt hier mancher ſüße Erſtling, von ihren jungen Blüthenkronen genommen, um mich her! Die Weinberge zollen ſchon den lieblichen Saft, und aus ihren jungen Laubgewinden hat geſtern meine dankerfüllte Seele laut zu Gott aufgejauchzet. Unſere jungen Waldanlagen gleichen überall der grünen und bläulichen Frühlingsſaat. Ach, dieſen Segen hält mein Freund in Rückſicht der Zukunft für unermeßlich, und die Menſchen kommen von weiten Orten her, um dieß wunderbare Beiſpiel einer glücklichen Waldſaat zu betrachten, deren anmuthiger, ſanft lachender Anſicht kein anderes Bild verglichen werden kann.

Neulich an einem heitern Abende ſtanden wir Arm in Arm auf einem dieſer reizenden Hügel, mitten unter den friſchaufſproſſenden Kindern des Waldes. Pflanze an Pflanze geſchloſſen, bedeckte das luſtige Grün rings umher die Fläche des Bodens, und kaum konnte noch das bunte Volk der Waldblumen ſich dazwiſchen hervordrängen, um jetzt im Glanze des Spätroths den großen Bergteppig mit helleren Figuren magiſch zu durchweben. Die alten, hie und da einzeln emporragenden Bäume ſtanden ehrwürdig in hoher Erleuchtung des goldſprü-

henden Abendlichtes da und ſchienen ihren Beifall auf das junge ſaftvolle Geſchlecht herniederzuflüſtern, welches die Ernſten ſo freundlich umgab. Oben im Blau zogen zwei ungeheure Adler majeſtätiſch ihre Kreiſe vor der Abendſonne hin und her, und unten in unſerer Nähe ſummte ein Heer von Inſekten, und unzählige Vögelchen ſangen dem werdenden Wald ihre Freudenlieder, und alles ſchien mir in ſeinem niedrigen Dickig wie ein verzaubertes Zwerggeſchlecht in kleinen goldnen Lauben zu wohnen, und alles jagte ſich ſcherzend von den winzigen Bäumchen hinauf in höhere Blumenkelche und wieder unter ſchattige Mooshüttchen herab. Weiter unten ſahen wir zwei junge Haſen am Saume des Waldes in der Sonne ſpielen, und ich bat für ſie, und mein ſüßer Jäger küßte mich und hatte ohnehin keine Luſt, heute noch ein Leben zu rauben, da das Leben in ſo zahlloſen und in himmliſcher Fröhlichkeit vorüberrauſchenden Erſcheinungen die Liebenden umſtrömte und melodiſch zwiſchen jedem ihrer ſeligen Küſſe zu liſpeln ſchien. Im Thale war's ſo friedlich. Die kleinen Wälder dämmerten, und lagen, wie halb ſchlummernd, in der letzten Röthe des Tages da. Ueber den Wieſen bildete ſich ein zarter Rauch. Im ſtillen Spiegel der Teiche ſtand das Bild des blauen Himmels und der anmuthigſte Baum- und Bergſchatten; und dort zog ein gedrängter Trupp von Enten im Waſſer dahin wie ein ſchwimmendes In-

selchen. Langsam schwankten die Wagen mit der letzten Last der Ernte zur friedlichen Behausung heran, wo schon für morgen das Siegesmahl der Schnitter zugerichtet war. Und die Adler zogen jetzt langsamen Fluges nach ihrer Heimath, den von fern herüber blauenden mittäglichen Alpen zu; je stiller es unten ward, je feuriger schossen die Lichtströme oben durch den Himmel, und unsere Herzen pochten vor Wonne und wurden groß in der Fülle dieser göttlichen Abendstunde.

„Sieh doch, gutes Weib, sagte da mein Freund, sieh, wie der Schöpfer das herrliche Werk segnet und gelingen läßt, zu dessen Bearbeitung er dich und mich gnädig ausersah! Viel, viel gab er uns schon; und Alles gab er uns in unserer Liebe! Ach, so manches arme Geschöpf konnten wir bisher mit unserm Ueberflusse laben; und doch wird erst die Zukunft noch den Busen dieser unermeßlich reichen Erde für uns zur vollen, von Jahr zu Jahr wachsenden Fruchtbarkeit aufschließen. Ja, die Zeit wird kommen, und sie ist es, nach der von jeher mein heißes Verlangen stand, und sie ist es, in welcher unser höchstes Glück in heiliger Stille anheben wird, wo Tausende uns segnen werden; wo Früchte von jenen herrlichen Bäumen für die Armen fallen; wo die Elenden der ganzen Gegend goldnen Wein mit uns trinken, und unser Brod nicht theurer essen sollen, als diese Erde es sich abgewinnen läßt; wo jeder Fluch des Wu-

cherers für uns und unsere Kinder zu neuem Segen wird! Laß uns, du großer Menschenfreund, (ach, Molly, wie glänzend wandte sich da sein Blick dem himmlischen Vaterlande zu!) laß uns fleißige und treue Knechte in deiner Wirthschaft seyn, damit jene goldnen Stunden im Sonnenscheine deines Segens bald auf uns herabstrahlen; und wann du einst unsre Wünsche erfüllst, und wann nun die Zeit sie lebend, gleich schönen Enkeln, um uns her versammlet hat, dann laß uns Arm in Arm zum Grabe niederwallen! Denn unter allen Gaben, Vater, die du mir gabst, ist das geliebte Weib doch die beste, die theuerste, — o, nimm sie nicht von mir die Gehülfin! Laß uns vereinigt bleiben, auch im Tode!" In Thränen sprach ich sein Gebet mit; und stumm knieten wir noch vor Gott im jungen Haine, bis die Dämmerung hereinbrach.

Meine Molly! So selig ist deine Freundin. Und warum zögerst du noch, so manche Freude mit mir zu theilen! Auch mein geliebtes Jutchen hält sich in einer entfernten Gegend auf. Fürchtest du dich vor mir? Denn man sagt, in der Nähe des Glücklichen wohne die Schwermuth, und dieß mache seinen Nachbarn angst. Oder besorgst du, mich zu stören! Ach, du sagtest mir einmal, ich würde auf dem Lande keine Zeit mehr für meine Freunde übrig behalten. Mein heutiger Brief beweist dir schon das Gegentheil. Kind, wer jeden Mor-

gen nur fünf Minuten Zeit ernstlich dazu aufwenden will, um einen kleinen Plan für die Geschäfte des Tages mit Verstand zu entwerfen, dem bleibt wohl mancher schöne ruhige Moment übrig. Zwar, wann mein Freund bei mir ist, dann kenne ich oft gar keine Zeit; wenigstens merke ich nicht, ob sie fliegt oder zögert: aber ich weiß doch, daß wir fast täglich, wenn auch nicht viel, doch immer nach seiner Auswahl, alles Beste zusammen lesen; daß sich hier schon manche schöne Blume nach dem Leben gemalt habe; daß er mich oft zum Klaviere zieht, oder die Guitarre ergreift, um meinen Gesang zu begleiten, der sich bessert, weil der Freund ihn liebt.

Aber — dort kommt er schon über die Wiese, der holde liebliche Freund! Ach, mein Gatte! Mit welcher hohen Schönheit und Kraft hat ihn Gott geschmückt! Und welch ein weiches Herz schlägt unter jener starken Brust! Lebe wohl, gute Molly! Ich fliege ihm entgegen, dem Einzigen, den meine Seele liebt!

Wilhelmine.

So lebten und liebten sie, so waren sie; — fröhlich, wie Weise, weise wie Dichter, schön wie Kinder, und selig wie Freunde ihres Schöpfers.

Aber der Graf kehrte nicht zurück. Erst im folgenden Frühling erhielten sie Nachricht von seinem traurigen Tode, der damals ein allgemeines Bedauern erregte.

Ihr theurer Wohlthäter, der edle Erbauer ihres ganzen äußern Glücks, war dahin! Stromberg fühlte diesen Verlust tief, wie ein Mann, und wußte sich mit männlicher Resignation zu fassen; aber das arme Weib blieb lange trostlos und weinte Tag und Nacht so unablässig, daß ihr Gatte anfing, für ihre Gesundheit zu fürchten. Sie dachte sich immer den Grafen im frischen, blühendsten Leben, und nun auf einmal dies schöne Leben so ganz aufgelöst und im Grabe modernd! Und dann senkte sich der Gedanke, schwer wie eine Welt, auf ihr Herz nieder: Wie, wenn auch so der Tod mir den Geliebten raubte! Stundenlang betrachtete sie oft seine holde Gestalt mit schwimmenden Blicken, und jeder Athemzug ihres Busens war ein zärtlicher Seufzer.

Doch als nun der Frühling seine Blumenteppige wieder über die Alpen herüber rollte, und Strombergs Wiesen und Anger sich mit neuer Schönheit ausschmückten, da klärte sich auch ihr holdseliges Auge wieder zu höherem Glanze auf, und ihr Mund lächelte schöner und ihr ganzes Wesen versprach die Rückkehr des alten sonnigen Friedens. Nur ein unruhiger Schlummer, ein öfteres ängstliches Aufzucken aus schweren Träumen, Neigung zum Erschrecken bei kleinen, frohen und unangenehmen Ereignissen, und alle Kennzeichen einer sehr erhöhten, lebhaften Phantasie, wollten nicht von ihr weichen. Stromberg zagte; aber unter den heiligsten Küs-

ſen und mit Thränen der Wonne kündigte ſie jetzt geheimnißvoll die Urſache hiervon dem glücklichen — Vater an! Das Glück dieſer Menſchen ſchien, von niegekannter Hoffnung göttlich verjüngt, nun erſt vom höchſten Gipfel ihnen entgegen zu ſtrahlen. Und wenn gleich Minchens Nervenſyſtem ſich ſehr verfeinert hatte, und das ganze Bild in einer ſo ätheriſchen Zartheit ſchwebte, daß ſie einmal, als die geliebte Molly ſie zu überraſchen kam, vor Freuden ohnmächtig hinſank, ſo genoß doch ihr Leib und Gemüth in jeder andern Hinſicht einer vollkommnen, und, nach Verſicherung des Arztes, viel blühendern Geſundheit, als tauſend Andere in ihrem Falle.

Wie ſorgſam wachte der Gatte für ihre Ruhe! Wie liebevoll dankte ihm jeder heitere Gruß ihres Auges für ſeine Treue! Mit welchem Eifer ſuchte ſie ſelbſt jede Gemüthsbewegung von ſich entfernt zu halten!

Einſt — ach, es war der erſte Mal! ſaß Minchen arbeitend auf der Treppe vor dem Saale. Freundlich ſchien die Nachmittagsſonne auf das liebliche Weib nieder. Frühblumen ſtanden in Urnen um ſie her, und ihr Stromberg war in den Garten gegangen, um noch einen duftenden Strauß für ſie zu ſammeln. Auf einmal ſieht ſie einen Trupp Soldaten nach dem Hauſe zu eilen, und das Unglück will, daß dieſe Menſchen mit jenen, die einſt ihr väterliches Dorf ausplünderten, einer-

lei Uniform tragen. „Ach, mein lieber Stromberg!“ ruft die Erſchrockne überlaut und ſpringt empor.

„Schrei nicht — oder —!“ brüllt ein Soldat, und legt im wilden Scherze das Gewehr auf ſie an. Der Schuß kracht, und — die ſchöne Blume war zerknickt!

In dieſem Augenblicke ſprengt der Officier des Trupps, welcher nur Fourage requiriren ſollte, in den Hof, erkundigt ſich nach dem Vorfall und läßt den Unvorſichtigen arretiren. Stromberg ſtürzt herbei, ſieht das todte Weib und ſinkt neben ihr nieder. Man jagt Reitende nach Dorf und Stadt und macht indeſſen allerlei Verſuche. Aber ſchon ſind Aerzte und Wundärzte da, und das ſchöne Paar will nicht wieder erwachen!

Minchen war nicht verwundet. Die Kugel war zwiſchen dem linken Arm und der Seite durchgefahren, hatte nahe am Herzen nur das Gewand ein wenig verletzt und dann im Hauſe ein Fenſter zerſchmettert. Aber, der Schlag hatte das junge Leben getroffen, und ſie war und blieb todt.

Endlich ſchlug der unglückliche Stromberg langſam die Augen auf, und dieſen erſten Moment benutzte ſchnell der menſchenfreundliche Officier, um ihm den Vorfall zu erzählen und die Verſicherung zu geben, man hoffe noch jeden Augenblick, auch ſie wieder zu erwecken. Er blickte ſtarr, hörte aber aufmerkſam zu und ſtand dann auf,

um mit verschränkten Armen vor die Todte hinzutreten. Lange noch wurden die vorigen Versuche fortgesetzt.

„Seyn Sie ein Mann!" sagte endlich der Arzt mit hoffnungsloser Miene, und Stromberg setzte sich still nieder, blaß und thränenlos. Der Officier stieß in diesem Augenblick eine Verwünschung gegen den Urheber aus, und mit den bündigsten und zusammenhängendsten Vorstellungen suchte ihn der Leidende zur Begnadigung des Menschen zu bewegen. „Ja, sagte er zuletzt, dieser Engel, der im Leben eine kleine Welt beglückte, muß auch im Tode noch für Leben und Glück bitten! Blicken Sie doch diese Fürbitterin an! Rufen denn ihre Lippen zur Rache!" Der Krieger weinte über sie, und versprach Alles. „Er soll sie doch sehen!" rief er wieder zornig, und ließ den Arrestanten vor das schöne Bild führen. „Sieh, Mensch, donnerte er, diese That hast du verübt! Was nennst du dein, das der Rache dieses beraubten Mannes würdig wäre?" Der Unglückliche kniete vor ihr nieder, staunte, fing laut zu wimmern an und verlangte in seinen Arrest zurück.

„Ich verzeih dir!" rief ihm Stromberg mit erlöschender Stimme nach. Denn seine Kraft war jetzt im Sinken. Er stöhnte laut, und die Last der Wirklichkeit fiel nun mit schrecklicher Gewalt auf das junge blutende Herz nieder.

Zwei Wochen verlebte er in düsterer Starrheit. Er aß und trank oft ganze Tage lang nichts, sprach mit Niemand, schien manche Bekannte nicht wieder zu erkennen, lächelte oft sanft und heimlich, weinte nie, zuckte immer die Achseln wenn man ihn in die freie Luft führen wollte, und seine Gesellschaft war nur der feuchtstrahlende Mond und die melancholische Nacht. Er blieb aber dem Ansehen nach immer gesund und bei Kräften. Jedermann fürchtete, sein Verstand habe gelitten.

Am funfzehnten Tage nach ihrem Tode rief er des Morgens plötzlich aus: „Ich muß nach Hain zum Pfarrer reiten. Denn ich habe den Tag unsrer Trauung vergessen." Es war der heutige. — Niemand hinderte ihn, er nahm die Begleitung seines Verwalters an, ritt in scharfem Trabe bis an das Pfarrhaus, begrüßte den alten Prediger freundlich und bat dringend, ihm das Kirchenbuch zu geben. Der Prediger schien ein wenig verlegen, als er es ihm reichte, und suchte einen Zettel darin auf, den er aber nicht sogleich fand. Stromberg riß ihm das Register aus der Hand, und setzte sich damit an ein Tischchen. „Ja, ja — heute war's!" sagte er nach einiger Zeit mit freudigem Lächeln und blätterte nun im Todtenregister. In diesem hatte der Prediger an Minchens Blatt noch folgenden Zettel mit einer Nadel angesteckt, den er jetzt nicht mehr herausnehmen konnte, da Stromberg ihn festhielt.

Ad

pag 367. des Todtenregisters.

Frau Wilhelmine Stromberg.

„Es pflegt sonsten in Kirchenbüchern nur kürzlich „der Todestag und die Herkunft der Verstorbenen ange„zeigt zu werden, wie auch hier bei dieser Frühvollen„deten pflichtmäßig geschehen ist. Allein gegenwärtige „Beilage soll der Nachwelt noch einiges Besondere über „den christlichen Charakter der Verstorbenen sagen, zu „dessen Bekanntmachung mich Dankbarkeit und Gewissen „auffordern; und ich bitte jeden meiner Herren Nach„folger, diesem Blatte hier ein heiliges Räumlein zu „gönnen. Die Selige war von ihrem Schöpfer mit ei„ner so hohen, ausnehmenden Schönheit begabt, daß es „mir altem Manne stets wohl ward, wenn ich in ihr „holdseliges Antlitz schaute, aus dem in jedem Zuge „Güte und Menschenliebe hervorsprachen. Auch nann„ten sie die Menschen in einem weiten Umkreise überall „nur den guten Engel in Stromberg. Ihr Ehe„herr, welcher eben so reich an Wohlthätigkeit als an „Vermögen ist, setzte ihrer Liebe zu den Elenden nie„mals Grenzen; nein, er überließ ihr frei die Ausspen„dung aller Wohlthaten, weil er glaubte, daß jedes „Gute von ihrer Hand doppelt lieblich und beglückend „sey. Aber für jede gute That dankte er ihr mit der „zärtlichsten Liebe. So wußte sie, daß ich armer Mann,

„nach dreimal erlittener Plünderung nicht im Stande „war, meinen einzigen Sohn studieren zu lassen. Da „sandte mir das gute Ehepaar den Tag nach ihrer Trau„ung sechshundert Thaler zum Studieren dieses „wohlgerathenen Kindes, auf dem meine ganze irdische „Hoffnung beruht. Dafür schenke ihr Gott die Seligkeit, „und mein tägliches Gebet flehet um himmlischen Trost „für ihren schwermüthigen Gatten, der ja wohl in ihr „mehr verloren hat, als man mit Worten aussprechen „kann. Denn ihre beiderseitige Liebe war von einer so „reinen, wunderbaren Art, dergleichen man wohl schwer„lich weiter auf dieser armen Erde antreffen dürfte. Und „mit welcher ewigen Liebe wird sie gegenwärtig in den „Wohnungen des Friedens ihren Schöpfer und Heiland „lieben!

„Sie ist nun dahin gefahren, wohin wir uns alle „wünschen. Der blutgierige Krieg hat ihren zarten Leib „nicht berührt, sondern seine Stimme allein hat das „edle Leben schon zu todt erschreckt. Wir haben den „werthen Körper neben dem Stromberger Quell begra„ben, wo er gar schön und ruhig unter Vogelgesang „und zwischen anmuthigen Blumen und Bäumen schlum„mern wird, bis ihn Gottes Posaune weckt. Ich habe „vor vielen Hundert um ihr Grab versammelten armen „Leuten, (denen Gott und der mildthätige Herr Witt„wer auch künftig beistehen wolle!) und in Gegenwart

„einer sehr großen Leichenversammlung, unter allgemei-
„nem Schluchzen und Wehklagen doch so gesprochen,
„wie es einem traurigen, aber Gott ergebenen Prediger
„anständig ist, und zu meinem Text die Worte erwählt:
„Ihre Seele gefiel Gott wohl; darum eilte
„er mit ihr aus diesem Leben.“

†

† †

Wohlthätig wie der Regen, der aus des Himmels geöffneten Schleußen auf die erhitzte Flur niederrauscht, ergossen sich jetzt zum erstenmal zwei Thränenbäche aus des armen Strombergs Augen, in welchen sich sein ganzes verschmachtetes Leben zu erfrischen schien. Er las mehrmals die einfältigen, herzlichen Worte, legte sein Haupt an des Predigers treue Brust, weinte sich satt, und der Alte weinte von Herzen mit ihm um die theure Wohlthäterin, die so früh verblüht war.

Von dieser Zeit an sah man unsern Freund oft weinen, und zuweilen schien es, als wolle er in Thränen zerfließen. Nach einigen Wochen aber ließ diese Wehmuth von ihm ab. Er verrichtete seine Geschäfte wieder mit großer Pünktlichkeit, gab Jedermann Bescheid, und man fing an, auch für die baldige Rückkehr seiner Heiterkeit gute Hoffnungen zu schöpfen.

Allein, die Lust am Leben, die Freude an der schönen Natur, und selbst der Eifer für die weitere Bear-

heitung seiner reizenden Besitzung — alles dieß war hin! Oft dankte er seinen Leuten für ihre Treue, die sie ihm in dieser traurigen Zeit bewiesen, besonders dem Verwalter und dem alten braven Müller, die ihm Beide mit der wärmsten Ergebenheit zugethan waren, und mit welchen er sich auch jetzt noch gern unterhielt. Aber als ihm der Verwalter einmal lebhaft zuredete, sich mehr Bewegung und Aufenthalt in der freien Luft zu machen, als bisher, und sein Herz der Herrlichkeit dieses schöner als je anbrechenden Sommers nicht länger zu verschließen, antwortete er schwermüthig: „Mein guter Mann! diese Natur ist schön; aber, wenn wir sie gegen den Menschen in seiner Herrlichkeit halten, dann ist die Natur Nichts, und der Mensch Alles!“ Er ging nicht mehr aus Stromberg weg, schrieb fast den ganzen Tag, verbat sich jeden Besuch und ließ selbst einigemal bei Minchens Eltern und dem General, als sie ihn zu besuchen kamen, um Erlaubniß bitten, sie ein andermal sehen zu dürfen. Nur gegen Abend, in der Todesstunde, wo er sich gewöhnlich zu ihrem Grabe hinsetzte und es still und lächelnd betrachtete, da empfing er gern diese drei Menschen, sprach dann viel von der Verstorbenen und hörte den General von Julchens Freundschaft mit ihr erzählen, bat ihn auch einst, das Fräulein mitzubringen. Aber als Julchen einige Tage nachher wirklich kam, und schon von fern das geliebte Grab

mit bittern Thränen grüßte, da stöhnte er tief, und der Jammer trieb ihn ins Innere seines Hauses zurück. Er bat sie schriftlich, ihm zu verzeihen und — ihn nie wiederzusehen, da sein Schmerz ihr selbst so großes Leiden schaffe.

So blieb sein Zustand zwei Jahre lang. Und so ist er noch jetzt. Doch weint er nicht mehr wenn von Minchen die Rede ist, sondern blickt nur mit rührendem Lächeln still zum Himmel, und scheint dann geheimnißvoll in seiner Liebe und in Gott fröhlich.

August, du kannst nun aus diesen Blättern, die ich von seinen Freunden erhielt und sogleich auf einer benachbarten Ruine durchlas, schließen, wie sehr sich mein Herz nach diesem Manne sehnte. Zwei seiner akademischen Freunde hatten es vor einiger Zeit so weit gebracht, daß er ihnen versprach, diesen Sommer in einige deutsche Bäder zu reisen, und zwar, da seine Geschichte hier und da bekannt geworden ist, unter dem angenommnen Namen M. Allein, als es zur Abreise kam, ward er unruhig und wollte nicht fort, wiewohl ihn seine Freunde bis hieher zu begleiten versprachen. Der General v. F., der noch immer Strombergs treuer Nachbar und Freund ist, und der in seiner Abwesenheit für das Guth sorgen wollte, besuchte ihn noch einmal, und drang in ihn,

die Reiſe nicht aufzugeben. Sie kamen hierüber in ein ſehr herzliches Geſpräch, und der General führte unter andern Gründen für die Reiſe auch eine ſchriftliche Bitte von Julchen an, die ſeit jener letzten Zuſammenkunft wieder abweſend iſt, und die eine weite Wanderung für das einzige Mittel zur Geneſung ihres Freundes hält. Gerührt von ihrer Zärtlichkeit für ihn, und aufmerkſam gemacht durch eine gewiſſe Beſorgtheit, die der Vater bei Erwähnung der Tochter nicht ganz verbergen konnte, beſtürmte er ſeinen alten Freund lebhaft, ihm mehr von Julchen zu ſagen, und der ehrliche Mann mußte endlich geſtehen, daß ſeine Tochter ihn geliebt, und in der Stille viel um ihn gelitten habe.

Bei dieſer ganz unerwarteten Entdeckung vergoß Stromberg häufige Thränen, und ſaß dann lange ſtumm und in tiefes Nachdenken verſenkt da. „Nein, ſagte er endlich feſt, jenes ſchöne, herrliche Weib ſoll nicht betrogen werden mit den armſeligen Ueberreſten einer vom Tiefſinn früh gelähmten Jugend, von welcher der Menſchheit ſo wenig mehr angehört! Dieſes Herz war zu glücklich — und (er blickte ſchwärmeriſch empor) es iſt noch immer, und ewig viel zu glücklich um in andern Regionen zu gedeihen und dem, der es dort liebt, mit Liebe zu lohnen.“

„Sehr wahr, edler Mann! ſeufzte der Alte: Und ſo denkt auch Julchen, und ſo denke ich. Wir kann-

te wund ſahen ja Ihre Liebe. Und das iſt alles ge-
ſagt. Auch hat ſich Ihre Schülerin längſt reſignirt; und
dieß, o Stromberg, mit einer noch täglich wachſenden
Anbetung und Liebe für die Verſtorbene, und mit einer
ſchönen, innigen Friedensfülle des Herzens, die der herr-
lichſte Lohn für den Lehrer und ein himmliſcher Troſt für
das trauernde Vaterherz iſt."

„Laſſen Sie uns dem Worte dieſes Engels folgen!"
ſagte Stromberg nach einiger Zeit entſchloſſen. Er wollte
ſich ſogleich zu einer langen Fahrt bereiten, und reiſte
wirklich ſchon des andern Tages ab. Bis nach Kiſſingen
ging alles vortrefflich. Hier wollte er acht Tage bleiben
und dann ohne weitere Begleitung nach Pyrmont gehen.

Einer ſeiner Freunde erzählte mir Vorſtehendes und
zeigte jetzt nach ihm hin, wie er, ruhig und heiter in
die Schöpfung hinausblickend, unter einem Baume ſaß.
Der andere nannte ihm während deſſen meinen Namen;
und er ergriff des Freundes Hand, um denſelben zu mir
zu begleiten. Ich werde den erſten Eindruck nie verge-
ſſen, den dieſes ſchöne, blühende Bild auf mich gemacht
hat! Die ganze Geſtalt iſt herrlich, hoch und kraftvoll,
nur das Antlitz iſt etwas näher mit der Zartheit als dem
Männlichſchönen verwandt, und in die Züge deſſelben
haben ſich Güte, Frohſinn, Menſchenliebe, Klugheit

und holde Schwärmerei mit einer so kindlichen Einigkeit getheilt, daß du in dieser anmuthigen Harmonie, zusammengehalten mit der kräftigen Erscheinung des Ganzen, nur das Reinmenschliche wiederzusehen glaubst. Ob sein Herz jemals geheilt werden könne, das scheint mir ungewiß; aber, daß dieser Kopf niemals wahnsinnig wird, will ich beschwören. Man sucht übrigens in seinem Gesichte den Kummer oft lange vergebens. Auf einmal, — gerade dann, wann er so süß über die Erde hinlächelt, — bildet sich eine kleine Falte über den Augen; und da, August, da gehen mir die meinigen über! Sein Blick drückt aber dann nicht etwa eine gewisse Zerstörung seines eigentlichen Lebens aus, wie das bei Wahnsinnigen der Fall ist, sondern er scheint nur trauernd auf einer fernen unendlichen Verwüstung zu weilen; oder, (ich möchte es gern noch milder aussprechen) er weint und schaut lächelnd nach den Trümmern einer dem Herzen einst innig eignen, unübersehlichen Herrlichkeit hin. Ach, du theurer Mensch! was hast du wohl vom Leben gekannt, und was verloren!

„Ich habe viel, viel mit Ihnen zu reden; sagte er gleich nach unsern ersten Begrüßungen: O lassen Sie uns in Kissingen einander nahe bleiben und fest zusammenhalten! Vielleicht haben meine Freunde Ihnen schon die Geschichte eines verarmten Herzens —"

„Ich weiß Alles," sagte ich und umschloß ihn in

heißer Wehmuth. Er lehnte ſich an mich, und ſchien das matte Herz an meiner Theilnahme zu laben.

Ich bin mit ihm in der hieſigen, wirklich reichen Natur ſo viel herumgewandert als meine Kräfte erlaubten. Mein hauptſächlichſtes Bemühen geht aber dahin, ihn recht tief unter die Menſchen zu drängen, und das iſt mir über Erwartung gut gelungen. Kiſſingen und Bocklet liegen einander ſo nahe, daß die Geſellſchaften beider Badeorte, ſo wie die Bäder ſelbſt, eigentlich zuſammengehören, und ſich daher auch zuweilen in corpore beſuchen. Dieß ſchien ihn anzuziehen.

Als er hörte, daß ich von Liebenſtein gekommen ſey, mußte ich ihm die dortige Gegend und Geſellſchaft beſchreiben. Ich ſagte nichts von Klothilden, aber deſto mehr von Minchen; und dieß Bild erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Ihr Familienname, (ich habe nie darnach gefragt, und denke, ſie heißt wie die Fräulein Tante, von A.,) ſchien ihm von weitem her bekannt; ihre Perſon war völlig neu für ihn. Aber auch außer dem werthen Taufnamen fand er faſt mit jedem neuen Zuge den ich ihm gab immer mehr Aehnlichkeit zwiſchen ihr, und dem, was er liebt. Kurz er verlangt, daß ich ihm Liebenſtein zeige, und verlangt es mit einer Art von Sehnſucht. Es gehe dort, wie es will, — ich bin nicht vermögend, dieſem lieben Menſchen eine Bitte zu verſagen.

Vorhin kam ein Anhänger von Pestalozzi zu uns, der Strombergen und mich schon den ganzen Tag verfolgte, und auch jetzt sogleich wieder in seiner Materie fortzufahren anfing. Z. B.: Pestalozzi's Unternehmen sey so groß als Luthers Reformation; durch ihn könnten die Deutschen nun endlich eine Nation werden, u. s. w. — (Du kennest ja den Ton dieser posaunenden Propheten!) Anfangs konnte mein Freund ein gutmüthiges Lachen nicht unterdrücken; nach und nach aber verfiel er in einen so finstern Ernst, daß ich besorgt ward, und den Propheten durch eine gültige Entschuldigung noch zu rechter Zeit entfernte.

„Es ist eine Unart, sagte mir jetzt Stromberg, die mir sonst völlig fremd war, daß ich diese Menschenart nicht ertragen kann. Wäre er länger da geblieben, so hätte ich sprechen, und heftig sprechen müssen. Ich will Ihnen die Sache mit einem andern Beispiel aus unserm Zeitalter zu erläutern suchen. Ich liebe z. E. die Poesieen der genialen Brüder Schlegel, des sanften Tiek, und anderer von dieser Klasse. Aber, sobald ich einen von jenen unberufenen Baldachinträgern der neuen Schule, von diesem blos nachäffenden, kraftlosen, bettelarmen Pöbel schreien höre, sogleich fühle ich mich im Innersten geärgert und erzürnt. So schätze ich auch wirklich Pestalozzi's Lehrart; und wenn dieser Mann in der Folge noch das schwere Mittel erfinden sollte, ihr eine gewisse

Form zu geben, sie von ihrem pedantischen Aeußern so zu befreien, daß sie, wenigstens für einen längern Zeitraum, vor dem Fluche der Abgeschmacktheit, der in unserm Zeitalter so schnell trifft, gesichert bliebe, so würde er der Größe seines Verdienstes auch noch die Dauer der Sache selbst beifügen. Aber nun —: alle die Pestalozzi'schen Schreier und Affen!.. O lieber Freund, lassen Sie uns noch heute abreisen!"

Hierin denken wir Beide nun freilich sehr verschieden; und du, August, weißt selbst, in welchem hohen Grade mich alle mündliche und schriftliche Schreier und Ausrufer amüsiren! Wie ruhig und heilig sitzen die Herren oben im Prunkzimmer und schreiben und denken weiter, während die Knechte sich unten „für die gute Sache" herumschlagen! Aber ich habe doch meinem Patienten bei dieser Gelegenheit abgelauscht, daß er sich wieder ärgern kann; und dieß scheint mir eine herrliche Krisis! Seine Freunde sind fort! Gut, ich reise mit ihm nach Liebenstein. Dort wird Gott und unser Justizrath schon weiter sorgen.

Achter Brief.

Liebenstein am 29. Jul. 1805.

Welch ein wunderbares Dunkel liegt doch über den Pfaden, auf welchen die himmliſche Hand uns führt! Ich habe dir Etwas zu erzählen, das dich überraſchen wird. Doch, erſt zu unſerer Hieherreiſe!

Die Gebirge der hohen Rhön lagen uns ſo ſchön zur Seite, daß wir einen Abſtecher nach dem heiligen Kreuzberge zu machen beſchloſſen. Der Tag war heiter und ſehr heiß. Wir hätten zwar den ganzen Berg hinauf bis zu dem, faſt auf der Spitze neben dem Franziskanerkloſter liegenden Gaſthofe fahren können; allein das öftere Ausſteigen, welches die fürchterlichen Steinwege nach meiner furchtſamen Meinung nöthig machten, ermüdete uns außerordentlich. Erſt des Nachmittags um drei kamen wir oben an, ſandten ſogleich den ehrwürdigen Vätern eine Karte und baten für die Nacht um ein Paar Zellen, die man uns mit vieler Freundlichkeit gewährte. Nun beſtellten wir bei dem Wirth einige Erfriſchungen auf die Spitze, und ſtiegen, von der heiteren Himmelsluft ſchon erfriſcht, die ſchönen Stufen der Bergwallfarth langſam hinan; von Station zu

Station dem Himmel näher; von Bild zu Bild in stets wachsender Rührung und heiliger Feier emporwallend.

„Dort ist es, — dort haben wir unser Ziel!“ rief Stromberg, indem er die letzte Höhe vor mir erstieg, und auf das hohe Kreuz hinwies, das, aus mächtigen Stämmen gefügt, gerade von der Mitte des runden mit sanftem Berggrün belegten heiligen Gipfels zum Himmel aufragt. Die schönen, frohen Blicke des lieblichen Freundes erglänzten, und auch meine Augen wurden feucht, als ich jetzt hinsah.

„Das Zeichen sah ich prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht!“

Diese breite, sanfte Rundung, mit hohem weichem Moos und blühenden Berggräsern bedeckt, an allen Hängen rings umher mit zarten Wäldchen bekränzt, die jetzt noch im Frühlingsgrün zu glänzen schienen; nach den Tiefen zu, hier ein ausgeglühter Hügel von dunkeln Basaltkugeln, dort ein fürchterlicher Felsensturz, da eine dem Abgrunde zuführende Schlucht, und dazwischen manche lachende Waldwiese; rund um den isolirten Berg her unermeßliche Aussichten: — o welch eine große Natur! Und, nie opferte Abraham würdiger im lieblichen Haine zu Mamre, nie die Griechen herrlicher in ihren Tempeln, noch David in seiner heiligen Hütte, nie ein Menschenherz stiller und inniger, als hier der Christ zu

ſeinem und der Welt Heilande betet; hier auf dem Gipfel eines wilden Gebirges, fern von der freundlichen Menſchheit, aber doch himmliſch angelächelt von jenem theuern Gnadenzeichen, welches Jeden mit Troſt erquickt, der ihm ſchuld- und kummerſchwer nahet!

Wir ſprachen nicht mehr. Der arme Belaſtete ſetzte ſich ſtill am Fuße des hohen Kreuzes hin, und lehnte ſeine Schultern an das geweihte Holz. Ich blieb in ſeiner Nähe, ohne ihn zu ſtören. Aber als ich nach einiger Zeit ſeine Thränen wie Ströme rinnen ſah, und ihn mit heller Stimme die Worte emporrufen hörte: „Wilhelmine, Wilhelmine! Näher als heute war dir m. Seele noch nie!“ da mußte ich Schluchzender ihn verlaſſen. Als ich nach einiger Zeit wieder zu ihm hinſchlich, war er eingeſchlummert, lächelte und ſchien in paradieſiſchen Träumen zu leben. In ſeinem Anſchauen verſunken, liſpelte ich Gebete über dem Haupte des Seligen und ſuchte mir dann in einiger Entfernung einen ſchönen Ruheſitz auf den ſchwarzen mit Moos belegten Felſenblöcken aus. Um uns her lag die Natur im Sonnenſchimmer ſtille. Alles Leben ſchien nur, wie leiſe Hirtentöne, in den Fernen zu leben.

Nach langem Ausſchauen in dieſe göttlich-ſchönen Fernen, ſah ich eine junge Pilgerin heraufſteigen. Ein Greis aus dem Kloſter begleitete das reizende Mädchen bis zur letzten Stufe der Wallfarth, betete mit ihr am

obersten Andachtsbilde, zeigte ihr dann das Kreuz, und ging, ohne bei diesem meinen Freund zu erblicken, wieder zurück, nachdem er sie freundlich eingesegnet. Mit ängstlich leisen Schritten nahte sie jetzt dem heiligen Stamm, und schon von weitem wandten sich ihre sehnsuchtsvollen Augen und die ausgebreiteten Hände zum Himmel. Erst nachdem die Betende unter dem Kreuze niedergekniet war, entdeckte sie dort meinen Schlummerer und wollte entfliehen. Aber nach längerem Hinblicken schien sie allmählich von seinem tiefen Schlafe beruhigt, von seinen Mienen entzückt zu werden, und bald überließ die Büßende sich ihrer heißen Andacht wieder mit einer so schmerzlichen Innigkeit, mit so verschmachtenden Blicken, die oft ein Strom von Reuezähren wieder zu erfrischen schien, daß auch meine Seele sich mit der ihrigen himmlisch verwandt und erbaut fühlte. Oft küßte sie den Fuß des Kreuzes, beugte das schöne Haupt nach dem schlummernden Bruder hinüber und segnete ihn liebevoll mit der einen Hand, während sie die andere auf ihr Herz legte und freudig zu Gott schaute. Da ward es mir wohl, Freund, und ich hob mich leise, und mein Busen schwoll von Menschenliebe mächtig empor. Und ich schaute hinüber nach Westen, zu des Fuldalandes waldigen Kapellhügeln, und südlich gegen Darmstadt, wo der schöne Vogelsberg und, wie man sagt, selbst leisherüberblauend der Melibokus nach Frankreich und

Spanien zeigen, und immer südlicher ins große katholische Bilderland, über den am Fuße meines Berges so reizend ausgebreiteten Würzburger Waldgarten hinüber, den der Marienberg in dämmernder Ferne besäumt, und über all die reinschimmernden Ebenen des prächtigen Frankenlandes weg, und ostwärts bis zu Böhmens Fluren, die hier die Veste Koburg, dort das hohe Fichtelgebirge versteckt. Ach, mein verklärter Geist umschlang und grüßte sie mit Wonne, all die Millionen warmgläubiger Herzen der römischen Kirche! Und ich wandte mich dann nach Norden zu, wo Thüringens Schneekopf und der porphyrfelsige Inselberg diese sonnige Welt verschlossen, und nördlicher, wo sicherlich auch den Silberblick des Brockens nichts bedeckte als nur ein hochvorgehaltener Arm meines grünen Rhöngebirges selbst, und ich bat mit flehenden Lippen die Schaaren Luthers und Kalvin's um die alte Herzlichkeit und um liebevolle, jeden Glauben neuerwärmende Duldung. „Und du, rief ich freundlich nach Berlin hinüber, selbst du, Friedrich Nicolai, du alter, strenger Erzfeind des sogenannten Katholicismus, der du das Licht deiner Aufklärung zum Feuer erhitztest, in welchem, mit deinem eignen, viel tausend schöne Herzen zu Rauch verglüht sind, ja im knisternden Geräusche desselben endlich bis zu melodieleerem Schalle zu verklingen drohen, — alter Mann, wärst du doch hier! — in diesem Augenblicke

hier, wo die Zeit drei Menschen dreier Religionen unter dem allgemeinen Gnadenzeichen derselben zusammengeführt hat. Sähest du doch, wie auf den Höhen dieser heiligen Einöde der Kummer sich in seligem Schlafe labt und stärkt, und in den Armen vom Himmel gestiegner Träume ausruht; wie die Reue in holder Bußfertigkeit neben dem Bruder kniet, und auch ihn des erquickenden Trostes, der ihr von oben ward, in gläubigen Segnungen theilhaft zu machen strebt; wie mitleidig das Auge der Freundschaft auf Bruder und Schwester ruht, und welche Freudenzähren es ihrem getrösteten Leben weiht! Müßte nicht dein altes Herz wieder aufleben, wie ein junger Phönix, und himmlisch erwarmen in diesem ewigen Frühlinge der Geister!" Ach, mir war in jenem seligen Augenblick, als säh' mein Auge Ihn, den kräftigsten der Menschen, die schönste aller Seelen, den besten unter den Menschensöhnen, — als sey Er herniedergeschwebt auf Wolken von Aether, der Gottmensch, und throne in unaussprechlicher Schönheit über dem hohen Denkmale Seiner für die Wahrheit ausgestandnen Marter, umringt von zahllosem Himmelsheer; — als öffne Er die göttlichen Lippen zur neuen Bergpredigt! Und als ich hinüber sah zu den Gefährten, da hatte dort auf der grünen Erde ein Traum die Hände des Schlummernden zum Gebete gefaltet; das Weib war auf ihr Antlitz gesunken, und ich hörte englischen Gesang in den Lüften: „Sammelt euch getrost

unter meinem Paniere, liebet euch unter einander, selig sind die Friedfertigen, selig die warmen Herzen, ihr Erbtheil ist das Reich Gottes.“ Vor den himmlischen Tönen verginge n meine Sinne.

Als ich erwachte, war die Pilgerin schon hinabgeschwunden, und der Freund richtete sich empor. „O selige Stunden, lächelte er mir still entgegen, warum entfliehet ihr so schnell wieder in euer paradiesisches Vaterland!“ Keiner von uns vermochte weiter zu reden.

Hand in Hand festgedrückt stiegen wir endlich, als die Sonne sank, unter sanftem Abendgeläute zum Kloster herab. „Gute Nacht, ihr Brüder! rief ich in die abendlich schimmernde Welt hinaus: Gute Nacht, ihr Schwestern! Gute Nacht dort in deinem anmuthigen Baireuth neben dem Fichtelberge, du edler Johann Paul Friedrich Richter! Dort drückst du gewiß auch jetzt im Geiste die ganze Menschheit an dein reines, glühendes Herz!“

„Gebe doch der Himmel, sagte ich bei unserm Eintritt in's Franziskanerkloster, daß die heutigen schönen Stunden uns nicht hier am Abend etwa von Wölfen in Lammskleidern, oder doch von Schafen in Mönchskleidern verleidet werden!“

„O das ist, bei mir wenigstens, kaum mehr möglich; sagte Stromberg: In dieser Brust wohnt jetzt ein Stück,

— o, mein Freund, eine Ewigkeit, ein Friede mit mir und der Welt —! Ach, ich habe mich heute einmal ausgeweint!"

Aber, wir sahen uns noch obendrein sehr angenehm getäuscht. Man führte uns sogleich ins Refektorium, wo die Väter und Brüder schon versammlet waren. Wir fanden ein gutes, anspruchloses, menschenfreundliches Völkchen. Ihre Herzen schienen in diesen reinern Regionen auch ruhiger und heiterer zu schlagen. „Die Welt, sagte ein alter Pater mit einem ausdrucksvollen römischen Kopf, und zeigte vom offenen Fenster hinab in die röthlich dämmernde, — ist dort unten nicht das, was sie da oben scheint; daher wünscht fast Jeder von uns, sie immer nur von hier aus zu sehen." Selbst die politischen Neuigkeiten, die nicht in Bezug mit der Kirche standen, waren den guten Einsiedlern mehr aus Volkssagen als aus Zeitungsblättern bekannt. Abends vor der Ruhezeit sprachen zwei Väter, die sich als Gäste im Kloster aufhielten und jetzt noch allein bei uns waren, mit vieler Resignation von ihrem künftigen Schicksale. „Da wir keine Güther besitzen, — sagte der Eine, und schöpfte mir noch einen frischen Trunk aus dem kühlen Brunn, welcher durch die geweihte Mauer hervorsprang, — so will man, wie wir hören, unsern Orden, der bei aller Armuth doch so manchen Schmachtenden erquickt hat, nach und nach verschmachten und aussterben lassen; und das ist auch wohl, wenn doch die Zeit unsrer Auflösung einmal da ist, für uns und den Staat das Beste."

„Ja, fiel der Andere ſanft ein, indem er den Nachſchimmer einer tief im Auge liegenden, längſt bezähmten ſchwärmeriſchen Gluth doch nicht ganz verbarg: wir ſind Gott und unſern Gelübden zu ſehr ergeben, um uns über den Geiſt der jetzigen ſtürmiſchen Zeit zu freuen, deren brauſender Hauch Spreu und Waizen der Kirche in die Lüfte verſtreut. Aber wir überlaſſen uns auch keiner irdiſchen Trauer, ſondern dulden ſchweigend die Strafen, welche Tauſende von laſterhaften Gliedern der Kirche verſchuldet haben, und welche auch jeder Sohn dieſer himmliſchen Mutter, der reines Herzens iſt, gern und willig mittragen ſoll. Man hat in manchen Gegenden ſich nicht mit Aufhebung der Klöſter begnügt, ſondern die den Gemeinden zugehörigen Kirchen verſchloſſen, ihre Herrlichkeiten und Reichthümer entführt, die Heiligenbilder entkleidet. O mein Herr, fuhr er im innerſten Schauer der Schwärmerei fort, wenn wir den Erzählungen der Pilger und des murrenden Volks glauben wollten! Mauern ſollen geweint, ſtarre Bilder von Stein blutige Thränen vergoſſen, offene Kreuzgänge ſich unſichtbar verſchloſſen haben; fürchterliche Blitze ſind auf dieſen Höhen zweimal in das hohe Kreuz gefahren; Thore der Bergkapellen ſollen mit ſchrecklichem Gewimmer aus den Angeln geſprungen ſeyn..."

„Aber, nahm jetzt ſein Freund mit freudiger Ergebung das Wort, und faßte Jenen liebreich bei der Hand, unſer Leben hat uns gelehrt, daß das Volk blind iſt, daß die

Allmacht ihre Wunder den Blicken der Sterblichen schon längst entzog, und daß der Mensch seinem Gott wohlgefällig handelt, wenn er sich in stillem Gehorsam der Obrigkeit fügt, die Gewalt über ihn hat. Wir sind keine Geisterseher; aber aus unsrer Jugend, welche die Zeit des Glaubens ist, brachten wir, so gut als andere Menschen, die Bilder der Wunderwelt mit ins Alter herüber. Und wer von uns hat nicht jenen schauerlichen Volksglauben mitgeglaubt, daß alljährlich in der heiligen Jammerzeit der Passion die Todten ihre Gräber verlassen dürfen, daß alsdann allerlei Gestalten aus dem Schooße der Erde steigen, die Schatten der Nacht durchwallen, und ihren lebenden Nachkommen und Freunden die schrecklichen Begebenheiten der Zukunft so lange zu weissagen Macht haben, bis endlich das Getön des letzten Hahnenschreies in der heiligen Osternacht, da einst der Welterlöser sich des Todes Grüften entschwang, der Welt wieder ein neues Leben und Licht verkündigt? Selbst die Geschichte hat ja Einiges von jenen römischen Sagen in ihre Tafeln aufgenommen, daß vor des edlen Julius Cäsar Tode die ganze Natur im Aufruhr war, und die sich öffnenden Gräber so viele Heldenschatten der verstorbenen großen Römer frei gaben, daß die sieben Hügel Roms von ihrem mitternächtlichen Jammergeschrei ertönten, und der Tiberstrom erschrocken gegen seine Quellen zurückfloh. Aber seit dem Zweifler Thomas ist der kalte Unglaube, wie Dornen, immer mächtiger zwischen

dem erwachsnen Menschengeschlecht emporgekeimt, um die schöne Wunderwelt zu bedecken; und die Gottheit würdigt ein solches Geschlecht ihrer Wunder nicht mehr, das ohne Zeichen und Wunder auch kaum noch an sie, ja nicht einmal an sein eignes Daseyn glauben will. Wir glauben und läugnen dasjenige nicht, was uns viele fremde Wallfahrer haben versichern wollen, und wovon Manches in einigen Gegenden von Deutschland selbst bei gerichtlichen Untersuchungen dunkel geblieben ist. Wer wagt es denn zu bestimmen, welche Offenbarungen unsern Tagen noch vorbehalten seyn können! Unser Jahrhundert hat größere Momente als die römischen hatten, und es ist gewiß, daß noch manche höchstwunderbare Fäden im geheimnißvollen Knäul der Zukunft verborgen liegen, welche endlich die träge Zeit nach und nach abrollen muß. Aber Gott kann selbst die traurigsten Schicksale noch zum Besten des deutschen Volkes lenken. Er kann auch und wird seine Kirche, ich meine die Kirche, die Er einst für die wahre erkennen will, größer und herrlicher machen, als zuvor, wann ihr Gold im Feuer geläutert seyn wird. Darauf wollen wir leben und sterben."

Unsre Zellen waren neben einander, und wir befanden uns sehr wohl auf dem geweihten Boden. Als ich Strombergen noch meinen Besuch machte, lächelte er über die seltsame Ansicht, welche die beiden Väter von den dermaligen Zeitläuften geäußert hatten, die wir aber freilich nicht

ganz verſtehen konnten. „Uebrigens, ſagte er, bin ich zwar ſehr für die Aufhebung der Klöſter und Trennung der Orden. Aber, wer vermag es zu läugnen, daß auch die Geiſtlichkeit viel für ſich hat? Sie beging große Sünden, aber, ob größere als andere Stände? Richter der Welten, das weißt du allein! Es liegt im reinen Urſprunge dieſes Standes ſo viel Ehrwürdiges! Ewige Hüther des Heiligthums und ſeiner glänzenden Herrlichkeiten, ſelbſt reiner und keuſcher als die übrige Welt, ſangen ſie in ihren ſtillen Chören: „Wie lieblich ſind deine Wohnungen, o Herr; meine Seele ſehnet ſich nur nach deinen Vorhöfen; ich will bleiben im Hauſe des Herrn immerdar, zu ſchauen die ſchönen Gottesdienſte, die man ihm ausrichtet zu Zion!“ Welcher Himmelsglanz überall in dieſer Stille; welche goldnen Ruheſtunden, nur Gott und dem Heile der Seelen geweiht! Und, was für andere Mächte hätten uns denn wohl die Zeiten der Barbarei hindurch jene werthen, unſchätzbaren Reſte der Wiſſenſchaft und Kunſt erhalten können, als einzig die Klöſter? Und, wo fand man von jeher klügern Rath, wenn auch nicht immer den beſten, als bei der Geiſtlichkeit! Bei Mönchen, die oft in der ſtillen Zelle ruhig arbeiteten, oft dort mit dem Netz eines feingeſponnenen Planes ſchon ganze Provinzen und Menſchenhaufen längſt gefangen hielten, während dieſe ſie dumme Pfaffen und faule Bäuche ſchalten!

Ach, würde nicht gar manche Kriegserklärung und Friedensbedingung wirksamer, ja manche Schlacht viel ehrenvoller ausgefallen seyn, wenn dort ein „höchstthätiger Minister," hier ein „höchstkluger General" in aller Demuth eins von jenen faulen und dummen Mönchlein hätte mit sich herumführen und zu Rathe ziehen mögen; wie im alten Deutschlande wohl geschah, wo man noch wußte, daß, in der Eile klug zu seyn, eben nicht des gewöhnlichen Deutschen Sache ist! Welch' eine Masse von Verstand hat sich in der Stille der Klöster gebildet, und wie hat sie von da aus in die ganze Welt eingewirkt! Bekannt mit den Staatsmaximen aller christlichen Höfe; Kenner des menschlichen Herzens durch ruhiges Studium in der Einsamkeit der Zelle und des Beichtstuhls; eingeweiht in die tiefsten Geheimnisse des Lebens und der großen Welt, da sie beides von allen Seiten mit Besonnenheit betrachten konnten, ohne eigentlich selbst dazu zu gehören, mußten die Priester zu jener Allwissenheit und Unfehlbarkeit des Geistes gelangen, wovon uns die Geschichte so wunderbare Beispiele gibt, und die jetzt fast von der Erde verschwunden, und nur noch im Eigenthume weniger großer Menschen ist! Da fand man alle Gemüthskräfte zur freiesten Harmonie, zur ruhigsten Thätigkeit geweckt; da zeigte sich keine Blöße, wo die schwache Menschheit hätte durchscheinen können! Und nun, mein Freund, blicken Sie auch im Geiste hin nach

ſo mancher ſchönen einſt hochprangenden Abtei, die jetzt bereits in allen Theilen gänzlich aufgelöſet iſt! Verdient ſie nicht ſchon als ein von der Erde verſchwundenes Prachtwerk, als glänzende, herrliche Einrichtung, ja als Luſtort für den Reiſenden, als Zufluchtsort für viele Armen und Elenden, unſere Elegieen, unſre Thränen! Doch, ich komme zurück. Gut, ſie haben geſündigt; ſie waren faule Bäuche: ſo nennt nämlich der jetzige Deutſche Alles, was er nicht mit der Hand oder Feder unabläſſig ſchanzen und handthieren ſieht. Selbſtbeſchauung, inneres thätiges Leben im äußern Müſſiggange, Ruhe in Gott und Weisheit, — das ſind ihm Worte ohne Sinn. Arbeit, Arbeit will er, und nichts als Arbeit; und von der raſenden Arbeit hinkt er zum „Vergnügen“ und vom Vergnügen rennt er wieder keuchend zur Arbeit. Beide zu paaren, das verſteht er nicht, das verſtand nur der Grieche. Dazu kommt noch der Hauptumſtand, daß gegen die Sache der Kloſtergeiſtlichen die Noth eintrat. Der Staat ſollte durch ihre Güther bereichert, hier und da gerettet werden. Man mußte ſie, ſo zu ſagen, ins Haus ſchlachten. Gut, es ſey! Ich ſelbſt habe mich ja für ihren Tod erklärt. Aber, ihr Menſchen! und hauptſächlich meine ich hiermit euch, die Lutheraner, und uns, die Reformirten! Gebt doch der Religion und den Heiligthümern der Kirche ihre Würde und Herrlichkeit zurück, die ihr täglich mehr entweiht und verklei-

nert! Wo sind denn die Millionen, mit welchen ihr durch Abschaffung der Festtage das Vaterland bereichern wolltet! Ist nun etwa der Arme sein Brod um so viel wohlfeiler,*) als damals eure maulfaulen Prediger euch vorspiegelten! Ha, wie läutern manche dieser Bequemen noch immer den Gottesdienst! Alljährlich ein Lied weniger, die Predigt um ein weniges kürzer! Wo hört der Landmann noch in den Frühkirchen jene herrlichen Priestergesänge, jenes herzerhebende „Gloria", dem der volle Chorus der Gemeinde so majestätisch folgte? Sie verachten die liebliche Kunst; sie mögen den Gesang nicht erlernen und üben, den ihr Luther und Melanchthon doch so sehr verehrten. Fürwahr, wenn die „Aufklärung" so wie bisher seit zwanzig Jahren noch länger fortschreitet, so wird in hundert Jahren in den protestantischen Kirchen Jedermann recht gemüthlich — seine Pfeife Taback schmauchen können! Die Frauen werden mit ihren Spinn- und Strickgeräthen dasitzen und aufmerksam auf den neuen

*) Nein, du wackrer Stromberg: Ich getraue mich im Gegentheile vielmehr zu beweisen, daß dann, wann die Menschen öfter und mit wärmerem Herzen die Kirche besuchten und dort etwas Besseres hörten, auch der Kornwucherer weniger werden, und die Menschen sich mehr lieben würden!

Anm. d. V.

Walzer horchen, den der Kantor statt des ehemaligen Gesanges orgelt. Dann wird der „Lehrer" auf die sonstige Kanzel treten und eine abgeschriebene Abhandlung „über die Bienenzucht und einige andere für den Bürger und Landmann nützliche Gegenstände" ablesen. Denn predigen können jetzt ohnehin nur noch die alten Pedanten. An hohen Festtagen singt man auch wohl einmal — etwa: „Freut euch des Lebens;" und die Jugend tanzt ein Bischen dazu. Ha, sagt mir doch Bescheid auf die einzige Frage: Worin soll denn endlich die öffentliche Religionsübung noch bestehen bleiben! Verzeihen Sie, ich mag nicht weiter reden!"

„Aergert er sich, so wird es besser mit ihm," dachte ich und legte mich nieder. Aber, hat wohl dieser Eiferer so ganz Unrecht, August! Gewiß, der Mensch sollte gegen den Menschen aufrichtiger und ehrlicher seyn! Habt ihr Religion, so ehrt sie; — aber ehrt sie von Herzen, und übt sie warm und mit Innigkeit in jeder Ceremonie vor den Sinnen des sinnlichen Menschen. Habt ihr keine, so betrügt die Welt nicht länger, ihr falsches Otterngezüchte! Sprecht lieber das Ungeheure aus, ihr feigen Sklaven! O, wäre ich doch nur eine Stunde — der große Napoleon!

Wir sahen am andern Morgen einen prachtvollen Sonnenaufgang. Unsre Fahrt durch die Würzburg'schen

schönen und noch im Segen des Krummstabs *) reichen Dörfer, glich an diesem Sonntage fast überall einem Triumphzuge. Aus allen Kirchen und Kapellen schallten uns musikalische Instrumente mit Trompeten- und Paukenwirbeln entgegen. Die Gemeinden singen in dieser Gegend sehr rein und vortrefflich. Auf der Grenze über dem Dörfchen Eisenhausen bilden die alten Bergruinen von Henneberg für den Reisenden, der über die hohe Schanze herabkommt, einen höchstromantischen Uebergang vom katholischen in's protestantische Deutschland. An den Waldanlagen, Alleen und Pflanzungen in der Nähe des Hennebergs, und an der Breite und guten Unterhaltung der Chaussee, merkte mein Freund ohne Erinnerung, daß wir uns schon im Lande des seligen Herzogs Georg befanden. Seinem Andenken war unser stilles Gespräch geweiht, während das Fuhrwerk rasch fortrennte. Er starb ja, schon mitten in der Ausführung eines ähnlichen, aber für ein ganzes Land berechneten, größern Planes begriffen, als jener war, welchen Stromberg auf seinem Guth im Kleinen ausgeführt hatte.

„Ich wollte wohl drauf schwören, daß die Unter-

*) „Unterm Krummstab ist gut wohnen," ist ein Sprüchwort des deutschen Lehenrechts, dessen Wahrheit besonders der Würzburger Landmann noch lange wohlthätig fühlen wird.

thaten Ihrer liebenswürdigen Herzogin gut und glücklich sind!" sagte er, als wir aus einem dunkeln, prächtigen Laubwalde heraus, und auf einmal in den reizenden Werragrund einbogen, und er die langen Alleen und schönen Buschpflanzungen an der Straße betrachtete, und über die Industrie der Einwohner erstaunte, die zu beiden Seiten des Thales die steilen Berge und die schrecklichsten Felsenwände bis an die Spitzen mit Bäumen und Getreide besetzt halten, welches oft ganzen Bergen das Ansehen eines einzigen grossen Gartens gibt.

„Wenn irgendwo, (sagte ich — und in diesem Augenblicke stand das schöne Bild der edlen Herzogin Luise, in der Anmuth ihres wahrhaft menschenfreundlichen Lächelns und mit dem lieblichschwimmenden Blick ihres großen himmelblauen Auges, — und das Bild ihres wunderschönen, königlichen Dreiblatts von Kindern, wieder in so warmer, frischer Lebendigkeit vor meiner Seele, wie sie mir am Tage meiner Abreise in Liebenstein erschienen waren, — und oben über ihnen stand der deutsche biedere Georg sonnlächelnd auf einer Lichtwolke, im ehrwürdigen Gewande seines guten Ahnen, des alten Bet-Ernsts *); — und unten standen die funfzigtausend Kinder seines Landes und waren alle froh!) ja, wenn in irgend einem deutschen

*) Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha. — Bet-Ernst war sein Volksnome.

Lande noch patriarchalisches Hausregiment und wahres väterliches und kindliches Verhältniß zwischen Herrschaft und Unterthanen zu finden ist; — wenn man irgendwo keine eigentlichen Klagen über das herrschende Fürstenhaus hört, sondern wirklich zufriedene, und ich wage es zu sagen, viele glückliche Einwohner findet: so ist es gewiß in diesem kleinen mitregierten Lande, — oder nirgends! Und, die Saat, welche hier jener edle Pflanzer auswarf, den der große Säemann Tod selbst so früh in die Erde senkte, die schöne Saat wird von der Gattin treu und sorgsam gepflegt, und mit gar mancher geweihten Thräne des Andenkens befeuchtet."

„O es gehe dir wohl, du gutes, werthes Land! sagte mein sanfter Freund, und blickte gerührt über Thal und Berge: und gnädig halte die Gottheit des Krieges stürmende Wetter fern vom friedlichen Heerde deiner Kinder!"

Wir kamen eine Stunde nach Mittag in Meiningen an, und die herzogliche Post, die vortrefflich ist, förderte uns so geschwind, und der freundliche Wirth im Sächsischen Hofe hatte seinen Herr-Aal so schnell fertig, daß wir um zwei Uhr schon wieder im Wagen saßen, und dann in der glänzendsten Laune den schönen Thalweg hinabrollten.

„Da sehen Sie nun, was Menschenhände auch über den undankbarsten Boden vermögen" rief Stromberg an so mancher schönen Stelle dieser paradiesischen Gegend aus, wo der Kampf des Menschen mit der rauhen Natur noch sichtbar war: O, wann werden doch die deutschen Fürsten anfangen, ihre Länder lieber bereichern, als vergrößern zu wollen!"

Um fünf Uhr rannten wir schon die Liebensteiner Allee hinauf. Eben fuhr die Herzogin in die Oper, und grüßte

die Ankommenden mit der gewohnten Freundlichkeit. „Sie haben recht, lächelte mein Begleiter, diese lieblichen Profile deuten immer nur auf Güte und stille Schönheit des Gemüths.“

Wir brachten zwei Stunden mit unserer Einrichtung zu: Dann nahm ich den Arm meines Freundes und öffnete Minchens Thüre. Das gute Kind schrie vor Freuden. Sie war ganz allein, und versteckte, als ich ihr einen Fremden anmeldete, eilig ein Medaillon, welches sie bei meinem Eintritt aufmerksam betrachtet hatte. Als mein Freund eintrat, hörte ich auf einmal schreien: „Mein Julchen! Mein Julchen! — Stromberg! Stromberg!“ — und Beide liefen einander in die Arme.

Julchen heißt nicht A., wie ich glaubte, sondern J., und lebt seit einem Jahre bei ihrer Mutter Schwester, tief im deutschen Norden. In einem Augenblicke der Herzensweihe nahm die sanfte Schwärmerin feierlich den Taufnamen jener todten Freundin an, die sie noch immer mit unendlicher Treue und Innigkeit liebt. Aber sie war durch keine Bitte zu bewegen, Strombergen wiederzusehen. Sie wünschte, vom elterlichen Hause fern zu bleiben und ihr Leben in der jungfräulichen Einsamkeit eines Stiftes hinzubringen.

Das alles erfuhr ich erst nachher; aber Stromberg ahndete in diesem Augenblicke schon den geheimen Zusammenhang der Namensveränderung, und blickte tiefgerührt die erschrockne Freundin an, als sie auf meine Frage nur mit Erröthen antwortete und ihr Gesicht verhüllte. Beide standen einander gegenüber und ließen nun ihren Thränen freien Lauf. Aber nach diesem stummen, bittern Gruß ergriff Stromberg ihre Hand, und durch Thränen lächelnd hießen sie sich willkommen, und versprachen einander noch

einige Tage in der höchſten Heiterkeit hier zuſammen zu leben, wohin ein ſo ſeltſam freundliches Schickſal ſie geführt hat.

Ich freute mich von ganzer Seele über Strombergs Faſſung und ſichtbare Fröhlichkeit bei dieſem Zuſammentreffen. Aber ihr gegenſeitiges inneres Verhältniß ſcheint mir bei Minchen ſchon ſo beſtimmt, ſo unabänderlich feſt geordnet, daß es der Liebe wohl nicht möglich ſeyn wird, hier ein neues Band zu knüpfen.

Indeſſen überlaſſe ich Beide ſich ſelbſt. Ich habe den Freund ihrem Herzen übergeben, an dem ihm ſo wohl iſt. Er nennt ſie mit Feier und Entzücken „Mine“ und ſein Auge ruht ſo zärtlich auf ihrem Bilde, als hätte er im Schatten ihrer eignen Schwermuth Kühlung für ſeine Leiden geſucht und gefunden. — Die Familie und der Juſtizrath machen ſich viel mit ihm zu thun, da ſie ihn aus den Briefen des Generals als einen ſehr reichen und allgemein geliebten Mann kennen. Er erträgt alle Menſchen mit größter Sanftmuth, iſt aber hier viel ſtiller geworden als er auf unſrer Reiſe war. Ob alſo wieder kränker? — Sollte denn nicht Julchens herrliche Geſtalt, und beſonders ihr Angeſicht, das du dir kaum holdſeliger denken kannſt, als es iſt, wohlthätig auf ſeinen warmen Sinn für alles Schöne wirken!

Sie, — du weißt, wen ich meine! — iſt weggereiſet. Ich hüte mich zu fragen, ob ſie wiederkommt. Gute Nacht.

Ernſt Wagner's

ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Mosengeil.

Achter Band.

Mit königlich Würtembergiſchen und großherzoglich Badenſchen Privilegien.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1828.

Reiſen

aus

der Fremde in die Heimath.

Zweiter Theil.

Neunter Brief.

Auf dem Aschberge bei Liebenstein am 30. Jul. 1805.

Das ist ein reizender Berg! Von allen Seiten ziehen die Düfte der untenstehenden Birken herauf. Zehn Toisen unter mir wohnen Stremberg und Minchen am Walde. Sie flechtet Kränze von Waldblumen und Quendel, Er ordnet ihr die Blumen. Beide erzählen einander Geschichten aus ihrer Jugend. Wenn ich zwei so liebe Menschen sich einander wieder nähern sehe, dann ist mir, als solle nun alles gut in der Welt werden; ja, als solle nun in der Welt eine gewisse bisherige öde Thatenleere enden, oder sich füllen; als säh' ich die Auen der Zeit plötzlich aufgrünen! Ich aber wohne hier auf der Höhe und betrachte sie und die übrige Natur.

Ach, welche blinkende Silberstreifen webt dort der ferne Strom durch das Thal! Laß mich hinziehen mit dem sanften! Fortschiffen in das Vaterland; — hinüber

nach den „grünen Inseln" der Kindheit! Begleite mich, Bruder, auf der süßen Fahrt von einem Blumeneilande zum andern!

Die wahre höhere Blüthe des Kinderlebens blüht (und so erscheint sie uns gewißlich auch im Alter noch) einzig in der Form. Das Kind schätzt die Materie gering; es erkennt sie nicht, und ist bloß geistig. Erst der Jüngling wird sinnlich und ergibt sich dem Stoffe. So rein und warm liebt er nie wieder, wie das Kind. So voll, so ganz innig fühlt er nichts mehr! Als ich fünf Jahre alt war, mietheten einst meine Eltern eine junge Magd. Ich gewann das hübsche Gesicht binnen einer Stunde lieb. Sie hob mich oft an ihre Brust, drückte die meinige fest gegen ihr Herz, dessen Schläge ich fühlte, und gab mir die zärtlichsten Namen. Als ich hörte, sie werde erst in acht Wochen ihren Dienst antreten, da schienen mir zwei Monathe eine wahre Ewigkeit. Um dieses Mädchen von einer Gefahr zu retten, oder glücklich zu wissen, hätt' ich augenblicklich mein kleines Leben geopfert, weil sie so wahrhaft und vollkommen mir wohlzuwollen schien. Als sie ging, weinte ich nicht, — aber einen so süßen, vollen und reinen Schmerz fühlt kein Liebender bei der Trennung von der Geliebten! Gewiß, wären wir in diesem Alter schon der eigentlichen Geschlechtsliebe fähig, wir würden

z. B. in der Wonne des ersten Kusses, plötzlich, wie von einem himmlischen Pfeile getroffen, todt niedersinken.

Ja, Sehen und Lieben! — das ist die einzige Losung des Kindes! Darum drehen sich alle schönen Genüsse, und diese alle sind auch ewig bleibend. Essen und Trinken wollte ich stets nur aus Hunger und Durst, oder aus jener angebornen gemeinen Begierde, bei der ich mich aber nie ergötzte, die man auch immer nur schon verdorbne Kinder mit wahrem Vergnügen und con amore befriedigen sehen wird. Aber, ein Aufenthalt auf dem moosigen Backofendach am Garten, an welches das höher emporlaufende Stalldach angebaut war, ein Ritt auf dem hohen Forste desselben, wo ich auf einer Seite Dorf und Flur, auf der andern den grosen Garten übersah; im Rücken das Haus mit dem werthen, lustigen Taubenschlag; — unter und neben mir die auf dem Dache selbst festliegenden Zweige und Trauben vieler herrlichen Blutnushecken, und besonders die Aeste eines am Stall emporstehenden alten Birnbaumes, deren liebliche Frucht ich an dieser Höhe in der geheimsten Andacht und Nähe betrachten konnte; — eine Wohnung und gänzliche Verbergung unter diesen kühlen Zweigen: — o welche süße Lust! Ich glaubte mich hier in der verborgnen Werkstätte der Natur, wo die Birnen entstanden, wiederzufinden, und streckte meine Hand nach den röthlichen Früchten aus; nicht, um sie zu bre-

chen, — sie waren mir in solchen Augenblicken viel zu heilig! — sondern um sie zu berühren und mit leisen Küssen zu bedecken.

So hatte ich eine andere Lieblingsgewohnung auf einem hohen Kirschbaume, der mitten im Garten an dem langen, breiten Wege stand und späte Sauriotten trug. Wenn ich auf seinen obern Zweigen saß, öffnete sich mir nach unten zu eine Aussicht ins Gebirge, und oben, an dem Berg, auf dem die Kirche lag, sah ich das hohe Haus vor mir, in welchem mein Vetter Christian C. wohnte. Dieser besaß da oben ein schönes röthlich tapezirtes Stübchen, war mein Lehrmeister im Zeichnen, hielt sich immer sehr vornehm und reinlich gekleidet, und hatte unter andern Stücken einen Schweizerfelsen mit Röthel gezeichnet, über welchen an der hohen Straße eben ein Reiter unter einem gefährlichen luftigen Abhange ruhig hinzog; — ein Stück, welches ich zu meinem Ideale machte, als ich es sah, aber nie mit meiner Kunst erreichen konnte. Die Schweiz kannte ich schon aus einer Uebersetzung von Moore's Reisen. Sobald ich nun auf der Höhe meines Baumes angekommen war, glaubte ich wirklich in der Schweiz zu seyn und blickte oft Stunden lang still begeistert in das Blau über mir. Moore lag unten im Gras aufgeschlagen da, und dort oben saß, wie ich glaubte, der vornehme, elegante Vetter im röthlichen

Hintergrunde ganz reinlich und emsig, und zeichnete immer an seinem Reisenden und dem schönen Felsen weiter. Ach, es ist unmöglich, glücklicher zu seyn, als ich war! Hier aß ich einmal eine schwarze, überzeitige Kirsche, wohlschmeckender als ich jemals wieder eine gefunden habe. Denn ich war in jenem Augenblick der Reisende selbst, welcher in seiner heißen Höhe die köstliche Frucht fand und mit durstigen Lippen zerdrückte. Es ist sonderbar, daß ich mir noch jetzt die Schweiz nie ohne eine zwischen ihren Bergen herrschende erschreckliche Sommerhitze denken kann.

Jeder Baum im Garten, ja selbst jede Stelle des grünen Gartenzaunes erregte andere und eigene Ideen im Gemüthe des Knaben. Jeder Baum, jede beteigbare Nußhecke schien mit verschiednen Träumen, mit eignen Bildern und mit einer besondern Lieblichkeit umgeben, (oder bevölkert, möchte ich sagen) welches alles in jedem Frühlinge mit dem grünen Laube aus ewigfrisch wieder aufgrünte. In der Gartenlaube von Hainbuchen, die für mich einen Schatz von schönen Maikäfern, Siebenpunkten und Johannisfünkchen barg, saß ich oft schon früh um vier Uhr und las in Meßners Skizzen, welche mir in dieser Laube besonders zusagten; vor allen Bianka Capello und der Hund des Melai. Aber oben, über dieser Laube, unter einem großen herrlichen Elsbeerbaume, der

im Zaune ſtand, hatte ich eine kleine Bank von Holz errichtet und dieſen Sitz ausſchließlich Geßners, des ſanftflötenden Dichters Geſängen geweiht. Dieſen reizenden Baum, welcher Morgenthau und Kühlung länger hielt als alle übrigen, liebten vorzüglich die Grasmücken, welche unten im Zaune meiner Huth einige Neſter anvertrauten, und an heißen Tagen das Fiakenvolk. Ach, in welcher Seligkeit habe ich dort das Bild der kommenden Morgenſonne, rückſtrahlend aus tauſend glänzenden Thauperlen, geſchaut! Wie oft, knieend auf jenem zarten Mooſe zwiſchen Sternblumen und Vergißmeinnicht, aus dem Dunkel meines Baumes zum Schöpfer aufgeblickt! Wie oft iſt meine Seele in Kinderträumen dort ſchon tief durch die heiligſten, geſchmückteſten Goldpforten der Liebe eingedrungen, wenn Geßners ſchöne Natur und der zärtliche Daphnis, und der heißliebende erſte Schiffer, und ſo manche liebliche Geſtalt ſeiner Idyllen mich leiſe umſpielten! Ja, ſagt was ihr wollt: Dieſe Geſänge des ſchönen Geßners, die ich hier genannt, ſie ſind unſterblich! Fragt nur jedes Kind! Und fragt es wieder, wenn es zum Greiſe geworden iſt! Er athmet und ſingt die reinſte, wärmſte Liebe.

Auch dem Schlummer in der Hitze hatte ich einen beſondern Baum geweiht. Es war eine ſtarke thurmhohe Eſche, von der Kunſt ſchlank emporgetrieben,

der ganze Stamm überall mit dichten Zweiglauben geziert, worin man von unten die Singvögel ſitzen ſah. Im hohen Kopfe niſtete alljährlich ein Elſternpaar. Wenn ich, ſo gemüthlich auf dem Rücken liegend und ſchon halb eingedämmert an dem ſchönen Rieſen emporſah, dann lispelte ich immer das kleine Lied was mich einſt ein fremder Knecht lehrte, und welches ſo anfing:

Wenn ich a Vögel wär
Flög i zum Waſſer und ſöff,
Dann ſetzt' i mi de ganze Tog
Dort uf die Aſchen und pföff.
Und's untreu Liebli hört' mei Stimm
Und ihr blau Aeugeli tröff.

Schöner Baum! Du biſt längſt unter den Streichen der Axt gefallen. Wie ſanft ſchlummerte ich in deinem dichten Schatten ein! Wie lieblich erwachte ich wieder in deinem gellenden Vogelgeſchrei!

Selbſt an Blumengerüchen liebte ich mehr die Idee als den ſinnlichen Genuß. Unter allen Gerüchen ſchien mir der Duft des gelben Schlüſſelblümchens der ſüßeſte. Es war mir ein Feſt, wenn ich im Frühlinge die erſte Schlüſſelblume fand. Aber ich hielt ſie, (wenn ich es ja wagte, das Kind des jungen Jahres zu pflücken) erſt lange fern von mir hin, um mir ihren Geruch recht lebhaft zu d'enken; und wann ich nun wieder die alten

ſüßgewohnten Düfte einſog, dann blickte ich entzückt in die Wolken.

Von meinem und Wilhelms hochliegenden Gärten an ſenkte ſich ein weites Feld ſanft in die Thäler hinab. Dieß war uns faſt den ganzen Sommer durch, wegen der Früchte, unzugänglich. Aber wenn endlich die Schnitter es geleert hatten, und nun auf einmal in der Frühe überall Hirten, Kühe, Schafe und Ziegen mit Schellenklang durchhin zogen, dann kündigte mir Wilhelm, deſſen Garten zwiſchen dem meinigen und der Kirche lag, die eingetretne Freiheit des Feldes mit Jauchzen an; wir nahmen wieder feierlich Beſitz von unſerm großen Raum, indem wir ihn langſam zum erſtenmal umwanderten, Betrachtungen über die eilende Ernte anſtellten und elegiſch nach den Fernen der blauen Gebirge hinſchauten. Von dieſer Zeit an wurden uns gewöhnlich die Gärten zu eng, und doch auch die herbſtlichen Felder zu weit!

Das üppigſte Feſt im elterlichen Hauſe war der Tag an welchem man die Schweine ſchlachtete. Wir bekamen dann gute Biſſen, kleine Würſte, und einmal zum Frühſtück ſogar das Keſſelfleiſch noch in Gänſeſchmalz gebraten, und hinterher obendrein zu Stärkung des Magens Jeder einen vortrefflichen Pfefferkuchen und einige Tropfen ſtarken Liqueur. Alles das wußten die ältern Geſchwiſter beſſer zu ſchätzen als ich. Gewöhnlich

flüchtete ich mich aus diesem mir ängstlichen Ueberflusse mit meinem Schlitten in die am Kirchberge gelegnen Gärten, um in der frischen Winterlandschaft das Herz wieder muthig zu toben; wobei ich immer mit einer gewissen Unlust an das warme Zimmer und die ganze Schlachtgeschichte zurückdachte.

So ist es mir noch jetzt ein herrlicher Genuß, mich in die am Abende des letzten Weihnachtstages soupirende Familie zurück zu versetzen, wo eine mit Borsterfer Aepfeln gefüllte gebratene Gans nebst ihrer kräftigen Brühe und einem geschmoorten Weißkohl duftend auf dem Tische stand, und wo vom Klaviere herüber noch ein mit Aepfelschnittchen belegter, mit Rosinen bedeckter und weißgezuckerter Steinkuchen nach dem Vordergrunde zu lächelte. Aber jeder Moment des sinnlichen Genusses (und gewiß hat alles vortrefflich geschmeckt!) ist längst verwischt; desto lebendiger sehe ich noch das Gesicht meines Vaters vor mir, welcher die Festpredigten nun sämmtlich überstanden hatte, und mit einer gewissen Freundlichkeit, die ihm sonst bei Tische nicht eigen war, auf all die guten Sachen herniedersah; und desto besser weiß ich noch, daß draußen ein fürchterliches Schneegestöber raste, daß wir alle sehr froh waren und ich mich kosend an meine Schwester schmiegte. Ach, der göttliche Abend!

Welch einen Himmel schloß mir die Adventszeit auf! Wenn am ersten Adventssonntage das neue Kir-

henjahr, bei ſchwarzgedecktem Altare, durch die vollen vierundzwanzig Regiſter der prächtigen Orgel, mit dem helltönenden himmliſchen Jubelgeſange eröffnet ward:

„Nun jauchzet all ihr Frommen
In dieſer Gnadenzeit,
Denn euer Heil iſt kommen!“

Da ſah ich in den Höhen der Unendlichkeit eine diamantene Pforte aufſpringen und das göttliche Kind allmählich der Welt wieder näher ſchweben. In ſeiner Hand ſah ich dann nicht den heiligen Chriſt, den es mir brachte, nein, das Heil der Welt ſtrahlte aus ſeinem Sternenkranze, wie ſüße Morgenröthe, in mein ſeliges Herz. Und wann nun zum erſtenmal wieder das Kanzellied der Gnadenzeit ertönte:

„Gelobet ſey der da kommt
Im Namen des Herrn!
Hoſanna in der Höhe!“

und nun der fromme Prieſter ſo freudig hervortrat! Vater, Vater! — ach verzeih', Demüthiger! Da hielt ich Dich für den heiligen Engel der Verkündigung! — Wem iſt aber nicht, wie mir, die Adventszeit wie ein himmliſcher Brautmonath erſchienen?

Einſt fiel das Weihnachtsfeſt an einem Montage ein. Das gab ſchon, da die dritten Feſttage noch exiſtirten, die herrlichſte Ausſicht auf vier Feiertage,

und hier war noch dazu der ersehnte Tag, dessen Abenddämmerung die glanzvollesten Freuden und Reichthümer verhieß, ein Sonntag. Als mein Vater in der Frühkirche die Kanzel betrat, schwieg er länger als sonst, und rief dann in die erwartungsvolle Stille der Gemeinde mit heiterm Schalle hinaus: „Rüstet Euch auf morgen! — Morgen ist des Herrn Fest!" — Es lief ein heiliger Schauer durch meine Gebeine, und sichtbarlich durch die Nerven des ganzen Volks. Zum Schlusse des Nachmittagsgottesdienstes sang man:

„Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist."

Wirklich brachen die Dunkel schon ein, die den Kinderhimmel erleuchten sollten. Mein Vater mußte sich ja unmittelbar nach dem Gottesdienste zum Empfange des heiligen Christkindes in der obern Stube rüsten; die ganze Adventszeit war jetzt vorüber; der Augenblick, wo Alles auf dem Spiele stand, war gekommen. Ich betete innigst zum heiligen Christ, mich in dieser meiner höchsten Wonnenoth nicht zu verlassen.

Abends nach Tisch, als Jeder längst seinen bestimmten Schatz besaß, und ihn schon zehnmal aus dem Schranke zur Versammlung und von dieser wieder zum Schranke getragen hatte, da ging erst noch die schönste Zeit an! Im Kämmerchen, welches an die Wohn-

stube stieß und immer offen stand, saßen die Schwestern und schnitten den Braunkohl zum morgenden Feste. Bruder Fritz suchte alle seine wärmsten Kleidungsstücke zusammen, weil er schon ein Mitglied des Chors war, welcher in der heiligen Christmitternacht auf allen Kreuzwegen des Orts sang und musicirte. Für beide Zimmerchen und für die so bequem mit beiden verbundene Schlafkammer, worin die Mutter eben ein Stündchen Dämmrung für ihre schwachen Augen genoß, intonirte jetzt mein Vater zum heutigen Abendliede, welches immer die ganze Familie mitsingen mußte, den Gesang:

„Gottes Sohn ist kommen."

Aber das Lied war zu kurz für den heutigen großen Abend. Daher fing er am Schlusse mit höherer Stimme ein neues an:

„Warum willst du draußen stehen,
Du Gesegneter des Herrn!"

Und Alles fiel mit heller Kehle ein; und ich schlich, singend, auf den Zehen aus einem erleuchteten Stübchen ins andere über den weißen feinen Festtagssand hin, mit dem alle bestreut waren. Aber mein Geist flatterte zwischen den Sternen und der Erde umher. Die Eltern konnten mich an diesem Abende nur mit Mühe zum Schlafengehen bewegen. Es ging auch damals ein Gerücht unter uns Kindern herum, als ob Fritz heute

einen kleinen Kupferstich, der auf eins von seinen Geschenken aufgeklebt gewesen, erhalten habe, — und als ob dieser das Schönste sey, was man noch jemals gesehen. Allein jene ganze Sache ist mir immer ein Geheimniß geblieben; Fritz sprach nicht einmal gern davon; und noch jetzt spüre ich eine so geheime Lust in mir, hinter diese Mysterie zu kommen, daß ich sehr wohl begreife, wie ich an gedachtem Abende noch meiner älteren Schwester die Hälfte aller meiner geliebten Pfefferkuchen aus lauter Jubel darüber schenken konnte, daß sie mir das Versprechen that, alles anzuwenden, um den Bruder zur öffentlichen Vorzeigung des Kunstwerks zu bewegen, welches aber leider nie geschehen ist. (Daß dieß nachher von meinen Geschwistern dem Grabe der Vergessenheit übergeben ward, — und, zweitens, daß mir Niemand auf dieser Erde den Namen und die Gestalt einer gewissen süßen und würzigen Birne, die ich so oft unter dem alten morschen Baum im Goldglanze des Morgenthaues fand, wiederverschaffen kann: — das sind zwei Dinge, die ich noch immer zuweilen mit einer rührenden Wehmuth betraure. War ich denn der Anschauung jenes herrlichen Bildes unwerth, daß es nun so ganz und ewig für mich verloren seyn muß? Und, nahm denn etwa eine Götterhand sie in's Paradies zurück, jene köstliche Frucht, in deren glühender Röthe und himmlischer Süßigkeit noch jetzt meine ganze

Seele sich berauscht!) Endlich schmeichelte mich die sanfte Rede der Mutter zur Ruhe; und unter einer lieblichen Erzählung aus ihrer eignen Weihnachtszeit, — in welche vom hohen Hause des Kantors aus der dortigen Musikprobe zuweilen der Schall von den Waldhörnern und dem ungeheuern Contrabasse herabfiel: — und unter ihrem Versprechen, mich sicherlich bei'm ersten Tönen der mitternächtlichen Musik zu wecken, schlummerte ich ein. Sie hatte Wort gehalten; aber nur halberwacht, glaubte ich um Mitternacht die Stimmen vieler tausend Engel und den Schall ihrer Instrumente zu vernehmen. — Schöne, wunderselige Nacht!

Selbst die Sünden der Kindheit, was sind sie? — Scherze! Höchstens lächerlicher Uebermuth einer noch freien, allzumuthigen Kraft, Lust und Phantasie! Ich darf alles Schlimmste aus meinem Kinderleben vor mich hinstellen, ohne zu erröthen, und selbst beinahe, ohne zu bereuen.

Ich schlug einst den kleinen lustigen Hofmeister unsers Barons aus Leibeskräften mit einem Knotenstocke hinter die Ohren; — nicht, weil er mich schlug, oder mir etwa befehlen wollte, (denn dieß litt ich wohl, weil ich ihn um gar Manches zu bitten hatte,) sondern weil er mich lächerlich zu machen suchte, und mir mit spöt-

tiſcher Zärtlichkeit an's Kinn griff; — eine Berührung, die mir von jeher unerträglich geweſen iſt. Dieſer Mann, der in der Folge noch ein nützlicher Menſch ward, hat mir viele Jahre lang jene Unart nicht ganz vergeben können, wiewohl ſie ihn vielleicht von mehr als einer der damals gerade einreißenden unzähligen albernen pädagogiſchen Grillen geheilt, und ihm wenigſtens die gute Regel hinter's Ohr geſchrieben hat: Man muß lebhafte Kinder ungeſchoren laſſen.

Einſt bekam ich bei'm Schlachten Händel mit des Metzgers großem Hunde, der ſich unter den Schlachttiſch poſtirt hatte, und mich ſchlechterdings von demſelben entfernt halten wollte. Ich berief mich auf mein Hausrecht, und darauf, daß mir wirklich ein kleines Geſchäft an dieſem Tiſche aufgetragen war. Allein der Metzger, der heute auf Unkoſten meines Hündchens ſeinen großen Schlingel ſatt zu füttern hoffte, bezeigte keine Luſt, den beißigen Gaſt meinetwegen zu entfernen. Dieſe offenbare Ungerechtigkeit brachte mich auf. Ich verſchaffte mir ein anſehnliches Stück Fleiſch, höhlte dieſes künſtlich aus und füllte es mit Salz und viel geſtoßenem Pfeffer. Sobald der Metzger ſich einen Augenblick entfernt hatte und mein Feind mich allein vom Tiſche her anmurrte, lockte ich ihn mit der verderblichen Koſt, — und im Nu verſchlang das gefräßige Maul die ganze Ladung. Er ſprudelte entſetzlich und ſtürzte ſo heftig gegen die Thüre, daß

dieſe aus der Klinge ſprang und ich meinen Gaſt nicht eher als am ſpäten Abende wiederſah, wo er ſehr vorſichtig und furchtſam hereinlugte, ohne die Schwelle zu betreten. Aber jetzt verſchaffte ich ihm von der Mutter einen ſchönen Napf voll Milch, um ſeine Schmerzen vollends zu heilen; und die Verſöhnung war gemacht!

Die meiſten böſen Streiche von Wilhelmen und mir ſind wohl an und mit Hunden ausgeführt worden. Dieſe ſind auch überhaupt, je nachdem ſie ſich verträglich oder unfreundlich bezeigen, die größten Freunde oder Feinde aller Kinder vom männlichen Geſchlechte. So war unſer größtes Vergnügen: eine ſtürmiſche Schweinejagd mit unſern beiden Hunden. Wann im Herbſte die Hirten des Abends heimtrieben, dann entlief ihnen oft die Hälfte der Schweine, und durchbrach, aus wüthender Begierde nach Obſt und ſüßen Gartengemüſen, unſere Zäune. Da uns nun die Verſcheuchung dieſer Thiere wirklich anvertraut war, ſo glaubten wir hier unſre Mordluſt recht officiell befriedigen, und unſre Arme ſowohl als die treuen Hunde nach Herzensluſt üben zu dürfen. Die Leidenſchaft für dieſe Jagd war ſo mächtig, daß Wilhelm einſt, als ich wegen einer rheumatiſchen Gicht ſechs Wochen lang völlig lahm ſaß, mich mit größter Anſtrengung des Abends huckepack vom Hauſe bis zu den beſtimmten Zaunlücken hintrug und dort, nebſt dem ebenfalls lahmen Gartenwächter, zur Feldwache auf-

stellte. Aber, als die Dämmrung einbrach, stürzte ein ungeheurer Eber durch die Oeffnung gerade auf das gebrechliche Piket los. Hier galt es Muth. Von unsern Rücken krachten ihm ein Paar kräftige Schläge auf das Kreuz, und schon fielen ihn auch die Hunde an. Allein wir waren im Schlagen einander zu nahe gekommen; die Sau warf sich auf beide Seiten schlagend zwischen uns durch, und wir fielen kräftiglich zur Erde, der Alte oben in den Zaun, ich aber den ganzen Rain hinab. Unvermögend zum Aufstehen, schrieen wir doch immer noch aus allen Kräften: „Joli, Joli! Filou, Filou! vorn hol' sie!" und kamen hierüber in ein so heftiges Lachen, daß jetzt mehrere Feinde ungestraft zwischen uns durchschossen, bis endlich der siegreiche Wilhelm mit Gelächter herzurannte und die geworfne Wache aufrichtete.

Ein nicht minder großes Vergnügen war es für uns: die Schweine zu hüthen. So nannten wir (nämlich in Gegenwart von Wilhelms Mutter, um die Erlaubniß dazu von ihr zu erhalten,) eine förmliche Hazze ihres Mastviehes, welches wir im Spätherbste mit vieler scheinbaren Sorgfalt und Stille aus den Behältern ausließen und an die dazu bestimmten Stellen des Gartens zur Obst- und Wurzelweide hintrieben. Dabei erlaubten wir uns aber, jedes Schwein, das den angewiesenen Bezirk im geringsten zu übertreten wagte, mit den beiden Hunden in diesem und allen anstoßenden Gärten so lange herum-

zubezen, bis es wieder still an seinem vorigen Platze stehen blieb; wobei es uns die größte Freude machte, wenn während unsrer Abwesenheit ein anderes Schwein sich eines ähnlichen Vergehens schuldig gemacht hatte. Die gute Mutter, — wiewohl sie in solchen Zeiten ihre Thiere von Fett und gesundem Leibe täglich mehr zurückkommen sah, — blieb doch ruhig in ihrem Zimmer sitzen und ahndete mehrere Jahre lang nicht, daß die Ursache jener Dünnleibigkeit lediglich in unsrer allzuheftigen Weide lag. Oft fielen wir nach einer solchen jauchzenden und lärmenden Lust einander entzückt in die Arme, schwuren uns ewige Freundschaft zu, und Wilhelm versprach, mich bald wieder zu neuer, wo möglich noch größerer Freude herbeizurufen. Dieser Ruf bestand gewöhnlich in einem durchdringenden langen Pfiffe, der von einem mit Planken verschlagnen hohen Winkel zwischen Wilhelms Stallgebäuden in meinen Garten herabtönte. Meine Mutter nannte den schönen Unterhaltungswinkel nie anders als die Kanzel, weil sie behauptete, daß ich von diesem Lehrstuhl aus zu losen Streichen aller Art verführt werde.

In unsrer Schule, die mein Vater mit mir und dem Geschwisterkinde Wilhelm gemeinschaftlich hielt, betrugen wir uns immer höchst ehrbar und fleißig. Nur ein einziger unbescheidener Scherz ward einmal ziemlich lange gewagt. Wenn nämlich mein Vater, welcher bei'm Unterricht immer herumspazierte, uns den Rücken zukehrte,

dann reckte ich die Zunge aus dem Munde, Wilhelm fing sie schnell mit zwei Fingern, ich zog mit angestrengten Muskeln zurück, und nun gab die Operation einen kleinen, fast unhörbaren Knall zum Resultat, der uns belustigte. Uebung macht den Meister; und einigemal mochte wohl dem Vater dieser seltsame Ton schon zu Ohren gedrungen seyn. Einst wollte ihn Wilhelm allzusehr verstärken, und ließ mich nicht eher los, bis der ernste Lehrer schon sich umwandte, und — zwar einen vortrefflichen Kunstknall hörte, aber freilich zugleich eine höchstpossierliche Gruppe vor sich sah, die noch obendrein sich vor seinem Angesicht der Gewalt eines schallenden Gelächters hingab. Ein spanisches Rohr sauste jetzt fürchterlich über meinen Rücken herein, und selbst Wilhelm, den man vornehmer als mich behandeln mußte, bekam das ernstliche Versprechen einer baldigen Nachfolge bei erster Gelegenheit, die wir aber — nie wieder erscheinen ließen.

Aber ach, wie reichlich ward ich an diesem Tage noch entschädigt! Bald nach der Schule eröffnete mir mein Freund von der Kanzel herab, daß er mit des Kantors großem Hühnerhunde die herrlichste militärische Belustigung vorbereitet habe. Der Kantor war nämlich verreiset und Wilhelm hatte die uns so treue braune Lady mit nicht weniger als dreizehn von ihren großen und kleinen Anbetern in den Kirchhof gelockt und glücklich im

Todtenbahrhäuschen eingesperrt, wo nun jetzt schon ein satanisches Gezänke zu hören seyn sollte. Ich flog über die Planken, und mit dem Freunde zum Kirchhof empor, dessen Thore wir vor allen Dingen sperrten, um unsers Fanges gewiß zu seyn. Nun stiegen wir zu Pferde, (auf zwei Bohnenstangen) bewaffneten die Hände mit Spiesen, die Taschen mit Steinen, die Knopflöcher mit Knitteln, — und indem wir vorsichtig auf das Bahrhäuschen anrückten, schlugen die Herzen der nahen Schlacht muthig entgegen. Drinnen grinzte und brummte alles dumpf gegeneinander; und als ich endlich die Thüre öffnete, hatten sich die Feinde zwischen den Todtenbahren in drohender Position aufgestellt, und aus dem Dunkel blitzten uns sechsundzwanzig grüne Augen den bittersten Zorn entgegen. Eine große, dem Baron des Orts zugehörige gelbe Dogge fletschte besonders sehr verächtlich die Zähne seitwärts auf uns. Sie schien, nebst uns, auch den ganzen übrigen Haufen, der auf sie zielte, anzufeinden, und hatte sich breit vor die Braut hingestellt, welche im Winkel lag. Wir wollten anfänglich die schöne Lady (den einzigen Hund von unsrer Bekanntschaft unter dem Haufen,) herauslocken, um etwa den allerdings sehr starken Feind zu theilen. Allein, auf einmal übernahm mich die Tapferkeit; — ich schrie mit Gewalt „He, da drinnen!“ und indem auch Wilhelm sein Feldgeschrei erhob, traf ich mit einem Steine die hochmüthige Dogge gerade an's Ohr.

Auf ihr Geheul warfen ſich alle übrigen Hunde auf ſie und auf einander ſelbſt; in dieſem Augenblicke floh die Hündin, und ſo gab es endlich Luft. Der ganze Strom ſtürzte heraus, unſer Muth wuchs, und mancher gute Hund ward nun tüchtig gepfeffert! Wir hatten jetzt kaum Hände genug zum Werfen und Schlagen. Ein großer Prügel, den ich einem ganzen Knoten von beißenden Hunden in die Beine warf, that eine fürchterliche Kettenkugelwirkung; denn alles, was uns etwa noch angefetſcht hatte, jammerte nun und zerſtob und flüchtete mit gellendem Geſchrei über die Kirchhofsmauern, bis nohin wir, als Cavallerie, ihnen nachſetzten, und wo wir noch die luſtigſten Auftritte erlebten, da mancher Flüchtling nicht auf den erſten Sprung die Höhe der Mauer erreichen konnte und uns daher zum zweitenmal in die Hände fiel. Siegreich ſtanden wir nun mit unſrer Lady da, und ſprachen heute einmal recht ernſtlich über die Annehmlichkeiten des Militärſtandes, während über die Mauer ſchon hier und da ein Feind liſtig wieder herüberguckte, den wir mit höhniſchen Mienen zu einer neuen Prügelſuppe invitirten. Viel zu früh machte aber die Zurückkunft des Kantors der ganzen Sache ein Ende! Eigentlicher Grauſamkeiten haben wir uns, ſelbſt gegen verhaßte Thiere, niemals ſchuldig gemacht.

Bedeutender, als dergleichen wilde Scherze, war ein gewiſſer Trotz, wohl gar ein rachſüchtiger, verſtockter

Zorn, der sich in den frühesten Zeiten an meinem Gemüth äußerte, sobald mich Jemand illiberal behandelte, an der Ehre angriff, oder nur auf eine besonders auffallende Art beschämte. Einst bekam ich wegen Ungehorsams die Ruthe. Nach der Strafe sollte ich das vierte Gebot hersagen, welches ich erst kürzlich gelernt hatte. Ich hielt sogleich, erhizt von Schan und Unwillen, meine Hand dem Vater entgegen und sagte: „Lieber will ich noch ein Paar Schläge!" — Mein Vater stuzte und band sich darauf einen ganz neuen furchtbaren Besen, und die Geschwister weissagten mir hieraus großes Uebel. Allein, ich ward nie wieder deshalb zur Rede gestellt.

Die „heimlichen Sünden der Jugend" — diese Mißtrauen erregende pädagogische Zwischenträgerei, deren sinnlose Klatschgeschichten damals so manches schöne Kind, welches schon Klugheit und Sinn für die Mysterien unvorsichtiger Lehrer hatte, zur wirklichen Unsittlichkeit eizten und verführten, — sind mir erst in meinem unszehnten Jahre von einem ältern Freunde begreiflich gemacht worden, wo ich dann mit großem Erstaunn die Bedeutung vieler mir ehemals ganz unverständlichen Winke auffand, die in frühen Zeiten meinem Vaer von Andern meinetwegen waren gegeben worden, und die mir, — bei einer höchstlebhaften Phantasie, — vielleicht verderblich geworden wären, hätte nicht mein Vater so

viel Verstand gehabt, mir dieß alles zu verschweigen, nicht das geringste Mißtrauen in mich zu setzen, und mit ganz schlichtem Sinne nur auf die gesunde Seele im gesunden Körper bedacht zu seyn, welches ihm durch ernstliche Beschäftigung des Kopfes und Anstrengung des faulen Leibes besser gelang, als durch alle damaligen Spielereien. *)

---

*) Ich unterschreibe diesen Satz unsers Reisenden von ganzem Herzen. In dem Kapitel, welches er hier berührt, habe ich während meines Lebens sieben verschiedene Erfahrungen gemacht, deren Resultate ich hier für die Menschheit niederschreibe. Unter sieben Kindern fand ich ein einziges schuldig — und dieses war von einem großen Bauernbengel verführt. Ein anderes war durch das geheimnißvolle Betragen und mißtrauische Beobachten und Nachschleichen eines einfältigen Lehrers schon an den Rand des Verderbens gebracht, und wurde durch hundert Worte schlichte Geschichtserzählung vollkommen gerettet. Die fünf übrigen waren rein wie die Unschuld, und man hatte sie nur durch die unverantwortlichsten pädagogischen Klatschereien in übeln Ruf gebracht. Aber, — hört mich an, ihr Menschen! — in zweien dieser letztern Fälle waren die Sünder — die Erzieher selbst; in einem — der Vater!

Ihr — Gott verzeihe mir's! — ihr vielen albernen Pädagogen, deren Zahl noch immer Tausend heißt! Lernt doch erst die Welt kennen, ehe ihr erziehen, oder auch nur über Erziehung schreiben wollt! (Denn das Letztere ist jetzt Gottlob ziemlich unschädlich gewor-

Von ernsthafter Neigung zur Rache weiß ich aus meinen Kinderjahren nur ein einziges Beispiel, welches mir aber ewig interessant bleiben wird, weil der Mann, an dem ich mich rächen wollte, unter die allerseltsamsten gehörte. Er schrieb sich zwar Christian Zimmermann; allein das Dorfpublikum gab ihm nie diesen, sondern nur viele auffallende Spitznamen, worunter die

---

den. Seit einigen Dezennien „läßt sich zwar die Weisheit noch hören auf den Gassen und in den Buchläden; aber Niemand achtet ihrer!“) Auf den Akademieen, unter den Handwerksgesellen großer und armer Zünfte, bei schlechtbezahlten Regimentern, ja im Ehestande, — da, da müßt ihr eure „heimlichen Sünden“ (und gerade die, von welchen wir jetzt reden) aufsuchen — denn da sind ihre Hauptsitze, und nicht im Paradiese der unschuldigen Kindheit, in welchem ja noch keine Pflanze der wahren Sinnlichkeit sproßt, wenn ihr selbst sie nicht durch unverständige Beschwörungen zur allzufrühen krüppelhaften Erscheinung hervorruft. Vor allem hüthet euch, daß diese Kleinen euch nicht das alte deutsche Sprüchwort zurufen mögen: Ihr sucht uns hinter den Ofen, weil ihr selbst dahinter gesteckt habt! Hüthet euch besonders vor der allzugroßen Behutsamkeit in allen Reden und Handlungen des geheimen, der Scham untergeordneten Lebens, und schleicht den Kindern nicht mißtrauisch nach, und blickt nicht so ängstlich seitwärts nach ihnen; denn nichts reizt das Kind so sehr als die Mysterie; und das kluge Kind kommt endlich doch hinter die eurige; und dann auf dem schädlichsten Wege!

vornehmſten waren: Speck=Chriſt, der Speckſchneider, Speckſchneiders Firchen, Herr Chriſt, Speckſchneiders Chriſt. — Der Mann handelte offenbar mit Speck und hatte auch Sitz und Stimme in der ehrbaren Schneiderzunft, war alſo unſtreitig (wie ſogar aus Acten „conſtirte") ein Schneider — aber für mich ein monſtröſer=, nämlich ein Speckſchneider; welchem Amt

---

Die Kinder ſind ja viel beſſer als ihr! Ich dächte alſo, ſie verdienten doch wohl euer unumſchränktes offnes Vertrauen? Nennt ihnen doch die Sachen mit dem rechten Namen, und gebt ihnen ein ernſtliches Geſchäft dabei, und — laßt Gott und die Natur ſorgen! Ich habe geſehen, daß ein Knabe, der heimlich ſchon Jahre lang über die Entzifferung eines gewiſſen Geheimniſſes nachgedacht und phantaſiert hatte, durch eine einzige vernünftige Derbheit gleichſam aus den Wolken fiel, auf einmal ruhig ward und, — nachdem er ſich lachend noch einige ähnliche Erläuterungen ausgebeten, die wir ihm jetzt friſch und muthig (aber auch vollſtändig) hinter einander weg gaben, — eine ganz neue Unterhaltung anfing, und ſich dieſer mit ganzer Seele und ſo heiter hingab, daß ich im Herzen jauchzte, und der ängſtliche Vater tief aufſeufzte, als ſey ihm nun eine große Laſt vom Buſen weggewälzt. Ich will die Derbheit nicht unbedingt in Schutz nehmen — (zumal da ſie vielleicht da und dort zu meinen eignen Fehlern gehört) aber hier iſt ſie ganz an ihrem Ort, und ihr werdet mit ihr Wunder thun.

Anm. d. H.

ich niemals eine unzweifelhafte Bedeutung abgewinnen konnte, so, daß es mir noch jetzt Unruhe macht und ungewiß vorkommt, ob er seinen Titel blos vom Speckabschneiden, oder vom Speckverkauf und Schneidern zugleich erworben hatte. Uebrigens war er ein kleiner magrer Schneider, mit einem mehr als ellenlangen, zweitheilig geflochtenen, oben am Kopfe gleichsam angesiegelten Zopf, an welchem unten, wo die schneeweißen Haare endeten, das Band allein noch eine Viertelelle weiter geflochten und zuletzt in einer schönen breiten Schleife versammelt war. Er trug einen röthlichblauen Rock, weite schwarze Beinkleider, meergrüne Weste, und immer blendendweiße Strümpfe. Um den Hals her glänzte ein gewässertes, schön ausgezacktes, schwarzgespiegeltes Band von Seide, das ewig neu war, und über dem Busen eine vortreffliche Schleife bildete. — Wann er reden wollte, dann ging stets ein kleines krauses Lachen im Diskant vorher, welches nach und nach stärker ward und sich in einer durch die Gießkanne gesungnen Baßfistel endigte. Dann begann er gewöhnlich mit irgend einem wohlangebrachten Bonmot aus der heiligen Schrift. Auch den größten Impertinenzen und Schimpfreden gegenüber konnte er doch niemals die Höflichkeit unterdrücken; und hierin bestand eigentlich das Monströse, was ich an seiner Menschheit fand; besonders wenn der Baron ihn irgendwo auftrieb und ganz lang-

ſam buchſtabiren lehrte: Schnee, e, ider = Schneider, Mee, e, iſter = Meiſter. Dieſer Mann und ſeine Schweſter, die mit allerlei Specereiwaaren im Lande herumhandelte, waren ein von ihren Eltern herrührendes kleines Pfarrkapital ſchuldig, d. h. ein Kapital, welches zwar der Heiligenkaſſe gehörte, wovon aber der Prediger die jährlichen Zinſen als Beſoldung genoß. Die Geſchwiſter ließen ihre Zinſen von Jahr zu Jahr aufwachſen, und verſprachen immer, ſie durch Waaren zu berichtigen; aber jede Waare, die mein Vater verlangte, war „eben nicht vorräthig.“ Endlich gelang es meinem Bruder Fritzl an einem Oſterheiligenabend, den Schneider über ſeinem vollen Roſinenkaſten zu erwiſchen, und ihm wirklich zwei Pfund Roſinen abzujagen, welche flur auf die Zinſen gutgeſchrieben und von der Mutter zu Feſttagskuchen verwandt wurden. Am dritten Feiertag erfuhr ich von einem Nachbar, „Speckſchneiders Firchen habe in der Schenke geſagt: Der Pfarrer könne freilich ſehr gut ſingen laſſen „„Wir eſſen und leben wohl im rechten Oſterfladen““ — wenn er (Firchen) ihm die Roſinen umſonſt dazu liefern müſſe.“ — Dieſer Hieb (gewiß der ärgſte, vielleicht der einzige, den je ein Beichtkind meines Vaters auf den ſo innig und allgemein geliebten Lehrer geführt hat!) ärgerte mich um ſo mehr, da mein Vater ſchon jeden Schein von irgend einer Völlerei für ſchändlich hielt,

und wir zu Hause wirklich viel mäßiger lebten als mir lieb war. Ich sagte weder meinem Vater noch sonst einem Menschen etwas von dieser Sache, um erstern nicht zu kränken; aber in meinem Innern entspann sich eine Rache, die zwar lange ohne einen bestimmten Plan fortglimmte, aber so bedeutend war, daß ich sie während eines ganzen Sommers und Herbstes in mir herumtrug. Erst kurz vor Weihnachten sah ich Mittel zu ihrer Befriedigung. Ich bemerkte nämlich eines Morgens, daß die Schwester meines Feindes mit einer ganzen Ladung Christwaaren zu Hause ankam. Sogleich befehligte ich einige Buben von meiner Bekanntschaft, sich näher von den angekommnen Vorräthen zu unterrichten. Diese gingen in das Haus, um etwas zu kaufen, und brachten mir bald die frohe Nachricht zurück, daß die neuangeschaffte Provision schon ausgepackt überall in seiner Stube umherstehe. Der unbedingten Vollmacht meines Vaters gewiß, sprang ich schnell und listig (es war in der That etwas Katzenartiges bei meiner Handlung!) um die Hausecke herum und hinein. Kirchen saß ganz allein emsig nähend zwischen all den Nüssen, Pfefferkuchen, Reitern, Puppen, Marzipanfiguren, Flinten, Säbeln, Trommeln und Peitschen da; — und nachdem ich den Ueberraschten mit einer gewissen Freundlichkeit (die mir noch jetzt wehe thut,) gegrüßt hatte, wußte ich mich in meiner Rache so wenig

zu mäßigen, daß ich, ſchnell rings um mich her zeigend, lebhaft fragte: Wieviel wohl das Alles werth ſey! Der Mann erſchrack, und — ich war hierdurch plötzlich entwaffnet! Er konnte nichts von dieſen Reichthümern verheimlichen und bemerkte nur mit einer leiſen Stimme, die mich immer tiefer rührte, „er wünſche doch auch von andern Käufern etwas Geld für die Feſttage zu löſen.“ Und ich — der über mehr als zehn Thaler gebieten konnte, — wählte jetzt höchſtens für zwei Gulden Waaren aus, und dieß mit ſo furchtſamen Blicken und mit ſo zitternder Hand, als fürchtete ich einen Raub an dieſem loſen Schuldner zu begehen. Mein Vater, dem ich zu Hauſe den Hergang der ganzen Geſchichte erzählte, ſchalt zwar auf die Saumſeligkeit des Menſchen, lobte mich aber dennoch wegen meiner gegen ihn bewieſenen Schonung und Mäßigkeit. Vor mir hatte von nun an der arme Teufel auf ewig Ruhe. Ich liebte ihn von Herzen.

Auguſt, du biſt meiner Fahrt von den Freudeninſeln zum Eilande der Sünden gefolgt: ſchiffe nun auch noch mit mir hinüber zu einigen jener reich blühenden Geſtade, von welchen die Orangendüfte früher Liebe zum erſtenmal der jungen, ſo bang und ſelig

aufathmenden Bruſt entgegenwehten und wie ein ſüßer Schrecken das zarte Herz anrührten!

In meinem ſiebenten Jahre ſah ich einſt wenige Stunden lang ein ſchönes Kind. Sie hieß **Luiſe**, und ihrentwegen bleibt mir dieſer Name ewig werth. Ich ſchnitt ihn — ach, mit welcher geheimen Feier! — in die Rinde eines jungen Baumes ein. Aber ein falſcher Freund und mein Bruder entdeckten den allzutiefen Schnitt und verriethen die Sache dem Vater, welcher mich wegen dieſes „Baumfrevels" ſchlug. Zehnmal ärgere Schläge hätten mich indeſſen nicht halb ſo ſehr geſchmerzt als eine einzige fürchterliche Frage meines Vaters nach der **Bedeutung** jenes Namens, die zum Glücke nicht gethan ward, worauf aber meine neugierigen Feinde es eigentlich angelegt hatten. Ich konnte mir ſelbſt insgeheim keine mögliche Antwort auf eine ſolche Frage **denken**, ohne zugleich vor Scham mächtig aufzuglühen. Doch, nun hatte ich auch für den ſchönen Namen **gelitten**; — und mit welchem Entzücken ſprach ihn meine Seele aus wenn ich entſchlief und erwachte! Wie ſelig träumte ich da! Nicht von Händedrücken oder Küſſen, — nur von meinen verſchämten **Geſtändniſſen**, die es **kaum waren**, aber **mich** unausſprechlich beglückten! Ich hatte kein Wort mit ihr geſprochen; wir hatten nicht zuſammen geſpielt; nur unſre **Augen** waren ſich begegnet und

hatten lange mit einem wechselseitigen Wohlwollen einander angelächelt, wozu die Lippen keinen Muth hatten. Einst stand das sanfte Kind im Traume vor mir, — wieder so lächelnd, wieder so stumm wie damals. Aber ich öffnete jetzt den Mund, und indem ich schüchtern fragte, „wie es ihr gehe?" sah ich sie freundlich nicken; ihr Mund lächelte mich zum erstenmal an und ihr Auge schien mich näher herbei zu winken. In diesem Augenblicke schaute ich ihr kühn und gerade ins Angesicht, und sprach sehr leise: „Seyn Sie mir doch gut!" Aber die Empfindung, in der ich diese Worte aussprach, war so neu und mächtig, daß ich zuckend vor Wonne aus dem zarten Schlummer auffuhr. Daß ich ihr meine geträumten Worte einmal wirklich sagen wollte (wenn sie nämlich wiederkehrte, mit mir allein spielte, traulich neben mir Blumen im Gras abpflückte — ach, es mußten noch viele andere Umstände zusammentreffen, wenn es geschehen sollte!) —: Dieß war das Allergeheimste meines damaligen Lebens, welches ich mir selbst nur zuweilen in tiefer Einsamkeit gestand, und wovon ich den süßen Vorsatz schwerlich in den ersten Jahren wirklich auszuführen gewagt hätte! Aber bald nachher erfuhr ich die Nachricht von ihrem Tode. Diese machte eben keinen besonders tiefen Eindruck auf mich. Sie heiligte zwar den schon erhaltnen und das werthe Andenken noch mehr; allein de.

Todesfall selbst war mir gewissermaßen lieb, oder doch beruhigend, weil ich bisher immer vor unserm nächsten Wiederbegegnen eine entschiedne Bangigkeit gefühlt hatte. Doch weinte ich einst bitterlich über ihren Tod.

Bald darauf sah ich in der Kirche ein artiges Bauernmädchen, deren schwermüthig blickendes schwarzes Auge mich heute plötzlich zu rühren schien. Ihr jüngres Schwesterchen stand an der Mädchenbank vor ihr, und wiewohl diese weit schöner war als die ältere, so erblickte ich doch in ihr nur eine Art von Iris, die ich bloß dazu geschaffen glaubte, um die Reize meiner Juno noch mehr zu verherrlichen und deren Dienerin zu seyn. Meine jüngste Schwester war mit ihr bekannt, und diese bat ich, ihr zu sagen, „sie sey ein hübsches Mädchen." Dafür ließ mich das Kind „schön grüßen." Nun war mein höchster Wunsch der, ihr selbst bald etwas Aehnliches zu sagen, wozu sich aber lange keine Gelegenheit fand. Endlich, — als ich einst aus der Gartenthüre trete, — seh' ich auf einmal nicht weit von mir die schöne Susanne in der jungen Saat Gras suchen. Schnell spring' ich in den Garten zurück, und stehe nun unentschlossen und blöde da, mit — ach, mit welchem hochklopfenden Herzen! — Dieser Zustand dauerte lange — und, gewiß, ich war vor Scham wahrhaft krank. Zuletzt siegte die vermeintliche Zärtlichkeit. Ich schritt rasch durch das Saatfeld zu ihr hin — doch ward mein

Gang immer langſamer je näher ich ihr kam, und je gewiſſer ich wußte, daß man mich bemerkt hatte. Aber als ich ſie endlich leiſe zu grüßen wagte, da lächelte ſie mich mit einer allzuvollen und gemeinen Freundlichkeit an, und ward doch im Nu bis an die Ohren roth, hüllte das Geſicht in ihr Schürzchen und bückte ſich dann ſchnell ſo tief als möglich, um Gras zu rupfen. Ich hatte ein ſanftes Kind erwartet und fand jetzt, außer einem ſehr gewöhnlichen Geſicht, auch in dieſem Betragen etwas Irdiſches, und eine Heftigkeit, die mir gar nicht zuſagte und mich aus aller Faſſung brachte. Doch zog ich mich durch einige in der Angſt des Herzens ausgeſprochne Caſualredensarten noch gut genug aus der Affaire, ſchlich bald fürbaß, und konnte es nie mehr über mich gewinnen, dieſem Mädchen nahe zu kommen. Den ich las ſchon damals zum erſtenmal Geßners Idyllen, zu welchen dieſe Schäferin ſchlechterdings nicht paſſen wollte.

Etwas beſſer fuhr ich mit einem andern Bauernmädchen. Sie hieß Evchen und war bildſchön. Ich habe ſie als ein wirklich reizendes und glückliches Eheweib wiedergeſehen, und da haben wir uns unter den anmuthigſten, reinſten Scherzen in die Zeit jener ſanften Kinderträume zurückgelächelt. Ich machte ihre Bekanntſchaft über'm Spiele, bei welchem ſie die einzige unter allen Mädchen blieb, mit der ich mich gut ver-

trug, vielleicht weil sie etliche Jahre älter als ich war. Sie zog mich, schon als den Sohn des Predigers, allen übrigen Knaben vor und nahm jeden Gang, den ich ihr zu Gefallen that, mit einer zärtlichen Freude auf, die mir sehr liebliche Stunden gewährte. In einem herrlichen Thale weidete sie fast täglich die schönen braunen Ochsen ihres Vaters, und zwar in einer Gegend, die man den Rosengarten nannte, weil alle Verzäunungen umher aus wilden Rosenbecken bestanden. Wie oft habe ich jene blühenden Rosenlabyrinthe mit ihr durchirrt! Ihr Mund hatte etwas Rührendes, ihr Lächeln und selbst ihr Sprechen war sanfter und vornehmer, als man es vielleicht je in ihrem Stande gefunden hat. Nie habe ich ihre Hände oder Arme berührt; außer im vollen gesellschaftlichen Spiel, und auch da nur mit einer merklichen Blödigkeit. Ich verlangte niemals mehr, als, bei ihr zu seyn, sie mit Wohlgefallen zu betrachten und mit ihr zu kosen. Einst fand ich den Sohn eines Bauers, ihren nachmaligen Mann, bei meiner Hirtin, wie er neben ihr unter den Rosen lag und seinen Arm traulich um sie geschlungen hatte. Zwar sprang sie mir sogleich entgegen und auch er empfing mich mit Freundlichkeit; allein, die bessere Gleichheit der Jahre zwischen diesen zwei Menschen sowohl als ihr, nach meinen Begriffen unstreitig höchst inniges Verhältniß zu einander, fiel mir plötzlich auf und

ließ mich einen sehr richtig reflektirenden Blick auf mein eignes viel geringeres Alter thun. Kurz, ich sah das Mädchen nie wieder allein, und ich resignirte mich unter sehr schmerzlichen Gefühlen; — nicht etwa, weil ich sie wirklich liebte, (denn dieß war wohl damals noch nicht möglich,) sondern weil ich mich zu jung fühlte, um dieses gute Kind zu lieben, und weil jener Glückliche, dem ich übrigens stets vorzüglich gewogen blieb, sie an Alter gerade um so viele Jahre übertraf, als ich selbst ihr nachstand. Ich habe aber auch in der Folge oft bemerkt, daß der lebhafte, schon liebende Jüngling in der Regel jeder Geliebten, die ihm wegen ihrer allzuzarten Jugend versagt bleiben muß, am leichtesten, und dagegen derjenigen, die er wegen ihrer allzuzahlreichen Jahre lassen soll, fast immer nur unter den peinlichsten Schmerzen zu entsagen vermag; welcher Umstand schon viel Unglück in die Welt gebracht hat. Gewöhnlich ist die Ursache des letztern Falles eine gewisse Heftigkeit in der Liebe von Seiten des älteren weiblichen Geschlechts; aber nicht immer.

Seit dieser Zeit fing ich an, die Landmädchen geringer zu achten, und nach dem Umgange mit den allervornehmsten Kindern zu streben, die ich nur finden konnte, um endlich einmal einer Gestalt zu begegnen, deren sich mein Geßner nicht zu schämen brauchte.

Am Kirchweihfeste fand sich in Wilhelms Hause ein artiges wohlgebildetes Mädchen ein, die mir gerade recht kam. Ich theilte Wilhelmen meinen Plan mit, nach dem wir beide uns gemeinschaftlich in die kleine Hexe verlieben wollten, welche auch wohl unsre zärtlichen Absichten sehr bald merken mochte. Dieser Plan war übrigens, — wenn gleich Jeder dem Andern zuschwur, er sey in der That ernstlich verliebt, — doch natürlicher Weise, und wie schon seine Anlage zeigt, nichts weiter als eine reizende Lust- und Leuchtkugel, für unsre eigne innige Freundschaft aufgeworfen, und nur zum besten dieser berechnet. Aber welch ein herrlicher Nachmittag, an welchem wir die Rolle zweier „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavaliere" so vortrefflich spielten, daß wir zuletzt an unsre Liebe wirklich glaubten, ohne doch dem schönen Glauben an unsre eifersuchtlose Freundschaft nur um einen Schritt zu nahe zu treten! Das plötzliche Dazwischentönen irgend einer Hunde- oder Saujagd hätte auch sicherlich in einem Nu Amors ganze Macht vernichtet. In der Abenddämmerung ward die Sache am ernsthaftesten. Da schälten wir frische Wallnußkerne für das auserwählte Lorchen, und Jeder überreichte die seinigen mit spanischer Galanterie auf der Spitze einer Gabel. Dabei ersann ich auch eine Liebesprobe, und fand vermöge derselben mit Entzücken, daß die Dame, so oft

ich mit Wilhelms Gabel die meinige zugleich zu ihr hinbewegte, stets zuerst nach der meinigen griff. Auch leuchtete oft, selbst mitten unter Wilhelms zärtlichen Abfütterungen, doch gar mancher süße Blick aus ihrem großen Auge durch den Schleier des Abends in die meinigen herüber. Dieß verursachte mir zwar ein gewisses Wohlbehagen in allen Gliedern; aber ich suchte die Ursache davon nicht sowohl in ihrer vielleicht stärkern Neigung zu mir, als vielmehr darin, daß Wilhelm zweimal seinen geschälten Kern selbst aß, welches ich ihm kaum verzieh, und insgeheim verwies, da ich schlechterdings nicht begriff, wie Unsereiner in diesen goldnen Stunden einen so sündlich gemeinen Appetit zu Nüssen, ja zu den köstlichsten Leckerbissen in der ganzen Christenheit spüren oder gar stillen könne. Ich fühlte dabei wohl Mitleiden mit meinem Freunde, weil ich glücklicher war als er; doch mochte ich ihm mein Glück nicht abtreten, weil ich fürchtete, dieß werde ihr wehe thun. Der redliche Wilhelm lud indessen seinen Rival auch für den Abend ein, und sie selbst bat mich so schön, wiederzukommen, daß es mich innig schmerzte, als ich zu Hause einen Gast fand, der mich um diesen seligen Abend brachte. Ich konnte in jener Nacht vor Sehnsucht nicht ruhen und schlief erst gegen Morgen ein. Und als ich des andern Tages zu meinem Wilhelm

flog, — da war die Geliebte schon abgereist, und ich sah sie niemals wieder!

Als einen bestimmten Zeitpunkt, in welchem die eigentliche Geschlechtsliebe zum erstenmal in mir rege ward, kann ich mit ziemlicher Gewißheit den Anfang meines vierzehnten Jahres festsetzen, wiewohl dieselbe nachher wieder auf einige Zeit einschlummerte. Ich schließe Obiges hauptsächlich aus einer Anekdote, die mir immer merkwürdig geblieben ist. Damals fing ich nämlich an, eine große Unverträglichkeit gegen das weibliche Geschlecht zu zeigen. Ich war auf alle Mädchen mit Bosheit erpicht. Je größer ihre Anzahl bei unsern Spielen war, je angenehmer fand ich diese; aber nur deßwegen suchte ich die Mädchen auf, um sie recht feindselig, ja hart und grausam zu behandeln. Meine Geßner'schen Mädchen liebte ich dennoch immer in der Stille und mit Wehmuth fort; aber die lebenden Mädchen wurden mir alle so fatal, daß ich zuweilen mir selbst deßwegen boshaft vorkam. Und so konnte denn ein schönes mich anlächelndes Auge, ein Paar freundlich blühende Lippen, ja selbst ein zierliches Füßchen, hauptsächlich aber ein weißer Hals und eine zu wenig bedeckte Brust, — gerade alles dieß konnte mich am meisten erbittern. Es mißfiel mir keineswegs; aber ich wünschte mich gerade an den höchsten Reizen der Mädchen zu versündigen, — sie zu ruiniren. —

Einſt ſpielten unſrer Viele im Garten ein ſehr lebhaftes Spring- und Fangſpiel. Eine liebliche Brünette, — ſie war ein fremdes Fräulein, mit der ich in den vorigen Tagen ſchon zweimal Streit bekommen hatte, — fuhr wie Queckſilber unter uns herum, neckte vor Allen mich ohne Unterlaß und nannte mich „ihren ſchönen Schwarzkopf.“ Nichts erbittert einen wilden Knaben mehr, (und nichts ſetzt, wie mich dünkt, ſelbſt einen männlichen Mann in beſchämendere Verlegenheit,) als wenn ein ſpottendes Weib ihm „das weibiſche Ding Schönheit“ öffentlich vorwirft. Ich ſann auf Rache, zu deren Ausführung ich den heutigen Tag und Ort am bequemſten fand. Es waren auch zwei adliche Kinder des Ortsherrn dabei, die mich ſehr liebten und im Nothfalle bei Jedermann vertreten und herausgeredet hätten. Uebrigens ſollte das Fräulein des folgenden Tages wieder nach Hauſe reiſen, und deßwegen wünſchte ich doch, es möchte lieber heute noch gut thun. Ich ſagte ihr alſo nur, „wenn ſie uns immer beleidigte, ſo würden wir ſie vom Spiel ausſchließen.“ Aber ſie wollte mit Gewalt Händel haben, warf mir einen Kuß zu und ſagte: „Es iſt ja doch dein Ernſt nicht, mein liebes Schwarzköpfchen.“ Jetzt hieb ich ſie mit einer kleinen Spitzruthe gerade an den prächtigen Hals. Sie biß die weißen Zähne auf einander und verſchmerzte auch dieſe Beleidigung. Dann trat ſie erhitzt aus dem

Kreise näher auf mich zu, und die kleine Brust zitterte in hohen Schlägen auf. „Seht doch die rothen Backen!“ rief sie mit funkelnden Blicken und wollte unter spöttischen Schmeicheleien mir an's Kinn greifen. Aber sie erschrack jetzt vor meinem Zorn. Einer meiner Vertrauten, der mich in Rücksicht solcher unangenehmen Betastungen schon kannte, drängte sich eilig zwischen uns, und so gewann sie Zeit zur Flucht. Allein ich schoß ihr wüthend nach; sie schrie einigemal aus wirklicher Angst, raffte die letzten Kräfte zusammen und ward endlich hinter einer großen Nußhecke eingeholt, wo das geängstete Mädchen einen sehr harten Fall that, und sich mir nun in einer Lage zeigte, die mich seltsam ergriff. Schon kniete ich rachelustig neben ihr. Sie streckte mir die Händchen entgegen und sagte flehend und mit leiser, zärtlicher Stimme: „Was habe ich dir denn gethan?“ Ich fühlte in diesem Augenblick alle jene Erbitterung gegen das Mädchenvolk, die ich oben geschildert habe, in einem viel höhern Grad als jemals; aber, indem ich um mich her blickte, bemerkte ich mit einem gewissen Erstaunen, daß wir hier ganz allein waren; — und jetzt — als ich wieder einen vollen Blick auf die reizende Gestalt warf, die in dieser üppigen Lage mit so flehenden und schmachtenden Augen zu meinen Füßen da lag, — jetzt durchfuhr mich auf einmal der zuckende Schauder einer unaussprechlichen Lust,

und meine ganze Wuth ſtarb in einem einzigen Seufzer, welchen auch ihr eigner zitternder Athem mit einem leiſen Ach! aus tiefſter Bruſt beantwortete. Ich hielt indeſſen ihr Ach! für den Ton des Schmerzes und erſchrack. Unſre Lage war auch zu neu und überraſchend, um länger als einen Augenblick zu dauern. Namenloſe Gefühle trieben die Beängſtigten auf; ſchnell half ich ihr empor und zog ſie in's Freie. „Sieh' mal! ſagte ſie zärtlich und zeigte auf die feuerrothe Spur meiner vorhinnigen Grauſamkeit an ihrer weißen Bruſt; ſetzte aber ſogleich hinzu — vermuthlich weil die Scham jetzt Thränen in meine Augen trieb: — Es thut aber nicht mehr wehe! Willſt du nun wieder gut ſeyn?" Ich fühlte zugleich, daß ſie meine Hand leiſe faßte und drückte, aber ſchnell und zitternd wieder los ließ. Dieß vollendete meine Verwirrung. Wir ſetzten zwar mit den Uebrigen unſer Spiel fort, kennten aber einander vor innrer Bewegung kaum verſtohlen mehr anſehen. Ich ſchlich mich bald insgeheim aus dem Garten weg, der mir zu enge ward; aber als ich ſchon weit davon im Felde herumflatterte, bemerkte ich, daß die Kleine, an die Gartenthüre ſich lehnend, mich beobachtete, — und nun floh ich ſchneller dem Walde zu. Das Kind ſtand in meinem Alter, und war vielleicht ſchon weiter fortgerückt als ich, oder ſie ſah wohl gar den erſten Strahl der Liebe mit mir zugleich aufblitzen? Erſt

lange nachher habe ich die richtige Bedeutung dieser unvergeßlichen Geschichte aufgefunden. Damals beunruhigte sie mich blos, und erzeugte den Vorsatz in mir, das Fräulein bei Gelegenheit noch einmal recht warm und flehend um Verzeihung zu bitten, übrigens aber kein Mädchen wieder zu beleidigen, lieber sie alle zu fliehen, da sie mir von jetzt an schwach und schonungswürdig vorkamen.

Nicht lange nach diesem Vorfalle sah ich in Gesellschaft meines ältesten Bruders die Tochter eines Verwandten, welche in tiefer Einsamkeit auf dem Lande herangewachsen war. Ihr artiges Gesicht zog mich sehr an, noch mehr aber ihre geistige Bildung, die ich in diesem Winkel nicht erwartet hatte. Sie sprach so lieblich, unterhielt den neuen Vetter so angenehm mit ihren und seinen Lieblingskünsten, Musik und Zeichnerei, und lächelte ihm dazu so schön, so freundlich und oft in die Augen, daß der Beglückte sich und jeden Menschen im Herzen selig pries, dem die himmlischen Mächte ein so hübsches Mühmchen zu Theil verliehen. Bei'm Abschied umarmte mein längst erwachsner Bruder das Kind ohne Umstände, und sie gab sich seinen Küssen mit sanfter Herzlichkeit hin. Ich blöder Mensch aber beurlaubte mich hölzern aus der Ferne, und ach, meine Küsse waren nur Blicke! Die folgende Nacht hatte ich meine heutige große Ermüdung noch in der Fremde zu

verſchlafen; aber ich war ſehr beängſtigt, und das ganze Weſen meiner Jugend wallte in Unruhe mächtig auf. Gegen Morgen belohnte mich ein Traum deſto reicher, in welchem die ſchöne Kuſine ſich mir eben ſo traulich ergab wie geſtern meinem Bruder; aber, in viel zartern Verhältniſſen und in ganz verklärter Geſtalt! Da verging ich vor wunderſeligem Schmerz! Mir war, als ſey all mein Leben in ihren Armen zerronnen. Ach wie glühend und brünſtig liebt doch die Unſchuld im Traume, ehe ſie zur Liebe erwacht! Die Arme ſehnend ausgeſtreckt und mit einem lauten Ach! ſchlug ich meine Augen auf, und — Alles, was mir die Götter von dem himmliſchen Traum übrig gelaſſen hatten, war nur der ſchnarchende Bruder Chriſtian neben mir! — Von ſolchen Empfindungen, wie mir vor kurzem das Fräulein verurſacht hatte, war dieſer Traum völlig frei. Geßner allein befand ſich wieder mit im Spiele. Aber ein kühner Wunſch bemächtigte ſich doch von jetzt an meines Herzens: ich wünſchte noch einmal mit den Lieben auf einem ſehr reizenden Felſen, den wir mit ihrem Vater beſtiegen hatten, ganz allein zu ſtehen. Dort wollte ich ſie um einen Kuß bitten. Nach einiger Zeit wußte ich wirklich mit Hülfe des Glücks alle dieſe Umſtände herbeizuführen; dort ſtand ich allein mit ihr, umgeben vom herrlichſten Schmucke des Frühlings! Nur Eins fehlte mir: die Kühnheit! Ich ging, wie

ich gekommen war, blöde und ungeküßt von dannen. (Es war die Zeit der sogenannten Flegeljahre!)

Die schönste Blume, deren stillaufschimmernde Blüthe mir noch immer aus der Kindheit sanft herüberlächelt, erblickte ich um diese Zeit im Garten eines einsamen Landschlosses, spielend in der Mitte reizender Schwestern. Ein wunderholdes Mädchenbild! Jugendlich, wie ich noch keins fand; — rührender für mein Herz, als alle vorigen! Ihr junges Leben so voll und warm, so frisch, wie der saftschwellende Pfirsich; — ihr zärtliches Auge so himmelblau und rein! Ach, ihre Farbe glänzte zarter und heller als Bergschnee in der Abendröthe und auf ihren Lippen schien der Schmerz unter den Rosen zu schlummern! Friederike, du warst wie ein Engel! Alle Reinigkeit dieses Herzens hat dein sanftes unschuldiges Bild mir bewahrt! Ja jedes mir nahende Verbrechen ward von diesem ewigwerthen Bilde zurückgescheucht! — — Ich sah sie oft, und stets mit seligern Gefühlen, und auch sie blickte mich immer holder an. Einst reichte ich ihr Blumen und meine Lippen faßten leise die weiche Hand, die sie mir im Küssen erröthend zu entziehen strebte. Ein kleiner Freund, der mit mir war, flüsterte mir heimlich zu „es sey doch ein wenig adelstolz von ihr, daß sie mir ihre Hand habe verweigern wollen." Wie armselig und verächtlich kam mir dieser gute Junge jetzt vor!

Ich wußte beſſer, wovor das Kind zurückbebte! Ich fühlte damals ſchon, von welchem Adelſtolze die Bruſt der zärtlichen Jugend aufſchwillt; — von Scham und heißklopfender Angſt! O welche vollblühende Stunden des Glücks ſind mir dort an deiner Seite geworden, du jugendlich ſtrahlendes, unvergeßliches Kind! Dort, auf den Höhen des kleinen Weinbergs, — über dem grünen Wäldchen, — zwiſchen den tauſend bethauten Grasblumen, — in der hohen Laube, aus welcher du mir einſt mit dem weißen Tüchlein ſüßes Lebewohl herniederwehteſt, als ich wieder nach der Heimath zurückwandelte! O wie hat meine Seele nach deinen unausſprechlich ſüßen Lippen gedürſtet! Wie oft — wenn meine Phantaſie mir dieſe Lippen vom Schlummer halb geöffnet und im Lächeln des Traumes aufgeblüht zeigte, — wie oft habe ich mich da zur Biene gewünſcht, um ein einzigesmal aus ihrem Honigkelche zu nippen! Da ging das Frühroth der Liebe herrlich in mir auf, und ſchon glänzte mir zuweilen in der himmliſchen Farbe ihres Geſichts auch der ganze ſchöne Leib aus meinen Traumſchlüſſen entgegen; aber es gab nichts Reineres, als dieſes Götterbild meiner Phantaſie in ſeiner keuſchen Nacktheit; und die Unſchuld meines eignen Herzens hing mir Feigenblätter vor Alles was ich auch ſchon aus Gemälden kannte. Und ſie verſprach einſt, mich einmal zu dem einſamen Fiſcherhäuschen am Strome

zu geleiten. Auf jenen frischen Wiesen, unter jenen Laubgewinden, — dort wollten wir wandeln! — Dort, hoffte ich, sollte der erste Kuß meinen Blicken das Paradies des Lebens öffnen, wie der erste Sonnenstrahl die Farben der Flur erleuchtet. Aber ach, die Zeit riß mich mit stürmischer Eile aus ihrer Nähe fort!

Ewig seyd ihr meinem Andenken theuer und werth, Ihr holden Kinder, ihr süßen Gestalten, um die mein junges Herz sich einst in so zarten Liebesahndungen bewegte! Eure Bilder kann nichts aus diesem Herzen vertilgen!

Doch, die Zeit kam nun, in der ein voller Strahl der Liebe meine bebende Seele durchfuhr; aber — wie könnte ich es wagen, diesen heiligen Schleier zu heben! O Gott, das Leben ist ein Traum!

Längst ist die Sonne geschieden, Freund! Längst sind auch meine Glücklichen dort unten in der Stille von mir gewichen und über meinem Pergamente dunkelt es schon. Gute Nacht!

Zehnter Brief.

Liebenstein am 2. Aug. 1805.

Nein, so kann es nicht länger bleiben! Sie ist wieder da; — Klothilde — das siehst du schon an meiner Heftigkeit!

Auch der sanfte Stromberg ist anfangs vor ihrem Bild erschrocken. „Es kommt mir vor, sagte er, als gehörte dieses Weib nicht zu uns. Sie ist schön wie ein Engel, aber nicht wie ein Mensch. Ihre Lippen sind röthlich, und doch blaß wie die Ohnmacht. Ihr Blick ist groß, aber kalt wie die Unfruchtbarkeit; ohne schwüle Angst kann ihn der warme Mensch nicht ertragen!“

Sie hat aber mit ihm gesprochen von dem was er liebt. Sein Auge war darauf lange wie verklärt; aber er wurde nach diesem Gespräche sehr stille, und, sonderbar! er weigert sich seit dem, mit mir von Klothilden zu reden. Es ist, als habe er Hoffnung, den wunderbaren Sinn, der in der Natur dieses Weibes liegt, zu fassen; wozu mir gegenwärtig, außer dem Muthe, sogar der Wille fehlt. Wer erklärt mir doch die Verirrun-

gen meines Herzens! Sieh nur, ich muß, hartgezwungen, dieſe Wundergeſtalt anbeten; aber ich ſehne mich, Betrug und Verbrechen an ihr zu finden; — ich wünſche, ſie zu haſſen, zu verachten!

Fänd' ich doch nur einen einzigen Zug des menſchlichen Verderbens an ihr! — eine heftige Leidenſchaft, eine verzeihliche Schwäche; irgend ein gemeines Urtheil! Aber, da iſt kein freundlicher Hinterhalt, aus dem dich die ſüße Menſchlichkeit nachbarlich anlächelt! Sie weint — das iſt das Einzige, woran ich mich bis jetzt hielt; aber ihre Thränen fallen nicht für das Irdiſche; nur Bilder des Himmels ſchimmern auf ihren Spiegeln.

Den 3. Aug. früh.

Ich will verſuchen es dir wiederzuerzählen, was mir begegnet iſt.

Geſtern gab uns Stromberg ein kleines Souper oben im Walde, wo die Hitze dieſes Abends am erträglichſten war. Die Geſellſchaft beſtand aus fünf Männern und fünf Frauen. Der edle Wirth ertrug unſern Juſtizrath, welcher dieſen Abend faſt beſtändig ſich an ihm rieb, mit einer ſo himmliſch freundlichen Langmuth, und erbeutete überhaupt durch ſeine ſanfte Fröhlichkeit aus jedem Blicke des artigen Zirkels ſo viele warme Liebe, daß Julchen wie verklärt von Entzücken an ſeiner Seite daſaß, und

einmal, als er so freudig „von der Anmuth dieses Lebens" sprach, sich gänzlich vergaß und mit voller schmachtender Zärtlichkeit an seinem reinen Blicke sog, als wünsche sie vor inniger Liebe zu sterben. Selbst Klothilde sah mich da mit einer Freundlichkeit an, die mir ganz neu war und einen wunderbaren Trost in mein Herz goß. „Diese werthen Menschen! sagte sie leise: Wie sie liebenswürdig sind! Wahrlich, Ihr Freund gehört zu den herrlichsten Seelen, die jemals in den Kerkern des irdischen Lebens schmachteten." Bei den letzten Worten überfiel mich wieder ein Schauder. „O, was that Ihnen das holde Leben!" sagte ich mit Wehmuth; aber sie schwieg, und ich sah fest und gläubig in Julchens lebenvolles Angesicht hinüber, und suchte dort Trost und fand ihn.

Man hatte uns Lichter gebracht, deren Funkeln dieser ruhigen Waldnacht auf die seltsamste Weise Gewalt that, und besonders von den spiegelnden Tropfen des kommenden Nachtthaues sehr romantisch aus den Tiefen der Blättermassen zurückblitzte.

„Minchen!" hörte ich jetzt Klothilden leise rufen. „Jesus Maria!" flüsterte Jene kaum hörbar, und sah starr und erschrocken nach Klothildens Schooße. Erst jetzt bemerkte ich, daß zwischen dieser Nachbarin und mir ein großer Windhund sich eingedrängt hatte, welcher den Kopf auf ihren Schooß legte und leisewimmernd sich von ihr schmeicheln ließ. Indem sie das Thier still betrachtete,

füllte ſich ihr Auge allmählich, wie mit Thränen einer Erinnerung aus der Ferne. „Minchen liebt meine traurige Stella nicht, ſagte ſie lächelnd und blickte dann Minchen bittend an: aber ich kann nicht dafür, daß ſie mir auch lieber gefolgt iſt; — und ſieh doch, wie ſie weint!“

„Nein, Minchen hat Recht; ſagte ich: Gerade die ſchönſten Hunde ſind auch mir in gewiſſer Rückſicht fürchterlich. Und zumal dieſer! Er iſt ſo ſchneeweiß und mit ſo feinen ſchwarzen Flecken geſprenkelt, die Augen ſo hellroth, feenartig und mattglühend, das ganze Thier ſo ſpitzig; — die Haut ſo glatt, glänzend und ſchön, wie an einem giftigen Gewürm; ich ſcheue mich ihn anzurühren.“ Doch ſtreichelte ich das ſtille Thier.

„Arme Stella!“ ſagte ſie kalt. Minchen lockte furchtſam die Hündin, die ihre Stimme wiederzuerkennen ſchien. Aber ſie nahm nur von Klothilden wenige Biſſen an, und ſank dann auf einen Druck des Fingers ſeufzend hinter ihren Stuhl.

„O wenn Sie wüßten, was dieſe Gefährtin —“ Sie brach erſchreckend mitten in ihrer Rede ab, weil ſie einen Wink von Minchen erhielt, die mir überhaupt ſeit der Erſcheinung des fatalen Hundes unruhig bewegt zu ſeyn ſchien.

Die Tante und die Uebrigen empfahlen ſich bald, um noch herumzugehen; Klothilde und Julchen aber blieben auf Strombergs Bitte länger bei uns. „Wer wollte

denn, ſagte er, die goldnen Stunden eines frohen Abends noch kürzer ſchneiden, als die ſparſame Zeit ſie uns zumißt? Das Laub dieſes Hains wird in Kurzem abfallen; drum laßt uns noch fröhlich ſeyn zwiſchen ſeinen grünen Wölbungen und vom Safte der Reben ſchlürfen und uns freuen nach guter Menſchen Art!"

Er blickte ſuchend um ſich, ohne zu bemerken, daß ſein Bedienter hinter ihm ſtand, und, wie ich ſah, Thränen vergoß. Indem er jetzt eine ſchnelle Bewegung machte um ſie zu trocknen, entdeckte ihn der aufſchauende Stromberg plötzlich. „O du gute Seele! ſagte er weich und drückte die Hand des Dieners auf ſeine Bruſt. Nicht wahr, du haſt mich lange nicht ſo froh geſehen? Willſt du uns noch Etwas zu trinken geben? Halt, haſt du unſern Flaſchenkeller hier?"

Der Menſch brachte was er verlangte, und ging dann, heimlich ſchluchzend, in den Wald. Er öffnete jetzt feierlich eine kleine verſiegelte Flaſche und goß unſre vier Gläſer voll. „Ihr werdet, lächelte er, von einem ſehr edlen Gewächſe des Weinſtocks trinken, meine theuren Freunde. Aber für mich iſt es das allerköſtlichſte was mir je die Erde gab: — es iſt der erſte Stromberger Jahrgang!" Wir ſaßen alle ſtumm und erſtaunt über die Engelsſchönheit, in der jetzt ſein Antlitz ſo bräutlich aufblühte. „Vernehmt's! ſagte er ſanft und melodiſch, und blickte wie von Himmelsglück vollberauſcht,

zu den Sternen: Sie hat die erſten Trauben geküßt! Ihre Freudenthränen über dieſen Segen Gottes ſah ich in die Kelter träufeln! Seyd dann froh mit mir; — glücklich mit dem Glücklichen in der Erinnerung! Und wenn ich ihn nun ausſprechе, den himmliſchen Schall, ſo blickt nicht ſtarr und düſter zum Grabe nieder; ſondern ſchaut empor! Ach, meine Freunde, ſchaut hin zu den ewiggeſtirnten Auen des Wiederſehens!"

Wir tranken, und es tönte ihr Name von ſeinen Lippen, ſanft wie Geiſterſäuſeln: „Wilhelmine!" Auguſt, das war eine ſelige Stille, die wir jetzt feierten! Julchens zärtlicher Ausruf endigte ſie. „O es iſt zu viel, mein theurer Stromberg!" ſtöhnte ſie überwältigt, und zog ihn ſchmachtend an ihr Herz und drängte ihn hinaus in die freie Mondnacht.

Dort hat ſie ihm ihre Liebe bekannt und ihn um willige Hinnahme ihres ſchönen Lebens angefleht. Dort hat ſie ſich zu ſeiner Gattin, zum ſüßen Troſte ſeines Herzens, zu ſeiner liebenden Führerin durch die kurze nächtliche Erdenwallfahrt, geweiht. Und, er hat ihr nicht widerſtanden; — ihr, die ſich ſelbſt ganz zu verlieren wünſcht, um ſich verklärt in ſeiner treuen Seele wiederzufinden; und gewiß hat Minchens ſeliger Geiſt den Segen über dieſes Band geſprochen!

„Edle Liebe, ſagte Klothilde, nachdem wir lange geſchwiegen und den Abweſenden nachgeträumt hatten,

übermenſchlich reine Liebe, die all ihr Weſen dem ergibt, der — etwas Anders lieben muß! Du verdienſt ein ſeligeres Loos, als die Erde dir zu geben vermag. Mir iſt, als führten ſie einander jetzt zum Tode, die Armen!"

Da ſchwanden wieder alle Bilder des Friedens aus meiner Seele, und nur ſie ſtand einzig vor mir da, — heilig und ernſt, wie eine Abgeſandte des Schickſals. Ich fand mich jetzt ſo ganz, ſo ſchrecklich allein mit ihr, daß es mir erfreulich vorkam, als in dieſem Augenblicke die Hündin ſchüchtern emporſprang und laut den Mond anjammerte. Aber Klothilde nahte mir jetzt mit einer unbeſchreiblichen Holdſeligkeit und faßte meine beiden Hände mit den ihrigen, deren Eiskälte ich durch die ſeidne Hülle zu fühlen glaubte. „Nicht ſo ſtarr, mein theurer Freund! ſprach die Engelsſtimme: Unſre Seelen haben ſchon allzuviele zarte Wechſelgrüße getauſcht, um einander jemals wieder fremd zu werden; um ſich zu fliehen; am wenigſten aus einer ſo geringfügigen Urſache, als vorhin die verſchiedne Anſicht dieſes kleinen Lebens zwiſchen uns zu ſtellen ſchien. Mit unſern Freunden wollen wir noch dieſes Abends genießen!" Wie bittend war ihr Ton! „Er iſt ſo groß, dieſer Abend! fuhr ſie fort, und zeigte hinab: Das eilende Geſchäft der Ernte ruht ſo ſtill um uns her in den nachterfüllten Thälern, über welchen dort noch des Mondes blaſſe Sichel ſchwermüthig am Gebirge hängt."

Ich war vor ihr hingesunken, und breitete jetzt fröhlich meine Arme ihr entgegen. „O *****! rief ich aus: Wahrlich, wir sahen uns schon einst auf dieser Erde!“ Ich fühlte wie der Schrecken ihre zarten Glieder durchfuhr.

„Heiliger Gott!“ hörte ich noch die Fliehende schreien, und dann sank ich zu Boden.

Stromberg erweckte das schlummernde Leben, und leitete mich zu meinem Zimmer. Er schwieg lange, verließ mich dann mit dem Versprechen, wieder zu kommen, und kehrte bald mit besorgter Miene zurück. „Was kann ich thun, mein Freund? sagte der edle Mensch: Klothilde hat sich eingeschlossen mit Minchen. Vermögen Sie mir diesen Abend noch Erläuterung zu geben?“

Ich fühlte hierzu keine Kraft. Er erzählte mir sein Gespräch mit Minchen noch, und mußte mich dann für die Nacht meinem Schicksal überlassen.

Gegen Morgen schlummerte ich ein, und genoß einer sehr erquickenden Ruhe. Jetzt ist es schon lange Tag. Stromberg wird kommen. Was soll ich thun? Ihm alles sagen? Nein! Ich habe Klothilden nicht Wort gehalten. Ich will nicht zum zweitenmal wortbrüchig werden.

Er hat gestern noch Minchen gesprochen. Unsre Pferde sind bestellt. Auch Minchen reist mit der Tante zu ihrem Vater. Sie wollen in Bamberg zu uns stoßen, wenn — — hier stockte Stromberg. Er sagt, ich soll vor allen Dingen ruhiger werden und mit ihm nach Stromberg reisen; bald wolle man mir einen Aufschluß geben. Wer denn? Worüber denn?

Seltsam! Diese Nacht im Traume stand meine Zauberin Libussa wieder vor mir. Es war ganz dieselbe Figur, die ich auf der Ruine sah; doch kam sie mir dießmal nur ernst und furchtbar, nicht abscheulich vor. „Ich bin Libussa, sprach sie, aber nicht eine gemeine Zauberin, wie du mich nanntest; keine von jenen gestaltlosen Geburten der Finsterniß, die nur das Lügengepräge ihrer alten Mutter tragen, sondern, aus dem Goldquell des Lichtes bin ich entsprossen, wie du. Auf aus deiner Trägheit! Auf und schaue noch einmal die Heimath der alten Menschen, mein ächtes Vaterland, das deutsche Reich! Wandre vor dem hohen trauernden Henneberg ehrerbietig grüßend vorüber; durchirre Frankenlands Garten und seine Ritterschlösser, und denke dort der deutschen Zeit, und rufe dein brünstiges Ach! in die verhallte hinüber; grüße noch auf jener ritterlichen Erde den braven Stamm der Truchseße und der Könize und so mancher Edlen aus voller Brust, — dort auf der gastfreundlichen Bettenburg wirst du eine Ritterhand fassen,

nicht von Eisen, wie die des alten Göz von Berlichingen, aber kraftvoll und warm, und einem deutschen Herzen so nahe wie Götzens Linke; — dann ziehe an den Rhein, und fort nach Süden; tritt hin zu den Ruinen von Wittelsbach; — sieh dort um dich, und schaue, wie die Saat eines neuen herrlichen Geschlechts keimt! Da will ich deinem Geiste wieder erscheinen; da will ich dir ein großes Räthsel der Zeit lösen; denn die Erde liegt noch zuckend in Geburtsschmerzen, und bald will ein ungeheurer Geist der Kraft wieder über ihr erscheinen. Er wird gewaltig die Pforten der Zukunft erbrechen, und ihre rostigen Angeln werden wimmern, und der Zeit unzeitige Geheimnisse sollen mit unnatürlichem Geschrei hervortönen."

Sie verschwand und ich erwachte zitternd, als eben die Morgendämmrung anbrach.

Vorhin brachte man Strombergen Briefe aus seiner Heimath und mir ein Päckchen von meinem Brirenfels.*) „Man zweifelt, heißt es darin, nicht mehr am baldigen Ausbruche des fürchterlichsten, allgemeinsten Krieges!" — — O Gott!

Ja, ich sehe ihn schon, den gallischen Helden, — ich

*) Er ist aus den reisenden Malern bekannt.

ſehe den großen Löwen aus ſeinem Thale zornig wieder hervorbrechen; und die Donner ſeiner Stimme tönen ſo laut und ſchrecklich, daß ſelbſt die hohen Alpen und Tyrols unnahbare Felſen von ſeinem Feldgeſchrei wanken und ſtürzen!

Brixenfels ſendet mir unſern Kunſtplan zurück, (dieſe Haimath die ich ſuche, dieſen Liebling meiner Seele!) um ihn für eine freundlichere Aera aufzubewahren. Wird ſie jemals anbrechen? Ich lege ihn für dich dieſem Briefe bei*), den ich jetzt, ach, mit ſo ſchwerem Herzen ſchließe! Lies ihn, theile ihn unſerm alten in ewiger Pracht neuen und jugendlichen Moritz Auguſt von Thümmel mit; bewahre ihn auf, oder ſende ihn dem warmen edlen Jean Paul Richter; — oder gib ihn Ernſt Wagnern, dem er ſo lieb iſt!

Ich ſelbſt gehe dennoch mit Strombergen dem Süden zu. Mögen dort die Gewitter des Schickſals auch über mich hereinbrechen! Ach, du kennſt die ſüße Hoffnung, welche mir ward, die Hauptſtadt der alten, und die der neuen Welt zu ſehen! Iſt auch ſie durch jene fürchterliche Nachricht vertilgt! Wohl! Dann werd' ich

---

*) Er folgt im 3ten Bändchen dieſer Reiſen.

A. d. Herausg.

mit Freudigkeit unter meinen deutschen Menschen bleiben; und als ein treuer Bruder will ich mit den Brüdern leiden und weinen!

Stromberg sagt mir, Minchen schlummere noch. Sollte dies wahr seyn? Und sie? — — Der Wagen ist da. Lebe wohl, du Bester!

Elfter Brief.

Stromberg am 1. Sept. 1805.

Und dennoch, mein theurer Freund, dennoch soll ich ihn heben, den letzten Schleier, der noch eine einzige lichte Stelle in meinem Leben bis zu diesem Augenblicke vor dir verbarg? — Es sey! Aber er hüllte ja selbst vor meinen eignen Blicken jene heiligsten Sterne meines Lebens stets in wunderbare Dämmerung ein, und so werd' ich es wohl schwerlich vermögen, dir eine Begebenheit ins Licht zu stellen, deren Aufklärung vielleicht mein Verhängniß von jeher für eine andere Welt aufsparen wollte.

Indessen macht der edle Stromberg es mir zur heiligen Pflicht, gegen dich, ihn und mich selbst, daß ich eifrig an dem arbeite, was er meine Ruhe nennt; daß ich mein Herz „ausschreibe", und durch Schreiben und Erzählen mich auf Klothildens Wiedererscheinung vorbereite. Um die Zeit der Weinlese soll diese erfolgen. Dann wird auch Stromberg mit Julchen getraut werden.

Ueber unsre Reise hieher sag' ich dir künftig einmal Etwas. Von meinem jetzigen Aufenthalt in dieser reizenden Villa nur so viel: ich habe hier, auch nach allem was ich schon wußte und erwartete, doch gar Manches gefunden, wozu mir vorher Niemand Hoffnung geben konnte, weil es eben unbeschreiblich ist, und weil man es nur selbst finden kann. So erblicke ich mich z. B. sehr oft mitten in meinen Träumen von dem, was wir Beide mit der gesammten übrigen guten Menschheit gewöhnlich „fromme Wünsche" nennen, hier plötzlich mitten in einer dem Schritte dieser Erdenzeit vorausgeeilten göttlichen Erfüllung! Ich will dir dieß deutlicher zu machen suchen, lieber August. Viele Leute, vielleicht ich und du selbst, glauben: es müsse, da doch diese Welt im Ganzen sich unstreitig von Tage zu Tage immer mehr der Vollkommenheit nähert, irgend einmal auf Erden eine gewisse goldne Zeit kommen, in der es zur gewöhnlichen Ordnung der Dinge gehöre, daß zum Exempel der Tagelöhner von seinem Dienstherrn vollkommen geachtet und bezahlt werde, weil er dem Dienstherrn vollkommen redlich und gut arbeitet; daß Jener gerade so glücklich und besonders so reichlich leben könne als dieser, weil Beider Leben nur noch in Rücksicht der gewohnten oder selbstgewählten Art, nicht aber in Ansehung der Fülle ihrer Existenz verschieden ist; daß von einem gewissen Acker das, was er hervorzubrin-

gen fähig ist, auch wirklich erzielt, vollkommen richtig und gut aufbewahrt, beschützt, bearbeitet und benutzt werde; daß man keine andern als vollkommen gute und richtig zubereitete Speisen und Getränke zu Kauf erhalte, (daß man also wirklich Bier oder Wein, und nicht statt dessen schmuzige Jauche, Essig, oder Gift kaufe;) daß jede Waare in dem Wesen, welches der öffentliche Verkäufer von ihr angibt, ächt sey; daß also — — doch genug! Denn ich komme zu sehr auf das Allgemeinere; und davon werde ich dir nächstens ein Mehreres vorphantasiren.

Aus dieser herrlichen Zukunft (in welche uns Gott bald hinüber helfen wolle, und die, bei'm Lichte besehen, doch nur ein großer Fortschritt in der unendlichen Weltbesserung seyn wird!) finde ich nun hier bei meinem Stromberg so viele liebliche Bilder schon in die Gegenwart herübergezaubert; überall trifft mein Sinn auf so ganz vollendete Dinge und Einrichtungen, (die freilich vielleicht noch zur Zeit nur in diesem redlichsten aller Geschäfte, das der Mensch mit der Natur macht, möglich sind) daß ich mich wirklich sehr oft mit sanfter Rührung an die paradiesische Heimath der ersten Menschen erinnert fühle.

Wir sind übrigens hier unbekümmert darum, ob die Donner des Krieges bald, vom Rheine her, über uns hinrollen werden, oder nicht; und unser nachbarliches

Leben mit Julchen und ihrer Familie ist ungemein ruhig und anmuthig. Stromberg lebt wieder ganz für seinen großen Beruf auf, und mit welcher Liebe und Würde macht sich die holde Braut dazu bereit, seine Gehülfin zu seyn!

Möge auch in deinem Busen der Friede des Himmels walten, mein August! und mögest du diese Blätter in so friedlicher Ruhe lesen, als ich sie beginne!

Das vierzehnte Jahr meines Lebens war dem Ende nah. Vater und Mutter waren hinübergeschlummert. Ich hatte schon manches *erfahren*, viel *gelernt*, sehr viel *gelesen*. Mein köstlichster Erbtheil war ein warmes Herz, eine ewige Heiterkeit, ein leichter, jugendlicher Sinn. Ueberall schwebte mein Fuß über Rosen daher, und der Busen trank die Freude aus allen Lüften des Himmels ein. So kam ich zu einem Verwandten, der in einem obern ** Amte angestellt war, und ein herrlich aufgehügeltes Landschloß mitten in den Tiefen des ***waldes bewohnte. *) Ich fand ein sehr liebenswürdiges Ehepaar, und zwei Töchter, welche hier

*) Wir waren genöthigt, von hier an die meisten Namen des Manuskripts wegzulassen oder zu verändern.
A. d. Verf.

die feinste, ländliche Erziehung genossen, und die ich um so lieber hatte, da sie Zwillinge, und mit mir an einem Tage geboren waren.

Hier sollte ich zwei Jahre bleiben, um mit meinem Kopfe noch allerlei Vorübungen zur Akademie anzustellen und die Bibliothek meines Vetters zu benutzen. Es war ein eigner Hauslehrer da, ein trockner, aber gründlicher Gelehrter, den ich mit einer herrlichen Laune sehr bald für meine Zwecke bearbeiten lernte. Ich wählte mir sogleich gewisse für meinen täglichen Selbstunterricht bestimmte Stunden, und hielt diese so lange sehr richtig, bis ich den poetischen Theil von meines Vetters Bibliothek entdeckte, in dessen alleinigem Genusse ich mich nun gänzlich verlor. Meine übrige Zeit, — es war noch Winter, — brachte ich meistens in Gesellschaft meiner Cousinen zu; und ich war dort, selbst bei ihrem Unterrichte, stets willkommen, da ich diesem durch meine immer dazwischen- und mitarbeitende Lebhaftigkeit ein ihnen bisher unbekanntes Interesse gab. Beide wurden mir von Herzen gut. Ich selbst kannte in Rücksicht meiner Liebe zu ihnen fast keinen Unterschied zwischen beiden, wiewohl eigentlich die jüngere gleich anfangs mir die innigste Zuneigung bewies.

In mancher Woche sahen wir fast alle Tage Fremde auf dem Schlosse, weil mein Vetter reich, und in der Nachbarschaft geliebt war. Am frohesten fühlte ich mich

aber doch im alleinigen Kreise der Familie; und meinen eigentlichen Liebling fand ich in dem dritten und jüngsten Kinde des Hauses, einem achtjährigen Sohne, dem schönsten und zugleich besten Knaben, den ich jemals sah, und den wir alle, doch hauptsächlich die Schwestern und ich, mit einer Leidenschaft liebten, vor deren Heftigkeit das arme Kind sich oft kaum zu retten wußte.

Daß mir diese Familie mein ganzes Herz abgewinnen werde, vermuthete ich schon am Tage meiner Ankunft, und zwar bei Gelegenheit folgender Anekdote, die mir unvergeßlich bleibt. Mein Vetter hatte bei Tische von der Nothwendigkeit gesprochen, daß Jedermann seinen Geldvorrath immer selbst kenne, in Ordnung halte und genau und sicher aufbewahre. Als wir gegen Abend versammlet waren, kam der Kleine und sagte sehr angelegentlich: „Jetzt will ich euch allen zeigen, wo ich mir nun mein Geld aufbewahrt habe, — und gewiß recht sicher, lieber Vater!“

„Uns allen willst du es zeigen?“ lächelte dieser, und nahm uns alle, und auch einen fremden Bauer, der so eben ein Geschäft bei ihm beendigt hatte, mit hinaus auf den Vorplatz, wo der Knabe seine That kund machte. Dort hatte er nämlich in das viereckige Loch eines öffentlich hervorragenden Hausbalkens seine kleine Baarschaft eingelegt und ein Deckelchen von Holz künstlich darübergepaßt, mit folgender Inschrift, die gar schön und deut-

lich geschrieben war: „Jedermann wird recht sehr gebeten, diesen Deckel nicht zu öffnen. Anton * * *."

Wir alle lächelten anfänglich, und die klugen Mädchen lachten. Aber der Bauer sagte: „Ach, du lieber, großer Gott!" und blickte wehmüthig auf das Kind, zog seinen Hut nochmals vor diesem ab und ging schnell fort. Und der Vater hob das Kind zu seinen Lippen empor, stellte dann das stolzlächelnde wieder vor seinen wohlaufbewahrten Schatz hin, und winkte uns mit bewegter Miene ins Zimmer zurück.

„Lacht nicht über euern Anton, sprach er zu den Schwestern, weil der gute Junge für die Sicherheit seiner Schätze noch keine festeren Schlösser und Riegel kennt, als diese herzliche Empfehlung, diese glaubensvolle Bitte an die Menschheit, an alle seine Brüder, welchen er in dem seligsten Wahne vertraut, der jemals ein Kinderherz beglückt hat! Da seht ihr nun, welch ein holdes, reines, köstliches Geschöpf der Mensch in seiner Unschuld ist! — O Anton, ich will diesen Zug deines Gemüthes aufbewahren; ich will diese Geschichte niederschreiben; du sollst sie einst lesen, wann ich nicht mehr bin, und da wirst du mit Wonne fühlen, welch ein schöner, unbefleckter Mensch du einst warest! Ach, wehe dem Elenden, — o daß er nie geboren, oder in des Meeres tiefsten Grund versenkt wäre! — der dich einst zum erstenmal zu betrügen, der den himmlischen

glauben an die Menschheit mitten im Heiligthume deines schuldlosen Herzens zu morden wagt! Und — wer will denn nun das traurige Geschäft übernehmen, unsern Kleinen vor dieser schrecklichen Stunde zu warnen, die nicht ausbleiben wird! Ich vermag es nicht; — heute nicht!“

Sanft drückten die Zwillinge ihre nassen Augen an der gerührten Mutter Brust, und ich Fremder übernahm es mit wehmüthigem Pflichtgefühle, dem guten Anton über seine Ideen von Sicherheit die Augen möglichst sanft zu öffnen.

Mir war an jenem Abend, als sey ich unter Engeln, da wir in der Dämmrung so sinnig umherfaßen, und die drei schönen Kinder auf dem bunten Teppiche des Zimmers vor mir spielten und sich küßten, vom hellen Lichte des Vollmondes durchs hohe Fenster angestrahlt und wunderschön erleuchtet! Schüchtern, aber froh wie selige Geister, lächelten die Unschuldigen schon zuweilen den neuen Gespielen an, und zogen ihn endlich auch mit in das Gewinde ihrer zarten Umschlingungen; und dort im Glanze des schönen Himmelslichtes blühte mein Herz zu einer namenlosen Geisterlust auf; Engel spielten mit mir; Engel des Himmels schwammen in den Mondstrahlen auf und nieder, und ich fühlte mich göttlich emporgetragen von den Fittigen der Andacht.

Ach, ihr wonnevollen Frühlingsstunden! O des seligen Zeitalters, da der Mensch noch allnächtlich unter kindlichen Gebeten harmlos und froh in seinem Gott einschlummert, und, so wie das Licht der Thauperle am Morgen sehnsuchtsvoll dem Sonnenlande wieder zueilt, in den gottgesandten Träumen der Nacht den irdischen Leib geflügelt verläßt, und glorreich hinüberzieht in die Auen der Geister, und dort dem Lichtbilde Gottes kindlich naht, und Wünsche vor ihm aushaucht, und vergeht in den Wonnen unmittelbarer Erhörung; und noch selig weinend unten wieder erwacht im Morgenrothe seiner Erde!

Eins machte mir zuweilen Unruhe. Von meinem Fenster aus sah ich im fernen Thal eine kleine Meierei hinter einer lustigen Waldecke hervorblicken. Dort wohne, sagte mir mein Vetter, eine katholische Wittwe. „Sie gehört, fuhr er mit Nachdruck fort, unter die Stillen im Lande. Brav, gut und redlich ist sie allerdings; aber ich halte sie für überbildet, für eine Schwärmerin, eine Scherin. Wir haben unsern vormals sehr vertraulichen Umgang mit ihr einst durch eine freundschaftliche und von beiden Seiten freiwillige Uebereinkunft abgebrochen. Ich wünsche, daß es so bleibe, da wir schlechterdings nicht zu einander passen, und da meinen Töch-

kern ohnehin ein gewisser Hang zur Schwärmerei eigen ist, den ich nicht zu verstärken wünsche. Daher bitte ich auch dich, mein Freund, daß du auf keine Weise eine Erneuerung dieser Bekanntschaft veranlassest, sondern lieber lieber jenes beständige Schweigen über jene Familie beobachtest, welches du auch an uns bemerken wirst. Meide aus Liebe zu mir jenes kleine Plätzchen. Die ganze übrige schöne Gegend steht deinen Wanderungen frei."

„Eine Sekerin!" wiederholte ich jeden Morgen an meinem Fenster; und täglich schaute ich mit höher gespannter Begierde hinüber; und täglich erschien mir jenes schwarze Schieferdach dunkler und bedeutender, das weiße Gebäude heller und der Felsenrücken mit dem jungen Fichtengezweige, der es zum Theil verbarg, romantischer! Dort lag, so glaubte ich, etwas Großes verborgen; dort schien das Geheimniß zu wohnen; in jenem Dunkel vermuthete ich wunderbare Antwort auf so manche geheime Frage des Lebens. Doch die Achtung für eine so ernste Bitte meines Verwandten hielt beständig alle weitere Fragen und Erkundigungen in mir zurück.

Aber, wie hätt' ich mir es versagen können, täglich aus der Ferne nach dem verbotnen Wohnorte hinzuspähen! Alle umherliegenden Berge, Felsen und Hügel bestieg ich; keiner gewährte mir eine Ansicht jenes Ganzen. Auf einigen sah ich nicht einmal so viel, als

von den Schloſſenſtern aus, und die meiſten waren ganz mit dickem Walde bewachſen. Einſt gab ich mir groſſe Mühe, bis auf die Spitze eines Waldhügels vorzudringen, welcher ſich zunächſt über jenem Landhauſe (man nannte dieſes das kühle Thal) empor zog. Obgleich Bäume und Sträuche noch unbelaubt waren, ſo fand ich doch alles ſo dicht in einander verwachſen, daß der kleine leere Platz, welchen ich in der Mitte zu entdecken glaubte, von allen Seiten, ſelbſt für das Wild, unzugänglich ſchien. Da es aber einmal mein feſter Wille war, auf dieſen Platz zu gelangen, ſo blieb nichts unverſucht; und wirklich erblickte ich zuletzt auf einmal eine Art von Pfad, der ſich zwiſchen zwei Felſenſtücken durchwand, von welchen das eine ſo dicht hinter dem andern ſtand, daß man den bequemen Durchgang, vor den eine alte Planke geſtellt war, nur in der Nähe entdecken konnte.

Ich betrat einen kleinen faſt runden Platz, mit Gras eingefaßt, mitten von zierlichen Schlangenpfaden durchkreuzt und mit allerliebſten Beetchen angelegt. Der Schnee mußte längſt von dieſer warmen ſtillen Höhe abgeſchmolzen ſeyn; denn die ſchöne Raſenbank fing zu grünen an, ſelbſt im Gras umher erblickte ich an vielen Stellen ſchon blühende Büſchel von Schneeglöckchen und das hervorſtechende Laub der gelben Sternhyacinthe. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich ſehr intereſſante Dinge. Alle

Beetſtreifen zuſammen bildeten das in die Runde herumgezogene Wort „Frühling.“ Mitten, in der obern Hälfte des h, ward ſo eben durch das herausbrechende Schilf edler Hyacinthen der Name Roſalie, in der untern Hälfte dieſes Buchſtabens Klara (die Namen meiner beiden Couſinen) ſichtbar, und unter dem h, alſo in der Mitte des Platzes, beſchrieben ſchmale Raſenſtreifen voll Veilchen, deren gefüllte Knospen ſchon brünſtig dem Frühlinge entgegenſchwollen, den Namen Lydia, der mir noch niemals ſo beſcheiden und jugendlich blöde erſchienen war, wie in dieſer arkadiſchen Einöde.

Da man von meinem Platz unmittelbar in's kühle Thal hinabſteigen konnte, dieß aber mir verſagt war, ſo erklimmte ich ſchnell die hohe prächtige Hainbuche, an deren Stamm unten die Raſenbank gelehnt war, um auf ihrem Gipfel endlich meine Sehnſucht zu befriedigen. Allein, das umherſtehende, mit mir faſt gleichhohe Dickig dieſer ebenen Höhe verhinderte mich abermals, die Wohnung der Thalbeſitzerin zu entdecken. Doch ſchaute ich in einen Theil ihres vermuthlichen Gartens hinab. Es ſchien ein trefflich angelegter Bezirk. Ich ſah mehrere Parthieen von ungeheuer großen Linden, Platanen oder andern Waldbäumen darinn. Die größte derſelben ſtand ſelbſt jetzt, unbelaubt, mit einem düſtern Dunkel umgoſſen da, aus deſſen Tiefe mir ein weißes Monument in die Augen ſchimmerte.

„Holde Lydia!" sprach ich, und sah wieder auf das freundliche Frühlingsbild unter mir, und betrachtete ihre kleinen Fußtritte in den bereits neu gemachten rothen Sandwegen: „Ich fühle es fest, du gehörst jenem Thale an, und damals weihtest du deinen Freundinnen dieses Sinnbild eines schnellverrauschenden Glücks, als die Eltern euern lieblichen Bund trennten."

Nur die zartesten Erstlinge des Jahres sollten diese kleine Anlage schmücken; denn für andere Blumen war wenig Raum mehr übrig. Aber mich, der hier gerade alle seine Lieblingsgeschlechter wiedererkannte, sprach doch allmählig, während der manchfachen Ansicht des Ganzen, überall eine so sinnvolle und anmuthige Ordnung der Verhältnisse an, daß ich wie bezaubert da saß. Ueberhaupt war mir seltsam zu Muth auf diesem Baume. Rings um mich her jagte der alte Waldschnee in brüllenden Strömen die Thäler hinab. Von fernen Wasserfällen her tönte der Sturz zermalmter Felsenstücke schutternd dazwischen. Ueberall dehnten schwarze Waldungen sich in die Ferne hinaus. Am Horizont endlich ragte das blaue Hochgebirge mit seinen Gipfeln von ewigem Schnee empor. Neben mir auf einer Seite das Schloß, — ein warnender Wegweiser für die irren Ahndungen meiner unruhigen Brust! — auf der andern das verbotene düstere Thal, melancholisch dämmernd unter'm Schatten dicker Wolken. Nur mein kleiner Platz hier

schimmerte mild, wie ein sonniger Aufenthalt des Tages, wie ein lichtgelbes Gezelt; und all die zarten Sprossen des Frühlings schienen sichtbar aufzubrechen, warmgeküßt vom freundlichen Strahl der Sonne. Alles Gewölk über mir stand stille, und kleine Singvögel hüpften und zirpten in allen Gebüschen umher, so weit meine liebliche Insel von Sonnenschein sich ausbreitete. Hier athmete die erwachte Ruhe zum erstenmal wieder am Busen des neuen Frühlingslichts, und die Stille horchte lächelnd auf junge Waldesmelodieen.

Nach einiger Zeit weckte mich ein nahes Geräusch aus meinen Träumen. Starr, wie eine Bildsäule, blieb ich auf meinem Aste sitzen, als jetzt ein Weib von hoher, majestätischer Gestalt langsam durch die Oeffnung hereintrat. Man konnte ihre Züge schön nennen. Ihr Mund war schwärmerisch freundlich. Aber das Auge blickte ernst, und Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht. Ich athmete kaum.

Sie betrachtete mit Wohlgefallen die Charaktere dieser kleinen „Einladungsschrift zum Frühling" und sagte dann leise: „O welche liebliche Veränderung wirst du hier nach den wenigen Tagen deiner Krankheit schon wieder finden, meine gute Lydia!"

Drauf nahm sie allmählig eine nachdenkende Stellung an, zog ein kleines geschriebenes Buch hervor, betrachtete dieses lange, und schien unentschlossen über

Etwas mit sich selbst zu kämpfen. „Ja, es sey! rief sie endlich mit Wehmuth aus, und hielt das Manuskript empor: ich will dich verbergen in den Schooß der Erde! Die Kinder dieser Zeit würden dich lästern; die Welt könnte deine Worte mißverstehen. Aber, meine Lydia wenigstens soll dich kennen lernen. Untergehen sollst du nicht! Einst wird mein Kind dich hier bei seinen übrigen Schätzen finden, wann ich nicht mehr bin."

Bei diesen Worten näherte sich die Frau meinem Baume, räumte das dürre Laub von ihm hinweg, griff tief unter seine Wurzeln hinab und zog ein eisernes Kästchen hervor, welches sie durch den Druck einer Feder öffnete, und, nachdem sie das Buch hineingelegt, rasch wieder verbarg.

„Schlummre dann, bis der König des Schlummers mich und dich erweckt!" sprach sie jetzt bei'm Weggehen langsam, mit einem tiefaufseufzenden Tone, vor dem die Lüfte bewegungslos standen und die Sänger des Hains verstummten. Es war mir, als folgte ein Geistersäuseln ihren Schritten, und als zöge sie meine ganze Seele an unsichtbaren Ketten mit sich fort, hinab in das geheimnißvolle Thal.

Lange stritt ich mit mir selbst, aber auf einmal gaben ihre eignen Worte den Ausschlag. „Ja, ich will dich besitzen, denn ich fühle mich geweiht für deinen Inhalt!" rief ich aus, und im Augenblicke stand der Ver-

wegne unten vor der Kluft des Baumes, zog den Schatz hervor und öffnete seine eiserne Behausung.

Nur im Fluge, — denn ihre Geheimnisse blieben mir heilig, — sah ich mehrere „[illegible]dia" überschriebene Packete. Schnell verbarg ich alles wieder und flog den Hügel hinab. Das Buch war in meiner Tasche. Der Titel hieß: Gespräche mit der Gottheit. Ich hielt mich in jenem Augenblicke für besser als die übrige gemeine Welt, also für würdig, dieses Buch zu besitzen, ja für eine Art von Eigenthümer desselben; daher beschloß ich, mich nicht zu übereilen, sondern es bei voller Muße zu studiren.

So tief mich anfänglich der Vorfall erschüttert hatte, so ruhig und von jeder Seite unschuldig und rein fühlte ich mich doch jetzt, als ich den Schloßwald hinaufwanderte, und um mich her das leise Charfreitagsgeläute aus den Fernen tönen hörte. Dieses matte Trauergetön, der finstere Wald voll hoher Edeltannen, vom blassen Sonnenscheine hier und da mild erleuchtet, und über mir ein milchweißer Himmel: — alles das sagte mir heute so innig zu! Ein wallfahrender Bauer erhöhte meine Bewegung. Er schritt eben andächtig über den Kreuzweg zu der benachbarten Waldkapelle empor, und blieb stehen, um mich freundlich zu grüßen.

„Willkommen zum Frühlinge, guter Alter!“ sagte ich, bewegt von Menschenliebe.

„Ja, lächelte er: es ist ein schöner Charfreitag. Bekommen wir heute keinen Regen, so gibts wohl ein fruchtbares Jahr.“

„Und warum das! fragte ich: Sollte nicht heute die ganze Natur weinen?“

Der Alte schüttelte im Vorübergehen das Haupt. „Wenn der Charfreitag mild *) ist, sagten die Vorfahren, so soll das ganze Jahr alle Mildung nichts helfen, sondern die Erde bleibt hart und roh, wie die Menschen an jenem Tage gegen den Heiland waren. Ist aber der heutige Tag trocken, so folgen ihm fruchtbare Regen.“

„Wie jenem großen Tage die ewigen Ströme von Reuezähren!“ rief ich, innig erbaut, ihm nach, und sah, daß der andachtsvolle Mann die seinigen trocknete.

Dieß alles versetzte mich in eine der seligsten Stimmungen meines Lebens. Ach, ein Herz voll Demuth, wie das meinige an diesem hohen Tage war, der einst jenen Besten unter Allen den Tod der schändlichsten Missethäter am Holze erdulden sah, — o könnte ich ein

*) Mild nennt der Landmann das Wetter, wenn es warm und naß ist. Am Charfreitage aber wünschten sich die Alten einen stillen, lieblichen und trocknen Tag.

solches Herz in den Busen der Stolzesten dieser Erde zaubern, wie rein sollte dann wieder die Sonne der Bruderliebe über die Welt heraufschimmern!

Glaube mir, guter August, meine Gedanken waren schon damals den deinigen gleich, die du mir erst lange nachher in einem lieblichen Sonette sangst, als du einst, nach einem trüben, gefahr- und mühevollen Winter, zum erstenmal endlich wieder deinem Lieblinge, dem Thüringer Wald, entgegenwandertest, und gerade am Charfreitage seinen heiligen Schatten, seinen alten, zum Himmel aufstrebenden Edeltannen den ersten Frühlingsgruß entgegenhauchtest. Es war ein liebes Gedicht, und meine ganze Seele rief dir da von neuem entgegen: „Er ist auf ewig mein!“ *)

Im Grunde hatte auch jener ehrliche Landmann ganz

---

*) Da der Herausgeber das hier erwähnte Sonett des Freundes gleichfalls unter den Papieren seines Briefstellers gefunden hat, so mag es hier um so lieber stehen, da es der, in der Folge mitgetheilten Vorstellung des Jahres in gewisser Hinsicht zum Gegenstücke dienen kann; denn so wie in letzterer eine allgemeine menschliche Anschauung durch das poetische Gemüth zum Bilde gestaltet wird, so zeigt, umgekehrt, gegenwärtiges Gedicht, wie eine poetische Idee in der Ansicht eines seiner Natur nach fast rein prosaischen, aber für alles Schönere, Bessere und Höhere empfänglichen und wahrhaft brünstigen Sinnes sich darstelle.

dieſelbe äußere Anſicht vom Charfreitage, wie ich ſie ſtets gehabt. Denn ich habe mir dieſes Feſt immer als einen ſtillen, (in meinem Sinne milden) grauen Frühlingstag gedacht, mit dem (und nicht mit dem grünen Donnerstage) eigentlich die beſſere Jahreszeit anheben müſſe.

Der Thüringer Wald

am Charfreitage 19°.

Fern vom Geſchlecht der vielgeſchäft'gen Zwerge
Weht endlich mich der Hauch des Friedens an;
Ihr, die voll Sehnſucht meine Blicke ſah'n,
Seyd endlich mir gegrüßet, heil'ge Berge!

Willkommen ihr auch, grünumflorte Sänge!
Noch ſtarrt ihr ernſt und ſchweigend himmelan;
Bald werdet ihr manch müdes Herz umfah'n,
Das euer Schooß es, freundlichſchattend, berge.

Und wo der Erd' entſtrebt des Waldes Krone,
Tönt jeder Lispel mir, ein Laut von drüben;
Voll Ehrfurcht beug' ich meine Knie dem Holze.

Still hier umſchließt es das Gebein der Lieben;
Hehr prangt es dort, geweiht vom ew'gen Sohne,
Zu Gläub'ger Troſt, zur Warnung frechem Stolze.

Anm. E. Wagner's.

Aber, indem ich Verstehendes aus der Vergangenheit für dich niederschrieb, ward ich aufmerksam auf die besondern Vorstellungen, die sich etwa dieser oder jener Mensch von den verschiednen Festtagen des Jahres und von einem ganzen Jahre selbst wohl machen könnte — und da finde ich denn, (vielleicht zu deinem großen Erstaunen) daß ich mir das einzelne Jahr, nach seinen vier Zeiten, nach seinen Monaten, Tagen, Wochen, ja Begebenheiten, schlechterdings nicht anders und eher vorstellen kann, als in der Betrachtung und nach einer punktweise gemachten Aufstellung der Sonn- und Festtage desselben.

Ich lege meinem heutigen Briefe ein besonderes Blatt bei, worauf ich dir wegen dieser Sache ein gewisses bestimmtes Stück aus meinem Gemüthe abgeschrieben und sogar gemalt habe.*) Vergleiche es nun mit deinen eignen Vorstellungen, und mache mich dann mit dem sich ergebenden Resultate bekannt. — Künftig einmal mehr über diese Sache. Denn mich dünkt, so oft der Mensch es wagt, in die Tiefe seines eignen Gemüths hinabzutauchen, muß er auch

*) Dieses eigenthümliche Bilderspiel der Phantasie, — zu welchem sich indeß schwerlich eine entsprechende Vorstellungsart bei irgend einem Leser finden dürfte, — wird im dritten Bändchen dieser Reisen mitgetheilt werden.
A. d. Herausg. der sämmtl. Wke. E. Wagn.

irgend eine allgemeine Entdeckung mit heraufbringen und zu Tage fördern, wenngleich diese erst in der Folge erkannt wird. (So wie wir ja auch in der Kunst z. B. auf die lichte, deutliche Auslegung aller unbegreiflichen Wunder der Musik noch hoffen dürfen.) Nur muß er sein Faktum vollkommen wahr und treu wiedergeben. Und dieß habe ich gethan.

Lebe froh, mein Lieber.

Zwölfter Brief.

Stromberg, den 5. Sept. 1805.

Ich durchlas meine Handschrift zum erstenmal mit vieler Ruhe, fing sie sogleich zum zweitenmal an, verschlang sie zum drittenmale mit nie gekannter Heftigkeit, und wußte sie des andern Abends schon so wörtlich auswendig, daß ich am dritten Morgen, nach einer größtentheils durchwachten Nacht, beschloß, sie wieder in ihr eisernes Behältniß zu begraben.

Dieß geschah unter den unruhigsten Bewegungen meines Herzens und Kopfes. Erst als die Oeffnung der Hainbuche wieder mit Laub bedeckt war, schien sich jede Wallung in mir zu legen; ich fuhr heiter in der Arbeit fort, die ich schon gestern begonnen hatte, nämlich in der Mitbearbeitung des schönen Platzes meiner vielleicht noch kranken Freundin Lydia. Gestern hatte ich bereits einige Beetchen mit den Händen aufgelockert, vom Winterunkraut gereinigt und so schön als möglich zu der alten Ordnung zurückgebracht, deren Spuren noch zu sehen waren. Heute pflanzte ich, schon in dämmernder

Frühe vor dem Einläuten der Osterkirche, mehrere seltene Frühlingsblumen, die ich vom Schloßgärtner gekauft, nach meinem eignen Sinne zwischen die schon vorhandnen ein, wodurch ich die Blüthe des schönen Ganzen noch zu verherrlichen hoffte. Welch ein freudiger Schauer überlief mich, als ich fand, daß da, wo ich gestern aufgehört, eine andre schwache Hand indessen ein wenig weiter gearbeitet hatte! Darneben stand im klaren Sande geschrieben: „Wer half mir hier so freundlich?“ Und alle Veilchen, die dort gestern schon aufgeblüht waren, steckten bei dem letzten Buchstaben, zierlich zum Sträußchen zusammengebunden, im frischen Sande da. Welch ein süßer Dank für meine süße Mühe; und, wie eifrig arbeitete ich jetzt fort! Aber, das Zittern meines ganzen Wesens, so oft ein Zweig sich in der Nähe bewegte, die sehnsuchtsvolle Angst, hier entdeckt zu werden, ließ mich heute nicht lange an dieser Stelle. Ich schrieb zuletzt unter die theuern Worte: „Eine Hand, Lydia, die dir durch Klara und Rosalie verwandt ist.“ und flog nun mit hochklopfendem Herzen nach dem Schlosse hinüber. Spät am Abende wagt' ich es, den heiligen Raum wieder zu betreten, und, halb wahnsinnig las ich die süße Einladung: „So laß mich die Schwesterhand morgen bei'm Aufgang der Sonne ans Herz drücken!“

Schöner Morgen! Wie glorreich verdrängteſt du die laue Nacht, die zweite Osternacht, die längste Nacht mei-

nes Lebens! Süß funkelte das Morgenlicht durch den Wald; mein Busen wallte namenlosen Seligkeiten entgegen; es zögerte der erste Sonnenstrahl noch, da schwebte, festlich geschmückt, ein Mädchen, ein rosiges Kind der Morgenröthe, zu mir her. Ich breitete ihr die Hände entgegen; — ach, wie war es möglich, daß ich da nicht vor Wonne verging!

„Keine Freundin?“ lispelte die Geschreckte, erglühend in kindlicher Scham, und plötzlich aufzuckend im hellflammenden Blitz der Erstlingsliebe. Wie berauscht von Wohllaut, trank mein entzücktes Ohr den neuen Liebesgruß dieser zarten, nie empfundnen Laute ein, melodischer tönend als Aganippe's zaubrisches Gerieſel!

Wir hatten uns schüchtern einander genähert und standen jetzt im Glanze der Frühsonne glühend da, bald das Auge nieder zu den Blumen gewandt, bald die Blicke tief in einander versenkend; die Geister himmlisch vermählt für eine vollblühende lichte Ewigkeit.

Mein, seliger ward ich nie wieder!

„Holdes Mädchen aus dem kühlen Thale! vermochte ich endlich leise auszusprechen: zürne nicht auf mich! Ich bin Rosaliens und Klara's Verwandter.“

„Ach, ich fliehe zu meiner Mutter!“ sagte jetzt die mehr und mehr Geängstete.

„Kennte die Mutter mich, rief ich ihr zu, sie würde mich lieben und uns nicht trennen. Aber, keine Seele, Lydia, darf es wissen, daß wir uns sahen, daß wir hier uns fanden.“

„Nein — ja — gewiß, das darf nicht seyn — das kann ich nicht!“ sagte sie ernst und laut; aber auf den schwankenden Tönen ihrer Rede wiegte sich schon die junge Liebe, wie der Mai auf den Neulingen zarter Blüthenzweige. Sie trat zurück.

„Du hassest mich, Lydia? klagte ich in der höchsten Angst: Fand ich nicht selbst, und allein ich, deine Blumen hier? Warum soll ich sie nicht in dieser holden Verborgenheit gesellig mit dir pflegen? Sind sie nicht einzig dein? Ja, du fürchtest mich! Du zürnest — und so laß mich fliehen! Bleibe du! Ich war zu kühn. Bleibe! — der Verwegne will diesen Platz auf immer meiden!“

„Ach, was habe ich gethan!“ sprach sie mit Schmerz, als ich nochmals sehnsuchtsvoll nach ihr blickte und dann, ergriffen von einer mir stets unerklärlich gebliebnen Bangigkeit, fortstürzte.

Wilde Unruhe hatte sich meines ganzen Wesens bemächtigt. Ich fand den Frieden nicht in der Einsamkeit, nicht in der Kirche, noch im Kreise meiner Freunde wieder. Die Vorwürfe, die ich mir anfangs darüber machte,

daß ich Lydien zu einer Verheimlichung vor ihrer Mutter hatte bewegen wollen, um meinen Verwandten keinen Verdruß zu verursachen, waren das Geringste von dem, was mich quälte. Auch vernichtete ich sie bald durch die Betrachtung, daß das edle Kind mir ja doch jene Bitte versagt, und ich selbst durch meine Flucht freiwillig wieder Verzicht darauf geleistet hatte. Aber, es lebte in der Tiefe meines Busens irgend ein unruhiger Gast, der mich beständig mit seltsamen Bildern und bangen Ahndungen marterte. Wir waren zwar gewiß auf ewig vereinigt, das fühlte ich fest und rief es in jedem hellen Moment unter Wonneschauern zum Himmel auf; aber gleich drängte sich wieder eine gewisse finstere unüberfehliche Trauer in mein Herz, die aus Lydiens zärtlich leuchtenden Blicken, ja aus der frischen Blüthenknospe ihrer jugendlich gerötheten Lippen, so wunderbar anmuthig zu quellen schien, daß mich Lust und Schmerz mit gleicher Gewalt ergriffen. Wenn ich meine Arme ihr in Gedanken entgegenbreitete, sah ich sie mit wehmüthigem Lächeln sich an mich schmiegen, und es trat ein ernster Geist zwischen unsre Seelen und drohte, und ich hörte es traurig in stiller Luft rieseln, wie Thränen.

Am Abend erstieg ich einen schönen Hügel, setzte mich dort auf einen Stein und sah mit Wehmuth über die Waldgebirge hin, der untergehenden Sonne nach. Die Wunderbilder des Manuskripts zogen bald, wie neue

Lichtmassen, meiner Seele vorüber; das Göttliche vermählte sich hier mit den Gedanken meiner Liebe; Klarheit des Himmels umfloß mich; tiefe Ruhe kehrte in mein Herz zurück, und mit ihr zogen nun Glück und Liebe triumphirend ein.

Vergebens würde ich versuchen, den Zustand dieses Glükkes, dieser ruhevollen, bräutlichen Liebe zu schildern! Da ging ich wie in seligen Träumen herumfabelnd einher. Acht Tage lang kam ich gar nicht in Versuchung, Lydien wiederzusehen. Aus allen Bildern um mich her glänzte mir ja das ihrige entgegen, und in jedem Hauche der Natur tönte es mir melodisch zu: „Wir sind auf ewig Eins!“ Kein Zweifel stieg mir auf; ich lebte und liebte in stiller, göttlicher Ruhe.

Könnte ich doch auch dir, mein Freund, einen Theil von der heiligen Ruhe jenes Brautstandes mittheilen! Du würdest in unaussprechlicher Seligkeit leben! Aber es ist jetzt Zeit, daß ich, wenigstens in Rücksicht des Antheils, welchen du an meiner Geschichte nimmst, dich selbst in eine gewisse Ruhe versetze, weil du außerdem die damalige Gesinnung und Stimmung meines Gemüthes unmöglich ganz und richtig fassen könntest. Ich schließe daher jetzt diesen Brief, und theile dir, bis ich weiter erzähle, hierbei ein Gedicht mit, welches ich — berauscht von den Anklängen der wunderbaren Handschrift — in jenen Tagen niederschrieb. Leider verlor ich

in der Folge das Manuſkript deſſelben, und kann dir alſo nur die weitere dramatiſche Ausführung geben, die ich lange nachher wieder verſuchte.

Erſt nach dem Durchleſen dieſes Gedichtes wirſt du meinen damaligen Standpunkt einigermaaßen beurtheilen können. *)

Lebe wohl.

---

*) Dieſer dramatiſche Verſuch aus der früheren Zeit des Dichters folgt im 3ten Bändchen der „Reiſen."

A. d. Herausg.

Dreizehnter Brief.

Stromberg am 20. Sept. 1805.

Es iſt doch etwas Prächtiges um eine große Obſternte! Eben komme ich davon her. Ich ſitze hier an Minchens Schreibtiſche, — an derſelben Stelle, wo das ſelige Weib einſt an ihre Molly ſchrieb, um ſie zum Mitgenuß eines Lebens einzuladen, das ſo ſchnell verblühte. Alle Bäume, die ich aus den Fenſtern ſehe, ſind mit Menſchen bevölkert; unter allen glänzen ſchon die aufgeſchichteten goldnen Früchte; es wimmelt von Korbträgerinnen; der emſige Stromberg iſt überall, und prüft, und empfiehlt Schonung bei'm Einſammeln des zarten würzigen Segens. O Minchen, Minchen, es wäre ein Tag für dich, wenn du noch der ſchönen Erde angehörteſt!

Julie und Stromberg zeigen einander immer die ſchönſten Früchte. Heute trugen ſie die rothwangigſten zuſammen, ſchauten ſie lächelnd an und ſanken dann, wie auf ein verabredetes Zeichen, weinend Eins in des

Andern Arme. „O du Verklärte, Himmliſche! ſchluchzte Julie: Du ſäeteſt einſt hier in namenloſer Freude; wir aber ernten nur in ſüßen Thränen!“

Auguſt, wie wäre es dieſen Liebenden möglich, ein Bild zu vergeſſen, wie Minchen war! Ich ſelbſt bin und bleibe doch immer in Rückſicht ihrer werthen Erſcheinung gewiſſermaaßen ein Fremder; (beſonders, da ich ſelbſt, ohne Geliebte, ohne Weib, ohne Kinder, ſo ganz allein über dieſe Erde hinwandle,) aber ſo oft hier, ſeitdem ich ihre Geſchichte kenne, etwas, das auf Jugend und Schönheit Bezug hat, ſich mir darſtellt, tritt immer die anmuthige Fürſtin dieſer Auen in einer Geſtalt vor meine Seele hin — mehr als im gewöhnlichen Sinne ſchön, und ſo jugendlich und lebendig, daß ich ſie dir wahr und treu malen wollte, ſie, die einſt hier ſo herrlich geblüht hat! Und dann freue ich mich von Herzen über ihren Tod, und da iſt es mir, als ſchlöſſe ſich plötzlich mein ganzes Gemüth vo einer unbekannten Herelichkeit auf; als ſtrahlte in alle ſeine Tiefen das Unendliche lieblich herein, und ich grüße ihren Geiſt, und bin fröhlich, daß ſie da drüben iſt, bis zu Thränen. Sind es Freudenthränen? Ich möchte ſagen: es ſind Liebesthränen, Thränen über eine verwandte ewige Jugend, die ſich glücklich in die ſchönen Spiele auf ihren heimathlichen Blumengeſtaden hinüber gerettet hat. Keine Sehnſucht, — nichts preßt

ſie aus, dieſe Thränen! — Sie fließen ſtill mit dem höchſten Selbſtwollen und in unausſprechlich reiner Wolluſt unmittelbar aus dem Born eines unſterblichen Gemüthes hervor, und die Erde iſt viel zu gemein für ihren himmliſchen Kriſtallblick. Ach, da tritt zuweilen eine wohlbekannte Geſtalt zu ihr hin, und zeigt auf das blutende Herz, und weint noch wie ein Menſchenbild, und blickt ſo ſehnſuchtsvoll nach ihrer Hand; und die Verklärte neigt ſich zu der Armen — dann lächelt ſie wehmüthig auf mich — und ſchnell iſt das Bild verrauſcht; aber mein Herz wird dann mit wunderbarem Troſt erfüllt.

Ja, mein Freund, der Wald röthet ſich ſchon, die Traube ſchwillt vom Segen ihres brauſenden Saftes und der Herbſttag iſt nahe; aber in meinem Buſen lebt es auf, wie Frühling.

Nun laß mich dir meine Geſchichte zu Ende erzählen.

* * *

Du weißt jetzt, wohin ich damals gedrungen war, wie tief meine Seele ſich in das Lichtmeer des Göttlichen getaucht hatte! Alle philoſophiſchen Syſteme, auf die ich mich in der Folge warf, ſchienen mir kalt, trocken und verworren, gegen jene glühenden, friſchen, kindlichklaren Bilder meines Gemüths, die ſich mit den

Gedanken einer keuschen und brünstigen Liebe so wunderbar vermählten!

Ich ging, verloren in geheimnißvollen Träumen, umher, drückte allen Menschen, wie entzückt, die Hände, und lächelte zu jeder Liebkosung meiner guten Zwillingsschwestern still und bejahend, wie ein Glücklicher, der es schon gewohnt ist, daß man ihn liebt.

Einst, an einem schönen Abende, stand ich auf einmal, einzig von der Fantasie geleitet, wieder vor dem Eingange des kleinen Gärtchens. Da faßte mich die schöne Wirklichkeit mit Himmelsgewalt, und ich flog, wie aus einem Traum emporspringend, hinauf in die Mitte des blühenden Lustorts. Wie üppig lebte und duftete Alles um mich her! Wie rein grüßte mich heute selbst der Name Lydia! Wie herrlich (und wie befreit von allem Unheiligen, was ein üppiges Volk des Alterthums und Horazens Liebchen mich bei diesem holden Namen bisher noch denken lassen) sah ich ihn hier in den unschuldsvollesten Sprachzeichen einer reindeutschen Blumennatur neuaufgeblüht, zu deutschen Ehren gebracht und meinem eignen deutschen Gemüthe ganz versöhnt und verdeutscht! Und — o ich Unwürdiger! Alle Pfade prangten mit den Zügen ihrer theuren Hand; ja die meisten derselben waren bereits von der Witterung halb verlöscht. Erst heute hatte sie

geschrieben: „Kehre endlich wieder! Ich traure um dich — ach komm zurück!“

Ich zitterte vor Wonne und suchte taumelnd die Rasenbank zu erreichen, wo meine volle Brust sich durch lautes und tiefes Aufseufzen zu erleichtern strebte. Auf einmal rauschte es draußen — und mit einem Schrei des Entzückens flog Lydia mir entgegen. „Ach, rief sie: du bist wieder da? — Sie — sind es — wirklich?“ Ihre Hände zuckten in brennender Gluth unter dem blöden Druck der meinigen; alle Pulse ihres jungen Lebens schienen sichtbar durch die reine Schamröthe hervorzuklopfen, und ich mußte die ganz Entkräftete zu der Bank hinleiten. Ihre Hand blieb noch mit der meinigen in zitternder Vereinigung. Unsre feuchten Augen blickten, flehend um Gnade, zur himmlischen Liebe auf; denn ohne Schonung schwell der Busen von ihrer ganzen Fülle, wie der junge Baum im Treiben des allzubrünstigen Jahres zu bersten droht.

„So verzeihst du mir, daß ich neulich deine Pflichten gegen die theure Mutter vergessen konnte?“ fragte ich mit niedergeschlagnen Augen.

Sie ließ mich nicht weiter reden, und legte sanft ihren Finger auf meinen Mund. „Stille, stille! sagte sie ängstlich: Forschen Sie nicht — fragen Sie mich um nichts! Genug, ich muß — ich will täglich eine Stunde vor Sonnenuntergang hier seyn, wenn es irgend mög-

lich ist. Wir werden hier zusammen arbeiten; wir wollen wenig reden, aber — wir werden doch — uns sehen!

Lydia wagte es hier, mir einen kurzen, warmen Blick zu geben, — ach, er war eines ganzen Lebens werth! Zugleich legte sie, während ihr Arm sich von den Schlägen der liebenden Jünglingsbrust bewegte, meine Hand sanft an ihr klopfendes Herz, um mir zärtlich die Gemeinschaft unsers niegekannten Zustandes mitzutheilen, und schnell überfuhr neue Rosengluth das Engelsangesicht. Sie drängte mich mit leisem Drucke von sich, faltete die Hände, und indem sie, wie selig lächelnd, zur Erde sah, zitterten unter den halbgeschlossenen Wimpern zwei Thränen hervor, und fielen hinab auf ihren Schooß, wie Silberwölkchen, und trübten kaum das Gewand der Unschuld.

Wir saßen nun lange stumm und blickten uns ruhig an, und blickten wieder zärtlich zum blauen Himmel auf, und schauten den ewigen Himmel in jedem unsrer Wechselblicke wieder.

Freundlich lud sie mich zur schönen Arbeit ein. Die Holde hatte schon einen ordentlichen Plan zu derselben sehr erfindungsreich vorbedacht, und in der Ausführung dieses Planes alles mögliche für die Zeit, in welcher ihr Entflohener wieder erscheinen würde, gütig aufgespart. Mit Entzücken erkannte ich da, welche warme

Bilder ihre Phantasie während meiner Abwesenheit beschäftigt, und einzig beschäftigt hatten! Jetzt machte sie mich mit dem Sinne des Ganzen, und mit den Namen und Bedeutungen aller ihrer Blumen bekannt. Unser Interesse an der kleinen Anlage war, wie unsre Liebe, so schnell und mächtig emporgewachsen, daß wir einem Paradiese entsagen zu müssen glaubten, als wir uns endlich beim Ausgange zum erstenmal trennten und unsre Hände sich zur guten Nacht noch einmal traulich-sanft in einander drückten. Köstliche Nächte, die ihr in jener lieblich verrauschten Zeit vom Himmel zu mir herniederstieget! Ihr habt ein Leben, voll des unschuldigsten Glückes, eine im tiefsten Frieden ruhende Seele belauscht! Und wahrlich, ihr werdet einst wiederkehren mit allen goldnen Wolkenbildern eurer himmlischen Traumwelt! Einst — wann die Blüthen jener Traumwelt zu Früchten reifen!

Nach wenigen Tagen fühlten wir uns schon an unser Glück und gemeinschaftliches Leben so unauflöslich gefesselt, daß wir oft mit feuchten Augen auseinander schieden, wenn etwa für den folgenden Tag keine sichre Hoffnung des Wiedersehens zu finden war. Alle grünen Knospen, womit der Lenz unsre Baumzweige jetzt von neuem schmückte, hießen wir laut willkommen; jede Blume, die sich zum Verblühen neigte, betrauerten wir mit herzlicher Klage; denn, das Blümchen war ja unser,

es gehörte auch mit in unser Reich, ja zu uns selbst. Sie schenkte mir bald den ganzen Platz, ein Geschenk von ihrer Mutter, zum alleinigen Eigenthume, und ich machte ihr wieder dasselbe Rückgeschenk, mit der nämlichen Leidenschaft, mit der ich das ihrige annahm. Jede Blume war einzig mein, und einzig ihr, und ich selbst war wieder ihr Einziges, und, o Gott, sie war mein Alles! Und wann nun alles verschenkt, alles dahin war, und Jeder sich so ganz, so innig arm und so schmerzlich reich fühlte, dann standen wir fröhlich gegeneinander über; die Blicke schienen zu erblinden, und vermählten sich, wie durch einen nächtlichen Schauer, in welchem die Geister der Ewigkeit jenen geheimnißvollen Knoten immer fester zogen, den keine Ewigkeit zu lösen vermag.

Das macht ja eben die Liebe, — selbst die irdische noch, — zum allerreinsten und heiligsten Willen, daß sie ein heißes Streben ist: das eigne höchste Glück einzig im Beglücken dessen, das man liebt, zu finden. *) —

*) Ich fühle mich sehr geneigt, diesen Satz meines Reisenden von Herzen zu unterschreiben. Und nur in ihm finde ich auch zugleich die Auflösung jenes mir bisher stets dunkel gebliebnen Räthsels: wodurch es möglich wird, daß so oft z. B. mancher Treffliche gegen ein Mädchen voll Launen, Herrschsucht, Bizarrerien, ja selbst Flecken im Charakter, zur Liebe bewegt wird —

Darum ist ja die Gottheit die Liebe selbst; und der Mensch, welcher sie zu lieben vermag, muß schon Himmelswerth besitzen, und selbst, mit Selbstgefühl göttlich leben! — Darum ist ja die Religion ein sehnsuchtsvolles, brünstiges Streben, der Gottheit im Lieben zu gefallen!

So oft ich irgend einen Gedanken aussprach, der auf künftige Zeiten oder fremde Begebenheiten hinwieß, mahnte mich Lydia sanft an den Werth unserer Gegenwart. Wie oft erheitern mich noch deine kindlichen Verkündigungen und Lehren, du ahndungsvolle Seele!

„Schon seit einem Jahre, sagte sie einmal, denke ich über schöne Zeit und Vergnügen ganz anders als sonst. Vormals sprach ich immer zu mir selbst: Heute ist es nicht schön, — aber gewiß morgen; nicht in diesem Augenblick — aber im nächsten; nicht hier im Zimmer — sondern draußen im Garten; nicht bei diesem Buche — sondern im Besuchzimmer des Cam-

---

und gerade für ein solches Weib in der heißesten Leidenschaft entbrennt? Es geschieht nämlich durch folgenden (allerdings sehr reinen und heiligen) vermittelnden Gedanken: „Wie ruhig, sanft und gebessert muß sie werden — wie wohl wird ihr (und mir) seyn, wann nun ihr Wesen sich so ganz von Liebe besiegt fühlt!“

A. d. Verf.

merraths bei der groſsen Sonntagsgeſellſchaft; hier unter dem einſamen Nuſsheckchen wohnt das Vergnügen nicht — aber drüben bei der Gartenbank, wo die ſchönen Kinder ſo herrlich ſpielen — oder dort, wo jene zwei Menſchen in das Wäldchen wandern — ach, oder in der Stadt, wo jetzt die Frau von B. ganz gewiſs ſpazieren fährt! Dieſe Arbeit iſt recht ſehr langweilig — aber, wie ſoll mich jene beluſtigen! So dachte ich; und glaube mir, ſo denken gar viele längſt erwachſene kluge Menſchen. Aber, ſeitdem die Erwartung ſchönerer Stunden mich oft betrog, und beſonders der Zufall mir einmal ein Kind zuführte, welches ſich faſt in derſelben Minute an meinen eignen Platz gewünſcht hatte, als ich mich nach dem ſeinigen ſehnte, ſeitdem betrachte ich immer aufmerkſam das, was da iſt und was ich habe, und dann wieder das, was unſtreitig nicht dort iſt und Andern fehlt: — ach, dann verlieren Andere unmerklich, während ich Unwürdige gewinne! Und ſo wird mir faſt jede Zeit und jedes Plätzchen lieb und werth, weil ich glaube, daſs beides ſchön iſt, und recht für mich, und mein. Ich wünſchte, auch du nähmeſt dieſen Glauben an, du Lieber!'"

Aber, mein Freund, ich würde mich vergebens anſtrengen, dir jene lieben, einfältigen, allverſtändlichen Worte treu wiederzugeben, aus welchen ihr Gott ſtets den Sinn der tiefſten Lebensweisheit ſo lauter und hell

aufſchimmern ließ, wie das Goldkorn aus dem Grunde des reinen Baches! Ich möchte ſagen: in dieſem Gemüthe war alles klar, alles einig mit ſich ſelbſt; und in jedem Augenblicke ſtand ſie auch zum Kampfe mit dem Leben königlich gerüſtet da, wie ein groſſer Feldherr in dem Momente, wo er der Trompete zu tönen befiehlt.

„Und was ſoll ich dir, fuhr ſie dann fort, und faßte leiſe meine Hand, — die einzige Berührung, die ſie noch, und immer nur mit hellem Erröthen, wagte: — was ſoll ich dir, mein lieber Freund, von den Augenblicken dieſer meiner köſtlichſten Zeit ſagen, zwiſchen welche uns das Glück ſo viele tauſend Blumen ſtreut! O laß uns Mittel erfinden, ſie aufzubewahren, dieſe Zeit!“

Sie brach mir die ſchönſte Hyazinthe und ſagte: „Sieh, ihresgleichen finden wir tauſend wieder, aber ſie nimmermehr!“

Wir beſchloſſen, von jeder Art die ſchönſte Blume in ihrem friſcheſten Leben zu brechen, und nachzubilden in möglichſter Treue, mit Seide, Pergament, Draht und Farben. Jeder übernahm ſeinen Antheil, welcher dann dem Andern als ein Strauß des Gedächtniſſes angehören ſollte. Sie theilte mir ihre kleinen Kenntniſſe mit, und die Liebe ward unſre Lehrerin.

Einst (es war am Pfingstfeste, als sie in ihrem schönsten Schmucke vor mir stand,) bewunderte ich die herrliche Form eines Ringes, welcher das in kleine Brillanten gefaßte Portrait ihres Vaters enthielt, — das einzige Andenken, was sie von dem Frühverstorbnen besaß. Innige Freude über mein Wohlgefallen leuchtete aus ihren zärtlichen Augen, und ich bemerkte, daß sie den Ring nachdenkend betrachtete und Thränen vergoß. „Es steht, sagte sie, wie entschuldigend, mit halber Stimme: noch eine Marmorbüste von ihm unter den Abornbäumen in meiner Mutter Garten.“ Sie hatte sich während dieser Worte mit einiger Gewalt an meine Brust gelehnt, und ich fühlte, daß ihr Herz hoch und mächtig schlug, und daß sie sich bemühte, den kostbaren Reif meinem Finger leise anzuschmiegen. „Nimm ihn, flehte sie zärtlich: denn ich will außer dir nichts mehr besitzen.“ Von Wonne trunken, umschlang ich sie, und mein Brautkuß senkte sich in die duftige Blüthe ihrer keuschen Lippen. Aber des Mädchens süßes Auge brach vor Liebe, und ich fühlte, daß die zarte Gestalt zu sinken begann. „Meine Lydia!“ rief ich ihr zu. „O, mein Freund, lispelte sie, zu sich kommend, was machtest du! Nein, tödte mich nicht. Du würdest dann ohne mich leben müssen, allein auf dieser Erde!“

Nein, August, mein Herz bricht, wenn ich fortfahre!

„Aber, sagte ich, als sie wieder neben mir saß: kennst du die Bedeutung des Ringes?"

„Meine Mutter hält ihn für ein Bild der Ewigkeit —"

„Und des Bundes getreuer Liebe! sagte ich und fügte ihn wieder an ihre Hand, und hielt diese, vereinigt mit der meinigen hoch dem Himmel zu. Und so nimm ihn dann wieder hin von mir, — und er werde über unsere getreue Herzen zum neuen heiligen Zeugniß!" Lydia warf sich auf ihre Knie.

„Maria, Helferin Maria! rief sie in heißen Thränen zu den Wolken auf: Bitte um Gnade für die Sünderin, welche neben dem ewigen Sohne noch Etwas liebt, auf dieser Erde, und — die vor Liebe stirbt!" Ach, noch kannte ich nicht den vollen Sinn dieser Worte!

Sie schwieg und blickte erblassend empor; denn der Schall eines in der Nähe über uns rollenden prächtigen Donnerschlages schien den Ruf ihres Gebets auf seine Flügel zu nehmen und hin zum Throne der Gebenedeyten zu tragen.

Jener Tag ward mir auch wegen einer andern Begebenheit sehr merkwürdig. Lydia trieb mich, fast mit Thränen, zur Heimkehr, weil mein Rückweg noch zweimal weiter war als der ihrige, und das herannahende

Gewitter fürchterlich brauste. Doch ich kam glücklich, gerade vor dem Ausbruche des Sturmes, auf dem Schloß an, und fand dort eine artige Gesellschaft aus einem benachbarten Städtchen, die ich vorhin verlassen hatte, noch versammelt, da mein Vetter erst nach dem Gewitter in ihre Heimfahrt willigen wollte. Es war ein junges Mädchen dabei, mit welchem meine Muhmen heute zum erstenmal zusammenkamen. Sie lobten ihrer neuen Bekanntschaft meine Geschicklichkeit in Fertigung künstlicher Blumen (worin ich nicht nur mich ihrer Hülfe bediente, sondern auch sie selbst unterrichtete), und das fremde Mädchen [illegible] mich jetzt wegen meiner galanten Arbeiten auf [illegible], die uns alle, während des erschrecklichsten Regengusses, in der muntersten Laune erhielt. Zum erstenmal hörte ich heute hier Lydia's Namen nennen. Die Schwestern standen, ohne mich zu bemerken, neben mir, während mein Vetter mit der lustigen Lukrezia sprach. „O gewiß, sagte Klärchen: wir müssen sie recht oft sehen — sie ist gar zu hübsch!" — „Aber sie ist doch nicht wie Lydia!" sagte Rosalie zärtlich und seufzte dazu. Der kleine Anton, der zwischen ihnen hinaufgehorcht hatte, rief jetzt: „o nein, gewiß nicht!" und setzte, als die Schwestern ihm drohten, leise und wehmüthig dazu: „Ach, meine liebe, schöne Lydia!" Ich seufzte von Herzen mit, und verschwendete diesen Abend alle nur erfindlichen Liebkosun-

gen an die gute Roſalie und den Kleinen, ohne ihnen die Geliebte nennen zu dürfen.

Die Familie M., deren Vater unſer Arzt war, fuhr ſpät, nach dem Regen, in die Stadt, und ich dachte weiter nicht an ſie. Des andern Morgens, als ich bei meinem Vetter und ſeiner Frau im Garten ſtand, winkte erſterem ein unbekannter Mann von der Gartenthüre her, die ins Feld führte. Ich ſah, daß er den Mann dort wieder abfertigte, und dann, als dieſer durch das Feld zurück ging, mit einem Briefe zu uns kam, der ihn zu beunruhigen ſchien. Nach einigen für die ſchwangere Gattin nöthigen Vorbereitungen berichtete er uns, die geſtrige Geſellſchaft habe das Unglück gehabt, mit dem Wagen in einen Hohlweg geworfen zu werden, wobei Lukreziens Arm zerbrochen ſey — doch ſey der Bruch ſehr gutartig und ſie befinde ſich nach dem Einrichten ohne Schmerzen und überhaupt auſer Gefahr.

In dieſem Augenblicke rief ich den kleinen Anton zu mir, deſſen Klettern im Hofe auf einem Balken mir ſchon ſeit einigen Minuten gefährlich vorgekommen war. Er ſprang ſogleich durch den langen Hof bis zu uns in den Garten.

„Denke nur, Anton, die arme Lukrezia!“ ſagte ich, und ſtockte, weil mich der Knabe erſchrocken anſah. Die Eltern waren weggegangen.

„Davon weiß ich ja, sprach jetzt das Kind mit einiger Heftigkeit: sie sind mit dem Wagen umgefallen — dünkt mich."

„Wie hast du das erfahren?" fragte ich. Denn er hatte, als gestern die Fremden wegfuhren, schon geschlafen; und jetzt hatte ich ihn erst eben in des Vaters Kammer geweckt, dann in die Kleider gefördert, mit mir in den Hof genommen, und dort vom Garten her keine Minute aus dem Gesichte verloren.

„Gestern Abends habe ich es erfahren, sagte er nachdenkend. Ich glaube auch, ich habe geweint."

„Von wem hast du es wohl erfahren?"

Er besann sich lange. „Ich muß doch wohl diese Nacht nur davon geträumt haben," sagte er endlich, und konnte sich auch jetzt an nichts deutlicher erinnern, als ich ihm die ganze unglückliche Geschichte erzählte.

Die Sache war und blieb mir unbegreiflich. Aber sie sollte es noch mehr werden. Des Abends wollte ich sie meiner Lydia mittheilen, der ich nichts von unserm gestrigen Besuche gesagt hatte, weil wir, ihrem Willen gemäß, fast nie von unsern Familien sprachen. Um ihre heitere Stimmung nicht zu stören, that ich es, und zwar mit einer gewissen Schwermuth, erst, als wir uns trennen mußten.

„Kennst du den Doktor M.?" fing ich an.

„Er ist unser Arzt, sagte sie: Ach, seine Lukrezia

hat mich diesen Morgen im Traume sehr erschreckt! Sie sprang so entsetzlich hoch! Anton und Rosalie waren auch dabei."

Mich überlief ein Schauer. — Ich erzählte Lydien den Vorfall und suchte ihr mitleidendes Herz so gut als möglich zu beruhigen. Allein ich bemerkte mit einer Art von Schrecken, daß die Geliebte, als sie mich nun wieder mit Fassung erzählen hörte, viel weniger als ich, und im Grunde gar nicht verwundert über diese seltsame Geschichte war. Zum erstenmal erschien sie mir jetzt als das Kind der Verfasserin meines Manuskripts.

„O glaube mir, sagte das Mädchen noch im Weggehen feierlich, indem sie mit wehmüthigem Lächeln die Hand auf die Brust legte: mein Geist empfand und fühlte jenen Augenblick mit der bestimmtesten Gewißheit, in welchem dein Fuß bei unsrer zweiten Zusammenkunft diesen Blumenort wieder betrat. Und darum flog ich zu dir hin und fand deine liebe Gestalt."

Sie ging und überließ mich dem Strome meiner Gedanken. Rosalien hatte ich schon am heutigen Morgen auszuforschen gesucht. Aber diese wußte von keiner Theilnahme an jenem Traume. *)

---

*) Ich pflege jede Geschichte dieser Art ein Ereigniß zu nennen, und meine Kinder, welche über alles, was sich,

ohne sogleich in seinen Ursachen handgreiflich erklärbar zu seyn, zuträgt, eine kindische Freude haben, verkündigen mir dasselbe immer mit dem Ausrufe: „Vater, es hat sich Etwas begeben!“ — Wie es übrigens möglich ist, daß — seitdem man die Mittheilungen der Geister unter sich, ferner die menschliche Seele selbst, alle Mittheilungen der Geister in Bezug auf bloß materielle Dinge, ja die Dinge selbst, und eben alles Sichtbare und Unsichtbare zu bestreiten wagte — daß gerade diese rein ausgefegte Welt doch noch immer so sehr (und mehr als je) am sogenannten Romantischen hängt; daß ferner nicht wenigstens jeder „Denker“ (wie sie sich nennen, die großen Sprecher und Schreiber) von den vielen Ereignissen, welche ihm in seinem Leben auffallend seyn müssen, (wenn er wirklich denkt und unpartheiisch zu betrachten vermag) die wahre und schlichte Geschichtserzählung sich merkt, aufschreibt und der Menschheit ohne alles eigne Raisonniren mittheilt; und daß vielmehr unser „nach Wahrheit ringendes“ und „unbefangenes“ Geschlecht alles bloß nur theils in die Poesie verweist, theils mit Verachtung noch einigen abgeschmackt erbärmlichen Geisterſehern, Schwärmern und Lügnern zur Verarbeitung überläßt: das ist und bleibt mir unbegreiflich, wenn ich mir nicht den Menschen in der tölpelhaftesten Träumerei, ja mit der boshaftesten Blindheit ausgerüstet, denken will. Besonders die Theologen und Pädagogen wissen doch schlechterdings nicht mehr, was sie in diesen Materien thun und lehren sollen! Vor vierzig Jahren schrie alles über Mangel an Duldung der Alten gegen die Neuen. Nachher wurden die Neuen mächtig und zeigten sich wahrhaft intolerant gegen jede alte bekannte Meinung. Jetzt gibt es aber eigentlich keine Neuen mehr, sondern nur Aufseher, höchstens Bestreiter jeder

alten und neuen Behauptung. Die Lehrer lehren die Kinder, es sey ein Gott, und dieser sey das höchste, und ein bloß geistiges Wesen u. s. w. — (und das muß am Ende jeder lehren, weil er sonst nach Gelegenheit doch wohl einmal um funfzig Gülden könnte gestraft werden!) Allein jeder „Mann von einigem Ton und Kopfe" fühlt sich stets und in jeder Stunde berufen, seinen Beitrag zu der radikalen Rasir- und Verheerung des Geisterreichs zu thun! Warum dieß? Ist es billig, und unpartheiisch, und — konsequent? Warum lassen wir Leichtgläubige uns noch täglich so gerne von allerlei „Systemschnitzlern, Chemikern, Geologen, Oekonomen u. s. w. die abgeschmacktesten Mährchen für baare Wahrheit auflügen, da wir doch für jede, auch die auffallendste, anscheinende Offenbarung eines Zusammenhanges unsrer Seele mit der uns umgebenden oder mit der höhern Geisterwelt, nicht die geringste Aufmerksamkeit mehr haben, sondern höchstens nur verachtungsvolle Exklamazionen, wie „Possen! Tollhäuslereien! Alberne Lügen!" Will denn Niemand das Gottlose in dieser schnöden Verfahrungsart einsehen? Gibt es für den Menschen wohl etwas heiligeres und wichtigeres, als eine wirkliche Entdeckung von der angegebnen Art, deren Möglichkeit noch kein Weiser der Erde geläugnet hat, durch welche unsre wahrhaft großen Philosophen mit „Ideen, Potenzen, Glauben, Wissen" u. s. w. in gewisser Rücksicht sehr bald auf das Reine kommen würden? Aber, fürchten wir vielleicht, durch gründliche Beleuchtungen, durch unpartheiische ernsthafte Untersuchungen das alte tolle Hexen- und Gespensterwesen wieder in den Gang zu bringen? Elende Furcht! Auch ist es ja noch gar nicht verschwunden, und wird nicht aufhören, so lange der Mensch eine menschliche Phantasie behält! (Wer mir, allein, um Mitternacht ohne Furcht

und Grauen den Ring vom Finger eines Todten aus der Gruft holt, der schelte mich auf sein Gewissen einen Lügner und werfe den ersten Stein auf mich!) Wir hören und lesen nur keine Berichte, Bücher und Acten mehr darüber, weil der Aberglaube den Unglauben so sehr verachtet, als dieser jenen (wie das auch z. B. der Fall zwischen dem Modewitz und der Empfindsamkeit ist), weil der Ungebildete den Spott des Gebildeten scheut, und daher sein Gemüth zuschließt; weil der Gebildete eine gewisse Alt-Klugheit sich nun einmal nach der allgemeinen Mode wirklich längst anraisonnirt haben zu müssen glaubt, und weil selbst die Richter, die doch kalt seyn müßten, über diesen Punkt keinen „Spaß verstehen" und „die Zeit nicht mit Protokolliren solcher Possen verderben" — eigentlich aber: sich bei der höhern, noch aufgeklärteren, und bei der allerhöchsten und alleraufgeklärtesten Instanz nicht lächerlich machen wollen. Und dieß letztere ist der eigentliche erste und allgemeine Grund, warum man eine Sache scheut, die noch lange nicht genug untersucht ist, und die dadurch, daß man sie mit Geringschätzung unterdrücken will, am wenigsten ausgemacht wird. Glaubt mir nur, liebe Mitmenschen! (Und jetzt will ich einmal recht prosaisch, aber tief in das menschliche Gemüth hinabsteigen; ich muß es ja verstehen! Ich bin ja selbst ein Mensch, und noch dazu, wie ich weiter unten in dieser langen einfältigen Note zeigen werde, ein recht guter Mensch, d. h. freilich nach dem Sprüchworte nur: Einer, der die kleinen Kinder nicht todtschlägt und kein Schuhwachs frißt!) Glaubt mir doch: Von aller menschlichen Ehre ist uns in diesen Zeiten fast nichts mehr übrig geblieben, als das große Streben „nicht ausgelacht zu werden!" (Dabei gebe ich von jeder Million Menschen Eine Ausnahme zu.) Verabscheuen lassen wir

uns schon lieber ein Bißchen, das heißt im Nothfall, und wenn die Sache einmal zu unsrer bessern Einrichtung seyn muß, und wir dabei sicher sind, und uns Niemand deßhalb Grobheiten ins Gesicht sagen darf. Mit einer tüchtigen Seele im Leibe, die sich von ihrer wirklichen unvermeidlichen Gemeinschaft und Verbindung mit Seelen ihres Gleichen sowohl als mit höheren Wesen überzeugt hätte, würden wir freilich wohl über die Ehre und manches Andere auch anders denken. Nun bin ich des gelegenheitlichen Dafürhaltens, — doch in aller Demuth, wie Gott am besten weiß! — daß ich selbst in Rücksicht auf meine Begriffe von Ehre besser als viele andere Menschen denke. Ich suche und habe nämlich die Ehre mehr im Gemüth (Herzen) als im Verstande. (Laßt mir nur die Wörtchen: Seele, Gemüth, Verstand u. s. w. zufrieden, ihr Herren Philosophen und witzigen Köpfe; denn „Gott versteht mich" (sprichs Sancho) und ihr Menschen alle könnt es auch, falls ihr nur gütigst wollt! Uebrigens glaube man doch ja nicht, daß der obige Satz schon so ausgemacht richtig sey, als er hier manchem scheinen wird, der in seinem Gemüthe deutsche Formen fühlt.) Wenn demnach Jemand von mir denkt, sagt, dichtet, predigt, öffentlich anschlägt, mahlt, schreibt, setzt und druckt: „Er ist ein Narr, ein gar armer Sünder, ein schwacher Tropf, herzlich langweilig, albern, ein dummer, derber Peter, ein ungeschickter Tölpel, ohne Genie, hier hat er gefehlt, dort hat seine Unwissenheit einen großen Pudel, hier einen ungeheuern Bock geschossen, auf dem Markte hat man ihn zum Besten gehabt, in der Zeitung und im Saale ausgezischt — kurz, der ganze Bursche ist doch wirklich zum Todtlachen!" u. s. w. Nun? — Nun, so thut mir das alles von Herzen leid, und ich werde vielleicht in den besten Stunden meines Lebens (die der ästhetischen Selbstprüfung ge-

weiht sind) um so trauriger darüber seyn, da ich mir doch — auch bei der höchsten Selbstschätzung — gestehen muß, daß fast an allen jenen Ausstellungen wirklich Etwas Wahres ist. Aber, meine Ehre? — Diese fühlt sich dabei auch nicht im mindesten gekränkt; ja sie sagt gar nichts hierüber. Der Ruhm könnte Etwas dazu sagen; allein der Ruhm (was auch Klopstock von ihm dichten mag!) bleibt nach meiner Meinung immer eine unwürdige Nebensache, und das Streben nach Ruhm erscheint mir (besonders wenn ich den Umfang von Raum und Zeit, noch nicht einmal die Ewigkeit, erwäge) stets als ein, zwar komisches, aber wahres Laster. Wenn hingegen Jemand von mir denkt, achselzuckt, oder offenbart: „Er ist ein durchaus feiner, fast in jeder Rücksicht bis zur Vollendung ausgebildeter Mann; nur, wie es mit seinen Pflichtgefühlen aussehen mag; und dann, dem einzigen — seinem Charakter — dem möchte ich nicht trauen; denn, Diesen hat er so, Jenen so hinter's Licht geführt; in dieses Amt hat er sich ohne Geschick und Beruf eingeschlichen u. s. w." — Dann erst werde ich mit Entsetzen und Erröthen fühlen, daß meine Ehre gekränkt ist; und ich werde alle meine Kraft, jedes Glück, den letzten Heller, den letzten Tropfen meines Bluts für ihre Vertheidigung wagen. Und, wüßte ich, daß ein Mensch einst hin zu meinem Grabe träte, und spräche zu meinen Kindern: „Hört, Kinder, hier liegt euer Vater. Er war groß, wie Keiner; er leitete Meere ab und schuf neue Länder. Aber, er hat ein Eigenthum seines Vaterlandes feig verrathen; meinen Bruder hat er hinterlistig gestürzt; seht, mich hat er durch seine Tücke elend gemacht — er war doch schlecht!" — — O Gott, laß den entsetzlichen Spruch der Ehrlosigkeit, diesen öffentlichen Ausruf

der Hölle, nicht über jenen kleinen Hügel schallen, der einst meine Gebeine deckt!

Doch genug! Alles dieß sollte ja nur gelegenheitlich gesagt seyn, und die obige Bitte noch mehr unterstützen: daß man doch, ohne alle schwächliche Scheu vor den sogenannten Lachern, in Gottes Namen zu einer so wichtigen Untersuchung schreiten möge, die, nach meiner Meinung, nur auf dem empyrischen Wege zu einem ersten erklecklichen Resultate führen kann.

Was nun die Sache selbst betrifft, so kann ich dabei kurz seyn. Von meinem Glauben — künftig einmal; aber von ihm darf hier nichts eingemischt werden. Auch hat er sich zuerst durch Erzählungen mir glaubwürdiger Freunde gebildet. Jeder darf aber nur die ihm selbst vorgekommnen Ereignisse anführen, und muß es allen Andern überlassen, ob sie Wahrheit geben, oder sich selbst täuschen wollen. Zu jener Wahrheit gehört aber besonders (wie sich freilich von selbst versteht, wenn die Sache auffallend bleiben soll) eine gewisse Treue, vermöge deren man keinen Umstand unterdrücken soll, der damals das Ereigniß hätte erläutern können. — Ich will jetzt nur das Wenige für die Leser meines Reisenden hieher setzen, was mir während meines bisherigen Lebens in jener Hinsicht auffallend schien, mein Glaubensbekenntniß wegen des Geisterreiches selbst aber, nebst den dazu gehörigen Belegen, künftig noch nachholen.

Ich saß einst vor einem alten Gemäuer, vertraulich kosend einem Mädchen gegenüber. Sie strickte, und ich spielte mit ihrem Knäul und hielt ihr scherzend zuweilen den Faden fest, wenn sie abwickeln und fleißig seyn wollte. Endlich bat sie mich mit ernsthafter Miene, ihr den Knäul zu geben.

In diesem Augenblicke bückte ich mich lächelnd, um ihn sanft bis vor ihre Füße hinzurollen. Ich fühlte aber, als mein Arm ausholte, ein gewisses plötzlich eintretendes Eilen in mir, weßhalb ich allen Scherz vergaß und daher im Eifer den Knäul zu weit, und bis an die andre Seite ihres Stuhles rollte. Indem sie sich nach demselben mit dem Stuhle weit zur Seite bückte, und ich eben, ohne jene Eile wieder zu fühlen, im Begriffe war, selbst aufzustehen und nach dem Knäul zu laufen, fiel ein großer viereckiger Stein oben von der schadhaften Mauer zwischen uns nieder, welcher die beiden in die Luft gehobnen Beine des Stuhls zerschlug und Stuhl und Mädchen zur Erde warf, ohne letzteres zu beschädigen. Wäre meine Gesellschafterin eine Sekunde länger in ihrem vorigen Sitze geblieben, so hätte der Stein sie zerquetscht.

Einst stand ich mit einer Dame und ihrem Gemahl bei einer aus Felsenstücken aufgemauerten, ziemlich hoch gewölbten Grotte, die etwa seit acht Tagen fertig und von ihrem Bogengerüste befreit war. Schon etlichemal hatte ich dieselbe allein besucht und Stundenlang in der Tiefe auf ihren steinernen Seitenbänken gesessen. Auch heute blieben wir Männer darinn; die furchtsame Dame wagte es nur auf einen Augenblick, sie zu betreten; und dieß geschah auch, wie ich glaube, heute zum erstenmal. Plötzlich sagte sie mit ungewöhnlichem Eifer: „Wollt ihr mir gefällig seyn, so geht aus der Grotte!" Ich lachte, so wie ihr Gemahl, von Herzen hierüber. Er ging scherzend zuerst heraus, und ich blieb noch lachend stehen. Mitten in diesem Lachen fühlte ich auf einmal den bestimmtesten ängstlichsten Drang, mit einem schnellen Sprunge das Gewölbe zu verlassen; und, die vier Schritte, welche ich, um brav zu thun, sehr langsam abmaß, waren die grauenvollesten meines Lebens. Doch nun

war ja alles gut. Ich folgte dem abgehenden Ehepaare. Bei meinem dreizehnten Schritte (etwa neun Sekunden nachher) hörten wir, daß die Grotte mit fürchterlichem Gepraſſel zuſammenſtürzte.

Mir träumte einmal, ich ſey zu einem entfernten Freunde gereiſet. (Er hatte mir Hoffnung zum Beſitz einer Sache gemacht, die für mich von ſehr hohem Werthe war.) Ich befand mich (träumend) in ſeinem Zimmer; unten ſtand ein großer Reiſewagen gepackt, und eben hatte er mir erklärt, das, was er mir zu geben verſprochen, gehöre ihm nicht mehr zu; und ſo ging er verdrüßlich zur Thüre hinaus, um abzureiſen. Ich hielt alles für verloren, und wandte mich düſter ſchon nach der Thüre, um wieder fort zu wandern, als ſeine Gattin erſchien, mich ſehr freundlich am Arme zurückhielt, und mir dasjenige zu geben verſprach, was ich wünſchte. Aber indem ſie mich, der ganz betroffen daſtand, zu einem Schranke hinführte, erwachte ich. Einige Zeit darauf erhielt ich die Nachricht, mein Freund ſey zu jener Zeit plötzlich krank geworden und geſtorben. Ich erſchrack und gab ſogleich alle Hoffnung auf, da die Frau mich gar nicht kannte, nichts von jener Sache wiſſen konnte, und auſerdem ganz freie Macht hatte, mein Kleinod zu ihrem eignen Vermögen zu zählen. Doch wagte ich es, bloß auf Eingeben meines Traumes, ihr zu ſchreiben. Aber mit welchem ſchauervollen Entzücken erbrach ich einige Poſttage darauf ein Packet, welches alles, was ich wünſchte, unverſehrt enthielt! Es war ſchon vor dem Einlaufen meines Briefes gepackt geweſen. Sie hatte zufällig einige Zeilen des Verſtorbenen darüber entdeckt und übrigens gar nicht daran gedacht, jene Sache in Anſpruch zu nehmen.

Still ſitze ich an meinem Arbeitstiſch und ſchreibe. Auf einmal fällt mir F. ein, an den ich lange nicht dachte, von

dem ich keine Briefe erwarte. Aber die Hausthüre klingelt. Ich muß mich erst auf die Zeit der Post besinnen. Die Zeit, welche der Briefträger hält, kann ich ohnehin nur für einen Zeitraum von sechs Stunden fast bestimmt angeben. Dennoch weiß ich, sobald die Thüre klingelt, daß ich jetzt einen Brief von Z. erhalte. Ich rufe auch wohl Jemand herzu und erbiete mich zu einer Wette. — Und wirklich tritt der Briefträger herein, und bringt mir einen Brief von Z. — Beispiele dieser Art würden mir viele tausend Menschen nacherzählen können, wenn sie nur darauf merken wollten. Mir selbst ist der Fall erst dadurch auffallend geworden, daß ich ihn nun schon in siebzehn fast ganz gleichlautenden Beispielen erlebt und aufgemerkt habe.

Einmal saß ich fest im Briefschreiben. Das Zimmer war drei Treppen hoch. Ein Bekannter saß lesend in meinem Zimmer. Von ungefähr hörte ich die Rolle an der Thüre des großen Hauses knarren, was in jeder Stunde zehnmal geschah. Doch konnte man es wegen des Lärms auf der Straße selten hören. „N. kommt zu mir," sagte ich. Er war nicht oft bei mir; am wenigsten erwartete ich ihn heute. (Bis hieher zähle ich auch von diesem Falle bereits sechs fast ganz gleichartige Beispiele.) Es dauerte lange, ehe wir uns überzeugten, da er sich unten im Hause aufgehalten hatte. Endlich trat er herein, und sagte sogleich: „Schreibst du nicht jetzt an N.?" — „Nein! (antwortete ich. Aber ich hatte so eben unter mehrern Papieren nach N.s Briefe gesucht, um ihn zu beantworten.) Aber wie so?" — „Es fiel mir ein, als ich die Hausthüre öffnete," sagte er. — Der heitere N. entdeckte mir bei jener Gelegenheit, daß auch ihm schon einiges von dieser Art aufgestoßen sey. — „Ich bin längst davon überzeugt, sagte er: daß meine eigentliche Seele sich nicht immer von Vernunft,

Verstand, Sinnen, Körper und dergleichen gefangen und umschlossen halten läßt, sondern sich oft als einen Herrn für sich zeigt, auf ihre eigne Hand lebt, allerlei von Raum und Zeit ganz unabhängige Exkursionen macht, und dann in demselben Augenblicke bald in Messina bei meinem Hauswirthe, bald in Stockholm bei meinem Traiteur, bald hier unter dem Petschaft eines Briefes in der Hand des Briefträgers, bald in Weimar bei dem Liebchen sub rosa herumwandelt, während sie mich, das heißt ihren Pflegbefohlnen, zu Hause schlafend liegen oder wachend in jenem Traume sitzen läßt, aus dem ich mich erst bei ihrer Wiederkehr ermuntern kann. Sie bekümmert sich aber in der Regel gar nicht um meine irdischen Geschäfte und Wünsche; sondern es geschieht mehr in der Eigenschaft eines Schutzgeistes, oder aus eigner Laune, daß sie meinem Bewußtseyn zuweilen etwas mir Bevorstehendes, oder ihr plötzliches Zusammentreffen mit einer andern Seele (wie das unsrige vorhin an der Hausthüre) meldet. Sobald hingegen — um doch ein ernstlicheres Wort über die Sache zu sagen, — von himmlischen Dingen, d. h. von Wahrheit, Güte und Schönheit die Rede ist, fehlt sie nie, versäumt sie nie, das Nöthige bei meinem Organismus in Erinnerung zu bringen. Alle Functionen des sogenannten Gewissens verwaltet einzig die Seele. Sie weiß alles, ist vollkommen gut und kann alles: nur alles nach den Gesetzen ihres Vaterlandes, die ich zuweilen ahnde. Sie lehrt, bessert und verschönert in mir (d. h. in meinem Leben) alles, wozu sie nur irgend meinen Organismus fähig machen kann. Sie fehlt und trügt ewig nicht; denn sie ist ja der wirkliche Funke aus jenem unerschöpflichen Springquell aller bewegten lebendigen Materie, (Gott) den Er Selbst, nach den ewigen Gesetzen seiner Liebe, jedem Menschenleben schon von dem ersten An-

genblicke an, wo der Organismus desselben entsteht, zum beigesellten Gaste, zum himmlischen Gefährten verordnet hat, der nun seinen Pflegbefohlnen hoch — über aller Thiere Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Willen u. s. w. unendlich hoch — erleuchtet. Dieser Funke, ein belebender Athem der Unsterblichkeit, ist ein Theil des lebendigen Gottes selbst, und weiht mich, den Menschen, zum Kinde Gottes, indem er in mir wohnt und meine Seele wird. Sie ist nicht frei, diese Seele; denn sie kann nur nach den Gesetzen des Wahren, Guten und Schönen wirken, weil sie alles dieß selbst ist. Auch soll der Mensch nur in so fern frei seyn, als er nicht von seinem Körper abhängig seyn darf; aber in Rücksicht auf seine Handlungsweise ist er in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes nur in so fern frei zu nennen, als er noch ein Thier ist, jene Gesetze noch nicht erkannt, noch nicht, den Anregungen seiner Seele gemäß, zu seinen eignen gemacht hat, und daher noch in jenem träumerischen Zustande herumschwankt, den ich nur desto bejammernswürdiger finde, je mehr noch manche Philosophen den Menschen dadurch zu ehren streben. Wäre ein Mensch vollkommen eins und im verständlichen Einklange mit seiner Seele, (einig mit sich würden Andere sagen) so lebte er schon jetzt im Lande des Göttlichen, wo keine Willkühr mehr herrscht, und alles klares Gesetz ist. Das Gesetz der göttlichen Liebe bannt gleichsam die Seele, so sehr auch meine Unwürdigkeit sie abstößt, stets an mein Leben, bis einst dessen Organismus sich auflöst; wo dann die Seele entweder, wenn mein Leben durch ihre Bemühungen würdig dazu ward, sich mit den Formen desselben und meinem vollkommensten irdischen Bewußtseyn auf ewig vermählt, oder aber jene Formen, als unwürdig, der großen Gährung von neuem überläßt, und — einem würdigern Leben, oder

ihrem ewigen Quelle wieder zueilt, trauernd, daß es ihrer Liebe nicht gelang, mich von jener „Freiheit" zu befreien. Alle sogenannten Ahndungen halte ich für die höchsten Lehren und Anregungen der liebenden Seele, die wir zu vernehmen fähig sind; aber bei einem höchstreinen, schönen Leben muß ich mir auch wirkliche Anschauungen als vollkommen möglich denken."

„Hypothesen!" rief ich damals meinem Freunde zu. Von meiner eignen Ansicht (wie gesagt) an einem andern Orte! Denn hier war es mir nur um einige erste historische Beiträge zu thun, die ich treulich gegeben habe.

Anm. d. Vfs.

Rosaliens Blicke entdeckten einst Lydiens künstlichen Strauß, (den ich jetzt, so wie sie den meinigen, besaß) als die Thüre meines Schreibschrankes halb offen stand. Sie verlangte das zu sehen, was ich ihr bisher von meiner Kunst verheimlicht habe, und ich konnte sie nur dadurch beruhigen, daß ich ihr einige meiner eignen Blumen schenkte, die sie noch nicht gesehen hatte. Außer sich vor Freude hierüber, fiel sie mir um den Hals und sagte: „Sieh, die Blumen will ich immer recht heilig aufbewahren, und wann ich einmal deine Braut bin, will ich sie am Hochzeittage in meinen Haaren tragen!"

So lustig und so neckend auch die Art war, mit der sie dieß sagte, so erröthete sie doch, als ich sie befremdet (und im Grund erschrocken) ansah. Sie hüpfte

fort, und ich fühlte jetzt bei einigem Nachdenken sehr lebhaft, daß ich von Lydiens Zukunft mehr wissen, und ihr bisheriges Stillschweigen über ihre Familienverhältnisse zu brechen suchen müsse.

Ich machte hierzu gleich des folgenden Abends einen Versuch, und das Mädchen schien geneigt, mir auf jede Frage zu antworten; sie war ja ohnehin unvermögend, dem Geliebten eine Bitte zu versagen!

„Wirst du wohl künftig immer bei deiner Mutter bleiben!" fragte ich sie.

„Immer! wiederholte das Mädchen, sich in Gedanken verlierend. O nein! Meine Mutter hat mich für das Kloster bestimmt."

Sie dachte sich offenbar bei diesem Worte nichts: auch ich kann nicht sagen, daß mir ihre Rede im ersten Augenblicke schwer aufgefallen wäre; ich fühlte mich nur ängstlich, und wie von einem unübersehlichen Gedankenheere plötzlich umlagert. „Himmel, für das Kloster!" sagte ich, und starrte die Unbefangne an.

Ein wildes Eichhorn, das sich gern in unsrer Nähe aufhielt, weil wir ihm öfters einiges Futter unter die Bäume streuten, sprang jetzt, wie gescheucht, über den Platz, und wir hörten in den Hecken ein nahes Geräusch. Bei der Untersuchung fanden wir zwar nichts, das uns hätte stören können, allein Lydia verlangte doch mit einiger Aengstlichkeit nach Hause. Wir schieden daher, und

sie hat mich noch, morgen eine Stunde früher als gewöhnlich hier zu seyn.

Abends um die Zeit des Schlafengehens saß ich in der größten Angst und Unruhe auf meinem Zimmer, und allmählig fielen Lydiens heutige Aeußerungen immer schwerer auf mein banges Herz. Ihr Strauß lag vor mir; denn wir hatten einander versprochen, jeden Abend zu bestimmter Stunde unsre Blumen zu betrachten, und uns ihrer Urbilder und jener schönen Augenblicke zu erinnern, die mit ihnen geblüht hatten, mit ihnen dahingeschwunden waren. Solche Minuten der Erinnerung läuterten unsre Liebe zu einer Heiligkeit, die wohl schwerlich noch auf dieser Welt im Lieben gefunden wird.

Eben hing mein Gemüth mit inniger Schwermuth an jenen bedeutungsvollen Worten, die sie am Pfingsttage betend zum Himmel aufrief, und worinn ich jetzt einen neuen mir unerträglichen Sinn zu finden glaubte, als von ungefähr (ich bewohnte ein Eckzimmer) die Flügel meiner zwei Eckfenster, zwischen welchen ich am Tische saß, beide zugleich aufsprangen und ein pfeifender Windwirbel durch das Zimmer fuhr, der meinen Blumenstrauß vom Tische emporhob und in der Luft einigemal mit Gezisch wie einen Kräusel umtrieb, ohne das danebenstehende Licht zu verlöschen; worauf der Strauß wieder still an seiner vorigen Stelle lag, und der Luftwirbel sich

mit einem seltsamen Getön in die Ferne zog. Dann blieb alles ruhig wie zuvor.

Ich fühlte im ersten Augenblick dieses Moments weder eigentliche Bangigkeit, noch Furcht, sondern einen ungeheuern Schmerz in der Brust, da ich wähnte, die Geisterwelt habe mir den Kranz entführt, welcher mir so unsäglich werth war. Jetzt aber, als er wieder ruhig da lag, glaubte ich, es sey während meines trüben Nachsinnens schnell ein Gewittersturm heraufgezogen, und sprang daher zum Fenster. Aber am wolkenleeren Himmel stand das helle Sternenheer, der Mond stieg eben über das Gebirge herauf, und Alles schien im stillen Frieden der warmen Frühlingsnacht zu schlummern. Nur östlich, über dem kühlen Thale, zog jetzt ein leichtes Silbergewölk allmählig auf, und der Duftschleier gewann Form, und über seinen Säumen begann es herrlich zu strahlen und zu schweben, wie verklärte menschliche Bilder, — und meine Seele schaute, in himmlischer Fröhlichkeit aufblühend, die gestaltreiche Erscheinung!

Und ach, da war es, mein Freund! da geschah es mir, in dem reinsten, unaussprechlich wahren Bewußtseyn, daß ich auch ihre theure Gestalt, leuchtend vor allen, und einen goldnen Lichtstrahl, der sich aus ihrer Brust bis hernieder in die meinige senkte, und uns verband, erblickte, und den wohlbekannten Ton ihres Gesanges, geklärt zum reinen Laut der Himmelsmelodieen,

vernahm. Und in mein Herz drang es mächtig mit tausendstimmigem Jubelklange ein, heiter und wahr, wie ewiges Leben. Es war kein Traum!

Ja, ich hörte vernehmlich die ersten Zeilen jenes alten Jubelliedes anstimmen, welches sie einst in einer luther'schen Kirche unter tausend Thränen mitgesungen und von mir wieder gelernt hatte. Aber die melodischen langsamen Donner und hellen Posaunenchöre, die aus fernen Regionen herüber zu dem leisen Chore durch die Lüfte drangen, jene ruhigen und seligen Klänge, die kein Mund wiedererzählt, zogen auf ewig in mein Herz, und sie werden mir neu und lebendig wiederklingen, wann der Geist hinüber wallt!

Jerusalem,
Du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in Dir!
Mein brünstig Herz
So groß Verlangen hat,
Und ist nicht mehr bei mir!
Weit über Berg' und Thale
Weit über blaches Feld
Schwingt es sich über alle
Und eilt aus dieser Welt.

In dieser letzten, doch so ruhevollen Zeile hoben sich die Stimmen schon zu tieferen Fernen hin, mein Herz war vor heiliger Sehnsucht gebrochen, und kaum

fühlte ich noch, daß mein Körper sanft zu Boden sank. Eine innere neue Welt, voll Töne und Glanz, that sich auf. — Wo ich war — ich wage es nicht zu nennen — ach, ich war nicht mehr im Thränenlande!

Man hatte mich des Morgens, unausgekleidet, mit über der Brust gefalteten Händen und in lächelndem Schlummer auf dem Boden liegend, angetroffen; und ich entschuldigte mich deßhalb, so gut ich konnte, mit einer unwiderstehlichen Schläfrigkeit, die mich plötzlich am Fenster überfallen habe. Aber, in welchem Aufruhr schlug mein Herz den heutigen Abendstunden entgegen!

Lange zögerte die Geliebte. Endlich flog sie mit unruhigen Blicken und blassem Angesichte herbei. „Lydia, was ist dir?" rief ich ihr entgegen.

„Ach — ich muß — stockte sie: ich wollte dir Etwas von meinen Blumen sagen —"

„Gott — auch du?" starrte ich sie an.

„Ich kann nur einen Augenblick verweilen, sagte die Erschreckne ängstlich: Meine Mutter ist nicht ganz wohl."

„Weiß deine Mutter, daß wir uns kennen?"

Ich sah wohl, daß diese Frage ihre Angst auf's Höchste trieb, so wie sie die meinige darinn erkannte. Himmlisches Geschöpf! Deine Erscheinung konnte ja Niemanden in Angst lassen! Sie konnte ewig nur allen Herzen Trost und Entzücken geben!

Lydia faßte bittend meine Hände. „Und wenn auch, beruhigte sie mich in süßen Tönen, die Mutter nichts davon wüßte, dann bist du — dann wärest du, mein theurer Freund, doch so ganz frei von diesem Versehen, wie die Unschuld selbst! Auch hast du mir ja längst versprochen, hievon nicht mehr zu reden.“ O, es war nur zu gewiß, daß das liebende Mädchen meiner ersten Bitte an sie ein weit größeres Gewicht, als sie verdiente, beigelegt, — daß sie für mich mehr, als das Leben, selbst ihre Pflicht gewagt hatte!

Aber, da ich mit Bitten in sie drang, ihrer Mutter sogleich alles zu entdecken, verschloß ihre Hand mir den Mund.

„Hast du denn, fing ich wieder an, und in meiner Brust bewegte sich ein unruhig wallendes Meer: Lydia, hast du einen Begriff vom Kloster!“

„Laß mich eilen! flehte die Geängstete und drückte mich zitternd an ihr Herz, und aus ihren Augen troffen häufige Thränen. Ich muß zur Mutter! — Sie muß die Geschichte meiner jüngsten zwei Tage wissen; — sie ist nicht wohl — und — o, ich kann auch dich heute nicht verlassen, mein Freund!“

„Geh! rief ich endlich mit einer gewaltsamen Fassung: Geh — der Himmel hat, wie es mir scheint, etwas Besonderes über uns verhängt!“

Am Ausgange des Gärtchens kehrte sie noch dreimal zurück. Als ich sie zum letztenmal umfaßte und nicht lassen konnte, hob sie die gefalteten Hände empor und sagte schluchzend: „Nun, Maria, hilf, es muß seyn! So laß mich ihn wiedersehen, himmlische Königin! — — Und komm' ich, rang sie noch am Ausgange hervor, in den nächsten Tagen nicht zu dir, so denke nur, daß der Mutter Uebelbefinden die Ursache sey — daß ich ewig, ewig — dein bin und bleibe! Jetzt — ja, in dieser Stunde sage ich der Mutter alles." Sie schien zu sinken, und ich flog ihr nach. Aber, sie hatte sich aufgerafft und war schon verschwunden; und — mit ihr die reinste Wonne meines Lebens!

Drei schreckliche Tage, drei ganz schlaf- und ruhelose Nächte schlichen vorüber. Mein Geisteszustand durchirrte während dieser Zeit fast alle möglichen Punkte, von der tiefsten Ergebung in den Willen der Gottheit bis zur Lästerung; von dem finstersten Aberglauben bis zur Spötterei. Dabei blieb aber eine Erinnerung fest und beständig vor meiner Seele stehen: das nächtliche Wolkenbild mit seinen melodischen Erscheinungen! Bald schien es mir meinen, bald ihren Tod, bald wieder ihr heiliges Leben im Kloster zu verkündigen; und zwischen diesen Ideen trieb sich meine Phantasie in unaufhörlichem

Wechsel umher. Meine Freunde wurden besorgt; denn ich konnte meinen Zustand nicht mehr verbergen; es war Zeit, daß er endete.

Am vierten Abende trat ich kraftlos und wankend in das Gärtchen. Die Blumen trauerten, denn ich wollte sie nicht begießen; alles schmachtete, und sah ernst und schauerlich und verlassen aus, wie mein Leben. Kein Vogel sang, — aber mit wildem Geschrei empfing mich das hungrige Eichhorn. Sie kam nicht wieder.

Auch die Sonne versank endlich, und ich schleppte meinen kränkelnden Körper den Hügel hinab. Als ich aus dem Walde trat, sah ich einen Mann, gegen meine Waldecke gekehrt, auf dem schönen Wiesenpfade stillstehen, der vom kühlen Thale heraufzog. Es war der Doktor M.. Sobald er mich erblickte, kam er auf mich zu, und ich fragte ihn sehr hastig, woher er komme, und wie es seiner Tochter gehe.

„Lukrezia ist wieder vollkommen wohl, sagte er: Aber ich komme eben aus dem kühlen Thale. Dort hatte ich noch eine Kranke, und heute hatten die guten Menschen auch leider eine Leiche."

„Wen hat man dort begraben?" schrie ich.

Er sah mich voll Mitleid an, und nannte Lydia's Namen.

Da fühlte ich mich auf einmal von allen bisherigen

Leiden gänzlich befreit, es ward mir über alle Maaßen wohl, und ich ſank vor ihm nieder.

Die Krankheit, welche mich befallen hatte, war lange zweifelhaft geblieben. Meine Jugend und ein fehlerfreier Körperbau hatten endlich geſiegt; und einſt, um die Zeit der Abenddämmerung, ſchlug ich aus dem erſten ſtärkenden Schlummer mit neuem Bewußtſeyn meine Augen auf. Klärchen, in tiefer Trauer, und Lukrezia waren im Zimmer. Letztere rief ſogleich ihren Vater, der mit trauriger Miene an mein Bette trat, und mir langſam ſagte, ich würde nunmehro wieder geneſen, wenn ich mich recht ruhig verhalten wolle. Von dieſen erſten Bildern und Worten habe ich lange geträumt und im Traume laut geſprochen. Erſt des folgenden Mittags erwachte ich wieder und fand, daß der Arzt allein bei mir in einem Zimmer war, welches ich nicht kannte. Ich fühlte mich ungemein heiter; das Leben war mir lieb. Ich rief Herrn M., und indem ich ihm mit vieler Ruhe die traurige Veranlaſſung meiner Krankheit ſelbſt nannte, bat ich ihn, mir zu ſagen, wie es mit meiner Krankheit ſeitdem gegangen, und warum dieß Zimmer mir unbekannt ſey? Allein er traute meinem Zuſtande noch nicht, und ſchloß heute nur folgenden Akkord mit mir: Da ſich während meines Fiebers auf

dem Schloſſe mancherlei geändert habe, und ich mich gegenwärtig in ſeinem eignen Hauſe befinde, ſo ſolle ich auch hier vollends geneſen, und, ſo bald ich reiſen könne, zu meinem Vormunde zurückgebracht werden. Bis dahin dürfe ich ihn um gar nichts aus der Vergangenheit befragen, er ſelbſt aber wolle mir nach und nach alles ſagen, was ihm meine zunehmende Geſundheit erlaube, das Uebrige aber mir ſchriftlich auf die Reiſe mitgeben.

Und ſo ward es. Erſt als ich zehn Meilen von ihm entfernt, und durch die ſchöne Sommerluft wieder vollkommen geſtärkt war, erfuhr ich alles, was ich wiſſen ſollte, und — lernte es ertragen. Lydia war dahin — und weiter ſagte man mir kein Wort von ihr. Herr M. hatte mich, als ich umgeſunken war, bis zu ſeinem in der Nähe haltenden Wagen gebracht. Da ich mich aber immer nicht erholte und er allerlei bedenkliche Umſtände in meinem Zufalle fand, ſo ließ er den Kutſcher nach ſeiner Wohnung im nahen Städtchen jagen, weil auf dem Schloſſe nicht ſogleich die nöthigen Hülfsmittel zu erhalten waren, und benachrichtigte meinen Vetter nur, daß ich erſt morgen frühe zurückkommen werde. Seine Güte zog ihm ein groſſes Hauskreuz zu; denn am andern Morgen zeigten ſich ſogleich bei mir die Kennzeichen eines in der Gegend graſſirenden bösartigen Fiebers, welches auch im kühlen Thale und unter unſerm Geſinde auf dem Schloſſe gewüthet hatte;

und er mußte sich daher entschließen, mich bei sich zu verpflegen, welche Pflicht seine Familie mit der seltensten Menschenliebe übernahm. — Aber gleich des andern Tages war auch mein Vetter an jenem Fieber erkrankt und nach ihm seine drei Kinder. Klärchen hatte sich schnell wieder erholt, und war jetzt mit der Mutter in die weite Ferne gereiset; doch ach, Rosalie und Anton, und zuletzt der gute Vater selbst, waren — gestorben! — —

Aber, wozu soll ich dir solche jammervolle Geschichten erzählen! Mein eignes Leben kennst du von jener Zeit an vollständig. Der gute Stromberg liest diesen Brief, so wie meinen vorigen, ehe ich ihn dir sende. Jetzt habe ich seinen Willen gethan. Ich will mich nun hin zu Minchens Grabe setzen, und meine Thränen sollen heute allen jenen verlornen Herzen ein Todtenopfer bringen.

Guten Tag dir, mein Freund!

Vierzehnter Brief.

Stromberg am 26. Sept. 1805.

Leben des Menschen, du bist dem Nebel gleich! Ein seltsames Bild verdrängt das andere; ehe unser Auge eins faßt, wirbelt es in die Lüfte, träufelt es wieder zur Erde herab. Die Sonne blickt — und er ist nicht mehr.

Sie sind getraut, die guten Seelen! Strombergs Gestalt hat sich verjüngt, wie das Jahr, wenn der Mai wiederkehrt. Julchen blüht um ihn her, wie sein Wonnemonath. Aber — sobald ich sie nicht, so liebend und innig, beisammen sehe, halt' ich doch alles für Täuschung, und ihr Bündniß erscheint mir leer an Jugend, wie dieser schöne Herbst. Rother Sonnenschein ruht dort so freundlich auf den gelben Stoppelfeldern; die Schafe gehen still und gesättigt; ihr Hirte ächzt nicht mehr in der Sonnengluth, sondern freut sich des mil-

dern Scheines, und ſchallmeit ein frohes Lied. Das alles rührt und tröſtet mich — doch es erfreut mir das Herz nicht mehr! Denn all dieſes liebliche Getön hallt zwiſchen den Angern hin, wie die Seufzer eines Zurückgebliebenen im ausgeräumten Saale, wo noch geſtern ſeine Lieben verſammelt waren. Es iſt aus dieſen Feldern von mir und ihren übrigen Bewohnern etwas fortgezogen, es iſt weit über Berg und Thal in unbekannte Fernen gereiſet, Etwas, das ich liebe, dem ſich meine ganze Seele ſo ſchmerzlich nachſehnt; — eine ſtille, mit himmliſchblühenden Bildern erfüllte Sommerzeit, die mir ſelbſt der anmuthigſte Frühling nie wieder erſetzt, weil ſie ſo ganz, ſo unwiederbringlich dahin iſt, wie die Blumen meiner Lydia! Solche leiſe Wehmuth, an der auch der Glücklichſte erkranken muß, bringt immer ein gewiſſes Vollgefühl von jenem Zuſtande in meine Bruſt, welcher das eigentliche Loos des Menſchen auf dieſer Erde ausmacht. Ach, ſein Name heißt Zeitlichkeit! Aber darin eben trägt der Menſch ein Mahlzeichen der Unſterblichkeit an ſich, daß auch der Höchſtbeglückte ſich ewig nach dem ſehnt, was nicht ſeyn wird, noch war, ſondern überall und endlos iſt.

Seit dem geſtrigen Abend glaube ich immer, daß

Klothilden etwas Besonderes begegnet ist. Ich vermuthe sie auch in der Nähe.

Als es schon dämmerte, stand ich noch oben im Wald auf einem Felsen, der weit in das kleine Waldthal hinausragt, um die Nacht vom Osten herüberwallen zu sehen. Auf einmal schoß Etwas mit wildem Rasseln durch das Laub auf mich zu. Mit Schrecken erkannte ich Klothildens Windhund. Er schäumte, betrachtete mich nur flüchtig, sprang einigemal, in die Luft emporschnüffelnd, um mich her, und wüthete dann weiter. Aber kaum war er ins Gebüsch gerennt, als ich ein Gewimmer hörte. Das Thier war über den Felsen hinabgestürzt. Ich eilte ihm zu Hülfe, fand ihn aber, als ich unten ankam, schon todt. Zu Hause theilte ich den Vorfall Strombergen mit. Auch hier war der Hund gewesen. Er hatte freundlich gethan, und lange neben Julchen gelegen, die einen eben angekommenen Brief Klothildens las. Aber plötzlich war er wieder mit Geheul aufgesprungen und fortgerennt.

Auch für mich ist ein Brief von Klothilden gekommen, den ich aber erst heute erhalten soll, wann Stromberg mit mir wird gesprochen haben.

Sie lebt! — Klothilde schreibt es mir. Sie lebt! — O Mächte des Himmels, wie bebt meine Brust von

namenloser Freude, von ungeheuern Schmerzen! Nicht mehr das Grab, nein, nur ein armseliger Weg von einigen Stunden liegt noch zwischen uns — aber ach! ich fühle es nur zu schrecklich, auch das Grab hat sich wieder zwischen unsern ausgebreiteten Armen gelagert! In der nahen Residenz lebt sie. Hier hast du Klothildens Brief an mich. *)

*) Wir halten es für Pflicht, unsern Reisenden hier zu unterbrechen, und den Lesern vor allen Dingen den Brief Klothildens, von dem hier die Rede ist, mitzutheilen.

Klothildens Brief.

** am 24. Sept. 1805.

Wenn ich Ihnen, mein guter, theurer Freund, jetzt sage, daß Ihre Lydia lebt, daß sie im hiesigen Kloster* als eine eingekleidete Nonne lebt: so erfülle ich damit nur den Willen einer unaussprechlich geliebten Schwester, aber ich thue nicht das Rechte, weder nach meiner eignen, noch unsers Strombergs Ueberzeugung, welcher mir gestern den Inhalt von einigen Ihrer Briefe mitgetheilt hat.

Mein Vater war der zweite Gemahl von Lydia's Mutter. — *)

In dieser großen Stadt wohnten meine Eltern bis zu meinem fünften Jahre, wo die Mutter sehr plötzlich starb, und der Vater seine Geschäfte und Würden niederlegte, um sich einzig meiner Erziehung so zu weihen,

*) Hier mußten einige Familiennachrichten wegbleiben.

wie es ihm der Besitz eines großen Vermögens verstattete.

Das Wenige, was vom Bilde der Mutter sich in meinem Gedächtnisse nicht verwischt hat, besteht blos in einigen einzelnen besonders auffallenden Zügen. Sie sah beständig sehr ernst aus, wiewohl sie mich, glaube ich, immer zur Freude zu ermuntern suchte. Ich kann mir sie fast nicht anders vorstellen, als weinend und auf den Knieen vor einem kleinen weiblichen Kinderportrait, von dem man mir immer sagte, es sehe mir vollkommen ähnlich. Ich gewann es unbeschreiblich lieb.

In der Folge versagte mir mein Vater einigemal den Besitz dieses Bildes, weil die beständige Beschäftigung mit demselben meinen Frohsinn störe, und weil das unglückliche Gemälde auch die Ursache von den immerwährenden Thränen meiner Mutter gewesen sey, welche im Originale desselben Lydien, meine frühverstorbne Stiefschwester, betrauert habe. Bald aber fand man, daß mich eine Art von Sehnsucht befiel, sobald ich das Bild eine Zeit lang entbehren mußte; und, aus Sorge für meine Gesundheit, überließ es mir endlich mein Vater zum freien Eigenthume, worauf ich viel heiterer ward als bisher, und nun öfters in stundenlangen Betrachtungen des lieben Angesichtes mich selbst zu verlieren schien.

Alle meine kleinen Künste mit Feder und Bleistift waren nur darauf berechnet, die Züge desselben nachzu-

ahmen. Jede Bitte um weitere Erläuterung über meine selige Schwester lehnte aber der Vater immer mit der Aeußerung von sich ab, er habe selbst das Kind nie gekannt.

Der Tod des Vaters brachte meine noch nicht ganz vollendete Erziehung in die Hände eines mürrischen Vormundes; und während der zwei Jahre, die ich bei diesem in tiefer Stille verlebte, drückten sich meinem Wesen über der beständigen Beschäftigung mit jenen drei werthen Verstorbnen solche Bilder des Todes und einer andern Welt ein, die meinen Sinn für das gegenwärtige, mich so frisch umblühende Leben allmählig sehr und vielleicht mehr abkühlten, als es der irdischen Bestimmung des Menschen zuträglich ist. Gesellschaftliche Verhältnisse duldete ich nur, ohne sie zu suchen, Annäherungen der Freundschaft und Liebe nahm ich mit einer gewissen heitern Höflichkeit auf, ohne sie zu erwiedern; nur die leidende Menschheit in ihren unendlich vielfachen Erscheinungen konnte mein ganzes Herz mit Wärme erfüllen, sich all meines Wesens bemeistern, weil ich in ihr die stärksten Werkzeuge, die nächsten und innigsten Verbindungen zu finden glaubte, die mich zu meiner lieblichen andern Welt hinaufhoben.

Ich lebte nun unabhängig und abgezogen von der übrigen Menschheit, einsamer, als vielleicht je ein junges Mädchen in einer großen Stadt gelebt hat. Verwandte hatte ich nicht; Rathgeber bedurfte ich nicht mehr,

nach dem Ausspruche meines Vormunds, und für Verbindungen mit andern Menschen fühlte ich wenig Neigung, wiewohl ich auch die Gesellschaft nicht eben floh. Indessen zogen doch meine guten Vermögensumstände, eine blühende Jugend und wohlgebildete Gestalt, die Augen der jüngern Welt auf sich; und jene Stille und Selbstständigkeit, in die ich mich verschloß, gaben mir bald den Ruf eines weiblichen Sonderlings, der mir oft sehr lästig ward.

So kam es, daß ich einst in einer großen Gesellschaft die Aufmerksamkeit des durch unsre Stadt reisenden Professors M., eines berühmten Menschenkenners, in hohem Grade fesselte. Lange betrachtete der scharfsinnige Mann bald meine eigne Gestalt, bald mein theures Bild, das ich jetzt, in Gold und edle Steine gefaßt, auf dem Herzen trug, mit unverwandten Blicken. Als er sich aus der Gesellschaft entfernte, sagte er leise zu mir: „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich Ihnen morgen einen Besuch mache? Sowohl Ihre Gesichtszüge als dieß Medaillon haben in mir gewisse Erinnerungen geweckt, deren ich mich nicht wieder entschlagen kann.“ Ich sagte ihm die verlangte Unterredung lebhaft zu, und konnte die ganze Nacht vor Erwartung derselben nicht schlafen. Mir war ohnehin, so oft ich meiner Schwester Bild anblickte, als hätte meine Seele noch irgend eine wichtige Forderung in dunkler Ferne; als wäre mir noch

Etwas zurück; — gesäet in die Zeit, aber seinen Keimen und Früchten nach für mich unnahbar!

Er kam des folgenden Tages, hatte bereits den ehemaligen Namen meiner Mutter erfragt und erkannte mich, nach wenigen Fragen und Antworten, gleich für die, welche er in mir vermuthet hatte. Und nun erfuhr ich, in niegekannter Gemüthsbewegung, ungefähr Folgendes von ihm.

Herr M. hatte ehemals in der Nähe des kühlen Thales (des Guts meiner Mutter) gewohnt, und war dort ihr Hausarzt gewesen. Er kannte sehr wohl das kleine Bild. Ach, er hatte die Lebende gekannt und geliebt! Häufige Thränen der Rührung entflossen seinen Augen, als ich ihm meine dem Gemälde nachgebildete Zeichnung vorlegte, jene Auffahrt aus dem Grabe, wozu ich Lydia's Antlitz gewählt hatte, und die ich auch Ihnen, mein theurer Freund, einst in Liebenstein zeigte. Ich übergehe hier alle Schilderungen, die Herr M. mir von Mutter und Schwester machte, weil ich Ihnen keine neuen Schmerzen verursachen möchte. Einst ward er nach dem kühlen Thale gerufen, weil dort die Mutter krank sey. Da er erst zwei Tage vorher dort gewesen war, und jene Unpäßlichkeit meiner Mutter, die nicht wohl sehr bedeutend werden konnte, für die Ursache des heutigen Rufes hielt, so sandte er dem Boten mit neuer Arznei und der Antwort zurück, „er habe

sehr gefährliche Kranke in der Gegend, und seine Fahrt werde ihn vielleicht nicht eher als morgen frühe in das kühle Thal bringen," stieg darauf in den schon warten-den Wagen, und kam erst des folgenden Abends bei meiner Mutter an. Er fand diese zwar gesund, aber in Trauer und Thränen. Sie meldete ihm, daß der Bote aus Versehen ihm ihren Namen statt Lydiens ge-nannt habe, die schon seit zwei Tagen krank gewesen sey. Mit Schrecken habe sie gestern die Kennzeichen des in der Gegend wüthenden Fiebers zu erkennen geglaubt, es seyen auf einmal Zuckungen eingetreten, welche ihr Leben noch vor der Rückkehr des Boten geendigt hätten. Vor einer Stunde sey ihr schon Spuren der Verwesung tragender Leichnam nach dem Kloster St. ** abgeholt worden, wohin sie selbst zu fahren im Begriffe stehe. Herr M. hatte mitten in seinem eignen Schmerz sich über die Fassung meiner Mutter bei diesem Verlust ihrer Einzigen gewundert. Als er fort wollte, bat sie ihn dringend, einem jungen Menschen, dessen Namen mir Herr M. verschwieg, der zuweilen Lydia's Gespiele ge-wesen, und den er vielleicht, wenn ihm seine Zeit einen kleinen Umweg zu machen erlaube, eben jetzt in der Nähe des Hauses treffen werde, diesen Todesfall, wo möglich noch heute, auf eine schonende Art beizubringen und sich seiner anzunehmen, da er sehr lebhaft sey, und Lydien sehr geliebt habe.

Den Erfolg dieses Auftrages wissen Sie, mein armer Freund, nur zu wohl.

Der Arzt reiste einige Tage nachher wieder vor dem Gute vorüber, und eilte, meiner Mutter Nachricht von Ihnen und Ihrer gefährlichen Krankheit zu geben. Allein er fand dort Niemand mehr, als den Verwalter meiner Mutter. Sie selbst war Tages vorher mit ihren zwei weiblichen Domestiken nach A. gereiset und hatte sehr viel Gepäcke mitgenommen. Dieser letztere Umstand schien den guten Diener mehr in Rücksicht ihres, als seines eignen Schicksals zu beunruhigen. Als Herr M. weiter in ihn drang, äußerte er, daß ihm unter der ganzen Sache ein Geheimniß verborgen zu liegen scheine. Es sey zwar richtig, daß Lydia letzthin krank geworden, daß es plötzlich geheißen, sie sey todt, daß in der Nacht ein Wagen von St. ** gekommen, der mit einem Sarge beladt gewesen, und ein anderer, worinn zwei Nonnen gesessen. Allein, dieß sey nicht bei Tage, und auch schon eine Nacht früher geschehen, als meine Mutter Herrn M. angegeben habe; auch sey keiner Mannsperson erlaubt worden, die Leiche vor der Abfahrt zu sehen, wiewohl er selbst mit Thränen hierum gebeten habe. Als die Klosterleute den Sarg hinabgetragen und festgebunden, sey er und lange vorher schon alle übrigen Hausgenossen, außer den Weibern, entfernt worden. Die

Mutter habe ſich darauf zu den beiden Nonnen in deren Wagen geſetzt und ſey des andern Tages allein zurückgekommen. Erſt heute habe ihm nun der Zufall einen Taglöhner zugeführt, welchen ſein Weg gerade in dem Moment, als die Leiche angekommen, vor dem Thor des Kloſters vorübergetragen, wo er ſehr deutlich beim Kerzenſcheine geſehen, daß, auſſer meiner Mutter und den zwei Nonnen, auch noch ein kleineres verhülltes Frauenzimmer aus dem Wagen geſtiegen ſey. „Ich wage es nicht, die Sache zu beurtheilen, beſchloß der Verwalter: aber ich glaube faſt, daß meine liebe Lydia noch lebt. Lieber Gott, unſre Frau iſt herzlich gut, aber — man konnte doch niemals recht Zutrauen zu ihr faſſen, weil ſie immer ſo ſtill und ernſt und verſchloſſen war, und faſt nur mit Geiſtlichen ſprach. Ach, ich habe einmal vor ihr auf den Knieen gelegen, als ich das liebe Kind mit mir gehabt hatte, und wiederbrachte, und ihr ſeine Klugheit und Schönheit lobte, und ſie mir ganz kalt antwortete, Lydia ſey ſchon vor der Geburt eine Verlobte des Himmels geweſen, und ſie habe das Kind einſt, in einer ſchweren Krankheit des ſeligen Herrn, dem Kloſter gelobt. Da bat und flehte ich, ſie möge ſich doch des eitlen Gelübdes entſchlagen, und wenigſtens vorher die eigne Neigung ihres Kindes erforſchen. Aber ich mußte ſchweigen!“

Diese Reden des rechtschaffnen Mannes, zusammengehalten mit einigen Ihrer Fieberphantasien, ließen Herrn M. bald den wahren Zusammenhang der Sache errathen. Ohne ein Vertrauter meiner Mutter zu seyn, kannte er doch dieselbe als eine Frau von schnell bestimmten und ungewöhnlich festen Entschlüssen, die dabei mit schwärmerischem Eifer an ihren Glaubenslehren hing, wenngleich ihr Geist insgeheim in einem viel höhern Lichte zu leben schien, als die Gesetze jener Kirche dem Laien gestatten. Er wußte nicht, ob er ihre rasche Verfahrungsart tadeln oder billigen sollte, fühlte aber doch weder Beruf noch Recht, sie zu stören, wiewohl die Trennung jener frühen Liebe sein inniges Mitleid erregte. Bald darauf verließ er mit Freuden eine Gegend, worinn ihm jene fürchterliche Seuche fast keinen Freund mehr übrig gelassen hatte, und folgte einem bisher noch abgelehnten Rufe ins ferne Ausland. Am Tage vor seiner Abreise erhielt er noch das letzte Honorar von meiner Mutter, nebst einem undatirten Briefe, worinn sie ihm die tiefste Verschwiegenheit, — falls ihm je vielleicht einige Umstände bei ihrem plötzlichen Wegscheiden aus jener Gegend sollten aufgefallen seyn, — um so dringender ans Herz legte, da das zeitliche und ewige Wohl zweier werthen Menschen davon abhänge. Das kühle Thal war bereits an einen Fremden verkauft, und sie hatte die Beibehaltung des bisherigen

Verwalters zugleich mit eingehandelt. Dieser Kauf war in einer entfernten Stadt geschlossen, und alle nachherigen Bemühungen des Herrn M., den Aufenthalt meiner Mutter zu erfahren, blieben fruchtlos.

„Noch immer, endigte Herr M., ist jener junge Mann unverheirathet, weßhalb ich Bedenken trage, ihn zu nennen, weil dieß unter den gegenwärtigen Umständen zu einer Art von zweitem Todschlage Veranlassung geben könnte. Sollte unsre Lydia noch leben, so könnte ihr Aufenthalt wohl sonst nirgends seyn, als in dem * Kloster zu **, dessen Aebtissin eine Verwandte ihrer Mutter war. Ich habe an diese einigemal geschrieben, aber niemals Antwort erhalten, weßhalb ich schon vorlängst ihr Absterben vermuthete."

So weit Herr M. — Seine Erzählung goß Wechselschauder der Freude, des Schmerzes, der Liebe, ja des Todes durch mein ganzes Wesen. Ich erhielt seine Adresse, und reiste nun gleich des andern Morgens fort, Tag und Nacht, bis hieher. Die alte Aebtissin des * Klosters war gestorben, und ihre Nachfolgerin antwortete mir, auf Erkundigung, ob nicht hier eine Nonne von Lydia's Geschlechtsnamen lebe, mit einem bestimmten „Nein," welches mich unbeschreiblich erschreckte. Aber in demselben Augenblicke sah ich, daß eine hinter ihr stehende Nonne mich mit holdseligen Blicken betrachtete und mir bedeutend zunickte. Schnell war mein

Entſchluß gefaßt. Ich wandte mich zutraulich an die Aebtiſſin, erklärte, daß ich zwar die Gründe ihrer Verſchwiegenheit ehre, aber gewiß überzeugt ſey und hoffen dürfe, die Nonne, in der ich meine Halbſchweſter entdeckt habe, in dieſen Mauern zu finden, auch hierzu im Nothfalle die bündigſten Beweiſe beibringen könne. Dieß überraſchte. Nach wenigen Erläuterungen geſtand die Dame, daß ich auf dem rechten Wege ſey, daß aber ihre Vorfahrerin es ihnen allen zur Pflicht gemacht habe, Lydiens wahren Namen niemals zu nennen, da ſie längſt aus jedem Verhältniſſe mit der Welt getreten ſey und weder Verwandte noch Freunde mehr außer dem Kloſter habe. Man nahm mich nunmehr mit der größten Bereitwilligkeit und Gaſtfreundſchaft auf, und die junge Nonne breitete mir die Arme entgegen. „Heute (ſagte das liebliche Geſchöpf mit weinenden Augen), heute dürfen Sie meine Schweſter Agathe noch nicht ſehen; ſie iſt nicht ganz wohl, und ihr Körper iſt ohnehin ſo ſchwach und ungemein zart, daß ich die allerſorgfältigſte Vorbereitung zu Ihrer Zuſammenkunft für nöthig halte.“

Verlangen Sie keine Schilderung von dieſer Zuſammenkunft, theurer Freund!

Ich ſah ein menſchliches Weſen in ſeiner Reinheit; ich ſah mehr — ich ſah eine Bürgerin des Himmels, und ſank verehrend zu ihren Füßen nieder.

Unsere Mutter hatte ihr ihre zweite Verbindung verschwiegen, also auch mein Daseyn, so wie alles, was irgends auf die Außenwelt Bezug hatte; und da Lydia von ihr einmal mit einer bedeutenden Summe für das Kloster ausgestattet war, so stand sie freilich auch deßhalb in keinen Familienverhältnissen mehr auf dieser Erde.

Sie schien so froh im Stillen, so himmlisch heiter, als hätte sie den Kummer nie gekannt; und, mit welcher Bewunderung, Dankbarkeit und kindlich warmen Liebe sprach sie über die Absichten der Mutter in Rücksicht ihres Lebens; wie tief rührten mich die bescheidnen Vermuthungen, welche sie hierüber anzustellen wagte!

Und ach, ich Unvorsichtige! Vielleicht habe ich diesen göttlichen Frieden in ihr gemordet! Einst, als sie mir die Seligkeit ihrer Liebe schilderte, von ihrem Freunde mit himmlischem Entzücken sprach und mir dann erzählte, daß die Mutter Eure vorletzte Unterredung auf einem Spaziergange entdeckt, ihr aber nicht eher etwas hiervon gesagt, bis sie am folgenden Abende freiwillig ihr alles eingestanden und dadurch der Mutter volle Verzeihung für das große Unrecht ihrer bisherigen Verheimlichung erlangt, und wie sie sich nun wieder so ganz rein und entsündigt gefühlt habe — ach, da vergaß ich, versunken in die Bilder ihrer seligen Jugendzeit, aller Vorsicht, die ich mir so heilig zur Pflicht

gemacht hatte, und sprach die unbesonnenen Worte aus: „Glaube mir, ich kann den Schmerz der Mutter nachfühlen, mit dem sie sich entschloß, Euch beide zu täuschen.“

Ich erschrak. Sie blickte mich verweisend an, wegen des harten Ausdrucks „täuschen.“ Aber auf einmal schien es vor ihren Augen Licht zu werden. Sie lehnte sich, überrascht, und wie erschöpft zurück, und saß einige Augenblicke leichenblaß, aber süßlächelnd da. „Ach, rief sie dann, und schien aus einer Traumwelt in die Wirklichkeit niederzusteigen: so mußte selbst jenes böse, alles dahinraffende Fieber meiner Mutter zum Werkzeug ihrer wohlthätigen Absichten dienen! So lebt Er, so betauert Er mich als todt! Und ich Ihn! Ach, mein schweres Herz sagte es mir ja oft genug, daß er noch nicht dort drüben sey, — noch im Leben herumirre! Und ich konnte noch Zweifel in jene heiligen Ahndungen setzen, die meine Träume erfüllten! und du, gute Schwester, wolltest mir verschweigen, daß der Theure lebt?“

„Nein, ich kann es nicht! rief ich, in Thränen zerfließend vor ihrer unaussprechlichen Milde und Güte: Wer könnte dir, Heilige, gegenüber die Wahrheit verhehlen?“ Ich sagte ihr nun alles, was ich wußte.

„Sieh doch! sprach der heitere Engel: Ist denn nicht das Leben ohnehin bald überwunden? Und du,

meine Geliebte, du mir neugeborne Schwester, wolltest meinem Wunsche zuwider seyn, daß ich seine Hand noch einmal in die meinige drücke, ehe wir wieder scheiden?"

Ich schwur ihr Gewährung dieses Wunsches zu, wenn sie in der Macht eines Menschen stehe. Und, was ersann sie nicht, mich zu beruhigen! Welchen Trost des Himmels betete sie nicht auf mich herab! Aber, ich konnte mein Gewissen nicht mehr stillen. Ich vermag es bis diesen Augenblick nicht.

Unverzüglich wollte ich an den Professor M. schreiben, und ihn um Nachricht von Ihrem Aufenthaltsorte bitten; allein sie verlangte, daß ich dieß nur im äußersten Nothfalle thun solle, da Herr M. das meiner Mutter gegebne Versprechen der Verschwiegenheit ungern brechen solle und werde. Sie fand es dagegen aus einigen Papieren, die ihr die Mutter nicht lange vor ihrem Tode gesandt hatte, höchst wahrscheinlich, daß unter der Mutter Nachlaß noch andere Papiere sich finden müßten, besonders ihre Tagebücher, die uns vielleicht über ihre Absichten noch hellere Aufschlüsse geben könnten, und jenen Absichten in jeder Rücksicht gemäß zu handeln war sie noch immer fest entschlossen. Zu diesem Ende nannte sie mir einen Mann in meiner Vaterstadt, der wahrscheinlich unsrer Mutter engstes Vertrauen besessen habe, da Lydia durch ihn von ihrem Tode benachrichtigt, und ihm also vermuthlich auch ihr schriftlicher Nachlaß von ihr selbst

eder nachher von meinem Vater anvertraut worden sey. Dieser Mann war niemand anders als mein Vormund. Da er sich gerade nicht zu Hause, sondern in der Gegend von Leipzig aufhielt, so schrieb ich ihm sogleich und bat ihn um eine Zusammenkunft in jener Stadt, wohin ich unverzüglich zu reisen beschloß.

Mein Abschied von der Schwester war sehr schmerzhaft. Denn ich konnte es mir, seit dem ersten Augenblick unsres Erkennens, kaum mehr als möglich denken, von ihr getrennt zu leben. Ich darf hierbei nicht unterlassen, Ihnen, lieber Freund, noch einen für mich sonderbar auffallenden Umstand mitzutheilen, der auch Ihnen interessant seyn wird, wenn er gleich nur ein Thier betrifft. Ich hatte einen Windhund bei mir, (Sie kennen ihn,) der mich fast nie verließ, und eine so übertriebne Treue besaß, daß in seiner Gegenwart mich niemand ungestraft anrühren durfte. Auch bis in Agathens Zelle hatte er sich mir nachgedrängt, und als wir beide uns einmal selig und ruhig umfaßt hielten, bemerkte ich mit Erstaunen, daß das Thier wehmüthig wimmernd zwischen uns stand, aber nicht den kleinsten Versuch machte, uns zu trennen. Wir setzten uns, und die Hündin stellte sich nun gegenüber, betrachtete bald Agathen, bald mich, und aus ihren beiden Augen flossen häufig wirkliche Thränen. Dieß Weinen und Wimmern, welches ich vorher nie an ihr bemerkt hatte, setzte

sie mehrere Tage lang fort, und einmal vermochte ich es sogar nicht, sie des Abends aus der Schwester Zelle zu locken, sondern wir mußten zugeben, daß sie darin schlief. Am Abend vor meiner Abreise bat mich Agathe, ihr den Hund bis zu meiner Rückkehr dortzulassen. Auch wollte er diesen Abend wieder nicht aus der Zelle weichen, und wimmerte mehr als gewöhnlich, wie wir uns trennten.

In der dritten Nacht nach meiner Abreise hörte ich im Gasthofe an meiner Thüre lärmen, und erkannte die treue Stella. Ihr Nachfolgen bis hieher blieb mir, des ungeheuern Zwischenraumes wegen, unbegreiflich. Der Hund hatte zwar diesen Weg schon einmal zurückgelegt, aber streckenweise doch auf dem Rücksitze im Wagen, und zum Theil bei Nacht.

Vom Moment unserer Trennung an verstärkte sich die Bangigkeit meines Herzens mehr und mehr. Mir war, als träte der Schatten meiner Mutter mir überall drohend entgegen und riefe mir zu: Du wandelst auf den Wegen des Verderbens! Im Schlummer sah ich Schutzgeist der Schwester weinen. Allnächtlich erschreckte ich mein armes Mädchen, indem ich mit lautem Geschrei aus fürchterlichen Träumen aufzitterte. Selbst am Tage saß ich oft stundenlang im Wagen kalt und starr da, und aus meinem ganzen Wesen, ja auch aus meiner äußern Gestalt, schien nach und nach alle Le-

benswärme zu weichen. Als ich in Leipzig ankam, hatte ich das unerwartete Glück, Julchen dort zu treffen, welche mit ihrer Tante aus meiner Vaterstadt kam, um ins Bad zu reisen.

Sie kennen dieß holdselige Weib, — das einzige menschliche Wesen, zu dem ich in meinem bisherigen Leben einiges Vertrauen gefühlt hatte! Ja, ich arme Einsame wäre sicherlich im Elende vergangen, hätte Gott mir nicht diesen tröstenden Engel zugesandt, dessen mitleidigen Busen ich nun sogleich mit meinem ganzen Kummer belastete. Ach, sie hatte an dem ihrigen schon genug zu tragen! Die Tante und andere Freunde quälten sie beständig mit einem gewissen Heirathsantrage, der ihr um so unerträglicher ward, jemehr sie an ihren verehrten Stromberg zurückdachte. Aber das edle Mädchen weihte sich, mit schönem Selbstvergessen, einzig meinem Grame; ihre Beruhigungsgründe erschienen mir viel unpartheiischer, als die meiner Schwester, und die Freundschaft goß über uns Beide den Balsam ihrer Erquickung so wohlthätig aus, daß wir uns, Jede mit erleichtertem Herzen trennten.

Die Zeit nahte, wo mein Vormund eintreffen sollte. Allein, statt selbst zu kommen, schrieb er mir, seine Geschäfte erlaubten ihm erst späterhin, mir in Leipzig jene Zusammenkunft zu gewähren; übrigens habe er freilich wohl noch einiges aus dem Nachlasse

meiner Mutter in Verwahrung, müsse mich aber hierüber schlechterdings selbst sprechen.

Nichts konnte mir unangenehmer seyn, als diese Verzögerung. Ein Einladungsbrief von Julchen, worinn Ihr Name, mein Freund, und einige Züge von Ihnen mir noch auffallender schienen, als meine Freundin sie gefunden hatte, bestimmte mich indessen zu der Reise nach Liebenstein. Ich meldete Agathen den fatalen Verzug und sandte ihr durch einen eignen Boten die Hündin zurück, die, seitdem sie wieder bei mir war, eben so wenig Ruhe fand, als bei der Schwester, und öfters erbärmlich wimmerte, auch, — was mir immer seltsamer vorkam, — jetzt dem Führer freudig zu folgen schien.

Schwerlich, theurer Mann, hat unser erstes Zusammentreffen im Walde von Altenstein Sie so tief erschüttert, als mich; wiewohl ich damals mit Erstaunen auch an Ihnen eine heftige Gemüthsbewegung bemerkte, welche die Angst meines Herzens nur immer höher trieb. Von jenem Augenblick an verlor auch Julchens freundlicher Zuspruch alle wohlthätige Gewalt über mich. Jemehr ich fürchtete, in Ihnen den Mann zu finden, den ich suchen mußte, je fürchterlicher erschienen Sie selbst meiner Phantasie. Die allzulebhafte Wärme Ihres Charakters, Ihre öftern Aeußerungen einer heißen Sehnsucht nach den Gestalten der Jugendzeit, Ihr Hinschmachten

nach der Verlornen, welches ich bald nur allzuwohl erkannte. — alles dieß konnte, — ja verzeihen Sie mir, es kann noch bis zum jetzigen Augenblicke, — meinem Herzen nicht anders als höchst schreckhaft seyn, sobald ich mir ein Wiedersehen denke, dessen Erschütterungen den zarten Lebensfaden meiner Lydia und Ihre eigne Ruhe vollends zerreißen müssen! Selbst Julchen warnte mich, nachdem wir Sie tiefer erforscht und auf manche Probe gestellt hatten; Sie bat mich mit Thränen, den Freund, der ihr so theuer geworden sey, zu schonen, und die Bitte meiner Schwester, deren Erfüllung zu nichts Gutem mehr, sondern nur zu neuen Thränen führen könne, unbefriedigt zu lassen. Während dieser Kämpfe, welche meinen Zustand dem Tode ähnlicher machten, als dem Leben, verursachte mir Ihre plötzliche Flucht von Liebenstein ein neues Erschrecken. Doch gelobte mir Julchen, als ich meinem Vormund entgegenreiste, sie nicht mehr aus den Augen zu lassen, welches mir, außer einigen Familiennachrichten von Ihnen, die wir dort eingezogen hatten, hauptsächlich der Name Ihres Augusts verbürgte, den Sie ihr genannt hatten.

Die Nachrichten, welche mir mein Vormund gab, benahmen mir auch die letzten Zweifel, die ich über Ihre Person hegen zu dürfen gehofft hatte. Er war vollkommen mit Julchens Meinung einverstanden, und behauptete, man müsse Ihnen alles verschweigen und Sie

wo möglich zu einer baldigen Verheirathung zu bewegen suchen, in welcher dann Lydia, bei der schönen Reinheit ihres Herzens, gewiß die vollständigste Beruhigung finden werde. In Betreff einiger versiegelten Packete, welche er für mich in Verwahrung hatte, erklärte er, die Mutter habe ihm dieselben einst mit dem Auftrage zugestellt, sie mir, aber nicht eher, als bis ich verheirathet seyn werde, zu übergeben. Er müsse daher mein Begehren vor der Hand versagen.

Meine bestimmtesten Erklärungen, daß ich mich nie zu verehlichen, sondern das Kloster zu wählen fest entschlossen sey, konnten den standhaften Mann lange nicht in seinem Vorsatze wankend machen. Endlich siegte die eigne Betrachtung, daß jene Papiere wohl schwerlich andere Geheimnisse enthalten könnten, als die, welche mir bereits das Schicksal selbst offenbart habe. Er versprach mir, gleich nach seiner Heimkunft alles zu senden, und ich reiste nach Liebenstein zurück, wo ich mein Julchen, ganz in Liebe versunken, und mit dem Unvergeßlichen vereinigt, wiederfand. Die Träume der Liebenden, für die ich keinen Sinn hatte, die durch warme Theilnahme an Strombergs Schicksal so sehr erhöhte Lebhaftigkeit, die ich an Ihnen, mein Freund, bemerkte, Ihr beständiges scheues Zurücktreten vor meiner unglücklichen Erscheinung, und — ja, ich gestehe es Ihnen! — selbst die abermalige wunderbare Zurück-

kunft meiner Hündin: alles dieß steigerte meine Angst bis zu der Höhe jenes entscheidenden Moments, in welchem Ihre Phantasie mich selbst für Agathen nahm, deren geweihten Namen ich da, mit niegefühltem Grauen, zum erstenmal von Ihren Lippen ertönen hörte!

Der edle Stromberg nahm sich in Ihnen unsrer aller an. Ich selbst flog der einzigen Brust entgegen, in der ich noch Trost zu finden hoffte; ich reiste zu Agathen. Hier fand ich schon das Packet meines Vormundes, und wir erbrachen es mit kindlicher Ehrfurcht und Feier. Lassen Sie mich über seinen Inhalt schweigen! Er begreift meistens Dinge, die hier für mich aufbewahrt sind, und die mir vielleicht von großem Werthe seyn könnten, wenn das Leben selbst für mich großen Werth hätte. Wir fanden nur wenig von dem, was wir suchten. Die Absichten der Mutter, ja ihr eignes Schicksal und die Verhältnisse ihres Lebens bleiben für uns noch immer in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Bald hoffen wir ihren Charakter ganz zu durchschauen; bald steht er wieder riesengroß vor uns da, und wir vermögen nur schwindelnd an ihm emporzustaunen. In Rücksicht Agathens finden sich sehr wenige Bestimmungen, und diese für den einzigen unverhofften Fall der Aufhebung ihres Klosters. Ueber die Seele dieses Kindes aber war, wie es scheint, ihre Rechnung völlig geschlossen. Allein aus allem schimmert nur zu

deutlich die Abſicht hervor, daß Agathe niemals vom Leben ihres Freundes unterrichtet werden ſollte. Ich — ich Elende habe ſie vereitelt, dieſe Abſicht; vereitelt durch eine Unbeſonnenheit, die mein Gewiſſen mir nie verzeihen wird, — durch eine gemeine Plauderei, die das Leben der innig geliebten Schweſter verkürzen und die Ruhe eines werthen Menſchen tödtlich vergiften muß, — eines Menſchen, deſſen Herz des ſchönſten Erdenglückes würdig iſt!

Ja, ich habe wohl Anfangs den Rath meines Vormundes zu befolgen geſucht. Ich erklärte ihr, daß der Geliebte lebe, und glücklich ſey im Arm einer liebenswürdigen Gattin. „Du hintergehſt mich, ſagte ſie ſanft: ich wollt' es wäre ſo — aber das that er nicht! Nur einmal hat er lieben können!" Thränen waren meine Antwort; aber die Heilige weiß ſtets den Geiſt der Angſt, der in mir wüthet, mit holden Worten zu bannen, — und ſo lange mein Haupt an ihrer Bruſt ruht, iſt mir unausſprechlich wohl! Bin ich allein, dann verfolgt mich wieder das bleiche Geſpenſt jenes Unglücks, das ich angerichtet habe.

O mein Freund! Hätt' ich doch Ihr Weſen und Ihre Faſſung ſo gefunden, wie ich wünſchte! Ich

wollte ja ruhig hinblicken auf dieſes Wiederſehen, und den Frieden meiner Seele von neuem faſſen, und die ganze Begebenheit für eine wunderbare Fügung Gottes halten. Aber ach! dieſer Brief muß nun fort, und ſchon jetzt zittre ich für die Geliebte, für den Freund, für uns alle, wegen der Heftigkeit Ihres Gemüths!

„Was fürchteſt du denn, ſp. für die Geweihte des Himmels, oder für den unſchuldigen Geſpielen ihrer Jugend, den Gott gewißlich auch zum Theilhaber ihres Friedens weihen wird?" Ach Freund, ſie iſt ſo ſchön! — Nein, wir gleichen uns nicht! Ihr gegenüber erſcheine ich als die Jungfrau von ſechs- und-dreißig Jahren; ſie iſt das neunzehnjährige Mädchen! Meine Züge deuten auf den Tod; die ihrigen auf ein ewiges Leben! Ihre frühe Weghebung aus den Leidenſchaften der Erde, ein ſanftes, nur Gott und der Betrachtung des Heiligſten gewidmetes Leben ſeh' ich aus jedem Zuge deutlich zu mir ſprechen. Die geſunde, am großen Garten liegende und ſtets von der köſtlichſten Gartenluft durchfluthete Zelle, und eine innere aus dem Quell ihres ſchönen Gemüths ſo rein hervorſpielende Heiterkeit, haben dieſe anmuthige Geſtalt mit unvergänglicher Jugend geſchmückt. Aber es iſt nur ein leiſes, geiſtiges Leben, das ein Hauch der wilden Leidenſchaft zerſtören

würde; ein schwaches Gewebe, dessen Fäden so ungemein zart sind — — o Mensch, wenn du sie zerreißen könntest! — —

Verzeihung, guter, edler Freund! Ach! wenn Sie einen einzigen Augenblick meine Liebe und meine Angst im Busen trügen, wahrlich, Sie würden mir vergeben!

So möge denn ein himmlischer Geist der Ruhe über Sie kommen! Empfangen Sie hiermit von mir den Gruß der Geliebten und die Ladung zum heiligen Wiedersehen! Folgen Sie ihr dann, — aber nicht eher — wann Sie Fassung und Weihe für jenes Wiedersehen fühlen!

Klothilde.

Sie glauben alle, ich sey so schwach, lieber August — ich wisse mich nicht zu fassen, meine Lebhaftigkeit nicht zu bändigen. Sie haben Unrecht! Wüßte ich nur erst, ob mir wohl oder wehe ist!

Ich habe eben jetzt sogar geschlafen, wie ich glaube, wenngleich Stromberg es läugnet, der am Bette saß. Er will dir dieses Briefchen senden, denn die Post geht ab, und ich soll noch mehr schlafen.

Sage mir nur, wie ist es möglich, daß eine Mut-

:er das Leben ihres Kindes mit solcher fürchterlichen Kälte unterdrückt und verscharrt? Nun freilich, sie that es, nach ihren Grundsätzen, um unsers ewigen Heils willen; aber? — —

Ja, ich will noch ein wenig schlafen. Doch den Hund, — den habe ich so schändlich vergessen! — den sollen sie mir erst aufsuchen im Walde.

Funfzehnter Brief.

* * am 6. Oct. 1805.

Auch die ſtärkſte Natur, lieber Freund, muß in ſolchen Stürmen, wie die meinigen waren, erſchüttert werden und wanken. Aber ich wußte wohl, daß ich nicht krank ſey. Sobald ſie mir erlaubten, frei im Wald und Felde herumzuſchwelfen, ward alles wieder gut.

Du, Auguſt, würdeſt mich beſſer verſtehen, als all dieſe beunruhigten Menſchen. Du weißt, auch wenn ich dir es nicht ſage, daß ich lieber, ohne Agathen zu ſehen, zu Grunde gehen würde, eh' ich es wagte, außer aller Faſſung und Ruhe zu ihr hinzuſtürmen, und dieß köſtliche Herz zu zerbrechen.

Und was habe ich denn bis jetzt gethan? Urtheile ſelbſt! Ich bin in dieſe Stadt gezogen und habe mich beim alten Gärtner des * Kloſters eingemiethet, der mir ſein oberes Stockwerkchen mit der Bedingung gab, daß die Jalouſieen der Fenſter, welche nach dem Kloſtergarten ſehen, den ganzen Tag zugeſchloſſen bleiben, und übrigens die Miethe geheim gehalten werde; wel-

ches in einer großen Stadt, wo ich noch dazu von Strombergen dem Minister S. empfohlen bin, gar leicht ist. Von hier aus sehe ich die Fenster ihrer Zelle, und — o so vernimm es dann, mein Freund! — Ich habe ihr himmlisches Bild schon dreimal erblickt! Aber das ist auch alles, was ich gewagt habe! Sie selbst weiß nur, daß ich in der Stadt lebe; und Klothilde weiß nicht mehr, hoff' ich.

Der Garten ist ungemein groß und prächtig. Und den Gärtner solltest du kennen! Ein Greis, der keine Seele mehr auf Erden sein nennt, nur von Brot, Früchten und etwas Wein lebt, den großen Garten in der Regel allein bearbeitet; alles nach Agathens Vorschrift anlegt, doch bei seiner Arbeit fast von allen Schwestern unterstützt wird. Uebrigens ein wahrer Einsiedler, der einen schönen Römerkopf mit freundlichen schwarzen Augen trägt, und mich schon am ersten Tage so lieb gewann als ich ihn. Ich lebe mit ihm und befinde mich herrlich bei seiner Kost. Auch kennt er bereits meine ganze Geschichte, so wie ich die seinige; und ich wüßte nicht, warum wir Beide Geheimnisse für einander haben sollten? Denn er gleicht an eigner Heiligkeit einem frommen Mönche, aber an Duldung einem guten Weibe, und hat, bei aller Einfachheit seiner Bildung, doch zehnmal reichere Erfahrungen im Leben gemacht, als ich. Schwester Agathe ist seine Heilige. Er

genieſt allgemeiner Achtung und hat ſchon ſeit mehreren Jahren die Erlaubniß, faſt alle Schweſtern auf ihren Zellen zu ſehen.

Ich habe Klothilden am dritten Orte ſprechen dürfen. Ohne mit mir zufrieden zu ſeyn, nahm ſie mich dort mit einer enthuſiaſtiſchen Wärme auf. Wie heilig war mir alles an ihr! Wie feierlich empfing ich den warmen Handſchlag, den ſie mir von ihr brachte! Für jetzt, ſagte ſie, ſey an keine Zuſammenkunft zu denken, da Agathe noch kränkle und ich ſelbſt mich erſt viel mehr ändern müſſe, als bis jetzt geſchehen. — Beſonders ſann ſie mir eigentliche Zerſtreuungen an, und verlangte, ich ſolle heitere, belebte und große Geſellſchaften aufſuchen. Es iſt nicht wohl zu begreifen, wie man mir ſolche Zumuthungen machen kann, und doch habe ich treuherzig alles verſprochen, und halte es auch. Ich erfuhr übrigens, daß Agathe und Klothilde ſich jetzt faſt einzig mit dem Inhalte jenes eiſernen Käſtchens beſchäftigen, aus welchem ich einſt mein heiliges Manuſkript raubte.

Die arme Hündin! Man hat ſie nicht mehr im Walde gefunden. Klothilde hatte ſie auf Julchens Bitte an eine entfernte Freundin verſchenkt, damit ſie die Schweſter nicht weiter erſchrecke; und nun empfindet ſie es tief, daß das treue Thier ſo jämmerlich umgekom-

men, und noch dazu vermuthlich von den Füchsen in ihre Höhlen geschleppt worden ist. Die Schwester weiß es nicht.

Gestern habe ich, unter geheimen bittern Thränen, mich und alles was ich liebe von Herzen nach Rom gewünscht. Ich sah einen vielgereisten Mann, der mit schwermüthiger Miene ungefähr folgendes sagte.

„Wer die große Roma kennt, wer in der heiligen Stadt gelebt und geliebet hat, für den enthält die Erde wohl schwerlich mehr etwas Sehnenswerthes, als etwa — den Tod! Und gewiß lernt unter jenen ungeheuern Weltruinen der Mensch die Nichtigkeit des gemeinen Lebens schnell einsehen, und gern und leicht an den Werth der eigentlichen Menschheit und an die Fortdauer im Tode glauben, da es ihm, mitten im Hinblicken auf das um ihn her lebende kleine Geschlecht, doch ganz unmöglich scheint, daß eine so große Welt, — deren Schatten sich hier über ihren Denksteinen zu unübersehlicher Größe vor dem Blick des Geistes ausdehnen, — nicht auch jetzt noch, und ewig, viel freudiger und herrlicher fortleben sollte, als vormals, da sie irdisch grünte! Ja, dort wird jeder würdige Menschengeist mit einer schmachtenden Sehnsucht sich hinüber wünschen zu jenen schönen Riesengestalten, um mit ihnen zu leben in dem allgemeinen großen Tode."

Es war das Einzige, was er über Rom sagte, und seine Rede ergriff mich um so gewaltiger, da ich eben in

dieſer modernen großen Stadt mich von ſo manchen Zeichen der Kleinſtädterei umgeben ſah. Doch riſſen mich dieſelben bald zu einer andern, für meinen Zuſtand vielleicht heilſamern Empfindung hin — zum Verdruſſe.

Die Kleinſtädterei nämlich äußert ſich nach meinen Erfahrungen hauptſächlich in Bewunderung, Groß-, Selig- und Hochſchätzung jeder geſellſchaftlichen, gelehrten, Kunſt-, Kirchen-, Militär- und Civil-Erbärmlichkeit. Und alles Lob des Erbärmlichen hat mich von jeher erboſet.

Nun bin ich hier an verſchiedene gute Menſchen empfohlen, die es ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, mir Dienſte zu leiſten. (Vor allen muß ich dir darunter Minchens Eltern nennen; ein ſehr würdiges Paar, deſſen Theilnahme mir innig wohl thut. Es iſt der Seelſorger der hieſigen Proteſtanten; aber ich glaube nicht, daß irgend ein Geiſtlicher von der herrſchenden Religion allgemeinere Achtung genießt, als er.) Am meiſten aber bemüht ſich um mich der Doktor Laſch, ein berühmter Arzt, und in mehr als einer Hinſicht der unterhaltendſte und gewandteſte Geſellſchafter, den ich jemals kannte. Er iſt Strombergs Freund, und hat ſich mir hier gleich anfangs als meinen Arzt, Mentor, Cicerone, Beſchützer und Berather angekündigt. Und dieſer war es, der mich geſtern mit Gewalt auf ein öffentliches Haus ſchleppte, wo man großes Konzert, Ball und Souper hielt, und wo ich die obige Rede über Rom mit anhörte.

„Laſſen Sie ſich nicht ſo ſehr vom Geſange jener römiſchen Eule verfinſtern, ſagte er, und ſchob mich in ein anderes Geſellſchaftszimmer. Man muß ſich nun einmal in dieſer Welt an das Fade unſrer Geſellſchaften gewöhnen; ſonſt überfährt zuweilen der Hauch Deſſelben, wie ein Oktoberwind im Julius, unſre Seele; und dieſe bekommt dann den Schnupfen, oder das Zäpfchen ſchießt ihr. Wir wollen daher immer die moderne Welt ein wenig hüpfen und Kunſtſtücke machen ſehen. Es wird hier manches zu lernen geben.“

Wirklich trafen wir im folgenden Zimmer einen ſogenannten Taſchenſpieler an, der zu den geſchickten gehörte. Er machte viele Kunſtſtücke zu unſrer vollkommenſten Zufriedenheit, verwieß aber immer auf das letzte, als das allerſchönſte und herrlichſte, wobei er den Teufel wolle im Zimmer herumhüpfen laſſen. Jedermanns Erwartung ward durch die Anpreiſungen des künſtlichen Mannes geſpannt. Endlich kam dieſes Kunſtſtück und — beſtand in nichts weiter als einem ganz gemeinen Speiteufel, einer Art von Feuerfroſch, der ein Paarmal im Zimmer umherſprang und dann elendiglich zerplatzte. Dabei geberdete ſich der Menſch wie närriſch vor Freude darüber, daß alles ſo gut reüſſirte.

„Aber lieber Freund!“ ſagte der Doktor Laſch, und ſprach heimlich mit ihm, und wir alle ſahen uns verwundert an über den elenden Geſchmack des Menſchen, der uns vorher die trefflichſten Sachen vorgemacht hatte.

„Sich aben nicht recht, sagte jetzt der Doktor leise: wenn Sie wieder auf Kleinstädterei rathen. Der Kerl ist und bleibt ein großer Mann. Aber die Sache verhält sich so. Er ist kürzlich ein rasender Liebhaber von der Feuerwerkerei geworden, und da er zufälligerweise bisher nichts hievon kannte, so glaubte er, auch wir hätten noch kein Petermännchen gesehen."

Gern möcht' ich dir, lieber Freund, ein vollständigeres Bild von diesem Doktor Lasch und seiner seltsamen Art zu seyn, geben. Ich lasse ihn daher, so viel mein Gedächtniß vermag, fortreden; wobei du jenes herrliche Talent bei ihm unterstellen mußt, sich einem Dritten, auch über die größte Gesellschaft, in deren Mitte, leise, deutlich, behend und sicher verständlich zu machen.

„Aber so ist es, fuhr er fort, und trieb mich mit unwiderstehlicher Freundlichkeit nach dem großen Tanzsaale zu: jede Lieblingsneigung des Menschen wirft sich gewöhnlich sogleich auf seine edelsten Theile, hauptsächlich auf die Phantasie, die dann die Farbe von jener tragen muß. So haben denn z. E. die Wechsler goldne, jedes liebende Mädchen rosenfarbige, die Jagdliebhaber meergrüne Phantasieen; — und ich wollte nur, daß Sie, mein Freund, in dieser Behauptung einigen Sinn finden könnten! In jedem Urtheil, in jeder andern Neigung kommt dann jene erste wieder, und bleibt die vorherrschende. Ich habe einen prächtigen Bekannten, — dort

unten ſchneuzt er ſich eben heftig — der kein anderes Laſter an ſich trägt, als daß er ſich eben ſehr häufig im Ton einer falſch geblaſenen Trompete ſchneuzt, und unter allen Gemüſen die italieniſchen Säbelbohnen am liebſten ißt, auch in der ganzen Stadt die einzig ächten zu bauen behauptet. Neulich kamen wir auf Poeſie zu reden, und es ging lange alles recht gut. Eh' ich mich verſah, behauptete er, das vortrefflichſte Gedicht ſey doch unſtreitig des Pfarrers Tochter von Taubenhain, von Bürger. Der Dichter habe darinn nichts unterlaſſen, was zur Darſtellung eines recht gemeinen, elenden Menſchen gehöre, nämlich des Pfarrers; beſonders aber habe er, mit unverkennbarer Abſichtlichkeit, durch die Worte: „Bald als auf duftendem Bohnenbeet die röthlichen Blumen verblühten" der Schlechtigkeit und Abgeſchmacktheit im Charakter des Pfarrers das Siegel der Vollendung aufdrücken wollen. Denn von einem ſolchen Menſchen, der, ſtatt Säbelbohnen zu bauen, die allerniederträchtigſte Sorte, die rothblühende Feuerbohne ziehe, könne man ſchon erwarten, daß er die Erziehung ſeiner Tochter vernachläſſigen, und zuletzt gar durch ſeine grauſame Rohheit und Bierſchröthigkeit einen Kindesmord veranlaſſen werde. Alles dieß war ſein völliger Ernſt; und doch verſichre ich Sie, daß der Mann übrigens nichts weniger als gemein iſt. Halt! Betrachten Sie einmal, ehe wir gehen, jene ſcheinheilige Phyſiognomie dort am Ecktiſch-

ben recht genau. Könnten Sie ihn für ein Mitglied dieſer Geſellſchaft halten, wenn er es nicht wäre? Er iſt nur hier, um reichen und unglücklichen Spielern in der Geſchwindigkeit bis morgen gegen fünf Procente Proviſion zu helfen. Dieſen halte ich für den Schlechteſten unſrer Stadt, und ich wette, daß er ſich jetzt wünſcht, z. E. den Durſt aller Stadtarmen mit Heeringen, und ihren Hunger durch die Lektüre der beſten Kochbücher ſtillen zu dürfen. Aber ich hoffe, daß endlich nächſtens die Gewitter der Gerechtigkeit mit Blitzesſchnelle in ſächſiſchen Friſten über ihn hereinbrechen werden! Uebrigens treibt er einen ausgebreiteten Reliquienhandel, und Sie können ſicher ſeyn, wenn Sie heute ſeine Bekanntſchaft machen, daß er Ihnen morgen eine Kralle des ägyptiſchen Würgengels, oder das linke Ohr des heiligen Johannes in duplo anbietet. Schade nur, daß ich Sie ſo lieb habe; ſonſt finge ich ſogleich ein Geſpräch über Religion mit ihm an! Er thut, als hätte er in jedem Sterne des Himmels privatiſirt, und als kennte er alle Wächter und Viertelsmeiſter in der Stadt Gottes von Perſon. Kurz, der Kerl iſt ein Teufel; aber freilich ein moderner Teufel! — ein Teufel mit Schnürſtiefeln und einem Haarbeutel zwiſchen den Flügeln. Nun, nur herein in den Tanzſaal! Wir kommen gerade zum intereſſanteſten Augenblick. Die Geſellſchaft hat erſt eben angefangen, tanzt alſo noch am ſchlechteſten und vergießt ihren lange verhaltnen erſten

Schweiß. Ich mache dann immer Naſe und Augen weit auf und ſtecke die Finger in beide Ohren. Giebt es etwas Intereſſanteres? Wie überall der Kerzendampf wogt, und das Bißchen Luft von der Gluth elektriſch durchzittert wird! Gewiß, unſre Tänze ſind doch ächt komiſch, zumal wenn man dabei von aller Muſik abſtrahirt! Und wie gemüthlich ſitzen an den Wänden umher die Müden und die Hoffenden, und beſonders jene vornehme neugierige hübſche Menſchenklaſſe, die lieber mit Kutſchen und Pferden einherſtolzieren will, als mit Gedanken, weil letzteres ſchwerer iſt, und die in der ganzen Welt, hauptſächlich aber in unſrer großen Stadt täglich größer wird. O ſehen Sie doch das ſüperbe Geſicht, gleich dort, im grau und rothen Ballkleide! Wie ſittſam ſie herüberſchaut! Sollten nicht dieſe keuſchen Züge den Priap ſelbſt vermögen, daß er noch heute hinginge und würde ein tugendhafter Mönch? Und nun thut ſie plötzlich den ungeheuern Luftſprung! Auch iſt ſie wirklich die neueſte Geliebte des alten Wollüſtlings, mit dem ſie tanzt. Betrachten Sie ihn! Jetzt ſteht er auf der andern Seite, — ein Lazarus an Geſundheit, ein Krösus an Schulden und dabei immer noch ein wahrer Salomo an Zärtlichkeit! Gott bewahre! (zu einem, der ihm ins Ohr flüſterte) Ich ſpiele heute nicht, doch — auf zwei Laubthaler will ich mich engagiren. — Hier ſind ſie. Höher, wiſſen Sie, gehe ich nie! Daß doch die Menſchen ohne das ver-

dammte Spiel nicht leben können! Guten Abend, Herr Landrath. Ja freilich sollen Sie die Pillen fortnehmen! Sieh da, Herr Vetter Kriegsmann! Lieber *, Sie sehen hier einen angehenden Säbeljunker, dem eben so wenig graut, wenn er einen blutrothen Geist auf einem pechschwarzen Pferde reiten sieht, als wenn ihm der Schwarze selbst auf einem Gaul von Scharlach entgegentrabt. Wie befehlen Sie, schöne Frau? Allerdings werde ich zürnen und die Kur um acht Tage verlängern, weil Sie sich unterstehen, hier zu seyn! Morgen um acht Uhr, Herr Hofrath! Bester *, wir dürfen nicht zu lange stehen, sonst gibt es gleich Geschäfte, und Sie sehen wohl, daß ich eine wahre Stadtklatsche bin! Nein, wie mich dieses Weib ärgert, die da eben so schön um Verzeihung bat! Der kleine Teufel martert einen guten Mann zu todt und ist aus bloßer Eifersucht und Bosheit hier, wo sie sich selbst den Tod holen kann. Und wie sanft sie thut und redet! Worte sind's, und weiter nichts! O mein Freund, wenn doch nur die Menschen, gegen ihren Arzt wenigstens, nicht durch Scheinhandlungen und Worte, sondern durch wirkliches Seyn ihren innern Gehalt aussprechen wollten! Sie glauben nicht, wie gram ich schon seit langer Zeit allen Worten bin! Worte sind für mich, selbst in der Poesie, nur noch wohlfeile und angenehme Schleichhändler, in der Prosa des Lebens aber offenbare Spitzbuben und Giftmischer; denn ihr Getön kann nicht machen, daß

die Distel mich weniger sticht, wenn sie sich „Veilchen“ nennt, noch, daß eine Xantippe mir gelassener antwortet, wenn ich sie „Minchen!“ anreden muß. Apropos! Da unten firirt uns ein grundreicher Mann, — wiewohl man eigentlich nicht von ihm sagen kann, daß er Geld hat, sondern nur, daß das Geld ihn hat. Er will noch diesen Abend Ihre Bekanntschaft zu machen suchen, und prätendirt übrigens, ein ganz geheimer loser Spaßvogel zu seyn; seine Spaße liegen aber alle so versteckt, wie England auf der Karte von Großbrittannien. Doch ich will Ihnen seinen Witz nicht verdächtig machen; denn es ist wenig Spaß dabei, wenn man einem anonymen Schriftsteller einen Spitznamen anhängen will. Indessen, Eine Tugend ziert ihn wirklich in einem zum Todtlachen hohen Grade — die Höflichkeit und Artigkeit. Er vergißt sich in dieser Rücksicht niemals, wie schon seine glatte Frisur und die knappen Strümpfe beweisen, und ich glaube, selbst wenn er besoffen unter den Tisch fiele, würde er so ruhig dort liegen, und noch so artig aussehen, wie der „Chevalier qui s'est retiré du monde.“ Gleichfalls, Herr Sanitätsrath! — Stellen Sie sich vor, dieser ansehnliche Herr Sanitätsrath ist mein kleiner Pathe, — und gewiß ein recht hübsches Pathchen, welches vier und vierzig Jahre älter ist, als der Herr Gevatter! Nämlich ein kurirlustiger Arzt, der mich bat, ihn aus dem Stamme Juda herüber in die Gnade von einigen meiner gewis-

ſonſſcrupuleſeſten Kunden zu heben, die ich ihm mit Freuden einband. Er gehört zu unſern hieſigen Dichtern, und iſt auch in Proſa ein toller Kauz, der ſich beſonders auf jede ihm willkommne Hypotheſe mit einer faſt alle andern Behauptungen ausſchließenden Heftigkeit wirft, ſo, daß Sie, falls er z. B. die Präadamiten einmal in Schutz nimmt, die gröſte Mühe haben, ihn zu überzeugen, daß außer den Präadamiten doch nachher auch noch einige andere Leute gelebt haben. Dieß ſcheint poetiſche Anwandlungen zu beweiſen; aber leider gehört er doch nur zu jenen ſogenannten, oder eigentlich nicht ſogenannten Dichtern, die niemals zu einer officiellen Exiſtenz gelangen können, deren ungeſetzlichen Namen man nur anführt, um ihn zu widerlegen, und die wegen ihres ungewiſſen Schwankens zwiſchen Scheinen und Nichtſeyn, jedem Zeitalter der Dichterwelt ſelber als Präadamiten vorangeſetzt werden könnten, wenn dieſe Benennung nicht gerade ſo viele poetiſche Ideen erregte, als jene guten Leute zu erſticken ſuchen. Ach, da bewillkommt ſich ein Brautpaar! Es ſind zwei gute Menſchen. O ſehen Sie doch — wahrlich, ſie wollen einander treu ſeyn, bis die Zeit kindiſch wird und ſtirbt; — einen ganzen deutſchen Reichsprozeß lange wollen ſie ſich lieben! Bravo, ſie ſtoßen die Gläſer zuſammen! Das war ein recht herzlicher Trunk, tief, wie ein Ziehbrunn! Er galt der Treue. Da ſoll der Wein nicht in Tropfen geſchlürft werden, ſondern

Wellen muß er ſchlagen im dürſtenden Munde. Nun — möge auch mit jeder Blutwelle Eurer Herzen die Liebe ſich erfriſchen! Ach, mein Freund! (er zog mich in ein abgelegnes Fenſter und fuhr, wie plötzlich aufblühend, fort) Sie haben ein fühlendes Herz — Ihnen ſey es vertraut, daß ich einſt unausſprechlich glücklich war! Einſt, ehe mein treues Weib ſtarb, und ehe ich dieſe ausgebreitete mediciniſche Praxis erhielt! Aber ſeit einem Jahre hauptſächlich raubte mir dieſes unglückliche Metier faſt alle Ruhe des Herzens. Die Ueberzeugung, daß das Menſchenleben, deſſen himmliſchen Werth ich ſelbſt einſt kannte, ſo koſtbar iſt — und die Betrachtung, daß dennoch der Menſch oft ſo muthwillig ſein Leben vergeudet, ja recht gegen die Springfluth ſeines Lebensfluſſes dem Todesmeere zuſteuern will, und dagegen jeden vorgezeichneten Pfad zur Lebensbeſſerung nicht ſchneller verfolgt, als eine junge Schnecke zur Schule eilen würde — die Ueberzeugung, daß ich ſelbſt ſo vielen von dieſen armen Menſchen, aus eigner Unwiſſenheit, Nichtskönnerei, Unbeſonnenheit, Trägheit und Furcht, täglich wenigſtens zehnmal Gift verordne — und daß ihre eigne Unart und Bosheit noch andere zwanzigmal meine redlichſte Heilung in Vergiftung umwandelt: o dergleichen finſtere Betrachtungen, die meine Cöleſtine mir nun nicht mehr aus der Seele fortzulächeln vermag, werden mich gewiß noch zum Menſchenfeinde und Selbſthaſſer bilden, — was am Ende jeder ängſtlich recht-

schaffne Mann werden muß, welcher das Unglück hatte, diesen Stand zu wählen. Glauben Sie mir, ich bitte Gott zuweilen recht innig um meine Befreiung aus dem Kerker dieses Lebens; und ach, wenn du mir noch heute jenseits winkest, theure Cölestine — mit tausend Freuden werde ich dir folgen — ja, gern, gern werde ich kommen —"

„Ganz wohl!" sagte hier ein Marqueur, der indessen bona fide den Doktor zu einem adlichen Punschtische invitirt hatte, — und der gute, geplagte Mann wußte nun nicht, ob er zum Lachen oder Weinen befugt sey.

„Es ist aber ein eignes Schicksal, sagte er, als er sich wieder erholt hatte und weiter mit mir fortstrich: daß fast alle meine Gedanken an den Tod zuletzt ein komisches Ende nehmen; weßhalb ich mir auch schon oft selber ein leichtes, lustiges Ende prophezeiht habe. So bin ich unter andern mit der Gewohnheit behaftet, (die übrigens vielen Menschen eigen ist) daß ich mir zuweilen mein Absterben recht lebhaft vorstelle, die Nachricht davon an den Schreibtischen meiner Freunde und Freundinnen erschrocken mitlese, zu meinem Sarge hintrete, mich bei der kalten Hand ergreife, mir die Augen trocknend, ausrufe: „Guter Doktor! — da liegst du nun — o, du warst doch eine redliche Seele!" und unter diesen Vorstellungen endlich mit den anwesenden Leidtragenden über meinen eignen Tod selbst ganz erbärmlich zu weinen anfange, so, daß auch diese ganze Operation sich natürli-

cher Weiſe ſtets mit einem lauten Gelächter über meine ſeltſamen Thränen endigt, — die übrigens vermuthlich bloß durch das Mitleiden mit den um mich leidtragenden Freunden erzeugt werden."

Nun, Auguſt — um kurz von einer Sache zu reden, die du vielleicht ſchon errathen haſt, — mein Doktor iſt niemand anders, als jener gute Reiſende, dem ich nahe bei Liebenſtein Wein und Manuſkript abſtahl. Er machte eine Reiſe nach B., wohin ihn ein hoher Kranker beſchieden hatte. Mit einem herzlichen Kuſſe hat er mir alles verziehen, was ich damals beging.

Demnächſt finde ich, bei näherer und pflichtmäßiger Erwägung ſeines letzten Satzes, daß ich ſelbſt ebenfalls mich ſchon öfters im Geiſte an meinen Sarg hingeſtellt, meinen Tod ganz erſchrecklich bedauert, und zuletzt auch wirklich zu weinen, — ſo wie hinterher zu lachen angefangen habe! Ja, ich will dir nur alles geſtehen: ich glaube ſogar, daß ich nicht, wie der allzugütige Doktor glaubt, aus Mitleiden mit meiner leidtragenden Trauerverſammlung, ſondern aus innigem Bedauern des höchſttraurigen Sterbefalls ſelbſt, und alſo recht einzig und eigentlich über meinen eignen Tod geweint habe.

Ob nun dieß etwa ein Kennzeichen eines ausgezeichneten Thoren, Egoiſten, Groblans — oder nur eines beſonders weichen Gemüthes iſt, — ob ich etwa meine eignen Thränen wirklich verdiene? (welches mir allerdings

wohl zu gönnen wäre) u. s. w.; das alles sey einzig deiner Beurtheilung anheim gestellt! Aber greife bei der Gelegenheit einmal in deinen eignen Busen.

So ist denn mein Doktor ungefähr. Im Aeußern hat er viel von der französischen bestimmten, kalten und geschwinden Gewandtheit, die wohl am leichtesten bei Aerzten officiell und officinell wird. Bei näherer Kenntniß erscheint eine große menschliche Wärme und viel deutsches, tiefes Gemüth. Er hat eine Menge Gewohnheiten an sich, die, auch zum hundertstenmal angeschaut, noch komisch erscheinen. — (So wie es auch Sätze gibt, die zum hundertstenmal wiederholt, noch Lachen, wenigstens stilles Lächeln erregen. Z. B. der schöne Satz von Friedrich Schlegel: „Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht, was er will. Aber umkehren läßt sich dieser Satz nicht.") Uebrigens liebt er (was mich stets gleich Anfangs für einen Menschen einnimmt) Musik, Kinder, Weiber und Blumen, — und letztere beide, wie er sagt, von der üppigen Rose herab bis zur Fensterblume an der gefrornen Scheibe, mit Inbrunst. Er malt freilich (mit Worten und selbst in Oel) gern das Groteske, und hat unter andern, als satyrisches Gegenstück zu einem schlechten, aber in England gepriesenen englischen Kupferstiche, ein Bild verfertigt, welches die Schwermuth vorstellt. Sie sitzt mopsartig da, — in einem fürchterlichen Gewande von Blei, das ihr überall

die größten Schwielen und Geschwulste zieht, — und lehnt ihren Kopf an die breite Schulter der Geduld, die im Schaafspelze mit einem ungeheuer dicken Bauche daneben sitzt, eine Prise nimmt und auch zu gleicher Zeit das zwiebeläugige Mitleiden angähnt, welches splitternackt daneben steht und kolossale Thränen in ein mit dem Buchstaben M. uro. 11000. rothgezeichnetes Schnupftuch herniederflennt. Ein Bild, das die Engländer selber wieder für eine große Summe kaufen würden, zumal wenn einer ihrer Karrikaturmaler ihm durch seinen Namen noch die National-Niche aufdrückte! Dieß alles ungeachtet, versichre ich dich, daß der Mann unschätzbar ist! Aber — hätte er wohl mit aller seiner Güte die gestrige Gesellschaft mir genießbar machen können?

Nein, glaube mir, ich arbeite redlich am Frieden meiner Seele; aber ich kann nichts mehr um mich her sehen, was das Gepräge des Wohlstandes und Wohllebens trägt, ohne im Innern wenigstens die peinlichste Angst zu fühlen. Dieser Klostergarten ist mir noch viel zu blumenreich; das Laub will nicht fallen, und die Umgebungen dieser Stadt sind noch so frisch, grün und üppig; — ich fürchte mich, all den schönen Wäldchen und Baumgruppen zu nahen. Mir ist, als müßten dort Geister der Wollust und Gedanken der Unzucht wohnen! „Wozu all dieser köstliche Schmuck, o freigebige Natur!

ruf' ich zuweilen aus: wenn du doch zwei Seelen, die du nicht zu trennen vermagst, um ein ganzes himmlisches Menschenleben so grausam betrügst?" Du siehst, Freund, wie weit es mit mir gekommen ist. Doch kehrt diese lästernde Verzweiflung nur noch in seltnen Momenten bei mir ein; — das Härteste ist wohl überstanden. Nur jene Angst fühle ich noch oft.

Dagegen habe ich einen Spaziergang nach dem Gebirge zu entdeckt, der mir besser zusagt, und den ich dir beschreiben muß. Es ist ein enges, schwarzes Thal, wohin kein Vogel mag, in dessen Schlüften nicht einmal die Stimme der liebeseufzenden Echo eine Wohnung fand. Oben am Gebirge wird es zum schutternden Sumpfe, der bei jedem Fußtritte Blasen voll schädlicher Luft auswirft. Ein seltsam kränkelndes Eichengeschlecht, mit Knoten, Mißwüchsen und Galläpfeln bedeckt, haufet dort, alles in Nacht hüllend, und zieht sein ungesundes Mark aus dieser Pestbeule der Erde. Im übrigen trägt das Ganze hier überall noch Spuren von den Verheerungen eines heißen Sommers. Oben erklimmst du einen ausgedörrten Bergabhang, wo nur die weißstämmige Trauerbirke zwergartig wächst, und wenige Dornen aus dem verhärteten und ausgebleichten Sande kümmerliche Nahrung ziehen. Weit umher blüht nur noch einzelne ärmliche Haide; dazwischen steht hie und da die purpurne Blutnelke, und Zweige von halbverbranntem Bergquendel

duften noch an den Schärfen des öden Gesteines. Unten wandelst du am Rand' eines ausgetrockneten Baches hin; da summen ungeheure Insektenschwärme bei ihrem Mahle von den kleinen im Moder verschmachteten Fischen, die einst unter allen nun entblößten Erlenwurzeln des Ufers in kühler Wasserhöhle schwelgten.

Schon zweimal saß ich hier mitten über dem Sumpfe auf einem alten Baumstrunk und weinte bitterlich, aber aus vollem Herzen und kehrte gebessert heim. Ja, dort wehen immer leise Todesmelodieen; gern ergießt sich dann die Thränenquelle meines Innern und wohl dem, der im sanften Rieseln solcher Thränen hinüberstürbe.

Minchens Vater sucht mich zärtlich von diesen Gängen zurückzuhalten; insgeheim aber fühlt er wohl, daß sie mich innig laben müssen. O das ist ein lieber, engelreiner Mann, bei dem ich es niemals fühle, daß der sogenannte Religionslehrer im Grunde der Uebersetzer eines Werks ist, dessen Original größtentheils noch nicht im Manuskript existirt. Dieser Prediger erscheint vollkommen intolerant, wie ein heiliger Geist, in allem was ihm als Wahrheit und Religion einmal einleuchtete und doch ist er gegen alle Sekten die Duldung selbst. „Von jeher, hörte ich ihn neulich sagen, war auf Erden nichts untrüglicher, als die Religion der verschiednen Kirchen und nichts trüglicher, als

jede Kirche der sogenannten verschiednen Religion.“ Mit Künstlerkraft hat er sich in des Lebens tiefste Geheimnisse eingerungen. Er liebt es, fast immer und selbst bei Kranken, Gesetz zu predigen; aber, wann nun von diesen ewig heiligen Lippen ein seltner Klang des Evangeliums und der Barmherzigkeit ertönt, o dann zerschmilzt ihm gegenüber jedes Herz in Reue- und Wonnezähren! Ich finde jetzt immer mehr Sinn und Wahrheit in dem Satze, welchen Hermilia in meinem heiligen Mährchen sagt: Ein Mensch kann Religion lehren durch das, was er ist, ja durch die Bilder und Züge, womit sein Antlitz begabt ist, aber nicht durch das, was er spricht, nicht durch die armen, rohen, hallenden Worte der Erde.

Neulich war ich bei ihm, als zwei bedeutende Reisende, die ihm empfohlen und anfangs sehr willkommen waren, sich zufällig dort trafen und einen äußerst heftigen Streit über die in Berlin zur Frage gekommne Vereinigung der jüdischen mit der christlichen Kirche begannen. Der Eine, ein höchst dummes Glied der katholischen Kirche, hatte schon den ganzen Abend den Andern, einen in Humanität und Aufklärung völlig ersoffnen, faden Lutheraner, anzupredigen gesucht. Dieser, um jenen endlich zum Schweigen zu bringen, warf ganz nachlässig den Satz hin: caeteris paribus würde er selbst ohne Bedenken zur jüdischen Religion übertreten. Jener,

der doch Vögel fangen wollte, kanonirte ſchnell mit Knitteln drein und ſing gleich in ſolchen Sätzen an, wie: Daß die Juden ihre Todten vor'm Begraben mit heißem Waſſer brühten, Spitzbuben ſeyen, noch vor Kurzem Menſchenfleiſch gegeſſen und mit den Zigeunern funfzig Jahre unter der Erde geſeſſen hätten u. ſ. w.

Mein Geiſtlicher ſagte kein Wort weiter als: „Schämen Sie ſich Beide!" Er lächelte ſogar augenſcheinlich zu dieſen Worten, aber ihre Wirkung vermag ich dir nicht zu beſchreiben! Es lag allerdings Etwas in ſeinen Mienen, was die Unverſchämten an die Verhältniſſe des Gaſtrechts und an ſeinen ehrwürdigen Stand erinnern mußte; — auch hatte Keiner das Herz, heute nur ein Wort weiter über Religion zu ſagen; allein die Anſicht des Effektes in der Sache ſelbſt wird mir ewig merkwürdig bleiben. Der fanatiſche Aberglaube fühlte erſchrocken ſich mit aller tiefen Verachtung gebrandmarkt, die er in dieſem Augenblicke zu verdienen ſich ſelbſt geſtehen mußte; durch die Bruſt des ungläubigen Indifferentiſten rollte ein Donner des unbezwingbaren Gewiſſens, vor welchem der Feige ſichtbar erbebte; und nun, in ihrer Mitte ſtand ein Menſch vor mir, der in dieſem Momente keiner mehr war und ſandte einen Blick zum Himmel; — eine Geſtalt ſah ich, ſchön und glorreich, deren himmliſchglänzende Züge mein Herz un-

der heiligem Erzittern alles das fühlen ließen, was Religion ist.

Gute Gottheit! Wann einst der Strudel irdischer Aufklärung die letzte süße Glaubensidee gefaßt und in den bodenlosen Abgrund des Unglaubens gezogen hat und nun der verzweifelnde Mensch hoffnungslos ins Grab sinken muß: dann sende noch einmal aus des Himmels Höhen diese göttliche Priestergestalt in tausend gnadenvollen Bildern über deine Erde — und ihr edelstes Geschöpf wird wieder grünen und aufblühen zu ewigem Leben!

Morgen werde ich sie wiedersehen, August!

Ich habe ein unschätzbares Kleinod erlangt, — einige Zeilen von ihrer Hand! Wenn ich sie so vor mich hatte und zehnmal an's Herz drücke und nun betrachtend davor sitze im dunkeln Schatten des schönen Baumes, der seine Zweige mit gelblichen Blättern bis zu meinem Fenster herein streckt, — da umweht es mich in Schauern, wie Melodieen einer heilig fernen Zukunft, und zugleich wie Dichtergesang aus schöner Vorzeit. Ist denn dieß alles, was um mich her sich begibt, wirklich wahr?

„Meine gute Klothilde (so schreibt mir die Engelshand) fürchtet, dem Freunde eine Nachricht zu geben, die er doch erfahren muß — und erlaubt auch nur mit Besorgniß, daß ich diese Nachricht ihm sage. Ich selbst

thue beides ohne alle Furcht, weil ich fühle, daß der, den ich in jedem Augenblicke meines Lebens, bis zum gegenwärtigen, treu fortgeliebt habe, mich unmöglich mißverstehen kann. Wir wissen, daß die Urkunde zur Aufhebung dieses Klosters schon ausgefertigt ist, und nächstens uns bekannt gemacht werden muß. Eine einzige junge Schwester fühlt sich noch zu fest gehalten von den Banden einer irdischen Liebe, um nicht dieser Einladung der weltlichen Obrigkeit zur Ehe Folge zu leisten. Wir übrigen alle haben bereits den bestimmten Willen erklärt, in treuer Anhänglichkeit an unser Gelübde ferner vereinigt zu leben und wir hoffen, man wird uns dieß gewähren. Wie selig, wie überschwenglich froh fühle ich mich doch noch in diesem Leben, — in dieser süßen Zeit, wo deine Nähe, geliebter Freund, mich in tausend schönen Bildern umgibt! Meine Ruhestunden sind goldne Jakobsträume und all ihre auf- und niedersteigende Engelsgestalten reichen meiner fröhlichen Seele die Blüthen und Palmzweige unsrer Kindheit entgegen. Ist es möglich, daß meinem Freunde nicht eben so innig wohl seyn könnte, wie mir! Nicht lange mehr entziehe mir den werthen Anblick deiner Gestalt. Doch verzeihe diesen dringenden Wunsch, — dessen Ursachen ich, außer dir, keiner menschlichen Seele entdecken werde, — verzeih ihn der Freundin, die ja nicht weiß, wie ihrem Freunde zu Muth ist, aber fest an seine Kraft und sein Gemüth glaubt."

Klothilde sank mir trostlos an's Herz, als ich diese Zeilen gelesen hatte. „Die letzten Worte des Briefs sind es, stöhnte sie, die mich mit so bitterm Schmerz erfüllen. O meine Schwester ist gar nicht wohl! Ihr Leben ist so leicht aufzulösen, — so ruhig geworden! Es gleicht einer sanften Melodie, die, wie in der Musik, sich bei jeder beugenden Veränderung zu jenem hinsterbenden Falle neigt, in welchem ihr schönes Herz vergehen wird."

Sie verlangte von mir brüderliche Mittheilung über den Zustand meines Herzens und meiner Fassung. Ich gestehe dir, was ich bis jetzt noch nicht zu thun gewagt habe, daß ich Agathens Nachricht schon früher vom Minister S. wußte. Ich gestehe dir auch, daß ich seit dem nicht das war, wofür die gläubige Geliebte mich hält, sondern daß ich, ohne wirklich zu hoffen, doch zwischen Hoffnung und Verzweiflung, Resignation und Trauer herumschwankte. Auch jetzt ward dieser Zustand merklich an mir. Agathens Entschluß fiel mit betäubender Kraft über mein Wesen und ich wünschte mir übermenschlichstarken Muth, um nur die arme Schwester nicht zu erschrecken.

„Ich bin gegenwärtig gar nichts, sagte ich endlich: aber, lassen Sie mich das theure Eigenthum sehen, das ewig mein war und ist und seyn wird! Sein Anblick wird und muß mich zu all dem erheben, was bei der

Gebrechlichkeit des Menschen noch gut und herrlich seyn kann. Ich fordere meine Geliebte von Ihrer Hand und schwöre, daß ich ein Mann seyn werde."

Sie antwortete mir mit neuen Thränen und nannte mir den morgenden Tag. Morgen werde ich sie wiedersehen! Die Erlaubniß dazu ist längst ausgewirkt.

Der heutige Abend wird immer schöner und heiliger!

Ich befand mich diesen Nachmittag jenseits des Stromes an seinen hohen Felsenufern, wo ich mit Freunden und Bekannten die Rebenlaube eines in der köstlichsten Luft hängenden Weinberges bewohnte, in dem man weite und entzückend schöne Aussichten genießt. Um uns her waren alle Felsenmassen von der milden Octobersonne so sanft erwärmt; alles Laubwerk mit seinen braun-, roth-, gelb- und grünen Schattirungen schimmerte uns so still und sonnig an, daß jedes Herz froh ward. Wir tranken süßen Most. Es waren mehrere zärtliche Paare, liebenswürdige Frauen und prächtige Männergestalten dort. Ich glaubte unter Italiens glückseligem Himmel zu athmen. Leise Küsse hörte ich rauschen und die Blumenkränze zärtlicher Umarmungen umzogen mich; eine liebliche Jugend war ausgeschifft in das Reich der Liebe und Freundschaft; aber jede ihrer Landungen deckten die Grazien. Seit langer Zeit habe ich nicht so innige, reine Freude gefühlt, als über das

Glück dieser lieben Versammlung. Selig saß ich da und schaute oft hinab auf die hohe schwarze Kurvel der Klosterkirche. „Morgen!“ sprach ich leise zu mir — und ihre Gestalt war bei mir und ich wandelte mit ihr Hand in Hand unter Elysiums balsamduftenden Hainen!

Wie wohl ist meiner Seele in diesen Stunden der Nacht! Ja, alles verkündigt mir in leisen Klängen ihre Nähe! Mein Frühling bricht wieder an!

Wie seltsam kommt mir doch jetzt die Vorstellung mancher Menschen von der Ewigkeit vor! Viele meiner Bekannten vermochten sich niemals des Gedankens zu entschlagen, daß die Ewigkeit doch aus gewissen Zeitmonaden bestehen müsse; es möge nun deren eine (etwa wie die Zeit meiner Trennung von Agathen,) ein Paar Dezennien, oder ein Jahrtausend umfassen! Das Leben der Ewigkeit ist in meinem Gemüthe so ganz verschieden von Raum und Zeit, es ist diesen Formen so gerade entgegengesetzt, daß mir jene Vorstellungsart unbegreiflich wird, indem ich fühle, daß ersteres die letzteren völlig aufheben muß.

Ich sah sie, August! Und — da stand nur eine Minute lang die Zeit unsrer Trennung und die Veränderlichkeit unsrer Gestalten noch zwischen uns. — Es war kein bitterer Augenblick, auch kein eigentliches Streben nach Wiedererkennung, — es war nur der Moment einer schönen, selig

und vollkommen befriedigten Neugier. Aber, so wie sie den Geliebten zu sich winkte, so wie ich ihr im sanften Nähertreten ihren wohlbekannten Strauß entgegenhielt und sie mir den meinigen, — da blühten unsre Augen hell auf und jede Minute und jede Gestalt eines langen schmachtenden Zwischenlebens schien uns im Nu so gänzlich und ewig weggeschwunden und vertilgt, daß uns auch nichts, nichts mehr unbekannt und neu vorkam, als die vier Mauern dieser Klosterzelle!

Und als ich nun vor ihr kniete und die Heilige segnend ihre Hände auf mein Herz legte — und als ihre Liebe in Thränen so mild auf mich niederträufelte, wie das Manna von Kalabriens köstlicher Blumenesche fällt, da schwoll auf einmal die Ebbe meines verarmten Herzens von der Fluth ihrer allfüllenden Liebe wieder mächtig auf und ich blickte froh und selig in ihr verklärtes Angesicht.

Ach, und da vernahm ich die ersten Laute der geliebten Stimme wieder! „Theurer Freund! sprach es sanft herüber: Könnt' ich dich noch inniger lieben, als vormals, so wäre es in dieser glückseligen Stunde!" Labend flossen die süßen Töne in mein Herz: wie das himmlische Oel der Barmherzigkeit!

Wir dürfen uns öfter sehen, bester Freund! Doch — wie ist es möglich, daß ich hier sitze! Fort auf die höchsten Berge will ich und der Welt verkündigen, daß ich sie wieder habe! Lebe wohl!

Sechzehnter Brief.

* * am 13. Oct. 1805.

Schon iſt ſie über uns hingebrauſt, die Heereswolke der ſiegenden Franken — ſchnell und gnädig! Gleich einem ſchweren Gewitter überzog ſie nur flüchtig dieſe Thäler und eilte, elektriſch angezogen, dem Hauptgebirge des Vaterlandes zu, um das Zitternde brünſtig in die Arme zu nehmen.

Manche glauben dießmal, ohne zu wiſſen warum, an einen Rückzug. Ich nicht.

Ja, du biſt dahin, mein Deutſchland! Du Reich der Menſchlichkeit, — du Vaterland der Treue! Schwermüthig ſchleicht deine Zeit ihrer Ruhekammer zu. Nach deinem Rieſenfalle wird die Erde nichts Staunenswürdiges mehr ſehen. O wer wünſcht ſich nicht aus dieſer öden, herbſtlichen Zeit wieder hinweggerückt, wie die heimkehrende Schwalbe in den Frühling der Vorwelt!

So ſey dann der Welt gegrüßt, du Stern des Abends! Möge dein blitzendes Licht ſie erwärmen zu neuer, reinerer Menſchlichkeit!

Ganze Geſchlechter und Nationen vergehen; aber mit den Gedanken ihrer Schönheit und ihres Werthes

ſchmückt ſich, wie mit unverwelklichen Blumen — die Geſchichte! Zum Gedanken muß das Ganze hin; aufwärts und fort, endlos vorwärts ſtreben alle Sprößlinge der Zeit, wenn gleich ihr Urſprung und ihre Sitte ewig alt iſt. Und vor uns glimmt ja in immer noch mitwachſender Ferne das Licht jenes großen Abends, an dem (nach dem lieblichen Vorbilde des längſten Sommertages am Nordpol) einſt der Schein alles Zeitwechſels verliſcht, um plötzlich zur Wirklichkeit eines unauslöſchlichen Frührothe wieder aufzuflammen.

Und ich Wurm — ich ſollte mich giftig erheben und ſtämmen gegen eine einzelne Begebenheit in dem ungeheuern Strome! — Nein, mir iſt wohl, ſeitdem ich ſie wiederſah.

Sie hat es geſprochen, das finſtre Wort, das ſie keiner menſchlichen Seele entdecken wollte, als mir, — ſie hat es geſprochen! und nun — iſt doch alle meine Faſſung wieder dahin!

Geſtern war ich bei ihr, und zwiſchen uns lebte wieder ſo ganz die alte Traulichkeit, wie einſt droben in der lieblichen Kindheit. Meine Wünſche ſchmiegten ſich, wie ehemals, an die ihrigen, und in jedem meiner neugebornen Gedanken lebte auch ſchon ihre ganze Seele. Da bat ſie Klothilden, uns einige Augenblicke allein zu laſſen, und als die Schweſter hinaus war, ergriff ſie hel-

ter meine Hand. „Ich vertraue ganz deiner Stärke, sprach sie mit einem Blicke, der mich über alles Menschliche hinaus hob: und ich weiß, daß du es in dieser heitern Stunde erträgst, wenn ich dir jetzt die Deutung der letzten Worte meines neulichen Briefes gebe. Ich fürchtete nicht, daß du mich verkennen, oder von mir glauben würdest, ich sey in meiner Liebe erkaltet und wollte dich um's Leben betrügen. Aber mich rührte neulich deine irdische Gestalt so innig, und du hingst wieder mit so voller Liebe an der meinigen, daß ich jenen geheimen Wunsch in uns zu ahnden glaubte, welcher nicht lebendig werden darf, weil Gott und seine Heiligen ihn versagen. Vernimm es — und tröste dich, wenn du mich treu und ewig liebst: ich habe die Zeit meines übrigen Erdenlebens nicht mehr nach Monathen zu berechnen, sondern nach Tagen, — vielleicht nach Stunden."

„Stärke ihn!" rief sie aufblickend, als meine Thränen sich wie Quellen ergossen, und ich niedersank und jammernd zu ihr aufsah. Da schaute ich jenen Blick, den Klothildens Kunst in ihrer Auffahrt aus dem Grabe darzustellen versucht hat, zu lichtem, seligen Leben aufgeblüht; — und ich stand empor, und umfing voll Sehnsucht die gläubige Gestalt, und meine Blicke schwangen sich, vom Troste beflügelt, mit den ihrigen hinauf und durchblitzten siegend die Nebelschleier der Zeit.

„Und wann nun, sprach sie: diese Erdenhülle, wie Wolkendunst in der Abendsonne, verträufelt, und meine lechzende Seele in bessern Regionen gelandet ist, und dort in Tropfen himmlischen Aethers sich berauscht, dann, o mein Theurer, dann schmachte hienieden nicht nach mir, sondern bleibe fröhlich in dem Ewigen, wirke in der Stille für Güte und Schönheit, und sey glückselig im Andenken an das, was du liebst. Sieh, mich wird keine Krankheit tödten; sanft, wie mein Leben war, wird auch meine Verwandlung seyn; denn die glückweissagenden Zeichen hievon leben schon seit vielen Jahren in mir. (Sie legte meine Hand auf ihr Herz, dessen Pulse wunderbar aussetzten.) Ein berühmter Arzt, dem ich zuweilen schreibe, hat mich deßhalb belehrt. Aber dennoch versprich mir, ich bitte dich, daß du, so wie dir Klothilde einen „frohen, freundlichen Gruß" von mir bringen wird, mich dann nicht mehr sehen, und — nicht zagen wollest vor diesem geweihten Zeichen! Ich weiß auch, daß du dann, wo ich nur noch einige Tage zu leben habe, ein Mann seyn, und alle Kraft aufbieten wirst, um die arme Schwester zu trösten — und, möchtet Ihr Euch das seyn, was wir uns hier waren! So sollst du dich denn deiner blühenden Freundin noch freuen; aber, sieh nicht die Sterbende — nicht die Todte. Auch laß dir nicht bange seyn um Trost für mich, — denn sieh doch, ich sterbe

ja täglich in diesen stillen Mauern, und der Bruder des Schlafes ist mein holder Freund geworden."

Sie rief Klothilden zurück, umfaßte dann mit der heitersten Freundlichkeit uns beide, und weinte lange mit uns, — aber auf ihren Thränen spiegelte sich die Freude des Himmels.

Laß mich fort, — hinaus in die untergehende Natur! — O es ist doch höchstklaglich! — Agathe! Mein Einziges!

Welcher irdische Kummer, ja welche Gewalt dieser Erde vermag wohl der Dichtkunst in ihrer Herrlichkeit zu widerstehen?

Oft, wenn auf den Pfaden der Einsamkeit mein Leben in Thränen zu verquellen scheint — da hemmt sich plötzlich ihr bitterer Strom; in mein Auge tritt wohlthätig und gastlich eine Freudenzähre, und ich blicke dankend zu der himmlischen Macht auf, deren Gunst mir

„Unvergängliches verheißt —
Den Gehalt in meinen Busen
Und die Form in meinem Geist!" *)

Unsterblicher, der du dieses Wort in schöne Herzen sangst, in deren Heiligthum es nun durch Ewigkeiten forttönen wird! O wie warm, wie innig dankt auch dir

*) Göthe.

meine Seele für diesen Trost, für das, was du der Erde gabst, für all jenen himmlischen Blumenschmuck, der aus der Tiefe deines wahrhaft schönen Gemüthes für die arme Menschheit aufblühte! Dank dir, für mich und alle, welchen der himmlische Aushauch deiner Schönheit den Busen zu neuem Leben hob! Ja, dir weihte ich schon so manche Dankesthräne, du erhabner Mensch, du seliges Kind der Phantasie! Wohl mir, daß ich dich lieben darf bis zum Grabe und jenseits!

Ja, wahrlich, als die Götter diese Erde austheilten, sahen sie wohl voraus, daß jeder Mensch, — der Landmann mit seinen Feldern, der Bürger mit seinen Gewerben, der Kaufmann mit seinen Schiffen u. s. w., — immer des andern Sklave, und der Fürst zuletzt der geplagte Knecht von Allen werden müsse. Da sprachen die Himmlischen: Einer soll doch, uns selbst gleich, über Natur und Seelen frei herrschen! Und da geschah es, daß der allherrschende Genius glorreich herniederfuhr in den Busen des Dichters!

Und was willst du denn, unruhiger Stürmer? Warum vermagst du die Sehnsucht deiner Sinne nicht zu besiegen? Warum zögerst du, dein Leben als beschlossen zu betrachten? Ein Leben, das so reich an Freuden und Genüssen, so selig in der heiligsten Liebe war!

Still, armes Herz! Fühle doch redlich, was du bist!

Was ward dir auf Erden? Was verdientest Du? Schliesse die Rechnung! Was kannst du verlangen?

August, wie leicht findet sich das alles! Aber wie schwer wird es dem Menschen, nun wirklich darnach zu handeln! O, ich weiß herrliche Sachen! Wäre ich nur mehr!

Das * Kloster hat aufgehört zu seyn. Es war das allerletzte in diesem Lande. Gestern hat man den Schwestern die Aufhebungsakte insinuirt. Sie hatten diese erwartet. Aber Eins kam unvermuthet, und fiel ihnen hart auf: sie müssen binnen zwei Monathen ihre Zellen räumen und auseinander gehen. Die Hauptgebäude der Abtey sind zu einem Waarenmagazin für die große Industrieschule bestimmt; alle Nebengebäude werden verkauft. Die Pensionen für sämmtliche Klosterfrauen sind sehr anständig und gar nicht dem geringen Ertrage der Abtey angemessen, deren Güter schon vorher verkauft waren.

Die Aebtissin hat sogleich eine Gegenvorstellung einreichen lassen, worinn die Schwesterschaft sich zum Ankaufe eines kleinen Gebäudes erbietet, welches an ihrer Kirche hängt und gerade so viele Zellen in sich faßt, als für die noch übrigen Nonnen nöthig sind; mit der Bitte, daß man alle Schwestern hier so lange vereinigt lasse, und ihnen die Fortsetzung des bisherigen Dienstes im Chor ihrer Kirche (die ohnehin für den Gottesdienst bestimmt

bleiben soll) ferner gestatte, bis sie auf eine gewisse Zahl herab ausgestorben seyn werden. Jedermann glaubt an die Gewährung dieser Bitte. Denn das Personale steht hier, wegen seines heiligen und wohlthätigen Lebens, in allgemeiner Achtung und Liebe, und ich sah gestern sogar eine vornehme Lutheranerin Thränen vergießen, als von der Trennung dieser Frauen gesprochen ward.

Auch ist es herausgekommen, daß Klothilde vor einiger Zeit noch insgeheim um Aufnahme in das Kloster gebeten hat, welches Gesuch ihr bei dieser Gelegenheit, wie natürlich, rund abgeschlagen worden ist.

Dieß alles mußte Agathe erfahren. Ich war gerade gegenwärtig. Sie tadelte Klothilden sanft wegen ihres Schrittes, den auch ich nicht billigen konnte, da mir ihr Charakter, bei all seiner Reinheit und Größe, gerade jetzt eine gewisse Schärfe und Weltlichkeit zu enthalten, und ihr Ganzes nur erst einseitige und strenge, aber noch wenig gemüthliche Bildung und Höhe erreicht zu haben scheint. Sie ist noch nicht viel weiter, als ich, und wird vielleicht lebenslang nur kämpfen, nie oben stehen und das Leben siegreich anlächeln können.

Mit welchem Frieden, in welcher göttlichen Ruhe ertrug dagegen Agathe jene Nachricht, von der Klothilde und ich selbst fürchteten, sie werde das zarte Wesen erschrecken! „Ich weiß, sagte sie: daß ich mein Leben in diesen Mauern beschließen werde. Auch bin ich im Herzen

überzeugt, daß man uns nicht von unserm Heiligthume trennen wird. Denn die Obrigkeit ist gut; und es gibt nun keine Gründe mehr, um unser Gesuch abzuschlagen.

Mein guter Stromberg war hier. Ich habe, mit seiner Genehmigung, einen Schritt gethan, den ich noch jetzt, so schnell er auch geschah, nach meinem blos dunkeln Gefühle, das mich aber nie betrog, für gut und richtig anerkenne. Ich habe den Klostergarten mit der kleinen Gärtnerwohnung gekauft. Stromberg leiht mir das Kaufgeld, bis ich mein kleines Vermögen hieher ziehen kann, welches gerade hinreichend ist. Bis jetzt habe ich den Garten nicht betreten, werde dieß auch nicht wagen, so lange die Nonnen in ihren zeitherigen Einrichtungen wohnen. Mein Gärtner Osan, dessen Versorgung mir die erste Idee dazu gab, und den ich todtfüttern werde, versichert, der Ertrag des Platzes werde in einer so theuern und an Gärten noch so armen Stadt hinreichen, mehr als vier Leute von unsrer Lebensart vollkommen zu ernähren. Gott verzeihe mir! Ich glaube gar, daß ich noch obendrein einen vortheilhaften Kauf geschlossen habe!

Es ist eine Schwermuth in meinem ganzen Wesen, deren Druck ich dir nicht beschreiben kann.

Gestern war sie so ungemein heiter! Als ich ging,

legte sie ihre Hände auf mein Haupt und verlangte erröthend, meine Stirn zu küssen. Ich fühlte kaum den Sammt ihrer blassen Rosenlippen. Aber es durchfuhr mich, wie Himmelskraft. Sie that das noch nie. „Gute Nacht, gute Nacht!" sagte sie dann mit seligem Lächeln, und als ich aus der Zelle trat, war mir, als trät' ich in eine melancholische Einöde. Ach, sie war so heiter! Aber warum diesen Geisterkuß?

O Gott! Klothilde schreibt mir ihren „frohen, freundlichen Gruß!" So bald willst du scheiden? Der Abschiedskuß — der letzte Segenskuß sollte es seyn? — Nein, ich muß sie sehen! Ich will das heilige Auge der Geliebten zudrücken. Ich schreibe ihr — ich muß hin! Sie kann nicht unbarmherzig seyn!

Nach diesem Kampfe überstehe ich Alles! — Ach, bald wird Alles überstanden seyn!

Nachdem ich ihr geschrieben hatte, kam Klothilde zu mir, um Trost zu suchen, — und gesandt von ihr. Agathens Heiterkeit hatte sich am Abend immer noch sanft und schön gesteigert. Nach Mitternacht hört Klothilde, welche ihr nahe schläft, leise Laute, wie von mehrern Stimmen, in Agathens Zelle tönen. Indem sie aufsteht, um hinüber zu gehen, wird alles wieder stille. Leise öffnet sie die Thüre, und sieht die Schwester betend mit-

ten in der Zelle knieen. Ihre Bitte, sie möge sich zur Ruhe legen, wird von jener schweigend und mit stehendem Winke, sie nicht zu stören, beantwortet. So bleibt also Klothilde ruhig, bis zum Anbruche des Morgens. Sie findet Agathen in ihrem Stuhle sitzend, bleich wie ein Bild von weißem Wachse, aber noch immer in seliger Heiterkeit lächelnd. Bei ihrem Gruße greift Jene nach der Bleifeder — kurz: ihre Sprache ist in der vorigen Nacht plötzlich verstummt.

Sie ißt und trinkt äußerst wenig, aber nicht weniger als vorher, und scheint so gesund als vorher. Wenn man sie über diesen Zufall befragt, winkt sie lächelnd mit der Hand; ihr Auge klärt sich auf, aber sie schreibt keine Antwort nieder. Nur eine Freudenthräne zeigt dann ihre Rührung.

Dieß ist die Antwort, die sie für mich niedergeschrieben, nachdem sie meine Zeilen lange an's Herz gedrückt:

„Dich segne der ewige Gott, — Dich, der mir auf Erden das liebste war, dich segne Gott! Vernimm ihn von der Geliebten, den Schall der heitern Ewigkeit: Es ist gewiß, wir sehen uns wieder! Sey getreu! — Deinem Herzen und deiner Kirche, die auch ich liebe, bleibe getreu! Ich lebte selig im Schooße der meinigen, die auch du liebst. Ich mahne dich an die Erfüllung meines Willens. Laß ruhig diesen Leib verblühen, denn unsre Geister sind und bleiben ja Eins. Ich sende dir

noch die Dichtung eines ſchmachtenden Freundes, deren Worte ich reichlich mit meinen Freudenthränen getränkt habe. Bewahre ſie ſtill im Herzen. Dein Garten wird dir manche ſchöne Erinnerung an mich gewähren. Lebe ſelig! — Meine Bande löſen ſich ſanft; und — o Wonne! — bald naht die große Stunde, die mich auf ihre Flügel nimmt!"

Dieſe Worte und das dabeiliegende Gedicht, — von Novalis, — hat ſie mit ſchönen Zügen und feſter Hand geſchrieben. Die letzten Zeilen des Liedes:

„Wen ich ſah, und wen an ſeiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden
Ewig heiter, offen ſtehn."

ſind von ihren Freudenthränen faſt gänzlich verlöſcht.

Man hatte ſogleich einen Arzt zu ihr gebracht. Statt aller Erläuterungen holte ſie dem guten Laſch ein kleines Päckchen Briefe, und ſchrieb dann die Bitte auf, „er möge dieſe recht genau durchgehen." Nach dem Leſen derſelben unterſuchte er eine halbe Stunde lang ihren Puls, verordnete nur, man ſolle ihr letztes Rezept nochmals anwenden und ſagte beim Weggehen zu Klothilden, ſie habe ſich in den Händen eines vortrefflichen Arztes befunden. Dann bat er die weinende Schweſter um —

Fassung. Er vermuthet als Ursache des Zufalles einen nächtlichen Schrecken, oder eine höhere Gemüthsbewegung.

Eben ging Lasch von mir. Das ist ein guter, kindlicher Mensch. Er weinte mit mir und sprach den Namen seiner Célestine himmlisch aus. Seine wenigen Herzensworte vermochten Ströme von wohlthätigen Thränen aus diesen Augen zu locken.

Als ich ihren neulichen Brief wieder las und ihre mündlichen Befehle von neuem durchdachte, da ging der Kampf in mir zu Ende, und ich fühlte wieder einen bestimmten Willen, nämlich: den übrigen zu erfüllen. — Sie will, daß ich die Schwester tröste.

Klothilde kommt oft, von ihr gesandt, um sich zu stärken; — ach, um erschöpft an meiner Brust zu ruhen! Die Arme! Sie besitzt übermenschlich hohe Kraft, und doch — — Auch auf, ich ahnde, daß es wohl nicht eigentlich Kraft genannt werden kann, das, was den Menschen erheben muß! —

Es ist Nacht. Ein eiskalter Regen stürzt nieder; der Herbststurm wüthet in den Bäumen und wirft ihren geraubten Blätterschmuck wider diese Fenster.

In der Ecke des Zimmers sitzt der gute Osan. Er bat mich um Erlaubniß, die Nacht mit mir wachen zu dürfen, und ist über seinem Gebete für Agathen sanft eingeschlummert. Draußen die verwilderte Natur, — und hier das schöne ruhige Gesicht, und die gefalteten

Hände über seiner Brust! — O es wird mir zuweilen recht wohl, wenn ich zu ihm hinüberblicke! Wie lange kann denn dieser, und mein eigner schwacher Leib noch dauern? Und — nein, ich fürchte mich nicht vor dem Alter! Was sind zwanzig Jahre, — was ist denn ein halbes Jahrhundert? — Wie nahe und neu kommt mir doch heute die Zeit vor, wo ich mit ihr zwischen den Blumen saß! Ja, mir ist jetzt, als sey *gestern* erst der Tag gewesen, an dem ich in der schönen väterlichen Kirche die christliche Confirmation empfing!

„Bald, bald ist ja Alles —" ruft jetzt mit sanftstokkender Pause der liebe Mensch dort im Traume aus, und lächelt so schön dazu!

„Alles, alles vorüber!" vollende ich mit inniger Freudigkeit. Und draußen im Klostergarten seufzt die Wehklage dumpf in unsre Töne; Baumäste, die der Sturm aneinander reibt, schreien dröhnend dazu; der Wind arbeitet wie ein schutternder Erdstoß an diesem Gebäude und singt dort schneidende Threnodieen zwischen den hohen Dachungen der Abtei.

Bald, guter Alter! Ja, bald — denn alles auf Erden währt ja nur kurze Zeit!

Dort drüben öffnet man das Thor. Eine Laterne schleicht trübselig heraus. Ja, es ist Klothilde, die langsam und schwermüthig kommt. Dank dir, Ewiger! — Jubilire, mein Herz — sie hat vollendet!

Siebenzehnter Brief.

* * am 30. Okt. 1805.

Mir iſt, als ſey ich dir, mein Freund, noch eine gewiſſe Rechenſchaft wegen meines Lebens ſchuldig, — und du ſollſt ſie haben! Wenige Worte werden dazu hinreichend ſeyn.

Seit meinem dreizehnten Jahre wandre ich allein über die Erde. Kein Familienband feſſelt mich. Außer dir ſtehe ich mit keinem Freunde mehr in wahrhaft inniger Verbindung; doch fühle ich, daß Stromberg und ſeine Julie meinem Herzen ſehr werth geworden ſind. Du weiſt: Der Tod meines rechtſchaffnen Geſandten raubte mir einen Dienſt, verſetzte mich zugleich in eine vom Staat unabhängige Lage und verleidete mir vollends alle Luſt, eine öffentliche Stelle da anzunehmen, wo ich ſchon alles überfüllt fand, — nämlich überall. Ich weihte nun die Ergießungen dieſes Herzens meinen Deutſchen insgemein, und wollte für die Erheiterung des deutſchen Gemüthes zu wirken ſuchen. In wiefern hiervon etwas gelungen iſt, oder nicht, weißt du beſſer als ich. Ich war mir noch keines Ganzen bewußt, und bemühte mich daher, zu manchem Ganzen liebend hinzu-

ſtreben. Da ſtieg eine Jugendliebe, die ich ſtets im Herzen getragen, von neuem vor mir aus dem Grabe auf, und heiligte mein Leben, und — entſchwebte wieder zum Himmel.

Wäre ich nun ein Unglücklicher, ſo müßte ich von neuem ausſchiffen auf dem Strome des Lebens. Aber das iſt nicht.

Nur meine Geſundheit iſt ſchwach geworden. Mein Herz ruht nun bald in ſeligem Frieden. Mir iſt, als ſey nur Agathe geſtorben, — aber Lydia lebt ſchöner auf; lebt ewiglich — iſt ewiglich bei mir! Drum wähle ich die holde Einſamkeit. Dort ſey ihr Bild mein Gaſt in der Stille. Mein Leben ſey der Betrachtung dieſer wunderbaren Natur und meines Innern geweiht. Die Reſultate deſſelben mögen immer noch meinen Brüdern gehören, als das kleine Erbtheil eines Bruders.

Ich nehme das Pflanzenreich in meinen Dienſt, — ja vielmehr in meine Freundſchaft auf. Es iſt ſo ſtille, ſo rein, und trägt in allen ſeinen Keimen ſo viele ſanfte Spuren der Wahrheit! O Herr des Himmels! Ich begehre nichts zu ergründen, keine von den unergründlichen Tiefen deiner Natur; aber, laß an ihrem Buſen den wahren Frieden meiner Seele groß und herrlich aufblühen!

Immer zieht mich die Sehnſucht hinab in dieſen

Garten, wo ihre Gebeine ruhen. Verzeiht, gute Schwestern, wenn ich nun mein Eigenthum zu betreten wage, da ihr ihm nicht mehr so nahe seyd! Noch heute muß ich hinab.

Aber du wirst wissen wollen, wie es uns ergangen ist. Ich will dir alles mittheilen.

Sie hat die frohe Nachricht noch erlebt, daß den Nonnen ihr ganzes Gesuch bewilligt worden ist. Diese haben voll Freude sogleich das kleine Gebäude bezogen und unter sich eine gewisse, aber zwanglose Regel eingeführt, die mir selbst sehr gefällt, und sicherlich von allen treu wird gehalten werden, da Alle Ein Herz und Eine Seele sind. Klothilde will sich nicht von ihnen trennen. Sie haben sie gern aufgenommen, und niemand darf sie ja übrigens an diesem Entschlusse hindern.

Auch ich habe Etwas für die Schwestern gethan. Der Garten soll ihnen immer offen stehn; und außerdem können sie ihn alltäglich eine Stunde lang ganz allein genießen, ohne von mir und Osan gestört zu werden.

Als das schöne Licht jenes theuern Lebens verlöscht war, — sanft schimmernd, wie Wetterleuchten in der Abendkühle, — da bat mich Osan, als ich nach dem Begräbnißplatze des Klosters fragte, ich möge doch, durch eine Vorstellung an die Aufsicht und die Aebtissin, zu bewirken suchen, daß man ihren Leib im Garten begrabe. Der Garten ist zwar keine geweihte Erde; aber in dem

Bosket, das einen kleinen Hügel umgibt, ist oben eine heilige Stelle, wo einst die Gebeine einer Seliggesprochnen lagen, die vor langen Zeiten ausgegraben wurden. Diesen Grabesplatz hatte man, nach des Gärtners Aussage, bis jetzt beständig durch öfteres Auffrischen und Reinigen besonders werth gehalten. Lydia schuf um ihn her eine Anlage von ihren Lieblingsblumen. Osan traf sie einst dort, wo sie am liebsten saß, über dem Lesen der Lebensgeschichte jener Heiligen, die in der Klosterbibliothek aufbewahrt wird. Sie theilte ihm Einiges Merkwürdige daraus mit, und sagte dann gerührt, indem sie nach der heiligen Stelle hinwies: „Wohl dem, der einst würdig gefunden wird, hier zu schlummern!"

Auch ich glaubte in diesen Worten die Blüthe eines leisen Wunsches zu erkennen, Klothilde war mit mir einverstanden, wir betrieben die Sache bei der Behörde, und Alles geschah. Osan selbst hat unter tausend frommen Thränen die Gruft gegraben und nachher ihren Hügel verziert.

Nach ihrem Willen habe ich sie nicht mehr gesehen, auch ihr Leichengepränge nicht. Man begrub sie in der Abenddämmerung. Der Himmel war herrlich geröthet. Als das Zeichen ertönte, fühlte ich noch — ach, so große Schmerzen! Aber als, während des Zuges, von der Kirche herüber auf einmal mit voller Orgel ein Chorgesang erscholl, in der Melodie:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt!“

da sprach ihr Geist wieder zu mir; — da zog der Himmel in meine Seele ein; — ich sank friedlich hinab in einen Traum, den keine Zunge wiedererzählt, und erwachte noch seligslächelnd in den Armen meines guten Gärtners.

Wir haben erst gestern Abends die schöne Wallfahrt gehalten, da am Tage einige Schwestern im Garten waren. Der Mond schien so lieblich, und die Nacht war ungemein lau und sternenhell! Ach, was habe ich entdeckt!

Jenes Bosket enthält ein zweites vollständiges Exemplar von unserm Frühlingsgärtchen über dem kühlen Thale! Ordnung der Gewächse, Einfassung, Namen, sogar die Rasenbank — alles ist ähnlich bis zur Täuschung. Und diesen Morgen habe ich außerdem noch einige Geheimnisse daran bemerkt, die ich nicht eher zu entziffern vermag, bis der holde Frühling wiederkehrt, wo hier vielleicht auch mein unwürdiger Name irgendwo lieblich emporblüht.

Aber in der Mitte des Oertchens prangt nun ihr heiliges Grab. Osan hat seinen Hügel blos mit zartem Rasen überlegt, der aber, wie er spricht, gleich im Frühlinge sich mit den lieblichsten und bescheidensten Grasblümchen über und über schmücken wird.

August, welcher Monarch der Erde erfreut sich wohl

eines köſtlicheren Eigenthums, als ich? — O du theure milde Erde, wie liebe ich dich!

Eine Geſchichte, die mir Oſan bis geſtern verſchwieg, hat mein ganzes Mitleiden erregt. Einige Tage nach ihrer Beerdigung weckte ihn des Nachts ein durchdringender Schrei aus dem Garten. Da aber nachher alles ruhig blieb, ſchlief er wieder ein. Des Morgens fand er an der Gartenmauer in einem der dort befindlichen eiſernen Haken die todte Hündin Klothildens hängen. Sie muß wohl von jenem Sturze ſich erholt haben, und nach langem Umherirren in der Welt endlich wieder auf die rechte Spur gekommen ſeyn; und nun hatte ſie die letzten Kräfte angewandt, um dieſe Mauer zu erklettern, da ſie die vordern Thore verſchloſſen fand. Das arme Thier glich einem Gerippe, und war mit Wunden bedeckt, und gerade an der Stelle des Herzens in das ſpitzige Eiſen geſtürzt. Er hat es unten am Fuße des Boskets, wo ein kleiner hübſcher Teich iſt, zwiſchen dem Schilfe eingeſcharrt, und einen großen Feldſtein zum Merkzeichen darüber geſetzt.

Womit ſoll ich deine Treue vergleichen, du gutes, elendes Thier! Wie gerne vergliche ich ſie mit irgend einer menſchlichen Treue, wenn mir eine bekannt wäre, die der deinigen gleich käme! Nur da wankteſt du in deiner Beſtändigkeit, als du ein Weſen ſaheſt, vor deſſen Schönheit ſich die ſchöne Herrin ſelbſt beugte. Da

zog dich der Instinkt hiehin und dorthin; — da brach deine geängstete Treue in Thränen aus; — da fandest du nirgends mehr Ruhe. Und als sie dich von ihrem Angesichte verbannten, die du liebtest, da vergaßest du doch der Treue nicht! Da rannteſt du in wüthender Sehnsucht umher, durchirrteſt wohl die ungeheuerſten Strecken, lagſt Wochen lang krank, mit zerbrochnen Gliedern und lechzend vor Hunger und Durſt, bis die Sehnſucht allein dich wieder heilte und von neuem beflügelte zum jammervollen Laufe. Wer dich ſah, nannte dich ein wüthendes Scheuſal, und ahndete nicht, daß in deiner abgezehrten Geſtalt das Bild der Treue ſelbſt über dieſe Erde hinzog. Nur der Tod erbarmte ſich endlich deines Jammers, als du ſchon dem Ziele nahteſt, und gab dir Ruhe!

Gewiß, du biſt des Ruheplatzes in jener ſtillen Tiefe zu Füßen eines heiligen Leibes werth! Ruhe endlich in der milden kühlen Erde, du gutes unglückliches Thier!

Meine Hausgenoſſenſchaft hat ſich noch um eine Perſon vermehrt. Oſan thut zuweilen einem alten Mönche Gutes, der ſeit einiger Zeit hier von ſeiner Penſion lebt, und dem es weniger an Unterhalt als an Pflege fehlt. Es iſt ein gebückter Greis mit langem, ehrwürdigen Silberbarte, und ihm gegenüber ſteht der alte Oſan noch ſo blühend und rüſtig da, wie ein Jüngling. Er

mußte uns seine Geschichte erzählen, und mit freudigem Staunen entdeckte ich in ihm den ehemaligen Verwalter bei Lydia's Mutter im kühlen Thale. Es ist ihm, ihrer Vorsorge ungeachtet, dennoch übel gegangen im Alter, bis die Mönche eines benachbarten Klosters sich seiner angenommen und ihn dort eingekleidet haben.

Sein ganzes Wesen drückt ein lebendiges Bild der Redlichkeit aus. Er hofft in Geduld auf seine Erlösung, und in seinem Auge wohnt ein freundlich schimmernder Segen für jeden Mitbruder, der ihm die Lebenslast erleichtern hilft. Osan war gleich von Herzen willig dazu, daß wir ihn bei uns aufnähmen; und es freut ihn, daß der Alte viel von der Gärtnerei versteht.

Sie war ja dein Liebling, frommer Alter! Du hast sie oft auf deinen Arm gehoben und getragen! Sey mir tausendmal gegrüßet und willkommen an meiner Brust! Ich will dir wohl thun, und dich sanft tragen, und sanft in deinen Sarg heben, und mit sanfter Erde bedecken.

Sein Mund zittert so wehmüthig, wenn ich ihren Namen ausspreche!

Seitdem Lydia entschlummert ist, finde ich Klothildens Wesen sehr vortheilhaft geändert. Sie redet und handelt mit vollkommner — Ruhe darf ich nicht sagen, aber — Fassung. Doch ist es auch wohl möglich, daß sie sich, mir gegenüber, Gewalt thut.

Denn es scheint, als habe sie, — wenn das möglich wäre, — alle ihre Liebe für die Schwester nun auf mich übergetragen. Jeden meiner leisesten Wünsche sucht sie mit einer Genauigkeit zu erfüllen, die mich oft schmerzt, da ich der guten Seele so wenig zu erwiedern vermag.

Sie hat mich genöthigt, Lydia's ganzen Nachlaß mit ihr zu theilen; und da sie, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, sehr streng darauf bestand, und annahm, daß die Bestimmung der mütterlichen Verordnung, für den Fall einer Aufhebung des Klosters, noch bei der Schwester Leben wirklich eingetreten sey, so macht mich ihre Güte nun unvermuthet zum reichen Manne, der viel Gutes zu thun vermag.

Die Verstorbene hat über ihren eignen Nachlaß eine genaue Verfügung aufgesetzt, worinn sie selbst freilich mich als den zweiten ihrer Erben annimmt. Der Ring z. B., der einst unser Trauring war, ist wieder mein, so wie alles, was mich zu irgend einer wonnevollen Erinnerung aus jener Zeit zurückführen kann. In Ansehung ihrer Papiere bittet sie, „ich möge mich selbst darüber mit der billig denkenden Schwester vereinigen.“ Nun konnte ich es freilich nicht ganz verbergen, wie sehr ich nach ihrer Handschrift geize; und dieß schien Klothilden Kummer zu machen. Sie betrachtete lange mich und unsern kostbaren Schatz mit wehmüthigen Blicken. Dann sagte sie weinend: „Nein, mein theurer Bruder, ich nehme

von all diesem nichts an! Denn ich fühle mich zu jedem dieser köstlichen Besitzthümer noch gänzlich unwürdig.“ Sie umschlang mich und hing wie außer sich an meinem Halse, indem ihre Thränen ohne Maaß hervorströmten. „Nur du, fuhr sie fort: einzig du bist ihres besten Erbtheils werth, du, den ich sonst verkannte, du, der ihr gleicht, der sie lieben konnte, der ein Theil von ihr selbst war, — o du, dem ich Unglückliche ihr und sein eignes Leben geraubt habe. Ja, wenn auch ich ein Theil von ihrem Wesen — ach, wenn ich du selbst seyn könnte, mein geliebter Freund! — dann wollte ich ausharren, und Fried' und Ruhe sollten in meine Seele ziehen. Aber, welche Forderung darf denn wohl die, welche sonst das Leben verachtete, an das Leben zu machen wagen!“

Drei Vorstellungen hauptsächlich scheinen in Klothilden einen Kampf erregt zu haben, in dem vielleicht ihr Gemüth erliegen muß. Erstlich der Gedanke, daß sie dieses Gemüth in einer gewissen Kälte groß gezogen hat, vermöge deren sie gleich anfänglich auf das Leben mit Verachtung herabsehen zu dürfen glaubte, ohne doch das Geringste vom Werth und Drange des eigentlichen Lebens noch zu ahnden, geschweige denn zu kennen. Zweitens Lydia's Erscheinung, in der sie nun auf einmal gleichsam das Leben selbst erkannte, — ein Leben in seiner stillesten und heitersten Schönheit, und in sich be-

ſchloſſen für Zeit und Ewigkeit, — ein Gemüth, welches ſie in jeder Rückſicht hoch über dem übrigen zu erblicken glaubte. Drittens endlich die Idee, von deren Ungrunde wir ſie leider niemals überzeugen konnten, ſie habe durch eine Unvorſichtigkeit den Frieden zweier geliebten Menſchen, — das mühſame Werk vieler traurigen Jahre, — von neuem geſtört und, wenigſtens im Buſen der Schweſter, tödtlich verletzt.

An mich, den ſie ſonſt für weniger hielt als jetzt, drängt und ſchmiegt ſie ſich nun mit einer Sehnſucht, die an wahre Liebe grenzt. Ich bin ihr Einziges und Alles, was ſie noch auf Erden liebt. Sie mag nicht ohne mich leben, und ſieht mich viel öfter und verborgner, als eigentlich die milde Regel ihrer Schweſtern geſtattet: und doch iſt ſie ſtets unzufrieden mit dieſer Regel, und ſehnt ſich nach einer wahren und ſtrengen. Jedes Lächeln, jede Thräne weiht ſie nur mir. Kurz, aus allem, was ſie iſt und thut, leuchtet ein beſtändiges ängſtliches Streben hervor, mir durch jede Handlung des Lebens einen Erſatz für das, was ich liebe, zu bereiten. Iſt nicht in dieſem Charakter eine ſchöne, unergründlich tiefe Güte? Wie oft hat ſie mich ſchon zu dankbaren Thränen gerührt! Ich meiner Seits ſtehe ihr in ihren Kämpfen redlich bei, und arbeite eifrig darauf hin, ſie freundlich für das Leben zu machen, ihre Selbſtachtung

wieder zu heben, und durch Bilder aus Lydia's seligem Leben und Beweise von meiner eignen Ruhe jene Anklagen, die sie gegen sich selbst führt, endlich zu vernichten.

Ich habe sie gebeten, eine Handschrift der Schwester zu durchlesen, die überschrieben ist „Gedanken eines mit sich einigen Gemüthes," worein Lydia nur in ihren schönsten Stunden, und noch am Morgen ihres Todestages geschrieben hat, und für deren Genuß ich selbst noch zu wenig Ruhe und Weihe um mich her fühle. Auch sie fühlt aber keinen Beruf dazu; — die Arme!

O Bruder, welche stille Genüsse blühen mir aus dem Reichthum ihrer Handschriften entgegen! Sie stand mit niemand in Briefwechsel, als mit ihrem Arzte. Gewiß, auch er wird mir ihre Briefe nicht versagen; und dann habe ich Alles! Denn alles Uebrige hat sie, wie es scheint, nur für sich selbst niedergeschrieben, um — wenn ihr Geist etwa schwach würde, — sich und ihre Schwestern einst wieder daran zu laben. Sie hat gerne und viel geschrieben. Sie fühlte frohen Drang, das aufzubewahren, was sie im Heiligthume der reinsten Einsamkeit mit ihren spielenden Engeln flüsterte.

Die junge Nonne, welche Klothilden hier zuerst den

Aufenthalt ihrer Schwester verrieth, und die nun heirathet, hatte sich Hoffnung auf Manches aus diesen Papieren gemacht, und ist untröstlich über die nunmehrige Wendung der Sache. Ich habe ihr manche Abschriften zugesagt.

Wie war mir, als ich ein versiegeltes Kästchen mit der Aufschrift „Für meinen Freund" öffnete, und darinn ihren Strauß fand, und nun wehmüthig den meinigen dazu legte, und über ihnen weinte, und sie an die Brust drückte!

„Zum letztenmal (stand auf einem dabeiliegenden Papiere) drück' ich dich, lieber Strauß, heute an mein Herz. Kehre nun an das seinige zurück mit all deinen holden Erinnerungen. Dich weiht mein heißer Dank und Segen, für so viele schöne Augenblicke, die du mir gabst. Und, so geweiht, wirst du auch ihm neue Freuden geben."

Liebe Blumen, ja ihr habt an dem besten aller Herzen gelegen!

Wie selig habe ich in dieser Nacht geträumt! Auf geröthelten Lichtwellen schwebte ihre verklärte Gestalt mir vorüber. Sie lächelte zu mir nieder und grüßte mich

mit dem Zweige voll Himmelsrosen, den ihre Hand trug. Da schwebten ihr zwei andere selige Bilder entgegen; — ach es war Rosalie und der unaussprechlich schöne Knabe, mein Freund, mein Vater! Und sie umschlangen sich, und ich sah, ich sah es, wie Selige im göttlichen Jubel des Wiedersehens einst — weinen werden! Da erblickte das Kind mich — und erkannte den Freund — und —

Ach Bruder, ich fühle jetzt recht schmerzlich und froh und sehnsuchtsvoll, daß es noch eine andere Sprache geben muß, als die, welche die Zungen dieser schönen, armen Erde auszureden vermögen! Du ahndest sie — und so schweige ich.

Es war Nacht vor meinem Geiste geworden in der Fülle all dieser unsäglichen Herrlichkeit. Da trat auf lichten Wolken eine glänzende Gestalt vor mich hin. Es war ein göttergleiches Weib, und ihre hohen Blicke ruhten huldvoll auf mir. „Hast du sie gesehen, sprach sie: jene schönen Bilder? Wohl deiner Seele! Ich bin, die du Libussa nanntest. Es ist ein mildes Licht in dein Herz gefallen, und darum siehst du nun auch mich in dieser lichten Gestalt. Du bist dem Wege nicht lange gefolgt,

den ich dir einst andeutete; du hast die Bahn der Welt verlassen, und darum siehst du mich schöner wieder. Doch sollst du mir keinen Namen mehr beilegen. Warum wollt ihr noch immer das, was ihr nicht begreift, nennen, da es doch keinen eurer Namen und Zeichen erträgt! Und nun wirf die Formeln deiner Weisen von dir. Suche nicht mehr ängstlich forschend nach einer Wohnung deiner Gedanken in dieser Schöpfung; denn ihr ward kein Oben noch Unten gegeben. Aber blicke fröhlich in den Abgrund des Lichts um dich her, wo schon von jedem deiner Räthsel die Lösung blüht; — in das große liebe Blau eines Schöpfers, wo viele Wohnungen sind! Wenn du zu den Gestirnen hinschauest, sprichst du: ihr Lichter kommt nur zu mir hernieder, und strahlt in mein Auge! Und doch, Verwegner, muß der Geist deiner Augen dort bei ihnen seyn. Und wenn dir ein Traum des Göttlichen auf Wolkenbildern naht, ziehest du gar die Schranken der Vernunft um dich her? O laß doch wenigstens das göttliche Licht frei und herrlich in deine Seele fallen! Kaum habt ihr durch eure Vernunft den Aberglauben und die thierische Blindheit gestürzt, so macht ihr Thoren nun diese Vernunft aus abgöttischer Dankbarkeit zu eurem Gott und laßt sie über den Glauben herrschen, zu dessen Geheimnissen doch die arme Magd ihr Auge nicht aufzuheben vermag. Ist es nicht eben die Vernunft, die durch den Dampf ihres ewigen Schlacht-

getummels mit den Sinnen eure edlere Seele an jeder freien Aussicht hindert! Warum hört ihr länger an, die Thiere eure Brüder zu nennen, da nur ein unwissender Thor ihre Vernunft und ihren Verstand abzuleugnen vermag! Armer Mensch, aber schaue doch hinüber in ihr ödes, fürchterliches Reich, wo nur der rohe Organismus herrscht, aber keine göttliche Seele! Drum sollst du deine Seele ehren, diesen Abkömmling der Ewigkeit, und sie hoch und herrschend setzen außer und über allen Organismus, und diesen würdig machen zu ihrer Wohnung; aber nie ihr Wesen zu ergründen wagen. Und selig darfst du leben in deinem Gott, und fröhlich hinblicken auf die fahle Wiese der Zeit, bis sie neu aufgrünt und das Feldgeschrei eines endlosen Lebens über ihren Frühlingsdüften erklingt."

Da verrauschte sie, und die Morgenröthe brach hervor.

Das Laub fällt, aber in meinem Garten mangelt es noch gar nicht an Blumen. Außer der Landwirthschaft im Ganzen, — die unstreitig das wohlthätigste Geschäft für den Menschen bleibt, — werde ich die Gärtnerei doch ewig allen übrigen vorziehen. Besonders die milde, so sehr belohnende Pflege des Blumenlebens. Es

ist gewiß, daß Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht so köstlich bekleidet war, als eine dieser holden Blumen!

Wir bringen jetzt den ganzen Reichthum von zarten Gewächsen in unser Glashaus, wo ich im Winter manche schöne Stunde mit ihnen hinzubringen hoffe. Aus meinen Anstalten für den Frühling schließt Osan bereits, daß wir künftig wohl kaum die Hälfte unsers Eigenthums zu Gemüsen benutzen werden. Zum Glück ist er mit meiner Blumenlust einverstanden, und glaubt, daß man in dieser Stadt einen Garten durch Blumenzucht am allerhöchsten benutzen könne. Nur vermuthet er, daß ich manches unnützer Weise verschenken werde. Es ist wahr, ich sehe nicht ein, wie man einem lieben Jungen selbst den kostbarsten Strauß für sein liebes Mädchen versagen, oder doch erschweren kann! Nein, schon jetzt findet jeder Liebende des Sonnabends Abends einen Trost bei mir. „Kommt nur im Frühlinge wieder! sage ich zuweilen: da werden wir alle genug haben!“ Und wirklich ist ein Gärtner, der freundlich da steht und Blumen umsonst ausspendet, (übrigens eine mir nur selten vorgekommene Erscheinung! Aber warum wohl?) in meinen Augen für seine kleine und große Welt ein wahrer Freudengeber, dessen Bild sogar im Aeußern meiner Phantasie stets in einer gewissen Frische des reinmenschlichen Lebens erscheint, die ich selig preise.

Was ich ſeit einiger Zeit ahndete, geſchieht nun plötzlich. Klothilde reiſt ab. Sie will nach Neapel, und dann einen Aufenthalt in Rom machen. Ich glaube, daß ſie wohl thut: aber ich glaube es aus andern Gründen als ſie. Arme, gute Schweſter, könnte ich dir den Frieden zum Begleiter mitgeben!

„In Italien, ſagte ſie geſtern: werde ich noch eine Kloſterregel finden, wie ich mir ſie wünſche.“

„Möchte meine Freundin, rief ich aus: dort ſich für das Leben erwärmen, und bald heiter zurückkehren, um ihrer Welt das zu geben, was ſie ihr ſchuldig iſt — eine treffliche Gattin, eine edle Mutter!“

Da ſah ich, wie ſie in Wehmuth zu zerfließen ſchien. Gewiß, ſie iſt nicht für die Einſamkeit geſchaffen!

Furchtſam machte ſie mir nach einiger Zeit den Antrag, ihr Begleiter auf der Reiſe zu werden. „Ich? ſagte ich lächelnd: Ich verlaſſe dieſes Plätzchen bis zum Tode nicht; außer, daß ich bald einmal nach dem kühlen Thale reiſen werde. Meine Rechnung mit der Welt iſt auch nun gänzlich geſchloſſen.“

Von neuem ergoß ſich der Quell ihrer Thränen, da ſie mich ſo fröhlich ſah. „Und wenn ich nirgends ohne deinen Troſt zu leben vermag?“ ſchluchzte ſie an meiner Bruſt.

„Dann eile ich auf den Flügeln der Treue zu dir, und führe dich zurück zu ihrem Grabe: — und nur da

finde ich Kraft, nur hier wird es mir gelingen dich zu trösten.“

Ich habe heute bemerkt, daß dieß gestrige Gespräch guten Eindruck auf ihr Gemüth gemacht hat. Wirklich verspreche ich mir sehr viel von ihrer Reise. Welch einer Natur, und welchen herrlichen Männergestalten geht sie entgegen! Und, welches Herz wird einem so edlen, bis zum Entzücken reizenden Weibe widerstehen können? Auch in dieser Stadt drängt sich alles, um ihre königliche Gestalt zu bewundern.

Nur mir, August! — ich vermag es nicht zu leugnen — mir ist es für meine eigne Ruhe lieb, daß sie sich entfernt. Von dem Schwühlen und Drückenden, was ihre allererste Erscheinung für mich hatte, ist mir bis zu diesem Augenblick immer noch Etwas fühlbar geblieben. Oft werfe ich mir deßhalb insgeheim Undankbarkeit vor. Aber, ich kann doch nicht heucheln! An ihrem Herzen, im Arme des reizendsten Weibes, geliebt von ihr in Thränen der zärtlichsten Freundschaft, von ihr, die gern für mich stürbe, fühle ich dennoch stets eine gewisse Schüchternheit; und fühle doch zugleich, daß ich sie recht schmerzlich liebe. So fest und ewig vermag oft der erste Eindruck zu werden.

Freundliches Leben unter jenem Hügel! Du warst die Anmuth selbst.

Schöne Nacht! Deine geweihten Stunden ſollen mich ewig umſchweben!

Der gute, ſanfte Stromberg und ſein Julchen waren hier, um Klothilden Lebewohl zu ſagen und mich zu beſuchen. Die Schweſter wollte nach Mitternacht abreiſen, und wir beſchloſſen, bis dahin im Garten zu wandern, da die Nacht ſo rein und ungemein lau war, und der Mond die herrlichſte Beleuchtung hernieder ſandte. Klothilde war noch lange ſelig mit uns, und gab jedem unſrer Wünſche mit einer Willigkeit Gehör, die mein Herz entzückte. Ja, dieſes edle Weſen wird und muß die Glückſeligkeit bald finden. Das Wechſelgefühl der Freundſchaft ſchloß jedes unſrer Herzen mächtig auf, und wir ſchwuren einander Treue bis in den Tod.

Als endlich die Stunde ſchlug, umfaßten wir uns alle, und Klothilde ſagte mit ſchönem, hohen Muthe: „Ja, ich will Euch noch Freude machen, Ihr theuern Menſchen, und Ihr ſollt mich wiederſehen, wann ich Eurer werth bin.“ Sie riß ſich los und verſchwand im Nu aus unſern Augen.

Still weinten wir der guten Seele nach, — und wahrlich, unſer Segen wird auf ihr ruhen.

„Noch einmal dorthin!“ ſagte dann Stromberg leiſe, und wir wandten uns gegen das heilige Gebüſch. Als wir dem Grabe nahten, fielen uns dort zwei Geſtalten in die Augen. Es war der ſchwache Greis, der ſich

von Ofan hatte hieher führen lassen, und nun mit diesem sanft schluchzend vor ihrem Hügel kniete, um für die werthe Seele zu beten. Wir blieben stehen.

Die Liebenden umfaßten sich, und von ihren Lippen flüsterte Minchens theurer Name.

„Meine Lydia — sanfte Rosalie — freundlicher Anton!" lächelte ich in Wonnethränen zum Sternenhimmel auf.

Dann stiegen wir, um die Betenden nicht zu stören, herab; und tief am schilfigen Ufer des Teichs lispelte der Südwind leise und freundlich über der armen Stella!

Da hörten wir Klothildens Wagen fortrollen, und schieden von einander.

Mir ist, als hätte in dieser schönen Nacht die Freundschaft meinem Leben eine neue, himmlische Weihe geschenkt. O so komm auch du bald an dieses Herz, du, der Beste von Allen, die ich auf Erden fand! Komm, August, und theile brüderlich meinen Frieden!

Lebe froh — lebe so selig als dein Freund!

Ernst Wagner's sämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand
besorgt
von
Friedrich Rosengeil.

Neunter Band.
Nebst einer Kupfertafel.

Mit königlich Würtembergischen und großherzoglich Badenschen Privilegien.

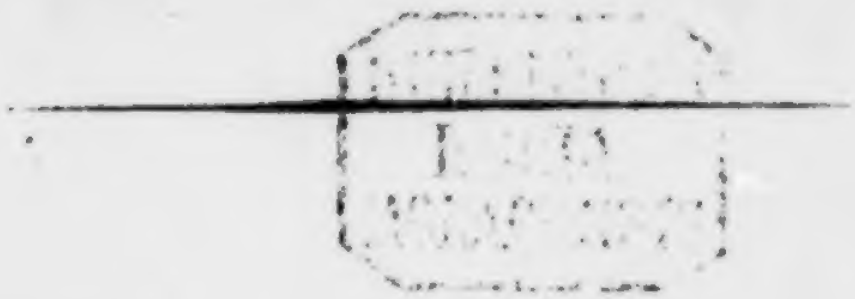
Leipzig, bei Gerhard Fleischer,
1828.

Reiſen

aus

der Fremde in die Heimath.

Dritter Theil.



Beilage zum zehnten Briefe.

Aufruf und Einladung an alle Deutſche.

Iſt es wahr, worüber der Verkannte insgeheim ſo bitterlich klagt; was die übelbelohnte Selbſtſucht auf den Gaſſen ausruft: daß es dem Deutſchen an Enthuſiasmus fehle, insbeſondere an Enthuſiasmus für die Kunſt? — Das ſey fern von unſerm Vaterlande!

„Ja, ſagt der Kleinmuth: wenn es in Frankreich wäre, wo alles in Leben und Enthuſiasmus wimmelt; oder gar in England, wo der Kunſtſinn mit der Vernunft, und dieſe mit Verſtand und Beutel auf und in die blauen Lüfte fliegt! Wie? Erhielt nicht zum Exempel Shakeſpeare bei Gelegenheit eines einzigen kleinen Gedichts 1000 L. St., ſage Tauſend Pfund Sterling, zum Geſchenke?“

Gemach! Der es ihm ſandte, war doch nur ein einziger Kunſtfreund, und nicht etwa der Staat, von dem ja die Kunſt in der Regel, außer dem her-

kömmlichen Schutze, weder etwas erwarten darf, noch will. Uebrigens sind auch unsere Nachbarn Nationen; und was sie in dieser herrlichen Eigenschaft bis jetzt geleistet haben, was sie hätten leisten müssen, soll hier nicht untersucht werden. Aber, was hat der Deutsche bei so weniger Aufmunterung nicht geleistet? Unstreitig leistete er mehr, als der, dem Nützlichen und Behaglichen allzusehr fröhnende Britte. Und auf welcher Kunsthöhe müßte er schon stehen, welche Nation würde ihn erreichen, wenn er für seine Kunst — ein Vaterland hätte!

Doch, der Kunstsinn hat wohl eine stille, schöne Heimath auf deutscher Flur. Selten ist der Deutsche reich; aber die Deutschen? — Himmlischer Blick, der bei diesem Gedanken auf dem großen Brüderheere selig ruht! Und gewiß, wer es dem Deutschen möglich macht, seine Liebe zu den Künsten zu zeigen, wer den Willen des Einzelnen mit der Kraft eines Ganzen zu vereinigen versteht, also für die Kunst das Vaterland herzustellen vermag, und wer das Gelingen eines solchen Strebens bündig beweist: der wird entzückt die reine Gluth des Enthusiasmus zum Himmel auflodern sehen!

Eine Gesellschaft deutscher Kunstfreunde versucht es mit gläubigem Muthe, der Richtigkeit dieses schönen Satzes das Siegel der Bewährung aufzudrücken.

Aber, welchen Sinn kann der Ausdruck „deutsche

Kunſt" wohl geben? Soll etwa die Kunſt zur Bürgerin einer beſtimmten Weltprovinz erniedrigt werden? — Keineswegeſ! Die Kunſt iſt ein Gaſt der Welt, ein Bote aus dem himmliſchen Vaterlande der Freiheit. Die Edelſten der Nation flehen ihr, und die Liebliche miſcht ſich lächelnd unter ſpielende Hirten; ſie betrachtet in Gallien die Verſammlung ihrer ſchönſten Kinder mit Wohlgefallen, während ſie ſchon den Flug oſtwärts richtet, um das alte trauernde Italien für ſeine geraubten Sabinerinnen zu tröſten; dem entarteten Tiberſohn entflieht ſie, und ſucht ſich einen Sänger in Paphia's blühendem Eilande; ſie entſchwebt Griechenlands Mal, und eilt in die Nebel der Themſe zum harrenden Sohne: keinem Sterblichen ward es gegeben, die Unerbittliche zu bannen! Ewig feſt gegründet iſt ihre angeſtammte Freiheit; wahrlich, ſie iſt ſo nothwendig, wie der große Gedanke der Gottheit für jedes Menſchenherz, der nimmer verliſcht, der alle Maaß- und Zeitformen umlagert, und deſſen geheimnißvolle Ahndung auch das verderbteſte Gemüth aus ſeinen eignen Tiefen vergebens zu reißen ſtrebt! Aber die Göttliche weilt gern unter den Geſchlechtern, die ihr Altäre bauen; und in jenen ſchöngeordneten Tempeln und Werkſtätten, wo ihre Prieſter verſammlet ſind, fehlt ſie ſelten. Das Volk ehre ſie gaſtfrei in ihren Söhnen, und, von Liebe bewegt, wird ſie bald ſüße Feſſeln tragen.

Es existirt noch keine deutsche Kunstschule, d. h. nicht etwa eine Einrichtung, in welcher die Industrie sich erfrecht, durch Fabrik- und Zunftgeist deutsche Kunst herabzuwürdigen, sondern eine Anstalt für alle Deutsche, worin die schönen Künste geübt, gelehrt, erlernt und befördert werden. Unter den schönen Künsten sollen hier nur vorerst Dichtkunst, Malerei, Musik, Architektur und Bildhauerkunst zu verstehen seyn. Die Vereinigung dieser Künste nach ihrem ganzen Umfang, in einer praktischen Schule, (wie in einer kleinen Welt) müßte zugleich eine Schule des Kunstgeschmacks in seiner höchsten Freiheit herstellen, die sich in Deutschland eben so wenig findet.

Was einzelne deutsche Regenten, Staaten, Städte, Männer und Gesellschaften schon für die Kunst gethan haben, erkennen wir mit Dank; aber theils gehört es nicht hieher, theils blieb es zu sehr auf das Einzelne gerichtet. Auch haben die Kunstliebhaber und Künstler (möge man doch endlich einmal auf dieses Wort achten!) damit ihre Pflicht noch bei weitem nicht erfüllt, daß sie ewig nur die alten Kunstwerke sammeln, aufhäufen, studiren, bearbeiten, copiren, fortarbeiten und wieder darstellen! Die lebendige Kunst muß unter unserm Geschlechte wandeln; Neues muß wieder vom wahren Kunstgenie geschaf-

ſes werden! Weit allgemeiner iſt das Gute, welches ein groſser Geiſt und Künſtler, bei Gelegenheit der Herausgabe einer bekannten Zeitſchrift, ſeit mehrern Jahren ſowohl in Hinſicht auf Kritik, als Verbreitung des Kunſtſinns und Reinigung des Kunſtgeſchmacks bewirkt hat. Das Beiſpiel dieſes ſchaffenden Geiſtes belebte von neuem unſer Unternehmen, endlich einen entſcheidenderen Schritt zum Allgemeinen zu wagen; und — mit welchem Stolz auf unſern Landsmann ſagen wir es! — aus ſeiner ſtillgeſtreuten Saat muſs in den Herzen aller würdigen Menſchenſtämme ein Denkmal für ihn erblühen, das jede Zukunft nur dankend verherrlichen, aber keine Zeit zermalmen kann!

„Und unſere Akademieen?“ — Ihre Arme mähen über die ewignachſproſſenden Felder des Wiſſens unabläſſig hin; und zu Beförderung der Künſte und richtiger Würdigung der Kunſtwerke ſchwinden ihnen Zeit und Kräfte. Auch iſt es ſo unbillig als verderblich, daſs, wie ſeit langer Zeit üblich war, faſt einzig der Gelehrte die Stimmgabel gegen die Künſtlerwelt aufheben und anſchlagen ſoll.

Unvermerkt ſind wir hier ſchon auf die Hinderniſſe des beſſern Wachsthums der ſchönen Künſte und auf die Krankheiten des Kunſtgeſchmacks hingeleitet worden; wir halten es für Pflicht, einige davon näher zu erwägen.

Widerſprechende Theorieen, ſtreitende

und inkompetente Kritiken nehmen hier einen der ersten Plätze ein. Das Erlernbare in der Kunst, selbst in der Dichtkunst, muß gelehrt werden. Aber es muß vom Meister rein auf den Schüler kommen. Kein Fremder hat ein Recht, darein zu reden. Dann ist zum ermunternden und stärkenden Urtheil über ein Kunstwerk zwar ein Künstler nöthig; aber auch noch weit nöthiger ist ein Unbefangener, der Diener einer andern Kunst; kein Gelehrter! Denn, Kunstgeschichte, Kenntniß der Alten und ihrer Werke, sind hier noch wenig; ein kindliches Gemüth, im Besitz der reinsten Ansicht der Menschlichkeit, Natur und des großen und kleinen Lebens, ist viel; aber wie selten ist es das Erbtheil des geplagten Gelehrten! Das eigne Leben endlich, welches der Lehrer des Künstlers seyn soll, ist hier alles. In der treulichen Erforschung unserer geheimsten Neigungen und wahren Wünsche liegt das erste und einzige Grundmittel zur Selbsterkenntniß. Wer so sich selbst malt und bei der Farbenmischung jede leise Erinnerung des Gewissens achtet und benutzt, der allein vermag auch endlich, wann er nun sich mit der fremden Menschenwelt berührt findet, die ganze Plastik seines Innern und zugleich die allgemeine Plastik des Reinmenschlichen zu finden. Er wird zum geweihten Epopten seiner selbst, zum Kenner der Menschheit in ihren tiefverborgenen Grundzügen. Das Leben ist, wie unsere

Dichter klagen, ſo verworren, ſo reiſſend, ſo unendlich zergliedert worden, daß viele Menſchen von der Geburt an bis zum Tode weder Zeit haben, noch Veranlaſſung erhalten, einen gewiſſen, oder mehrere beſtimmte Züge des Lebens zu zeigen, daß man alſo vielleicht ſchon mehrere hundert Menſchen genau ſtudiren und prüfen muß, um nur alle Hauptabzeichen der Menſchheit wieder zuſammen zu finden. Aber wie leer und vereinzelt erſcheint uns nicht gewöhnlich das Leben der Gelehrten! Und faſt einzig aus Gelehrten beſtehen doch unſere kritiſchen Schöppenſtühle. Man löſe einmal den Künſtlern die Zungen, man achte doch mehr auf die Stimme des ungelehrten, reinen Menſchen! Das Urtheil des fühlenden Künſtlers, das rückſichtloſe Empfinden des reinmenſchlichen Beſchauers wird nur ſelten ausgeſprochen, geht meiſtens, ach, für Kunſt und Welt verloren! Ja Beide, der Künſtler und der Menſch, laſſen ſich oft durch die kunſtgerechte Sprache und die imponirenden Ausſprüche des angeſehenen, im Beſitz der Formel und Sprache ſtolzen Gelehrten täuſchen, laſſen ihr beſſeres Gewiſſen und ihren Geſchmack, welche doch nie trügen, vom Geſchrei unbändiger Faktionen betäuben; der ſtille, emporſtrebende Geiſt erſchrickt vor dem Scheiten widerſprechender Theorieen; er verliert zu früh die Kraft, ſelbſt ewige Theorieen zu ſchaffen, und ſo verſchwindet endlich wieder alle gehoffte Theorie, dieſe ſanfte

Mutter, an deren Bruſt der wachſende Genius ſich ſo gern ſchmiegt, an deren Wärme er die Flüge ſtärkt, bis er ſich, ein Starker, plötzlich vor den Blicken der erſtaunten Welt zu den Höhen der freien Himmelslüfte aufſchwingt.

Von dem jetzt angeführten Hinderniſſe ſcheint wohl die Dichtkunſt freier zu ſeyn, da wir in dieſer Kunſt vollendete Urtheile von Künſtlern ſelbſt beſitzen und ihre Werke zum Beleg ihrer Kritik aufſtellen können. Allein gerade hier in dieſem freien Felde iſt die Partheiſucht am geſchäftigſten; ſo wie die unzeitige Vermiſchung mit Philoſophie und Myſtik, das Excentriſche und die Kunſt- und Kraftwörterjagd hier von der ſchädlichſten Einwirkung ſind.“

Nur um ſich zu einer poetiſchen Parthei zu bekennen und die andere zu ſchelten, maßt ſich oft der Kunſtrichter ein Urtheil an, wozu er völlig inkompetent iſt; dadurch wird es zur heftigen, ja zu jener traurigen Afterkritik; die im Tadel nur tobend, verderblich und leer iſt, wie die Windsbraut; im Lobe falſch und ohnmächtig, wie ein ſüdliches Schmeichellüftchen zwiſchen kalten Stürmen. Zwar ſoll auch die Kritik des reinen Geiſtes keinen Frieden in die Welt bringen, ſondern das Schwerdt; ihr Ton ſoll ſeyn wie die Stimme Moſes des Donnerers, nicht wie Johannes des ſanften Engels. Aber freundlich grüßt ſie überall die Schönheit, wie Jupiters Vogel die Morgenröthe und fühlt,

der Heimath eingedenk, die Thorheiten der Erde tief unter sich. Während ihr reiner Strahl den Irrthum zerschmettert, hat er schon die Wolken getheilt und läßt den Irrenden ins reine Land der Wahrheit schauen. Indem die Heilige den Sünder mit harter Stimme straft, blickt sie schon thränend zu den Göttern auf und thut selbst den ersten Schritt zu seinem Heile.

So scheint auch die allzufrühe Vermischung der Philosophie mit der Dichtkunst oft nur absichtlich zur Mystik führen zu sollen; wenigstens brachte uns dieses Verfahren doch bisher meistens nur gestaltlose Zwittergeburten, die dem Gebildeten einen noch sehr unvollkommenen Genuß der Phantasie, dem Ungebildeteren aber (wir möchten beinahe sagen: manchem Unbefangenen!) die unselige Wahl überließen, entweder auf dummen Aberglauben, oder, mit noch mehrerer Wahrscheinlichkeit, auf elende Spötterei zu rathen. Wir selbst müssen die hierbei zum Grunde liegende Tendenz zwar freilich als ein großes Streben anerkennen; aber — kam dieses nicht offenbar zu früh?

Hieraus ist, ferner, bereits das Bemühen entstanden, den Künsten, so wie früher der Philosophie, ganze Kohorten von Wörtern einzudrängen, die ihnen fremd bleiben müßten, da durch ihre bekannte Vergänglichkeit nicht nur das Interesse der künftigen Generation an manchen Kunstwerken völlig aufgehoben, sondern auch

das Studium jedes ungelehrten Künstlers mehr als je erschwert werden muß, wenn er sich einst bei der Betrachtung eines solchen Kunstwerks von störenden Anspielungen auf unwichtige Philosopheme, ja Lokalitäten und Persönlichkeiten umgeben sieht, die einem andern Zeitalter angehörten, und welche die Geschichte aufzuzeichnen vielleicht nicht einmal der Mühe werth fand. Unsere Nachbaren, die Britten, werden uns, wegen dieser Verworrenheit, bald gar nicht mehr, und die Franken endlich ganz unrecht verstehen.

Das Excentrische und Sonderbare, welches zu dieser Zeit gewiß den höchsten Punkt erreicht hat, kann allerdings fast bis ins Unendliche verziehen werden, so lange es noch als unumgängliches Mittel erscheint, einen geheimen Sinn aufzuschließen, den Blick eines Kühnen ins Heiligthum des Schönen zu leiten; und doch wird der ächte Freund der Kunst immer dabei bedauern, daß es kein anderes Mittel gab. Aber wie häufig unternimmt man es jetzt, das Sonderbare und Seltsame zum Zweck, das Excentrische und Heftige zum Schönen zu erheben!

Bei Rügung dieser Fehler und Mängel vergißt gewöhnlich die Kritik über der Leidenschaft die Zurechtweisung; sie spricht hitzig, leicht und allgemein ab; statt das Rechte auszusprechen, widerspricht sie sich

lieber *). Unvermögend zum gebietenden Urtheile, ſchwatzt ſie nur negativ. Soll aber nicht der ächte Meiſter ſelbſt ſeinen Mund aufthun, dem Schüler das Poſitive durch That und Worte zu verkündigen? Iſt es nicht Zeit, dieſe Leere zu endigen, und die Lehre zu beginnen?

Daher iſt ein zweites Hinderniß, der Mangel an eigentlichem gebildeten Unterricht, an allem Unterricht, an Bildung des Künſtlers für die Welt, noch wichtiger als das erſte.

Die Blume der Kunſt iſt zu zart, um ſie einem

---

*) Die Wörter: Man und Bekanntlich drücken auch in der Kritik eine verführeriſche, für den Lehrling höchſtgefährliche Allgemeinheit aus, die wir doch mit großer Vorſicht vermeiden ſollten. So ſpricht der Eine: „Man weiß, daß die Vereinigung des Antiken mit dem Modernen für uns endlich hergeſtellt iſt!“ Der Andere ſagt: „Bekanntlich iſt die Vereinigung des Antiken mit dem Modernen ein Problem, deſſen Auflöſung wir ewig nur bei einzelnen Kunſtwerken zu hoffen haben!“ u. ſ. w. Angenommen, beide Sprecher ſind wichtige Männer (exempla sunt odiosa!): dann ſpricht ja hier offenbar nur das partheiiſche Individuum; und oft iſt bekanntlich dieß Paſſivum durch Man auch nur dem einzigen Manne bekannt, der es — braucht!

unbeſchränkten Wachsthume zu überlaſſen; in der Wildniß würde ſie zum geſtaltloſen, ungeheuern Buſch. Mit ihrem Entdecken eignet ſie ſich zur Gartenblume. Man befreie ſie vom Unkraut, gebe ihr zarten Boden und labende Stärkung, aber man berühre ſie nicht! In dieſer Freiheit wird ſie mächtig treiben, ihre amathuſiſchen Düfte werden den Garten der Welt erfüllen.

Die Kultur erhebt zwar den Menſchen, als Menſchen, nicht; ſie überſchüttet ihn nur mit Reichthümern aller Art, deren Glanz bald zur erſtickenden Flamme ewigneuer Sehnſucht wird, wenn nicht die Freiheit ihn emporhebt zur würdigen Menſchheit. Auch iſt dem Künſtler die wiſſenſchaftliche Welt zu kalt; er ſtrebt ſehnend nach der ſüßen Gluth ſeines artiſtiſchen Vaterlandes. Doch liegen die Gebirge des Wiſſens allerdings vor ſeinem Ziel, und nur unendlich leicht wird es dem Genius, ſie an der Hand der Bildung zu überwältigen. Gewiß! wer ſie nicht erſteigt, wird nie zu dem köſtlichen Mahle gelangen, was oben, über allem Wiſſen, dem Geſchmacke bereitet iſt. Wie ſchmerzt uns nicht die Abweſenheit der Bildung und wiſſenſchaftlichen Ausſtattung bei näherer Betrachtung eines Künſtlers! Wir glaubten in ſeinem Kunſtwerke das Gepräg und den Abglanz der Genialität, der ſchönen Menſchennatur, ja Blicke in den Abgrund des tiefſten Sinnes, in das geheimſte Reich der Philoſophie zu ent-

decken; nur die lebende Einheit war uns nicht klar. Und jetzt spricht uns dieser Mensch, dieser Schöpfer an, und — versteht nicht, was ihm zu sagen unser Herz uns drängt! Ja, es ist nur allzuwahr, (und wir müssen hier eine unglückliche Erfahrung gegen eine gewisse neuere Behauptung anführen,) daß jene einzelnen unaussprechlichen Kriterien an Kunstwerken, die uns der Vollendung sehr nahe scheinen, leider oft die Schöpfung gemeiner Naturen sind. Sie waren das Werk des Zufalls oder eines unbegreiflich dunkeln Menschenglücks. Der Schein ihrer Freiheit ist erlogen. Ein guter Gott leitete den Blinden, und nur die Bildung des Anschauenden vermochte jene Züge des Gottes wieder zu erkennen, welcher aus Laune zuweilen das Schöne in einer unreinen Kiste auf die unendliche Fluth aussetzt.

Aber, was wird nicht dann des Künstlers innwohnender Gott vermögen, wann erst der Tempel mit den Reichthümern der Bildung, des Unterrichts geschmückt, wann der Geist mit Menschlichkeit, Freiheit und Besonnenheit ausgestattet ist! Immer werden wir dann Natur und Ideal im Bunde sehen, der Künstler stelle uns jenes Antlitz der himmlischen Venus dar, welches gnadenvoll das Herz zu sich emporzieht, oder die Buhlerin, die rasende Bacchantin, vor deren Blick selbst die Frechheit erschrocken das Auge nieder

ſchlägt, auf deren Lippen das Laſter ſich zu ſeinem Feldgeſchrei rüſtet.

Ohne Freiheit und Beſonnenheit bleibt die Vollendung ewig fern. Die Dummheit handelt nie. Der Moment ergreift die Taumelnde, und mit ihm tanzt ſie, unter ſardoniſchem Gelächter, in das Gebiet der That hinab. Aber die Dummheit iſt eine reizende, eine mächtige Gottheit, und ihre kleinen Genieen finden überall Eingang, wo es nöthig iſt, Sorge für den Untergang des Geſchmacks zu nehmen. Sie ſind den kleinen bunten Rauven zu vergleichen, dieſe lieblichen Kinder des erſten Aprils. Glaubt es, Freunde, ſie ſcheuen weder Glanz noch Ton, weder Gelehrſamkeit noch Geſchmack! Der ehrliche Landmann fühlt ſie deutlich genug an der Stirne, aber lächelnd läßt er ſie kriechen, weil er mit beiden Händen den erdezerreißenden Pflug halten muß. Der vollendeteſte Weltmann füttert ſie zur Puppe, und zeigt die Niedlichen ſo oft und ſo gern vor! Im Saale des Reichen, wo alles von Geſchmacke ſtarrt, baut man ihnen zuweilen prächtige Wohnungen. Am Pulte des Gelehrten ſpinnen ſie ſich ein; und ach, daß ſie auch die Staffeleien und Plane der Künſtler nicht verſchonen! Ihr giftiger Saft iſt wie Raphael Mengs Retouchirbutter; er läßt äzende Spuren zurück, welche das Meiſterwerk mit beweinenswerther Zeitlichkeit bedrohen; er zerfrißt die Einheit unſterblicher Töne, über

deren Klang nun die Nachwelt — lacht. Aber die Dummheit ist, wie ein neuer Dichter *) irgendwo so schön sagt, ein Gast, den kein Wirth sich nehmen läßt, damit jeder ihn verleugnen könne!

Ein drittes Hinderniß zeigt sich in einer zu kühnen und unvorsichtigen Vermischung der Künste, und schadet besonders dem ungebildeten Anfänger.

Der Lehrling hat vom Meister gehört, daß die Künste einander die Hände reichen zum himmlischen Reihen, aber immer verschiedene Erscheinungen bleiben, die nur in seltenen Momenten ganz in einander zu verschmelzen scheinen. Was soll aber der Erstaunte denken, wann beim Oelgemälde unter den Beurtheilern sogleich die Rede von Ton und Takt ist? Wann man beim Adagio sogleich auf Farbenmalerei horcht, und Lichter und Schattentiefen, ja fliegende Himmelsluftkolonnen zu schauen begehrt; oder gar dem Tonkünstler römisches und florentinisches Mosaik anfinnt? Wann er in der Malerei statt Farbe, deren Reinheit und Pracht den Alten so werth war, eine dämmernde Farbenmixtur erblickt, ja zufällig selbst von einem Rigoristen in der Kunst billigen hört? Wann er in einem Gedichte, vermöge der seltsamsten Mischung von Tanz, Musik, Malerei u. s. w., statt des Erhabenen, das grobe Irdische

*) Wir glauben Tieck.

und Gemeine recht heftig und handgreiflich dargestellt zu sehen glaubt? *) Wer räth ihm, wer belehrt ihn hier über den Zeitgeschmack? Oft ist sein Meister nicht besser dran als er selbst. Wer berichtigt seine Versuche und spricht über sie? Große Künstler? — Nein: Dilettanten, Gelehrte, Puristen, Faktionen, zwischen welchen die gescheuchte Wahrheit sich hindurchwindet, und zu den Sternen flieht!

Das wichtigste Hinderniß endlich ist bekanntlich der Mangel an Beförderung und Pflege der Kunst.

Die Kunst ist eine Erzieherin des Staats, so sehr

*) Wir können uns nicht enthalten, einen von den seltsamsten Gedanken aufzufassen, welche in solchen Fällen sich in die Seele des Schülers drängen müssen; zumal in einer großen Stadt, etwa an einem Tage, wo er noch obendrein in den Theaterzetteln für denselben Abend Zauberflöte, Zauberzitter und Zaubertrommel zugleich, zur Ehre des Zeitgeschmacks, angekündigt liest. „Was an dem allen, wird er denken, Wahres und Rechtes ist, das wissen die Götter, und mein Meister hofft es auch noch von ihnen zu lernen. Aber so viel sehe auch ich freilich schon deutlich ein: Wir sollen uns wieder zum Kindlichen neigen, d. h. die Kindlein und Buben sollen uns die Augen öffnen und

ſich auch dieſer zuweilen hiergegen ſträubt, und niemals war ſie ihm ſo nothwendig, als in unſerm halb verwilderten, halb erſchlafften Zeitalter. Daß der Künſtler endlos ringe, ſein Leben wieder zum Abbilde der Gottheit zu geſtalten, dieß iſt ſein höchſtes Beginnen. Indem er um dieſen letzten Preiß der Menſchheit treulich kämpft, dringen ſchon aus ſeinem Innern jene liebliche Formen an's Licht, die ſeinen angeſtrahlten Zeitgenoſſen die ſchöne Seele verkündigen, wie ritterliche Thaten den Helden. Dort, auf der ſteilſten Höhe, die ihm zu erſtreben vergönnt iſt, wagt er es endlich, ſich ſelbſt der Gottheit zum einzigwürdigen Dankopfer für ſein Wer-

---

unſere Leiter ſeyn! Gibt nicht das Kind beim Geruch der Blume oft ſchmerzhaft mit dem Munde das Zeichen des Wohlgeſchmacks von ſich? Und wiſſen nicht die Gaſſenbuben ſehr wohl, daß die große Welt ihren Stieglitz zehnmal theurer bezahlt, ſobald er den Finkenſchlag erlernt hat? Wohlverſtanden, hierdurch wurde der Stieglitz erſt zur poetiſchen Perſon, zum ſublimen Gedanken! Die Sache fängt an mir einzuleuchten — o, gewiß, es kann nichts unausſtehlicheres geben, als einen Stieglitz der nicht ſingt wie ein Finke, — zumal wenn der Menſch expreß ausgegangen iſt, einen Stieglitz zu hören!" Doch es iſt hier nicht der Ort um in dieſen Ton zu fallen, ſey er auch noch ſo paſſend!

den darzubringen, und zu ihr, von der er ſich nun entſproſſen fühlt, kindlich aufzublicken. Er entflieht wieder aus dem Kreiſe der Zeit; aber, er geht nicht wie er kam. Im Segen ſeines Andenkens feiern ihn die Geſchlechter und Zeiten; ſeyen es die ſeinigen, oder ein fernes, beſſeres Ufer, ein kommendes Jahrtauſend. Der wertheſte Erbtheil, den uns der reine Geiſt hinterlaſſen kann, iſt der ſinnliche Ausdruck deſſen, was er fühlte, was er war. Die Geſchichte wird uns zwar erzählen, was er wußte, was er konnte oder that; und alles dieß macht uns ihm geneigt, es reizt uns auch wohl ſeine Pfade zu ſuchen; aber alles dieß verhält ſich zu ſeinem Seyn doch nur, wie Wirkung zu ihrer Urſache. Durch die Kunſt ſtellt er ſich wieder mitten unter uns! Nur durch die aufbewahrte, fortlebende That bleibt er unſer Zeitgenoſſe! So lebt der Sänger der Ilias ſtets — wer fühlt es nicht mit Wonne! — ſtets mitten unter uns. Er hat ſich für die Geiſter der Welt verewigt. Das that er durch die Kunſt! Seht hier die Kunſt in ihrer ehrwürdigſten, erhabenſten Größe, in ihrer reinſten, freundlichſten Ewigkeit! Wer zählt die Thaten der Unſterblichkeit, deren alleinige Erzeuger die Helden der Ilias für alle Zeitalter wurden? Wer zählt die geweihten, beglückenden Gefühle, womit ſie das Herz der Nationen erfüllten; die heiligen Thränen, welche ihrem ernſten Schickſale floſſen? Wer be-

rechnet die Macht des Kunstwerks für die Zukunft in ihren Jahrtausenden? Ja, wer vermag nur seine hohe, in sich selbst gegründete und beschlossene endlose Herrlichkeit zu messen! — Gibt es für den Staat etwas wichtigeres und schätzenswürdigeres, als, zunächst der Religion, die Kunst? Kann die Wissenschaft Licht, die Kultur, die Industrie Wohlleben verbreiten, die Staatskunst beglücken, die Gerechtigkeit bessern u. s. w., wenn nicht Religion und Kunst das Herz und den Sinn aufschließen? Die Kunst erhebt ja zum Höchsten; mit stiller Kraft wirkt sie auf das Ganze, auf das Gemüth des Staats; ihr großer letzter Zweck ist die Erziehung der Menschheit zum verlornen Ideale.

Aber ach! Wie manches göttliche Künstlertalent, wie mancher strebende Geist ist durch die Last der Verhältnisse, durch das Gemeine des bürgerlichen Lebens verdrückt, und unter dem Schutt längstverrauschter Jahrhunderte, o Jammer, auf ewig begraben worden! Kindlich und frei wandelt der junge muthige Mensch durch die Blüthenebene der Jugend, und die unsterbliche Seele hebt die Flügel zum Reinsten, zum Heiligsten; da breitet plötzlich das Schicksal sich in den Riesenwerken des Lebens vor ihm aus! Der Ueberraschte bangt vor diesen kolossalischen Schranken; aber ehe er auf Auswege sinnt, sieht er sich schon von einer wunderbaren, trägen Gewalt auf

immer in ſie verſchloſſen; der Ernſt des Lebens wohnt von nun an auf ſeiner Stirn und wird zum unüberſehlichen Tiefſinn. Armer Künſtler, der, noch als Lehrling, den Druck des Lebens ſchon fühlt! Er wollte ja nur leben, um zu lieben, und das Schickſal will, er ſoll, wie die Prieſterin der Pandemos, nur lieben, um — zu leben! Der Augenblick, der ihn das Leben kennen lehrt, tödtet den Kunſtſinn. Was ſoll ihn forthin begeiſtern? Dieſer Moment hat den Blutzweigen ſeines Herzens einen zerſtörenden, ſauern Tropfen eingeimpft. Der Arme iſt nun wie Einer, deſſen Herz unglückliche Liebe gemordet hat; in deſſen Gebeinen Etwas dröhnend umherſchleicht, welches ihn leiſe mahnt, nach den Sternen aufzuſchauen, welches ihn erinnert, daß das Leben mit der Liebe vergehen muß.

Im Leben, wann es ernſt geworden iſt, erſcheint ja die Glückſeligkeit nur noch in Augenblicken; ſie iſt wie das Auffahren eines Blitzes. Kaum faßte ihn noch das Auge, während er ſchon die Metalladern der Erdkugel zeitlos durchrennte. Der Jugend harmloſes Land wird uns ſo plötzlich von unerbittlicher Macht entrückt. Wir wandeln träumend am Strome der Zeiten. Er ſtürzt wie ein Rieſe an uns vorüber — und ach! die ſchönſten, reinſten Kinder unſrer Gedanken fliehen ihm nach, in todte Fernen der Vergangenheit, und lächeln fremd und wehmüthig zu uns herüber. Sie ſind das arme Einzige,

was uns noch begeistert; aber — zu süßen Elegieen! Gibt es keine mitleidige Macht, die uns diese theuern Bilder wieder herüber bringe?

Herzu, Deutsche! Laßt uns der Kunst einen Tempel bauen, zu dessen Hallen die Göttliche, gelockt von süßen Tönen der Heimath, sich gern herniederschwinge! Da lerne der Arme den Reichthum, der Reiche die stille Mäßigkeit ertragen. Dort finde der erheiterte Künstler das Reich seiner rosigen Frühträume, zur Wirklichkeit erblüht, wieder. Dort zeige die Vatertreue der Kindlichkeit den olympischen Pfad. Der Zuruf der Freundschaft, die Macht des Beispiels ziehe mit goldnem Ton die strebende Seele himmelwärts zum Gipfel der Unsterblichkeit. Da störe den Künstler nichts, als die selige Erscheinung der Kamöne. Hier erwachse der Mensch zur sichern Stärke. Hier reinige sich des Künstlers Gemüth von allem Heftigen, Sentimentalen und Leidenschaftlichen bis zur spiegelhellen Klarheit, aus der nun alles Trübe geläutert, alles Heftige gemildert und alles Verwirrte geordnet zurückstrahlt. Hier sey auch des Künstlers Leben mit allen seinen Genüssen ein hohes Leben, dem nun das Gemeine immer fern bleibt, bis es geheiligt ist: das Leben einer veredelten, befreiten, einer mit sich einigen, schönen Seele! Hier lerne der Lehrling die Welt als eine Freundin kennen; und, wann er mit geübtem Fuß als Meister hinaustritt,

wird und muß er in ihr die Freundin wiederfinden und überall herrlich und erhaben im kalten Leben daſtehen wie ein Vulkan erſter Höhe, deſſen Krater in der Eisregion glüht. Hier endlich mag auch der Lebensmüde den heiligen Schwanenſang anſtimmen; und im Aufflug der reinen Seele wird noch ſein letzter Hauch zur Hymne werden, deren Schall die Thäler ſeines Vaterlands mit ſüßen Tönen des Danks erfüllt!

Iſt endlich des Friedens himmliſche Schwinge zu den Auen der Erde niedergerauſcht? Sendet er dem feſten Lande die heilige Taube mit dem Oelzweige? Iſt die verheerende Fluth verronnen? Darf endlich Mnemoſyne mit ihren Töchtern wieder in die verjüngte Frühlingswelt heraustreten, und ſchauen ſelig hin in geweihte, halcyoniſche Tage der Zukunft? O, ſo laß aus deinem blauen Auge, erhabne Pallas Athene, der Freude Götterthräne herniederträufeln in das traurig murmelnde Silber unſrer deutſchen Aganippe, daß es wieder üppig emporſchwelle zu endloſer Jugend! Daß die heiligen Waſſer von neuem, Ströme der Schönheit, in alle Welt hinwallen!

Deutſche Brüder! Soll nicht die Morgenröthe des Friedens auch den Künſten ihre Sonne wiederbringen? O, laßt den erſten Punkt der Ruhe für ſie zu einer lieblichen Aera werden, die noch die fernſten

Zeiten an der groſsen Heerſtraſse einander lächelnd überliefern!

Wir wünſchen eine allgemeine Anſtalt in Deutſchland zu gründen, die nicht nur ihren Söhnen Leben, Unterricht und Bildung in den ſchönen Künſten gebe, ſondern auch, durch vereinigte Kraft der Künſte, durch mögliche Aufhebung der Einſeitigkeit, wenigſtens durch Herſtellung gänzlicher Partheiloſigkeit, ſich nach und nach zu einer Schule des Kunſtgeſchmacks erweitere und als ein Tempel des Schönen über alles Niedrige des Schul-, Zunft- und Faktionsgeiſtes emporrage.

Zur Ausführung dieſes groſsen Vorhabens finden wir folgendes nöthig.

I.

Die deutſche Kunſtſchule muſs nahe an den Mauern einer deutſchen Stadt angepflanzt; es muſs daſelbſt ein Gebäude gekauft, oder (da ein ſolches ſich wohl nicht finden dürfte) erbaut werden, welches folgende Einrichtungen umfaſst:

a) Eine Anzahl bequemer Zimmer mit Kam-

mern, für die Lehrlinge oder Künstler. Wir wollen deren etwa funfzig annehmen.

b) geräumige Wohnungen und Werkstätten für die erforderlichen Aufseher, Meister und Lehrer mit ihren Familien.

c) die nöthigen Versammlungs-, Unterrichts-, Uebungs-, und Aufbewahrungssäle und Plätze, und zwar (der musikalischen Ausführungen wegen) in der hinreichenden Abgelegenheit und Entfernung von einander.

d) in einigen Nebengebäuden die ökonomische Nothdurft und ein Gasthaus, um die ruhige und freie Existenz des Hauptgebäudes zu sichern und eine bequeme Verbindung mit demselben für Fremde möglich zu machen.

e) eine beträchtliche Strecke Landes für einen Garten; zum Behufe schöner Gartenanlagen und der Baukunst. Je leichter und mehr diesem Platze Wasser gegeben werden kann, je schicklicher wird er seyn.

Unser Bemühen, die Werkstätten der Künste bis auf gewisse Punkte einander zu nähern, kann nicht anders als gedeihlich seyn. Der Dichter muß ja durch das Anschauen schöner Formen und durch das Spiel der Töne zu Darstellungen des unaussprechlichen begeistert — die bildende Kunst muß in Stoff und Form bereichert

werden. Und was muß nicht die Muſik an Wahrheit, Verſtand und Herzlichkeit gewinnen! Wird nicht auch ſie, die leider noch die ungebildetſte unter allen Künſten iſt und bis jetzt nur wenige Merkmale einer ſchönen Kunſt, die frei wäre, zeigte — endlich einmal das dunkle Land der irren Ahndungen verlaſſen, die doppelten Sklavenfeſſeln ihres Rhythmus zerbrechen und ſich wenigſtens zur beſonnenen Geſpielin des Verſtandes (wenn auch noch lange nicht zur ſchönen Freundin des Herzens und ſeiner göttlichen Ahndungen) bilden? Statt daß die Wilde bisher nur außer ihren Grenzen herumſchweifte, ihrer orphiſchen Allmacht vergaß, allen Verſtand unverſtändig verlachte, das Herz oft, im Wahn es ſelig zu rühren, nur zermalmend traf und die Sinne gewaltſam zu Thränen jeder Art nöthigte!

Dabei wird jede Kunſt zugleich das Eigenthum wahren, was ihr die Götter ausſchließlich gaben. Die alten Grenzmale der Künſte konnten nur ſinken; ſie wieder zu heben, wird die vertrauliche Nähe bald nothwendig machen; jede wird die Linien ihres privativen heiligen Gebiets auf immer zu ſichern wiſſen. Und tritt dann einmal der Fall vereinigter Kraft ein: welche reiche Hoffnungen zeigen ſich hier!

Wir rufen hierbei die Kunſtbeförderer in und außer allen deutſchen Städten zu Hülfe und wollen jetzt ſogleich die die ausgewählten Städte nen-

nen, (und zwar theils solche, die im jetzigen Deutschlande liegen, theils solche, worinn doch deutsche Sprache und Sinnesart herrschen) in welche wir bei diesem Plane vor andern unser Vertrauen gesetzt haben.

Magdeburg — Braunschweig — Hannover — Glückstadt — Hamburg — Lübeck Schwerin — Berlin — Stettin — Danzig — Königsberg — Riga — Dessau — Dresden — Wittenberg — Leipzig — Koburg — Weimar — Rudolstadt — Meiningen — Gotha — Cassel — Neuwied — Mainz — Frankfurth a. M. — Fulda — Manheim — Heidelberg — Düsseldorf — Cölln — Bremen — Darmstadt — Stuttgart — Carlsruhe — Augsburg — Ulm — Basel — Zürch — Passau — Wien Salzburg — München — Regensburg — — Ansbach — Baireuth — Nürnberg — Bamberg — Würzburg — Prag — Ollmütz — Breslau.

Diese einundfunfzig Städte nennen wir Mutterstädte, und verstehen unter einer Mutterstadt jede Stadt, in deren Mauern und weit umherliegender Nachbarschaft sich eine Anzahl von Kunstfreunden findet, die zu der Ausführung unseres Planes mitzuwirken entschlossen sind, und zu dem Ende einem oder einigen sichern Rechtschaff-

nen aus ihrer Mitte den Auftrag geben, in dieſer Stadt und Gegend das Beſte der deutſchen Kunſtſchule zu beſorgen und (gegen eine in der Folge feſtzuſetzende anſtändige Beſoldung) das, was ihm für dieſelbe von ihnen und Andern zugeliefert werden wird, getreulich zu verwalten, der Schuldirektion einſt zu verrechnen und ihr dafür verantwortlich zu ſeyn.

Bei Anſicht der obigen Auswahl glaube man nicht, daß etwa manche deutſche Stadt in Vergeſſenheit gekommen ſey! Alle Gründe und Motive dieſer Auswahl hier anzuführen, wäre unnütz. Uebrigens kann die auffallende Größe oder Kleinheit, Nähe oder Entfernung der Städte unter ſich, es nicht hindern, daß ihr Beitrag zum Nutzen der Schule und ihr Gewinn von derſelben ganz gleich ſey, da es ja ſehr möglich iſt, daß die meiſten Kunſtfreunde einer gewiſſen Gegend ſich nicht an die größte, ſondern vielleicht gerade an die kleinſte Stadt wenden, und da auch außerdem zuletzt Alles zu einer vollkommnen Gleichheit gerechnet und hergeſtellt wird. Auch verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß jede Stadt, die entweder an die Stelle einer obengenannten Mutterſtadt treten will, (wenn ſich in dieſer etwa gar keine Kunſtbeförderer fänden und von Außen einfänden,) oder ſich als eine neue Mutterſtadt ankündigt, höchſtwillkommen ſeyn wird, da durch ihren Beitritt im erſten Falle die geſetzte Zahl ergänzt, im zweiten aber das Ganze erweitert werden kann.

Die Anstalt selbst wird im Schatten einer von obbgen Mutterstädten gegründet und angelegt. Diese einundfunfzigste nennen wir die Schulstadt. Sobald nun das wirkliche Gelingen unseres Unternehmens nicht mehr zweifelhaft ist, werden wir in einem Schreiben an die 51 Schulkommissionen vorschlagen:

1) 3 Städte zu Auswahl einer Schulstadt.
2) 3 Subjekte zu einem Aufseher des Aeußern und des Ganzen.
3) 3 Subjekte zu einem Aufseher des Innern allein; und in der Folge:
4) 54 oder 57 Subjekte zu Auswählung der vorerst ungefähr nöthigen 18 oder 19 Lehrer und Meister.

Diejenigen von diesen gewählten Männern, deren Anstellung sogleich erfolgen kann, werden nun, vereinigt mit der Kommission der Schulstadt selbst, den dann erst möglichen weiteren Plan des Innern sogleich vollenden, und dem Publikum zur Prüfung, den Mutterstädten aber zur Genehmigung oder Abänderung vorlegen.

Bei den Wahlen entscheiden die meisten Stimmen; und nur da, wo diese getheilt ausfallen sollten, behalten wir, die Herausgeber dieser Blätter, uns den Ausschlag vor. Diesen letztern Vorzug vererben wir auch zugleich für immer auf die Schule selbst, welche unmittelbar nach dieser ersten Wahl ihre eignen Geschäfte so vollkommen wird führen können, daß wir uns in keines derselben

mehr zu mischen nöthig haben, sondern, gleich andern Kunstfreunden, wieder vom Schauplatz abtreten werden.

Die vorstehenden ersten Sätze sind so unumstößlich als wichtig; und gerade bei diesen Wahlen kommt es, wie wir glauben, darauf an, die ersten *ächtvaterländischen* Gesinnungen zu zeigen; hier spricht sich nämlich der *schönste deutsche Laut*, das heißt: der *erste liberale menschliche Ton* aus; hier muß jedes Herz fühlen, daß wir nicht Sachsen, Oesterreicher, Preußen, Hamburger u. s. w., sondern daß wir *Deutsche* oder vielmehr *Menschen* sind, die für die *Kunst* handeln wollen.

Die *Eigenschaften einer Schulstadt* werden wir bei unsern Vorschlägen darinn suchen, daß sie eine deutsche, größere, volkreiche, rege Stadt sey, bei welcher die Schule an keiner Art von Nahrung, Zufluß und Hülfsmitteln Noth leide; eine Stadt, die gesunder Lage, Luft und Wassers genieße, deren gemeines Wesen uns Sicherheit verspreche, der Künste und Wissenschaften werth sind, die uns durch Handel und Geschäfte nützt und erleichtert, und die willig ist, uns ein Gebäude oder vielmehr einen großen Platz zum Anbau zu verkaufen, und nach Vollendung der Schule diese zu ehren und zu schützen. — Schönheit der umgebenden Natur, italisches Klima, und andere hieher gehörige Eigenschaften, sind uns *höchstwünschens-*

würdig; doch dürfen wir sie, schon als Patrioten, nicht zu den nothwendigen zählen. Der Künstler wandelt gern in Tempe's Frühling; er liebt es, sich in stiller Nacht unter duftenden Rosenzweigen zu lagern; von jedem südlichen Kolorit glüht seine Seele auf; an jenem klassischen Strande, wo die archipelagischen Wasser sanftbewegt zu seinen Füßen fluthen, da fließen die Göttertöne seiner Lieder am anmuthigsten durch milde griechische Luft: Aber dennoch ist und bleibt das Göttliche im Menschen ewig frei, und der Geist wird ja von einer feineren Sonne erwärmt, als uns im Raume glüht!

Zur Wahl der Aufseher, Lehrer und Meister wollen wir, so weit es möglich seyn wird, nur Deutsche von Geburt vorschlagen. Ihre Belohnungen sind so zu setzen, daß das Institut im Stand ist, den größten Künstlern und den besten Köpfen in Deutschland Anträge zu machen. Daß Ausländer, anfangs und in der Folge, nicht ausgeschlossen werden können, bringt schon der Begriff einer Kunstschule mit sich. Uebrigens können wir freilich erst in der Folge beweisen, wie fern wir hierbei von allem Egoismus sind, wie sehr wir den Partheigeist hassen, und wie achtungswerth uns die Partheien scheinen. Hier nur folgende einzige Erklärung: Auch der Herausgeber dieses Aufrufs steht in Rücksicht desselben bis jetzt noch

mit keiner Stadt, Gesellschaft, Akademie, mit keinem einzigen Gelehrten oder Künstler in Verbindung, und fordert jeden Deutschen hiermit öffentlich auf, das Gegentheil zu behaupten!

II.

Der Eintritt und die Aufnahme in die Schule steht jedem Deutschen offen, ohne Rücksicht auf Geburt, Religion, Stand, Glücksumstände, ja (unter gewissen Bedingungen) selbst ohne Hinsicht auf sein Alter. Nur muß er

a) von einer der 50 Mutterstädte ausgewählt und der Schule zugesandt werden und muß

b) auch wirklich ein genialer Mensch, ein Kunstgenie seyn, das heißt, wenigstens ein höchst ausgezeichnetes Talent zu der Kunst besitzen, der er sich weihen will oder geweihet hat. Diese unnachläßige Eigenschaft muß er bei seiner Mutterstadt durch Proben bescheinigen und die Schuldirektion behält noch außerdem das Recht, hierüber ganz frei zu erkennen. Das Talent sey übrigens längst geübt, oder doch schon durch Unterricht gebildet, oder noch ganz roh. Mit dem bloßen, gewöhnlichen Talente, welches sich durch alle nicht unübersteiglichen Schwierigkeiten sogleich niederdrücken läßt, ist der Kunst, so wie mit allem

Mittelmäßigen, ſchlecht gedient. An ihm iſt nichts verloren; und überhaupt darf der Weg zur Kunſt nicht gemein gemacht, dem gewöhnlichen Talente nicht zu ſehr erleichtert werden.

Wir ſetzen die Zahl der hier lebenden Künſtler vorerſt, nach der Zahl der Mutterſtädte, auf funfzig. Die einundfunfzigſte, oder Schulſtadt, (falls zu dieſer nicht etwa eine andere, oben nicht genannte deutſche Stadt verlangt und gewählt wird) erhält, außer einigen Vortheilen in Anſehung der Kinder ihrer Mauern, das Recht, über den freien Unterricht von 5 männlichen und 20 weiblichen Lehrlingen zu disponiren.

Jede Mutterſtadt hat das Recht, beſtändig einem Künſtler Aufenthalt in der Schule zu geben und mit Rath und Beiſtimmung der Direktion über die Zeit dieſes Aufenthalts zu ſchalten; ſie beſtehe in 2, 3, 5, 10 Jahren, oder ſoviel Wochen. Sie kann hierzu einen jungen Mann wählen, der des eigentlichen Unterrichts der Schule bedarf. Oder einen unterrichteten Mann, dem noch das Leben unter Künſtlern und Menſchen, ein ſorgenfreies reines Leben als Künſtler und der Genuß ächter Kunſtwerke nöthig thut. Oder einen Künſtler, der Zeit, Unterſtützung, Abgeſchiedenheit von der Welt, Ruhe und Frieden zu ſeiner Vollendung, oder zur Vollendung eines beſondern Kunſtwerks bedarf. Oder end-

lich ſelbſt einen Künſtler, der auf ſeinen Lorbern zu ruhen würdig iſt, deſſen werther Anblick den verſammleten Zirkel zum heitern Streben nach Vollkommenheit ſtärkt. Doch verſtehen ſich die drei letzten Fälle unter den nöthigen Einſchränkungen. *) — Es wird aber der Millionair hier ſo willig aufgenommen, als der Sohn

*) Aber eben dieſe drei letzten Sätze werden auch der Schule eine innere Größe geben, bei welcher ſie nie zu einer Parthei gehören kann, bei deren Umfang ihre Reſultate ſchon an ſich allgemeiner, ihre Bildungsmittel viel ausgedehnter ſeyn müſſen, als bei einer gewöhnlichen ſogenannten Schule, Akademie u. ſ. w. denkbar iſt. Denn eine Schule zu gründen, die etwa nur durch Unterricht im techniſchen Theil der Künſte ein und anderes Talent weiter brächte, oder gar nur in die erſte Thätigkeit ſetzte, das wäre wohl in Deutſchland höchſt überflüſſig, könnte ſogar, wenn ein gewiſſer einſeitiger Schulgeiſt dazu käme, manches treffliche Kunſtgenie zum bloßen Talente umſchaffen und herabziehen. Nein, der Künſtler ſoll hier, nebſt dem Unterrichte, nebſt dem nöthigen Vorrathe von Büchern und Kunſtwerken, hauptſächlich eine kleine wirkliche Welt finden, mit deren Menſchen (und ihren Künſten) er auf manchfachen Anziehungs- und Abſtoßungspunkten in vielſeitige Berührung kommen muß.

des armen Hirten. Nur, daß jeder die milden Gesetze der Schule zu seinen eignen mache!

III.

Jeder Künstler, der hier lebt, oder sich bildet, erhält Unterricht, Materialien, Nahrung und selbst Kleidung, kurz was er verlangt und bedarf, ganz frei. Den jungen Lehrling rüstet man, den Umständen gemäß, zu dem aus, was Leben und Kunst erfordern, läßt ihn einige Reisen machen, das Institut empfieht ihn, oder stellt ihn an, sorgt für sein erstes Fortkommen, oder nimmt ihn einst als Genossen wieder auf, u. s. w.

Die Mutter verlangt von ihrem Säuglinge nichts als sein Lächeln und seine Küsse. Sie kennt keinen Lohn, als die Freude über sein Wachsthum: Das Vaterland reicht ihm die volle Brust! Der Künstler soll hier weder Ueberfluß noch Mangel, sondern reine Fülle seiner Existenz finden. Hier kümmert ihn das bürgerliche Leben nicht mehr; keine Sorge naht diesem heiligen Aufenthalte, für den eine große kunstfreundliche Welt sorgt; keine Ueppigkeit läßt die Quelle des Lebens stolz aus ihren Ufern treten; keine Umgebungen, keine Verhältnisse drücken ihn; und selbst der Zufall, dem niemand zu entrinnen vermag, wann er urplötzlich

in das friedliche Leben hereinbricht, wird großmüthig an seiner Werkstätte vorüberschreiten. Die Musen winken ihm in ihre Reihen; alles hebt die strebende Seele und der göttliche Funke springt zur Flamme auf; selig darf hier der schöne Geist im Anschauen seiner eignen Formen versinken; die Kraft des Mannes schwelgt in ihrer eignen stillen Fülle: er ist, und sein Daseyn vermag im Schimmer besonnener Menschheit aufzustrahlen.

IV.

Die Erlangung des obrigkeitlichen Schutzes, eines befreiten Gerichtsstandes und der eignen Gerichtsbarkeit, so wie anderer wünschenswerthen Privilegien und Freiheiten, wird zuverlässig von der Landesherrschaft einer jeden Stadt, die wir einst unsre Schulstadt nennen, großmüthig erleichtert werden. Und welcher Monarch der Erde wird wohl jenem der Kunst geheiligten Weichbilde die Gewährung einer beständigen Ruhe, die huldvolle Unterzeichnung der Urkunde eines ewigen Friedens versagen!

V.

Da die Wahl der Kommission in einer jeden Musterstadt ganz allein vom eignen Willen der dortigen

Kunſtfreunde abhängt und da von dem wirklichen erſten Vorſchritt an (d. h. von Erwählung der Schulſtadt) bis zu Eröffnung der Schule, nicht das Geringſte ohne Anzeige und Umfrage bei allen Städten geſchieht, deren Willen ſodann die Schulſtadt in Ausübung bringt, ſo verſchließt dieß, wie wir hoffen, zugleich dem Betruge jeden möglichen Zugang und muß dem Publikum über dieſen Punkt völlige Beruhigung verſchaffen.

VI.

Die Koſten zu Gründung der Schule und die jährlichen Revenüen derſelben werden durch eine allgemeine Subſkription in Deutſchland ausgemittelt, zu deren Eröffnung wir alle deutſchen Kunſtfreunde und alle Freunde deutſcher Kunſt, die ſich in und außer den benannten einundfunfzig Städten finden, durch gegenwärtige Blätter aufrufen und einladen. Dem gemäß werden wir dafür ſorgen, daß in jeder Mutterſtadt ein Exemplar von dieſem Plane in ſolche Hände komme, die wir, nach unſern Kenntniſſen, Nachrichten oder Addreſſen, für gut und hülfreich halten.

Dafür, was wir bei dieſem Schritte verſehen, zuviel oder zuwenig thun ſollten, erbitten wir hier

zum Voraus Verzeihung und Nachsicht. Um hierbei Alles, und für Jeden Alles recht, zu thun, dazu gehören mehr Kräfte, ja Aufwand, als im vorliegenden Falle von einzelnen Privatpersonen verlangt werden kann. Aber, die Sache ist auch zu gut, zu groß, als daß wir wegen solcher Geringfügigkeiten eine strenge Beurtheilung fürchten müßten; daher gehen wir ohne weitere Entschuldigung sogleich zur Erläuterung dieser allgemeinen Subskription über.

Sie ist eine doppelte und geht theils auf die erste Gründung und Erbauung der Schule, theils auf ihre jährlichen Einkünfte.

Da wir nicht besorgen, daß irgendwo in einer von jenen 51 Städten, die wir um Uebernahme der Subskription bitten, unsere Bitte wegen gänzlichen Mangels an Kunstfreunden versagt, noch weniger, daß eingesendete Gelder zurückgewiesen werden sollten, so fordern wir jeden Deutschen und jedes deutsche Weib auf:

a) das, was sie zur Gründung und Erbauung der deutschen Kunstschule überhaupt beizutragen wünschen, bald möglichst an den Kommissär — oder (falls sich ein solcher noch nicht in einem öffentlichen Blatt ihrer Gegend genannt hätte) nur an einen sichern Bekannten in der nächsten (bekanntesten, ihnen bequemsten u. s. w.) Mutterstadt völlig postfrei einzusenden, auch

b) zugleich fest und unwiederruflich das zu bestimmen, was Jeder etwa künftig (vom 1. Jan. 1808 an) von seinen Einkünften, Gütern, Besoldungen, öffentlichen Kassen u. s. w. zu einem alljährlichen Beitrag anzuweisen geneigt ist.

Wir bitten besonders die Beförderer der Kunst in allen und jeden deutschen Städten, die wir auch nicht zu den Mutterstädten ausgesucht haben, eine gleiche Einrichtung, wie Jene, zu treffen; und Jeder, welcher dort zum Kunstfreund und Förderer der guten Sache sich wahrhaft berufen fühlt, melde sich zum Kommissär an; jede Stadt sende sodann ihren Beitrag im Ganzen an eine Mutterstadt ein. Dieß wird die Subskription sehr erleichtern und bald völlig allgemein machen.

Die Einregistrirung der beiderlei Beiträge in zwei besondere Verzeichnisse ist deßhalb um so genauer und sorgfältiger zu führen, da über alle auswärtigen, zur Gründung und zu den Revenüen eingeschickten Beiträge keine besondern Quittungen zurückgesandt werden. Jeder Einsender begnügt sich mit seinem Postscheine, bis die Register erschienen sind und der Kommissär der Mutterstadt quittirt nur gewöhnlichermaaßen ins Postbuch; bloß selbsterscheinende und solche Subskribenten, die ihre Beiträge außer dem Wege der Post einsenden, quittirt er besonders. Je eher

übrigens eine Mutterstadt ihren Kommissär wählt und je schleuniger dieser sich in einem dortigen öffentlichen Blatte dem Publikum bekannt macht, je besser!

So oft während des Laufs der Subskription die Mutterstädte ihre Register ziehen, welches alle zwei Monathe geschieht, wo jedes Register gedruckt und uns der neuzugewachsene Betrag zu wissen gethan wird, — wollen wir diesen im allgemeinen Anzeiger der Deutschen bekannt machen, damit das Publikum von Zeit zu Zeit den Fortgang der Sache erfahre. Mit dem in der Folge zu bestimmenden Schlusse der Pränumeration besorgen wir sodann einen systematischen Auszug aus den 102 Registern, und übergeben diesen dem Publikum in der nöthigen Anzahl von Exemplarien. Gedachtem Auszug und der Aufstellung aller Totalsummen wird zugleich eine Repartition auf die 51 Städte angehängt. Diese theilt jeder Mutterstadt von der Totalsumme der jährlichen Revenüen einen gleichen Antheil zu, welchen sie künftig für die Schule zu erheben hat. Und dieses Verfahren gleicht dann alle Rechte der Mutterstädte auf die Schule für immer aus, da nach dem Subskriptionsschlusse keine Stadt weitere jährliche Beiträge mehr annimmt, sondern alle nachher noch eingehenden Gelder nur zur Gründung, nach deren Vollendung aber zu Anlegung auf Kapital verwendet, oder von der Schulstadt verwenden läßt. Uebri-

gens sind bei dieser Repartition auch die Städte nach den 4 Quartalen gleich zu theilen, um dadurch viele beschwerliche Schreibereien *) wegen der Einsendungstermine zu ersparen.

Die einstweilige Belohnung eines jeden Stadtkommittirten bleibt der billigen Ermäßigung seiner Kommittenten so lange überlassen, bis in dem Hauptplane hierüber etwas Beständiges versehen ist.

Kein Einsender verschweige seinen Namen. Die Kunst muß ihre Freunde kennen, um sie zu lieben, — einst zu ehren!

Mit dem Schlusse der Subskription wird die Schulstadt, und das Personal der ersten Aufseher und Lehrer gewählt. Die Direktion erhält durch die Wahl sogleich das Recht, über die Gelder nun wirklich zu disponiren, den schlüssigen Plan zu entwerfen, und den Bau schleunig anzufangen, auch, nach Befinden, die Schule einstweilen in den Mauern der Schulstadt zu eröffnen. Sie steht von da an allen Mutterstädten auf jährliche Rechnung, welche im Druck erscheint.

Der Beruf zur Pflege jenes himmlischen Keims der

---

*) Zu deren Vermeidung ohnehin jeder Bericht der Schulstadt im Anfange, so weit es möglich ist, auf Ja und Nein gestellt werden muß.

Künste und Wissenschaften, den einst die göttliche Ceres zuerst in die Städte legte, ist so heilig; die Erwartung, die sich der Mensch für die Künste macht, sobald er durch die Thore einer Stadt eintritt, ist so schön, so allgemein, und liegt so ganz im Grundbegriff einer Stadt, daß wir getrost, stolz und voll Glauben unsern Vorsatz nochmals überblicken, das Heil deutscher Kunst in der Mitte deutscher Städte zu erbauen! Zwar, jene goldnen Zeiten, worinn eine edle Schaar griechischer Städte sich um die Ehre der Geburt eines einzigen Dichters stritt, ach, sie sind längst, wohl auf ewig in die große Fluth hinabgetaucht! Aber, vereinzelt wandert doch ihr Bild noch in schönen Seelen über die Erde!

Uns selbst sollen und können weder unwichtige Anfragen, noch Bemerkungen, Raisonnements, Recensionen, Beifall, Gelächter, oder Widerspruch in öffentlichen Blättern kümmern, da alle Einlassungen auf dergleichen Motionen der guten Sache leicht schädlich werden könnten, und da an Beantwortungen (wenn es nicht Briefe von wirklicher Wichtigkeit für das Institut betrifft) hier wohl nicht gedacht werden kann. Die Sache ist ja unstreitig gut und groß. Daher theile man jedes für sie Erfreuliche zum ermunternden Beispiel in öffentlichen Blättern sogleich mit! Nur das Traurige verschweigt man uns noch!

Iſt erſt das Werk im großen Gange, dann wollen wir mit Freuden jede Unterſuchung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit deſſelben, jeden Rath, jeden Widerſpruch, Tadel, und jede Bemerkung leſen und beantworten; oder vielmehr: die Schule ſelbſt wird dieß einſt zu unſerm Andenken thun! — Wir bitten jeden freundlichen Landsmann um ſeinen Beitritt, um ſein Ja. Das Nein können wir ihm nicht verbieten; aber alles Uebrige erlaube man uns, im Anfange flehentlich zu verbitten!

Nur der Beifall unſrer deutſchen Welt, an die wir glauben, — nur die erſehnte Willfährigkeit der Städe, die hülfreiche Verwendung und der muthige Beitritt jedes Biedermannes und Kunſtfreundes: nur dieß ſind Nachrichten, auf die wir im Namen der Kunſt hoffen! Jedem, der uns etwas wirklich Gutes oder doch Wichtiges zu berichten hat, ſind unſere Federn geweiht.

Und wer wollte am guten Erfolge zweifeln? Wer zweifelt an Deutſchland? Kein Deutſcher! Nicht unſere ſchwachen Lippen ſind es, von welchen dieſer Ruf erſchallt, ach, wir ſind ja die geringſten unter unſern Brüdern! Nein: Ein hoher Genius tönt den großen Ruf von der Zinne des Lichts hinaus in den finſtern Strom der Welt, aber ſein Glaubensſchall iſt zu mächtig, um in

jenem Toſen zu verhallen! Deutſchland ruft: Ich will! Der Geiſt der Kunſt hat nur unſere Lippen geweiht, die heilige Eidesformel vorzuleſen, — er hebt die himmliſchen Finger: und das weite Vaterland ſpricht die große Stabung nach!

„Wo tönt die Stimme Deines blühenden Vaterlandes ſo ſchön?“ Freund, das Vaterland blüht und lebt! Lange ſiehſt du ja auch die heitere Lerche nicht; aber du vernimmſt aus hohen blauen Fernen ihre freundliche Gegenwart, wann ihrem Gefieder kühle, friſche Melodieen, wie Morgenthau, entträufeln, bis auf einmal der Lichtblick ihrer weißen Bruſt dein ſpähendes Auge entzückt! Auch mitten im Kriege ſeyd ihr groß und reich, Deutſche! Das kunſtfreundliche, das ſchöne, das künſtleriſche Deutſchland bleibt unvertilgbar — es iſt da — es zählt noch die alte Millionenzahl von — ſchönen Herzen!

Ja, während der Kleinmuth noch bitter lächelt, während der Geiſt des Widerſpruchs ſich noch rüſtet, während der Stolz uns noch mit vornehmer Miene verhöhnt, wird dieſes Werk ſchon mächtig emporſteigen: eine Säule des deutſchen Volks, ein Bau der Ewigkeit, ein Denkmal deutſchen Kunſtſinns, — zu ſchön, zu groß, als daß die wüſten Schlünde der gefräßigen Vergeſſenheit je ſein Daſeyn bedrohen könnten!

Wohlan dann, Deutſche! Wir laden Euch

ein, die Künſte zu ehren! Sie flehen nicht um „Unterſtützung,“ dieſe Himmelstöchter! Aber herablächelnd auf die duftenden Opfer, werden ſie das Füllhorn des Schönen über Euern Geiſtern öffnen! — Wir laden Euch ein, edle Fürſten, Staatsmänner und Obrigkeiten: ſie zu ſchützen, zu vertreten; und durch weiſe Anſtalten, durch gaſtliche oder ewige Verleihung Eurer oft doppelt und vierfach aufgehäuften Kunſtwerke unſer Unternehmen zu unterſtützen; Euch, gute Bürger, Gemeinden und Unterthanen: der Kunſt Opfer zu bringen! Adel, Bürger und Landmann; Katholiken, Lutheraner uud Reformirte; Männer und Frauen; Herren und Diener; Arme und Reiche; Gelehrte und Künſtler; Gemeinheiten, Geſellſchaften und Einzelne: Alle gehören uns an, Alle machen das deutſche Volk aus!

Laßt uns einige Blicke auf Deutſchlands Macht werfen! Leider iſt aber hierzu nöthig, daß wir in das gemeinſte Detail der Zahlen eingehen! Doch wir wagen auch dieß, und vielleicht fällt manches Korn auf ein fruchtbares Land.

Wird nicht der höhere Staatsbediente im Civil- und Militairſtande von ſeiner Beſoldung jährlich 5 Thaler miſſen können, wenn er dieſen Poſten in ſei-

ner Spielkaſſe verrechnet, und bei Legung dieſer Rechnung immer der Kunſt einen freundlichen, dem Spiel einen einzigen ernſten Blick weiht? Wird nicht der Gutsbeſitzer eine gleiche Summe auf ſein Rittergut anweiſen können, wenn er jährlich 5 Stunden ſelbſt bei ſeinen Dreſchern verweilt, um ihr Stroh zu unterſuchen, auch dieſes Verfahren auf ſeine Lehensfolger vererbt? Wird nicht der Pfarrer 6 gGr., der Schullehrer 3 gGr. beitragen können, wenn beide künftig keine Stolgebühren mehr aus falſcher Wohlthätigkeit verſchleudern, und nur alle Jahre ein Exempel bei einer Kindtaufe, Hochzeit u. ſ. w. ſtatuiren? Wird der Juſtizbeamte über 8 gGr. fehlende Sporteln klagen, wenn er ſich freundlich beredet, er habe einmal einen Termin, (der wohl nicht regiſtrirt ſeyn müſſe,) mündlich abgethan und zwei arme Teufel, die ſich verglichen, mit dem gnadenreichen „geht nur hin!“ entlaſſen? Wird nicht der ehrliche Schulze 3 gGr. enübrigen, wenn er ſich recht ernſtlich vornimmt, keinem Steueranten mehr den Bruch hinter den Pfennigen zu ſchenken, die Späne beim Gemeindebauweſen dem Zimmermann und ſeinen Fröhnern bei Zeiten aus den Klauen zu reißen und von jetzt an in der Gemeinderechnung nichts mehr der mündlichen Tradition zu überlaſſen, ſondern augenblicklich alles genau aufzuſchreiben, bis auf den Heller, welchen er liederlichen Bettlern aus der Kaſſe

verabreicht? Und, wer zählt die Mittel, wer berechnet alle Fund- und Goldgruben zu unserm Schulfonds, die in dergleichen Regeln schon allein für alle redlichen, aber unaufmerksamen Rechnungsbeamten liegen? Wird ferner der Pachter seiner Gemeinheit oder seinem Herrn den Pacht wegen 5 Thlr. Erhöhung aufsagen, wenn dieser ihm die Regel, die wir oben dem Gutsbesitzer gaben, auf eine humoristische Art beibringt? Wie mancher schlichte Handwerker in der Stadt gönnt sich doch des Jahres etliche mal eine ländliche Sonntagsfahrt mit seiner Familie. Sollte denn wohl seine liebe Hälfte zürnen, wenn er ihr einmal zuruft: „Ein Vergnügen zu Fuß geht lustiger ins Blut, als ein Spaß in der Kutsche, mit dem wir der Kunstschule den Zoll verfahren?" Gewiß, bei diesen Gesinnungen fährt er heute nicht; und selbst die Gefahr, mit dem jüngsten Familienzweige streckenweise so wie Hogarths Blaufärber verfahren zu müssen, hält den Braven nicht ab, seine Verdienste um die Kunst auch im sauern Schweiße seines Angesichts zu verdienen!

Kann nicht endlich jede, auch die kleinste Dorfgemeinde 1, 2, 3, 5 und mehrere Thaler jährlich für die Schule gewinnen, wenn sie nur einen einzigen Morgen Gemeindehuth, Rasen, Trift u. s. w., aus der gemeinschaftlichen Unordnung zieht, anbaut, oder verpachtet? — Diese Gemeindeanstalten könnten

hier und da, wo der Staat freundlich wäre, für das Institut so wichtig werden, daß wir hier noch einiges darüber sagen möchten. Wie viele Quellen giebt's für eine Gemeinde, außer ihrer zerrütteten, oft kaum existirenden Kassé! Sollte denn nicht in so manchem Dorfe wenigstens Ein Pfarrer, Gutsbesitzer, Pachter, Justiziarius, Schullehrer, Chirurgus, Schulze, Bauer u. s. w. leben, der seine Nachbarschaft nicht nur von unserm Vorhaben unterrichtete, sondern auch (da bekanntlich die Landleute auf alles was nur Unterricht, Schule, und besonders Musikschule heißt, recht eigentlich erpicht sind) sie auf den Nutzen aufmerksam machte, der hieraus ihren und seinen Söhnen erwachsen kann und wird? Die Hoffnung hierzu ist uns so wichtig, als die, daß jede Obrigkeit, wenn man sie nur anruft, gewiß gern zu solchen Anstalten Erlaubniß ertheilen, ja da, wo es von Nutzen seyn könnte, selbst Veranlassung geben werde. *) Man bringe z. B. in einer Ge-

*) Man muß es denn doch auch den deutschen Staaten einmal öffentlich sagen, daß Frankreich mehr als dreißig Lyceen besitzt, worinn mehrere tausend Zöglinge ihre Bildung ganz frei von der Großmuth der Nation empfangen. Muß dieß nicht die Dankbarkeit und Vaterlandsliebe vieler Tausende bis zum En-

meindt zum Vorſchlag, von jeder Taufe, Hochzeit und Leiche einen ſogenannten Kunſt- oder Schuh-groſchen zu erheben. Wer wird ſich weigern? Dreimal iſt doch wohl gewöhnlich jeder Menſch im Leben gerührt, alſo fähig und geneigt, der Kunſt ihren Zoll zu entrichten: Einmal, wann der Mutterarm ihm das neugeborne Kind ſeiner Jugendkraft entgegen hält; Einmal, wann er oder die Seinen in den ſchönen Vertrag treten, welchen die Civiliſation, unter der Garantie der Freiheit, mit dem Trieb abſchließt; und Einmal, wann er im Scheiden von Vater, Kind, Gatten oder Freund, den Blick nach jenen geheimnißvollen Grenznebeln richtet, welche undurchdringlich zwiſchen Zeit und Ewigkeit wogen! In dieſen Momenten mag er an die Kunſt erinnert werden! Wir finden in einer ſolchen Abgabe eine gewiſſe pragmatiſche Dezenz. Sie iſt die ernſte Taxe auf Leben, Glück und Tod; ſie gehört der erheiternden Kunſt; der Menſch bringt ſie ihr unter — Thränen.

Jeder Deutſche, der hier vorſchlägt, räth, veran-

---

thuſiasmus erheben? Wo hat Deutſchland nur etwas Aehnliches? Es iſt edel, daß man z. B. die Armuth unterſtütze; aber es iſt wenigſtens eben ſo edel, daß man die Erziehung befördere.

A. d. Verf.

ſtaltet und hilft, der ſey uns geſegnet und verbrüdert! Man ſey nur nicht müſſig; man thue nur ſogleich Etwas; man trage vor, hüthe ſich vor Zwang und Ueberredung, und begrüße, wo Erlaubniß nöthig iſt, die Obrigkeit; ſie iſt gütig, und — der Deutſche liebt die Kunſt!

Sollte unſer Plan dennoch fehlerhaft ſeyn, ſollte die ſchöne Hoffnung durch Lauheit oder irgend einen traurigen Zufall vereitelt werden, dann ernennen wir hiermit da, wo einige Subſkriptionsgelder bereits eingegangen ſind, überall zu Erben der Kunſt — die Elenden.

Dieſem gemäß bitten wir jeden Subſkribenten, auf ſeinen Beitrag für immer zu verzichten, und denſelben eventuell für die Armenanſtalt derjenigen Mutterſtadt zu beſtimmen, wohin er ihn ſendet. Hierüber hat aber jede Stadtkommiſſion ebenfalls Rechnung durch den öffentlichen Druck abzulegen; und keine darf über dergleichen Gelder zum Nutzen der Armen eher disponiren, als bis wir deßhalb dem deutſchen Publikum im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen Nachricht gegeben haben.

Gelingt unſer Plan, und iſt einſt die Schule ſo

vollkommen fundirt, daß sie als selbstständige Akademie frei fortzuwirken vermag, — auch dann sollen jene wohlthätigen Schulkommissionen für immer fortbestehen; aus der Fülle unserer Schule soll dann in jeder Mutterstadt eine himmlische Tochter des Mitleids erblühen: die Thränen der Waisen zu trocknen, die verlassene Witwe zu trösten, den verschämten Armen sanft emporzuheben, die sinkende Menschheit zu ergreifen, und des Elends auf deutscher Erde weniger zu machen!

Nur einer würdigen, sichern Hand bedarf der edelmüthige Reiche, ja oft der großherzige Arme in Deutschland, um darein die Gabe der Wohlthätigkeit, den Opferpfennig der Bruderliebe niederzulegen. Der Edle will sich nur überzeugen, daß seine Gabe nicht an die Nichtswürdigkeit verschwendet werde. Aus Mangel an dieser Ueberzeugung werden, so wie überall, auch in Deutschland noch zahllose Gutthaten unterlassen. Es fehlt uns an einem allgemeinen Depositenkasten; und gerade durch unsere Anstalt kann ein solcher hergestellt werden.

Der weitere Plan, wie auch bei diesen töchterlichen Anstalten jedem würdigen Deutschen seine Ansprüche gesichert seyn können, soll von uns im Heiligthum der Schule hinterlegt, und einst zur seligen Zeit seines Erwachens, wann vielleicht unser Leben längst schon in die

Elemente verstäubt seyn wird, von der Schule ans Licht gestellt werden. Wer spricht den Werth jener Freuden- und Dankesthränen aus, oder mißt ihre Zahl! So ist mit dem ächten Sinne der Kunst alles Höchste leiblich verwandt!

Und nun, Ihr Bürger dieser Zeiten, dünkt Euch das Ziel noch zu hoch! Kleingläubige! Jeder bringe doch seine Handvoll Erde, wir verbinden sie durch die Kunst zum erhabenen, unerschütterlichen Felsen; auf seinem Gipfel fassen und halten wir bald siegreich das hohe Ziel: Fürs Vaterland!

Wir scheiden endlich! Aber, unsere Erscheinung sey kein matter, wankender Geist, der beim ersten Aufrausch kühler Morgenlüfte in molkige Farbe zerfließt, und mit den eilenden Schwingen der erhitzten Sommernacht wieder entflieht; — nein, sie werde Euch, Deutsche, zum Bild des theuern, todtgeglaubten Jugendfreundes, welches hellebend vor unsern Morgentraum hintritt. Wir erwachen nur in elegischem Lächeln; aber — die holde Gestalt ist geblieben! Seht, sie öffnet röthliche Lippen des Lebens! „Ich war nicht todt, ruft sie, die Schlacht verderbte mich nicht; ich lag nur ohnmächtig im Getümmel des Mords!“

Auf, ihr heiligen Genieen der Göttin! Werdet zu schönen Träumen, die kein deutscher Mann je wieder vergißt! Tretet hin zum keuschen Lager von Germaniens blühenden Frauen, und zu jenen geheimnißvollen Ruheplätzen, wo die rosige Unschuld in der Ahndung künftiger Liebe schlummernd glüht! Entzündet den Busen nieentweihter Schönheit; macht die lieblichen Funken jener Augen von Morpheus Fesseln frei; leitet die Blicke hin zum Lande schöner Formen, zum Aetherstrom der Farben; und im Verschweben entwehe euern Schwingen Ton der Unsterblichkeit, und Cäcilia's reine Psalmodie! Ihr Erwachen sey süßer und schmerzlicher als aus dem Frühtraume der ersten Liebe. Auf daß man eurer nimmermehr vergesse!

Ja, Ihr deutschen Frauen, hier ist Euer lieblichster Wirkungskreis. Dieß heitere Reich ist das Eurige; es ist das Reich der Schönheit, das fabelhafte Land der Liebe! Und will schon die Zartheit Eurer Sitte, die Feinheit Eurer Blüthe, daß Ihr, ach, nicht mit in unserm Tempel wohnet: so ist doch Euer inniger Antheil an diesem Beginnen eine Hauptsorge unseres Plans. Herrliche Gestalten! seyd Ihr nicht schon die heiligen Musageten der Welt, vom leuchtenden Osten bis zum rothen Thor des Abends? Allüberall verbreitet Ihr

Reiz; und jeder Eurer holden Erſcheinungen werden die Kinder unſers Tempels feſtlich entgegenjauchzen.

Ihr Söhne der Kunſt, ruft dann die Deutſchen herbei; ruft, ſo lange die Zunge ſich in ihren Bändern bewegt! Eure Stimme werde zum mächtigen Schall des Lärmhorns über die deutſche Welt! Sie ſey, wie ein Schrei der Trompete; ſie fahre, wie Wetterleuchten, über die große Nacht von tiefen Tönen hin; ſie überblinke, wie der erſte Sonnenſtrahl, das ganze Meer von Mittelſtimmen!

Ach, Brüder des Vaterlands! Seht, ſie kommen dort, dort wallen ſie hervor, die Glanzgeſtalten des Alterthums! Sie ſchweben auf dem Morgengewölk der indiſchen Fabel daher! Geſänge der Vorwelt, Griechenlands Licht, Töne des Orients umfließen ſie.

Vater Homer, Unſterblicher! Pygmalion, Apelles, ihr Liebende! Orpheus, Sieger der Natur: all Ihr Geweihte der Kunſt! Welche Menſchenbruſt ſchwillt Euch nicht freudig entgegen? Seht, wir haben die Roſte gelegt; ſchon ſteigt der Mauer Grund tief aus dem Abgrunde herauf, und der Platz iſt geſchmückt: laßt uns den Feſtgeſang beginnen!

Ha, Glückauf! Wer biſt du, große Geſtalt? Du brichſt, ein lächelnder Rieſe, über die Gefilde fröhlich herein? O, meine Seele erkennt dich „Sohn der Phantaſie!“ Auf, und wälze uns den Eckſtein heran, du ſtarker Geiſt von Stratford!

Nachricht des Reiſenden.

Ich habe an dieſem Plane meines Freundes nur das Wenige abgeändert, was die Momente der Zeit gerade nothwendig machten. Er gehe dann hinaus in die Welt! und mögen die Deutſchen ihn ſo warm und herzlich aufnehmen, als der Verfaſſer ihn gab! Er durchreiſe, wie unſer Reiſender, die Fremde; er finde eine ſchöne Heimath! Es ſey gewagt!

Manches freundliche Wort iſt ſeit kurzem über die Sache geſagt und geſchrieben worden. Manche Hoffnung ſchimmert uns ſogar aus der Ferne entgegen. Schon dieß iſt erfreulich und dankenswerth.

Kunſtfreunde, welche Nachricht vom weitern Schickſale dieſes Planes zu geben haben, werden erſucht, ſolche an den Kabinetsſekretär Wagner in Sachſen-Meiningen gelangen zu laſſen.

Geſchrieben in der Michaelsmeſſe 1807.

Beilage zum elften Briefe.

Der Umlauf des Jahres,

ein Bild aus dem Gemüth eines Landpredigerssohnes.

(Erklärung des Kupferstichs.)

Die Form des auf diesem Grundrisse bezeichneten Kreises nähert sich am meisten dem Ovale. Nur der Wendepunkt im Norden bei'm Sonntage Misericordias Domini ist fast spitzig und an der Westseite von Exaudi bis zum ersten Adventssonntage läuft die Linie gerade nach Süden hin.

Alle Hauptpunkte, die den Kreis bilden und in welchen er sich eigentlich darstellt, bestehen in den vorzüglichsten Festen des Kirchenjahres. Einzelne Werkeltage und die weniger allgemein gefeierten Feste erscheinen nur erst dann in dem Bilde, wenn ich diese oder jene Gegend oder Woche mir länger und genauer vor-

zuſtellen ſuche. Die Sonntage bilden ſich größtentheils ab; manche beinahe ſo deutlich als die Feſte; die meiſten in kleinerem Umfange; mehrere auch entweder ſehr ſchwach, oder gar nicht. Die vier Jahreszeiten ſind zwar auch dabei anſchaulich, aber nicht nach ihren gewöhnlichen Regeln; auch kommen ſie bald im Innern des Kreiſes, bald außer demſelben mit in's Spiel.

In Rückſicht der Form bilden die bemerklichen Sonn- und Feiertage, wenige ausgenommen, ein von außen wider den Kreis geſtelltes Oblongum. Jedes dieſer Feſtblätter hat ſeine beſondere Farbe; ſo auch jede Gegend im Innern des Kreiſes. Wollte ich von allen bisher beſchriebenen Eigenſchaften irgend eine, in Rückſicht der Geſtalt oder Farbe, verändern, ſo würde mir ſogleich der Punkt dieſer Veränderung grell auffallen und das ganze Bild wäre geſtört. Uebrigens ſpiegeln ſich alle Formen und Farben, hauptſächlich aber das Ganze, im Gemüthe viel zarter, reiner und glänzender, als die Kunſt es hier wiederzugeben vermochte. Beſonders offenbart ſich mir die Farbe manches Feſtes zuweilen in einer ſo lichten, unausſprechlichen Schönheit und Friſche, daß ſchon der Vorgenuß eines ſolchen Tages mich wahrhaft beglückt *).

*) Ach, wo und wann mag wohl der Menſch endlich die himmliſchſchönen Farben wiederfinden, die ſo oft, von

Ich empfinde das Ganze gewöhnlich, wie die abgebildete Oberfläche eines in die Länge verzognen, antiken Rades ohne Speichen. In der Mitte ist eine Art von brauner Nabe bemerkbar, die aber keinen Arenpunkt hat, sondern nur eine leise Erhöhung, eine sanft abschüssige Kapselfläche bildet. Der Grund und Boden, um den der Kreis sich zieht, (oder auf dem er, still da liegend, sich ausdrückt) scheint Erde zu seyn. Doch zeigt sich auf ihr nichts, als eine zarte, schwache Farbe; keine Decke von wirklichem Rasen, Haide, Acker, Berg und Thal, sondern nur ebne und gefärbte Fläche. Außer dem Kreise hingegen schliessen sich um und an die Festtage überall Wiesengründe, Felder, (bei welchen sogar die Furchen und Grenzen oft sichtbar sind) Waldungen und ganze Landschaften an, in welche Umgebungen alle Festtage gleichsam eingerückt sind. Die Deutlichkeit dieser äußern Fläche verliert sich aber gar bald rings umher, so wie sich der Blick von der Kreislinie und deren Festtagen entfernt, in einer weit größern und ängstlichern Weitung, als die ist, in der wir uns gewöhnlich den Umkreis der Erde vorstellen. Dabei ist die obere Umgebung nicht blauer Himmel, sondern meistens weißliches Gewölk, welches da, wo es mit der untern Fläche (der

---

einem „Jenseits" herüber, das Spiegelmeer seines Gemüths durchschimmern?

Himmel mit der Erde) zusammenstößt, ringsum in einem schwärzlichen Dunkel sich vereinigt. Dieses alleräußerste Ende der Rundung (Weltende) ist eine, zuweilen fürchterliche Unendlichkeit, eine trostlose, ewig schweigende Oede, die aber verschwindet, sobald ich den Blick wieder auf die Nähe des lichten, freundlichen Kreises richte. Indessen hat auch jene Verschlossenheit zuweilen einige lichte Stellen, welche wie ein zerreißender Nebel aufgehen und dann, bis zu ungeheuern Fernen hin, herrliche Landschaften mit reinem Himmel entblößen. In der Gegend von Pfingsten ist, wie ich glaube, eine solche Stelle — eine andere oben beim Peterstage — deutlich aber und fast immer bemerkbar ist diese Hellung unten, neben dem Sonntage Misericordias Domini hinaus.

Der Zuschauer oder Anschauer (Ich?) steht beständig im Innern des Kreises. Sein Standpunkt nähert sich meistens der Mitte, hängt aber sowohl von der Zeit, in der ich lebe, als von dem Feste ab, das ich eben betrachte. Gewiß ist es z. B. daß, wenn ich mir Ostern vorstelle, mein Standpunkt auf dem Platze *a* ist. Bei der Vorstellung des ersten Adventssonntages stehe ich meistens bei *b*, oft aber auch bei *c*, wo ich dann an der geraden Linie hinauf sehe. Einen Uebergang vom Advent zu Ostern, oder von *c* zu *a* (d. h. von Crandi zu Ostomihl) mache ich nicht gerade, sondern in einem Bogen um die mittlere Bräune herum.

Diese braune Stelle verschönert mir durch ihre kleine Anhöhe gleichsam die freie Aussicht. Ich kann mich ihr nie ganz nähern. Sie ist mir ein noch unbekanntes Land, dessen Umfang klein ist, dessen Daseyn ich aber stets bemerke.

Schwarz ist die den Kreis bildende Linie. Sie scheint aus ununterbrochenen Nächten zusammengesetzt. Da, wo ein Festtag angezeigt ist, geht man (nicht allezeit eben ich) aus dieser Linie so in den angegebnen Tag hinein, daß die an der Linie befindliche Hälfte desselben den Vormittag, die äußere Abtheilung aber den Nachmittag ausmacht. Dieß ist an den dritten Feiertagen, die nur im Vormittage illuminirt erscheinen, am merklichsten, vermuthlich, weil, auch schon vor ihrer Abschaffung, in meinem Geburtsort am Nachmittage derselben keine ganze Kirche, sondern nur eine Betstunde gehalten ward.

Ein Punkt des Auslaufens oder Stillstehens ist nirgends, am wenigsten bei dem Neujahre; vielmehr liegt der ganze zusammenhängende Kreis in beständiger Formen- und Farbenfülle da; doch erscheint in dieser oder jener einzeln betrachteten Gegend, bei welcher der Blick des Zuschauers länger verweilt, die gebogne Linie etwas frischer. Es schadet daher dieser Beschreibung sehr, daß hier die Wanderung um das Ganze her von einem bestimmten Punkte anfangen muß, wozu

ich Oſtern wähle. — Die drittehalb Oſtertage, (*) wovon der zweite der gröſte iſt, liegen (den Himmelsgegenden nach etwa nordöſtlich) in einem ſchönen, freundlichen Hellbraun da, worinn auch die meiſten Sonntage des ganzen Jahres hervorſpielen. Ein ſonniges Sammtbraun möchte ich dieſe ungemein ſchöne Farbe nennen, welche freilich auf Erden wohl nicht zu finden iſt. Die Gegend im Innern iſt ein, bei'm Charfreitage ſchon anfangendes friſches Grün, außen aber erſcheinen ſchwarze friſchgepflügte Felder. Nahe am zweiten Sonntage nach Oſtern dreht ſich die Linie ſchnell nach der Weſtſeite hin. Hier wird die äußere Gegend reizend und wechſelt mit den ſchönſten Gefilden, Auen und Blumenſtücken ab. Nun zieht der Lauf nach Süden zu. — Himmelfahrt erſcheint in einem glänzenden Blau, welches ſich durch den reinſten Sonnenſchein erhellt. Pfingſten ſchimmert in einer Art von Feuerfarbe, die gegen den Nachmittag matter wird. Hier liegen außen herum friſche Wieſen im üppigſten Blumenſchmelz und wohlriechende ſonnenlichte Wälder, voll und zuweilen ganz weiß von Maiglöckchen. — Das Trinitatisfeſt iſt ſäulenförmig und ſehr hellgelb und ſonnig. — Johannistag iſt der Punkt der gröſten Sommerhitze; hoch und braun ſteht er da und ihm zu beiden Seiten verkleinern ſich die Sonntage und fallen, mit der Hitze, ab. In dieſer Gegend ſind friſche Wieſenbrunnen, quellige Thäler mit manshohem,

meistens weißblühendem Gras, und fast überall dazwischen sehr heiße Hügel mit Waldschlägen und einem warmduftenden und Durst erregenden Erdbeergeruch zu spüren. — Gegen das grüne Michaelisfest und weiter hin bis zum Advent, vervielfältigen sich die Sonntage fast bis in's undeutliche. — Die Kirchweihe (an deren Statt auch zuweilen auf derselben Stelle das Erntefest erscheint) ist wieder sehr hellgelb. Auch als Kirchweihfest zeigt sich dieß nicht in mehrern bestimmten Tagen, sondern nur wie ein breiter Bogen. — Von hier bis zur Fastenzeit ist der innere Grund blaßgelb. Weiß wird er nie. — Vom Johannis- bis zum Peterstag ist die Linie sehr voll, besonders um die Gegend des Michaelisfestes. — Der erste Adventssonntag ist zwar nicht groß, allein er glüht unter allen Sonntagen am meisten hervor. — Weihnachten liegt in einer blassen Rosenfarbe da. — Das Neujahr hat ein schlechtes, widriges Violetblau und erscheint als das allerfrostigste Fest; so wie auch einzig hier in der äußern Gegend sich eine ganze Schneefläche zeigt; denn übrigens besteht die äußere Umgebung vom Michaelistag bis wieder zu Ostern nur aus kahlen Bergen und viel schwarzem Ackerlande, und auf diesem kommen nur selten einige Schneestreifen vor. — Das Heiligdreikönigsfest steht sehr niedrig und wie ein halber Tag da. Um diese Zeit ertönt im Ohre des Zuschauers ein häufiges Hahnengeschrei. — Lichtmeß (der 2. Februar)

wird ſchon als mein Geburtstag merklich, und ſteht auch wieder an der Spitze, wo dann die Linie ſich über den ſeltſam geſtalteten Peterstag hin nach Norden wendet. — Mit Eſtomihi fängt die Faſtenzeit an ſich mit ihren grünen Sonntagen ſo weit aus einander zu dehnen, daß ſie faſt den ganzen (langweiligen Drittheil) vom Kreis einnimmt, deſſen innrer Grund nun bräunlich wird. Nur Palmarum iſt ſchwarz — aber, welch ein glanzvolles, lachendes Schwarz! Es gleicht der Frühlingsnacht unter einem ſilberblauen Himmel, an welchem doch die helle Sonne ſtände! — Die hierauf folgende ſtille, oder Char-Woche iſt die längſte unter allen. — Der grüne Donnerstag hat die Farbe des Dreikönigsfeſtes. — Vom Charfreitage habe ich im Briefe geredet. Ihn überzieht das lieblichſte und mildeſte Grau, welches gedacht werden kann.

Monate, ganze Jahreszeiten u. ſ. w. drängen ſich nun zuweilen zwiſchen dieſes Ganze ein, wie eine zweite Illumination.

Selbſt bei Betrachtung einer einzelnen Woche denke ich mir faſt nie eine gerade vor mich hin und von mir aus laufende Linie mit ſieben Punkten, wie z. B. die Linie *f*, (in deren Form ſich wohl manche Menſchen ganze Jahre und Jahrhunderte mögen denken können) ſondern faſt immer ganze Körper, an einander gereiht liegende längliche Käſten, und zwar dieſe ſelten

gerade vor mir, sondern mir zur Seite, so daß, wenn ich mir z. B. denke: „heute (Sonntags) über drei Wochen" die Figur g vor mir (nämlich im Profile) steht, und mein Standpunkt gewöhnlich bei h ist. Immer sinken die Wochentage bis zur Mittwoche, (die der tiefste ist) und heben sich dann wieder gegen den Sonntag.

Das Bild, unter welchem ich eine Anzahl von Tagen, Lebensjahren, Jahren, Gulden, Zahlen selbst u. s. w. im Betrachten fortzähle, ist die Figur i. — Warum hier gerade bei 12 und 20 die beiden Wendepunkte sind, und dann (auch bis zu 100000) keiner mehr folgt, das würde ich durch alles Nachsinnen doch nie ergrübeln können. Sobald ich aber im Anschauen spreche: „1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 15, 16, 25" muß ich nothwendig doch die beiden Ecken bei 12 und 20 im Fortwandern mitnehmen, und jede Zahl behauptet immer ihren alten Platz, auch wenn ich sie mir einzeln heraustufe. Auch hier steht der Anschauende (ich, oder das, was etwa einen Theil seiner selbst außer sich zum Objecte hin- oder aufzustellen vermag?) nicht stille, sondern geht inwendig an der Linie mit fort, so, daß er immer etwas schief hinüber sieht, und z. B. bei 19 den Standpunkt k einnimmt. Von 20 bis zu 30, von 30 zu 40 und so immer weiter fort, erscheinen die jedesmaligen zehn Zahlenplätze wieder fast eben so konkav zusammengereiht, wie in der Figur g die Wochen.

Zum Schluſſe dieſes Blattes vor der Hand nur eine einzige Bemerkung. — Welch einen Unterſchied im ganzen Menſchenleben und Erdenglücke muß es machen, ob alle dergleichen Bilder zu der Zeit, da ſie ſich dem Kinde zum erſtenmal (und dieß einemal für immer) eindrücken, ſchön, anmuthig und edel ſind, oder nicht! — Denkt hierüber wohl nach, ihr Eltern! — Dieſes Bild des Jahres — mit allen ſeinen Mängeln, Seltſamkeiten, Widerſprüchen, Untiefen und Unregelmäſſigkeiten — es iſt doch alles was ich auf Erden habe — es bleibt doch der ſchönſte Erbtheil meiner verlornen Kindheit, der gröſte, ja einzige wahre Reichthum meines Lebens, und iſt ſelbſt mit den Bildern des Göttlichen im Gemüth auf das innigſte verſchwiſtert. Es iſt der roſige, aus der Heimath geſandte Traum, der ſchöne, ewigfriſche Pfad, welcher mir alles Werthe, alle Freuden entgegen und vorüberführt — der mich ſelbſt das Längſtverrauſchte in tauſend zarten Blüthenſpuren ſtets wiederfinden läſt, und mit jeder Wiederkehr ſeiner Herrlichkeiten mein Herz reicher macht. *) — Menſchen, reiſt dieſes Bild aus

*) Allerdings ſollten durch dieſes Blatt junge Eltern aufmerkſam auf Manches in der erſten Erziehung gemacht werden. So muß z. B. der Aufenthaltsort u. a. D. während der erſten ſechs Lebensjahre einen ſehr wichtigen Einfluß auf die nachherige Weltanſicht des Kin-

meiner Seele — und ich werfe das Leben als eine Nichtswürdigkeit hin; denn es hat seine Form verloren!

---

des haben und vielleicht ganz darüber entscheiden, ob diese glücklich oder traurig, schön oder gemein, poetisch oder prosaisch werden soll. — Wie viel schönere Formen, als das Bild unsers Reisenden ist, könnte man durch Kunsterziehung (wenn sie erst erfunden und berechnet wäre) in das Kindergemüth legen — radikale Sprossen eines seligen Lebens, die nach jedem Sturme wieder die alten Blüthen hervortrieben — tiefe Grundlichen von ewiger Rosengluth, die keinen Schnee des Lebens lange über sich duldeten — eine im Innern gesicherte glückselige Formenwelt, über welche der äußern dann keine Macht mehr gegeben wäre! — Wollt ihr glückliche Menschen bilden, so laßt die Kinder, jedes in seinem eignen Sinne, so selig leben, als möglich ist — und hierinn vermögt ihr fast alle alles! —

Die Kinder selbst haben übrigens den schönsten Sinn für alle solche Bilder. So z. B. meine drei Kinder, auf deren Glück ich leider zu spät aufmerksam ward, zählen und rechnen fast immer ihre Zeit nach Freuden. — „Nun wie viele Freudensachen haben wir vor uns? 1) Diesen Abend der letzte Apfelbaum, 2) morgen gehen wir mit dem Vater „in die Manschelichen," 3) übermorgen kommt das neue gar gute Hündchen, 4) in acht Tagen der Onkel Arin — das sind einmal recht viele Freuden!" — Ach, zählt nur fort, ihr guten Geschöpfe — und möge es nie eure selige Zeitrechnung stören, wann ihr nun einst allein da stehet, und der harte Arm der Welt euch unsanft anrührt!

Anm. E. Wagners.

Der

Wald von Myra.

Eine

dramatische Dichtung.

Personen.

Midias, König der Myrtheninseln.
Hylanda, seine verstoßene Gattin.
Myrrh, deren vermeinte Tochter.
Thrasis, hinterlassener Sohn des Königs Archis, eines Bruders des Midias, welchen dieser ermordet.
Der Geist des Archis.
Hiram, vormals des Königs Oberfeldherr.
Thyrsias, dessen vermeinter Sohn.
Lamon, ein vertrauter Rath des Königs.
Iraia, dessen Gattin, Wärterin der Myrrh.
Gunnbis, Oberpriester.
Doras, ein alter Förster.
Lylio, dessen Sohn.
Zwei Ritter.
Priester.
Gefolge des Königs.
Ein Landmann.
Ofir, ein Geisterfürst.

Midas, dessen Diener.
Andere Diener desselben.
Lolli, Königin weiblicher Geister.
Hermilia, ihre Schwester.
Junafrauen der Geisterkönigin.
Eine Grabesstimme.

(Der Schauplatz ist theils am Hofe des Königs Midas, theils in einem Walde.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein Säulengang im königlichen Pallaſt. Man hört von ferne zuweilen eine traurige Muſik.)

Lymon. (Geht betrübt umher.)

Schon ſechzehn volle Jahre ſind nun mit dem heutigen Morgen abgelaufen, und von neuem ſteigt die anmuthige Sommerszeit zu uns hernieder; warm und blumenreich — aber unvermögend, den harten Winter zu verſcheuchen, in welchen der Kummer über jenen einzigen Tag dieſes Land gehüllt hat. — Wer ein fortwährendes Unglück ſo tagtäglich vor Augen haben muß, wie ich den Jammer unſers blinden Königs, der vergißt endlich darüber ſeine eignen tiefen Wunden. — O theure Itala! Hausfrau, wie keine war! Warum mußte dein treues Leben ſo früh und ſo ſchrecklich enden? Warum durfteſt du nicht bei mir ausharren, um nun das Oel dei-

ner ſanften Pflege über dieſe mühſeligen alten Tage zu gießen! (Weint.)

Zweiter Auftritt.

Zwei Ritter (kommen) und der Vorige.

1. Ritter. Verzeiht — wir ſtiegen erſt vor drei Stunden ans Land und eilten ſogleich nach der Stadt — man hat uns hieher gewieſen, um dem Könige vorgeſtellt zu werden —

2. Ritter. (Lymon erkennend.) Iſt's möglich, mein edler Gönner!

Lymon. (Reicht jedem die Hand.) Ich glaube es wohl, daß Ihr hinter den Falten dieſer Stirne den luſtigen Lymon nicht mehr geſucht hättet. Willkommen, meine Freunde!

1. Ritter. Edler Herr, Ihr ſeyd — alt geworden.

2. Ritter. Es mögen auch wohl tauſend Wochen verfloſſen ſeyn, ſeitdem er uns in jenen Saal geleitete, wo wir vor unſrer langen Fahrt noch die Hand der ſchönen Königin küßten.

Lymon. O welche glückſelige Tage waren das! — Nun, wie habt Ihr indeſſen gelebt?

1. Ritter. Bald gut, bald ſchlimm — allein,

wir haben die Welt gesehen und doch so Manches versucht — benutzt —

2. Ritter. Glaubt ihm ja nicht, edler Herr! Wir haben dem Verstande zu Lande und zu Wasser nachgejagt, und bringen gerade so kluge Köpfe mit zurück, wie sie damals waren, als Ihr uns zuweilen scherzend ein Paar Nichtsnutzer schaltet.

Lymon. O brächtet Ihr mir jene Tage wieder! — Seitdem ist mein Herz verarmt, dieses Land hat sich mit Trauer umgeben, und die Zeit ist an allerlei unnatürlichen Uebeln erkrankt.

1. Ritter. Wir vernahmen heute auf unsrer Herreise überall nur das dumpfe Murmeln der Klage — alle Gesichter scheinen von bösen Zeiten zu predigen — hungrige Propheten schreien durch das Land —

2. Ritter. Führt sie doch herein und gebt ihnen zu essen, dann werden sie schnell aufhören, Unglück zu weissagen! — Aber gönnt uns endlich selbst Bescheid über die wahren Ursachen dieses allgemeinen Mißstandes.

1. Ritter. Ja, wir wissen im Grunde noch gar nichts.

Lymon. Der König hat Euch hieher beschieden, um die ritterliche Erziehung des Prinzen Eurer Leitung anzuvertrauen. Er weilt noch dort im Tempel, woher jene Klagelieder tönen, und muß hier vorbei kommen, wo Ihr ihn sprechen sollt. Indessen will ich es versu-

chen, Euch die traurige Geschichte mitzutheilen. — Ihr wißt noch, in welcher Einigkeit Midias und sein Bruder Archis über dieses damals so beglückte Reich herrschten —

2. Ritter. Zwei ewig gleichgesinnte Brüder; königlich und sanft, wie Amors Löwenpaar!

Lymon. Ihr erinnert Euch auch, daß dem König Archis ein Sohn geboren ward, dessen Geburt der Königin das Leben kostete. —

2. Ritter. Ich habe den kleinen Thrasis noch auf meinen Armen getragen.

Lymon. Sieben Jahre schon hatte indessen der zweite Bruder, Midias, mit der schönen Königin Hyalanda in unfruchtbarer, aber höchst zufriedener Ehe gelebt, als auch sie endlich schwanger ward, worüber der König sich anfangs vor großer Freude kaum zu fassen wußte. —

1. Ritter. Gerade zu jener Zeit traten wir unsre Fahrt an.

Lymon. So habt Ihr noch den Fremdling Aliran gekannt! —

1. Ritter. Er war ein tapferer Kriegsmann, der bei dem König Archis in großem Ansehen stand.

Lymon. Arm und hülflos kam er mit Majala, seiner Geliebten, hier an, und warb um meine Gunst und Fürsprache bei Hofe. Und so war damals, als Ihr

abreiſtet, dieſer Aliran, dieſer kleine Bach, den die Hitze des Lebens faſt ausgetrocknet hatte, durch den Regen der Fürſtengunſt ſchon zum mächtigen Strome herangeſchwollen, und drohte nun plötzlich ſeinen erſchrocknen Ufern, unter die er ſich bisher verkrochen, gewaltſam überzutreten, und ſie zu verderben. Ja der übermüthige Aliran verlangte ſogar einſt, daß dem kleinen Sohne des Archis die alleinige Thronfolge des Reichs zugeſichert werde, und als der zweite, noch kinderloſe König, Midias, dieß verweigerte, ſuchte er als Oberfeldherr die Armee aufzuwiegeln und nahm öffentlich Parthei gegen denſelben. — Aliran hatte den Tod verdient; aber aus allzugroßer Langmuth ließ man ihm Leben und Würden, und die Züchtigung, die er erhielt, bewirkte nichts, als daß er nun auf Rache gegen Midias ſann.

2. Ritter. Wer hätte bei ſolcher Tapferkeit ſolchen Verrath vermuthet!

Lymon. Je näher die Niederkunft der reizenden Hylanda herbei kam, je düſterer ward der König ſelbſt; und Ihr mögt von meinem Schrecken urtheilen, als ich endlich merkte, daß insgeheim ſein ganzes Herz von der fürchterlichſten Eiferſucht über ſeine Gemahlin und den redlichen Archis glühte.

1. Ritter. Gewiß Alirans Werk!

Lymon. Ich glaube nicht. Auch beſaß er, bei allem Stolz und Rachedurſt, ſtets ein edles Herz. —

Als die Königin die Wehen der Geburt empfand, besetzte der Oberfeldherr alle Zugänge zu ihren Gemächern; und in dem Augenblicke, worinn man dem Könige die Geburt einer Prinzessin meldete, erklärte auch die Gottheit durch ihre Priester, die Neugeborne des Königs sey nicht aus dessen Lenden entsprossen.

1. Ritter. Unglückselige Hylanda!

Lemon. Ach, ich war beim Könige, als man diese entsetzlichen Worte aussprach, und nun der gute Archis, in der verderblichsten aller Stunden, seinem vor Zorn weinenden Bruder nahte. Arglos wollte er die Wogen der Wuth beruhigen — aber der Wüthende stieß die schändlichsten Vorwürfe gegen ihn aus. — Es ist wahr, Archis erschrack über diese Beschuldigungen — aber beim Himmel, es war nicht das Erschrecken der Schuld! Es wären die Angstmienen einer mit Füßen getretenen Bruderliebe! — Glaubt es mir, Hylanda und Archis liebten sich zärtlich, wie Kinder, aber rein, wie treue Geschwister. — Doch, was half alle Unschuld des Herzens! Jene erschrocknen Mienen entflammten den König zum höchsten Grimm — und im Augenblicke lag der durchbohrte Bruder todt zu seinen Füßen da. — Die grausamsten Befehle folgten dieser raschen That. Man setzte sogleich den kleinen Sohn des Archis in einem löcherigen Kahne auf die stürmische See aus, und Mi-

dias befahl, auch die Königin in den Kerker zu werfen. —

1. Ritter. Und Aliran blieb bei dem allen ein müßiger Zuschauer?

Lymon. Keinesweges. Er, dem gerade in jenen Stunden sein Weib Majala einen Sohn geboren hatte, betheuerte Hylanda's Unschuld, und drohte endlich dem wüthenden Könige von neuem mit Bewegung des Volks zum Aufruhr. — Da ließ der König die Gottheit befragen, erhielt aber nichts zur Antwort, als dieß: Alirans neugeborner Sohn werde einst des Midias Thronerbe seyn. — Sogleich gab der König den schrecklichen Befehl, sowohl den Aliran mit Weib und Kind, als auch die unglückliche Königin nebst ihrer kleinen Tochter augenblicklich hinzurichten.

1. Ritter. O Hylanda, Hylanda! Deinesgleichen wird an Schönheit und hohem Muth in keinem Lande der Welt wiedergefunden werden!

2. Ritter. Und fügte sich der Oberfeldherr in diese Strafe!

Lymon. Nein, sondern er bewirkte eine Spaltung unter dem Heer, entkam durch seinen Anhang, führte nicht nur seine Familie, sondern auch die Königin nebst ihrem Kinde und meiner ihr allzutreuen Itala mit sich fort, und brachte bald eine ansehnliche Macht zusammen, mit welcher er es wagte, dem König in offnem

Falle zu begegnen. — Allein der König überfiel ihn bei Nacht, umzingelte des Verräthers Lager, ließ es anzünden — und so mußte alles, was drinnen lebte — ach, und alles, was mir auf dieser Erde noch kostbar schien — ein Raub der grausamen Flamme werden! Nur Alirans Weib mit ihrem kleinen Sohne Thyrsias wurden gerettet und lebendig gefangen. Doch starb die edle Majata wenige Tage nachher, und das Kind ließ der König in genaue Verwahrung nehmen.

2. Ritter. Mich wundert, daß seine Wuth dieses letzten Opfers verschonte.

Lymon. Ihr nennt es mit Recht Wuth. Denn wirklich blieb er noch zwanzig Tage lang vollkommen wahnsinnig, und wir alle glaubten, diese Raserei werde nur mit seinem Leben endigen. Allein der zwanzigste Tag gab ihm auf einmal seine Sinnen wieder — und nun schien es, als ob der Unglückliche in Thränen zerfließen wolle. Er ließ große Opfer bereiten, um die Gottheit zu versöhnen und über sein künftiges Schicksal zu befragen. O meine Freunde, es war höchstklaglich anzusehen, und kein Auge konnte sich des Weinens enthalten, wie er nun da lag, der große Schnitter, der um sich her alle seine köstlichen Aehren in ihrer Blüthe niedergestreckt hatte — wie er sich im Staube wälzte, und die Hände auf das blutende Herz legte, und von keinem Troste wissen wollte! — Endlich ertönte der

hohe schreckliche Spruch, der sich nun wie Finsterniß über dieses Land gelagert hat:

Des Königs Augen haben an Archis gesündigt, darum müssen sie erblinden. Ihm soll kein Thronerbe werden, als von seiner treuen Gattin Hyanda. Nur wenn er dem Thyrsias gleiches Gute erweiset, wie Aliran der Königin, so mag er leben. Und wann einst seines eignen Vaters noch ungeborner Urenkel ihn bittet, daß er mit des Archis kleinem Sohne sein Reich wiederum theile, und er die Bitte nicht versagen wird: dann soll wieder Glück in seinem Haus und Reiche herrschen, und Thyrsias soll sein Erbe seyn.

2. Ritter. Gott erhalte mir meinen Verstand! Ich will schriftlich Verzicht darauf leisten, daß ich dieses Orakel jemals zu verstehen oder gar zu erfüllen wage.

Lymon. Der König sank bei Anhörung des Urtheils ohne Bewußtseyn nieder, und als er erwachte, waren die Lichter seiner Augen auf immer erlöscht, und eine tiefe Schwermuth blieb in seinem Herzen bis auf diesen Tag. — Er hofft auf keine Erfüllung des Orakels, die auch uns allen unmöglich scheint. Und doch — mich dünkt, es ist ein Rest von Glauben in seiner Seele — doch sorgt er mit unsäglicher Angst für die Erhaltung des Thyrsias. Nur dieser schöne und edle Jüng-

ling vermag es zuweilen, ihn auf einen Augenblick zu erheitern. Aber dann schilt er ihn plötzlich einen Räuber seines Thrones, ballt die Faust gegen ihn, nimmt ihn wieder küssend in seine Arme, und aus den erloschnen Augen rinnen Thränenströme auf dieses theure Pfand des Schicksals nieder. — Und solcher Jammer erneuert sich täglich. — Hört Ihr es wohl, welche schmachtende Melodie dort seine Zähren begleitet!

1. Ritter. Armes, unglückseliges Vaterland!

2. Ritter. Freilich — je länger ich's bedenke, je bedenklicher kommt mir Euer Orakel vor! Ueberlegt's nur selbst einmal: Der König soll erblinden — gut, dafür hat der Himmel selbst hinlänglich gesorgt. Aber er soll keinen andern Thronerben erhalten, als von einer todten Frau, die er mit ihrem einzigen Kinde selbst zu Pulver verbrannt hat? — Das müßte ein wahrer Prinz Phönix seyn! — Und warum soll er dem Thyrsias Gutes erweisen? Was hat dessen Vater Alkran der Königin im Lager zu gut gethan? Davon würde uns allenfalls die todte Majala erzählen können! Genug, er ließ sie am Ende doch auch in den Flammen umkommen; und für diese Wohlthat habt Ihr ihm ja den Knaben großgehätschelt, und ich denke immer, Ihr erfüllt das Orakel noch am besten, wenn Ihr ihn nun auch dem Feuer opfert, Euern sogenannten Prinzen Thyrsias. —

Lymon. Mäßigt Eure Laune, denn Alkran war arm, aber aus einem edlen Fürſtenſtamm entſproſſen. Auch erzürnt Ihr den Himmel mit ſolchen Reden!

1. Ritter. Gewiß, Ihr ſprecht ſehr verwegen!

2. Ritter. Nun, ſeyd nur nicht böſe, wenn man ſich den Kopf zerbricht, um dem Vaterlande neue Beine daraus zu machen! — Am wunderlichſten kommt es mir aber vor, daß ein noch ungeborner Urenkel vom Vater des Königs, dieſem die Hälfte ſeines Reichs für den erſoffenen Thraſis abſchwatzen ſoll — denkt nur, ein Kind, ein Ding, von dem genau genommen und vor menſchlichen Augen ſo viel als gar nichts exiſtirt, dem aber auch, zum Ueberfluſſe ſeines Nichtſeyns, noch obendrein vom Fleiſche ſeiner Eltern ſchon die beſte Hälfte abgebrannt iſt, als Beide noch in den Windeln lagen! — Doch, mir ſoll es ja recht ſeyn, wenn das alles geſchieht! — Aber, was wird nun zuletzt dem armen Könige dafür? — Nichts, als daß doch am Ende der liebe Thyrſias wieder kommt, und ſich auf einen Thron ſetzt, den ſein Vater wenigſtens nicht verdient hat! — Entweder Ihr habt die Prieſter falſch verſtanden, oder das Orakel hat Euch zum Beſten!

Lymon. Der König kommt. Ich bitte Euch, haltet wenigſtens Eure Zunge beſſer im Zaume, wenn Euch bei dieſem erbärmlichen Anblick noch Neigung zum Scherz übrig bleiben ſollte.

2. Ritter. Sorgt nicht, edler Herr. Mein Sinn iſt heiter im Unglück, aber mein Herz beugt ſich vor der Schwermuth.

Dritter Auftritt.

(Trompeten.) Der König Midas (kommt, geführt von zwei Hofleuten, mit) Gefolge. Die Vorigen.

König. Sind die Ritter ſchon angekommen?

Lymon. Sie warten hier auf Eure Befehle, erhabner Gebieter, und nahen Euch in dieſem Augenblicke.

Beide Ritter. (Knieen und küſſen des Königs Hände.) Mein gnädigſter König!

König. Steht auf. Seyd mir willkommen. Man hat mir Euch als wackre Männer genannt — und wahrlich, das Kleinod, das ich Eurer Pflege anzuvertrauen geſonnen bin, iſt das Einzige, was ich aus dem Wetter der göttlichen Strafgerichte noch gerettet habe — es iſt ſo überaus köſtlich, daß der Augenblick ſeines Verluſts auch das Leben Eures Königs endigen würde. — Ihr ſollt einen Jüngling in den Waffen üben und zu jeder ritterlichen Tugend erziehen. Aber ſchont ſeiner Jugend und hüthet ihn ſo ſorgſam, wie Eure eignen

Augen. (Zum Gefolge.) Geht, bringt den Prinzen hieher. (Einige Hofleute ab.)

1. Ritter. Eurer Majeſtät Dienſte weihen wir unſre Köpfe, Herzen und Arme.

2. Ritter. Der Himmel mache uns nur dieſes königlichen Vertrauens würdig.

König. (Indem er die Ritter berührt.) Du biſt Alboran. Und du Lariſſus. Eure Züge ſind ſtärker geworden, aber nicht gealtert — ich erkenne ſie wieder — nein, ſie ſind noch nicht verlöſcht aus dieſem allzutreuen Gedächtniſſe, in welchem ſich oft die Geſtalten einer beſſern Zeit wieder von neuem abſpiegeln — einer Zeit, deren Schooß ich mit den unnatürlichſten Verbrechen geſchändet habe.

1. Ritter. Möchten ſolche ſchwarze Bilder endlich aus dem Herzen meines Königs verſchwinden!

König. Ihr ſeyd unfähig, meine Traurigkeit zu begreifen. Denn meine Sünden ſind von ſo fremder und äußerſt unnatürlicher Art, daß auch der verderbteſte menſchliche Geiſt unwillig davon abſtehen muß, ſie zu faſſen. — O ich war ſonſt ein beglückter König! Mein Herz ſchlug hohen Muths, und ich hoffte, wenn einſt die Sonne dieſes Lebens unterginge, ſollte noch der Ruhm von den Thaten meiner Regierung mich wie Abendroth umſtrahlen. — Aber, dieſe Thaten ſind auf ewig mit düſtern Wolken der Schande befleckt — vor

meinen Thaten muß das reine Firmament sein glänzendes Auge in Nebel hüllen — von ihrem Geschrei zittert das Land, die Spitzen der Gebirge wimmern davon, die Höhlen der Erde jammern seinen Ton nach, ja es überbrüllt die wiehernden Rosse des Sturmes. Diesen Thaten gegenüber mußten ja selbst die eignen Blicke meiner verbrecherischen Augen blöde werden — und blind muß ich hinabtaumeln in die Finsterniß jenes grundlosen Raumes, dessen Name Ewigkeit heißt! (Er verhüllt sein Gesicht mit dem Mantel.)

Lymon. O daß mein König endlich seine innern Blicke öffnen, und schauen wollte, daß dieses Land durch seine milde Regierung zum gesegnetsten aller Reiche aufgeblüht ist, in welchem man keine Seufzer hört, als über die Traurigkeit des edlen Beherrschers! O daß endlich Vertrauen und Hoffnung auf die himmlischen Mächte wieder in dieses königliche Herz einziehen möchten! —

2. Ritter. Ja, mein gnädigster König, nach so vielen Edelthaten, nach so viel tausend schweren Stunden, deren jede eine büßende Dulderin war, geziemt es uns, zu hoffen. — Die Verzweiflung trägt die wilden, nichtswürdigen Gesichtszüge der Barbarei — aber das schöne Kind Hoffnung ist so menschlich! Es wandelt so allbeglückend einher, wie ein Gott im Gewand des Fleisches. Nach tausend Verheerungen des Unglücks

ſtreut ja der Menſch doch ſeine Körner muthig wieder in die Gegenwart, und blickt hoffend nach der Zukunft goldnen Aehren —

König. Ich bitte dich! ſprich nicht weiter. Du meinſt es gut, und deine Reden thun mir wohl, wie Grüße von entfernten Freunden. Aber ſie dringen nicht in dieſes Herz. Längſt ſchon ſind alle Gedanken des Troſtes aus meiner Bruſt geriſſen, alle wohlthätigen Kinder der Phantaſie erwürgt — alle göttlichen Buchſtaben im Buche meines Innern ſind verlöſcht — und nur das einzige Wort „Mörder" ſteht feſt und ewig da!

Vierter Auftritt.

Thyrſias und Hofleute. Vorige.

Thyrſias. (Küßt den König und bleibt, ihn ſanft im Arme haltend, neben ihm ſtehen.) Ihr habt meine Gegenwart verlangt, gnädigſter Herr.

König. (Düſter.) Du verſagſt mir den Vaternamen, mein Sohn, und willſt doch das Erbe nehmen, das meinem Sohne gebührt?

Thyrſias. O mein theurer Vater —

König. (Zärtlich.) Thyrſias, Du Sohn meiner Schmerzen, du einziger Troſt dieſes Lebens! Ich bin

dir einen Erſatz ſchuldig für die tauſend kränkenden Worte, die du bisher täglich von mir hören mußteſt, und die ich künftig zu unterdrücken feſt entſchloſſen bin — beſonders aber mußt du entſchädigt werden für dieſe meine eigne höchſt traurige Geſellſchaft, welche endlich allen Muth deiner Jugend niederſchlagen würde. Ich habe daher jene beiden Ritter dazu auserſehen, daß ſie von dieſem Augenblick an die Hüther deines koſtbaren Lebens, Freunde deines Herzens und Genoſſen deiner Freuden und Beluſtigungen ſeyn ſollen. Folge ihrer Leitung in allen Stücken, laß dich aber weder von dem Ernſte des Einen abſtoßen, noch von der Fröhlichkeit des Andern zu ſehr anziehen, und verliere jenen großen Zweck nie aus den Augen, zu welchem das Schickſal ſelbſt dich beſtimmt zu haben ſcheint.

Thyrſias. Ach mein gnädigſter Vater, könnte ich Euch doch endlich erbitten, daß Ihr nicht mehr von einer Beſtimmung mit mir redetet, zu welcher ich noch bis dieſen Augenblick ſo wenig Neigung als Beruf fühlte! Durch Euch hat die Gottheit den Thron dieſes Reichs am würdigſten geſchmückt — ihre Allmacht wird Euch auch noch mit Kindern ſegnen; und dieß iſt der heißeſte Wunſch meines Herzens. Ich bin von einer edlen Herkunft; daher laßt mich künftig in Eurem Dienſte leben, wie es einem braven Ritter geziemt, und wenn ich mich dazu durch die Leitung dieſer würdigen Männer geſchickt

gemacht habe, dann erlaubt mir, mein Glück in der Welt zu verſuchen. Und ſo nehme ich denn Euer werthes Geſchenk dankbarlich an, (Er reicht den Rittern die Hand.) und heiße Euch herzlich willkommen an dieſem Hofe.

1. Ritter. Wir ſind ſtolz darauf, einem Prinzen von ſo edler Denkungsart unſre Dienſte zu weihen.

Thyrſias. Ich leugne es nicht, daß meine Hand lieber Stahl und Eiſen drückt, als die zärtlichen Hände meiner alten Hofdamen. Alſo nochmals willkommen — ich hoffe, wir wollen gute Freunde ſeyn und uns wacker im Lande herumtummeln —

2. Ritter. Und da werden wir bald finden, mein Prinz, daß es doch in der Welt eine erſtaunliche Menge hübſcher Sachen gibt.

Thyrſias. Heute ſollt Ihr mich ſogleich auf die Jagd begleiten.

Fünfter Auftritt.

Eunubis. Vorige.

Lymon. (Indem alle ehrerbietig zurückweichen.) Der Oberprieſter naht Euch, mein König.

Eunubis. Alle Opfer, welche der König auf heute befohlen, um den langen Zorn der Gottheit zu ſtillen, haben wir ausgerichtet. Die Feuer flammten

heller als jemals, und aus den schönen, gerade emporsteigenden Rauchsäulen verbreitete sich ein angenehmer, nie empfundner Geruch.

König. Ich danke dir, Eunubis. (Er hebt die Hände zum Himmel.) O daß diese seine Nachricht von guter Vorbedeutung wäre, und meine Brust die Ruhe und den himmlischen Frieden wieder fände! — Lymon, gewiß hat das Flehen meines Volks diesen gnädigen Blick der Gottheit auf uns herabgelenkt. O ich fühle es wohl, ich bin ein allzustrenger Herrscher gegen dieses gute Volk. — Auf, Lymon, laß auch uns Mitleiden üben! Ich befehle, daß man heute alle Gefangnen, die nicht Mörder sind, aus den Kerkern befreie; man soll sie beschenken und frei zu den Ihrigen heimkehren lassen. Sorgt, daß dieser Befehl vollstreckt werde. Ich gehe, um dankend vor der Gottheit zu weinen. (Ab mit seinem Gefolge.)

Sechster Auftritt.

Vorige, ohne den König und dessen Gefolge.

Lymon. Der König thut nicht wohl, daß er dieses Lumpengesindel auf freien Fuß setzen will. Man sollte ihn zu hindern suchen. Er verzeiht Jedem, er

ſchenkt alles weg, er verſchwendet alle Gnade auf einmal; wahrlich, er thut Gutes, wie ein ausgetretner Fluß, der ſeine gekrümmten Ufer vergißt und die geliebte Flur auf einmal in ſeiner Fülle ertränkt.

Eunubis. Und warum wolltet Ihr ihn hindern, den Unglücklichen Gnade zu erweiſen?

Lymon. Weil — Freund, Ihr ſeyd ja viel weiſer als ich — weil es höchſt gefährlich iſt, einem ſolchen Strome von Laſtern auf einmal alle Kerkerthüren zu öffnen. Sie werden das Land unſicher machen, uns alle von Haus und Hofe jagen und am Ende dem Könige ſelbſt den Pallaſt über dem Kopfe anzünden. Denn ſie alle ſind des Königs Feinde.

Eunubis. Sollte die Größe vor der Schande fliehen, und die Majeſtät vor der Nichtswürdigkeit erzittern? Nein, Ihr ſeyd zu furchtſam. Eine ſo unbedingte Gnade wird dieſe Unglücklichen eher beſſern als reizen; und ſie muß dem Himmel wohlgefällig ſeyn.

Lymon. Gebt Acht, man iſt nun auf den Straßen ſeines Lebens nicht mehr ſicher. Ohnehin erzählte mir geſtern ein Förſter aus der Wildniß von Myra, der mir zuweilen wildes Geflügel bringt, daß dort ſich allerlei loſes Volk anſiedelt, dem man noch dazu wegen der ſeltſamſten Geiſterſpukereien nicht nahe kommen darf. So habe er neulich ſeinen Falken an eine Taube gelaſſen; auf einmal ſey der Vogel wie todt ihm vor

die Füße gefallen, und eine schöne Jungfrau mit Flügeln habe vor ihm da gestanden, welche die Taube in Schutz genommen und sich mit ihr vor seinen Augen in die Lüfte geschwungen —

Thyrsias. (Der das letzte gehört hat.) Laßt uns doch in jener Gegend jagen und dort einige Tage verweilen.

Lymon. Um des Himmels willen, junger Herr, geht nicht dahin! — Ich altes Plaudermaul! — Jener Wald ist viele Tagreisen groß — und Bären, Löwen und Einhörner sind dort das Allerkleinste; aber es wimmelt überall von so fürchterlichen Schlangen, Drachen und Ungeheuern, wie sie noch kein menschliches Auge erblickte. — Halt, Ihr Ritter, ich nehme Euch hiermit im Namen des Königs Handschlag darauf ab, daß Ihr den Prinzen nicht in jene Wildniß gehen lasset.

1. Ritter. Sorgt nicht, edler Herr, wir geben nicht zu, daß er von unsrer Seite weiche.

2. Ritter. Wir wollen unsre Jagdlust schon anderswo befriedigen, mein Prinz.

Thyrsias. Flügel, sagst du, hatte das schöne Mädchen?

Lymon. Ei, warum nicht gar, mein Prinz! Sie hatte Lappen von altem Segeltuch an die Schultern gebunden, die der alberne Förster für Federn ansah.

Thyrsias. Und schwang sich in die Lüfte?

Lymon. Nun, zum Henker, ja! Aber ſie ließ einen beſtialiſchen Geſtank hinter ſich, die verdammte Bettel!

Thyrſias. Kommt, wir wollen uns ſogleich zur Jagd rüſten. (Ab mit den Rittern.)

Lymon. (Ihnen nachrufend.) Vergeßt nicht, daß Ihr für den Prinzen verantwortlich ſeyd! — (Zum Oberprieſter.) So gehts aber, wenn man vernünftigen Leuten nicht folgt. Schon länger als zehn Jahre dringe ich darauf, man ſoll den fatalen Wald ganz und gar niederbrennen; doch Ihr mit Euern Prieſtern behauptet immer noch, mir zum Poſſen, es ſey eine heilige Wildniß. — Himmel, ich muß nur den Rittern nochmals Vorſicht einſchärfen! (Schnell ab. Eunubis hat bisher mit ſtarken Blicken da geſtanden.)

Siebenter Auftritt.

Eunubis (allein.)

Hat denn die Scheibe eures blinden Unverſtandes das Sonnenlicht der Wahrheit ſo undurchdringlich bedeckt, daß euch der ganze Erdball in Nacht und Schatten ſteht? — Mit ſehenden Augen ſind ſie alle blind. Jeder will nur immer dem großen Schickſal entgegen arbeiten; Keiner bedenkt, Keiner ſieht es ein, daß die Rieſenkräfte deſſelben ihn

ſelbſt nur wie einen elenden Kräuſel vor ſich her peitſchen. — Laßt ihn doch hinziehen zum heiligen Walde, den, welchen ihr zu einem Könige erziehen wollt. Soll der König feiger und ſchwächer ſeyn, als ſeine Ritter! Wollt ihr den Jüngling vor den Thieren des Waldes fliehen lehren, und doch den Mann einſt zum Kampfe mit dem reißendſten aller Ungeheuer, dem Volke, beſtellen! — (Pauſe.) Eine Jungfrau mit Flügeln! — Auch ſprach ja die Stimme in meinem wunderbaren Traume: „der nahe Sommer ſoll eure Wildniß mit Geiſtern bevölkern.“ — Schon längſt iſt der ſtarre Winter zerſchmolzen, und die Erde hat ſich wieder in den weichen Sammt des buntfarbigen Sommers gekleidet. Ich will mit meinen Gebeten das höchſte Weſen brünſtig anrufen, und in Demuth erwarten, ob vielleicht die göttliche Liebe dieſe geheimnißvolle Zeit, welche der Natur ihre Befruchtung wiederbringt, dazu auserſehen hat, auch für mein Vaterland ein neues Grün der Hoffnung in frohen Begebenheiten zu entwickeln. (Ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Der Wald von Myra. Im Hintergrunde links ein Stück freie Ausſicht, rechts eine Hütte unter hohen Bäumen.)

Aliran. (Bringt eine Bürde Holz, legt ſie ab und ſetzt ſich darauf.)

Was begibt ſich in mir? Welch ein Wetterleuchten fährt durch dieſe finſtere Seele? — (Wild.) Oh! Oh! — Mir iſt, als trieben unbekannte Mächte ein menſchliches Gedächtniß in mich zurück — und, als weigerte ich mich, es wieder anzunehmen. — Hu! Welche Laſt von Gedanken legt ſich über dieſes Haupt! — Ganz richtig! — Ich bin der Nämliche. — Und heut oder morgen ſind es ſechzehn Jahre, daß ich der Schlacht entrann, in welcher Majala und Thyrſias vom Tyrannen lebendig verbrannt wurden. — Und aus dem Felſen rief mir eine göttliche Stimme zu: Die Gottheit haſſet Stolz und Betrug. Vierzehn Jahre lang ſollſt du der betrogenen Kö-

nigin unbekannt als ein hündiſcher Sklave dienen, ohne dein Kind zu ſehen; dann ſoll der Friede wieder in deine Seele kommen. — Oh! — Wer iſt mein Kind? — (Er hält die Hand gegen ſein Haupt und ſieht Narr vor ſich hin.) Keine Antwort? — Und zwei Jahre lebte ich, ein Thier, unter den Thieren des Waldes, und irrte in ungeheuern Wildniſſen umher. Da fand ich dieſe Weiber in der Höhle und baute ihnen jene Hütte. — Wer ſind ſie? — Keine Antwort! — Halt, ſie kommen! — Ja, heut oder morgen muß die Dienſtzeit abgelaufen ſeyn.

Zweiter Auftritt.

Hylanda, Myris, Itala (kommen, zur Jagd gerüſtet, aus der Hütte) und der Vorige.

Hylanda. So frühe haſt du uns ſchon mit Holz verſorgt, du guter Lynder?

Alkan. Ich bitte Euch, bleibt in Eurer Ruhe. Es iſt nun Holz genug vorräthig; ich will auch ſogleich auf die Jagd gehen.

Hylanda. Das ſollſt du nicht. Jene Höhle iſt mit Vorräthen aller Art gefüllt. Wir wollen nur zu unſerer Luſt jagen; du aber — ich befehle es — ſollſt indeſſen ruhig in der Hütte ſchlummern. Höre doch end-

lich auf, Kunder, dich einzig durch ſtrenge Befehle zu allem zwingen zu laſſen, was zur Erhaltung deines eigenen Lebens ſo nothwendig iſt. Du biſt ja kein Diener, ſondern unſer beſter Freund, der einzige Troſt und Gefährte in unſerm Unglück. — Wir beſaßen nichts als jene Höhle, und Gras und Wurzeln — die Schrecken dieſer Einöde hatten uns bis auf's Aeuſerſte gebracht — der Troſt ſelbſt mußte verſtummen bei unſern Thränen. — Da ſchrie dieſe Hülfloſigkeit, gleich einem ausgeſetzten Kinde in der Wüſte, zum Himmel — und er ſandte uns dich, du guter Waldmann. Du bauteſt uns die geräumige Hütte, und verſchaffteſt uns während ſo vieler Jahre alles, was wir bedurften, mit einer Sorgfalt, die ich armes Weib niemals belohnen kann. (Weint.)

Alkran. Warum weint Ihr? Habe ich etwas verſehen?

Itala. Allerliebſter Herzenswaldmann, laßt doch endlich das knechtiſche Weſen! Ihr ſeht, wie unſre Gebieterin ſich darüber abhärmt. Werdet doch auch ein Menſch, wie wir, und ſeht nicht ſo kannibaliſch in den Tag hinein. Wir wollen Euch alle recht lieb haben.

Alkrán. (Ohne ſie anzuſehen, zu Hyanda.) Mich freut's, Euch zu dienen, aber Eure Reden und Thränen ſind mir unbekannt. Was verlangt Ihr!

Hyanda. Daß du dich nicht ſo ganz elend ſüh-

leſt, treuer Freund! (Sie bietet ihm die Hand. Er weicht ihr zurück.)

Moris. (Streicht ihm den langen Bart.) Sieh, armer Waldmann, du ſollſt gut ſeyn, und freundlich — wie ich — ſieh mich doch an! (Sie lächelt ihm zu.)

Alkan. (Sieht ſie in ihr Angeſicht.) Du biſt unausſprechlich reizend! (Er wendet ſich plötzlich wild von ihr.) Oh, laß mich, du machſt mir Schmerzen. (Er hält ſeine Hand gegen die Stirne.)

Moris. Du lobteſt meine Geſtalt, das haſt du noch niemals gethan. Aber ſieh, nun muß ich wieder vor deiner Stimme erſchrecken — unglückliches Geſchöpf, ich kann deine Wunden nicht heilen! O meine theuerſte Mutter, ſteht es denn nicht in Eurer Macht? (Sie gibt ihm mit trauriger Miene Blumen von ihrer Bruſt.)

Hyland. Welche Macht ſteht denn der Ohnmacht zu Gebote, mein Kind? Aber, laß uns den Himmel vertrauen, der ihn noch aus ſeinem Wahnſinn wird erwachen laſſen. — (Beiſeite zu Itala.) Wer weiß, ob nicht das Erwachen aus dieſen Träumen ihn noch elender machen würde? Ach, Itala — vielleicht ſcheint er uns elend, und hält ſich ſelbſt für glücklich. — Ich träumte einſt — ich Wahnſinnige träumte von der Liebe eines Königs — aber mein Erwachen war bitter, wie die Wahrheit — denn ſeine Liebe war falſch, wie der Traum. (Sie verbirgt ihre Thränen.)

Itala. Ach, der Grauſame, Undankbare! Weint nicht mehr um ihn, holde Gebieterin!

Hyland a. Heute, meine Freundin, heute, dünkt mich, war es! Ich bin müde, die Tage unſers Elends zu zählen.

Myris. (Die während deſſen freundlich um Aliran beſchäftigt geweſen iſt.) Schlummre ein wenig, guter Alter. — Nein, meine beſte Mutter, Ihr müßt nicht wieder weinen. Kommt, laßt uns ausziehen, daß wir Honig ſuchen und Goldfaſanen ſchießen. Ich bin ſo leicht, und ſo ſtark! Heute würde ich gewiß das ſchöne Reh feſthalten, das ich neulich aus den Armen entſchlüpfen ließ. Und finden wir es wieder, dann ſollt Ihr meine geſchickten Sprünge ſehen — ich fang' es gewiß, und dann mache ich das junge Thierchen zahm, und liebe es.

Itala. Nur vorſichtig, Kind, vorſichtig! (Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Aliran. (Allein.)

Dieſe Blumen geben einen angenehmen Geruch. (Er ſetzt ſich von neuem auf ſeine Bürde nieder und ſcheint dumpfbrütend nachzuſinnen.) Sollte jene Stimme, die ich

für eine göttliche hielt, gelogen haben? Ich fühle keinen Frieden hier in der wilden Bruſt. — Gewiß, der Duft dieſer Blumen thut mir doch ſehr wohl — ich werde ihn nicht mehr vergeſſen. — Es war alſo nur ein falſcher Wahn von mir, daß die Unfruchtbarkeit mit ihrem Eis den Schooß der Erde verſchloſſen habe? — Ja, ich war lange ein Verworfner — die gebückte Zeit ſchlich träge an mir vorüber, ohne nach meinem Kummer umzuſchauen. Frühe, wann luftige Elfenſchwärme den Teich kräuſelten, ehe noch das Licht des neugebornen Morgens ſich im Thau der Mitternacht ſpiegelte, ſeufzte ich ſchon durch den Wald — Abends, wann der blöde Mond aus den Gewölken hervorſchwamm, um den nächtlichen Wanderer zu tröſten und die Schwüre der Liebenden zu weihen, — ja bis zur Mitternacht, wann ſelbſt Ate, von Seufzern eingewiegt, auf ihrem blutigen Lager ruhte — da lief ich noch, heulend wie die Wölfe im Sturm, umher, und ſtöhnte ſo laut, daß ſelbſt das Waldgebirge meinen Jammer nicht faßte, ſondern überfließend von dem traurigen Schalle, mir die Hälfte meiner Schmerzen wieder zurückgab. Oft rennte ich wild durch die Nacht, es war, als ob böſe Geiſter mich in den Elementen ſo lange herumhetzen müßten, bis ſelbſt die Hartherzigkeit mitleidige Thränen weinte. — Jetzt hat ſich alles gelegt — jetzt wird es anders — mir iſt, als ſtände meinem Weſen eine neue, aber entſetzliche

Menſchwerdung bevor — als ſollte die Zukunft kreiſend in meiner Geburt ihren Geiſt aufgeben.

Vierter Auftritt.

Oſir, Lilar und andere Geiſter. (Treten auf. Einer der letztern ſchwebt ſchnell zu Aliran hin, und ſtreckt ſeinen Blumenſtab nach ihm aus. Aliran wankt, wie betäubt, ſinkt dann ſanft herab ins Gras und ſchläft ein.)

Oſir. Tritt herzu, mein erſter Diener. (Lilar naht ihm.) Lilar, du kennſt meine Liebe zu Lolli, der ſchönen Geiſterkönigin. — Seitdem die Schüchterne vor mir flieht, habe ich ſieben Sternenſtraßen des ungeheuern Weltbaues vergebens nach ihr durchirrt, — denn auch wir ſind nicht allwiſſend, nicht gleich dem Einziggroßen, Unausſprechlichen — endlich entdeckte ich von jenem ſteilen Mondgebirg aus, daß meine Königin ſich auf dieſen Inſeln der Erde unter Waldbäumen befindet. — Vielleicht gelingt es mir auf dieſem kleinen Sterne, mich mit der Fliehenden zu vereinigen. Ihr Aufenthalt iſt nicht weit von dem Orte, wo wir ſtehen. — Deßwegen befahl ich Euch, irdiſche Geſtalten anzunehmen. Geht nun, meine Geiſter, bereitet aus Ton, Farbe und

Duft das Anmuthigſte, was irdiſche Träume dem Menſchenherzen gewähren mögen. Baut mir ſchöne und glanzreiche Formen aus ſchwellendem Blüthenthau, laßt Gebirge von den leiſeſten Primeldüften und Roſenwellen aufhäufen, ſammelt die Spiellichter des Regenbogens, ſaugt die lieblichſten Klänge ein, welche über die Erde ſchallen, und haltet Euch bereit, mir zu dienen. Aber ſeyd beſorgt, daß meine Gegenwart der Königin noch nicht entdeckt werde. — Auf und eilt an Eure Geſchäfte! — Aber ſeyd behende — flattert fort wie Staubwirbel, verſchwindet wie Waſſerblaſen, vergeht wie Lichtflammen! (Er hebt ſeinen Stab.)

(Ilar verſinkt. Einige Geiſter heben ſich in die Luft. Die übrigen verſchweben zu beiden Seiten.)

Fünfter Auftritt.

Oſir bei dem ſchlummernden Aliran.

Sie trägt das Bild des Menſchen. Auch ich nahm es ihr zu Gefallen an, und ich liebe dieſe Menſchen, deren Form ſo lieblich iſt. — Hier im Walde hauſet ein edles Geſchlecht, deſſen Beſtimmung auch gerade jetzt in der großen Saat des Schickſals reifen muß. — Ob der hohe Führer auch mich auf dieſem flüchtigen Balle dem, was ich liebe, vermählen will! Ob der

irdiſche Augenblick naht, der zwei lang getrennte Geiſter für die Unendlichkeit vereinigen ſoll? — Unendlichkeit? Unendliche Wonne? Ich müßte dieſer engen Bruſt wieder entfliehen, um einen jener gereinigten Gedanken zu faſſen, in welchen die Geiſter ſich ewig bewegen! — Nein, ſeyd mir willkommen, freundliche Sinne der Menſchheit! Sie ſelbſt hat ſich mit eurem Gewande geſchmückt; es iſt mir wohl bei euch, und ich fühle den Steff der Ewigkeit in meinem Buſen freudig fortglimmen. — Ich will euch Gutes thun, ihr lieben Menſchen. — (Er bricht eine Blume und ſteht empor.) Auch hier in der entlegnen dunkeln Ferne, wie dort in lichtren Regionen, wo die Geſchöpfe in vertraulicher Nähe vereinigt wandeln, erfüllt mich dein Gedanke und die tauſendtönige Pſalmodie deiner lebenden und lobenden Weſen. Ja, ſchön haſt du auch dieſen Erdball geſchmückt, und in ſeinen Blumen blüht und verkündigt ſich die Blüthe deiner unermeßlichen Liebe.

(Er entfernt ſich, indem er Blumen bricht, und zuletzt liebevoll den Stab nach Aliran ausſtreckt, welcher ſchnell davon erwacht.)

Sechster Auftritt.

Alixan. (Allein.)

O seliger Traum! — Warum erwachte ich? Warum muß ein feindseliger Geist die schöne Hoffnung — dieses neugeborne Kind meines Herzens — schon in seinen ersten Athemzügen wieder ermorden? — O segensvolle Zeit, von deren Bildern ich träumte! — Kehrst du nimmer wieder — gute Zeit, da die Tugend mein Stolz, die Liebe mein Reichthum und die Götter selbst meine Freunde waren! Ach, kein Gott vermag ja der Zeit einen Damm zu setzen, daß ihre Fluth wieder rückwärts zwischen goldnen Jugendstunden hinanziehe! — Ich ruhte so schön im Arme dieses Traums. So ruhig schläft die Mäßigkeit neben dem Füllhorne des Glücks. So sicher ruht der Haß am Busen der Liebe! — Und jetzt dringt nun die Armuth der Wirklichkeit plötzlich von allen Seiten wieder auf mein Wesen ein, und das Leben steigt um mich empor, kalt und ungesund, wie ein Mehlthau aus dem Fett des gelben Sumpfes ausgeht, um verderblich über die Saaten zu fallen. — Auf und fort! Ich will meiner Gebieterin nachfolgen. Ihr fürstes Auge soll neue Dolche in meine Seele blicken. — Hu, ich will arbeiten, daß meine Sennen reißen, daß

das erhitzte, kochende Blut die Kammern dieſes Herzens zerſprenge!

(Er wirft die Holzlaß raſch auf die Schulter und rennt fort.)

Siebenter Auftritt.

(Eine andere Gegend des Waldes. An der linken Seite der Eingang einer Höhle. Vor demſelben eine Raſenbank. Rechts hinten ein Grabhügel mit blühenden Roſen.)

Thraſis und Hermilia. (Kommen aus der Höhle.)

Thraſis. Laß uns auf dieſer Raſenbank ſitzen, meine Liebe — jener ſchönen Stelle gegenüber, wo ich ihn begrub, den werthen Einſiedler. Sieh, dort ſchlummern ſeine heiligen Gebeine, die Treue hat ihm ein Mahl errichtet, die Liebe bethaut es mit mancher Thräne, und ſelbſt der Fremdling, den das Irrſal dieſer Wildniß hieher führt, ſchreitet aus frommem Inſtinkte leiſer an ſeinem Staube vorüber.

Hermilia. Guter, liebevoller Jüngling! — (Sie lagern ſich.) Wann rettete er dich aus den Fluthen?

Thraſis. Vor ſechzehn Frühlingen fand er mich am Geſtade des Meeres, ſpielend und mit mir ſelber koſend, in einem gebrechlichen Kahne. Er ward mein Vater, zog mich groß und pflanzte mir himmliſche Ge-

danken ins Herz. Die undankbaren Völker dieser Insel hatten ihn wegen seiner Lehre in die Wildniß verbannt. Wir ernährten uns von der Jagd und den Früchten und Kräutern dieses Waldes. Außer dem ungesitteten Menschen, welcher dort im Thale wohnt, und einigen verirrten Jäger und Reisenden, habe ich keine Menschen hier erblickt. Vor wenigen Monaten starb mein geliebter Vater, und ich blieb nun ganz einsam, bis du schönes Wesen mir erschienst, und meinen Busen mit neuem, nie gekannten Leben füllteſt. — O sags mir — denn du weißt nun auch das geweihteste meiner Geheimnisse — sage mir, wer bist du?

Hermilia. (Zärtlich bittend.) Forsche nicht mehr! Sey beglückt durch meine Nähe. Ich bin es durch dich. Genügt dir das für unsre Liebe!

Thrasis. Aber, wenn du ein Mensch bist, wie ich — ein Weib, wie du sagst — warum erscheinst du mir nur zuweilen, wie ein himmlischer Gast? Warum kommst du nicht auf ewig zu deinem Geliebten, um diese geräumige Höhle und mein Nachtlager von duftenden Kräutern mit mir zu theilen, und am heißen Mittage dort in der Myrthenlaube an meiner Brust zu schlummern? — Ach, Hermilia! du weißt, wie wenig ich mich deiner werth fühlte, als ich hier zum erstenmal deine Knie umfaßte. Doch dein Blick milderte sich, und kam dem meinigen entgegen, wie ein holder Freund —

unſre Lippen empfingen und zerſchmelzten die liſpelnde Rede, weich wie Mailuft — da zuckte plötzlich im feuchten Wechſelkuſſe die werdende Liebe, und in meinen Pulſen klopfte Ewigkeit! — Bei den Geheimniſſen dieſer erſten Stunde, die mich mit Schlummer betäubte — bei jener zauberiſchen Wonne, die ich ſeitdem nur in ſchönen Träumen noch empfand — beſchwöre ich dich: weiche nicht von mir! Oder, laß mich früher ſterben, als du ſcheideſt! — (Man hört von ferne eine ſanfte Muſik von Flöten und Hörnern.) Bei dieſen wunderbaren Tönen der Waldgeiſter —

Hermilia. (Beiſeite.) Die Schweſter naht! — (Zu Thraſil.) Nein, Geliebter, Hermilia iſt keines Betrugs fähig. Forſche jetzt nicht weiter, aber vernimm, daß ich dich bald nicht mehr verlaſſen will — daß ich mich ganz in dein eignes Weſen und dir zum Eigenthum hingebe — und ſo laß, o mein theurer Jüngling, laß meine ganze Seele ſich der Liebe weihen! (Sie küßt ihn. Er ſinkt betäubt an ihr nieder. Sie lehnt ihn ſanft auf den Sitz zurück und bedeckt ihn mit ihrem Schleier. — Die vorige Muſik ertönt etwas näher — Hermilia bleibt lächelnd, und wie in Liebe verſunken, vor dem verſchleierten Thraſil ſtehen.)

Achter Auftritt.

Lolli, (erscheint mit ihren) Jungfrauen und die Vorigen.

Lolli. (Wirft einen ernsten Blick auf den Schlafenden und entfernt dann mit schnellem Winke die übrigen Jungfrauen.) Ist dieß der armselige Gegenstand deiner strafbaren Liebe, um deßwillen du mich noch auf diesem Erdballe zu weilen bittest? — Er soll jene Augen nicht wieder öffnen. Ich bin Königin! — (Sie hebt den Palmenzweig in ihrer Hand. Hermilia sinkt flehend vor ihr nieder.) Ich widerstehe dir nicht, allzutheure Schwester. Aber du vergissest deinen Rang unter den Wesen und entweihest deine hohe Abkunft.

Hermilia. (Hebt den Schleier von dem Schlafenden.) Erkenne auch in ihm das große Abbild jenes Unaussprechlichen, meine Schwester!

Lolli. (Bewegt.) Ist der Mensch so anmuthig? Athmet sein Leben in solcher wunderbaren, jugendlichen Fülle?

Hermilia. Schenke mir die kurze Erdenzeit, Geliebte! Laß mich das Gewand der Menschheit tragen an seiner Seite, für ihn und zum Heil dieses armen Geschlechtes. Ich will ausharren bei ihm und seinen Genossen, bis zum Tode, der mich wieder in deine Wohnungen führt. Vernimm es, daß ich krank bin vor

ſchmerzlicher Liebe, und daß keine Gewalt mich von dieſer treuen menſchlichen Bruſt trennen ſoll!

Lolli. Unbegreifliche Liebe! Du forderſt mehr, als ich gewähren will und kann. Auch kurze Trennung von dir würde mich ſchmerzen, da ſie zur ewigen werden könnte, wenn du der übernommenen irdiſchen Prüfung unterlägeſt. (Sie weint. Man hört klagende Töne ihrer Geiſter.)

Hermilia. Jener Unausſprechliche wird mich ſchützen, und auch ihn zum Leben führen. Das Schickſal dieſer geliebten Seele ſey auch das meinige!

Thraſis (Im Traume.) O meine ſüße Geliebte!

Lolli. (Indem ſie ihn mit ihrem eignen Schleier bedeckt.) Er könnte erwachen. — Aber — wollte ich auch deiner Bitte, die mich ſchmerzt, nachgeben, ſo vermag ich doch ſelbſt nicht, ſie zu gewähren. Es ſteht keineswegs in meiner Macht, dich aus unſern Kreiſen zu entlaſſen, und deine Seele der Erde zu weihen.

Hermilia. (Mit Schmerz.) So muß ich mich in ewige Trauer hüllen?

Lolli. (Schüchtern.) Ein Mächtigerer, als ich, würde es vermögen. — Aber, er weilt nicht in dieſen Räumen. — Ach, ich war ihm hold — zum erſtenmal fühl' ich es jetzt in der Schwachheit dieſer Menſchenhülle, mit der ich Arme mich dir zu Liebe umgab. — Warum entfloh ich ihm? — Es iſt der hohe Oſir —

Bei Nennung dieſes Namens erklingen allerlei leiſe Töne verſchiedener Inſtrumente.) Welche Klänge? Was für berauſchende Wohlgerüche umfließen mich! — Fort, Hermilia! Es naht eine fremde Gewalt! (Sie entfliehen ängſtlich auf verſchiedenen Seiten. Die Königin vergißt, den über Thraſis gebreiteten Schleier zu ſich zu nehmen. Allmählig entfernen ſich die Töne wieder.)

Neunter Auftritt.

Syllo, (kommt mit ſeinem Vater,) Doras, (in die Gegend, wo Thraſis ſchläft.)

Syllo. Nun, herzallerliebſter Vater, ſo ſeyd mir nochmals ſchön willkommen in unſern alten Waldrevieren! Ruht nur noch ein wenig. Von hier bis zu unſerm Hauſe iſt es nun nicht weiter mehr, als man mit einer Kuh wirft. — Aber der alte Herr Lymon — das heiße ich mir doch eine überaus gnädige Herrſchaft! Läßt Euch da noch obendrein Geld aufzählen und Eure werthe Perſon bis vor den Wald fahren!

Doras. Nu, es geſchah freilich auf einem alten Karren, der mir die Rippen verdammt zerſtieß. Auch hätte ich, der langen Gefangenſchaft wegen, eine ſo weite Strecke nicht zu Fuße machen können, und doch

lag ihm viel an meiner baldigen Nachhauſekunft. Es ſollen ja hier ſeltſame Dinge vorgehen. — (Er entdeckt den Thraſis.) Wer liegt da, Burſche?

Syllo. Das iſt ein Bekannter, eine gute Haut, ein gewaltiger Schütze, der mir oft aus der Noth half, wenn ich Wildpret in die Stadt bringen ſollte, und keins traf. Ein kluger Kerl — hört, Vater, klüger habt Ihr ſicherlich keinen gefunden! Die Ueberredung ſitzt ihm auf der Zunge. Er beweiſt Euch zum Exempel, daß Ihr ein Fuchs ſeyd — und das ſo bündig, daß Euch noch während des Beweiſes ſchon nach lebendigem Geflügel hungert, und ihr mit verliebten Augen das Hühnerhausthürchen meßt! — Aber vor einiger Zeit iſt ihm ſein Vater — ein alter Eremit, der ihn hier entweder ganz allein oder mit dem Wildpret gezeugt haben muß — plötzlich geſtorben. Da hat er Tag und Nacht entſetzlich geweint, und ich glaube, er iſt jetzt wieder aus Traurigkeit eingeſchlafen. — Wir wollen ihn doch wecken, denn Ihr müßt ſeine Bekanntſchaft machen. (Ruft.) Heda! Junger Herr Eremit! Heda!

Doras. Ich glaube, er iſt todt. Was ſchreiſt du, Eſel?

Syllo. Faßt ihn nicht an, er iſt ſehr zornig, und hat mich einſt, als ich ihm ein Rebhuhn ſtahl, abſcheulich geprügelt. — (Er hebt vorſichtig und von weitem mit

seinem Jägerspieß den Schleier weg.) He! Junker Einsiedler! Guten Tag! Guten Tag!

Thrasis. (Fährt aus dem Schlummer auf.) O, du bist geschieden, meine Sonne? (Erblickt den Syllo.) Fort, Nichtswürdiger, Schlechter! du bist unwerth, jetzt in diese meine Augen zu schauen, worinn noch das holde Abendroth ihrer letzten Blicke glänzt! (Er sieht den Schleier, verbirgt ihn schnell und springt empor.)

Syllo. (Flüchtet sich hinter Doras.) Seht Ihr, Vater? Gleich schlägt er!

Doras. Zürnet nicht, Herr!

Thrasis. Seyd Ihr der Vater dieses großen Lümmels?

Doras. Leider, ja, Herr! Und ich danke Euch für jeden Schlag und Fußtritt, mit dem Ihr in meiner Abwesenheit Vaterstelle an ihm vertreten habt. — Ich war in meiner Jugend in den Diensten des großen Alirans — wenn Ihr von ihm gehört habt — und galt viel bei diesem mächtigen Herrn. Er setzte mich endlich als Förster hieher. Da fraßen mir die Bären mein Weib, als sie einen Honigbaum ausnehmen wollte, und ich behielt nichts übrig, als diesen ungezognen Rangen. — Einst berief mich mein Herr wieder in die Stadt, um — um sich Raths bei mir zu erholen. Aber kaum war ich einige Tage dort, als es eine große Empörung gab, worinn der gute Herr in einen Aschenhaufen ver-

wandelt ward, und jämmerlich ums Leben kam. Mich warf man ohne Urſache ins Gefängniß, in welchem ich ſechzehn Jahre lang kein menſchliches Geſicht geſehen und keine Menſchenſtimme gehört habe. Auf einmal werden nun alle Gefängniſſe geöffnet, und man bringt mich frei und ledig wieder nach Hauſe —

Syllo. Und, daß Ihr es wißt, daran bin ich ganz allein Urſache —

Doras. Schweig doch, du dickbäuchiger Satan! Den Jungen hier ließ der Miniſter Lymon aus Menſchlichkeit im Hauſe wohnen, und ſo für einen tollen Hund im Walde herumlaufen. —

Syllo. Aus Menſchlichkeit? Ihr wißt es ſchön! Weil ich ihm Wachteln fing und Waldſchneppen ſchoß! — Ich verſichre Euch, er iſt mit mir wie ein Bruder, und butzt mich, und auf meinen Befehl allein hat er Euch und alle Gefangnen losgelaſſen; und mich ſelbſt zum — zum —

Doras. Ja, das iſt wahr, er hat ihn zum Königlichen Oberförſter ernannt —

Syllo. Bedenkt das wohl, werther Herr Eremit! (Er reißt die Augen auf.) Von, heute, an, zum, Kö —

Doras. Der Himmel weiß aber, wie er ſeinem Dienſte vorſtehen wird. Denn er hat nichts gelernt, und kann, wie ich höre, weder ſchießen noch fangen noch tödten. Ich alter Mann, dem jetzt die Ruhe zu

gönnen wäre, muß ſicherlich nun wieder alle Arbeit allein verrichten. — Herr, Ihr ſollt es gleich hören! — He, du! Iſt das ſchöne Netz fertig geſtrickt, das ich dir zu endigen befahl, als ich vor ſechzehn Jahren in die Stadt ging!

Sylio. Oho, das kann ich in einer Stunde vollends fertig machen. — Wer ein ſchönes Stück Arbeit hat, muß darüber halten!

Doras. Ach, du nichtswürdiger Bube! (Er tritt nach ihm.)

Thraſis. Erzürnt Euch nicht vergebens, Vater! Ich will Euch ſchon in Eurem Alter beiſtehen, und wir wollen verſuchen, ob er noch zu beſſern iſt.

Sylio. Ja, laßt's nur gut ſeyn, Vater, und gehorcht nur hübſch. Ich hoffe, Ihr werdet fleißig ſeyn, mich in meinen alten Tagen unterſtützen und mir nicht zur Laſt fallen. Denn was könnte bei einer Oekonomie Gutes herauskommen, wo die Kuh am Kalbe ſaugen wollte? Aber Ihr ſchießt gut — nicht wahr, Ihr ſchießt tüchtig, lieber Vater; und da wollen wir brav jagen! — Vor allen Dingen will ich nun heirathen, und dann — werden wir ja ſehen! — Ja, Vater, das ſage ich Euch, ich bin ſo heirathsluſtig, wie die Wachtel in den Waizenfeldern! — Herr Eremit, Ihr ſollt mir Eine freien. Eine von den ſchönen ſchlanken jungen Teufeln, die hier im Walde, und gar des Nachts auf meinem

Boden herumrammeln. Gestern lief mir wieder ein so schneeweißes Schätzchen mit rothen Backen in die Arme — da schrie ich vor Freuden, wie die verbuhlte Aeffin im Gehölze greint — aber, ich Narr vergaß, ihr geschwind die Flügel zu stutzen, die sie auf einmal bekam — fort war sie! — Glaubt mir, ich bin entsetzlich in die Weiber vernarrt — ich liebe alles Mögliche bis zum Fressen — ich bin in diesen ganzen Wald verliebt, wie ein Stier in eine ganze Wiese voll Gras!

Doras. Dort unten wohnte ja ehedessen eine Person, die du lieb hattest, du ungerathner Stier?

Syllo. Ihr scheltet mich einen Stier, und wollt mich noch obendrein jene Ochsin heirathen lassen? Sollen Eure Enkelchen vor der Zeit Hörner kriegen?

Doras. Böser Bube, du weißt doch noch, weswegen ich dich einst mit Füßen trat?

Syllo. Ei, Herr Einsiedler, denkt nur! Sie übernachtete einmal in unserm Häuschen, und, was konnte ich dafür, daß damals die Treulosigkeit einer im Mondschein klaffenden Bettdecke mein Herz zum Mitleiden bewog? — Es ist wahr, ich mußte sie nachher noch einigemal sehen — denn ein verliebtes Mädchen hält immer mehr, als sie verspricht — und einmal behauptete sie, ich hätte mich ihr zur Ehe versprochen; allein ich suchte diese Materie immer zu versprechen, und sagte, sie müsse mich entweder falsch verstanden, oder ich

müſſe mich verſprochen haben. — Nein, Vater, das iſt nichts! Sie iſt auch ſehr alt geworden — ſie lebt unkeuſch — ſie ſchilt auf mich, wo ſie mich erblickt, und mir ſchaudert immer die Haut, ſobald die Zunge in ihrer zänkiſchen Stimmglocke zu läuten anfängt. Auch iſt ſie ſehr unreinlich. Denkt nur, Vater — nun gar ein Schwein ſollte Euer Sohn heirathen? Da müßte man ja auf jeden Fall alle Eure Nachkommen einſalzen, und wir hätten Beide nur für die Räucherkammer gelebt! Nein, ich ſuche mir eins von den ſchönen Waldmädchen aus, die ſo milchweiß ſind und bläuliche Adern haben — daß Ihrs nur wißt, ich nehme einen Geiſt zur Frau!

Thraſis. Das ſollſt du, Freund — und dieſe Fäuſte ſollen dich mit dieſem Geiſte verheirathen, und dir ihn ſicherlich wacker an- und einbläuen!

Sylle. (Tritt vornehm zurück.) Mein lieber Eremit, dergleichen grobe Reden ſchicken ſich gar nicht mehr für eine vaterloſe Waiſe, die keine Mutter gehabt hat — zumal gegen einen Mann, der, erſtlich von ſeiner Mama doch noch ſo viel weiß, daß ſie ihm einſt im Scherze hier das Naſenbein entzwei ſchlug und bald darauf in einem unangenehmen Wortwechſel mit einem Paar Bären den Kürzern zog — zweitens, der gegenwärtigen noch ganz wohlconditionirten Papa vorzeigen kann — drittens aber nunmehro von Königlicher Ma-

jeſtät zum Landes- und Reichs-Oberförſter ernannt iſt — viertens —

Thraſis. (Gebieteriſch.) Fort, aus meinen Augen! —

Doras. (Beiſeite zu Syllo.) Biſt du toll? Wer ſoll uns denn außer ihm jagen helfen? Ich verſtehe im Grunde ſoviel von der Jagd, als du.

Syllo. (Fährt großſprecheriſch fort, weicht aber vor dem Thraſis zurück.) Welcher viertens eigentlich wohl das Recht hätte, künftig alle Landſtreicher und Wilddiebe aus den Gehegen ſeines Königs zu verbannen. (Beiſeite.) Verlaßt Euch nur auf mich! Man muß ſich nichts vergeben. Er hat ein vortreffliches Gemüth.

Doras. (Gibt ihm Fußtritte.) Verzeiht ſeine unhöflichen Reden, lieber Herr! — Und wie haſt du mit meinem Gelde hausgehalten, du ſchlechter Kerl! Denn ich war reich.

Syllo. Geld gibt es noch wie Schneeflocken, Vater! Auch hielt anfänglich der Froſt meines Geizes alles unter einer Eisdecke feſt zuſammen. Allein ich gerieth nach und nach tief in das Laſter der Großmuth. Da kam denn der Südwind meiner Barmherzigkeit, und erweichte alles in Thränen des Mitleids, bis auf einige Windwehen in den Ecken Eures Kaſtens, welche jenes milde Thauwetter bis jetzt noch nicht bezwingen konnte.

Doras. (Rauft ſich die Haare.) Ach, ach, ach! Daß ſich doch der Himmel erbarme!

Thraſis. (Ungeduldig.) Fort, den Augenblick fort, du Schuft! Sorge für deinen Vater und beſſere dich, oder du ſollſt die Schwere meiner Hand fühlen.

Syllo. (Indem er ſeinen Vater fortzieht.) Schuft? Das war ſchon wieder ein höchſt unanſtändiger Ausdruck. So iſt es aber — wer keine Mutter gehabt hat, der hat auch keinen Mutterwitz! Seht, ich verzeihe Euch — denn ich weiß, daß Ihr ſchlechterdings nicht begreifen könnt, was eigentlich ein Königlicher Reichs-Oberförſter iſt und zu bedeuten hat. (Ab mit Doras, indem er ſingt:)

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär,
Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr. —

Zehnter Auftritt.

Thraſis. (Allein.)

Welcher ungeheure Raum liegt doch zwiſchen Menſchheit und Menſchheit — und dennoch — welcher Abſtand bleibt auch noch immer von der gemeinen Rohheit dieſes Burſchen bis zur eigentlichen Beſtialität! — Und, wie gering fühl' ich ſelbſt mich, der Geliebten gegen-

über! — (Er ſetzt ſich auf die Raſenbank, und ſcheint in angenehmen Erinnerungen zu lächeln. — Pauſe.) O meine Hermilia! Wo biſt du? Dein Kuß hat alle Ruhe aus dieſer Bruſt geſogen. Nur mit dir vermag der freudige Athem meines Lebens wiederzukehren. Du wirſt nicht von mir ſcheiden, Geliebteſte! — Ja, ihr Wort ſichert mir die baldige Zurückkunft — ſelbſt dieſes werthe Pfand ließ ſie dem Freunde. — (Er zieht den Schleier hervor und betrachtet ihn.) Welch ein wunderbares, köſtliches Gewebe! — (Erſchrocken.) Was fühlt meine Hand? Es iſt, als wollte dieſer Schleier ſich beleben, um meinen unwürdigen Händen zu entweichen? — (Troſtlos.) Ach, Hermilia, Hermilia — entfliehſt du mir? — (Der Schleier hebt ſich in die Luft.) Nimm dein Geſchenk nicht zurück, Himmel, das du mir ſandteſt! Sie iſt mein Eigenthum! (Er breitet ſeine Arme nach der Himmelsgegend, wohin der Schleier fliegt, und folgt ihm ängſtlich nach.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Saal im Königlichen Pallaſte.)

Lymon. (In groſser Bewegung, iſt beſchäftigt, Befehle zu ertheilen.) Hofleute, Damen und Diener (welche ab und zulaufen).

Lymon. Geh und ſieh nach, ob die Boten noch nicht zurück ſind. — Du, reite vor das Stadtthor und ſchau in die Ferne. — Freund, ſeht einmal, wo der König iſt! Ich weiß nicht, was Ihr alle hier von mir und bei mir wollt! (Geht unruhig umher.)

1. Hofdame. Aber, beſter Herr, es wird doch mit jeder Minute bedenklicher, daß er noch nicht wieder da iſt!

2. Hofdame. Ach, der ſchöne goldne Prinz Thyrſias? Ach das liebe, ſcharmante Kind! Nein, ſo lange bleibt man nicht auf einer Jagd! (Die Damen weinen laut.)

Lymon. Daß mir nun auch noch die Frauen in

die Ohren heulen müſſen, das iſt zu toll! Sagt, gehört Ihr hieher? Geht auf Eure Zimmer, oder ich laſſe Euch fortbringen. (Trompeten.) Geſchwind ſeyd ſtille! der König kommt hieher.

Zweiter Auftritt.

König Midas, Gefolge, Vorige, (hernach) ein Landmann.

König. Sind die Boten zurück?

Lymon. Wir erwarten ſie jeden Augenblick, mein gnädigſter Gebieter.

König. Es kommt mir in der That höchſt unwahrſcheinlich vor, daß die beiden Ritter ſogleich am erſten Tage ihre theuerſte Pflicht vergeſſen haben ſollten.

Ein Hofmann. (Naht ſich.) Es iſt ein Bauer angekommen, der zum Könige geführt zu werden verlangt, weil er Nachricht von dem Prinzen überbringen ſolle.

König. Er trete vor mich.

Landmann. (Tritt herzu.) Es kamen zwei Ritter zu mir geſprengt, als ich pflügte. Sie führten allerlei grobe Reden gegen mich und befahlen mir, eilends nach Hofe zu gehen und hier zu melden, daß der

junge Prinz ihnen heimlich entwischt sey, daß sie ihm aber auf dem Fuße nachfolgen und nicht eher wieder kommen würden, bis er mit ihnen zurück kehre. — Ich habe ihn nicht lange vorher selbst gesehen — er sah so jung aus wie ein Gelbschnabel, und nahm seinen Weg nach dem Walde von Myra zu.

König. Ach, Lymon — so ist Alles, Alles verloren! Man soll den Oberprieſter in meine Zimmer bringen. — O Lymon!

Lymon. Dacht ich's doch — das Unglückskind! — Der abscheuliche Wald! Da können sie nun lange suchen! — Schickt eilends Reuter und Boten nach allen Ecken des Waldes. — (Bewegung der Abgehenden und Geheul der Frauen.) Und warum hieltest du ihn nicht an, Kerl?

Landmann. Fragt nicht so dumm, Herr! — Was wußte ich? — Aber sie müssen ihn jetzt schon längst haben, denn sie rennten ja wie die Narren.

Lymon. Meinst du, sie haben ihn Alter? Hört Ihr, gnädigster Herr?

Landmann. Meinem Gehen nach, — wiewohl ich gelaufen bin, wie ein Vieh — müssen sie doch gleich mit ihm hier seyn — dafür bin ich Euch gut.

Lymon. Laß es gut seyn mit deinem Gutseyn!

Landmann. Wahrlich', wenn sie nur den Weg treffen, so bin ich Euch dafür Bürge.

Lymon. Ein schöner Bürge! Der ganze Kerl ist selbst keinen Heller im Dreißigtausendguldenfuße werth! — Fort, Esel, in den Wald, und suche, und mach dein Versehen wieder gut. Pack dich!

Landmann. Nun, Herr Majestät, der Himmel mag Euch die Augen bald öffnen — denn Ihr habt da einen groben Rath! (Läuft fort.)

König. (Düster.) Sie werden ihn nicht finden, meinen letzten, einzigen Trost. — Thyrsias wird ein Raub der Ungeheuer werden. — Lymon, mein Freund — so geht es denn endlich mit mir zum Tode! — (Mühsam.) Soll ich dir es gestehen, daß das Leben bis diesen Augenblick noch immer einigen Werth für mich hatte! — Fort, fort! Ich fühle, daß meine Bahn sich dem Ende naht.

Lymon. Ach mein gnädigster König! Ich bitte Euch, verliert doch ja nicht alle Hoffnung! Es ist ein unbekannter Tröster in mein Herz gezogen, der mir immer zuruft: Sie werden ihn wiederfinden — ja es wird noch Alles gut werden! — (Der König ist während dessen abgeführt worden.) Der verfluchte Wald — die verdammte Jagd! — Hab' ich nicht noch im letzten Frühlinge gebeten und gefleht, man solle wenigstens in dem Unglückswalde alle Tagereisen lang einen Förster wohnen lassen! Gewiß, wir bekämen dann hier auch manches Stück Flügelwerk mehr zu essen. Aber nein!

Da half kein Bitten. Und nun haben wir's! — Kommt, es müssen noch weitere Anstalten zum Nachsetzen getroffen werden. (Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Eunubis. (Kommt langsam und trübsinnig.)

Trost erwartet er. — Trost will der König von mir? — Und wenn mich nun alle meine Ahndungen täuschten? Wenn er wirklich dahin wäre, der herrliche Jüngling? — Dann fürchtet der König, nach dem göttlichen Ausspruche, den Tod! — Das ist es! Der Sünder sehnt sich nach Trost am Grabe. — Ohnmächtiger Mensch — falscher Priester — wo nimmst du ihn her, diesen Trost? — Wie schön, wie geläutert und heilig schallen in diesem Lande unsre frommen Verehrungen zur Gottheit auf? Sey es dann zu tausend Göttern, oder endlich zu Einem Gott! Aber — der Sünder sinkt zum Tode hinab — man sammlet seine Asche ins Grab — — da steht die Gottheit drüben — gerecht, unbestechlich und unmenschlich richtend — sie spricht das einzige kalte Wort der Qual über ihn aus, und weist ihn damit hinab in — eine Ewigkeit! — Keine unsrer Sekten hat Trost für ihn. — Aber auch

die Religion nicht? Ja, allbarmherzige Gottheit — es muß einen Troſt geben für den Sünder am Grabe — oder, du biſt nicht! — Haſt du ihn mir gezeigt? Habe ich ihn erblickt in jenem Bilde meines Traumes, das mir unauslöſchlich im Herzen fortbrennt? — Es war ein breiter Lichtſtrom, der aus der Erde zum Himmel empor ſtieg, oben von einer wunderbaren Queerflamme durchſchnitten; und ein blutiges Menſchenbild hing ſterbend daran, und ſchmachtete und ſchrie — aber ſeine Geſtalt glänzte, wie ewiges Leben — und alle Völker weinten — und oben über allen Sphären donnerten jauchzende Stimmen — und die Thränen brannten mein Herz — aber die Lichtflammen erfriſchten mir den Buſen und zogen meinen Blick aufwärts zu dem freundlichen Donner. — (Entzückt.) Auf, zu ihm! Der König ſoll meinen Traum wiſſen! (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

(Der Wald von Myra. Gegend von Hylanda's Wohnung.)

Thyrſias. (Tritt auf mit Wurfſpieß, Bogen und Pfeilen bewaffnet.)

Immer tiefer treibt es mich in dieſe ſchöne Wild-

niß, aus der ich wieder zu entkommen wohl nicht hoffen darf. Doch sah ich keine Ungeheuer, als fliehende wilde Thiere. Ich hörte nur seltsame Stimmen und sah höchstwunderbare und reizende Luftgestalten vorüber rauschen. (Gegen die Hütte.) Dort find' ich endlich die erste freundliche Menschenspur wieder. Vielleicht kann ich mich hier mit Speise erquicken und meinen brennenden Durst stillen. (Er sieht nach der andern Seite und fährt zurück.) Aber welch eine himmlische Gestalt naht mir dort? — Ihr Gewand umfließt die schönen Glieder so sanft, wie im Abendwinde die Wellen der frischen Saat um den blühenden Apfelbaum her wogen. — Himmel, sie wird mich gewahr! Dieser Blick erleuchtete plötzlich meine ganze innere Welt — er fuhr bis in den Abgrund meiner Seele!

Fünfter Auftritt.

Myris. (Kommt von der Seite mit einem Blumenkranze.)

Der Vorige.

Myris. (Scheu.) Wer bist du?

Thyrsias. Ein Mann, der sich verirrt hat, schönes Mädchen.

Myris. (Verwundernd.) Ein Mann? Schönes Mädchen! Ein Mann? Ich fürchte, du sprichst nicht wahr. Lyndor ist ein Mann; aber du gleichst ihm nicht. Ich bin ein junges Weib; mir gleichst du eher. Aber — du bist mehr, als ich — und, ach, warum bin ich nicht ganz so, wie du!

Thyrsias. Du bist ein Weib — aber noch eine Jungfrau. Ich bin ein Mann — aber noch ein Jüngling.

Myris. Ein Jüngling? — (Sie kommt ihm näher.) Deine Waffen sind besser als die meinigen.

Thyrsias. (Gibt sie ihr lächelnd.) Sie sind dein, du himmlisches Geschöpf!

Myris. (Scheu.) Nein, berühre mich nicht, wenn du etwa einer der feindseligen Geister dieses Waldes bist, die wir oft rasen hören, ohne sie zu sehen. (Sie weicht zurück.)

Thyrsias. Fürchte nichts, holdseliges Mädchen! Oder, wenn du an meiner Güte zweifelst, so lächle nur aus der Ferne mit mir — denn meine Augen trinken begierig das Lächeln dieser Rosenlippen ein.

Sechster Auftritt.

Aliran. (Rennt herzu.) Vorige.

Aliran. Halt! du bist mein Gefangner!

Thyrsias. Nicht der deinige, du rauher, unfreundlicher Mann! Aber der Sclave dieser schönen Jungfrau. — (Beiseite.) Am besten ist es hier doch wohl, wenn ich mich verstelle.

Aliran. Ergib dich. (Droht ihm mit der Keule.)

Myris. Laß ihn, Lyndor. Ich hoffe, er bleibt bei uns, wenn ich ihn bittend darum anlächle. (Sie blickt zärtlich auf ihn).

Thyrsias. Auch komme ich in keiner feindseligen Absicht zu Euch. Hört meine traurige Geschichte. Ich bin ein fremder Kaufmann, und schiffte aus einem sehr fernen Lande über das Meer bis in diese Gegend, wo ein Sturm unser Schiff an Eure Küste verschlug. Habt Ihr nicht vom Gestade aus vor einigen Tagen jenen wilden Aufruhr mit angesehen?

Myris. Ja, armer Jüngling, wir hörten des Nachts ein schreckliches Ungewitter nach der Meerseite hin toben.

Thyrsias. Die zornige See warf ihre Wellen dem wetterleuchtenden Himmel ins Angesicht — sie schwankten so hoch, als wollten sie den Mond aus seinem ewigfesten Kreise herabspülen — aber das krachende

Geſchütz der Wolken ſchleuderte ſie wieder dem alten Abgrunde zu. —

Myris. Ich zittre für dich, denn ich fühle es, dein Tod würde wie ein Schwerdt in meiner eignen Bruſt wüthen. —

Thyrſias. Fürchte nichts, holdes Mädchen, denn eine dieſer ungeheuren Wellen war ſo mitleidig, uns an den Sand Eurer Ufer zu werfen, und wir hoffen, das beſchädigte Fahrzeug in einigen Tagen wieder in die freie See zu bringen. Doch als ich mich während der Ausbeſſerung unſres Schiffes, um Wild zu ſchießen, allzuweit von dem Geſtade entfernte, gerieth ich in dieſe Wildniß, wo mich Hunger und Durſt ſo ſehr abgemattet haben, daß ich im Begriffe war, in jener Hütte um eine Erquickung zu bitten, als ich dich, du königliches Geſchöpf, erblickte.

Myris. Hörſt du, Lyndor? Er bittet uns! Sollen dieſe erquicklichen Lippen länger nach Erquickung lechzen? Lauf in unſre Höhle, und bring' ihm kühlenden Palmenſaft und alles Süßeſte von unſern Früchten — ich bleibe bei ihm, denn mich dürſtet nach ſeinen lieblichen Worten. Eile doch!

Aliran. Du ſollſt mein Gefangner ſeyn, bis meine Gebieterin erkannt hat, ob du kein Verräther biſt. (Droht ihm von neuem.) Folge mir. Du ſollſt!

Thyrſias. (Stolz.) Ich ſoll! Ha! Sehe ich

aus wie ein Verräther, du alter Böſewicht! Dein Geſicht iſt mir ſo verhaßt, wie dem bunten Leben die Bleifarbe des Todes! — Rief ich dich nicht mit flehender Stimme um das Gaſtrecht an? Iſt nicht das Gebot der Barmherzigkeit ſo göttlich, daß ſeine himmliſchen Klänge an allen Enden der Erde wiederhallen? — Und nun ſoll ich dein Gefangner ſeyn! — Ich ſoll? — Mädchen, gib mir meine Waffen! Und du, nimm deine Keule, und ſtelle dich mir gegenüber, und ſprich noch einmal dein verdammtes: Du ſollſt! — Eher wirſt du die Erde bewegen, oder dem Geſpann des Jahres Flügel geben, oder das geheimnißvolle Rad der Zeit um eine Minute hemmen — eher magſt du mitten in das Weltmeer treten und mit gewaltigen Armen die ewiggetrennten Ufer zuſammenreißen, daß die geängſtete Fluth zu den Wolken ſprühe — ehe du mich zwingen wirſt, daß ich will! — Auf und kämpfe mit mir!

(Altran ſchwingt die Keule, Myris entwindet ſie ihm.)

Myris. Nein, Ihr ſollt nicht kämpfen. — (Sie laſſen ab.) Sieh doch, Lyndor, wie wohl ihm nun der Zorn anſteht, wie fürchterlich ſein Auge droht! — Sage mir, wie nennſt du dich?

Thyrſias. Ich heiße Leander, meine ſüße Göttin.

Myris. Ich bitte dich, nenne mich Myris. So

heiße ich von dieſem Walde. — Aber willſt du nicht auf kürze Zeit mein eigner Gefangner ſeyn?

Thyrſias. Auf ewig, ſchöne Myris; auch war ich es ſchon, ehe ich meine Waffen dir übergab.

Myris. So nimm ſie zurück, aber gebrauche ſie nicht gegen dieſen guten Alten. Ich befehle es, und nun will ich ſelbſt gehen, und dir Trank und Speiſe holen. — Aber dort kommt meine Mutter. Begegne ihr mit Achtung, lieber Fremdling!

Siebenter Auftritt.

Hylanda, Itala, (welche aus der Hütte kommen) die Vorigen.

Itala. Seht, gnädigſte Frau — ein Fremder! (Erfreut.) Gewiß einer vom Hofe! Wie wohl thut es doch, wenn man wieder einmal ein ordentliches Menſchengeſicht zu ſehen bekommt!

Thyrſias. (Naht ihnen.) Seyd gegrüßet, edle Frauen.

Hylanda. Wer ſeyd Ihr?

Myris. (Zärtlich bittend.) Dieſer Jüngling, meine theure Mutter, iſt ein fremder Kaufmann, der vor einigen Tagen Schiffbruch gelitten, und nun ſich auf der Jagd verirrt hat, und uns um Speiſe und

Frank bittet. Lynder behandelte ihn feindselig, und wollte ihn gefangen nehmen. Da setzte er sich zur Wehre, und versprach endlich, mein Gefangner zu seyn, und lieferte mir seine Waffen aus. Sieh ihn an, er ist sicherlich kein Verräther!

Thyrsias. (Mit einem liebevollen Blick auf Myris.) So ist es, edle Frau.

Aliran. Wollt Ihr, daß ich ihn über jene Felsen hinabstürze?

Myris. (Aengstlich.) O ihr Mächte des Himmels! Dieses junge, köstliche Leben? — Wie, meine beste Mutter — Ihr hört, was der blutdürstige Lynder sagt!

Orlanda. Pfui, Lynder! Ich befehle dir, daß du ihm freundlich begegnest. — Mein Herr, Ihr seht nicht so aus, als wolltet Ihr an Unglücklichen zum Verräther werden. Kommt mit uns herein in diese Hütte, wo wir so eben unser ländliches Mahl bereitet haben, und genießt, was die Armuth zu geben vermag.

Thyrsias. Ich danke Euch von Herzen. Ihr seyd die Gastfreundschaft und Güte selbst. (Sie gehen nach der Hütte. Aliran folgt ihnen mit mißtrauischen Geberden.)

Achter Auftritt.

Myrtä. (Allein. Beunruhigt.)

Nein, er darf meine Thräne nicht ſehen. Sie gehört der Einſamkeit. — Es iſt mir ſo wohl in der Anmuth dieſer Schmerzen! — (Sie ſeufzt.) Wie konnten denn die Pfeile ſeines freundlichen Blickes ſo ſchnell meine erſchrockene Jugend zu Boden ſtrecken? Ich fühlte, ſeiner holden Rede gegenüber, ein ſo ſüßes Zittern in meinem Buſen, wie die Maiblume erzittert, wenn der Südwind ſie zum erſtenmal küßt. — Er will mein Gefangner ſeyn — und ſeine Augen haben meinen ganzen Willen in Bande gelegt! Er nennt mich ſchön, und ſeine Lippen ſind ſüßer als Roſenzwillinge! — Meine Mutter ſoll ihn erquicken — und er hat das Herz ihrer Tochter krank gemacht! — O wäre ihm doch auch ſo, wie mir! — Wüßte ich nur, daß mein Zuſtand ihn ſo ſelig als mich machen würde — dann ſollten meine Lippen die Süßigkeit dieſer Schmerzen auch den ſeinigen einflößen; und wenn ſein Auge darüber trauerte, dann ſollte er mir meine Schmerzen wieder geben, und ich wollte ſie mit der reinſten Freude empfangen! — Aber, ich war bei ſeinen liebevollen Worten viel zu kalt — er mußte mich für fühllos halten — ach, und ſo

werden seine Blicke es nie entdecken, wie theuer er mir ist.

(Sie geht langsam, aber in unruhiger Bewegung in die Hütte.)

Neunter Auftritt.

(Es wird etwas dunkler. Einige Donnerschläge. Aus der Ferne tönt zuweilen seltsames Geräusch und Brüllen von wunderbaren Stimmen.)

Zwei Ritter. (Kommen jägerig.)

1. Ritter. Keinen Schritt weiter! Ich sinke vor Mattigkeit um. (Legt sich nieder.)

2. Ritter. Nun, wie gefällt Euch die Wildniß von Mora?

1. Ritter. Welche sonderbare, schreckliche Macht wohl hier hausen mag! Was soll alles dieß bedeuten?

2. Ritter. Die Erde hat Klüfte und finstere Spalten. Wer hat jemals das ergründet, was in ihren schwarzen Tiefen sich regt? — Genug, unser artiges Prinzchen fangen wir nicht wieder.

1. Ritter. Ist es nicht, so oft wir uns diesem Bezirke von irgend einer Seite nähern, als würde die ganze Hölle auf uns losgelassen?

2. Ritter. Unsre Rosse hätten wir besser hüthen

ſollen. Aber verzeiht, Ihr liefet auf einmal doch allzuſchnell!

1. Ritter. Sagt mir ums Himmelswillen, was hilft denn alles Hauen und Stechen, wenn man von der puren Luft abgeprügelt wird? — Dort unten ſah ich vorhin zwei ungeheuer breite Geiſtergeſtalten auf den Flügeln eines Blitzes in die Spitze einer alten Eiche einfahren, und ihr Mark mit ſolcher Gewalt durchzucken, daß ſie wie ein Rohr ſich bog und in der bebenden Erde wankte. — Mit welchen Waffen ſoll man dergleichen unglaubliche Dinge beſtreiten?

2. Ritter. Mit dem Unglauben, denke ich! — Ja, hört, mir fällt ein, wir wollen annehmen, das alles ſey gar nicht wahr — vielleicht ſchrumpft dann das ganze eingebildete Etwas in ein kleines Nichts zuſammen. (Er ſieht die Hütte.) Ha, dort ſteht eine Hütte, die mir ſehr gelegen kommt. Vielleicht finden wir bei ihrem Bewohner eine Erfriſchung. Glaubt mir nur, der Rachen eines leeren Magens wird auch das größte darneben hängende Herz endlich hinabſchlucken, wenn er nichts beſſeres zu thun weiß.

1. Ritter. Ich habe geſchworen, weder zu eſſen noch zu trinken, bis wir den Prinzen wieder haben.

2. Ritter. Ich bin hierinn vorſichtiger geweſen. Doch laßt Euch rathen. Der Schrecken zwang Euch jenen Eid ab. Ein gezwungener Eid bindet niemals.

Daher kann auch ein Eidesbruch, zu dem Euch jetzt der Magen zwingt, nicht einmal rechtlich lösen, wenn er auch einen gültigen Eid anträfe. — Was könnt Ihr für fremde Gewalt? Der Richter selbst nöthigt Euch überall zum Eid und Meineide! — In Summa: den Prinzen bekommen wir nicht wieder — gehenkt werden wir also ohnehin — darum laßt doch alles gut seyn; kommt mit mir in die Hütte und nehmt mit Hausmannskost vorlieb! (Das Geräusch tönt näher.)

1. Ritter. Horcht, es kommt wieder hieher. (Springt empor.) Laßt uns geschwinde fliehen, denn es duldet uns nun einmal nicht in dieser Gegend.

2. Ritter. Nein, dasmal will ich Stand halten. Bleibt hier!

1. Ritter. Es kommt schon! Fort, fort! (Ab.)

2. Ritter. Wäre er doch da geblieben! — Ich — ich werde — ich hätte wohl Lust — indessen — nein, ein braver Ritter muß auch selbst auf der Flucht seinen Freund nicht im Stiche lassen! (Läuft ihm nach. — Es fahren große Schlangen und andere Ungeheuer am Boden und in der Luft mit Getöse vorüber, und verfolgen die Ritter.)

Zehnter Auftritt.

Oſir. (Tritt mit Lolli's Schleier in der Hand auf.)

Vater der Geiſter! wirſt du endlich die Geliebte mir zuführen? Was Jahrtauſende getrennt hielten, unter dieſen ſchwachen Menſchenformen vereinigen? Ja, aus deinen Sternenzügen winkt es mir, und aus allen Abgründen deiner Schöpfung ſtrömſt du, o Allvater, ein neues, ewiges Licht der Liebe auf mich zu. — Lilar, mein Diener, erſcheine!

Elfter Auftritt.

Lilar, (fährt herab) der Vorige.

Oſir. Was treibſt du dieſe Menſchen, Lilar? laß ab, ſie zu ängſtigen, denn ich liebe ſie.

Lilar. Mein Gebieter! Ich habe nur mit unſern Geiſtern den Wald gereinigt und die Nahenden auf menſchliche Weiſe erſchreckt, damit ſie jenen Prinzen, der dort in der Hütte weilt, nicht eher entdecken mögen, bis alles vollbracht iſt.

Oſir. Auch jener edle Jüngling, — du entriſſeſt ihm den werthen Schleier, den er für ein Unterpfand ſeiner Freundin hielt, — auch er ſoll getröſtet werden

und die Geliebte wiederfinden. Vernimm es: Er selbst, der Unaussprechliche, will, daß durch Hermilia der göttliche Spruch erfüllt werde. So finde ich, und vielleicht ist es schon vollbracht. — Sieh, Lilar, mit ihrem Schleier in meiner Hand halte ich nun die spröde Königin in dieser Menschenform gefangen. Nein, sie vermag es jetzt nicht mehr, mich zu fliehen! — Auf, Lilar, thue ihr insgeheim meine Nähe kund — wiege ihr holdes Leben in balsamischen Schlummer — bediene dich der Träume, und verschmähe selbst die menschlichen Zauberkünste nicht. Bald ertönt in dieser irdischen Zeit ein geheimnißvoller Schlag, der mich zu ihr ruft! — Ich werde dir nahe bleiben.

(Sie entfernen sich, indem Ofir Befehle zu geben scheint.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Der Wald von Myra. Vor der Höhle des Thraſilo.)

Thraſilo. (Auf der Raſenbank ſitzend.)

Wie lieblich ſind die Wohlgerüche, die der Weſt aus dieſem duftenden Blüthenhaine zu mir herüberträgt! — Aber Sie fehlt mir! — Ich hörte ſchon jene leiſen melodiſchen Schwingungen durch die Lüfte ziehen, womit ſich zuweilen ihre Ankunft verkündigt; aber noch zögert meine Göttin. — Die Liebe lebt doch in beſtändiger Feindſchaft mit der Zeit! Jedem Tage der Vereinigung zürne ich, weil er nur ein Augenblick iſt; aber die Stunden der Trennung rächen ſich wieder an meinem Zorn, indem ſie zu Wochen werden. Wenn die Geliebte verſpricht am Morgen zu kommen, ſo wünſchte ich die goldnen Riegel des Oſten zu ſprengen, und haſſe den Mond und alle Sterne, deren Augen noch ſo melancholiſch auf dieſe Irrgänge blicken. Wollte ſie am

Abend erſcheinen, dann wünſchte ich oft, daß meine Sehnſucht den grauen Wagen der Nacht ſtatt ihrer langſamen Drachen heraufziehen könnte, damit die holde Cynthia und ihre Gefährten auch jenen ſüßen Stern herbei locken möchten, mit deſſen Lichte meine Augen buhlen! — O, ich wäre das elendeſte aller Geſchöpfe, wenn ich ſie nicht wieder ſähe! — Aber ich will nun feſt auf jene Stimme bauen, die mir aus dem vorüberſchwimmenden Roſenwölkchen zurief: Du ſollſt ſie in kurzem wiederſehen! — Warum auch dieſer Zweifel? Träumte ich nicht noch vor wenig Minuten von ihr? Da war ſie ſo ganz mein — ach, da hielt ich ſie in dieſen Armen — heiße Küſſe rauſchten zwiſchen unſern Lippen, und wuchſen ſüßſchwellend empor unter himmliſchem Wonnestammeln! — Stille! — Ja, es rauſcht! — O meine Geliebte!

Zweiter Auftritt.

Hermilia, der Vorige.

Hermilia. Ich grüße dich, mein Freund.

Thraſis. (Sinkt ihr zu Füßen.) Hermilia! Welch ein himmliſcher Gruß!

Hermilia. Tritt empor und reiche mir die geliebte Hand!

Thrasis. Wohl mir, der Schleier ist wieder in deiner Gewalt! Eine unsichtbare Macht entriß ihn mir.

Hermilia. Ach, mein Freund, der Schleier, welchen jene Macht dir entriß, war nicht der meinige.

Thrasis. Wie?

Hermilia. Ich sah ihn rauben, und konnte ihn nicht retten. Geliebter, es drohten einem mir theuren Wesen, dessen Größe du nicht zu begreifen vermagst, widrige Schicksale. Aber der Unerforschliche hat den Gedanken des Trostes zu mir gesandt — und, o mein Freund, die Zeit meiner ewigen Vereinigung mit dir ist nahe! — Du zitterst vor Wonne. Ermanne dich und höre, was ich dir entdecken werde. — Ich bin eine von den Jungfrauen des himmlischen Lichtes. Als ich dich erblickte, da entzündete die Liebe mich mit so unendlicher Gewalt, und meine Seele fühlte so großes Mitleiden mit dem irrenden Geschlecht, unter welchem du wandelst, daß ich beschloß, Deinesgleichen zu werden und mit deiner Menschheit Lust und Schmerz dieser Erde zu theilen. Ich ergab mich dir im Fleische — und die Geister kennen keine Rückkehr von ihren Weihungen.

Thrasis. (Ist auf seine Knie gesunken.) So bist du eine Abgesandte des Himmels!

Hermilia. (Richtet ihn auf. Brünstig.) Fliehe nicht von diesem Herzen zurück, das für dich zu leben, ja zu bluten wünscht — sieh, du bist noch so rein und schuldlos — du bist mir so theuer, und so ganz meiner werth — o fliehe nicht von mir, sondern fühle, daß du mir gleich bist durch die Liebe!

Thrasis. Kann ich dich fassen? Wie soll ich es ertragen, das flammende Geheimniß!

Hermilia. Stärke dich an meinem Liebesblick — werde groß, mein Geliebter, in dem Gedanken, daß deine Liebe mich beglückt! — Sieh, du kennst die Lust der Geister nicht, der die Himmelsbürgerin aus Liebe für dich entsagt — und du würdest sie nicht fassen, wenn ich es wagen wollte, durch Worte deinem Blick ihre Tiefen zu öffnen. Auch ist ja selbst die Sprache, die der Mensch kennt, nur ein Kind der Erde — wie könnte sie denn jene Ziffern des Himmels wiedergeben, die Eure Welt nie äußerlich vernimmt — deren tröstliche Lichter nur im Innern der gläubigen Seele unauslöschlich funkeln? — Aber ich weiß, daß auch dein reines Herz in den Ahndungen jener Geisterluft lebt, und daß du den Werth dessen fühlst, was ich dir opfre. — Drum lerne hieraus deinen eignen Werth kennen, geliebter Mensch — drum wage es doch, dieses Wesen mit voller Liebe in deine treue Brust aufzunehmen, das sich dir in so schmachtender Sehnsucht ergibt!

Thraſis. Göttliche Jungfrau, du machſt, daß mein Herz erſtarrt — ja es fühlt ſich groß, und deiner Liebe werth! Wahrlich, du biſt ein Bote jenes himmliſchen Sohnes, den mein frommer Vater verkündigte — du naheſt mir zu unſäglichem Heil! (Er ergreift ihre Hand.)

Hermilia. (Entzückt empor blickend.) Dank dir, Vater — er faßt mich — und mein Freund iſt mein! — Ja, Geliebter, bewahre dir ewig die Reinheit deines Herzens, und laß nie ab von dieſem Glauben: Des Menſchen Herz iſt groß; es hebt in ſeiner Schönheit ihn den reinen Geiſtern gleich; und Ihr werdet ſeyn, was wir ſind — ewige Gedanken!

Thraſis. Ach, dein Bild lächelt zu mir herüber in der Schöne deiner Ewigkeit!

Hermilia. Auch ſchaueſt du in mir ein Menſchenweſen an, in welchem ſich das himmliſche Urbild noch rein abſpiegelt — deſſen Seele ſich treu im Körper ausdrückt — nicht in fehlerhafter Zeugung durch eine widerſprechende Hülle entadelt, ſondern von der göttlichen Kraft ſelbſt mit gleichartigen Formen umhüllt. — Aber Eure widernatürliche Liebe und Auferziehung macht, daß hienieden nicht jeder Leib ſogleich ſeinen inwohnenden Geiſt treu und offen darſtellt, und daß nur der Geweihte des Himmels das ſchöne Seelenbild hinter dem dunkeln Vorhange zu erblicken vermag. Doch ſtrebt

alles Leben ewig wieder zu ſeiner höchſten Wahrheit auf. Sieh hin zur Pflanze! Wie die halbzerdrückte ſich noch zu ihrer ſchönſten Geſtalt wieder emporheben will, ſo der Menſch in ſeinem verwahrloſeten Leibe! — Ja Euer Heil ſey dann der Zweck meines Lebens!

Thraſis. Welche Schmerzen harren deiner in dieſem ſchwachen Leibe! Wer mag deine Liebe faſſen!

Hermilia. Auch wir waren nicht ſtets, was wir ſind, ſondern einſt umſchränkt von Zeit und Maaß. Indem ich mich freiwillig in die Bande des Fleiſches ſchmiege, werde ich, wie du, und ſteige zu einer neuen, zweifelhaften Laufbahn hernieder, die mich einſt, wenn dieſe Bande ſich löſen, zu einer eben ſo hohen Stufe im Geiſterreiche wieder zurückführt, oder nicht — durch Ewigkeiten nie mehr!

Thraſis. Große, unſäglich gefahrvolle Wahl!

Hermilia. Du biſt zu einem Throne geboren, mein Freund. — O Geliebter, wäre es möglich, daß du dieſe Liebe vergeſſen, die Reinheit und Unſchuld deiner Seele verſcherzen, auch mich, das ſchwache liebende Weib, mit dir zum Verderben hinabreißen könnteſt — oder, daß wir uns einſt, als fremde Geiſter, auf ewig trennen müßten — (Sie weint.)

Thraſis. Nein, du Ewiggeliebte! — In deinem Buſen ſpringt ja der Quell meiner eignen Gedanken; und nie ſoll meine Seele den geheimſten Wunſch

eher auszusprechen wagen, bis sie ihn im Spiegel deines reinen Auges beschaut hat.

Hermilia. Ich werde schwach seyn, wie du. All mein Können muß vergehen. Ich werde nicht mehr vermögen, die Schrecken des Raumes vor deinem Blicke zu vertilgen — nicht, das ferne Eiland der Vergangenheit zu dir herüber zu-ziehen — oder der Gegenwart geflügelte Kinder für dich zu fesseln — oder die heraufwallende Fluth der Zukunft zurückzuschmeicheln — nein, meine Macht wird dahin seyn! — Aber, was ich bin, das will ich dir bleiben ewiglich!

Thrasis. (Fröhlich.) Uns schützt eine Liebe und ein Gott! — Er wird uns nicht dem Bösen zum Raube geben — nicht seine Kinder zu jenem dunkeln Thale irren lassen, wo der giftige Pilz des Verbrechens, und des Neides gelbe Schlangenblume sproßt, und das schwärzliche Laster endlos fortgrünt! — Seine Liebe wird die hoffenden Seelen jenem schönen Lande der Erfüllungen entgegenleiten, das mein freudiger Geist ahndet. — Und wann du nun in der Schwäche eines irdischen Weibes athmen wirst, dann will ich dein Trost und deine Stärke seyn! — Empfange meinen Schwur, Geliebte, daß ich dir und deinem göttlichen Berufe zum Heil meines Volkes getreu bleiben will, und nicht wanken bis zum letzten Athem meines Lebens! — Und eher soll dieser anmuthige Frühling plötzlich seiner starren

Mutter entgegenwechseln — eher mögen die Geſtirne aus ihren himmliſchen Bahnen ſtürzen, und den alten Rieſenbau der Zeit zermalmen, ehe ich dieſen Schwur breche!

Hermilia. So eigne ich dich zu meinem Gemahle — und mit Sehnſucht empfangen meine Lippen den ambroſiſchen Hauch deiner Gelübde. — (Sie küſſen ſich.) Ich gehe, um mich zu dem großen Werke zu bereiten. Schlummre du, mein Theurer, in dieſer Höhle, und verträume ſüß die Stunden unſrer letzten Trennung.

Thraſie. Noch eine Trennung, meine Beſte!

Hermilia. (Voll Liebe.) Du theures Angeſicht, lebe wohl! Auf deinen Lippen wird der Schmerz zum Lächeln, und der ſüße Glanz deiner Blicke gibt mir, ſtatt dieſer Erde, den Himmel zurück. — Schlummre — und wann du mich wieder ſieheſt, dann ſind wir ewig Eins. (Thraſis in die Höhle, Hermilia auf der andern Seite ab.)

Dritter Auftritt.

(Die Gegend der Wildniß, wo Hylanda's Hütte steht.)

Thyrsias und Myris. (Blumen suchend.)

Myris. Gib mir nun deine Blumen, lieber Fremdling, und hier hast du die meinigen. (Sie wechseln die Sträuße, und sehen sich zärtlich an.)

Thyrsias. Du verlierst bei unserm Tausche — ich sammlete noch so wenige!

Myris. Glaube mir nur, sie sind viel wohlriechender als die meinigen. Du verstehst es, die schönsten auszuwählen. — Aber komm nun mit mir dahinab, und laß uns unter jenem Rosmarin- und Myrthengebüsche ruhig sitzen, bis die Hitze vorüber ist. Dort springt ein süßer Quell von ungemeiner Kühle, der uns erfrischen soll — und gewiß, du blickst mich recht matt und durstig an —

Thyrsias. Ach, holdes Mädchen, mich dürstet nicht nach jenem Quell —

Myris. Und du seufzest? — Oder willst du lieber baden — in dem klaren Wasser — (Pause.)

Thyrsias. Warum erröthest du, und siehst mich nicht mehr an?

Myris. (Den Blick gesenkt.) Ich weiß es nicht. Mich dünkt, auch du erröthest? — Komm, laß uns trinken aus dem Quell! Bald wird die Kühlung ein-

treten. Dann wird uns recht wohl seyn. Dann führe ich dich zu köstlichen Früchten hin, und genieße sie mit dir. Dann kehren wir bei'm Eintritt der Nacht zu meiner Mutter zurück — dann ziehen wir alle in die kühlen Kammern jener geräumigen Höhle zur Ruhe ein, und ich bereite dem müden Freunde ein hohes, duftendes Lager — ach, wie sanft sollst du schlummern!

Thyrsias. O du gütiges Geschöpf! Und dann?

Myris. Und dann — erwachen wir und sehen uns wieder dort in der Hütte, und hier — und so soll es ewig fortgehen, mein theurer Leander.

Thyrsias. Ewig! Nicht ewig, du gute Seele! Hast du vergessen, daß ich bald wieder dich verlassen und fortschiffen muß in die weite Welt!

Myris. (Ueberrascht.) Du müßtest! Du könntest dich jemals wieder von mir trennen? Gewiß, du thust mir unaussprechlich wehe mit deinen peinvollen Worten! — (In Angst.) Nein, bei der Gottheit unseres Waldes — bei diesem himmlischen Schmelz, den ihr Frühlingsathem über das Grün unsrer Auen hauchte, schwöre ich: es ist unmöglich, daß du dich jemals wieder von der armen Myris scheidest! (Sie weint.)

Thyrsias. (Zärtlich.) So bin ich dir theuer, meine Myris?

Myris. (Sucht ihre Thränen zu verbergen.) Ob du mir theuer bist? Ach, daß diese lieben hellen Augen

ſo blind ſeyn müſſen! — Aber — wenn ich dir deine eigne Frage zurückgebe? (Sie blickt ängſtlich nach ihm.)

Thyrſias. (Legt ihre Hand an ſeine Bruſt.) Geliebte! In deinen Augen ſtehen zwei große Thränen, die meinem Abſchiede geweiht ſind. O Myris, ich bin ihrer nicht werth — denn ſie ſind köſtlicher als je ein Thau war, welchen die blumige Erde der ſcheidenden Sonne nachweinte! — Du fragſt, ob ich dich liebe? O Myris, mehr als mein Leben!

Myris. (Schüchtern.) Fragte ich ſo? — Aber entferne lieber meine Hand wieder von deinem Herzen. Ich fürchte, ſie möge die ſüßen Schläge dieſes wilden Flüchtlings allzu lieb gewinnen. — Zürnſt du, daß ich ſie zurück verlange! Sieh, meine ganze Seele bleibt dir ja!

Thyrſias. Mir iſt, als müßte ich fürchten, all dieſe Wonne plötzlich wieder in dir vor meinen Augen verſchwinden zu ſehen!

Myris. Du ſprichſt in dieſen Worten alle meine eignen Beſorgniſſe aus. — Nein, laß uns nie wieder vom Scheiden reden!

Thyrſias. Glaube mir, ich wußte bei deiner erſten Erſcheinung nicht, wie mir geſchah. Du zogſt ſo ſchnellſiegend in mein Herz ein, wie eine ſchöne Königin in das längſt hoffende Reich — und ich fühlte jeden meiner innerſten Gedanken dir zinsbar.

Mavis. Du lieber Gefangner! Wie sorgfältig werde ich dich bewachen! — Dort steht meine Mutter mit der guten Itala. — Sage mir —

Thyrsias. Itala nennst du sie! Mich dünkt, ich hörte diesen Namen schon —

Mavis. Sie war stets meine zweite Mutter. Aber sage mir doch, wie ist es möglich, daß ich jene Wesen viel inniger liebe, seitdem ich dich sah? Und doch ist mir, als wäre damals alle Freundlichkeit meiner Seele zu dir hinübergeflohen? O gewiß bist du es selbst, du gütiges Wesen, dessen Nähe diese wunderbare, selige Fülle in meinen Busen goß, die mich mit jedem Augenblick um so reicher an Güte macht, jemehr ich zu verarmen wünsche! — Auch weiß ich nicht, mein lieber Freund, warum ich dir nicht darüber zürnen mag, daß du meine Mutter weniger zu lieben scheinst, als mich! — Ich versichre dich, sie ist viel besser noch, als ich bin. — Ach, sie war einst groß und reich, und sie weint sehr oft darüber, daß wir nun seit sechzehn Jahren so einsam in dieser Wildniß leben müssen.

Thyrsias. (Beiseite.) Himmel, meine Vermuthung bestätigt sich!

Mavis. (Besorgt.) Du sprichst mit dir selbst!

Thyrsias. Warum wolltest du mir den Namen deiner Mutter nicht nennen, liebes Mädchen?

Myris. Weil sie selbst es mir untersagte.

Thyrsias. Verzeih meine Frage. Du hattest Recht, und ich vergaß das.

Myris. Auch fürchte ich schon jetzt, daß ihr Befehl übertreten sey; denn du blickst nicht mehr so freundlich auf deine Myris, als vorher — und gewiß hat meine theure Mutter dieses geahndet — sie liebt mich so sehr —

Thyrsias. Himmlisches Weib! Nein, glaube das nicht von mir! — Ich erinnerte mich nur eines unangenehmen Umstandes bei meinen Geschäften — über welchen ich einen Augenblick nachdenken muß. — Geh voran zum Quell, geliebte Myris. Ich folge dir sogleich nach. —

Myris. Ich gehe. Aber mit welcher Freude werde ich dich dort wiedersehen! (Ab.)

Thyrsias. Ihr Mächte des Himmels — es ist die vertriebne Königin mit ihrem Kinde, und Lymons Weib! Ein Wunder hat sie aus der Schlacht in diesen Wald gerettet; ein wilder Halbmensch hat die Genossen des Reiches gepflegt und erhalten! Das Schicksal selbst mußte mich hieher führen, wo ich mit dem Throne auch meine ganze Seele an diese holde Jungfrau verlor! — Ach ich fühle es — in meinem Busen hat eine zarte Pflanze plötzlich tausend Wurzeln geschlagen. Meine heißen Seufzer werden ihre Zweige aus-

trocknen, aber meine Thränen müssen sie ewig wieder begießen! — O Myris! Schönstes Kleinod dieser Erde! Ja, du bist die reinste unter allen irdischen Jungfrauen — ich schwöre es bei allem, was schuldlos ist, ja selbst bei der Göttin der Jugend und bei dem geheimnißvollen ewigen Schnee, der ihren keuschen Busen härtet! — O wie selig war ich noch vor wenigen Stunden in deiner Liebe, da du mir als das stille Kind des Waldes erschienst! Und nun — nun sehe ich dich, die Erbin eines mächtigen Reiches, wie du verächtlich auf den gemeinen Ritter, auf den verhaßten Sohn des todten Altrans niederblickst! — Feiger Thyrsias! Wagst du keinen Kampf mit dieser Liebe! Soll ein einziger Tag deinen Muth vernichten! Ja, deine Leidenschaft schäumte zu wild — und nun, da sich auf einmal das Eis des Schreckens in dieses kochende Blut stürzte, mußt du zu Grunde gehen! — (Pause.) Ach, dort wartet sie noch auf mich! Die süße Gestalt blickt so sehnsüchtig zu mir herüber! O, du wirst bald über dieses liebende Angesicht hinwegschauen! — Fasse Muth, Thyrsias — werde schnell zum Manne — dadurch, daß du handelst wie ein Mann! (Pause.) Ich will zum Könige zurück. Er soll alles wissen. — Myris, Myris! Dann werden wir uns wiedersehen! Dann werde ich stolz in dein Auge blicken — und bricht es dann nicht mehr vor Liebe zu deinem treuen Jünglinge, so will ich diese Län-

der auf ewig meiden, und fortziehen, ſo weit als der Gottheit himmliſcher Thau die Erde erquickt! — Aber, ich ſollte nicht die Freuden dieſer zauberiſchen Gegenwart noch ſchlürfen? Ja, ich wäre mehr als grauſam gegen mich und gegen ſie ſelbſt, wenn ich nicht dieſe einzige Nacht noch mit ihr unter einem freundlichen Dache wohnen wollte, um die ſanfte Ruhe, die ſie mir beut, und ihre keuſchen Liebesträume in ſo holder Nähe zu theilen! — Doch die morgende Sonne ſoll mich nicht mehr hier finden! — So ſey es!

(Er folgt der Prinzeſſin.)

Vierter Auftritt.

Hylanda und Itala (kommen.)

Itala. (In die Scene zeigend.) Da haben wir's! — Wie ſie ſchon wieder nach ihm zu fliegt! — Beide Hände legt ſie ihm auf die Schultern! Wie ſie nun ängeln und liebäugeln und kucken und liebkücken! Nun, er iſt geſittet, — recht beſcheiden! — Himmel, da lagern ſie ſich gar neben einander zur Quelle! — Ja, trinkt nur! Euch thut kaltes Waſſer Noth! — Gebt Acht, gnädigſte Frau, ſie werden endlich auch noch neben einander einſchlafen!

Hyland a. Wohl ihnen, wenn sie dieß können! — Doch wollen wir ihnen nahe bleiben, Itala. — Hast du wohl einmal jenen sanften, fröhlichen Anblick genossen, zwei unschuldige Kinder schlafend neben einander zu sehen? — Wenn sie, so matt lächelnd, mit ihren schönen, im Spiele hochroth gerasten Bäckchen da liegen, mit der halboffnen Hand noch die lieben Blumen haltend, und mit der andern die Fingerchen des Gespielen —

Itala. Wahrlich, ich begreife Eure Ruhe bei dem allen nicht mehr! Es ich schon längst Zeit, daß man der lieben, goldigen Prinzessin ihren hohen Stand entdecke — und da laßt mich wenigstens dem unschuldigen Engel ein Paar Lehren geben, über ihre naiven Reden, die sich doch wahrlich nicht mehr schicken! — Heute — so oft er sie anblickte, erröthete sie hellauf —

Hyland a. Ja, sie war so schön — es war die hellblüthige Scham, im Rosenschimmer der ersten Liebe gebadet.

Itala. Ihr sahet auch das, gnädigste Frau, und bliebet ruhig?

Hyland a. Könnte es nicht ein Wink des Himmels seyn, Itala?

Itala. Ein reisender Kaufmann, wie er spricht!

Hyland a. O erinnere mich nicht an Dinge, die dahin sind — auf ewig dahin! — Nein, ich sage dir,

dieſer wunderbare Jüngling hat mein innigſtes Vertrauen erworben — ja mein ganzes Herz bewegt ſich, ſo oft ich ihn anſehe. Iſt es nicht, als habe der Himmel ſelbſt dieſe ſchönen Kinder für einander geſchaffen und geweiht, und ihre Seelen hier ſich begegnen laſſen? — Oder glaubſt du, das falſche Glück habe auch ihnen dieſen Frühling der Liebe nur deßwegen ſo himmliſch warm geſchaffen, um daraus den Herbſt des Elendes deſto ſchneller zu bereiten? — Sage, wollen wir uns dem Fremden anvertrauen?

Itala. (In Gedanken.) O wüßte ich doch nur, ob er noch lebte, mein alter kreuzbraver Eheherr!

Hylanda. Theure Freundin, wirſt du mir nicht endlich nachgeben, wenn ich dich auf meinen Knieen bitte, mit Aliran einen Weg aus dieſem Walde zu ſuchen —

Itala. (Heftig.) Euch verlaſſen, meine Gebieterin? Nimmermehr! — Ach wie hätten denn auch jene blutdürſtigen Wölfe dort meines treuherzigen lieben Schäfleins verſchonen können? Erwürgt haben ſie meinen Lymon — und ich will nicht unter ſie! — — Und, wenn wir nun mit dem Jünglinge fortſchifften — ach, ich kann dieſes Land, wo mein treuer Mann einſt lebte, nicht verlaſſen — vielleicht — (Hylanda umarmt ſie und bricht plötzlich in Thränen aus. Sie gehen vorüber.)

Fünfter Auftritt.

Syllo und Doras. (Schleichen hinter einem Busche hervor.)

Syllo. (Heftig und leise.) Seht Ihr nun, Vater, daß ich nicht gelogen habe? Und jetzt kann ich Euch auch die Hütte zeigen, die ich gestern entdeckte. Dort steht sie!

Doras. (Kleinlaut.) Esel, ich wollte, du entdecktest etwas anders! Mir ist, als hätten mich die Gerichtsdiener schon wieder bei'm Flügel.

Syllo. I, wie denn so, Vater? Was thut es uns denn, daß der Prinz Thyrsias hier herumschlampampt? Er will uns vielleicht besuchen.

Doras. An den Galgen soll er gehen! Ich mag von keinem großen Herrn mehr etwas wissen, seitdem ich sechzehn Jahre im Zuchthause gelegen und ihr Gnadenbrod gegessen habe. — Glaube mir nur, ich mußte einmal diesen Prinzen da, den du kennen willst, eine hübsche Strecke weit in einem Körbchen tragen. Und jene beiden Weiber sind niemand anders, als die ehemalige Königin und Lymons Frau —

Syllo. Potz alle Welt! — Nun gut, so wollen wir das dem Könige sagen, und dem alten Herrn Lymon. Die werden sich freuen, und mich wenigstens als Reichsoberjägermeister in Ruhe setzen und Euch als

meinen Viceoberjägermeiſter anſtellen. — Seht, wenn das geſchieht, ſo weine ich Euch Freudenthränen ſo groß als Entenеier!

Doras. Narr, du weißt es ſchön! Hängen werden ſie uns, wenn ſie erſt alles wiſſen, was ich weiß. Ich mag dir albernen Burſchen nur nicht alles ſagen. Nein, der Himmel bewahre mich dafür, daß ich die Stadt wieder betreten ſollte, wo mehr Gefängniſſe ſind als Garküchen!

Syllo. Erleichtert nur Euer Gewiſſen gegen mich, Vater. Sagt mir alles. Ich bin ein kluger Kopf, und weiß Euch für alles Rath und Troſt auszuſinnen.

Doras. Ja, ſo ein dummer Tropf —

Syllo. Nun, probirt es doch mit mir, Vater. Ich bin gar nicht ſchnell, und verderbe im Rathen und Tröſten niemals Etwas durch Poltern. Zum Exempel! Neulich fragte mich Einer, der Hunger hatte, um Rath; da ſagte ich ihm, nachdem ich mich rechtſchaffen beſonnen, weislich: ſieh, daß du etwas zu eſſen bekommſt! Nun, war der Rath nicht brav? Wie gefällt Euch das? — Geſtern, als Ihr Euch über den Regen und Hagel beklagtet, da tröſtete ich Euch doch wahrlich mit der größten Weisheit! Wißt Ihr es noch? Vater, ſagte ich, laßt es nur übles Wetter ſeyn; denn übles Wetter iſt doch noch immer beſſer, als gar keins?

Doras. Schweig, fauler Schlingel, und ſchaff lieber Etwas für dieſen Abend zur Küche!

Sylle. So, Vater? — Ach wenn nur meine Mutter noch lebte! Die wußte immer Rath zu ſchaffen. Es war doch eine kreuzbrave Frau, meine Mutter — und, ihren Jähzorn abgerechnet, konnte man die Selige auch nicht des kleinſten Fehlers beſchuldigen, außer, daß ſie immer mit dem rechten Zeigefinger in der Naſe wühlte, und ihn dann aufmerkſam beſah — doch nur wenn ſie in Gedanken war. — Aber ſtille, Vater — auch für unſern Abendtiſch weiß ich Rath! Seht einmal dieſe Hütte an. Die Menſchen ſind heraus. Ihr könnt hinein. Dort werden ſich Lebensmittel finden. Sobald Ihr dieſe holt, werden ſie uns zugehören — und dann — laßt mich nur machen!

Sechſter Auftritt.

Lilar, (erſcheint und tritt, von Beiden ungeſehen, neben) die Vorigen.

Doras. Hör, Burſche — du haſt da ſo unrecht nicht! Wüßt ich nur, daß die Hütte menſchenleer wäre; du ſollteſt mir einen Verſuch machen. —

Sylle. Ich, lieber Vater? — Nein, ich will

hier warten, bis alles vorbei ist. Euch gebührt die Ehre. Was? Ihr seyd noch ein rüstiger Mann! Der Vater muß etwas für sein Kind wagen!

Doras. Den Augenblick geh hinein, Schurke!

Lilar. (Schüttelt seinen Blumenstab über ihnen. Sie bekommen unsichtbare Stöße und Maulschellen, werden umgeworfen und von allen Seiten, wohin sie sich wenden wollen, zurückgeschleudert.)

Beide. (Durcheinander schreiend.) Was ist das! Hülfe! Ich bin todt! Mordio! Mein Bein! Meine Ohren! Ach, ach, ach! Ich habe kein ganzes Glied mehr an mir! (Sie fliehen.)

Lilar. Ein feiges, elendes, liederliches Geschlecht! Erhabner Osir, hättest du die Gesinnungen dieser Nichtswürdigen hier angehört, wie könntest du dann die Menschen noch so innig lieben! — Ha, ich möchte sie ängstigen und strafen, bis sie in Reuethränen zerflössen! — Doch es ist Zeit, daß ich diesen nichtigen Ball noch einen Augenblick verlasse, um den letzten Befehl des Geisterkönigs zu vollziehen.

(Verschwindet.)

Siebenter Auftritt.

(Vor der Höhle des Thraſis.)

Hermilia. (Kommt und ſieht in die Höhle.)

Der Geliebte ſchläft. — (Sie berührt mit ihrem Palmenzweige die Höhle.) Dich müſſen zartere Gedanken umſchweben, als jemals die Phantaſie mit der Liebe zeugte! Schlummre, bis ich dir und dieſer Erde ganz angehöre. Ja, es iſt an der Zeit! Erſcheine, göttliche Schweſter! Lolli, erſcheine!

Achter Auftritt.

Lolli, (welche von zwei Jungfrauen geführt wird, und ihr Haupt auf die Schulter der einen lehnt,) mit ihren Jungfrauen, und die Vorige.

Hermilia. (Tritt zärtlich trauernd zu ihr.) O meine Königin, in welcher drückenden und deiner himmliſchen Hoheit unwürdigen Geſtalt muß die allzuheiße Liebe für mich dein erhabnes Weſen gefeſſelt halten!

Lolli. (Mit mattem Tone.) Hermilia, verſchweige mir nicht länger das, was du von meinem Schickſale weißt. Denn auf mir liegt ſchwer der Menſchheit bleierner Schlaf.

Hermilia. Sey ruhig, Geliebte! Ich weiß nur, daß ein großer Augenblick dir bevorsteht —

Lolli. So fandet Ihr meinen Schleier nicht wieder! So ist meine Geistermacht mit ihm geflohen — und jener Fürchterliche hat sie geraubt. — Ofir! Ofir!

Neunter Auftritt.

Lilar, (tritt im Hintergrunde auf, und bewegt sich gegen) die Vorigen.

Hermilia. Wer naht uns! (Allgemeines Erschrecken.)

Lolli. (Zornig.) Wie? Du darfst es wagen? Entsetzlicher, fliehe!

Lilar. Verzeih, erhabne Königin — mich sendet Ofir, der Mächtige, dessen großer Name in allen Schöpfungsräumen bekannt ist. Nach aeonenlanger Sehnsucht ward es ihm vom Unerforschlichen gewährt, dich zu finden. Das wundervolle Kleinod deines Reiches fiel in seine Hand. Er bittet dich, es von ihm selbst wieder zu empfangen; denn der Liebende ist dir nahe.

Lolli. Hinweg — bringt mich fort, meine Geister! — (Sie macht eine ängstliche Bewegung zur Flucht, die sich auch den übrigen Jungfrauen mittheilt, und sinkt

dann wehmüthig in Hermilia's Arme zurück.) Nein, ich vermag nicht mehr, ihm zu entfliehen!

(Liebliche Muſik aus der Ferne.)

Lilar. (Tritt ehrerbietig zurück.) Meine Gebieterin — es iſt der König, welcher dir naht.

Lolli. Er naht, der Schreckliche — das ſind ſeine mächtigen Geiſter!

Lilar. Laß dieſe Töne dir wohlgefallen, meine Königin; denn von aller Melodie im Schöpfungsraume iſt der Quellpunkt eine reine Seele.

Hermilia. (Nach oben. Entzückt.) Seht, die Zeit der Himmel treibt neue Blüthen hervor! (Bewegung des Erſtaunens unter den Jungfrauen, indem ſie emporſchauen.)

Lilar. (Sieht nach dem Hintergrunde.) Bereite dich, Gebieterin — der König iſt da.

Zehnter Auftritt.

Oſir und ſeine Geiſter, (die aus dem Hintergrunde kommen,) die Vorigen.

Lolli. Erde — gib mir wenigſtens ein Grab! — (Sie erblickt den König.) Wie? Auch Oſir in dieſer menſchlichen Geſtalt? — Ach er iſt ſo ſchön! (Sie lehnt ſich ſchüchtern wieder an Hermilia's Bruſt zu-

rück. Indem Oſir mit ſeinem Gefolge herzutritt, ſieht man, wie der Ausdruck des Entzückens alle Geiſter ergreift.)

Oſir. (Ueberreicht ihr freundlich den Schleier.) Meine Königin! — Nimm hier deine Macht zurück — mein Diener rettete ſie aus der unwürdigen Hand eines Sterblichen.

Lolli. (Gerührt.) Welche Großmuth! (Sie ſchmückt ſich mit dem Schleier.)

Oſir. Du flieheſt mich nicht, Geliebte? Ja, die Hoffnung beut endlich dem Kummer ihre Lippen wieder! — Es ſoll zum anmuthigen Spiele werden, jenes große Verhängniß, das Geiſter ewig trennt und zu einander reißt! — Wonne dann — Wonne der Unendlichkeit mir und dir!

Lolli. Ich danke dir für deine Güte, und ich weiß nun, daß du nicht auf mein Verderben ſannſt, ſondern Liebe zu mir hegſt. Auch hat deine Liebe die Sprödigkeit meines Weſens beſiegt. — Darf ich noch eine traurige Bitte an dich wagen, ehe ich dir die Hand zur Vereinigung reiche?

Oſir. Fordere ſchnell, was du willſt, meine Gattin — denn all die reinen Geiſter ziehen ſchon bräutlich um uns her, gleich weißen Schwanenheeren ſingend in der blauen Luft.

Lolli. Hermilla will der geliebten Menſchheit

angehören. Auf, entlasse die theure Schwester — weihe sie von neuem der Körperwelt! Du vermagst es.

Hermilia. (Kniet vor Osir.) Erfülle meine Bitte, mächtiger Geist!

Osir. Du willst's?

Hermilia. Ich will's.

Lolli. (Beugt sich trauernd über Hermilia.) Hermilia — Geliebteste — Du willst's!

Hermilia. (In Thränen.) O meine Schwester!

(Stimme des schlafenden Thrasis aus der Höhle.) Hermilia! Hermilia!

Hermilia. (Blickt nach der Höhle.) Dein bin und bleibe ich, mein Freund, und walle mit dir die Bahn der Ewigkeiten! (Sieht zu Osir empor.) Ich schmückte mich durch die Kraft des Unerforschlichen mit dieser Hülle; getreu und willig werde ich ihr Schicksal tragen. — (Lolli umfassend.) Wir sehen uns wieder! (Zu Osir.) Ja, ich begehre es, zum Heil dieses armen Volkes.

(Pause, worinn die Geistergruppen leise über Hermilia trauern.)

Osir. (Mit lauter Stimme.) So nahe mir, und schwöre.

Hermilia. (Hebt sich vor ihm auf und blickt in ekstatischer Wonne empor.) Bei jenem Unaussprechlichen schwör' ich: Ich will's!

(Naher Donnerschlag. Man hört in demselben einige dröhnende Stöße eines doppelten Posaunenchors. Die Geister beugen ihre Knie.)

Osir. (Mit heiterem Lächeln aufwärts.) Du hörst den Geisterschwur — und so verrichtet dein Knecht freudig deinen heiligen Dienst. — (Er legt seine Hand auf Hermilia's Stirne.) Das wache Licht des Himmels müsse zurückfliehen, zur Seelenwelt empor — mit Leib und Blut umhüllt lebe dein Geist in der Dämmerung Traumstoff, bis dir die Heimath wieder leuchtet!

(Ihr Schleier fliegt in die Luft. Hermilia sinkt sanft zur Erde nieder.)

Osir. } (Berühren sie mit dem Blumenstab und
Lolli. } Palmenzweige.)

Lebe wohl!

Osir. Laßt meinen Wagen bereit stehen, daß er bei ihrem Erwachen sie zum Sitze des Königs Midias bringe. — Sahst du den Geist Archis, Lilar? den Vater ihres Geliebten?

Lilar. Mein Gebieter! Ich sah ihn einst im Sterne der letzten Prüfung — doch heute fand ich ihn traurig im Mittelpunkte dieses Walls um die Wohnungen des Erdgeistes her.

Osir. Auf, hin zu ihm — aber eile zu diesem Feste zurück, daß selbst der flüchtigste Gedanke athemlos hinter dir zurückbleibe — gib ihm irdische Farbe

und Gestalt — verkündige ihm diese Begebenheiten, damit er seinen Lieben auf der Erde mit Tröstungen erscheinen, und dann frei und einer der Unsrigen seyn möge. (Lilar versinkt.) Und du, die ich mir zur Gattin auserkor — folge mir zum ewigen Bunde! — Zwei langgetrennte Wesen vereinigen sich nun, um die Stimme einer neuen Liebe durch den Weltraum zu tönen und das Unaussprechlichen grosse Lob auf den unendlichen Bahnen auszubreiten. — Ihr Geister, jetzt befreundet, wie wir — feiert mit uns diesen bräutlichen Bund. (Sie umfassen sich. Leise Musik. Die Geister auf beiden Seiten ziehen ehrfurchtsvoll und langsam in Reihen um die Liebenden. — Eine zischende Flamme scheint den innern Vorhang zu zerreißen. Man sieht bei geröthetem Himmel einen glänzenden Lichtpallast im Hintergrunde. Unsichtbare Chöre lassen sich in der Luft hören. Die Geister ziehen Paarweise in die Vorhöfe des Pallastes ein. So wie die letzten in dem ersten Vorhofe verschwunden sind, hebt sich der Bau in die Luft, das Theater wird verdunkelt und die Chöre entfernen sich allmählig.)

Eilfter Auftritt.

Hermilia. (Sie erwacht und hebt sich lächelnd empor, während sie noch auf die letzten Töne der verhallenden Chöre horcht, und ihre Arme nach jener Gegend ausbreitet.)

Selige Geister! Ihr seyd schon zurückgeschwebt in

die Fluren des ewigen Frühlings — aber die Sehnſucht nach Euch und Eurer reinen Himmelsluſt iſt wunderbar in meinem Herzen aufgekeimt; und ich fühle es, ſie iſt das Beſte und Heiligſte an dieſem Leben! (Der volle Mond geht auf.) Sey mir dann gegrüßet, freundliche Erde, mit deinem ſtillen Lichte, welches jene melancholiſche Fürſtin der Nachtſchatten heute ſo heiter in dieſe Dämmerung herüberblickt! — Wie lieb biſt du mir, du ſüßes, ſchöngeſchmücktes Land, das einſt ſelbſt der hohe göttliche Sohn Seiner Erſcheinung würdigte — deſſen rührende Menſchengeſtalten Sein allliebendes Herz zu ſo großem, innigem Jammer bewegten, daß Er es nicht verſchmähte, vor allen Formen die ihrige anzunehmen. (Sie kniet betend nieder gegen das Grabmal gewandt.) Ja, auf dieſem hochgeweihten Sterne war es, ewiger Gottmenſch, wo du einſt für deine ſchöne Güte und Wahrheit bluteteſt — wo ſie dich marterten, die du liebteſt, daß von deinem Todesgeſchrei die grundloſen Tiefen der Schöpfung erzitterten — wo du ihnen für den Tod, denn ſie dir gaben, ein endloſes Leben und Heil brachteſt! — (Zwiſchen den Roſen des Denkmals ſteigt ein flammendes hohes Kreuz, in Jeruſalemitiſcher Form, aus dem Grabe allmählig empor. Hermilia ſinkt auf ihr Angeſicht.)

(Eine ſanfte Stimme aus dem Grabe.) Ich trug ſein Zeichen über dieſe heidniſche Erde; doch ſie verkannten mich,

Auch du wirst es ihm nachtragen; aber er hat dich zur Retterin ihrer Seelen geweiht! (Das Kreuz verschwindet wieder.)

Hermilia. Ach, es war dein Zeichen, Sohn des Unaussprechlichen! — Aber, o reinster aller Menschen — wie soll ich einziger armer Sterblicher dein heiliges Bild mit meinem Dichten und Trachten zu erfassen wagen — dein Bild, in welchem das Beste aller Zeiten und Sterne, mit Leib und Blut umhüllt, mich so strahlend blendet! Ach, ich habe ja deinem Bilde nichts zu geben, als dieses einzige arme Leben voller Schwächen, in welchem ich dein eignes, das höchste, nachbilden soll? Wie mag das schwache Vorbild, das diese Menschenbrust umschließt, an deine hohe Herrlichkeit reichen! — (Pause, in der sie demüthig das Haupt zur Erde neigt.) Doch — ich fühle deinen Trost und deine Weihe in unaussprechlicher Wonne! — (Sie tritt empor.) So stärke nun die gottentsprungne Erdentochter, daß sie freudig und geschickt sey, den großen Tod, der uns das Leben wiederbrachte, diesem frommen Heidenthume zu verkündigen.

(Sie geht in hoher Entzückung.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Das Innere eines Tempels. Im Hintergrunde brennt ein Opferfeier.)

Eunubis. (Kniet in der Mitte. Zu beiden Seiten ſtehen, während er den Pſalm betet, die übrigen)

Prieſter.

Eunubis.

Allmächt'ger Geiſt, der alles iſt und ſchafft!
Wer nennt in Einem großen Namen dich,
Wie ihn des Himmels Veſte donnernd ruft,
Wie er in Blumen deine Erd' umblüht,
Wie tief in des Gemüthes ſtillen Räumen,
Wie an der fernen Bergeshöhe Säumen
Dein Zeichen mächtig wetterleuchtend glüht?
Dein Ruhm ertönt aus jedes Menſchen Mund,
Vom Felſenſturz verkündigt ihn der Strom,
Und mit dem Strome brüllt der Löwe ihn,
Des Waldes Rieſen heben tauſendarmig
Zum heil'gen Blau die Knoſpenwipfel auf;

Denn alles ward von deiner Hand bereitet
Und jedes rührt zur Freude meine Seele!

Chor der Priester.

Mit Segen hast du Berg und Thal geschmückt,
Und alles auf den fetten Angern trieft
Von des gekrönten Jahres Herrlichkeit.

Cunnbis.

Du jauchzest nun mein trosterfülltes Herz!
Denn bange lag ich in des Zweifels Kampf,
Den Geist umhüllte Nacht, und fürchterlich
Umbrausten mich des Abgrunds schwarze Bäche;
Da wardest du mein Fels und meine Burg,
Frei ward ich wieder, gleich dem Adlerjüngling,
Steil, wie der Gemsbock auf freien Waldeshöhen.
Um's Leben bat ich dich, da liehst du
Auf deines Lebens lichterfüllten Auen
Das Grün der Ewigkeit mich freudig schauen.
Drum töne dir ein neues Jubellied!

Chor der Priester.

(Indem sie Räuchwerk auf ihre Feuergefäße streuen.)

Wie lieblich, Herr, ist deiner Tempel Pracht!
Wie wohl ist mir in deines Heiligthums
Vertiefen, wenn ich, ferne von der Welt,
In heil'ger Stille singe hier dein Lob!

Eunubis.

Laß, Heiligſter, mein Opfer dir gefallen!
Ein reines Herz, in Demuth dargebracht,
Iſt alles, was der arme Menſch vermag.
Doch weihe ſelbſt, o liebevoller Geiſt,
Dieß Leben, das zu deinem Dienſte lebt,
Und laß dein göttlich Angeſicht mir leuchten.

Chor der Prieſter.

Es leuchte uns die Wahrheit ewiglich,
Der Treue Blumen blüh'n auf Erden wieder,
Gerechtigkeit und Friede küſſen ſich,
Und alle Völker ſingen Dankeslieder.

(Nach Endigung des Pſalms fallen alle Prieſter, außer Eunubis, auf ihr Antlitz.)

Eunubis.

Erhabner Geiſt! In brünſtigem Gebet
Ruf ich für dieſes Landes Wohl dich an,
Das ſechzehn Jahre hart dein Zorn gedrückt!
Verzeih dem Wurm, o Unerforſchlicher,
Wenn demuthsvoll er zu erforſchen wagt,
Ob unſrer bittern Reuezähren Opfer
Dein Antlitz wieder gnädig uns geneigt! —
Fort, Stimme, dringe durch die Nacht des Alls

Bis hin zum Thron des Unaussprechlichen,
Daß Sein allmächtig Wort mir werde kund!

(Er erhebt sich zuletzt, breitet entzückt seine Arme zum Himmel und geht in das innere Heiligthum. Die knieenden Priester sprechen leise Gebete.)

Zweiter Auftritt.

Der König und sein Gefolge (kommen vorn durch eine Seitenhalle und knieen ebenfalls zu beiden Seiten nieder,) die Vorigen.

König. Große Gottheit, verstoße nicht den Sünder von deinem Angesichte, der sich deiner Gerechtigkeit zu unterwerfen bereit ist! (Er betet still. — Pause. — In der Opferflamme zuckt ein Blitz, die Flamme brennt mächtiger. Man hört im Innern ein donnerähnliches Brausen, dazwischen die Töne einer angenehmen Stimme, doch dem Hörer unverständlich. — Alle blicken fröhlich zum Himmel. — Pause. — So wie der Oberpriester aus dem Innern tritt, erheben sich alle in rascher Bewegung.)

Eunubis. (Naht feierlich und mit verklärten Blikken dem Könige, der in ehrfurchtsvoller Erwartung da steht.) So spricht die Gottheit: Du bist mir ver-

ſöhnt und haſt Gnade gefunden. Dein Weib Hylanda hat dir einen Sohn geboren. Schon naht Deine Retterin. Auf, ziehe mit ihr in die Wildniß von Myra, und finde dort das Glück wieder.

König. O ſo laß es allem Volke verkündigen, und durch zehntägige reiche Dankopfer die Gottheit für dieſe Gnade loben! — Kommt, meine Freunde, daß wir uns zur Reiſe anſchicken! Die göttliche Gnade hat ſich wieder zu uns gewandt!

Dritter Auftritt.

Lymon mit Hermilia, die Vorigen.

Eunubis. (Von Hermilia's Anblick ergriffen.) Unſre Retterin naht! Ja, mein König, ſie iſt es, die mir ſchon im Traume erſchien!

Lymon. Eine wunderbare Jungfrau von himmliſcher Schönheit verlangt zu Euch, mein gnädigſter König.

Eunubis. Ihr Blick iſt groß und mild — er ſpiegelt ſich in unſern Freudenthränen, wie der Mond auf die Wellen des Meeres herabſieht.

Hermilia. (Faßt des Königs Hand.) Sey gegrüßt, mein theurer König.

König. Ein himmliſches Ahnden dringt in deiner Berührung durch meine Seele — ich empfinde einen Wohlgeruch gleich den Blüthenwinden um den Gewürzbaum her, ja gleich dem balſamiſchen Athem einer Göttin. (Er umfaßt ſie.) Ich umarme dich, Holdſelige, wie des Menſchen Phantaſie die fruchtbare Frühlingszeit bewillkommt. — Was willſt du von mir?

Hermilia. Dir naht eine befreundete Seele aus Archis Stamm, mit innigem Flehen. Sie bittet viel von dir — ſie bittet um die Hälfte deines mächtigen Thrones: aber ſie verlangt nur ein Reich zurück, das du einſt raubteſt — auch iſt es deines eignen Vaters Urenkel, der dich bittet, und den ich unter meinem Herzen trage. — Könnteſt du, mein König, dem großen Worte Hohn ſprechen, das die Zunge der Natur ausruft! Wirſt du die Bitte gewähren?

König. Ob ich ſie gewähre? Beim Himmel, ja! (Er ſchaudert zuſammen.) — Ha, wird es Morgen!

Hermilia. Ich danke dir für uns und dich.

Eunubis. O wohl uns allen! Der Spruch der Gottheit erfüllt ſich! (Bewegung des Königs, der ſein Geſicht wieder erhält.)

Lymon. (Schreiend.) Allmächtiger Himmel! Der König ſieht — er iſt nicht mehr blind, der gute, beſte König — kommt alle herzu — er ſieht, er ſieht! (Allgemeine Bewegung des freudigen Erſtaunens.)

König. (Entzückt umherschauend.) O holdes Morgenlicht — woher? Ja, Licht hat mein Wesen wieder durchdrungen — ich erkenne Euch, meine Freunde — ach, hier sind wir alle — und, wohl mir, es ist der schöne Glanz im Hause des Herrn, der mich umgibt — hier opfert man dem Könige der Könige — Ihm soll mein Herz ewig singen! — Und du, o himmlisches Weib! laß mich dir danken! (Er will ihr zu Füßen fallen.)

Hermilia. (Hindert den König daran, faßt ihn in ihre Arme, und zeigt, seinen Blick leitend, gen Himmel.)

König. (Bleibt in betender Stellung zum Himmel schauend und sanft an Hermilia gelehnt, stehen.)

Eunubis. Ja, herrlich ist er nun wieder aufgegangen, der holde Augenstern dieses Landes! — Der gnädigen Gottheit, und dir, o göttliches Weib, verdankt unser neubeglücktes Reich dieses erhab'ne Wunder!

Hermilia. Nur Er allein, der Ewige, schuf es, und mich würdigte Er nur zur Botin Seiner Gnade. Aber auch an dich, du würdiger Priester, geht meine Sendung. Die Angst deines reinen Herzens drang bis vor Seinen Weltenthron. — Kennst du jenes himmlische Gnadenzeichen? (Das hohe Kreuz steigt im Hintergrunde vor dem Heiligthume empor. Eunubis und die Priester knieen nieder. Alle Uebrigen stehen mit

gefalteten Händen der Erſcheinung gegenüber, bis dieſe wieder verſchwindet.)

Hermilia. (Entzückt.) Seht da — des Sünders Troſt am Grabe!

Vierter Auftritt.

Der Geiſt des Archis, (tritt mit einem Donnerſchlag aus der Seitenmauer hervor,) die Vorigen.

Der Geiſt. (Mit ſanfter verklärter Stimme.) Verſöhnt ſind wir — verſöhnt, geliebter Midias — verſöhnt, mein Bruder!

König. Ha, ich erkenne dich, beunruhigter Geiſt des Ermordeten! Warum ſteigſt du aus jenen Schlünden des Todes in ſo ſanfter Geſtalt herauf? Du ſollteſt Worte zu dem Sünder reden, vor deren entſetzlichem Schalle jeder Gedanke des Glücks ſcheu in den Schooß ſeiner Seele zurückfliehen müßte! — Und du bieteſt mir Verſöhnung!

Der Geiſt. Du richteteſt mich einſt nach meinen erſchrocknen Mienen — und du richteteſt allzuſtrenge. Mein Herz war nicht frei von Sünde. Doch kämpfte ich, und war nicht gefallen — und ſie, deine treue Gat-

tin lebte unwiſſend und rein, wie Engel ſind. — Aber nun iſt aller Streit getilgt zwiſchen dir und mir. — Dein Sohn lebt, und der meinige lebt. Laß ſie brüderlich dieſes Reich theilen. Lebe wohl, mein Bruder — denn es iſt nun an der Zeit, daß mein geprüfter Geiſt ſich aus dieſen Gebieten der Unterdrückung aufſchwingen darf in die Blüthengefilde des ewigen Sieges und der Freiheit. Dort ſehen wir uns einſt wieder. Lebe wohl. (Er verſchwindet.)

König. Habe Dank, du guter Geiſt, für die Hoffnung, die mich in deinen letzten Worten wie ein brünſtiger Schauer durchglühte!— Auf, Ihr Prieſter, verkündigt unſerm Volke dieſe großen Wohlthaten der Gottheit. Und Ihr, meine übrigen Freunde, laßt uns eilen, unſrer Retterin zum heiligen Walde zu folgen. — Man ſoll die ſchnellſten Pferde ausſuchen. Schon iſt es tief in der Nacht; aber wir wollen ſogleich aufbrechen — denn die Sterne des Glücks werden uns leuchten. Komm, meine Tochter!

Hermilia. Folge mir, lieber Vater, zu meinem Wagen. Er wird uns und dein ganzes Gefolge ſchnell zum Ort unſrer Beſtimmung bringen. (Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

(Der Wald von Mora. Vor Hyalanda's Hütte. Kurz vor dem Anbruche der Morgendämmerung.)

Thraſis (umherirrend.)

Zu frühe verließ ich meine Höhle! Fruchtlos bin

ich die halbe Nacht umhergeirrt. Noch ſchreit die lichtſcheue Eule — Feen und Elfenzüge ſchwärmen ſchimmernd durch die Luft, und ſcheinen ihre Fackeln an dieſem bleichen Mondlichte anzuzünden, deſſen betrüglicher Schein mich in ſo tiefe Irrwege leitete. — Wo ſoll ich nun die theure Hütte finden, bei welcher mir die Geliebte begegnen wird? — Es iſt überall noch im Walde ſo ſtill, wie im Gebiete des Schlafs. — (Geſchrei des Wildes und der Nachtvögel.) Schreit nur ängſtlicher und rührt euch zum Aufbruch, ihr Gezüchte der Finſterniß! O, brich hervor, erſehnter Morgen, mit deinen ſchauerlich ſummenden Frühwinden, und jage das unruhige Wild über die Haide ins ſtille Lager zurück! Und du Hekate, renne ſchneller in den Lüften, und lenke mit deinem wiehernden Zaubergeſpann abwärts durch dieſe Schattenwolken! — Aber ich fühle, daß mich ein unwiderſtehlicher Schlaf befällt. Ich vermag nicht weiter, und muß hier den Morgen erwarten. (Er legt ſich zum Schlafen nieder.) O Geiſt, der du mir erſchienſt! Hätteſt du mich getäuſcht? Warſt du ein feindſeliger Geiſt — eine Truggeſtalt der Hölle? — Ach nein, du glicheſt ja meiner eignen Geſtalt ſo ſehr — wahrlich, du warſt Archis, der ſelige Geiſt meines wahren Vaters! (Er entſchläft, der Morgen bricht an.)

Sechster Auftritt.

Thyrſias. (Flüchtig.) Myris. (Die ihm ängſtlich folgt.)

Myris. Nein, verbirg es mir nicht länger! Du wollteſt deiner Myris entfliehen, die eher ihr eignes Leben läßt, als dich! — Ach, ich allein hörte es, wie du leiſe deine Ruheſtelle verließeſt und fortſchlichſt — und als deine Tritte ſich entfernten und deine Hand die Oeffnung der Höhle ſo [illegible] wieder verſchloß, da pochte mein geängſtetes [illegible], [illegible] folgte ich dir leiſe, und die Spuren im Morgenthau leiteten mich zu dir —

Thyrſias. Nein, bei'm Himmel, ich wollte dich nur verlaſſen, um dich deſto eher wieder zu finden —

Myris. Willſt du, daß mein Leben in Thränen dahin ſchmelze? (Wehmüthig.) O, es war nicht gut von dir, daß du deine Waffen wiedernahmſt, um jetzt mit ihnen von mir zu fliehen — nun, da du der beſte Theil von mir ſelbſt geworden biſt!

Thyrſias. (Mit Leidenſchaft ihre Knie umfaſſend.) Myris! Myris! Gedenke dieſer Worte, die du jetzt ſprachſt! Geliebte, die mir theurer iſt, als alles Theure, was ein menſchlicher Gedanke zu ermeſſen vermag — o denke deiner Worte — denn ich werde dich einſt wieder an ſie mahnen! — Aber laß mich jetzt — ich beſchwöre dich — denn ich muß — ich muß fort! Sieh, ſchon verbirgt ſich das Wild, und längſt ſind die Geiſter der Nacht verſunken. — Ich gehe. Doch glaube mir, nimmer ſoll je-

ner rollende Mond, der jetzt auf seiner olympischen Bahn erblaßt — nimmer sollen jene flammenden Vorläufer Hyperions, die dort im Osten so mächtig aufspringen, mir wieder leuchten, wenn ich dich auf immer verlasse!

Myris. So sage mir, warum du mich jetzt verlassen mußt, damit ich meiner Traurigkeit nicht erliege.

Thyrsias. Du willst es. So höre dann! Deine Mutter heißt Hylanda, und ist eine Königin — die vertriebne Königin dieses Reichs, welche in wenigen Tagen den ihr gebührenden Thron siegreich wieder einnehmen, und seinen Glanz mit ihrer Prinzessin und Thronerbin theilen wird und soll.

Myris. (Erfreut.) Ich, eine Prinzessin? Meine Mutter eine Königin! Das wußte ich nicht. Und du!

Thyrsias. Ich aber bin kein Fremder, sondern dein eigner Unterthan — zwar nicht Kaufmann, aber doch nur ein Ritter, und nicht eines Königes Sohn.

Myris. (Mit edlem Stolze.) Glaube mir, ich habe stets hohen Muth in meiner Brust gefühlt. — O wie innig freue ich mich über das Glück meiner theuren Mutter! — Sie eine Königin, sagst du? — O dann — (Indem sie zärtlich ihre Knie vor Thyrsias beugt.) sey du mein König — laß mich deine Magd seyn — und meine edle Mutter sey deine und meine Königin — und die Liebe unser Gott!

(Aufgang der Sonne.)

Thyrsias. (Leidenschaftlich.) Mit diesem Worte bist du auf ewig mein! Ich lasse nun nimmermehr von dir, du himmlisches Geschöpf! Erbitten will ich dich von Göttern und Menschen — erkämpfen dich, mein süßes Eigenthum, von ganzen Heeren — ja selbst von den Rotten der höllischen Geister!

Myris. (Zart.) Er liebt mich! O hört es, ihr

Bäume des Waldes, und du, glänzender Morgenthau, deſſen Funkenregen uns von dieſen Wipfeln umträufelt! Sieh herab, du ſtillſchwebender Adler, der ſich dort am Himmelsther im Lichtſtrome des Morgens badet! Er liebt mich! — Hör es, du neugeborne Sonne — ach, bald hätteſt du das arme Mädchen noch vor dem Brautkuſſe als Wittwe wiedergeſehen! — Nimm ihn hier nun freiwillig, theurer Ritter, den Brautkuß ewiger Liebe, vor dem du geſtern die Unwiſſende fliehen ſahſt — (Sie küſſen ſich.) und nun — fliehe — fliehe, mit ihm in der Seele, fort von mir, wenn du noch fliehen magſt! (Umſchlingung.)

Thyrſias. Nein, ich fliehe nicht — werde daraus, was wolle! Ich nehme Euch alle mit mir! — O welch eine Morgenröthe wirft heute ihre Wellen über die Dunkel dieſes heiligen Waldes herauf — wie erleuchtet ſie deine liebenden Augen, holdes Mädchen! Sie funkeln reiner, als die Diamanten dieſes Thaues! — (Er erblickt den Schlafenden.) Aber was iſt das? Wer iſt jener Schlafende! Seine Bildung iſt ſo edel —

Myris. (Aengſtlich.) Sollte er unſrer Liebe gefährlich ſeyn, ſo laß uns ihn fliehen, mein theurer Freund!

Thyrſias. Vielleicht bedarf er unſrer Hülfe. Laß mich ihn erwecken. (Er berührt ihn. Thraſis wacht auf, und erhebt ſich.) Sage uns, wer du biſt, Fremdling!

Thraſis. Ich bin in dieſem Walde einheimiſch, du ſchönes Paar. — Ein ſeliger Geiſt, der ſich der Geiſt meines Vaters nannte, erſchien mir, und bezeichnete in dieſer Gegend eine Hütte, die ich aufſuchen ſolle — worinn ich zwei Männer und drei Frauen finden werde —

Thyrſias. Du haſt ſie gefunden, Freund. Dort iſt die Hütte, und wir ſind zwei von ihren Bewohnern.

Thraſis. Hier werde mir auch, verſprach der Geiſt, die Geliebte wieder erſcheinen, die ich verloren habe.

Thyrſias. Eine Geliebte verlorſt du? O beklagenswerther Jüngling, wie tief fühle ich deine Traurigkeit! Sieh, auch wir lieben uns —

Myris. (Verbirgt ihr Geſicht.) Ach wenn ich dich verlieren müßte, mein Freund! (Thyrſias ſchlingt zärtlich ſeinen Arm um ſie.)

Thraſis. Ich danke dir, du gute Seele! Du fühlſt meinen Schmerz. — Ach ſie war ſo ſchön — ſo anmuthig! — Und unſre Liebe war ſo reich und blühend geworden, wie die Quellenufer im Mai! — Ach, ſie war eine Himmliſche!

Myris. Du rührſt mich unbeſchreiblich, armer Jüngling — du ſcheinſt ſo gut — und doch mußte dich ein Unglück betreffen, dem gewiß kein anderes menſchliches Leiden gleich ſeyn kann! — Aber wir wollen mit dir klagen, wie treue Geſchwiſter, und dich ſo lange zu tröſten ſuchen, bis jener gute Geiſt dich die Geliebte wieder finden läßt. Begleite uns in die Hütte. Meine Mutter wird bald dahin kommen; und ſie iſt eine kluge Frau, die dir beſſer wird zu rathen wiſſen, als wir.

Thyrſias. Komm, armer Freund, ermuntre dich. (Sie gehen in die Hütte.)

Siebenter Auftritt.

Hylanda und Aliran, (kommen im Geſpräche; Aliran mit verändertem Barte, und im Gewand eines Feldherrn,) zuletzt Itala.

Aliran. Alles dieß, meine Königin, offenbarte mir der Geiſt des edlen Königs Archis in der vorigen Nacht. Und als der junge Morgen meine Augen öffnete, da erblickte ich neben meinem Lager dieſe Gewänder und Ehrenzeichen — Bilder einer vergangnen Herrlichkeit, auf

die ich Verblendeter einſt einen allzugroßen Werth ſetzte. Aber, wohl mir, ich war nicht mehr ein verworfnes Thier — nicht mehr jenes heulende Ungeheuer, das Euch vormals zum Abſcheu und Mitleiden zugleich bewog — nein, die Finſterniß war aus meiner Seele geſchwunden, und der Troſt des Himmels kam auf mich.

Hylanda. Und ſo iſt es gewiß, daß dieſer Thyrſias, dem mein Mutterherz beim erſten Blicke ſchon entgegenſchlug, mein wahrer Sohn, die ſchöne Myris aber deine eigne Tochter iſt! O ſie wird doch ewig auch die meinige bleiben!

Aliran. Setzt keinen Zweifel mehr in meine Redlichkeit, theure Königin. Aus ſtrafbarer Vorliebe für den Prinzen des Archis trachtete ich ſchon vor Eurer Niederkunft nach dem jungen Leben, das Ihr ans Licht bringen würdet. Allein die gleichzeitige Entbindung meiner Majala begünſtigte mich ſo ſehr — und alle Gebräuche am Hof — alle Zugänge des Pallaſtes waren mir ſo ganz bekannt, und in meiner Gewalt, daß es mir durch einen vertrauten Diener, den ich aus dieſer Wildniß zu mir berief, gelang, meine neugeborne Tochter, ohne Euer und meines eignen Weibes Wiſſen, gegen Euren Sohn auszutauſchen. So ſah ich mich ſelbſt gerächt, und den jungen Thraſis in der alleinigen Hoffnung zum Throne beſtätigt, da das Volk die weiblichen Regenten haßte. Und ſo, meine Gebieterin, überfiel mich der Zufall jenes traurigen Mordes — und Reue, Furcht und Verzweiflung verſtrickten mich in neue Verbrechen, bis endlich die Gottheit eine volle Schale ihres Zornes über mich ausgoß.

Hylanda. Armer Mann, ich kann dich nicht haſſen! Denn du verlorſt ein hohes Kleinod in deiner Ma-

jala — auch haſt du außerdem ſo lange und ſchrecklich gebüßt! — Nun, es wird alles gut werden.

Aliran. (Knieend.) Noch einmal, o ſchwer beleidigte Hylanda, vergönnt, daß ich Unglücklicher Eure Verzeihung erflehe!

Hylanda. (Hebt ihn empor.) Du haſt ſie von ganzem Herzen. Der Himmel gebe nur, daß ich meinen verſöhnten Gemahl bald wieder an dieſe Bruſt ſchließen darf! Aliran, mache dich ſogleich mit dem Prinzen auf die Reiſe, und überbringe die frohe Botſchaft.

Aliran. Vergönnt nur, gnädigſte Königin, daß ich vorher mein theures Kind zum erſtenmal ans Herz drücke. Ich werde ſie aufſuchen.

Hylanda. Was iſt das? Itala kommt dort ohne die Kinder zurück?

Itala. (Außen Athem.) Weder an der Quelle, noch in der Laube ſind die Unglückskinder zu finden — Ach! Ach! Ach! die Freude macht mich todt, und das entſetzliche Laufen bringt mich gar ins Grab! — Halt! — ich höre ſie ſchon dort in der Hütte piepern und ſchnattern! — Schickt ſich das, ſo allein! Nun, ich waſche meine Hände in Unſchuld! Kommt, gnädigſte Frau! — Ach, mein alter, uralter Lymon!

Hylanda. In deine Arme dann, mein ſchöner Schmerzensſohn! (Sie eilen in die Hütte.)

Achter Auftritt.

Zwei Ritter, (welche den ſich ſträubenden) Syllo (und den alten) Doras (herein treiben.)

1. Ritter. Fort, zeigt uns den Weg!

2. Ritter. Seht nur, wie die Schufte zittern!

Der Alte ſieht ſo blaß aus wie Aſche — und der Junge ſo dick und molkig wie die Milch einer bezauberten Kuh.

Syllo. Nu, nu, hört nur endlich auf zu bläuen. Da iſt ſie ja — da ſteht ſie ja leibhaftig vor uns, die leidige Hütte! — Seyd nur ſtille — die Geiſter werden gleich auch da ſeyn. Und wer weiß, wer dann die beſten Schläge von ihnen bekommt! Denn, was mich anlangt, ich hoffe noch ihr Schwager zu werden. — St! Hört Ihr noch nichts? — Es wird hier bald ſo viel zu fühlen geben, daß Euch Hören und Sehen vergeht!

2. Ritter. Du haſt Recht. Die Geiſter hier zu Lande haben wahre Repetirfäuſte!

Syllo. St! Herr, ſprecht nicht unziemlich von meinen lieben Herren Vettern, Oheimen und Schwägern!

1. Ritter. (Betroffen.) Ja, ja, hier waren wir ſchon einmal. Ich fühl' es noch in allen Gliedern!

Syllo. Nur eine kleine Geduld! Eh' Ihr Euch verſeht, habt Ihr eine unſichtbare Ohrfeige weg, eine Ohrfeige, vor deren unerhörtem Sauſen das Weltmeer brüllend davon läuft!

1. Ritter. (Zu Syllo.) Du, geh in dieſe Hütte, und ſieh, wer ihre Bewohner ſind.

Syllo. Ich, Herr? Daß ich dort mit meinem geſunden Leibe zu Schaden käme? Nicht für eine Tonne Goldes! Was hilft mir eine Tonne Goldes im Tode? Nein, nicht für einen Diamant, ſo groß als ein Leichenſtein! Ich halte mir gern den Magen warm, Herr!

Doras. (Kratzt ſich hinter den Ohren.) Hört, Ihr Herren! Ich will Euch wohl die Hütte auskundſchaften, wenn Ihr meinen geſunden Hals garantiren, oder mir eine Kütte verrathen wollt, die den Kopf im voraus vom Rumpfe trennen läßt. Denn die Geiſter ſind nicht

ſo ſchlimm, und nehmen am Ende doch immer Raiſon an — aber es ſpuken hier herum gewiſſe Menſchen, bei deren Anblick mir zu Muthe wird, als müßte ich meine Haut in kleine Fetzen ſchneiden, und wieder zuſammenknüpfen, und mich einſtweilen daran aufhängen, um nur dem größern Ungewitter zu entgehen.

1. Ritter. Was haſt du begangen, Alter?

2. Ritter. Freund, wir verderben die Zeit! Verhört ihn ein andermal. — Mich ſoll die ganze Hölle nicht mehr von dieſer Hütte zurückhalten. (Indem er raſch in die Hütte dringt, ſieht man in der Thüre derſelben den Thorſias, der ihn bewillkommt.) Dort iſt ja der Prinz! Viktoria! Er iſt da!

(Man hört in der Ferne Lärm, und auf mehrern Seiten mit Hift- und Jagdhörnern Fanfaren blaſen.)

1. Ritter. Dort kommen unſere Leute. (In die Scene rufend.) Der Prinz iſt gefunden! Laßt es dem Könige melden. Leute, alle hieher — umgebt dieſe Hütte! (Es kommen Einige.) Welch Getöſe iſt das!

Einer vom Gefolge. Der König iſt bereits ſelbſt im Anzuge.

1. Ritter. Welch ein Glück, daß wir ihn noch vor des Königs Ankunft fanden!

Ein Anderer vom Gefolge. Der König kommt ſchon!

Doras. (Kratzt ſich.) Ich wollt', er bliebe zu Hauſe!

1. Ritter. Ich muß ihm mit der frohen Botſchaft entgegengehen. — Seht, wir Ritter haben nach ſo vielen Leiden den Prinzen doch noch gefunden! (Ab.)

Sylla. Ihr? Nun ja! — Seht einmal, Vater, das muß wohl der König ſeyn — dort, wo die Leute ſich ſo unvernünftig anſtellen. Ich glaube, ſie reißen ſich vor Freude die Köpfe ab, und werfen ſie wie Mützen in die Höhe!

Doras. Laß mich ungeſchoren in meinen letzten Stunden!

Sylla. Verlaßt Euch nur auf mich, Vater! — Es muß alles mit Sanftmuth und Liebe abgethan werden!

(Langer Trompetenſtoß.)

Neunter Auftritt.

König Midias, von Hermilia geleitet, Lymon, der 1. Ritter und Gefolge, (kommen von der Seite,) Hylanda, Myris, Itala, Thyrſias, Thraſis, Aliran und der 2. Ritter (kommen aus der Hütte,) und die Vorigen.

König. Hylanda! Hylanda! Unglücklichſte und getreueſte aller Frauen!

Hylanda. O mein verſöhnter Gemahl! (Der König will ihr zu Füßen ſinken. Sie verhindert es. Lange Umarmung.)

Hermilia. (Indem ſie den Thraſis mit ausgebreiteten Armen empfängt.) Jetzt auf ewig dein, mein theurer Geliebter — und weder Leben noch Tod vermag uns wieder zu ſcheiden! Du biſt König, und alles iſt vollbracht.

Thraſis. Mein Leben und meinen Thron weihe ich dir und jenem großen Heil, das du meinem Volke brachteſt.

Itala. (An Lymons Bruſt.) Und hätt' ich tauſend, tauſend, tauſend Herzen — ſie ſollten dich alle lieben!

Lymon. (Indem beide weinen.) Gern ſterb' ich nun, da du gutes, braves Weib dieſe alten Augen zudrücken wirſt!

König. Ach, ich erwartete keine harten Vorwürfe, weil ich einen Theil dieſes unſchätzbaren Herzens kannte. Aber die Worte einer ſo himmliſchen Liebe verdiene ich doch jetzt noch nicht! Schone des Unwürdigen, meine Gat-

tin — denn unter den Tönen deiner Zärtlichkeit müßte mein allzu strafbares Herz brechen. — O Hylanda!

Hylanda. Ich habe nichts gelitten, da mein König mich wieder liebt. Aber ich verlange zum Beweise dieser Liebe, daß er auch diesem Vater meiner theuern Pflegetochter verzeihe, die ich unserm Sohne zur Gattin bestimme. (Sie nimmt Aliran bei der Hand. Er kniet vor dem Könige.)

König. Ich verzeihe dir. Stehe auf, Fürst Aliran, und sey für unsern Thron alles wieder, was du einst warst.

Aliran. Die Gottheit selbst hatte mir verziehen, mein König. Aber demungeachtet bedurfte ich zu meiner Ruhe noch dieses königlichen Wortes, das Ihr jetzt begnadigend über mich aussprachet — und dessen angenehme Töne nun doch wieder so erschütternd, wie des Sturmes Posaunenstimmen, in meine Seele dringen! — Theurer König, ich raubte Euch einst Alles — aber die Götter geben Euch heute mehr wieder, als Ihr je kanntet — und von diesem glückseligen Könige nehme ich meine Begnadigung dankbarlich an. (Er küßt des Königs Hand und steht auf.)

König. Sieh hier, meine angebetete Gemahlin, das wunderbare Weib, die unser aller Retterin ward, und uns erst heute alle die räthselhaften Pfade enthüllte, auf welchen die göttliche Vorsehung uns insgesammt während sechzehn geheimnißvoller Jahre geführt hat. — (Er erschrickt.) Und du an Ihrer Hand — ja du bist es — mein Gewissen fühlt, daß du es bist, edler Ibrasis! (Drückt ihn ans Herz.) O blicke herab, versöhnter Geist des Bruders, und wirb für mich um seine Liebe! — Aber du, der einst so liebevoll seinen blinden Tyrannen leitete — den mein Auge nie sah — von dem ich nie ahndete, daß er meinem Herzen der nächste sey — warum naheft du mir nicht — wie sollen meine weinenden Augen deine süße Gestalt im Kranze so vieler himmlischen Blumen erkennen?

Thyrſias. (Tritt mit Myris hervor und umfaßt den König, der ihn entzückt betrachtet.) Mein theurer Vater — o wie väterlich glänzen nun dieſe geöffneten Blicke zu mir herüber!

König. Nein, unglücklicher Aliran, du haſt mir nichts geraubt — denn dieſer Sohn war ja immer der meinige! — du biſt Myris! — (Sie küſſen ſeine Hände.) Sieh, Aliran, ſo — ſo verzeih ich dir! (Er legt ihre Hände in einander. Aliran verhüllt ſein Geſicht. Lymon und Itala weinen über der Königin und des Königs Hand.) Willkommen, gute Itala — ach, Ihr müßtet alle dieſes wilde Herz zerfleiſchen, wenn Ihr Schadloshaltung von mir begehren wolltet für ſo viele verlornen Augenblicke der Wonne!

Hyland a. Erhole dich, mein Gemahl — denn uns allen iſt jeder werthe Wunſch erfüllt, und die traurigen Schatten der Vergangenheit ſind dahingeſchwunden, wie ein eitler Traum.

König. Ja ich fühle es, geliebte Königin — deine wunderbar waltende Liebe wird es ſogar vermögen, endlich auch meine Schuld in ſüßen Schlummer der Vergeſſenheit einzuwiegen.

Aliran. Ach, mein König, mir iſt, als ſey nur das Leiden aus meiner Bruſt getilgt — aber für meine Schuld will mir, wie es ſcheint, ſelbſt die Quelle der Vergeſſenheit verſiegen!

König. (Reicht ihm die Hand.) Nicht ſo muthlos laß uns ſeyn, Alter! Alles — Alles iſt uns ja verziehen!

Doras. (Springt herzu und ſtürzt dem Könige zu Füßen.) Mein gnädigſter Herr König, es iſt noch nicht Alles verziehen! Wenn Ihr ſo reich an Verzeihung ſeyd, ſo vergebt mir erſt auch! Ihm da habt Ihr alles verziehen — und ich werde nun wohl alles erdulden ſollen, was Ihr

noch an Strafen vorräthig habt? — (Heulend.) Es iſt n Recht, wenn Ihr Euch nicht über mich alten Sünder erbarı

König. Was will dieſer Mann?

Aliran. Biſt du nicht Doras, mein alter Dien

Doras. Ja, Herr! Und ich wollte ich wäre was anderes.

Aliran. Er war es, mein König, der einſt meinen Befehl Majala's Tochter der Königin brad und ihren Prinzen dafür forttrug.

König. Stehe auf, wir verzeihen dir. — O thut mir ſo wohl, daß ich hier die erſte Schuld verge kann, in die ich nicht ſelbſt verſtrickt war!

Thyrſias. Armer Alter! Ich kann es nicht ſtrafbar an dir finden, daß du Einen von uns bei dahin legteſt, wohin der Andere gehörte.

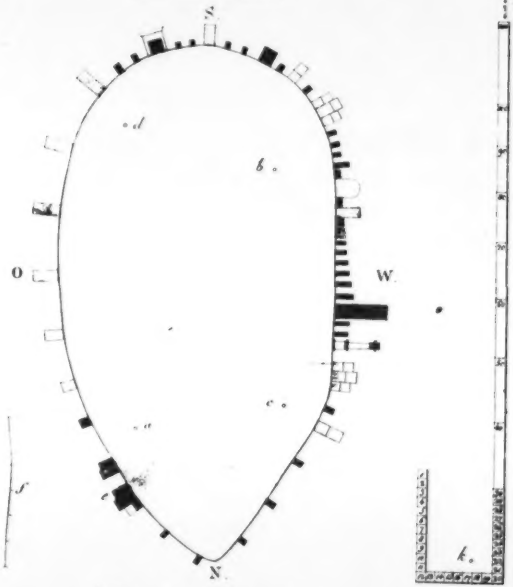
Myris. Du haſt mit uns geſpielt, und das Sch ſal ſelbſt wiederholt heute jenes Wechſelſpiel zu unſ höchſten Wonne! — Bin ich nun nicht auf ewig d Magd, mein Geliebter?

Thyrſias. Meine Königin — mir noch unſäg theurer, als vorher!

Myris. Denke nicht, daß ich hieran auch nur nen Augenblick gezweifelt hätte! O glaube mir — ni iſt gläubiger, als ein Mädchen, welches liebt!

König. Seyd glückſelig, meine Kinder! Und m Euer ſchönes Doppelpaar auch dieſes gute Reich beglück — O wie herrlich haben die himmliſchen Mächte Euch uns alle heute wieder verſammelt! — Auf, laßt uns zu fern Gezelten gehen; und zwiſchen den Blumen dieſer h gen Wildniß ſoll unſre Freude lauter ertönen, als noc ein Feſtgetümmel zum Himmel aufſchallte! (Indem ſie u Anſtimmung eines Marſches abgehen, fällt der Vorhang

Das Jahr.



g. Profil dreyer Wochen.

Zahlen-Bild.

Ernſt Wagner's

ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

beſorgt

von

Friedrich Roſengeil.

Zehnter Band.

Mit königlich Würtembergiſchen und großherzoglich Badenſchen Privilegien.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1828.

Hiſtoriſches

A B C

eines

vierzigjährigen Hennebergiſchen

Fibelſchützen.

Einleitung

oder

Brief des Herrn Legationsraths

Joh. Paul Friedrich Richter

an

den Herrn Aufseher

der

Deutschen Kunstschule.

Mein Herr Aufſeher!

Der ſelige Ernſt Wagner — der Sie, ſoviel mir bewußt, noch ſelber hat anſtellen wollen — konnte zuweilen ein pudelnärriſcher Teufel ſeyn.*) Er ſuchte mich zum erſtenmal auf, als ich in Meiningen wohnte, wo wir im Gartenhauſe des vortrefflichen Hofraths Anton Heim einen ungeheuern fränkiſchen Schöpſenbraten zu

---

*) Die Leſer werden uns hoffentlich verzeihen, wenn wir ſogleich bei Erwägung obiger Stelle die Aechtheit dieſes ganzen Briefes höchlich in Zweifel ziehen. Da wir uns indeſſen niemals erlaubt haben, aus einem unſrer aufgefundnen und dem Publikum mitgetheilten Manuſkripte Etwas wegzulaſſen, ſo wollen wir auch von gegenwärtiger Impertinenz (die der große herrliche Richter ſelbſt richten und beſtrafen mag!) um ſo weniger ein Jota unterdrücken, da das in derſelben enthaltene Memento mori uns dermalen wirklich alle Tage ſehr nützlich zu werden verſpricht.

H. d. H.

Grunde richteten. Bei'm zweiten Bissen, — den er, um ihn recht ins Gemüth zu heben, langsam hob und an der Gabel erst ein wenig erweg, — sagte ich mit eigner ziemlicher Eßlust: „Wer den ersten Schöps schlachtete, der war gewiß keiner.“ Darüber gerieth er ganz außer sich und fiel mir mehrmals um den Hals, bloß deswegen, „weil ich ihm durch diese neun Worte Mündlichkeit auf einmal die vollständige Form meiner gesammten Schriftlichkeit wieder vergegenwärtigt habe.“ Ob er wirklich Etwas von meinen Werken verstanden, wird er selber dermalen am besten wissen, herumgetrieben hat er sich ohne Unterlaß darin. Aber soviel erhellet schon aus Vorigem, daß jede solche kleine sinnliche Fest- und Casualreizung schnell sein ganzes Freuden- und Lebensschiff flott machen konnte; und, wie oft er mich, sobald die Rede auf meine Dichtungen kam, mit seinen halbwüchsigen Hasenfüßen durch allerlei Privat- und Nebenideen ennuyirt hat, ist kaum zu sagen.

So konnte es nach seiner festesten Ueberzeugung an keinem Orte der Welt bessere Milch und Milchextrakte geben, als in Kuhschnappel, weßhalb auch Gott diesen Reichsmarktflecken weislich zum Vaterlande des guten Siebenkäs geordnet, der Wagnern darin wie in seinem rechten Elemente zu schwimmen schien. Angenehmer hätte man den Seligen nicht füglich überraschen können,

als mit einem Hänfling aus dem vögelreichen und luftig grünenden Flachsenfingen. Schoppe, in allen seinen Gestalten, war unter allen meinen Mannsfiguren der Haupt- und Kraft-Mann für ihn; aber warum zunächst? Weil er sich den gedachten Bibliothekar so geistig leicht und ätherisch, und doch so körperlich dick zu denken vermochte, wie etwa eine dicke und recht übervolle, aber fliegende Gewitterwolke mit abendröthlich blitzenden Rosensäumen. Immer stellte er sich Schoppen bei'm Schöppchen Wein im Gasthofe sitzend vor, und den magern Leibgeber daneben, wie dieser romantische Dürrsüchtling seinen Dicken füttere und ihm zuletzt auch das Herz aus dem Leibe zum Imbiß offerire; und endlich, sagte er, werde Schoppe immer dicker und gesprächiger, und Leibgebern bleibe allmählig nicht so viel Leib mehr zu geben übrig, als man im Auge leiden möge, so, daß er mit Schoppens letztem Worte ganz verhalle. Dann stehe Schoppe traurig auf, bezahle seine Zeche und gehe eßlustig fort, um Siebenkäsen wieder aufzusuchen, an dem schon weit mehr sey als an Leibgebern, da er viel Schweizerisches habe. Zuweilen erscheine auch Siebenkäs schon von selber gleich nach Leibgebers Beendigung, und der erfreute Schoppe mache sich über ihn her. Fürchterlich war ihm das gemeine Wesen von Haarhaar; bei welchem Namen er stets kleine Augen machte und so bedenklich mit dem Finger drohte, wie man vor dem Springen eines Cham-

pagnerstöpsels thut. Denn das kleine schon zur Eisenschlacke verkörperte Wohl-Restchen dieses zerrütteten Staats schien ihm nur noch mitten am Knötchen zweier zusammengebundnen Haare zu hängen. Am wenigsten unter allen Gestalten der Jeanpaulsgallerie befriedigte, (nämlich bis zu der Zeit, wo er mir's klagte) und um so gewaltiger interessirte ihn doch der Hornrichter Stuß, wegen seiner in die tiefste Nacht gestellten radikalen Funktion. Denn, sprach er, dieser sein Vexier-Mensch könne offenbar seyn: 1) ein Dorfconsistorialpräsident, oder doch Assessor bei einem auf dem Lande, oder zur Pestzeit von den Bauern selbst errichteten Ehebruchsgerichte, der nachher in Ruhe gesetzt und Bote geworden sey, in welcher letztern Eigenschaft er mir das Bündel getragen. 2) Einer, der bei einem Horndrechsler oder Tabackspfeifenspitzenfabrikanten das besondere Amt habe, alles (gute und schlechte, deutsche, ungar'sche u. s. w.) Horn zu richten oder zu beurtheilen, und zwar a) entweder als Vor- und Zurichter in der ersten Bearbeitung der Hornspitzen aus dem Gröbsten, oder b) als Censor oder Vorrichter über die Spitzen, bevor sie wirklich gedreht werden, oder c) als Recensent oder Nachrichter der fertig gedrechselten Spitzen. 3) Ein Hirten-, Alpen-, oder Waldhorn-Censor oder Recensent; bei welcher Nummer er wenigstens zehn Unterabtheilungen zu machen drohte und auf musikalische Abwege gerieth. 4) Einer,

ter dem Rind- und Kalb-Vieh die falschgewachsenen Hörner in die richtige oder beliebteste Mode-form biege oder wäge; — nämlich nach Wagnern ein Hornwäger, nach Richtern ein Hornrichter. — Zur letzten Erklärung hatte er doch nach und nach, ehe sie zur gesetzlichen ward, deswegen Lust bekommen, weil der Kerl Stuß heiße. (Unter uns gesprochen: Er hatte sein Leben lang den beständigen tollen Vorsatz, eine Theorie des Humors, — nämlich des meinigen, — zu schreiben, und zwar, da der Humor das gerade Gegentheil von einer Tabelle sey, als System in tabellarischer Form, in der er sich schlechterdings müsse anpacken lassen. Aber das „Schaf in Weimar" hat ihn beständig abgeschreckt.) Doch das ganze abdarische Anhängsel dieser Vorrede, das ich Ihnen hier zur Druckbeförderung beilegen soll, beweist ja mehr als zuviel sein seltsames und häufiges Dahingeben an dergleichen kleine Sinnreizungen und sinnliche Conjecturen und Verdachtschöpfungen.

Uebrigens, ehe ich zu seinem eigentlichen letzten Auftrage an Sie, mein Herr, schreite, möchte ich Ihnen wohl eine gewisse Geschichte von ihm zu Ende erzählen, wenn er selber mir nicht gerade den Schluß davon schuldig geblieben wäre. Freilich, (wie die Nihilisten sagen,) wenn man alle Umstände dabei zusammennimmt, — er behauptete fest, er habe Etwas gesehen; — ich könnte

mich daher allerdings sehr irren; — Sie haben ja seine Geisterverbindungen und Seelenpostulate gekannt; man soll nicht zu weit gehen; — Nachtenken erregt der Umstand immer — es ist Etwas daran, — aber eine schlimme Sache!

Er erzählte mir nämlich die Geschichte ungefähr so: „Ich arbeitete einst früh bei Licht, — es war dieß das einzigemal in meinem Leben, — gerade, als ich noch einige letzte Verfügungen des Kunstschulplanes expedirte, und die ersten Exemplare kaum acht Tage vorher fortgesandt hatte. Eben brachte mir die Magd meine sämmtlichen heutigen Briefe von der Post, wo der Schreiber nur unter Flüchen und Schelten sie so früh eingelassen hatte. Es waren freilich Dutzende, schon alle die deutsche Kunstschule betreffend. Ich erbrach in zitternder Freude, und fand vier Dukaten, und drei Dukaten, und fünf Thaler, und wieder einen Speciesthaler — ach, und übrigens an wirklichen Versprechungen, Hoffnungen und Aussichten mehr als dreißigtausend Thaler Beiträge, — für mich mehr als dreimalhunderttausend Himmelsfreuden! Der ungewohnte Lichtschimmer und das heftige Lesen in solcher Frühe hatten meine Augen geblendet! aber draußen begannen die Schatten der warmen Frühlingsnacht zu weichen, im Hauch eines frischen Morgenwindes erblaßten des Himmels Leuchten, und schon ver-

kündigte der unruhige Hahn mit gellendem Geschrei das Getümmel des Morgens. Ich verlöschte mein Licht, trat an das Fenster und fühlte die Augen wunderbar gestärkt, als jetzt in dem gegenüberliegenden großen Saatfelde die blöde Finsterniß vor dem Gott des Tages entfloh, und aus der ruhigen Schwärze sich allmählig ein labendes Grün entwickelte. Da stand ich, himmlisch entzückt, und aus der werdenden Morgenröthe glänzten mir die heiligen Zinnen einer deutschen Bundesstadt entgegen! „Mein Vaterland!“ sprach ich, und schwieg und schwelgte in einer schönen, langen Pause. „Wie? rief ich dann laut hinaus: was wollt Ihr denn? Wenn es nun doch wäre? Wenn nun die Deutschen wirklich wollten? Und du, schwaches Werkzeug, hättest sie versammelt!“ Aber ich schauderte heftig zusammen. Denn hinter mir sprang plötzlich die Stubenthür mit Krachen auf, und — der arge Feind des Menschengeschlechts trat leibhaftig herein, mit dem Pferdefuß, die Hahnenfeder am Hute. Leider erinnerte ich mich der schrecklichen Figur aus einer andern, schon in meiner Jugend gehabten Erscheinung — nämlich als ich einst meinem briefschreibenden Vater über die Achsel geschielt, und die Worte gelesen hatte: „Der Ernst qualificirt sich gut, und ist schon ziemlich weit im Griechischen.“ Damals zerrann indessen das Schreckbild schnell wieder in leere Luft; jetzt aber blieb es stehen und hob zähneblöckend an: „Nun, wie geht's? Du

biſt wohl jetzt ſo weit im Planmachen, als damals im Griechiſchen?" Es überlief mich kalt, aber ich gerieth doch in Zorn. „Kerl! ſchrie ich und griff angſtvoll nach meiner Bibel: Ich habe dir, glaub' ich, ſchon einmal geſagt, daß du eigentlich gar nicht exiſtirſt; — wie magſt du dich unterſtehen, in dieſem lächerlichen Aufzuge nun hiergegen nochmals zu räſonniren?" „O ich weiß mir doch nichts Beherzteres, lachte der Teufel behaglich, als einen Menſchen, der dem Teufel eine ſolche Grobheit ins Angeſicht ſagt! Frech genug macht euch eure Aufklärung. Man ſollte denken, ſie müßte euch doch endlich auch zu Männern erſchaffen? — Nun, ich komme ſo eben aus den einundfunfzig deutſchen Städten und einigen andern her und bringe dir gute Nachrichten über deinen Plan. Man hat ſich doch einmal recht ſatt lachen können, — und — auf mein Wort! — die Sache wird gehen!" Ich bedeckte ſchnell meine Briefe und Beiträge mit der Bibel, und blätterte in dieſer. „Haſt du denn das Hahnengeſchrei noch gar nicht vernommen?" ſagte ich kleinlaut. „So? Das Hahnengeſchrei? Vermuthlich haſt du über dem Griechiſchen und über dem Planmachen vergeſſen, daß ich eigentlich der Hochmuthsteufel bin, der am hellen Tage hauptſächlich brüllt?" „Selig ſind die demüthigen Herzen!" rief ich jetzt leſend, und blickte flehend zum Himmel und ſchlug ein heiliges Kreuz vor meinem Buſen. Der Geiſt fing an wie ein Braten zu

ſchwitzen, und ich ſah, wie er ſich fürchterlich am Boden wand. Aber, der Paroxismus ging bald vorüber. „Heute wirſt du mich ſo bald nicht los als ehemals! ſagte der Racker und trat freundlich näher. Ich will dir nur deinen ganzen Fehler ſelbſt geſtehen: du haſt heute über dem Plane dein Morgengebet vergeſſen. Sieh, Gevatter, ein jeder kluger Menſch muß alle Morgen hübſch zu ſeinem Schöpfer ſagen, wie jenes kluge Kind frühe zur Mutter ſprach: „Mama, ich gehe nun in den Garten; — geben Sie doch von da oben herab ein wenig auf mich Acht, damit ich kein Unglück nehme!“

Aber hier ward der ſelige Ernſt Wagner gerade im Lachen durch jene Engbrüſtigkeit am weitern Erzählen verhindert, die mehrere Jahre lang einen groſſen Theil ſeiner Kränklichkeit ausmachte; nachher vergaßen wir die Geſchichte, und ſo iſt er mir den Schluß derſelben ſchuldig geblieben, ſtatt deſſen ich Ihnen nun ſeinen Auftrag mittheile, aus welchem ich übrigens nur einen einzigen Punkt für merkenswerth hielt, den ich weiter unten ſagen will.

Nämlich, (von der Kunſtſchule ſelbſt hat er nicht wieder geſprochen, und das war mir vorzüglich lieb; ich wünſchte aber doch, er hätte ihr jetziges plötzliches Aufblühen noch erlebt!) er glaubte, unter andern dama-

ligen Gespenstern, auch an eine Deutsche Kunstschul-Real-schulbuch- und Kunsthandlung, (seltsam genug, daß ich auch an deren Exhorus gegenwärtig in der That zu schreiben die Ehre habe!) welcher vor allen er das hier-folgende aus der Grafschaft Henneberg gebürtige Werkchen zu ihrer Verlagsergötzlichkeit gönnen wollte. „Ueber-haupt, sagte er, ist es ja für mich, wenn ich das Leben behalten sollte, eine Kleinigkeit, noch so viel zu schrei-ben, daß diese Buchhandlung, blos von ihrem Gewinne aus Schiffbruchsfundweise gemachten Absatze meiner Maku-latur den ersten Fonds zu der großen Deutschen Rich-terisch-Fichtisch-Pestalozzisch-Wagner'schen Obst-Sit-ten- und Bundesschulanstalt selber, hinlänglich zu liefern vermag, falls nämlich auch Ferdinand Millers hitziger König sich dennoch auf die faule Seite legen sollte, — was ich aber für unmöglich halte." Und, sehen Sie, lieber Herr Oberbundeslandschuldirektor, darin hat doch der Selige augenscheinlich gleichfalls Recht behalten! (Wie viel kann doch in kurzer Zeit geschehen, bester Mann! — der schon erlebten 40,000 Auflagen von mei-ner ins Französische übersetzten Levana aus Bescheiden-heit gar nicht zu gedenken! O goldne Zeit!)

Nun hatte aber Wagner die Vorrede zu gegenwär-tiger Schrift vergessen, und bat mich daher, falls er Zu-

des verfahren ſollte, Sie ſelber um eine zu bitten, (wie hiermit geſchieht,) wenn Sie nämlich etwa ſchon exiſtiren ſollten, — woran Sie bei Leſung dieſes hoffentlich weniger zweifeln werden, als ich.

Ich dächte nun, (und das war auch das Einzige, was er mir mit vielen Worten zu wollen ſchien,) man ſagte bloß kurz: Der Verfaſſer habe dieſes Buch nicht eigentlich wie ſeine übrigen, zum Leſe-, ſondern mehr zum Stör- und Blätterbuche beſtimmt. Wer z. B. den Buchſtaben A. anfangen und Artikel für Artikel zu Ende leſen wollte u. ſ. w., der würde ihm und ſich einen ſchlechten Gefallen thun. Vielmehr möge man z. B. beim erſten Artikel im A zu leſen anfangen, ſich aber ums Himmelswillen gleich bei der erſten beſten Note unbedenklich ſtören, und nun zum kreuz- und queren Nachſchlagen und Blättern ſo lange verleiten laſſen, bis man irgend etwas Erkleckliches gefunden. Das wäre denn ungefähr die ganze Vorrede.

Unterzeichneter benutzt dieſe längſtgeſuchte rare Gelegenheit, an die Bundesſtadt ſowohl als die übrigen funfzig Mutterſtädte, ja an alle einzelnen deutſchen Herzen auf einmal, Ihnen, mein Verehrter, — als dem einzigen mir dermalen hierzu für tauglich bekannten

Vehikel, — meine herzlichsten Grüße aufzubitten! Eine Commission, Guter, die bei der jetzigen Einrichtung Sie kaum zwei Zeilen an Ihr Gelegenheitsbüreau kosten kann.

Ich bin,

mein Herr Aufseher,

Ihr

ergebenster

Joh. Paul Friedrich Richter,

Legaz.

A.

Affektirtes Weſen. Iſt auf der lieben deutſchen Erde eine ſehr häufige Erſcheinung, die wir alle täglich in unſern Spiegeln und ſonſt bemerken können. Meine erſte Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abſcheulich vorkommt, beſtand darin, daß ich lange Zeit, — Gott weiß, warum, — behauptete, „Conrad" zu ſagen, klinge bäuriſch: es müſſe heißen „Collrad." Dieß haftete, als ich jenen Namen auch wirklich ſchon buchſtabirt und geleſen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bei mir, nämlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die einmal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad" ſagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. (S. den Art. „Beſtimmt.") Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererei im Ganzen mit dem Range ſteigt und abnimmt; und in den allervornehmſten und gebildetſten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürliche Willkühr mehr herrſchen, ſondern nur die reinſte, von allem wirklichen Betragen ſchon gänzlich befreite,

Affektation. Auch der deutsche Landmann ist nicht mehr ganz frei vom affektirten Wesen, wiewohl es in dieser Classe bis jetzt viel seltner vorkommt, als unter den Handwerkern und bei der sogenannten Mantelfamilie. (S. den Art. Mantelfamilie.) Es äußert sich indessen unter den Landleuten meistens blos in der Sprache, und klingt fast immer komisch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die Bauernsprache zu rebelliren, — sich gewöhnlich nur gegen die deutsche Sprache auflehnt. So sagte ja das bekannte zur Dame gewordne niedersächsische Bauernmädchen: „die schönste Stadt in der Welt sey und bleibe doch Wolfenbeutel." Ein Hessischer Bauer erzählte mir im Sonntagsrock: „er besitze sehr schöne Feldgänter und besonders eine mächtig grose Weise." (Feldgüter, Wiese.) Ein Thüring'scher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beinamen der Surinam'sche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn: „den Herrn Tauer-Einnehmer von W." Ein Fränkischer Dorfschenkwirth (übrigens freilich auch zugleich ein breitmäuliger ungeheurer Narr,) nannte mir zum vorräthigen Mittagessen: „grüne Erwesen mit jungen Räuchen und Pehütuns!" d. i. Erbsen mit Rüben (Rübchen, jungen Hühnchen) und Hütsen*).

*) Hutse nennt man in einigen Fränkischen Gegenden eine Art von sehr fetten Klösen. Daher kommt das Räthsel:

Doch, Ehre, dem Ehre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenseits mancher Fränkischen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. Uebrigens, und beiläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen seltsamen Eindruck gegraben, vermöge dessen ich mir seitdem jedes einzelne Stück von jener Riesenkost, es möge mir nun als Klos oder Hüts, und nicht gerade unter der Exclamation „Behütuns!" dargestellt werden, nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter; — also etwa in dieser Figur: (🐟!) Selbst bei'm Andenken an ganze Schüsseln voll stechen noch die Ausrufungsstänglein so lustig daraus hervor, wie grüne Petersilienstiele zwischen den rothgesottenen Krebsen.

Abformen. Ich habe herzlich lachen müssen, als ich zum erstenmal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen sah, wiewohl mich auch der abzukonterfeiende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähn-

---

„Welches ist der Unterschied zwischen Hütsen und Klösen? Antwort: die Gleichenberge. Nämlich: diesseits der Fränkischen Gleichenberge bei Römhild (d. h. mir, der jetzt in Sachsen-Meiningen diese Note verfertigt) nennt man diese Magenpflasterstein „Hütse," jenseits „Klöse." (S. den Art. Hüts.)

liches Gefühl ergreift mich stets, wenn ich einen Porträtmaler seinen Kopf erst durch das Glas aufreißen sehe. Beides mag wohl sicherlich nicht das Rechte seyn; denn, — abgerechnet auch, daß jene schöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frei empfängt, abspiegelt und mit schönerer Willkühr wiedergiebt, hierbei immer gestört, und mehrentheils durch die trotzige prosaische Regel eines höchstgemeinen natürlichen Gesetzes gänzlich vertilgt werden muß, — kann ich mich dabei auch nie des Gedankens an Dieberei erwehren; wenigstens fällt mir stets sogleich aus dem römischen Rechte das „vi, clam, vel precario“ ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einst in einem ganz schlichten Verweise mitgetheilt haben. Ich hatte nämlich den Kupferstich eines Doktor Luther an der Fensterglastafel nach und nach bis auf die schwächsten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu seiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künstler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! Aber das ist keine Kunst!“

Arolsen. Die erste Stadt von Belang, die ich in meiner Jugend sehen sollte. Sie blieb mir auch immer die merkwürdigste, und ich behielt sie zum Maaßstabe für alle übrigen. Cassel lag aber zwischen ihr und mir, und das genirte mich, da ich einmal für Arolsen einge-

nommen war, beſonders weil dieſe weiter entfernt, fremder war und ich dort ſchon das Plattdeutſche hören ſollte. Ich wünſchte damals von Herzen, daß ich im Fürſtenthum Waldeck lieber von irgend einer Meerſeite anlanden könnte, um nur auf einmal, ein Fremdling, in der ächten Fremde da zu ſtehen, und — zu ſtaunen. Zum Glück ging die Reiſe, an der Seite eines vornehmen Mannes, pfeilgeſchwind, und das verhaßte Caſſel ward bei Nacht paſſirt; ſeine dunkle Altſtadt kam mir ungemein verächtlich vor, und ich obſtinirte mich, mir von ihrer Größe nicht im mindeſten imponiren zu laſſen. Nun kamen in meiner Gottesſtadt freilich vier betäubende Wundertage. Nach deren Verlauf fand ich aber, es ſey eben hier alles — einige Kunſtbeſchauungen abgerechnet, — wie auf meinem Dorfe auch. Und ſo ging es mir nachher in Caſſel ebenfalls; — und ſo geht es noch bis auf den heutigen Tag überall.

Anfang eines poetiſchen Genuſſes. Wer kennt nicht jene himmliſchen Vorzeichen, in welchen ſich uns die Erſcheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Proſa der Vielwiſſerei uns lange mit Fadheit umdüſtert hielten, und nun auf einmal ein Ton der Kunſt, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt: — o wie ſchwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So iſt's dem Menſchen am letzten,

heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beſchließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf einmal krümmen ſich prächtige Purpurwürmer durchs Gewölk hin, und im Abendlande ſchießt es weich an, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir ſchon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald iſt der weſtliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreiſchenden Purpurgewühle nach Oſten zu ihrer Nacht hinab, und ich ſehe mit Gewißheit der erſten ſternhellen Nacht entgegen, und ſehe kein Ende der vielen künftigen ſchönen Tage vor mir! So iſt es meiner Seele, wenn der erſte Hauch eines göttlichen Gedichtes mir den Himmel des Lebens wieder erſchließt! Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Geſängen hin; ich harre, und zögre noch mit dem Genuſſe; ſuche geſchwinde noch ein irdiſches Geſchäft auf, um es — zu beſeitigen, pflege mich flüchtig mit Speiſe und Trank, ziehe einen beſſern Rock an, waſche meine Hände, ſchaffe Einſamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! O Dichter! Sähest du mich da, du müßteſt dich glücklich fühlen, daß eine menſchliche Seele dich ſo voll, ſo warm und in ſo dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß ſie in ſo gänzlichem Selbſtvergeſſen ſich dir ergiebt!

Augen. Sobald ich mir ſchöne Mädchenaugen dachte, verſtand ich ſtets darunter ohnehin und vorzugsweiſe blaue. Kein braunes oder ſchwarzes Augenpaar hat je mein Herz völlig klar angeſprochen, ſo herrlich es auch dem meinigen entgegenlachte; immer blieb mir darin noch irgend etwas dunkel, fremd, unweiblich, — wenigſtens vollkommen unzugänglich; daher fühlte ich mich oft geneigt, das Feurige und Große, das aus dem mir ſo unverſtändlichen Dunkel leuchtete, für Gemeines und Herausforderndes zu nehmen, und umgekehrt; — welches Letztere wohl auch jedem andern Menſchen außer mir eigen ſeyn wird und muß; wenigſtens ſcheint es mir unmöglich, in einem ſchwarzen Auge die weibliche Sprache richtig zu erkennen, da es mir nie etwas anderes als Blitze aus der Nacht zu geben vermochte. Aber da, wo ein Blick aufblaut, fangen Ziffern für meine Seele zu leuchten an. Das blaue Auge entbehrt keineswegs den Reiz der allgemeinen Hoheit; denn es vermag groß und allverſchlingend zu blicken, wie die See. Aber ſeine Thränen blinken ſo mild und lieblich auf, wie die friſchen Perlen des Feldthaues über dem Vergißmeinnicht. Da iſt alles klar, und die Seele tritt in ihren Farbenlichtern ſchwimmend frei hervor, wie ein Stern im blauer Himmel vor dem Sehrohre ſich aufthut. Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir herüberblickte, aus dem mein Geiſt Tropfen des Himmels

ſeg! Dank vor allen dir, liebliche F., deren holde Sterne jetzt noch ſo jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache hat, ſo iſt ſie Geſang, wie die des deinigen war! Denn ſo oft ſein Glanzblick in reiner Zärtlichkeit, wie Lerchentonen, emporwirbelte, ſenkten ſich mit dem jugendlich verſchämten Augenliede auch jene Liebeslieder, gleich Aeolen's ſterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann ſo unſchuldig ſehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahren begehrte.

Apoſtroph. Immer fällt mir bei dieſem Worte das „neutrum cum apostropho" ein! Es war eine ſchwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da ſie die einzige iſt, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der franzöſiſchen Sprache den erſten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen, das Maskulinum le, das Femininum la, und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau.) Erſt nach ſeinem Tode ſah ich dieſe Unrichtigkeit ein, und finde ſie noch jetzt ſo komiſch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wiewohl ich auch dabei, — beſonders in dieſem Augenblick, — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich ſeinen Kenntniſſen nie Etwas anhaben, ſo ſehr ich mich

hierum bemühte und er ſelbſt mich dazu ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforſcher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Faſt vermuthe ich daher, daß Obiges einmal auf dem königlichen Pädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer geweſen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden ſeyn muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warſt ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber! Und dabei doch ein ächter Deutſcher! Aber — als Schüler des ſanften und doch ernſt-ſyſtematiſchen Baumgarten in Halle — o war es dir denn ſo ſehr zu verübeln, daß du der barbariſchen franzöſiſchen Sprache auch ſolche hübſche drei genera zu verſchaffen wünſchteſt, wie andere honette Sprachen ſich deren rühmen! — Aber ſchweig endlich, du gottloſer Rabenſohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geiſt winkt freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu ſpielen wagt!“ flüſtert es mir jetzt ſanft von der heiligen Aſche herüber.

B.

Bestimmt. Dieses Wort war, etwa während des Jahrzehends von 1796—1806, in einem großen Theile von Deutschland ein Mode- und Zierwort, das mich um so gewaltiger ärgerte, je mehr man es tagtäglich in alten, sogar in den wenigstgebildeten Gesellschaften hören mußte. Ueberall schallte es: „Ich erwarte ihn diesen Abend bestimmt nicht; — ich habe eine Ahnung, daß es morgen frühe bestimmt geschieht; — ich sage Ihnen, daß die Sache bestimmt noch nicht entschieden ist" u. s. w. Wie sehr all dergleichen (laut. d. Art. Affektirtes Wesen hauptsächlich bei dem vornehmen, und insbesondere unter dem Damen-Pöbel vorkommendes) Gezier mich erboset, ist kaum zu beschreiben. Ein Modewort muß überhaupt wenigstens komisch seyn, wenn es eine Zeitlang ausstehlich bleiben soll; und dann habe ich auch wirklich unendliche Geduld dafür, und vermag es oft sogar mehrmals erst von neuem wieder schön zu finden, wann es schon etlichemal gänzlich abgedroschen gewesen ist. Ja selbst jenes mir sonst so äußerst fatale schulmeisterisch-Erhabne im Reden und Schreiben, (z. B. „Unfähig, diese Behandlung länger ertragen zu können, war ich dem Entschlusse nahe, öffentlich mit ihm zu brechen; allein, nicht genug, daß

er dieß absichtlich nicht bemerken zu wollen schien: er legte auch von dieser Zeit an in sein Betragen gegen mich eine Geringschätzung, mit der ich von keinem meiner Vorgesetzten behandelt werden zu sollen von der Gnade meines Fürsten fest überzeugt war;") selbst dieß will ich lieber ertragen, da es doch wenigstens die Tendenz hat, zierlich zu seyn, als ein offenbar blos dummes Zieren, das doch blos klug seyn will. Und den Menschen, der vollends die erlernte Sprache absichtlich verfälscht und mühsam sich Dummheiten anquält, um einen „vornehmern Klang" von sich hören zu lassen, (der z. B. so gut als ich zu sagen gelernt hat: „dort unten konnten wir mit den Pferden nicht durchkommen," und nun so albern hervorlispelt: „dort unten konnten wir mit die Pferde nicht durchkommen,") den kann ich kaum als einen Menschen achten, ja im Augenblicke seines Verbrechens erscheint er mir als ein durchaus dummer Affe, den man tödten sollte. — Alles das beweis't wenig Toleranz.

Braten schmeckt mir immer in dem Grade gut, in welchem er zierlich und dünn vorgeschnitten wird. Ein guter Bratenvorschneider fängt übrigens, wie ein episches Gedicht, da an, wo die gemeine Liebe gewöhnlich schon aufhört: — in der Mitte.

Bildhauer. Folgende Anekdote ließ mich schon in früher Jugend mit diesem Worte den beständigen lächerlichen Nebenbegriff eines Sauhirten verbinden.

Ein Saubiete beſchwerte ſich einſt bei meinem Vater, als dem kirchlichen Vorgeſetzten des Cantors, über den letztern, weniger deßhalb, weil er ſeinem Knaben, da dieſer ein Bildchen auf die Schultafel geſchnitzt, Pfennige (d. i. Ruthenhiebe auf die Finger,) gegeben, als hauptſächlich weil er ihn öffentlich vor allen Schulkindern einen Bildhauer geſcholten. Mein Vater begriff ſo wenig als ich, (der ich in der Ofenecke die Sache erwog) warum der Mann dieſe Künſtlerehre mit ſolcher Vehemenz abzulehnen ſuche; bis er endlich, braun und blau vor Aerger, offenbaren mußte, daß man hier (und, wie ich in der Folge erfuhr, in mehrern Gegenden,) den Schweinehirten mit dem Spitznamen Bildhauer belege, weil er mit einer, beſonders wohl dazu eingerichteten ungeheuern Peitſche den Steifen ſeines widerborſtigen Viehes allerlei Kreuzſtriche, blaue Flecken, rothe Schwielen und nach Befinden ganze Bilder an- und einzuhauen pflegt.

Briefverbrechen, angeblich „aus Unvorſichtigkeit.“ Unter 1000 Fällen wird hierbei wohl 999 mal wahrer, reiner Vorſatz zum Grunde liegen. Wer einmal mit einem mir erbrochnen Briefe, (Stadtbillets machen zuweilen eine Ausnahme nöthig,) und den gewöhnlichen Entſchuldigungen und der Betheurung, „daß er nicht ein Wort geleſen habe,“ vor mich hingetreten iſt, dem habe ich zum zweitenmale nie wieder getrauf. Und, ſoviel weiß ich: wer meine deutlich geſchriebne Ad-

treffe nicht reſpektirt, der ſtiehlt mir auch zwölf Groſchen, oder einen ſilbernen Löffel, — kurz, den laſſe ich, wo möglich, nie allein in meinem Zimmer. Oft iſt mir dieß Erbrechen geſchehen, und niemals ohne obwaltenden gegründeten Verdacht auf Vorſätzlichkeit; zum Glück aber, ohne mir je zu ſchaden. Allein ich ſah nur allzuoft bei Andern, wie ſchnell und frech der Erbrecher ſich dann zum Geleſenhaben bekannte, wenn er das Geſuchte gefunden hatte. Mir iſt dieſe ſchändliche „Unvorſichtigkeit" lebenslang nicht begegnet; und doch bin ich leider nichts weniger als vorſichtig!

C.

Chare. So heißt in vielen deutſchen Gegenden die Krümme des Weges um eine Ecke oder ein anderes Hinderniß herum. Daher die Ausdrücke: „Er hat die Chare verfehlt; — er hat die Chare zu kurz genommen; — die Chare iſt nun (in dieſer ſchlimmen Sache) einmal und für immer verfahren" u. ſ. w. Hoffentlich kommt das Wort von Charis her, da eine gewiſſe Geſchicklichkeit und behende Zierlichkeit erforderlich iſt, um die Charen im Reiten, Fahren und Gehen ſowohl, als in den Geſchäften des Geiſtes richtig zu treffen. Der Land-

mann fährt die Charen immer mit einer Art von Luſt und bildet ſich auf ihr Gelingen etwas ein. Seine, von ihm lernenden Knaben verlangen nichts eifriger, als die Charen bald ſelbſt fahren zu dürfen und die kleinen Steckenreiter aus allen Ständen wiſſen ja nichts Herrlicheres, als ſich ſo oft es möglich eine recht prächtige Chare einzubilden, und dieſe nun mit wahrem Stolze paradirend auszureiten, worin hauptſächlich ich ſelbſt, noch im männlichen Alter, oft das reinſte Erdenglück wiedergefunden habe. Und ſo iſt die Wellenlinie die allgemeine Luſt- und Spiellinie für den Menſchen*).

Caſtrat. Die Stimme eines ſolchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen ſänge und mir für

*) Eiligſt muß ich noch melden, daß mir ſo eben der einzige Freund, dem ich meine abcdariſchen und andern Uebungen vorlege, meine Luſt größtentheils verdirbt, indem er mir ſchreibt, „das Wort Chare ſey in ſeiner Gegend ebenfalls ein gutes, gebräuchliches Wort; man ſchreibe es aber Kahre, und es komme von kehren (wenden) her.“ — Der Menſch hat offenbar Recht, wenn gleich nicht zu leugnen iſt, daß er mich unglücklich gemacht hat! Uebrigens — o ich Dummkopf! — ſpricht ja ohnehin der Hennebergiſche Landmann meiſtens, ſtatt verkehrt, „verkahrt.“

eine Frauensperson angegeben würde. Selbst einmal, bei einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollständigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth sich nicht ganz von gewissen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Castrat seinem Herrn, der ihn anfertigen ließ und kennt, irgend einen ächten Kunstgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Bursche und gebe sie für seltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuschen.

Cantor. Ein Wort, dem ich vorzüglich gut bin, wahrscheinlich deßwegen, weil ich wohl den vorzüglichsten Cantor auf Erden gekannt habe, (s. d. Art. Übeck;) der auch selbst das Wort sehr liebte und mit ganz besonderer Kraft aussprach. Im gewöhnlichen Leben wird es, auch von Gebildeten, meistens Canter ausgesprochen, und bezeichnet auf dem Lande nicht nur denjenigen Schullehrer, dem wegen seiner größern Gemeinde, seines größern musikalischen Talents, schönern Vorsingens in der Kirche und anderer Gaben, auch ein würdigerer Titel beigelegt ward, als dem bloßen Schulmeister, Organisten u. s. w., (Stadt-Canter brauche ich nicht zu erklären,) sondern man versteht auch überhaupt darunter: einen Mann, ein Thier oder ein Ding in seiner Würde, oder in der höchsten Dignität. So heißt der Hauptschreier und Anti-Schulze in der Gemeinde der

Canter. So legt man dem Stier in der Heerde, (dem Brumm-, Brüll-, Reit-, Faſel-Ochſen, oder Farren,) ferner dem Hahn, dem Bock, dem Eber, (Beer, Bezel, Hackſch, Hauer, Harzbezel) ingleichen der ſchönſten Hyazinthe, Dorfnymphe, Taube u. ſ. w. den Namen Canter bei, und ſpricht dieſes Wort in den letzten Fällen ſtets mit ſtolzem gefälligen Lächeln aus. So pflegte mein höchſtſeliger Canter oft doppelſinnig auf die Frage: „Wer hat Acht um den König geſchoben? Wer hat den Hirſch geſchoſſen?“ u. ſ. w. lächelnd und mit lauter Stimme zu antworten: „Nun, wer wird ſie geſchoben — wer wird ihn geſchoſſen haben! Der Canter!“ — Schon das ſchöne deutſche große C. an der Spitze des Worts (wer wollte Kanter ſchreiben!) iſt zwar die Zierde und der Canter aller Buchſtaben; doch habe ich einmal lange in alten Bibeln und Vorſchriften nach einem des Wortes würdigen altdeutſchen C. vergebens geſucht; und ich kann es ſeit dieſer Zeit dem guten Gefährten des Bruder Gerundio ſehr wohl nachfühlen, warum er den Namen Zorobabel ſtets mit einem viel größern Z. wollte geſchrieben ſehen als den Namen Zachäus, — weil nämlich Zorobabel bekanntlich ein himmellanger Kerl, Zachäus aber ein kleiner dicker Stöpſel geweſen!

D.

Dunſt. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit ſtets als einen gewiſſen Dunſt oder Nebel vorgeſtellt; und freilich mag auch wohl kein Dunſt für den Menſchengeiſt ſo tödtlich ſeyn als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn ſie nämlich einmal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgeſtattet iſt, — auf ewig umſchließt. Es giebt kein Heilmittel für ſolche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunſt betäubt, — ich meine eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunſt. Wie ſchön iſt es, von dieſem Uebel frühe, wann es noch keins iſt, befreit zu werden! Aber wie ungern braucht man die ſchmerzhafte Kur! Doch, ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren ſtand ich einſt mit einem ältern, mir noch neuem Freunde ſehr fröhlich im Garten ſeines Hauſes. Wir ahmten die Muſikanten auf dem Thurme nach und bliesen auf ſelbſtgemachten Schallmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen" andächtiglich über die Stadtmauer hinab ins freie Feld. Nach Beendigung des erſten Verſes, der mich hoch entzückte, ſchwieg ich ſtille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers

bliesen, ich versicherte aber, daß ich nur den ersten könne. Er sah mich starr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein, für läppisch und dumm. Ich sprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht mir! In meinem neunundreißigsten Jahre (ich hoffe wenigstens es war noch vor dem vierzigsten,) lese ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchstdummen Manne, der in seinem Testament verordnete, „die Thürmer sollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren vom Thurme blasen.“ Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick suchte den Spiegel; — ich war über und über roth geworden.

E.

Erfindungen. Alle irdischen Erfindungen, — vom friedlichen Pflugeisen an bis zum bevölkerten Kriegsschiffe, dessen Kiel die Spiegelauen des Weltmeers furchet, — werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen: von der Erfindung des Kusses.

Ewigkeit der Kunst. Ich glaube fest an sie, selbst in der Zeit; (obgleich Ludwig Tieck diese hier für einen zu groben Stoff hält,) denn ich habe bei der Kunst von jeher das Daseyn einer Art von Seelenwanderung gefühlt. Die Zeit kann allerdings ein Kunstwerk verschlingen, und verschlingt es oft, — aber nicht seinen Geist; die Kunsterscheinung müßte denn in einer menschenleeren Oede aufblühen und vergehen. Der Geist zieht, unabhängig von fernerm Anschauen, von Tradition u. s. w., mächtig und ewig durch die Geister fort. Das Kunstwerk, indem es vollendet dasteht, wird dadurch ewig, daß es das menschliche Gemüth oder die Geister ergreift; und die Spur dieses seines wirklichen Daseyns kann nun nicht wieder verloren gehen. Der Weltgeist, der Gott, der es entstehen ließ, bewahrt es auch nun im Menschengeschlechte und läßt es irgendwo von neuem aufkeimen, ansprechen, anschäumen — so wie überhaupt eigentlich von

allem, was einmal vollendet da war, auch Spuren in der Zeit zurückbleiben müssen.

Essen. Es ist oft eine sehr erfreuliche Entdeckung für mich gewesen, daß der deutsche Landmann mit dem Akte des Essens eine gewisse Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende reinmenschliche Gefühl stets mit Rührung getheilt. Die uneinigsten Familien werden friedlich, sobald das Tischgebet gesprochen ist. Man beeifert sich, alle Strafen und Zänkereien soweit als möglich von der Tischzeit zu entfernen. Der strengste, hartherzigste Bauer jagt seine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr im Verzuge, fast nie vom Essen auf. Wer die ärmste Familie beim Essen trifft, und, wie fast immer geschieht, dazu eingeladen wird, der kann auch fast immer überzeugt seyn, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. Soviel dieß gesagt ist, (denn es gilt selbst vom Geizigen,) so wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Essgenusses machen diese Klasse unbeschreiblich sanft und gut; der Segen Gottes, der einmal angeschafft und bereitet da steht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erscheint dieser unschuldsvollen Welt als geweihte Labung für sich und den hungrigen Bruder; er ist nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigsten Kinder sich das Beste versagen

ſehen, um es den Gäſten anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon iſt noch gar nicht in der wohlthätigen Geſinnung oder in der eigentlichen Gaſtfreiheit zu ſuchen, ſondern er liegt dermalen blos in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Anſicht des Eſſens. Wenn der Bauer zu einem böſen Nachbar, Advokaten, Richter, oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich ſteht er betroffen, höflich und beſcheiden da, ſobald er ſeinen Gegner bei'm Eſſen findet. Ich ſelbſt habe einſt als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erſte Wuth hitziger Partheien gegen mich ſich auf einmal blos dadurch entwaffnen ſah, daß ich zufällig es mir ſo eben vortrefflich ſchmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr ſo: „hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt! — nun freilich — Gott geſegne dir's!“

Erbvertheilungen ſind für mich höchſt intereſſant und beluſtigend. Ich habe die elterliche und die meines liebſten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bei dieſen beiden — da ich mich längſt reſignirt hatte, — der lachendſte von allen Miterben geweſen, über welchen die theuren Erblaſſer gewiß aus ihren ſchönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an ſeligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komiſchen Ereigniſſen. Freilich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menſchen

vorgehen. Herrlich iſt's, wenn zuweilen bei Vertheilung der Kleidungsſtücke die Weiber doch hier und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil ſind,) gebührend ausgelacht werden. Die höchſte Luſt gewährt das Anfertigen der Verzeichniſſe, welche die Intereſſenten, indem ſie alles herumgeben und verzeigen, einander ſelber diktiren. So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer ſehr gemüthlichen Erbvertheilung zweier Stücke, die ich beſonders lieb gewann. Das erſte hieß: „des Verſtorbnen ſogenannter Auerbachshof, worin allerlei Kleinigkeiten befindlich.“ Dieſer letztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Käſtchen enthielt Sachen von unſchätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine namhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köſtliche Glasperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe ſilberne Hemdknöpfe, Denkſteinchen und tauſend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Urſprung und Werth; — kurz: ſo oft der Verſtorbne bei keinem Kaufmanne, ja bei keinem Hausgenoſſen und Freunde mehr Rath oder Hülfe fand, ſchloß er nur getroſt ſeinen Auerbachshof auf, — und niemals iſt er unbefriedigt davon gegangen! Das andere war ein Haarbeutel. Wir wollten nämlich das Verzeichniß ein wenig ſyſte-

matiſch machen, und ich behauptete, man müſſe mit den Weſten anfangen, weil die Weſte zunächſt an dem, was am Freunde das Beſte geweſen ſey, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir ſelbſt ſehr am Herzen lag. Allein die Andern meinten, der Kopf müſſe den Anfang machen, denn dieſer ſey und bleibe doch das Hauptſtück vom Menſchen; und ſo rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Iſt alt!“ ſeufzte ein Anderer. „Klein!“ ſchmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ lächelte der Vierte friedlich und zeigte den armen Wurm entſchuldigend dem Protocollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte geſetzt, die mich noch in dieſem Augenblicke, (wer kann wiſſen, warum?) zu ſanftem, aber unverkennbar tiefem Mitleiden (ſ. dieſ. Art.) rühren, — damals aber faſt zum Weinen bewegten; nämlich: „N° 1. Ein kleiner alter guter Haarbeutel.“ — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Aſche verſtreut, du — Guter!

F.

Falſcher Ausdruck bei falſchen, böſen Handlungen macht mir dieſe immer erſt im höchſten Grade verab-

schenswerth. So ist mir ein ungezogener Schuster, der seine gute Frau beständig mißhandelte, durch seine dabei gemachten frivolen und giftsaugenden Wortspiele erst in der wahren Gestalt eines niederträchtigen Hundes erschienen. Einst, nachdem er lange über kalte Suppen geklagt, fand er eine Suppe zu heiß. Die Frau bat ihn, die Suppe ein wenig ins Fenster zu setzen, damit sie überschlage. Er nimmt die Suppe, wirft sie mit der Schüssel aus dem Fenster, sagt höhnisch dazu: „Da! Nun ist sie überschlagen!" und läuft darauf ins Trinkhaus, um die arme Frau bei trocknem Brote sitzen zu lassen. Ein andermal klagte die so eben abgeprügelte gute Frau: „o wenn ich doch sagen könnte, ich hätte, seitdem du mein Mann bist, nur eine einzige gute Stunde gehabt!" Augenblicklich jagt er sie noch am Abend in eine über zwei Stunden entfernte Oelmühle mit den Worten: „Kanaille, du sollst heute noch zwei gute Stunden für eine haben!" — Noch jetzt freut es mich, daß ich nicht der Richter dieses Unmenschen war!

Frauenverführer im ledigen Stand (ich habe sie sehr fleißig studirt,) werden nur höchst selten geschickte Frauenhüter im eignen Ehestande seyn. Jenes erstere Handwerk muß wohl verwerfner seyn als alle andern schlechten Handtierungen, und die Verführungskunst ist auch übrigens so einseitig, daß ein solcher Künstler nur die groben, elenden und tyrannischen Bewahrungsmittel

gegen die Verführung nebenbei erlernt, die richtigen und ſchönen aber nie begreift, und daher auch im Beſitze des ſchönſten und reinſten Weibes ſich nie glücklich, ſondern ewig geängſtet fühlen, ſelten aber (vielleicht aus einem eignen Gerichte Gottes!) der nämlichen Untreue auf die Spur kommen wird, die er ſelbſt einſt ſo geſchickt zu üben wuſte. So verläßt Untreue ihren eignen Herrn; und hier iſt daher die Regel: „zum Diebsfänger ſchickt ſich am beſten ein reichlich beſoldeter Dieb" nicht einmal anwendbar.

Frühlingslüfte, durchwogt von der erſten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, befruchten auch den Geiſt des Menſchen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne ſie leiſe zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Buſen des jungen Genius? Wo lockt ihr jetzt die erſten Klänge der Poeſie aus einem unſterblichen Gemüthe hervor?"

Feines Betragen wird jetzt allmählig immer ſeltner gefunden werden, jemehr der Satz „daß daſſelbe jeder Trefflichkeit und Tugend erſt den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt," von den Erziehern mißkannt und vernachläſſigt wird. Man ſagt den Kindern nur: „Ihr ſollt gute Menſchen werden, — und ſo und ſo müſt ihr es anſtellen." Aber kein Menſch ſagt ihnen mehr:

„Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, dasselbe thut, und euch dadurch bei Jedermann unleidlich macht.“ Man hält die Mädchen wohl zum Waschen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber Niemand sagt ihnen mehr, wie sorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß; wie leicht sich durch bloßes Reden ein Schaum am Munde erzeugt; wie unangenehm, rauh und buntschäckig oft gerade der schönste Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. s. w. Was hilft denn alles Seyn, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte! (Dabei fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen pflegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister, — wenn ich auch nicht viel weiß und kann; wenn ich nur tugendhaft bin!“) Wäre meine obige Klage ungegründet, wie hätten mir denn überall in den vornehmsten Klassen so viele Erscheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bei Erblickung eines schönen, durch Vernachlässigung entstellten Angesichts von Herzen die alten Gouvernanten, (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und einschärften!) statt unserer jetzigen „Lehrerinnen,“ (die über Jene — und wohl gar selber zwischen zwei allerliebsten „Sperlingsecken“ hervor spötteln!) wieder

herbei wünſchen ließen? Das Schlimmſte bei allen ſolchen Dingen iſt, daß nachher die Welt, die fremde Geſellſchaft, ſie zu rügen unterläßt, weil eine ſolche Rüge für beide Theile höchſt unbequem iſt und von der einen Seite meiſtens nicht wohl und vollſtändig gegeben, von der andern aber dennoch faſt immer vollſtändig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Anſinnung zu wagen, beſonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reizend ſind. Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geiſt verliehen hat, auf die gemäßeſte und bequemſte Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen: um wie viel angenehmer würde unſer geſellſchaftliches Leben ſeyn!

Freundſchaft. (S. d. Art. Liebe.) Oft ſchien mir der Freundſchaft Silberborn reiner und himmliſcher zu rinnen, als der heißſprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort, ſprach ich, wagt der Menſch ſein Blut, ſein Leben, und ihm winkt zum Lohne faſt ſtets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier, — o wie oft wagt nicht ſelbſt der Beſte ſeine Seele für die Wonne zeitlicher Luſt!“ Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu meſſen ſtrebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufſchaute, — wo blieb da die Freundſchaft!! Freundſchaft iſt gut, Liebe iſt ſchön; — jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, dieſe der Tugend.

Der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie. Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja, die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht; sie ist das große allein thätige Neutrum, das All, dem alles Dasein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als — Liebe.

Fertig werden mit allem was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärgre mich oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden können, sondern sich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dermalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufopfern; und dennoch kann ich selbst sehr selten sagen: ich bin mit dieser Sache fertig. Ein ächter Hofmann muß eigentlich stets fertig sein. — Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachdienlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen, — und dieß ist ein Zeichen von Genialität. Der Franzose ist immer fertig, und wird es doch nie.

Furcht vor Gespenstern entsteht bei Kindern wohl weniger durch Erzählung fürchterlicher Geschichten, als durch Hinweisung auf gewisse Gegenden und Plätzchen. Kinder solcher Eltern die zur Miethe wohnen und

ihre Wohnung oft verändern, werden sich seltner und weniger fürchten als andere. In dem von Kindheit auf bekannten Hause, besonders im elterlichen, wird nach und nach jede dunkle Ecke fürchterlich; im unbekannten keine. So wie man sich auch im Fahren meistens nur auf bekannten bösen Wegen fürchtet, auf unbekannten aber nicht. Eben so mindert sich auch die Gewitterfurcht im fremden Hause gar sehr. (S. d. Art. Gewitter.) Ein Kind, das sich wirklich allzusehr fürchtete, wäre daher wohl am leichtesten dadurch zu heilen, daß man es eine Zeitlang oft aus einem ganz fremden Hause in das andere brächte. Ich sagte allzusehr. Denn ein bischen Furcht gehört nothwendig zum Glück des Menschen. Schon im Akte der Furcht fühlte ich von jeher etwas Beseligendes, und besonders eine große Erweckung zur Thätigkeit. War ich Abends schläfrig, so suchte ich nur für einen Augenblick eine gewisse dunkle Kammer auf, und strengte mich an, ihre Schauer (ohne Pfeifen, Singen und Lärmen,) zu ertragen. Die Furcht steigerte sich dann immer und ward zuletzt gerade dann am heftigsten, wann die Sicherheit am nächsten glänzte, nämlich wenn mir das Stubenlicht, wobei die ganze Gesellschaft saß, schon wieder durch die Thürritzen entgegen schimmerte. Der Moment des Thüröffnens war stets der fürchterlichste; (auch schreien in diesem meistens die furchtsamen Kinder erst; — und, aufrichtig gesprochen, ist

man auch da, zu guter Letzt, am wenigsten vor einer Geisterstunde scheut; doch mit der Bewegung, welche die Thür hinter mir zudrückte, (wobei die Augen sich sehnlichst stets dem Lichte zu-, und gewiß nie rückwärts wandten,) trat dann der alte Trotz wieder ein. Doch war ich nun einmal von neuer Munterkeit belebt und konnte dann, heimlich erfreut über die wiedererlangte Sicherheit, mit ganzer Anstrengung fortarbeiten. Gebt nur selbst auf Erwachsene Acht, die Abends mit oder ohne Licht aus der Gesellschaft weit weggehen. Ist nicht ihr Gang beim Wiederkommen wenigstens etwas schneller, als beim Hingehen zu solchen bedenklichen Plätzen! Sind sie nicht ein wenig freundlicher bei der Zurückkunft, als ehe sie gingen? Und, erzählt euch nun vollends ein solcher Reisender etwa, „da eben pfeife der Wind ganz erschrecklich; — draußen im Garten müssen wohl ein paar Eulen seyn, denn eben in der Eckstube habe er Etwas ächzen hören" u. s. w.; fühlt ihr euch dann nicht selbst alle so schön sicher und glücklich? und rückt ihr nicht zusammen und möchtet euch lieb haben? Gebt nur Gott die Ehre, lieben Brüder, und gesteht, daß ihr euch alle ein wenig fürchtet! Und ich? — Gewaltig! Und wer mir meine Furcht nähme, der nähme mir einen Theil meiner Glückseligkeit. Welcher andere Genuß könnte mir auch wohl Vergütung leisten für den Gedanken an alle die lieben schaurigen Oertchen in dem

Pfarrhauſe, worin ich geboren und erzogen ward? An das Kellerſtübchen, — die Schrankecke in der Langenſtubenkammer, — den dunkeln Gang, — die ſchwarze Magdkammer und den dunkeln Winkel unter der Bodentreppe? — Eine Bodentreppe überhaupt wird faſt immer einige Schauer um ſich her verbreiten, da in ihrer Nähe alle eigentliche Häuslichkeit aufzuhören ſcheint, und da jeder Boden etwas ödes und wildes für Kinder hat, welche auch bei Nacht mit der Laterne viel lieber in den tiefſten Keller ſteigen, als auf den unheimlichen Boden, — von dem im Grunde alles Fürchterliche die Treppe herab zu kommen ſcheint. — Daß übrigens ſolche Angſtplätzchen faſt immer dunkel oder gar ſchwarz ſind, habe ich kürzlich als wahr befunden, da ich die meinigen wieder beſuchte und, — ich will es nur geſtehen! — mich noch eben ſo ſehr und herrlich vor ihnen fürchtete, als vor fünf und dreißig Jahren! Die Zeit und Erfahrung vermögen hierin gar wenig über den Menſchen; und ich meines Theils mache mich zwar verbindlich, in einem fremden, der Spukerei höchſt verdächtigen Gaſthofe, eine Nacht über das berüchtigteſte Zimmer allein zu übernehmen; aber, unter der Bodentreppe meines geliebten Pfarrhauſes zu ſchlafen? Nimmermehr! Ich war ein beherzter Knabe, und dachte äußerſt frei über das Geiſterreich, ließ mich auch durch Erzählungen faſt nie in Furcht ſetzen; daher muß der Grund, warum man der-

gleichen Plätze, ohne etwas Ungeheures von ihnen zu wissen, nach und nach scheut und mit stillem Ernste vermeidet, viel tiefer liegen, als in Erzählungen anderer Menschen (doch s. d. Art. Ziegler); auch viel tiefer als in der schwarzen Farbe. Wie beherzt erschien mir in meiner Knabenzeit oft ein Fremder, der als unser Gast so frei und unangefochten bei Nacht im ganzen Hause herum ging! Doch meine stille Scheu konnte durch sein Beispiel keineswegs vertilgt werden. „O, dachte ich oft: du guter Mann, wenn du wüßtest, — wenn du wüßtest, was ich — gern wissen möchte!"

G.

Geflügel. Wäre ich ein großer und reicher Herr, so hätt' ich ganz gewiß eine Liebhaberei, die mich vieles Geld kosten würde: die Lust am Geflügel. Ich müßte dann ein Schloß mit Waldung und einer ungeheuern, ebnen Flur besitzen, welches alles ich ohne Zwang mit meinen gefiederten Bürgern bevölkern könnte. Der Wald, von Bächen durchschnitten, wäre die Hauptstadt. Viele hunderttausend vaterländische Sing-, Freuden- und Prachtvögel müßten dort, zu Vertrauten des Menschen gezähmt, ihr leichtes Leben führen. Das Haushuhn müßte sich

mit dem Rebhuhn wieder vereinigen und den Fasan und die Taube zu Gesellschaftern aufnehmen. Alles Wild müßte allmählig zahm werden und alle Hausthiere sollten nach und nach zur Wildheit zurückkehren und auf ihre eigne Hand leben. Welche anmuthigen Sommerbesuche bei diesen Kindern des Sommers! Welch ein Sanssouci unter diesem sorglosen Völkchen!

Gehorsam, als bloß gefordertes Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine,) so oft gezwungen werden müssen, und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen, — das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit und Schuld in der innigsten, beweinenswerthesten Verknüpfung steht. — Soviel ist gewiß: Kannst du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorsam aus Neigung einflößen, so machst du jeden dieser Menschen zu deinem Diener und zugleich — glücklig.

Genius. Ich fand fast an allen fremden Orten, die ich öfters besuchte, stets einen guten und einen bösen Genius! Ich reise z. B. nach A. und ärgere mich beim Anblicke der Stadt, daß sie so schlechte Gasthöfe besitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort schon

einmal mit groſser Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus ſeinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an ſeinen vortrefflichen Tiſch zu. „Das geht ja gut!“ denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen ſchon an dem hübſchen Thore hält. Aber da ſteht der grobe, abſcheuliche Soldat, mit dem ich das vorigemal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen: und nun iſt mir die ganze Entree verſalzen! — Da ich die Stadt A. verlaſſen will, um nach C. zu reiſen, fehlt es wegen der ſtarken Durchmärſche an Pferden. Ich mache einen letzten Verſuch auf der Poſt, werde abgewieſen und fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heute noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutſcher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärner ſich mitten in die Straße gepflanzt hat, und erſt ſein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reißen am Wagen, es bricht gar ein Sillſcheid, der Bediente wird zurückgeſchickt um ein anderes zu holen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärner vorüberſchreite, (und ihm gern den Schiebkärnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte, ſ. d. Art. Schiebkärner,) ſehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neu-

lich her ist, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun sind wir endlich in C. und erfahren sogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber schon gestern kein Billet mehr zu haben gewesen. Aus Verdruß will ich Besuche machen und fange bei der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meisten protegirte. Im ersten Augenblicke zeigt es sich dort, daß diese eigentlich die ganze heutige Musik allein veranstaltet hat, sie ladet mich dazu ein, verschafft mir sogleich zwei Billette für mich und den guten B. und will sogar im Concerte meine Nachbarin seyn. Wer ist froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum sind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzessin von E. gerufen wird, und also mir ihre Entschuldigung macht. Ich sehe verlegen nach einem guten Platze umher; da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit, (die ich schon lange „mein schwarzes Schicksal von C." nannte,) den besten Platz — das heißt neben dem seinigen, — einzunehmen. Während der Musik plappert er unaufhörlich. Am Schlusse komme ich glücklich von ihm los, und indem ich bei'm Ausgange mich erinnere, daß ich mein

Abendessen zu bestellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich von Herzen auf die geistreiche Gesellschaft, in die zum Glück der unausstehliche F. nicht aufgenommen ist, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorsaale schon dringt mir ein bekannter schnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da steht und demonstrirt schon lange der gräßliche F., der sich endlich auch hier Zutritt verschafft hat, um mich überall zu verfolgen. — Und so ungefähr geht es mir denn an den meisten Orten, die ich öfters besuche. Selbst auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Musenberge zeigen sich mir oft jener gute, jener schwarze Genius. Oft, wenn ich mühesam seine breite, staubige Chaussee hinanklomm, gedrängt von tausend Wanderern, beiseite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde saßen, und ermattet von Mühe und Angst, — da erschienst du mir, o ländliche Muse, in deiner anmuthigsten Gestalt und winktest dem Freunde aus zartem Myrtengebüsch, und kühltest seine Stirne mit deinem himmlischen Kusse und führtest ihn sanft aufwärts, durch ein stilles Thal, den nähern Weg. Da schaute ich fröhlich hinauf und sah mit heiliger Sehnsucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Lust mit den Seligen wohnest, und bald erblickte ich das Gerümmel der weitherumziehenden Heerstraße schon tief unter mir. Aber plötzlich

entschwebte mir deine göttliche Gestalt, — und ein hämischer Satyr stieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Geld. Ich habe das Geld immer besonders lieb gehabt, weil man so vielerlei damit ausgleichen, gut machen, versöhnen, und so manches Vortreffliche schaffen und herstellen kann. Von den so sehr gewöhnlichen Exclamationen über „das verfluchte, abscheuliche, verdammte Geld!" ist höchst selten eine über meine Zunge gekommen. Wie können auch die Menschen, (besonders die, welche so wenig haben wie ich,) dem Gelde gram seyn und es immer bis in die Hölle verfluchen! — Obgleich das Geld zuweilen einen Verschwender frühe ins Grab stürzt, so rettet es doch gewiß dafür immer auch zwei Geizige wieder vom Tode; — zu geschweigen denn, daß eigentlich die meisten Geizhälse leider lebendig begraben zu werden pflegen, bloß weil man es unterläßt, auf ihren Leichnamen vorher Geld zu zählen und solcher Gestalt durch den Metallreiz die Gründe ihres Scheintodes zu widerlegen. Wenn auch das liebe Geld einmal der Liebe, Treue oder Gerechtigkeit die Augen zuschließt, so ist es dagegen für viele tausend Blinde auf der theuern Post des Lebens ein köstliches Augenwasser. Ganze Bände möchte ich zum Lobe des Geldes vollschreiben! Besonders hat mich sein allgemein geltender und helfender Charakter von jeher tief gerührt. Oft specificirte ich eine

ganze Schaar der verschiedenartigsten Verlegenheiten, Sünden, Schanden, Unglücksfälle und Nothwendigkeiten, in die mich Schicksal und Schuld gebracht, oder zu bringen drohten, schlug sie zu Geld an, summirte das Ganze, und konnte nun alles auf einmal mit einer einzigen Geldsumme gut machen, (denn für eine bloße Geldsumme giebt es fast immer auf Erden Rath,) fühlte mich nun nicht mehr von all jenen Sorgen gedrückt, sondern nur von dieser einzigen Geldsorge; war mit der Welt versöhnt und konnte wieder ruhiger an meiner Besserung und dem Frieden mit Gott fortarbeiten. — Bedenket das wohl, ihr Geldlästerer!

Gipfel. So oft ich eine moralische oder physische Bergeshöhe schon über die Hälfte erstiegen hatte, waren mir alle Hindernisse ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann fast gewiß, daß ich nun hinauf kommen würde. Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langsam und blicken zurück, lassen uns auch allenfalls auf Eseln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den mühesamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter sich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel schaut dann der sehnsüchtige Mensch. Die neuen Weltfernen will er erschauen, die bald vor dem Siegreichen sich ausbreiten werden!

Gewitter. Ich habe nie begreifen können, warum

ſo viele der neuern Menſchen wollen, daß man ſich vor Gewittern nicht fürchten ſoll. Nehmt mir die Furcht davor, ſo nehmt ihr mir auch die Freude daran und die Andacht dabei! So manches ſchrecklich ſchöne Gewitter hat mir geſchadet, meinen Nächſten erſchlagen, die Flur verhagelt, Dörfer fortgeriſſen, Menſchen und Vieh getödtet, und nur andere fremde Gegenden beglückt, — und ich ſollte nicht mit Andacht, Furcht und Zittern aufſchauen zum barmherzigen Lenker der Weltereigniſſe, wenn ein ſchweres Wetter herauf zieht! — Welch abgeſchmackt unmenſchliches Anſinnen einiger — ſelbſt furchtſamen Pädagogen! — Ich habe nämlich zum Glücke ſehr oft bemerkt, daß die, welche während eines Gewitters den Weibern und Kindern ſo viel vom Nutzen und Wohlthun der Gewitter und von der Thorheit aller Furcht dabei vorpredigten, gerade die Furchtſamen waren, und die Predigt aus eigner Furcht und Angſt abhielten, ſo wie man im Dunkeln gern laut wird. (S. d. Art. Furcht.) Sobald ich mich von der Richtigkeit dieſer meiner Bemerkung einmal überzeugt hatte, probirte ich das Mittel jener Herren ſelbſt, fing bei'm nächſten Gewitter auch an zu predigen; — es ging vortrefflich; man verſuche es nur, es hilft und ſchafft die Angſt vom Herzen weg! Der Grund mag wohl auch darin liegen, daß man ſich dabei gewiſſermaßen als eine offizielle göttliche Perſon fühlt. Wer ſich wirklich nicht

fürchtet, pflegt gewöhnlich bei'm Gewitter von ganz fremden Dingen zu sprechen, und zeigt sich nicht inspirirter und nicht ruhiger, als er gewöhnlich ist. Doch sind dergleichen Leute auch zuweilen nur klug, und im Herzen doch nicht ganz rein geheilt. Wer sich aber tüchtig und ehrlich fürchtet, der sucht besonders (wie z. B. ich,) das gegenwärtige Gewitter recht zu loben, („Welch herrlicher Regen! Wie wird sich alles erquicken! Wie wird die Gerste wachsen! Nun kann es noch Klee geben!" u. s. w.) und giebt sich wenigstens alle Mühe, das Gewitter — so lange es noch irgend möglich ist und die Schloßen nicht gar zu dicht fallen, — zu entschuldigen, nämlich über das, was es schon angerichtet hat oder eben jetzt thut. Dagegen sucht er alle Gründe Anderer — wenn sie behaupten, es komme nicht ganz hieher, sey leicht, thue nichts, oder sey schon vorüber, — sorgfältig zu widerlegen, und zuckt über die Zukunft noch stets die Achseln, mit einem bedenklichen „Man kann dieß noch gar nicht wissen! Wir wollen's hoffen! Ja, ja — aber! Hm, so weit sind wir noch nicht — denn die Wolken kamen ja ganz dick und schneckenfett angezogen!" u. s. w. — Kurz, er schmeichelt dann immer ein Bischen, weil er nicht ganz traut. — Große und ähnliche Angst fühlte ich auch oft im Mai, wenn viele warme Frühlingstage jeden zarten Keim des Pflanzenreichs hervorgelockt hatten, die Wiesen und Fruchtbäume

im vollen Blüthenſchmucke da ſtanden, und nun nach einem Gewitter plötzlich eine kalte Nacht eintrat, vor deren Anbruch ich ſchon manches zarte Gräschen an feuchten Plätzen unterſuchte, und — erſtarrt fand! Der Mißmuth des Landmenſchen über einen ſolchen gewiſſen Nachtreif grenzt dann oft an Gotteslästerung. Aber zu unſerer Beſchämung finden wir es am Morgen faſt nie ſo ſchlimm, als wir träumten, und die holde Natur weiß auch mitten in ihrem unbegreiflichen Vernichtungsgange unbegreiflich zu ſchützen. Größer aber war meine Bangigkeit nie, als wenn ich ſah, wie ein ſchweres Wetter über eine in voller Pracht und Schönheit da ſtehende Ernte herein zu brechen drohte. Ein reicher Segen zeitigte einſt rings um mich her in der Fülle des Sommers und ſchien ſich ſchon der Sichel entgegen zu beugen. Mir war das Einbringen deſſelben anvertraut; ich hielt ſein Gedeihen und Verderben für das meinige und ſann bereits auf ſchnelle Förderung des herrlichen Erntegeſchäfts. Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran. Ich konnte vom Gang aller heute ſchon vorübergezognen Wolken ziemlich richtige Schlüſſe machen, und ach, die jetzt erſcheinende nahm ihre Bahn nach der Mitte meiner Flur! Es tönten die erſten dumpfen Schläge; in der Mitte der Schwärze bildete ſich das entſetzlich furchtbare Hagelzeichen; — bald noch eins, und ſelbſt ein drittes zu beiden Seiten! Hilf, Helfer im

Himmel! Immer näher wogt das finstere Ganze. Nun rasselt es zwischen den Wolkenbergen wie fernschmetternde Wagenräder, denn dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräusch von zwei elektrischen Geschlechtern, wie Brautgetümmel ungeheurer Geister; näher und höher tönt das Rasseln. — — Dank, allmächtiger Helfer! Dank dir! Dein Odem wandte das Verderben, und der freundliche Wald streckte auf seines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure zarte Flur zu schwach war! — Da blickte mein träufelndes Auge empor, als die Lerchen wieder sangen; und sanftschwankende Töne entwandten sich meinen wehmüthigen Lippen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
„Sollt' ich ihm nicht dankbar seyn?"

H.

Hofmeister, Erzieher, Lehrer; — wohin auch noch gehören die Sprach-, Zeichen- und Musikmeister u. s. w. Ein solcher bleibe deiner heranwachsenden Tochter gegenüber, — sie sey von fürstlichem oder bürgerlichem Geblüte, — (ist sie doch in jedem Falle leider von mensch-

lichem!) ſtets ein Gegenſtand deiner unnachläſſigſten Aufmerkſamkeit. Je herrlicher der Hauslehrer iſt, je gefährlicher wird die Lage. Alle Ermahnungen machen vertraulich. Alles Lob rührt und bewegt. Aller Unterricht, je trefflicher er iſt, je mehr attachirt er. Und ſo darfſt du unter zehn von dieſen beſten Fällen wirklich auf neun Verliebungen ſicher rechnen, ſeitdem man die jugendlichen Hofmeiſter vorzugsweiſe zu wählen pflegt: Ich habe gar nichts dagegen, daß du deine ſämmtlichen Hauslehrer nach Gelegenheit ſelbſt ins Haus ſchlachteſt, wie dieß z. B. dem beglückten Pädagogen Salzmann gelang; und wirklich ſah ich aus ſolchen Verhältniſſen ſchon manches ſelige Ehebündniß aufblühen. Allein du mußt während der Erziehung nur immer denken: „Das Weitere wird ſich dann ſchon geben, wenn Gott will.“ Es iſt ſchwer, einen Hund zu lehren, daß er Kartoffeln oder Rippchen brate; iſt dieß aber einmal gelungen, ſo wird es dir kinderleicht ſeyn, ihm dann auch beizubringen, daß er ſie hinterher aufeſſe.

Hüts. (S. d. Art. affektirtes Weſen.) Iſt in Franken eine Art ziemlich derbgeſottener Mehlklöſe, deren Hauptzuthat aus Speck und ſehr braungeröſteten Semmelbrocken beſteht. Man zerſprengt und erbricht ſie gewaltſam mit zwei tüchtigen Gabeln, und ſie müſſen eigentlich, — wenn man ſie auch erſt nach mehreren Tagen aus dem Küchenſchranke wieder als Foſſilien aus

Licht bringt, — immer noch ſcharfkantig im Bruche bleiben. Man trug ſich in meinem Geburtsorte mit der Geſchichte von einem Bauer, deſſen Frau die Hütſe allzufeſt gekocht hatte. Der Mann kommt vom Felde, iſt ſehr hungrig und greift — da die gewöhnlichen Inſtrumente nicht helfen wollen, — nach der Spaltart, um damit vorzulegen. Allein der erſte Hüts, den er theilen will, ſpringt „abquitſchend" vom Teller, nimmt das Fenſter mit hinaus, ſchießt im Stalle des Nachbars eine Wand ein und erſchlägt dort den beſten Ochſen, — worüber denn ein böſer Prozeß entſtanden ſeyn ſoll. Ich habe die Akten darüber lange geſucht, aber nicht vorgefunden, weiß alſo nicht, von welchen Thatſachen es darin „conſtirt" hat, und von welchen nicht. Doch bemerke ich für Juriſten, daß ich als Richter den Hüts nicht ſowohl wie ein lebloſes Ding, ſondern wie eine rem sese moventem, wie ein Ungeheuer, ein Thier, betrachtet, und daher aus Liebe zum Selt'nen und Poetiſchen nur eine actionem de pauperie (vel quasi) zugelaſſen, und vielleicht gleich anfangs vorgeſchlagen haben würde, man möge den toll gewordenen Hüts noxae dare, wenn nämlich der dominus des Ochſen damit wäre zufrieden geweſen.

Purcnmenuett. (S. d. Art. Yſop.) Ein Wort, bei welchem Schauder der Wehmuth — wenn man ſo ſagen darf, — mich überlaufen. Mit verſtehen-

dem Ausdrucke belegten nämlich in meiner Kindheit die lieblosen Spötter den majestätischen Kirchengesang, „Erbarm dich mein, o Herre Gott," der während der öffentlichen Kirchenbuße gefallner Mädchen angestimmt zu werden pflegte. Der traurige Fall ereignete sich zu jener Zeit, wo ich den tiefen Eindruck davon empfing, oft binnen einem Jahre zwei- bis dreimal in meinem volkreichen Geburtsorte. Ich wußte vom Zusammenhange der Sache weiter noch nichts, als daß die Büßende gegen das sechste Gebot gesündigt habe, also voll Unkeuschheit und Unreinigkeit sey, und sich schwanger befinde. Eine solche Befleckheit des Herzens und das jammervolle Flehen um Befreiung davon schien mir denn auch in jeder Zeile des dumpfhallenden Liedes mit der ängstlichsten Gewalt ausgedrückt; und der Umstand, daß ich selbst es gleichsam officiell vom Chore herab mitsingen mußte, trug noch mehr zu meiner Rührung bei, die mich oft am Singen hinderte. Ueberhaupt giebt es wohl in allen menschlichen Verhältnissen keine mildere und rein mitleidsvollere Ansicht, als die der unschuldigen Jugend vom Fall eines liebenden Paares. Sobald nach der Predigt der letzte Ton des „Friedens Gottes" von der Kanzel herab verhallte, und nun die Orgel im schwarzen Moll eintrat, (man zog gewöhnlich den schrecklich brausenden Posaunenbaß, und alle Orgelspieler drängten sich zu der schönen wunderbaren Melodie,) erhob sich ein banges

Zischen in der Kirche, der entsetzliche Spott lächelte öffentlich der giftigen Schadenfreude zu, die Neugierde der Alten warf alle Zügel ab, die erschrockene Jugend saß erblaßt da, und alle Gesichter wandten sich nach dem Orte hin, wo heute die einzige Verschleierte, die arme Sünderin saß. — Bei'm ersten Worte des zweiten Verses „Sieh, Herr, in Sünd' bin ich geber'n!" mußte das büßende Mädchen ihren Stand verlassen, den Gang mitten zwischen beiden Weiberg.stühlen hinwanken und am Auftritte vor dem Altar niederknieen. Wenn es sich traf, daß sie bei'm Anfange der zweiten Hälfte dieses Verses, wo es heißt:

„Bespreng' mich, Herr, mit Ysopo!
Rein werd' ich, so du wäschest mich,
Weißer denn Schnee! Mein Gehör wird froh,
All mein Gebein wird freuen sich."

noch immer, von der Angst gehalten, in ihrem Stande blieb, so trat bei dem Wort „Ysopo" der Heiligen-Meister aus seinem Stuhle, um die Bejammernswürdige zum Altare zu führen. — O Gott! — Nach dem ziemlich langen kirchlichen Akte ward jederzeit das heilige Abendmahl ausgetheilt, und erst zwischen der letzten Frau und dem ersten Mädchen trat die Büßende, welche nun aufstehen durfte, in die Reihe der Communicanten ein, — und ach, wie rein und von Gott getröstet er-

schien mir dann das arme verhüllte, schluchzende Mädchen wieder! — Ich habe bei solchen Vorfällen nur augenblickliche Verachtung der Hämischen und Boshaften, aber niemals Unwillen über die Obrigkeit oder die Kirchengesetze gefühlt. Auch ist und bleibt mir die Kirchenbuße ein heiliger Akt; — ja ich bin überzeugt, daß sie (nämlich bei einer religiöseren Stimmung unsers Volks, bei ihrer Anwendung auf beide Geschlechter, und hauptsächlich durch Ausdehnung auf andere Verbrechen,) gar viele Sünden der Jugend im Keim ersticken, gar manche Civilstrafen überflüssig machen würde, wenn man sie nach gerechtern und zweckmäßigern Gesetzen, als die alten waren, wieder einführen wollte. (Wozu ich aber, — und überhaupt zu irgend einer neuen Strafe, — keinesweges Veranlassung geben will!) Denn die meisten unsrer öffentlichen Civil- und Criminal-Strafen führen das Unglück der Erbitterung und Verschlechterung unverkennbar in sich. Kirchenstrafe aber hat einen sanften, und doch großen, göttlichen Charakter, ist ein hartes, tief eindringendes und furchtbares Uebel, kann fast nie erbittern, wird gerade durch ihre Oeffentlichkeit (die keine Zuflucht und Verheimlichung, sondern nur Reue gestattet,) stets versöhnen, und in jedem Falle als ein volksmäßiger und an sich unaussprechlich milder Akt bessern und erbauen. Wie manches gute Mädchen sah ich in jener Zeit aus Bangigkeit um die arme Sünderin Thrä-

nen vergießen! Und mein eignes Gemüth, — wie voll heiligen Mitleids war es, — und wie reuig selbst! Ja, meine ganze Seele fühlte gewiß oft schmerzlichere Demuth, als die eigne Seele der Büßenden; und ich weiß aus jenen Stunden, daß es möglich ist, die reinsten Schmerzen über solche Sünden zu fühlen, die man noch nicht kennt.

Humor. Die reine Satyre ist mir zu derb, zu viereckig, und geht mit ihrer Vierschrötigkeit zu sehr und einzig auf fremdes Unglück aus. Der bloße Witz ist mir zu fein, macht mich durch seine fliegende, geistreiche Kälte zu oft niesen, hat mir zu wenig Zweck und zu viel Selbstgefälligkeit. Aber der Humor tanzt und springt mit beiden so klug als wild umher, arbeitet sie zur Naivetät ab und um, schont dabei sein eignes Kind im Mutterleibe nicht, und oft, — wenn jene Zwei ihm, wie gewöhnlich, vorwerfen, sein Herz sey beständig besoffen und wolle nur stets in der Brühe seiner eignen Seligkeit herumschwimmen, — hat der mehr als Nüchterne ihnen während dessen schon ein Bein gestellt. Aber er wirft Niemand um; — und das hat mir ihn so lieb gemacht! Der ächte Humor kämpft nicht gegen jene Beiden, (ich sehe ihn gern in ihrer Gesellschaft,) er spielt nur mit ihnen, und oft ein schönes hohes Spiel, indem er der Satyre auf ihre großen Carcaur und dem Witz auf seinen „Treff" immer gutmüthig klein Pique zuwirft und

beiden manches angehende Coeur = Trümpfchen entlockt. Und, daß er am Ende immer ſo wunderbar mit dem Coeur=As den letzten Stich macht, darin beſteht er eben, der ächte.

Hineintragen. Es iſt bewundernswürdig, welche Reichthümer unſre Phantaſie, indem wir eine intereſſante Geſchichte leſen, noch zwiſchen die Darſtellung hineinträgt! Beſonders wenn die Geſchichte eine bedeutende Ueberſchrift hat, auf deren Erfüllung wir nun paſſen. Wenn ich z. B. im Ziegler (ſ. d. Art.) oder Franziſci die Ueberſchrift las: „Der funfzehnte Junius. Wurde N. N. mit ſieben Dolchſtichen grauſamlich ermordet —" oder gar: „Fiel Abends das grauſame Bombardement von N. N. durch die Engländer vor" — wie war dann ſchon von dem Leſen die Phantaſie geſchäftig! Ich ergriff ſogleich Parthei und ſetzte mich an die Stelle der bedrohten Stadt; ja ich war ſelbſt dieſe Stadt. (Dieß geſchah indeſſen bei Belagerungen nur dann, wenn die Ueberſchrift „das blutige, doch muthige N." oder ein ähnlicher Ausdruck mir die Stadt als Sieger ankündigte, ſo wie ich überhaupt in allen See = und Feldſchlachten faſt immer die Parthei des Siegers nahm.) Nun las ich die erſten Zeilen, und — ſtand dann ſelbſt am bedrohten Ufer feierlich da. Die wilde Flotte nahte langſam, und in der düſtern Abenddämmerung ſchien ſie über ihren Donnerkeilen zu brüten. Ich traute ihrer Stille

nicht, denn bald ſollte ſie ja die Stille dieſer Nacht ermorden; — nach wenigen Augenblicken ſah ich bei jenen Schlünden plötzlich die Schlachtlaternen flimmern, und das entſetzliche Geſchrei der gellenden Commandopfeife verkündigte ſchon den praſſelnden Einſturz meiner Paläſte, wie der Blitz den Donner u. ſ. w. Kurz, ich trug immer zum Voraus eine ſo große Menge von (wahren, und vermuthlich eine noch größere von falſchen) Umſtänden hinein, daß es dann nur weniger Worte meines Erzählers ſelbſt bedurfte, um mich in meiner gereizten Stimmung zu erhalten. Ja, je weniger er in das Detail ging, je mehr Räume er meiner Phantaſie offen ließ, je lieber war es mir insgeheim, je öfter las ich ihn von neuem.

I.

Ich. Bei allen ſchon in früher Jugend genoſſenen Kunſtwerken hat mich das Ich des Künſtlers, wo und wie es ſich auch zeigte, gewaltig genirt; nur die Werke weniger göttlicher Seelen ausgenommen. Ich wollte immer, der Künſtler ſollte ſich tief und liberal in ſeinen Gegenſtand verſenken und ſein Selbſt darin vergeſſen und verlieren. Wenn er aber bei einer ſolchen

ſelbſt gegebenen Gelegenheit auch Sich als einen Gelehrten, Guten, Edeln u. ſ. w. zeigen wollte, ſo verdroß mich das. Er ſollte nicht einmal den Künſtler, ja nicht die Kunſt zeigen, ſondern nur ein erfreuliches Reſultat der Kunſt, (ein von ihm gleichſam in ſtiller Heimlichkeit mit der Kunſt erzeugtes ſchönes Kind,) den Menſchen erſcheinen laſſen, oder eigentlich zu kennen erlauben. Dann erſt wollte ich mich mit dankbaren Grüßen zu ſeiner Perſon hinwenden. So habe ich beſonders den guten Bürger, als ich zum erſtenmal in ſeinem Liede „vom braven Mann" las, wie er ſich und ſeinen Geſang ſelbſt als brav und unſterblich anzureden ſchien, für einen höchſt unbeſcheidnen, prahlenden Menſchen gehalten, und die Schönheiten ſeines Gedichts haben mich erſt lange nachher wieder von jenem widrigen Eindrucke befreien können.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbuſch iſt mein liebſter Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erſte, was ich je pflanzte, das Erſte, was dem Kinde gerieth; auch iſt er das Erſte was man im Jahre pflanzt, er geräth am leichteſten, trägt bald und faſt alljährlich Früchte, und die Ernte von ihm iſt eine der früheſten. Daher werden wohl ſehr viele Menſchen dieſe Freude daran mit mir theilen. Es war ſtets meine erſte Gartenluſt, daß ich ſchon im Februar oder März, ſobald der Schnee verſchwunden und der hübſche gelbe

Rasen durchgehaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbusch stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbnen durch neue ersetzte, und dabei oft mit Entzücken den mir so wohlschmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittenen Zweige sog. Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich stets um diese Zeit und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knospe. Diese ersten Gartenstunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. Welche unsägliche und ewige Freuden für die Kindheit liegen nicht in den selbstgepflanzten und gerathnen Bäumchen! O ihr lieblichen Fruchtstrauchwäldchen meiner Kindheit! Ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! Warum seyd ihr von der Erde verschwunden? Warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft überschatten, wie damals meine Sommerstunden!

Israeliten. In der Bibel, die ich frühe las, lag für mich die ganze Weltgeschichte. An die Apostelgeschichte und die Sendschreiben des heiligen Paulus knüpfte ich dann erst die römische und weitere Geschichte, — deren Wichtigkeit etwa vom Kaiser Augustus anfing. Vermuthlich wird auch wohl jede Erziehung, mit der die Bibel sogleich verbunden wird, eine solche Weltansicht bewirken. Abgesehen hiervon, bleiben aber auch wirklich die Israeliten immer ein höchst wichtiges und interessan-

tes Bild des großen Schickſals. Ihre gemeine Unreinigkeit hat die Verachtung der Nachwelt erregt. Allein ſie ſind für die Geſchichte das merkwürdigſte Beiſpiel, welches die Gottheit zur Belehrung darüber aufſtellte, wie ſie nicht erkannt und verehrt werden wolle, — und ihr Untergang, ihr ödes Herumirren unter den Nationen, iſt eine Warnung für alle Geſchlechter, welche die Wahrheit haſſen. Wollte Gott, wir könnten das Unſrige von dieſer thörigten Sünde frei ſprechen! Uebrigens nahm ich freilich die Israeliten für viel bedeutender an, als ſie in Vergleichung mit andern Völkern der Erde jemals waren. Und dieſe irrige Unterſtellung habe ich auch durch nachherigen hiſtoriſchen Unterricht nicht ganz vertilgen können. Noch immer betrachte ich die Israeliten, bis zu Jeſus von Nazareth, (nicht die heutigen Juden, die mir ganz modern und geſchichtlich fremd erſcheinen,) als unſere Vorfahren und ehrwürdigen Voreltern, deren Sache mir auch als die unſrige, deren heilige Länder auch als unſer Vaterland erſcheinen. Abraham war ſtets auch mein Erzvater; und zu ſeiner Zeit waren nach meiner Meinung noch immer keine andern Menſchen deutlich auf der Erde zu ſehen, als er und ſeine Familie, die ſich nun allmählig umher verbreitete. Die lichteſten Punkte ihres Aufenthaltes ſind für mich in der Gegend des Hains zu Mamre.

K.

Kluge Kinder haben mich ſtets beſorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme müde Steckenpferdchen" bittet, und dann daſſelbe, ſobald es der Beſtie nicht gut genug iſt, ſelbſt ſpeiſet, dagegen aber das ihm beſtimmte Brot, „damit der Hund es ihm nicht nehme," in den Winkel verſteckt, wo der Hund es gewiß bald finden muß — oder wenn es dir, um dich wieder gut zu machen, die herrlichſte Geſchichte davon zu erzählen weiß, wie weit es ſich heute von ſeinen „ſechs ſchwarzen Hengſten," die in ſechs ſchwarzen Bohnen beſtehen, habe herumkutſchiren laſſen: — dergleichen Kinder ſind gewöhnlich die beliebteſten, und waren mir von jeher fürchterlich. Das iſt nicht die ſchöne Selbſttäuſchung der kindlichen Phantaſie! Nein, es iſt der eigennützige alte Lügengeiſt, den du ſchnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf ewig in das Herz des jungen Windbeutels drückt!

Kupferſtiche. Die erſten illuminirten, die man in der Jugend ſieht, bleiben auch — geſchmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung, — ewig die ſchönſten. Ich hatte das Glück, zuerſt drei große Stücke zu ſehen, die nicht zu den ſchlechteſten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geſchwiſtern zum Geſchenke

mitbrachte. Alle drei glühten im prächtigſten Farbenreichthum. Es ward uns ſehr eingeſchärft, ſie zu ſchonen, und man ließ ſie uns nur bei beſondern Gelegenheiten, an Feſt-, Krankheits-, Freuden- und Larirtagen betrachten; und dann war auch ihre Wirkung immer die ſicherſte und beſte. Der erſte Kupferſtich war ein Jagdſtück. Der Wald, durch den die Jagd zog, ſchimmerte ſo herbſtlich bunt! Alle Jäger ſprengten, auf herrlichen Pferden, und mit reichen, dick bordirten Kleidern angethan, einem ungeheuern Eber nach, über den ſieben Hunde her waren; den achten hatte er ſo eben jämmerlich zerhauen. Die Verſe unter dem Bilde, die mir damals vorzüglich werth waren und mich bei jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemälde ahnen ließen, habe ich leider vergeſſen — und hieraus ſchließe ich, daß es doch wohl das ſchlechteſte unter allen geweſen ſeyn mag. Das zweite ſtellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vergoldeten und verſilberten Galawägen, mit Reitern und Fußgängern bedeckt war, und doch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwiſchen hellen Sonnenblicken gar kühl und luſtig da zu liegen ſchien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum, und beſonders das äußerſt vornehme Betragen, was hier augenſcheinlich herrſchte, weiß ich mit nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, ſo ſtolz! — die prächtigſten Herren, doch ſo tief demü-

thig vor Jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwischen seinen Fingern dem gebückten Bettler ein Goldstück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigstens eine Preismedaille von hundert Dukaten seyn mußte. „Hier, dachte ich: gehen mir die Rechten, Wahren spazieren! Hier muß das Betteln Etwas eintragen; — und, welche Goldstücke mögen nun wohl erst aus den Kutschen herabfliegen, wenn schon die Fußgänger so großmüthig sind!“ Unten standen folgende Verse:

„Wie lieblich kann man sich anjetzo doch ergetzen
In dieser angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch' zu
setzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud.“

Also machte der Dichter nicht einmal viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete! Er sprach nur von Ergetzen, und schien anzunehmen, alles übrige müsse von Rechtswegen so seyn, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand! War das eine Welt! — „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft,) Hei, was da großer Ehren gepflogen ward!“ Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf gelegenheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet seyn sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl und gab mir erst die

rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben dieser großen Welt. „Ei, ei, sprach ich, gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen bunten Fratzen: ihr sehr erhabnen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst einmal in eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen!“ Dann fiel es mir freilich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemahlt seyen: aber da tröstete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuern Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffees, „so großer Ehren pflegen“ konnte. Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Erholungs-, Spiel- und Lustort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberborden nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Goldhaufen beladnen Tische unter freiem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schie-

nen an mehrern Arten des Kegelsſpiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterſchrift beſonders redete:

„Sehr Viele ſind verliebt ins Spiel von Kegelſchieben,
Wobei man ſich doch oft gar ſehr abmatten kann;
Die Andern wollen ſich dabei in dem Schmarachela üben,
Wo eine Kugel leicht ſchlägt viele Kegel an.“

Bei aller möglichen und hartnäckigen Anſtrengung habe ich doch leider bis dieſen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmarachela ſey. Keine Menſchenſeele hat mich jemals über dieſe ſchöne und kräftige Benennung berichtigen können! Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzuundeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardweſen (deſſen Seligkeiten mir noch unbekannt ſind,) auf ewig entſagen, wenn ich nur erſt ein einzigesmal in meinem Leben ſo recht nach Herzensluſt — ſchmarachela könnte!

Komödie und Tragödie. Ich habe einigemal, als ich zu ſpät in die Komödie kam, es mir zur Pflicht gemacht, das Hülfsmittel anzuwenden, welches ein kluger Jude zur Unterſcheidung beider obigen Arten des Schauſpiels angab. „Ich will nicht in den Zettel gucken, ſagte er: ich weiß allemal ſchon vom Sehen und

Hören, ob ſie ein Luſtſpiel oder Trauerſpiel geben. Bekommt zuletzt der Kerl das Menſch, ſo iſts ein Luſtſpiel; kriegen ſie ſich nicht, ſo haben wir das Trauerſpiel!" — Probatum est!

Kindheit. Das Leben der Kindheit ſetzt eine Mutter, oder doch einen Vater, oder allerwenigſtens Geſchwiſter voraus, in jedem dieſer Fälle aber auch ein gewiſſes häusliches Verhältniß, das ich nicht beſchreiben kann. Daher können gar viele Menſchen (z. B. früh vereinzelte Waiſen, ſolche, die ſehr bald in große Penſionen kamen, auf Reiſen großgezogen wurden, und überhaupt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vornehmen, der Großſtädter u. ſ. w.) nicht eigentlich ſagen, daß ſie eine Kindheit gehabt, oder eine Jugend gekannt und gelebt haben. Ihr Schickſal ſchmerzt mich. Aber zum Glück, — Dank ſey der milden Weisheit Gottes für dieſe himmliſche Gnade! — zum Glück habe ich bemerkt, daß ihnen oft durch ein eignes kindliches Naturell, durch ein ſeliges, reiches Leben oder andere göttliche Begünſtigungen, in der Folge bald ein ſchöner Erſatz für jene großen Entbehrungen von der holden Natur geleiſtet ward. Entbehren müſſen ſie aber doch gar Manches! — und gern wollte ich gegenwärtiges ſchon an ſich breites Büchlein noch breiter ausſprechen, wenn ich ihnen dadurch verſtändlich werden könnte; wenn ich nur ſie dadurch zu Mitgenoſſen meiner eignen ſeligen

Nachgenüſſe zu beleben vermöchte, — die Armen! — Gott, welchen unendlichen Dank bin ich dir vor vielen Andern ſchuldig!

Küchlein. In „Bunians Reiſe eines Chriſten nach der ſeligen Ewigkeit" (einer meiner früheſten Lektüren,) wird erzählt, daß der reiſende Chriſt, nach vielen erlebten wunderbaren Ereigniſſen, zu einem Manne kam, welcher der „Ausleger" hieß. Bei dieſem fand er unter andern ſachdienlichen Dingen auch eine Glucke mit vielen Küchlein, welchen der Ausleger Waſſer vorſetzte, indem er den Chriſten aufmerkſam darauf machte, wie alle Küchlein nach jedem Trunk ihre Häupter zum Himmel reckten, „um Gott für ihre Labung zu danken." Dieſe „Auslegung" berichtigte mich auf einmal über ein bisher mir noch unerläutert gebliebenes Manöver des Federviehes, ſo, daß ich dieſes von nun an für viel frömmer als andere Thiere und manche Menſchen hielt. Nach und nach kam ich freilich dahinter, daß ſie die Köpfe nur deßwegen heben, und mit den Schnäbeln leider nur darum pappern, damit das Waſſer hinter laufe. Aber der kleine Aberglaube (den ich noch jetzt dem Herrn Ausleger gern verzeihe, und den ich ohnehin frühe genug wieder verlor,) hat mir doch nicht das Mindeſte geſchadet. Höchſt ungern trennte ich mich von ihm, und noch immer iſt er mir ſo werth, wie ein ſchönes Kindermährchen, bei dem man nichts

eifriger wünſcht, als daß es wahr ſeyn möchte. Mancher gute Mann wird wohl hierüber lächeln; ich aber (der ich bald nachher nur allzu ſehr aufgeklärt ward,) finde noch in dieſem Augenblicke keinen Grund, warum ich gerade deßwegen erröthen ſollte, weil ich bis ins zehnte Jahr meines Lebens ernſtlich geglaubt habe, daß die Hühner beten!

L.

Langeweile habe ich nur dann gefühlt, wenn ich mich vor einer beſchwerlichen Arbeit fürchtete; — wenn ich zu einer ſolchen Arbeit (mit der ich im Rückſtande war, für die ich wohl Kräfte, ja Willen, aber ein allzuſchwaches Fleiſch fühlte,) von außen, aber nicht hinlänglich, angetrieben ward, mich nun vor ſie hin ſetzte, böſen und liederlichen Gedanken nachhing, gähnend meine Unthätigkeit mit Unvermögen zu entſchuldigen ſuchte, bald mich wieder tadelte, ängſtlich nach der Uhr ſah, ob ſie mich noch nicht zu einer andern unvermeidlichen Arbeit oder zum Eſſen oder zum Schlafe rufen wolle, dann wieder ſeufzte, und ſo immer tiefer in den ſchrecklichen Müſſiggang verfiel! O ihr fürchterlichſten Momente

meines Lebens, — in welchen zuweilen der Mensch nahe daran ist, sich selbst für schlecht zu erklären! — Könnte ich euch durch tiefes Leidtragen von den Tafeln meines Gewissens vertilgen, — ach, ich wollte mich ja ganz in bußfertige Reue versenken! Oft rief ich da aus: „Wie glücklich ist doch der Bösewicht, der keine Pflichten kennt!“ — Gute Mitbrüder, gute Schwestern auf dieser Erde! Sähet ihr doch eben jetzt in mein jammervolles Angesicht, sähet die bittre Thränenfluth, von der es überströmt wird, — o ihr würdet mit mir weinen, daß euer Bruder, — daß ein Mensch, der so vieles Gute kannte, — dennoch so vieles Gute nicht that, und, indem er sich selbst hierüber ängstigte, es doch unterließ, — und daß nun diesem Armen jetzt nicht Erde noch Himmel das Verlorne je wiederzubringen vermögen! Ihr würdet ein Beispiel nehmen an ihm! Ihr würdet die Pest der Langweile von der Erde vertilgen, und würdet jeden Moment von jeder so schrecklichen Zeitöde schnell beleben durch muthige Thatkraft, und würdet — seliger seyn denn ich! — — — Ach, schwebet ihr jetzt tröstend zu mir her, ihr wonnevollen, anmuthigen Stunden meines schönen Müssigganges, — wo ich, in officieller Muße, oder nach einer rechten That, den blumenbekränzten Kahn meiner Phantasie so heiter losband, und auf dem Strome des Innern zwischen den blüthenvollen und gesangreichen Inseln einer schönen Unschuldswelt

dahin ſchiffte, von keiner drängenden Arbeitsluſt zurückgehalten, von keiner verſäumten Pflicht geängſtigt! Und nun ſagt mir, gute Menſchen! wie iſt es möglich, daß man in ſolchem Müſſiggange jemals von der Langweile gedrückt werde? Ich habe dieß nie begreifen können; denn nie war ich herrlicher, voller und heiliger beſchäftigt, als in den ſonnigen Stunden jener ſüßen Muße!

Lob. Was ich liebe, das lobe ich gar oft und gern mit der größten Inbrunſt. Geſchmeichelt habe ich nie; — doch mögen vielleicht manche, die mich nicht genau gekannt, zuweilen mein Lob für Schmeichelei genommen haben. In meinem Sinne aber war von jeher das Loben vom Schmeicheln himmelweit unterſchieden; und ſo hoffe ich, daß mein Loben keinem Menſchen ſchädlich geworden ſey. Doch bin ich einmal plötzlich über mich erſchrocken, als ich einer ſchönen Freundin, die ſchwanger war, bewies, ſie werde und müſſe ein wahres Engelskind zur Welt bringen, worauf die Beſcheidne mir lächelnd vorwarf, meine Schmeichelei ſchone nicht einmal das Kind im Mutterleibe. Aber hüte dich, die Menſchen eher zu loben, als du weißt, daß ſie dein Lob unſtreitig verdienen. Denn im Hui triffſt du einmal mit mehrern derſelben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreiſe gelobt haſt, öffentlich zuſammen; die Geſellſchaft verlangt ein deinem Urtheile gemäßes Betragen. Jeder der Ge-

leben fordert laute oder stillschweigende Bestätigung; jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken oder die Geringsten beleidigen, und in große Noth gerathen. Uebrigens bin ich sehr oft bei'm Lobe Anderer besorgt, und bei ihrem Tadel ganz unbekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der liebste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken, wie nachfolgende, stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen an jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möchte ich sie durchaus nicht leben, wiewohl die Beurtheiler darin allerdings Recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind." Ferner: „Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich, aber Eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! Denn gerade die gereichen ihm noch zur größten und einzigen Ehre!" u. s. w. Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir, — o Gott, in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt! Und — wer wird nicht von ihnen geplagt!

Leichenpredigt. Ich habe lange geglaubt, es gebe nur drei bestimmte Leichentexte, bis mein Vater, den ich auch andere wählen sah, mich auf mein Bitten darüber berichtigte. Der Irrthum war durch folgende Anekdote entstanden, die ich meiner Mutter erzählen

hörte. Ein Superintendent von ihrer Bekanntschaft konnte und besaß nur drei Leichenpredigten, die er den Hirsch, das Leben und die Angst benannte, nach den Texten: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser; — Christus ist mein Leben; — Die Angst meines Herzens ist gros.“ Jedermann kannte einmal den Gehalt dieser Predigten, und wußte auch, daß der Prediger, wenn ihm eine Leiche angezeigt ward, nur lakonisch fragte: „Wollt Ihr den Hirsch, das Leben oder die Angst?“ — Dabei kann ich eine andere Anekdote nicht verschweigen, welche uns die Mutter von dem nämlichen Prediger, wie ich glaube, mittheilte, wozu ich aber den folgenden Artikel (s. d. Art. Lastgebet) wählen muß.

Lastgebet. Bekanntlich werden bei den Lutheranern die öffentlichen Abkündigungen von der Kanzel, Fürbitten, Glückwünsche u. s. w. zwischen dem Schlusse der Predigt und dem Vaterunser verlesen. Nun hatte ein gewisser Prediger (s. d. Art. Leichenpredigt) einst 1) ein Paar Verlobte proklamirt, 2) eine Leiche für den Nachmittag angezeigt, so wie 3) eine Kindtaufe; dann 4) für die heutigen Communicanten, und 5) für einen Reisenden gebeten. Zum Beschlusse faßte er nun alles dieß nochmals in folgendem monströsen Lastgebetlein zusammen: „Gott aber, der Stifter der heiligen Ehe, schenke unsern erblaßten Körpern eine sanfte Ruhe in ihrem Grabe, und lasse uns das Bad der Wiederge-

burt dergestalt empfinden, damit wir vollkommen würdig zu seinem Tisch nahen und allesammt glücklich wieder zu den Unsrigen zurückkehren mögen! Wer das alles christlich begehrt, der spreche mit mir ein andächtiges und glaubiges Vaterunser!"

Lächerlich. Es giebt wenige, — ich möchte sagen keine, — absolut oder allgemein und nothwendig lächerliche Gegenstände. Nichts ist ungewisser und schwankender, als irgend eine Theorie des Lächerlichen: denn so verschieden die Menschen sind in Rücksicht der Genialität, des Verstandes, der Vernunft, des Geschlechtes, Herzens, Standes, der ästhetischen Bildung überhaupt u. s. w., so verschieden sind auch ohnehin die Gegenstände, welche ein Jeder lächerlich zu finden vermag oder finden muß. Außerdem hängt aber auch noch das Lächerliche so sehr von Zeit, Umständen, Darstellung, Art, Umgebungen und andern Bedingungen ab, wie fast kein anderer Gegenstand: und man kann daher niemals mit Sicherheit auf seine volle Wirkung rechnen. So viel ist gewiß: Gemeine Menschen müssen in der Regel zehen Gegenstände lächerlich finden, ehe dem Genius einer lächerlich vorkommt, so lange nämlich unter den Gegenständen keine besondere Auswahl getroffen wird. Denn von vielen tausend Dingen, welche den Genius als hübsch, naiv, heiter, witzig, lächelnswerth, gemüthlich, interessant u. s. w. ansprechen, findet der Gemeine schon vielleicht die Hälfte,

und mit ihr den Genius ſelbſt, vollkommen lächerlich. Was ſich von dieſen Sätzen umkehren läßt, das überlaſſe ich jedem ſelbſt zur Probe; nur vergeſſe man dabei nicht, daß Gemeinheit die Gelehrſamkeit keineswegs ausſchließt. Mich hat das Lächerliche hauptſächlich dadurch geneckt, daß mir manche Sachen einmal lächerlich, nach einiger Zeit kaum belächelnswürdig, nach mehrern Jahren aber wieder höchſtlächerlich vorkamen u. ſ. w. Beſonders geht es mir ſo mit zwei Anekdoten, über die ich mehr gelacht habe als über alles in der Welt, und die mich heute wieder einmal nicht als lächerlich anſprechen. Doch, ich will ſie erzählen, und den Leſer ſelbſt über ihr Lächerliches urtheilen laſſen. Ich ging mit einem Kreiſer (Unterjäger, Holzmann,) auf die Jagd. Unterwegs erkundigte ich mich darnach, „wie ſeine Flinte ſich halte," die vorzüglich gut war. Er ſchalt ſie als ganz verdorben, hoffte aber, ſie werde bald wieder richtig ſchießen. Lange fragte ich vergebens nach der Urſache, wodurch das Gewehr verdorben worden. Endlich kam folgendes heraus: Er habe die Flinte Einem geliehen, der damit, zur Hülfe für ſeinen an den zehrenden Dingern (der Schwindſucht) kranken Sohn, Läuſe von dieſem gegen einen Grenzſtein geſchoſſen. Zum Glück aber ſey es mit dem Jungen hierdurch beſſer geworden; und ſobald derſelbe wieder auf den Beinen ſey, werde auch die Flinte ſo gerade ſchießen wie ehemals; außer-

dem aber nimmermehr! Vielleicht iſt auch das eigne Bild des Erzählers (welches aus ſeltſam komiſchen Aggregaten beſtand,) eine Haupturſache davon, daß das Lächerliche dieſes Aberglaubens mich oft ſo gewaltig erſchüttert hat. Die zweite Anekdote erzählte mir ein reichsritterſchaftlicher Beamter. Es ward kurz nach ſeinem Amtsantritt ein Jude vor ihn geſtellt, den man wegen Defraudation ſeines Leibzolls im Verdacht hatte. Derſelbe legitimirte ſich aber durch Vorzeigung von drei gedruckten, quittirten Zollzetteln, die auf zwei Kälber und eine Gaiß lauteten. Auch ſagte der Zolleinnehmer aus, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn für den Judenleibzoll ſeyen keine beſondern Zettel gedruckt, und ein Jude ſey eben ſo hoch eingeſchätzt, als obige drei Thiere. So gräßlich mir dieſe Geſchichte anfangs in's Herz fuhr, ſo lächerlich erſchien ſie mir hinterher, als erlebte Begebenheit des Beamten. Uebrigens hätte ein Anderer als ich die beiden jetzt erzählten Anekdoten wohl in witziger Form zugeſpitzt. Ich aber wollte den Leſer nicht beſtechen, da es mir dabei nur um das Hiſtoriſche aus meinem Gemüthe zu thun war.

Lazarus. Bei dem furchtbaren Gleichniſſe vom armen Lazarus und vom reichen Manne, ſo wie bei dem herrlichen Bilde des Lazarus von Bethanien, bin ich jederzeit höchſtunangenehm dadurch geſtört worden, daß mich der Name Lazarus ſogleich an das ſchlechte

Bier in meinem Geburtsort erinnerte, von dem meine Mutter ſagte: Lazarus habe das Malz, Simſon das Waſſer dazu getragen. — Verzeiht mir, geliebte Mitbürger, ſo wie Euch Gott auch verzeihen möge, — hoffentlich iſt jetzt Euer Bier viel beſſer, — aber wahr iſt es, Ihr habt Euer Leben lang doch wirklich gar manche verdammte Höllen- und Hexenbrühe zuſammengeſudelt! Schon im ſiebenjährigen Kriege muß wohl das Bier in meinem Geburtsorte nicht viel getaugt haben. Denn aus jener Zeit erzählte meine Mutter, daß einer der dort einquartirten Croaten in den Bierhäuſern umhergegangen und die eintretenden Zecher über die Güte des Biers immer dadurch belehrt, daß er mit dem Finger erſt aufs Auge, dann auf den Arm und endlich auf das Bier gedeutet, welches heißen ſollen: „Auch arm Bier!“ d. i. „Hier iſt auch ein elendes Bier!“ Gern, theure Landsleute, hätt' ich dieß alles verſchwiegen! Aber Ihr habt die durſtigen Stunden meiner Jugend, in der ich Bier trank, doch gar zu ſehr gequält! Indeſſen, ſeyd nur ruhig! Ich werde Euch der Welt nicht nennen; und dieſe erfährt ja ohnehin nicht einmal, wer der liederliche „Fibelſchütz aus der Grafſchaft Henneberg“ geweſen iſt!

Liebe. (S. d. Art. Freundſchaft.) Himmliſches Wort! Wie könnte ich den Buchſtaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf ſüßen Ziffern mit ewig gleichem, unſterblichen Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich

ſchönes Kind, das einſt die liebende Armuth in unſäglicher Sehnſucht vom jungen Gott des Reichthums empfing und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglückteſten aller Stunden gebar! Oft ſchwebſt du, gleich dem Geſang der Lerche, über den Frühlingen der Erde: und wie friſch ſind deine hohen, reinen Melodien! Oft ſchmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen ſich, ach, zum ſterbenden Fall! Oft triffſt du die bangende Jugend ſchnell, wie das erſte Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gaſt wie ein Blitz; im Buſen bebt das erſchrockne Herz wie vom Donner gerührt; aber wohlthätig rieſelt der ſüße Thränenregen hernieder! Oft — — aber, heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig ſingen! Dieſe göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe; dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch verſinken, und — erwachen!

Lebensfülle. Ich habe ſie ſtets am herrlichſten in den Momenten der eingetretnen Ruhe nach körperlicher Anſtrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niederſetzte; in Ebnen, wenn ich ſtehen blieb; im Hauſe bei'm Anfange des Abendeſſens; am Arbeitstiſche hauptſächlich nach einem ſtarken Gang; wo gewöhnlich Geiſt und Körper am zufriedenſten mit einander ſind; wo man alles Denken und

Dichten, ja ſelbſt Feder und Dinte am meiſten liebt; wo man das vorher Gearbeitete mit größerem, gleichſam erſt kürzlich erworbnem Scharfſinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeiſterung nennt, war mir faſt einerlei mit Lebensfülle, und zu dieſem Zuſtande fand ich ſtets und vor allen Dingen eine vollkommne Nüchternheit nothwendig. Daß es wirklich Menſchen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeiſterung durch ſtarke Getränke herbeizurufen oder gar feſtzuhalten vermögen, ſcheint mir unglaublich. Von Andern hingegen, die ſich obſtiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, ſich die Adern aufbeißen wollen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu deſſen Ermattung anrücken laſſen, habe ich ſelbſt manche Beiſpiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affektirte, nie ächte Genialität; und ich könnte auch einen ſolchen nicht affektirenden Menſchen doch unmöglich gelinder benennen, als — Hans Dampf.

M.

Mantelfamilie. So nennt man in mehrern kleinen deutſchen Städten und großen Dörfern die untere, und einen Theil der mittlern Bürgerklaſſe, auch wohl diejenigen, welche ſich gern ſchon zu den Honoratioren zählen möchten, von dieſen aber nicht geduldet werden. Da, wo die Weiber dieſer Claſſen blaue, mit Gold beſetzte Tuch- oder ſeine Kattun-Mäntel tragen, bedarf mein Ausdruck keiner weitern Erklärung. Dieſer Orte giebt es nun zwar ſehr viele; da aber der obige Ausdruck doch für alle übrigen Städte nur ein fremder Provinzialismus bleibt, ſo wünſchte ich wohl einen allgemeinern Namen für jene Menge zu finden, die mich von jeher ganz beſonders intereſſirte, weil ſie, ohne zur Mode zu gehören, doch der Mode durch bloſſes Räſonniren ſo manchen Zügel anlegt und über ihren eignen Moden oft funfzig Jahre lang mit gröſter Strenge hält, weil ſie bei allen Welt-, Staats- und Privatereigniſſen immer das ſchärfſte Extrem des öffentlichen Urtheils andeutet; weil ſie vieles vom eigentlichen Welttone wirklich angiebt oder doch veranlaßt; weil ihr eigner Ton volksmäßiger und wichtiger iſt als der auf dem Lande; (worin auch eigentlich der Hauptgrund davon liegt, daß das wenige Volksmäßige unter uns leider noch obendrein in einer höchſt unkräftigen, gemeinen und undeutſchen Form und Stim-

mung vorkommt!) und weil endlich ein groſser Theil der äuſsern und öffentlichen Ehre so einzig von dieſer Claſſe abhängt, daß weder der Erſte noch der Letzte im Staat ohne ihre Zuſtimmung und Erlaubniß den Namen eines rechtlichen Mannes zu behaupten vermag. Städter überhaupt kann man ſie nicht nennen; Kleinſtädter noch weniger, weil ſie oft ſehr groſsſtädtiſch ſind und weil jene nur aus Honoratioren beſtehen; Spiesbürger gar nicht, denn deren giebt es (doch mit Exemtion und Reſpekt von gekrönten Häuptern geſprochen!) unter allen Ständen. In manchen Dörfern nennen die Bauern alle weiblichen Erſcheinungen aus den Städten Stadtkontuſchdinger. (Auch vergeſſe ich nie, daß ich als Knabe einſt unſern Flurknecht zweien adlichen Damen, die auf einem verbotnen Fuſspfade durch die Saat ſpazierten, mit einer Löwenſtimme von ferne zurufen hörte: „Wollt ihr gleich herab, dort drüben, ihr Kontuſchdinger!“) Stadtpöbel iſt zu ſchlecht; Stadtvolk ſagt zu viel; gemeines Stadtvolk zu wenig, und alles dieß ſchlöſſe mir auch jeden bis auf das Land verbreiteten Zweig dieſer Claſſe aus, den ich doch bei meinem Begriffe keinesweges entbehren kann, — wie z. B. all die herrlichen Förſterinnen, Schulmeiſterinnen, Schulzinnen, Pächterinnen, Verwalterinnen, Gärtnerinnen, Wirthinnen u. ſ. w. Daher mag meine unrichtige Benennung ſo lange gelten, bis ſich eine beſſere findet. Von dieſer

Claſſe wollte ich nun ſagen, daß ich ſie in Sachen der Mode und des Weltlens am liebſten zu Rathe ziehe, und in Sachen des wirklichen Geſchmacks am fleißigſten ſtudire; um nämlich dort ſogleich das Schärfſte und Heftigſte, hier aber das Allgemeinſte und Leutſeligſte zu vernehmen. Dabei habe ich manche Eigenheiten bemerkt. Keine andere Claſſe zeigt in der Berührung mit Vornehmern ſo viel affektirtes Weſen (ſ. d. Art.) und haßt doch dieſes an und unter ſich ſelbſt ſo ſehr, als die Mantelfamilie. Keine hält ſo feſt und volksmäßig zuſammen, keine herrſcht ſo ſehr über alle übrigen Claſſen, und beurtheilt dieſe ſchärfer, als ſie. Wehe beſonders dem, der aus der Mantelfamilie in eine vornehmere Claſſe, anders als durch Heirath, ſich zu erheben wagt, und etwa allmählig andern Kleiderſchnitt, andere Mützen u. ſ. w. gewahr werden läßt! Tauſend Zungen werden ſeinen guten Namen in Stücken zu zerreißen ſtreben, und zugleich dem lieben Mantel und der Haube ewige Treue ſchwören. Eine Sonderbarkeit iſt es, daß ſie alles Bloße nicht leiden mögen, als z. B. bloßen Kopf, Buſen, Arme. „Seht, heißt es, ſeht doch die Nachbarin! Nun iſt der Hochmuth aufs Höchſte geſtiegen! Den Mantel hat ſie ſchon lange abgeſchafft; nun geht ſie gar mit bloßem Kopf. Nun will ich auch bald erleben, daß ſie mit bloßem* — gehen muß!“ Und ſo urtheilt nicht nur der Einzelne, ſondern immer die ganzen Haufen. Daher

bin ich der Meinung, daß, — wenn man den Gemeingeiſt dieſer Claſſe auf einen der kräftigern Stände (es ſey dieß der vornehme Bürgerliche, der Bauern- oder der Adel-Stand,) übertragen könnte, — dieſer ſehr bald der alleinherrſchende ſeyn und zugleich die deutſche Nation repräſentiren würde.

Maikäfermühle. In meinem vierundzwanzigſten Jahre traf ich im Reiſen an einem Walde auf folgenden Schandpfahl der Menſchheit, deſſen Anblick mich lange mit einer gewiſſen Erbitterung gegen die deutſche Jugend erfüllt hat. Einige Knaben hatten die Welle eines Kindermühlrädchens mit ſpitzigen Speichen beſteckt, an deren jeder oben ein Maikäfer ſchmachtete, welchem ſie das halbe Bein ausgeriſſen und in die Höhlung der obern Hälfte die Spitze des Holzes eingetrieben hatten. Im Schmerz hoben die Thiere ihre Flügel, wodurch das Rad umlief, — und das nannten die Hunde eine Käfermühle! — Ich habe mit den Füßen das ungeheure Schandwerk zerſtampft und die erſchrocknen Knaben eine Strecke weit verfolgt.

Mitleiden. Alle Kinder, die noch unverderbt ſind, haben einen natürlichen Hang zum Mitleiden. Dieſe Anlage iſt ſo entſchieden, und ich habe ihre Spuren ſo durchgängig und ohne Ausnahme gefunden, daß ich das Mitleiden als das erſte göttliche Abzeichen im menſchlichen Gemüthe, wodurch ſich dieſes von aller bloß organiſirten Natur un-

terſcheidet, betrachte. Ich habe in den Geſichtern vieler Kinder, lange vor der Entwicklung ihres Sprachvermögens, ganz dieſelben Züge erſcheinen ſehen, welche das Mitleiden hervorbringt, und ich habe ihnen dieſe Gefühle wirklich durch meine Bewegungen zu erregen vermocht und ſogar dieſelben mehrmals, durch gewiſſe Zeichen der Wehmuth und eines wachſenden Schmerzes, bis zum Uebergang in Thränen geſteigert. Was meine eignen dießfallſigen Erinnerungen aus der Kindheit betrifft, ſo hat ſich mein Mitleiden und Bedauern (d. h. außer wirklichen Leidensfällen,) vorzüglich in folgenden Lagen geäußert: wenn ich einen Menſchen auszanken ſah, welcher traurig dazu ſchwieg; wenn Jemand ſo auffallend beſchämt ward, daß ich die Beſchämung einſah; wenn ein Vornehmer einen zerriſſenen Strumpf, Schlafrock, ſchlechte Schuhe, ſchmutzige Wäſche u. ſ. w. trug, wobei ich ſtets auf Armuth rieth; wenn Jemand über die Theurung eines gewiſſen Nahrungsmittels, Kleidungsſtücks u. ſ. w., deſſen Vorzüge ich ſo eben genoß, klagte; wenn ein Knabe mit ſehr harten, aufgerißnen Händen oder blutigen Flecken im Geſichte vor mir ſtand; (ja ſchon ein jedes Kind, in deſſen Geſicht ich Schmutzflecken, einen Kirſch- oder Heidelbeerbart ſah, dauerte mich ſehr merklich und kam mir leidend vor;) beſonders aber, wenn ich einen Knaben in der Herbſt- oder Winterkälte herumlaufen ſah, deſſen Weſte von der Hoſe ein Paar Hände breit abſtand, ſo,

daß im Zwiſchenraume die Blöße des Bauchs einzig von dem dünnern Hemde bedeckt war: dieß kam mir immer höchſt bedauernswürdig vor und ließ mich empfindliche Froſtſchauer, ja die höchſte Noth ahnen; und je mehr ſich ein ſolcher Junge anſtrengte, je freundlicher er um mich her ſprang, (denn vermuthlich war ihm ſelbſt oft ſehr wohl dabei zu Muthe,) und je größere Dienſte er mir leiſtete, je inniger dauerte mich der Arme; und wer in einer ſolchen Verfaſſung mich um etwas bat, der konnte alles von mir erhalten. (Ohnehin ſchlägt wohl Niemand irgend eine Bitte ſo ungern, und im Nothfall noch mit ſo viel Zartheit ab, als ein Kind!) Doch war wohl dieß letzte Gefühl ſchon eine Miſchung von Bewunderung und Mitleiden. (S. d. Art. Erbvertheilung.)

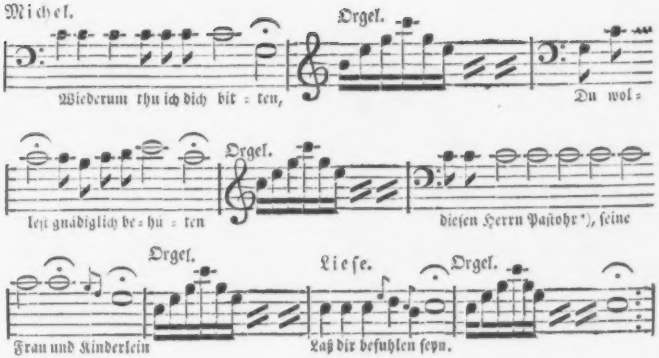
Michel. Bei dieſem Namen muß ich einer ſchon längſt von den Auen der Erde verſchwundenen, komiſchen Figur (etwa aus einer der niederländiſchen Schulen,) gedenken, welche viel Spaß in die Scenen meiner Kindheit gebracht. Man nannte ihn Orgelmichel. Er durchzog an der Hand ſeiner Gattin, Lieſe genannt, den Bezirk von einigen und zwanzig Dörfern mit einer kleinen, vermuthlich ſelbſtgemachten Drehorgel, (und zwar der ſchlechteſten, die ich je gehört habe — denn ſie gab zu jeder Muſik nie mehr her, als einen und denſelben einzigen, unreinen, in ſtockende Sextolen zerbrochenen Akkord,) wozu das Ehepaar weiter nichts zu ſingen

pflegte, als folgende kurze Litanei, deren Genuß ich dem Leſer möglichſt vollſtändig geben will.

(S. d. Muſik-Beilage.)

Zuweilen aber dauerte obige Stelle noch viel länger, wenn ſtatt „Paſtohr" geſungen werden mußte „dieſe Frau Amtsverweſerin; — dieſen Herrn Orgelmacher Johann Caſpar Rommel; — oder dieſen Herrn Sailer Lorenz Volkhardt;" — denn ſo hießen unſre nächſten Nachbarn. Der Mann war übrigens dieſer Stelle wegen faſt immer und überall willkommen; denn der Bauer (und mancher Anderer,) findet ſich höchlich geehrt, ſobald ſein ganzer Name öffentlich, feierlich, und gar in einem Gebete ausgeſprochen, ja bei und hinter vollem Orgelklange geſungen wird; und ich ſelbſt habe es ja mit angeſehen, daß in einer ſehr rührenden Predigt, die bei der Leiche meines von der ganzen Gemeinde geliebten Bruders gehalten ward, anfänglich zu meiner Verwunderung Niemand außer mir weinen wollte, bis der Prediger folgende Stelle langſam ausſprach: „Mit Ehrerbietung nenne ich ihn Euch, den weiland wohlehrwürdigen Herrn, Herrn Johann Chriſtian —" Der gute Redner mußte hier aus eigner Rührung über die plötzlich ausbrechende allgemeine Thränenfluth der liebenden Landgemeinde lange einhalten; wodurch ich aus aller Faſſung kam, da mein Verſtand gleichſam laut auflachte und gleichwohl mein Herz aus wirklich verſtärkter Rührung laut

Ad libitum.



*) So hieß es nämlich vor unserm Pfarrhause.

aufweinte. — Doch, ich habe noch einige interessante Züge von meinem Manne zu geben. Seine Stimme weiß ich mit nichts zu vergleichen, als mit den Tönen eines Schaf- oder Ziegenbocks, der etwa vor Schmerz gerade hinausschreien müßte. Wenn ich nun das ganze Lied betrachtete, welches doch, geschrieben, unstreitig so aussehen mußte:

Wiederum thu ich dich bitten,
Du wollest gnädiglich behüten
Diesen Herrn Pastohr, seine Frau und Kinderlein
Laß dir befohlen seyn.

so war mir oft nichts daran recht. Bald wollte ich mit der dritten Zeile schon geschlossen haben; bald gefiel mir in der vierten Liesens hohes und zärtlich genug vorgetragenes „Anbefehlen" doch wieder gar zu sehr; — bald wollte ich in der zweiten nach „wollest" noch ein „uns" und nach behüten einen Punkt ein- und anflicken, wodurch alles gut geworden wäre: aber, da kam der Dichter selbst wieder und sang mir das „wollest" so verdammt deutlich in die Ohren (s. die Noten), daß ich endlich meinen Schulverstand willig unter die Macht des Glaubens und der Poesie gefangen gab. Desto mehr gefielen mir die einzelnen Schönheiten der Litanei. In dem schweren, ominösen „Wiederum" lag für mich 1) die ganze Dorfsreihe überhaupt; 2) die große Mühe,

die der Mann sich doch offenbar vor allen Thüren machte; 3) die ungeheure Menge von Bitten, womit der Himmelsstürmer täglich den lieben Gott belästigte, und 4) eine kunstreiche Anspielung auf die einförmige Ewigkeit einer jeden Dorfreihe, deren erste Nummer immer vom Dichter auf die letzte der vorigen bezogen ward, so wie er selbst das ganze Gedicht wahrscheinlich seinem vorigen, oder doch jenem ersten Morgengebet für seine Brüder, angepaßt hatte, nach dessen Beendigung er das gegenwärtige sinnreich dichtete, drauf Stab und Orgel ergriff und die ewige Wanderung bei seinem Nachbar anfing, die er erst mit seinem Leben geendigt hat. Das Wort „Kinderlein" war meine Leibstelle und bestach mich theils durch den Sinn, theils durch die liebliche Sanftmuth, bis zu welcher er hier seine blökende Stimme halb todt zu drücken wußte. Seinen Zunamen habe ich nie erfahren, sondern mir den ganzen Kerl, geschrieben, nur immer als „Johann Michel Orgel" heißend, gedacht; — denn den lieben Johann erließ man damals noch selten einem ehrlichen Manne in der Grafschaft Henneberg; — auch mir selbst nicht. (Und wirklich ist dieß in der Folge bedeutend geworden; denn seitdem alle Barbiere, Becker und Sattler ihre Knaben Uffo, Kuno, Hermann u. s. w. nennen und den ehrlichen Johann weglassen, wollen alle Bursche Herren, und keine Diener mehr seyn; ja selbst die alten Barbiere lassen sich nur rasiren die

Becker leben nur von Paſteten und die Sattler wollen gern reiten.) So ſetzte ich denn auch bei meinem Künſtler von ſelbſt den Johann voraus, wie Luther bei jedem der zehn Gebote ſein „Wir ſollen Gott fürchten und lieben.“ Uebrigens hielt ſich aber der Mann wirklich vornehm, und ſchien kein Almoſen, keinen Lohn, ſondern nur ein Honorarium für die Kunſt anzunehmen. Dabei konnte er alles Fragen nicht leiden, und ſeine gewöhnliche Antwort auf die Frage „Nun, Michel, was macht Ihr?“ war: „Hm — Andere; wenn die fertig ſind!“ Einſt traf ihn der Nachbar Orgelmacher, der ihn zuweilen Herr Kollege nannte, hinter einem Zaune ruhend an. „Nun, was macht Ihr da, Michel?“ fragte er. „Nix!“ antwortete Michel voll Ingrimm. „Und was macht Ihr denn?“ fragte jener die Frau. „Ich muß dem Manne helfen,“ verſetzte Lieſe geſchäftig. Ein andermal ſah ihn Derſelbe zu einem Fenſter herausgucken und rief freundlich hinauf: „Nun, Michel, ſeht Ihr Euch um?“ „Nein ich ſchau gerade hinaus!“ herrſchte Michel herab. — Er war dick, kräftig und klein von Perſon, hatte blendend weiße Zähne und ein entſetzlich breites Maul. So ſehe ich ihn noch jetzt im Geiſte vor mir, als ihn einſt mein Vater hereinrief, und einen Teller voll Mehlbrei nebſt gekochtem Obſt auf unſerm Claviere für ihn anrichten ließ. „Ei, Ihr Errwirden, (ſagte er und trocknete ſich den Kunſtſchweiß ab,) es iſt gar ſehr hibſche

Witterung! Gelten Sie?" (Statt des angeblich weniger höflichen Hennebergiſchen gelt? i. e. nicht wahr?) „Nun ja, (fuhr er unausſprechlich langſam redend und eſſend fort,) ich danke der Ehre ganz heeflich, — denn — das — iſt — meine — Leibſpeiſe, — eerſtlich — Huuhzeln — — und — nach dieſen wieder — — Bray!" — Einmal war mir bange um ihn. Er ergelte eben vor dem Pfarrhauſe; unſer Gerichtsherr, welcher meinen Vater beſucht hatte, verließ gerade das Haus, ging an dem Künſtler vorüber und hielt ihm, wegen ſeines ewigen Wanderns nach der Dorfsreihe, einen ziemlich derben Sermon, der zwar nicht ſo ernſtlich gemeint war, aber doch, ſoviel ich hörte, zuletzt etwas von Fortjagen aus dem Dorfe „und einige alte Hundsfötter" enthielt. Aber wie benahm ſich der geniale Mann? Er verbeugte ſich tief; und kaum wandte ihm der Gerichtsherr den Rücken zu, als er uns alle mit freundlicher und höchlicher Verwunderung anſah, und ſagte: „Aber wahrhaftig, ein erſtaunend ſpaßhafter Herr! Eine überaus gnädige Herrſchaft!" — Seine beſtändige Gemüthlichkeit begeiſterte mich ſogar einmal, wenn ich ſo ſagen darf, zum Betteln. Zwar wollte ich beſſere Lieder ſingen, (ich hatte eine angenehme Stimme,) und ſie beſſer mit der Guitarre begleiten, als der Drehorgler vermochte, und überhaupt fühlte ich mehr eine Neigung, auf die Kunſt zu reiſen, als eigentlich zu betteln.

Auch wollte ich nicht etwa meinen Eltern entlaufen, sondern ich hoffte von meinem Vater, welchem ich indessen doch aus dunkeln Gründen die Sache verschwieg, Erlaubniß zu dieser Reise zu erhalten. Dennoch aber lag dabei eine gewisse Liederlichkeit zum Grunde, deren Bekämpfung mich in der Folge oft gefreut hat. Ein heimathloses, mit dürftigen, aber öftern Ehren- und Nahrungsgenüssen verbundnes, ganz freies und unabhängiges Leben, — das war es, was mich reizte. Die Betrachtung eines jungen Burschen aus meinem Dorfe, der sich um diese Zeit förmlich der Bettelsängerei ergab, half mir auf einmal aus jenem Traume. Ich wollte mich nämlich mit demselben bekannt machen, um ihn zu lehren, wie er hübsch, anmuthig und mit Ehren betteln könne. Zu dem Ende entwarf ich ein Gedicht für ihn, womit er debütiren sollte, worin ich die Bettelkunst idealisiren wollte, und daher das Prinzip des Bettelns in ein gefälliges Licht zu setzen suchte. So wie ich aber nun den wirklichen Gedanken faßte, es ihm mitzutheilen, überfiel mich schnell eine Scham der Rechtlichkeit, ich verbrannte das Gedicht und war auf einmal von meiner Krankheit geheilt. Es enthielt etwa folgende Gedanken:

Bettlerlied.

Was hilft ein wenig Geld im Kasten?
Ihr könnt nicht ruhen und nicht rasten,
Drum gebt ihr's endlich aus.
Was hilfts, den Seckel zu verschließen?
Es mag dich noch so sehr verdrießen,
Das Geld hüpft doch heraus.

Wenn ich mein Ränzlein huck' und steige
Mit ihm auf jene grüne Eiche,
Flugs hab' ich unter mir
An alle Welt nichts mehr zu suchen —
Doch alle Welt hat Brot und Kuchen,
Und das gehört auch mir!

Wie mancher Graf hat Zukunftssorgen,
Muß oft bezahlen, öfters borgen,
Und wird gar selten dick;
Ich lobe mir ein frohes Stündchen,
Und freu' mich wie ein gutes Hündchen,
Und leb' vom Augenblick.

Das frische Feld ist meine Freude,
Mein Lager jede grüne Haide,
Der Wald ist meine Lust.

Ich liebe Gott und alle Brüder,
Und was ich habe geb' ich wieder,
Ein Lied aus voller Bruſt.

Drum gönnt mir eine kleine Gabe!
Wenn ich von Jedem Etwas habe,
So trifft mich keine Noth.
Wer weiß, ob nicht nach wenig Tagen
Die Hirten in den Dörfern ſagen:
Dort draußen liegt er todt.

Aber an der tragiſchen Kataſtrophe in jener Geſchichte meines Herzens ſoll der arme Michel keinen Theil haben! Denn er war redlich, Jedermann liebte ihn, und er hat den Menſchen gar viel Troſt, Freude und Ehre zugeorgelt. Noch obendrein iſt der gute Alte, ſoviel ich weiß, eben ſo wie der Held meines Gedichts, auf der Landſtraße, alſo in ſeinem Berufe geſtorben. Und ſo grüße Gott auch dieſe arme Seele heut' in ihrem Himmel mit Fried' und Freude!

Maurer. So oft ich einen Maurer ſehe, erinnere ich mich eines gewiſſen Ideals aller ſchlechten Maurermeiſter, welches ich in meiner Jugend kannte. Nur einen einzigen Beleg will ich anführen, den ich zwar nicht verbürge, den aber mehrere Leute mir für ächt und wahr gegeben haben. — Ein Bauer ließ ihn einſt in ſeinem

Stalle bei dem Stand der Ziege ein neues Stückchen Mauer in die Wand einziehen. Als die Mauer fertig war, gab ihm der Bauer ſtatt des Lohnes eine Mahlzeit, mit Bier und Branntewein in Hülle und Fülle. Allein noch während des Eſſens kam die Bäurin aus dem Stalle und ſagte mit bedenklicher Miene: „Hört, Maurer, Ihr müßt morgen die Mauer noch einmal machen, denn die Gaiß hat ſie wieder eingepißt.“

Moraliſche Unmöglichkeiten. Es iſt ein beſonderer Zug aller kräftigen, aber ſchon zum Böſen gerichteten Jugend, ſich den ganzen Tag auf nichts als ſpaßhafte Verübungen moraliſcher Unmöglichkeiten zu erſinnen. Kannſt du die hier gewiß vorhandne Kraft noch zum Guten hinlenken, dann wohl dir und deinem Zögling und der Welt! Denn hier geht immer etwas Groſſes zu Grunde. Hauptſächlich das Poſſirlichgrauſame zieht alle kräftigen Kinder an. Mir ſelbſt hat die Anekdote von einem gewiſſen Fürſten viel geſchadet, der ſeine vier Hofnarren öfters in einem Wagen, der zwiſchen vier ovalen Rädern hing, in geſtrecktem Trabe ſpazieren fahren ließ. Der Kutſchkaſten war feſt zugeſchloſſen, doch oben ohne Deckel, wo dann oft die Hüte und Mützen, zuletzt aber ein ganzer kleiner Hofnarr herausflog, der das Beinchen zerbrach, — womit ſich hoffentlich der Spaß endigte.

Muſik. Ueber die Entſtehung unſrer Muſik und insbeſondere des Taktes im Geſang und Tanze, habe ich ſchon in der Jugend ungefähr folgende Meinungen gehegt. Den erſten, durch längere und melodiſchere, ſanftere und ſüßere Töne von der Sprache verſchiednen Geſang lernte der Menſch wohl unſtreitig von den Singvögeln. Ihr Geſang rührt ſelbſt Naturmenſchen und Kinder. Der Menſch ahmte ihn alſo nach. Wenn auch der Geſang nicht vor aller Sprache entſtanden iſt, (wie ich aber wohl behaupten möchte,) ſo war doch die Entſtehung Beider gleichzeitig und Beide waren von einander abhängig. Ob nun aber der noch kunſtloſe und noch nicht zur Sittlichkeit aufgeblühte Menſch (in ſo fern man ihn nämlich als blos organiſches Weſen und als Thiergattung zu denken vermag,) zu den ſingenden Thieren gehörte, (die es lieben, mit den Lauten zu ſpielen, wie z. B. die Singvögel, einige Affen- und Hunde-Arten, manche Inſekten, Amphibien u. ſ. w.,) oder zu der ſtummen Klaſſe! (die ſelbſt in der höchſten Freude ſtumm bleiben und nur vor Hunger, Schmerz, Brunſt, Zorn oder Wuth ſchreien:) das iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Ich bin geneigt uns zu den ſtummen zu zählen; denn wenn gleich die Kinder viel früher ſingen, als ihre Sprache ſich entwickelt, ſo beweiſ't mir dieß doch nur die frühe Entwicklung des menſchlichen Gemüthes. Darin erſchien aber ſchon im Naturſtande

ein Theil unſrer Gottähnlichkeit, daß wir, gerührt von der Melodie der Welt, ſelbſt nach Melodie ſtrebten. Und ſo ſingen wir nicht aus Inſtinkt, ſondern aus Gefühl. Der erſte Geſang (Hymnus) war vermuthlich bloß Recitativ und mußte ohne allen Takt ſeyn. Den Takt hat, wie es ſcheint, erſt das Duo eingeführt; wenigſtens war er vor dem Duo ſchlechterdings entbehrlich, ja oft vielleicht ſchädlich; und zwiſchen dem Recitativ und Duo trat gewiß noch der Wechſelgeſang ein, bei welchem die größte Freiheit herrſchte. Das Duo aber machte eine Verabredung nöthig, veranlaßte alſo den Takt, oder die Uebereinkunft wegen eines Allgemeingültigen bei der Melodie. Die Gründe lagen ſowohl im Geſelligkeitstriebe, (der begleitende Freund, die Geliebte, ſollten gleichen Schritt mit uns halten, zugleich unſer Vergnügen theilen,) als auch im Stolze und in der Oſtentation; — ein Dritter ſollte dabei keine Mißlaute vernehmen. — Bewegung hat auch die Nachtigall in ihrem Geſang; ja man könnte ſagen, Rhythmus der Melodie. Aber die allgemeine Haltung im Schnellen und Langſamen, die Verſammlung aller einzelnen Freiheiten und Bewegungen unter ein einziges Obergeſetz, alſo der Grundrhythmus, fehlt den Vögeln. Takt mußte damals ein ſehr wohlthätiges Gefühl gewähren. Auch wir genießen daſſelbe noch manchmal. Bei Fugen, zuweilen bei Diſſonanzen und in allen ſchwer zu ergründenden Widerſtre-

bungen, beruhigt uns am meiſten der Takt, dieſe in ſich ruhige und ſich ſelbſt ewig gleich bleibende Form des Zeitmaßes. Bei langſamen, ſüßen oder ſchmelzenden Melodien hingegen zieht uns der ermunternde Takt immer von einem Takte zum andern fort, unwiderſtehlich vorwärts bis zum Schluſſe. Freilich aber ſchadet in anderer Hinſicht der Takt unſrer Muſik ſo viel, daß ſie unter ſeiner jetzigen Herrſchaft ſich nicht zum Range einer ſchönen Kunſt (zum freien Bewußtſeyn, ſagen Andere,) erheben kann, da ſie zwar (vielleicht) eine faſt ſchöne Idee darzuſtellen vermögen würde, aber ohne anſcheinende Freiheit. Sollen wir eine lebendige Form hören, ſo muß die Muſik auf das Vermögen der Begriffe ſelbſt, ſo frei wie die Poeſie, wirken; welches aber der Takt nicht verſtattet, ſo lange er ſich nur auf das ſtrenge Zeitmaß, nicht aber auf das Sylbenmaß und auf mehr als dieſes erſtreckt und nicht wenigſtens ſolche große Räume und Freiheiten in ſich ſchließt, wie in der Poeſie eine ganze Stanze. Die Sylbenfreiheit iſt in der Muſik ſehr groß; aber die Zeit hängt von den ſtrengſten Geſetzen ab; wir kennen noch keinen vollſtändigen Satz im ſogenannten Ad libitum; und der Künſtler hat eigentlich nur die Freiheit, anzufangen und aufzuhören; denn zwiſchen dem Beginnen und Schließen herrſcht einzig der tyranniſche Takt, (der doch wirklich nur menſchliche

Erfindung und angelehrt*) iſt,) unter deſſen Befehlen Künſtler und Hörer mit auffallendem Zwange ſtehen müſſen. Alle Stemmungen wider den Takt machen ſeinen gebieteriſchen Druck nur noch fühlbarer. Wem es vorbehalten iſt, in der Muſik die Tyrannei des Taktes ganz zu verdecken und unfühlbar zu machen, der wird dieſe Kunſt wenigſtens ſcheinbar frei machen; wer ihr dann Bewußtſeyn giebt, der wird ſie zur Darſtellung einer ſchönen Idee ermächtigen; und von dieſem Augenblick an wird ſie die erſte aller ſchönen Künſte ſeyn.

Mond. Dieſes freundliche Licht hat beſonders dreierlei Empfindungen in mir erregt. Erſtlich im Sommer gewährte mir der Mondſchein (hauptſächlich um die Zeit des vollen Lichtes,) eine oft erprobte Sicherheit vor Nachtgewittern, die dann wirklich äußerſt ſelten zum vollen Ausbruche kommen. Im Winter verwandelte ſich jene Sicherheit in ein Gefühl von erhöhter Häuslichkeit; ja auch die ganze ſtarre Natur erſchien mir faſt wirthlicher als am hellen Tage, ſobald der Mond ſchien. Auch habe ich es mehrmals ganz entſchieden in reinen

*) Die Meinung, welche Hemſterhuys von der körperlichen Anlage des Menſchen zum Takte hegt, iſt doch gar zu ſinnlich und widerſpricht aller Erfahrung. Die meiſten Kinder lernen nichts ſchwerer als Takt.

Winternächten empfunden, daß man im hellen Mondscheine wärmer ſteht, als im Schatten. (So wie ich überhaupt von jeher Licht und Wärme für ganz einerlei gehalten, oder doch gefühlt habe.) Zweitens hat der Mond immer gar ſchöne Todesgedanken in mir erweckt, beſonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen ſeligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! (Mein irdiſches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichſam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichſten Widerſpenſtigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!) Die Herrlichkeit des Spätroths begann in Weſten zu verglimmen, und ich trat an das ſüdliche Fenſter. Da ſtand ſchon der Mond freundlich neben der hohen Kirche! Ueber den alten morſchen Fruchtbäumen des Kirchhofes, — über jenen theuern Todten, die längſt von ihrer egyptiſchen Dienſtbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; über den Gräbern der Eltern, des Bruders, des Freundes, des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgeſtiegen; voll und rein ſtand er da zwiſchen weißen, ſanftgekräuſelten Wölkchen, in die ſich ein ſeltſam verſchimmeltes und doch ſehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmliſche Kugel, wie aus grundloſen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, ſich ſo tröſtend hervorhob! So wie das Abendroth dort

vollends dahin schwand, röthete sich hier allmählig ein sanftes, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fort zu ziehen schien — ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele! O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber! — O Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — — Drittens ist mir oft der Vollmond zum freundlichen Bürgen für die morgende Wiederkunft der Sonne geworden, wenn ich ihr in sehnsuchtsvoller Bangigkeit die Worte aus jenem herrlichen Sterbelied nachsang:

„Schaut, die Sonne geht zur Ruh. —
Kommt doch morgen wieder!"

Einst, auf einem Lieblingsberge, (es war am zwanzigsten October 1804,) befiel mich eine besondere Angst um die morgende Wiederkehr der scheidenden Allerwärmerin. Auf dem Feuerstrome der Abendröthe trieben hellgoldne Schaumflocken. Ein zackiger Karminsaum glühte am Rand einer dichten schwarzen Wolkentiefe, gleichsam ein stillstehender Blitz in finstrer Nacht. Aber das ganze glühende Gewölk mit seinen dunkeln Thälern und Gruben ruhte auf einem weit ausgebreiteten Purpurmantel, der unter den finstern Schichten blutig hervorflammte, bis hoch über mein Haupt, und nun nach allen Seiten

hin ohne merkbare Grenzen in ein blendendes Lichtgelb zerfloß. Da kam von Osten herauf die ernste Nacht. Mich überlief ein Schauder, als sie so grau und frostig auf den Schwingen der Morgenluft über den Horizont heranzog. „Ach, rief ich, sollte morgen aus jener todten Oede, aus jenen so ganz ausgestorbnen Regionen, das goldne Sonnenlicht wiederkehren! Warum hofft du nicht, getreue Seele?" Aber sieh da! Von einem fernen Waldkopfe des Thüringer Gebirges trat jetzt der Vollmond leise herüber, — und auf einmal war jene düstere Nacht wieder freundlich! Sie war nun nicht mehr kalt noch öde, sondern bewohnt und wirthlich. Mächtig drang die große Kugel herauf; aber ihr gegenüber wollte das Abendroth noch nicht weichen, und flammte wieder röther an den Zinnen des Rhöngebirges. Ach, es war eine Wundernacht um mich her, zwischen diesen zwei Lichtgegenden!

Mahlzeit. Wohlbesetzte Tafeln gewährten mir von jeher eine meiner größten irdischen Vergnügungen. Zwar trieb ich meine dießfallsigen Prätensionen nie höher als auf eine oder zwei Schüsseln; aber von jeder verlangte ich das mögliche Ideal zu genießen; — und das mit Recht, und mit jenen billigen Erwartungen, wozu die Haushaltung meiner Eltern mich berechtigt hatte. Damals (o glückliche Zeiten für alle Gutschmekker!) bestand die Hauptlektüre der bürgerlichen Frauen

noch nicht in Romanen, — nicht einmal in den schlechten und für Anfängerinnen meistens unverständlichen Kochbüchern: sondern im fleißigen Studium der ererbten Familienrecepte, wovon fast für jeden Braten und jede Suppe ein eignes vorhanden war. Die größte jährliche Esserei in unserm Hause fiel an dem Sonntage vor, an welchem mein Vater die Communion empfing, wo also eine fremde Pfarrfamilie mit uns aß. Diese Mahlzeit bestand gewöhnlich in drei, selten vier Schüsseln; aber jede derselben war in der Familie schon lange, und außer derselben weit berühmt; jede war in sich vollkommen und leistete das, wozu ihr Name berechtigte. Mit einer solchen Mahlzeit hätte sich ein Fürst vollkommen begnügt, und jeder Fürst konnte sich damit begnügen, denn er hatte die Auswahl unter Drei- oder Viererlei, deren Jedes schon für sich allein einem Menschen in Rücksicht auf Kräftigkeit, Reinlichkeit, Wohlgeschmack und Fülle nichts zu wünschen übrig ließ. Die alte Zeit ist hierin wesentlich von der neuen unterschieden. Bei allem Zubereiten, Trocknen, Einmachen und Aufbewahren der Hausvorräthe ging man ehemals mit der größten Sorgfalt, Umständlichkeit, ja Festlichkeit zu Werke; man freute sich dann auf ein Essen, wie auf ein Fest. Jetzt dagegen ist nur Eile und übereiliges vom Halse Schaffen an der Tagesordnung; sowohl bei'm Bereiten, als Genießen. Das Essen soll nur kostbar

seyn; man verschlingt es geschwind, um andere Genüsse aufzusuchen. Ich kann hierin nichts Gutes sehen. Oft hat eine gute Schüssel eine böse Ehe auf ein ganzes Jahr geflickt. Am ärgsten ist noch immer der Greuel in den Städten, an den Höfen und hauptsächlich auf den Akademien, wo mancher junge Mann, der nur geistig aber nicht körperlich zu leben weiß, den Tod im Essen und Trinken verschlingt. Statt getrockneten Obstes, erhält man entweder ausländisches Obst, für einen Thaler; oder unzeitige, faule, verbrannte, wurmige Zwetschen, verschimmelte und saure Aepfelschnitze. — Aas in einem braunen Brühchen heißt Ragou — „Bruder Studio ißt es doch!" Will denn die Polizei stets nur die Jurisprudenz ärgern, und niemals das einsehen und angreifen, was ihr Hauptgeschäft ist! (S. Polizeigegenstände.)

N.

Namen sind mir von allen bekannten Menschen höchst wichtig und bedeutend; doch nur die Vornamen. Bei Frauen habe ich sogar oft vergessen, ihre Zunamen zu erfragen. Sobald mir gesagt wird, meine neue Bekannt-

haft heiße z. B. Christiane, sogleich werde ich manche ihrer Eigenschaften errathen, schon ehe mein Auge sie sieht. Noch glücklicher bin ich im Errathen des Taufnamens eines mir neu vorgestellten Menschen; und dieß geht auch natürlicher zu als jenes — denn man kann wirklich in gewissem Sinne sagen: der Mensch bildet sich seinem Hauptvornamen allmählig nach, und dieser malt sich im Menschenantlitz endlich aus. Wer hierüber lacht, den frage ich auf sein Gewissen: Sieht nicht mancher Mensch ganz genau so aus, als müsse er schlechterdings z. B. Johannes, oder Gottlieb, oder Philippine heißen? Und heißt er nicht am Ende wirklich so? — Hat man nun aber diesen „Zufall" mehrmals bestätigt gefunden, so betrachte man alsdann im Geiste nur etwa ein ganzes Dutzend von Johannesen, Gottlieben oder Philippinen — und ich wette darauf, man wird in jedem ihrer Gesichter Etwas von dem Allgemeinen, das sie einander ähnlich macht und von allen anders Benannten unterscheidet, wirklich anschauen; aber freilich wird Niemand dieß Etwas anzugeben, zu nennen, oder zu beschreiben vermögen. — Bei den Thieren ist es ganz anders. Ich habe an keinem Hunde jemals einen der gewöhnlichen Hundenamen errathen können, sobald nämlich z. B. ein Spitz- oder Mopshund nicht auch wirklich Spitz oder Mops hieß. Kein Eigenname hat Aehnlichkeit mit dem Hunde; kein Hund mit seinem Namen.

Der Unterſchied liegt ganz gewiß blos in der Abweſenheit des Gemüths und aller Sittlichkeit. Daher wird man auch finden, daß Kinder ihr Leibhündchen, wenn es beſonders gut und faſt gemüthlich iſt, ſelten mit dem ihm beigelegten Namen, ſondern oft in jeder Woche mit einem andern Scherz-, Spitz- oder Liebesnamen, ja oft am liebſten nur „Hündchen" benennen. Mir ſelbſt iſt es auch, in Rückſicht meiner und meines Haushundes Wechſelneigung, und aller ſeiner Tugenden, vollkommen einerlei, ob ich ihn Endymion oder Vornhalt's, (auch Vornhol's — welches zugleich das gewöhnliche Stich- und Fangwort der Metzger iſt,) Luna oder Liese nenne.

Namen-Cumulation. Auf dem Lande wird ſie wohl am meiſten und ärgſten gefunden; — die Spitznamen gar nicht mitgerechnet. Heißt nur erſt ein Menſch Hans, ſo nennt man ihn, ſobald er ſein Haus an das Dorfwaſſer baut, ſicherlich Waſſerhans. Hat er etwa einen kurzen ſtämmigen Sohn, ſo heißt dieſer natürlicher Weiſe Waſſerhanſendicker, und deſſen Tochter wird dann ohnehin als „das Waſſerhanſendickenmädchen" fortgeführt. Die Cumulation wächſt ſo lange fort, bis entweder die Menſchen den ungeheuern Namen nicht mehr auszuſprechen vermögen, oder bis einmal der Urenkel etwas Wichtiges, z. B. einen dummen Streich, auf eigne Hand liefert; oder bis ein letztes Familienglied etwa durch langes Leben in der Fremde u. ſ. w.

eine Veränderung bewirkt. So habe ich selbst vor der Auswanderung aus meinem Geburtsorte wirklich folgende zwei Namenlastträgerinnen gekannt: Ein recht hübsches Mädchen, die Margrethe Trautwein hieß und „das Wasserhansenvattinsegeorgadamsmädchen" genannt ward, und eine tüchtige Arbeiterin Margrethe Elisabeth Trautwein, welche „Fuchsengeorgenstophelsgrethliese" hieß. — Wie oft habe ich vor einem solchen Koloß von Namen staunend ausgerufen: Was will noch aus dem Kindlein werden!

Nachahmen. Ich bin im Gebrauche dieses Worts sehr vorsichtig. Nicht derjenige ahmt nach, der nur dem Zweck des Andern nachstrebt, der nur dasselbe thut oder thun will, was Einer vor ihm that; — sogar nicht immer der, welcher lange nach einem Andern dessen Bild, That, oder Gedanken mir fast gleichbedeutend noch einmal wiedergiebt; — noch vielweniger der, welcher anscheinend Eins und vollkommen Dasselbe dem Andern, doch trefflicher, nachthut. Sonst müßte ja der Genius am meisten nachahmen, welcher die höchsten so wie die gemeinsten Kräfte und Geister gleichsam als Bäche in die heilig fluthende Kraft seines Schöpferstromes aufnimmt. (S. d. Art. Stehlen.)

D.

Obligation. Ich habe manchen höchſt vergnügten Augenblick vor einem halben Rieße gedruckter und noch unertendirter Schuldverſchreibungen (unrecognescirter oder Jungfern-Obligationen,) zugebracht. Alle dieſe keuſchen Seelen ſprachen mich, hier im ganzen Bündel, und noch vor Empfängniß eines bürgerlichen Lebens, ſo *unſchuldig* und blos *gelehrt* an! Ich ſelbſt wußte mich dermalen ſo ſicher vor ihnen, daß ich ſie recht lieb gewann. Und wenn ich dann blätterte und fand, daß *eine* gerade ſo ausſehe wie die *andere*, und nun doch die verſchiednen, vielen, großen und kleinen Summen erwog, die hier noch Platz hatten und meine Freundinnen nun bald verunſtalten ſollten, und der armen Schlachtopfer gedachte, deren Namen bald darunter — theils zierlich geſchrieben, theils an drei Kreuze gehängt, — prangen mußten: ach, da nahm ich mir oft recht von Herzen feſt vor, wenigſtens mich ſelbſt vor allem näheren Umgange mit dieſen ſchuldloſen Mädchen eifrig zu hüten; und ich kann wirklich dergleichen ſinnige Beſchauungen jedem ehrlichen Mann als Stärkungsmittel zur Sparſamkeit empfehlen! Ein ſolcher Verſuch zur *allgemeinen* Bekanntſchaft mit ihnen (und dieß ſchöne Geſchlecht kann, wie geſagt, nur im Ganzen bewundert werden,) wird gewiß nicht ſo theuer zu ſtehen kommen, und weit größern

Genuß gewähren, als wenn man mit einer Einzelnen in nähere Verbindung treten wollte.

P.

Paradiesesfreuden. Eine der Hauptfreuden wird nach meinem Dafürhalten folgende seyn: Dort wird kein Vorurtheil mehr es verhindern, daß im Blumenkelche jeder Freude auch zugleich die Wahrheit aufblühe; dort also wird endlich der Königssohn unausgelacht zum Stallknechte hinlaufen und „Väterchen!" rufen dürfen. Denn über alle dergleichen Nebenpunkte sind wir dann längst einig, da ja die Hauptsache in unsrer Lebensrolle öffentlich abgerollt vorliegt, und da jede der bisher jungfräulich verborgen gewesenen kleinen Jungfernwahrheiten nun von jedem Manne und Jedermann erkannt werden darf! — O wie wird mir das Land der Lügen verhaßt und langweilig, wenn ich jenes seligen Aufenthalts gedenke!

Polizeigegenstände. Apropos! (S. d. Art. Mahlzeit.) Wie wäre es denn, wenn man der Polizei (bis man über den Umfang ihrer Functionen endlich einig seyn wird,) einstweilen nur Folgendes über

trüge, woran die übrigen Staatsgewalten es wenigstens noch zu sehr fehlen lassen, und womit aber auch die Polizei dann gleich wirklich und eifrig anfangen, wofür sie stehen müßte; ich meine: die möglichste Sorge für Gesundheit und Sicherheit des Leibes und der Seele? Ich dächte, daran hätte sie genug! Aber das Allgemeine ist mir dermalen Nebensache. Es drückt mich etwas Einzelnes auf dem Herzen, das ich meinen guten Landsleuten sagen muß. Liebe Freunde! Ist es Euer wirklicher Wille, daß der Ausdruck „deutsche Keuschheit" nicht aus der Geschichte und Tradition vertilgt werde, so wachet sorgfältiger, als bisher, wenigstens für die öffentliche Keuschheit! Ich will nur ein Paar Hauptgegenstände nennen, welche die Polizei doch ja nicht außer Acht lassen sollte. Da giebt es jetzt fast in jeder auch kleinen Stadt wenigstens einen oder einige junge oder alte — ich mag nicht sagen Männer oder Menschen, sondern — Bösewichter, die in der Schamlosigkeit, in allen unzüchtigen Reden und Geberden ungestraft öffentlich den Ton angeben. Sie zählen sich leider fast immer zu den gebildetesten Ständen, und jeder von ihnen ist leicht zu erkennen, weil er auf der Straße und in Versammlungshäusern mit größter Unverschämtheit als öffentlicher Repräsentant des Lasters auftritt. Indem ihre Augen selbst gierig jeden Blick der Frechheit trinken, trüben sie zugleich das Auge der Keusch-

heit. Indem ſie ihren Mund im Geifer der gemeinen Wolluſt baden, zittert ſchon auf mancher jungen nie erbrochenen Lippe das Verlangen, ſich mit der gemeinen, mit der entweihten, ja mit der Unkeuſchheit ſelbſt zu ſchnäbeln. Aber ſie geben ſogar öffentlich, daß es Jedermann hören kann, witzige Rathſchläge und Anweiſungen zur Unzucht und Verführung, als könnten ſie es nicht dulden, daß irgendwo eine junge vollblütige Unſchuld mit ihren Reizen zwiſchen zwei Betttüchern unbeachtet verbrenne. — Hat denn die Polizei ewig verſchloſſene Augen für ſolche Giftmiſcher, deren Jeder ein Bordell unter freiem Himmel darſtellt! — Ferner: Oeffentliche Wege und Spaziergänge ſollten doch bei Tage nicht ohne alle Aufſicht gelaſſen werden. Wenn ich mit meinen Kindern einen Gang vor die Stadt mache, und fünfhundert Schritte vom Thore an der öffentlichen Landſtraße ein Paar Menſchen, in der ſchamloſeſten That begriffen, erblicken muß — wer rettet meine Kinder, falls ich den Greuel ſpäter entdecke als ſie? Etwa die lachenden, vorüberſchlendernden Fuhrleute? oder Andere, die „Beides nichts angeht?“ — Himmel, giebt es denn kein Mittel wider dieſe Peſt? — Und womit ſoll ſich ein Vater beruhigen, der wegen Kränklichkeit ſeine Kinder nicht mehr zu begleiten — Gott! nicht vor dem Anblicke der Schande wegzuleiten vermag? — Soll er verzweifeln?

Poetiſche Blumen. Wenn Ihr eine ächte

findet, recenſirt ſie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Seht doch den guten Linné an! Er lobt und tadelt ſeine Blumen nicht, er zeigt ihr Daſeyn nur an und klaſſificirt ſie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. Aber mir will auch das Klaſſificiren gar ſelten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der ſchönen Seelenwelt im menſchlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich labe mein Herz am Dufte ſolcher ächten Blümlein, aber — ich kenne ja nicht das Weſen des kleinen Halmes, auf den ich trete, wie viel weniger dann deren Eines!

Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und beſonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Muſik zuſammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches muſikaliſches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdekkung, daß ich denſelben Ton zugleich ſingen und pfeifen könne. Ich bildete dieſe Gabe aus, lernte ſehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich (vermöge des ſogenannten Doppelpfiffs und meiner geſchmeidigen Baßſtimme,) vom Diskant und Baſſe noch ſo viel Zeit und Fülle abzumüßigen, daß ich jetzt ſogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsſtellen vom Tenor und Alt unentbehrlich iſt, auch noch mit hören zu laſſen. Meine

Freunde haben dieß Talent oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, stille, einsame und höchst wunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich. — Großer, guter Gott! Mein halbes Leben war ja Gesang! — Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umwandeln — und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern! — O Vater, wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! — Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Rührung hinwies. — So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen (und vorzüglich gut die heroische Nummer 3, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte und nimmermehr vergesse!) mir selbst ganz vollständig zu geben; ja, noch mehr, ich vermag einen musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie, damit bekannt zu machen. So trage ich Haydns ganze „Schöpfung" in meinem Herzen, und kann jedem Musiker, welcher sie kennt und liebt, stundenlange höchstangenehme Reminiszenzen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und im Herzen mitspricht, und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt; — z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füße

die Paukendienſte verrichten. (Dabei muß ich anmerken, daß ich aus dem Chore „Dich beten Erd' und Himmel an" mir ſelbſt immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag, — aus Rührung.) Uebrigens iſt es eine nicht leichte Kunſt, gut und angenehm zu pfeifen, beſonders da alles Pfeifen bei Leuten von Bildung einmal in ſchlechtem, eigentlich in gar keinem Credit ſteht, und ein vornehmer Menſch im Grunde nie pfeifen darf, und nie angepfiffen werden kann. Es ſieht auch ſtets höchſt komiſch aus, wenn z. B. ein Tagelöhner, der einen Geheimenrath nicht mehr mit der Stimme erufen kann, hinter demſelben her ſpringt und aus Leibeskräften — pfeift! Gewöhnlich hilft da noch obendrein alles Pfeifen nicht; denn ein Vornehmer ſieht ſich in der Regel nach keinem Pfiffe um, — es müßte denn im Walde der Spitzbubenpfiff ertönen. Am gemeinſten unter allen klingt der gewöhnliche Anrufspfiff der Landleute; etwas honetter hört ſich ſchon der Hunde- und Bedientenpfiff an, und am vornehmſten klingen die verſchiedenen Jagdpfiffe, die ich beſonders liebe.

Prädikate. Einer Perſon oder Sache die ihr jedesmal gebührenden richtigen und wahren Prädikate beizulegen, erfordert eine gewiſſe Ruhe und Beſonnenheit. In dieſer Rückſicht habe ich die paſſendſten Auswahlen und die glücklichſte Auffindung des Schicklichen vorzüglich aus dem Munde der Landleute gehört. So erklärt

mir ein Jäger in der Schneiße, (ich weiß kein anderes Wort für die Schlingenanstalt im Walde zum Fang der Herbstvögel,) woher es komme, daß die Meisen oft ganze Strecken der Schneiße ausbeeren, ohne daß eine einzige sich fängt. „Eine Meise, sagte er: hängt sich nur unten an die Beeren, aber der Vogel (die Drossel,) kommt großmüthig," d. i. er setzt sich so gerade oben in den Bügel, daß er den Kopf sogleich in die Schlingen steckt. Ein Knecht fuhr mich mit zwei muthigen Pferden einen steilen Berg hinan. Mir war bange, daß die Zugstränge reißen möchten. „Fürchten Sie sich nicht, sagte er: die Pferde zerreißen nichts, sie sind muthig, aber sie ziehen gar sittsam."

Protokoll. Ein gutes Gerichtsprotokoll, so wie jede vollkommen treue Registratur, ist ein wahres Kunstwerk. Denn wie schwer und heilig und verdienstlich ist es nicht, den wahren Sinn und die innere Herzensmeinung eines armen Unmündigen in die Bücherſprache zu übersetzen, und dagegen die Vorspiegelung eines Listigen, von ihrem Schmuck entblößt, wiederzugeben? Ich behaupte, daß ich hierin einige Geschicklichkeit gehabt habe. Gedrängte Protokolle sind meistens besser als weitläufige, und ein federfixer Aktuar ist in der Regel der schlechteste und unbesonnenste. Schrieb doch einst, als der Justizbeamte im Termin kopfschüttelnd erklärte „Er

wiſſe ſich in dieſe Sache gar nicht zu finden" der Aktuar nieder:

„Hochfürſtliches Amt:
Weiß ſich nicht zu helfen."

Ein anderer protokollirte in einer Art von Abolitions-Termin Folgendes:

Hochgräfliches Conſiſtorium:

Es habe der Advokat Diſtel vor allen Dingen denjenigen zu nennen, von welchem er zu dieſem Abolitionsgeſuche bevollmächtigt ſey.

Illa:

Die ganze Stadt kenne ihren Schwängrer, und ſie werde ihn gleich ſelber nennen.

H. Conſiſt.

Verbietet ihr das Maul und verlangt von dem Adv. Diſtel den Namen des Thäters.

Advokat Diſtel.

Bittet ſich Bedenkzeit aus.

H. Conſiſt.

So werde man ihn ſelbſt ſo lange für den Thäte halten, bis er einen andern namhaft gemacht.

Illa:

Sie werde ihr zur Welt zu bringendes Kind Herrn Diſtel geradewegs vor die Thüre legen.

Conſiſt.

Sie ſolle ſich einmal unterſtehen!

Illa:

Ja, ja, dieß thue ſie ganz gewiß.

Conſiſt.

Das wolle man doch ſehen!

(Läßt drauf dieſelbe einen Abtritt nehmen u. ſ. w.)

Noch komiſcher lautet es, wenn gar die eigenſten Perſönlichkeiten mit angeführt werden; wie mir denn einmal folgender Paſſus vorgekommen iſt:

Ille:

Geſtehet endlich nach wiederholtem Bedrohen wirklich ein: es ſey freilich wohl an dem, daß er damals im Zorne den erſten Gerichtſchöppen einen Eſul, (ſ. d. Art. U.) den andern aber demnächſten einen Flegul geſcholten und dabei die Worte herausgeſtoßen, „ich, der Gerichtshalter, ſey eine noch ungeputzte Rotznaſe!“ u. ſ. w.

Q.

Quelle ewiger Jugend. Es iſt gewiß, daß ſie uns ſchon auf dieſer Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmliſches Rieſeln! Ich habe ſie nie anderswo geſucht, als in der Phantaſie. Wie arm und veraltet kam mir oft das Leben vor! — wie

gemein und abgelebt all' mein Thun; wie fade und unluſtig alle Zukunft; wie tief ſaß der ganze Philiſter in der abgeſchmackteſten, ſpießbürgerlichſten Proſa da; — über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner, und ſchwarze ſchmutzige Wüſte; — alle irdiſche Dinge, Verhältniſſe und Meinungen ſo verbraucht und längſt abgedroſchen, wie leeres Stroh — Auf einmal trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens, freundlich in mein Gemüth, — weich und ſüß, aber ſo tief rührend und kräftig, daß mein dürſtendes Herz vor dieſer wunderbaren Friſche erbebte und zu neuem jugendlichen Leben lieblich aufſchauerte. — Da ſah ich hinüber in das Land der Seelen und ſchaute den Quell der Verjüngung, und um ſeine ewigfriſchen Blumenränder ſpielten die Kinder der Unſterblichkeit! Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmliſchen Wunderſaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geſchwellt!

R.

Reiſen. Ich wäre mein Leben lang von Herzen gern da- und dorthin gereiſt! Die aller begehrlichſte Reiſe aber blieb mir ſtets die in das Innere von Afrika, wo-

hin vorzüglich zwei Gegenstände mein Herz zogen. Erstlich der Niger, sein noch unerforschter Lauf und die unbekannten Mündungen dieses großen wunderbaren Stroms, dessen Gewässer ich auf jeder neuen Karte sich wieder in Sandwüsten verlieren sah, und dessen Versiegen ich dann doch immer von neuem für unmöglich hielt! Zweitens das Einhorn, das große Thier der Bibel, welches ich nur an den Ufern des Nigers wieder zu entdecken hoffte, und welches ich noch jetzt ganz gewiß dort vermuthe. Uebrigens war bei allen solchen eingebildeten Reisen meine Hauptfreude die: „Wie schön wollte ich sie nach glücklicher Zurückkunft der Welt beschreiben und mittheilen!" Ja, ich glaubte mich noch im ausschließlichen Besitz der ächten Geheimnisse des Reisebeschreibens. Mein Leser sollte staunen; er sollte nicht etwa mich unter den fremden Völkern erblicken; nein, ich wollte ihn selbst überall an Ort und Stelle hinstellen; in den Gefilden des Po sollte er mit den Schnittern frühstücken, mit den Individuen derselben wirklich auf Du und Du leben, und ihre gewöhnlichen Scherze und Unterhaltungen theilen; an der Tiber sollte er neurömische Lieder singen, Landmädchen des römischen Feldes sprechen und Liebesgeschichten erzählen hören; am Niger mußte er sich mit den guten Mohren leibhaftig am Walde lagern, ihre Gebräuche, Einhornjagden, Arbeiten, Gottesdienste mitmachen, seine eignen Kleidungen und Gefühle mit den

ihrigen wechseln, als wären sie seine nächsten Nachbarsleute u. s. w. Ach, was wollte ich nicht alles vermöge meiner Feder möglich machen!

Reinlichkeit ist eine treffliche, aber an sich selbst schon so zarte und reinliche Eigenschaft, daß sie mir stets sogleich wirklich beschmutzt und ekelhaft erscheint, sobald ich ihr geheimes stilles Wesen in Uebertreibung und Affektation übergehen sehe, oder sie von Jemand mit Selbstlob Andern anpreisen höre. Die Leute, welche soviel von Reinlichkeit öffentlich predigen, sind auch gewöhnlich insgeheim ganz allerliebste Säuchen. (Beiläufig will ich nur erklären, daß ich selbst mich eigentlich mit Recht unter die Reinlichen zählen darf, also ziemlich unpartheiisch bin!) Es giebt eine gewisse innre Reinlichkeit, die sich sowohl im Handeln als in Mienen und Reden äußert, und diese ist die rechte; denn sie gründet sich überhaupt auf Sinn für Ordnung und das, was dem Menschen wohl geziemt und ansteht. Wem einmal diese eigen geworden ist, der wird gegen sich selbst reinlich seyn, er wird reinlich denken, und daher die Regeln der äußerlichen Reinlichkeit, und diese, besonders in Beziehung auf Andere, nie vernachlässigen. Aber bei weitem die meisten „Reinlichen" glauben nur, es zu seyn, und beleidigen in dieser Einbildung alle Augenblicke den

Reinlichkeitssinn der Andern. Habe ich doch einen Menschen gekannt, der gewisse Unziemlichkeiten an jedem Andern scharf tadelte, die eignen aber, die er sich zur höchsten Beschwerde Anderer sehr oft erlaubte, für völlig frei von aller unangenehmen Wirkung erklärte; und dieß mit vollem Ernst und innrer Ueberzeugung! Hier fehlte der eigne Sinn für Reinlichkeit ganz, und wer sollte glauben, daß die menschliche Verstocktheit bis zu diesem Grade von Naivetät gehen könne! Aber es war wirklich so, und der Satz:

Was jeder Mensch nur *selber* thut,
Das riecht ihm vor der Nase gut;

ist mir durch diese seltsame Behauptung erst recht klar geworden. Er gilt so ziemlich von allen Menschen, doch hauptsächlich von den sogenannten *Reinlichen*, die nun einmal die Wuth haben, sich und ihre Werke für einzig reinlich zu halten, beides aller Welt aufzudringen, alle Welt damit zu ekeln und zu ennüyiren, allem Fremden gegenüber Unreinlichkeit zu wittern und wohl gar Ekel verrathende Gesichter zu ziehen: — alles bloß deßwegen, weil sie in Rücksicht ihres Leibes und Geschäfts gewisse Gewohnheiten, die ihnen zuträglich und bequem sind, längst als reinlich angenommen haben, ohne vielleicht das zu kennen, was die allgemeinen Regeln der Wohlanständigkeit gebieten. Und darum wird der Mensch,

der ſich am meiſten obſtinirt, für reinlich zu gelten, gewöhnlich der unbeſcheidenſte und unleidlichſte ſeyn. Ihrer giebt es viele Tauſende! — Meine Mutter pflegte die Mädchen, wenn ſie ſich bei ſchmutzigen Arbeiten zierten, mit Folgendem anzureden: „Ei, ei, packe nur die Sache getroſt an und ſinge dazu:

„Reinlichkeit, verlaß mich nicht,
Wenn mich der große Saupelz anſicht!“

Im Uebrigen habe ich das, was ſo viele Menſchen zu behaupten wagen: daß die körperliche Unreinlichkeit von Unreinheit der Seele zeuge, — niemals beſtätigt gefunden, und will daher von allen dießfallſigen voreiligen Schlüſſen wohlmeinend und herzlich abrathen. Solche Uebertreibungen ſind gottlos, lieben Freunde! Wie viele Menſchen habe ich ſelbſt gekannt, die nicht wenig unreinlich waren, und doch die reinſten, herrlichſten Seelen in ſich trugen! Ich habe ſogar mit mehrern Menſchen zuſammen gelebt, die bei entſchiedner Unreinlichkeit nicht einmal unordentlich, viel weniger unſauberes Herzens waren. Dabei fällt mir ein Freund ein, welcher gegen eine vornehme, ſich zierende Dame immer das Derbe in Schutz nahm, und ihren Reinlichkeitsſinn durch das menſchliche und milde „Leben und leben laſſen“ zu berichtigen ſuchte, wodurch er ſie oft bis zur angeblichen

Verzweiflung trieb. Einst kam ihr und sein Leibessen, Schnepfendreck, auf die Tafel, und die Dame lobte die Güte desselben mit Behaglichkeit. „Es ist sonderbar, (sagte der trockne Mann, und biß mit der gesundesten Eßlust eine Scheibe an,) daß alle eßbaren Produkte, die der menschliche Körper erzeugt, durchaus nichts taugen, so nahrhaft und verführerisch auch ihre Namen klingen mögen — als da sind: Augenbutter — Ohrenschmalz — ...“ Sie legte Messer und Gabel weg, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schalt laut auf ihn; allein, zwei Minuten nachher war dennoch das Essen mit größtem Appetit verzehrt. — Ich selbst habe mich über die Reinlichkeitssucht hauptsächlich dann geärgert, wenn ich vornehme Städterinnen über vorgebliche Unreinlichkeit in Bauernhaushaltungen räsonniren hörte. Jede Dame, die von einer reinlichen Landfrau verlangte, ihre (einzige) Stube sollte immer gekehrt, ihr Fuß und Arm stets gewaschen, ja in ihrem Hause sollte kein Geruch der ländlichen Arbeiten, Einrichtungen und Vorräthe zu spüren seyn u. s. w., die kam mir sogleich als eine dumme Zieräffinn und ganz unleidlich vor.

Rache. Ich habe diesem Worte niemals viel Sinn abgewinnen können; und wiewohl ich die eigentliche Rachelust sehr oft gespürt, ist doch selten viel

daraus geworden. Gott hat mehrmals die Rache verboten. Dieß und meine eignen häufigen Gefühle von arger Erbitterung haben mir zwar bewiesen, daß die Rachbegierde allerdings wohl in der menschlichen Natur müsse vorhanden seyn; aber dennoch habe ich, (Gott verzeihe mir's, daß ich dieß so gerade heraussage!) jenen göttlichen Befehl stets für ein wenig überflüssig gehalten. Besonders in der Kindheit machte ich häufige Erfahrungen darüber, daß der Mensch doch eigentlich zu gut für alle gründliche und erschöpfende Rache ist. Dachte ich nun vollends an Gott, — an den Barmherzigen und Gnadenreichen, — so war mir in der ganzen Bibel kein Spruch tröstender als der: „Die Rache ist mein; Ich will vergelten, spricht der Herr." „O, wenn Du vergelten willst, — dann hat es gute Wege!" sprach ich oft gerührt, und pries die Menschheit selig. — Und, wie klug, wie angemessen unsrer praktischen Lebensweisheit erscheint mir die Regel des Heilandes: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen!" Es ist doch wahrlich das einzige sichre Mittel, sich seine Feinde, wo nicht vom Halse, doch aus dem Gewissen fortzuschaffen! Ich habe jene Regel während meines Lebens vielleicht ängstlicher zu befolgen gestrebt, als richtig zu fassen gewußt. Wenn ich einen Menschen kannte, der, durch imponirenden Stolz, durch seine widrige Physiognomie, durch renom-

miſtiſches Weſen, Fadheit, Spott, Verachtung oder grobe Reden mir als Feind erſchien, (denn ärgere Feinde habe ich wohl in meinen beſchränkten Kreiſen nicht gehabt, und finden ſich deren doch, ſo bitte ich ſie himmelhoch, ſich wo möglich gleich heute, wo es noch Zeit iſt, zu melden, und gern will ich mich nach Vermögen in Geld oder guten Worten mit ihnen abzufinden ſuchen!) dann ſann ich immer darüber nach, ob es nicht möglich ſey, einen ſolchen Menſchen lieb zu gewinnen, mit ihm bekannt zu werden, ſein Widriges zu verſchmerzen, von der ganzen widrigen Empfindung loszukommen, (der leidige menſchliche Egoismus! S. d. Art. Wohlthätigkeit.) oder ihm auf irgend eine Art gefällig zu werden. Und kaum ein Paarmal in meinem Leben iſt mir dieß mißglückt. Ich weiß wohl, daß eine ſolche Denkungsart in mancher Rückſicht fehlerhaft iſt, ja einen Mangel an unbefangner, gerader Männlichkeit, und mitten in einer verdammlichen Weichheit einen eben ſo verdammlichen Stolz beweiſt. Aber ich war doch einmal von jeher ſo; und viele Menſchen müſen wohl ſo ſeyn. Doch ich komme wieder auf die Rache zurück. Sie endet faſt immer da, wo ſie wirklich beginnen ſoll, oder artet doch dann in andere Leidenſchaften aus. Ich könnte wohl den Menſchen, der mir den Vater oder Sohn erſchlagen, meine Ehre geraubt u. ſ. w., mit einem Schlage tödten; aber nur mit dem erſten, ſchwerlich

mit einem zweiten. Denn so wie ich ihn (sey es auch nach jahrelangem Streben,) erreiche, sobald er in die Gewalt meiner Rache gegeben ist, und endlich vor dieser ungeschützt da steht, verfliegt sie schnell, und selbst der erste Schlag wäre nicht mehr ihr Werk, sondern die Ausgeburt eines schnell wiederkehrenden, augenblicklichen Wahnsinnes aus Schmerz oder Zorn. Der gerichtliche Kläger dringt auch bei Verbrechen meistens weniger auf die Bestrafung (ja oft Ersatz), als auf Eingeständniß des Sieges, der Uebermacht der Beleidigung, Sünde u. s. w. Freilich, so lange die Rache komisch bleibt, kann sie bis ins Unendliche reizen: aber der erste Uebergang zum Tragischen wird sie fast immer vernichten. (S. d. Art. Schadenfreude.) Hier ist übrigens nur von gewöhnlichen Menschen die Rede; nicht vom Auswurfe der Menschheit. Ich glaube, daß selbst der hartgewöhnte Weltüberwinder seinem Feinde in demselben Augenblicke Gutes zu thun anfangen wird, indem er endlich den Fuß auf den Nacken des Ueberwundnen setzt.

S.

Suppe. Ich esse gern Brot zur Suppe, und manchmal selbst zur Brotsuppe noch Brot. Oft fällt mir dabei die Gewohnheit eines dicken Bekannten ein, der äußerst behaglich zu Tische zu sitzen pflegte, und immer, so lange es irgend noch schicklich war, Brot in seine Suppe schnitt. Er pries diese Gewohnheit als vortrefflich an. „Denn, sagte er, erstlich wird's *mehr*; zweitens wird's *kalt*; drittens *schmeckt's* besser."

Schönheit. Sie ist kein so seltner Gast auf unserm Sterne, als manche rigoristische Männer behaupten. Alles, was mich durch sinnliche Reize zu dem Uebersinnlichen hinzuziehen vermochte, das habe ich getrost als *schön* bewillkommt.

Schreibmaterialien. Dabei fällt mir immer ein, daß ich einen Freund, der kürzlich Regierungsassessor geworden war, (aber weit von der Grafschaft Hennenberg, denn in dieser leben wir viel honetter!) befragte, wieviel er Besoldung erhalte? „Bis jetzt, sagte er, alljährlich *freie Schreibmaterialien*, und eine *Wildhaut*!"

Schadenfreude, — oder wie soll ich jenes unreine Gefühl nennen, das, ich gestehe es frei! auch mich gar oft berückt hat, wenn ich bei dem Gedanken an hoffärtige, imponirende, mich drückende oder gering schätzende Menschen, mir diese in der Zukunft als verarmt oder gar meiner Hülfe bedürfend dachte, mich selbst dagegen, mit wachsender Lust der Phantasie, in eine künftige, mit allen Glücksgütern reichlich begabte Lage versetzte. Das Gute, das ich Jenen dann erzeigen wollte, war unermeßlich groß; mit der zartesten Schonung wollte ich es ihnen anbieten; kein leiser Vorwurf aus der gegenwärtigen für mich drückenden Zeit sollte an mir sichtbar werden, Summen wollte ich aufwenden, um nur ganz bescheiden ihnen zu zeigen, wer ich eigentlich sey; im übervollen Hochgenusse meiner kolossalen Güte und Größe sollten sie, mit feurigen Kohlen auf dem Haupte, da stehen, und sehen, „in welchen sie einst gestochen!" So habe ich mir oft in wonnevoller Phantasie die herrlichsten Paläste geschaffen; ungeheure Landgüter mit ganzen Landschaften umher für mich ausgeziert; ja die Plane dazu mit der Bleifeder wirklich entworfen; dort ganze Gesellschaften von jenen Menschen mit hoher Pracht, Art und Eleganz empfangen, bewirthet, beschenkt; ihnen fürchterliche Capitale vorgeschossen, (doch stets ohne Zinsen, und in der Hoffnung, daß sie einst um Erlaß bitten würden,) und sie im Geiste mit wahrer

Freude endlich den Bettelſtab ergreifen ſehen; und nun — mußten ſie von mir großem Hanſen durch eine Kleinigkeit ſchnell auf den alten oder gar einen höheren Gipfel irdiſcher Glückſeligkeit wieder erhoben werden! — Soviel muß ich mir dabei ſelbſt bezeugen: Ich verlangte und wünſchte ihren Ruin nie, als in ſo fern ich — aber einzig ich, — ihnen wieder aufhelfen könnte. Allein meine Hauptfreude hierbei hoffte ich doch immer darin zu finden, daß ich von jenen Geſellſchaften dann gerade die Perſonen, welche jetzt zurückgeſetzt, gleich mir gering geachtet, oder gar verſpottet wurden, auszeichnete und ehrte. Um ihrentwillen allein ſollten die jetzt ſo ſtolzen und hochnäſigen Hauptperſonen dann gleichſam nur um Gotteswillen, und wie Hündlein oder Arbeitsbeutel mitgenommen werden. Ihren verkehrten, unleidlichen Sinn wollte ich mit nachläſſig hingeworfnen (mehrentheils gelehrten, dermalen aber leider ſchwer durchzuſetzenden,) Behauptungen ſo im Vorübergehen ganz gelind zu Boden ſchmettern. Sie wollte ich bloß mit allem Irdiſchen ſättigen; mit jenen Auserwählten aber wollte ich in himmliſcher Wahrheit und Klarheit leben und ſchwelgen. Den Stolzen und Gewaltigen ſollte gezeigt werden, daß ſie mit ihrem anmaßenden und abſprechenden Weſen von jeher Unrecht, ich aber nebſt meinen Schützlingen Recht gehabt. Rechthaberei lag alſo wohl hauptſächlich hierbei zum Grunde.

— Meine sogenannten Feinde (s. d. Art. Rache,) zu Boden getreten zu sehen, ohne selbst sie sogleich emporheben zu können, das war mir von jeher nur ein ekelhaftes Bild. Deßwegen kann ich aber auch nicht sagen, daß ich das Böse bestraft, das Gute belohnt und anerkannt wissen wollte. Und daher war diese Beglückungswuth eine unreine, egoistische, hochmüthige Sehnsucht nach Verschwendung, die sich zwar mit den Jugendjahren sehr verringerte, deren Erinnerung mir aber in der Folge oft den Hang des Menschen zur Wohlthätigkeit und zu edlen Handlungen überhaupt (s. d. Art. Wohlthätigkeit,) natürlicher Weise sehr verdächtig machen mußte.

Schiebkärner (s. d. Art. Genius,) sind in der Regel äußerst zornig, übler Laune und grob; dieß alles aber noch in höherem Grade, sobald sie nicht schieben, sondern gar ziehen. Das Ziehen scheint überhaupt dem Deutschen die niedrigste und abgeschmackteste Arbeit zu seyn; und daher kommt es vielleicht, daß unser Volk schwerer als andere daran geht, vor Triumph- und Freuden-Wagen in die Stränge zu fallen und Gauldienste zu übernehmen. Selbst bei Feuerspritzenproben habe ich oft dieses sich äußern sehen. Im Anfange haben die Spritzenmeister die ganze Spritzendeichsel voll Jungen. Nach den ersten Paar hundert

Schritten stiehlt sich jeder davon, bis auf wenige ächte Gassencantoren, (s. d. Art. Cantor,) die sich zum Fortschleppen bereden oder doch fortschleppen lassen. Am wüthendsten wird ein Schiebkärner dann, wenn ihm ein Fußgänger begegnet, der sich ermüdet anstellt und Jenen mit folgendem sehr gewöhnlichen, gottlosen Gruß anredet: „O, wie gut habt ihr es nicht! Ihr könnt doch fahren, ich aber muß zu Fuße gehen!“ Ein vornehmer Freund grüßte einst in meiner Gegenwart einen Schiebkärner so. Der Mann murmelte aber nur zornig Etwas für sich und fuhr weiter. „Was denken sie von seinem Murmeln?“ fragte ich. Ich denke, sagte mein Freund, daß ich das nicht thun möchte, was er murmelt oder denkt.

Schneider. (S. d. Art. Mitleiden.) Ich habe die Schneider von Jugend auf immer ganz entschieden bedauert, weil sie mir meistens blaß und schwächlich vorkamen. Und womit wird auch das gute Völkchen nicht geärgert? Sogar soll jeder Schneider Tuch stehlen! Ist denn das möglich? Im Ganzen sind sie wohl nicht ganz rein; — aber wer ist es außer ihnen! Und dann bleibt bei Beurtheilung ihrer „unermeßlichsten“ Verbrechen der größte Maaßstab doch nur die Elle, und höchstselten geht auch Einer über Eine. Sie verdienen in der That jetzo schon deßwegen einige Nach-

ſicht, weil zu dieſer Zeit faſt jede Dame, die für häuslich gelten will, ihnen ins Handwerk pfuſchen muß und an dieſen Armen ungeſtraft zur Brotdiebin werden darf. Soviel iſt indeſſen richtig, daß alle Söhne der Scheere immer noch eine ganz beſondere Nation bilden. Eine gewiſſe Seelen-Dünnleibigkeit behält auch der Dickſte. Selbſt die Juden, ſonſt ſo furchtſam, wollen doch an den Schneidern zu Rittern werden. „Der Ochſe iſt gut — ſagen die Fränkiſchen Handelsjuden, und dick gefüttert; aber — er iſt doch ein wenig ein Schneider!“

„Sey bedankt!“ Wie oft habe ich darüber nachgeſonnen, wie man wohl dieſen Ausdruck für alle Redensarten, die, außer dem ſchlichten Zeitworte ſelbſt, noch vom Danke ſprechen, paſſend machen und allgemein einführen könnte. „Ich bedanke mich“ widerſpricht offenbar und geradezu dem obigen, doch einmal anerkannt guten Ausdruck, und heißt ſoviel als „ich gebe den Dank, welchen ich dir ſchuldig zu ſeyn glaube, mir ſelbſt.“ Sollte es bedeuten „ich belebe, befruchte oder befrachte mein Gefühl für dich mit Dank“ ſo kommt dieß doch gar zu gezwungen heraus! Vollends wenn ich hören muß: „Geſtern habe ich mich aber auch recht ſchön bei dem Herrn Miniſter bedankt!“ dann erſchrecke ich gleichſam, als hätte der Menſch im Angeſichte des Miniſters die größte Grobheit verübt! Doch,

ich will nicht zu laut sprechen, denn wenn es unsere neuesten Sprachforscher und hauptsächlich die Puristen erfahren, so machen sie mich gewiß durch einen weit schlimmern Ausdruck vollends unglücklich!

Streit. Wer einen Entschluß darüber zu fassen strebt, ob er mit Jemand anderm eine Zeitlang oder für immer zusammen leben will, oder nicht, der lebt in einem gewissen Brautstande und in diesem empfehle ich ihm Zank und Streit von aller Art. Das Angenehme und Unleidliche, was ein Gesellschafter für den andern hat, liegt hauptsächlich in der Art, wie Jeder in Rücksicht seiner Meinung und Lieblingsideen anzugreifen und sich zu vertheidigen pflegt. So ist es besonders ein höchst wichtiger Erfahrungssatz für mich geworden, daß zwei angebliche Liebende, die noch nie mit einander in Zank und Streit gerathen sind, auch schlechterdings noch nicht wissen können, ob Einer den Andern beglücken oder elend machen werde.

Schöne Frauen. Man sagt, sie hätten meistens ungetreue Ehemänner. Auch ich habe dieß oft bestätigt gefunden, doch nur bei solchen, die durch eine gewisse Regelmäßigkeit für das gelten konnten, was man gewöhnlich schön nennt; seltner bei denen, die durch einzelne schöne Züge oder Formen reizten. Jene sind dann

meiſtens kalter Natur; oft auch durch gewohnte Bewunderung und Selbſtgefühl kalt oder nachläſſig; und dieß ſcheint mir die Urſache des leidigen Uebels zu ſeyn. Oft mag auch frühe Erſchöpfung dabei zum Grunde liegen, da die Schönheit eine gar zarte Blume iſt, und ihre Eigenthümer gewöhnlich mehr liebende Herren, als Gärtner ſeyn wollen. Zuweilen iſt auch die Urſache nur darin zu ſuchen, daß der, welcher viel Schönes, und gleichſam von allem das Rechte kennt, in der Folge von jedem neuen und auffallenden höhern einzelnen Reize freilich ſtärker entzündet werden muß, als ein Anderer. Jede, die im gegebnen Falle den Grund des Uebels kennt, kann hier durch Klugheit ſehr vieles gut machen. Die Hauptregel iſt dieſe: Auch für die ſchönſte Frau giebt es keine wichtigere und ſchwerer zu behauptende Eroberung, als die ihres Ehemannes.

Selbſt. Jeder Menſch ſucht überall nur ſich und ſeine eignen Ideen, die er mit ſich herum trägt, und glaubt ſie auch auf den erſten Anblick noch wirklich zu finden. Neulich beſuchte mich ein zerſtreuter, aber vielſeitig gebildeter Rechtsgelehrter. Er ergriff ſogleich vom Tiſch ein numerirtes Verzeichniß großer Dichter, las wenigſtens zehn Zeilen, und ſagte dann erſt: „Was haſt du da! Zeugenartikel!“

Sokrates. Edler Mensch! Immer bin ich als Jüngling in den Tagen des scholastischen Streites wieder zu ihm zurückgekehrt, und stets hat die Anmuth seiner Philosophie mich von neuem lieblich überrascht. Was war es, das er so treulich suchte, in sich selbst, wie in der Natur und den Sälen und Hallen, — so redlich bei Freunden und Edlen, wie bei der schönen Aspasia und jenen reizendsten Weibern des Alterthums? — Einzig das Schöne! Der Mensch in seiner Schönheit war ihm alles Uebrige auch. Und im höchsten Ideal des Schönen fand der Liebenswürdige seinen Gott!

Sonderbare Menschen bleiben oft in jeder Lage, wohin man sie zu bringen probirt, nichts als — sonderbar, ungenießbar, verstockt, unnahbar. Ihre Stunde ist nun einmal hienieden noch nicht gekommen, und sie vagiren unter den Landthieren so seltsam herum wie Wasserhasen oder Seenachtigallen. Um einen Apfel aus Ostchina, einen Fußbreit Landes in Westgallizien, eine Fischerhütte in Südlappland zu erwerben, gehen sie jeden Vertrag ein: aber sobald man ihnen dergleichen Sachen aus Westchina, Ostgallizien oder Nordlappland für jene substituiren will, wird aus der ganzen Sache nichts! Und wagt man etwa gar die Behauptung, es gebe hier zu Lande auch dergleichen Dinge; — gleich fahren sie auf, schreien über das nichtswürdige Vaterland, schelten

auf die Unwiſſenheit, über große Unkunde in Rückſicht der beſten irdiſchen Lokale u. ſ. w. Man erkennt ſie ſehr bald an den Meinungen, die ſie im gewöhnlichen Leben äußern. Jede Erſcheinung ſoll ſeltſam abweichend, toll, ungemein, alſo klug — nämlich dumm, — erklärt werden; alles ſchließen ſie an gewiſſe fixe Ideen an. Z. B. du gehſt mit Einem vor das Thor und lobſt den ſo eben ertönenden Geſang eines Finken. Gleich demonſtrirt er dir, daß man ſehr bald um Dörfer und Städte her dieſen Geſang ganz werde entbehren müſſen, da die Sperlinge, die Hauptfeinde jenes Vogels, nach und nach alle ausrotten würden. (Die Sache iſt bloß die: Er hat zufällig in ſeiner Jugend einmal zwei ſolche Vögel mit einander kämpfen ſehen. Alles Uebrige iſt Einbildung.) Du bemerkſt auf dem Pfade die Spur eines Hühnerhundes. „Eines Hühnerhundes! lächelt er: Wiſſen Sie, was für eine Fährte das iſt? Eine Fiſchotter!“ (Nämlich alte Leute in dem Städtchen haben ihm erzählt, daß ehemals im nahen Flüßchen eine Fiſchotter ſich ſpüren laſſen, die vielen Schaden ſolle verübt haben. Seitdem findet er überall die Spur derſelben.) Ich habe einen ſcharmanten Mann gekannt, der einige Jahre nach einem gewiſſen gelehrten Streit, der in unſrer Geſellſchaft geführt wurde, ſich ſteif und feſt einbildete, er habe Baſtarden von Kaninchen und Enten geſehen.

Dergleichen seltsame Menschen sind mir sehr oft vorgekommen. In der Regel sind sie scharfsinnig. Widerspricht man ihnen, so fangen sie an zu recitiren, zu deduciren, und sagen öfters mitunter so viel wahrhaft Gutes über die Sache, daß man sich todt lachen möchte. Ich schüttle dann immer den Kopf und denke: Seine Stunde ist noch nicht gekommen!

Schlüsselblume. Ich ziehe sie und die sogenannten Primeln, wegen ihres ungemein leisen, einem nicht fein riechenden Menschen oft kaum merkbaren, aber herrlichen und wahrhaft süßen Geruches, fast allen übrigen Blumen vor. Ein dicht besetztes Beet voll schöner Primelsorten, (ich besitze deren gegenwärtig zweiunddreißig!) in höchster Blüthenfülle, leise dampfend in der ersten Frühlingsgluth; ein summendes Bienenheer darüber, welches mitten im Genießen den Blüthenstaub zur Befruchtung hin- und hertragen muß: — o das ist für mich die höchste Gartenpracht! Wie kommt es doch, daß unsre neusten Mystiker noch nicht darauf gefallen sind, die fünf blutrothen Flecken im Kelch der Schlüsselblume, die Shakespeare schon besingt, zum Denkmal der fünf Wunden zu weihen? Mir nannte einst mein eignes Kind, das entzückt zwischen duftenden ungeheuren Sträußen spielte und ihre Süßigkeiten einsog, diese Flecken „fünf blutende Wunden," und behauptete,

die Bienen hätten es gethan. Aber mich durchfuhr ein seliger Schauer, als hätte Gottes Finger in dem Kinde die Blumen und meine Seele berührt.

Sehr. Ich hatte einen Bekannten, der sich oft vor Wonne und sanfter Freude nicht zu fassen wußte. Er bediente sich dann des Ausdrucks: „Mir ist so sehr!“ Nach und nach fand ich viel Sinn darin. Bei jedem Gedanken an eine heilige menschliche Wollust; im Genusse der Freundschaft, besonders bei Ahnungen künftiger Liebe, schien er oft in dem Ausrufe schmachtend und überwältigt gleichsam hinzusinken: „Gott, wie ist mir so sehr!“ — Komisch blieb uns das Wort immer; denn er übersetzte es sogar ins Küchenfranzösische, und einst, als ihn sein Mädchen grüßte, schloß er mich wieder auf das zärtlichste in seine Arme und sagte: „Mon ami! Il m'est si très!“

Streben. Wer nach etwas Gutem wirklich strebt, den behandle man doch ja mit Achtung und lasse ihn ungestört, unbeurtheilt und ungeneckt, bis er siegt oder erliegen muß! Besonders gilt dieß von allen artistischen Tendenzen. Die strebende Kunst arbeitet sich oft durch dunkle, seltsame Pfade und Nebelmassen, — und findet sich endlich im Allerheiligsten der Natur selbst wieder.

Spaziergang. Viele Menschen wollen und können nicht bloß lustwandeln, ohne dabei einen andern, fremden Zweck zu ihrem Hauptzwecke zu machen. Sie müssen irgendwo auf dem Lande Jemand besuchen, um Wein, Bier, oder zur Milch gehen, einen Freund begleiten, in Gesellschaft wandern, oder wenigstens einen Acker besehen. Ich dagegen liebe auf jedem Spaziergang Einsamkeit und gänzliches Ueberlassen an den Gedanken des reinen Lustwandelns; ja ich hasse und vermeide jeden fremden Zweck, den ich noch außer dem Gange selbst beabsichtigen soll. Ein Berg, Hügel, oder doch eine beträchtliche Anhöhe ist die Hauptbedingung bei allen meinen Spaziergängen. Da ich in Berggegenden geboren, erzogen und alt geworden bin, so fühle ich in jeder Ebne so lange Angst, Bangigkeit und Langweile, bis ich einen etwas hohen Standpunkt erreicht habe. Sehe ich mich endlich auf dem Gebirge gesichert und gerettet, welchen himmlischen Anblick gewährt mir dann die große Ebne! Aber begehrlich wird sie mir nie; denn um mich her, und hinter mir über Berg und Thal, da liegt mein Vaterland; — vor mir aber nur eine prächtige Fremde, die mein Blick gastlich durchschifft, indem er sich schon jenseits derselben sehnend nach neuen Bergfernen hin richtet, die ihm wieder näher, heimischer und verwandter entgegenschimmern. Hier schließt sich dann die Phantasie mit einem gewissen Zustande der Ruhe an; jeder nah-

und ferne Gegenstand erhält nun seine eignen einzelnen Reize für mich; jeder neue Hin- und Herblick scheint mit neuen Phantasien und Lebensmelodien beladen in mich zurückzukehren, und ich lebe im herrlichsten Vollglanze der großen Welt! (Denn das ist sie, ihr lieben, guten, engelogirten Pariser! Und auf diesen Glauben will ich fröhlich sterben!) Wie oft habe ich bei tagelangen Fußmärschen durch eine fruchtbare Ebne aus der Tiefe der staubigen Chaussee brünstig zum blauen Gebirge aufgeblickt, und mit Thränen das alte Lied gesungen:

„Sieh, mein Auge, nach den Bergen
Zions unverwandt hinauf!
Denn auf den geliebten Bergen
Geht dein Heil dir auf!“

Sagt, was sollen mir die üppigsten Saatfelder und Auen, wenn ich sie nicht zu übersehen vermag! Was sollen mir die dicken, reichen Farbenteppiche, mit welchen der Sommer mich umzieht; jenes sattsame Grün eines ungeheuern Getreidefeldes, durchwirkt mit dem grellen Roth der Klatschrose, besäumt mit dem hellen Blau der Cyane, breit gestreift mit dem kreischenden Gelb der Rübsaamenblüthe und entzündet von der Sonnengluth: — was soll mir das alles hier unten, wo es mich zu ersticken droht, wo es mir wollüstig, geil, ja zuletzt ekel-

haft vorkommt; wo seine Nähe meine Phantasie so schwer drückt, wie ein Bierrausch? Stellt mich lieber auf einen Hügel; dort falle ich auf meine Knie und danke dem Herrn für all jenen reichen Segen, für das, was ich überblicke, und was ich nicht sehe. Nur auf einer Höhe ist mir die Ansicht des Unübersehlichen erträglich. Nur im Walde fühl' ich mich frei und ungedrückt unter den Massen des üppigsten Grüns. Jeder Mensch verbindet ja auch schon von Jugend auf mit dem Begriffe des Flachfeldes Hitze, mit dem des Waldes aber Kühlung. Ich habe es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß ich jemals in einer freien ebnen Gegend wohnen könnte, bis mir die Erfahrung bewiesen hat, daß solche Gegenden, sobald man sie in der Nähe betrachtet, zum Glücke doch nie ganz leer an Hügeln und schönen Höhen sind.

Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe einmal gestohlen, — und zwar unserm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war so schön! Des Morgens sah ich ihn unweit unsers Grenzzaunes im Grase liegen, — ein Pfund wog er wenigstens, — citronengelb war er, und hatte die schönsten Karminflecken. Essen wollte ich ihn nicht, aber haben! Des Mittags betrachtete ich ihn wieder; des Abends lag er noch immer. „Herr Nemmel, sprach ich bei mir selbst.

ist doch ein liederlicher Mann! Hätten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wohl sorgfältiger gesammelt werden!" Am andern Morgen glänzte er im Thau, stoßte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne ging über meinem Bubenstücke auf. Ich aß noch im Garten mein Morgenbrot, aber mit so zweideutigem Appetit, wie ein Teig fressender Esel, — und trat dann angstvoll ins Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte und das Geständniß leicht erhielt. Ich bat recht sehr um Prügel; aber er kannte seinen Mann; — ich mußte sogleich, statt aller Strafe, das siebente Gebot verlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen und um Verzeihung bitten. O, des furchtbaren, ungeheuern Ganges! Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwei Worte die ich sprach, (nämlich „Herr Rommel!") sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut. Es kam eine Freudigkeit über mich; ich

sagte alles treulich, was mir befohlen war; blickte dann weinend nieder, der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter; die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken, und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück. — Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen, zu stehlen. Besondere Grundsätze, außer dem siebenten Gebote, habe ich mir niemals deßhalb gemacht. Nachgedacht habe ich oft darüber, wenn ich von Jemand zu einem fremden Geldkasten geschickt ward, oder allein mit dem Schlüssel vor einem fremden wichtigen Schranke stand, „wie ein Mensch wohl stehlen könne?“ In Versuchung aber bin ich nie gekommen. Doch gereicht mir dieß keineswegs zur besondern Ehre. Denn der Grund davon ist wahrscheinlich: Ein gewisses Streben, in der Mode zu seyn und für geschmackvoll zu gelten, welches mir schon frühe besonders eigen war. Und ich hielt das Stehlen so wie manche andern groben Vergehungen von jeher für äußerst dumm, abgeschmackt und längst außer der Mode. Dieß hat sich so entschieden in mir fort bewahrt, daß ich noch jetzt mir fest einbilde, ein Mensch, welcher stiehlt, welcher betrügt, sein Amt auf unerlaubte Art benutzt, Geschenke nimmt, aus Privatrücksichten partheiisch ist u. s. w. — könne unmöglich ein guter Gesellschafter, geschweige denn Schriftsteller oder Künstler seyn. Ich halte auch oft diese Gesinnung für das höchste Glück, mit dem mich

Gott begnadigt hat. Literarischen Diebstahls, wie man es fälschlich nennt, bin ich mir auch nicht bewußt. (Siehe übrigens die ersten Zeilen des Art. Nachahmen.) Gedanken, die ich nicht los werden konnte und doch nicht für mein hielt, habe ich hoffentlich überall mit Gänsefüßen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! — Hierbei muß ich gleichwohl noch eines besondern Diebstahls erwähnen, der mich stets von Herzen gefreut hat; denn, die zwei ersten Buchstaben dieses Artikels mahnen meine ganze Seele an den süßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers! Doch Er, der sich immer des treuesten und bewundernswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstähle keins! Ja, Ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken, — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß sie oft allein die *seinigen* waren; oder doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöhen in süßer Wechsellust ausgetauscht hatten! August, ich weiß, daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worin so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns umleuchteten, umschatteten! Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und schrieen gegeneinander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, sie kochten für zwei

Wahnsinnige oder Herenmeister! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter sich bis zum höchsten Lärm gesteigert hatte, und meine beschwerliche Freundschaft dich zu ersticken drohte, — wie schön lagerte sich dann zwischen die Gelagerten ein stundenlanges Stillschweigen, gleich einer freundlichen Prosa; und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsumliegenden Weltbilder so mächtig auf den Centralpunkt unsrer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß wir oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeschrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißsäulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unsre Nächte in den Thälern! August, unsre Träume? Kennst du noch die heitre Mondnacht im Bade zu Liebenstein? Wo ich dich um die Mitternacht im Traume so schön und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich sachte zu dir trat, im leisen Flüstern jener Worte aus Göthe's Fischer:

„Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß"

selig lächelnd erwachtest? — O du guter, sanfter Mensch! Habe Dank für deine Liebe! Du gabst mir ja stets

alles was du hatteſt! Dein Herz theilteſt du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabſt du mir! Ach, ich nahm ſie dir oft freudig, weil ich ſelbſt dein zu ſeyn glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele, gefielen dir deine Meinungen beſſer, wenn du ſie von mir wieder laſeſt, und du wußteſt nicht mehr, daß ſie die deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigenſinn entſtellt! — Sagt, wen müßte ſolche ſtille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?

X.

Treue in der Liebe halte ich für das Hauptkennzeichen, wodurch ſich die reine Liebe von der bloß ſinnlichen Neigung unterſcheidet. Bei der letztern kommt ſehr wenig darauf an, ob der eine Theil ſich ſeiner gethanen Schwüre erſt etwas ſpäter erinnert, als der andere die ſeinigen wieder vergaß. Denn Liebende dieſer Art müſſen einander, aus einem der Natur vollkommen gemäßen thieriſchen Triebe, ungetreu werden, ſobald der reizendere Gegenſtand ihnen erſcheint. Wird nicht die

edle Biene von Hybla schnell aus Instinkt die alberne Hasenpappel verlassen, sobald die Düfte des sicilischen Quendels sie zum köstlicheren Genusse laden? Daher wird bei solchen Liebenden die Treue nur selten, und bloß einseitig vorkommen, wie Pferde- oder Hunde-Treue.

Tugendhaft. Der äußere Anklang dieses Wortes ist mir komisch, ja lächerlich geworden, und zwar durch einen halbnärrischen Kerl, der, sobald man ihm zwei gewisse Mädchen nannte, (in welche Beide er auf einmal, doch demüthigst und bescheiden, vernarrt war,) ein höchst freundliches und verliebtes Gesicht zog und im knarrenden Ton eines verblasenen Fagotts sagte: „Ich halt' d'für, die Madmesell Lowise und nachher wieder die Madmesell Dorthe müßten wohl die zwei tugendhaftigsten Frauenzimmer in der ganzen Stadt sinn — wenn's nur meine Mutter zufrieden wär'!" Mein Kleiner hat hierauf folgende Parodie gemacht: „Ich halt' d'für, unser gutes Hündchen müßte wohl das tugendhaftigste Hündchen in der ganzen Stadt sinn — wenn's nur meine Mutter zufrieden wär'!" (S. d. Art. Verdruß.)

Tag. Der Name eines Cantors in Leipzig. Lebt der treffliche Tonsetzer noch, so grüße ihn dieser Artikel

aus Herzensgrunde, denn seine Kirchenstücke und Cantaten sind lieblich und heiter wie sein heller Name! Mein Lieblingsstück unter seinen Compositionen war eine Cantate, die wir in meinem Geburtsorte gewöhnlich auf die Kirchweihe, wo sich fremde Musiker einfanden, ordentlich mit Trompeten und Pauken besetzen konnten. Der Text hieß: „Zion, singe deine Freuden!" u. s. w. Unser Cantor brachte es so weit, daß wir einen ganzen Jahrgang von Tag, freilich oft unvollständig, geben konnten. Lange quälte sich der herrliche Mann, um die Aufführung einer Tag'schen Cantate „von der wunderbaren Führung Gottes" zu Stande zu bringen; aber vergebens. Sobald er nur von dieser Cantate sprach, erheiterte sich sein ganzes Gesicht. Sie war das Wunderbarste und Höchste von aller Musik, was ich mir damals dachte, aber ich habe nie einen Laut davon vernommen! Wenn ich vor der Frühkirche in die Musikprobe kam und erfuhr, das heutige Stück sey von Tag, da fiel mir sogleich aufs Herz: „Tag von der wunderbaren Führung Gottes!" und die sonntägliche Morgensonne schien mir dann heller durch die Fenster der großen Schulstube zu blicken, — ach, da war es meiner Seele „ein köstlich Ding, dem Herrn lobsingen!"

Tod. So tritt denn hervor, du gute, stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet! Laß mich

dich einen Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur! Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich flach und scheibenförmig in, und endlich über jedem einzelnen Leben ausbreitet. Auch das Grab dachte ich mir niemals schwarz, sondern als eine graue, dämmernde Erscheinung. Bei den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmählig mit und aus dem Leben emporwächst und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt, aber ein Schirm über allem Lebendigen, ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl. Breite dann auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letztenmal schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebens-

grüßen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! Nie habe ich unmenschlich dir gerufen, nie unmenschlich dich gescheut; denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters. Er will, und du öffnest mir mein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!

II.

Uebersetzer. Seit dem wir Deutsche viele gute Uebersetzer haben, bin ich endlich den Uebersetzern gut geworden; ja ich schätze manche so hoch (Einige, möchte ich sagen, sogar höher,) als wirkliche Dichter oder Originalschriftsteller. Mein Glaube ist aber: daß das, was ich unter einer wirklichen Uebersetzung verstehe, nur den Deutschen möglich und vorbehalten ist. Ehedessen (denn vor lange her dürfen wir diese hohe Sprache eben nicht führen!) glaubte ich keine abscheulichern Halbheiten, keine gottlosern Werke zu kennen, als die sogenannten Uebersetzungen; — und wirklich sollte die Kritik hier am

strengsten und unerbittlichsten seyn, da unser Vaterland noch immer alljährlich mit einer so großen Fluth von elender Fabrikwaare überschwemmt wird. Doch wie gesagt, ich will deßhalb nun ruhig seyn, und sogar stolz auf meine Nation! Denn wenn ich unsre Nachbarn und Andere betrachte, wie sie, Jahr aus Jahr ein, die armen Griechen, Lateiner, Deutschen u. s. w. verstümmeln und zerreißen, und wieder verstümmeln, und ewig verstümmeln werden — ei so übersetzt, bis euch Graven übersetzt!

n. — Ich sehe und höre diesen Buchstaben, der etwas Antikes für mich hat, noch immer sehr gern in manchen Endungen, z. B. in Insuln, Fabuln. Unsere Vorältern haben wahrscheinlich das E in manchen Fällen nicht für so vornehm gehalten als das n und J. Denn Latinomanie war es nicht allein, da noch immer viele Deutsche, (hauptsächlich aber Schweizer,) Regul, Anschlitt, (statt Insekt,) Flegul, (s. d. Art. Protokoll,) Obrist, Hochgeehrtister, Wittib u. s. w. sagen und schreiben. Wir Neuern begünstigen das E. desto mehr, und wohl mit Recht, weil es die Worte nicht so breit macht als n, J, A und O. Indessen könnte diese Vorliebe doch bald zu weit gehen, da man jetzt allmählig die Schrift immer mehr der Aussprache unterwirft und auch hier und da überhaupt der Kürze zu viele

aufopfert. So wollte ich wohl wetten, daß man in der Grafschaft Henneberg und ihrer Nachbarschaft nach funfzig Jahren (wenn nicht Einhalt geschieht) wirklich schreiben wird z. B. Ministern, (statt Ministerin,) Pfarrn, (Pfarrerin,) Dietels, (Dietlas,) Eckerts, (Eckhardts,) Arelshausen, (Aroldshausen,) Taberz, (Tabarz,) die Frau Hofadvokat (Hofadvokatin) u. s. w. Dergleichen Freiheiten sehe ich schon jetzt gar oft an modesüchtigen Geistlichen, ja selbst Beamten; und doch dürften sie, besonders bei Eigennamen, schlechterdings nicht statt finden. So schreibe ich selbst wirklich schon elf statt elif.

Ungewöhnliches — es bestehe in Thaten, Zeichen oder Worten, — kann oft einen Menschen in seinem höchsten Zorn und Grimm plötzlich irre machen, besänftigen oder gar erschrecken. Von der Wirkung ungewöhnlicher Worte habe ich ein merkwürdiges Beispiel auf der Akademie mit angesehen. Einer meiner Bekannten, der es oft nicht unterlassen konnte, die Leute im Vorübergehen ein wenig zu necken, ärgerte sich stets über die Grobheit der Weiber auf dem Fischmarkte, weil diese ihm jeden seiner kleinen Späße sogleich mit den abscheulichsten und unnatürlich seltsamsten Schimpfreden verdarben und verleideten. Besonders haßte er Eine davon bis auf den Tod, weil ihre Flüche wahrhaft fürchterlich klangen, und weil er es noch nie vermocht hatte, sie zum

Schweigen oder um das letzte Wort zu bringen. Einst berichtete er, das Geheimniß hierzu sey wahrscheinlich gefunden, und lud eine Gesellschaft ein, um wenigstens von ferne den Spaß mit anzusehen, der ihn zu seiner Rache führen sollte. Wir traten in die Nähe. Er selbst ging an dem Weibe vorüber, drehte sich aber schnell wieder zu ihr und fragte: „Was kostet dieser Bückling?" „Achtzehn Pfennige" war die Antwort. „Viel zu theuer!" sagte er gelassen, und schlug das Weib mit dem Bückling ein wenig an beide Ohren, rieb ihr dann sehr freundlich den Fisch ein Paarmal unter der Nase herum, legte ihn wieder an seinen Ort und nahm höflich seinen Abtritt. Sie sprang auf, stemmte beide Arme in die Seite und — fing an! Er hörte aufmerksam zu, und nach den ersten zehn oder zwölf Schimpfworten zog er plötzlich einen Foliobogen, worauf das hebräische Alphabet geschrieben stand, hervor, entfaltete ihn und begann ganz langsam, aber mit fürchterlicher Baßstimme folgendermaaßen zu schimpfen: „Was? — I du verfluchter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Waw, du Sajin, du Chet, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Sameth, du Ajin, du Pe, du Zade, du Kuph, du Resch, du Schin, du Sin, du Thau!" — Nach den ersten zehn Begrüßungen ward das Weib still und setzte sich, und der ganze Fischmarkt fing an zu lachen. Am Ende starrte

sie ihn an, konnte vor Erstaunen kein Wort vorbringen und litt es still und geduldig, als der Siegreiche sein Proklama wieder einpackte und davon ging. Aber eine Andere rief ihm zu: „Es ist doch hübsch, wenn man was gelernt hat!" und bat ihn um Abschrift.

Umständlichkeit. Ich habe oft bemerkt, daß ein Zorniger sich viel eher faßt und beruhigt, sobald man ihn dazu ermuntert, daß er seinen Zorn umständlich auslasse und seine Geschichte recht ausführlich erzähle. Man gebe ihm während seiner Erzählung keinen Verweis über irgend einen Ausbruch seiner Wuth, und höre ihn so lange still an, (oder doch nur mit den kleinen Zwischenreden der Aufmerksamkeit, als: Hm! Ei! So! Der Tausend! u. s. w.) bis er nichts mehr weiß. Während dessen sind schon die Genien der Scham, Bescheidenheit und Reue still auf den Wüthenden eingedrungen, und die Vernunft hat sich wieder ermächtigt, um Vorstellungen anzunehmen. Ja ich habe Zornige wie Tiger beginnen, und sich durch ihre eigne Erzählung selbst so ganz ermüden und abspannen sehen, daß sie wie Lämmer endigten und nicht mehr wußten, was sie mit ihrem anfänglich so stürmischen Verlangen eigentlich gewollt.

Usbeck. Der Name eines Cantors in meinem Geburtsorte. (S. d. Art. Cantor.) Sey gegrüßt,

du heilige Seele! Sey gegrüßt in deinem Himmel, nach welchem auch ich mich von Herzen sehne! Ach, meine Freunde! Warum fraget ihr immer noch nach „Beweisen der Unsterblichkeit!“ Wer *fühlt* nicht Unsterblichkeit in der Seele, wann er hinüber blickt zu seinen Lieben, zu seinen Freunden, zu den großen Gestalten der Geschichte; — wann er denkt und strebt, wie er dort die Wiedergefundnen trösten, lieben, versöhnen wird! Wie *rein* wir dort lieben und danken, geben und nehmen werden? Zu welcher vollen Kraft und Ruhe, That und Betrachtung wir uns für das Jenseits schon hier im Voraus geschaffen und geschickt fühlen, ja in solchen heiligen Stunden des Lebens schon diesseits wahrhaft finden? — Giebt es denn wirklich Menschen, welche diese Stunden der Unsterblichkeit in der eignen Seele nicht kennen? Die nur nach Theilnahme an fremder Ruhe ringen? Nach Beweisen aus einem fremden Gemüthe, welche doch dieses durch keine Sprache noch Rede jemals zu veräußern vermag? Aber komm herüber, mein Usbeck! Schwebe hervor, du Gestalt meiner Unsterblichkeit! Wie wildfremd klang mir als Kind sein Name; wie chinesisch und tartarisch erschien er mir gar in der Folge! Dann ward ich zu ihm in die Singstunde geschickt. Wie liebreich war jener Unterricht, und welche Reichthümer der Töne schloß da in meinem Herzen der geschmackvolle Mensch auf, der so ganz in Tönen lebte,

der drei Jahre lang in dem muſikaliſchen Leipzig ſtudirt, vorher die Thomasſchule beſucht, im Richter'ſchen Concert die erſte Violine geſpielt und im Umgange mit Gebildeten ſich alles das erworben hatte, was uns den Menſchen angenehm macht! Wie melodiſch und biegſam war ſeine herrliche Tenorſtimme! wie rein und lieblich jeder Satz ſeiner eignen Compoſitionen! Er war ein ewig jugendlicher, bildſchöner Menſch, ein immer heiterer Geſellſchafter, tanzte gut, ritt wie ein Huſar, focht wie ein Held, ſchoß die Schwalbe im Flug, lief und ſprang wie ein Pfeil, war ein vortrefflicher Ringer, blieb auf allen Kegelbahnen ſtets der — Cantor; hielt ſich ſelbſt für einen ächten Blumiſten, (wie wohl er nur ein großer, aber kein ächter, ſondern ein ehrlicher war, was in der Regel kein ächter, als ſolcher, iſt,) war witzig, verſchwiegen, freigebig, poetiſch, voll Enthuſiasmus, ein Ehrenmann, ſittlich rein, ſtolz, treu bis in den Tod! — Und alles das hat jetzt meine Freundesfeder nicht verſchönert, ſondern es iſt wörtlich wahr! — Auf die Akademie gab er mir vortreffliche moderne Regeln mit, die meinem ältern Vater nicht hatten bekannt werden können. Als ich von der Akademie zurückkam, trank der Jugendliche noch akademiſche Brüderſchaft mit mir, war oft noch kindlicher und fröhlicher als ich, ward mein treuer Freund, der kluge Rathgeber für meine Haushaltung, und blieb meine Luſt und Freude bis ihn Gott

rief. O du treue Seele! Wie innig haſt du mich geliebt! Keine einzige Bitte haſt du mir jemals verſagt! Wir waren z. B. einſt einen ganzen Sommer lang faſt jeden Abend ein Paar Stunden auf einer Kegelbahn im Schloßgarten beiſammen. Jeden Abend ſchwur er bei ſeiner Ankunft lachend, heute Nachts ſicherlich nicht mit mir zu eſſen, — und jeden Abend nahm der Treue meinen Biſſen freundlich an, um ein wenig länger bei mir zu ſeyn. Noch als ich in ſeinen letzten Fieberphantaſien zu ihm trat, war ich ihm eine willkommene Erſcheinung, — und noch immer war er ſchön, noch immer ein Mann des Lebens und ein redlicher Kegler. Als ich in tiefer Schwermuth ſeine Hand ergriff, ſagte er lachend: „Hör, ich verwette mein Leben darauf: Wenn du nicht zum Glück noch den Sandhaſen ſchoſſeſt, ſo waren wir alle verloren!“ Ich lächelte und die hellen Thränen ſtürzten mir aus den Augen. Das wunderte ihn; doch drückte er mir da zum letztenmal mit ungeheurer Kraft die Hand und ſagte: „Das iſt ja doch ein gar entſetzlicher Schweiß!*) Aber es iſt wahr, — du wirſt es nicht übel nehmen, — es iſt da oben freilich nicht ſo, als wäre man im Paradieſe, lieber, lieber Freund!“ —

*) Ich habe mit wahrer Freude auch außer dieſem Falle mehrmals erfahren, daß Sterbende die Thränen Anderer oft für Schweiß halten.

Zwei Stunden hernach war er dahin! — O Tod! Tod! Warum nahmst du mir ihn so früh! — Doch vergieb mir, Allmächtiger — ich weiß ja, daß das Schöne auf Erden sterblich seyn muß, damit es unsterblich werde! (Ein Landmann sagte mir einst über den Tod meines Kindes mit einer recht wunderbaren Freundlichkeit im Auge: „Ei, es war doch ein gar zu hübsches Jüngelchen, — aber — unser Herr Gott will auch keine Narren bei sich haben!") Nein, ich will nicht murren! Und dann — dann fand ich nach kurzer Zeit dich wieder, mein August! — — Der letzte Gang mit meinen Eltern, mit Bruder und Kind, war aber nicht schwerer, als der, den ich mit diesem Freunde that! Als er am hohen Kirchberge auf seiner Bahre so freundlich da stand, neben seinem Garten, — als sein alter rüstiger Vater (ein guter weicher Mensch und eben so trefflicher Tonsetzer wie er,) die eine kalte Hand, und ich die andere faßte, und die Gemeinde so redlich mit uns darüber weinte, daß es aus war mit dem guten, guten Menschen, — da — o meine Freunde, was für schwere, thränenreiche Gänge giebt es doch auf Erden! — Ade denn, mein Usbeck! Dir hätte ein hohes, ritterliches Begräbniß gebührt, denn du warst auf Erden stets wie ein freudiger Ritter und kämpftest ewig gegen das Gemeine! Dort liegt nun dein Leib neben meinen theuern, rechtschaffnen Eltern — und das ist auch eine rechte

Stelle für dich, du rechtlicher Menſch, du Ehrenmann! — Ade, wir ſehen uns wieder!

V.

Voß und Roſegarten haben wirklich Recht: Es giebt doch nichts Seligeres, Sittſameres und Andächtigeres, als eine Pfarrerstochter, wenn ihr Vater in der Sakriſtei ſtill ſitzt, und der Geliebte — predigt!

Versmaaß. Ich habe viele Jahre lang geglaubt, es könne keinen wohlklingendern Vers geben, als folgenden, den die alten Bauern auf den Günther, oder die Endwurſt, auch die Magenwurſt (die man eigentlich erſt im Sommer eſſen darf,) gemacht haben, und wodurch ſie das Dreſchen ſelb dritt ausdrücken:

Im Winter
Mein Günther
Da driſcht man das Korn.
Wenn's kalt iſt
Nicht alt biſt,
Laß ich dich ung'ſchor'n.

Verdrehungen und Wortverſetzungen liebe ich in allen meinen Scherzen gar ſehr. Dergleichen Kleinigkeiten erwärmen nicht gerade zum Lachen, aber ſie erheitern unmerklich und ſanft, ſobald nur ein Paar Freunde darüber einverſtanden ſind. Daher freue ich mich immer recht heimlich, wenn ich neue Bekanntſchaften machen ſoll, die z. B. Ilchmeſſer, Hickenſcheer, oder Freckwitz heißen, weil ich ſie bald einmal Milcheſſer, Schickenher und Weckfritz nennen zu dürfen hoffe. Der Grund dieſer Liebhaberei liegt in einem Vers, der ehemals unter den Kindern meines Geburtsortes und an andern Hennebergiſchen Orten im Schwange war, und ſo lautete:

Vor'm Jahre im Handſchuh
Verlor ich mein'n Herbſt;
Da ging ich acht Tage finden
Eh' ich ihn ſucht'.
Da kam ich bei ein Guck,
Da locht' ich hinein,
Da ſaßen die Bänk', auf den Herrn!
Da thät ich mein'n Tag ab
Und ſprach: „Guten Huth, ihr Herrn!
„Da muttert mich meine Schick,
„Ob die Fertig hänſchich (Handſchuhe) wären?
„Für Sorg ſollt ihr nicht gelden,
„Mein B'rgelt wirds euch ſchon muttern."

In diesem werthen Verse glaubte ich immer so viele kleine Späße gleichsam auf einmal zu erblicken, als etwa ein ganzer Hund voll Flöhe einzelne Lebensgeister enthält. Daß ich jeden Spaß so leicht und vollkommen verstand, gewährte mir die größte Freude; — und daß auch alle meine Leser wahrscheinlich jeden verstehen und das ganze kleine Spaßmagazin doch mit einem leisen Lächeln durchlaufen werden, das, ich gestehe es, freut mich noch heute ein Bißchen. — Möge man doch diesen Artikul (nebst andern) dem Spielkindchen zu gut halten!

Verdruß. Dabei fällt mir eine artige Höflichkeit meines kleinen Jungen gegen das Haushündchen ein, das er außerordentlich liebt, und oft mit einem schönen Dämchen, bald mit einem Häschen, bald wieder mit einem Löwen vergleicht. (Wiewohl das Thier — unter uns, und hinter dem Rücken des Kleinen gesprochen! — eigentlich, wie mancher sich so nennende Held, gar nichts menschliches, und auch vom Löwen weniger Löbliches als Häßliches vom Hasen besitzt!) — Wenn es einen tüchtigen Fußtritt von der Mutter bekommen hat, (s. d. Art. Tugendhaft,) nimmt er es sogleich mit höchstem Jammern in die Arme und spricht: „O du lieber Himmel! — das arme, unglückliche, unschuldige Thierchen — hat Verdruß gehabt!“

Vorhümpler. So nennt man in den südöstlichsten Gegenden am Thüringer Walde den verstorbenen Mann einer zum zweitenmal verheiratheten Frau. Beide Eheleute geben ihm zuweilen diesen Namen. Man findet selbst in Akten Stellen wie diese: „Comparentin: (oder Comparent:) diese angeöhrte Schaumünze komme noch von ihrem (seinem) seligen Vorhümpler her, und habe deßwegen einen ganz besondern Werth.“ — Ein solcher seliger Mann mit einem solchen seltsamen Namen hat von jeher — und noch in seinem Grabe, so oft ich ihn nennen hören, — unter die Gegenstände gehört, die mich, ich weiß nicht warum, (s. d. Art. Mitleiden) ganz entsetzlich dauern.

Vorsätze zum Schaden oder gar zur Unterdrückung einer wahren Liebe bringen fast immer die entgegengesetzte Wirkung hervor. „Einst, (so erzählte mir eine schöne Freundin,) einst wollte der Geliebte, nach mehrjährigen Reisen, wieder aus fernen Landen zurückkehren. Sein letzter Brief hatte mir den Tag bestimmt, die Stunde der Mitternacht genannt, und freundlich gebeten, daß mein Haus für ihn bis dahin offen bleibe, das Auge für ihn noch wache, damit er die erste menschliche Begrüßung in der Vaterstadt den Lippen der Freundin verdanke. Da saß ich harrend in der stillen Nacht und dachte Manches. Er

iſt nun moraliſch größer geworden; er hat der Frauen ſo viele geſehen; — wie wird es mit ſeiner Treue beſchaffen ſeyn? Er wird mehr als vormals glänzen. Welche Erfahrung muß er gemacht haben! Er wird imponiren wollen? Nein, er darf nicht! Iſt ſein Herz bis hieher treu geblieben, ſo muß ich ihn jetzt, da er wieder mich allein beſitzen wird, meine Uebermacht empfinden laſſen; — das muß ich, denn er war ſchon vorher allzuſtolz. Ich will und muß es gleich heute wagen, da ich von heute an das zwiſchen uns geltende Geſetzbuch wieder im Verlag habe. Wirklich ſchlägt es ſchon zwölf und er zögert noch? — Das iſt viel gewagt! Er weiß daß ich um elf ſchlafen gehe. — Hoffentlich iſt ihm kein Unfall begegnet? — Ach nein! in A. bei der B. war er ſicherlich heute; von ihr kommt man ſobald nicht weg. — Ungetreuer, du wagſt ſchon heute das erſte Verbrechen? — Bitter ſoll dein Uebermuth beſtraft werden! — — Betti! Meine Leute können ſich niederlegen; — ſie auch, Betti! — Dort wenigſtens auf dem Sopha im Nebenzimmer kann ſie ſchlafen. Vorher müſſen alle Rollen niedergelaſſen werden, damit es tiefe Nacht im ganzen Hauſe ſey. Geſchwinde nur! — Es bläſt ein Poſtillon. — Nein, er iſt ſchon vorüber. — Wie mir das Herz ſchlägt! — Der falſche Mann — Halb Eins! — Aber es ſoll kein Schein, keine Täuſchung bleiben, nein, ich will wirklich

ſchlafen — Hier auf dieſen Polſtern — — — Wer an ſeiner Stelle wäre nicht wenigſtens um elf gekommen! — Betti! — ſie ſchläft wohl ſchon? — Der Lärm auf den Straßen will aber auch heute nicht enden — — — Gott, wenn ihm ein Unglück zugeſtoßen wäre! — O gewiß nicht, ſondern er übernachtet ſicherlich, nur ſechs Stunden von der Freundin, noch in A. — Ein Uhr! — Ungetreuer, es iſt nur zu wahr, was ich ſchon vor deiner Abreiſe vermuthete, und du biſt dieſer heißen Thränen nicht mehr werth; — ja, ich reiße dich aus dieſem Herzen — Himmel, man klopft — Betti, Lichter — Geſchwind — zum Glück wacht der Bediente noch und öffnet die Thür — Liebe Betti, Lichter — Um Gotteswillen, viele Lichter! — Er iſts! — Gott, ſeine Stimme, ſein Fußtritt! — — Er war es; — ich flog hinaus — ich ſtürzte in ſeine Arme — ich bekannte ihm Alles liebeſchluchzend — ach, ich Aermſte war vollkommner und heiliger, als je, ſein!"

Vogelfang. Ich liebe alle Arten des Vogelfangs gar ſehr. Schon als Kind kam mir jeder Knabe, Jüngling oder Mann, der auf Triften, in Gärten und Wald, zum Vogelſtellen ausging, höchſt glücklich, reizend und poetiſch vor. Kinder beſonders haben ihre größte Freude und Wonne am Vogelfang. Sogar alle Schriften über den Vogelfang ſuchte ich immer mit größter Begierde

auf, und durchstöbere sie noch jetzt sehr gern. Selbst bis auf die Titel der Bücher erstreckt sich meine Neigung; ich mag keinen Titel leiden, der von etwas Kleinem redet: (als da sind „die kleinen Freunde der Naturgeschichte; der kleine Pappkästchenmacher; der kleine Schmetterlingssammler" u. s. w., denn mir ist immer, als müßten verständige Kinder, die etwas Tüchtiges lernen wollen, dergleichen Titel gering achten, ja übel nehmen!) aber, „der kleine Vogelfänger" einzig und allein sagt mir ganz außerordentlich zu!

Vertraute Briefe. — Tretet ein wenig auseinander, ihr Herren, denn ich will heftig werden und schelten! — „Wie?" Ja! — Alle vertrauten Briefe sind und bleiben mir ewig ein fremdes anvertrautes Eigenthum. Sie ohne besondere Erlaubniß des lebendigen, und hauptsächlich des todten Eigenthümers, Andern, oder gar der Welt bekannt zu machen — das ist mir eine offenbare Verletzung des Depositi, welche nach römischen Rechten (hört ihr wohl?) infamiam immediatam nach sich zieht. — Ich verbitte mir alles Lachen — pfui, wie garstig ists, unmittelbar (d. h. sobald ihr es gethan habt,) infam zu werden! Bedenkt das wohl! — Was? Es wäre etwa nicht wahr? Ich muß es wissen; — denn ich habe dritthalb Jahre lang die Rechte studirt, und etwas Rechtschaffnes gelernt! — Ist es nicht wahr, liebes,

beſtes Publikum, daß das alles wahr iſt? Halte doch ja über meiner (Docentens) Meinung, ſo lange dir noch ein Auge offen ſteht, du Verehrteſtes! — Und dich allein geht auch eigentlich die Sache an, (und nur die Briefe nichts!) aber mich Unpartheiiſchen intereſſirt ſie im Grunde gar nicht. — Denn was mich ſelbſt betrifft, ſo weiß ja die Welt längſt, (und ich werde es noch öffentlich und feierlichſt erklären!) daß ich, außer einigen Sachen, zu welchen ich mich bekannt, (wozu auch noch dieſes A. B. C. mit gerechnet werden ſoll,) keine Zeile geſchrieben habe, *) und daß alles dieß Wenige ohnehin ſchon viel zu viel iſt; daß ich aber, was ins beſondere Briefe anlangt, niemals irgend Jemanden eine Zeile geſchrieben habe. Meine Freunde haben mich oft um Briefe bombardirt, aber keiner hat jemals Antwort erhalten. Wer von ihnen das Gegentheil zu behaupten wagt, der beweiſe es mir mit meiner eignen Handſchrift, — ich werde ihm dagegen eine Abſchrift zurückſenden, und eine Vidimation hinten dran, die er nicht ins Fenſter ſtecken, geſchweige drucken laſſen ſoll! — Sollte daher ja irgend ein Coquin de mes amis (denn von Freundinnen rede ich gar nicht — die würden viel zu edel für „ſo was“ ſeyn!) nach meinem Tode Etwas von mir drucken laſſen,

*) Ich nehme höchſtens zwei Fragmente aus, die ich einer Freundin, respective zur Vollendung, übergeben habe.

so habe ich ja durch Vorstehendes jetzt zum Voraus allen dergleichen Produkten den Stempel der Unächtheit und Lächerlichkeit aufgedrückt. Wie gesagt, ich darf ganz unbesorgt seyn, und ich wollte bei dieser Gelegenheit mich nur ein wenig wichtig machen, daran erinnern, daß ich auch ein Schriftsteller (das heißt: Nichts Schlechtes,) bin und daß ich meinen literarischen Nachruhm eben so sehr liebe und verehre wie Ernst Wagner. (Man sehe in dessen Reisen aus der Fremde in die Heimath im II. Bande die große Note.) Und so wäre ich für meine Person eigentlich fertig. — Aber jetzt in vollem Ernste: Pfui, ihr Unedeln! Könntet ihr jemals die schönen Flammen des fröhlichen Wahnsinnes, der sich ganz hingebenden Freundschaft, der gemüthlichen Liederlichkeit des hohen Zornes über die Welt u. s. w., deren Spuren sich nur so leicht flatternd und flockig dem Papiere einbrannten — euch unschätzbar, euern Kindern und dem Publikum aber ärgerlich, oft lächerlich, und nie vollkommen verständlich, — könntet ihr sie zusammenbringen, — könntet ihr in ihnen unsre Freundschaft und alles redliche Vertrauen gleichsam auf öffentlichem Markte verbrennen — o so hole euch und alles Geschreibsel der Guckuck baldmöglichst!

W.

Wohlthätigkeit. Ich bin nicht sehr dafür, in so fern sie nämlich Geld oder Atzung austheilt. Treibet die Teufel mit Stößen und Schlägen aus dem Menschen, damit die reinen Geister frei in ihm schaffen können — dann seyd ihr die wahren Wohlthäter der Menschheit! Wenn ihr muthig und männlich alles Böse und Elend mit Feuer und Schwert verfolgt, — was wird dann auf Erden übrig bleiben können, als das Gute und die Glückseligkeit! Wenn ihr als reine Denuncianten, als treue Fiskale der Menschheit verfahret, dann werdet ihr edel und groß handeln — aber nie dann, (s. d. Art. Schadenfreude,) wenn ihr euch zu faulen, furchtsamen und falschen Gnadenverschwendern herabwürdigt, die sich nur bequemes Wohlbefinden sichern und ihre Freundeschaar lieber aus dem Wegwurfe der Menschheit bilden, als Feinde und Hasser dulden wollen.

Wonnigliches Leben. Es giebt Zeiten im Leben, wo dem Menschen vor vielen auf einmal erscheinenden Freuden bange wird. Am häufigsten habe ich dieß Gefühl freilich in der Kindheit erfahren. Z. B. um die Weihnachtszeit erschienen mir oft noch andere glückliche

Zufälle, als Späße, Vergnügungen, fremde Geschenke, Besuche, Neuigkeiten u. s. w., wovon ich manches herzlich wegwünschte, manches mit größerer Hast zu genießen, manches auch nur mit desto höherer Freude und Sicherheit wegzuzehren strebte, weil ich doch noch genug Herrlichkeiten übrig behielt, und weil mich die gehäufte Freudenlast gleichsam drückte. In solchen Wonnezeiten kann auch die kleinste interessante oder heitere Begebenheit den bisherigen Reichthum so schnell zum Ueberflusse steigern, daß man der Verschwendung sich zu ergeben geneigt wird. So ging auch z. B. mein kleiner Junge am letzten Tage des Weihnachtsfestes bereits mit wirklichen Spargedanken um, da die kleinen Vorräthe bald aufgezehrt waren. Plötzlich tritt seine Schwester mit der Nachricht ins Zimmer, daß binnen einer Stunde der Kronprinz von *** durch die Stadt reisen werde. „Der Kronprinz von***? (schrie der erfreute Kleine) Ei, Vater — da schneid' ich meiner Treu noch einen Pfefferkuchen an!" - Ich hatte gar nichts dagegen; denn vor dreißig Jahren hätte ich dasselbe gethan, — und noch gestern that ich etwas Aehnliches.

Wichtig. Mein Himmel, wer kann sagen: das ist wichtig oder unwichtig? Wenn ich nur einen einzigen Blick in eine einzige kleine Gesellschaft thue, welche verschiednen Wichtigkeiten ,.he ich da auf den Gesichtern und

durch das allerseitige Betragen ausgedrückt! Da ist einem Wollenhändler vom Lande einzig das Gespräch über die muthmaßlichen Preise wichtig; seiner Tochter einzig das heutige Schauspiel; einem Gelehrten, der spazieren gehen will, einzig das Wetter; einem Schüler einzig jener Gelehrte; einem Künstler einzig ein reizendes Mädchen; diesem einzig ein Dichter; diesem wieder einzig ein unter dem Ofen im Traume wimmernder Hund u. s. w. Keiner von allen diesen (mich selber endlich auch mitgerechnet) kann begreifen, warum sein Gegenstand nicht auch jedem Andern als einzig wichtig, alles Uebrige aber als gleichgültig erscheint? Einigemal habe ich es versucht, von allen solchen Wichtigkeiten keine unwichtig zu finden, als die meinige, aber auch keine wichtiger, als die sämmtlichen andern ertragen konnten. Da hieß es denn, ich sey ein guter, theilnehmender Gesellschafter. Es giebt aber auf Erden nichts langweiligeres für mich, als mich selbst, wenn ich einen guten Gesellschafter vorstellen soll.

Wallnußbäume. Ich besuchte einst im Durchflug eine sehr würdige Pfarrfamilie. Der Tag war schwül. Wir saßen im Grasgarten unter drei hohen alten Wallnußbäumen, sprachen von guten Zeiten und Menschen, und ich war von Herzen froh und warm geworden. „Welche Kühlung, rief ich aus: geben doch

diese schönen, herrlichen Bäume! Ich glaube, sie sind die schönsten auf der ganzen Erde!" Der alte Geistliche sah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an — und ach, wie ward mir in diesem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauder, als ich die Bedeutung seines Lächelns erfuhr. Er hatte, wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieser hatte ihm einst erzählt, „daß er hier, wo mein Großvater und nachher mein Onkel Pfarrer gewesen sind, als ein kleiner Knabe drei Wallnüsse gesteckt und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe großgezogen, worauf er in die Fremde gegangen und dem ältern Bruder die Sorge für sie überlassen." — — — Wie gewaltsam habe ich einst meine Freudenthränen zurückhalten müssen, als ich ein Stück Wegs mit einem uralten Bauer aus diesem Dorfe ging, welchen mein Großvater noch confirmirt hatte, und der mir (dem Ahnenstolzen!) von der Liebe erzählte, die mein Onkel unter der Gemeinde genossen habe, und daß dessen Vater, der alte Siegmund * *, und seine Ehefrau doch ganz gewiß aus ihren Gräbern sogleich gen Himmel gefahren seyen! — — Ich drückte ihm die Hand, — und, o hätt' ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber, ich fühlte mich fremd, und es hielt mich eine gewisse Furcht zurück. Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch red-

lich an! Aber ach, wir sind doch nicht so gut wie unsre Väter waren!

Wärme. Die höchste reinmenschliche Wärme, die ich als Kind gefühlt zu haben mich erinnre, erregte ein liebes Mädchen in mir. Sie spielte mit ihrem ältern Bruder und mir im Grase, wo ich vorher beide Geschwister durch Erzählungen aus „Gysanders wunderlichen fatis einiger Seefahrer" sehr belustigt hatte. Im Nachgefühl der herrlichen Geschichten schmiegte sich das liebliche Kind zärtlich an den Bruder, sprang auf, rief wieder „liebstes, bestes Brüderchen" und warf sich von neuem an seine Brust und gab ihm die zärtlichsten Namen. Er aber, dem es gerade jetzt mehr darum zu thun war, über die gehörte Erzählung nachzudenken, wies sie dießmal ziemlich kalt von sich, — wie nun die Brüder sind. Da blickte sie mich mit einer gewissen freundlichen Trauer an, die mir die ganze Seele bewegte. Ich brannte vor Verlangen, sie an meine Brust empor zu reißen und ihr zuzurufen: „Komm, hier ist ein Herz, dessen Freudigkeit der deinigen mit gleicher Wärme entgegenbrausset!" Es ist unmöglich, daß man einen höhern Grad von Wärme gegen einen Menschen fühle, als ich in jenem Augenblick gegen das gute, aus Fröhlichkeit liebende Kind! Aber freilich hielt die eigne Blödigkeit mich von allen Gewaltschritten zurück; auch hätte ich, ohne diese,

doch durch jede Aeußerung über die Sache den Bruder zu beleidigen besorgt, der mein sehr guter Freund war und der, wenn ich es überlegte, eben nichts Uebels, wenigstens nur Etwas gethan hatte, das ich mir gegen meine Geschwister auch zuweilen erlaubte. Ueberhaupt gehört es schon unter die seltensten Fälle, daß die Herzlichkeit des Einen Geschwisterten von dem Andern in demselben Augenblicke mit gleicher Herzlichkeit erwiedert werde. Gewöhnlich nimmt der Andere den zärtlichen Ueberfall mehr für Neckerei (höchstens für eine komische Freudenexplosion, die er dann etwa duldet,) als für Herzlichkeit.

Wortspiele. Ich liebe sie, wie alle Spielereien, ausnehmend, und Keiner leugne mir, daß er sein Leben lang wenigstens Einige gefunden, gemacht oder gelebt hat, die ihm Lust und Freude gewährten, oder ihn doch, während er sie machte, invito domino, ein wenig erheiterten. Das erste Wortspiel hörte ich, als Knabe, von einem Kutscher ungefähr so vortragen: „Es war mal Einer gewesen, der hatt' ein Mädchen lieb gehabt, die hatte Barr (Barbe, Barbara) geheißen und hatte tausend Gülden baar Geld mitkriegen sollen. So hatt' er ihr immer den Arm um den Hals geschlungen und gesagt: Barr, gelt, ich ha dich gern? (Ueber das Wort gelt s. d. Art. Michel.) Er hatt' aber ihr baar

Geld gemeint — das hatt' er lieb gehabt — Hahaha — ſie hatt' aber gedacht, er meinte ſie, weil ſie Barr geheißen hatt' — aber er hatte das baar Geld lieb gehabt, und nicht das Menſch — drum hatt' er immer geſagt: Barr, gelt, ich ha dich gern? Hahaha! Und das dumme Thier hatt' immer gedacht, er meinte ſie, weil ſie Barr hieß. Aber er — u. ſ. w." Das Streben des guten Kutſchers, immer verſtändlicher zu werden, ging noch viel weiter; aber er trug das alles ſo freundlich vor, daß mir dabei ganz leutſelig ward, und ich beſchloß, wo möglich noch mehr ſolcher hübſchen Dingerchen zu machen.

X.

Xenium iſt ein Gaſt-, oder Neujahrs-, oder Geſandtengeſchenk, und zwar — wie ich mir immer gedacht habe, — ein ſolches, das man ißt, verzehrt, „vor's Herz ſchlägt." Auch jene Xenien, worin einſt Göthe und Schiller das ganze gelehrte Deutſchland mit ſo reichlicher Spende erfriſchten, habe ich nie für Satyren gehalten, wie viele Dichter ſeit dem die Xenien nennen; dazu waren mir

jene viel zu gemüthlich. Es waren auch wirklich recht ſchöne herzliche Gaben dabei, welche hier und da wahre Freude müſſen erregt haben. Daß aber die meiſten dieſer kleinen Reizmittel Uebelbefinden erregten, daran war nicht ſowohl ihre eigne Natur, als manche träge und verzogene Natur des deutſchen Parnaſſes Schuld; — und dieß darf daher die Natur eines Xeniums keineswegs verändern.

Y.

Yſop iſt ein ſchönes wohlriechendes grünes Kraut, bei deſſen Anblick ich, von meiner Kindheit an bis auf den heutigen Tag, mich ſtets in ſtillen, wehmüthigen Gefühlen verlor. (S. d. Art. Hurenmenuet.)

Z.

Zauberſpruch. Den erſten Zauberſpruch, der mir noch jetzt fürchterlich klingt, hörte ich insgeheim von einer Tante, welche ihn ganz leiſe meiner Mutter mittheilte, in der Folge aber denſelben, auf inſtändiges Bitten, auch

mich lehrte, weil er keine Wirkung gethan hatte, — in welchem Fall gewöhnlich die Heiligkeit und Heimlichkeit ſolcher Formeln gar bald verletzt wird. — Sie litt an der Gicht, und mußte auf Befehl eines mediziniſchen Schuſters den erſten Mai frühe vor Tages Anbruch ſich im Walde einfinden, dort drei Tropfen ihres gichtiſchen Blutes in den Spalt einer jungen Fichte ſtillſchweigend verſenken, und, nachdem die Oeffnung mit Wachs von einem Jungfernbienenſtock verſchloſſen war, folgenden Fluch laut ausrufen:

Gut' Morgen Frau Fichte,
Da bring' ich dir die Gichte,
Was ich getragen hab' Jahr und Tag,
Das ſollſt du tragen dein Lebetag!
Der Erde Thau befeuchte dich,
Des Himmels Regen wäſſre dich
Doch drücke dich nun ewiglich
Mit Gichteſeuch' auf mein Geheiß

\+ \+ \+

Gott V. S. und H. G.

Mein Gedächtniß faßte den Spruch nur allzuſchnell auf. Aber — nun trug ich das Ungeheure mit mir herum, und fürchtete oft, Gott und meinen Vater (welchem die Geſchichte verborgen bleiben mußte, da er in Rückſicht

des zweiten Gebots keinen Spaß verstand,) erzürnt und beleidigt zu haben. Daher sprach ich die letzte furchtbare Zeile nie laut aus, und fühlte noch eben jetzt Bedenken, sie auszuschreiben. — Daß die Frauen, die doch beide anerkannt fromm und redlich waren, über das Ding gelacht hatten, beruhigte mich wieder.

Zahnausreißen. Oder eigentlich Zahnnichtausreißen! Lebenslang wird mir ein gewisser geschickter Chirurgus vor den Augen des Gedächtnisses da stehen, der in meiner Gegenwart etlichemal zum Spiegel trat, um sich selbst einen Zahn kunstmäßig auszureißen, und immer wieder unverrichteter Sache zurückkehrte. Als ich endlich vor Lachen laut brüllte, packte er die Instrumente ein und sagte: „Ja, ich sehe wohl, so Etwas ist unmöglich. Denn, die Sache ist die: Im Anfange geht das Ding jedesmal recht gut; aber sobald es mir wehe thut, höre ich eben auf; — und ich wäre ja auch der größte Narr in der Welt, wenn ich nicht aufhörte!" Was sagt eure Philosophie zu dieser Philosophie, ihr Herrn! — Was mich betrifft, so konnte ich vor Lachen nichts dazu sagen.

Zuckererbsen. Ich habe in meiner Kindheit lange geglaubt, die Zuckererbsen (die ich nicht gern aß,) hätten

diesen Namen bloß deswegen, weil sie so schlecht wären, daß man sie, ohne Zucker dazu zu thun, nicht füglich essen könne. Und wirklich läßt mich jetzt der Luxus allmählig Recht behalten.

Ziegler. Welche Seligkeiten und Schauder hast du in meine Jugend gebracht, du großer, vortrefflicher Anshelm von Ziegler! Wie blutig und muthig ging es in der herrlichen asiatischen Banise zu! Und doch wie lustig auch wieder; — besonders im Munde des göttlichen Skandor, der einmal ein Recept verschrieb, daß man „alle Abend nüchtern vor'm Schlafengehen in einem Löffel voll Wasser fein trocken einnehmen sollte!" — Am fürchterlichsten war mir sein historisches Labyrinth der Zeit; hauptsächlich aber das Gespenst zu Gehoven in Thüringen. (S. d. Art Hineintragen.) Die Kammer, und noch mehr die Stelle, wo Zieglers ungeheure Bände und Franzisi's lustige Schaubühne und dessen hoher Trauersaal gewöhnlich lagen, hatte immer etwas Unheimliches, und bei Nacht etwas Fürchterliches für mich. (S. d. Art. Furcht.) Am meisten liebte ich den historischen Schauplatz der Zeit, worin es mir über aus wohl gefiel, daß der Verfasser oft beim letzten Tage eines Monats das Wort „Ende" in einem Schlußverslein so

wohl anzubringen wußte. So war z. B. bei dem 29. Hornung die letzte Nummer: „Erfror ein armer Schneider bei N. N.“ Hieran hing ein schöner Vers, welcher, wenn ich mich recht besinne, sich folgendermaaßen schloß:

„Der Scheerenheld erwarb durch Frost den Tod behende,
„Und mit dem Hornung nahm der Ziegenbock ein
ENDE.“

Berichtigung.

Es ist in dieser Ausgabe der Wagner'schen Werke nur Ein sinnstörender Druckfehler anzuzeigen, nämlich das, im 1. B. S. 58. stehende Wort „leidenschaftliche", welches man in „leidenschaftslose" umzuändern bittet. Einige, ohnehin nur selten vorkommende Buchstaben-Verwechselungen oder Auslassungen, z. B. Bd. 2. S. 31. Naivität statt Naivetät; B. 8. S. 145. betauert statt betrauert ꝛc. wird der geneigte Leser leicht übersehen, oder doch leicht verzeih'n.

Ernſt Wagner's ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand
beſorgt
von
Friedrich Mosengeil.

Eilfter Band.

Lebensgeſchichtliche Nachrichten und Mittheilungen aus des Dichters Nachlaß enthaltend.

Mit königlich Würtembergiſchen und großherzoglich Badenſchen Privilegien.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1828.

Vorwort.

Die Freunde unſeres Dichters erhalten in den vorliegenden zwei Supplementbänden zu den ſämmtlichen Werken außer dem, was ſich noch Mittheilbares in ſeinem Nachlaß gefunden, die lebensgeſchichtlichen Nachrichten aus den früher erſchienenen „Briefen des Herausg. üb. d. Dichter E. W." — theils im Auszuge und mit Weglaſſung alles deſſen, was nur für jenen Zweck und die dort gewählte Form an rechter Stelle zu ſeyn ſchien; theils aber auch erweitert und ergänzt durch Sammlung und Zuſammenſtellung aller dazugehörigen Notizen, — beſonders aus Wagner's eignen Schriften entlehnt. Es finden ſich ſolcher Bemerkungen viele in den Werken ſeiner letzten Lebensperiode zerſtreut; — gleichſam die Grundſtriche einer Selbſt-Biographie, die aber ſolche Leſer, denen der Vf. perſönlich unbekannt geblieben, großen-

theils auch nicht auf Ihn beziehen würden; indem man alle jene Schilderungen, (wie z. B. in den „Reisen") eben so gut als poetische Fiktion bloß in Beziehung auf die handelnden Personen des Romanes gelten lassen könnte. Nur der Vertrautere durfte hier sondern, und so manche Darstellung, worin nicht der kleinste Zug der freien Dichtung, vielmehr in strengster Wahrheit dem wirklichen Leben des Dichters angehört, mit in seine Charakteristik aufnehmen.

Hinsichtlich des literarischen Nachlasses glaubten wir bei dem früher aufgestellten Grundsatze „strenger Sichtung und bescheiden behutsamer Mittheilung" beharren zu müssen; dagegen hat das Bruchstück des Romanes „Thalheim" hier vollständiger gegeben werden dürfen.

Fr. Mosengeil.

Inhalt.

S.

1. Lebensgeschichtliche Nachrichten . . . . . .

2. Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse:

I. Frühere poetische Versuche.
(Einige kleine Gedichte der frühsten Periode, und Scenen aus zwei ungedruckten Lustspielen) 115

II. Thalheim, oder die Liebe auf der wüsten Insel. — Erste Hälfte 133

1.

Lebensgeschichtliche Nachrichten.

Johann Ernſt Wagner wurde den 2ten Februar 1769 in dem S. Meining'ſchen Marktflecken Roßdorf geboren; ein damals ritterſchaftlicher Ort, deſſen volkreiche Gemeinde Ernſt's Vater, Friedrich Timotheus, faſt bis zu ſeinem Amtsjubileum als würdigen Lehrer und geiſtlichen Vater hochverehrte. Gleicher Achtung genoß der Pfarrherr auch bei der adeligen Gutsherrſchaft, den Familien von Wechmar und von Geyſo, in welchen er als Hausfreund aufgenommen war. Von drei Söhnen, deren Einer ſich dem Stande des Vaters, der Andere der Rechtswiſſenſchaft widmete, war Ernſt der jüngſte. Die treue brüderliche Freundſchaft wurde noch durch die Liebe zweier Schweſtern erhöht; Beide in ihrer Art ausgezeichnete Jungfrauen: Dorothea, die Aeltere, durch Schönheit und wirthſchaftliche Häuslichkeit, — Philippine, die Jüngere, weniger durch Reize der Geſtalt, als durch Geiſt und Gemüthlichkeit anziehend, welche ſich unter Anderm durch einen weit gebildeteren Geſchmack an Werken der ſchönen Literatur äußerten, als man ſonſt wohl bei Landmädchen

findet. Der ästhetische Studien-Direktor, oder wenigstens der ökonomische Hausverwalter des geistigen Bedarfs, war Christian, der Theolog. Als Stifter eines Lesezirkels für die Leselustigen im Umkreis mehrerer Stunden, hatte er, bei geringen Mitteln, eine recht artige Sammlung guter deutscher Schriftsteller angelegt, und war also der Gärtner für jene Blumen geworden, deren süßer Duft die Geschwister anlockte, aus denen aber Ernst, als die echte Biene, den besten Honig sog.

Eltern und Kinder stellten das anmuthsvolle Leben einer redlichen, bei beschränkten Glücksgütern dennoch glücklichen, weder ungebildeten noch überbildeten Landprediger-Familie dar, die dem Romanen- oder Idyllendichter zu einem reizenden Bildchen hätte sitzen können. Selbst die Lage des Dorfes in einem zwar nicht reichen und üppigen, doch keineswegs reizlosen Thale würde zur Ausführung eines solchen Gemäldes wohl kaum der poetischen Verschönerung, sondern bloß des treuen Kopisten bedürfen. Besonders schön ist die Pfarrwohnung auf einer Anhöhe gelegen, von welcher sich die Aussicht über den Flecken und dessen Wiesen- und Ackerflur darbietet; sie wird durch kräftige Laubholzwaldungen begränzt, deren höchster nördlicher Gipfel, der Bleßberg, dem Fluge der Einbildungskraft einen schönen Ruhepunkt gewährt, um von dort aus noch weiter in die milden Niederungen des Werra-Grundes zu blicken. Unmittelbar hinter

dem Pfarrhause zieht ein Baumgarten am Hügel hin, und noch höher aufwärts setzt die Kirche, mit ihrem sie umgebenden Friedhofe, dem Dorf und der ganzen Gegend die maleriſche Krone auf. Das Haus iſt nicht groß, aber licht und wohnlich; eines von denen, worin ſich der Gaſt gleich beim Eintritt bequem und heimiſch fühlt; — zumal wenn ihm ſo liebe brave Bewohner grüßend entgegenkommen, als Wagner's Eltern waren.

In der That kann man ſich keinen ehrenfeſteren, bei wahrer Herzensfrömmigkeit duldſameren, und für ſeinen ſegenreichen Wirkungskreis kräftiger ausgerüſteten Landgeiſtlichen vorſtellen, als der alte Friedrich Timotheus war. Ernſt hatte für ihn, ganz nach Gebühr, gränzenloſe Liebe und Ehrfurcht; wie er ſich denn überhaupt eines gewiſſen Ahnenſtolzes auf ſeine wohlberufenen Vorfahren zu rühmen pflegte.

In ſeinen männlichen Jahren, wo er ſo gern in traulichen Geſprächen die früheren, glücklicheren der erſten Jugend zurückrief, hat er auch mir erzählt, was ich hier mit ſeinen eignen Worten wieder gebe:

„Ich beſuchte einſt im Durchfluge eine ſehr würdige Pfarrfamilie. Der Tag war ſchwül. Wir ſaßen im Grasgarten unter drei hohen Wallnußbäumen, ſprachen von guten Zeiten und Menſchen, und ich war von Herzen froh und warm geworden. Welche Kühlung, rief ich aus, geben doch dieſe ſchönen, herrlichen Bäume! Ich

glaube, es ſind die ſchönſten auf der ganzen Erde! Der alte Geiſtliche ſah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an, — und ach, wie ward mir in dieſem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauer, als ich die Bedeutung ſeines Lächelns erfuhr! Er hatte, wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieſer hatte ihm einſt erzählt: daß er hier (wo mein Großvater, und nachher mein Onkel, Pfarrer geweſen) als ein kleiner Knabe drei Wallnüſſe geſteckt, und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe großgezogen, worauf er in die Fremde gegangen, und dem älteren Bruder die Sorge für ſie überlaſſen. —"

„Wie gewaltſam habe ich einſt meine Freudenthränen zurückhalten müſſen, als ich ein Stück Weges mit einem uralten Bauer aus dieſem Dorfe ging, welchen mein Großvater noch konfirmirt hatte, und der mir, — dem Ahnenſtolzen, — von der Liebe erzählte, die mein Onkel in der Gemeinde genoſſen, und daß deſſen Vater, der alte Siegmund, und ſeine Ehefrau doch ganz gewiß aus ihren Gräbern ſogleich gen Himmel gefahren ſeyen! — Ich drückte ihm die Hand — und o! hätte ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber ich fühlte mich fremd, und es hielt mich eine gewiſſe Furcht zurück. — Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch redlich an! Aber ach, wir ſind doch nicht ſo gut, wie unſre Väter waren!"

Dieſes fromme kindliche Andenken tritt noch oft in E. Ws. Schriften hervor; hauptſächlich in den „Reiſen aus der Fremde in die Heimath," woher wir beſonders eine Stelle entlehnen, welche jene heilige Erinnerung zugleich mit der Sehnſucht nach der heimathlichen Gegend verknüpft, und dem Dichter Veranlaſſung zu einer anſprechenden Schilderung derſelben giebt. Er redet ſeinen Auguſt — den wir im Verlauf dieſer Biographie näher kennen lernen, — von der Höhe des Inſelberges an, die ihm einen Blick auf die fernen heimathlichen Berge vergönnt:

„Dort, Auguſt! wo des Mondes letztes Viertel noch freundlich über dem Horizonte hängt, dort ruht meine Heimath, blau dämmernd, wie das Land meiner Jugend, das in ihr, ſchon halb unſichtbar, verſunken und verſchloſſen liegt. Jener heitere Stern ſcheint ſein ſanftes Licht auf die Friedliche herabzugießen. Auch in der Ferne bleibſt du dir ähnlich und treu, du kleiner mütterlicher Ort! Mich dünkt, ich ſehe tief in den Buſen des engen Wieſenthales hinein, wo oben zwiſchen zwei Waldbergen die ſchöne blumige Stelle lachte, die ich ſo oft betrat, um mit all' den freundlichen Singvögeln die Morgenſonne zu grüßen."

„Freund, ich habe ſie einmal wieder geſehn! Wie wohl hatte die Natur jenen ungeheuern mooſigen Baſaltſtein auf der Bergwieſe oben am Wald aufbewahrt,

wo mein guter Vater so oft in der Frühe saß und, überwältigt von sonniger Freude, dem spielenden Knaben lehrend zurief: „Gott sey doch noch schöner als diese leuchtende Herrlichkeit mit ihren Nachtigalltönen.“ Du Edelster! Du freundlicher vor vielen Gotteslehrern, wie lächeltest du da! — O lächle auch jetzt herab! Dein Leben war dein Lehrer; deine Lehre war deine That. Sieht nicht noch in diesem Augenblick mein Geist dort die Spuren deiner Schritte im Morgenthaue, in die ich so gern trat, und die du dem Knaben zu Gefallen so gern vor den schönsten Wiesenblumen vorüber lenktest! Wie ähnlich hatte sich jene schwarze Stelle des Baches erhalten, wo er unterm dunkeln Laubdache eines Haselnußgebüsches bei der großen Eiche still heraustrat, während er oben im Dickig sanft zu jenen Morgenmelodieen murmelte, die den gotterfüllten Mann entzückten. Eine einzige Veränderung fand ich dort im vorigen Jahre. Unser alter Pfad, der über die Wiese in den Wald führte, war weiter hinab den Bach entlang getrieben, dessen grüne Schnur von hohen alten Erlen, der Tiefe des Thales sanftgeschlängelt folgte. Noch eine, fast verlorne Spur zeigte sich von meinem lieben alten Pfade, wo ich immer mit meinem Gespielen Wilhelm aus- und einschlich, wenn dieser Schmetterlinge von dem Schmelz der tausendblumigen Wiese absing. Welche Menge schöner Blümchen, alle von uns selbst benannt: — Fleisch-,

Guckucks-, Schmeer- und Klotzblumen; Osterschellchen, Katzenpfötchen, Blutnelken und der balsamische Quendel. Ach ja, dort hatte die Zeit schon den ersten Zahn angesetzt; denn die Rispeln der Quendelblüthe waren bereits bis in die Mitte des verlassenen Pfades hereingelaufen, von dem nun bald der jetzigen Generation kein Andenken mehr übrig seyn wird. O Feld, o süße Wiesen! begrabt auch mich, den Freund, so sanft unter euern Blumendecken! Aber links wand sich der Pfad noch eben so lieblich waldaufwärts nach Wilhelms Pindus, — einer hohen Stelle, wo wir uns unter jungen Tannenbäumen lagerten. Von da stieg der Weg weiter zu einem steilen Wiesenfleck, ewig voll Blumen und Quellen. Dort war unser Parnaß, gegenüber erblickte man den Helikon, und überall hörten wir unsern Musenborn, den Kohlbach, unten murmeln. Glaube mir, ich habe nie ein frischeres, anmuthigeres Bächlein gefunden, als diesen Kohlbach mit seinen Schmerlen, Aalritzchen, weißen Perlen und spiegelnden Wasserspinnen. Wann die Sommergluth überall brannte, stellten wir Durstige uns zu ihm hin in sein saftiges grünes Dickig, und schon der Blick auf dieses schwarze Silber, wenn er über das Basaltgestein hinglitt, kühlte so herrlich unsre lechzenden Herzen! Dick und langsam, wie aufgelöst'es Metall, trat Welle in Welle sanft hinüber; die ruhige Fortbewegung blieb nur durch kleine Grübchen und Kreise be-

merkbar. Selbſt das unruhigſte Herz mußte bei längerem Betrachten dieſes ſo ſanften Dahinziehens, in dem eine kühle Welle ſich liebend mit der andern vereinigte, eine gewiſſe lindernde Stille fühlen. Ein jedes Himbeer-, Erlen-, Haſel- und Brombeergebüſch, aus blühenden Waldglocken, Königskerzen und Johannisblumen hervorſtrebend, hatte eine eigne und immer ſchöne Form; und unter jedem ſchwamm der liebe reine Bach wieder hervor, oder ſchien gar in ſeinen beſchatteten Tümpeln ſtille zu liegen. Ueberall war er bei uns.“ ....

Seht da, wie ein Dichter in ſeinem Jugendlande daheim iſt! — Denn es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß er in ſeinen „Reiſen“ ſo wie im „Fibelſchützen“ alles ihn ſelbſt Betreffende durch keinen einzigen Zug aus dem abgegränzten Gebiet der Wirklichkeit in das fabelhafte Reich der Poeſie hinüber gerückt habe. *) Was dort im Romane der Reiſende aus den Begebenheiten der früheren Zeit von ſich erzählt, iſt lauter treue Schilderung aus E. Wagner's Jugendleben. Keiner ſeiner Leſer, (und ſollte er wohl andere haben als ſinnige, theilnehmende, mitfühlende?) keiner wird in jenen Ergießungen ein kindlich gutes, und dabei phantaſiereiches, echt poetiſches Gemüth verkennen. Er wird

*) Wagner's eignes Zeugniß hierüber wird in einem Briefe Jernow's (ſ. „Mittheilung“ unter Nr. V.) erwähnt.

Ihn, — ihn ſelbſt erblicken dort, wo er als Kind, als Knabe, als Jüngling ſich ausbildet für ſeinen geiſtigen Beruf: das Schön-Empfundene ſchön darzuſtellen.

Wann und wie zuerſt der Funke anglimmte, den wir ſpäterhin zur geweihten Opferflamme auf dem Altar der Muſen aufglühen ſehn, das darf nur mit ſeinen eignen Worten erzählt werden:

„Ich ging, etwa acht Jahre alt, im Frühlinge mit meinem Vater nach dem Thale hinab. Unſer Pfad, ein harter Hohlweg in weißen Sand geriſſen, gefiel mir nicht, weil die röthlichen Erdhügel auf beiden Seiten, aus welchen überall Feuerſteine (Quarzkieſel) herausblickten, im Glanze der heißen Sonne mir ein gewiſſes ärgerliches, — ich möchte ſagen, Angſtſchweiß austreibendes — Glinzern zuwarfen, welches mich übler Laune machte. Ich bat meinen Vater, doch lieber am gegenüberliegenden, hier und da mit Gebüſchen bewachſenen grünen Hügel hinzugehn. Mein Vater zog auf ſeinen Spaziergängen jeden nackten, ſteinigen Weg, von dem er nach reizenden Plätzen hinüberſehen konnte, dieſen lachenden Partieen ſelbſt vor, weil ſie gerade durch ihre eigne Ueppigkeit ihm oft jede Ausſicht und Augenweide verſperrten; (was ich erſt lange nachher recht begreifen lernte.) Er ſchlug mir dießmal meine Bitte ab, „weil jener Hügel allzunaß und quellig ſey.“ Nun war, vom

erſten Denken an, Waſſer, und beſonders eine Quelle, meine höchſte Luſt. So lange unſer Gang dauerte, hatte ich beſtändig den verbotenen Hügel mit den, meiner Meinung nach unzähligen, Quellen vor Augen; und vorzüglich da, wo er allmälig zum Waldberge ward, glaubte ich unter jedem ſeiner Büſche und Steinblöcke einen Born blinken zu ſehn, nach welchem meine Seele dürſtete. Zuletzt erhitzte ein wahrer Durſt meine Phantaſie noch mehr. — Nachdem ich mich zu Hauſe erfriſcht hatte, dachte ich dieſer Sache weiter nach. Das Bild eines großen Fluſſes war mir noch undeutlich und hatte jetzt auch nichts Reizendes für mich. Aber ein ſolcher grüner ſammetner Hügel, — und ich, daran ſtehend, unter ſo vielen Quellen, deren Rieſeln wie Geſang in meine Ohren tönte, die alle endlich ihr Silber zu einem Bache zuſammengoſſen, deſſen Lauf ich mit meinen Gedanken bis ins Meer verfolgte — welcher Gegenſtand!"

„Ich verſuchte anfänglich, meine Gedanken durch die Zeichenkunſt deutlicher zu machen; das kleine Bild auf einer Homann'ſchen Landkarte von Heſſen, wovon ich kurz vorher einen buſchigen Hügel mit Wohlgefallen kopirt hatte, gab mir hiebei einige Nahrung. Ich legte meinen Quellenhügel mit Röthel furchtſam an; aber ich konnte ihm keine erträgliche Geſtalt geben und warf bald unmuthig Alles weg. Doch die folgende Nacht hörte ich im Traume meine Quellen rieſeln, trank und ſah ihnen

wehmüthig nach bis in das Meer. In dieſem Traume empfing ich ein dunkles Bild „von kleinen Quellen der unſchuldigen Kindheit, welche die Aue des Lebens hinabſpielten, bis ſie zu größern Waſſern erwuchſen und verſchwanden.“ Am Morgen ſchien mir dieß klarer. Ich wünſchte meine Gedanken aufzubewahren und Andern mitzutheilen, aber die Zeichenkunſt hatte mir hiezu den Dienſt verſagt. Endlich ſteckte ich Schreibzeug zu mir und ſchlich nach dem ſchönen Berge hin. Dort fand ich zwar wirklich einige der geträumten, ſüßen, wallenden Brünnlein, aber der Ort ſchien mir am Orte ſelbſt viel gemeiner, als geſtern, und ich fühlte mich ſehr zerſtreut. Nachläſſig ſchlenderte ich hinüber an den geſtern ſo ſehr verwünſchten heißen Pfad und ſetzte mich ſinnend auf einen Stein hin. Plötzlich ſchienen die geſtrigen Gedanken und nachherigen Träume mein ganzes Weſen, wie mit tauſend Lichtern, zu hellen und zu erfüllen. Ich ſchrieb nieder, was ich mußte, um es meinem Wilhelm mitzutheilen, und indem ich durch mein Gleichniß eine Idee darzuſtellen ſuchte, ging all' mein Dichten und Trachten, mir unwiſſend, auf mein erſtes Gedicht, welches bald vollendet vor mir da lag. — Ich verſichre dich, Auguſt, es war gelungen! und das zweite, beſſere, was ich im folgenden Herbſt ausarbeitete und das „Kirchweihfeſt“ nannte, und worin ich Herbſtlichkeit, Freund-

ſchaft und unſchuldiges Wohlleben darſtellte, hat mir niemals ſo wohl gefallen als jenes."

So begann Wagner's Dichterleben, und gewiß nur Wenige haben den erſten Moment der Empfängniß ſo treu dargeſtellt!

Von jenen früheren Verſuchen des Freundes haben ſich mir nur zwei kleine Gedichte erhalten; ſie ſind in den „Mittheilungen" unter Nr. I. abgedruckt. Das vor mir liegende Manuſkript zeigt keine Spur einer ſpäteren Nachbeſſerung. Um ſo bezeichnender ſind dieſe Erſtlinge; — gleichſam die erſten Flügelſchläge der aufſtrebenden Phantaſie. Der einfache, natürliche, nirgends hochtrabende Ton des Ausdrucks möchte ſelbſt bei talentvollen Anfängern im funfzehnten Lebensjahre wohl nur ſelten anzutreffen ſeyn! Denn gerade das kräftige Talent ſchweift — ſo lange der Geſchmack noch nicht hinlänglich gebildet, die ſchaffende Kraft noch nicht durch Beſonnenheit geregelt iſt, — faſt immer in das Schwülſtige hinüber. Uebrigens iſt in dieſen beiden Reliquien der Sohn des frommen Landpredigers nicht zu verkennen. Echte religiöſe Erziehung wird ſich ſtets der Entwickelung poetiſcher Gefühle günſtig zeigen, und die Geſchichte vieler der ausgezeichnetſten Dichter würde dieſe Bemerkung beſtätigen können. Jene jugendliche Religioſität iſt ihrem innerſten Weſen nach Liebe, und ſie kann nicht auf das Ideal alles Guten, Großen

und Schönen, auf den unſichtbaren Gott, gerichtet ſeyn, ohne ſich zugleich auf das Sichtbare zu lenken. So tritt ſie zuerſt in der kindlichen, und ſpäter in der freundſchaftlichen, dann in der menſchlich veredelten Geſchlechtsliebe hervor. Die Darlegung der erſten Entwickelung dieſer dreifachen Richtung bildet die Grundzüge des Gemüthslebens eines jeden Menſchen.

E. Wagner hat dieſe Entwickelung eben ſo anziehend als unverſtellt in dem neunten Briefe der „Reiſen" gegeben. Es ſind ſinnige Worte, mit denen er dort ſeine lebenvollen Schilderungen beginnt:

„Die wahre höhere Blüthe des Kinderlebens blüht (und ſo erſcheint ſie uns gewißlich auch im Alter noch) einzig in der Form. Das Kind ſchätzt die Materie gering; es erkennt ſie nicht, und iſt bloß geiſtig. Erſt der Jüngling wird ſinnlich und ergiebt ſich dem Stoffe. So rein und warm liebt er nie wieder, wie das Kind. So voll, ſo ganz innig fühlt er nichts mehr."

So wenigſtens zeigt ſich uns das jugendliche Gemüth unſers Freundes in jeder Aeußerung. Wir ſehen ihn, wie er in der Kirche, deren Kanzel der ehrwürdige Vater ziert, von kindlich frommer Andacht erglüht; wie er zur Adventszeit beim Geſang: „Nun jauchzet all' ihr Frommen" in den Höhen der Unendlichkeit die diamantne Pforte aufſpringen, und das göttliche Kind allmälig der Welt näher ſchweben ſieht; — wir

erblicken ihn, wie er mit seinem ersten Freunde Wilhelm die einfachen Genüsse eines idyllisch schönen Landlebens theilt; ja wir jubeln selbst mit den beiden muntern Gesellen, wenn sie im knäblichen Uebermuthe sich zu allerlei losen Streichen die Hand bieten, (unter welchen das Abenteuer im Todtenbahrhäuschen und auf dem Kirchhofe, wo „mancher gute Hund tüchtig gepfeffert wurde" — für ein Meisterstück komischer Darstellungsgabe gelten kann,) und so schauen wir endlich der Entwickelung des ersten Keimes, dem Aufquellen jener zartesten aller Lebensblumen zu, die der heranreifende Jüngling der Auserwählten hinreicht. — Sie hat er mit dunkelm Sehnen lange gesucht, und nun, nach manchen naiven Verwechselungen, erscheint sie ihm „im Garten eines einsamen Landschlosses, spielend in der Mitte reizender Schwestern; — ein wunderholdes Mädchenbild!"

„Jugendlich, wie ich noch keines fand; (so fährt der Erzählende fort;) rührender für mein Herz, als alle Vorigen! Ihr junges Leben so voll und warm, so frisch, wie der saftschwellende Pfirsich; — ihr zärtliches Auge so himmelblau und rein! Ach, ihre Farbe glänzte zarter und heller als Bergschnee in der Abendröthe, und auf ihren Lippen schien der Schmerz unter Rosen zu schlummern."

„Friederike! du warst wie ein Engel! Alle Reinigkeit dieses Herzens hat dein sanftes unschuldiges

Bild mir bewahrt! Ja, jedes mir nahende Verbrechen ward von diesem ewigwerthen Bilde zurückgescheucht!"

„Ich sah sie oft und stets mit seligern Gefühlen; und auch sie blickte mich immer holder an. Einst reichte ich ihr Blumen und meine Lippen faßten leise die weiche Hand, die je mir im Küssen erröthend zu entziehen strebte. Ein kleiner Freund, der mit mir war, flüsterte mir heimlich zu: „es sey doch ein wenig adelstolz von ihr, daß sie mir ihre Hand habe verweigern wollen." Wie armselig und verächtlich kam mir dieser gute Junge jetzt vor! Ich wußte besser, wovor das Kind zurückbebte! Ich fühlte damals schon, von welchem Adelstolze die Brust der zärtlichen Jugend aufschwillt; — von Scham und heißklopfender Angst! — O welche vollblühende Stunden des Glücks sind mir dort an deiner Seite geworden, du jugendlich strahlendes unvergeßliches Kind! Dort auf den Höhen des kleinen Weinbergs, — über dem grünen Wäldchen, — zwischen den tausend bethauten Grasblumen, — in der hohen Laube, aus welcher du mir einst mit dem weißen Tüchlein süßes Lebewohl herniederwehtest, als ich wieder nach der Heimath zurückwandelte. O wie hat meine Seele nach deinen unaussprechlich süßen Lippen gedürstet! Wie oft, — wenn meine Phantasie mir diese Lippen vom Schlummer halb geöffnet und im Lächeln des Traumes aufgeblüht zeigte, — wie oft habe ich mich da zur Biene ge-

wünſcht, um ein einziges Mal aus ihrem Honigkelch zu nippen! — Da ging das Frühroth der Liebe herrlich in mir auf, und ſchon glänzte mir zuweilen in der himmliſchen Farbe ihres Geſichts auch der ganze ſchöne Leib aus meinen Traumſchlüſſen entgegen; aber es gab nichts Reineres, als dieſes Götterbild meiner Phantaſie in ſeiner keuſchen Nacktheit; und die Unſchuld meines eignen Herzens hing mir Feigenblätter vor Alles, was ich auch ſchon aus Gemälden kannte. Und ſie verſprach einſt, mich einmal zu dem einſamen Fiſcherhäuschen am Strome zu geleiten. Auf jenen friſchen Wieſen, unter jenen Laubgewinden, — dort wollten wir wandeln! Dort, hoffte ich, ſollte der erſte Kuß meinen Blicken das Paradies des Lebens öffnen, wie der erſte Sonnenſtrahl die Farben der Flur erleuchtet. Aber ach, die Zeit riß mich mit ſtürmiſcher Eile aus ihrer Nähe fort!“

* *

Gerade hier muß ſich anſchließen, „was der vierzigjährige Fibelſchütz“ mit jugendlicher Gluth der Begeiſterung im „hiſtoriſchen A B C“ unter dem Artikel „Liebe“ niederſchrieb:

„L i e b e — himmliſches Wort! Wie könnte ich den Buchſtaben L denken, ohne das Ganze deiner fünf Ziffern mit ewig gleichem, unſterblichen Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich ſchönes Kind, das einſt die

liebende Armuth in unſäglicher Sehnſucht vom Gott des Reichthums empfing *) und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglückteſten aller Stunden gebar! — Oft ſchwebſt du, gleich dem Geſang der Lerche, über den Frühlingen der Erde, und wie friſch ſind deine reinen hohen Melodien! Oft ſchmachten deine Töne wie die Nachtigall, und neigen ſich ach! zum ſterbenden Fall. Oft triffſt du die bangende Jugend ſchnell, wie das erſte Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gaſt wie ein Blitz; — im Buſen bebt das erſchrockene Herz, wie vom Donner gerührt: aber wohlthätig rieſelt der ſüße Thränenregen hernieder. Oft — ... aber heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig ſingen! — Dieſe göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe, — dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch verſinken und — erwachen!“

„Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir herüberblickte; aus dem mein Geiſt Tropfen des Himmels ſog! Dank vor allen dir, liebliche Friederike, deren holde Sterne jetzt noch ſo jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache

*) S. Platon's Gaſtmahl.

hat, so ist sie Gesang, wie die des deinigen war! Denn so oft sein Glanzblick in reiner Zärtlichkeit wie Lerchenton emporwirbelte, senkten sich mit dem jugendlich verschämten Augenlide auch jene Liebeslieder, gleich Adons sterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann so unschuldig sehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahrten begehrte."

* * *

Diese Friederike, welche in den weiblichen Gestalten der Wagner'schen Romane hier und da, dem Vertrauten kenntlich, hervortritt, blieb seine einzige Dichterliebe bis zum Grabe. Aus der Erinnerung an jenes kurzdauernde, aber höchstinnige und reine Verhältniß hat er oft Begeisterung geschöpft; und vielleicht nur, weil das strenge Gebot des Schicksals ihn das ersehnteste Glück seines Herzens zu entbehren zwang, — vielleicht nur darum entbehren wir jetzt so viel Herrliches nicht, was er für uns gedichtet. Vergleichet er hier den Blick der Geliebten mit dem Gesang der Nachtigall, so mögen wir noch mehr für seine liebende Seele die edelste aller Sängerinnen zum schönen Sinnbild wählen. Es schlägt ja aber die Nachtigall am kräftigsten und schmerzlich-sehnendsten — im verhangenen Käfich!

In jener seligen Zeit der ersten Liebe knüpfte sich das Band jugendlicher Freundschaft zwischen meinem Ernst und mir.

Es möchte wohl für jeden Biographen eine schwere Aufgabe seyn, bei der versuchten Schilderung des Seyns und Lebens eines ihm engverbundenen Jugendfreundes die eigne Persönlichkeit völlig unberührt zu lassen. Gerade die vertrauteren Momente des persönlichen Umganges haben ihn ja für sein Unternehmen begeistert; und sie sind es, wo in der Erinnerung das Du mit dem Ich oft so unzertrennbar verschmilzt! Findet besonders im Fortgange der Bekanntschaft sich mannigfaltige Berührung; giebt es sogar gewisse Stellen des hier und dort zusammenlaufenden Lebenspfades der beiden Freunde, wo ihr Geschick in anerkannter, oder doch in geahneter Wechselwirkung stand: dann darf gewiß noch weit weniger an den Biographen jene Anfoderung gemacht werden, nach welcher man vom Dichter verlangt, „in seinen kunstgerechten Darstellungen jede subjektive Einmischung zu vermeiden." Es dürfte vielmehr unter der obigen Voraussetzung eher den Namen einer tadelnswerthen Ziererei, als den einer löblichen Bescheidenheit verdienen, wenn der Erzähler sich immer nur, wie ein Fremder, in der Ferne halten, und es auf Kosten der Wärme und der Treue der Darstellung erzwingen wollte, gleich dem überverfeinerten Höfling, so selten als möglich Ich zu sagen!

Dieß zur einleitenden Entschuldigung, wenn auch hier der Schreibende jeden, das Gemüth drückenden und entfremdenden Zwang gern vermeidet, und den lebensgeschichtlichen Nachrichten vom unvergeßlichen Freunde auch an passender Stelle einige Züge aus dem eignen unbedeutenderen Leben beifüget; wenn er, mit einem Worte, dem Herzen des Lesers vertrauend, das eigne nicht verleugnet.

Dorothea, — oder wie ich sie jetzt noch lieber nenne, da ich sie damals nur bei diesem Namen rufen hörte, — Dortchen, Wagner's ältere Schwester, war an den Prediger eines hessischen Dorfes verheirathet, kaum eine Stunde weit von meinem damaligen Wohnorte entfernt, wo mein Vater dem gleichen Amte lange Jahre hindurch vorgestanden. — Der Umgang benachbarter Dorfgeistlichen, wenn sie ihres Amtes würdig und sonst einigermaßen gleichgestimmt sind, gehört zu den schönsten und edelsten Genüssen ihres Landlebens, — entschädigt sie für gar manche andre Entsagung. Wenigstens war dieß der Fall bei den eben genannten beiden Männern. Wie herzlich bewillkommte Jeder den Andern zu jeder gewählten Stunde! Wie traulich rückten sie zusammen, und wie schnell hob sich die Unterhaltung aus dem niedern Kreis der Alltagsgespräche zu Wichtigerem empor, wenn bald der Eine in bedenklichen Amtsvorfällen den Rath des Andern begehrte; bald Dieser eine

ermuthigende Erfahrung mittheilte; bald Jener, ganz erfüllt vom Inhalt irgend einer neuen Schrift, denſelben im Auszuge vortrug; wie eifrig nahm Jeder das Wort von des Andern Munde, wenn es darauf ankam, den alten redlichen, bibelfeſten Glauben auszuſprechen, — wobei mit gemeinſamer Hand manche Zucht- und Zornruthe gebunden ward für gewiſſe theologiſche Neulinge und Klüglinge, welche mit unheiligem Sinn und Werk in den Vorhöfen des heiligen Zionstempels ſich damals einzuniſteln anfingen. Dann hörten die eifrigen Streiter Gottes nur ſich; waren nur gegenwärtig bei dem erhabenen Vorwurf ihres Geſprächs, während am Nebentiſche die Frauen und Kinder, ganz unbekümmert um die lauten gelehrten Herren, vergnügt mit einander koſ'ten und ſcherzten; — denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch zwiſchen den beiden Familien die vertraulichſte Gaſtfreundſchaft herrſchte.

Bei dieſen braven Pfarrleuten ſah ich unſern Ernſt, welcher gerade den Schwager beſucht hatte, (der aber, dem Alter nach, wohl ſein Vater hätte ſeyn können,) zum erſten Male. Er, ſchon Jüngling; ich zwar noch Knabe, indeß ſchon reif genug, des neuen Bekannten Werth zu würdigen, oder, — wie ich mich meinem damaligen Gefühle angemeſſener ausdrücken ſollte, — zu vergöttern. Bis zu meinem funfzehnten Jahre hatte

ich nur die Bauernknaben, neben denen ich auf der Dorf-Schulbank saß, zu Spielgesellen gehabt, so daß Ernst Wagner der erste geistig begabte und gebildete Jüngling war, den ich kennen lernte. Mich ganz zu bezaubern, ließ er sich herab, mein Bruder zu werden.

Indem ich mich jetzt lebhaft in die Scenen unseres glücklichen Jugendlebens und auf ihren schönen Schauplatz zurückversetze, drängt es mich, auch dem Leser ein Bild desselben — wenn auch nur in flüchtig gezeichnetem Umrisse, — hinzureichen. Da man aber solchen Bildern leicht den Vorwurf der Verschönerung durch die Beiwerke der poetischen Landschaftsmalerei zu machen pflegt, so überlasse ich die Schilderung nicht der eignen Parteilichkeit, sondern gebe ihr nur so viel nach, daß ich aus dem Briefe eines Freundes aus der Ferne einige Zeilen mehr abschreibe, als es streng genommen nöthig wäre. Er schildert nämlich darin den wohlthätigen Eindruck, den die neue Bekanntschaft des Werrathales auf ihn machte, als ihn seine Badereise nach Liebenstein durch dasselbe führte.

„Wie sehr weiß ich's dem Freunde Dank," — so lauten seine gütigen Worte, — „daß er mir ein Verlangen zu dieser Lustreise zu erwecken gewußt! Der brieflichen Mahnung half allerdings auch das mitgesendete

Büchlein nach,*) welches mir die Hoffnung gab, auch für mich werde Gesundheit aus dem berühmten Heilbrunnen hervorquellen; und in der That sprudelte sie mir eine erquickende, jede Lebenskraft anregende Stärkung zu. Doch lassen Sie mich's gestehn: auch dann, wenn die gepriesene Najade Liebensteins Ihr freigebig gespendetes Lob nicht an allen Gästen bewährte, so würde schon der Reiz ihres Wohnortes und die frische Reinheit der Gebirgsluft das anmuthige Thal zu einem trefflichen Heilplatze für preßhafte Gelehrte und überladene Geschäftsmänner machen. Gewiß! auch ohne Mineralwasser könnte man dort gesunden!"

„Schon die Reise längs der Werra hinab, — wie abwechselnd in reicher Mannigfaltigkeit! Nicht prunkend mit großen Ansichten, wie sie etwa der Rhein darbietet; aber desto treuer dem sanfteren idyllischen Charakter. Die umliegenden Felder mögen zwar dem Landmanne seine Aussaat nicht in jener Fülle und Ueppigkeit, wie die des südlicheren Deutschlandes, zurückgeben: aber um so mehr erfreut der fleißige Anbau, die sorgfältige Benutzung jedes, auch des kleinsten Erdfleckchens. Die

*) „Liebenstein und die neuen Arkadier; Naturgemälde und Erzählung von Fr. Mosengeil. Zweite vermehrte Aufl. mit sieben Kupfern v. Geisler. Frankf. a. M. b. Friedr. Wilmans. 18.."

Werra, — keine Weingelände befpülend, keine Frachtſchiffe tragend, — nicht an prächtigen Städten und Landhäuſern hinziehend, — iſt doch der friſchen blumigen Wiesgründe vollkommen würdig, durch welche ſie ohne Eile ſo ſanft in vielfachen Windungen hinſchleicht. Und über den Fluren ihres Gebietes erhebt ſich allmälig gen Norden die dunkelblaue Gebirgskette des thüringer Waldes. Einer ſeiner höchſten Gipfel, der Inſelsberg, winkt dem Reiſenden ſchon in weiter Ferne zu, als riefe er: Komm nur herauf zu mir! Dich ſoll ein unermeßlicher Blick in das ſchöne Thüringen belohnen!"

„Eine Höhe überraſchte mich auf dieſer Reiſe mit ſo reizender Ausſicht, daß ich dem Kutſcher Halt! zurief und den beengenden Reiſekaſten leer voraus ziehen ließ. Es war der Hügel über dem Dörflein Wernshauſen, wo ſich das erweiterte Thal nach Salzungen hin öffnet. — Im Vorgrunde, mir zur Rechten am Fuß der heſſiſchen Berge, ein romantiſch gelegenes Dorf mit hohem, pyramidenförmig zugeſpitzten Thurme; vor mir die drei Breitungen, welche mit dem tiefer hinabwärts liegenden Barchfeld, von hier aus geſehn, einer anſehnlichen Stadt gleichen; gegen Nordweſt der dunkle Wald mit dem grauen Bergſchloß Liebenſtein, dem Ziel meiner Reiſe. — O wie wohl wurde mir unter den Feldbäumen meines Hügels, in deren Schatten ich mich zu beſchaulicher Ruhe gelagert hatte! Selbſt

die Luft, die hier wehte, hauchte mich milder, reiner, erquickender an, als wenige Meilen aufwärts im engen Meininger Thale; alles war lachender, lichter Welch' eine unvergeßliche Stunde!"

* *

Es hat uns hier der Reisende mitten in das Paradies meiner Kindheit versetzt. Eines jener „drei Breitungen" war des Vaters Pfarrdorf; und jenes, mit dem pyramidenförmigen Thurme, dessen Lage er so romantisch findet, ist dasselbe, wo Wagners Verwandte wohnten; wo ich ihn zum ersten Male, und nachher öfter sah. Hatte die Natur dem noch wenig gebildeten Knaben, dessen Ernst sich brüderlich annahm, auch nur ein kleines Fünklein vom heiligen Feuer mitgetheilt, welches i.. des Freundes Dichtungen glüht, so mußte es auf jenen Spaziergängen nach Fambach (so hieß das bezeichnete Dorf,) bald zur Flamme angefacht werden.

Laut aufjauchzend vor inniglichem Jubel trug ich mein junges fröhliches Herz, so oft die elterliche Erlaubniß es vergönnte, durch die schönen Auen, den Ufern der Werra entlang, dem ersten Freunde entgegen. Hatte ich die Brücke auf der hessischen Gränze hinter mir, so wurde gewöhnlich der Schritt zum Lauf. Ueber die duftigen, den Fuß elastisch hebenden Wiesen hin ging's dann im scharfen Trott, bis ich mit glühenden Wangen

und glänzenden Augen auf der Höhe des Saatfeldes ſtand, von wo ich den Pfad überblicken konnte, der zu dem Garten des Pfarrhauſes hinablief. Und aus dem Hinterpförtchen jenes Baumgartens kam der Erſehnte mir entgegen. Welche Wonneſeligkeit für einen damals noch ſo freundarmen Knaben! — Und welche Genüſſe winkten uns bis zum ſpäten Abend, wo wir gemeinſam laſen, plauderten, ſcherzten, oder auch das Dörfchen und ſeine Flur unter ergetzlichem Wetteifer im Laufen, Springen und Werfen durchſtreiften; — worin denn freilich der ältere, geübtere Wettkämpfer faſt immer Sieger blieb; ſo daß ich, trotz der trautlichen Brüderſchaft, auf alle Weiſe im Reſpekt erhalten wurde.

Er war ſchon damals ein hoch gewachſener, muskelfeſter Menſch, wie es ſchien von unverwüſtlicher Geſundheit und dabei von anſprechender, den hellen und kräftigen Geiſt verkündender Geſichtsbildung. *) Von Natur geſellig und fröhlich bis zum Uebermuthe, beſaß er eine gewiſſe Meiſterſchaft in mancherlei komiſchen Unterhaltungskünſten, welche beſonders die junge Welt dem guten Geſellſchafter ſo hoch anrechnet. Die Kunſt, eine fremde Perſönlichkeit täuſchend nachzuahmen, hatte er

*) Das, den geſammelten Werken voranſtehende Bildniß nach einem Paſtellgemälde, welches ihn im 38. Lebensjahre darſtellt, iſt von ſprechender Aehnlichkeit.

bereits mit großem Erfolg ausgebildet, und ſelbſt der Schwager Pfarrer, der bei vielem Guten allerdings manche auffallende Sonderbarkeit im äußeren Benehmen und in der Sprache zeigte, mußte nicht ſelten dem geſchickten mimiſchen Kopiſten unbewußt zu ſeinen Kunſtleiſtungen ſitzen. Sein Mienenſpiel fügte ſich ſeinem Willen, und mit der Stimme konnte er machen, was er wollte. So z. B. ahmte er vermittelſt einer eignen Fertigkeit der über einander hergeſtülpten Lippen den Schall eines Poſthornes ſo täuſchend nach, daß er ſich zuweilen den Spaß machte, einen träge vorausziehenden Straßenfuhrmann als Pſeudo-Poſtillon zum Ausweichen zu zwingen. Bei recht guter Laune begleitete er ſein Klavierſpiel mit den lächerlichſten Poſſen, mit unerhörten Kadenzen, Läufen und Trillern, halb pfeifend, halb ſingend, ſo daß der Singlaut äußerſt künſtlich dem Pfeifen in der Sekundſtimme folgte. — „Pfeifen — ſo erzählt er ſelbſt im Fibelſchützen, — hat mir in meinem Leben mehr, und beſonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Muſik zuſammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches muſikaliſches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich *denſelben* Ton zugleich ſingen und pfeifen könne. Ich bildete dieſe Gabe aus, lernte ſehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich ver-

möge des ſogenannten Doppelpfiffs und meiner geſchmeidigen Stimme vom Diskant und Baß noch ſo viel Zeit abzumüßigen, daß ich jetzt ſogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsſtellen vom Tenor und Alt unentbehrlich iſt, auch noch mit hören zu laſſen. Meine Freunde haben dieſes Talent oft bewundert, welches wahrſcheinlich mein höchſtes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunſt ſo reiche, ſtille, einſame und höchſtwunderbare Genüſſe abzugewinnen vermag, als ich."

War Wagner in dergleichen heitern Künſten mir weit überlegen, ſo konnte ich mich in Hinſicht auf ſchönwiſſenſchaftliche Bildung nun vollends gar nicht mit ihm in Vergleich ſtellen. — Welche neue entzückende Bekanntſchaften verdankte ich ihm! Bücher und Autoren, die ich kaum nennen gehört, waren ihm bereits alte Vertraute. Einige der damals empfangenen Eindrücke dringen ſich mir, als unauslöſchliche, auch bei der gegenwärtigen Schilderung auf. — Ernſt war es, der mir zuerſt Bürgers Lenore vordeklamirte, und Philippine, die jüngſte Schweſter, — von uns Pinchen genannt, ein geiſtvolles feingebildetes Mädchen, — wußte die Wirkung der Romanze dadurch zu verſtärken, daß ſie mir ſolche nach André's d. Aelt. Kompoſition zum Klaviere vorſang. Der kleine Zuhörer kam darüber ganz außer ſich, und mitten in der ſchauerlichen Spuk-Ro-

manze fing die Sängerin plötzlich laut zu lachen an; — denn ihr Blick traf zufällig ein sie starr angaffendes Gesicht, dessen Besitzer Mund und Augen weit aufsperrte, und überhaupt bei diesem unaussprechlichen Genuß des inneren Menschen alle Aufmerksamkeit auf den äußeren gänzlich verloren hatte. — Tage- und Wochenlang wurde ich das „Graut Liebchen auch" nicht wieder los. Wagner aber meinte: „Das sey alles noch nichts, sondern es müsse ganz anders und besser kommen." Und so geschah es!

Was mir aus des Bruder Christians Handbibliothek mitgetheilt ward, (es befanden sich darunter Stücke von Shakespeare und Göthe; selbst Werther fehlte nicht,) mußte allerdings schwer verdaulich für mein Alter, — für meine mangelhafte Bildung vielleicht schädlich seyn; daran dachte jedoch der enthusiastische Darleiher nicht. Geniale Menschen verstehn sich in der Regel schlecht auf Pädagogik. Das mochte seyn; — aber der Eindruck war unbeschreiblich! Ich sah mich in eine neue Welt versetzt; ja, in ein ungeahnetes Paradies; und da ich manches Buch heimlich lesen mußte, indem die väterliche Zustimmung keineswegs überall vorauszusetzen war, so stand ich auch nun ohne Zweifel schon nahe am Baum der Erkenntniß selbst. Die Sonne, welche Wagner über mir aufgehen ließ, zeitigte den Knaben zum Jüngling; alle Blüthen des jungen Lebens-

baumes fingen an zu quellen und thaten ſich auf, gleich den Knoſpen der Maiflur nach einem befruchtenden Gewitterregen.

Gewiß weckte meine Begeiſterung, wie unbeholfen ſie ſich auch äußern mochte, doch eine ſteigende Theilnahme des Freundes. Es gab Stunden, wo wir, unter einem blühenden Apfelbaum des Pfarrgartens hingeſtreckt, Ein Herz und Eine Seele waren. In ſolch einem traulichen Stündchen vertraute mir Ernſt: daß er ſelbſt ſchon gedichtet, und einige ſeiner Verſuche ſogar gedruckt erſchienen ſeyen. In welchem, ohne Zweifel längſt vergeſſenen Journale, habe ich nicht behalten; deſto mehr iſt die Wirkung einer kleinen Romanze und einer Erzählung — worin es einem unglücklich liebenden Paare übel erging, — meiner Erinnerung treu verblieben.

In der That! das hatte nur noch gefehlt, daß mein Ideal, meine erſte Liebe möcht' ich ſagen, — mir nun vollends in der Glorie des Schriftſtellers, des Dichters erſchien! Der Stolz, ihn zum verbrüderten Freunde zu haben, gab mir den übermüthigen Gedanken ein, ſelbſt ein Dichter, wie mein Ernſt, zu werden. Dieſen heroiſchen Entſchluß mochte ich mehrere Wochen lang in meinem armen Seelchen herumgewälzt haben, als wirklich ein gewiſſes Ding zu Stande kam, das ich für ein Gedicht hielt. Eine Art von Idylle — die Muſen, oder vielmehr die Erinnyen mögen wiſſen, auf welchen Vers-

füßen ſie einherſtelzte! Die erſte gelungene Abſchrift (mehrere wurden als inkorrekt kaſſirt,) beſtimmte ich dem Freunde. Die Uebergabe des Kunſtwerkes geſchah — (kein günſtiges Omen!) auf dem Gottesacker der Frauenbreitunger Kirche, wo wir zuweilen uns mit Entzifferung alter bemooſter Grabſchriften unterhielten. Der Dichter und ſein Recenſent ſtanden gerade an einem Grabſteine, worunter eine Amtmannsfamilie des vorigen Jahrhunderts ſchlummerte. Wagner empfing das Blatt mit angenommener Würde, indem er ſich gravitätiſch auf dem Epitaph neben der Geduld niederließ, welche allda in Sandſtein, ziemlich aus dem Groben gehauen, nicht weit von der Hoffnung ſaß. Er durchlief die Erſtlinge meiner Muſe anderthalb Mal und gab ſie mir dann zurück, der ich mit erwartungsvollem „Nun?“ gewiß auf einiges Lob geſpannt war. Er aber ſtimmte ſtatt deſſen ein treffliches Konzertchen auf der Mundpfeife an, in oben beſchriebener Manier. Zum erſten Male fand ich ſie jetzt keineswegs lächerlich, vielmehr höchſt ärgerlich; allein es blieb bei dieſer ſich hinlänglich ausſprechenden Kritik. War ſie nun gleich in der That wenig ermunternd, ſo pflegt man doch im funfzehnten Jahre dergleichen freimüthige Urtheile einem ſcharfen Recenſenten nicht lange nachzutragen. Mit dem vermehrten Anſehn des Kritikers wuchs vielmehr die Liebe zum Freunde, und manches ermuthigende Lob aus ſeinem

Munde that nur um so bessere Wirkung in der Folge der Zeit.

Es versteht sich ganz von selbst, daß nun der theure Mensch auch in Roßdorf besucht werden mußte, wenn er etwa Monate lang nicht nach Fambach kam. Welch ein Glück für mein junges, fast noch leeres, aber doch schon so empfängliches Herz, in den Kreis jener liebenswürdigen Familie einzutreten, wo man den Jüngling so herzlich aufnahm, als wäre er ein längstgeprüfter Hausfreund! Alle Hausgenossen verband die innigste Eintracht. In ihrer Unterhaltung herrschte ein anmuthiger Wechsel von Ernst und Scherz; der leicht erregbaren Fröhlichkeit fehlte es demnach niemals an jener geistigen Würze, ohne welche sie bald fade und gemein werden muß. O wie klopfte mir das Herz vor Freude, so oft ich durch den schönen frischen Wald über den Bleßberg nach langem beschwerlichen Steigen nun leichtfüßig herabschritt, und mir aus der Ferne das befreundete Haus, in welchem, außer den Eltern, meine liebsten Menschen auf Erden wohnten, vom Roßdorfer Kirchenhügel her entgegenblinkte! Und wie schlug dieses selige Herz wieder vor Wehmuth, wenn die Scheidestunde kam, und ich, noch eine Strecke von den Freunden begleitet, allein in's Werrathal zurückwanderte!

Das Vaterhaus, — von unserm Dichter in später Zeit immer freudig dankbar erwähnt, und gar oft

ſchmerzlich vermißt, — war für ihn die einzige Vorſchule zur Univerſität. Der ehrwürdige Vater, — ob er gleich an ein franzöſiſches Neutrum cum apostropho glaubte, *) — war dennoch ein trefflicher, kenntnißreicher Lehrer, und konnte dem talentvollen Sohne allerdings den Gymnaſial-Unterricht gewiſſermaßen erſetzen.

---

*) „Es war eine ſchwache Seite meines Vaters, — erzählt Wagner, — die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da ſie die einzige iſt, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der franzöſiſchen Sprache den erſten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen: das masculinum le, das femininum la, und — das neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau). Erſt nach ſeinem Tode ſah ich dieſe Unrichtigkeit ein, und finde ſie jetzt noch ſo komiſch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wiewohl ich auch dabei — beſonders in dieſem Augenblick — immer unruhig ans Herz greife wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich ſeinen Kenntniſſen nie etwas anhaben, ſo ſehr ich mich hierum bemühte und er ſelbſt mich dazu ermunterte. Wüßt' ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! denn es gab wohl nie einen redlicheren Wahrheitsforſcher als ihn ꝛc." (S. den Artikel „Apoſtroph" im hiſtor. ABC.)

Aber wenn E. Wagner auch das nöthige Latein ꝛc. mit zur Akademie brachte, so beklagte er es doch späterhin in mancher Rücksicht, keinen vollständigen Kursus in einer öffentlichen gelehrten Vorschule gemacht zu haben. Gerade dadurch trennten sich auch unsre Wege. Seit ich die Schule bezog, sahen wir uns selten; das geknüpfte Band ward allmälig loser, bis es endlich nach einer Reihe wechselvoller Jahre uns wieder auf's Neue fester als jemals vereinigte.

Als Student war Wagner in Jena emsig; nebenbei ein beliebter, gesuchter Gesellschafter in kleineren und gebildeteren Freundeszirkeln; auch wohl — wie's nun einmal Zeit und Jugend mit sich brachte, — in der Burschensprache „ein fideles Haus"; doch ökonomische Rücksichten nöthigten ihn zu mancher wohlthätigen Einschränkung, so daß sich jedes schädliche Uebermaß in der Burschenfidelität wohl von selbst verbot.

Wie es zu jener Zeit mit seinen poetischen Erzeugnissen beschaffen gewesen, ist mir, dem später Hingekommenen, unbekannt. Ein Kollektaneenbuch des Nachlasses deutet indeß auf manche Vorarbeit zu künftiger Ausführung hin. Das juristische Studium, ob er es gleich freiwillig erwählt, sagte schwerlich seiner Eigenthümlichkeit zu; — wie es denn überhaupt eine besondere Bewandniß hat mit den sogenannten Brodstudien solcher Jünglinge, die wahrhaft zum Dichter ge-

boren wurden. Das ſind freilich unter Hunderten, welche Verſe machen und Novellen ſchreiben, immer nur Wenige: dieſe Wenigen aber möchten nur dichten; — ſollten auch nur dichten! Schade, daß bei den Göttermahlen der Poeſie der Magen leer bleibt! Schade, daß ein Hochbegabter, der dem Helden Länder erobern hilft, Könige mit dem nieverbleichenden Purpur bekleidet, und der Frauenſchönheit den glanzvollſten Schmuck aus dem reichen Schatze ſeiner Phantaſie darleihet, — ſchade, daß derſelbe ſchöpferiſche Geiſt, ſo oft ihn das rückſichtsloſe Bedürfniß aus ſeinen Himmeln auf das ſchwerſchollige Diſtelfeld des bürgerlichen Lebens herabzieht, ſeufzend fragen muß: „Wo nehmen wir Brod her in der Wüſte?“ — Ehe er einmal dahin gelangt, daß ein Publikum (zum Exempel das deutſche —) ſein Verdienſt unparteiiſch würdigt und, — ſtatt ihn hochmüthig zu überſehen und ſelbſtſüchtig zu verkennen, oder neidiſch zu beſpötteln und hämiſch zu tadeln, — ihm für ſeine Werke ausreichenden Ehrenſold giebt, iſt ſchon ſeine beſte Zeit verronnen, ſeine Jugendblüthe verwittert unter Sturm und Froſt! — Der begeiſterte Prometheus, der den himmliſchen Lebensfunken erbeutete, liegt dann gefeſſelt am harten Fels. Die Zeitgenoſſen, die ihm den nagenden Geier ans Herz geſendet oder wenigſtens nicht verjagt haben, ſind leider nur die Großväter der Menſchen, welche dem längſtgeſtorbenen Dichter

ein prunkendes Denkmal errichten und aus Einem, weitaufgähnenden Munde rufen: „Sehet da! Ein Dichter, der unsrer Nation Ehre macht!“ — Ei, wenn nur auch umgekehrt die Nation immer ihren Dichtern Ehre machen wollte! —

Doch wir kehren von dieser Abschweifung — wofern sie in der That eine ist, — zu unserem Ernst Wagner zurück.

Wir zweifeln nicht, daß der Heimkehrende sein Jus verstand. Als practicirender Advokate hat er wenigstens keinen Proceß verloren, denn — er hat niemals einen geführt.

Der damalige Gutsbesitzer von Roßdorf, Freiherr von Wechmar, ein vielseitig gebildeter Mann, schätzte Wagners Vater, und machte sich auch um den Sohn verdient, so weit es seine Verhältnisse gestatteten. Er gab ihm, bald nach der Rückkunft von der Akademie, die Stelle seines Privatsekretärs, wozu er bald noch die Oberaufsicht über den ökonomischen Betrieb der vielverzweigten Wirthschaft hinzufügte. Wie der junge Mann mit Geist, Kraft und Geschick dem beschwerlichen Geschäft vorgestanden, bezeugte die Zufriedenheit der Gutsherrschaft; wie er demselben aber auch zugleich die poetische Seite abzugewinnen wußte, ist aus seinem „Willibald“ zu ersehen. Die vier Jahreszeiten, welche die Abtheilungen dieses schönen Romanes bezeichnen, geben

dem erfahrnen Landmanne überall Gelegenheit, einen ſcharfen, nicht bloß auf der Oberfläche haftenden Kennerblick in die mannigfaltigen Geſchäfte des Feldbaues zu bemerken.

Wer dort unſern Ernſt beobachtet hätte, wie er mit Frohnarbeitern und Knechten auf den Feldern umherſtreifte, mit dem Gutsgeſinde hinter dem Erndtewagen heimzog, oder dem Säemann nachhelfend hinter dem Ackerpflug herging, der möchte in ſolcher Geſtalt und Beſchäftigung einen der phantaſiereichſten Dichter Deutſchlands wohl ſchwerlich geahnet haben!

Nächſt der ökonomiſchen Verwalterſtelle verſah er auch noch die eines Aktuars der dortigen Patronats-Gerichte. Aber gerade dieſes, mehr als zehnjährige Geſchäftsleben hatte ſo manches Laſtende und Unerfreuliche für ihn, daß er ſich herzlich nach einem andern Wirkungskreis ſehnte. Nicht bloß die öftern Anſtrengungen, welche ihm ſeine Verwaltung zur Pflicht machte, ſondern mehr noch mancherlei unangenehme Reibungen, die ihn als Gerichtsperſon in eine bedenkliche Stellung verſetzten, verleideten ihm das ſonſt ſo liebe Roßdorf allmälig. Gerade jener Gährung erzeugende Zeitraum — das letzte Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts, — ſtreute mehr als irgend ein früherer den Saamen der Zwietracht und gewaltſamer Umkehr zwiſchen veraltete Verhältniſſe ein; ſo erhoben ſich auch in jener Gemeinde

wachsende Zwistigkeiten zwischen Befehlenden und Gehorchenden, und die wechselseitigen Kränkungen beider Theile gingen Wagner's Herzen nah. Oft mag er damals mit Glück, — doch öfter ohne Erfolg, die Rolle des Vermittlers übernommen haben. Aus jener häkeligen Geschäftsführung darf hier, als charakteristisch, Ein Zug statt Vieler angeführt werden.

Gegen übereilte Vergehungen vieler Gemeinde-Mitglieder war in der ersten Hitze eine strenge Untersuchung angeordnet worden. Wagner, der Protokollführer, sah am Schluß der Verhöre mit bangendem Herzen, wie sich gegenseitig Schuld und Vorwürfe häuften, ja wie der Ausgang manchen Irrenden unvermeidlich ins Verderben führen werde: da warf er, wie aus Versehen, das große gehaltreiche Tintenfaß des Gerichtstisches über die niedergeschriebenen Aussagen her, und mit geschickter Ungeschicklichkeit tunkte er dann, unter dem Scheine die Akten zu retten, sie immer tiefer in diesen schwarzen Lethe-Strom ein. Viele Hauptblätter waren nach Wunsch gänzlich unlesbar geworden, und die weitschichtige Untersuchung hätte nicht rechtsbeständig geendigt werden können, ohne sie noch einmal von vorne anzufangen. — Den scharfen Verweis, den der täppische Protokollist ohne Zweifel erhalten haben wird, verschmerzte er leicht: sein Zweck war erreicht; die erste Hitze verdampfte; das

Weitere unterblieb, und der entſtandene Riß war wenigſtens nicht noch größer und unheilbarer geworden.

So amtirte der Dichter; — aber er fand dabei doch wenig Troſt und Lohn, und fühlte immer mehr, daß er nicht im angemeſſenen Wirkungskreis ſtehe. Das väterliche Haus ſtarb allmälig aus; das einfache, reizvolle Leben, was ſonſt gewaltet, fand er jetzt, wo der Bruder an des Vaters Stelle eingerückt war, nicht mehr dort; unvermeidliche Verſtimmungen des Gemüthes führten wohl auch manchen Irrthum herbei. — Doch war dieſer Zeitraum wenigſtens nicht ohne jene Tröſtung geblieben, die der Familienvater bald im Kreiſe ſeiner eignen Häuslichkeit finden lernet. Wagner hatte ſich (im J. 1793) mit einer Dem. Bergeon aus Neuchatel — früherhin Gouvernante in einem adeligen Hauſe unweit Meiningen, — verheirathet, und ſie ward ihm eine treue Mutter von drei Söhnen und einer Tochter. Doch der erſtgeborne Sohn ſtarb bald, und ſo trübte ſich auch von dieſer Seite her das Familienglück des Vaters.

Zehn Jahre ſpäter ſehen wir ſein Geſchick noch unter keiner günſtigeren Konſtellation, und der Ausdruck ſeiner damaligen herrſchenden Stimmung deutet keineswegs auf jene Gemüthsheiterkeit hin, die ihn ſonſt ſo natürlich war. — Hören wir ihn ſelbſt im „hiſtoriſchen ABC“ ſich darüber ausſprechen:

„Der Mond hat immer so schöne Todesgedanken in mir erweckt; besonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt. Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen die Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!"

„Die Herrlichkeit des Spätrothes begann in Westen zu verglimmen und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der hohen Kirche, über den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofs; über jenen theuren Todten, die längst von ihrer ägyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; — über den Gräbern der Eltern, des Bruders*), des Freundes, des Kirchen. Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen; voll

---

*) Der Bruder war der schon erwähnte Nachfolger des Vaters. Er starb, noch nicht 40 Jahre alt. — Der Freund war Wagner's geliebter Gespiele Wilhelm, den wir auch bereits kennen.

Ach, dicht neben diesen heiligen Todtenhügeln grub in späterer Zeit ein strenges Geschick auch für meine Erinnerung ein heiliges, mit schwer zu stillenden Thränen

und rein ſtand er da zwiſchen weißen ſanftgekräuſelten Wölkchen, in die ſich ein ſeltſam verſchimmeltes und doch ſehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmliſche Kugel, wie aus grundloſen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, ſich ſo tröſtend hervorhob! So wie das Abendroth dort vollends dahinſchwand, röthete ſich hier allmälig ein ſanftes geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fortzuziehen ſchien; — ach, und mit ihm zogen auf Mondesſtrahlen die ſüßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele. O wie fröhlich ſtand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Buſen gegenüber!

---

geweihtes Grab! — Mein theurer Sohn Eduard, ein ſechzehnjähriger Jüngling, herrlich blühend an Geiſt und Leib, hatte im December 1821 während ſeiner Schulferien einen Jugendfreund in Roßdorf beſucht. Des Jagdweſens nicht unkundig, erregten Schießgewehre leicht ſeine Aufmerkſamkeit; ſo nahm er auch dort ein geladenes Gewehr von der Wand, um es in der Nähe zu betrachten. Beim Wiederaufhängen ſtößt das ſchadhafte Schloß an den hölzernen Wandnagel an, und der zündende Schuß trifft des Sohnes Herz; — eines der reinſten und beſten, die hier auf Erden ſchlagen!

Aber tröſte dich nun endlich, du mitgetroffenes Vaterherz! Erhebe dich mit den erhabenen Gedanken bei-

O Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — —"

* *

Der Dichter — so wähnet vielleicht Mancher, der es nicht ist, — müsse sich in seinen äußern Verhältnissen behaglich fühlen; wenigstens von den kleinlichen Geschäften und Sorgen des Alltagslebens nicht beschweret seyn, um etwas wahrhaft Schönes zu schaffen. Zum Glück zeigt sich's doch oft anders in der Erfahrung! Darauf deutet Wagner selbst in seinen „reisenden Malern" mit den Worten hin: „Ueberfluß ist dem Kunstfleiße offenbar

---

nes, nun auch längst heimgegangenen Freundes, und fühle es tief, was Er bei den Worten gefühlt: „O Mond, wie tröstend standst du da über meinen Todten!"

Ja! die himmlische Kugel, „die sich aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit" hervorhebt, — sie wandelt festen Ganges und in freundlicher Ruhe auf und ab durch die kurzen wechselvollen Jahre der Sterblichen. Sie steht noch dort oben und lächelt, und verkündet den ewigen Gott, wenn auch alle jene Todtenhügel längst geebnet sind, und wenn unser befreundetes Andenken auf Erden in keinem Munde und in keiner Schrift mehr lebet!

Anm. des Herausgebers.

nachtheiliger, als eine beſchränkte, ſorgenvolle Exiſtenz.“ Ja, zum Glück ringt der Geiſt ſich gerade unter dem Druck ungünſtiger Verhältniſſe oft am kräftigſten auf; und mancher Dichter und Künſtler kennte vielleicht auf keinem andern Wege zum Ziel, — zum klaren Bewußtſeyn der in ihm ſchlummernden Bildungskraft, gelangen, als auf dem Wege der Erdennoth. Auch unſer Wagner würde wahrſcheinlich nur ſeinem kleinen Wirkungskreiſe für kurze Zeit — ſtatt Deutſchland für immer, — angehört haben, wenn nicht das Bedürfniß, ſich für die Entſagungen einer bedrängten äußeren Lage auf andere Weiſe zu entſchädigen, ihn zu den höheren Regionen einer poetiſchen Welt hinaufgerückt hätte. So fand er den erſten Antrieb zur bleibenden Richtung ſeiner inneren Kräfte. Er mußte — damit wir uns ſeiner eignen Worte bedienen, — „mitten im wirklichen Leben ein andres, lieblicheres, fabelhaftes Leben auferbauen, welches ihn der höheren Idee zuführte, ohne ihm die gemeine Wirklichkeit zu vertilgen.“ (S. d. Vorrede zu „Wilibalds Anſichten des Lebens.“)

Gerade in jene Zeit, wo er bei kärglichem Einkommen als Gerichtsaktuar und als Oekonom vergebens Rechtlichkeit und Oekonomie herzuſtellen ſuchte; wo Sorge und Verdruß, bald durch fremde, bald durch eigne Schuld, mancherlei Stürme herbeiführten, — gerade in dieſe ungünſtig ſcheinende Zeit fällt die Blüthe des poe-

tiſchen Frühlings unſeres Freundes. Er beſchloß als Schriftſteller aufzutreten.

Sein früh'ſter Verſuch, auf das Dramatiſche hingerichtet, wollte nicht gelingen. Mit zwei ſchon völlig ausgearbeiteten Luſtſpielen, betitelt: „die reiſenden Maler" und „der Triumph der Liebe," hoffte er im J. 1801 die ſchriftſtelleriſche Laufbahn zu eröffnen; allein er hatte ſich zugleich mit den handelnden Perſonen ſeiner Theaterſtücke auch zugleich das zugehörige Theaterpublikum ſelbſt geſchaffen; und wie Er ſich's dachte, ſo wollte ſich's nirgends finden. — In der That möchte ſelbſt in den gebildetſten Städten Deutſchlands keines den „reiſenden Malern" einen Paſſirzettel, oder dem „Triumph der Liebe" einen Lorbeerkranz gereicht haben! Damit ſoll aber keineswegs behauptet werden, daß es jenen Dramen an Geiſt und Kraft gänzlich fehle, ſondern nur ſo viel: „daß der Dichter das rechte Maaß nicht zu treffen wußte; — daß er den Zuſchauer und Zuhörer — deſſen Beifall ſo ſehr vom flüchtigen ſinnlichen Eindruck abhängt, — mit dem feinſinnigen, das Kunſtſchöne bedächtlicher aufnehmenden Leſer verwechſelte.

Nach mehreren mißlungenen Verſuchen, die beiden Stücke bei einer Theaterdirektion zur Aufführung, oder wenigſtens bei einem Verleger zum Drucke anzubringen, verarbeitete er den Stoff derſelben zu einem bekannt gewordenen Romane: „den reiſenden Malern."

Die Freunde des Dichters dürfen erwarten, von der urſprünglichen dramatiſchen Behandlung wenigſtens eine Probe zu ſehen; wir geben ſie in den beigefügten „Mittheilungen" unter Nr. I. — Doch der Umarbeitung dieſer Schauſpiele ging „Wilibald," Wagner's beſtes Werk, voraus.

Ein Wort aus Wilhelm Meiſter's Lehrjahren: „So oft ſich ein Virtuoſe hören läßt, finden ſich immer Einige, die zugleich dasſelbe Inſtrument zu lernen anfangen" — hat der Dichter ſeinem Wilibald vorangeſtellt, und zugleich das aufrichtige Bekenntniß ausgeſprochen: „Göthe's berühmtes Werk habe ihn zunächſt für den Verſuch eines Romanes begeiſtert." — Sollte aber wohl irgend ein deutſches Dichterwerk dem Wilhelm Meiſter näher ſtehn, als Wilibald? — Wir zweifeln!

Das Urtheil des gebildeteren Publikums, der meiſten Kritiker, und — irren wir nicht, — des Großmeiſters der deutſchen Dichter ſelbſt, ſtellten jenen Roman, den der Beſcheidene zaghaft nur als erſten Verſuch hinreichte, dem Beſten zur Seite, was unſere Literatur in dieſer Gattung aufzuweiſen hat.

In den einfach angelegten Plan weben ſich, wie von ſelbſt, die anziehendſten Verwickelungen ein; — nicht durch abenteuerliche Einwirkung des erträumten Zufal-

les, ſondern durch pſychologiſch entwickelte innere Wahrheit der dargeſtellten Charaktere herbeigeführt. Die Perſonen bewegen ſich lebendig, ſcharf individualiſirt, und in den reizendſten Gegenſtellungen vor unſern Augen; ſie ſind — um uns eines Jean Paul'ſchen Ausdrucks zu bedienen, — rein ausgeſchaffen; ſie werden, möchte man ſagen, nicht vom Dichter geſchildert, ſondern ſie ſchildern ſich ſelbſt durch ihre Werke und durch ihre ganze Handlungsweiſe; ſie treten, mit einem Worte, plaſtiſch hervor ins Leben.

Nirgends ſieht man hier, wie bei der Mehrzahl unſrer Romane, den Autor, gleich dem Marionettenſpieler, hinter ſeinen Puppen handthieren, welche Menſchen vorſtellen ſollen; nirgends ſtoßen wir auf Uebertreibung und Unnatur. Alles entwickelt ſich von Innen herauswachſend, wie die Blüthe aus dem Keim, wie die Frucht aus der Blüthe. Begegnen uns auch überall ausgezeichnete Menſchen, ſo bleiben ſie doch in allen Verhältniſſen echt human, und werden uns gar bald zu alten Bekannten und lieben Vertrauten. Während wir uns in ihrer Geſellſchaft auf das angenehmſte unterhalten, finden wir zugleich vielfach Gelegenheit, uns zu belehren; — bringen Vieles mit zurück, was wir noch nicht gewußt, oder was wir wenigſtens aus dem dunkeln Bewußtſeyn noch niemals ſo klar zur Anſchauung hervorgehoben haben.

Mathilde, das holde sinnige Kind der Natur, *) vollblühend im höchsten Liebreiz der Unschuld, — eine makellose jungfräuliche Rose, prangend vor allen Blumenschwestern im unverkünstelten Garten des rüstigen Landlebens; — Mariane, die etwas überreizte, aber dennoch reizende, so gefühlvolle wie reinsittliche, schwärmerisch Liebende; — die Gräfin, weniger regelrecht, aber reich an Geist und Bildung; hingegeben dem Zuge des großen eleganten Weltlebens; ihre heimlich und heftig aufflammende Sinnenglut nur bemeisternd durch die gewohnten Fesseln des äußeren Anstandes; Fesseln, die sie doch auch zuweilen selbstherrschend von sich wirft; so wie sie überhaupt da und dort jene zarte Grenzlinie überschreitet, welche geniale Frauen so selten gehörig zu erkennen und zu schonen verstehn; — auf der andern Seite der kräftig aufblühende Wilibald, immer in männlich thätiger Wechselwirkung mit dem Gange seines Geschicks; stets der reinmenschlichen Ausbildung entgegenstrebend, und, ohne gerade ein Tugendheld zu seyn, sowohl in der Wahl der Mittel zum guten Zweck, als

*) Von ihr sagt Jean Paul: „In dieser Mathilde haben Sie eine köstliche Jungfrau von neuer romantischer Gestalt vom Himmel auf die Erde gelassen. Sie ist gar nicht leicht zu fassen und zu halten! ꝛc.“ (S. die Briefe J. Pauls in den „Mittheilungen.“)

in der Ausführung, selten irrend; — dann, der edle, durch ernste Erfahrungen zum besonnenen würdigen Manne gereifte Otto; der geniale kunstschwärmerische Minelli; der lebenslustige Pinius ꝛc. und nicht unter, sondern neben diesen interessanten Personen, der unsichtbare Flötenspieler, — die treue reine Seele, die sich auf Flügeln der Harmonie so hoch über die verwirrten, hemmenden Verhältnisse des Erdenlebens erhebt, daß sie endlich den Rückweg nicht wieder findet, oder auch nicht mehr sucht, und dem Himmel der Seligen zueilend, den muden bleichen Körper gern der Erde und ihrem Gewürm überläßt: — und dieses ganze lebenreiche Gemälde des Romanes eingerahmt in die lieblichste idyllische Einfassung, so daß seine Begebenheiten, immer mit den Jahreszeiten fortschreitend, zugleich ein treues, poetisch aufgefaßtes Bild ländlicher Beschäftigungen und Genüsse darbieten: — ein solches Gemälde mußte wohl gleich bei seiner ersten Ausstellung die Blicke der Kenner auf sich ziehn, und der überall laut werdende Beifall den Meister zu ähnlichen Werken ermuntern!

In der That mag wohl selten ein Roman, — und noch dazu der Roman eines Neulings, — im Allgemeinen bei unserm schwer zu begeisternden Publikum so viel Glück gleich bei seinem ersten Erscheinen gemacht haben, als Wilibalds Ansichten des

Lebens! Nicht, als ob das Buch nun ſchnell tauſendfältig um- und nachgedruckt, alle Leihbibliotheken durchwandert hätte, um, gleich den Walther Scott'ſchen Werken, vom Heißhunger einer Million deutſcher Leſer verſchlungen zu werden; (Wilibald hat vielmehr im Zeitraume von 20 Jahren nur 3 Auflagen erlebt, von welchen die erſten wohl kaum 2000 Exemplare enthalten haben mögen;) dagegen aber durfte gleich anfangs, und darf heute noch, Wilibald ſich des allein ehrenden Beifalles des gebildeteren, urtheilsfähigeren Theiles der Nation rühmen. Sein ehrenvoller Platz unter den klaſſiſchen Werken unſrer Romanendichtung bleibt ihm für immer geſichert, und alle echte Kenner von Sinn und Gefühl für wahre Poeſie werden dieſes vaterländiſche Erzeugniß hoch über die flachen breiten Modeartikel des Auslandes ſtellen, nach welchen jetzt ſo viele deutſche Kochenäer ſo begierig ſchnappen, wie ein aufs Trockene geſetzter Karpfen nach Luft.

Es war wohl mit Grund zu erwarten, daß für den Schriftſteller, deſſen Erſtlingen man den Kranz der Meiſterſchaft zuerkannte, ſich bald eine andre Laufbahn eröffnen werde, als ihm ſein bisheriger beſchränkter Wirkungskreis darbot. Wahrſcheinlich war es Jean Paul Fr. Richter, der den damaligen edlen Herzog Georg von S. Meiningen zuerſt auf Wagnern aufmerkſam machte. Er hatte manches Erfreuliche von ihm in

Handschrift bereits früher kennen gelernt, und wußte das darin aufblickende Talent nach Verdienst zu würdigen.

Jean Paul genoß bei dem Herzog hoher Achtung und Freundschaft; sein Fürwort galt viel. Unerwartet erhielt der Empfohlene das Dekret als Kabinetssekretär des Herzogs, und sah mit labender Hoffnung einer Zukunft entgegen, wie er sie sich kaum geträumt, und wie er sie jeden Falles nicht besser wünschen konnte. Der Fürst, in dessen Nähe er von nun an leben und arbeiten sollte, war allgemein geliebt; jeder geizte nach dem Vorzug, mit ihm, bei welchem der Mensch den Fürsten weit überragte, in nähere Verhältnisse zu treten, oder auch nur, von ihm bemerkt, unter ihm zu dienen; denn er wußte ohne kleinliche Rücksicht auf Etikette aus seinen Dienern die Ausgezeichneteren zum traulichen Umgang zu wählen; die häufig wiederkehrenden Abendunterhaltungen bei ihm, durch Gespräch und Vorlesung gewürzt, boten einen Genuß dar, den ein Mann, wie E. Wagner, nur mit freudiger Sehnsucht entgegen sehen konnte. Die Geschäfte des neuen, ihm bestimmten Wirkungskreises waren von der Art, daß es ihm niemals an günstiger Muße für seine Schriftsteller-Arbeiten fehlen konnte; die angebotene Besoldung deckte die nothwendigsten häuslichen Bedürfnisse, und wenn auch vorerst der Ehrensold für seine Schriften sehr gering ausfiel, so ließ

doch der gewonnene Beifall eine bedeutende Einnahme für die Zukunft hoffen. Für ſeine zärtlich geliebten Kinder, Karl, Anton und Luiſe, fand er in ſeinem neuen Wohnorte treffliche Gelegenheit zu einer Ausbildung, wie ſie das abgelegene Dörfchen nicht zu geben vermochte. Alle dieſe Ausſichten machten ihn, — der ohnehin bei ſeinen Anſprüchen an das Glück ſo beſcheiden, und ſo dankbar für jede kleine Gunſt deſſelben war, — zum glücklichſten Sterblichen. Allein er ſollte nun einmal nicht zum vollen Genuß ſeiner ſchönſten Jahre gelangen. Ihm waren noch große und ſchwere Prüfungen beſtimmt, und ſie begannen, ehe er noch ſein Amt angetreten, mit Herzog Georg's höchſtunerwartetem Tode.

Ein harter, das ganze Herzogthum erſchütternder Schlag! Alles Volk war in Thränen über den unermeßlichen Verluſt; Wagner einer der Untröſtlichſten unter Allen! — Seinen Gefühlen für den verewigten Fürſten hat er in den „Reiſen aus der Fremde in die Heimath" Worte zu geben geſucht, die auch wohl jetzt noch manchen Leſer rühren werden, wenn er gleich weder den Dichter, noch deſſen fürſtlichen Wohlthäter, näher gekannt hat.

Die Regierung des nun vaterloſen Landes fiel, bei der Minderjährigkeit des Herzogs Bernhard, der als ein erſt dreijähriger Prinz die Hoffnung deſſelben blieb,

in weibliche Hand; aber es war die Hand einer echten Mutter! Luiſe Eleonore wußte, als Muſter ſtreng geregelter Ordnung und gewiſſenhafter Rechtlichkeit, mit männlicher Feſtigkeit und weiblicher Milde zu erhalten, was Georg geſchaffen, — fortzubauen, was er gegründet hatte; und ſolcher Eigenſchaften bedurfte es in der That für jene, von Gefahren, Noth und Sorgen ſo vielfach bedrängte Zeit. Von dieſer mütterlichen Regentin war es gar nicht anders zu erwarten, als daß ſie auch bis zu den kleinſten Verhältniſſen herab den Willen des Hingeſchiedenen ehren, und ſelbſt da ſich keine Abweichung von ſeinen unausgeführt gebliebenen Beſchlüſſen erlauben würde, wo die Noth der Zeit Erſparniſſe aller Art zur Pflicht zu machen ſchien. So erhielt denn auch E. Wagner, was er in der That kaum zu hoffen wagte, bald die Beſtätigung ſeines Rufs, obgleich nunmehr ſeine Sekretariatsdienſte faſt ganz entbehrlich geworden waren. Welch ein ehren- und ſegenvolles Lob für dieſe treffliche Fürſtin, daß der Nichtvergeſſene, Reichbedachte das Zeugniß ausſtellen konnte: „die edle Wittwe ſeines Herzogs habe ihm noch weit mehr gehalten, als dieſer ihm verſprochen!“ (S. ſeine Briefe an Fruchſeß.)

Im folgenden Jahre hielt er ſeinen Einzug in Meiningen. Wenn er auch den tiefen Schmerz über den Verluſt des theuern Mannes, der ihn zuerſt dorthin ge-

rufen, noch mitbrachte, so bot ihm doch seine neue Lage, das bequemere Auskommen ungerechnet, gar Vieles dar, was ihn trösten, und ihm die Geistesheiterkeit und Freiheit zurückgeben konnte, welche für jeden Dichter der schöpferische Hauch ist, der bildend über dem Chaos schwebt.

Ein einfaches, nach den Gesetzen weiser Sparsamkeit eingerichtetes Familienleben gab ihm den niegetrübten Genuß stiller Häuslichkeit. Außer derselben sah er sich geachtet und hervorgezogen; mehrere der angesehendsten Familien empfingen ihn als vertrauten Hausfreund in ihren geselligen Zirkeln. Die Aufsicht über die herzogliche Handbibliothek und der Umgang mit einigen vielseitig gebildeten Männern, (unter welchen der geniale, auch als geologischer Schriftsteller ausgezeichnete Geheimerath **Heim** vor Allen genannt zu werden verdient,) verschaffte ihm erwünschte Gelegenheit zu steter wissenschaftlicher Fortbildung, — bei deren Stillstand auch der talentvolle Dichter in Kurzem nur taube Blüthen hervorbringt.

Unter so günstigen Vorzeichen arbeitete unser Freund freudig an mehreren neuen, fast gleichzeitig entworfenen Werken, welche er in dem, verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von vier Jahren vollendete. Zuerst kamen „die reisenden Maler" an die Reihe.

Dieſer Roman verdankt, wie bereits erwähnt worden, ſein Daſeyn einem Wiederbelebungsverſuche. Jene dramatiſchen Erſtgeburten, welche die Theaterdirektionen ſo unbarmherzig erſtickt hatten, ſollten in erneuter Geſtalt hervorgehn. Bedenkt man, daß jeder Umarbeitung, wofern ſie, als aus ganzem Holze gearbeitet, nicht geſtückelt und geleimt erſcheinen ſoll, ſchwer zu beſiegende Schwierigkeiten entgegenſtehen, und fügt man den Umſtand hinzu, daß hier zwei völlig verſchiedene Stücke zu Einem Ganzen verarbeitet werden mußten, ſo wird man allerdings dem Verfaſſer das Zeugniß nicht verſagen können: er habe die ſchwierige Aufgabe glücklich gelöſ't. Es blickt wohl hier und da ein Endchen jener Bande vor, durch welche die poetiſche Freiheit der Erfindung an einen gegebenen, hier und da widerſtrebenden, Stoff gefeſſelt war; es dürfte auch der recenſirende Jean Paul vollkommen Recht haben, wenn er die allzuumſtändlichen Geſpräche der handelnden Perſonen hinwegwünſcht; ja, wir wollen ſogar dem Dichter das Bekenntniß: „es habe ihm das ganze Buch nur zum Vehikel ſeines Kunſtſchulplanes gedient" (der jedoch erſt in den „Reiſen" vollſtändig erſchien,) keineswegs zum Verdienſt anrechnen, indem jede poetiſche Schöpfung durch die bemerkte Abſichtlichkeit der Einmiſchung praktiſcher Zwecke keinen völlig reinen Kunſtgenuß geſtattet: bei dem Allen aber werden wir gern eingeſtehen, daß

die „reisenden Maler" den reichlich gefundenen Beifall in vielfacher Rücksicht verdienen.

Die Charaktere der Hauptpersonen sind scharf abgegrenzt und treu durchgeführt. Wir finden an Brixenfels, — „der seinen eigentlichen Charakter nur vorsichtig und selten zeigt, — weltkluge Erfahrung und eine gewisse Unnahbarkeit für leidenschaftliche Gefühle, verbunden mit einem hohen Grade von menschlichem Stolze, den er gegenwärtig in Künstlerstolz eingekleidet hat; — an Schweizern edlen Charakterstolz, groſse Leidenschaftlichkeit, und tiefes feuriges Gefühl für alles Herrliche; — an Fink leichtflammendes Feuer zum Guten, Scharfsinn und Genie zu Allem, jugendliche Lust an jeder Fülle des Lebens; alles dieſs aber ohne freie Thatkraft und noch in einer schülerhaften Empfänglichkeit für jede praktische Richtung."

Unter den weiblichen Figuren tritt die, leider zu wenig zur Handlung kommende Kordelia höchstreizend hervor; besonders ist die Scene ihres ersten Auftrittes unübertrefflich schön geschildert. Bei den zum Hofe gehörigen Damen hat sich der Dichter manche Abbreviaturen erlaubt; aber dem unhöfischen Leser gefallen sie vielleicht so besser!

Die humoristische Ader schlägt übrigens mit vollen Pulsen; doch möchte Lenz, (den Steinach passend „einen ins Unglück gerathenen, liederlich gewordenen

Fink" nennt,) bisweilen ein zartes Ohr durch seine handfeste Derbheit beleidigen. Selbst Fink ist von dieser Unschicklichkeit nicht ganz frei zu sprechen. Demungeachtet weht allenthalben der wohlthuende Hauch eines reinen sittlichen Gefühls, das Beförderung eines tüchtigen Sinnes und Handelns sich zum ersten Zwecke macht, und zur Bekämpfung des bösen Princips oft nicht allein mit Ruthen, sondern wenn es nöthig scheint, sogar mit Prügeln darein schlägt.

Zum höchsten Schmucke dienen diesem Romane die lebenswarmen Naturschilderungen; — wie denn überhaupt in dieser poetischen Landschaftsmalerei, außer Jean Paul und dem metrischen Matthisson, vielleicht kein deutscher Dichter unserm E. Wagner gleichkommen möchte. Eines der wohlgelungenen Bilder, — das volle Erwachen des jungen Sommers nach einem Gewitterregen malend, — bezeichne hier den Werth aller übrigen:

„Mir ist, als hörte ich überall neue Knospen mit wollüstigem Geräusch aufgehn; fettes Grün bricht im Triumphe hervor; lispelnd küssen sich neuverwandte Zweige, und tausend Blätter, die noch nie den Gespielen nahten, strecken sich in wachsender Sehnsucht zum ersten Male einander zu, wie die Arme der Liebenden; die Knoten der Balsamtanne springen vor Ueppigkeit, und

fließen von selbst über; eine neue Hoffnung ist heute zu neuem Glanze ihres tröstenden Grüns, dieser unverlöschlichen Farbe des bessern Lebens und der Unsterblichkeit, vom Himmel herabgeströmt. — Seht, wie dort die Saat schwillt! Der bläuliche Dampf einer übervollen Kraft hat sich auf ihren Wellen gelagert und zieht geheimnißvoll den Schleier über die bräutliche Begattung des Sommers mit der reizenden Au. — Und des Menschen Herz sollte in dieser Zeit der Wonne ungerührt bleiben und seine eigne süße Bestimmung, die Liebe, vergessen können! — Ha, der Westen flammt noch in Purpur! Gewiß ist in diesem Augenblick hinter jenen Bergen das Wolkenland zerrissen; denn fern am östlichen Gebirge blitzen noch zinnoberrothe Kanten unter der rauchenden Stirne. — O hätten wir Flügel, um uns aufzuschwingen in das Regenbogenmeer, und dort die scheidende Kugel noch einmal mit Jubel zu grüßen!"

Nächst solchen Schönheiten der Darstellung blickt, hauptsächlich für Wagners persönliche Bekannte und Freunde, seine liebenswürdige Eigenthümlichkeit so unverkennbar aus den, seinen Personen zugetheilten Rollen hervor; — besonders in Stellen, die das Sehnen nach seinen glücklichen Kinderjahren aussprechen. Denn ihm ist oft zu Muthe, wie er es dem gefühlvollen Steinach in den Mund legt: „als schlänge sich der Strom des Lebens plötzlich herum, und blitzte wieder hinauf zum

stillhervorſpielenden Perlenquell der Kindheit und zu ſeinen ſüßen Blumen.“

Ferdinand Miller, welcher der Zeitfolge nach gleich nach den reiſenden Malern genannt werden muß, iſt mehr Novelle, als ausgeführter Roman; aber ſie gehört als ſolche gewiß zu den Beſſeren. Ein kräftiger, kenntnißvoller junger Mann, der ſeinen höchſten Ruhm darin ſucht, ſich als ein echter Deutſcher, — frei von aller abgeſchmackten Deutſchthümelei, — zu beweiſen und ſeinem Volke, ſo weit es ein beſchränkter Wirkungskreis geſtattet, den hülfreichen Arm zu bieten, — ſteht als die Hauptfigur der Erzählung da, und verdient vor den Augen des Leſers das Glück, das er erwirbt. In dem Bilde Karolinens und Marieen's zeigt ſich des Malers meiſterhafter Pinſel. Selbſt der aufmerkſamſte Leſer bleibt faſt bis zum Schluſſe ungewiß über Karolinens trefflichen Charakter, weil er, den motivirten Verhältniſſen nach, nur verhüllt erſcheinen durfte; bis zuletzt ſich Alles zum Glück Ferdinands und zur vollen Zufriedenheit des theilnehmenden Leſers löſet.

Iſidora folgte dem Ferdinand Miller, oder begleitete ihn vielmehr; — ein wohlgelungener kleiner Roman, aus dem ſich die Legende vom St. Hubertusbrunnen vorzüglich heraushebt. Das, im gehaltenen Ton alterthümlicher Sage erzählte Mährchen iſt mit der Fabel des Romanes anziehend verwebt; die Charaktere der

handelnden Personen interessiren den Leser nicht weniger, als die der übrigen Dichtungen Wagner's; obgleich auch hier sich die Bemerkung nicht unterdrücken läßt: daß er sich mit den Hof-Verhältnissen vornehmer Personalitäten manche bürgerliche Freiheiten herausnimmt; so daß auf sein Werk angewendet werden kann, was Eulalie von Dagobert behauptet: „so viel ist gewiß, daß unser Freund aus den gewöhnlichen Vorschriften des Anstandes nur die herausgreift, welche ihm selbst zu passen scheinen."

Merkwürdig zeichnet sich die eigenthümliche religiöse Ansicht vom sogenannten thierischen Magnetismus aus (er hat sich bekanntlich noch jetzt nicht recht humanisirt). Diese, aus den Fingerspitzen sprühende officinelle Kraft, — die mit dem gemeinen Geschlechtstrieb oft weit näher verwandt ist, als sie sich's gestehen mag, — spielte damals eine große Rolle. Es gehörte ein frommer Dichter dazu, um dem Thierischen das Himmlische abzugewinnen!

Beide Romane, Ferdinand Miller und Isidora, haben weniger Eingang im großen vaterländischen Publikum gefunden. Die Auflage, des Einen wie des Andern, betrug nicht über tausend Exemplare; und davon behauptet der Verleger binnen vierzehn Jahren kaum zwei Drittheile abgesetzt zu haben. — Allerdings wenig für ein Publikum, welches oft von

den leckerſten Produktionen alljährlich (XXX) Exemplare auskauft!

Lernet, deutſche Leſer! Euern Wagner nur erſt recht kennen, und Ihr werdet mit immer neuem Genuß zu ihm zurückkehren, wenn Ihr ſo Manches, was Ihr bloß zur Zeitkürzung, der Mode des Tages huldigend, durchblättert, längſt mit Widerwillen zurückgelegt habt!

Die „Reiſen aus der Fremde in die Heimath" hatten wir bereits öfter zu nennen Gelegenheit. Wenn wir auch gerade nicht unſerm Jean Paul beipflichten, welcher behauptet: „die Reiſen ſeyen Wagner's beſtes Werk," (ſ. die Br. J. Pauls in den „Mittheilungen," Br. VIII.) denn dafür müſſen wir immer nur den Wilibald erklären; — ſo unterſchreiben wir dennoch übrigens ſein Urtheil mit Ueberzeugung: „Seine Lebensfriſche; die Glut der Scenen; die Schärfe der Charaktere; beſonders die ſeltene Kunſt, weibliche Körper ſcharf zu malen; — ein ſchonender Geſchmack im Komiſchen u. ſ. w., alle dieſe Schönheiten wirken mächtig zuſammen und beſiegen den etwas lockeren, ſeine eigne Macht zu ſehr zertheilenden Plan."

Wagner hat in dieſem Buche groſſentheils ſich und ſein Leben dargeſtellt, und pſychologiſch entwickelt, wie in einem fiechhaften, der Auflöſung entgegengehenden Leibe, die ſtarke, durch ſchöne Gefühle veredelte Seele mit weit ſtärkerem Schritte der höchſten Vollendung zueilet. —

Das Buch enthält einen Reichthum gereifter Gedanken, ſcharfſinniger, aus tiefer Erkenntniß des wirklichen Lebens geſchöpfter Bemerkungen und gelungener, — freilich nicht allgemein vorkommender, — Charakter-Darſtellungen.

Für das Beſte unter Allem was Wagner geſchrieben, hielt er ſelbſt ſein „hiſtoriſches ABC eines vierzigjährigen Fibelſchützen.“ Wir glauben uns indeß allerdings zu dem Urtheile berechtigt, daß dieſes liebe Büchlein, — um den guten, hauptſächlich aber den zarten, Geſchmack nirgends zu beleidigen, — noch einer letzten Sichtung bedurft hätte. Gewiß würde der Verfaſſer ſelbſt Manches geſtrichen haben, wäre ihm mehr Zeit zur Feile ſeiner ſpäteren Werke geblieben. Er fühlte in den letzten Jahren zu oft, daß ſeine noch übrigen Tage gezählt ſeyen; gleichwohl blieb ſeine Schöpfungskraft ungeſchwächt. Mit immer neu hervorbrechenden Blüthen ſtand der reichbegabte Baum der Phantaſie im Lebensgarten des kranken Gärtners. In faſt ängſtlicher Eile, noch ſo viele Früchte als möglich zur Reife zu bringen, vergaß er bisweilen, daß zu jeder echten Zeitigung vor allen Dingen Zeit gehöre. Er ſchrieb daher ſehr ſchnell, und beſſerte in ſeinen letzten Werken ſelten nach. — Blickt der geneigte Leſer des „hiſtoriſchen ABC“ über manches Einzelne hinweg, was vielleicht allzunah' am Kleinlichen hinſtreift, ſo ſieht er ſich für ſolche billige

Nachsicht überreich belohnt, durch eine Fülle tiefer Empfindungen, scharf ins Leben eindringender Bemerkungen, humoristischer Phantasiespiele und ergetzlicher Scherze. Hauptsächlich ist das genannte Werkchen Wagners vertrauteren Freunden unstreitig eines der schätzbarsten Stücke seines Nachlasses; und ohne dessen Benutzung möchte wohl dieser Biographie Vieles abgehn, was darin den Leser am meisten anspricht; denn das sind ohne Zweifel die charakteristischen Züge, welche der Meister selbst mit fester Hand zu seinem Portrait entworfen hat. Dem Biographen ließ er bloß das kleine Verdienst, sie zu einem vollständigen Bilde zu sammeln und zu ordnen.

Heiter und hoffnungsreich in ununterbrochener Geistesthätigkeit fand ich Wagnern am Schlusse des Jahres 1863 in Meiningen wieder, wo unsre Lebenspfade, die lange Zeit hindurch getrennt gewesen, durch eine unerwartete Wendung sich aufs Neue vereinigten.

Der Wunsch meines bejahrten Vaters und der eigne innere Beruf hatte mich ihm bereits zum Gehülfen im Pfarramte gegeben. Mein Weg schien von nun an vorgezeichnet; sein Ziel unverhüllt. Schon war ich ein glücklicher Gatte und Vater, keinen höheren Wunsch hegend, als in der Fortsetzung der einfachsten Lebensverhältnisse, in beschränkter, aber segenreicher Wirksamkeit, einst so

den Lauf zu ſchließen, wie der väterliche Greis, der von ſeiner Gemeinde ſchmerzlich beweint und gewiß nimmer vergeſſen, am Charfreitage 1805, — am Todestage ſeines göttlichen Herrn und Meiſters, den er in Lehre und Leben treu verkündet, — einundachtzig Jahre alt zur Ruhe der Seligen einging. Welcher Sohn würde an meiner Stelle nicht auch gewünſcht und geſtrebt haben, ſo zu leben, um einſt ſo ſterben zu können!

Doch meine Beſtimmung als Prediger ſollte zugleich mit dem Leben des Vaters zu Ende gehn; denn bald nach ſeinem Tode erhielt ich höchſt unerwartet von der allgemein verehrten Regentin meines Vaterlandes den Ruf: „die Führung des jungen Herzogs Bernhard zu übernehmen.“

Nur nach ſchwerem Kampfe mit mir ſelbſt, der in den Zweifeln über meine Tüchtigkeit zu ſolchem wichtigen, verantwortungsvollen Amte nur allzuſehr begründet war, folgte ich dem höheren Wink. Das Freundes-Ideal der früheren Jahre, meinen Ernſt, hatte ich, — oder vielmehr: er hatte mich, ziemlich aus dem Auge verloren. Die Verſchiedenheit der Geſchäfte, der lange Zeitraum der Trennung, — beſonders für jenes Alter bedeutend, — hatten uns gegen einander allmälig entfremdet: aber wie bald fanden und erkannten wir uns wieder!

Wagner war oft im herzoglichen Schloſſe, um ſeines

Geſchäfts als Bibliothekar zu warten; ſeine Bibliothek war in der Nähe meiner Wohnung. Eine freie Stunde und ein einladender Wink des anweſenden Freundes führte mich oft an ſeine Seite, und manches heitre Geſpräch führte uns in die ſchöne Vergangenheit zurück, worin Dichter ſo gern leben, um aus der „Quelle ewiger Jugend" zu ſchöpfen, von welcher der niealternde „Fibelſchütz" mit herzinnigen Gefühlen ſagt: „Es iſt gewiß, daß ſie uns ſchon auf dieſer Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmliſches Rieſeln. Ich habe ſie nie anderswo geſucht, als in der Phantaſie. — Wie arm und veraltet kam mir oft das Leben vor! Wie gemein und abgelebt all' mein Thun; wie fade und unluſtig alle Zukunft! Wie tief ſaß der ganze Philiſter in der abgeſchmackteſten ſpießbürgerlichſten Proſa da; — über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner, und ſchwarze ſchmutzige Wüſte; — alle irdiſche Dinge, Verhältniſſe und Meinungen ſo verbraucht und längſt abgedroſchen wie leeres Stroh! Auf einmal trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens, freundlich in mein Gemüth, — weich und ſüß, aber ſo tief rührend und kräftig, daß mein dürſtendes Herz vor dieſer wunderbaren Friſche erbebte und zu neuem jugendlichen Leben lieblich aufſchauerte. Da ſah ich hinüber in das Land der Seelen, und ſchaute den Quell der Verjüngung; und um ſeine ewig friſchen Blumenränder ſpielten

die Kinder der Unſterblichkeit. Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmliſchen Wunderſaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geſchwellt!"

So fühlten wir's wohl Beide, wenn wir zum Fenſter hintraten, wo ſich eine freie, herrliche Ausſicht ins Thal öffnete. Da zog vor unſern Blicken die Werra unter Bäumen und Buſchwerk im grünen Wiesgrund hinab. Es war ja derſelbe Fluß, an deſſen Ufern wir, einige Meilen abwärts, einſt ſo frohe Stunden verjubelt hatten! Welche Zeit lag nun ſchon hinter uns! Wie hatte ſich nicht alles verwandelt! Die dort ſo unbeachteten Pfarrſöhne durften es wohl fühlen, daß ihnen durch die Gunſt des Schickſals eine weit wichtigere Laufbahn eröffnet worden ſey, als damals ſich ahnen ließ. Der Eine bildete ſich für die Förderung edler Kunſtgenüſſe, nicht bloß für ſein kleines, ſondern für's große deutſche Vaterland, und ſein Name ward ſchon mit Achtung von allen Gebildeten genannt; der Andere fühlte ſich zwar beſchränkter, aber er durfte dennoch hoffen, manches Saamenkorn auszuſtreu'n, das reiche Früchte tragen könne für Tauſende ſeiner Mitbürger. — Das Gefühl allgemeiner Wirkſamkeit ſtimmt den Menſchen feierlicher, ernſter; ja, es läutert die Selbſtliebe, daß ſie ſich zur Menſchenliebe veredele. In dieſem gemeinſamen Gefühl ſuchten ſich die Hände zum feſten Druck. Ein neuer ewiger Bund war eſchloſſen. In

allem Wandel der Zeit und ihrer Ereigniſſe war ein feſter Punkt geblieben, worin ſich gleichſam alle Kräfte aus dem Kern des flüchtigen Lebens ſammelten, — das Herz.

Und welch ein Herz hatte Wagner jetzt im vollen männlichen Alter für echte Freundſchaft gewonnen! — Der allzukecke Uebermuth jugendlichen Selbſtgefühles war nun durch eine weiſe Mäßigung gemildert; die früheren, bisweilen allzuſcharfen Spitzen ſarkaſtiſcher Laune und ſatiriſcher Spottluſt, welche hier und da verwundeten, hatten jetzt mehr einer heiteren, niemals wehthuenden Ironie weichen müſſen, und überall, wo er anſprechenden Geiſt und Sinn erkannte, zeigte er ſich ſo innig theilnehmend, ſo zart empfänglich, ſo dankbar — nicht für die That allein, ſondern ſchon für den guten Willen! Man konnte ihn einen Meiſter in der Kunſt nennen, jeden ſtörenden Mißlaut bald durch Scherz, bald durch Ernſt, in reine Harmonie umzuſtimmen. So konnte es denn nicht fehlen, daß er, der ſchon früher nicht arm an treuen Freunden geweſen, derſelben immer mehrere gewann. Einer muß jedoch vorzugsweiſe unter Allen genannt werden, der nun auch längſt mit ihm im Lande der Seelen wieder vereinigt iſt: Auguſt von Studnitz, S. Gothaiſcher Geh. Regierungsrath und Kammerherr. Ein Mann von hervorſtechendem Geiſte, von vielſeitigem gründlichen Wiſſen und tiefem Gefühl für

Literatur und Kunst; — so lehrreich und anziehend in seiner Unterhaltung mit Gleichgestimmten, daß man sich bald an einige auffallende Sonderbarkeiten seines unaufhörlich regen Mienenspiels gewöhnte.

Studnitz hatte sich mit Wagnern auf der Akademie innigst verbrüdert, und von da an hatte dieser keinen Lieberen, keinen Vertrauteren auf Erden, als ihn. An seinen August wendet er sich oft in seinen Schriften, (so wie z. B. die sämmtlichen Briefe der „Reise in die Heimath" an ihn gerichtet sind,) oder er meint ihn wenigstens oft, wenn er ihn auch nicht nennt.

Eine Stelle kann vor Allen das zarte, enge Seelenband anschaulich machen, welches die beiden Freunde verknüpfte. Ich entlehne sie aus einem Artikel des „historischen ABC", worin man beim Blick auf die Ueberschrift „Stehlen" freilich wohl diese tiefen Herzensergüsse nicht suchen würde. Der edle Fibelschütz fähret dort nach einigen gleichgültigeren Bemerkungen also fort:

„Literarischen Diebstahles (wie man es fälschlich nennt) bin ich mir nicht bewußt. Gedanken, die ich nicht los werden konnte, und doch nicht für mein hielt, habe ich mit Gänsefüßchen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! Hiebei muß ich gleichwohl noch eines besonderen Diebstahles erwähnen, der mich stets von Herzen erfreut hat; denn die zwei ersten Buchstaben dieses Artikels (St) mahnen meine ganze Seele an den

ſüßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers. Doch Er, der ſich immer des treuſten und bewundernswürdigſten Gedächtniſſes erfreute, hatte für dieſe Diebſtähle keins! Ja, ihr müßt wiſſen, gute Leſer, daß meine beſten Gedanken — wenn euch jemals irgend etwas erfreut hat an dieſen flüchtigen Bildern, deren irdiſche Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß ſie oft allein die ſeinigen waren; oder doch oft nur ſolche, die wir einſt auf Bergeshöh'n in ſüßer Wechſelluſt ausgetauſcht hatten."

„August, ich weiß daß du jener ſeligen Bergſtunden ewig gedenken wirſt, worin ſo rauſchende himmliſche Heere von freundlichen und ernſten Gedanken uns umleuchteten, umſchatteten! Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und ſchrie'n gegen einander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, ſie kochten für zwei Wahnſinnige, oder Hexenmeiſter! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter ſich bis zum höchſten Lärm geſteigert hatte, und meine beſchwerliche Freundſchaft dich zu erſticken drohte — wie ſchön lagerte ſich dann zwiſchen die Gelagerten ein ſtundenlanges Stillſchweigen, gleich einer freundlichen Proſa! — und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsum liegenden Weltbilder ſo mächtig auf den Zentralpunkt unſerer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß

wie oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeschrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißsäulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unsre Nächte in den Thälern — August! unsre Träume? Kennst du noch die heitre Mondnacht im Bade zu Liebenstein? Wo ich dich um Mitternacht im Traume so schön und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich sachte zu dir trat, im leisen Flüstern jener Worte aus Göthe's Fischer:

„Sein Herz schwoll ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß"

selig lächelnd erwachtest?"

„O du guter sanfter Mensch! Habe Dank für deine Liebe! Du gabst mir ja stets alles was du hattest! Dein Herz theiltest du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabst du mir — ach, ich nahm sie dir oft freudig, weil ich selbst dein zu seyn glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele! gefielen dir Deine Meinungen besser, wenn du sie von mir wieder lasest, und du wußtest es nicht mehr, daß sie die Deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigensinn entstellt! — Sagt!

wen müßte solche stille unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?“

* *

Und wen rührte die Deinige nicht, herrlicher Ernst! wenn er dich in den obigen Worten so ganz, so lebendig erblickt, wie du schriebst, warst, fühltest, lebtest! Wer sollte nicht mit mir überzeugt seyn, Dein Genius würde die Welt noch mit manchem trefflichen Werk beschenkt haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, länger bei uns, den Thalbewohnern, zu weilen; doch er sollte bald sich zu noch schöneren, heiligeren Höhen emporschwingen, als dir deine lieben Berge auf Erden darbieten konnten!

Schon in jene Zeit, wo sich, wie wir gesehn haben, alles so günstig für ihn zu gestalten anfing, ertönte ein ferner leiser Ruf des Todesengels, dessen Flügel von da an zwar langsam, aber immer näher und vernehmlicher heranrauschte, bis er, sechs Jahre später, unsern Wagner seiner trostlosen Familie, seinen vielen Freunden und seinem großen Vaterlande entzog.

Dieses lange Siechthum mag ursprünglich wohl durch die oft übermäßigen körperlichen Anstrengungen, die sein früheres Amt von ihm foderte, veranlaßt worden seyn. Nicht selten war zur Erndtezeit starke Erhitzung unvermeidlich, und der thätige, immer gern mit eignen

Augen beobachtende Oberaufseher einer so bedeutenden Gutswirthschaft vernachlässigte vermuthlich, — auf seinen kraftvollen, noch von keiner Krankheit jemals angefochtenen Körperbau vertrauend, — die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln gegen schädliche Abkühlung. Er selbst suchte indeß weniger hierin, als in einem mißlungenen Sprunge über einen breiten Wassergraben, den ersten Keim seines Uebels. Er war bei jener Kraftanstrengung heftig zur Erde gestürzt, und der hervorragende Spahn eines kaum im Grase sichtbaren Weidenstockes hatte ihn empfindlich am unteren Theile des Rückgrades verletzt. Lange blieb an jener Stelle ein leises Wehthun zurück, welches indeß noch keine Besorgniß erweckte, da sich's allmälig ganz zu verlieren schien. Aber schon im ersten Jahre seines Meininger Aufenthaltes machte Wagner die seltsame Entdeckung einer momentanen Schwäche in den Fingern, und mehr noch in den Füßen. Oft plötzlich, besonders im Abwärtsgehen von seinen fast täglich besuchten Bergen, wo er so gern weilte und dichtete, versagten ihm die Beine den Dienst, so daß er einigemale den gefährlichen Sturz nicht vermeiden konnte. Allmälig ward auch auf der Ebene der Gang langsamer und angestrengter; die Schritte glichen, besonders nach einiger Ermüdung, dem Wanken eines Betrunkenen. So wuchs die Krankheit unaufhaltsam heran, und bald blieb dem Arzte kein Zweifel zurück, daß er hier ein Uebel zu be-

kämpfen habe, welches selten der ärztlichen Kunst weicht: die Rückenmarksdarre genannt. Welche Heilmittel blieben wohl unversucht! und welcher strengen Diät unterwarf sich der Leidende, — Er, der ohnehin in keinem Stücke zu den Unmäßigen gehörte! — Alles umsonst! Schien bisweilen auch ein neuversuchtes Mittel Hülfe zu versprechen, so erfüllte doch keines die Hoffnung für die Dauer. Der Freund fühlte, daß er auf Gesundheit und langes Leben verzichten müsse, — und er that es mit bewundernswerther Seelenstärke!

Von seiner Krankheit zu sprechen und über seine immer vermehrten Leiden zu klagen, vermied er geflissentlich. Sein Aeußeres verrieth nichts, so lange er in ruhender Stellung blieb. Er ward weder magerer, noch verlor sein Auge das geistvolle Feuer, oder seine Wange die frische Farbe. Im Gespräche stimmte er sich leicht heiter, ja scherzhaft und fröhlich. Mancher Durchreisende, der ihn als Schriftsteller lieb genug gewonnen hatte, um seine persönliche Bekanntschaft zu wünschen, verließ sein Arbeitsstübchen ohne zu ahnen, daß er so eben einen unheilbaren Kranken besucht habe.

Unter allen Entsagungen, die ihm sein körperlicher Zustand auferlegte, hat ihn vielleicht keine tiefer geschmerzt, als der Verlust jener Genüsse, die er sonst bei weiten Spaziergängen, Berge und Thäler durchstreifend, gefunden hatte. Es blieb ihm nur ein schwacher Ersatz

dafür.. Sein Pferdchen, — ein alter geduldiger Schimmel, der fast bis ans Ende bei ihm ausdauerte, trug ihn täglich, selbst bei unfreundlicher Witterung, hinaus in seine liebe Natur, — seine echte Muse! Die drei Kinder begleiteten ihn gewöhnlich auf diesem Spazierritt; zuweilen auch ein Freund, — und für diesen war es rührend, die zärtlichen Blicke zu beobachten, die der arme Kranke auf seine Lieben herabsendete, welche ohne Sorgen lustig vor ihm herjubelten.

Die väterliche Erziehung, — zwar auf die innigste Liebe, aber doch auch zugleich auf strenge pädagogische Regel gegründet, — schien trefflichen Erfolg zu versprechen. Luise, die älteste Tochter, reifte in Anmuth zur schönen Jungfrau heran; das Brüderpaar bedurfte, — wie es denn in jener Periode schneller kräftiger Entwikkelung immer Noth thut, — einer ernsteren Einwirkung und Leitung; doch gaben Geist und Leib erfreuliche Anzeigen eines gedeihlichen Wachsthumes. Was den Vater vorzüglich erfreute, war die Bemerkung, daß sich bei ihnen, fast ohne allen Unterricht im Zeichnen, ein vielversprechendes Kunsttalent zu entwickeln anfing, welches bei dem älteren Karl sich mehr auf das Landschaftliche richtete; Anton, der jüngere, kaum zehnjährige Knabe, erregte bald Aufsehn durch seine treffliche Anlage zum Portrait-Malen. Mit dem klaren kindlichen Auge, aus dem des Vaters Geist hervorleuchtete, wußte er das

Charakteriſtiſche der Geſichtsbildung rein aufzufaſſen, um ſie mit flüchtiger, ſchon recht feſt werdender Hand in Kreidezeichnung darzuſtellen. Erſpähte Anton irgendwo einen Kopf in der Stadt, der ihm des Zeichnens werth ſchien, ſo war die Sache kurz abgethan. Ehe ſich's der Eigenthümer der auserwählten Phyſiognomie verſah, trat der kleine freundliche Künſtler mit der Mappe unterm Arme herein und brachte ſein Wort vor. Gewöhnlich ſchloß der Antrag mit dem wirkſamen Zuſatze: „mein Vater läßt Sie auch gar ſchön bitten, Sie möchten mir doch auf ein halbes Stündchen ſitzen.“ Was war da viel einzuwenden! Man hieß das Meiſterlein, das ohnehin allgemein beliebt war, freundlich willkommen; den Stuhl hatte er ſelbſt ſchon zurecht gerückt, und Mancher ſetzte ſich auf der Stelle gutmüthig hin, der vielleicht keinem andern Maler dieſe langweilige Gefälligkeit erzeigt hätte. Doch es ging ſchneller ab, als er's gefürchtet! Hatte der Kleine nur die Grundzüge auf dem Papier, ſo packte er mit großer Beſcheidenheit ſeine Studien in die Mappe, dankte höflich für die Bereitwilligkeit, und vollendete dann das Bild daheim für ſeine Sammlung.

Viele dieſer Blätter haben ſich noch erhalten, beſonders hebt ſein Bruder Karl eine Sammlung derſelben zu ſeines Antons Andenken auf. Denn leider ſollte auch dieſe ſchöne Knoſpe hienieden nicht zur vollen Blüthe

aufbrechen! Anton folgte an einer unheilbaren Drüſenkrankheit, die in Abzehrung überging, dem vorangegangenen Vater bald nach. Auch die traute Tochter Luiſe ſtarb in der vollen Jugendblüthe (1825) als zärtliche Gattin und Mutter zu Salzungen, einer S. Meining'ſchen Landſtadt, wo ſie an einen wackern Prediger verheirathet war. — Wagners ſchönſte Hoffnungen hatten auf ſeinen Kindern geruht; in ihnen der Erde fortzuleben, war eine labende Ausſicht an der Grenze ſeines irdiſchen Daſeyns, und ſie wurde ihm durch keine trübe Ahnung verbittert, denn er ſah die Geliebten um ſich her kräftig aufblühn, während er langſam verſiechen mußte.

Selbſt für ſeine eigne Geneſung wollte zuweilen ein Fünkchen der Hoffnung neu anglimmen, wenn etwa eine bisher unverſuchte Arznei, der ermuthigende Zuruf eines Freundes, oder wohl gar eines berühmten Arztes, die Krankheit zu beſchwören ſchien: allein der Erfolg beſtätigte niemals die neuerregten Erwartungen, und bald gab es für den Patienten keinen wirkſamen Zauberſpruch mehr, den finſtern Dämon zu verjagen, als geiſtige Beſchäftigung in unabläſſiger Arbeit.

Die oben umſtändlicher erwähnten Werke beweiſen hinlänglich die raſtloſe, ja ſogar die heitere Thätigkeit ſeines Geiſtes und den ungehemmten Schwung der Phan-

taste, während der halbgelähmte Körper sich mühsam fortschleppen mußte.

Alles, was sich auf Kunst bezog, und ihre Fortschritte im Großen wie im Kleinen nur irgend zu fördern schien, gewährte ihm labende Erholung und ein wohlthätiges Vergessen so vieler, nun verbitterter Lebensgenüsse. Recht glücklich fand sich gerade damals in Meiningen eine große Liebhaberei für gesellschaftliche dramatische Unterhaltungen, zu welchen sich mehrere Theater-Freunde um so lieber vereinigten, da sie auf Wagners Mitwirkung rechnen durften. Er übernahm es mit Freuden, die Wahl der Stücke leiten zu helfen, und die Hauptrollen der Mitspielenden recensirend zu überhören, wobei ihn Zeit und Mühe nicht reuete, wenn er sich nur zuletzt einer gelungenen Aufführung erfreuen konnte. Man hätte bei so günstigem Zusammentreffen der Verhältnisse sehnlich gewünscht, ein neues kleines, den Kräften der Gesellschaft angemessenes, Schauspiel vom allgemein geehrten vaterländischen Dichter selbst auf die Bühne zu bringen; doch hier schien alle Ueberredungskunst zu scheitern; — vielleicht, weil das frühere Mißlingen im Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn eine unbesiegbare Abneigung gegen spätere Versuche erzeugte. Doch hatte er einmal (im J. 1808) den Bitten der Gesellschaft nachgegeben, und fast zugesagt, für den 17ten December (den Geburtstag Herzog

Bernhards,) ein Schauspiel zu dichten; aber wenige Wochen vor der bestimmten Aufführung forderte er mich bei unsrer Freundschaft auf, ihm diese Arbeit abzunehmen, da er den heftigsten Widerwillen gegen eine dramatische Komposition nicht zu überwinden vermöge. — Nur eine so kräftige Beschwörungsformel konnte mich zu einem Versuche zwingen, welcher (mit Ausnahme einiger kleinen ascetischen, nur wenigen einheimischen Lesern gewidmeten Arbeiten) mein erster schriftstellerischer war. — So geringfügig diese Erwähnung dem Publikum seyn mag, so wichtig ist sie mir, dessen ästhetische Fortbildung und vielfältige, — oft so tröstende! — Genüsse wahrscheinlich allein von der Uebernahme jenes Freundschaftsdienstes abhingen. Ohne den ermunternden Beifall, welchen mein Freund dem so entstandenen Werklein schenkte, hätte ich mich wohl schwerlich jemals als ästhetischer Schriftsteller hervorgewagt. Seltsamer, vielleicht unverantwortlicher Weise hatte ich zum Stoff meines zweiaktigen Stückes eine Fortsetzung von „Menschenhaß und Reue" gewählt, welches damals kurzvorher mit besonderer Liebe eingelernt und mit ausgezeichneter Wirkung gegeben worden war. Diese Wahl allein tadelte der Freund, und gewiß mit Recht. *)

*) Das kleine Schauspiel ist unter dem Titel „die Wiederkehr" in den Buchhandel gekommen. (Hildburghausen b. Kesselring 1809.)

Nächst den theatralischen Erquickstunden behaupteten längst schon die musikalischen den ersten Rang. So lange es ihm bei der vermehrten Schwierigkeit, Treppen zu ersteigen, nur irgend möglich war, versäumte er keine Konzertprobe im herzoglichen Schlosse, und sein feines Kennerurtheil leistete der Kapelle bei ihren Aufführungen treffliche Dienste. Auch da, wo in Beurtheilung eines Werkes sehr verschiedene Ansichten statt fanden, entschied gewöhnlich Wagners Endurtheil; — z. B. bei der Beethoven'schen großen „heroischen Symphonie," wozu fast sämmtliche Geiger und Bläser in der ersten, nothwendig sehr unvollkommenen, Probe bedenklich den Kopf schüttelten, und geneigt waren, die Komposition für höchstexaltirt, und folglich für verfehlt, zu halten: nur Wagner erhob sich mit Enthusiasmus aus seinem Lauschwinkel, erklärend: „Dieß sey das größte und schönste Werk, welches in dieser Gattung jemals geliefert worden; und er gehe jede Wette ein, daß Alle nach der dritten Probe seiner Meinung seyn würden." In der That behielt er Recht! Mitten unter dem Unvollkommenen, Fehlerhaften der ersten unvorbereiteten Aufführung hatte er den wahren inneren Gehalt glücklich herauszuhören verstanden.

Um sein tiefes Gefühl für jene edle Kunst genauer zu würdigen, muß man, außer so manchen, hier und da in seinen Schriften zerstreuten Aeußerungen und

Schildereien, (wie z. B. die der herrlichen Scene von Minellis Musik auf dem See im „Wilibald", und von Mathildens erstem Konzert,) besonders auch sein „ABC" nachlesen. Da heißt es unter anderm:

„Großer guter Gott! Mein halbes Leben war Gesang! Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umherwandeln, und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern. O Vater! wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Rührung hinwies. So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen, — und vorzüglich die heroische, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte, — mir selbst ganz vollständig zu geben. Ja, noch mehr: ich vermag einen musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie damit bekannt zu machen. *) — So trage ich Haydn's ganze Schö-

*) In einer, sich übrigens sehr gütig und freundlich beweisenden Recension der „Briefe über den D. C. W." (s. Leipz. Lit. Zeit. 1827. Nr. 52.) bemerkt der geehrte Rec. zu der obigen Stelle: „Hier hätte der ... Herausgeber zugleich als Erklärer einer, aus dem Zibelschüen mitgetheilten Stelle auftreten sollen. Denn was Wag-

rfung in meinem Herzen, und kann jedem Muſiker, welcher ſie kennt und liebt, ſtundenlange höchſtangenehme Erinnerungen daraus geben, ſobald er nur den Text ſelbſt weiß und mitſpricht, und übrigens ſich nicht von Nebendingen ſtören läßt — z. B. davon, daß in den

---

ner in derſelben von ſeinem muſikaliſchen Talente ſagt, iſt ſo wunderbar, daß man es, ohne eine kleine Selbſttäuſchung Wagner's anzunehmen, kaum glauben kann."

So aufgerufen, glaube ich allerdings über das bewundernswürdige muſikaliſche Gedächtniß Ws. ein beſtätigendes Zeugniß hinzufügen zu müſſen. Mehrere Muſiker der Meininger Hofkapelle, welche zugleich Freunde des Dichters waren, könnten es bekräftigen, daß man ihm, — ſelbſt aus lange nicht gegebnen Symphonieen, ſobald ſie nur ſeine Aufmerkſamkeit hinlänglich in Anſpruch genommen — nur einzelne Stellen andeuten durfte, ſo gab er ſogleich ſingend und pfeifend die richtige Folge. Sein ſeltenes Talent, mit völliger Beherrſchung der Stimme, verſchiedenartige muſikaliſche Töne nachzubilden, ja manche zuſammenklingen zu laſſen, unterſtützte ihn bei dieſem ſeltſamen Wiedergeben des Gehörten; wo Mittelſtimmen charakteriſtiſch hervortraten, wurden ſie wenigſtens angedeutet, und das Orcheſter in nuce gerieth bei ſolchen Aufführungen in ſolches Feuer, daß man es allerdings belächeln, mehr aber noch

Chören meine Finger oder Füße die Paukendienſte verrichten. — Dabei muß ich anmerken, daß ich vom Chore „dich beten Erd' und Himmel an" mir ſelbſt immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag — aus Rührung."

* *

---

bewundern mußte. Daß er dann ſelbſt in lebendiger Phantaſie die gedachte Muſik vollſtändig hörte, (gleich einem großen Komponiſten während er ſein Stück niederſchreibt,) läßt ſich glauben; auch möchte das Kunſtſtück ſeiner vollen Wirkung bei dem Kenner, ſofern ihm jene Muſik nicht fremd war, ſchwerlich verfehlt haben: daß aber bei dem Glauben des Dichters: „er vermöge ſelbſt den, der ſie noch nicht kannte, in Hinſicht der Harmonie damit bekannt zu machen" — eine leicht zu erklärende Selbſttäuſchung eingewirkt habe, getraue ich mir nicht, zu leugnen. Manche Phantaſiebilder machten auf ihn einen ſo lebendigen tiefen Eindruck, daß er ſie ohne Weiteres auch bei Andern, weniger Phantaſiebegabten, vorausſetzte. — Einen merkwürdigen Beleg hiezu liefert diejenige Beilage der „Reiſen in die Heimath" welche überſchrieben iſt: „der Umlauf des Jahres"; — wozu vielleicht kein einziger Leſer in ſeiner eignen Seele ein irgend entſprechendes Bild aufzufinden vermag.

Anm. d. Herausg.

Als die Beſuche der Konzerte unterbleiben mußten, erkundigte er ſich wenigſtens fleißig nach dem Neueſten und Schönſten der damaligen Erzeugniſſe großer Tondichter. Dieſe Erkundigungen führten eine mir unvergeßliche Stunde herbei.

Es war ein ſtiller milder Herbſttag, wo ich zufällig, als ich gerade Wagnern beſuchte, ihm die prachtvolle Schönheit eines neueingeübten Beethovenſchen Werkes (der „Paſtoralſymphonie,") rühmte, und ſo gut ichs vermochte beſchrieb. „Ach Gott! ſeufzte er: könnt' ich's doch hören!" — „Und ſollte das unmöglich ſeyn?" erwiederte ich. „Der Schimmel bringt dich in den Schloßgarten unter die Fenſter des Muſikſaales. Werden dieſe geöffnet, ſo entgeht dir bei der ſtillen Luft gewiß ſelbſt das leiſeſte Piano nicht." — „Ja! rief er freudig: ſo iſt's möglich!" und beſtellte ſogleich das treue Roß, während ich vorauseilte, um den Muſikern die frohe Nachricht zu bringen: unſer alter „Kunſtfreund" höre ihnen im Garten zu. Alle liebten ihn und gaben ſich nun um ſo mehr Mühe, ſo daß das unvergleichliche Stück faſt noch mit größerem Fleiße, als ſelbſt bei der Haupt-Aufführung im Hofkonzerte gegeben wurde. Ich ſtand am offenen Fenſter und verſtändigte mich mit dem unten haltenden Reiter durch allerlei Winke über ausgezeichnete Stellen. Aber bald unterblieb auch dieſes leiſe Geſpräch; denn eine tiefe Rührung hatte ſich des ent-

zückten Freundes bemeistert. Seine Thränen flossen reichlich — und wie hätte ich da noch die meinigen zurückhalten können! — Seine überströmenden Augen waren nach Osten, nach jener Gegend hingewendet, wo — nicht weit entfernt — der Friedhof lag. — So gab mir mein geliebter armer Freund das Bild eines dorthin heimkehrenden Pilgers, der jetzt nur noch eine kleine Weile auf der letzten Strecke des Weges anhielt, um noch etwas Schönes aus dem lichten, lieben Leben hinüber in die dunkle Nacht des Grabes mitzunehmen. — Es war die letzte große Musik, die er hörte! —

Aus des Dichters Begeisterung für die Kunst in jeder ihrer Richtungen, entwickelte sich eine Idee, die er mit steigendem Eifer verfolgte und allmälig zur liebsten Hoffnung ausbildete. Bei der sichern Aussicht auf ein kurzes Erdenleben wollte er nicht gern scheiden, ohne auch für's größere Vaterland etwas recht Würdiges, dauernd Wohlthätiges in Anregung gebracht, und — so weit dieß vom einzelnen, in allen Mitteln beschränkten Privatmanne abhing, — gestiftet und fest begründet zu haben; darum ergriff er als Kranker mit neuer Wärme den Plan, auf welchen er in den „reisenden Malern" hingedeutet, den er aber eigentlich noch weit früher in der Fülle seiner Jugendkraft erzeugt hatte: den Plan zur Gründung einer allgemeinen deutschen Kunstschule. Bereits im J. 1803 übergab er den

Entwurf desselben einem seiner geehrtesten Gönner, und ein, dieser Zusendung bald folgender Brief ist wohl in jeder Hinsicht so bezeichnend für Wagners edle Kräftigkeit, daß wir das Wesentlichste des Inhaltes hier mitzutheilen uns gedrungen fühlen:

„.... In der Hoffnung, daß vielleicht nunmehr mein Mspt. einiger gnädiger Blicke gewürdigt worden sey, — daß also nun meine Idee, und zugleich der ganze Mensch, (der hier, mit allen seinen Verzeihlichkeiten und Schwächen, von jener so unzertrennlich ist) offen vor den Kennerblicken daliege, möchte ich jetzt noch einmal alle jene geheimnißvolle Macht, womit ein Herz zu rühren und rührend zu bitten vermag, aufbieten, um Ew. ꝛc. hier gewiß alles vermögenden Schutz für mein Vornehmen, und das damit so nahe verwandte Glück meines Lebens zu erflehn. Ach, wohl möchte ich die tiefverborgensten Quellen unsres Sprachreichthumes aufsuchen; — die werthesten Momente aus Ihrer Kindheit, gnädiger Herr, möchte ich zu Hülfe rufen und die heiligen Bilder der Vergangenheit, — ja, selbst das Geliebteste vom Leben, das schöne sanfte Bild Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin, möchte ich um freundlichen Beistand beschwören, wenn ein Geist wie der Ihrige — bestechbar wäre!

Ueberlassen Sie mein kleines liebes Werk nicht dem verschlingenden Strome der Vergessenheit zum Raube!

Sey auch der Bau meines Planes in Rückſicht auf äußere Beſtimmtheit und auf das Techniſche noch mangelhaft, ſo wird er deſto leichter auf jede wirkliche Stadt anzupaſſen ſeyn. — Sey die Rechnung auf den Gemeingeiſt auch hier und da bei unſern kaltgewordenen Deutſchen trüglich, ſo iſt ſie doch im Allgemeinen nach den vernünftigſten Reſultaten der Menſchenkunde gezogen, und muß alſo auch in der Summe ſehr wenig fehlen. Wahrlich, unter dem Panier des Glaubens und der Beſtändigkeit rief ſchon mancher muthige Menſch zuletzt: c'étoit un songe, mais mon songe n'étoit pas mensonge! — Nur der ſchwere Anfang iſt einzig der Obrigkeit möglich; — aber mit ihm iſt auch zugleich jener unterirdiſche Zauberpilz gefunden, welcher Herzen und Seckel für die Kunſt magiſch erſchließen wird."

„Möchten mir doch die Götter dieſer Erde nur ein Weniges zur Friſtung meines Lebens, (damit der Rauch des eignen armen Herdes nicht zu früh verſiege,) und ein Jahr Zeit (zu Beendigung meines Kunſtſtudiums, inſoweit es noch zum Plane nöthig iſt,) gnädig gewähren; und meine echten deutſchen Brüder würden gewiß mich dann nimmer — nimmermehr, wie Feigherzige, im Stiche laſſen! Ihre Zahl iſt ja vielleicht tauſendmaltauſend! — Noch blüht mein Leben in voller rauſchender Kraft; und bis es ermattet, und bis der letzte Hoffnungsquell mit der letzten Thräne um das un-

erreichbare Ziel versiegt, soll doch die Seele getreu und liebend nach jenem schönen Ziele ringen!"

„Worte des Dankes, mein gnädiger Beschützer, sind Kinder der Armuth; aber das Herz kennt einen Reichthum, welchen nur Wünsche und Thränen aussprechen. Selbst die Kunst dankt nur in Gesängen und versinnlichten Gedanken; aber schon so macht sie das Leben ihrer Freunde zum blüthenvollen Tempe!"

* *

Dieser so lange vorbereitete Plan trat nun endlich im J. 1808 als Beilage zu den „Reisen in die Heimath" vollständig ans Licht. Im voranstehenden „Aufruf an alle Deutsche" sind treffliche Gedanken und Winke zerstreut; fast rührend für den Leser drückt sich darin der patriotische Eifer für deutschen Ruhm und für die Förderung der edlen Kunst in reiner, eindringlicher Herzenssprache aus. Das ganze Gebäude steht im Umrisse vollendet da, und es fehlet bloß noch — am Fonds für die Baukosten!

Enthusiastischen, phantasiereichen Menschen gilt das aus Erdenkoth heraufgewühlte Silber, ja selbst das „Laufegold" (wie es der liebe Dichter des allbekannten Weinliedes schimpft) so wenig, daß sie um die Herbeischaffung desselben sich nicht sonderlich kümmern, und ihre schwungreichen Plane durch den dummen trägen Mam-

mon nicht stören lassen wollen. „Wie?“ fragte der für seine Idee Begeisterte: „Es sollten im großen deutschen Vaterlande nicht wenigstens hunderttausend Männer leben, die für edle gemeinsame Zwecke nicht gern ein paar Thaler aufzuopfern bereit wären? — Gewiß hat es bis jetzt bloß am ersten kräftigen Anstoß gefehlt! Laßt uns in Gottes Namen den Versuch machen; es muß gelingen!“

Die vertrauteren Freunde schüttelten dazu theils bedenklich den Kopf, theils riethen sie geradezu ab *); ja Manche fanden schon in der Idee des Planes etwas Krankhaftes: doch Wagner ließ sich's nicht irren! Mit Aufopferungen, die für ihn allerdings bedeutend waren, suchte er das allgemeine Bekanntwerden des Vorschlages zu bewirken. Da er nur wenige Freiexemplare vom Verleger bekam, so mußte er die Menge der Ausgetheilten baar bezahlen und hatte nach allen Seiten hin Briefe zu schreiben und portofrei zu versenden; so daß er wahrscheinlich jenen Theil der „Reisen,“ der den Kunstplan enthält, so gut wie umsonst geschrieben haben möchte; — Er, dem jener wohlverdiente Lohn für das sorgenfreie Bestehen seiner Familie so unentbehrlich war!

*) Manche, den Kunstschulplan betreffende inhaltreiche Bemerkungen findet man in den gesammelten Briefen der „Mittheilungen aus Ws. Nachlaß.“

Es fehlte anfangs nicht an Männern von Gewicht, welche, von dem Großartigen der Idee ergriffen, den Dichter darin bestärkten. Selbst einer der ausgezeichnetsten von Deutschlands echten Bürgern und Schriftstellern trug vielleicht dazu durch seine belobenden Briefe (die wir in den „Mittheilungen" unter Nr. V. liefern,) nicht wenig bei. Im dritten dieser Briefe (17. Dec. 1809) ließ der wackre Mann auf „baldige erfreuliche Nachricht" hoffen; allein sie wurde zu einer späten, ziemlich unerfreulichen. Sie erfolgte erst im November 1810; also am Ende eines Jahres, wo Preußens König und Volk einen großen Verlust betrauern mußten. Und so wie in Berlin für den Kunstschulplan nichts geschehen und nichts zu hoffen war, so verhielt sichs allenthalben. Machten auch einige Fürsten (vor Allen der kunstliebende Dalberg) Miene, sich der Sache thätig anzunehmen; gingen sogar einige einzelne Geldbeiträge vorläufig schon ein: so war doch in der öffentlichen Theilnahme weder Allgemeinheit, noch Kraft und Nachdruck zu erkennen, bis zuletzt nur noch des armen Wagners Stimme, wie die des Predigers in der Wüste, allein ertönte, und nirgends Erwiederung fand. Da konnte der brave Kunstfreund, der auf die großartigen Gesinnungen seines Volkes mehr, als schicklich war, gerechnet hatte, sich's nicht länger verhehlen, daß die „Kopfschüttler und Achselzucker" denn doch Recht behielten. Er lernte einsehen,

daß es einem armen deutschen Dichter nicht gezieme, den mächtigen, hochmüthigen, metallherzigen Götzen der Welt mit seinem papiernen Zauberstab herbeiwinken und bannen zu wollen. Weniger das Bedauern seiner dargebrachten Opfer, als ein gewisses Schämen und Bereuen des sichtbaren Mißgriffs in der Beurtheilung der deutschen Millionen, so wie in der ganzen Berechnung seines Bauriſſes, verbitterten ihm manche schöne Stunde. Wenn er sich in der genialen Einleitung zum „Fibelschütz" mit humoristischer Scherzhaftigkeit darüber herausläßt, so blickt gleichwohl die tiefe Kränkung immer noch deutlich genug hindurch. Eine seltsame Wendung der Sache legte ihm einen wehthuenden Dank da auf, wo die gehoffte allgemeine Theilnahme für die Kunst sich in einzelne Geschenke für ihn auflöste. —

Kaum war „Ferdinand Miller" beendigt und „Isidora" ziemlich weit vorgerückt, als Wagner schon wieder zwei neue Werke begann. Das Eine, „Thalheim, ein Roman," ward zwar nicht bis zum Schlusse, aber doch wenigstens bis zu einem Punkte fortgeführt, wo sich eine Uebersicht vom Ganzen gewinnen läßt. Die Grundzüge desselben, — obgleich hier und dort nur flüchtig entworfen, — sind dennoch scharf und kenntlich genug angegeben; die Fabel ist anziehend; die Ausführung bietet feine psychologische Entwickelungen ungewöhnlicher Lebensverhältnisse dar; so daß es dem Her-

ausgeber der gesammelten Werke des Dichters nicht wohl zu verzeihen gewesen seyn würde, wenn er dieser letzten romantischen Arbeit nur obenhin hätte erwähnen, und nicht vielmehr das halb ausgeführte Gemälde in erkennbaren Umrissen aufstellen wollen. — Dieß geschah in den früher erschienenen „Briefen über den Dichter E. Wagner." Es hat aber das Fragment, selbst in dieser Gestalt, so viel Theilnahme erregt, daß es nunmehr in den angefügten „Mittheilungen" (unter Nr. II.) vollständiger gegeben werden darf.

Die Schwierigkeit leuchtet ein, in die Robinsonade, — einen so vielfach benutzten, ja fast abgenutzten, Stoff, — noch jetzt neu anziehende Kraft zu legen, und man fühlet um so mehr mit Vergnügen, daß die Aufgabe geistreich gelöst worden sey. Ein gewisses sorgfältiges Ausmalen kleiner Umstände und Ereignisse hielt der Vf. mit Recht gerade für diese Gattung der Erzählung unerlaßlich. Leser, welche sich noch der reizenden Unterhaltung bei ihrem alten Robinson Kruso lebhaft erinnern, werden auch bei unserm Robinson Thalheim manche umständliche Schilderungen aus dem Nothstande des von der Welt Abgeschiedenen nicht mit der gewöhnlichen breiten Romanen-Langweile verwechseln, und am Schlusse des Bruchstückes gern gestehn, der Dichter habe sich weder in der Wahl seines Gegenstandes vergriffen, noch auch würde er in der Behandlungsweise desselben

hinter seinen früheren Leistungen weit zurückgeblieben seyn, wenn er das Ganze hätte vollenden dürfen.

Wenn Wagner diese Robinsonade mehr als ein leichtes Erholungsspielchen der Phantasie betrachtete, so widmete er einem andern unternommenen Werke desto größeren Ernst; — einem Werke, welches unter den übrigen am meisten geeignet seyn dürfte, die damals vorherrschende Stimmung seines Gemüthes zu bezeugen. Unter dem einfachen Titel: „Jesus von Nazareth" wollte er nämlich eine treue Zusammenstellung der evangelischen Geschichtsbücher versuchen. Er that es nicht ohne Rathfrage bei einigen der ausgezeichnetsten Theologen. So z. B. wendete er sich gleich anfangs an den ehrwürdigen Griesbach in Jena, der ihn auch, nach der Durchsicht einzelner Probestücke, mit aufrichtiger Anerkennung zur Fortsetzung ermunterte.

Ohne Zweifel war diese Schrift, in Beziehung auf ihren Verfasser, bei weitem die wichtigste, die ihm aus der Feder, — oder wie ich eigentlich sagen sollte, — aus dem Herzen, geflossen war. Als er nun täglich jene heiligen Schriften vor Augen hatte, um den erhabenen Inhalt von allen Seiten zu erwägen und zu vergleichen — da schien ihm erst das rechte Licht über den Reichthum ihres unerschöpflichen Schatzes rein aufzugehn! Als Dichter, protestantischen Glaubens, — d. h. dem blinden entsagend, — war er doch der

Verſuchung vieler Gleichgeſtimmten unſrer romantiſchen Zeit nicht ganz entronnen; — der Katholicismus ſchimmerte ihm, nach ſeiner glänzenden Außenſeite, von einer gewiſſen poetiſchen Ferne her entgegen; und dieſe kleine Verirrung der Phantaſie wird der Kenner beſonders in ſeiner „Reiſe in die Heimath" hier und da ahnen müſſen. Dagegen gab es gewiß keine vollſtändigere Kur, als ein ernſtes fortgeſetztes Studium des Evangeliums! Wie vollkommen er ſich geheilt fühlte, das beweiſen die letzten Zeilen die er gedichtet, und mit welchen wir dieſes ganze Werk am würdigſten zu ſchließen meinten. (S. den Schluß von Nr. VI. der „Mittheilungen.")

Das göttliche Wort: „Suchet, ſo werdet ihr finden" bewährte ſich bei ihm auf das Herrlichſte. Von allen Freunden, die in der Folge während ſeiner peinlichen Krankheit die ſtille Geduld, unwandelbare Sanftmuth, Beſonnenheit und Geiſtesheiterkeit des Siechen bewunderten, gab es nur Einzelne, welche es wußten, wie unendlich viel er in dieſer Hinſicht ſeinem „Jeſus von Nazareth" verdanke.

Die einzelnen Abſchnitte der heiligen Erzählung theilte der Vf. von Zeit zu Zeit einigen Gelehrten und Freunden mit, welche dem Verlangen: das Werk mit ihren Bemerkungen zu begleiten, freudig entſprachen.

Das unvollendete Buch blieb zuletzt in den Händen eines Mannes, von welchem wir vor Allen einige nähere

Kunde einzuschalten haben; theils um seines eigenthümlichen Werthes, theils um der innigen Freundschaft Willen, mit welcher Wagner in seinen letzten Lebensjahren ihm ergeben war.

Der Freiherr Chr. von Truchseß, ehemaliger kurhessischer Major, gehörte zwar zu Ws. späteren Bekannten, bald aber zu seinen Geliebtesten auf Erden. In ihm that sich die Biederkeit und Kraft des echten alten Ritterthumes einem Jeden unverkennbar kund, der die hohe, breitschulterige, kernfeste Gestalt mit den Idealen der Ritterzeit, z. B. eines Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen ꝛc. verglich. Ein treuer, fester Muth, immer und überall für Wahrheit und Recht zu sprechen, wie zu handeln; — ein gerades, gesundes, unbestechbares Urtheil über Menschenwerth und Menschenthat; — ein großartiger Sinn, nach welchem er den Geringsten Achtung bewies, wenn er sich ihm als redlich und vernünftig bewährt hatte, — im Gegentheil aber auch den Vornehmsten verachtend mied, sobald er die heiligen Forderungen der Humanität unerfüllt ließ; — eine höchsteinfache, herzliche Umgänglichkeit, wodurch er alle gemüthliche Menschen, die sich seinem Kreise näherten, unwiderstehlich in denselben hineinzog, um ihre Herzen sich auf ewig zu gewinnen; — freie Selbstständigkeit des Geistes, Festigkeit der Grundsätze, gebaut auf religiöse und reinsittliche Ueberzeugungen; eine kunstsin-

nige Liebe für die gelungensten Geisteserzeugnisse deutscher Schriftsteller, verbunden mit einer, sich selbst richtig leitenden Wahl und mit geläutertem Geschmack bei ihrem Genuß: — alles dieses sind Eigenschaften, wie sie wohl nicht häufig sich in Einem Manne vereinigt finden möchten!

In unabhängiger Wohlhabenheit bewohnte Truchseß einen Ritterſitz seiner Ahnen, die Bettenburg, im K. Baiern'schen II. Mainkreise gelegen. Ein Haus von alterthümlichem Aussehen, aber recht wohnlich eingerichtet, und besonders von diesem Bewohner im Innern sinnig und geschmackvoll ausgeschmückt. Doch bleibt der schönste Schmuck seines Schlosses die unvergleichliche umliegende Gegend. Schon die hohe Lage auf dem Vorsprung eines Waldgebirgs bietet den reizendsten Fernblick in die fruchtreichen Niederungen gegen den Main hin; nicht minder ansprechend ist die schöne Nähe; denn durch vieljährigen Fleiß hatte Truchseß die Umgebung des Schlosses zu einem großen Garten umgeschaffen, worin Schönheit und Nutzbarkeit immer in Gemeinschaft berücksichtigt, und keine über der andern vernachlässigt worden. — Den meisten deutschen Pomologen ist der Name Bettenburg nicht fremd; eine der vorzüglichsten Pflanzschulen, besonders für die mannigfaltigsten Kirschen-Arten, hat ihn berühmt gemacht; so wie auch der fleißige Pfleger dieser herrlichen Anlage gerade über

jenen schwierig zu bearbeitenden Theil des Obstbaues das reichhaltigste und gründlichste, überall auf sorgfältige vieljährige Erfahrung gebaute Werk geliefert hat. *)

Die Burg des edlen Ritters war vielbesucht; — eines jener guten Häuser, die des herausgehängten Schildes nicht bedürfen, um eine Menge Gäste hineinzulocken. Lästig wurden allerdings dem gutmüthigen Wirthe gar manche dieser Besuche: dagegen aber fand er sich wieder reichlich entschädigt durch wahren Seelengenuß, so oft Menschen nach seinem Sinn und Herzen bei ihm einkehrten.

Ernst Wagner hätte außer „Wilibalds Ansichten des Lebens" kein andres Buch mehr zu schreiben gebraucht, um sich diesen geschmackvollen enthusiastischen Freund der schöngeistigen Literatur für immer zu gewinnen. Jener Roman hatte ihn so sehr angesprochen, daß er ihn ohne Weiteres für den besten erklärte, den er jemals gelesen, und von nun an sehnte er sich auch nach

*) Der Freiherr von Truchseß hatte Jahre lang an diesem Werke gearbeitet, mußte aber zuletzt, da seine Augen an der beginnenden Staarkrankheit immer mehr litten, die Herausgabe durch einen sachkundigen Freund, den Pfarrer Heim, besorgen lassen. Es ist im J. 1820 im Cotta'schen Verlage erschienen, und von Kennern als klassisch in seiner Art anerkannt worden.

des Dichters persönlicher Bekanntschaft. Meiningen war ihm längst ein lieber Ort gewesen, theils weil zwischen dem Herzog Georg und ihm ein festes Band wechselseitiger Achtung und Freundschaft geknüpft gewesen, theils auch weil er zuweilen einen seiner vertrautesten Jugendfreunde, den Staatsminister von Könitz, dort besuchte. So machte sich denn auch Wagners Bekanntschaft leicht, und dieser war entzückt vom neuen Bekannten.

„Er ist ein Mann: — nimm alles nur in Allem!
Ich habe seines Gleichen nicht gesehn!“

antwortete mir Wagner aus dem Hamlet, als ich, — der Fruchtes früher gekannt, — ihm sein Urtheil abforderte. Bald ward nun ein Besuch auf Wittenburg verabredet. Wagner machte die Reise in Gesellschaft des jungen Herzogs Bernhard mit mir, dem Führer desselben, und einigen kleinen Spielgesellen. *) Dieser Ausflug, dessen in mehreren Briefen der „Mittheilungen“ erwähnt wird, gehörte ohne Zweifel zu den schönsten Genüssen von Wagners letzten Lebensjahren!

*) Unter diesen war der kleine Anton Wagner, den die Leser vielleicht schon lieb gewonnen haben. Es war des holden Knaben erste bedeutende Reise und daher sein Entzücken grenzenlos.

Wir zogen am heitersten Tage eines ungemein freundlichen Frühlings (1808) von Meiningen aus, und schon der Weg selbst entzückte uns, wie vielmehr sein Ziel! Das Angenehme der Fahrt durch lauter saftgrüne, von Buchenwäldern umkränzte Wiesengründe hin, die jetzt ihre vielfarbigen Blümchen eilig aufthaten; die würzig frische Mailuft; die traulichen, mit Scherz und Ernst wechselnden Gespräche; der Reisejubel unsrer jungen Gefährten, — und dazu die Erwartung eines mehrtägigen Aufenthaltes bei unserm würdigen Freunde, der — wir durften es glauben — unsrer Ankunft sehnend entgegensah: das Alles machte uns unbeschreiblich glücklich auf unsrem Hinwege. War nur das Beschwerliche des Ein- und Aussteigens, — unvermeidlich anstrengend für Wagners unbeholfenen Zustand, — jedesmal erst überwunden, dann stimmte sich in Kurzem die Unterhaltung wieder heiter, und Ernst vergaß aller Leiden so vollkommen, daß er uns bald durch die anmuthigsten Erzählungen ergötzte, bald durch die gründlichsten Späße zu lautem Lachen reizte.

Die Genüsse unseres Wettenburger Aufenthaltes übertrafen die gehegten Erwartungen noch weit. In diesem edeln Hause fügte sich alles sogleich in eine gewisse regelrechte Ordnung, durch welche der Gast schon in den ersten Stunden in seiner Heimath zu seyn glaubte. Der ganze Vormittag blieb unsrer freien Verwendung anheim-

gegeben. Jeder that nach seinem Gelüste. Wagner ließ sich gewöhnlich in den Garten herabführen, und blieb dort, mit der Schreibtafel in der Hand, am liebsten allein; ich durchstreifte Feld und Wald, oder stöberte in der trefflichen Bibliothek umher; unser ehrwürdiger Hausherr besorgte seine Geschäfte und bedeutende Korrespondenz*); die jungen Freunde aber hatten mehr zu thun, zu laufen, zu sprechen und zu veranstalten, als wir Alle. Ein einfaches, aber köstliches Mahl vereinigte uns endlich, und der ganze übrige Tag trennte uns nicht wieder. Ein Gespräch über Literatur war unserm Wirth der köstlichste Nachtisch; eine schöne Erinnerung poetischer Genüsse verdrängte die andere, und nicht selten mußte aus dem reichen Bücherschatze des Freiherrn auf der Stelle etwas eben Besprochenes herbeigeholt werden, zu erhöhtem gemeinsamen Genuß. Gegen den Abend hin gab's gewöhnlich einen Spaziergang durch die anmuthigen Pflanzungen des lieben Gärtners, wobei uns Ernst

*) Außer dem Vergnügen, gute deutsche Schriftsteller zu lesen, kannte Arnsfels kein größeres, als an sie zu schreiben. So stand er unter andern in Briefwechsel mit H. Voß, Rochlitz, von Hanwald, La Motte Fouqué und mehreren befreundeten Dichtern. Fr. Rückert war in seinem Hause immer ein willkommener, oft wiederkehrender Gast.

auf einem verſtändigen, geduldigen Rößlein begleitete, welches man mit großer Sorgfalt für ihn ausgeſucht hatte. Es bewährte aber auch vollkommen das Vertrauen, deſſen es nach langen Dienſtjahren gewürdigt worden; denn nur wenige Pferde möchten bei dem ſchreckhaften Unfall, der uns auf einem unſrer Spaziergänge betraf, gleiche Ruhe und Beſonnenheit bewieſen haben! Es war nämlich im Park des Schloſſes eine tiefe Waldſchlucht von einer Holzbrücke überbaut, welche zu einem ſchauerlich ſchönen Plätzchen, zur ſogenannten Todtenkapelle, hinüberführte. Die Namen aller hingeſchiedenen Freunde hatte der Stifter dort auf Denktafeln eingeſchrieben und weihte im einfach verzierten, von hohen Bäumen dichtüberſchatteten Raume zuweilen eine ernſte Stunde der Erinnerung an ſo vieles Erlebte, — Genoſſene, — Verlorne. Schon das Herzunah'n zu dieſem geweihten Tempelchen, deſſen Eingang der Genius mit umgekehrter Fackel bewachte, bereitete eine feierliche Stimmung vor, ſo daß wir alle ſchweigend hinter einander herzogen. Unſer Führer hatte zwar die Haltbarkeit der Brücke geprüft, gleichwohl aber den alten Birkenpfählen, über welche jetzt zum erſten Male ein Pferd ſchreiten ſollte, allzuviel getraut; denn als der knieſteife Reiter mitten darauf war, brachen einige morſchgewordene Hölzer; des Pferdes Vorderfuß trat durch — uns allen entfuhr ein Schrei des Erſchreckens: aber das

brave Thier kam nicht aus dem Gleichgewicht, — zog behutſam den Fuß aus der Spalte, und ſchritt dann vollends ſo ſchnell und ſicher hinüber, als hätte es weniger die Größe der Gefahr, als den unſchätzbaren Werth ſeiner Bürde geahnet.

Welch' ein Schreck; aber auch welches Entzücken! Der gerettete Dichter, glücklich am Tempel angelangt, blickte uns mit einem eignen Lächeln an, und klopfte dankbar den Hals ſeines treuen Pferdes. — Uns alle, die lieben Knaben nicht ausgenommen, überwältigte die Rührung, und kein Auge blieb trocken, als wir nun Hand in Hand vor den ſchwarzen Marmortafeln ſtanden, von welchen uns aus einer Reihe unvergeßlicher Namenszüge auch die des Herzogs Georg in goldner Schrift entgegenglänzten. „Nicht bloß, weil er ein guter Fürſt, ſondern weil er ein trefflicher Menſch war, ſteht ſein Name hier!" ſagte der hochherzige Truchſeß. —

Die ſchönen, idyllenartig verlebten Tage ſchwanden uns viel zu ſchnell! Unſer Freund ſchied mit der feſten Ueberzeugung, auch ſein Name werde bald auf jenen dunkeln Tafeln der Erinnerung ſtehen.

Die Hoffnung eines zweiten Beſuches der Bettenburg ging nicht in Erfüllung. Zum Troſte kam bisweilen der liebe Burgherr zu ſeinen, immer auf ihn harrenden Freunden nach Meiningen. Das Verhältniß zwiſchen ihm und Wagnern wurde von da an immer inni-

ger, bis zum brüderlichen „Du." — Er ſchrieb nichts mehr, ohne es vor allen ſeinem Bettenburger Freunde mitzutheilen; und ſein Urtheil wog ihm viele andre auf. So war Er auch im Beſitz des oben erwähnten unvollendeten Werkes: „Jeſus von Nazareth" geblieben; und erſt vier Jahre nach Ws. Tod erhob ſich unter ſeinen Freunden die Frage: „ob man nicht, mit Berückſichtigung der beigefügten, von H. Voß zuſammengeſtellten Anmerkungen dem Werke die letzte Feile geben ſolle, die der Vf. ſelbſt noch vermißt hatte, um es dann dem Druck zu übergeben?"

Unter meinen Papieren findet ſich ein Brief an Truchſeß, den ich in den „Mittheilungen" (unter Nr. V. 15.) deßhalb unabgekürzt aufgenommen habe, weil er meine Ueberzeugung auch gegenwärtig noch ausſpricht.

Es folgten auf dieſen Brief mehrere Verhandlungen des Gegenſtandes; aber das Reſultat neigte ſich dahin: „Wagners Mſpt. ſey in der gegenwärtigen Geſtalt, dem Willen des Verſtorbenen gemäß, nicht bekannt zu machen; ſondern es müßten zuvor die geſammelten Bemerkungen benutzt, und wo möglich das Ganze vollendet werden." — Das Mſpt. iſt nämlich noch nicht bis zum Beginn der Leidensgeſchichte des Heilandes durchgeführt.

Von den Freunden trug jeder Bedenken, es abzuändern und zu vollenden; ſo blieb es zurückgelegt bis jetzt, wo ich von Wagners Vertrauteren noch allein, —

wenigstens abgetrennt von den Wenigen stehe, die in der Ferne leben. Ich darf es daher um so weniger wagen, dem Wunsche der hingeschiedenen Freunde entgegen zu handeln; und so mag denn jene ehrwürdige Reliquie aus Ws. Nachlaß nur für seine Hinterlassenen ein erbauliches Andenken bleiben. Das Ganze ist so gestaltet, daß man nur ungern daran ändern, eigne oder fremde Meinungen hineinstümpern mag. Am allerwenigsten getraue ich mir, bei diesem Werke zu verbessern, was mein Freund entworfen, — oder zu vollenden, was Er begonnen hat. Nur einige Bruchstücke des Mspts. glaube ich, zur Bezeichnung der Darstellungsweise, den Lesern schuldig zu seyn, und gebe sie daher in den „Mittheilungen." (S. die Beilage zu Nr. V.)

Wir kehren von des Dichters unvollendeten Werken zu seinem vollendeten Leben zurück. — Denn glauben wir, der Sterbliche habe dann das Ziel seines irdischen Daseyns erreicht, wann seine Gefühle und Triebe geläutert, — seine Kräfte durch Anstrengung, Opfer und Leiden der Zeitlichkeit geübt und gestärkt, — seine edleren geistigen Anlagen ausgebildet und auf das Göttliche, Ewige hingelenkt worden sind: — so dürfen wir allerdings das Erdenleben unseres Freundes, obwohl es im

vollen männlichen Alter schloß, dennoch für vollendet halten, zu unserm Troste!

Sein körperliches Siechthum ward stets bemerkbarer. Die so nothwendige Bewegung des Reitens hatte aufgehört, seit es dem Kranken nicht mehr möglich war, seinen alten treuen Schimmel zu besteigen. Nur nothdürftig ersetzte diesen empfindlichen Mangel die Fahrt im Wagen; aber auch dabei war das Ein- und Aussteigen mit großer Anstrengung verknüpft. Eine nicht hohe Treppe hinanzusteigen, kostete ihm fast eine halbe Stunde Zeit; auf den letzten Stufen zitterte er vor Ermattung und der Schweiß floß ihm von der Stirne. Wie vieles mußte er sich nun abermals versagen, was ihn bisher noch erquickt hatte! An Besuche bei seinen Freunden war gar nicht mehr zu denken; die kleinen Spazierfahrten zeigten ihm nur die lieben Berge von ferne, wo er sonst so glücklich gewesen war; selbst das Schreiben fing an, öfter beschwerlich zu werden. Gleichwohl hofften die Seinigen, daß er in diesem bedauernswürdigen Zustande noch Jahre lang ausdauern könne; und ihre Hoffnungen wären vielleicht erfüllt worden, hätte sich nicht am Schlusse des Jahres 1811 eine neue schwere Krankheit dem älteren Uebel beigesellt. Von diesem traurigen Ereigniß giebt seine geliebte Tochter Luise dem Herrn v. Truchseß in folgendem Briefe Nachricht:

D. 17. Dec. 1811.

Wir lieben Sie alle ſo herzlich und ſind von Ihrem Schreiben ſo ſehr gerührt, daß wir zu Ihnen nicht anders, als wie Kinder zu ihrem lieben Vater zu ſprechen wiſſen, und hoffen auf Verzeihung.

Nun wollen wir Ihnen ganz treu des Arztes Meinung, unſers Vaters Gefühl und ſeine Krankheit berichten. Es iſt ein Nervenfieber, welches mit heftigem Rheumatismus anfing. Gleich in den erſten Tagen fühlte unſer Vater, daß er ſterben würde; da er aber den gefährlichen dreizehnten Tag überlebt hatte, und jedermann ſagte, daß der Kranke ſich bei ſolchen Fiebern immer ſchlechter fühle, als es wirklich ſey, ſo faßten wir wieder Hoffnung, beſonders als es mit jedem Tage etwas beſſer ging.

Nun iſt aber ein ſehr übler Umſtand hinzugekommen; der Kranke hat ſich nämlich wund gelegen und leidet daran die fürchterlichſten Schmerzen. Es ſind ſchon einige tiefe Wunden da, und ſogar eine brandartige, welche ſchwer zu heilen iſt, da er ſchlechterdings in keine andere Lage gebracht werden kann. Heute glaubt der Vater feſter als je, daß er ſeiner von ihm ſehnlichſt gewünſchten Auflöſung nahe ſey.

Ach, gnädigſter Herr! Wenn man ſieht, was er leidet, und wie himmliſch gut und geduldig er dabei iſt, glaubt man ſein Beſſeres ſchon im Himmel und ſtimmt

in seine Wünsche ein. — Der Doktor meint, daß er wieder auf dem Weg der Besserung sey, und daß sich nach und nach alles heben werde ꝛc.

In der That war es den Bemühungen des geschickten Arztes, Dr. Jahn, (auch als ärztlicher Schriftsteller rühmlich bekannt,) gelungen, die Kraft des Fiebers zu brechen; allein der Zustand des Kranken blieb gleichwohl in trauriger Hülflosigkeit. Die Schmerzen an den wund gewordenen Stellen mußten ihm, bei der fast unbeweglichen Steifigkeit des sehr fleischigen Körpers, große Quaalen verursachen, welche sich aber fast nur durch leise Seufzer aussprachen. Männlicher, christlicher, als Er, kann kein Leidender dulden!

Selbst in der letzten Zeit schien bisweilen noch die Hoffnung einigen Raum zu gewinnen, wie sie sich in einem der folgenden Briefe Luisen's an Truchseß äußert:

„Schreiben und lesen kann unser Vater noch nicht, doch grüßt er Sie mit einem Seufzer. Arzt und Chirurgus finden die Wunde besser aussehend; die Schmerzen sind vermindert."

„In der vergangenen Nacht hatte er einen, für ihn und uns so schönen Traum! Es träumte ihn, seine Wunden wären ganz heil und er könne sich leicht herüber und hinüber bewegen, und ruhte so sanft. Ach,

wollte doch Gott, daß dieser Traum bald in Erfüllung ginge! ꝛc.“

Den letzten Brief der guten Tochter vom 13. Januar 1812 theilen wir ebenfalls mit, da sich in der kindlich einfachen Sprache desselben das schöne Gemüth dieser früh Vollendeten auf eine rührende Weise ausspricht.

„Seit langer Zeit habe ich keine so herzliche Freude gehabt, als über Ihren freundlichen Vorwurf, daß ich Sie nicht hätte grüßen lassen; denn ich sah daraus, daß Sie sich meiner noch erinnern. Es fiel mir zwar neulich nicht ein, Ihnen etwas sagen zu lassen; aber dabei war mir's doch, als stände der Freund meines Vaters vor mir, und bemerkte es, wie ich ihm danken wollte und keine Worte zu finden wüßte für die treue Liebe und Theilnahme an meinem geliebten Vater, die sich in den schönen Briefen an meine Brüder ausspricht.“

„Leider können wir noch immer nicht sagen, daß es besser mit dem Vater gehe. Aller Anstrengung ist es noch nicht gelungen, die Wunden völlig zu heilen; doch wird's ja mit Gottes Hülfe endlich gut werden! Könnte der Vater nur erst das Bette verlassen! Daran verhindert ihn aber die große Schwäche und die Geschwulst an den Beinen. Wenn die Schmerzen nachlassen, ist er immer sehr heiter, und dann läßt er sich zuweilen einen Brief von seinen Freunden vorlesen. Den letzten von

Ihnen hat er mit groſser Rührung angehört und den Brüdern aufgetragen, Sie zu grüſsen.“

„Wenn unser ganzes Leben aus lauter Dank beſtände, so könnten wir doch der engelguten Antonie nicht vergelten, was ſie an uns gethan, wie treulich ſie uns beigeſtanden hat. Seit ungefähr vier Wochen hat ſie aber ſelbſt viel Plage, weil die kleine Karoline, die ſie erzieht, krank iſt.“

„Bisher ſchrieb ich Ihnen, Gott weiſs wie ungern! lauter Unangenehmes; vielleicht freut es Sie, nun zu hören, daſs meine Brüder fortfahren, Fortſchritte im Zeichnen und Malen zu machen. Anton ſetzt jetzt die Raphaeliſche Madonna della Sedia in Paſtell, und es geräth recht gut; dabei kopirt er das ſchöne Bild der Königin von Preuſsen für die Frau Herzogin, und der Maler Schröder iſt damit zufrieden. Auch Karl*) beſſert ſich jetzt, beſonders im Erfinden der Landſchaften und malt ſie in Oel. Es iſt nur Schade, daſs er hierin ſo ganz ohne Unterricht iſt!“

„Leben Sie tauſendmal wohl!“

---

*) Dieſer jetzt noch einzig zurückgebliebene Sohn W's. bildete ſich, von ſeinem edlen Herzog auf das groſsmüthigſte unterſtützt, in Dresden zum Landſchaftsmaler aus. Von ſeinem faſt dreijährigen Aufenthalte in Rom kehrte er im Herbſte 1825 mit reicher Ausbeute und rühmlich vorgeſchrittener Kunſtbildung heim.

Die Freundin, deren Luise im voranstehenden Briefe gedenkt, und deren vollständigen Namen wir, bei dem Andenken an die stille Bescheidenheit dieser edlen Seele, ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht niederzuschreiben wagen, — harrte aus bis an's Ende, welches sich von da an unverkennbar näherte. Aber auch Luise war, nächst der Mutter, als treue, fast sich aufopfernde Pflegerin für den Leidenden ein Engel. So nannte er sie auch stets, und „Engel!" war sein letztes leises Wort. —

Unter den Thränen, welche am Morgen nach der Nacht des 28. Februars über die schnell verbreitete Nachricht von Ernst Wagners Hinscheiden geflossen sind, waren vielleicht auch einige des Dankes, dem ewigen Befreier geweiht! Denn da, wo die Leiden der Erde so herb und unablässig drücken, wird das Versinken in ihre Gräber zu einem errungenen Sieg, und die dunkle Pforte zum Triumphthor der befreiten Seele.

Des Freundes eigne Worte mögen hier schließen:

„So tritt denn hervor, du gute stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet. Laß mich dich einen Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur!"

„Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich netz- und scheibenförmig in, und endlich über jedem ein-

zelnen Leben ausbreitet. Bei den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie Einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmälig mit und aus dem Leben emporwächst, und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt; — aber ein Schirm über allem Lebendigen; ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. — Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl."

„Breite denn auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Male schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebensgrüßen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! — Nie habe ich unmenschlich dich gerufen; nie unmenschlich dich gescheut; denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters! Er will — und du öffnest mir mein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!"

* * *

In der Nähe des herzoglichen Parkes, wo Wagner oft gewandelt; dicht am reizenden Garten, welcher das Haus seiner fürstlichen Wohlthäterin umgiebt, schläft unser Freund in einem nun schon längst eingesunkenen Grabe.

Dort weilte vor einigen Jahren ein durchreisender Dichter, der edle Matthisson, und gedachte des Vollendeten bei dem sich öffnenden Blick auf den stillen Friedhof. In sein Tagebuch schrieb er die herzlichen Worte, in welche so mancher Leser einstimmen wird:

„Ein schlummre in Frieden! riefen wir zur „Grabstätte Ernst Wagners hinüber, dem ich so gern „im Leben hätte begegnen mögen! Denn oft erhoben „seine Bücher meinen Geist und erwärmten mein Herz. „Unser Vaterland hat wenige Männer zu verlieren, „welche, wie Er that, für den Genuß der spätesten Nach„welt mit der Emsigkeit hinarbeiten, als wäre schon „Morgen der Tag der Erndte. Er war wie seine „Schriften. Ruhm und Segen der Asche des echten „Deutschen!“

2.

Mittheilungen

aus dem handschriftlichen Nachlasse

Ernst Wagner's.

I.

Frühere dichterische Versuche.

1.

(Im März 1784.)

Liebe! ſüßes zartes Band,
Das die Menſchen bindet,
Biſt geknüpft von jener Hand,
So die Welt gegründet.

Ha! in meiner Lieben Arm
Fliehen alle Leiden;
Fliehet aller Erdenharm,
Kommen Himmelsfreuden!

Vorſchmack ew'ger Seligkeit
Giebſt du uns, o Liebe;
Und dort in der Ewigkeit
Iſt noch größre Liebe!

Nun, du lieber, lieber Gott!
Biſt ja ſelbſt die Liebe!
Dämmert einſt mein Abendroth,
Sterb' ich Dir — aus Liebe.

2.

An meine Freundin;

zu ihrem vierzehnten Geburtstage.

(1785.)

Ein zärtliches Wörtchen,
Und auch wohl ein Törtchen
So oben drein —
Nicht wahr, das wäre ganz fein,
Und wohl das Beste
An deinem Feste!
Jedoch die Zeiten
Sind leider schwer!
Ein andermal mehr; —
Jetzt nimm nur das Wörtchen.

Durch liebliches Grün
Des Lebens, bei Bächen
Durch blühende Flächen
Da wandle du hin!
Lieb' immer die Tugend;
Die Freuden der Jugend
Genieße mit Lust.
Erhebe dein Herz
In Freud' und Schmerz
Aus jungfräulicher Brust.

Wie Nebel zerrinnen
Die Freuden der Welt.
Wem ſie nicht gefällt,
Der ſteigt mit den Sinnen
Zum Himmel empor, —
Zerreiſſet den Flor
Der Erde, und ringet,
Und kämpfet und ſchwinget
Zu Gott ſich hinauf.
Dein irdiſcher Lauf
Sey, Mägdlein, gerade!
Drum folge dem Pfade
Der Unſchuld nur nach:
Dann ſieh jenen Tag,
Das Ziel deiner Bahn,
Voll Freude ſich nahn,
Und erndte den Lohn
Der Tugend, den du
Erwarbſt, in der ewigen Wonne und Ruh.

(Die Abſicht, in welcher dieſe beiden kleinen Stücke mitgetheilt worden, iſt in den „lebensgeſchichtlichen Nachrichten" näher bezeichnet. Sie ſollen bloß den geiſtigen Standpunkt andeuten, auf welchem unſer Freund in ſeinem Uebergange vom Knaben zum Jüngling geſtanden habe.) A. d. Herausg.

3.

Einige Scenen aus dem handſchriftlichen Luſtſpiele: „Die reiſenden Maler.“

(1801.)

Major Warneck; Schweizer und Brixenfels (im Geſpräch beim Frühſtück unter den Bäumen); Kunigunde (des Hofgärtners Tochter, ſtrickt in einiger Entfernung, auf der Gartenbank ſitzend).

Warneck. Wohl mag man Italien eine große Kunſtkammer nennen!

Brixenfels. Sehr richtig, Herr Baron! Und jede große Kunſtkammer iſt ein kleines Italien.

Warneck. Schön geſagt! Gut geſagt! he, he, he! — Wie lange waren Sie in Rom?

Brixenfels. Einen deutſchen Sommer und zwei Winter lang; — welches dort zu Lande ungefähr zwei Sommer und eben ſo viel Frühlinge betragen wird.

Warneck. Das jüngſte Gericht von Michel Angelo ſoll, wie die reiſenden Kenner behaupten, das beſte Stück in Rom ſeyn!

Brixenfels. Paſſirt! — Gleichwohl verſichre ich, Herr Baron, daß es nur ein bloßer, flüchtiger Ge-

danke iſt gegen das eigentliche Meiſterſtück, welches gleich daneben hängt.

Warneck. Das wäre! — Und wie heißt es?

(Er ſchielt zuweilen nach Kunigunden hin, und ſucht vergebens ihre Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon zu lenken.)

Brixenf. Es iſt ein großes Oelgemälde, in Miniatur-Manier gemalt.

Warneck. Und das giebt wohl einem Oelgemälde ganz beſonderen Werth?

Brixenf. Natürlich! Männer wie Sie, finden das gleich von ſelbſt! — Was den Gegenſtand des Bildes betrifft, ſo ſtellt es ein feuriges Luftzeichen mit einem Windſtoß vor, den man zu hören glaubt. Im Mittelgrunde ein großes blaues Irrlicht — ſchauderhaft! Im Hintergrunde eine der reizendſten italieniſchen Gegenden, welche von einem hohen dunkeln Fichtenwald verdeckt wird.

Warneck. Hm! Sollte man dergleichen ſcharmante ungeheure Ideen für möglich halten!

Brixenf. Ich zweifle ſelbſt! — Wenn nun gleich einige Kenner das Bild bloß für ein allegoriſches Nachtſtück ausgeben. . . .

Warneck. Ah! Ich verſtehe!

Brixenf. .... ſo giebt es doch gewiß kein lichtvolleres Stück, wenn man es anzündet.

Warneck. (Verwundert.) Aber wie meinen Sie das?

Brirenf. Es iſt nämlich auf ganz maſſivem Aſbeſtleinwand gemalt, und wird bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten in Feuer geſetzt; wo ſich dann der ſpeiende Veſuv im Hintergrunde allerliebſt ausnimmt.

Warneck. Hm! hm! fi, ei! — Hätt' ich nur nicht in vorigen Jahren ſo verdammt viel mit dem Arrangement meiner Revenüen zu ſchaffen gehabt, ſo wäre ich längſt ſelbſt in Rom, um mich dort zum echten Kunſtkenner zu bilden. Das war immer ſo ein Leibgedanke bei mir!

Brirenf. (Verbindlich.) Unterdeß haben ſich der Herr Baron zum Major gebildet; und das iſt auch nicht übel! Ueberdieß kämen Sie doch wohl immer noch zu früh in Italien an.

Warneck. (Aufmerkſam.) Wie ſo?

Brirenf. Weil jetzt die franzöſiſchen Republikaner und hinter ihnen her die Ruſſen ꝛc. eine wahre Kunſtreformation dort vorgenommen haben; und wiewohl dabei manches gute Werk abhanden gekommen ſeyn ſoll, ſo hofft man doch allgemein, daß der gründliche Geſchmack aller dieſer Nationen Wurzel faſſen, und den träge gewordenen Italienern einen neuen Kunſt- und Kraftſtoß geben, — überhaupt eine neue Aera ſchaffen werde.

Warneck (der nicht mehr zugehört hat, zu Kunſt-

gunden). Und das ſchöne Kind nimmt keinen Antheil an unſerm intereſſanten Geſpräche?

Kunigunde. (Lächelnd.) Wer von den Herren würde dabei etwas gewinnen?

Warneck. Ich auf alle Fälle, mein Engelchen!

Brixenf. Es käme darauf an, Herr Major!

Warneck. Aber — wie meinen Sie das?

Schweizer (das Wort nehmend). Mein Freund meint nur überhaupt, daß wir uns alle leicht in der ſchönen Strickerin irren könnten. — Für jetzt, Herr Major, erlauben Sie, daß wir uns Ihnen empfehlen, um an unſre Arbeit zu gehn. (Seinem Bedienten rufend:) Raphael! Hole die Sachen herbei!

Warneck. Ohne Gêne, meine Herren! ohne Gêne! (Kunigunde packt ihre Arbeit zuſammen.) Auch ſchon fort, mein Engel? — Leben Sie denn wohl, meine Herren! Nächſtens beſuch' ich Sie in Ihrem Atelier. — Auf Wiederſehn!

(Ab.)

Schweizer. (Aergerlich.) Ein edles Vergnügen, ſich mit ſolch' einem Schranzen herumzuzerren!

Brixenf. (Lachend.) Wie gefällt dir meine Manier in der Konverſation? — Findeſt du nicht, daß ich ungemein zart perſiflire?

Schweizer. Iſt ſonſt warlich deine Stärke nicht! — Du war'ſt der leibhafte Fink!

(Raphael bringt Malergeräthe und entfernt ſich wieder.)

Brirenf. Es war auch nur ein bloßer Verſuch in Finks Manier! Wie ſoll man dergleichen faden Burſchen anders mitſpielen? — Hätteſt du mich nur gewähren laſſen! Gundchen hätte ihm auch noch ein paar Püffe mit auf den Weg gegeben. (Er kniet vor Kunigunden, ihre Hand küſſend.) Wieder ein Beſuch, der nicht den Künſtlern galt, ſondern Ihnen, meine ſchöne Muſe! — Was meineſt du denn zum Freier?

Kunigunde. (Lachend.) Reden Sie von einem Beſſern! und — (ſie ſchlägt ihn ſanft auf den Mund) nennen Sie mich nicht immer Du!

Schweizer. Sie hat vollkommen Recht! Vor einer Muſe ſoll man gehörigen Reſpekt haben.

Brirenf. (Blickt ſie zärtlich an.) O du holde Muſe! — Wie haſt du geſchlafen? — Erzähl' mir was von deinen Träumen!

Kunigunde. (Aengſtlich.) Stehn Sie doch auf! Dort kommt der Vater!

Erdmann. (Herzutretend.) Guten Morgen! — Wie! Gar ein Fußfall? —

Brirenf. Guten Morgen, beſter Alter! Entſcheiden Sie doch ſelbſt! Gundchen will ſich nicht Du von mir nennen laſſen. Iſt das recht?

Erdmann. Ich dächte doch! Aber (lächelnd) laß' ihn nur, Mädchen! Es ist mir immer lieber, wenn unsre drei muntern Gäste dich für ein Kind nehmen und duzen, als wenn da drüben die Herren von der Suite dich einen Engel schimpfen und den Pluralem gebrauchen.

Brixenf. O, über den braven, einsichtsvollen Vater! — Sieh'st du wohl, Gundchen?

Kunigunde. Schon wieder Du! — Billigt's denn etwa der Vater? Er will ja von zwei Uebeln bloß das kleinste wählen! (Schnippisch.) In der That seh' ich doch auch gar nicht ein ....

Jungfer Zehlein. (In der Thüre.) Gundchen, Gundchen!

Kunigunde. Gleich, liebe Tante!

Erdmann. Fort in die Küche, wohin du gehörst! Tantchen hat schon lange nach dir gezankt.

(Kunigunde läuft ins Haus.)

Schweizer. Nun, alter Erdmann! Sind Sie Ihrer Miethleute bald satt?

Erdmann. Im Gegentheil: ich bin doppelt froh, daß sie gerade jetzt bei mir wohnen, wo die Hofhaltung hier ist. Gewiß hätt' ich sonst einigen Hofherren Quartier vorhalten müssen; und die würden mir mein stilles Häuschen bald genug in ein Hotel verwandelt haben.

Brixenf. Wir machen denn doch mitunter auch ein wenig Lärm!

Schweizer. Zumal unſer luſtiger Fink!

Erdmann. Ach, ein herzensguter Mann! Damit hat's keine Noth! — Müßte man ſich nur nicht über ſeine eignen Leute oft halbtodt ärgern! Sie glauben es nicht, meine Herren, wie harthörig die verwünſchten Purſche ſind, trotz ihrer langen Ohren! — Da hatt' ich neulich mit der Prinzeſſin einen kleinen Streit über das Vergißmeinnicht. Ihre Durchlaucht wußten nicht, was doch alle Welt weiß: daß das franzöſiſche Germendrée das wahre cynoglossum omphalodes Linnéi, — hingegen ihr pensée, oder Vergißmeinnicht, nichts weiter als die viola tricolor, Linné, oder das Stiefmütterchen, iſt. Um ſie gründlich zu überzeugen, ſucht' ich noch zwei Pflänzchen auf und ließ ſie im Glashauſe treiben. Jetzt, wo ich denke, die Blümchen brechen auf, haben die verdammten Jungen mir Beide verkümmern laſſen! Aber ich bin ſchon auf dem Wege, Gericht über ſie zu halten!

(Ab.)

Schweizer. Ein wackrer Alter, — bis auf den Linné! —

Brixenf. Dir fehlt's an der wahren Toleranz. Jeder Menſch muß ſeinen Narren mit ſich herumtragen, wenigſtens in ſeinem Metier. Mir iſt Erdmann ein Ehrenmann; — ein großer Gärtner! da unter ſeiner Pflege

eine der ſchönſten Blumen auf Erden gedeiht, — die reizende Tochter; — wenn auch Ida ihre Bildung eigentlich vollendet. — Apropos! Merkſt du wohl etwas von der Blumenliebhaberei unſrer neuen Bekanntſchaft, des Majors?

Schweizer. Verſteht ſich wohl! — Aber dieſe ſauberen Blumiſten verſtehen's nicht, die reizenden Blüthen mit heiliger Leidenſchaft zu bewundern und ſich ihres zarten Duftes zu erfreuen, ſondern ſie wollen gleich jedes hübſche Blümchen pflücken und zerpflücken! Sie treiben ihre animaliſche Galanterie aus einer Art von régime; ſie geben das Laſter, wie Gartenluft oder heilſame Kräuter, für officinel aus. — Ein fataler widriger Menſch! Ein Geſicht, auf dem jede Muskel eine Untugend ans Licht zerrt!

Brirenf. Ereifre dich nur nicht; dergleichen Käuze muß es auch geben. — Aber ſieh! Dort kommt Fink durch die Allee hergewüthet! Der wird zanken, daß wir nicht auf die Ruine gekommen ſind, und ich habe aufs Neue Toleranz zu predigen.

Fink. (Mit einer Mappe unterm Arm.) Seyd Ihr's denn wirklich noch werth, daß Euch die Frühſonne hier in die gähnenden Geſichter ſcheint? — Habt Ihr mich nicht wieder einmal geärgert mit Eurer paſſiven Vegetation!

Schweizer. (Lachend.) Guten Morgen, Fink!

Fink. Bei diesem himmlischen Morgen! wenn ich dort auf den hohen, thränenwerthen Denkmählern der Vergangenheit alles Niedrige vergesse, mich wie ein Götterſohn in Licht und Glut und ſüßen Schatten berauſche, und der Geiſt ſeine mächtigen Flügel Helios Flammenwagen entgegen breitet ....

Brirenf. Ah! Nun kommt er in ſeine blühendſten Umſtände!

Fink. ... Da ſitzen ſie unterdeß beim Morgenpfeifchen; denken vielleicht darauf, Ovids Kunſt zu lieben mit Noten in usum Delphini zu ediren! (Zu Schweizern.) Da! Ich habe dir etwas mitgebracht, ob du's gleich nicht verdienſt. (Ein kleines Paket hinreichend.)

Schweizer. (Freudig.) Von meinem Onkel! (Er erbricht den Brief.)

Fink. Was wird's ſeyn, als neue Vorwürfe über deine alten Depenſen! — Ich läſe ihn flüchtig durch und — ſchickte ihn unerbrochen zurück.

Brirenf. Oho! Freund! Dein Witz ſcheint etwas müde geworden zu ſeyn auf dem langen Morgenſpaziergange; — wenn er ſich nicht gar in der Ruine ruinirt hat!

Fink. Könnteſt du doch deine platten Anmerkungen einmal mit fremden Ohren hören, gewiß! du würdeſt mich bedauern, der ich ſie täglich hören muß! — Ueberhaupt, um es mit Euch Beiden noch länger aus-

zuhalten und unter Einem Dache zu leben, — o, dazu gehört eine Liebe, so end-, grund- und bodenlos, wie die offenbare See; oder wie viele deutsche Heerstraßen; oder wie die Aus-, Dar- und Widerlegungen der kritischen Philosophie; . .

Brixenf. Oder wie deine Sätze; — deine wortreiche Genialität, oder deine geniale Silbenstecherei!

Fink. Was! — Ich will meinen Zeitgenossen nichts von dem entziehn, was ihr rechtmäßiges Eigenthum ist, so lange diese Zunge sich noch in ihren Bändern bewegt. — Aber ich muß freilich jetzt kurz sein, weil ich erst frühstücken will. — Zugegeben also, Ihr Beide wäret witzig, — hat man denn diese treffliche Eigenschaft wohl je, wegen Eurer Verstellungskunst, an Euch bemerken können? Wozu damit hinterm Berge halten! Das Genie will Luft; sein Reichthum stürzt sich wie ein Bergstrom in das ebene Land, — in solche stille Auen, wie Ihr seyd! Aber ach! wie mancher schöne Geist muß versiechen und verkommen in unsrer platten Niederländerei, gleich dem romantischen genialen Rhein, sobald er in Holland anlangt! (Ab ins Haus.)

Brixenfels. (Ihm nachblickend.) Guter, herrlicher Junge! — Könnt' ich dir doch Eines erst geben: Charakter! — Er verschwelgt seines Geistes Schätze in phantastischer Ueppigkeit; — und ach! diesen Sinn verträgt die Kunst nicht! ꝛc.

4.

Scene aus dem Luſtſpiele:

„Der Triumph der Liebe.“

Herr von Steinach. Lenz.

Lenz. Auf unſerm Schloſſe wird's Gottlob! nicht ſo früh Tag, als bei Ihnen. Ich glaube, die Fräuleins ſind noch im beſten Schlafe begriffen.

Steinach. Ich wollte meinen alten General an ſeinem Geburtstage gleich beim Aufſtehen empfangen; darum kam ich ſo früh. Nun, wir plaudern indeß! Wie lebſt du, alter Sünder?

Lenz. (Achſelzuckend.) Schlecht und recht! Ich habe die Gegenwart zum Beſten, mokire mich über die Vergangenheit, und ſuche mich bei der Zukunft durch allerlei Poſſen zu inſinuiren.

Steinach. Schöne Grundſätze! — Aber ich kenne dich nun ſchon ſo lange als Kammerdiener, Lenz! — Deinen Kapacitäten nach, ſollt' ich meinen, könnte dich der General doch wenigſtens zu ſeinem Obereinnehmer machen!

Lenz. Die Leute ſagen, mein Durſt hindere mich im Avanciren. Den ſoll ich mir abgewöhnen. Aber es iſt ſo ein Erbſtückchen, lieber Herr! — Für den Erb-

durſt iſt noch kein Heilmittel, oder vielmehr kein Löſchmittel, erfunden! Um den ausgetrockneten See meines Lebens wieder ſchiffbar zu machen, muß ich ihn gläſerweiſe vollſchöpfen. Dazu gehört manche Flaſche!

Steinach. Nun ich muß dir das Zeugniß geben, daß der Verſtand doch wenigſtens immer noch obenauf ſchwimmt. Ich habe noch Niemanden auf eine ſo vernünftige Weiſe betrunken geſehn, als dich! — Aber wie wär's denn, wenn du heiratheteſt und ordentlich würdeſt?

Lenz. (Bedenklich.) Sollten's denn Seine Excellenz erlauben?

Steinach. Laſſe mich heute verſuchen, was ſich für dich thun läßt.

Lenz. Ich zweifle am Erfolg. Mir zürnt mein Schickſal unerbittlich. — Sie wiſſen es ſchon — ich habe ehedem einmal ſtudiert; — anfänglich Theologie. Dann ſattelte ich um, und ſetzte mich auf's hohe Pferd. Ich wählte die Philoſophie.

Steinach. Wohlgeſprochen!

Lenz. Das war mein Fach! O, ich habe dieſe Dame auf ihren geheimſten Schleichwegen belauſcht, und manches geſehn, was man einer ſo ehrbaren, ſtolzen Matrone gar nicht zutrauen möchte. — Zur praktiſchen Nutznießung der philoſophiſchen Schätze legt' ich mich dann auf Kameralwiſſenſchaften, und beſonders auf Oekonomie. Aber das war mein Unglück! Ich ſteifte mich

darauf, etwas Vollständiges über die wichtige Lehre von Weinproben zu liefern; ich machte vielfache Versuche, um den verschiedenen Grad der Geisthaltigkeit der sogenannten gebrannten Wasser auszumitteln; und vor lauter Probiren kam's zu nichts Großem, Ganzem.

Steinach. Armer Studiosus! Hätten sie dich, als du heimkehrtest, nur auch hübsch in deinem Hauptfache examinirt!

Lenz. O das hätten sie gekonnt! — Unter den Herren Examinatoren gab es Manche, die mein Studium von Grund aus verstanden. Aber das Unglück wollte, daß sie auf allerlei Nebendinge zu reden kamen: — kurz, ich fiel durch. Da wurd' ich wild. Nahe Verwandte hatt' ich nicht mehr; Geld noch weniger; ein junger hübscher Kerl war ich bei alle dem: so fiel mir's denn ein, mein Glück auf dem Theater zu versuchen.

Steinach. Kein übler Einfall! Auf deinem Wege und bei deiner Vorschule hat's dort Manchem schon geglückt.

Lenz. Und dennoch war's abermals mein Unglück! Hören Sie nur wie mir's erging! —

Bei der kleinen Wandertruppe, zu welcher ich mich begeben hatte, mußte ich natürlich von unten hinauf dienen. Ich gab anfangs allerlei Bestien, die sich ohne einigen Menschenverstand nicht wohl auf's Theater bringen lassen. Z. B. machte ich einmal im „verlornen

Sohn" das große Hauptſchwein, welches dem armen Lump die begehrten Treber verleidet, — ſo vortrefflich, daß mich einige Kameraden hinter den Kouliſſen umarmten.

Steinach. Ein vielverſprechender Anfang!

Lenz. Nun rang ich mich bald zur Menſchheit empor, und machte in Kurzem, wo nicht der Menſchheit, doch gewiß meiner Truppe, alle Ehre. Bald ſtellte ich, als ein alter Ritter, unverſehens meinem Nebenhelden ein Bein; — bald prügelte ich ihm den Panzer weidlich aus; — bald ſtach ich, als Hamlet, den alten Lauſcher rechts hinter der Tapete todt, und Er fiel liſtig, mir im Rücken, aus der linken Kouliſſenwand heraus. — Denn das war ſo unſre Manier. Was von dergleichen Stücken nicht geſtrichen wurde, das mußte ſich wenigſtens gefallen laſſen, traveſtirt zu werden. So zeigten wir Genie, und amüſirten.

Steinach. Ich glaube, Euer damaliges Publikum iſt heute noch nicht ganz ausgeſtorben.

Lenz. Es war eine gute Zeit! — Wir hatten auch eine Art von Geſchmack und Diskretion. Wurden wir in die Säle der Großen eingelaſſen, ſo gaben wir den Aushub: — Adelheid von Wulſingen; Sachen von Stephanie, und andere gute Wiener Stücke. Sobald wir aber unter dem ſchönen heitern Himmel unſre Breter über leere Bierfäſſer hinlegten, da war uns Alles recht: Hamlet, Emilia Galotti, Egmont, Don Karlos ....

Steinach. Menſch! Biſt du bei Sinnen?

Lenz. O wir kannten unſer Publikum und trafen meiſtens das rechte. — Genug, wir hatten zu leben, und wußten daher auch zu leben. Da ich, als der Einzige, welcher echte Muſenmilch auf einer hohen Schule geſogen, natürlich bald die Seele und der Protagoniſt der Geſellſchaft werden mußte, ſo beſchloß der Regiſſeur meinen Sturz, um den ſeinigen zu vermeiden. Seine erſte Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich den Theatertod zu leiden hatte. Es war mir ausdrücklich verſprochen, daß ich mit einem einzigen, behutſam geführten Streich darnieder geſtreckt werden ſollte; aber ich bekam unbarmherzige Prügel!.. (Man hört klingeln.) Horch! die Excellenz iſt auf den Beinen! — Ein ander Mal, Herr von Steinach!

(Eilt ab.)

Steinach. (Nachrufend.) Ich halte dich beim Wort, Alter!

II.

Thalheim

oder

die Liebe auf der wüſten Inſel.

Erſtes Buch.

„Ja, gute Mutter! Bald, bald bin ich wieder an deinem Herzen!“ — So rief der Kandidat Thalheim gerührt aus, indem er den mütterlichen Brief langsam wieder zusammenfaltete und sinnend emporblickte.

Er war der einzige Sohn einer reichen, oft aber kränklichen, Amtmannswittwe in dem gräflichen Gutsorte Feldberg. Der Graf hatte ihm vor Kurzem, weil er sein theologisches Examen mit Ruhm bestanden, die eben erledigte Pfarrei seines Geburtsortes zugesichert, und mit dieser frohen Aussicht war Thalheim, nach schon empfangener Ordination, jetzt auf einer Fußreise durch die Schweiz und Ober-Italien begriffen.

Diese Reise gehörte längst zu seinen liebsten Wünschen, und die noch übrige Zeit bis zum Amtsantritt verstattete ihm gerade die nöthige Frist dazu. In den schönsten Frühlingstagen hatte er die Reise leicht und froh, gleich einem Spaziergang, begonnen; mit wachsendem Genuß waren bereits die Alpen überstiegen und seit zwei Tagen bewunderte er die Herrlichkeit des großen

Mailand's, welches das entfernteste Ziel seiner Wanderung sein sollte. Hier fand er, der früheren Verabredung gemäß, einen Brief von der zärtlichen Mutter. Mit ihrer Gesundheit stand es besser, als vorher; zu Hause war alles in erfreulicher Ordnung; indeß schien doch die gute Frau große Sehnsucht nach des Sohnes Rückkehr zu fühlen.

„Aber sollte ich nicht wenigstens noch bis zur Küste des Meeres hinabwandern?" fragte er sich mit neugenährter Reiselust. War doch die Mutter wohl, der Weg nicht allzuweit, die gesetzte Frist der Abwesenheit noch lange nicht abgelaufen, ja selbst die Kasse noch in den besten Umständen! Zudem kehrte die jetzt ganz aus der Nähe winkende Gelegenheit, sich am großen reizenden Anblick des Meeres zu weiden, wahrscheinlich für ihn niemals wieder zurück, wenn er sie jetzt entschlüpfen ließ. Diese Ueberlegung entschied die zweifelhafte Frage; er beschloß, noch bis Genua zu gehen, und war schon am folgenden Morgen auf dem Wege dahin.

In Genua angelangt, fand er jede Erwartung übertroffen. Die reizende Lage, — Kirchen, Marmorpaläste, Kunstwerke, — vor Allem aber das Meer, entzückten ihn. Er schaute zuerst die unabsehlichen, vielfarbig schillernden Gewässer in ihrer wallenden Bewegung; dann erblickte er sie auch in majestätischer Ruhe, zum blinkenden Spiegel geebnet. Wie sehnte er sich hin auf die

blaue Fluth! Begierig auf die Größe und Neuheit des Genusses, miethete er, gemeinschaftlich mit einigen Deutschen, die er hier gefunden, ein kleines Fischerfahrzeug, weil auf jedem größeren die Spazierfahrt, der nahe liegenden englischen Schiffe wegen, gefährlich werden konnte. Der Anblick des stillen Meeres, der Stadt und ihrer reizenden Ufer, des wolkenleeren Himmels und der prächtig untergehenden Sonne war der erhabenste im bisherigen Leben unseres Reisenden.

Schon befanden sich die frohen Gefährten auf der Rückkehr nach dem Hafen, als ihr Schiffer zwei Boote bemerkte, die ihnen von verschiedenen Seiten naheten. Zu spät erkannte er sie jetzt für bewaffnete feindliche Barken. Sie bemächtigten sich sogleich des kleinen Fahrzeugs, ließen dann zwar den Schiffer, der ein alter Mann war, ungehindert heimkehren, nahmen aber seine Gäste an Bord, und nach einer halben Stunde sahen sich diese schon auf dem Verdeck eines englischen Kapers im Verhöre.

Der Kapitain, ein Mann von fürchterlich strengem Ansehen, ließ sie nach wenigen Fragen, welche meistens ihren Stand betrafen, die vollständigsten Beweise ihrer Unverdächtigkeit vorbringen, erwiederte aber kein Wort darauf, sondern gab Befehl, sie bis auf Weiteres in einer kleinen Kajüte zu verwahren und für ihre Verköstigung zu sorgen. Das Schiff, welches ein vorüberfah-

render Kaper war, ſetzte bei friſchem Oſtwinde ſeine Reiſe fort.

Die Gefangenen beſtanden nächſt dem armen Thalheim aus zwei Stahlfabrikanten und einem Kupferſtecher, die ſich insgeſammt wie Raſende geberdeten. Thalheim, wiewohl er ſich ſelbſt unglücklich genug fühlte, machte dennoch den Verſuch, ſeine Unglücksgefährten zu beruhigen; allein ſeine mühſam herbeigeſuchten Troſt- und Hoffnungsgründe vermehrten nur ihre Verzweiflung.

„O ſchluckte doch die vermaledeite britiſche Inſel Waſſer, wie ein Schwamm, und ſenkte ſich funfzig Ellen tief in ihr liebes Element hinab!“ ſprudelte der wüthende Kupferſtecher: „der Deutſche, der Franzoſe, der Holländer, wenn er dir auch Unrecht zufügt, ſo ſpricht er doch wenigſtens menſchlicher Weiſe dabei, und giebt allerlei Gründe ſeines Verfahrens an: dieſe eiskalten engliſchen Weltkrämer aber dreh'n dir den Hals um und ziehn dir das Fell über die Ohren, ohne eine Miene zu verändern, und ohne nur ein einziges zerkautes Wort ihrer verwünſchten Sprache über die Lippen zu bringen. — Teufel! Teufelsland! — Wie kommt Ihr zu Euerm engliſchen Namen?“

Ein Schiffskoch, der ihnen zu eſſen herabbrachte, hatte die letzten Worte gehört und ſagte lachend: „Der Teufel mag unſer Kapitain wohl ſeyn, aber kein Engländer!“

Thalheim, voll Freude über diesen deutschen Laut, hieß den Landsmann willkommen und bat ihn um Belehrung über ihr Schicksal.

„Ich bin ein Hannoveraner, sprach der Koch, und hätte ich nicht zu Hause dumme Streiche gemacht, so wäre jetzt hier ein Anderer Schiffskoch. Wer unser Kapitain ist, weiß ich nicht zu sagen. Daß er sich wirklich einen englischen Kaperbrief, und ein gutes, fast neues Schiff zu verschaffen gewußt hat, ist gewiß; auf welche Weise er aber zu Beiden gekommen seyn mag, das weiß er vielleicht allein! — Ihr lieben deutschen Landsleute, Ihr thut mir von Herzen leid! — Wir haben schon zweiunddreißig gezwungene Passagiere von allen Nationen am Bord; aber Sie, meine Herren, sind die einzigen Deutschen darunter. Es giebt vielleicht ein Mittel zu Ihrer Rettung, aber es läßt sich erst nach vierzehn Tagen weiter davon sprechen. Ist es möglich, so befreie ich Sie, wenn auch nur Sie allein! Mehr darf ich nicht sagen. Seyn Sie bis dahin ruhig und verschwiegen, sonst richten Sie sich und mich zu Grunde! — Gute Nacht!“

Nur der Gedanke an seine Mutter drohte bisweilen, Thalheim in eine ähnliche verzweifelnde Gemüthsstimmung zu versetzen, wie seine Mitgefangenen. Uebrigens war er der Gefaßteste unter Allen. Es gehörte ja unzertrennlich mit zur Vorbereitung auf das Amt, dem er sich gewidmet hatte, auch vorbereitet zu seyn auf irdi-

ſches Leiden und Unglück, und auf das Ende desſelben, — den Tod. Was er bisher Andern zu lehren ſich geübt hatte, predigte er nun ſich ſelbſt. Der immer tröſtliche glaubensvolle Blick auf das Höhere, Ewige, war es auch jetzt, der ihn ſtärkte, Andern Stärkung zuzuſprechen. „Seyd doch nicht ſo ſchwachherzig! ermahnte er: Betraget Euch, wie es feſten, deutſchen Männern, — noch mehr, wie es Chriſten geziemt! Mögen wir auch vielleicht einem Seelenverkäufer, einem Sclavenhändler in die Klauen gerathen ſeyn: ſo leiden wir doch unſchuldig und ſtehen unter der Aufſicht des allmächtigen Beſchützers der Unſchuld! Er nimmt ſich auch unſrer Lieben in der Heimath an, für welche wir nun freilich nicht mehr ſorgen können. Schon oft haben die drohendſten Gefahren ſich braven Menſchen zum Segen gewendet; darum verzaget nicht! Wer von uns weiß denn, wenn ihn etwas Schlimmes betrifft, ob es ihn nicht vor noch Schlimmerem bewahrt?“

Seine kleine trauernde Gemeinde ſtarrte den Prediger düſter an, und Jeder ſchwieg. Die erſten tobenden Jammerklagen waren doch wenigſtens geſtillt. Die körperliche Erſchöpfung nöthigte die Hungrigen, etwas von den dargebotenen Speiſen zu genießen, und es mundete trefflich. Man brachte die Nacht erträglich zu.

Am folgenden Morgen begehrten ſie neues Gehör beim Kapitain, erhielten aber den Beſcheid: „eine ſolche

Besprechung sey völlig unnöthig. Wünschten sie ferner gute Behandlung, so hänge dieselbe bloß von ihrem ruhigen Betragen ab. Wünsche der Schiffsherr sie zu sprechen, so werde er sie zu sich einladen lassen."

Der Koch, dem es heute verwehrt zu seyn schien, selbst zu den Gefangenen zu kommen, schickte ihnen einige französische und englische Bücher. So verstrichen die unmuthsvollen Stunden doch um ein Weniges schneller, und wurden allmälig zu Tagen. — Aber jetzt erhob sich heftiger Wind, die See ging hoch, und die Reisenden fühlten sich sehr krank; Thalheim besonders, der bisher bloß auf den kleinen sanftströmenden Flüssen seines Vaterlandes sich bisweilen fröhlich im Kahne gewiegt, oder auf dem Holzflosse fortgeschwommen war. Die beschwerliche Seekrankheit war kaum überstanden, als das Schiff vor Gibraltar anlegte.

Am Abend jenes Tages, als ihnen der Schiffsjunge das kleine Mahl in die dunkle Kajüte brachte, hörten sie den wohlbekannten Koch heftigen Zank mit dem Jungen anfangen, und bemerkten bald, daß er sich auf solche Weise selbst Eingang zu verschaffen suche. Es gelang ihm, und er flüsterte Thalheimen zu: „Seyd auf den ersten Wink bereit. Gelingt's, so ist die ganze Rotte verrathen!"

Aber es vergingen mehrere Tage im Wechsel zwischen Angst und Hoffnung, und nur diese wollte sich nicht

bewähren. Ueber ihren Häuptern hörten sie großes Getümmel. Man nahm frisches Wasser, Lebensmittel und Waaren an Bord, vergaß aber über der Arbeit niemals, die Thüren der Kajüte streng zu bewachen.

Eines Morgens führte man die Gefangenen in den Schiffsraum hinab, wo man ihnen die Hände band, zugleich aber versicherte: „es geschehe ihnen kein Leid, wofern sie sich ganz stille verhielten; dagegen müsse man sie bei dem ersten erregten Lärm oder Hülfsgeschrei niederhauen.“ In diesem traurigen dunklen Behältniß dämmerte nur ein schwaches Lämpchen, es zeigte ihnen aber noch viele Unglücksgefährten, beiderlei Geschlechtes, enge zusammen geschichtet, bleich und trostlos, wie sie selbst. An der innern Thüre standen Wachen mit Säbeln und Dolchen bewaffnet, welche von Zeit zu Zeit Stille geboten.

Bald fühlte sich Thalheim leise berührt, und sah mit Erschrecken, daß auch der gehoffte Erretter, der Koch, wenn gleich mit ungefesselten Händen, mit unter den Gefangenen war. „Alles vergebens! flüsterte er ihm zu: Ihr seyd verloren! Das Schiff wird so eben visitirt, und setzt dann sogleich die Reise fort.“

„Und wenn wir nun Alle plötzlich ein lautes Geschrei erhüben!“ fragte der kühne Thalheim. „Es hört Euch eben Niemand gleich, und Euer Tod wäre unvermeidlich;“ zischelte der Koch. „Und doch ist es Pflicht!“

murmelte Thalheim und wandte sich, mit den Augen winkend, zu einigen entschlossenen Physiognomieen: — aber in diesem Augenblick setzte ihm auch schon einer der Wächter die Dolchspitze auf die Brust. „Noch ein Wort, knirschte er zwischen den Zähnen: und du liegst in deinem Blute!“ Der Gefesselte blickte den Mörder mit Verachtung an. Eine Todtenstille herrschte jetzt im Kreise der Unglücklichen. Auf dem Verdeck ward es nach und nach ruhiger; der Koch seufzte tief, und die Soldaten öffneten die Thüre, um gemächlich mit andern, draußen angekommenen Kameraden zu sprechen. Plötzlich kam das ganze Schiff in Bewegung; man salutirte mit Kanonenschüssen; die Mannschaft rief ein lautes Hurrah zum Abschiede, und die Wache lös'te jetzt allen Gefangenen die Fesseln mit dem Rufe: „Freiheit! — Jetzt lauft, wohin Ihr Lust habt! Der Kapitain ist ein braver Mann!“

Alles strömte auf's Verdeck. Als Thalheim dort ankam, sah er das Schiff bereits eine gute Strecke vom Hafen entfernt, und bei frischem Landwinde ging es so pfeilschnell vorwärts, daß die Felsen von Gibraltar seinen wehmüthigen Blicken bald nur noch als schwache Punkte erschienen.

Der Kapitain ließ die gesammte Schiffsmannschaft auf der einen, und die Gefangenen auf der andern Seite des Verdeckes sich ordnen, und trat mit einer weit f[illegible]nd-

lieberen Miene, als man bisher an ihm bemerkt hatte, hervor, um in französischer Sprache zuerst die Gefangenen anzureden: „Glaubt es mir auf mein Wort, sagte er nicht ohne Beredsamkeit: ich möchte mich gern bei Euch entschuldigen! Denn ich fühle es selbst, daß Ihr etwas ungehalten auf mich seyn müsset. Aber wer mag viele Reden machen über Dinge, die sich nicht ändern lassen! Diese aber ließen sich allerdings nicht ändern! Mein Geschäft verlangte es so; — ich mußte Leute haben, darum nahm ich Euch mit. Europa ist offenbar übervölkert, und es giebt noch andere hübsche Länder auf der Welt, wo man Schmiede, Sattler, Aerzte, Pfarrer und wohlgebildete Frauen weit nothwendiger braucht als in Euerm Vaterlande, welches Eure wahren Verdienste ohnehin gar nicht recht zu schätzen weiß. Vergeßt das arme, ausgehungerte Europa, und laßt uns gute Freunde werden! Zürnen und Trotzen kann ich nun einmal nicht leiden, das müßt Ihr voraus wissen, damit nicht etwa die neugeschlossene Freundschaft darunter leiden, und allerlei Unbequemlichkeiten nach sich ziehen möge. Ich gebe Euch volle Freiheit, Euch auf dem Schiffe nach Belieben herumzutreiben und zu beschäftigen. Ich führe Euch zu guten Leuten, will aber das Land nicht eher nennen, als bis wir's im Gesichte haben, um Euch eine frohe Ueberraschung zu verschaffen. — Im Vertrauen! Ihr kommt in ein wahres Paradies, wo Milch und Honig fließt;

und unterwegs soll es Euch eben so wenig an guter Kost ermangeln — alles umsonst; denn ich verlange keinen Sous an Kostgeld von meinen Freunden! Und so nehme ich denn nun diese ganze Sache für abgemacht an! Freut Euch Eueres Lebens und mault nicht kindisch, so werdet Ihr den besten Patron von der Welt an mir finden."

Ein allgemeines Hurrah der Schiffsmannschaft brüllte dem trefflichen Redner vollen Beifall zu. Bloß Thalheim trat aus der Reihe der Gefangenen hervor und bat um Erlaubniß, antworten zu dürfen.

„Junger Mann! rief der Kapitain: Ich weiß alles, was Ihr sagen wollt; aber bedenkt, daß wir hier keine Nationalversammlung spielen und kein Parlament, wie die närrischen Europäer, welche Reden und Gegenreden in Menge halten, und wo am Ende doch der Stärkste Recht behält, wie sich's gebührt. Dergleichen Weitläuftigkeiten ersparen wir uns. — Sagt selbst, ists hier oben nicht hübsch luftig und lustig, und weit ergötzlicher, als unten in der dunkeln Kajüte? — Ich seh's Euch an, Ihr gebt mir recht! Auch weiß ich schon, Ihr seyd ein vortrefflicher Gesellschafter, und lade Euch zu mir auf eine Pfeife extra feinen Kanaster ein. — Ihr aber, so wandte er sich jetzt an seine Mannschaft: empfangt meinen Dank, brave Kameraden! für Eure Treue und Klugheit! Vergesset auch künftig nicht, daß Kinder

ihrem Vater in Allem hübsch gehorchen müssen, und seyd versichert, daß ich mir's gern am eignen Munde abspare, um Euch immer ein fettes Maul zu machen, wenn Ihr nämlich Eure Geschäfte ordentlich und prompt verrichtet. Auch heute hab' ich Euch ein Fest bestimmt, und wir wollen lustig seyn und schmausen vollauf."

Neues Beifallsgeschrei huldigte dem liebenswürdigen Befehlshaber. Thalheim stand erstaunt und konnte in seinem tiefen Kummer sich doch des Lächelns nicht enthalten über die seltsame Manier dieses originellen Spitzbuben, welcher, — man sah es ihm an, — mit so festem guten Gewissen seinen Weg wandelte, als sey er ihm von der Ehrlichkeit selbst vorgezeichnet. Dem Kapitain entging Thalheims Lächeln nicht, und er reichte ihm nun, selbst lachend, die Hand, um ihn mit freundschaftlicher Gewalt in seine Kajüte zur versprochenen Knasterpartie herabzuführen.

„Junger Mensch, sprach er dort noch vertraulicher: sey kein Thor, sondern füge dich mit Freuden in den Willen des Schicksales. Ich höre, du bist ein Gelehrter? — Desto besser! so weißt du viel mehr, als ein König in deiner neuen Heimath, und wirst dich bald genug emporschwingen, so daß ich mir vielleicht dereinst einmal eine Gnade von dir erbitten muß! — Und nun hübsch ruhig! Hier sind gestopfte Pfeifen."

Er fragte den Gast vieles über sein Vaterland,

Herkommen, Vermögen und über alles, was er durch diese Entführung verlieren mußte. Thalheim fand bald an dem Menschen, der ihm vor Kurzem noch so wild und düster erschienen war, einen klugen, heiteren und unterhaltenden Gesellschafter. Er wußte über eine Menge Länder, Völker, Gebräuche, Sprachen und andere allgemein interessante Gegenstände befriedigende Auskunft zu geben und that es mit einer Leutseligkeit, der man nicht zu widerstehn vermochte. Nur sobald Thalheim eine Frage über seine gezwungene Reise und über das endliche Loos der armen Entführten einzuleiten suchte, kehrte die ehemalige abschreckende, furchtbar strenge Miene zurück, so daß es Jener nicht für rathsam hielt, auf eine andre Antwort zu dringen.

Thalheim hatte in der Folge oft Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten, wie sich der Kapitain bei seinen Untergebenen so viel Liebe und Furcht zugleich zu verschaffen wußte. Er schlug Keinem eine Bitte ab, so lange es ihm nur irgend möglich war, sie zu gewähren; wenigstens ließ er eine andre Bewilligung an die Stelle einer Verweigerung eintreten. Selten ging er an einem Soldaten vorüber, ohne ihn „mein Sohn" zu nennen, oder ihn freundlich auf die Schultern zu klopfen. Das geringste Vergehen ahndete er dagegen unerbittlich, beklagte sich aber dabei mit angenommener trauriger Miene darüber, daß man ihn zwinge, zu strafen; und ge-

rade, wenn er einen seiner Leute kielholen oder mit dem Schiffstau halbtodt hauen ließ, sah er am betrübtesten und mildesten aus. Von einer Begnadigung nach gefälltem Urtheile hatte man noch kein Beispiel erlebt. Sein Blick in die eigenthümliche Gemüthsart eines Jeden war schnell und scharf, und dem gemäß wußte er ihn dann gerade auf die rechte Weise zu behandeln, und er nannte dieses in der Schiffersprache „einem Charakter den Wind abgewinnen." So z. B. ließ er Thalheimen bemerken, daß er den wohlbekannten Koch eben so gut kenne als jener.

„Ich mag ihn wohl leiden, sagte er: er kocht mit Geschmack, und ist kein ekelhaftes Naschmaul: aber zu trauen ist ihm nicht über den Herd hinüber! Er ist dem Seeleben gram, und hat trotz seiner langen dürren Spindelbeine allerlei kräftige Leidenschaften im Leibe. Da muß man aufpassen! — Sieh mir dagegen einmal seinen Kameraden an, wie dem die kleinen Augen unter der niedrigen Stirne so freundlich aus dem fleischigen zarthäutigen Gesichtchen herausleuchten! Er befindet sich ewig wohl, ärgert sich niemals, läßt Andre gern für sich arbeiten, und weiß dennoch die ganze Wirthschaft in Ordnung zu erhalten. Er ist mir treu, denn ich gönne ihm das Beste von Allem, was er sieden und braten läßt; aber er übernimmt sich nicht, um nicht allzuschnell fett zu werden. Dabei schwört der Satan, er könne

mit seinem Körper alles machen, was er wolle; er habe sogar einmal sein eignes Kind, als die Mutter krank gewesen, sechs Wochen lang selbst gestillt. — Das ist ein Kerlchen, auf dessen Wort und Treue man Häuser bauen darf!"

Je mehr eigenthümlich Großes Thalheim aber an diesem genialen Seeräuber zu bewundern fand, je tiefer mußte er den Menschen selbst verabscheuen, dessen ursprünglich hohe Natur die heiligen Schranken der menschlichen Sittlichkeit durchbrochen, und sich in einen Abgrund von Nichtswürdigkeit gestürzt hatte, aus welchem keine Errettung zu hoffen seyn konnte. Seine Verbrechen mußten ins Große gehen, und Thalheim schauderte zuweilen bei dem Gedanken an den ganzen dunkeln Lebensgang dieses Verlornen, besonders wenn er sich die Zeit vergegenwärtigte, wo Begebenheiten, die auch der geistreichste Verbrecher nicht zu lenken vermag, den schlummernden Löwen im Innern, das böse Gewissen, plötzlich aufrütteln mußten. Dann erwachte aber auch in seinem eignen Herzen eine trostreiche Freudigkeit, womit er den unverschuldeten Leiden seiner Zukunft muthig entgegen zu gehen beschloß. „Edle Mutter! rief er in solchen Augenblicken aus: o tröste dich! Dein Sohn ist in die Gewalt der Bösen gerathen, aber über seines Lebens Seligkeit ist ihnen keine gegeben; und dieser Himmel hält die Herzen vereinigt, in welchen fernsten

Winkel der Erde man auch den Körper verbannen mag!“

Die Fahrt der Reisenden blieb lange von den günstigsten Umständen begleitet. Sie hielten bei keiner Insel an, sondern nahmen frisches Wasser an einem sicheren Punkte der afrikanischen Küste ein, und passirten dann die Linie, ohne irgend einem Schiffe zu begegnen. Von dieser Zeit an befestigte sich unter den Gefangenen der allgemeine Glaube, man werde sie nach Ostindien führen. Auf St. Helena ward angelandet, da bei dem häufigen Schmausen die Lebensmittel erneuert werden mußten; und hier hielt der Kapitain seine Geraubten abermals zwei Tage lang in der dunkeln Kajüte streng bewacht. Unentdeckt begab er sich von Neuem auf die Fahrt. Allein von nun an zeigte sich das bisherige Reiseglück übelgelaunt und wetterwendisch. Man hatte häufig mit Stürmen zu kämpfen, durch deren heftige Windstöße das Schiff pfeilschnell nach Südwesten hin getrieben ward. Erst am vierten Morgen, der die Sonne wieder sichtbar werden ließ, konnte man Anstalten treffen, die völlig verlorne Bahn wieder zu gewinnen. Dem klaren Morgen folgte ein drückend schwüler Mittag. Thalheim stand auf dem Verdeck und bemerkte, daß rings am flimmernden Horizonte neue dunkle Wolkenmassen, ungeheuern zackigen Felsen gleich, aus dem Meere aufwuchsen. Der Kapitain, welcher jetzt selten das Verdeck verließ, starrte

mit finstern Mienen auf jene bedenklichen Verzeichen neuer härterer Kämpfe. Thalheim äußerte seine Besorgnisse. „Meinethalben! murmelte Jener ingrimmig: Das Schiff ist gut; meine Matrosen sind tapfer wie die Löwen; will uns der Sturm schon wieder zum Narren haben, so mag er heranrücken. Mich holt der Teufel noch nicht, und Ihr Andern seyd des Holens nicht werth!" Ob gleich er sich bei diesen Worten zum Lachen zwang, so bemerkte Thalheim doch recht gut, daß ein heimliches Bangen ihn unstät auf dem Schiffe umher trieb. Aus den verdoppelten Portionen Branntwein, die der Mannschaft, und sogar den Gefangenen, ausgetheilt wurden, so wie aus allen Anstalten des Kapitains, ließ sich abnehmen, daß er selbst die Gefahr für nahe und groß halten müsse. Die drückende Gluth der Luft nahm den Menschen fast den Athem und alle Lebensfreudigkeit; Todtenstille lag über dem Meere, aber oben in der Ferne flogen schon die Wolkengebirge schnell wie kampflustige Schaaren einander entgegen. Nun donnerte es ringsum, und ein unausgesetztes rasselndes Getöse in der Luft schien mit den verderbenschwangeren Wolken immer näher heranzurasen. So wie die Sonne sich hinter der ersten Wolkenschicht verbarg, ward plötzlich jede Himmelsgegend dunkel, und vom großen Ringe des Meeres her dämmerte es immer tiefer bis zur alles verhüllenden Finsterniß des stets engergeschlossenen Horizontes;

dicke weißgesäumte Wasserberge wandelten näher und näher; die Sturmvögel erhoben ein klagendes Geschrei; ein seltsam zuckendes Licht fuhr über die elektrisch aufglänzende Wasserfläche; Wirbelwinde drehten plötzlich das Schiff wie einen Kreisel umher und der Wogen- und Wolkensturz begann unter gräßlichem Blitzen und Krachen.

Bald nach dem wuthvollen Ausbruche des Ungewitters zuckte ein Strahl am Hauptmaste nieder, spaltete ihn, und zündete; aber die Ströme der Wolken selbst löschten sogleich die Flamme. Alles das waren nur Schreckensboten der Winde, die sich nun nach Einer Richtung hin erhoben, und welche das Schiff mit furchtbarer Gewalt über Wasserberge und Abgründe fortschleuderten. So verging die Schreckensnacht, und die Mannschaft begann allmälig Muth und Kräfte zu verlieren, als gegen Morgen bei heiterm Himmel Wind und See fortwütheten. Doch mit dem ersten Sonnenstrahl erblickte ein Matrose lange dunkle Streifen auf dem Meere und bald erscholl das allgemeine Geschrei: „Land! Land!“

Es erschien ihnen in kurzer Frist eine hohe grünliche Felswand von beträchtlicher Länge, welche der Kapitain für das Ufer einer ihm unbekannten Insel erklärte. Die Annäherung des Schiffes war so reißend geschwind, daß schon in der Ferne die bleichen Menschen aufschrieen: „Wir sind verloren!“

Der Kapitain befahl, aus allen Kräften nach der rechten Seite zu steuern; denn dort erblickte man jetzt eine Sandbank, die von niedrigeren Ufern der Insel in die See hinausreichte. Hier wollte er, wenn auch mit Verlust des Schiffes, dasselbe stranden lassen. Einige Momente lang mehrte sich die Hoffnung des Gelingens; doch ein neuer heftiger Windstoß vereitelte sie ganz, und jagte seine Beute in gerader Richtung gegen die fürchterlichen Felsen hin.

Thalheim stand auf dem Hintertheile des Schiffs und hatte ein Tau festgefaßt, als er das neuertönende Jammergeschrei der Verzweifelnden hörte. Die Richtung der Wellen dünkte ihm kaum tausend Schritte weit neben der Sandbank vorüberzugehen, und näher am Lande schienen ihm sogar die Wogen nach ganz verschiedenen Richtungen hinzurollen. Seine Rettung kam ihm so möglich vor, — der Untergang des Schiffes so gewiß! — Es drängte ihn, sich hinabzulassen in die Wellen. Er war ein guter Schwimmer, und durfte hoffen, feste Richtung zu gewinnen, sobald er nur den ersten und gefährlichsten Kampf mit der Brandung bestand. „Mutter! Gott sey dein Trost!“ rief er laut, und glitt am Taue hinab in den gischtsprühenden Kamm einer ungeheuern Welle, welche zornig aufbrausend ihn hoch empor hob, und das gottvertrauende Menschenherz der brüllenden Brandung entgegen schleuderte.

In diesem Augenblicke schoß das Schiff, gleich einem abgedrückten Pfeile, gegen die Felsen an und sank zertrümmert mit Allem was darin lebte in die Tiefe. Aber nahe an der Felsenwand, auf jungem saftigen Grün, umspielt vom leichten weißen Schaume der sanfter heranfluthenden Wogen, fand unser Freund sich im Leben wieder. Er hob den unbeschädigten Leib auf die Knice, und sandte mit dem Lied der nahen Waldvögel sein heißes Dankgebet zum Himmel empor. Noch im Kampfe mit dem empörten Element, in welchem er für sich selbst die kaum gehoffte Rettung fand, hatte er das furchtbare Krachen gehört, mit dem das Schiff an der Klippe zerborst. Traurig schaute er an den Felsenwänden hin, ohne etwas Anders erblicken zu können, als hier und da ein fortfluthendes Gebälke; der Schuldige aber mit den Unschuldigen, der Räuber mit seinen Beraubten, — alle lagen schweigend im tiefen Meeresschooße! Er betete von Herzen für Alle, und flehte dann, Gott möge ihn seiner wunderbaren Errettung würdig machen.

Hierauf wusch er seine Kleider vom Meeresschaume rein und badete sich selbst in den friedlich gewordenen Wellen, während seine kleine Habseligkeit von der heißen Morgensonne getrocknet ward. In seinen Taschen fand er, außer einem Messer und einer Brieftasche mit den gewöhnlichen kleinen Instrumenten versehen, auch ein Feuerzeug, welches ihm jetzt von unschätzbarem Werthe

ſeyn mußte, zumal da ſich an demſelben zwei feingearbeitete Meſſerklingen befanden. Ueberraſchend war ihm der Fund einer kleinen Portion Zwieback nebſt einem, mit Arrak gefüllten Fläſchchen, das er vermuthlich in den Augenblicken der Gefahr mechaniſch zu ſich geſteckt hatte. Gleichgültiger war es ihm, in der andern Rocktaſche ſeine Pfeife mit einigem Taback zu finden. Ohne ein ſtarker Schmaucher zu ſeyn, pflegte er ſie erſt ſeit ſeinem Schiffsleben, wegen des ihm oft unleidlichen Theergeruches, gewöhnlich bei ſich zu führen. Daß ihm die Wellen den Hut, der ihm jetzt einen ſo nöthigen Schutz gegen die brennenden Sonnenſtrahlen gewährte, nicht entriſſen hatten, verdankte er einem Bande, womit er ihn bei heftigem Winde unter dem Kinn zu befeſtigen gewohnt geweſen.

Seine gänzliche Unwiſſenheit über das, was er auf dieſem Eilande zu fürchten oder zu hoffen haben konnte, preßte ihm bei der Durchſicht eines ſo armſeligen Inventariums tiefe Seufzer aus. Ohne alle Waffen, wie er es war, konnte er keinen auf ihn eindringenden feindlichen Angriff abwehren; daher ſchnitt er vor allen Dingen vom nächſten Buſch eine derbe Keule, und mit derſelben trat der Muthige, nachdem ihn ein Schluck aus der Flaſche und einige Biſſen des gefundenen Zwiebacks geſtärkt hatten, ſeine ungewiſſe Wanderung durch das Gebüſch an. Allmälig ward daſſelbe zum hehen dichten

Walde, der sich zu beiden Seiten immer mehr auszubreiten schien. Thalheim suchte vergebens irgend eine Anhöhe zu erreichen und es fing mit den Kräften zuletzt auch der Muth zu sinken an. Eine Spur von menschlichen Bewohnern war nirgends zu entdecken; desto furchtbarer kündigte sich ihm jetzt das Daseyn Anderer an. Das Gebrüll eines Löwen erschreckte ihn nämlich so sehr, daß er plötzlich mit neuer Kraft nach einer entgegengesetzten Richtung hin floh. Dort ward es bald lichter, und indem er die See wieder erblickte, wurde er gewahr, daß er über eine breite Landzunge gewandert sey, die ganz mit Wald bewachsen war. Die Nähe des Meeres bot ihm gegen den Anfall eines wilden Thieres doch wenigstens augenblicklichen Schutz, da er sich im Nothfalle durch Schwimmen und Untertauchen retten konnte.

Beim Hinabsteigen ans Gestade fesselte ein erfreulicher Gegenstand seine Aufmerksamkeit. Es war ein großes Faß, welches nur von einer übermäßig hohen Fluth so weit an das Land gerollt worden seyn konnte, daß es auch beim gestrigen Sturme ruhig und verschont auf dem trockenen Sande liegen geblieben war. Im Augenblicke dieses unverhofften Fundes hörte er abermals den Löwen, aber in so weiter Ferne, daß er sich vor der Hand ganz sicher glaubte und die Untersuchung des neuentdeckten Schatzes ruhig vornehmen durfte. „Ach, daß

die Vorsehung mir hier einige Lebensmittel beſcherte; getrocknete Früchte, oder auch nur trinkbares Waſſer!" ſeufzte der Hungrige und Durſtende, indem er an die Arbeit ging.

Aber er fand es nicht ſo leicht, ſich ſeiner Beute zu bemächtigen, als er anfangs geglaubt hatte. Die Tonne war feſt mit eiſernen Reifen verwahrt, und hatte vielleicht ſchon ſeit langer Zeit der Sonne und dem Regen getrotzt. Doch endlich ſprang der Boden unter den kräftigen Schlägen ſeiner Keule, und — der Schatz kollerte dem Erſtarrenden entgegen. Bücher, — lauter Bücher, deren eines aufgeſchlagen auf dem Sande den Titel vorzeigte: „Sammlung der beſten poetiſchen und proſaiſchen Schriften der ſchönen Geiſter in Deutſchland." — Es war mit einem Worte, in lauter ſauber broſchirten Heften, die ſogenannte „Karlsruher Sammlung" armer guter nachgedruckter deutſcher Schriftſteller; — (faſt zum Beweiſe, daß der Nachdruck in unſerm Vaterlande ſich eines ganz beſonderen höheren Schutzes zu erfreuen habe.) Ohne Zweifel hatte irgend eine ſpekulative ſchöne Kaufmanns-Seele fernen Anſiedlern das Evangelium des deutſchen Geiſtes auf eine wohlfeile Art in die Hände ſpielen wollen, und war hier zugleich mit ſeiner Waare verunglückt. Troſtlos ſchaute unſer getäuſchter Freund einen Augenblick auf die unechten Geiſterſchatten hinab, mit welchen das Schickſal ſeines Elendes

nur zu spotten schien. Aber bald kehrten bessere Gedanken zurück; er packte den ganzen Bücherkram wieder ein, und seufzte gerührt: „Um Brod und Wasser flehte ich dich an, o guter Gott! und du giebst mir die Karlsruher Sammlung!! — Aber ich murre nicht; — denn das Wunder, durch welches ich mich hier mit meiner theuern Heimath auf's Innigste und Geistigste verbunden sehe, lehrt mich Armen erst recht deutlich einsehn, wie leicht es dir seyn wird, auch unter den Ungeheuern der Wüste mein kleines Leben zu erhalten, wenn es dir gefällt."

Für ein kindliches gottergebenes Gemüth liegt in dem frommen Vertrauen selbst außer der geistigen Erhebung zugleich eine körperliche Stärkung. Auch Thalheim fühlte sich ordentlich erquickt durch seine eignen Worte. Er wollte tiefer zum Meere hinab, um zu versuchen, ob das bittre Wasser nicht doch vielleicht genießbarer werde, wenn er einige geistige Tropfen aus seinem Fläschchen darunter mischte. Indem er, die bequemste Stelle aufsuchend, um eine Felsenecke herumtrat, da glänzte ihm auf einmal der Silberblick eines kristallhellen Quells entgegen, dessen sanftes Hinabgleiten in die Fluth er bis jetzt für ein Spiel des Meeres gehalten hatte. Indem sich der freudig gerührte Mensch zum Labetrunk niederbog und sich dabei an den Zweigen eines danebenstehenden Baumes festhielt, fiel etwas leise auf seine Schultern.

Betroffen blickte er empor und sah — einen Feigenbaum voll der herrlichsten Früchte, von welchen er im Niederbücken durch die Bewegung seiner Hand einige der reifsten auf sich herabgeschüttelt hatte. Er sank an der Quelle nieder und sprach ein Tischgebet, wie er wohl noch keins andächtiger und dankbarer gesprochen; darauf hielt er ein Mahl, wie es nur die Glücklichsten zu genießen vermögen. — Während desselben überlegte unser neuer Robinson, was er nun vor allen Dingen zur Sicherung seines Lebens zu beginnen habe. Für seinen Unterhalt war vorläufig gesorgt; denn der schöne Feigenbaum schien für mehrere Tage volle Nahrung darzureichen; und der höchsten Wahrscheinlichkeit nach war dieser Fruchtbaum nicht der einzige auf der ganzen Insel. Allein hier länger zu verweilen, wo nur die Baumstämme ihm einigen Schutz gegen die Thiere der Wildniß gewähren konnten, schien auf keine Weise rathsam zu seyn; so beschloß er denn rückwärts zu wandern, um jene Ufer, von welchen er heute Morgen ausgegangen war, wieder zu gewinnen, und irgend eine Höhle aufzusuchen, die ihm allnächtlich Sicherheit gewähren konnte, wenn er sie durch Zaun und Mauer befestigte, wie andere Robinsone vor ihm gethan; — denn schon oft war ihm der alte Kruso eingefallen, den er im Knabenalter mit unendlicher Lust gelesen hatte, — ach, ohne zu ahnen, wie hart einst die

erlebte Wirklichkeit jene reizenden Bilderspiele der jugendlichen Phantasie zerstören werde!

Damit der Rückweg weniger gefährlich werden möge, als die heutige Auswanderung, beschloß Thalheim, die Landzunge so zu umgehen, daß er dem Gestade so viel möglich nah bliebe. Auch deßhalb schien ihm dieß rathsamer, weil er in der Niederung eher Fruchtbäume anzutreffen hoffen durfte, als in dem höher liegenden Walde, worin ihm nur hohe wilde Baumarten vorgekommen waren.

An Leib und Seele erquickt, trat er diese Art von Heimreise an, und vergaß nicht, so viele Feigen mitzunehmen, als er tragen konnte; — eine Vorsicht, die ihm trefflich zu statten kam: denn er fand im Fortwandern die Ufer allmälig kahler und unfruchtbarer werdend; doch war sein Weg übrigens nicht beschwerlich. Schon erblickte er von ferne die wohlbekannten Felsen, und sein Uferpfad wendete sich wieder in gerader Richtung nach ihren Spitzen hin, als die Sonne ins Meer sank. Ob er gleich alle Kräfte anstrengte, um noch vor dem Anbruche der Nacht dorthin zu gelangen, so bemerkte er doch bald, daß es unmöglich sey. Er sah sich plötzlich von einem Flusse gehemmt. Die Ueberlegung, daß er auf seinem heutigen Wege doch nothwendiger Weise ebenfalls über diesen Fluß gekommen seyn müsse, legte ihm so lange ein unerklärbares Räthsel vor, bis er eine

Strecke an den Ufern aufwärts ging und entdeckte, daß der Strom langsam aus einer hohen dunkeln Grotte hervortrat. Der Wanderer hatte also wirklich über denselben hin seinen Herweg genommen; nur weiter oben, wo das Fluß-Bette vielleicht tief unter der Erde fortlief. — So gerieth er auf die Vermuthung, es möge sich wohl jenseits dieser Höhe ein weites Thal befinden und dort folglich der bewohnbarere Theil der Insel anzutreffen seyn. Die ansehnliche Breite und sanfte Strömung des Flusses ließ allerdings darauf schließen, daß kein enger schluchtartiger Grund dieses Wasser hervorsendete. Es schien fischreich zu seyn und an vielen Stellen zum Durchwaten seicht genug. Thalheim entschloß sich aber seinen Uebergang bis zum nächsten Morgen zu verschieben, da er diesseits alles fand, was er zum Uebernachten bedurfte, nämlich einen frischen Brunnen und einen breitästigen Baum, der eine ihm unbekannte Schalenfrucht trug. Die Nebenhöhlungen der Grotte, aus welcher der Fluß hervorkam, hätten ihm vielleicht ein bequemeres und kühleres Lager gewährt; nur schien es gefährlich, jetzt noch, wo schon jene Grottenräume verfinstert waren, eine Untersuchung derselben anzustellen. Er stieg also, nachdem er von seinem letzten Zwieback und einigen süßen Früchten neben der Quelle ein kleines aber köstliches Mahl gehalten, auf seine laubige Nachtherberge hinauf, wählte einen bequemen Sitz und befe-

stigte sich vermittelst seines Taschentuches so, daß er keinen Fall zu fürchten hatte. Es wollte ihm jedoch, trotz seiner großen Ermüdung, nicht gelingen, die Augen zu schließen; auch ward er noch einige Male heftig erschreckt. Sobald er nämlich seinen Sitz eingenommen, und nun für die Keule, die er zur Vorsicht emporgezogen, einen sicheren Platz suchte, sprang ein aufgescheuchter kleiner Affe, der vermuthlich ebenfalls hier oben schmausen und schlafen wollte, dicht neben ihm mit durchdringendem Geschrei vom Baume herab. Bald darauf vernahm er am Stamme ein Geräusch und glaubte eine leise Erschütterung zu fühlen. Im Hinabblicken erkannte er beim letzten Dämmerlichte des Abends einen Hirsch, der sich am Stamme rieb, und dann dem Wasser nahete, als derselbe vor einem neuen Geräusch plötzlich die Flucht ergriff. Thalheim beredete sich beim Anblick dieses schönen Thieres, daß es auf seiner Insel mit den gefürchteten reißenden Thieren doch wohl keine große Gefahr haben möge, indem bei deren zahlreicher Verbreitung wohl gewiß solch zarteres Wild nicht würde bestehen können. Nach des Hirsches eiliger Flucht vernahm der arme, stets im beginnenden Schlummer gestörte Baum-Insasse ein furchtbares Stampfen und Schnauben in seiner Nähe, und konnte mehrere Thiere von bedeutender Größe unterscheiden, die bald um den Stamm her weideten, bald mit wilden Sätzen umherras'ten. Als

sie sich im Flußbade wälzten, glaubte er beim Blinken des Wassers in diesen Thieren Büffelochsen zu erkennen. Schnaubend schossen sie wieder ans Ufer herauf, und indem Thalheim eine leise Bewegung machte, bemerkte er, daß sie in die Luft empor schnüffelten und unter dumpfem Gebrumme den Baum heftig mit ihren Hörnern erschütterten, dann aber schnell lautbrüllend fortrannten.

Furcht, oder augenblickliche Angst für sein Leben, empfand unser Robinson nicht. Sein Baum war stark genug, um selbst dem Angriff eines Elephanten widerstehn zu können; allein es war eine unbeschreibliche Wehmuth, die er jetzt fühlte, als rings um ihn her nur Bestien rasten, und am Strome hinab bis zum Meere sich ein so viellautiges Plätschern, Grunzen, Brüllen und so seltsame Thierstimmen hören ließen, wie er niemals in seinem Leben vernommen hatte. So einsam fühlte er sein Wesen, — so ganz geschieden und schrecklich weit von der theuern Mutter, — so unerbittlich hinweggenommen aus dem freundlichen Bezirk der ganzen Menschheit, daß seine Sehnsucht sich in häufigen Thränen auflöst'te. Da ward es stille um ihn her; das silberne Doppelhorn des sanften Mondes stieg aus dem Meere; kein wilder Laut des Lebens regte sich mehr: — aber eine Nachtigall sang in milden Tönen aus der Gegend der Grotte zu ihm herüber, und unter ihren süßen Klagen entschlummerte er.

Es war ſchon heller Tag, als ihn ein Geräuſch erweckte. Eine Heerde Antilopen trank aus dem Fluſſe. Ihr ruhiges Weiden gab ihm die Hoffnung, daß gegenwärtig an dieſer Stelle nichts für ihn zu fürchten ſey. Bei ſeiner erſten Bewegung zerſtiebte das leichtfüßige Völkchen. Er ſtieg herab und erquickte ſich ſelbſt in der kriſtallklaren Fluth, um dann die neue Wanderung anzutreten.

Bis zu den Felſenwänden hatte er nicht weit mehr zu gehen. Er beſchloß daher, ſich ihnen auf einem Umweg zu nähern und vor allen Dingen zu unterſuchen, was für eine Bewandniß es mit dem unterirdiſchen Strome haben möge. In die Grotte vermochte er nicht weit einzudringen, weil dort das Flußbette nach kurzer Strecke den ganzen Raum einnahm. Er ſtieg alſo über derſelben die Höhe hinan, merkte ſich die wahrſcheinliche Richtung des Fluſſes, ſo genau es im dichten Walde möglich war, und nachdem er die Höhe erreicht, ſah er ſich bald am jenſeitigen Abhang des Berges. Aber er blickte dort über ſchroffes zackiges Geſtein in ſchwindelerregende Abgründe hinab; nur durch die Wipfel der, aus der Tiefe emporgewachſenen Bäume lachten ihn lichtgrüne Auen des Thales an. Dort mußte er hin! Dort mußte ſich's entſcheiden, ob die Inſel von Menſchen bewohnt ſey, oder nicht; und wenn ihm auch das letztere leider ſchon allzuwahrſcheinlich geworden, ſo ſehnte er ſich

doch wenigstens nach Gewißheit. Es gelang ihm zwar, die tiefen Schluchten zu umgehen, allein sein Weg war sehr beschwerlich und führte ihn so weit nach der rechten Seite in den Wald hinab, daß er endlich mit Schaudern in der nämlichen Gegend zu seyn glaubte, aus welcher her ihn gestern die Stimme des Löwen erschreckt hatte. Oft hörte er hier ein Wild, von ihm aufgescheucht, entfliehn, und bei jedem Geräusch mußte er gefaßt seyn zum Kampfe auf Leben und Tod. Doch er gelangte glücklich am Fuß der steilen Abhänge an, und fand dort die Fortsetzung der Entdeckungsreise durch einen neuen Gegenstand gehemmt, der ihn mit unbeschreiblichem Entzücken erfüllte. Es war eine Verzäunung, — oder vielmehr ein aus lebendigen Bäumen aufgeführter Wall, der sich unter den überhängenden Felsen hervorzog, und von da an durch die ebene Waldung fortlief. Derselbe bestand aus Akazien, welche so dicht an einander gepflanzt worden waren, daß Schaft und Krone der Stämme als fest ineinander verwachsen erschienen.

„O so finde ich euch denn endlich wieder, — rief er aus, während er begierig nach einem Eingang suchte, — ihr einzigen Wesen auf diesem Erdballe, welchen ein fühlendes Herz zum Erbtheile gegeben ward! — Ich weiß, ich fühle es, so wie ich dieses Werk eurer Hände überschritt, war auch mein Leben wieder in Sicherheit! Hier ist wieder menschlicher Friede heimisch; ich finde

meines Gleichen! — O, nehmt mich brüderlich auf! Laßt nicht mein verarmtes Leben den Ungeheuern der Wüste zur Beute werden!“

Doch umsonst war alles Suchen nach einer Oeffnung; jeden oft wiederholten lauten Ruf gab nur ein vielstimmiges Echo zurück. Wollte Thalheim ins Innere des kolossalen Zaunes gelangen, so blieb kein anderes Mittel, als denselben zu übersteigen. Es gelang nur nach der äußersten Anstrengung; denn als er die Baumwipfel erreicht hatte, mußte er lange mit dem Messer arbeiten, um nur so viel Raum zu gewinnen, als die Möglichkeit des Hinüberschwingens erforderte. Doch das Niedersteigen jenseits war dann weniger gefährlich und mühsam, als das Hinanklettern; denn auf dieser, gegen die Sonne liegenden Seite waren viele Bäume bis fast zum Boden hinab mit Aesten bewachsen, die statt einer Leiter dienten.

So stand denn unser Freund nach einigen Stunden, herzlich müde, aber sonst völlig unbeschädigt, im neu entdeckten Lande da, und dankte dem Himmel für seine Rettung aus der Gewalt der Löwen, Tieger und Büffel, die jetzt für ihn kaum mehr zu existiren schienen. Zwar zeigte sich seinen sehnenden Blicken, außer dem Zaune selbst, nirgends eine Spur von menschlichen Bewohnern; und seit funfzig Jahren (so alt schätzte er ungefähr die Pflanzung) konnte jenes Geschlecht, welches einst an diese

Küſte geworfen ward, wohl wieder ausgeſtorben ſeyn: allein er fühlte hier doch nun einmal den feſten Glauben an Lebensſicherheit, und trat daher mit inniger Luſt in ein ſchönes Fruchtwäldchen ein, das freilich einen weit milderen Charakter trug, als der wilde Forſt, aus deſſen Schreckniſſen er ſo eben herkam.

Bei ſeinem Austritt aus dieſem Wäldchen lag das Ziel ſeiner heutigen Wanderung, ein ſchönes Thal von anſehnlicher Breite und Länge, vor ihm da, durchſchlängelt von dem Fluſſe, der ihn zu dieſer Entdeckungsreiſe veranlaßt hatte, und der ſich nicht weit von ſeinem Standorte unter dem Berge verlor. Das Thal ſah er faſt allenthalben von hohen Felſenmaſſen umgeben, in ſeinem Innern aber von der Natur ſo anmuthig ausgeſtattet, und mit ſo mannigfaltigem Farbenreichthum der ſüdlichen Himmelsſtriche geſchmückt, daß der Entzückte plötzlich in ein Paradies verſetzt zu ſeyn glaubte. Auf den weidereichen Auen ſah er hier und da eine Art wilder Ziegen graſen; die Gebüſche waren von prachtvoll befiederten Vögeln bevölkert, und die Obſtbäume prangten mit den edelſten Blüthen und Früchten zugleich.

Thalheim durchwatete nun den kleinen Fluß und ſah ſich eben nach einem niedrigen Obſtbaume um, der ihm die erſte gaſtfreundliche Gabe darreichen ſollte, als er in einiger Entfernung eine Geſtalt von ſeltſamer Art, im

Schatten eines vollblühenden Granatbaumes liegend, bemerkte.

Zagend wußte er nicht, ſollte er das namenloſe Ding für ein Paar nebeneinander ruhende Ziegen, oder für irgend ein unbekanntes Thier der Wüſte halten. — Jetzt, als er es gewagt hatte, behutſam näher hinan zu ſchleichen, überzeugte er ſich mit Erſtaunen, es ſey ein ſchlummernder Menſch. Dem Anſcheine nach ein achtzehnjähriger Jüngling von ſchöner herkuliſcher Geſtalt, wiewohl ſehr von der Sonne gebräunt. Ganz nackt lag er auf Ziegenfellen hingeſtreckt, neben ihm eine Keule, deren furchtbare Größe ſeltſam gegen das, im Schlummer lächelnde, Menſchenantlitz abſtach. Unerſchreckt von dieſer Waffe, trat Thalheim immer näher herzu; ja die unbeſchreibliche Freude, hier in dieſer nur von Thieren bewohnten Wildniß einen Menſchen, — wenn auch einen Wilden, — gefunden zu haben, und die Sehnſucht ihn zu wecken, trieb ihn, ſich an die Seite des Schlafenden niederzulegen, und in ſeinem Entzücken ihm einen Kuß auf die breite Bruſt zu drücken. Einige Früchte, die er von den Bäumen gepflückt, hielt er in Bereitſchaft zur erſten Freundſchaftsgabe beim Erwachen. Seine Ungeduld führte es endlich herbei, als er ihm die Wangen ſtreichelte, um welche der zarte Flaum des Bartes ſproßte. Wie nun der unbekannte Menſch die großen, blauen Augen aufſchlug, nahm Thalheim ſogleich eine

Feige in den Mund, und ſteckte die andere zwiſchen die Lippen des Erwachten. Der groſsäugige Wilde lächelte, das Geſchenk zerkauend; dann aber, als die Beſinnung des Erwachens ganz zurück gekehrt war, ſtarrte er mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens die fremde Erſcheinung an, und ſtieß aufſpringend ein faſt wieherndes Geſchrei aus. Thalheim ging auf ihn zu, und jener that ungeberdig einige Sprünge, um zu entfliehen.

Das war freilich ein traurig tiefer Grad von Wildheit, vor welchem Thalheim erbebte, und der ihm auch leider nur allzudeutlich bewies, daß dieſes arme Weſen, außer ihm, wohl das einzige menſchliche auf der ganzen Inſel ſeyn müſſe, doch verzagte er noch nicht, ihn zum Freunde zu gewinnen. Er holte ſein Fläſchchen Arrak, das er bisher ſorgſam geſchont hatte, hervor, trank ein wenig, und reichte es Jenem hin, wie vorher die Feige. Zitternd kam er näher, ſprang von neuem zurück, kehrte wieder — und endlich behielt die Neugierde doch die Oberhand. Er litt es, daß ihm Thalheim einige Tropfen in den Mund gießen durfte, und gab mit lautem Geſchrei ſein Wohlgefallen zu erkennen; und wieder ſtreichelte ihm der Freund ſanft die Wangen, und bemerkte mit Vergnügen, daß er dazu lächelte, und ihm dieſelbe Liebkoſung zu machen verſuchte, wobei er ſich ſichtlich in Acht nahm, Thalheimen mit ſeinen ſcharfen krallenartigen Fingernägeln zu verwunden, indem er deſſen ſanftere

Hände aufmerksam betrachtete. Plötzlich schoß er wie ein Pfeil auf zwei in der Nähe weidende Ziegen los, packte eine davon, und trug sie in vollem Rennen zu Thalheimen hin, legte sie dort auf den Rücken, sich darneben, und nun fing er aus ihrem vollen Euter zu trinken an, welches das Thier, vermuthlich schon daran gewöhnt, geduldig litt. Thalheim legte sich neben ihn, und da Jener bei dieser Bewegung lächelnd aufsprang, so glaubte der Freund, ihn verstanden zu haben, und trank die süße Nahrung mit großem Appetit, während der Wilde schon mit frohem Geschrei eine andere Ziege herbei trug. Aber Thalheim hatte die fette Milch so ungemein labend und köstlich gefunden, daß er weder Hunger noch Durst mehr fühlte, und daher allerlei Zeichen der Verneinung machte, worauf Jener endlich die beiden Thiere laufen ließ, und nun eine gewisse verlangende Miene annahm, welche seinen Gast an das Arrakfläschchen erinnerte. Mit Freuden zog er dasselbe nochmals hervor, gab ihm aber, wie vorhin, nur wenige Tropfen, um der einfachen Natur nicht zu schaden. Er lachte wieder laut auf, und Thalheim bemerkte, daß dieses Lachen vollkommen menschlich und wohlklingend, alle Töne der Furcht und des Erstaunens aber fast ganz thierisch waren. Er benutzte übrigens diese neue Annäherung wieder so viel möglich, um den Friedensbund immer fester zu knüpfen; er liebkos'te den wilden Jüngling und schloß ihn endlich sanft

in die Arme. Auch das erwiederte er, und Thalheim fühlte in diesem seligen Augenblicke nicht den kleinen Schmerz, welchen die barbarischen Klauen seiner Schulter verursachten, sondern er fühlte nur die sanften Schläge der brüderlichen Brust an der seinigen.

Da der Wilde großes Gefallen an seinem Hute zu finden schien, so setzte er ihm denselben auf. Er sprang sogleich zum Flusse, besah sich dort, und kehrte lachend zurück um in dem neuen Putz mit dem neuen Bruder, — dessen gleiche Gattung seinem Verstande nunmehr einzuleuchten schien, — unter allerlei possirlichen Sprüngen zu spielen. Aber plötzlich blickte er starr nach einem nahen Baume hin, warf den Hut von sich, ergriff seine Keule und eilte fort. In diesem Augenblick sah Thalheim zwei Affen aus den Zweigen jenes Baumes herabspringen, welche der Wilde mit Wuth verfolgte. Er erhaschte bald den Einen, und schmetterte den Dieb seiner Früchte mit leichtgeschwungenem Kolben zu Boden; der Andre rettete sich schreiend in die hohe Verzäunung. Doch sein Verfolger kletterte ihm mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze nach, und erreichte ihn glücklich im Gewirre der obersten Wipfel, um auch diesen Räuber todt herabzustürzen. In wenigen Minuten stand er wieder vor dem Gaste, und dieser konnte sich in der lebhaften Bewunderung des kraftvollen, leichtfüßigen Jägers nicht enthalten, ihm zur Belohnung noch ein

Schlückchen aus der Flasche zu reichen. Sie legten sich, nun schon an einander gewöhnt, wieder in den Schatten des Granatbaumes nieder. Hier entkleidete sich Thalheim, theils weil er sich nach einem erquickenden Flußbade sehnte, theils um seinem Wirthe auch den letzten Zweifel zu benehmen, daß er mit ihm von einerlei Gattung sey. Des Wilden Erstaunen über die weiße glänzende Haut und die zarte Form der jugendlichen Glieder, die man mit Recht schön nennen konnte, gab sich durch einen gewissen rührenden Ausdruck seines Blickes und seiner Bewegungen kund. Thalheim eilte in die kühlen Fluthen und der Gesellschafter blieb ihm immer zur Seite. Beim Ankleiden zog er dem Nackten seinen Rock an. Er wollte damit nicht nur seinen freundlichen Wirth beschenken, sondern er that es auch, um ihn bei Zeiten ein wenig menschlicher, sich selbst aber allmälig rauher zu gewöhnen, da ihm Beides gleich nöthig zu seyn schien. Dann zog er sein Messer und die Brieftasche hervor, — Gegenstände, deren Anblick dem wilden Jüngling ein neues Erstaunen erregte. Thalheim zeigte ihm alles vor; machte ihm am nächsten Zweige aufmerksam auf den wichtigen Gebrauch des Messers, worüber dieser vor Freuden hüpfte, nahm dann eine Nadel und Zwirn heraus, welche mit zu dem Inhalt der Brieftasche gehörten, und heftete einige von den Fellen, die dem Wilden zur Lagerstätte gedient hatten, zu einer Art von Mantel zu-

ſammen, den er über die Schultern hing. Er wollte dadurch dem Freunde zu verſtehen geben, daß er des Rokkes nicht weiter bedürfe, ſondern im Stande ſey, ſich ſelbſt einen neuen zu machen.

Ein Regenſchauer zog jetzt über ihnen hin, und Thalheim wandte ſich, die Tropfen auf ſeiner Hand vorzeigend und nach den Wolken deutend, mit fragender Miene an den Wilden. Alles Fragen und Antworten war freilich noch mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur über die Bejahungs- und Verneinungszeichen ſchienen ſie Beide ziemlich einig zu ſeyn. Der Inſulaner hatte zwar, beſonders ſeit ihn der geſchenkte Rock zutraulicher gemacht, in allerlei ſeltſamen Tönen geplaudert, aber ſein Gaſt konnte darin höchſtens eine Art von Melodie zu ſeinen wohlwollenden Mienen entdecken. Demungeachtet fuhr Thalheim fort, recht laut und deutlich mit ihm zu ſprechen, weil er glaubte, nur während des Sprechens eines hinlänglich bezeichnenden Mienenſpieles mächtig zu ſeyn. Da er nun jetzt, als die trüben Wolken ihre ſchweren Tropfen herabfallen ließen, zu erforſchen ſuchte, ob der wilde Menſch kein anderes Obdach beſitze, als den Baum, bemerkte er, unter vielen Lauten, die ſich faſt alle auf A endigten, oft ganz deutlich das Wort Mama, wobei der Wilde jedesmal mit den Armen nach ihm griff. Das erregte ſeine volle Aufmerkſamkeit, und ſobald er ein Bejahungszeichen zur Ant-

wort gab, rannte Jener so schnell davon, daß Thalheim unmöglich folgen konnte, und ihn durch öfteres Rufen in seinem Laufe hemmen mußte.

So kamen sie bald zu einer mit blühendem Gesträuch bewachsenen Felswand. Hier öffnete sich eine geräumige Höhle, und am Eingange waren einige Ziegen- und Antilopenhäute an den Zweigen aufgehängt. Auch im Innern sah er solcher Häute viele herumliegen. Der Bewohner legte sich auf den Boden, und bedeckte sich mit seinen Fellen; welches Thalheim nicht anders deuten konnte, als daß hier sein Nachtlager sey. Denn er sprang sogleich wieder auf, als Jener die aufgeschütteten Vorräthe von Früchten, die zum Theil verdorben waren, betrachtete, und gab dem Gaste die schönsten auf eine gar zu handgreifliche Weise zum Geschenk, indem er sie ihm in den Mund zu stopfen suchte. Eine Freundschaftsbezeigung, welche wahrscheinlich Thalheim selbst durch die Art seiner ersten Gabe veranlaßt hatte. Dann winkte der Höhlenbewohner nach einem dunkleren Winkel hin, und wiederholte mit einer kläglichen Stimme das Wort „Mama." Thalheim folgte ihm zur Stelle, und schauderte zurück; — denn er entdeckte dort Menschenknochen, mit jenen scheuslichen Resten von Moder bedeckt, welche ehmals der Gefräßigkeit der Würmer zu schnell vertrocknet waren. — Jetzt lag unserm Freunde mit einem Male die ganze Geschichte des armen Wesens aufgedeckt

vor Augen, das mit trübseligen, herzrührenden Mienen neben ihm stand. Ohne Zweifel hatte er als kleiner Knabe einige Jahre mit der Mutter auf dieser Insel gelebt. Sie war ihm gestorben. Der eingepflanzte Trieb der Selbsterhaltung und die kräftige Natur des Knaben, wahrscheinlich auch die schon früher gezähmten Ziegen, die innerhalb der Verzäunung weideten, hatten ihn vor dem Untergang geschützt; aber er war allmählig verwildert. Den Leichnam hatte das unglückliche Kind aus natürlicher Liebe nicht verlassen. Für Thalheim war der Gedanke, daß das arme Geschöpf während der ersten Jahre seines verwaist'ten Lebens in dieser verpesteten Luft geathmet habe, schauderhaft. Die ganze Scene hatte ihn unaussprechlich ergriffen, so daß er seine Thränen nicht mehr stillen konnte. Der dabei stehende Wilde behielt zwar trockne Augen, aber die Brust hob sich mächtig, und seltsame schauerliche Töne des Schmerzes drängten sich von Zeit zu Zeit daraus hervor.

„Ach Gott! rief Thalheim laut: wärst du zur Menschlichkeit erwacht, du armer lieber Freund, wie würden dir jetzt meine Thränen so wohl thun!" Thalheim dachte an seine eigne geliebte Mutter, die ihn ohne Zweifel als verloren beweinte, und das erhöhte noch seine schmerzliche Rührung. Den Wilden schien diese Erweichung ganz sanft und still gemacht zu haben. Er holte einige von seinen gesammelten Früchten herbei, und

legte ſie vor das Todtengerippe hin; dann ſah er Thalheim trübſelig an, um anzudeuten: die Mutter könne nichts mehr eſſen. — Der Menſch hatte in dieſen Augenblicken unbeſchreiblich tiefer Rührung unbedingte Gewalt über den Wilden gewonnen. Er war ſein Herr geworden. Darum folgte dieſer ihm auch willig, als er ihn zur Höhle hinaus winkte. Dort ſcharrte Thalheim mit einem Pfahle, den ſein Meſſer zum Spatel geformt hatte, eine Höhlung in das lockere Erdreich; pflückte dann von den Büſchen umher die duftenden Blüthen ab, ſtreute ſie ins Grab, und befahl dem Wilden, das Skelett herauszutragen. Dieſer ſchien ungern zu gehorchen, aber er mußte wohl. Die mürben Knochen lagen nun in ihrer Ruheſtätte. Thalheim kniete nieder, und ſprach ein Gebet, wie er vielleicht vormals noch keines auf der Kanzel geſprochen, und ſcharrte dann die Erde über die Gebeine hin. Der Wilde blieb beim Grabe ſitzen, ohne ein Auge vom Freunde zu verwenden.

Thalheim ging hierauf zur Höhle zurück, ſonderte dort das gute Obſt von dem verdorbenen aus, bewahrte jenes in einer kleinen Seitengrotte auf, und ſchnitt ſich dann einige Dornbüſche ab, womit er die Höhle von Grund aus fegte und ſäuberte. Dann bereitete er von den daliegenden Fellen zwei Lagerſtätten, — ſeine eigne in jenem Winkel, wo die „Mama" gelegen hatte; und die für ihren armen Sohn, an der gegenüber liegenden Wand.

Im Eifer über dieſen Arbeiten hatte Thalheim ſeinen wilden Freund ganz außer Acht gelaſſen. Er fand ihn noch neben dem Grabe liegen, führte ihn nun in ſeine Wohnung, und zeigte ihm die jetzt beſſer aufbewahrten Früchte und die ganze neue Einrichtung, wobei Jener ſtill vor ſich hinlächelte.

Da der Abend ſchon zu dunkeln begann, ſo warfen ſich beide Schlafgeſellen auf das weiche Lager hin, und ſobald der Anfangs unruhige Wilde ſtill geworden, ſchlummerte auch Thalheim ein. Aber nach einigen Stunden weckte ihn das immer lauter werdende Murmeln ſeines Nachbars, und als er ſich emporrichtete, ſah er ihn die Höhle verlaſſen. Er folgte ihm leiſe, und erblickte ihn bei dem hellen Mondenſchein am Grabe ausgeſtreckt. Die lange Gewohnheit, neben der Mutter zu ruhn, hatte ihn hinausgetrieben. Thalheim nahte ihm, ſprechend: „Fürchteſt du etwa, ich wolle dich aus deiner Höhle vertreiben, du gutes Weſen! — O könnteſt du es doch fühlen, wie gut es der Bruder mit dir meint!“

Der Wilde war aufgeſprungen, und ſeine Geberden deuteten an, daß er die „Mama“ wieder ausgraben und in die Höhle zurückbringen wolle. Thalheim verneinte dies lebhaft, und brachte ihn allmälig davon ab. „Blicke nicht immer auf dieſes Grab nieder, — ſprach er mit einem Ausdruck, als ob Jener ihn verſtände: — Sie iſt nicht hier, die du ſuchſt! Dort oben iſt ſie über den

Sternen; — nur dort wirſt du ſie einſt wiederfinden! (Hier drückte er ihn ſanft an ſeine Bruſt.) O komm' und ſchlafe ruhig, du lieber, unglücklicher Menſch! — Du ſchläfſt ja neben einem Bruder, der auch nicht glücklich iſt!" — Und, als faßte er den Sinn der Worte, folgte der Wilde ruhig zur Schlafſtelle zurück. Hier ſuchte Thalheim ihm anzudeuten, daß er ſelbſt jetzt die Stelle ſeiner Mutter vertrete. — Es war eine rührende Verſtändigung zwiſchen zwei guten Menſchen. Sie endigte damit, daß Beide ſich abermals niederlegten, um ſehr ruhig bis zum hellen Morgen fortzuſchlafen.

Thalheim beſchloß nun, ſeinem Wilden den Namen Heinrich Kraft zu geben, wobei er ſich eines unvergeßlichen Jugendfreundes erinnerte. Gleich am nächſten Morgen machte er ſich's zum Geſchäft, ihn dieſen Namen ſowohl, als den Namen Friedrich Thalheim, ausſprechen zu lehren. Das fand nun freilich große Schwierigkeiten; doch ſchienen ſie überwindlich, da ſich die Sprachorgane des Naturſohnes ſchon Anfangs gelehrig zeigten, und alſo bloß Geduld erforderlich war, das alte Kind deutſch reden zu lehren. Er hatte bisher nur drei ſprachähnliche Worte von ihm gehört: „Mama, Wella, und Boſcha." Das Wella entfuhr ihm zuweilen, wenn er bejahen wollte; und Boſcha, wenn er nach dem Walde hinwies. Dies brachte Thalheim auf die Vermuthung, ſeine Sprache möge wohl holländiſchen

Ursprungs, und also sein Freund im Grunde deutscher Abkunft seyn. Zunächst mußte ihn ihre gemeinschaftliche Sicherheit beschäftigen. Die Höhle schien zwar ein leidlicher Aufenthalt, aber inwiefern man darin, und innerhalb der Verzäunung, sicher vor wilden Thieren sey, das wußte er selbst noch so wenig gewiß, als es sein sprachloser Freund ihm zu sagen vermochte; und es bedurfte dieser offenbar auch weniger Sicherheit, als er selbst, indem sein Heinrich, — denn so nannte er ihn von nun an, — unstreitig der Stärkere war, und sich im höchsten Nothfalle mit schnelleren Sprüngen auf die Bäume retten konnte. Vor allen Dingen wollte er, so lange als sein Messer ausreichte, Waffen für sich und den Gefährten bereiten, und aus den Weidenschößlingen am Flusse eine Gitterthüre verfertigen, um Abends den Eingang der Höhle verschließen zu können. Dann erst wollte er von diesem sichern Punkte aus die noch unbekannten Gegenden der Insel bereisen. Bis dahin hoffte er auch seinen Freund, wenigstens in der Zeichensprache so weit zu bringen, daß er sich ihm vollkommen verständlich machen könnte. — Noch mit diesem Plane beschäftigt, mußte er in die Höhle flüchten. Heftige Gewitter mit starkem Regen folgten sich unabläßig. — Aus langer Weile fiel ihm ein, daß er vor einigen Tagen dürre Tabaksstauden in der Nähe bemerkt hatte, und daß sich unter seinen wenigen geretteten Habseligkeiten eine Ta-

tabakspfeife befand. Er zog ſie, — wie er wohl ſonſt zuweilen in müſſigen Stunden gethan, — hervor. Sein Feuerzeug, längſt ausgetrocknet, befand ſich wieder im beſten Stand. Aber indem die Funken die dunkle Höhle erleuchteten, ſtürzte der Wilde mit Geſchrei hinaus, und war kaum wieder zu begütigen. Thalheim erſtaunte über die gewaltige Wirkung, welche der Anblick des Feuers auf dieſen Naturſohn machte, fand ſie aber dann doch natürlich, und trat mit der ſchon brennenden Pfeife vor den Furchtſamen hin. Dieſer ſchrie laut auf, als er jetzt die Rauchwolken hervorwirbeln ſah, und es dauerte eine gute Weile, eh' er ſich bewegen ließ, das Feuerzeug in die Hand zu nehmen, und nach vielfachen vorgemachten Proben, ſelbſt zu verſuchen. Eine Aeuſerung des Wilden war dabei dem Lehrer befremdend. Er ſchien nämlich, ſo oft die Funken aufſprühten, vom heftigſten Schrecken ergriffen, wobei er auf ſeinen Arm deutete. Als Thalheim die bezeichnete Stelle näher betrachtete, entdeckte er eine Narbe in der Haut, und konnte nicht anders vermuthen, als daß der Jüngling irgend einmal durch ein Schießgewehr verwundet worden ſeyn müſſe. Auf Thalheims eifrige Zeichenfragen, winkte Heinrich nach dem Felſen hin, und jener folgte ihm trotz dem ſtürzenden Regen nach. Er bemerkte im Fortgehen, daß die Schritte des Wilden immer langſamer und ängſtlicher wurden. — An einer ſteilen Wand bezeichnete er jetzt eine Stelle,

wo er in die Tiefe hinab deutete und öfters das Wort „Rama" wiederholte, so daß Thalheim vermuthete, sie müsse hier wohl ihren Tod gefunden, und ihr Leichnam erst später vom Sohne in die Höhle gebracht worden seyn. — Er ließ sich weiter führen. Plötzlich, als sie sich um eine Ecke der Felswand drehten, sah er mit dem höchsten Erstaunen gerade vor sich ein Haus stehen. Ein schönes, regelmäßig aufgemauertes, nach europäischer Art mit Fenstern versehnes Wohnhaus; aber nur die äußere Wand war sichtbar. Sie schien die Oeffnung einer großen Felsenhöhle zu verschließen, in deren innerem Raume sich die Wohnzimmer befanden. Die Thüre stand offen.

Je freudiger Thalheim aufschrie, desto ängstlicher bemühte sich Heinrich, ihn zurückzuhalten. Aber unbesorgt vor jeder Gefahr, bedeutete er den Furchtsamen, hier seine Zurückkunft zu erwarten, und schritt muthig durch die Pforte ins Innere des Gebäudes. Er trat in eine geräumige Vorhalle, deren Tiefe sich im Dunkel verlor. Links erblickte er eine verschlossene, Rechts aber eine offene Thüre. Durch diese eintretend, sah er sich in einer Gewehrkammer, welche mit Waffen aller Art, auch mit Pulvervorräthen und anderm Schießbedarf reichlich versehen war. Hier fiel ihm denn auch sogleich der Gegenstand in die Augen, der seinem Heinrich eine so unüberwindliche Furcht eingejagt hatte. Es war eine am

Boden liegende, abgeschossene Pistole. Wahrscheinlich hatte Heinrich schon in seinem verwilderten Zustande dieses Haus entdeckt und sich mit jenem Schießgewehre am Arm verwundet, um dann den Schreckensort auf immer zu meiden.

Thalheim suchte ihn auf der Stelle mit der gefährlichen Waffe einigermaßen zu versöhnen. Er lockte ihn hinein, und zeigte ihm vorsichtig den Gebrauch des Gewehres, indem er Anfangs nur wenige Pulverkörner losbrannte, und nach und nach die Ladung verstärkte. Dann schoß er eine Kugel auf den nahen Baum, und suchte ihn dadurch begreiflich zu machen, wie es mit der Verwundung seines Armes zugegangen sey. Wenn Heinrich auch noch nicht zu bereden war, das Schießgewehr in die Hand zu nehmen, geschweige denn loszudrücken, so folgte er doch wenigstens seinem Führer willig in das Innere des Hauses.

Thalheim fand mehrere, der Reihe nach auf einander folgende, Zimmer, und in deren Mitte einen schönen Saal. Ein langer Gang lief an den Thüren der Zimmer hin, und auf der andern Seite öffneten sich große Gewölbe, die sich ins Innere der Felswand zu erstrecken schienen. Aus jenem Gange kamen sie durch eine Wendeltreppe zum oberen Raum. Aus den Fensteröffnungen desselben blickte man über niedrige Felsenklippen hinaus in das unermeßliche Meer.

Beim Eintritt in dieſen oberen Raum fanden ſie zahlreiche Geſellſchaft, — freilich nur von Tauben, die durch die zerbrochenen Fenſter Eingang gefunden, und überall geniſtet hatten. Sie waren ſo wenig ſcheu, daß ſie nicht aus ihrer Wohnung vertrieben werden konnten; auch war dem Entdecker dieſer zahlreichen Kolonie wenig an ihrer Vertilgung gelegen, da er ſogleich den Nutzen, den ſie ihm gewähren konnten, zu ſchätzen verſtand.

Von dieſen Gemächern aus führte eine Felſentreppe noch höher aufwärts auf eine Platforme, — und welch ein Anblick öffnete ſich dort dem entzückten Thalheim! — Hier, wo man den größten Theil der Inſel überſah, und in die blaue unendliche Fläche des Weltmeeres hinausſchaute, — auf dieſer prachtvollen Höhe war ein Garten angelegt, mit Fruchtbäumen, Weinlauben, Gemüß- und Blumenarten aus der europäiſchen Heimath geſchmückt. Wie romantiſch und üppig rankte ſich überall die Blüthe mit der Frucht zuſammen! Aber wie traurig ſchön mußte jetzt all' dieſe Herrlichkeit einem fühlenden Menſchen erſcheinen, in ihrem, gewiß ſchon ſeit mehr als Einem Jahrzehend eingetretenen Verfall!

Sie ſtiegen hierauf vermittelſt eingehauener Stufen bis zum Strande abwärts, und hier glaubte Thalheim die ſchreckliche Stelle zu erkennen, wo das Schiff ſeines Räuberhauptmanns den Untergang gefunden hatte. Uebrigens enthielt dieſer von Wellen umſpülte Platz nichts

Merkwürdiges, auſser dem Eingang in eine Höhle, die ſich nach der Gegend des Hauſes hinzuziehen ſchien. Thalheim wollte ſie ein andermal näher unterſuchen, und kehrte jetzt auf dem vorigen Wege zurück. Ganz verſunken in das Andenken an ſein geliebtes Vaterland, fühlte er jetzt, jemehr er in den Gemächern des Hauſes den reichen Segen kennen lernte, den Gott beſcheert hatte, zunächſt eine unüberwindliche Luſt, heute einmal auf europäiſche Art zu eſſen. Er zündete vor allen Dingen Licht an, und öffnete dann das Küchengewölbe, in deſſen Mitte er an einem Pfeiler eine große Schiffslampe hängen ſah. Aus der Größe des daneben ſtehenden Oelgefäſſes ſchloß er, daß dieſe Lampe ehmals wohl Tag und Nacht hindurch geleuchtet haben möge, — und das ſollte ſie nun aufs Neue, da es ihr, ſo lange die beiden Bewohner der Inſel auf die Thiere derſelben Jagd machten, wohl nicht an Nahrung gebrechen konnte.

Sobald das Licht der vielfachen Röhren dem Gewölbe ſeine Beleuchtung gab, erhob Heinrich ein Freudengeſchrei über den Glanz der vielen metallenen Gefäſſe, die an allen Wänden ſichtbar wurden. Es fand ſich hier alles in der beſten, reinlichſten Ordnung. Ein Waſſerſtrahl rieſelte aus dem Felſen in ein Becken herab; ſelbſt an Holzvorrath fehlte es nicht, ſo daß Thalheim gleich das Feuer auf dem Herde anſchüren, Waſſer beiſetzen, und einige junge Tauben aus dem Gipfel des

Felsenhauses zur kräftigen Suppe zurichten konnte. Die Tafel wurde im Saale zubereitet, wo sich das Tischgeräthe aufbewahrt fand. Nach dem Essen mußte Heinrich eine Ziege herbeiholen; Thalheim lehrte ihn, sie zu melken; nun wurde Kaffee gekocht und trefflicher Knaster dazu geraucht. Mehr als Alles behagte dem Wilden der Kaffee; denn das Essen in Thalheims Manier wollte ihm weder gelingen, noch gefallen.

So hatten denn die beiden Insulaner vom verlassenen Hause förmlich Besitz genommen, und Thalheim wollte jetzt vor allen Dingen ihre sämmtlichen Habseligkeiten untersuchen und ordnen. Damit brachten sie länger als zwei Wochen zu; die Arbeit war aber um so angenehmer, da sie jetzt mitten im Winter lebten, welcher unter diesem glückseligen Himmelsstriche nur in einer kurzen Regen- und Gewitterzeit bestand. Thalheim überzeugte sich allmählig, daß es ein nach der afrikanischen Küste bestimmtes Kolonisten-Schiff gewesen seyn müsse, welches hierher verschlagen worden. Seine Bewohner hatten vermuthlich bei der Unbrauchbarkeit des gestrandeten Fahrzeuges aus Noth, vielleicht auch, weil ihnen das gesegnete Eiland gefiel, sich hier anzusiedeln entschlossen, und so diese großen, schönen Anlagen begonnen. Welcher Zufall aber ihre gänzliche Vertilgung, bis auf ein einziges unglückliches Kind, herbeigeführt haben möge, ob bösartige Krankheiten, oder der Kampf mit

wilden Thieren, oder ein feindlicher Ueberfall wilder Völkerstämme von einer andern Insel her, — das blieb noch zur Zeit ein unauflösliches Räthsel. Die hier aufbewahrten Vorräthe, grosentheils gut erhalten, waren so mannigfaltig und schienen so genau für die Bedürfnisse einer neuen Ansiedelung berechnet, daß man viele derselben auf einem gewöhnlichen Kauffahrteischiff nicht gefunden haben würde.

Alle Zimmer des Hauses waren durch dickes Mauerwerk abgetheilt, die Höhe derselben bedeutend, doch nicht bei allen gleich, da die Decke des Ganzen aus der natürlichen Wölbung der Felsenhöhle bestand. Wände und Fußböden waren überall mit schön gewürkten, zum Theil kostbaren Teppichen überkleidet. Die Geräthschaften der Zimmer ließen in Rücksicht der Zierlichkeit manches zu wünschen übrig. Desto schöner waren die aufgelegten Polster und Matratzen, wovon sich auch im oberen Raume noch ein besonderer Vorrath für mehr als zwanzig Betten fand. Die Schmiede- und Schlosserwerkstätte war im Küchengewölbe angelegt; die übrigen Arbeitsplätze fanden sich auf einem, seitwärts vom Hause gelegenen Raum, wohin der Wilde noch nie gekommen war, und wo, außer einigen kleinen Kanonen, auch ein ziemlich brauchbarer Räderkarren entdeckt wurde. Thalheim suchte am eifrigsten nach Literalien; aber alles Papier war zerschrotet bis auf einen unbeschriebenen Vorrath,

der ſich in einem blechernen Kaſten nebſt andern Schreibmaterialien beſſer verwahrt fand. Auf dem umherliegenden, von Mäuſen oder Inſekten zerfreſſenen, waren unzuſammenhängende holländiſche Worte kaum noch leſbar. Von dem ebenfalls zerſtörten kleinen Bücherverrath fand ſich zu Thalheims großer Freude eine Bibel, durch den ſtarken Einband mit ſilbernen Schlöſſern geſchützt, vollkommen gut erhalten.

An Wäſche und Kleidungsſtücken aller Art war großer Ueberfluß vorhanden. Mehrere Militär-Uniformen zeigten den Stand ihrer ehemaligen Beſitzer an; aber die größere Menge von Frauenkleidern, nebſt den dazu beſtimmten linnenen und ſeidenen Stoffen gab zu erkennen, daß der weibliche Theil die Mehrzahl der Geſellſchaft ausgemacht haben müſſe. Von den Lebensmitteln hatte ſich beſonders in den oberen trocknen Räumen vieles zur Verwunderung gut erhalten, und an Zucker, Kaffee, Chokolade, Thee, Oel, Salz und Tabak gab es unverwüſtliche Vorräthe. Große Ballen, welche indiſche Gewürze zu verſchließen ſchienen, blieben vorläufig noch uneröffnet. Im Kellergewölbe, das mit Fäſſern und Flaſchen wohl verſehen war, überraſchte Thalheimen der glückliche Fund eines Faſſes voll des edelſten Weines, worüber er in der erſten Freude ſeinen Freund, den er als den eigentlichen Beſitzer aller dieſer Schätze betrach-

tete, die er nur jetzt einstweilen unter vormundschaftliche Verwaltung nahm, — fest in die Arme schloß.

Die ganze Wohnung war nunmehr untersucht und in Ordnung gebracht, auch von allem Moder aufs Beste gereiniget. Die Tauben flogen jetzt aus einem Bretterverschlage durch ordentliche Flugläcker ein und aus, und die Ziegen, etwa funfzig an der Zahl, wurden Abends in eine Höhle eingetrieben, um die nöthige Milch zu liefern. Alle verdorbene Lebensmittel hatten die neuen Bewohner durch einen entdeckten unterirdischen Gang nach dem Gestade gebracht und in die See versenkt. Da sich dort bald eine große Menge von Fischen versammelte, so bestimmten sie diesen Platz zu einer beständigen Fütterung, und selten hoben sie des Morgens ihre Nachtschnüre, ohne einen reichen Fang zu thun. An Nahrungsmitteln und Kleidung konnte es ihnen also nun gar nicht mehr mangeln.

Sie wohnten auch äußerst gesund; denn nachdem sie alle Räume gründlich gesäubert und gelüftet hatten, war nirgends mehr ein moderhafter Geruch, wie Anfangs zu spüren, sondern vielmehr ein leiser angenehmer Duft von Gewürzen, wie man ihn in der Nähe indischer Waarenhäuser bemerkt.

In kurzer Zeit war Heinrich, den wir schon nicht mehr den Wilden nennen dürfen, ein ganz andrer Mensch geworden. Jene thierischen Waffen, die er nun

entbehren konnte, die Nägel an Händen und Füßen, waren jetzt säuberlich beschnitten; er trug die glänzend schwarzen Haare kurz eingestutzt, feine Wäsche über der weißer werdenden Haut, kleine Jagdstiefeln an den Füßen; den männlich schönen Körper in eine prächtige Uniform gehüllt und, wenn er sich recht herausputzen wollte, einen Federhut auf dem Kopfe, so daß er dann einem jungen Kriegsgotte glich. Er wusch sich regelmäßig, putzte seine glänzendweißen Zähne, hatte den Bart zierlich zu stutzen gelernt und beah sich überaus gern im Spiegel; — kurz, er übte schon so viele menschliche Klugheiten und Thorheiten aus, daß seinem Erzieher bei dieser überhand nehmenden europäischen Kultur oft ganz bange ward. Am meisten freute ihn dabei Heinrichs entschiedene Neigung zur höchsten Reinlichkeit. Es fehlte ihm aber auch nicht an nützlichen Künsten, denn er konnte schon waschen, kochen, braten, nähen, schießen, angeln; dabei lernte er täglich eine Menge neuer Wörter zur immer besseren Verständigung und seine ganze innere Welt fing an, sich mächtig aufzutun. Ihre tägliche Lebensweise war wohlgeregelt und vielbeschäftigt. Am frühsten Morgen ward mehrere Stunden lang Schule gehalten; Anfangs bloß mündlich, in der Folge aber auch schriftlich. Ihr einziges Buch, die holländische Bibel, war vorläufig für den deutschen Sprachunterricht wenig zu benutzen; aber mit frohem Dankgefühl gegen die

Vorsehung erinnerte er sich seines geborgenen Bücherschatzes, und beschloß die Kiste, sobald sie ihre ersten Streifereien außerhalb der Verzäunung vornehmen würden, sogleich in das Wohnhaus zu schaffen. Uebrigens bemerkte er bei seinem Unterrichte, daß Heinrich zwar keine ausgezeichnet schnelle Fassungskraft besaß, aber dagegen alles Gefaßte auf immer festhielt. Nach der Beendigung der Schule gings zum Frühstück; dann zu den häuslichen Geschäften. Die Küche wurde Anfangs immer gemeinschaftlich besorgt, bis der Lehrling endlich den Meister übertraf, worauf der Küchendienst zu wechseln begann. An Fleisch fehlte es ihnen hauptsächlich noch, da sie Tauben und Ziegen, als das einzige zahme Vieh, schonen wollten, und noch immer durch die Regenzeit abgehalten wurden, auf die Jagd zu gehen. Sobald die große Uhr des Saales, welche Thalheim in trefflichen Gang gesetzt hatte, die Mittagsstunde schlug, kamen sie dort zum Essen zusammen. Nach Tische setzten sie Arbeit und Unterricht wechselweise, und oft vereinigt, fort, bis der Abend den Müden zur süßen niegestörten Ruhe winkte.

Nach Vollendung der neuen Einrichtung ihres Hauswesens machten sie sich eines Morgens auf den Weg, um das verzäunte Revier vorerst zu umgehen. Das

Wetter begann ſich wieder aufzuheitern, und die Strichregen ſtrömten nur noch zuweilen in weniger anhaltenden Güſſen.

Der ganze Platz, um welchen die Verzäunung in Form eines Halbzirkels von einer ſteilen Felſenwand bis zur andern hinlief, konnte wohl eine Stunde Umfang haben. An einigen Orten, wo die Kartoffelpflanze häufiger ſtand, war auf einen ehemaligen Anbau derſelben zu ſchließen; übrigens mußte es wohl den vormaligen Einwohnern mehr um Milch und Baumfrüchte zu thun geweſen ſeyn, da ſich vom Getreidebau nicht die geringſte Spur erhalten hatte.

Die beiden Gefährten umwanderten, — nachdem ſie durch ein hohes Gitterthor geſchritten, deſſen eingeroſtete Riegel Thalheim nur mit Mühe zurückſchieben konnte, — die ganze Verzäunung, und fanden ſie überall ſo dicht und unbeſchädigt, daß über die Sicherheit vor wilden Thieren nunmehr nicht der mindeſte Zweifel zurückblieb. Dann durchkreuzten ſie das Innere ihrer paradieſiſchen Beſitzung nach verſchiedenen Richtungen. Die Wieſen trugen noch Blumen und färbten ſich jetzt wieder mit jungaufſproſſendem Grün. An den Bäumen, welche ebenfalls ſchon in neuen Trieben ausſchlugen, gab es noch vom Herbſte her Feigen und ſüße Pomeranzen, wenngleich die Affen das Meiſte geſtohlen hatten. Die beiden Eigenthümer, welche ein größeres Recht darauf zu be-

ſitzen meinten, beſchloſſen ſogleich ihre Obſtkammer mit der eingeſammelten Nacherndte zu verſehen, da ihnen gegenwärtig keine Zeit zur Verfolgung der Diebe übrig blieb.

Im Weitergehen ſtießen ſie auf eine Antilope, die der Niederlage nicht entgehen konnte. Heinrich war ſogleich darüber her, ihr die Haut abzuziehn; — die einzige Spekulation, die er ſchon in ſeinem vorigen Zuſtande gekannt, und wozu ihn vermuthlich die Furcht vor den ſchmerzenden Mückenſtichen geleitet hatte. Das Geſchäft ging ihm ſchnell von der Hand; — nur beklagte er ſich dabei über den Verluſt ſeiner Nägel; wogegen ihm Thalheim zum Troſte den Gebrauch des Meſſers mit dem beſten Erfolge empfahl. Hier that er auch ſeinen erſten Probeſchuß als Jäger. Sein Freund hatte ihn bisher fleißig nach dem Ziele ſchießen laſſen, und zeigte ihm einen Affen, der ſich auf einem Fruchtbaume gütlich that. Der erfreute Heinrich holte ihn mit einem ſichern Schuſſe glücklich herab. Beim Knallen des Gewehrs fuhren mehrere Antilopen auf und Thalheim zeigte Luſt, noch eine derſelben für die Küche zu erlegen; Heinrich bat aber, ihrer zu ſchonen und gab zu verſtehen, daß er ſelbſt dieſe Thiere jung eingefangen und innerhalb der Verzäunung groß gezogen habe. Da ihm aber Thalheim bemerklich machte: die Antilopen würden ſich ſehr ſchnell vermehren und zuletzt ihren Ziegen die Weide

hinweg nehmen, ohne ſich doch, wie jene, zähmen zu laſſen, ſo willigte Jener gern ein; und da auch noch ein vorbeiſtreichender großer Flug Rebhühner ſeinen Zoll entrichten mußte, ſo kehrten die glücklichen Jäger mit ſchwerer Beute beladen von ihrem erſten Streifzuge heim. Da ging es denn an ein gewaltiges Ausweiden, Rupfen, Zerhauen und Einpöckeln; vorzüglich aber auch an ein eifriges Sieden, Braten und Schmauſen, wobei ſich Heinrich dießmal ſo geſchickt als vergnügt bezeigte.

Sie brachten ſodann die nächſten Tage mit dem Einſammeln der Früchte und einem andern Geſchäft zu, wovon ſich Thalheim manchen Nutzen für die Folge verſprach. Er hatte nämlich einen alten kleinen Wagen, welcher auf dem Bauplatze ſtand, näher unterſucht und ihn noch brauchbar genug gefunden, um damit eine Reiſe zum geſtrandeten Bücherfaſſe zu machen. Den Weg dorthin ſchätzte er über eine Meile weit, daher ihm auf andere Weiſe der Transport jenes geborgenen Schatzes ſehr beſchwerlich werden mußte. Nun wollte er verſuchen, ob einige ihrer Hausthiere, die von ſtarkem Körperbau waren, ſich zum Ziehen abrichten ließen. Der Wagen wurde alſo zum Fluſſe hingeſchoben, eingeweicht, dann die Räder mit Oel getränkt und in Gang gebracht. Thalheim wählte ſechs der ſtärkſten Böcke aus, machte ihnen Geſchirre von Stricken und altem vorgefundenen Riemenwerk, übte ſie fleißig und konnte ſchon nach wenigen

Tagen die luſtigen langbärtigen Geſellen ziemlich nach ſeinem Willen lenken und ihnen faſt ſo viel Arbeit, als einem ſtarken Zugpferde zumuthen.

An einem ſchönen Morgen fuhren ſie wohlgemuth durch das Gitterther hinaus in jenes wildere Revier, wo Thalheim früher ſchon ſo große Gefahr beſtanden hatte. Gleich beim Eintritt in den Hochwald ſtießen ſie auf einen ſchreckhaften Anblick. Auf dem felſigen Grunde eines offenen Platzes glänzten weißgebleichte Knochen, welche Thalheim ſogleich für menſchliche Gebeine erkannte; — aber mitten unter ihnen lagen eben ſo unverkennbar die Gerippe zweier Löwen, die alſo einſt hier, den Tod gebend, ihn zugleich empfangen hatten. „Vielleicht, ſagte Thalheim: ſind dieß die Ueberbleibſel der letzten Bewohner dieſer Inſel, außer Heinrichs Mutter! — Armer Robinſon Thalheim! Wer wird künftig einmal vor Deinem Gerippe zurückſchaudern!“

Die hier Gebliebenen waren nicht gehörig bewaffnet geweſen; denn Thalheim fand nur einige Aexte auf der Wahlſtatt, und mehrere umgehauene Bäume im Umkreiſe machten es wahrſcheinlich, daß die Unglücklichen beim Holzfällen von den Raubthieren überfallen worden waren. Wie theuer ſie ihr Leben verkauft hatten, bewieſen die Ueberreſte ihrer grimmigen Feinde. — Ein ſolcher grauſenvoller Anblick war freilich nicht geeignet, die Luſt der heutigen Reiſe zu mehren, und in der That ſtand

Thalheim eine Weile unentſchloſſen da. Heinrich hingegen blieb muthiger, und behauptete, es gebe auf der ganzen Inſel nur noch ein einziges Raubthier dieſer Gattung, das er ſehr genau kenne und dem er ſchon oft entkommen ſey. „Hier — Löwentod!“ rief er, und klopfte auf ſeine Flinte. Allerdings durften die beiden Abenteurer ihrer Bewaffnung einigermaßen vertrauen. Außer zwei Piſtolen im Gürtel, und einem Säbel an der Seite, trug jeder ein gezogenes Doppelrohr, ſo daß ſie jedem, nicht allzuübermächtigen Feinde keck entgegengehen konnten. Aber es fand ſich auf ihrem ganzen Wege kein lebensgefährlicher Feind.

Das glücklich aufgefundene Faß voll großer deutſcher Schriftſteller ward von dem Bocksgeſpann ſo behutſam und ſicher über Stock und Stein gefahren, als man es von ſo wenig gebildeten Beſtien nur immer erwarten konnte; auch packten ſie unterwegs noch einige todte Haſen und Rebhühner darauf, gleichſam als Krone des ganzen literariſchen Katafalks. Sehr ermüdet langten die Führer zu Hauſe an.

Die Schulſtunden wurden von nun an verdoppelt, und Heinrich machte höchſterfreuliche Fortſchritte im Denken und Reden, ſobald nur einmal die Bahn aus der wüſten Geiſtesverwilderung zur menſchlichen Sittigung gebrochen war. Bei dieſer edelſten Beſchäftigung übten ſie die Jagd nur in ſeltenen Stunden; dagegen verwen-

deten ſie mehrere auf die Herſtellung ihres ſchönen Gartens. In den Abendſtunden kehrte ſichs oft um, und Heinrich ward Thalheims Lehrmeiſter, da er die ganze Inſel und ihre Thierarten kannte, und in ihrer Beſchreibung ein bewundernswerthes Talent entwickelte, indem er gerade das Charakteriſtiſche ihres Benehmens, ihrer Art ſich fortzubewegen, und ſelbſt ihre Stimme kenntlich wiederzugeben wußte.

So hatten ſie eine Zeitlang in ihrer Abgeſchiedenheit, ſtets geiſtig und körperlich thätig, fortgelebt, als eine ſeltſame Entdeckung die Aufmerkſamkeit unſeres Freundes noch mehr als bisher nach jenem wüſten Theile der Inſel hinlenkte, zu deſſen näherer Erforſchung er bisher eben kein ſonderliches Verlangen trug. Er ſaß nämlich einſt an einem ſtillen Abend beim Sonnenuntergang auf der Raſenbank des Gartens neben ſeinem Heinrich, dem er eben einige kleine Lieder gelehrt hatte, um ſie mit ſeiner Zither zu begleiten. (Sie hatte ſich unter den Geräthſchaften des oberen Hausraumes nebſt dem zugehörigen Saitenvorrathe gefunden.) Heinrich ging nach dieſer muſikaliſchen Uebungsſtunde hinab in die Wohnung, das Abendbrod zu bereiten, während Thalheim oben noch ſeine leiſen Elegieen nach dem geliebten Norden hinertönen ließ, und ſich allmälig in Betrachtungen über ſeine Gegenwart und Zukunft gänzlich verlor. Manches ſchreckhafte Bild trat ſeiner Phantaſie entgegen, aber deſto

schöner tröstete ihn zuletzt der Gedanke, daß er bisher doch seine Pflichten gegen den ihm von Gott anvertrauten Freund getreulich erfüllt habe. Heinrich begann jetzt schon unter seiner Leitung ein liebenswürdiger Mensch zu werden, und mehr noch ließ die Zukunft hoffen. Sein Aeußeres war so auffallend schön gebildet, wie es bei einer männlichen Gestalt nur selten gefunden wird. Das frischeste Roth schimmerte auf den Wangen des regelmäßig geformten, nur noch wenig gebräunten Gesichtes; sein großes dunkles Auge strahlte von reiner Gluth; in jeder Muskelbewegung drückte sich die Harmonie rüstiger Männlichkeit aus, und niemals hat wohl ein Jüngling den Namen Kraft, den ihm sein Freund beigelegt, mit größerem Rechte geführt, als Heinrich, in Rücksicht seiner außerordentlichen Körperstärke. Sein Charakter war eine, vielleicht nur gerade unter diesen Verhältnissen mögliche Mischung von Sanftheit und Feuer; — höchstmenschlich, — aber noch nicht bestimmt. Dankbarkeit gegen Gott und gegen seinen Lehrer, so wie ein unbedingter Gehorsam — dieß waren bis jetzt die einzigen herrschenden Gefühle seiner Seele. Bei seinem, sich mächtig verstärkenden Gedächtniß hatte er schon bewundernswürdige Fortschritte in seinem Wissen gemacht. Er sprach, las und schrieb jetzt die deutsche Sprache mit Fertigkeit und zeigte sich auf's Lesen so begierig, daß ihn Thalheim vorläufig nur auf eine kleine Auswahl

von Büchern beſchränken mußte, damit das aufgenommene Chaos von Ideen und Bildern ſeine einfache Weltanſicht nicht zerſtören möchte.

Am herrlichſten bewegte ſich des Jünglings Phantaſie in den erhabenen Regionen der Religion; und auf dieſen heiligen Wegen begegnete ihm der fromme Thalheim am liebſten, als ſein treuer Führer zum ewigen Vaterlande. Bei dem Grabe der Mutter verlebte er manchen herzerhebenden Augenblick an ſeiner Seite. Mit dem Religionsunterrichte war er bereits ſo weit vorgeſchritten, daß Heinrich bald die Konfirmation von Thalheim empfangen ſollte. Von dieſer feierlichen Handlung erwartete der Lehrer viel für die nähere Beſtimmung ſeines Charakters. Er hoffte dann die allzufeurige Phantaſie durch Vorhaltung der, vom jungen Chriſten nun wirklich übernommenen Pflichten auf feſtere Punkte hinzulenken; an würdige Vorſätze zu feſſeln, und daneben die ungebundene Sinnlichkeit, welche einer ſolchen Natur eigen ſeyn mußte, unter eine Art von Kirchenzucht zu nehmen, die ihm bei dieſem ſeltenen Geiſte nöthig ſchien, wenn er nicht ſich ſelbſt zu Grunde richten ſollte. Daher ſuchte Thalheim den Tag der Konfirmation auf alle Weiſe zu beſchleunigen, und drang ſeit einiger Zeit mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit darauf, von welcher er ſich ſelbſt keinen genügenden Grund anzugeben wußte, und

die er faſt an ſich tadelte, weil Heinrich ihm doch wirklich in jeder Rückſicht Freude machte.

Während Thalheim auch jetzt über dieſen Gegenſtand mit ſich zu Rathe ging und zuweilen mechaniſch einen Akkord ſeines Saitenſpieles anklingen ließ, glaubte er plötzlich eine ſeltſame Fortſetzung ſeiner Muſik aus der Ferne her zu vernehmen. Er horchte auf, und es überlief ihn ein leiſer Schauder, als es wehend, wie der verſchwebende Hall eines Orgelſpieles, aus der mittäglichen Gegend zu ihm herüberklang, — aber ſo fern, als wäre der Quell dieſer ſanften Töne gar nicht auf der Inſel, ſondern in höheren Regionen zu ſuchen. Menſchlichen Stimmen ſchrieb er dieſes unerklärbare Tönen nicht zu; auch konnte man keine, durch Kunſt hervorgebrachte melodiſche Bewegung darin wahrnehmen. Aber es ſchwebte gleichwohl oft ein wunderbarer Zuſammenklang in dieſer himmliſchen Muſik, welche ſich nur mit dem phantaſtiſchen Tonſpiel vieler, zugleich fibrirender Aeolsharfen vergleichen ließ.

Allmälig verklang das zaubervolle Chor der unbekannten Engelſtimmen. Thalheim blieb lauſchend ſitzen bis es dämmerte; aber ſie kehrten nicht wieder. Noch entzückt fand ihn Heinrich, dem er ſeine Entdeckung mittheilte, und welcher ihm dagegen verſicherte: auch er habe dieſes ſeltſame Klingen zuweilen ſchon im ſüdlichen Theil der Inſel vernommen, und habe neugierig ſeinen

Urſprung aufgeſucht, doch ohne denſelben entdecken zu können. „Laß uns, ſagte er, gleich morgen eine Reiſe durch die Wüſte nach jener Gegend hin antreten! Was ich nicht finden konnte, wird dir gewiß nicht entgehen.“ Dieſer Vorſchlag war Thalheimen ſehr willkommen; denn er hegte im Geheim die Hoffnung, daß jene Muſik doch vielleicht von Menſchen herrühren könne.

So zogen ſie denn am andern Morgen wohlgerüſtet aus, da Heinrich behauptete, ſie würden den gewöhnlichen Aufenthalt des Löwen auf ihrem heutigen Wege nicht vermeiden können. Allein der Feind war ihnen näher, als ſie glaubten; denn kaum hatten ſie das Gitterthor verriegelt, als Heinrich, welcher eine Strecke voraus war, dem Gefährten zuſchrie: er möge ſich eilig hinter die Pforte retten. Er ſelbſt kletterte in demſelben Augenblick an einem Baume empor, und Thalheim ſah das furchtbare Thier in kleiner Entfernung, zum tödtlichen Sprunge bereit, ſtehen, mit blitzenden Augen bald nach ihm, bald nach Heinrich zielend. So wohlbewaffnet, wie er jetzt war, ſchämte ſich Thalheim wieder zurück in die Verzäunung zu flüchten; er beſchloß vielmehr, dem Unthier muthig den Kampf anzubieten, da ihn Heinrich vom Baume herab trefflich unterſtützen konnte. Eben als der Löwe mit geringeltem Schweif dumpf murrend jenen Baum umkreiſ'te, fiel Thalheims erſter Schuß. Der Feind that einen mächtigen Seitenſprung; — er war am Schenkel verwundet. Jetzt knallten auch von oben herab zwei ſchnell hintereinander folgende Schüſſe; aber das erſchreckte Thier war bereits auf der Flucht und entfernte ſich, durch die Wunde gehindert, nicht allzuſchnell mit lautem Gebrülle. Die beiden triumphirenden Jäger verfolgten ihn bis er ſich in einem Wäldchen ihren Blik-

ten entzog, welches Heinrich als seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort bezeichnete. Der muthige Thalheim hatte große Lust, ihn auf der Stelle dort in seiner Höhle aufzusuchen. Indeß brachte ihn die Vorstellung Heinrichs davon ab: daß sie nun gerade heute, wo die verwundete Bestie sich versteckt halten werde, am aller ungestörtesten und sichersten ihre Entdeckungsreise fortsetzen könnten.

Nach einer langen und sehr interessanten Wanderung, — auf welcher sie viele Thiere antrafen und gute Jagd hätten finden können, wenn es ihnen heute um eine solche Beute zu thun gewesen wäre, — machten sie endlich gegen die Mittagsstunde auf einem hohen Berge Halt, wo sie sich auf der äußersten südöstlichen Spitze und zugleich auf dem allerhöchsten Punkte der ganzen Insel befanden, welche sich aber nach Südwesten hin noch mehrere Meilen weit in die Länge zog. Sie war unstreitig über zehn Stunden lang, doch in den meisten Gegenden nur drei bis vier Stunden breit. Der Fluß schlängelte sich aus den südwestlichen Gebirgen hervor, verschwand oft unter Felsenbergen und durchzog in romantischen Windungen die ganze Insel, worauf er unterhalb der verzäunten Anlage nach Nordosten zu ins Meer floß.

Die Besitzung der beiden Freunde machte zwar den schönsten Theil der Insel aus; aber man konnte doch von diesem Gebirge herab bemerken, daß auch in manchen andern Gegenden eine ungemein üppige Vegetation anzutreffen seyn müsse. Die Abendseite bestand meist aus Waldung, die Morgenseite hingegen aus Wiesen und niedern buschigen Hügeln. Das Ganze gewährte einen überaus reizenden Fernblick und bot sich unserem entzückten Freunde zum ersten Male so in seiner vollen Herrlichkeit dar. Alle Spuren menschlicher Einwirkung, welche sie

hier und da entdeckten, schienen nur auf ältere, nicht mehr vorhandene Bewohner hinzudeuten.

Ihr mitgenommenes Jägermahl war bereits verzehrt, als sie plötzlich bei einem sich erhebenden Nordwestwinde die bekannten räthselhaften Töne, und zwar weit vernehmlicher als gestern, hörten. Heute aber erklangen sie von Norden her, und es war folglich keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Ort ihrer Entstehung zwischen dem Standpunkt der Wanderer und ihrer Wohnung zu finden seyn müsse. Voller Freuden über diese Gewißheit, traten sie sogleich den Rückweg an, und beschlossen auf demselben stets in der Mitte zwischen dem Meere und dem Flusse zu bleiben; in welcher Richtung sie nach beiden Seiten hin recht aufmerksam mit Ohr und Auge spähen konnten. Auf der nächsten Reise wollten sie dann am Seegestade hin dem Gebirge zuwandern. So, glaubten sie, könne ihnen die Entdeckung des Geheimnisses nicht entgehen. — Aber schon während sie abwärts gingen, war kein Laut mehr zu vernehmen. Sie verfolgten ihren Weg, ohne eine nähere Andeutung zu finden, und kamen so, zwar nicht ohne fühlbare Folgen des angestrengten Tagemarsches, dennoch aber höchstzufrieden mit allem, was sie gesehn und genossen, in ihrer Wohnung an. Lange unterhielten sie sich noch in labender Ruhe, ohne zu ahnen, daß dieß der Vorabend eines für sie ungemein wichtigen Tages sey.

(Die Fortsetzung folgt im zwölften Bändchen.)

Ernſt Wagner's ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand
beſorgt
von
Friedrich Mosengeil.

Zwölfter Band.
Die Fortſetzung der „Mittheilungen aus des Dichters Nachlaß“ enthaltend.

Mit königlich Würtembergiſchen und großherzoglich Badenſchen Privilegien.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1828.

Gedr. bei C. G. Naumann
in Leipzig.

Inhalt.

		S.
Fortſetzung von Nro. II.	Thatheim ꝛc. Zweite Hälfte	1
III.	Briefe des Herzogs Auguſt von S. Gotha . . .	65
IV.	Briefe von Jean Paul	115
V.	Briefe verſchiedener Verfaſſer: — Fichte — Jernow — v. Thümmel; — v. Truchſeß ꝛc.; mit einer Beilage aus W6. „Jeſus von Nazareth.“ . . .	141
VI.	Wagners Briefe an den Freiherrn von Truchſeß .	227

II.

Thatheim

oder

die Liebe auf der wüſten Inſel.

(Fortſetzung.)

Zweites Buch.

Die größte Sorgfalt wendete Thalheim, immer mit Heinrich fleißig arbeitend, auf die Verschönerung der Umgebungen ihres Felsenhauses, dessen paradiesische Lage ihn bei vertrauterer Bekanntschaft täglich mehr entzückte. Der ganze Platz, um welchen die Verzäunung in der Form eines Halbzirkels, von einer steilen Felsenwand bis zur andern hinlief, konnte wohl eine Stunde im Umfang haben. Ueberall im Thale die schönsten Wiesen, abwechselnd mit Fruchtwäldchen, hingebreitet! In der Mitte des Thales zog sanftgebogen der schöne Strom hindurch. Kaum tausend Schritte von ihrem Bauplatze sahen sie die Stelle, wo der Fluß aus dem obern Theil der Insel in die Verzäunung einströmte. Auch hier trat er unter einem Felsen hervor, welcher zugleich zur Brücke diente. Ueber der Wölbung desselben war ein breiter Weg eingehauen oder gesprengt. Auf diesem gelangte man zu einem Gitterthor, das sich an einer Seite dem Felsen, an der andern aber der Verzäunung anschloß, und mit starken Riegeln versehen war. Thalheim erinnerte sich, so oft er dieses Thor öffnete, immer mit Vergnügen des

Augenblicks, wo er ſeinem Wilden, der zeither ohne Zweifel nur mühſelig es überſtiegen hatte, zum erſtenmal es öffnen lehrte. Schon in der Sprache ein wenig vorgeſchritten, hatte ſich der Arme damals vor ihm auf die Kniee geworfen und geſtammelt: „Ich ein Vieh, du ein Menſch — o du gut — mein Bruder!“

Als den prachtvollſten Punkt dieſes reichen Naturgartens pflegte Thalheim die Anlage auf der hohen Felſenterraſſe. Die beiden Gärtner beſäeten und bepflanzten dieſen Platz, von welchem ſich eine unermeßliche Ausſicht öffnete, mit Allem, was ſie aus der Verwirrung des üppigen Wachsthums an Ablegern und Saamen ſchicklich fanden. Der Ueberwuchs wurde ausgerodet, die Wege erneuert, das Ganze gereinigt; die Bäume ausgeſchneidelt, Blumen und Stauden mit Erde aufgefriſcht, die Weinſtöcke gepfählt. So verſchwand bald die Wildniß aus dieſem ſchönen Denkmal menſchlichen Fleißes, und Thalheim fühlte ſich auf jener ſonnigen Höhe, welche er zu ſeinem Muſenſitz erkor, oft ſo heimiſch, wie mitten im geliebten, heißerſehnten Vaterlande. Aber auf dem höchſten Punkte hatte er etwas hingepflanzt, was freilich wenig zu den Prachtblüthen und blumenreichen Büſchen zu paſſen ſchien, und dennoch gerade an der rechten Stelle ſtand: es waren die gefundenen kleinen Kanonen. Stets geladen ſollten ſie dort des Augenblickes harren, wo ein günſtiger Zufall ein vorbeiſegeln-

des Schiff in die Nähe der Insel führte, um dann ein Zeichen zu geben, daß hier Menschen sich nach Menschen sehnten.

Dort saß er am Morgen nach der Entdeckungsreise in seligen Erinnerungen verloren, als ihn plötzlich der Knall eines fernen Kanonenschusses aus seinen Phantasieen weckte. Laut rief er seinem Heinrich, der aus der Nähe schnell herbei kam. — Deutlich gewahrten sie Beide ein Schiff gegen Westen, welches sich der Insel näherte. Heinrich, den alles, was Thalheim ihm erzählt, und was er gelesen hatte, für Europa begeisterte, begann am ganzen Leibe zu zittern, aber er vergaß seines Amtes nicht, und feuerte einigemal seine Kanonen ab. Es erfolgte Antwort durch vier andre Schüsse, wobei der gute Konstabler vor Freuden laut aufschrie. Aber in diesem Augenblick entdeckten sie einen schwarzqualmenden Rauch, der vom Schiffe aufwirbelte. Ein mit Menschen gefülltes Boot trennte sich von demselben, und gleich darauf ward noch ein zweites in See gelassen; aber im gleichen Momente flog das Schiff mit furchtbarem Krachen in die Luft. Die beiden Freunde knieten, und riefen zu Gott um Hülfe für die Elenden.

Heinrich weinte laut, wie ein Kind. Thalheim verwies ihn auf die Unerforschlichkeit der Rathschlüsse Gottes, und suchte ihn mit dem Troste zu ermuthigen, daß hoffentlich doch nicht Alles verloren sey. Wirklich sahen

ſie, als der Wind die ſchwarzen Dämpfe verweht hatte, eines der beiden Boote, doch nur mit wenigen Menſchen, heranſegeln. Heinrich mußte nach Tüchern und Stangen laufen, während Thalheim zur Bucht hinab eilte. Beide winkten und riefen in Einem fort, und bemerkten bald zu ihrer unausſprechlichen Wonne, daß man ſie vom Boote aus wahrgenommen habe, indem daſſelbe gerade auf ihren kleinen Hafen losſteuerte. Es waren fünf weibliche Geſtalten und ein alter Mann in türkiſcher Kleidung. Als ſie dem Landungsplatz nahe kamen, rief ihnen Thalheim in franzöſiſcher Sprache zu, und ſie antworteten alle; ſelbſt des Türken männliche Stimme war bemerklich.

Sobald ſie ans Land traten, warfen ſich die bleichen bebenden Menſchen nieder, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken. Die beiden Inſelbewohner theilten ihre andächtige Rührung, und baten ſie dann, ihnen in ihre Wohnung zu folgen. Als Thalheim ſeinem Zögling ein vorbereitendes Geſchäft in deutſcher Sprache auftrug, umfaßte ein junges Mädchen ſchnell ſeine Kniee, ausrufend: O ihr himmliſch guten Menſchen meines theuern Vaterlandes! Iſt es denn wirklich, oder nur ein täuſchender Traum, daß ich meine Sprache in dieſem entlegenen Winkel der Erde wieder vernehme? Seyd ihr denn auch Menſchen, ihr Retter unſers Lebens, oder nicht vielmehr ſelige Geiſter des Himmels?

Die ſchwärmeriſche Anſtrengung zog ihr eine Ohnmacht zu, und kaum hatten die Wirthe ihre ſchönen Gäſte nicht ohne groſe Mühe in den Saal gebracht, als noch zwei andre nebſt dem alten Manne erſchöpft hinſanken, Thalheim befragte die Eine, welche ihm die Befehlshaberin zu ſeyn ſchien, und ebenfalls deutſch zu ſprechen verſtand, ob ſie etwas zur Stärkung zu genieſen wünſchten, und welches außerdem ihr nächſtes Bedürfniß ſey. „Ruhe, — ſeufzte ſie leiſe, — nur Ruhe! Denn wir entbehren ſie ſchon ſeit vielen Nächten. Sind wir denn aber auch hier ſicher, mein Herr! Und wo befinden wir uns!“

„Wie in Ihrem eignen Hauſe! ſagte Thalheim. Wir ſind zwei Deutſche, — leider aber bis dieſen Augenblick die einzigen Menſchen auf dieſer ſchönen Inſel.“

Sie blickte jammernd gen Himmel. Es war aber jetzt nicht Zeit zum Jammern und Reden. Sobald die Ohnmächtigen ſich erholt, und dann Alle eine kleine Herzſtärkung zu ſich genommen hatten, führte man ſie zu ihren Betten, welche Heinrich in ſo groſer Eile trefflich genug bereitet hatte. Nach wenigen Minuten herrſchte im Wohnhauſe die vorige Stille wieder, da jetzt der milde beſänftigende Schlaf die armen Geſchöpfe freundlich mit ſeinen Schattenflügeln deckte, um das überſtandene Elend in tiefe Vergeſſenheit zu verſenken.

Deſto arbeitsluſtiger fühlten ſich nun die beiden

Hauswirthe. „Lieber Heinrich, ſagte Thalheim: unſre Küchendienſte dürften heute wohl zu Ende gehen; drum laß' uns unſern Gäſten noch zeigen, wie weit es auch Männer im Erlernen der edlen Brat- und Kochkunſt bringen können!“ In der beſten Laune griffen ſie die Küchenarbeit an. Da bei der großen Ermattung ihrer Gäſte für die nächſten Stunden kein Erwachen zu befürchten war, ſo verſchloſſen ſie vor allen Dingen ihre Wohnung, ſpannten die Böcke, welche ſie früher zum Ziehen abgerichtet hatten, vor das Fuhrwerk, um einen geſtern erlegten Büffel heimzuholen. Eine Antilope und mehrere Rebhühner mußten unterwegs noch den geübten Schützen zur Beute fallen, ſo daß ſie eine köſtliche Mahlzeit, bei welcher freilich die Kartoffeln das Brod erſetzen mußten, bereiten konnten, wie man wohl auf einer wüſten Inſel keine hätte erwarten dürfen.

Während dieſes Geſchäftes lauſchten ſie bisweilen, ob ſich etwa eine Spur des erwachten Lebens vernehmen laſſe. Aber der größte Theil des Büffels lag ſchon im Salz; die grünen Erbſen mit ſaftvollen jungen Tauben waren gargekocht; die Braten braun; die Seefiſche brodelten noch im Keſſel, und das köſtliche Obſt war aufgeſchüſſelt; Küche und Saal ſauber ausgefegt, und die beiden jungen Wirthe ſelbſt mit ihren eleganteſten Kleidern angethan, — und noch immer regte ſich kein Mäuschen in den Zimmern, die man den Gäſten neben dem

Saale links, nach der Reihe hin, eingeräumt hatte. Da sie nun schon über zehn Stunden ruhten, so wurde Thalheim besorgt, das lange Hungern möchte ihnen schädlich seyn, und begann hier und da an einer Thüre leise anzuklopfen. Weniger Umstände machten sie zuletzt mit dem alten Manne, und weckten ihn auf. Der Greis verlangte nur ein wenig Speise, trank mehr, und bat dann, als er hörte, daß es schon Abend sey, ihn nicht eher, als am folgenden Morgen wieder zu wecken; worauf ihm die Augen abermals zufielen. Dann machten sie einiges Geräusch im Saale mit dem Tischgeräthe, und Thalheim meldete sich noch einmal stärker klopfend an der ersten Thüre. Er erhielt Antwort, und rief nun hinein, daß eine Mahlzeit bereit stehe, und daß er es nicht für gut halte, wenn die lieben Gäste länger säumten, etwas zu sich zu nehmen. „In einer Viertelstunde werden wir alle erscheinen," sagte jetzt die älteste der Mädchen. Thalheim wendete diese Zwischenzeit noch dazu an, seinem Freunde einige Verhaltungsregeln zu geben. Heute war aber alles Doziren so gut wie in den Wind gesprochen. Heinrich erzitterte zuweilen vor Erwartung. Er sprach fast gar nicht, sondern blickte nur immer lächelnd und mit Augen, die von schöner Menschenliebe glänzten, nach den stillen Zimmern, lauschte an den Thüren, wie zaghaft, das erschienene Glück möge, einem süßen Traume gleich, wieder zerrinnen. „Daß die

Erde solche schöne Menschen, ja selbe Engel zu Bewohnern habe, übertreffe alle seine Vorstellungen," — versicherte er dem lächelnden Freunde.

Die ersten Begrüßungen der nun erscheinenden Frauen konnten nicht anders als höchst rührend seyn, und hatten ein allgemeines Weinen zur Folge. Während Thalheim ihnen das Wesentlichste aus seiner und Heinrich Krafft Geschichte mittheilte, kniete dieser einigemal nieder, betrachtete Eine um die Andere, und reichte Jeder den Neuem mit Thränen in den Augen die Hand. Als er nach dem Essen die Früchte, und eine Flasche edlen Hoverwein aufgesetzt hatte, ließ sich die älteste der Mädchen nicht länger abhalten, ihre Begebenheiten folgendermaßen zu erzählen.

„Unsre Geschichte, wandte sie sich zu Thalheim: ist eben so kurz als schrecklich. Ich bin die Tochter eines Pfarrers aus dem Kanton Bern und nenne mich Emma Hasti. Seit zwei Jahren war ich Lehrerin in einer Bildungsanstalt, welche die Marquise von Piccard nahe bei Montpellier eingerichtet hatte. Unter den erwachsenen Mitgliedern unsres Institutes bewiesen mir gegenwärtige junge Damen die meiste Liebe, und unsre wechselseitige Zuneigung erwärmte sich so sehr, daß wir bald nicht mehr ohne einander leben zu können glaubten. Dieß ist Miß Maria Milford aus der Grafschaft Manchester; die Tochter eines edlen Britten, der seit

mehreren Jahren mit seiner Familie als Gefangner in Frankreich lebte. Hier, Laura di Matera, ein Fräulein aus Tivoli; neben ihr Luise, Gräfin von Maurant; und dort die Jüngste unter uns, Thereſe; dritte Tochter des Fürſten von Felsberg aus Deutſchland, an deſſen Hof die Marquiſe von Picard, während ſie Frankreich meiden mußte, gelebt hat."

„Wir liebten uns, — fuhr die Gouvernante jetzt ruhiger fort, nachdem ſie ihre Thränen getrocknet und den erſtaunten Thalheim, der ſich plötzlich in ein Feenland verſetzt glaubte, einige Zeit wehmüthig angeblickt hatte; — wir führten im Schooße einer ſchönen Natur ein ſchönes Leben. Ach, mein Herr, es gab auf Erden keine ſeligeren Weſen, als wir! Und all' dieſe Herrlichkeit zerſtörte ein unglückliches Verhängniß mit Einem Schlage ſo ſchrecklich!"

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir fünfe faſt unzertrennlich waren. Die Vorſteherin wußte und billigte das, und man ließ auf unſern Spaziergängen uns ungeſtört die angenehmſten Pfade und Plätzchen ſuchen, da wir alle in gutem Ruf der Vorſichtigkeit ſtanden. Unſer Lieblingsgang führte uns oft zum Ufer des Meeres, wo wir hinter einem Luſtwäldchen eine ungemein reizende Stelle entdeckt hatten. Sie war wohl einſam und verſteckt, aber nicht allzuweit vom Schloſſe entfernt; auch befand ſich in ihrer Nähe ein Landungsplatz, bei welchem

die Fischer häufig ab- und zufuhren. Dort saßen wir einst an einem schönen Herbstabend und blickten still auf die schillernd wogenden Fluthen, als plötzlich sechs schwarze Männer aus dem Wäldchen auf uns losstürzten. Sie banden uns Unglückliche, die schon der Schreck gelähmt hatte, und trugen uns in eine hinter dem Gebüsch versteckte Barke, die nun schnell am Ufer hinauf fuhr und in einer verborgenen Bucht so lange verweilte, bis die volle Dunkelheit hereinbrach. Unser Schreien verhinderte man durch vorgehaltene Tücher und bedrohte uns mit dem Tode bei einem neuen Versuche. Die Barbaren ruderten an ein Schiff hin, welches mit Afrikanern bemannt war, und jetzt, — sobald es seinen Raub, den es vermuthlich dem Verrathe schändlicher Fischer verdankte, an Bord genommen, — in Eile davonsegelte. Von unserm Jammer sage ich Ihnen nichts."

„Der Räuberkapitain behandelte uns mit großer Ehrerbietigkeit. Wir passirten die Meerenge und wurden für den Harem, Gott weiß welches Mohrenkönigs am Nigerflusse bestimmt. Ehe es aber noch zu einer Landung an der afrikanischen Küste kam, stießen zwei englische Fregatten mit einer Handelsflotte auf uns, welche den Mohren nach kurzem Widerstande visitirten, in Ketten legten, und uns befreiten. Wir wurden am Bord des größten dieser Schiffe, welche sämmtlich nach Ostindien bestimmt waren, mit vieler Güte aufgenommen, erfuhren

aber leider, daß man uns nicht eher zurücksenden könne, bis man auf St. Helena oder am Kap ein größeres, nach Europa zurückkehrendes Fahrzeug antreffen werde. Ach! wir sollten weder die nun so heißersehnte Insel, noch das Kap sehen! Stürme, deren Heftigkeit und anhaltende Wuth unsre kleine Flotte bald zerstreute, trieben unser Schiff, das von einem Seitenwindstoß gefaßt ward, endlich so weit nach Südwesten hin, daß wir alle Hoffnung aufgaben, die Flotte einzuholen. Das Schiff begann allmälig Mangel an allen Bedürfnissen zu leiden, und die Stürme folgten sich unaufhörlich. Daher war dem Kapitain der heutige stille Morgen und der Anblick dieser Insel doppelt willkommen, weil er hier doch wenigstens einen Ankerplatz zu nöthiger Ausbesserung und Einnahme von frischem Wasser zu finden hoffte. — Der Himmel wollte diese süße Hoffnung nach der langen Angst nicht gewähren. In dem Augenblick, wo man die ferne Insel entdeckte, muß durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen jenes Feuer im untern Schiffsraume entstanden seyn, dessen wir nur zubald mit unsäglichem Erschrecken durch den dickaufqualmenden Rauch inne wurden. Auf das Geschrei, daß die Gluth sich gegen die Pulverkammer verbreite, stürzte Alles nach den Booten hin. Mit dem Degen in der Hand mußte es der edle Befehlshaber erzwingen, daß man uns Frauen in das erste Boot steigen ließ. Aber nun stürzte uns auch Alles so schnell und

ungeſchickt nach, daß beim Abſtoßen Einer den Andern in die See drängte, und im gräßlich wilden Gewirre kein einziger Menſch das Boot erreichte, außer unſerm alten Türken, welcher ſich auf der ganzen Fahrt durch viele Gefälligkeiten ſchon ſehr verdient um uns gemacht hatte, und der nun, — als ein ſeitwärts geſchleudertes Stück Eiſen unſerm Bootsmann die Bruſt zerſchmetterte und ihn über Bord riß, — mit bewundernswürdiger Kraft und Beſonnenheit das Ruder ergriff und unſer Lebensretter ward."

„So danken Sie denn der Vorſehung, — ſagte Thalheim feierlich, als Emma ihre Erzählung ſchloß — danken Sie dem Wunderbaren, der uns oft durch ein ſcheinbares Unglück aus weit größerem Verderben errettet. Was ich, — deſſen Geſchick dem Ihrigen ſo ähnlich war, hier gefunden habe, und was mein Heinrich auf dieſer Inſel beſitzet, das gehört nun auch Ihnen, edle Frauen! Die hohen Pflichten der Menſchenliebe und die Gefühle der reinſten Achtung, welche Ihre Gegenwart uns auflegt, ſollen mir ſtets heilig ſeyn! Auch hoffe ich in dieſer Rückſicht mich für meinen jungen Freund verbürgen zu dürfen, wenn gleich die Formen der Geſellſchaftsverhältniſſe ihm noch fremd ſind, und Sie ihm manches zu gute halten müſſen. Und ſo, glaube ich, wird es uns hier, getrennt von der ganzen übrigen

Welt, doch am innern Frieden nicht fehlen, so lange wir uns deſſelben nur nicht ſelbſt unwürdig machen!“

Man trennte ſich unter herzlichen Händedrücken, und Alle gingen jetzt ſchon weit ruhiger zu ihrem Lager, als am heutigen Morgen. Der aufgeregte Heinrich ſchloß freilich in dieſer phantaſiereichen Nacht erſt ſpät die freudenſtrahlenden Augen zu.

Am folgenden Morgen, wo ſelbſt der alte Muſtapha neu geſtärkt wieder in den Verſammlungsſaal trat, vereinigte man ſich bald, allerlei Beſchlüſſe zu faſſen, welche die künftigen Verhältniſſe nothwendig zu machen ſchienen. Vor allen Dingen ward für die gemeinſame Mittheilung und Unterhaltung die deutſche Sprache gewählt. Dieſe Wahl rechtfertigte ſich durch die Mehrheit der Mitglieder. Selbſt der alte Türke, der als Kaufmann häufig deutſche Meßſtädte beſucht hatte, wußte ſich in dieſer Sprache recht gut verſtändlich zu machen. Die Gräfin Luiſe und Fräulein Laura, die einzigen, welche bis jetzt kaum über die Anfangsgründe hinaus gekommen waren, und die Engländerin Maria, welche ſchon bedeutendere Fortſchritte gemacht hatte, erklärten ihren Entſchluß, ſich mit allem Eifer nachhelfen zu wollen, wobei Heinrich ſich ſogleich zum Theilnehmer an den gemeinſamen Uebungen anbot. Wegen der häuslichen Einrichtung ward feſtgeſetzt, daß die ſämmtlichen Damenwohnungen auf der Einen Seite des Saales bleiben die

drei Männer aber sich mit den übrigen kleineren Zimmern behelfen sollten. Für diese Artigkeit zeigten sich die Frauen dadurch dankbar, daß sie von nun an den Küchendienst freiwillig übernahmen. Sie wollten denselben so lange gemeinschaftlich besorgen, bis jede Einzelne ihn gehörig eingelernt haben würde, worauf dann allwöchentlich ein Wechsel eintreten sollte. Dagegen verstand sich von selbst, daß den Männern überlassen blieb, die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen.

Als nun (denn die Noth hilft leicht über alle kleinliche Ziererei übertriebener Delikatesse hinweg,) die Rede auf Kleidung und Wäsche kam, so benutzte Thalheim diese Gelegenheit, seinen Gästen nicht nur die Vorräthe zu zeigen, die sich von diesen Bedürfnissen fanden, sondern auch was ihr reiches Magazin außer dem Linnen, noch an baumwollenen und seidnen Zeugen enthielt; und als er den Damen alles dieses zum freien Gebrauche übergab, da erheiterte sich zum ersten Male jedes Gesichtchen. Solche Reichthümer hatte keine hier zu finden erwartet! Aber man entdeckte bei dieser Durchschau auch noch einige, bisher unbemerkt gebliebene, Schmuckkästchen, deren glänzender Inhalt den erstaunten Mädchen von ganz unschätzbarem Werthe schien; selbst der Engländerin, die sich auf den Werth der Juwelen einigermaßen zu verstehen versicherte. Es blieb ihnen fast kein Zweifel, daß die vorigen Besitzerinnen sich in Ostindien

bereichert haben, und von hohem Rang geweſen ſeyn müßten. — Man denkt ſich wohl, daß nun ein geheimes Anpaſſen, Umkleiden, Wählen und Verwerfen eine förmliche Schneiderſeſſion veranlaßte, und für viele Tage die angenehmſte Beſchäftigung verſprach.

Bald fing man nun auch an, Garten und Flur zu durchwandern. Es ward ein Badeplatz für die Frauen eingerichtet; ſie beluſtigten ſich mit der Fiſcherei, und Einige übten ſich ſogar im Schießen, um ſpäterhin gegen die diebiſchen Affen mit zu Felde ziehn zu können. So fand man bald, daß dieſe Inſel, trotz ihrer Abgeſchiedenheit von der bewohnten Welt, doch ein herrlicher Aufenthalt ſey, und alles blühte nach und nach zu neuer Schönheit und Heiterkeit auf. Die drei Ausländerinnen machten bewundernswürdig ſchnelle Fortſchritte in der deutſchen Sprache, weil Heinrich faſt den ganzen Tag Schule halten wollte, und die Mädchen ſelbſt treffliche Unterhaltung in ſeiner feurigen Lehrmethode zu finden ſchienen.

Thalheim war mit ſeinem Zögling allerdings ziemlich in Verlegenheit. Er ſuchte ihm das völlig Ungewohnte, und daher um ſo ſtärker Reizende, auf jede Weiſe gewöhnlich zu machen, indem er alles Auffallende und Pikante aus ihren Unterhaltungen entfernte, und indem er die guten, liebenswürdigen Mädchen abſichtlich mit Vermeidung aller Vertraulichkeit, immer mit dem höchſten

Anſtand, ja faſt mit übertriebener Höflichkeit behandelte. Die deutſchen Sprachübungen mit Heinrich, — den er ſelbſt für einen der ſchönſten Jünglinge hielt, — ſuchte er allmälig einzuſchränken, und ſchickte ihn fleißig auf Jagdzüge und Entdeckungsreiſen aus, übertrug ihm auch ſonſt ſo viele körperliche Arbeiten, als er zu leiſten vermochte. Nur dann, wann er allein mit ihm auf ſolchen Streifzügen war, konnte er hoffen, mit ſeinen Belehrungen über das Schickliche, den ſittigen Anſtand, — über die Unnahbarkeit der Frauen und das erlaubte Verhältniß der beiden Geſchlechter einigen Eingang zu finden. Aber das Gefühl der überkräftigen Jugend überflügelte alle Vorſichtsmaßregeln. Heinrich ſpürte weder Luſt noch Kraft, ſie in Ausübung zu bringen, und hatte unaufhörlich die wunderlichſten Fragen in Bereitſchaft, zu welchen es Thalheim, — ihm, der ſelbſt ein unentweihter ſchöner junger Mann war, — oft an befriedigender Antwort fehlte. Er wußte keinen Ausweg, als ſich dem Freund in Allem als Muſter darzuſtellen; — und nur das ſchien zu helfen, wenigſtens gute Vorſätze zu erzeugen, da es bis jetzt Heinrichs höchſter Wunſch geweſen war, ein Menſch wie Thalheim zu werden. Ein Beſtreben, welches ſich durch das einſtimmige Urtheil der Frauen über ſeinen edlen Lehrer, noch mehr belebt hatte. Gleichwohl ſchien der unruhig bewegte Jüngling, ſobald nun die Geſellſchaft vereinigt war, doch

immer alles Eingelernte plötzlich wieder vergessen zu haben. Von seiner Konfirmation durfte bei der gegenwärtigen Zerstreuung eher nicht die Rede seyn, als bis sich ein gewisses Gleichgewicht der Ueberzeugung und der Gefühle, vermittelt durch Gewöhnung, hergestellt haben würde. Das fühlte sein Freund nicht ohne innere Betrübniß. Sprach auch Heinrich selbst zuweilen von seinen religiösen Vorsätzen, so that er es nur wie halb träumend; war er allein auf seinem Zimmer, so lernte er nicht mehr emsig fort, wie ehmals, sondern ging mit hastigen Schritten auf und ab, und Thalheim hörte ihn entweder singen, oder mit sich selbst sprechen. Trat er zu ihm ein, so fiel er ihm wohl entzückt um den Hals und rief aus: „Bruder, wir waren doch nur auf der Erde! aber jetzt, — jetzt sind wir im Himmel, oder in Mahomeds Paradiese, wovon mir der alte Mustapha so viel zu erzählen weiß.“ Dann lief er wonnetrunken fort zu den Frauengemächern und klopfte dort so lange, bis man ihn irgendwo aufnahm.

Thalheim theilte einst in einer vertraulichen Stunde seine Besorgnisse über Heinrichs Unbändigkeit der Erzieherin mit, deren Verstand und Herz ihn schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft wahre Achtung einflößten. „Ihr Männer versteht es gar nicht, lächelte sie, Eure eignen Naturen zu bändigen. Sie sind Ihrem Zögling viel zu strenge, mein Freund! Die Mädchen werden

ihn ſchon zahmer machen, indem ſie mit dem wilden Kinde ſpielen, und es zuweilen auf die Finger ſchlagen."

„Wohl gut! erwiederte Thalheim. Möge nur der Maßſtab, den Sie aus Ihren gewohnten feinen Zirkeln mit auf eine wüſte Inſel gebracht haben, ſich auch unſern ſeltſamen Verhältniſſen überall anpaſſen! Ich fürchte ſehr, dieſes wilde Kind, — wie Sie den zur Fülle der Lebenskraft erwachten Jüngling nennen, — werde ſich und uns unglücklich machen!"

„Ueberlaſſen Sie ihn mir, Thalheim, ſprach Emma, ſichern Muthes. Ich will ihm das reinſte Zutrauen zeigen und gewiß allmälig ſeiner Unbändigkeit die ſanften Feſſeln der geſitteten Geſellſchaft anſchmeicheln."

„Sie ſagen da ein kühnes Wort, meine theure Freundin! rief Thalheim aus. Ja, wären Sie, — mir fällt es hart zu ſagen, — wären Sie nicht ſelbſt jung und ſchön, und ...." „Und, fiel Emma freundlich ein, — wäre nicht, wollten Sie hinzuſetzen, Heinrich ein junger Mann von ſeltener Schönheit — — Ich verſtehe Sie vollkommen, guter Thalheim! Aber ich habe ein leichtes Blut; mein Vaterland gränzet an Frankreich an, und wir Schweizerinnen pflegen uns, gleich den Töchtern des Nachbarlandes, eben nicht ſo leicht ernſtlich in eine ſchöne Geſtalt zu verlieben. Und darum laſſen Sie uns alle Grillen verſcheuchen! Wüßten Sie aber, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, wie innig Ihnen mein

Herz für Ihren Wink dankt, — von dem ich mich jetzt am Ende doch ein wenig überrascht fühle, — gewiß, Sie würden mich dann wenigstens nicht für leichtsinnig halten, wenn ich mich gleich selbst für leichtblütig erklärte."

Er faßte gläubig die Hand des braven Mädchens; aber indem er den warmen rosigen Sammet an seine Lippen drückte, überflog ihn von Neuem die Ahnung eines Unheils. Er hatte der Jungfrau volles Vertrauen auf ihre Kraft zusichern wollen, und schwieg doch nun wieder zweifelhaft vor sich niederblickend. — Nur wer selbst in solchen Kämpfen gesiegt hat, weiß es, wie schwer der Sieg auch andern werden müsse!

Ihr Gespräch war im Garten vorgefallen und eben kamen alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft zu ihnen heraufgezogen, um den schönen Abend mitzufeiern. Nachdem sie lange in schweigender Lust die Herrlichkeit des Schöpfers bewundert und genossen hatten, begann Emma ihre Gefühle über die Anmuth dieses paradiesischen Aufenthaltes und über das Liebliche ihrer einfachen Verhältnisse auszusprechen, und schon stimmten Einige ein, als Miß Maria sich ihr ans Herz warf und mit Thränen bat, diese Unterhaltung abzubrechen. „Ich bin nicht kalt, sagte sie, das schöne Haupt emporhebend, — bin nicht undankbar gegen Gott und Eure Liebe; glaubet auch nicht, daß ich keinen Schmerz zu ertragen wisse: aber

ich würde Euch, wenn ich an der gegenwärtigen Unterhaltung Theil nehmen ſollte, durch die Schilderung des meinigen betrüben und verſtimmen! Die Auflöſung der meiſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe mag vielleicht vergütet werden können: aber das Vaterland wird uns durch nichts erſetzt, als durch jenes Land über den Sternen!" Sie blickte jetzt wehmüthig auf Heinrichen, leiſe erröthend, als ſie bemerkte, mit welcher zärtlichen Innigkeit ſein Auge auf ihr ruhte.

„So wollen wir denn alle ſchweigen über Alles, was wir verloren; aber Gott vertrauen und uns ſeiner Werke kindlich erfreuen!" ſagte Thalheim tröſtend. Man zerſtreute ſich hierauf und wurde bald wieder heiter in der herrlichen Gartenhöhe.

Maria, welche nach Emma die älteſte unter den Mädchen war, ſchien gewöhnlich die heiterſte unter allen. Nur zuweilen, wenn es gewiſſe Punkte galt, äußerten ſich ihre frohen oder ſchmerzhaften Empfindungen ausnehmend ſchnell in einer aufbrauſenden Fülle von Leidenſchaft. So war ſie auch in ihrem Verhältniß zu Heinrich. Wenn er deutſche Schule hielt, welches gewöhnlich in Emmas Gegenwart geſchah, dann war Maria die aufmerkſamſte unter den Schülerinnen, und warme Dankbarkeit drückte ſich in allen ihren Mienen aus. Sobald er zudringlich zu werden drohte, oder ſich außer den Lehrſtunden mit auffallender Art ihr zu nähern wagte,

nahm ſie ihr ganzes Weſen ſo kalt und ſtolz zurück, daß man oft einen verachtenden Hohn in ihren Zügen zu ſehen glaubte, der aber Heinrichen keineswegs abſchreckte, ſondern immer mehr zu ihr hinzog. So oft hingegen in ſeiner Abweſenheit etwas zu ſeinem Lobe geſagt ward, ſchien ihr ganzes Antlitz im Entzücken aufzublühn; und auch in der Geſellſchaft ruhte, ſo lange er ſich mit den Andern beſchäftigte, ihr Blick beſtändig auf ihm. Gegen Thalheim fühlte die Miß eine Art von Groll im Herzen, ſeit er, in einem Geſpräch über den Geiſt der verſchiedenen Nationen, ſich gegen den übermäßigen Bequemlichkeitsſinn und Handelsgeiſt der engliſchen ziemlich nachtheilig geäußert, und beſonders, ſeit er von Shakeſpear geſagt hatte: „dieſer ſey eigentlich der einzige echte Dichter, den die Nation aufzuzeigen habe; allein er gehöre ſeinem ganzen Charakter nach mehr der Welt, als dem kleinen England, an, und es komme ihm faſt vor, als habe die Natur dieſen großen poetiſchen Geiſt bloß aus Verſehen auf einer ſo proſaiſchen Inſel entſtehen laſſen.“

Dergleichen Verbrechen konnte Maria unmöglich verzeih'n! So oft und herzlich auch Thalheim in der Folge ſich bemühte, durch Lobpreiſung der, in England herrſchenden gründlichen Gelehrſamkeit, und anderer Vorzüge ihres Vaterlandes, ſeine Sünde wieder abzubüßen, ſo langſam und ſchwierig ging dieß von Statten.

Deſto beſſer war mit den übrigen Frauen auszukommen. Laura und Luiſe, zwei gutmüthige Geſchöpfe, hielten ſich gewöhnlich zuſammen, und waren zufrieden, wenn ſie allerlei ſeltſame Putz-Phantaſieen befriedigen und mit einander ſpielen und ſcherzen konnten. Sie neckten oft den ſeltſamen Heinrich, ja ſelbſt den ehrenfeſten Thalheim; und dem alten Muſtapha machten ſie eine Liebeserklärung über die andre, welcher er gewöhnlich mit den Worten begegnete: „Gott iſt groß! Aber es wird Euch einſt noch ergehen, wie mir, Ihr boshaften Fräuleins, und arge Runzeln werden ſich bei Euch da zeigen, wo bei mir der graue Bart ſteht, deſſen Ihr ſpottet!“

Thereſe, die Fürſtentochter, die jüngſte der Gefährtinnen, war ein holdes, lieblich aufblühendes Kind, kaum ins ſiebenzehnte Jahr getreten. Am liebſten hielt ſie ſich zu Thalheims und Emmas Geſellſchaft, ging wohl auch oft mit dem Türken auf den Vogelfang aus, oder pflegte ſorgſam der Blumen und Gewächſe. Mit Heinrich zuſammenzutreffen vermied ſie ſichtlich. Sein Feuer hatte für ſie etwas Unheimliches, und ſie fürchtete ſich vor ſeinen funkelnden Augen ſo ſehr, daß ſie ihm gegenüber immer die ihrigen niederſchlug, um nicht von jenen Blitzen getroffen zu werden.

Einſt befand ſich Thalheim im Zimmer der Erzieherin, mancherlei häusliche Angelegenheiten beſprechend

als Thereſe athemlos hereinflog und mit Thränen im Auge der Freundin etwas leiſe zuflüſterte. Thalheim erlauſchte den Namen Heinrich, und konnte dann nicht umhin, zu fragen, ob ſie ſich vielleicht über ihn zu beklagen habe? „O ſag' es doch!" rief das geängſtete Kind, und wandte ſich verlegen gegen das Fenſter ab. Thalheim ward unruhig.

„Er hat die Prinzeſſin küſſen wollen;" ſagte Emma verwirrt und mit hohem Erröthen.

„Verzeihen Sie ihm dießmal! ſprach Thalheim heftig bewegt, und wandte ſich zu Emma. Niemals ſoll er wieder Aehnliches wagen. Ich werde es ihm zur Pflicht machen, daß er künftig nie eine Dame anderswo ſehe, als in Ihrem Zimmer."

Er ging raſch fort, um den Ueberkühnen aufzuſuchen. „Schicken Sie ihn doch zu mir!" rief ihm Emma zerſtreut nach. — Er traf ihn auf ſeinem Zimmer an.

„Ich weiß ſchon, ſagte Heinrich kleinlaut: warum du mich aufſuchſt. Ich war ein Thor!"

Der Freund blickte ihn zornig an: „Wenn dir das Gaſtrecht, welches ich dich achten lehrte, nicht mehr heilig iſt, ſo will ich heute noch mit meinen Gäſten in die entlegenſte Höhle der Wüſte ziehen; — und dort werde ich ſie zu verſorgen, und vor dir und andern Thieren zu ſchützen wiſſen. Dafür bürgen mir dieſe Arme!"

Tief erſchütterte den Jüngling die harte Rede. Lange

ſtand er zur Erde blickend, und in brennender Schamröthe vor dem zürnenden Richter da.

„Du ſollſt mich ſchlecht nennen, ſprach er endlich, (und das war ſeine höchſte Betheuerung,) wenn ich jemals wieder Thereſen zu berühren oder ihr ein mißfälliges Wort zu ſagen wage! Willſt du mir nun verzeihen!“

„Was haſt du zu deiner Entſchuldigung zu ſagen?“ fragte Thalheim, noch immer in ſtrengem Ernſte.

„Verzeih', verzeih' mir doch, mein Bruder! bat Heinrich mit träufelnden Augen. Hier iſt meine Hand zur Bekräftigung, daß ich meinen Schwur halten werde. Sieh, fuhr er dann mit einem entzückten Lächeln fort: ich hatte der guten Emma ein hübſches Körbchen geflochten, woran ſie Freude fand; da gab ſie mir zum Lohn einen Kuß. Ach, dieſe wunderbaren Menſchen geben ganz andre Küſſe, als du und ich, wenn wir Abends von einander ſcheiden! Meine Lippen erzitterten und hefteten ſich feſt an die ihrigen; aber Emma, ſelbſt an allen Gliedern bebend, wehrte nun meiner Sehnſucht, und bat mich, ſie zu verlaſſen. Ich ging, meiner kaum bewußt, und wollte Marieen ſuchen. Denn ich meinte, dieſe Küſſe müßten ihr ſo wohl thun, wie mir ſelbſt. —“

„Heinrich! wie konnteſt du das glauben!“ unterbrach ihn Thalheim.

„Ich weiß es nicht, fuhr jener fort: aber oft ſcheint

ihr Auge mir zu winken, als theile ſie mein Verlangen. Es war gewiß gut, daß ich ſie nicht fand. Das ſtrenge Mädchen hätte mir doch vielleicht weniger verziehen, als Thereſe. Dieſe begegnete mir unglücklicher Weiſe. Ich blickte nach ihren Lippen — ſie ſind die ſchönſten unter allen, denn ſie ſchimmern heller und duftiger als eine aufbrechende Blaßroſe. Bruder! da ſtreckte ich meine Arme ihr entgegen, und bat ſie um einen Kuß. Aber ich habe ſie nicht berührt, und du weißt, daß ich nun geſchworen habe, es nie zu thun. So bitte du doch das holde Kind, daß ſie mir verzeihe! Ich konnte in jenem Augenblick nicht anders!"

Thalheim ſah jetzt wohl ein, wie natürlich alles zuſammenhing. — Er verzieh ihm, und verſprach auch bei Thereſen Fürbitte einzulegen. Dann erfolgte eine lange Predigt und Belehrung. Er ſchilderte unter andern auch den Stand und die vermuthliche künftige Beſtimmung jeder Einzelnen von ihren Gäſten; ſuchte ihm Achtung für den einmal beſtehenden Unterſchied der Stände einzuflößen; verſetzte ihn im Geiſte nach Europa, und that, als würden ſie ſchon binnen wenigen Tagen nach jenem Lande abreiſen. — Am Ende mußte er ihn, obwohl mit mancherlei aufgeregten Zweifeln, zu Emma Paſti ſenden, wie ſie es ausdrücklich verlangte. — Dort blieb er mehrere Stunden. Als man zu Tiſche kam, war Emma ſehr ernſt und konnte nicht verbergen, daß ſie geweint

hatte. Heinrich hingegen saß mit inniglicher Heiterkeit da, und lächelte oft still nach ihr hin. Daß er und Thereſe einander heute nicht anzublicken vermochten, verſteht ſich von ſelbſt; es erregte indeß bei den Uebrigen kein weiteres Aufſehen, da man Thereſens Furcht vor ihm ohnehin kannte.

Als ſie den Saal verließen, blieb Emma noch mit unſerm Freunde allein zurück. Sie ſtand mit geſenktem Blick vor ihm, ohne Worte zu finden. „Noch einmal, — ſo nahm er endlich das Wort: — noch einmal warne ich Sie, meine theure Freundin! Wachen Sie gegen die Gefahren eines allzukühnen Selbſtvertrauens! — Auch ich werde wachen!" Sie drückte ſeine Hand an ihr Herz. „Mein Schutzengel! flüſterte ſie weinend: Ach! Sie hatten wohl Recht! — Aber gewiß, es wird, es ſoll nun alles wieder gut werden!" Sie eilte fort in ihr Zimmer, und Thalheim ſchüttelte bedenklicher und ungläubiger als je das Haupt.

Heinrich erſchien von da an ganz umgeändert. Sein allzuzärtlicher Sturm und Drang verwandelte ſich in ſtille Bewunderung; ſeine ſonſtige Zudringlichkeit in eine galante Aufmerkſamkeit; ſein beſtändiges halbtrunkenes Traumleben in anmuthige Schwärmerei. Und wenn auch zuweilen noch ſeine vorige Heftigkeit auf Momente wiederkehrte, ſo bedurfte es nur Eines bittenden Blicks der liebenswürdigen Gouvernante, um ihn ſchnell in die

Schranken des Erlaubten und Schicklichen zurückzuweiſen. Bald fand Thalheim ſelbſt kaum noch etwas am ehmaligen Wilden zu tadeln, als etwa ſeine, ihm auffallenden, öftern ſchwülen Blicke nach Marieen; Blicke, welche zwar nicht erwiedert, aber doch jetzt zuweilen nicht vermieden wurden. Vom ehmaligen Hohn in den Mienen der ſtolzen Miß war wenigſtens nichts mehr zu bemerken. Heinrich fing wieder an, fleißig zu lernen, fragte ſeinen Freund nicht mehr ſo bedenklich über die Frauen aus, ging fleißig und tapfer mit Muſtapha auf die Jagd, und gab überhaupt keinen Anlaß zur Klage. „Wunderbar! ſprach der erfreute Thalheim zu ſich ſelbſt. Was ich nicht zu erlangen vermochte, das iſt dieſer Emma gelungen; und nicht einmal ihr ziemlich gewagtes Küſſen hat unſerm Zögling bedeutenden Schaden gebracht! Möge ſie nur ſo fortfahren, und niemals auf Koſten ihrer Ruhe!“

Die Lebensweiſe der Freunde war jetzt in der Regel folgende: Mit dem Tage war alles in Bewegung. Das Frühſtück wurde gemeinſchaftlich im Saale genoſſen; dann begann der Unterricht, wobei Emma, welche ſich einen bedeutenden Schatz wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe erworben hatte, mit Thalheim wechſelte. Dieſer dichtete auch manche ſchöne Lieder für den Sonntag zum gemeinſchaftlichen Geſang, nach welchem er jedesmal eine kurze Rede hielt. Die Tiſchzeit war einer heitern Unterhaltung

gewidmet; nur ein Umſtand genirte eine Zeitlang nicht wenig. Anfangs waren nämlich die Männer die dienenden Brüder bei der Tafel; aber allmälig wollten die Frauen, beſonders Thereſe, dieſes unſchicklich, ja Manche ſogar lächerlich finden. Die Franzöſin behauptete: es ſey zum Todtlachen, den ſublimen Thalheim, oder gar den alten Muſtapha hinter den Stühlen zu ſehen. „Es iſt recht gut, ſagte ſie einſt, als Thereſens Anerbieten, etwas herbeizutragen, von den Männern abgelehnt wurde, — es iſt recht gut, daß die Männer ſich unſre unterthänigen Diener zu ſeyn rühmen; nur ſollten ſie uns bei Tiſche mit ihrem poſſirlichen und ſchwerfälligen Dienſteifer verſchonen. Ein Mann iſt bekanntlich am Speiſetiſch das allereßluſtigſte, ruheliebendſte Geſchöpf unter der Sonne; und eben deßhalb wird er komiſch, wenn er, vielleicht ſelbſt heimlich kauend, als Diener mit dem Teller unterm Arm daſteht. Eine Dame, beſonders die Tochter des Hauſes, — was hier am Ende doch Jede von uns iſt, — kann ſelbſt in den feineren Zirkeln bei Tiſch einen und den andern Dienſt leiſten; aber ſobald die Herren, außer den dringenſten Trinkgeſchäften, ſich zum Dienſte bequemen, würde ich das ſogar in einem gewöhnlichen Bürgerhauſe unpaſſend und grob nennen.“ — „Ja, fügte Laura hinzu: es möchte noch hingeh'n, wenn unſre Herren hier nur wenigſtens die Livree trügen! Mit Borden und Achſelbändern läßt man ſich den

Mann allenfalls als Tiſchdiener gefallen. — Und wie wär's, wenn dieſe hier ſich ſolche Monturen für den Tellerdienſt von uns machen ließen?"

„Warum nicht?" ſagte Thalheim, der Gutmüthige, den Scherz faſt ernſtlich nehmend. „O pfui, Thalheim! rief Emma. — Sehen Sie denn nicht, daß meine Thereſe für Sie erröthet! — Nein, du guter Engel! Im Ernſte hat es ja Laura nicht gemeint!" „Ich finde, ſagte jetzt die Miß: daß in dieſem Männerdienſte etwas liegt, was den Frauen beſchämend und höchſt ärgerlich vorkommen muß. Selbſt eine Königin würde, — wohlverſtanden, in unſerm Falle, dieſes Gefühl, ohne ſchlecht zu ſeyn, nicht ganz bezwingen können. Es iſt eine Anmaßung der Männer, eine Verſpottung der Frauen, und wer weiß, was ſonſt noch! Thereſe, du biſt die Vornehmſte unter uns; — was meineſt du! Iſt nicht dieſes Gefühl mit der Weiblichkeit unzertrennlich verbunden? Dürfen wir ſolche Beſchimpfung ferner von unſern Freunden erdulden?" Thereſe ſchwieg einen Augenblick. „Es verſtand ſich von ſelbſt, ſagte ſie dann: daß ich als die Jüngſte, auch die Erſte war, die auf Abſtellung dieſes Uebelſtandes drang. Und, — wandte ſie ſich furchtſam zu Thalheimen, — wenn ich meine Empfindungen offen ausſprechen ſoll, ſo finde ich es doch in der That ſchicklicher, daß ich Ihnen das Glas ſpüle, als Sie mir?" Zugleich erhob ſie ſich zu dieſem Dienſt.

Thalheim fühlte ſich ſeltſam und tief ergriffen, ja ſo gerührt, daß Alle es bemerkten. „Verkennt mich nicht! ſagte er ſanft. Wir Deutſche, ich ſchwör' es Euch zu, ſind freieren Geiſtes, als die meiſten europäiſchen Nachbarn; aber — wenn wir unſre Fürſten im Elend und in der Erniedrigung ſehen, ſo greift's uns ans Herz!"

„Jetzt bin ich verſöhnt, guter treuherziger Mann!" flüſterte hier ſchnell ſeine Nachbarin Maria, und er fühlte zugleich den ſanften Druck der ſchönen Hand.

Thereſe aber ſchwebte in holdſeliger Freundlichkeit und Demuth herbei, das gefüllte Glas auf dem Teller haltend. „Guter Thalheim! ſagte die Anmuthige: gewiß ſind Sie durſtig! darf ich Sie nicht laben?"

„Brave! riefen Alle einſtimmig. Es geht! Es nimmt ſich trefflich aus!" Nun folgten mehrere Verſuche; man übte ſich ein, und dieß brachte eine wechſelſeitige Annäherung hervor, welche Allen höchſtwohlthätig zu ſeyn dünkte.

Nach dem Mittagseſſen ſtand es gewöhnlich Jedem frei, ſich wo und wie er wollte zu beſchäftigen; nur durfte Keiner das allgemeine Bedürfniß der kleinen Gemeinde dabei ganz aus dem Auge verlieren. Man wählte ſich Spaziergänge, übte zugleich die Jagd, den Fiſch- und Vogelfang; pflegte die Obſt- und Blumenzucht; weidete die Ziegen; fuhr mit den abgerichteten Böcken das Holz zur Küche; fertigte Kleider und Wäſche, und

ſorgte überhaupt nach Möglichkeit für die Zukunft. Denn man richtete ſich ſo ein, als ſollte man für immer dieſe Inſel bewohnen. — Sobald die Sonne niederging, mußten Alle in der Nähe des Hauſes, oder doch auf der Gartenterraſſe, anzutreffen ſeyn, wo man denn ein kaltes Abendeſſen im vergnüglichen Umherwandeln genoß. Oft folgte noch eine Vorleſung aus der allgemeinen Bibliothek der Inſel, d. h. aus der Karlsruher Sammlung nachgedruckter, armer, guter Schriftſteller, und eine Unterhaltung darüber bis tief in die Nacht.

Bald ſchien es den Damen innerhalb der Verzäunung zu enge und langweilig zu werden. Schon machten ſie manche kleine Ausflüge in die Wüſte, und der Muth wuchs ſogar bis zur Luſt, ſich mit dem grauſamen Thierkönig der Inſel ſelbſt zu meſſen. Thalheim vertröſtete ſie deßhalb auf die Zeit, wo die liebenswürdigen Amazonen geübter im Schießen ſeyn würden, und gewährte ihnen dafür einſtweilen ein andres Vergnügen, nach welchem ſie ſchon lange heimlich geſtrebt hatten. Er ſchloß nämlich einige, in ihrer Wohnung befindliche Gewölbe auf, deren Vorräthe noch nicht unterſucht waren, und überließ es den Neugierigen unter Heinrichs und Muſtapha's Beiſtand alles auszukramen, was hier aufgehäuft lag; er ſelbſt aber verrichtete unterdeſſen deſto eifriger einige ſchriftliche Arbeiten, die ihm nothwendiger ſchienen als die Unterſuchung jenes alten Plunders. Doch ſtörte

man ihn oft genug; denn jeder unverhoffte Fund mußte ja ihm sogleich vorgezeigt werden, den man nun einmal als den Vater der ganzen Familie zu betrachten pflegte. Das Erste, was ihm wirklich herzliche Freude erregte, überbrachte ihm die Prinzessin. Es war ein Händchen voll Mehl, wovon sich eine Reihe von Fässern in unverdorbenem Zustande vorgefunden hatte, so daß nun der Genuß des lang entbehrten Brodes auf mehrere Jahre hinaus gesichert blieb. Schon am Abend dieses Tages überraschte ihn das holde Kind mit einem kleinen, sehr schmackhaften Brödchen, das sie selbst gebacken hatte, und welches nicht nur den beiden Landsleuten, sondern auch den Uebrigen, ob diese gleich weniger den Genuß vermißt hatten, vortrefflich mundete. Daß sich Thalheim überhaupt in seiner geringen Erwartung vom Inhalte dieser Gewölbe getäuscht hatte, entdeckte sich immer mehr. Außer einer großen Menge von Produkten, Fabrikaten und Handelsartikeln aus Indien und China, fanden sich auch einige mit Goldbarren gefüllte Kisten, und andre Kostbarkeiten. Dabei lag denn die Frage dem niemals ganz zu unterdrückenden Egoismus ziemlich nahe: wem eigentlich alle diese Reichthümer zugehören sollten? Thalheim erklärte laut seinen Heinrich für den Eigenthümer. Dieser hingegen wendete ein: es sey wohl möglich, daß seine Mutter gar nicht zu jener ausgestorbenen Kolonie gehört, vielleicht das Haus nicht gekannt habe, sondern

durch ein eignes Schickſal allein mit ihm auf dieſe Inſel geführt worden ſey, — welche Meinung ihm beſonders durch den Umſtand wahrſcheinlich werde, daß er von dieſer Wohnung auch nicht die kleinſte Erinnerung aus der Kindheit mit in ſeinen verwilderten Zuſtand gebracht. Nur Thalheim ſey alſo um ſo mehr Herr und König der Inſel, da er nicht nur alle jene Magazine zuerſt entdeckt, ſondern ihn ſelbſt erſt zum Menſchen erzogen habe, und außerdem der Beſſere und Klügere ſey. Man vereinigte ſich endlich zu einem Vergleiche, der Alle erfreute. Die Inſel wurde für Geſammt-Eigenthum der gegenwärtigen Bewohner erklärt, auf ſo lange, bis man eine beſondere Theilung derſelben beſchließen werde. Die vorgefundenen Schätze und Koſtbarkeiten, nebſt allen Gegenſtänden von beſtimmtem bleibenden Werth, ſollten ſogleich in acht Theile geſondert, und jedem einzelnen Beſitzer der ſeinige zur eignen Verwahrung übergeben werden.

In kurzer Zeit war durch die unermüdliche Rührigkeit der Frauen die ganze Vertheilung ins Reine gebracht. Jedes Mitglied der Familie beſaß ſein Eigenthum, und konnte ſich mit dem reichſten Privatmanne Europa's meſſen. Dieſe glücklich zu Stande gebrachte Gleichſtellung freute unſern Thalheim innigſt, da ſie in der Folge von großem Nutzen für den Frieden der Geſellſchaft ſeyn konnte. Nirgends hatte er unedle Habſucht

bemerkt; nur je zuweilen war die weibliche Eitelkeit ein wenig aufgeregt worden. Das unschuldige Vergnügen über den Alleinbesitz so hübscher Sachen und Kostbarkeiten bewirkte eine überaus angenehme Veränderung in der Gemüthsstimmung sämmtlicher Damen. Man war jetzt fast immer heiter und blickte ruhiger mit hoffendem Muthe in die Zukunft. Nur Therese schien seit einiger Zeit stiller, als sonst. Aber sie und alle Mädchen waren nicht nur vollkommen gesund, sondern auch im Anhauch dieser balsamischen Lüfte eines glücklichen Eilandes zu einer so frischen Schönheit wieder aufgeblüht, daß die Lehrerin oft mit Sehnsucht die Eltern der herrlichen Jungfrauen zu dem entzückenden Anblick dieser Blüthen herbeiwünschte. Emma selbst stand als die völlig erschlossene Rose prangend unter den aufknospenden Blumen. Dabei war sie ein unvergleichliches Hausmütterchen, und übersah das Ganze der kleinen Wirthschaft zur vollkommnen Zufriedenheit der Männer, wie der Frauen. Ihre und ihrer jüngeren Freundinnen Sehnsucht nach der Heimath schien beinah allmälig einschlummern zu wollen; an gar manchem Tage blieb es Thalheimen überlassen, auf der Terrasse nach vorüberfegelnden Schiffen zu spähen, wo er denn gewöhnlich keine andere Gesellschaft fand, als die sinnig blickende Therese. Heinrichs Benehmen ward mit jedem Tage anmuthiger und gesitteter, und selbst der männlich schöne Körper des Jünglings gewann im Um-

gang mit jenen zarten ſchönen Geſtalten immer mehr an Geſchmeidigkeit und anſprechendem Reiz. Unſtreitig war bei ihm die Geſchlechtsliebe erwacht; ob aber ſeine Neigung auf Marien oder auf Emma gefallen ſey, (denn nur für dieſe ſchien er jetzt noch Augen zu haben,) das vermochte Thalheim zu eigner Verwunderung nicht zu entſcheiden. Zwar traute der Menſchenkenner ſeiner ſcheinbaren Ruhe nicht, ja oft war er ſogar verſucht, ſie für das Werk einer geheimen Verabredung zwiſchen Heinrich und Emma zu halten, da dergleichen von der ſtolzen Engländerin nicht zu vermuthen war, welche immer noch ſeine Nähe eher zu meiden als zu ſuchen ſchien. Aber wenn auch in dieſen ganz eigenthümlichen Verhältniſſen irgend ein zärtliches Geheimniß verſteckt lag, ſo war es ja, glaubte er, in ihrer jetzigen Lage eben kein Unglück; und da es nicht lange unenthüllt bleiben konnte, ſo harrte der Freund, das Beſte hoffend, mit Verlangen des Augenblicks, wo Heinrichs Liebe ſich beſtimmt ausſprechen werde. Dann konnte ſein ſittliches Leben neugeregelt, ſeine Liebe mit Frömmigkeit geſchmückt werden; — und dann auch ſollte ſogleich ſeine Konfirmation erfolgen. Thalheim unterließ nicht, insgeheim manches Geſpräch über die eheliche Liebe einzuleiten, und ihn auf die Kennzeichen einer wahren Neigung aufmerkſam zu machen; Heinrich hörte indeß nur neugierig zu, ließ ſich nicht theilnehmend darauf ein, und ſprach, ſobald die Rede

von der äußern Liebenswürdigkeit der Frauen war, von Allen mit gleichem Entzücken. Es schien gleichwohl, als kenne er bereits den Werth der Verschwiegenheit. — Thalheim wußte hiebei weiter nichts zu thun, und erinnerte sich nicht selten eines spanischen Liedchens:

„Mutter, liebe Mutter mein,
Warum sperrst du mich doch ein?
Will ich nicht selber hüten mich,
Wird's Hüten nicht viel helfen dich!“

Eines Abends klopfte es leise an seiner Thüre. Es war die Prinzessin, welche sich eine kleine Dienstleistung von ihm erbat. Dieses abgethan, blieb sie noch in unruhiger Bewegung vor ihm stehen. „Könnten Sie wohl, sagte endlich das erröthende Kind: könnten Sie's erlauben, daß ich die beiden Zimmer, welche auf dieser Seite neben Ihrer und des Alten Wohnung noch leer stehen, mit meinem bisherigen vertauschte!“

„Nach Ihrem Wunsch! erwiederte er rasch, ohne vorläufig über den Beweggrund nachzudenken. Aber wir können's vielleicht noch besser einrichten. Heinrich wünschte ohnehin mit unserm Alten zu wechseln, und dann....“

„Wenn etwa Heinrich, — unterbrach sie ihn im bittenden Tone, — zunächst wohnen sollte, so würde ich lieber um das äußerste Zimmer bitten.“

„Und würden Sie dort sich nicht fürchten!“ lächelte

Thalheim, noch immer der Bitte nicht auf den Grund blickend.

„Die äußeren Thüren können verſchloſſen werden, erwiederte ſie ſanft: und von der andern Seite habe ich den Felſen zum Nachbar; im zuerſt erbetenen aber — Sie, mein Freund!“

„Wohl! antwortete er, und fuhr jetzt, von dem wehmüthigen Ton ihrer Stimme plötzlich aus ſeiner Ruhe geweckt, ſtockend fort: Aber — wie — theure Prinzeſſin — —“

„Warum ich's wünſche? fiel ſie, mit neuer Gluth auf den zarten Wangen, ein: — weil ich ruhiger, glücklicher ſeyn würde, als ich's bin.“

„So iſt denn alſo Ihr Herz von einer geheimen Laſt bedrückt, holde Fürſtin? Bin ich Ihres vollen Vertrauens unwerth?“

„O nein, mein väterlicher Freund! vor Ihnen könnte mein Herz kein Geheimniß haben, als was ihm ſelbſt eines iſt. Und ſo verhält ſich's eben mit jener ſeltſamen Unruhe, die ich Ihnen näher beſchreiben will. — Sie wiſſen, daß mein Schlafkabinet zwiſchen den beiden von Maria und Emma gewählt wurde; — ſeit einigen Wochen iſt es mir ein ängſtlicher Aufenthalt. Am Tage geht es noch; da hör' ich viel Geräuſch um mich her, weil Heinrich meiſtens in den anſtoßenden Zimmern iſt: aber Nachts ruhe ich wenig mehr. Bald glaube ich

Emmas, bald Marias weinende Stimme zu hören. Sind ſie von böſen Träumen geängſtigt, ſo muß hauptſächlich Heinrich der Gegenſtand derſelben ſeyn; denn ſie rufen oft ſeinen Namen aus. Bald ſieht die Eine ihn vom Löwen zerriſſen, bald die Andre ihn von den Meereswellen verſchlungen, und ſonſt noch mancherlei unheimliche Worte thun ihre bangen Traumbilder kund. Wenn ich dann erſchrocken aus dem Schlummer auffahre, wird's wohl wieder ſtille, aber dann fühle ich mich ſo unausſprechlich einſam, — ſo von aller Welt vergeſſen und verlaſſen, — eine ſo wehmüthige Sehnſucht ergreift mich, hinweg aus jenen Zimmern und in Ihre Nähe zu kommen! Ach, wie ſicher und glücklich würde ich da ruhn!"

„Ihre Entdeckung iſt allerdings ſehr ſeltſam! ſagte der erſtaunte Freund. Erlauben Sie mir eine einzige Frage: Iſt Ihnen Emma noch ganz das, was ſie ſonſt Ihnen war?"

Thereſens Antwort zögerte: — „Sie hat jetzt viel mehr zu bedenken und zu ſorgen, als vormals, ſagte ſie dann ſchonend. Sie vermag wohl der Einzelnen nicht mehr ihre ganze Liebe zu widmen. — Ach, ſie iſt nicht glücklich!"

„Woraus ſchließen Sie das?" fragte Thalheim.

„Ich fühle es mehr, als ich's ſchließe, war die

Antwort. Ihre Geſichtszüge haben nicht mehr die ehmalige heitre Ruhe, die ich ſo ſehr an ihr liebte."

„Werden aber die Uebrigen Ihre neue Wahl auch billigen, beſte Prinzeſſin?" — Seine Stimme wankte bei dieſer Frage.

Das ſchöne Kind ſtand plötzlich in hoher Gluth vor ihm da. Ein unbekanntes Gefühl ſchien ſie ſo raſch und mächtig zu überfallen, daß ihr ganzes Weſen davon erbebte. Der Freund ſah nicht mehr das Kind, ſondern die zum lichten, liebewarmen Leben erwachte Jungfrau vor ſich ſtehn. Seine letzten Worte reueten ihn, obgleich er ſie nicht mißbilligen konnte; — denn eine ſo gefährliche Nachbarſchaft mußte auch Er vermeiden; und dieſes aus dunkeln Gründen, welche ſich ihm erſt ſeit wenigen Augenblicken fühlbar machten. „Erlauben Sie, daß ich mit unſrer Emma rede," bat er jetzt.

„Nein! rief das bange Mädchen. Verzeihen Sie lieber meiner kindiſchen Unbeſonnenheit! Sie ſelbſt finden, daß ſichs nicht ziemt — o verzeihen und verſchweigen Sie Alles, mein theurer Freund! Ich will..." —

„Bei Gott! fiel er ängſtlich ein: ich finde nichts Unziemliches darin!"

Das ſchien ſie zu beruhigen; doch bat ſie ihn nochmals mit Thränen, er möge Alles verſchweigen. „Ich will mir die ſeltſamen Gedanken aus dem Sinne ſchlagen! ſprach ſie entſchloſſen. Es wird gehen! — Geben

Sie mir nur Ihr Wort, daß Sie nichts anordnen, bis ich nach einigen Tagen auf's Neue mit Ihnen darüber gesprochen habe!" — Er gab es ihr; und sie schied beruhigter von ihm.

Am folgenden Morgen machte man eine allgemeine Jagdpartie, um sich auf die Bekämpfung des Löwen allmälig vorzubereiten, und die Damen an den Anblick der wilden Thiere zu gewöhnen, da durchaus Jede Theil am Ruhm und an der Gefahr nehmen wollte. Der Wagen, mit einem Zug der kräftigsten Böcke bespannt, hatte eine Tuchdecke, damit im Nothfalle die Furchtsamen dort ein schützendes, und die Müden ein kühles Obdach finden könnten. Auch enthielt er Waffen und Aexte, weil man heute eine gute Strecke in den dichtverwachsenen Wald einzudringen gedachte. Es war ein gar stattlicher Zug. Die Frauen hatten sich leichte Jagdkleider verfertigt, die so zierlich als bequem waren, und worin sich Thereſe ganz vorzüglich reizend ausnahm, so wie sie auch unstreitig unter Allen die Beherzteste war. Sie trug einen helmartigen Hut mit schwankenden Federn. Die schlanke Gestalt war in jedem Umrisse des tadellosen Wuchses höchst zart ausgebildet; und doch schienen sich alle Glieder der üppig aufquellenden Jugend in feste, majestätisch kräftige Formen zu drängen, sobald der sanfte jungfräuliche Geist das Ganze dieses gestaltreichen Lebens in harmonische Bewegung setzte. Als einmal die Erhitzte tief

im Gebüsch mit abgenommenem Hute an einem Bache stand, und, während ihr Luise ein Kniebund lüftete, das helle, weichumlockte Haupt mit dem schlanken Halse seitwärts bog, und die blitzenden Augen zur Silberfluth niedersenkte, glaubte man Dianen selbst dem Bade entgegen lechzen zu sehen.

Die Männer hatten bereits mehrere Büffel erlegt, und einen wilden Eber schwer verwundet, als man in einiger Entfernung einen Trupp flüchtiger Antilopen aus dem Dickig hervorstürzen, und bald darauf den furchtbaren Löwen hinter ihnen herjagen sah. Alles starrte mit Entsetzen auf das Unthier hin. Wandte sichs nach dieser Gegend, so war ein Haupttreffen unvermeidlich; — manches blaue Auge sah sich schon ängstlich nach dem nahen Wagen um; aber der Thierkönig stutzte, als er von Weitem die bekannten Jäger erschaute, und bei dem ersten Büchsenknall, der ihm galt, ließ er von den fliehenden Antilopen ab und trabte, so geschwind es sein von Thalheims ehmaligem Schuß noch etwas lahmer Fuß erlaubte, dem Busche zu. Es wurde auf der Stelle Kriegsrath gehalten. Thalheim schlug vor, dem Feind in förmlicher Schlachtordnung zu Leibe zu gehn, und ihn in der Nähe seines Busches durch Schüsse zu reizen. Darüber jauchzte Heinrich laut auf; sogar der Greis fühlte Muth zum Angriff, und nicht ohne Zittern entschlossen sich die Damen, im Hintertreffen nachzufolgen.

Nur ein günſtiger Zufall hintertrieb heute die gefahrvolle Jagd. Thereſe war ein ſogenanntes Glückskind. Was Andre mit der größten Anſtrengung nicht zu finden wußten, das bot ſich ihr ungeſucht dar. Als man in den Wald einzudringen begann, rief das Mädchen plötzlich die Uebrigen nach ihrer Seite hin, und zeigte ihnen einen alten Baum, deſſen Höhlung, voll Honig, von den Bienen verlaſſen zu ſeyn ſchien. Dieſer ſüße Fund erregte allgemeine Freude. Der ganze Stamm duftete von Blumenwürze. Man gab nun vorläufig alles Jagen auf, um vor allen Dingen den köſtlichen Schatz in Sicherheit zu bringen. Die Männer fällten den Baum mit kräftigen Hieben, und zertheilten ihn ſo, daß die ganze Vorrathskammer der ehmaligen Bewohner unbeſchädigt blieb; darauf ward er an den Wagen befeſtigt, und im Triumphe nach dem Wohnhaus geſchleift. Hier begann das Geſchäft der Frauen; und bald tiſchten ſie einige Scheiben auf, die an Köſtlichkeit den Honig von Hybla zu übertreffen ſchienen.

Gleich am andern Morgen zog man, der geſtrigen Ermüdung ungeachtet, mit dem Tage ſchon wieder hinaus, um in der Nähe der Verzäunung eine große Vogeljagd zu halten. Sie fiel ergiebig genug aus, ermattete aber, da der Morgen heiß war, die ſchönen Jägerinnen ſo ſehr, daß man nach einigen Stunden ſchon die Kühlung des Felſenhauſes zu ſuchen genöthigt war. Nun

eilten Alle nach den Badezellen, und neuerquickt bereiteten dann die hungrigen Mädchen das leckerhafteste Mahl, was nur diese reiche Insel gewähren konnte; ließen sich auch heute den Wein von Madera so gut schmecken, daß Thalheim ein bedeutendes Lächeln nicht unterdrücken konnte, worauf die Gräfin und Fräulein Laura ihn einen Geizhals schalten, übrigens aber mit ungemeinem Muthe die Löwenjagd gleich auf morgen angestellt wissen wollten.

Des Nachmittags ging, wie gewöhnlich, Jeder seine Wege. Thalheim umschlich mit der Flinte in stiller Einsamkeit die Verzäunung, weil er vor Kurzem irgend einem gefährlichen Taubenräuber auf die Spur gekommen war, dem er jetzt täglich nachstellte. Die Sonne war nahe am Untergange und eben wollte er zurückkehren, als ihm aus einem kleinen Fruchthaine Theresens süße Stimme zu Ohren drang. Er betrat das duftende Gehölz, welches am Flusse lag, mit leisem Schritt, um den Gesang zu belauschen, der aber jetzt wieder verstummte. Das Mädchen saß am blumigen Ufer; eine Guitarre lag neben ihr, und die Sängerin mußte wohl gedichtet haben; denn über dem sanftgebognen Knie hielt sie ein beschriebenes Blatt, in welchem sie mit der Bleifeder hier und da einiges abzuändern oder zu durchstreichen schien. In ihrem Schooße glänzte auf dem weißen Gewand

etwas Röthliches, von der Abendsonne bestrahlt. Es waren Goldkörner, die sie im Ufersande gefunden hatte.

Jetzt blickte sie seufzend empor, versteckte das Blättchen, ergriff das Saitenspiel und sang folgendes Lied:

Es flieht ein Schiff durch Wogen und Wind,
Ach, arme Eltern, wo ist Euer Kind?
Aus Frankreichs Port
Führen's die Räuber fort.
Sie fliehen, sie fliehn zum Süden hinab,
Bald öffnen die Wellen das tiefe Grab!
Nun schwanket das Meer; des Schiffes Bauch
Entqualmet der Flamme stickender Rauch!

Verloren . . . doch sieh ein Land erscheint;
Am grünenden Ufer ein winkender Freund!
Im stillen Thal
Da birgt er die Kinder all.
Nun stillet, ihr Eltern, des Herzens Weh,
Bezwungen sind Räuber und Flamme und See.
Das Kind lebt auf in seliger Lust;
Der Freund erwärmt es an seiner Brust.

Doch kalt wird jetzt der Gespielen Sinn!
O Schwestertreue, wo fliehest du hin?
Ich bin allein,
Sie wollen nicht mit mir seyn!

Was Eine wünscht, liebt die Andre noch mehr;
Das macht dem Kinde das Herz so schwer!
Es hangt verlassen in dunkler Nacht
Vom Abend bis der Morgen erwacht.

Die Sonn' erscheint in himmlischer Pracht,
In meiner Brust nur bleibet es Nacht.
Der Löwe brüllt,
Es rauscht im Forste das Wild,
Die Sonne versinket in blauer See, —
Und immer, und immer dieß tiefe Weh!
Am Stromesufer, bei Blümlein hold,
Da such' ich die Ruhe, und finde — Gold!

Sanft hat das Herz zum Freunde gefleht,
Doch auch der Freund dieß Herz verschmäht!
Ihr Eltern mein,
O könnt' ich doch bei Euch seyn.

Das Lied war noch nicht zu Ende; aber eine tiefe Rührung überwältigte die Stimme der Sängerin. Sie breitete die zarten Hände zum Norden aus, und Thalheim vernahm nur noch ein leises Schluchzen; — da brach ihm das liebende Herz. „Therese!" rief er mit halber Stimme; und als die Erschrockne aufsprang und sich zu ihm wandte, da berührten seine Kniee die Stelle, wo sie geruht hatte, und er umfaßte die Ihrigen. „Hier, rief er in großer, an ihm ganz ungewöhnlicher, Bewe-

gung aus: hier kniet ein Mensch, der diese heiße Sehnsucht faßt und fühlt, — der dieses einsame Herz so gern in seine eigne Brust aufnähme; — der Ihnen, holde Seele! Vater, Mutter, Freund, — ach Alles seyn möchte! der sich, wie vor Gott knieend, hier Ihnen zu eigen schwört und sein ganzes Leben und Wesen der unverbrüchlichen Treue gegen dieses reine, heilige Herz auf ewig, auf ewig weiht!"

„Das sind Töne des Himmels, die jetzt in meine Seele klingen!" flüsterte Therese sanft, indem sie, zitternd vor Wonne, den Freund emporhob, und sich kindlich an seine Brust schmiegte. „Ja, ich gehöre nun Ihnen an! — Darf ich in Ihre Nähe ziehen?"

„Noch am heutigen Abend, wenn es möglich ist!" rief er freudig, und eilte mit der Geliebten unter süßen Gesprächen der Wohnung zu. Wie freute sich das glückliche Kind auf die schöne ruhige Nacht!

Sie fanden die Uebrigen um den Theetisch her versammelt. Niemand hatte heute sich entfernt, weil Emma sich etwas unwohl befand. Thalheim schlug sogleich einige kleine Veränderungen im Hauswesen vor, und es ging Alles nach seinem Wunsche. Die Mädchen wußten noch mancherlei neue Einrichtungen mit einzumischen, wo denn auch Therese, wie zufällig, ihr eignes Anliegen zur Sprache brachte. Die Gefährtinnen fanden einen solchen Wechsel höchsterwünscht, denn sie bekamen dadurch

ein Zimmer mehr zum Gebrauch, welches auf der Stelle zum gemeinſamen Theezimmer beſtimmt wurde. Ehe noch die Nacht hereinbrach, war alles in der neuen Ordnung.

Man aß heute ſehr ſpät; denn jeder Neueingerichtete mußte zuvor die Andern beſuchen, und beſucht werden; dann verſammelten ſich Damen und Herren in der beſten Laune am Tiſche. Vielleicht war es bei dieſer frohſinnigen Stimmung nur allein Thalheim, welcher bei Emma eine ihm auffallende Veränderung entdeckte. Sie hatte keinen Antheil an jenem Zimmerwechſel genommen; alle Eßluſt fehlte, die doch ſonſt niemals irgend einer Nöthigung bedurfte; dabei waren ihre Augen roth, — wahrſcheinlich von Thränen; — ihr Geſicht glühte; ihr ganzes Weſen ſchien im Kampfe mit einer heftigen Leidenſchaft begriffen, wiewohl ſie ſich immer zum Lächeln zwang und außer einem leiſen Kopfweh kein anderes Uebelbefinden eingeſtehen wollte. — Nach einiger Zeit ſtand ſie plötzlich auf, ging in ihr Zimmer, und man hörte deutlich, daß ſie nicht allein die zum Saale führende Thüre deſſelben verſchloß, ſondern auch die andre, welche ſich auf den Gang hin öffnete. Erſt in dieſem Augenblick bemerkte der aufmerkſam gewordene Thalheim, daß auch Heinrich in der heftigſten Bewegung war. Er ſaß Marien gegenüber, bald wieder ganz in dem Anſchaun des Mädchens verſunken. Die ſchöne Miß war

heute unbeſchreiblich mild, im Vergleich mit ihrer gewohnten Weiſe ſich zu benehmen; und Heinrichs zärtlichen Blicken begegnete zuweilen ein wehmüthiges Lächeln, von deſſen zarter Bedeutung Thalheim ſelbſt ſich innig ergriffen fühlte. Eine geiſtreiche und ſtolze Schöne wird ganz unwiderſtehlich, wenn ſie wahrhaft liebt. — Maria war's heute.

Heinrich ſprach an dieſem Abendtiſche faſt gar nicht. Nur einmal, als die Uebrigen von den Freuden der zuletzt genoſſenen Tage redeten, weckte er ſich ſelbſt aus ſeinen glückſeligen Träumen auf, und ſagte lächelnd: „Nein, es iſt unmöglich, daß es auf Erden einen noch Glücklicheren gebe, als ich es bin!"

„Ich wünſche, ſagte Thalheim leiſe zum Nachbar: daß du ſelbſt dem Glücke Zügel anzulegen weißt, damit es nicht bis ans entgegengeſetzte Ende mit dir fortrenne, und du früher unglücklich wirſt, als du es geahnet haſt!"

Heinrich ſchwieg. Seine und Mariens Blicke faßten ſich jetzt zum erſten Male mit voller Gewalt. Thalheim ſah ihn in einer bebenden Bewegung, indem ein tiefer, unterdrückter Seufzer den Buſen des ſchönen Mädchens hob. Es blieb unſerm Freunde kein Zweifel mehr über die Gewißheit dieſer Liebe und wegen Emma's heutiger Unruhe zurück. „Möge nur, ſprach er bei ſich ſelbſt, die gute Emma ihr Herz ſo ſorgfältig gehütet haben, wie

ſie mir es einſt verſprach, damit die Arme nicht ein Opfer dieſer Liebe werde!"

Den Schlaf der Unwohlen nicht zu ſtören, ging man zeitig und ſtill zur Ruhe. Thalheim begleitete ſeine Thereſe zu ihrem neuen Zimmer. An der Thüre nahm ſie ihm das Licht ab. „Nur heute geſtatte ich es, lächelte ſie: daß Sie mich ſelbſt bis hierher begleiten. — Aber wenn Sie wüßten, Thalheim, welcher ſüßen, lieblichen Ruhe Sie mich jetzt entgegenführten! . . . Ich habe in den zwei letzten Nächten kein Auge geſchloſſen!"

„O ich entſetzlicher Menſch!" rief er, — jetzt erſt ſeine allzuſtrengen Bedenklichkeiten bereuend.

„O, Sie Beſter von allen Menſchen, die ich je kannte! ſagte ſie leiſe. Sie mein ſchützender Vater! Nun iſt ja Ihr Kind, Ihr geliebtes Kind, ruhig und ſelig! Gute Nacht, lieber Thalheim! — und gute Nachbarſchaft!"

Sie drückte die Thüre langſam zu; bald aber öffnete ſie noch einmal, ihm für die ſchöne Sicherheit zu danken, die jetzt ihr Herz beruhigte. „Ihre heutigen Worte, fügte ſie hinzu: (und darum war vermuthlich die Thüre noch einmal aufgegangen!) ſind mir ewig unvergeßlich! Kann Thereſe jemals Ihrer Liebe vergeſſen, ſo wird ſie nicht mehr ſeyn. — Ruhen Sie ſo ſanft wie ich, mein einziger Freund!"

Und Thalheim ſtand entzückt vom Anſchaun des

holden Engels, und konnte nichts erwiedern, als: „Gute Nacht, Geliebte! — Oder guten Morgen! denn für mich Glücklichen giebt es heute wohl keine Nacht!“

Seltſam! — Thereſe verſchloß nur jene Thüre, welche ſich auf den Gang öffnete, nicht aber die Andre zwiſchen ihrem und des Freundes Schlafgemach. An der innern Seite nach Thalheims Zimmer war ein Riegel ſichtbar. Sollte er ihn wohl verſchieben? — Wie? — Und dadurch die holde Unſchuld erſchrecken, wohl gar kränken? — Er kämpfte nur wenige Augenblicke mit ſich ſelbſt; dann aber verwarf er alles Bedenken, als höchſtunmännlich, blickte den unbenutzten Riegel der unverſchloſſenen Thüre ganz verächtlich an, und ſtreckte ſich auf ſein Lager hin; weniger um zu ſchlafen, als um ſüß zu träumen.

Am frühen Morgen, ehe noch Jemand im Hauſe zum Vorſchein kam, machte ſich Thalheim ſchon ein Geſchäft im Saale, um an Emma's Thüre ſich nach dem Befinden der unpäßlichen Freundin zu erkundigen. — Er hörte Heinrichen bereits in ſeiner neuen Wohnung heftig auf- und niedergehn, und wollte eben zu ihm eintreten, als der Laut bittrer Wehklage ſeine Aufmerkſamkeit nach Mariens Zimmer hinlenkte. Thalheim horchte erſchrocken. Die Klagen mehrten ſich. „Darf ich zu Ihnen eintreten?“ fragte er ängſtlich an der Thüre.

„Ach Thalheim!“ rief Emma im Innern überlaut

— und er öffnete ſchnell. Emma und Maria hielten ſich weinend umfaßt.

„Um des Himmels Willen, was iſt hier vorgegangen!“ rief der Erſchrockene.

„O mein Freund! ſtammelte die ſchluchzende Emma: Sie werden mich verachten, — Sie müſſen uns Beide verachten! Heinrich, der Wilde! Er macht uns elend und ſchuldig!“

„Nein! ſtöhnte Maria, ſich an der Freundin Bruſt verbergend: — nicht Er — ſondern wir!“

„Entſetzlich!“ rief der erbleichende Thalheim, dem über die wahre Bedeutung dieſes Jammerns kein Zweifel zurückbleiben konnte: — „Dann ſehe ich hier keine Hülfe! — Nirgends eine rettende Hoffnung!“

„Gehen Sie, theurer Freund! flehte Emma: Laſſen Sie uns allein mit unſerm Elende. Schaffen Sie uns für heute Ruhe auf unſerm Zimmer. Sobald wir einigermaßen gefaßt ſind, komme ich zu Ihnen. Reden Sie noch nicht mit Heinrich — — ach, ich ertrage Ihren Anblick nicht länger, edler Menſch!“

Langſam entfernte ſich der düſter Sinnende. Aber eh' er noch den Saal verließ, ereilte ihn Heinrich und zog ihn mit faſt athemloſer Heftigkeit in ſein Gemach. „Weißt du ſchon Alles, Bruder!“ fragte er mit glühender Schamröthe.

„O Heinrich! rief der Freund, indem er ſich tief-

trauernd in einen Seſſel warf: Heinrich! Wie ſtolz war ich ſonſt auf dich! Und nun — großer Gott! was iſt aus dir geworden! In welchen Abgrund hat dich deine zügelloſe Begierde geſtürzt!" — Er verhüllte ſein Geſicht.

In Heinrichs Augen thaten ſich jetzt zwei ſtrömende Quellen auf. Er ſchlug heftig an die breite Bruſt, als wollte er ihre Lüſte ſtrafen. „Bruder! ſprach er dann wehmüthig: — verdamme mich nicht, ehe du mich gehöret haſt! — Sieh, du kennſt dieſe Frauen nicht...."

Hier erzählte er glühend, ſtockend, oft verwirrt und niedergeſchlagen, dann wieder in der heftigſten leidenſchaftlichen Stimmung; bald zürnend mit ſich ſelbſt, bald wieder aufgelöſ't in Liebe für die Frauen, — die Geſchichte ſeiner Verirrungen, — wenn man ſie nicht lieber eine Verirrung der beiden Mädchen nennen will. Denn dieſe reizenden Geſchöpfe, deren Eine ſtolz war auf ihren Geiſt, auf ihr Wiſſen, auf ihre Tugend, die Andre ſtolz auf ihre Nation, auf ihre Schönheit, auf ihre weibliche Würde, — hatte ihr Geſchick Beide, wie zum Spott, auf jene Zinne der Verſuchung hingeführt, wo der arme, gebrechliche, ſündhafte Menſch, — er ſey Mann oder Weib, — die Schwäche ſeiner Weisheit, und die übermächtige Kraft der Natur fühlt. Sie waren Beide in heiße, unheilbare Liebe gegen den kraftvollſten, ſchönſten Jüngling gerathen, den ſie jemals ge-

ſehn, — gegen den Erſten, der ihr jungfräuliches Herz gerührt und gewonnen. Der wilde Naturſohn, — (denn das war er noch in jedem Falle, wo die Macht der allzukurzen Gewöhnung an der Leidenſchaft ſcheiterte,) hatte der Liebe Emma's zu ihm eben ſo wenig, als ſeiner eignen glühenden Liebe zu Marien widerſtehen können. Das große Opfer, das ihm Emma gebracht, hatte ſeines Zweckes, ſich des Geliebten alleinigen Beſitz zu ſichern, verfehlt; es hatte vielmehr ſeine Leidenſchaft für Marien nun erſt recht zum Bewußtſeyn gebracht; und da auch in dem Herzen dieſer Geliebten, bei ſo voller Jugendblüthe, eine heimliche Sinnengluth flammte, welche ſich vielleicht nur unter den mannigfach bindenden Verhältniſſen der Heimath, nicht aber unter den abenteuerlichen, abgetrennten dieſes Inſel-Lebens hätte tilgen oder beſchwichtigen laſſen: ſo ſchien der traurige Erfolg einer, anfänglich allzugeringſchätzig behandelten, Neigung ſo unheilbringend für die Sittlichkeit, daß es unmöglich war, zu ſagen: wer von den Dreien verführte, oder verführt wurde.

Der Sinnenrauſch verflog bald, wie gewöhnlich. Die innige Freundſchaft der beiden Mädchen überdauerte ihn, und die Entdeckung war — beſonders bei Heinrichs großer Naivetät, — nicht ſchwer: daß ſie Beide die Frauen Eines Mannes ſeyen. Der überraſchende Augenblick dieſer Entdeckung war gerade der, in welchem

Thalheim zu den Jammernden eintrat. — Schwerlich wäre er auch ſonſt der traurigen Geſchichte ſo bald auf den Grund gekommen! Denn man faßt ſich in ſolchen Fällen doch wohl wieder, und die Klugheit tritt in ihre alten Rechte ein, — zumal bei den Frauen!

Heinrich hatte auserzählt. Sein Freund fühlte jetzt mehr Mitleid als Zorn. „Unglücklicher Sohn! ſagte er gerührt: Nein, du warſt kein Thier, kein Nichtswürdiger! Nur ein ſchwacher, ſündiger Menſch! Ich bleibe dein Freund wie immer. Ich fühle mich als deines Gleichen; fühle wohl, daß deine Gebrechen auch die meinigen ſind!“

„Für dieſe Liebe ſey der Himmel dein Erbtheil! rief Heinrich. Aber du weißt nun Alles. Schieße mich jetzt nieder aus Freundſchaft; denn ich kann die Thränen dieſer Mädchen nicht ertragen! — Du willſt nicht? — So erzeigt mir Muſtapha vielleicht dieſen Dienſt; — ich wollte eben mit ihm zur Jagd.“ — Er hielt Thalheimen ſeine Büchſe hin.

„Das erſt ſind die Kennzeichen des feigen Schwächlings! ſagte Thalheim finſter. Wenn ſeine Leidenſchaft Unheil angeſtiftet hat, will er ſich aus dem beſchwerlichen Leben zurückziehen, — ſtatt daß der edle Menſch ſich freiwillig für die Folgen fremder Verſchuldung aufopfert! So muß ich mich denn deiner doch von Herzen ſchämen, armer Heinrich!“

„Thalheim! du biſt furchtbar! — Weißt du noch irgend einen Rath, einen Ausweg?“

„Unmöglich iſt die Rettung nicht! ſagte Thalheim. Ich will mich an die Großmuth der Frauen wenden. Vielleicht entläßt dich die Eine deiner Verbindlichkeit freiwillig — die Andre wird dein Weib.“

„Nein, rief Heinrich mit Heftigkeit: ich kann von Marien nicht laſſen, denn ich liebe ſie mehr als mein Leben! Ich kann auch von Emma nicht laſſen, denn ſie iſt unausſprechlich gut, und hat mich lieben gelehrt. Sie ſelbſt liebt mich gewiß eben ſo innig, als Maria. Ich vermag keine von Beiden zu verlaſſen, wenn ich nicht ſterben ſoll. — Was hältſt du von der mohamedaniſchen Religion, Thalheim?“

„Wenig Gutes! Ihre Bekenner ſind ein rohes, thörichtes, ſklaviſches, abergläubiges, blutgieriges Volk. Hüte dich vor dieſer falſchen Religion! Sie würde vielleicht deinen Sinnen ſchmeicheln, aber deiner Seele keine Nahrung geben. Wie viel mehr biſt du jetzt ſchon, als Muſtapha, der doch zu den beſſeren Türken gehört!“

„Deſto beſſer! ſagte Heinrich nachdenkend. Du haſt mir doch einſt geſagt, ein Bekenner anderer Religions-Meinungen könne eben ſo leicht ſelig werden, als ein Chriſt.“

„Dein Gedächtniß trügt dich für dießmal! — So ſagte ich nicht!“

„Oder du ſagteſt doch: er könne auch ſelig werden?“

„So war es, Heinrich! — Dann wird er aber doch denken und handeln müſſen, wie ein echter Chriſt!“

„Laß mich in der Einſamkeit darüber nachdenken, Thalheim!“

„Thue das! erwiederte dieſer etwas heftig; denn Heinrichs egoiſtiſches Auskunftsmittel erbitterte ihn. O es iſt eine bequeme Religion für Leute deines Schlages! Man bekommt wohl allmälig auch Luſt zur Gräfin und zu Laura, — verführt am Ende gar die unſchuldige Thereſe, und macht dann die guten Kinder ſämmtlich zu geſetzmäßigen Sklavinnen ſeines Harems!“

„Bruder! Du zermalmſt mir das Herz! rief Heinrich laut. Nenne mir wenigſtens Thereſen nicht mehr, — dieſes Heiligthum! — dieſes geweihte Kind, das du, mein Vater, mein Retter, mein Freund, liebſt!“

„Woher weißt du's?“ fragte Thalheim erröthend.

„Wie? antwortete er: ich ſollte es nicht gemerkt haben, daß das holde Geſchöpf mit ganzer Seele an dir hängt, und daß du ihr zu eigen biſt, wie ſie dir? — Ach, Bruder! Könnteſt du mich denn wirklich für einen ſolchen dankvergeſſenen Unmenſchen halten?“

„Du ſollſt nicht aus Dankbarkeit keuſch leben, fiel Thalheim ein: ſondern aus Keuſchheit! — Halt! Mir fällt jetzt bei, daß es auch unter den Chriſten ein ſoge-

nanntes morganatiſches Geſetz giebt für dergleichen Nothfälle. Wir leben auf einer wüſten Inſel — du biſt doch eigentlich der Fürſt derſelben; — ich werde alles aufbieten, um die gute Emma zu bewegen, daß ſie eine Ehe zur linken Hand annehme; dann darf ich dir Maria, als die zweite rechtmäßige Gattin, an die Rechte antrauen."

„Würden aber dann die Verhältniſſe und Rechte der Beiden auch vollkommen gleich ſeyn?" fragte Heinrich geſpannt.

„Nicht ganz; erwiederte Thalheim. Aber ſo lange wir hier lebten und vollkommen einig wären, brauchte kein weſentlicher Unterſchied ſtattzufinden. — Denke über alles dieß wohl nach, Heinrich! Du haſt zu wählen, — biſt noch ganz frei. Ich bin ein Chriſt und liebe meine Religion über Alles. Auch du kennſt ſie bereits, und weißt, daß ich auf ihre Reinheit und Herrlichkeit viel zu ſtolz bin, um jemals einen Menſchen, welcher ſelbſt wählen kann, ihre Wohlthaten aufzudringen. Jeden Menſchen aber, welchem das Glück wird, ſich ſelbſt bei gereiftem Verſtande eine Religion wählen zu dürfen, werde ich für einen heilloſen Thoren halten, wenn er die meinige verwirft."

„Es ſcheint, du haſt Recht; ſagte Heinrich. Ich muß hinaus ins Freie! Sorge nicht für meine Faſſung;

aber ſorge für die armen Gekränkten! Sey ihr Troſt! In einigen Stunden erfährſt du meinen Entſchluß.“

Mit dieſen Worten eilte er fort, um den Alten zur Jagd abzurufen, und Thalheim ging traurig auf ſein Zimmer.

Es war noch früh am Tage, aber gleichwohl ſehnte er ſich ſchon mit einiger Unruhe nach der Erſcheinung Thereſens. Die Begebenheiten der letzten Nächte hatten ihn mit Grauen erfüllt, und er konnte daher eine gewiſſe Furcht nicht unterdrücken, wenn er ſich das liebe, ſchlafende Kind in ſeiner Einſamkeit dachte. Auch wollte er ſie bitten, heute gemeinſchaftlich mit Laura und Luiſe die Beſorgung des Hausweſens zu übernehmen, um die beiden Unglücklichen in Ruhe zu laſſen. Da in Thereſens Gemach noch tiefe Stille herrſchte, ſo wagte er es erſt, nachdem er eine Zeitlang in dem ſeinigen laute Bewegungen gemacht, leiſe an ihre Thüre zu klopfen; es erfolgte aber keine Antwort. Nun noch ängſtlicher werdend, öffnete er ſachte ein wenig, — und erblickte mit heiliger Rührung die Holde, wie ſie eben ihr Morgengebet verrichtete. Sie kniete am Fenſter, das ſchöne Antlitz hinauswärts zur ſonnigen Morgenlandſchaft gerichtet, die gefalteten Händchen zu Gott empor gehoben. Unhörbar drückte der Freund die Thüre wieder zu, und erhob mit den Gedanken des frommen Kindes auch die ſeinigen zum Vater der Welt.

Nach einiger Zeit vernahm er ein leiſes Klopfen, und ſprang der Geliebten freudig entgegen. Selige Heiterkeit grüßte ihn aus ihrem Mund und Blick.

„Mir iſt, ſagte ſie: als ſey plötzlich alles Weh und alle Sehnſucht aus meinem Herzen gewichen. Wie erquickend hat ſich dieſe ſchöne Nacht auf meine ganz ermatteten Glieder herabgeſenkt! Ich erwachte einigemal und war mir der ſüßen Ruhe ſo himmliſch bewußt! Ich dankte Gott für die heitre Sicherheit um mich her; ich wußte ſo gewiß, daß es nur von mir ſelbſt abhänge, ſogleich wieder ſanft einzudämmern; der ſtille Ort war mir ſo gewohnt, ſo heimiſch; — ich glaubte zuweilen vom Lager meines Freundes her die leiſen Athemzüge ſeines lächelnden Mundes zu hören. Ach, ich lag ſanft, wie in Gottes Armen! — Dank Ihnen, Guter, Edler!.."

Sie zog ihn mit blödem Händedruck in ihre Zimmer, um ihm die ganze kleine Einrichtung zu zeigen. — Ihm war das ſelige Herz ſo überfüllt; und er wollte einigemal reden — aber dann fiel ihm plötzlich ein, daß er Schreckensworte zu ſagen habe, und gar nicht einmal wiſſe, wie er ſie dieſer Reinen ſagen könne. — Er ſchwieg verwirrt. „Sehn Sie nur, ſprach ſie in ſüßer Schwärmerei: wie häuslich hier jedes Eckchen iſt, — als hätten es die guten Engel aus unſrer Heimath hierher getragen! Der Sopha dort ſteht gerade ſo, wie jener, auf dem meine Eltern mit mir ſpielten, wenn ſie zu

mir in mein kleines Kinderstübchen traten. — — Nein! diese Thränen sind nicht bitter, mein geliebter Freund! Geben Sie mir Ihre Hand, damit ich noch freudiger weine!"

„Gott! rief Thalheim entzückt: laß mich dieses köstliche Geschöpf einst eben so rein und herrlich den Eltern wieder zuführen, wie ich es hier in der Wüste aus deiner Wunderhand empfing!" Das Mädchen hatte sich an ihn geschmiegt. Er hielt sie sanft umschlungen, und ließ sie so ihr Herz ausweinen.

„An dieser getreuen Brust werde ich gesund!" sprach sie, die glänzenden Augen zu seinen seelenvollen Blicken erhebend. „Hier habe ich Vater und Mutter wiedergefunden!" O wie schwer fiel es ihm, seine schmachtenden Lippen nicht herabsinken zu lassen auf Theresens blühenden Rosenmund! — Jetzt aber kam ihm wieder schreckhaft in den Sinn, was er diesem Engel von den gefallenen Freundinnen zu entdecken hatte. Er begann endlich mit der Nachricht: daß Emma und die Miß im Zimmer eingeschlossen bleiben wollten, und daß er sie diesen Morgen Beide in der allerheftigsten Gemüthsbewegung gefunden habe. Sie gerieth in mitleidige Angst, und Thalheim vermochte es nicht, sie über die Lage der Freundinnen zu beruhigen, so wenig er ihr auch noch von dem wahren Verlauf dieser traurigen Begebenheit eingestand.

„Ich ſehe hier nichts als Unheil!“ ſagte die ahnungsvolle Seele in ihrer Unſchuld, ohne zu erröthen, und nur mit dem zarten Schmerz reiner Menſchlichkeit. „Glauben Sie mir, das Verhältniß zwiſchen Maria und Emma wird immer trauriger werden, wenn nicht Heinrich entweder tiefer in die Schranken der kalten Ehrerbietung gegen Beide zurücktritt, oder ſich doch nur als einen gleichfreundlichen Bruder gegen die Eine, wie gegen die Andre beweiſ't. Und dieß iſt — wenn ich mich an die Stelle des armen Heinrich ſetze . . . .“

„Nur unter wirklichen Geſchwiſtern möglich!“ fiel Thalheim ſchnell ein, um das Geſpräch zu endigen. Denn eine roſige Gluth überflog plötzlich Thereſens Geſicht, als bei ihren letzten Worten das junge Herz ſich ſelbſt über einem neuen zärtlichen Gefühl überraſchte, und ihr Auge unwillkührlich den Geliebten mit einem Blick grüßte, der dieſem durch die Seele drang.

„Mich dünkt, es warten hier noch große Leiden auf uns, meine Freundin! fing er nach einer Pauſe wieder an. Aber wir wollen ſie getreulich mit unſern Freunden tragen!“

„Gemeinſchaftlich!“ ſagte das liebe Kind mit heiterem Muthe, und bot dem Freunde die redliche Hand dar. Er ſchlug ſanft ein, und hob ſie zum erſtenmal zum leiſen Kuſſe an den erbebenden Mund. — —

* * *

So weit das Bruchstück! Ich hoffe den Leser bis zu einem Punkte hinbegleitet zu haben, von wo aus das Ganze der Dichtung einen anziehenden Ueberblick gewährt. — Bleibt auch allerdings der Phantasie des Lesers noch ein weiter Spielraum und die nicht leichte Aufgabe, die Episode von den drei Liebenden, (in der Regel ist man nur auf ein Pärchen eingerichtet,) schicklich und glücklich zu Ende zu bringen, so zweifelt er dagegen auf der andern Seite keinen Augenblick an dem günstigen Geschick der beiden Hauptpersonen. Thalheim, der biedre, ehrenfeste, — an dem sogar eine gewisse pedantische Unbeholfenheit höchstliebenswürdig wird, — und Therese, die reine, demüthige, holdselige Magd, (selbst für Prinzessinnen ein hoher Ehrentitel!) gehören nun einander auf ewig an, und werden, wie auch der Zufall spielen mag, das glücklichste Paar unter der Sonne. Darauf schwört der Leser; und der Autor hätte sein gutes Vertrauen sicher gerechtfertigt und belohnt, wäre es ihm vergönnt gewesen, den Roman zu beendigen.

III.

Briefe

des Herzogs August von S. Gotha

an

Ernst Wagner.

Ernſt Wagner hat bei ſeiner bedeutenden Korreſpondenz nur eine kleine Sammlung von Briefen aufbewahrt; und ſelbſt dieſe glaubt der Herausgeber nur mit diskreter Auswahl dem größeren Publikum mittheilen zu dürfen.

Wir beginnen mit den Briefen eines, in vieler Hinſicht ausgezeichneten Fürſten, — des 1822 verſtorbenen Herzogs Auguſt von S. Gotha. Dabei glauben wir den Leſern im Voraus verſprechen zu dürfen, daß ſie in dieſen köſtlichen Ueberbleibſeln alles das finden werden, was der Herausgeber ſelbſt nach wiederholter Leſung darin gefunden hat: tiefes, zartes Gefühl für das Schöne und Wahre, (für das Kunſt-Schöne insbeſondere,) echt humane Anerkennung und Würdigung des Menſchen im Dichter; zärtlich freundſchaftliche Theilnahme, deren Ausdruck ſich nicht ſelten bis zur Sprache der Liebenden ſteigert; — ſchlagenden Witz, ſpielenden Humor, durchdringenden Scharfblick, verbunden mit einem großartigen Urtheil, mit ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß; — überhaupt eine reizende Eigenthümlichkeit des Ideenganges, der ſich oft zum kühnen poeti-

schen Phantasie-Fluge erhebt, — so kühn, daß uns sein Weg, wie sein Ziel, zuweilen unklar und räthselhaft bleibt.

Die sämmtlichen Briefe, dreißig an der Zahl, fallen in die beiden letzten Lebensjahre C. Wagner's. Der Beginn, (ohne Tagbestimmung) ist in den Frühling 1810 zu setzen; die letzte Zuschrift ging ein am 6. Febr. 1812, wenige Wochen vor W. Tod, und blieb unentsiegelt bis jetzt. Während jenes ganzen Zeitraumes fielen in des Dichters Leben, durch unheilbare Krankheit verdunkelt, nur einzelne Lichtblicke der Hoffnung. Stets mehr als er selbst, glaubten seine Freunde, ja sogar seine Aerzte, an die Möglichkeit der Heilung; denn Alles, was er von seinem Lehnstuhle aus, — worin er im eigentlichen Sinn des Wortes wohnte, — hin in die Welt sendete, war ja noch so lebensfrisch und blüthenreich, daß Niemand an sein nahes Ende glauben wollte. Ein wohlthuender Unglaube, der sich auch in diesen Briefen, fast bis zum letzten, ausspricht, obgleich die zärtliche Besorgniß, es möge des Freundes Ahnung doch wohl mehr als hyrochondrische Aengstlichkeit seyn, immer wieder durchblickt und den Gesundheitszustand des Siechen in vielfachen Wendungen zum Hauptgegenstand des Schreibens macht.

Der fürstliche Briefsteller war, wie man schon aus dem hier Mitgetheilten ersieht, äußerst fleißig im Diktiren,

(denn nur sparsam finden sich Zeilen von eigner Hand;) der bürgerliche Empfänger hingegen scheint weit seltener geantwortet zu haben; was wir erklärlich finden. Der kleine Rest seiner irdischen Tage war ihm kostbar. Briefe, zumal solche Briefe, wie sie hier erforderlich waren, — raubten ihm der zugezählten Stunden allzuviele. Vermuthlich erbat er sich gleich Anfangs die Erlaubniß, nicht jede einzelne Zuschrift regelmäßig erwiedern zu dürfen, und er wird sie nicht bloß erhalten, sondern vielleicht zu Zeiten fast über die Gebühr benutzt haben. Wenigstens deuten darauf manche leise Vorwürfe und Schmollwörtchen hin: aber um so bewundernswerther ist die Beharrlichkeit des edlen Korrespondenten!

Bedenket man übrigens noch, daß hier ein durchlauchtiger Herr von hohem Rang mitten unter den vielfachen Genüssen, Sorgen, Zerstreuungen seines Standes, seiner Zeit, und seiner Umgebungen, an einen einfachen, rangloſen, tief in der Verborgenheit der bürgerlichen Alltagswelt lebenden Privatmann schreibt, — und so schreibt, wie er es thut; dann stimmt man mir vielleicht bei, wenn ich behaupte, daß dieser Briefwechsel, als einzig in seiner Art, der allgemeinen ehrenden Aufmerksamkeit werth sey, und daher vom Herausgeber der gesammelten Werke Ernst Wagners der Nachwelt nicht unterschlagen werden dürfe.

Herzog August, in seiner tiefgemüthlichen höchst-

geistreichen, — wenn auch nicht durchaus geregelten, Eigenthümlichkeit, gehörte wohl überhaupt unter die Unnachahmlichen: am allerwenigsten aber möchte gerade dieses rührend zarte und innige Verhältniß eines reichen Fürsten zu einem armen Dichter sich irgendwo in einer Fürsten- oder Dichter-Biographie wiederholen.

Schließlich bedarf es kaum noch der Anmerkung: daß der geistreiche Herzog bereits dem gebildeten Publikum als Schriftsteller angehört. *) Kam auch sein Versuch eines Romanes, (fast allzuzart aus antiker griechischer Seide gewoben!) weniger in Umlauf, so haben dagegen einige seiner genialen Briefe, von Jean Paul herausgegeben, die Geistesverwandtschaft des Briefstellers und seines Herausgebers hinlänglich beurkundet.

Der gegenwärtigen Bekanntmachung der Briefe an E. W. stand um so weniger irgend eine Bedenklichkeit entgegen, da in ihnen sich nur Rein-Menschliches in reinästhetischer Form ausspricht, und da übrigens alle Beziehungen auf Individuen und politische Verhältnisse, mit einer Behutsamkeit, welche die gegenwärtige Zeit nothwendig macht, sorgfältig ausgeschieden, oder doch wenigstens hinlänglich verhüllt worden sind.

---

*) Der gelehrten Welt ist dieser Fürst durch Eichstädt's klassisch schön geschriebene memoria Augusti bekannt.

1.

Freund!

Anmaßlich mag es vielleicht scheinen, diesen heiligen Namen auf die anspruchslose Stirne dieser Schwingenblüthe zu heften, allein unpassend ist es sicher nicht.

Wenn ich Sie Freund nenne, — was Sie leider noch nicht sind! — so ist dieß nicht allein der laute Nachklang innerer Harmonie; es ist auch der Vorlaut kräftiger Diphtonie; ja, es ist fast der strebende Eifer verkannter, nach ihrem Recht greifender Minne, die sich vergessen glaubt.

Hätte ich mehr Rechte, — also ältere, — so würde ich zürnen und mich für unvergoltene Treue rächen; so aber will ich bescheiden thun, was zwar einem kindlichen Wesen Falschheit scheinet, und will der Biene *) aus Perlen und Rubinen, (Thränen und Küssen,) den oft mißbrauchten Freundesnamen aufladen, weil ich nun einmal meiner Stachelbehenden und Nektarreichen keinen schicklichern zum Schicken an Sie mitzugeben habe. „Herr" mag ich Sie nicht nennen, denn dieß verriethe zu sehr Ihre Macht, und die darf ein solcher Mann nicht ganz kennen. „Rath"? — Ach, die Räthe ge-

---

*) Bezieht sich wahrscheinlich auf den Siegelring und dessen Sinnbild, eine Biene.

A. d. H.

fallen mir oft noch weniger, als ihr Rath! „Wagner, schlechtweg," behagt mir auch nicht, aus Gründen, die ich nicht zu sagen brauche: also „Freund," — nicht „mein Freund!" Ich bin nun einmal eitel, und würde stolz werden, sobald Sie es würden; ich meine mein Freund; — vielleicht dann beides, eitel und stolz!

Nun aber, Freund! nur näher hergeschaut! Meine hellen Wimpern fallen die Nähe der schwarzen Ihrer blitzenden Augen nicht fürchten, und die ernstgekrümmten Lippen könnten wohl meine freundlicheren zum Freundeskusse öffnen! — Sie sehen, ich glühe, ich bin berauscht, und daher plauderhaft; und daher so schleierlos. Aber enden müssen Sie meinen Rausch nicht mit kalter Männerklugheit; Sie müssen meine Träume erfüllen!

Ihre Westharfe haben Sie zu früh an die Thränenweide gelehnt. Es werden immergrüne Eichen daraus; die Nachtigallen, die aus den Saiten sangen, paarten sich und nisteten dazwischen; — und sich verstimmen will die klangreiche Grabergierde!

Bitte! Uebergeben Sie mir doch Ihr Saitenspiel, welches Sie zum Todtenklang herabsinken ließen! Wären Sie gestorben, oder sterbend, so brauchte die Harfe keine neue Besaitung; aber da Hygiäens Schlange, ahnungsvoll durch frische Veilchen und Rosen lieblich blickend, sich in meinen Freudenblicken sonnet, so darf ich hoffen,

das liebe Saitenspiel wieder zu Lebenstönen umzustimmen. Bis in den Mai will ich warten; dann husch, husch! fliegt auf, ihr Tauben, ihr Nachtigallen, ihr meine Paradiesvögel, fliegt jubelnd ein! Viele Töne, Freund! die nicht mehr akkordiren wie As-Dur und C-moll, müssen Sie ausmerzen, damit im Mai oder Junius meine Paradiesvögel in neue Nester, — aus reinen Grundtönen zu Liebestönen gewoben, — neue leuchtende Wunder-Eier legen und brüten. Im August will ich Sie hinzuführen und ausrufen: Freund, mein Freund! Herr, mein Herr! Rath, mein Rath! lieben Sie nun den

August!

R. S.

Was diese Zeilen *), — nämlich die ich nicht schrieb, enthalten, soll ich nicht wissen. Gut! Ist's ein Scherz, so ist es gewiß ein unschuldiger; denn man gab mir diesen Einschluß, und weiß, wie sehr ich Sie schätze. Bitte: setzen Sie Klugheit zwischen Rosen ohne Dornen; und gilt's ein Opfer für mich, so sey es! wenn es Ihnen nur Freude bringt!

*) Diese Beilage, — ohne Zweifel von der Hand einer geistreichen Freundin des Dichters, deren in der Folge öfter unter dem Namen Sidonie gedacht wird, — findet sich nicht mehr unter Wagners Papieren.

2.

Mein Freund!

In der Morgenstunde empfing ich, was Sie für mich geschrieben, und jetzt, wo der Abend dunkelt, wird es mir immer lesbarer.

Der Abend, mit seinen sehnsüchtigen Nachtigallen, mit seinen kühlen Düften, seinen verschlossenen Blumen, und seinen feuchten, schaumgrauen Nebeln, sendet zwar nicht das helle Sonnengold des süßen Morgens, oder funkelnde Hyacinthen, wie der stolze Mittag: aber recht liebend staut er zwischen den Dämmerschatten der Zweige traulich herein; der Mensch übersieht leicht die schnell durchträumte Nacht, um schmerzenlos vom neuen Tag wach und jung geküßt zu werden; das noch nicht an sein Glück gewöhnte Herz, nimmt dann die jubelnden Klänge des Morgens für die minnegirrende Harmonika der Nacht. — Ich sage jetzt, unter Ihren Cypressen meine Morgenstunden gesungen zu haben! Ist's denn meine Schuld, daß mein Busen bei des Freundes Schmerz erstarrt? Bin ich denn strafbar, wenn aus meinen Zähren plötzlich Immergrün aufsteht? Kann mich mein Liebling schelten, weil ich fühle ohne, daß der längste Schlaf mich nicht von ihm trennen wird? — von dem Manne, den ich liebe, ohne ihn zu kennen; der mir unentbehrlich ist, ohne seine Gegenwart eigen-

nützig zu vermiſſen. — Denn ich möchte um mein Geheimniß kommen, wenn er mir kein Räthſel mehr wäre!

Ich weiß es, daß Sie nicht ſterben; daß Sie geneſen; daß Sie mich noch lange mit Ihrem Edelmuthe peinigen können. Ich ahne ein allzuprächtiges Geſchenk von Ihnen; doch ich will mich geduldig beſchenken laſſen, wenn Sie mir verſprechen, mich dieſen Frühling, — vielleicht in Reinhardsbrunn, — zu beſuchen? Ihr

Emil.

N. S.

Ihre Beilage gebe ich auf's Gerathewohl der erſten beſten Sidonie. — Die beſte meiner Freundinnen iſt ſie allerdings, wenn auch nicht die erſte. Daß dieſe Erſte Beſte weit beſſer verſteht, Bücher zu leſen, als zu recenſiren, das kann ich beiläufig noch verſichern.

3.

Mann meines Herzens! Könnte ich Sie doch ſo lieben, daß nichts Sie von dem Leben trennen könnte, als der ſpäteſte, ſanfteſte Kuß vom Todesengel; oder allenfalls ein zu frühes Sterben des Treuſten Ihrer Freunde! Ach, warum mußte ich Sie ſo ſpät erkennen, oder ſo früh? Doch welche unnütze Klagen! Iſt denn

nicht die letzte Stunde hier die erste dort? Ist Wiedersehn etwas anders, als der Beginn eines neuen Lebens!

Vielleicht sind Ihre Schmerzen im Wachsen; aber die Kraft, — so oft stärker als der Schmerz! — wird siegen. Die langen, scharfen Zackenblitze des Schmerzes werden sich nach und nach in das milde Wetterkühlen verlieren, das dem gesunden heitern Tag vorausgeht. Künftiges Jahr, wenn Ihre ungezogenen Jungen rumoren und auf die Nase fallen, und Zetermordjo darüber schreien, werden Sie fröhlich lachen und fragen: „giebt's denn noch Schmerzen auf dieser lustigen Welt?" Dann werden Sie alles Böse vergessen haben, aber das Gute nicht; und die Guten auch nicht — Sidonien und mich!

4.

Den 16. Jul. 1810.

Sehn Sie, alter Ernst! so sind Sie geliebt von Sidonien! In bangen Sorgen schwebt die Engelgute über Ihrem Krankenbette, und weht mit sträubendem Fittig Friede und Kühlung in Ihre Fiebergluth, armer siechender Freund! — Sie bebt, sie fürchtet jedes Weh, was Sie betreffen könnte, und möchte Sie mit ihren Engelsschwingen decken, und wünschte Sie in erquicken-

den Schlummer einzulullen, um Sie mit ſchweſterlichen Liebkoſungen neugeſtärkt und friſch belebt wieder aufwekken zu können. Gewiß, auch ich liebe Sie, Freund! aber doch ſo nicht, wie Sidonie; nicht ſo mild, ſo jungfräulich! Ich möchte Ihnen immer beweiſen können, daß Sie nicht leiden, und daß Sie nach mir ſterben werden. Ich umrauſche wie eine gefiederte Mutter, mit Rieſenſchwingen Ihr hohes Dornenneſt, kranker Aar! Ich möchte Sie zwingen, Ihre Kräfte zu erproben; ich ſchmolle, klage, zürne, wenn Ihre Geneſung nicht ſo ſchnell vorwärts ſchreitet, als mein hoffender Flug aufwärts. Ja! Sie machen mich oft recht ungeduldig! Und ich möchte Sie aus dem Faulbette hinausbeißen, wie eine Adlermutter ihr träges Junges; herunter von dem hohen dürren Fels in den reinen, freien Aether. Meine Furcht iſt Zorn über das Uebel, das Sie trifft; Sidoniens Furcht iſt Klage und Gebet.

Nehmen Sie ſo, lieber Wagner, — aber ja nicht wie böſe Ahnung! — beiliegenden Brief. *)

5.

Mein Lieber! Sagen Sie mir doch, wie ſoll ich Ihr Schweigen deuten? Darf ich wohl dießmal meiner

*) Er findet ſich nicht. A. d. H.

Ahnung trauen? Darf ich ein Geschenk, ein holdes frohes Wort erwarten? Sprechen Sie doch! Unterbrechen Sie das lange Schweigen, das weher thut, denn aller Zorn! — Oder leiden Sie etwa mehr, wie sonst? — Ich begnüge mich, — ich, die ungeschickteste aller Hände! — mit fremden Schriftzügen, wenn Sie mir nur Ihr Wohlwollen ausdrücken. Habe ich Sie vielleicht aus einem schönen Traum zur Unzeit geweckt! — *) Ich bin so unruhig, als ob ich strafbar wäre; — oder als ob Sie es wären. Habe ich Ihnen ein idealisches Glück geraubt, so strafen Sie mich dafür! Ich fühle mich großmüthig und gerecht genug, Ihren treuen festen Zorn zu loben, und meine unpolitische Freimüthigkeit zurück zu nehmen. Wenn Sie, wie ich hoffe, bald genesen; wenn Sie, wie ich wünsche, dann ein neues Leben beginnen, so werden Sie klar sehn, und rein fühlen, was ich klar sah, und aus reinem Wohlwollen zu sagen wagte.

---

*) Ein sarkastisches Urtheil über irgend eine, Wagnern sehr liebe, Persönlichkeit mag wohl einen kleinen freundschaftlichen Zwist veranlaßt haben. — Obgleich Alle hier Betheiligte dem Erdenleben und seinen Mängeln entrückt sind, so schien es doch rathsamer, einige vertrauliche Briefe theils wegzulassen, theils abzukürzen.

A. d. H.

Harren Sie nicht, mir Ihr neues Werk zu ſchicken!

N. S. (von eigner Hand.)

Schicken Sie mir auch das gerühmte Tiſchchen Ihres Kunſtſchreiners. Nur darf es nicht zu wackelig und krackelig ſeyn!

Noch Eins! Da Ihr Buch erſt künſt. M. erſcheint, ſo zieren Sie es doch mit einem hübſchen Titelkupfer und Schlußvignette. Beides will ich beſorgen; doch müſſen Sie es deutlich beſchreiben. Auch das Titelblatt muß elegant ſeyn; denn ich bin's ſelber, und will daher auch nur elegante Geſchenke haben.

6.

Ach! allzugütiger oder allzuſtrenger Freund! (denn bei Frauen, Königen und Dichtern miſcht ſich Beides oft!) Warum berühren Sie ſo kräftig die Schmerzens-Antennen meines tiefſten Innern? — Iſt's Lob, und bin ich wirklich ſo zart, ſo madonnenartig: ſo muß ich ja nur ein rückſichtsloſes Beleuchten und Enthüllen fürchten. Iſt es aber Tadel: wie mich beſſern, ohne Härte und Kraft — was mir Beides oft fehlt! — Dachte ich mir doch Sie viel weicher, zarter und milder, als mich mit meinen Nachtigallſchwingen und Mull-Mull-Schleiern. (Denn alle Seelen ſind weiblichen Geſchlechts.)

Gott! So hab ich Ihnen denn weh gethan — weh! und Sie gekränkt, indem ich das freie Haupt eifernd über Jemand erhob, den Sie lieben! Weiche Blumen und harte Perlen habe ich nach ihm geworfen: aber ich dachte, Sie nektarsuchende Biene würden nur die Blumen sehn.

Nehmen Sie hier meine Hand! und nehmen Sie die feuchte Wärme darauf nicht für das Blut des verletzten Stolzes; auch nicht für den Thränenfistelsaft der Heuchelei, — sondern für den milden Thau, der morgen auftagenden Besserung. Denn ich bin ja ein Flammen- und Traum-, ein Blumen- und Harmonieen-Monat, und heiße auch August, — und liebe auch einen Ernst, — aber einen ganz andern, als * — . .

Doch genug und übergenug von mir! Lassen Sie uns zu Isidoren kommen! Der Name ist sehr spanisch; aber ein Hofroman wäre eben, was ich möchte. Doch, — erzürnen Sie nicht über diese Frage! — sind Sie auch im Stande, diesen glatten Musiv-Boden ohne Wanken zu betreten? —

Gern sah' ich mein Bild in Ihrem Spiegel; aber ein sich oft widersprechendes, räthselhaftes, inkonsequentes Wesen, wie ich, kann man schwerlich auf den 17 Facetten dieses Zauberdiamantes treu abspiegeln lassen.

Könnte man nicht an Isidorens Hof aus Ihrem

andern Buche*) das liebe E. in „Ernſt's alphabetiſchen Auszügen aus einem ungeſchriebenen Buche“ leſen?

Nur nicht aus einem „hiſtoriſchen ABC!“ Bitte! — Das iſt ſo widerſprechend! Und der „vierzigjährige Henneberger“ — wie unintereſſant! Auf Ehre! Sie ſind wie Jean Paul! Der macht auch ſeinen meiſten Büchern Titel — zum Herausreißen! Warum wollt Ihr denn Euern Antinous-Köpfen frazenhafte Haarbeutel anhängen? Um Gotteswillen! Was echt humoriſtiſch, echt witzig iſt, das braucht ja keine Schellenkappe und Narrenjacke!

„Alphabetiſch“ kommt mir auch ſo pedantiſch vor. Und laſſen Sie mir nur den „ABC Schütz“ weg! den kann ich vollends gar nicht leiden! — Oder wie wär's, wenn Sie das Büchlein betitelten:

„Tonleiter eines vierzigjährigen hennebergiſchen, Sachſen-Coburg-Meining'ſchen, durch Gottes Gnade bald wieder geneſenden, ſekretariſchen, diplomatiſchen Titular-Rath!“

Es iſt leider Gottes! wahr, daß Sie ein altes Kind ſind! Aber darüber ſollten Sie roth werden und

*) „Hiſtoriſches ABC eines vierzigjährigen henneberger Zibetſchützen.“

ſich ſchämen, was Sie, — noch einmal leider Gottes! — nicht thun.

Mein neuſtes Buch wird tout bonnement betitelt: „Fährenauer Briefe ohne Antwort;“ — und da ſoll ein Ernſt, und eine Engelmunde, vielleicht auch eine Iſidore, — alle drei wahre Himmelsblüthen, — neben einem gewiſſen Emil prangen. Beſonders freu' ich mich auf die Engelmunde; eine echte Theomyrrha!

7.

Wie! Sie wagen es, an Sidoniens Exiſtenz zu zweifeln, und halten die Treffliche wohl gar für ſo ein nachgemachtes Ding aus meiner Phantaſmen-Fabrik?*) Sie wiſſen alſo wirklich noch nicht, daß ſie leibhaftig in *—* wohnt? — geizig freilich, ich darf ſagen neidiſch auf ihre innern Schätze. Sollte ſie auch gerade nicht

*) Bei beiden genialen Korreſpondenten blieben, trotz den tödtlichen Leiden des Einen und dem tiefen Mitleiden des Andern, dennoch Scherz und Laune in vollen Rechten, ſo daß ſie dieſen geiſtreichen Briefen, (die oft im Grunde weit ernſter ſind, als ſie ausſehen,) eine ganz eigenthümliche Würze beimiſchen. Im Obigen wird ein komiſcher Verdacht launig bekämpft. Wagner, der wohl

ſchön ſeyn, ſo iſt ſie doch freimüthig und ſchalkhaft, klug und konſequent gegen die Schlimmen; räthſelhaft und auf der Hut gegen die Dummen; ungeduldig gegen die Indiskreten; einfältig und flach gegen gewöhnliche Männer: aber Sidonie iſt, was ſie iſt, gegen die Guten; gegen Männer, wie Sie, holder Mann! Ihr gegenwärtiges Unſichtbar-Bleiben macht mich freilich noch weit ungeduldiger, als Sie mein unbeſcheidenes Fürſprechen machen konnte; doch ahne ich in dieſem ungewohnten Verſtummen der Schweſter nichts, als ein wohlwollendes Inſich-Zurückziehen. Gewiß! nach der langen Stille erklingen deſto vollere Philomelen. Ganz gewiß, lieber Ernſt, wird ſich die Herrliche doppelt herrlich Ihnen entſchleiern! Zuerſt verſchlingen ſich die bis jetzt vergitterten, eiſernen N. N. (ſie ſind ja durch ganz Europa in Mode!) in das weichere, kaum mehr zu trennende Blumengewinde Sidonia. Sie werden durch ſchwarze Wimpern in dunkelblaue Augen blicken; dunkle

---

wußte, wie ſein fürſtlicher Freund oft unbedingt unter dem muthwilligen Zepter des Phantaſus ſtehe, glaubte ſich nämlich in Hinſicht auf die pſeudonyme Sidonie geſoppt, und beſchuldigte ſeinen Korreſpondenten vermuthlich geradezu: er habe ihm ein S für ein H gemacht und mit doppelter Kreide geſchrieben. — Er irrte aber!

Anm. d. Herausg.

Reſentiven werden Ihnen entgegen lächeln; ein voller, von krauſen ſchwarzen Locken umringelter Nacken wird ſich ein wenig vor Ihnen beugen; kleine Lilienfinger, die verbin das Geflechte rankender Winden zwiſchen ſich und Ihnen ſchimmend ausbreiteten, werden ſich zwiſchen

Sylphidien, Idianen, Domidien, Oniriſten, Narziſſen, Jasmineiden und Amaranthen

von Ihrem warmen, linden Fingerdruck überraſchen laſſen; ja Sie werden ſehen, daß die nun geſprächige, trauliche, geiſtreiche Schweſter . . . ich meine, Sie werden durch das Sehen einſehen, daß, ſo bald Sidonie wo hineinſieht, ſie auch ſelbſt bald darin iſt. Bitte! fangen Sie einſtweilen Ihr Herz ein Bischen zu ſäubern und zu fegen an! Die Bären-Natur von * — muß in die Kammer, wo Sie die Landcharten confiscirter Länder, die einzelnen Handſchuhe, die Raufdegen, Invitations-Zettel, Federbüſche, lederne Hoſen nebſt den übrigen Reliquien, aus der burſchikoſen Zeit aufbewahren. Sidonie hat eine feine Naſe, und eine ganz andere Idee von Weiblichkeit, wie Sie, unverwöhnter Achtels-Franzos! Denn ich merke es wohl, Sie haben viel zu wenig Burgunder in Ihrem Keller. Apropos! Was halten Sie denn vom Duc de Champagne und vom Prince d'Orange? Mich dünkt, Beides wären Männer für Sie? Befragen Sie doch Ihren Arzt, dann liefre ich Ihnen echten rothen Champagner und reinen Syrup d'orgeat

à la fleur d'orange. Doch zuvor muß ich die ärztliche Unterſchrift ſehen, ſonſt kriegen Sie keinen Tropfen von meinem Nektar! *) — Fragen Sie doch zugleich Ihren Aeskulap, ob er Ihnen noch nie hat laſſen Pulver miſchen, wo sepia und magnesia zu Beſtandtheilen dient? Ich fange ſelbſt an zu manſchen aus Ungeduld; denn bei Ihrem ewigen Geſundwerden iſt mirs immer, als wenn Sie krank blieben; und ſo ein verſt— Zuſtand ſchickt ſich nicht für einen Romantiker, am wenigſten für einen ſo herzigen Herzens-Kumpan! Mir iſt es mit den Freunden zu Muthe, wie manchen Damen mit den ihrigen, welche am Ende immer einen geſunden Bengel einem werdenden Engel vorziehen.

Sorgen Sie dafür, daß Iſidore ihren Emil recht ſidoniſch liebt; ſo recht abſichtslos, ohne Vernunft und Dankbarkeit; ohne Gränzen und Grund! Und gebildet müſſen ſie ſeyn am Hofe, wie die bewußte ſchlanke Schöne am Baum der Erkenntniß, und intereſſant, wie gebeſſerte diablotins, und innerlich ſtolz, wie ausgepfiffene Theaterdichter. Auch kokett, quantum satis, aber bei alle dem decent; und die Nebenperſonen müſſen gutmüthig ſeyn, wie Sie, brav wie Sidonie, launig und lau-

*) Es erfolgte in der That bald eine reiche Spende für des Dichters ziemlich Wein-armen Keller.

A. d. Hgb.

nenreich, wie ich; nur etwas geſchmackvoller und gebrauchlicher! — Nun, Sie werden es alles ganz hübſch einzurichten wiſſen! j'ai l'honneur d'être votre très peu bon, bon ami

E.

N. S.

Ich, ein Kronen- und Zepterträger der erſten Potenz, (ich ſpreche in dieſem Augenblick nicht als Algebraiſt, ſondern als Aſtronom,) blicke mich noch einmal um, und ergreife den von Auroren getragenen Triumphwagen meines Wagner bei der Deichſel, um ihm noch zuzurufen, daß ich Freund Jean Paul bei den Haaren ſeit ungefähr acht Tagen halte! Denken Sie ſich, wie er Ihr Gemälde von mir wird wohlgetroffen finden! Vermuthlich macht er nun bald einen Gegenhof; darum eilen Sie um Gotteswillen mit dem Ihrigen, — und ſey es auch à mes dépens, — damit Sie die Leſer und die Lacher auf Ihre Seite bekommen. Ich gebe mich mit wohlwollender Unbefangenheit gerne Ihnen preis, denn ich weiß nur zu gut, wie fromm und edel Sie ſind, und wie ſehr im Stande, auch das Unvollkommne zu verſchönen. Eben dieſes Wiſſen, eben dieſes Trauen giebt mir den Muth und das Recht, mit Ihnen unbefangen und rückſichtelos alles dem Papiere anzuvertrauen, was mir eben in den phantaſtiſchen Sinn, in das ſchalkhafte Herz kommt. Dürfte ich denn ſonſt Ihren Un-

wissen und Ihr Schmeicheln so gutmüthig aufnehmen, und dürfte die heilige Chiffer der Freundschaft meine wunderlichen Briefe besiegeln!

8.

Wir, — Sidonie und ich, — sind ein gleichgestimmtes und leicht verstimmtes Geschwisterpaar; oft vorurtheilend und verurtheilend, und daher auch oft verurtheilt.

Kluger, Feiner! Ihr glatter Brief ist ein Spiegel; Ihre Beichte wird unser Sündenregister. Wir waren leichtsinnig, indelikat, undankbar, und wer weiß was alles, indem wir uns etwas gegen *—* herausnahmen. *) — Ich las nicht Sidoniens Briefe, sie las nicht die meinigen; und doch bin ich versichert, wir fühlen mit Einem Herzen, sprechen mit Einer Sprache. Wenn Sie Ursache haben, sich über meine mildere, rei-

*) Auch hier wird der Leser leicht bemerken, daß einige Briefe zurückgelegt werden mußten, indem wir es uns zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht haben, Urtheile über Personen nur mit der äußersten Behutsamkeit mitzutheilen, besonders wenn sie das größere Publikum ohnehin nicht interessiren, wie es hier der Fall war.

A. d. Hgb.

nere, geiſtigere, klügere, beſſre Ich in zu beklagen, ſo ſchreiben Sie ihr; ſie wird lächeln und drohen! Sparen Sie Ihren Witz, Ihren Stolz, Ihren Zorn, Ihre Würde, ach! und gar Ihre Demuth, — die einem Manne, wie Sie ſind, ſchlecht ſteht. Sidonie hat außer ihrem Rechte, ihrer Unſchuld, ihrer beſtimmten Würde, ihrer ſtillen Macht, Waffen, die Sie noch nicht kennen! — Hübſch mild, hübſch artig, hübſch beſcheiden! und Sie werden ſehn, daß es ſich gut mit Sidonien ſeon läßt. Da meine Freundin nicht die Koalitionen liebt und lieber allein beichtet, ſo benehmen Sie ſich nun mit ihr ſelbſt; und mir erlauben Sie, daß ich unterdeß von ferne ſtehe, haltend einen Strauß von Stechnelken, Feuerlilien, Strohblumen und Schwindelveilchen.

Sie möchten mich ſo gerne in das enge, ängſtliche, peinliche, rückſichtsvolle häusliche Leben hineinziehen! Wie ein Polyp ſtrecken Sie Ihre tauſendfaſerigen Arme aus, an jedem derſelben lockende Familiengemälde, in Zucker kandirt: doch mir fallen die bürgerlichen Ehehälften männlicher Art in den Spiel- und Kaffeehäuſern ein, oder die noch ärmeren, welche gar nicht einmal hineingehen dürfen, und die Lockſpeiſe will mir dahr nicht munden. Für das gnädige Mitleid mit den Fürſten danke ich ſehr; da ich aber, Gott ſey Dank! kein Jean Paul'ſcher Fürſt bin, ſo nehme ich nur ſo viel davon, als jeder Menſch, auch der glücklichſte, von diſer

kraftloſen Prahlfrucht am Tugendbaume von nöthen hat, und reciprocire: mein magnanimer Freund! kommen Sie an mein Herz! Wie ſtolz wäre ich, wie beneidenswerth fühlte ich mich, könnte ich jeden Schmerz von dem Ihrigen bannen. O wären Sie geſund, und könnte ich dann mit Ihnen ſchwärmen, oder beten und ſingen, — ſelten einmal lachen! — Kommen Sie an meine Bruſt!

E.

9.

In Reinhardsbrunn.

Ich bin Ihnen näher, und darum auch der ſchönen Möglichkeit, Sie zu ſehen, zu ſprechen, armer, leidender und wehthuender Freund! Mein ſtilles heiliges Thal, der düſter-ſchattige Raum, die friſch-grünen Wieſen, die ſchillernden Seen, die duftenden, durchzwitſcherten Büſche, der ſtumme Abend, die Gräber der Ahnen, die undurchdringlichen Geheimniſſe der verödeten Zellen, — das alles könnte wohl einen Dichter reizen, — vielleicht begeiſtern! Hier in den lieben alten Zellen-Hauſe, hier an dem reinen heiligen Kryſtallborn, hänge ich mehr von meinem Willen ab, als in der lärmigen Stadt und am Hofe. Kommen Sie, wenn es Ihnen möglich iſt. Sterben Sie mir nur nicht! Ach, über den Grabeshügel herüber verſtummen alle Klänge. Einmal dort, dürfen

Sie uns nicht mehr mit neuen ſchönen Gedanken und lieblichen Bildern erfreuen. Hier haben Sie noch Rechte, Pflichten, Verdienſte, — benutzen Sie dieſelben als ein kluger Mann!

E.

N. S.

Dichten Sie, malen Sie, lieben Sie, da es noch Zeit iſt! Wahrlich! Ihr Herz, Ihr Geiſt ſind geſund! Faul dürfen Sie uns nun einmal nicht werden! — Warum ſchreiben Sie mir denn nicht! —

10.

Ihr langes Schweigen hat Ihr Gedächtniß ſo tief in Schlummer gewiegt, daß Sie wohl nicht mehr wiſſen, wer ich bin und wie ich mich gegen Sie ausſprach? Fürſtlich habe ich's freilich nicht gethan, — nehmen Sie das Wort wie Sie wollen; nicht einmal in meinen Geſchenken! — Wären Sie Jean Paul, o! wie anders würde ich ſcherzen! Apropos von dem: — Sie machen mich zum Fürſten, Er zum — . .; ich möchte Richtern nicht zu meinem Grazioso machen, ſo ſehr mich auch das letzte Ende, (Fibels Leben,) entzückte; denn — es fehlt ihm die Grazie! Haben Sie das fibel'ſche Leben ſchon geleſen? Ach! was iſt denn das für ein Spaß!

Seyn Sie gut und gerecht, und ſchicken Sie mir Ihren Hof. Ich will nimmermehr fürſtlich, ſondern am liebſten rein-menſchlich erſcheinen. Bald ſchreibe ich Ihnen mit, vielleicht durch, Sidonien, an der eben nichts göttlich iſt, als Gott in ihr!

11.

Sie lächeln? Ob aus Schalkheit über mich, ob aus Mitleid mit ſich, Freund! oder mit uns Beiden, —*) genug Sie lächeln, herb und mild zugleich; — mild, weil der überreizte Ingrimm verdampft; weil der Kampf zwiſchen Gefühl, Witz, Geſchmack, geſundem Menſchenverſtand, Rechtlichkeit, Mode, Nachahmungsſucht, Schalkheit und Langweile immer mit Selbſt-Annihilation endigt; oder mit einem Wort: weil der wahre Humor ſich zuletzt ſelbſt zerſtört; — herb, weil Sie nicht um ein Haar weiter mit Ihrem Stolze, Zorn und klugen Aufreizungen gekommen ſind, denn zuvor, Ernſt!

---

*) Herzog Auguſt's Briefe an E. Wagner ſind, als hätte er im 6. Briefe von ihnen geweiſſagt, „Briefe ohne Antwort.“ Da die Briefe Wagner's für uns verloren ſind, ſo müſſen nothwendig viele Stellen dunkel bleiben. Manche Briefe konnten aus demſelben Grunde gar nicht mitgetheilt werden. A. d. H.

Sie fühlten ſich mir doch nah und näher, Sie mögen wollen oder nicht! Aber nun will ich Sie gleichwohl um Vergebung bitten, daß Sie ſich nach mir gerichtet und geglaubt haben: man dürfe einem vornehmen Autor, ſo gut wie einem gemeinen Koch, geſtehen, daß man ſein Gericht nicht ſchmackhaft finde.

Werden Sie wieder gut! d. h. Machen Sie wieder ein gutes Werk, wie ſonſt! Aendern Sie Ihre Iſidore nach meinem Rathe; denn ich bin am Hofe erzogen, Sie nicht! Ich meine ja keine Hühner- und Meierhöfe; denn von den arkadiſchen ſpreche ich nur ſo obenhin und durcheinander, daß oft Mancher nicht weiß, ob ich von Schöpſen oder von Kammerherren rede.

Schreiben und ſeyn Sie wieder gut! Sie können ja beides ſo himmliſch! — Sidonie hat Ihr ſchriftliches Donnerwetter in Händen; aber nehmen Sie ſich in Acht! Steht die mir vollends bei, — dann gnade Ihnen Gott!

G.

12.

Alles, was von Ihnen kommt, Ernſt! iſt mir werth; ſelbſt die überſandten Pariſerinnen,*) die ich höflich dem Hofmarſchall zuſpedirt habe.

*) Wahrſcheinlich eine reiſende Harfeniſtin nebſt ihrer Mutter, welche vorher am Wohnorte des Dichters ihre Virtuoſität bewieſen hatten.

Großer Gott, wie können Sie ſchmeicheln, ſchlimmer Mann! Die zuckerſüßen Schaumwogen überſchwemmen mich und meine gute Stadt, in der nichts roſenfarb iſt, als, ach! noch einige ſpätblühende Roſen und vermuthlich gar manche Blüthe, die ich nicht kenne, und niemals zu ſehn bekomme. Da mein Herz zu nahe bei meinen Ohren iſt, ſo wage ich mich nicht gern in unſre plauderluſtigen Papagei-Concertſäle.

Sagen Sie ſich: „heute kommt Sidonie und ihr Oehm zu meinem

Emil.“

13.

Ein beglücktes Herz, ein frohes Gemüth, wenn es zart, nicht allzu egoiſtiſch iſt, — ob aus Eitelkeit, ob aus Großmuth, ob aus beſcheidener Furcht vor dem Alleinbeſitz der höchſten Wonne; Gott weiß aus welchem Grunde! — genug, ein freudeklopfendes Herz wendet ſich gern nach der Quelle ſeiner letzten Thränen, um ſich an das flüchtige Glück des unbeſtändigen Lebens zu erinnern. So komm' ich zu Ihnen, leidender Freund! denn ich bin ſehr beglückt! Ich ſehe, ich koſe, ich bin täglich mit ihr, die Sie, ich weiß nicht warum, bei aller geſchwiſterlichen Aehnlichkeit mit mir, eine Göttliche nennen, — während Sie, böſer Wagner, aus

mir eine Doppel-Karrikatur machen; eine Art von Centaur aus der Autor- und Regentennatur; — vielmehr aus Beider Unnatur! Ohne die milde Fürſprache, den gutmüthigen Eifer, den unnachahmlichen Witz meiner Gleichherzigen, würde ich vielleicht jetzt hart mit Großmuth, mit kalter Unbefangenheit prahlen, wo ich ſchweigen, ſcherzen, wo ich ſeufzen, gnädig mich verbeugen, wo ich mich liebevoll und um Wohlwollen flehend an die kranke Männerbruſt werfen muß.

Lächeln Sie nicht, mein Ernſt! über dieſen Schwindel bei dem blendenden, ungewohnten Glanze meines gegenwärtigen Himmels; haben Sie Mitleid, wenn mein zaghaftes Herz eben ſo beim Gedanken des Uebermaßes, als der Kürze dieſer Freundſchaftswonne bebet! Ach, wären Sie doch bei uns! — Dieſes fruchtloſe Sehnen, dieſer tief hereinfallende Schatten in all dieſen Glanz, läßt mich empfinden, daß mein Glück ein menſchliches ſey, und daß ich immer noch zu hoffen und zu wünſchen übrig habe. Doch Wunſch und Hoffnung vereinigen ſich, mir den ſchönſten, wohlduftendſten Paſſioniden-Strauß an die Bruſt zu heften, denn meine * — lebt nicht allein in oder mit oder neben mir, ſondern hoffentlich bald auch in, neben, mit und für meinen Wagner, der mir ſo unausſprechlich werth, und ſo unentbehrlich iſt, weil mir kein Menſch, zumal kein Mann, — durch ſeine Superiorität ſo ſehr weh und ſo ſehr wohl

gethan hat, als eben dieſer — mehr „Fauſt“ als „Wagner“!

Hier des Bruders dreimal wiederholter Handſchlag; und hoffentlich Schweſter Sidoniens Alles verdunkelnde, Alles entbehrlich machende, Zauber- und Troſtworte!

(Zuſatz von Sidoniens Hand.)

Troſtworte, mein guter Wagner, bedürfen Sie nicht; — gewiß nicht nach einem ſolchen freundlich lieblichen Zuruf! — Auch keine Anmahnung, das originellſte Weſen zu lieben, was wohl noch je die Erde auf ihrem platten Rücken trug! Ich ſelbſt weiß nur zu gut, daß Niemand aus dieſem Zauberkreiſe entſchlüpfen kann, den unſer Geiſterfürſt ſo magiſch zu ziehen verſteht. Ich, Sie und Viele bleiben beſtrickt für immer; aber Sidonie freut ſich Ihrer Nähe, ſo wie ihrer eignen Bande, und mußte Ihnen das ſagen, um nicht von Ihnen vergeſſen zu werden.

14.

Zufrieden, glücklich, ſelig, himmliſch verklärt, mein Wagner, iſt Ihr dankender Freund, wenn ſo ſchön, ſo reich, ſo ganz wieder einmal Sie, mit Licht der Liebe, mit Wohllaut der Wahrheit, zu dem oft Vergeſſenen, bisweilen Verkannten, manchmal Geſchmeichelten, einigemal Geſcholtenen — ſprechen, wie Sie eben mit ihm

ſprachen. Ja, die aus dem Tiefſten erregte Wonne, die ſüßeſten Zähren, benetzten Ihnen Augen, Mund und Hände, könnte man Küſſe und Thränen verſenden, wie Briefe. Ich weiß nicht genau, wie mir eigentlich zu Muthe iſt; aber Alles freut, bewegt, tröſtet und berauſcht mich; mir iſt es immer, als hätt' ich nur Worte für die Freude, für den Dank. Schwebte ich über tauſend Sonnen und Himmeln in dem Licht- und Wonnemeer der Verklärung, und ſchillerte tief unter mir der melodiſch wogende See aus ſeligen Seelen engelähnlicher Menſchen, ſo tauchte ich mein Herz in den ſüßeſten Thränenkuß; ſendete es, längſt treuer Blicke, hinab zur kleinen, ſchmuzigen Erde, zum langen zarten lichten, linden Strahle geſponnen, und dränge ſo, Thronen und mich vergeſſend, in das kranke Herz meines Ernſt, und brächte ihm alles, was ihm fehlt, oder zöge ihn vollends zu mir herauf; oder blieb drunten bei ihm, und verkoſ'te und verſänge ihm ſein Weh. Bitten Sie nur, was ich bringen ſoll; ob ich holen, oder ob ich bleiben ſoll, — ich, ein armes, halb fliegendes, halb kriechendes Würmlein, wie Sie, — wie wir Alle!

* * *

Nun ſitz' ich wieder bei Ihnen, Sidonie auf der andern Seite; die Tochter, mit ſanftem Blick, vor mir, und zwei ſchöne Knaben der Mutter. Den älteren

ſchlankeren, der ſich an meine Seite ſchmiegt, lehre ich Engel malen, und Morgenroth und Mondenſchein, Nebelſchillernde Thäler; *) der andre neckt mich, und ich küſſe ihm die neue Lebensgluth auf die friſchen Korallenlippen, und lehre ihn Rieſen-Eichen, und Waſſerfälle, und Heerden von wilden Roſſen, und himmelanſtrebende Schweizer-Gletſcher bilden; dem zur linken Hand winde ich einen Sternenkranz; dem kräftigen Knaben zur Rechten tauche ich den Pinſel in Hipogryphen-Blut und Kometen-Glanz, und erzähl' ihm was von Ruysdal und Michel Angelo, während Sidonie lächelt und pflegt.

Sie ſehen, wie ſehr ich daheim bin; und dennoch weiß ich nicht, warum Sie die arme Iſidore verſtümmelt ſchelten, und warum Sie glauben, daß ich — n nicht mehr liebe? Ich geſtehe es mit Erröthen, daß ſie mir nicht mehr ganz deutlich vor den Augen glänzt, wie ſonſt; aber dafür will ich ſorgen; ich will mir ihr Bild bald wieder auflichten.

Noch über Eins bin ich, aber nur ein klein wenig, böſe: warum haben Sie mir denn den Brief für Sidonien verſchloſſen zugeſchickt! — Ihr Män-

*) Herzog Auguſt war Meiſter im Entwerfen und Ausführen, beſonders landſchaftlicher Gegenſtände, durch flüchtige Federzeichnung.

A. d. H.

ner wollt doch immer mit den Frauen verborgene Dinge haben!

Der alte, immer jung liebende
Emil.

(Von Sidonien.)

Ich schreibe Ihnen heute, mein guter Wagner bloß, daß ich nicht Zeit habe, Ihnen mehr zu schreiben. Lassen Sie unsern herrlichen Freund immer dabei, daß er richtig ahne; — da wir in der That ein kleines Geheimniß für ihn haben; wie es denn auch in dieser Zeit ganz zeitgemäß ist!

15.

Die Ungeduld, — (sagt die strenge sich roth Unterschreibende *), —) diese quälende Hyperſthenie des Gemüthes sey das Fieber des hungernden Egoismus, und glaubt sich damit ein recht Jean Paul'sches air zu geben. Ich weiß nun nicht, guter Ernst, ob mein Egoismus hungert, oder ob mein Gemüth das Fieber hat: genug ich vergehe vor Ungeduld, bis ich endlich die vollendete

*) Abermals eine nicht mehr zu enträthselnde Anspielung, wie's ihrer so manche in diesen „Briefen ohne Antwort" giebt!

A. d. Hgb.

Iſidora erhalte; — an der hoffentlich nichts Jean Pauliſch ſeyn wird, außer dem, was an Jean Paul ſelbſt echt jeanpauliſch iſt, — das Herz! — Sidonie will mir das Buch vorleſen; beneiden Sie mich nicht, alter Freund? —

Hier ſchicke ich Ihnen ein Gedicht, ein liebliches Gemmenräthſel von einem wunderſchönen Talisman begleitet; prächtig und reich an Gold, von vielfarbigen Schmelz-Blümchen kraus überrankt; diademförmig, — in der Mitte ein Opal, rechts ein Hyacinth, links ein Türkis: — das iſt der Zauberring, den ich von drei Schweſtern zu meinem Wiegenfeſte erhielt. Errathen Sie das Räthſel und die Geberinnen? *)

Sie ſehen, wie ſchön ich beſchenkt wurde, böſer Mann! und nur Sie ſchenken mir nichts? Nicht einmal das Vergnügen, das ich mit Deutſchland theile: Sie zu bewundern, und mich an dem Feenzauber Ihrer Phantaſie zu ergötzen?

Dennoch liebt Keiner Sie, wie

Emil!

---

*) Das Gedicht, welches wir in der Beilage mittheilen, war ohne Zweifel von Wagnern ſelbſt. So klärt ſich denn auch das „kleine Geheimniß" auf, von dem Sidonie am Schluſſe des vorigen Briefes andeutend ſpricht.

A. d. Hgb.

Beilage.

Ein Talisman.

An Se. Durchlaucht Emil Leopold August,
Herzog von Sachsen-Gotha.

Tief verborgen in dem Schoos der Erde
Bildet köstlich sich der Edelstein,
Daß durch Kunst er noch veredelt werde,
Schmuck der Schönheit und des Throns zu seyn:
Doch für's Herz zum Kleinod und Gewinn
Giebt ihm Liebe einen zartern Sinn.

* * *

Gleich der Blume, hat er Sprach' und Zeichen; —
So gestaltete ein Talisman
Sich in Steinen, welche nie verbleichen;
Wunderthätigkeit schloß ihm sich an.
Deutungsvoll eint sich in heil'ger Zahl
Hyacinth und Türkis und Oval.

* * *

Prüfen ſoll der Talisman die Herzen,
Schützen vor des Glückes Wankelmuth;
Freuden würzen, mildern herbe Schmerzen,
Schön erfriſchen geiſt'ge Lebensgluth,
Und ins Land der holden Phantaſieen
Magiſch den Erwählten nach ſich ziehen.

* * *

Nur allein kann dieſe Kraft erproben,
Der, den jedes Herz voll Treue liebt;
Dem ein Lichtſtrahl, ausgeſandt von oben,
Klarheit, Scharfſinn, Huld und Liebreiz giebt;
Der, vom Genius mit Macht erregt,
Zauberblumen für die Freunde pflegt.

* * *

Du Erhabner! deſſen holde Blicke
Hier auf dieſem Talismane ruhn, —
Wär' ihm doch vergönnt, zu Deinem Glücke
Eine Freuden-Blüthe hin zu thun!
Fürſt, — durch Kron' und Dichter[illegible] verklärt, —
Prüf' ihn Du! Du findeſt ihn [illegible]t.

16.

Süß und himmliſch drang im lieblichſten Traum der vergangenen Nacht die Ahnung mit ihrem ſchönſten Zauber in mein Herz; ſie reichte mir den Smaragd-Becher, von zarten Cypreſſenzweigen umkränzt, durch Thränen lächelnd hin. Könnten Sie mir doch mein wunderbares Traumbild deuten! War's ein Engel, den ich ſah! Ich fühle noch die, mich mit ſüßem Schauder übergießende Nähe der himmliſchen Geſtalt; ich höre ſie noch rauſchen, die wunderbaren Rieſenſchwingen, hoch und prächtig hinaufgekrümmt! Einmal ſauſte das goldſtrahlende Gefieder, wie nahendes Gewitter. Könnt' ich ſie doch malen, wie ſie ſchwebte auf Kataraften von Licht in göttlicher Vollendung der Schönheit! Das Gewand war ſiebenmal umſäumt, wie aus Demant und Opal, Perlen-Thauglanz und Sternen-Gold gewebt. — Immer näher, immer entzückender erblickt' ich ſie, und konnte doch den Smaragdnen Becher nicht ergreifen! — Als ich erwachte, fühlte ich mein Inneres rein und geläutert, wie ein erwachendes Kind, und fühlte mich noch von des Himmels Blüthendüften berauſcht, und die Himmelsklänge, — ohne jeden Mißklang der Erdenmuſik, — tönen jetzt noch, wie ein fernes Echo zerfließend, fort. — Ich umarme Sie in Hoffnung und Treue und ewig junger Liebe!

N. S.

Trübe ſchwere Pflicht führt Sidonien, als Troſt-

und Mitleids-Engel zu der unglücklichen Wittwe *—. Ich fühle, daß ich kein Recht zu klagen habe über dieſe, mich ſchwer drückende, Trennung. Wäre Sidonie nicht leidend, ſo gäbe ſie ſelbſt einige Worte des reinſten Wohlwollens für den trauten Freund.

Umarmen Sie Ihre Kinder! Küſſen Sie den Aelteſten ſegnend auf die Stirne; den Jüngſten liebkoſend auf den Mund. Wenn ich Sie künftiges Jahr von Liebenſtein aus beſuche, ſo werde auch ich ſie an Ihrem Herzen an das meinige drücken. *)

17.

D. 30. Dec. 1811.

So hat ſich denn einmal wieder mein guter Genius zu mir gewandt! Sinnentäuſchungen, Herzenstrug waren alſo nicht dieſes nächtliche Nahen des Traum-Engels! Ich kann ſie deuten, die bitter-ſüßen Zähren, das herbe, und doch wieder milde, Lächeln — auch ich habe bitter geweint, herb gelächelt, und die Schmerzensſchale habe ich, wachend noch, langſam gekoſtet. Möcht' ich doch auch jedes Weh aus des Freundes Wunden mit herausgeſogen haben! — Leer iſt ſie nicht, die ſmaragdne Schale; — Hoffnung, Glaube, Liebe, das tröſtende

*) Ein ſchönes Verſprechen, das unerfüllt bleiben mußte; denn dieſer Brief wurde kaum zwei Monate vor Wagners Tod geſchrieben. A. d. Hgb.

Drei-Gestirn des Lebens, strahlet mir zu; und neue Liebe, mit neuer Sehnsucht, glüht in der genesenden Brust dem neugebornen Freunde entgegen; es wagt's der fast verzagte Mund dem Freunde ein heitres: „Lebe mir!“ zuzurufen.

So war es doch kein Traum! So habe ich mich denn nicht umsonst gegrämt, und umsonst gefreut, theurer Ernst! Nun bleiben Sie doch auch, nicht allein Ihrer Gattin, Ihren Kindern, Ihren Lieben, Ihrem Lande, Ihrer Zeit; sondern auch mir!

Nicht wahr, Ihr neues Leben soll weit schöner werden, als das alte, das Sie mit den Schmerzen und der tiefen Schwäche kräftig von sich schütteln? Ueber das Schöne, was Sie schaffen, über das Herrliche, was Sie dichten, werden Sie gern vergessen, was Sie geduldet, und was Andre für Sie gelitten haben! — Wird das nicht eine Rührung, ein Jubel seyn! — Sidonie und ich beteten und beten für Sie; und frohlocken jetzt, und opfern Gott Dank. Uns lächelt durch Ihr Bleiben ein neues Morgenroth an; und, der alten Zeit nicht mehr gedenkend, ahnen wir schon eine neue, wo wir getrost einen Namen aussprechen dürfen, der Ihnen einst ein peinliches Räthsel war. *) —

Bald ziehen wir, S. E. und J., um das Gene-

*) Auch diese Stelle bleibt ein unauflösliches Räthsel für die Leser, wie für den Herausgeber.

ſungsfeſt unſrer Cäcille zu feiern, in Hygiäa's Tempel. Sie werden gern glauben, daß an dieſem Tage freudiger Rührung der uns neu geſchenkte Freund nicht vergeſſen ſeyn wird! Und ſind auch gleich bacchiſches Getöſe und britiſche Toaſts von dieſem Feſte verbannt, ſo werden wir doch auf eine anſprechende Art uns auszuſprechen wiſſen. Auch zu Ihnen kämen wir gern, ſo es vergönnt wäre? Aber rufen Sie uns nicht, wenn wir nur irgend läſtig ſind. Sie können unmöglich zürnen, Ernſt! daß ich ſo gern träume. Lächelte mir nicht mein Ahnungs-Engel kurzen Schmerz und lange Freude in das unwiſſende Herz! Wenn wir nicht kommen ſollen, ſo nehmen Sie das Ende dieſes Briefes für den Anfang eines neuen frohen Traumes! Ihr

mit Ihnen neubelebter Freund
Emil.

18.

Am 31. Dec. 1811.

Mit bänglichen Erinnerungen unveränderter Freundſchaft, und von heitren Hoffnungen beſſerer Zukunft angelächelt, und von Sidoniens Theilnahme begleitet, die mit mir um Sie, mein Wagner, bebte, — mit mir für Ihre Geneſung betete; und die jetzt mit mir vom Wiederſehn phantaſirt, — trete ich zu Ihrem Lehnſtuhle; unſichtbar vermuthlich; denn Sie richten ſich nicht auf; Sie blicken ſich kaum um. Sonderbar! Sie ſtrecken die

Hand nach uns aus; anstatt aber uns brüderlich zu bewillkommen, spitzen Sie die Finger, als empfingen Sie einen Brief; ein freundliches Nicken, — ein Winken; und uns ist, als wünschten Sie, daß der Ueberbringer sich entferne. Sie machen die Geberde, als erbrächen Sie das Ueberbrachte, nachdem Sie lächelnd das Siegel und die Aufschrift besehen; — die Hast, die Freude, mit welcher Sie das Blatt zu ergreifen scheinen, durchdringt uns mit Dank, mit Rührung und mit einem gewissen eiteln Wohlbehagen, auf unsre Unsichtbarkeit bauend. Er glaubt zu lesen. Sieh! nun dreht er das Blatt, Sidonie! Er wendet sich nach dem Licht des Fensters. „Assurément, sagt die schalkhafte, assurément c'est un billet de belle des belles!" — und Sie drehen sich um, und scheinen mit Wohlwollen eine behagende Stelle von Neuem zu überlesen. Neugierig naht sich rechts die freundliche Begleiterin; links schmiege ich mich Ihnen näher und flüstre ein freundlich Wörtchen; und Sie rümpfen den Mund, als nähmen Sie den leisen Freundschaftskuß, das Siegel des Wohlwollens, für die unbescheidene Nähe einer, aus dem Winterschlafe erwachten Fliege. Ungeduldig rücken Sie die Mütze zurecht; — „undankbarer Mensch! können Sie denn nicht das leise Zuraunen der Geisterwelt und die Nähe der unsichtbaren Freundschaft von dem Summen und Krabbeln eines sechsbeinigen Stubengeschmeißes unterscheiden?" flüstre

ich Ihnen ziemlich ungnädig ins Ohr. Ach! Sehn Sie, Sidonie, wie er unzufrieden den Kopf ſchüttelt, die Augen reibt, nicht begreift, woher der Vorwurf kömmt, und worauf er zielt! Der Freund lächelt ſpöttiſch und verwundert; denn alles was wir fühlen, denken und reden, liebliche Freundin, tritt in leſerlichen Zügen aus dem erträumten Papiere hervor. Sidonie! Haben Sie etwas verſtanden von dem, was er murmelte? „Ich glaube, antwortet ſie mir noch leiſer, frohe Aeuſerungen ſind es über ſeine Geneſung, und theilnehmende Glückwünſche zum neuen Jahre. Freuen mag es ihn doch, unſern Wagner! denn ſeine Lippen lächeln jetzt, ſeine Augen blitzen freundlich unter den Wimpern hervor, und ſeine Wangen überfliegt die Röthe der Rührung. — Nur eine Sekunde Geduld! Deute ich ſeine Mimik recht, ſo iſt er bereits an der letzten Seite der langen Gratulation.“ — „Ei, warum Gratulation? frage ich die ſonſt ſo Klarſehende: eher mag's ein Liebesbrief ſeyn!“ — „Nun, da ſieht man, antwortete ſie, que vous n'êtes pas routiné! Ein Liebesbrief, gnädiger Herr, iſt nie ſo lang, und die Größe des Formats läßt auf eine männliche Schreib-Hand ſchlieſſen; — ſchon zweimal hat er das Blatt gewendet; aber von wem mag es ſeyn? Beim Leſen des Namens —... aber nein! Er legt den Brief hin!“

Mögen Sie doch, Freund, geleſen haben alles das,

was Sie ſich wünſchen, und was wir ſo innig Ihnen vom Himmel erbitten! Wir wollen nicht eiferſüchtig ſeyn. Gott ſegne Sie, Gott ſtärke Sie, Gott erhalte Sie noch lange Ihren Lieben und . Ihrem Emil.

Schicken Sie uns nun Iſidore bald. Wir wollen ſie aufnehmen, wie ſie iſt; nehmen, dulden und lieben Sie uns doch auch, wie wir ſind!

19.

Den 6ten Jenner 1812.

Mit unruhigem, nur unbeſtimmt hoffenden Gemüthe, — obgleich das was ich hoffe, Ihnen beſtimmt iſt, Freund; ich meine, Glück und Kraft, alte Lebensluſt und neues Wohlbehagen, — wende ich mich von Neuem zu Ihnen, um ein klares beruhigendes Wort zu bitten. Es muß von Ihnen kommen dieſes Wort, wenn auch nicht das ſchriftliche Zeichen; denn ſo unbeſcheiden bin ich wahrlich nicht, ſo ſehr Sie mich auch verzogen haben, und Andre mich noch verziehen! Ich weiß nur zu gut, wie mühſam es iſt, liegend zu ſchreiben, und mit verſchwollenen Händen in den ſchweren, ſchmerzenden Fingern den Gänſekiel zu wenden. Schreiben ſollen Sie nicht; nicht einmal unterſchreiben; nein! mich nur erfahren laſſen, wie es Ihnen geht! Dieſes Erfahren ſind Sie meiner Treue, meiner unbegränzten Zuneigung ſchuldig; und wer würde nicht gern die kleine Mühe

übernehmen; zumal Einer Ihrer besten Knaben. Weder die bange Ungewißheit, noch den Schatz von Hoffnungen, kann ich, mag ich, will ich länger mit mir herumtragen! Selbst durch Kränklichkeit gereizt, selbst durch Schmerzen leidend, bin ich zu schwach, den großen herrlichen, lautjubelnden Zukunftshimmel in dem kleinen engen Herzen länger zu verschließen. — Ein Wort von Ihnen giebt dieser strahlenden Traumwelt Wirklichkeit!

Nicht wahr, Wagner, Sie lassen mir schreiben? Sie schenken mir Trost? Ich will Sie auch gewiß niemals wieder ärgern; will Sie nicht mehr daran erinnern, daß ein argloses, sich selbst eine Welt schaffendes Gemüth die große in gewisser Beziehung nicht kennt, und also auch nicht treu zu malen versteht. Ich will's ja glauben, daß es Höfe geben könne, wie der Ihrer Isidore; ich will darin mit Ihnen leben, und Alles schön finden, denn ich kann wohl glauben, wenn es die Liebe verlangt, — alles finden, was die Liebe heischt, — loben, was die Liebe schuf: aber Sidonie, — die ist freilich stolzer, freier als ich, und sich treuer. Die findet die Dinge, — vorurtheilslos und arglos wie sie ist, — wie sie sind, nicht wie sie genommen seyn sollen. Sie hat schon viel von Isidoren erfahren, Gott weiß durch wen! „Sehr männlich soll die Fürstin seyn, und unerhört kokett in der Kunst, die eigentlich nur eine für „Männer seyn darf: in der Kunst, die ungewöhnlichsten

„Ausnahmen für Befragein anzunehmen.“ — Ich meines Theils freue mich auf Ihres Bräutigams; weniger auf Ihr Mährchen; mehr auf die Art, wie Sie es erzählen.

Geben Sie bald Trost, oder doch Gewißheit.

Anmerkung des Herausgebers.

In Wagners langwierigem, immer wachsenden Uebel gestaltete sich, wie bereits früher erzählt worden ist, am Schlusse des Jahres 1811 eine neue schwere Krankheit, von den Aerzten als rheumatisches Nervenfieber behandelt.

Der Kranke, den man vor jeder geistigen Anregung wahren sollte, erhielt den vorigen, und die drei folgenden Briefe des fürstlichen Freundes entweder gar nicht von seinen sorgsamen Pflegern, oder legte sie vielleicht selbst für freiere Momente uneröffnet zurück. So übergab sie mir sein Sohn. Erst jetzt, vier Jahre nach des Herzogs Tod, erbrach ich sie mit schwer zu schildernden Empfindungen.

Gewiß werden auch viele Leser, und vielleicht noch mehr Leserinnen, die letzten, gleichsam vom dunkeln Siegel des Grabes verschlossenen Briefe, — besonders auch die tragischen Schlußworte des Letzten, — nicht ohne milde Rührung aus der Hand legen!

20.

Den 14. Jenner 1812.

Wäre ich ſo humoriſtiſch, wie Sie, mein Freund, und würde unter meinem Mikroſkop des Witzes ſtumpf der Dorn des Schmerzes, — nüchtern der Rauſch der Phantaſie; — zur Karrikatur das Schöne, — der Schimmel aber zur Blüthenwelt, — das Gift zu glänzenden Diamanten, — kurz, eben Alles zu ſeinem Gegentheil: ſo fände ich in Ihrem Schweigen Liebe und tröſtende Zeichen der Geneſung. Aber, alter Freund! ich beſitze nicht die Kunſt, aus allen Begriffen und Vorſtellungen einen italieniſchen Salat zu machen, der nur Höllendurſt und Ueberreiz giebt, wie Jean Pauls gemüthloſe, mich krank kitzelnde Citate, und —.. doch wer A ſagt, muß B ſagen! Mit einem Worte: hätte ich mehr Kunſt und weniger Natur, ſo ſchickte ich Ihnen, nebſt beiliegender Karrikatur, eine witzige Kritik derſelben und des ſinnigen Feſtes, welches dieſelbe ſo abgeſchmackt darſtellt; *) aber mir fehlt der Witz, als Kunſt, und ich ſchicke Ihnen ein Feld, reich an Scherz und Entdeckungen. Vielleicht zwingt Sie das, zu ſchreiben und zu danken, und ſo bekomme ich eine Urſache mich zu freuen, und Sie eine Gelegenheit, Ihr bewundernswürdiges Talent an den Tag zu legen.

*) Eine mir völlig dunkle Anſpielung! Der Brief enthielt keine, ſie erklärende, Beilage. A. d. Hgb.

Hoffentlich werden Sie mich trösten, mir den Fortgang Ihrer Besserung schildern. Ich bedarf dieses Trostes, und viel Liebe; denn ich fühle mein armes Herz immer scheuer werden und an Glaube, Liebe und Hoffnung verarmen. Sie können so gut, so edel, so gemüthlich reden! O, stimmen Sie doch Flötentöne an; aber nicht das krause Geschmetter der humoristischen Dudelsackpfeife! Denn alles das schätze und verstehe ich nicht. Schreiben Sie mir, ach bald! ach recht tröstlich!

E.

21.

Den 24. Jenner 1812.

Ihnen, mein guter Ernst, mein alter treuer, redlicher Freund! Ihnen sey der erste Strauß freundlicher Herzensblüthen angeboten, dessen dornlose Ranken, doch glanz- und farblose Blätter von einem zarten bleichen Bande und dem Namen Emil zusammengehalten sind. Nehmen Sie hin die Vergißmeinnicht der Freundschaft, die Immortellen der Achtung, und die Oliven des Friedens! Es sagt der Strauß nichts als: „Vielgeliebter! in diesem Herzen, das Dir so treu ergeben ist, herrscht wieder die friedlichste Harmonie.“

Immer und immer muß ich mich Ihnen aufs Neue nahen, als ob Sie mich aufforderten, einladeten! Aber sich immer treu, immer der Nämliche, sind Sie es, Freund, der mir die Geduld, die Selbstverläugnung, die

Wankelloſigkeit einflößet; und Sie werden, ſind Sie gerecht, mich nicht tadeln, daß ich jeden Augenblick, den mir die zurückkehrende Geſundheit gönnt, jeden Lichtſtrahl, den mein guter Genius mir ſendet, benutze, um leiſe an die, nur zu oft verſchloſſene, düſter verhüllte Pforte Ihres Gedächtniſſes anzuklopfen; und Ihnen von weitem den Blüthenſtrauß an das Herz zu pflanzen. Ach! wäre es doch möglich, auch in dieſes Herz hinein! — Sie werden endlich durch meine Geduld ſo ungeduldig werden, daß Sie mir dennoch, mein Wagner, berichten werden, woran mir ſo unendlich viel gelegen iſt! Sie werden mir ſagen, daß Sie ſich ſtärker fühlen, und durch dieſe belebenden Worte werden Sie mir ein Recht geben, das Dankgebet für Ihre, für meine Geneſung dem helfenden Himmel zuzuſenden! *)

22.

Den 4. Februar 1812.

Friede zum freundlichen Gruß, mein troſtbedürftiger Freund! Ach, könnte ich doch an Ihrem Lager ſitzen,

*) Man ſieht aus den vorhergehenden Briefen, daß der Herzog von Wagners letzter Krankheit, aber doch nicht von ihrer ganzen Gefahr, unterrichtet geweſen ſeyn müſſe. Erſt nach dieſem 21. muß die ſichre Kunde eingelaufen ſeyn. A. d. H.

Ihnen die langen ſchlafloſen Nächte durchplaudern! Ach, könnte ich mich doch wie das milde Grau des Abends in den Purpurglanz ahnender Phantaſieen miſchen, Sie bis an die Pforten des Himmels begleiten, und von da den Ihrigen Ihre letzten Grüße und Küſſe bringen, damit ſie nicht troſtlos blieben! Ach, könnte ich Sie doch befreien von all' dem Jammer, von allen den Schmerzen, auch von alle dem thatloſen Mitleid, und ſelbſt von der grauſamen Lebenskraft, die Sie zu immer neuer Pein zurück ruft! Zerrinnen Sie denn mit Ihren langen Qualen in das auflöſende Mild der letzten Wehmuth, die nur, — den Kontraſt des armen Lebens und der reichen Zukunft auszulöſchen, — das welke Herz noch einmal kühl durchhaucht; — aber mich beneide Niemand mehr!!

Lächeln Sie, wie ein Engel, meiner gedenkend und Sidoniens; denn bald, wohl bald werden Sie noch ſchönere Engel grüßen; und dieſes Lächeln iſt nur ein Wiederſehn zuſagender Abſchiedskuß!

(Von eigner Hand:)

Gedenken Sie meiner, mein Ewigtheurer! Gut' Nacht — ich komme, Ernſt! wenn ich darf. — Gute Nacht, al dolce rivedere. **Emil.**

IV.

Briefe

von

Jean Paul Friedrich Richter

an

Ernſt Wagner.

Schon früher ward in den lebensgeschichtlichen Nachrichten angemerkt, daß es wahrscheinlich Jean Paul gewesen sey, der durch kräftige Empfehlung des damals zaghaft hervortretenden Dichters bedeutenden Einfluß auf eine günstige Wendung seines Schicksales hatte.

Wenn der große Schriftsteller, (vielleicht der größte unter den humoristischen!) damals in seiner vollen Blüthe, — durch unsterbliche Werke die Bewunderung unseres Freundes auf sich lenkte, so fesselte dagegen diesen Dankbarkeit und Zuneigung bei persönlicher Bekanntschaft noch mehr an den herrlichen Mann. E. Wagner hat es von jener Zeit an niemals unterlassen, als Schüler den Meister um Rath zu fragen, so oft er eine neue poetische Arbeit begann. Jener übernahm die erbetene Durchsicht immer gern, und zum großen Gewinn Wagners.

Die sich noch vorfindenden Briefe J. Paul's beziehn sich großentheils auf dieses, ihm abgeforderte Urtheil. Sie sind schon dadurch, — außerdem aber noch durch die eigenthümliche Geistesfülle merkwürdig, welche Alles

beseelte, was aus seiner Feder floß, obgleich die meisten dieser Blätter so eilig angefertigt sind, daß es nicht selten dem Leser Mühe kostet, den flüchtigen Schriftzügen zu folgen. Von unserm herrlichen Richter ist Alles wichtig, ja vielleicht gerade das besonders, zu dessen Darstellung er nicht lang suchte, in der ungeheuren Sammlung seiner Excerpten-Zettel nachschlug, oft Citate auf Citate häufte, und aus Furcht irgendwo gemein im Ausdruck zu werden, zuweilen ungemein witzelte und unklar wurde.

So werden denn auch diese Briefe an Wagnern recht eigentlich zur näheren Bezeichnung seiner reichen, schönen Persönlichkeit dienen, die seinen vertrauten Bekannten so unendlich genußreich war, und nun so unvergeßlich bleibt!

Die schon früher in Anspruch genommene Verzeihung des Lesers muß der Herausgeber auch hier voraussetzen, indem er sich nicht versagen kann, abermals einen Blick auf seine eigne Vergangenheit zurückfallen zu lassen. So schwärmerisch hat vielleicht selten ein Jüngling einen berühmten Dichter seines Vaterlandes verehrt, als ich unsern Jean Paul. Seine erste unerwiderte Bekanntschaft kostete mich einen guten halben Tag des sehnlichsten Wartens. Ein Freund hatte mir aus Meiningen geschrieben: „Jean Paul ist hier, um nach Liebenstein zu reisen, und kommt also Morgen fahrend an deinem

Hause vorüber. Aufgepaßt, wenn du deines Gottes oder Götzen ansichtig werden willst!" — Himmel! wie paßte ich auf! Stundenlang hatte ich gestanden und geschaut; endlich rollte ein halb offenes Fahrzeug um die Garten-Ecke her! Schon in der Ferne erhaschte ich das Bild eines unbedeckten, dünnbehaarten, freundlichen Kopfes, der zurückgelehnt mit großen geistvollen Augen zu den weißen ziehenden Sommerwölkchen des blauen Aethers empor blickte. Der Wagen kam langsam heran, und ich hätte zwei volle Minuten Zeit gehabt, den schönen Kopf für die Bildergallerie der Erinnerung auszumalen: aber o neidisches Geschick! Gerade jetzt mußte es dem Portraitirten einfallen, sich tief in den Wagen niederzubeugen, um irgend etwas Entfallenes auf dem Boden wiederzusuchen, und er hatte es leider noch immer nicht gefunden, als sein Phaeton hart unter meinem Fenster vorüberzog; — so daß es mir fast wie dem bekannten neugierigen Reisenden in der Irwing'schen Erzählung erging, der jenen räthselhaften Fremden, den er durchaus sehen zu müssen glaubte, endlich nach langem ungeduldigen Harren so im Schlage des Wagens stehend erblickte, daß er vollkommen Muße hatte — die Rückseite des Langersehnten zu beschauen. —

Späterhin reichte mir Jean Paul, und ich drückte ihm die Hand. Ja, er ward sogar einigemal mein freundlicher Gast in meinem einsamen Dörfchen; und da

erſt habe ichs ihm erzählt, mit welchem heißen Sehnen ich ihn an jenem Tage, ganz wie ein Liebender die Geliebte, erwartet, und wie höflich er meine Erwartung getäuſcht habe. Er hatte ohne Zweifel vollkommen Recht, mich tüchtig auszulachen!

So fühlte ich mich zu jenem großen Menſchen hingezogen. Wie viel mehr mußte Wagner ihm anhängen, der ihm nicht bloß geiſtig näher ſtand, ſondern ihm noch außerdem ſo viel zu verdanken hatte!

Doch die Leſer eilen gewiß ſchnell durch dieſe unbedeutende Einleitung zu den Briefen ſelbſt fort! Ich gebe ihnen dieſe wenigen ſchätzbaren Reliquien nach der Zeitfolge und mit der gewiſſenhafteſten Treue, indem ich, außer manchen, für das größere Publikum unintereſſanten Begrüßungen, nichts hinweglaſſe, als manche Verbeſſerungsvorſchläge zu einzelnen Stellen der Wagner'ſchen Manuſkripte. Da ſie großentheils benutzt worden ſind, ſo würde ihre Mittheilung ſchon deßhalb völlig überflüſſig ſeyn.

1.

Coburg, d. 4. Aug. 1804.

Mein lieber verzeihender Wagner! Nur durch literariſche Vielſchreiberei kann ich meine briefliche Wenigſchreiberei entſchuldigen. In der Michaelis-Meſſe kommt

meine Aesthetik in zwei Theilen heraus. Wenn Sie diese gelesen, so hätten Sie, dächt' ich, endlich den nöthigen Schlosser-Apparat zu Ihrem „Dietrich." Sie sollten damit mehr eilen, da noch so wenig über den Humor geschrieben worden; (Tieck wollt' es einmal in früheren Zeiten über meinen.) Wollen Sie mit Ihrem Musikschlüssel meiner Mißtöne harren, bis ich kein neues Stück mehr setze? — Ihre drei Tabellen wären mir ein köstliches Geschenk; ich sähe auf einmal in zwei Menschen hinein, in Sie und in mich.

Da Sie so vielerlei angefangen, so muß ich Sie vor der Gefahr des Wechsels warnen, welcher die Kräfte auflöst, weil er sie nicht straff genug spannt. Werfen Sie sich mit aller Macht bloß über Ein Werk, und unterhalten Sie das Feuer in einem fort so lange darunter, bis seine spröden Theile streckbar und flüssig werden. Hingegen nach einer Jahres-Erkaltung wieder Feuer anzuschüren, verdoppelt die Arbeit, aber nicht den Enthusiasmus und das Gelingen. Der erste Band des Titan beweiset den letzten, die andern Bände den ersten Satz. — Von meinen Flegeljahren hat mir die Frau v. K — b bloß die beiden ersten Theile zurückgeschickt. Würde Meinungen nicht durch Cramer entschädigt und genährt, so würd' ich es für Gleichgültigkeit gegen die Poesie, so wie gegen einen ehmaligen Mitbürger desselben, ansehn, daß nicht einmal die Leihbibliothek das Buch hat.

Ende künftiger Woche ziehen wir nach Bayreuth. Seit ich mir verboten habe, den Minister zu besuchen, und seit überhaupt durch den neuen Krieg der ganze geistreiche, frohe Zirkel, den ich Anfangs fand, selber am Hofe zersprengt ist, ist Coburg aus einem Jerusalem ein Bethlehem für mich geworden. Bekannte, und Gäste und Wirthe fand meine Frau hier genug, aber keine rechte Freundin, die Fr. v. S. etwa ausgenommen. In Meiningen hatte sie es besser. Wahre Kultur giebt es noch unendlich selten in Deutschland! Berlin und Herder haben mich verwöhnt, und ich werde immer weiter ziehen müssen.

Grüßen Sie mir meinen guten Vesuv recht sehr, der zugleich alt und feurig ist und herrliche Produkte trägt, — den Präsident Heim, und ꝛc. Leben Sie wohl. Schreiben und schicken Sie mir bald!

2.

Bayreuth, d. 28. Sept. 1804.

Ihr Wachsthum fliegt, lieber Wagner! Mit zunehmender Ergötzung an Ihrer Fülle und an Ihren Kenntnissen, — zumal des weiblichen Körpers — der Gemälde und der Musik, zu welchen nicht Ihre öde Umgebung, sondern nur Ihr reiches Innere Sie führen konnten, las ich Ihren zweiten Theil (des Willbald)

durch, der der erste seyn sollte. Doch auch jener hat Anfangs einige ökonomische Magerheit. Dienstsachen, alle Zwecke des bürgerlichen Lebens ꝛc. können nicht schnell genug abgethan werden. — Alle Ihre Charaktere halten sich scharf; nur einige Male geräth Mathilde in mehr Sprache hinein, als ihr anerzogen seyn kann. In dieser Mathilde haben Sie übrigens eine köstliche Jungfrau von neuer romantischer Gestalt vom Himmel auf die Erde gelassen. Sie ist gar nicht leicht zu schaffen und zu halten. Sie haben Göthes Meister rein und stark gefaßt und die rechte epische Ansicht des Romans gewonnen, ohne doch, — wie jetzt der Echo-Pöbel thut, — das stofflose Phantasieren mit der symbolischen Allgemeinheit zu vermengen. Eben Ihre scharfe individualisirende Ansicht und Erkenntniß der vielgestaltigen Erde bei allem Aufblick zum einfachen, poetischen (allegorischen) Himmel thut so wohl, und ist so dichterisch!

Suchen Sie jetzt bloß einen Fehler zu begehen, den Andre zu meiden erachten müssen: suchen Sie nämlich mehr pikant zu seyn.

Ich wünsche Ihnen zu Ihrer Gegenwart und Zukunft Glück! ꝛc.

3.

D. 5. Jenner 1805.

Hier, Lieber, meine Doppelantwort! Hätt' ich mehr Zeit, so würde ich mir gerne Ihre Briefe durch Fragen und Antworten zu verdienen suchen, so sehr erfreuen sie mich.

Im Januar ist ein Entschluß für den Februar ein Wagstück, sogar um den Preis einer Schöpfung.*) Den Nachtigallen in Ihrem Park reis' ich doch lieber nach, — weil es hier gar keine giebt, — als den menschlichen im Orchester.

Von meiner Aesthetik ruht die Hälfte noch unter meiner Gehirnschale. Eine neue Auflage wird die zweite, oder den Zwilling bringen.

Eben hab' ich J. Ps. Freiheits-Büchlein, eine Broschüre von 9 Bogen fortgeschickt, durch die Jenaische Fakultät veranlaßt, welche meine sonderbare Dedikazion an den Herzog von Gotha nicht drucken ließ. Jetzt erscheint sie gedruckt, sammt sechs Briefen von ihm und mir, und einer Abhandlung über die Preßfreiheit. Alles Philosophiren aber entwöhnt durch seine Leichtigkeit von der Anspannung des dichterischen Darstellens.

---

*) Bezieht sich wohl auf eine Einladung Wagner's zur Aufführung von Haydn's Schöpfung nach Meiningen zu kommen. A. d. H.

Emma ſitzt auf meinem Schooß während ich dieß Blättchen vollkritzle, und ſagt immer: ſchreib Vater! Der zweite Geburtstag Marens war der erſte von Otilia, meines zweiten Mädchens, d. h. vor 8 Wochen. Leicht kam meine Frau vom Kindbett auf, das ſonſt der Teufel mit Geier- und Rabenfedern füllt. Ich und meine Frau ſehnen uns herzlich nach den Herzlichen in Meiningen, um in einigen Tagen Jahre zu wiederholen und vorauszunehmen.

Ihren jetzigen Spiel- und Schreibraum bereitete Ihnen ein ſehr guter Genius, der wahrſcheinlich an Ihrem Stile Freude hat. Es geh' Ihnen immer beſſer!

4.

B., d. 6. Mai 1805.

Den 15. Apr. erhielt ich Ihr Mſpt.*) Mein Lob bezieht ſich auf das Allgemeine und Beſondere, der Tadel nur auf einiges Beſondere. Der neu und frei ſchauende und empfangende Geiſt, — der friſch vortreibende, wie ein Mai, nicht wie ein Herbſt, — die weite Um- und Einſicht, ſogar in die tiefen Holzwürmer-Löcher und Windungen am Thronſeſſel, — und alſo die rechte Ei-

*) Von dem Roman „die reiſenden Maler."

A. d. Hgb.

genheit, ist mein allgemeines Lob, so wie der Kunstsinn neben dem Natursinn. Göthisch episch und bezaubernd ist der Anfang, — besonders der geniale Ab- und Aufzug des Mädchens, — und das Ende mit den Zigeunern; doch zwischen dieser östlichen und westlichen Aurora ist nachher manche blaßblaue Stelle am poetischen Himmel. Mit Ihren Kräften muß ich scharf rechten und umgehen, zumal da sie oft an die Theorie von Göthe's Meister gekreuzigt werden. *)

Der Hauptfehler ist die Länge einzelner Gespräche. — Herrlich ist das Zigeunerlied. Schade, daß von den kommenden Glutscenen, die ich schon früher gelesen, **) nicht hier noch einige mit eintreten! Sie sollten, da der Aufgang eines Autors oft seinen Untergang entscheidet, sogleich in diesem ersten Theil mehr Künftiges ahnen lassen, und einiges Gegenwärtige von Gesprächen wegschneiden. Sie können ja noch, indem die Presse daran gebiert, daran zeugen. Bedenken Sie, wie man in Tragödieen die langweiligen Staatsverhandlungen nur

---

*) Hier folgt eine umständlichere Kritik einzelner Stellen und Ausdrücke.

**) Wahrscheinlich in dem ungedruckt gebliebenen Lustspiele, von welchem in den lebensgeschichtlichen Nachrichten die Rede war.

A. d. Hgb.

durch Schlagworte abthut und ein ganzes Kabinetsſekretariat auf Stichworte einſchränkt.

Ich wünſche Ihrem Geiſte Glück zu ſeiner äußern Freiheit für ſeinen Wuchs, und lobe und liebe Sie herzlich.

R.

Warum ſagen Sie mir nichts über meine Aeſthetik?

5.

B., d. 2. Mai 1806.

An Meiningen denk ich hier öfter, als ſonſt in Meiningen ſelber.

Ihre Krankheit hat mich um ſo mehr geſchmerzt, da ich mir jetzt Ihre freiere Laufbahn aus dem Burgverließ in die Kabinets- und Bücherwelt hinaus, wie unter lauter Blüthenzweigen hingezogen gedacht. Ich glaube zum Glück wenig an Aerzte, und heile, — ſo wie mich ohnehin, — meiſtens meine Kinder ohne einen. So wie Sie lebten, und vollends leben, iſt mir Ihre Krankheit unbegreiflich, und unmöglich ihr Wachſen!

Mit einem wiederholten Vergnügen las ich den köſtlichen Anfang Ihrer Maler neulich wieder im Frauen-Journal. Ich erſuche Sie meinet- und meiner Freunde wegen, mir das Buch ſogleich nach dem Abdruck auf 14 Tage zu leihen.

In jedem Falle iſt Ihr erſter Titel „Briefe aus dem Liebenſteiner Bade," ſo bald vollends ein Beiwort („äſthetiſche, philoſophiſch romantiſche" — was weiß ich! da ich den Inhalt noch nicht kenne,) dazu kommt, beſſer als jener waſſer-ebene „Reiſen eines Menſchen." Je individueller, je beſſer. Hätt' ich das Buch geleſen, ſo wollt' ich Ihnen zehn der ſeltſamſten Titel zur Auswahl zufertigen.

Ich war nie ſo froh als über dieſe Oſtermeſſe, bloß weil ich endlich einmal — nicht da verkaufe oder verkauft werde. Aber zur Michaelis-Meſſe erſcheint meine Erziehungslehre in 2 Bändchen, — ein Werk langer Anſtrengung.

Ich bin gegen meine und fremde Manuſkripte ſtrenger, als gegen die Abdrücke, — vielleicht weil dieſe nun verſteinern gegen jede Verbeſſerung. Daher wundere ich mich, wenn ich jetzt gedruckte Proben aus Ihren Büchern leſe, daß ich Sie nicht noch weit mehr gelobt.

Mich und meine Frau würde eine Einfahrt ins gutmüthige freundliche Meiningen, dem wir ſo ſchöne Stunden und Menſchen verdanken, innigſt erquicken! Und kommen wird dieſe Erquickung; nur hat ſie das Schickſal noch nicht datirt.

Nach Gotha wollt' ich nie ziehen, nur flüchten. Der H. handelt doch nicht immer ſo, wie er ſollte; er mag denn herrſchen und ſpaßen!

Meinen alten herrlichen geiſtigen Vulkaniſten, — der nur in der geologiſchen Theorie Neptuniſt iſt, — den Präſ. Heim, ſollen Sie mir vor Allen grüßen, und ihm ſo viele ſchöne Tage wünſchen, als er aufbrauſende hat. Welcher Gewinn für die Welt, wär' er 20 Jahr alt! Und dann grüßen Sie mir auch — ꝛc.

R.

6.

B., d. 31. Oct. 1807.

Lieber will ich kurz als ſpät ſchreiben, mein guter Wagner! Im zweiten Theil der Levana, — welche zu meiner Freude wenigſtens Einmal in Meiningen umläuft, und geſetzt auch, die Stadt hätte ſie, wie ich vermuthe, von einer benachbarten geborgt, — ſteht S. 408 eine beiläufige und namentliche Anpreiſung Ihres Kunſtplanes; ſo wie ich in dieſem Theile, der eigentlich der bedeutendſte iſt, auch einmal des trefflichen Herzogs und der guten Herzogin gedenke.

Vor der Hand, jetzt in dieſer muth- und geldloſen und unentſchiedenen Zeit ſollten Sie — zwar nicht die Bekanntmachung, aber doch die vertheilte Einſchickung Ihres Kunſtſchulplans auf das nahe Jahr verſchieben, wo die niedergebogenen Gipfel ſich plötzlich mit neuer Schnellkraft aufrichten. Von T. und S. erwart' ich

keine Hülfsthätigkeit. Auf Ihr Buch bin ich begierig. Schicken Sie mir es sogleich, wenn es da ist.

Zur Levana gehört ein scherzhaftes Ergänzungsblatt, das deren 365 Druckfehler berichtigt, sammt denen der Flegeljahre und des Freiheitsbüchleins.

Meiner guten Heim sagen Sie außer meinem Gruße: ob sie es nicht abscheulich fände, wenn ein Mensch in demselben Augenblick sich den Mund zugleich von einem Eichhörnchen und einem Spitz, — um Beide an einander zu gewöhnen, — belecken ließe? Ich bin leider der Mensch, und ganz ihrer Meinung ꝛc.

J. P. Fr. R.

7.

B., d. 28. Nov. 1807.

Unter allen Briefschreibern, die jetzt auf der Erde an einander schreiben, bin ich ohne Frage der schlimmste; und ich sollte, wie die 72 päbstlichen Schreiber, den Namen Abbreviator haben; denn eine stärkere Abbreviatur giebts nicht als — Schweigen.

Noch dazu warf mir jeden Tag Ihr Manuskript, das ich sogleich und so froh gelesen, meine Verstockung vor, und bekehrte mich doch nicht eher, als heute. Aber wahrlich, die Anarchie der Politik um uns her wirft sich zuletzt auch in die Studier-Mansarden. — Ich bin sehr

begierig auf Ihre angekündigte „Heimreise.“ Aber schmerzlich war, und wär' es mir, wenn Sie das einfältigste Versprechen, — was eben sein eigenes Gegentheil ist, — halten wollten, das Sie je gegeben, nämlich Ihre ganze Schriftstellerei auf 3 Festtagswerke, wie eine Arie à trois notes, zu beschränken. Wenige Autoren, die so frei eben sowohl an sich als an die Leser schrieben, wurden noch so gut von kämpfenden Parteien aufgenommen, als Sie. Mögen Sie mir erfreulichere Nachrichten von Ihrem Körper geben können, als ich leider bekommen! Freilich sind Rückenmark und Gehirnmark im Antagonismus und jenes muß die Ausgaben dieses tragen. Indeß bin ich durch meine eigne Lebensgeschichte gewiß, daß jeder nur so viel krank ist als er will, sobald er Leibes-mémoires führt — wär' es auch nur in der Memorie — und sobald er so viel Arzneikunde gelernt hat, als er braucht, um der Leibmedikus eines einzigen Leibes zu werden. So ist z. B. einem Kopfe, der eine Nase wie Präsid. Heim hat, kein Katarrh zu vergeben; und Er, der so leicht lange Nasen auszutheilen vermag, sollte sich am wenigsten mit einer fließenden behaften. Ich hingegen habe meine sonstige halbmonatliche Migraine schon auf das Monatliche herabgebracht, aber ohne jährliche 12 Halbtöne von Schmerzen; denn mein Laudan. Sydenh. (für dessen Rath dem D. Jahn ewiger Dank in meiner künftigen Selbst-Lebensbeschreibung

gesagt werden soll) langt, ungleich der pr. Macht, allezeit früher an als die Uebermacht.

Mein Junge ist ein Ries'chen; die Kleinste, Odilla, eine Ice; alles ist gesund bis zur Mutter hinauf. Meine drei Kinder waren Mitarbeiter an der Levana, über welche ich Ihr und Heims Urtheil zu haben wünschte. Apropos! In Zschokke's Miszellen steht ein Urtheil darüber von einem E..., der mich, meine Frau und die vortreffliche Heim kennen will. Fragen Sie diese doch, wer unter ihren E-Bekannten ein Hofmeister gewesen; denn dieser scheint er mir zu seyn, oder gewesen zu seyn.

Flammte neuer Krieg von der östreichischen Gränze herüber, so zög' ich vielleicht mit Familie und Bier wieder nach Meiningen, vor der Hand und vor der Faust.

Noch in diesem Jahre kommt in München bei Scherer ein lustiges Büchlein von mir mit sehr ernsten Noten heraus: des Feldpredigers Attila Schmelzle Reise nach Flätz; sammt der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne, (welche letzte von der Censur des Morgenblattes nicht angenommen worden.) Der Feldprediger, — ein wenig laufender Hase oder Jude, — erzählt seine Flucht-Reise, um zu beweisen, daß er eine überkühne englische Dogge, wenn nicht das englische Wappen selber sey. Viele mußten darüber lachen, die es gelesen, z. B. ich.

Leben Sie froh, und ahmen Sie mich nicht nach in meinem verruchten Schweigen, sondern schreiben Sie, sobald Sie gelesen.

J. P. Fr. R.

8.

B., d. 28. Apr. 1808.

Einige Entschuldigung meines Schweigens wird vielleicht weiter unten kommen. Am besten wär' ich freilich sogleich meiner ersten Begeisterung für Ihr Buch*) gefolgt, das Ihr bestes ist. Seine Lebensfrische — die Gluth der Scenen — die Schärfe der Charaktere — besonders die seltene Kunst weibliche Körper scharf zu malen — ein schonender Geschmack im Komischen u. s. w. alle diese Schönheiten wirken mächtig zusammen und besiegen den etwas lockeren, seine eigne Macht zu sehr zertheilenden Plan.

Ueber die Kunstschule aber bin ich weder Ihrer Hoffnung noch Meinung ganz. Was konnt' ich überhaupt im Morgenblatt sagen, was nicht noch mehr Leser aus der Levana gewußt hätten? Ich befürchte, die jetzige kriegsbedrohte Zeit nimmt keinen kräftigen Eindruck an; der erste aber ist der entscheidende. Auch fehlt für die

*) Die „Reisen aus der Fremde in die Heimath."

deutschen Kenner alle Sicherheit und benannte Autorität für ihre Gelder. Wo vollends deren genug herkommen sollen, um Genies — als ob diese sogleich wollten? — und Kunstwerke anzukaufen, begreif' ich nicht. Für Dichter ist Ihre Kunstschule nicht; diese muß das Leben durcharbeiten. Mehrere Dichter müssen, wie Sonnen, von einander geschieden werden durch Erden; sonst kommt die neuere elende Stofflosigkeit und Einförmigkeit heraus. Für andre Künste gilt Ihr Plan, — wäre der Maler und Architekt mit Musterwerken und Hülfsmitteln zu versorgen, — mehr. Warten Sie wenigstens, eh' Sie die Umläufe anfangen, die öffentlichen Urtheile ab, welche Sie dann beilegen könnten. (Ueberhaupt sollte Ihr Plan isolirt vom Buche umlaufen.) Denken Sie nur an die vieljährige Kollekte zu Luthers Denkmal! Und doch sind die Deutschen noch immer mehr religiös als kunstliebend. Ist Ihr Plan treffend, so wird eine spätere glücklichere Zeit ihn doch aufgreifen und den Stifter segnen. Um aber alles zu thun, setz' ich Ihnen folgende Adressen her, bei denen Sie sich auf mich berufen können, da es lauter Freunde von mir sind .... ꝛc.

9.

B., d. 26. Dec. 1809.

Mein lieber Wagner! Sie geben zugleich viel Schmerz und viel Freude; aber dieſe mehrt jenen. Wär' ich nur bekannter mit Ihrer Krankheitsgeſchichte, ſo wollt' ich Ihre — höchſt wahrſcheinlich nur hypochondriſchen — Beſorgniſſe umwerfen. Beim Himmel! er ſoll Sie noch nicht kriegen!

Auch ich hatte ſo einen Krankheits-Beſuch den Sommer hindurch, (das Wechſelfieber,) der erſte ſeit 40 Jahren; indeß heilt' ich mich ſelber ohne Bett und Arzt.

Ich habe gar nichts dagegen, daß Sie mein Geſicht als Ihre Maſke aufſetzen. *) Leider ſchickten Sie mir nur ſo wenige Regiſter-Buchſtaben! Es iſt eine ſchöne Individualität in dieſem Regiſter, das wie ein Roman anzieht und fortführt. Erfreulich waren für mich — da ich nie daran dachte — ſolche Kombinazionen des Zufalls und Ihres Witzes, wie bei „Kuhſchnappel" und beſonders bei „Hornrichter." **)

---

*) Bezieht ſich auf die humoriſtiſche Einleitung zu dem „hiſtor. A B C eines vierzigjährigen henneberger Fibelſchützen."

A. d. Hgb.

**) S. die eben erwähnte Einleitung.

A. d. Hgb.

Meine Kinder ſind ſo wenig krank als die Sterne; können aber auch kaum ihren Namen ſchreiben vid. infra.

Rufen Sie meinen jüngſten Gruß aus Ihrem Fenſter dem Alt-Jüngling in ſeines hinüber, meinem theuern Heim, den ich eben ſo gern lachen als dociren hörte. Ja ich glaube, er könnte mich ſchelten, und ich fände noch Reize.

Hier nur einige unbedeutende Sprachanmerkungen über Ihre trefflichen Hefte . . . . ꝛc.

10.

B., d. 22. Apr. 1810.

Lieber Wagner! Ihr Brief hat mir, — ich weiß nicht ob mehr Freude, oder mehr Schmerz gebracht. Der letztere iſt, daß ich mir den Mann, der ſo viel Leben hat und giebt, immer es verlierend denken ſoll, was ich nicht einmal mediziniſch kann, oder ſonſt konnte, daher Sie auch dato noch leben. Eine poetiſche Seele wie die Ihrige, iſt die beſte Wundarznei eines ſiechenden Leibes. Aber Freude brachte mir Ihr Blatt nicht bloß durch die Darſtellung Ihrer liebenden Seele, ſondern auch durch die Nachrichten von Andern, die Sie belohnen. So ſey es! So müſſen Sie geliebt werden! Und Sie werden noch mehr Geſänge geben, als Ihren Schwanengeſang!

Gegrüßt ſey der alte hohe Ritter Truchſeß, dann .... ꝛc. Ach ich ſehne mich wohl nach den Feſttagen in Meiningen, und nach dem Anblick der Herzogin, in welcher ich, obwohl ſchmerzhaft genug, meinen Freund Georg wiederſehn würde. Es blühe Ihnen, wie jetzt der Erde, ein neuer Frühling auf!

Ihr

J. P. Fr. R.

11.

B., d. 19. Jenner 1811.

Heute endlich ſchreibe ich Ihnen, was ich hundertmal gedacht, meinen Dank und meine Freude. Ihr Fibelſchütz ſteht im Zeichen des Schützen, dem Apollo die Pfeile giebt; — und ſo ſchießt man nicht fehl. Ich wollte, Ihr Buch wäre ſo dick als das Adelung'ſche! Auch wäre freilich die Dicke dann die einzige Aehnlichkeit die es mit ihm hätte; ſonſt übrigens muß der Selige bei Ihnen betteln und beten und fluchen zugleich.

Unbeſchreiblich hat mich Ihr Werkchen recht aus dem Herzen ergötzt. Ich habe jede Derbheit des Wortes oder der Anekdote nicht ſo wohl verziehen als genoſſen. Sie ſind ein rechter Wald-, Berg-, Auen- und ſonſtiger Menſch — — Ach bleiben Sie nur über der Erde!

Den 23. Jenner.

Gott weiß, was ich noch wußte und Ihnen zu ſchreiben gedachte. — Ganz treffen wir in der Kindheitsfreude an Johannisbeeren, Pfeifen und Vogelſang zuſammen. Dem Leſer Ihres Büchleins thut eben das Beſondere, ja Individuelle der Darſtellungen ſo wohl; eben weil im Beſtimmteſten das Allgemeine liegt, aber nicht umgekehrt, in dieſem jenes. Es gehört Muth und Blick und Kraft dazu, das Individuelle an und in ſich nur zu faſſen, geſchweige zu geben.

Ehe Sie nun Ihren „Jeſus von Nazareth" malen, leſen Sie ja vorher alle „chriſtliche Schriften" Herders durch — für mich der 13te Apoſtel. Mir iſt in der Kirchengeſchichte noch kein Geiſt vorgekommen, der ſo ätheriſch und ſo fromm, und ſo leicht und weit ſich verbreitend, und ſo innig in ſich gehend, den großen Chriſtus-Geiſt in ſich aufgenommen hätte, als eben der Herder, deſſen Antlitz nun ohne den hebenden Geiſt verfällt in der Kirche, die ich nie betreten werde; denn ein vor Kurzem Geſtorbener ruft zu mächtig uns ſeine Unſterblichkeit zu, als daß wir die Ruine der Bekanntſchaft ſehen, und uns wieder ſchmerzhaft zur Sterblichkeit herabziehen laſſen möchten.

Den 25. Jenner.

Heute iſt Pauli Bekehrung, d. h. auch meine; denn ich ſchicke endlich dieſen Brief ab. Meine Herzensgrüße an alle Herzensfreunde! Es gehe Ihrer ſchönen lichten Seele wohl in der verfinſterten Zeit!

Ihr

R.

12.

B., d. 5. Oct. 1811.

Ich freue mich über Ihre Chriſtus-Geſchichte wie über Ihr Wiederaufleben, das mir mehr als ein mündlicher Zeuge aſſekurirte. Ueberhaupt hat ein Dichter ein zähes Leben und der Geiſt tröpfelt von ſeiner Unſterblichkeit immer ein Paar Tropfen dem mürben Gehäuſe zu.

Ihre Chriſtus-Geſchichte könnte, wenn ſie höchſt einfach vollendet würde, ein Volksbuch werden, zumal da Sie ſo vortheilhaft das Erklären und Ergänzen ins Erzählen verweben. Ich habe auf dem Nebenblatte meine Meinung durch Zeichen angedeutet, weil ich aus Zeitmangel mehr meine Gefühle, als meine Gründe ſagen kann . . . ꝛc.

Zur Oſtermeſſe kommt die neu aufgelegte Levana; zur M. Meſſe 1812 die neue Vorſchule heraus, jedes Werk um ein Bändchen vermehrt. Aber darüber gelang

ich zu einem gewiſſen groſſen komiſchen Werke nicht, deſſen Ausführung ich nach einem ſo langen Entwurfe gar nicht erwarten kann. Nachher hab' ich bloß noch einige tauſend Sachen zu ſchreiben, und hinter dieſen die opera omnia zu geben. Leben Sie fort wohl, guter Wagner!

* * *

Dieſes kleinſte Blättchen war das letzte an den nun bald vollendeten Freund.

A. d. H.

V.

Briefe

verſchiedener Verfaſſer;

zum Theil im Auszuge.

1.

Fichte an Wagner.

Berlin, d. 12. April 1806.

Ihre tiefe, lebendige und belebende Weltanſicht war mir ſchon früher eine erfreuliche Erſcheinung, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich mit dem neuſten Produkte derſelben haben bekannt machen wollen.

Was insbeſondere Ihren Plan zu einer gemeinſchaftlichen Kunſtſchule der Deutſchen anbelangt, ſo bin ich zwar im Allgemeinen der Meinung, daß der Quell unſrer Uebel tiefer liege, und ein umfaſſenderes Heilmittel dagegen gewählt werden müſſe; — daß es nicht die Kunſt iſt, die uns zunächſt Noth thut, und daß, wenn wir nur dieſes Eine erſt hätten, es ſich auch mit der Kunſt, ſo wie mit den übrigen Früchten einer guten Geſinnung von ſelbſt geben werde.

Dennoch halte ich dafür, daß jeder angreifen müſſe an der Stelle, an die eben ihn der Geiſt treibt, und daß Ihr Plan von der Seite das allgemeine Intereſſe aller Guten verdiene, weil er den Deutſchen eine Gelegenheit

bietet, ſich als Eins, und als ein ſelbſtſtändiges und eigne Kräfte habendes Ganzes zu betragen, und begreifen zu lernen. Ich werde in dieſer Rückſicht denſelben befördern, ſo weit es in meinen Kräften ſtehet. Zunächſt zwar rechnen Sie auf Privatperſonen, was ganz recht iſt und zum angegebenen höheren Zwecke dient. Die Welt der gemachten Leute, die bei uns ſchon ausgeſtorben war, iſt durch die drückende Zeitläufte dermalen noch todter als tott, und es iſt von dieſer nichts zu erwarten. Dagegen iſt auch bei uns allmälig eine jüngere Welt heraufgewachſen, die der Anregung zum Guten ſchon empfänglicher iſt. Die Aufmerkſamkeit dieſer iſt, eben aus dem Geſichtspunkte, den ich oben angegeben und welcher dermalen bei uns angeregt iſt, ſchon auf Ihren Plan gefallen. Ich werde dieſe Bewegungen im Auge behalten und ſehen, was ſie ergeben.

Mein eigner nächſter Gedanke war der, unſre Regierung dafür zu intereſſiren, und ich habe in dieſer Hinſicht Ihr Buch, ſo wie ich es ſelbſt nur durchlaufen, an unſern M., den Frhrn. v. St., befördert, deſſen biederer, deutſcher Sinn gewiß nicht kalt bleiben wird. Auch ſind andere Wege eingeſchlagen, um diejenigen, die in dieſer Sache eine Stimme haben, dafür zu intereſſiren.

Mein Wunſch wäre, daß die Koſten, welche unſre bisherige Kunſtakademie, — nicht gerade, wie Kenner glauben, zu großem Gedeihen der Kunſt, — verurſacht

hat, auf dieſe, nicht ausſchließende ſondern gemeinſame deutſche Angelegenheit verwendet würden, und daß wir ſo zuerſt auch andern deutſchen Regierungen ein Beiſpiel des Gemeinſinnes geben möchten. Vielleicht könnte Berlin hierdurch, — und wenn etwa bis dahin die übrigen Deutſchen uns vortheilhafter als bisher ſollten kennen lernen, — die Ehre verdienen zur Schulſtadt zu werden. Es iſt ohnehin der Beſchluß gefaßt, hier eine Univerſität zu errichten, welche, — wenn die Ausführung dem Entwurfe entſpricht, — eine Kunſtſchule des wiſſenſchaftlichen Verſtandesgebrauchs werden, und keineswegs das Gepräge einer Finanz-Spekulation, ſondern eines allgemeinen National-Inſtitutes an ſich tragen ſoll. Damit würde ſehr ſchicklich die Schule der bildenden Kunſt ſich paaren. Auch beſitzen wir herrliche Kunſtſchätze, die nur zerſtreut und unbekannt ſind, in Menge.

Ich wünſchte in dieſer Abſicht, daß Sie an den G. K. R. B** (der aber noch zu Königsberg beim Könige) offen und vertrauungsvoll ſchrieben und ihn für die Sache zu gewinnen ſuchten. Auch bei ihm wird, als deutſch vaterländiſche Angelegenheit, der Antrag guten Eingang finden. Er wird ſchon, ehe Ihre Zuſchrift ankommt, auf den Gegenſtand aufmerkſam gemacht werden. Ihm iſt die Organiſation der beſchloſſenen Univerſität über-

tragen, und mit der Wiſſenſchaft vereinigt ſich leicht die Kunſt.

Ich empfehle mich Ihnen ergebenſt und hochachtungsvoll ꝛc.

2.

Berlin, d. 11. Okt. 1809.

Ihre Briefe, theurer Verehrter! nebſt den Beilagen, habe ich richtig erhalten, und mich an den fernern Offenbarungen Ihres tiefpoetiſchen Gemüthes innig geweidet.

Es iſt Ihnen ohne Zweifel geſchrieben worden, daß ich ſeit dem Sommer des vorigen Jahres ſchwer krank geweſen. Als Ihr zweiter Theil der Reiſen ꝛc. bei mir eintraf, bereitete ich mich eben, in Bädern die verlorne Kraft wieder aufzuſuchen. Ich bin zurückgekehrt mit nicht ungünſtigem, jedoch nicht völlig befriedigendem Erfolge. Seit der Zeit habe ich vollauf zu thun gehabt, um meinen, theils durch die lange Krankheit, theils durch die nachmalige, um der Kur willen mir aufgelegte Ruhe, ſehr entwöhnten Geiſt wieder zur vorigen Kraftanſtrengung zu erziehen. So ſind eine Menge Gegenſtände der Thätigkeit, die mich reizten, — ſo iſt auch die Beantwortung Ihres letzten Briefes unterblieben.

Tief erſchüttert hat mich Ihr nunmehr. Ich kenne

die Lage Ihrer Geſundheit nicht; aber wie dieſelbe auch beſchaffen wäre, — ich, in Ihrer Lage würde hoffen. So hoffe ich denn auch für Sie, und wünſche mit der innigſten Sehnſucht, daß Sie den Ihrigen und der Welt noch lange erhalten werden, und mit Ihrem herrlichen Talente noch lange Wärme und Wonne in empfängliche Seelen ſtrömen.

Weil ich denke, daß die Erfüllung Ihres Wunſches auch auf Ihre Geneſung die beſten Folgen haben könne, habe ich gleich Hand ans Werk gelegt. Ich habe eine Dame, ausgezeichnet an Geiſt und Herz, die der Königin Freundſchaft verdient und beſitzt, zur Vertrauten gemacht. Dieſe iſt von Ihrem Schreiben an *—, und von Ihrer rührenden Beſcheidenheit entzückt. . . . Wir zweifeln alle nicht an der endlichen Erreichung des ſchönen Zweckes.

Indem ich mich zum Schreiben an Sie niederſetzte, empfing ich einen Brief von der Fr. Ch. v. K. (Sie kennen dieſe Dame, glaube ich. Wenigſtens war ſie die erſte, die mich mit Ihren ſchriftſtelleriſchen Meiſterſtücken bekannt gemacht, und mir mit dem verdienten Enthuſiasmus davon geſprochen hat.) „Sie ſtehe, ſchreibt die treffliche Frau, auch Ihrer Gattin für ein Jahrgehalt von funfzig Thalern, und werde mir das Nähere mündlich melden. Eine Prinzeſſin habe vorläufig 30 Thaler ſubſkribirt.“

Ich betrachte die Sache ganz als meine eigne, und bitte Sie, hierin mir zu vertrauen. So ſeyn Sie denn hierüber ruhig, theurer inniggeliebter Mann. Sagen Sie das Alles den Ihrigen und verweiſen Sie dieſelben an mich; und ſodann — geneſen Sie, und leben noch lange uns Allen zur Freude!

Mit den Geſinnungen der innigſten Liebe ꝛc.

3.

Berlin, d. 17. Dec. 1809.

Göttliche Seelen haben zuweilen Inſpirationen, beſonders die der Weiber. Das ſehr brave Weib, ſo die Beſtellung Ihrer Briefe übernommen hat, und durchaus nicht zweifelt, daß Ihr Geſuch nicht gewährt werden ſollte, ſchickt mir Beiliegendes für Sie mit der Aeußerung: „damit Sie doch freudiger und ruhiger vorläufig eine Erquickung ſich erlauben möchten, die vielleicht Ihr Zuſtand erfordere."

Ich habe es angenommen, und ſende es Ihnen, — wiederum feſt vertrauend auf Sie, daß Sie in keinem Falle die gute Seele, die in reiner Demuth (denn das war ganz ihr Ausdruck) ſich nicht genügt haben würde ohne dieſes" — nicht verkennen werden. Ich hoffe, recht bald Ihnen erfreuliche Nachrichten geben zu können;

feſtrechnend auf Ihre Erhaltung, und auch darüber von Ihnen Erfreuliches erwartend.

4.

Berlin, d. 3. Nov. 1810.

Herzlich willkommen mir im Lande des Lebens und der Hoffnung!

Das Wichtigſte voraus: ich habe mit Hufeland, der ſich Ihrer mit der freundſchaftlichſten Wärme erinnert, geſprochen; er iſt nicht ohne Hoffnung für Sie, und bittet, recht bald über die gegenwärtige Lage Ihrer Geſundheit zu ſchreiben, worauf er Ihnen gutachtlichen Rath mittheilen will.

Verdruß, — ich möchte ſagen Schaam, — (unerachtet ich für meinen Theil dabei nichts verbrochen hatte,) auch die Hoffnung, daß die Sache wegen Ihres Kunſtſchulplanes eine erfreulichere Wendung nehmen werde, verhinderten mich bis zu meiner Abreiſe nach Teplitz, Ihnen zu ſchreiben; auch Ihnen jene vortreffliche Perſon, — von welcher ich allerdings dazu berechtigt worden, — zu nennen. Ich hatte nämlich gemeint, einen ſo beſcheidenen Wunſch, wie Sie äußerten, ſey die Chatulle eines großen Herrn immer noch reich genug. Daß die Sache zu einer Landesangelegenheit gemacht, und vor das Finanz-Miniſterium gebracht werden würde,

erwartete ich nicht. Durch dieſe Wendung ſcheiterte das Ganze.

Den endlichen Erfolg habe ich erſt aus Ihrem Briefe erſehen, und ich glaube, daß er Andern, die ſich für Sie intereſſirt, eben ſo unbekannt geblieben iſt, als mir. Ob jene allerdings Vortreffliche, nach deren Namen Sie fragen, es wiſſe, iſt mir nicht bekannt, da ſie noch immer von Berlin abweſend iſt. Sie iſt eine Freundin, Verehrerin und innige Vertraute alles Guten und Schönen; beſitzt eine Menge Kenntniſſe, die bei Frauen nicht geſucht werden, ja oft den Gelehrten fehlen; — und das bei einem einfachen kindlichen Sinn, bei einem edlen wohlwollenden Herzen. Sie war die Freundin unſrer unvergeßlichen Königin, und dieſe iſt in ihren Armen geſtorben; ihr Name iſt E. v. B., geb. Gr. H. *) — Es kann nicht fehlen, auch Sie müſſen ſchon von ihr gehört haben; da ſie vor einiger Zeit eine Reiſe in die herzoglich ſächſiſchen Lande gemacht, ſo haben Sie vielleicht dieſelbe ſogar perſönlich kennen gelernt! — Die Ergießungen Ihres herrlichen Gemüthes in Ihrem Antwortsſchreiben an mich, die edle Annahme deſſen, was gutes Herz Ihnen bot und die Verwendung deſſelben,

*) Der Herausgeber findet ſich nicht berechtigt, den ihm ehrwürdigen Namen anders, als mit den Anfangsbuchſtaben zu bezeichnen.

habe ich ihr ſogleich mitgetheilt; ja, ich habe Ihr damaliges Schreiben, als mehr ihr denn mir gehörig, abgetreten, und ſie hat ſich des Beſitzes innig erfreut. So werde ich ihr auch gegenwärtiges mittheilen, ſobald ſie zur Stadt kommt, was denn doch endlich einmal geſchehen muß.

Ich freue mich auf die Freude, die ſie bei Erblickung der übrigen Nachrichten von der Entſchließung Ihrer edlen Fürſtin, von der glücklichen Fortbildung Ihrer Söhne, von Ihrer doch gewiß nicht aufzugebenden Herſtellung, mit mir theilen wird.

Was meine Geſundheit anbelangt, ſo werde ich mit einem gelähmten Arm (es iſt zum Glück der linke) und mit einem, bei Witterungswechſel hinkenden Fuße wohl davon kommen.

Ihr Buch habe ich mit demſelben Genuſſe Ihrer ſchönen tiefen Ideen geleſen, wie die früheren.

Sie ſind ſelbſt ein Vater, der Freude an ſeinen Kindern erlebt, und ich fühle tief die Wünſche, die Sie in dieſer Rückſicht auch für mich hegen, und Ihre Theilnahme an den Hoffnungen. Mein Junge iſt ehrlich und fleißig, und ſo wird, falls ihn Gott erhält, das Uebrige ſich auch finden.

Mit herzlichſter Verehrung und Liebe

ganz der Ihrige

Fichte.

5.

Fernow an Wagner.

Liebenstein, d. 3. Aug. 1808.

Mit Dank und Lob des über mein Lob Erhabnen sende ich Ihnen Ihren Fichte zurück. Sobald ich mit heiler Haut zu meinen Laren heimgekehrt seyn werde, will ich ihn mir selbst anschaffen und wenigstens noch einmal mit mehr Andacht, als mir das Gewühl der Brunnengäste vergönnte, studiren. Viel Schönes und Wahres habe ich darin getroffen; — mehr Wahres als ich bisjetzt selbst noch zu glauben, und mehr Schönes, als ich für uns zu hoffen wage: doch wünsch' ich aus deutschem Herzen nichts so sehr, als mein Glauben und Hoffen von der heilbringenden Zukunft übertroffen zu sehen; und sollt' ich selbst ein Scherflein — auch nur in Schwarz auf Weiß — dazu beizutragen vermögen, so will ichs mit freudigem Herzen thun.

Wäre nur geistiges Gebrechen so empfindlich als leiblicher Mangel, so ließe sich wohl mit größerer Zuversicht hoffen, daß eine neue Erziehung, ein neuer Kunstschulplan, einzuführen wäre, wie eine Rumford'sche Suppe, oder wie Schutzblattern, aber — — genug von dem! und ein paar Worte von Anderm, was näher liegt; was zwar nicht die Menschheit und die Deutsch-

heit, aber doch einen Menſchen und einen Deutſchen betrifft, den ich, ſo unbrauchbar und gichtbrüchig er immerfort iſt, mit mir herumſchleppen und lieben muß wie mein eignes Selbſt. — Morgen verlaß' ich das ſchöne Liebenſtein; leider ungebeſſert und mit mehr Schmerzen, als ich her gebracht! Ich kann es darum, ſo gern ich möchte, nicht ſegnen. Dennoch ſoll es mir in geſegnetem Andenken bleiben, einiger Guten und Treflichen wegen, die ich hier näher habe kennen und werthſchätzen gelernt, und unter denen ein wackerer Leidensgefährte, — warmen Herzens und heiteren Geiſtes, — mir vor Allen theuer und unvergeßlich ſeyn wird.

Ich habe unterdeß den dritten Theil meiner „römiſchen Studien," den ich dem Hofrath Reinwald hier noch zu geben gedachte, erſt in dieſen Tagen nach ſeiner Abreiſe erhalten. Sie finden ihn deßhalb beigeſchloſſen mit der Bitte, um Abgabe meines Gruſſes und meines Buchs. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie die Vorhand haben ſollen, ſo viele Viertelſtunden und Stunden damit zu vertreiben (oder zu verderben?) als Sie wollen, und daß Sie es alſo vorher behalten, ſo lange Sie mögen. Es iſt vornehmlich wegen des Aufſatzes von den italieniſchen Mundarten, weshalb ich dieſen Theil unſerm Reinwald vorzulegen wünſche, weil dieſe Materie zu ſeinem Lieblingsfache gehört. Daß ich Ihnen die handſchriftlichen Aufſätze nicht beigelegt habe, verzeihen Sie

mir wohl. Ich habe angefangen, an Voß zu ſchreiben, ausführlich; und um nicht einerlei zweimal zu ſchreiben, werde ich ihm wohl den einen Aufſatz ſelbſt mitſenden müſſen; von dem andern habe ich indeß den Abdruck im 4ten Stück des Prometheus erhalten, und da ich vermuthe, daß dieſer Wiener Lichtbringer auch nach Meiningen durchdringt, ſo werden Sie ihn da leſen können; wo nicht, ſo finde ich ſchon einmal von Weimar aus Gelegenheit, Ihnen ein Päcktchen zu überſenden.

Warum ſind Sie nicht hier geblieben! Wir vermiſſen Sie noch immer. Mad. Schopenhauer und ich ſind der Meinung, daß die Woche, in der Sie hier unter uns waren, die ſchönſte der ganzen Brunnenzeit geweſen. Das Getümmel hat ſich ſeitdem verdreifacht. Ein Miniſter, ein Dichter und andre hohe Perſonen ſind eingezogen; aber all' das wiegt uns den einfachen, ruhigen, heiteren, traulichen Ernſt Wagner nicht auf, der uns gerade zur rechten Stunde verlaſſen hat — wenn er nämlich wünſchte, daß wir ihn deſto mehr vermiſſen ſollten. Und das haben wir redlich gethan! Sie könnten uns dafür nicht ſchöner belohnen, als wenn Sie wieder einmal unverhofft in Weimar unter uns erſchienen. Aber was wir ſo ſehr wünſchen, wagen wir kaum zu hoffen. Der garſtige Thüringerwald mit ſeinen Mordwegen liegt in ſeiner ganzen Breite zwiſchen uns, und das Element alles Reiſens,

die Bewegung, iſt unſerm Freunde ſo grauſam verkümmert! Oder geht vielleicht doch der Rückweg in die Heimath nothwendig über Weimar? — Das würde die ſchönſte Stelle für uns im Buche ſeyn; denn alles Beſchriebene würde ſich vorher lebendig bei uns zutragen müſſen, da, wie Sie ſelbſt verſichern, in dieſer Reiſe alles wahr, nichts erlogen ſeyn wird. Drum, wir hoffen! Erfüllen Sie!

Ihr Fernow.

Anmerkung des Herausgebers.

Der Heimreiſende konnte dieſe Hoffnung eines edlen Freundes, der ſich, gleich ihm, ſchon ganz nahe an der Heimath befand, leider nicht erfüllen, ſo ſehr er ſich noch einmal nach Weimar zurückſehnte. Wagner hatte nämlich zwei Jahre früher, wo ſein körperlicher Zuſtand ihn noch das Reiſen nicht allzuſehr erſchwerte, in jener Stadt manche theure Bekanntſchaft gemacht und unvergeßliche Freuden des geſellſchaftlichen Umganges genoſſen; beſonders auch in Wielands liebenswürdigem Familienkreiſe. Als er ſchon dort Abſchied genommen, ſendete ihm kurz vor der Abreiſe der freundliche Dichter noch einen ſchriftlichen Abſchiedsgruß zu, den Wagner unter ſeinen liebſten Briefen aufbewahrte, und den wir daher auch hier mittheilen wollen:

„So leben Sie denn wohl, mein liebenswürdiger Freund, und nehmen meine wärmſten guten Wünſche und die Verſicherung mit ſich, daß Ihre, wiewohl ſo kurze perſönliche Bekanntſchaft einen herzerfreuenden Sonnenblick in die Abenddämmerung meines Lebens geworfen hat. Bleiben Sie mein Freund, geben Sie mir zuweilen ein ſchriftliches Zeichen davon, und erlauben mir, daß ich Ihre „reiſenden Maler" zu Ihrem Gedächtniß und als ein Unterpfand Ihrer mir ſo werthen Zuneigung zurückbehalte.

Mit wahrer Hochachtung und Theilnahme

Weimar, d. 3. März 1806.

ganz der Ihrige

C. M. Wieland."

6.

M. A. von Thümmel an Wagner.

Gotha, d. 26. Dec. 1808.

Nach einem ſolchen Bittbrief als der Ihrige iſt, mein werther Freund, muß auch wohl der Aermſte thun, was er vermag.

Sie glauben, ich habe ein gefülltes Portfeuille? Ja, ich hatte eins, das mir aber leider, — vermuthlich

von einem der Mäurer oder Tüncher, die dieſen Sommer in meinem Hauſe arbeiteten, und gewiß aus keiner andern Urſache als des Käſtchens wegen worin die Mſpte. lagen, — entwendet worden iſt. Eine kleine Oper, ein beinah' geendigter komiſcher Roman, eine Menge kleiner Poeſieen aus meiner Jugendzeit, und Briefe, wichtiger als alles dieß, ſind dadurch verloren gegangen, ob ich gleich den unbekannten Dieb durch eine verſprochne anſehnliche Belohnung anzulocken geſucht habe, mir die ihm unnützen Schriften wieder zu bringen, mit dem Verſprechen, ſeinen Namen zu verſchweigen. *) Ich wurde meinen Verluſt nicht eher inne, als im September, wo mich ein Brief des Herrn Göſchen veranlaßte, nachzu-

*) Einer ſpäteren Sage zufolge, konnte der Tüncher die dargebotene Belohnung nicht mehr verdienen, denn die Thümmel'ſchen Werke hatten bereits gute Dienſte als Unterlage von Papiertapeten geleiſtet, und waren folglich, zwiſchen doppeltem Kleiſter, recht gut verſorgt und aufgehoben. — Ein hämiſcher Streich des tückiſchen Zufalles! aus dem indeß der launige Verfaſſer der „Reiſen ins mittägige Frankreich" ohne Zweifel etwas ſehr Ergetzliches herausgeſponnen haben würde, hätte ihm nicht der unerſetzliche Verluſt allen Spaß an der Darſtellung verdorben.

Anm. des Herausg.

ſehen, da er willens iſt, eine Ausgabe meiner ſämmtlichen Schriften zu veranſtalten. Ich ſtoppele zu dieſer Abſicht alles zuſammen, was ſich glücklicher oder unglücklicher Weiſe noch hier und da verſteckt hat, und um Ihnen wenigſtens meinen guten Willen zu zeigen, lege ich hier einige von den geretteten Kleinigkeiten bei, und überlaſſe es Ihrer Beurtheilung, ob z. B. ein paar Liebeslieder eines alten Mannes des Aufhebens und der Drukkerſchwärze werth ſind. Ich verfertigte ſie vor zwei Jahren, um einer kleinen Neckerei unſrer gemeinſchaftlichen Freundin, der Fr. v. W.., zu begegnen, die mir das Wort Pygmalion als einen Leiſten gab, um ein Gedicht in gleich kurzer Versart darüber zu ſchlagen. Nur Achtung gegen Sie konnte mich bewegen, lieber Freund, mit einigen Leierſtückchen hervorzutreten, die ſich nur ſchlecht in dem großen Concert, das Sie veranſtalten, ausnehmen werden. Ich ſchließe noch ein Gedichtchen einer Dame auf meinen Geburtstag, als einen Nachtrag derjenigen bei, die Hr. Joh. Müller im Morgenblatt aufzuheben für gut fand.

Sagen Sie mir bald, daß Sie wieder recht geſund ſind, und es Ihnen ſo wohl geht, als ich Ihnen zum Neuenjahr und zu allen Zeiten wünſche.

M. A. v. Thämmel.

7.

C. von Truchſeß an Wagner.

Voranmerkung des Herausgebers.

Die liebenswürdige Perſönlichkeit des ausgezeichneten Mannes, von welchem in den „lebensgeſchichtlichen Nachrichten" bereits die Rede war, nun auch durch ſeine eignen Worte anſchaulicher zu machen, theilten wir gern einen vollſtändigeren Briefwechſel zwiſchen ihm und ſeinem Freunde mit, als es uns vergönnt iſt. Die meiſten Briefe von Truchſeß ſind nicht mehr vorhanden; vielleicht weil der Empfänger ſie andern Korreſpondenten mittheilte, und nicht wieder zurückerhielt; — ſelbſt unter den ſich noch vorfindenden ſind wegen ihres, das größere Publikum nicht intereſſirenden Inhaltes nur wenige mittheilbar. Dieſe wenigen folgen hier unzertrennt; indem wir es vorzogen, auch die Wagner'ſchen Briefe an ihn, als ein Ganzes, für ſich beſtehen zu laſſen; denn in der That brauchen ſie nicht, wie Frage und Antwort, unumgänglich nothwendig neben einander zu ſtehen, ſondern es genüget ſchon die Bemerkung der Zeitfolge zur richtigen Anordnung. Der nachſtehende Brief folgt nach dem 6ten Wagner's.

Wittenburg, d. 20. Aug. 1809.

Ich wurde in manche Zerſtreuungen wider Willen hineingezogen, gab mich auch mancher ſelbſt hin; daher die Verſpätung meiner Antwort, ob mir gleich mein lieber, lieber Ernſt ſehr oft gegenwärtig war.

Mein „Gott ſey gelobt!“ über die Wiederkehr Ihrer Geſundheit wird Ihnen Antonie überbracht haben, und Sie konnten es aus keinem würdigeren, reineren, mitbetenden Munde erhalten.

Jetzt, liebſter Ernſt! nehmen Sie meinen innigſten Dank für mehrere höchſt geniale Stellen des zweiten Theiles Ihrer „Reiſe.“ Auch im „Wald von Myra“ wehte mich hier und da Shakeſpear's Geiſt an, ob mir gleich das Ganze nicht gefallen konnte, — Sie auch ſchwerlich darüber einem Lobe von mir entgegen ſehen. Erſt dann danke ich Ihnen für dieſen zweiten Theil mit Kopf und Herz, wenn Sie — noch einen dritten ſchreiben.

In demſelben begleiten Sie, ſofern Ihnen mein Rath etwas gilt, Klotilden durch Italien, laſſen ſie viele Klöſter, — nicht bloß von der gleißneriſchen Außenſeite, ſondern ſo recht im geheimſten Innern, — beſchauen und dadurch zur Erkenntniß kommen: „daß es ein reineres, höheres Chriſtenthum gebe, als eines, das ſich im Widerſtreben gegen die heiligen Bande der Liebe empört.“ Klotilde kehre in dieſem Gefühl zurück, mit Abneigung

erfüllt gegen alles Unweſentliche, Unheilige, was die Hierarchie in das Ur-Chriſtenthum hineinpfuſchte, und reiche dem Geliebten, zum Erſatz für die Freuden, welche ihm die ſchändlich hingeopferte Lydia hätte geben können, die frei gewordene Hand. — Und wollen Sie ſich den edleren beſſern Theil des Publikums noch mehr verpflichten, ſo führen Sie dann den Leſer noch eine gute Strecke weiter ins häusliche Leben der Gattin und Mutter. So wird das Halbe ganz, und ein geprüfter, aber in der Probe beſtandener weiblicher Charakter ſteht in ſeiner Tüchtigkeit vor uns da.

Ich meines Theils ſtehe immer noch bei meiner Vernunft-Religion, gegründet auf Liebe, feſt und mag einer andern Grundlage nimmer vertrauen. — Nur darum wurde, meiner Ueberzeugung nach, Jeſus ein Chriſtus; — nicht durch bloß Ueberſinnliches, auf ein dunkles Ahnungsvermögen Gegründetes. Gerade das hat auch Luther aus dem Schlamm und Unrath einer verdunkelten Zeit wieder herauszuziehen verſucht; und was Er mit Rieſenkraft begonnen, dabei ſollen wir nicht ſtehen bleiben, ſondern mit Geiſt und Liebe immer in Demuth weitergehn. Das war ſein Wille; — und eben deßhalb muß ich Sie nochmals bitten, den noch nicht nach Würden von Ihnen geſchätzten Villers aufmerkſam zu betrachten, und das geprüfte Gute daraus zu behalten. Er wird Ihnen ſicherlich kein Hinderniß bei

dem Werk, was Sie mit Lob, Dank und Preis begonnen haben, wie mir Antonie sagt. *) — Hier mag ein Punktum statt der wärmsten brüderlichen Umarmung stehen!

Was sagen Sie zu dem Fragment aus den Dämmerungen von unserm Richter! Wir drei, Mosengeil mit uns, müssen das einmal zusammen genießen! Nach der ersten und zweiten Ueberhörung war eine heilige Rührung über mich ausgegossen, die noch wohlthätig fortwirkt.

Grüßen und küssen Sie die Ihrigen recht väterlich von mir. Es that mir wohl, zu erfahren, daß der ehrliche Knabe, den Sie uns im zweiten Theil der „Reisen" vorführen, Ihr Anton ist. — Vor dem Winter sehn wir uns schwerlich; aber dann mit der alten, wahren, und immer wachsenden Herzlichkeit! —

Jr.

Nachtrag. Die oben erwähnte kindliche Treumüthigkeit Anton's hebt sich in folgender Erzählung hervor:

„Am frohsten fühlte ich mich im Kreise der Familie, und meinen eigentlichen Liebling fand ich im dritten und jüngsten Kind des Hauses, — einem achtjährigen

---

*) Des Bds. „Jesus von Nazareth."

Sohne, — dem schönsten und besten Knaben, den ich jemals sah, und dem wir alle, — doch hauptsächlich die Schwestern und ich, — mit einer Leidenschaft liebten, vor deren Heftigkeit das arme Kind sich oft kaum zu retten wußte. Daß mir diese Familie mein ganzes Herz abgewinnen werde, vermuthete ich schon am Tage meiner Ankunft, und zwar bei Gelegenheit folgender Anekdote, die mir unvergeßlich bleibt.

Mein Vetter hatte bei Tische von der Nothwendigkeit gesprochen, daß jedermann seinen Geldvorrath immer selbst kennen, in Ordnung halten, und sicher aufbewahren müsse. Als wir gegen Abend versammelt waren, kam der Kleine und sagte sehr angelegentlich: „Jetzt will ich euch allen zeigen, wo ich mir mein Geld aufbewahrt habe — und gewiß recht sicher, lieber Vater!" Er nahm uns, und zugleich einen fremden Bauer, der so eben ein Geschäft beim Vater beendigt hatte, mit hinaus auf den Vorplatz, wo der Knabe seine That kund machte. Dort hatte er nämlich in das viereckige Loch eines offen hervorragenden Hausbalkens seine kleine Baarschaft eingelegt, und ein Deckelchen von Holz künstlich darüber gepaßt mit folgender Inschrift, die gar schön und deutlich geschrieben war: „Jedermann wird recht sehr gebeten, diesen Deckel nicht zu öffnen. Anton."

Wir alle lächelten anfänglich, und die klugen Mädchen lachten. Aber der Bauer sagte: „Ach, du lieber

Gott!" und blickte wehmüthig auf das Kind, zog seinen Huth nochmals vor ihm ab und ging schnell fort. Und der Vater hob das Kind zu seinen Lippen empor, stellte dann das Stolzlächelnde wieder vor seinen wohlverwahrten Schatz hin und winkte uns mit bewegter Miene ins Zimmer zurück.

„Lacht nicht über euern Anton, sprach er zu den Schwestern, weil der gute Junge für die Sicherheit seiner Schätze noch keine festeren Schlösser kennt, als diese herzliche Empfehlung, — diese glaubensvolle Bitte an die Menschheit; an alle seine Brüder, welchen er in dem seligsten Wahne vertraut, der jemals ein Kinderherz beglückt hat! Da sehet ihr nun, welch' ein holdes, reines, köstliches Geschöpf der Mensch in seiner Unschuld ist!" —

„O Anton! ich will diesen Zug deines Gemüthes aufbewahren; ich will diese Geschichte niederschreiben. Du sollst sie einst lesen, wann ich nicht mehr bin. Da wirst du mit Wonne fühlen, welch' ein schöner unbefleckter Mensch du einst warst! — Ach, wehe dem Elenden, der dich einst zum ersten Male zu betrügen, — der den himmlischen Glauben an die Menschheit mitten im Heiligthume deines schuldlosen Herzens zu morden wagt! — Und wer von uns will denn nun das traurige Geschäft übernehmen, unsern Kleinen vor dieser schrecklichen

Stunde zu warnen, die nicht ausbleiben wird? — Ich vermag es nicht — heute nicht!“

8.

Bettenburg, d. 26. Mai 1810.

Der ſchöne Frühling hatte mir liebe Gäſte mitgebracht; dann wurde ich ſelbſt ein Gaſt in Hildburghauſen, wo ich der trefflichen Königsbraut Thereſe Lebewohl ſagen mußte. Bei dieſer Ueberfülle des Reichthumes wäre mir gleichwohl ein fühlbarer Mangel geblieben, hätte ich nicht durch unſern Könitz Ihnen, beſter Wagner, zuweilen Grüße und freundliche Mittheilungen geben laſſen und empfangen. Damit iſt es indeß noch nicht genug, ſondern ich muß Ihnen auf Ihren Brief vom 16. April ſelbſt antworten, und ich freute mich darauf!

Unſrer würdigen Herzogin habe ich bereits meinen Dank gebracht, daß ſie Ihnen jetzo ſchon nicht allein einen ſorgenfreien, ſondern auch einen frohen Blick in die Zukunft Ihrer hoffnungsvollen Knaben vergönnte. Der Weimariſche Müller war bei mir und gab mir die frohe Nachricht, daß er Sie geſunder und heitrer als bei ſeinem vorigen Beſuche gefunden; und auch Er prieß mit mir die Humanität der Fürſtin, die durch die frühe Zuſage deſſen, was ſie ſicher dereinſt würde gethan haben,

den Lebenden noch erquickte. Da Ihnen, herzlieber Mann, nun dieſe Sorge entnommen worden, ſo ſorge auch ich nicht länger für Ihre Erhaltung, ja ich hoffe vielmehr auf das Zunehmen Ihrer phyſiſchen Kräfte: und ſo Dank und Amen!

Aber einen andern Dank habe ich Ihnen, — vorzüglich wohl auch unſerm Schwendler, — für Müller's neue Bekanntſchaft zu ſagen. Sie Beide machten mir ſchon früher Hoffnung dazu; und ſchon dafür war ich dankbar, nun aber bin ich es im höheren, ja im höchſten Grade; denn ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſer Mann, bei aller diplomatiſcher Gewandtheit, ſich nicht Reinigkeit der Seele und des Willens erhalten hätte. Der helle Kopf ragt überall hervor. Mir waren die wenigen Stunden, die er bei mir verweilen konnte, eben ſo lehr- als genußreich. Möchte er öfter hier einſprechen! *)

*) Daß der genannte treffliche Gelehrte und Staatsmann bei Hrn. v. Truchſeß im beſten Andenken blieb, und immer mehr bei ihm an Achtung und Zuneigung gewann, ergiebt ſich aus einem Briefe an den Herausgeber vom 14. Aug. 1824., in welchem Truchſeß ſchreibt: „Dank den Manen unſeres Ernſt! Er ſandte mir vor Jahren den jetzigen Kanzler v. Müller zu; (1810 war er bei mir.) Am letzten Mittwoch Morgens 9 Uhr trat er wie-

. Ehe ich Ihren Brief nochmals überhöre, will ich zuvor noch einigen andern Schreibſtoff diktirend verarbeiten. —

Eigentliche Sachen für unſer Fach, (ich ſage „unſer", weil ich es mit ſo warmer Seele aufnehme, obgleich ich ſelbſt nichts zur Bereicherung desſelben hervorzubringen vermag,) — Sachen für unſer Fach alſo habe ich zeither faſt gar nicht gehört; *) theils weil mir ſehr

---

der bei mir ein. Nach dieſer langen, mitunter ſo ſchweren Zeit erkannten wir uns noch mehr und wurden innig vertraut. — Meine Anlagen verwünſchte ich oft, wenn ich der Verhältniſſe wegen Strohköpfe und Gänschen darin herumführen mußte; jetzt verwünſchte ich ſie abermals, weil ich Müllern, der dieſen Genuß nicht laſſen wollte, nicht dahin begleiten konnte, und er mir dann viel zu lange ausblieb. Er wollte ſchon Mittags wieder abreiſen, es wurde aber doch ſpäter Nachmittag daraus; ſo ſchwelgten wir in freundſchaftlichen Geſprächen!"

Anm. des Herausg.

*) Schon damals waren die Augen des edlen Freiherrn ſehr trübe, ſo daß er ſich ſeine liebſten Genüſſe nur mit ſteter Beihülfe eines Vorleſers und Schreibers verſchaffen konnte. Auch für ſeine feineren pomologiſchen Be-

interessante Menschen mehr gaben als Bücher, und besonders mehr als uninteressante Journale, womit man so viel Zeit vergeudet; theils auch weil der Frühling immer hinweglockt. Von einem echten Jean Paulisten im Geist und in der Wahrheit, vom Dr. C. aus St., gedenke ich Ihnen künftig viel zu erzählen.

Mit meiner Gesundheit geht es, seitdem ich Wein frühstücke, recht gut. Da ich mir gleich anfangs sowohl in der Quantität als in der Qualität enge Schranken setzte, so kann ich steigern, und hoffe daher noch für manches Jahr auszureichen. — Zu einer reichen Kirschenerndte habe ich bis jetzt noch treffliche Aussichten; dann will ich mich aber auch recht daran halten und für

---

obachtungen mußte er sich zuletzt fremder Augen bedienen. — Bei dieser Anmerkung bemeistert sich des Herausgebers eine tiefe Rührung, aus Wehmuth und Wonne gemischt. Wie mitleidswerth, wie bedürftig treten doch in diesen „Mittheilungen" so manche edle Männer auf! — Der tiefdenkende, heißpatriotische Fichte, welcher schreibt: „er hoffe halbgelähmt davon zu kommen;" — der kunstsinnige, gründlichgelehrte Fernow, der seinen Körper „eine Last nennt, die er mit sich herumschleppen müsse;" — der geistvolle, phantasiereiche, gemüthliche Wagner, der sich kaum sechs Schritte weit ohne die ermüdendste Anstrengung fortbewegen kann; — der bie-

Cotta hinarbeiten. Er verſprach mir, bei unſerm erſten, — und ich glaube freundlichen — Sehn, mich einmal auf ſeinem Rückwege von Leipzig zu beſuchen. Möchte er dieſes jetzt thun, denn es iſt recht freundlich um mich her!

Wie wohl mir bei Baierns künftigem Beherrſcher war, davon ſprach Könitz mit Ihnen; ich habe aber noch gar Manches zu ſagen, das ſich nicht alles ſo ſchreiben läßt. Auch Müller kennt den Trefflichen. Ich glaube daß ſein Charakter ſich immer mehr befeſtigen wird.

Unſer Könitz hat Ihre Charade mit ſeinem Logogriph wacker vergolten. Im Impromptü ſagt man ſelten eine Lüge; Könitz auf keinen Fall! Ihr ſagt eben

---

dere, großherzige Truchſeß, der halb blind iſt, und auch am Gehör nur allzuempfindlich leidet: — o wie arm und bedauernswürdig, — und doch wie reich und beneidenswerth ſind dieſe Männer! Wie verſchwindet doch körperlicher Mangel und irdiſche Pflege ſo ganz gegen geiſtige Fülle und Seelengenuß! — Und wie willig erträgt man das Unvermeidliche da, wo ſolche Muſter tröſtend vor uns ſtehn und nach dem Jenſeits hinüberwinken, das des Geiſtes Feſſeln löſet, und uns das Joch abnimmt, unter welchem wir eine kleine Weile ſeufzen und uns ſehnen mußten!

Anm. des Herausg.

Beide die Wahrheit; und wie's der Wahrheit gebührt; mit geiſtigem Schmuck. Ihnen vorzüglich reiche ich dankend die Hand, daß Sie meinen Namen in dieſer Vereinigung genannt haben; nur wollte ich noch, daß Sie mich dieſes hätten diktiren hören; Sie wären mir dann ſicher um den Hals gefallen, und Könitz dazu!

Es iſt mir lieb, daß ich über Ihrer Kinder Geſchick und Ihre Beruhigung anfangs geſprochen habe; denn nun, da ich Ihren herzlichen Brief nochmals gehört, bin ich ganz weich geworden. — Drücken Sie doch Ihre Knaben feſt an ſich und ſegnen Sie und beten für unſeres Georgs hinterlaſſenes Weib! Sie ſoll Ihren und dieſen Brief dereinſt ſehen und ſich darüber freuen.

Für heute genug! — Auch einen Gruß unſerm Moſengeil! Möchte er bei ſeiner Schweizerreiſe ganz mit Ihren Augen ſehn können, und Alles für Sie aufgezeichnet zum dereinſtigen Verweben mitbringen!

Lebe wohl, lieber Ernſt!

N. S.

Ich muß nun doch noch ein paar Worte für den Schriftſteller beifügen.

Ihren Ferdinand Miller kaufte ich mir in Würzburg. Ein recht braver, ehrlicher Junge, der's gut mit der ganzen Welt meint!

Aufrichtig geſtanden, — wie ich denn immer aufrichtig ſeyn muß: — ich freue mich mehr auf Ihre

Iſidore, als auf das ABC. Daß nun zur Iſidore der zweite Theil hinzukommt, dafür habe ich keine Sorge mehr. Ja ich hoffe ſogar, (und hier guckt der Egoiſt hervor!) daß Sie meinen Plan aufgreifen, und der „Reiſe aus der Fremde in die Heimath" noch den dritten Theil geben werden. Freilich möchte ich wünſchen, daß Sie vorher den Villers etwas genauer beguckten; — und ich ſpreche dieß jetzo mit reiner Ueberzeugung nach der hohen Rührung, in welcher ich vor wenigen Momenten war, aus; — überzeugt, daß der echte Proteſtantismus mich niemals ſo erkälten könne, um nicht der echteſten Rührung fähig zu ſeyn. — — Ich wollte, Sie beredeten ſich einmal mit dem lichten Dämmerungsſchreiber über das Hinneigen zum Katholicismus!

Den 28. Mai.

Beim Zuſammenbrechen für die Poſt überhörte ich meine Worte noch einmal. Statt „Hinneigen zum Katholicismus" würde ich jetzo lieber ſagen: „allzu liebliches Ausmalen des katholiſchen Kultus"; — denn ich kann mir nicht denken, daß mein kindlich frommer Ernſt ſich wirklich zu einem Pfaffenthum hinneigen ſollte, von welchem ſich ſeine Voreltern mit tiefem Gefühl des unerträglichen Geiſtesjoches losriſſen, und, bis zu ſeinem Vater hinauf, Gott für dieſes Losreißen

danken! — Aber das zu liebliche Ausmalen des Aeußerlichen besticht die Phantasie, und dann stolpert man über Dogmen hinaus, — oder fliegt darüber hin, — über welche der reine Verstand, und also auch das reine Herz, ohne bestochene Phantasie weder hinweg gestolpert noch geflogen wären.

9.

Bettenburg, d. 14. Sept. 1811.

Ist unser Freund schon wieder nach Meiningen zurückgekehrt, so weißt Du auch, lieber Ernst! welche genußvolle Tage das Vossische Paar mir gegeben hat. Die beiden lieben Menschen blieben 14 Tage bei mir.

Wenn Heinrich *) mir schreibt, so kommst Du ihm immer in den Kopf, oder ins Herz; und so kommt denn auch auf's Papier so Manches, was mehr Dir als mir gilt, was ich aber doch gern und dankbar mitlese. Auf keinen Fall darf ich's Dir lange vorenthalten. Ich diktire daher, nachdem ich eine kapitale Hammelskeule auf dem Tisch, und theilweise auf der Gabel habe,

*) Der jüngere Voß, mit welchem Truchseß in ununterbrochenem Briefwechsel bis zum Tode des noch jungen Mannes stand.

A. d. H.

etwas, ſo gut ſichs bei der Befriedigung ſo gemeiner Bedürfniſſe liefern läßt. — Liebſt Du mich nicht eben ſo, wie mich Heinrich liebt, ſo kommen Dir ſeine Briefe vielleicht etwas lang und redſelig vor; aber ich wage es darauf hin und gebe Dir alles, was ich von ihm habe. Auch des guten Heinrichs gute Mutter mußt Du „ſchnacken" hören. Die Frau iſt mir ſo ehrwürdig, ja faſt noch ehrwürdiger als ihr Mann; lieb ſind mir Beide. Nicht Heinrichen allein ſagten die Alten, daß ſie Dir gut ſind; auch zu ihrem Abraham ſprach die Mutter von Dir, wie ich aus einem Briefe vernahm, den ich mir ſo heraushäkelte, ehe er von hier nach Rudelſtadt abging.

Den Correggio erwarte ich zurück. Hätteſt Du ihn geſchrieben, ich glaube, Du würdeſt ihn eben ſo liebend und zart behandelt haben, als Oehlenſchläger; daher michs wunder nimmt, daß er Dir nicht ganz zuzuſagen ſcheint. Haſt Du einmal eine recht gemüthliche Stunde, wo Du gerade nicht ſelbſt produciren magſt, ſo nimm doch Arel und Walburg wiederholt vor. Zu Hakon Jarl mußt Du in einer genialeren greifen. Wie ſehr hängt oft unſer Urtheil über einen Schriftſteller von der Zeit und der Stimmung ab, worin wir ihn leſen! Die Kunſt zu ſchreiben ſetzt eine andre, die Kunſt zu leſen, voraus. Schon manches Buch eines guten Schriftſtellers, das

nicht gleich anſprechen wollte, legte ich zurück, in der feſten Ueberzeugung, es werde mir ein andermal beſſer gefallen; — und es traf gewöhnlich richtig ein.

Deine lieben Buben kommen nicht; und wenn ſie endlich doch noch kommen ſollten, ſo wird für den wackern Karl wenig mehr zu thun ſeyn; denn durch die anhaltende Dürre iſt faſt die ganze Natur ihres friſchen Schmuckes beraubt und viele Bäume ſind jetzo ſchon faſt blätterlos. Ueber Antons Portrait der alten Dame D. v. B. beſprach ich mich mit meinem Schuler. Ihm war alles ſo recht; mir fängt der Knabe zu bald an, in die ſchmeichelnde Kunſt des Idealiſirens einzugreifen. Schuler verſteht aber wohl mehr davon, als ich.

Wangenheim iſt mit Deiner Iſidore unendlich zufrieden, und will Dir bei der erſten Muße ſelbſt darüber ſchreiben. Mir ſagt er: „Die Aufgabe, die ſich unſer Freund macht, iſt originell und ſchön. Lieblich und durchgreifend hat er die alte, und doch faſt unerkannte, Wahrheit: die Stimme des Gewiſſens auch in der Liebe geltend zu machen, — hervorgehoben, und dem geiſtigen Auge der Vernunft durch das Gemüth hindurch näher gerückt. Andre große, damit in Verbindung ſtehende Gedanken haben ihn bewegt, und lebendig läßt er ſie vor uns in großartigen Anſchauungen erſcheinen. Ich wüßte wenige Produkte der ſchönen Literatur, wo der

Punkt der Wirklichkeit, an welchen die Herrlichkeit der Idee anzuknüpfen ist, so glücklich getroffen wäre. Das Reale erscheint mir darin durchgängig idealisirt, so wie das Ideale realisirt; wodurch immer das Höchste im Leben und in der Kunst erreicht wird."

Sollte sich unser F. durch seine vaterländischen Schauspiele nicht rückwärts gedichtet haben? Ein Kummer, da uns Sigurd so sehr anzog!

Trotz meiner, nun vollendeten Sättigung schnackte ich gern noch weiter, denn ich komme jetzt allmälig in Zug; aber ich muß so eben bei einer Würzburger Excellenz Besuch ablegen, und dafür noch einige Gedanken übrig behalten.

Lebe wohl, Lieber! und grüße Weib und Kinder, und wer zu Dir kommt und auch lieb hat

Deinen Tr.

N. S.

So eben langt Dein Brief an, der mir, wie Du selbst fühlen wirst, sehr wohlthut. Daß Du mir gar nichts von Deiner Gesundheit schreibst, sey mir Bestätigung derselben. Bei Dir ist's ja Frühling und Herbst zugleich, wie unter den glücklichen Himmelsstrichen; wer wollte da krank seyn! Wenn Deine lieben Knaben absolut lernen müssen, und daheim bleiben, so habe ich jetzt am wenigsten dagegen. Außer den werthen Menschen, die zeither bei mir waren, mußte ich mich, der

Verhältniſſe wegen, mitunter auch von weniger werthen herumhudeln laſſen, ſo daß ich nun wieder einmal ganz mir ſelbſt leben möchte. Vor dem Winter wird aus meiner Reiſe nichts, und wenn Du und meine lieben Meininger nicht unwiderſtehlich anlockten, ſo bliebe der alte Dachs den ganzen Winter über in ſeiner Höhle, und zehrte vom eignen Fette.

10.

Bettenburg, d. 23. Nov. 1811.

. . . . Voß werde ich zu Oſtern wohl wieder zu Dir bringen müſſen; früher zu kommen, liegt jetzt auſſer meinem Plan; denn bei der endlich wieder errungenen Herrſchaft über meine Zeit, in meiner Einſamkeit und einförmigen Tagesordnung fühle ich mich ſo behaglich, ich möchte ſagen, ſelig zufrieden, daß ich Dich zwar täglich zu mir herwünſche, mich aber nicht von hier hinweg. Nur arger Schnee könnte mich von meiner Höhe hinab in die Thäler treiben.

Richters „Leben Fibels" hörte ich nach ſeiner Anweiſung in den trüben Novembertagen, und ich fand das Buch großentheils leicht eingänglich und verſtändlich. Stilleben nennt Dein Jean Paul das Werk; — mag ſeyn! aber ich meine doch, er polemiſirt und haut in demſelben mehr um ſich, als ſich's für ein Stilleben ziemt? —

Bekennen muß ich Dir, daß ich eine ganze kleine Bibliothek *—*r Romane als Nachtlektur überhörte. Ich und mein Vorleſer blieben indeß ſtets hübſch wach dabei, und das iſt immer etwas! Fortdauernd behaupte ich, dieſer Schriftſteller würde Viel leiſten, wenn ihm von Obrigkeits wegen auferlegt werden könnte, alljährlich höchſtens anderthalb Alphabete zu liefern. Es iſt echtes Gefühl und Darſtellungsgabe allenthalben nicht zu verkennen, aber es verdünnt ſich zu ſehr in der Menge von Tinte, die er zu ſeinem Jahresbedarf verbraucht. Es giebt Schreiber, die man Tintentrunkenbolde nennen könnte. Es iſt aber dieſes Laſter einer Art von Völlerei gleichwohl das einzige, auf dem die Höllenſtrafe nicht ſteht. Laß ſie denn leben und ſchreiben!

Wann werde ich Deine Iſidora zur Tag- und Nachtlectüre machen? Dem Büchlein horchte ich es bei den erſten Vorleſungen, die mir Moſengeil davon gab, ſogleich ab, daß etwas rechtes daran iſt, und Wangenheims Urtheil hat mich nun noch begieriger gemacht.

Nun will ich mir Deinen letzten lieben Brief *) noch einmal vorleſen laſſen, um recht herzlich zu ſchließen.

* *

*) S. No. 18. der Wagner'ſchen Briefe.

O Du gute, gute Seele! — die Du mir ſchon ſo viel gabſt und warſt, und geben und bleiben wirſt! Auch Dein A B C iſt mir lieb und werth. Beide Artikel „Quell der Jugend" und „Geld" labten mir das Herz noch einmal. — Recht haſt Du auch! Denn ſeit drei Jahren ſpürte ich ſchon manchmal des bewußten Schuhes unſanftes Drücken, und Mittags unter dem Brodkauen hatte ich oft allerlei Gedanken. Doch bis hierher gings noch, und ich danke Gott, daß mir mein Geiſt heiter und ungetrübt blieb, welches ich vor 15 und 20 Jahren nicht ſo hätte denken können.

Aber was willſt Du denn mit dem alten Bettenburger und ſeiner Umgebung in einem Romane anfangen? — Laß' es noch eine Weile anſtehn, wenigſtens bis Oſtern, da ſo etwas ſich beſſer beſprechen, als brieflich abthun läßt.

Uebrigens muß Se. Hochfreiherrliche Gnaden Dero wohlgeneigter Leſer verſichern, daß er nicht geſonnen ſey, aus ſeiner Freiherrlichkeit heraus in den Gaſtwirthſtand zu treten, und daß er ſich bei des dienſtbefliſſenen Autors ſchriftſtelleriſchen Annoncen und Lobeserhebungen bisher nicht ſonderlich wohlgeſtanden, indem ſeine Keller, Speiſekammern und Fruchtboden früher leer wurden, als ſonſt; ja, daß er über beſagten wohlmeinenden Autor ſchon manchmal heimlich etwas gemurmelt, was wie ein Donnerwetter klang, wenn er mir allerlei fremde Leute

auf den Hals gehezt, die mich gern kennen lernen, — nebenbei aber auch bei mir essen und trinken und mir die liebe Zeit stehlen wollten.

Doch seinem Wagner dankt auch Truchseß die Bekanntschaft so mancher edlen biedern Seele! — und bloß in dieser Rücksicht bleibet er

Dein treuer Bruder
C. Truchseß.

11.

Aus einem Briefe von H. Voß an Truchseß.

Heidelberg, d. 27. Aug. 1811.

Wagner's „Jesus von Nazareth" habe ich mit allem Fleiße durchgesehn und meine Bemerkungen niedergeschrieben, unter welchen einige von Schwarz sind. Jezt ist alles in Jean Pauls Händen.

Ich erblicke hier und da ein modernes Kostume statt des alten einfacheren. Das stört den schönen Ton des Ganzen. Das Moderne blickt besonders durch in den Beiwörtern.

Eine solche Erzählung hat ihre eignen Schwierigkeiten. Ist sie im alterthümlichen Geist, so ziemt ihr auch alterthümliche Sprache; dann bleiben freilich dem gemeinen Leser manche Dunkelheiten, deren tieferen Sinn

das Gemüth nur ahnet. Soll sie für unsre Zeit zugeschnitten werden, so muß auch gewissermaßen der Inhalt selbst sich der modernen Denkart fügen; und wie vieles geht dann verloren!

Giebt es eine Vermittelung, so ist sie gewiß schwer. Wagnern scheint sie da am meisten gelungen, wo seine plastische Sprache die alte Vorstellungsart ungekränkt läßt und bloß durch einen hinzugefügten Gedanken die jetzigen Vorstellungen damit zu vereinigen sucht.

In Rücksicht der Wunder scheint mir Wagner den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Er erzählt alles einfach, wie es geschrieben steht, aus dem Gemüth der Evangelisten. So muß es geschehen! denn wenn Einer von den Grundgescheidten, Wasserklarverständigen, der da weiß, daß es keine Wunder giebt, Wunder erzählt, so kann unmöglich beim Leser der Glaube dafür erweckt werden; und wer mit solcher Grundgescheidtheit alles Wundervare hinwegeregisirt, — nicht selten Sprache und Grammatik auf das grausamste folternd, — um die Ehre seines Gottes zu retten, der ist mir verächtlich. Der rechte Erzähler muß den Glauben im Herzen mitbringen; und das hat Wagner gethan, wie die Evangelisten; nur mit dem Unterschiede, daß, was bei diesen einfältig-religiöser Glaube war, bei ihm ein poetisch-religiöser Glaube geworden ist. Mir aber gilt das ziemlich Eins! Johannes, als er vom Teiche Bethesda er-

zählte, glaubte ohne Zweifel an das persönliche Daseyn eines Engels, der das Wasser in Bewegung setzte. Der moderne Neologe erschrickt davor, und weiß durch Advokatenkniffe den Engel so rein weg zu läutern, daß auch nicht ein Fläumchen aus seinem Flügel zurückbleibt. Wir Nichttheologen wissen recht gut, daß die Heilkraft des Wassers aus der Beschaffenheit der Erdschichten, vielleicht auch aus manchen Zuflüssen, herrührte, freuen uns aber doch der herrlichen, echt religiösen Dichtung, daß die Gottheit durch einen himmlischen Boten das Wasser in Bewegung setzen, und von wunderbarer Heilkraft formiren lasse. — Das ist es auch, was mir den Ariost so lieb macht. Er weiß mich durch seine gläubige Darstellung so in seine Wunderwelt hineinzuzaubern, daß ich glauben muß; gerade wie es einem in wunderbaren Träumen zu ergehen pflegt. Sein Nachfolger Fortiguerra dagegen, der Verfasser des Ricciardetto, den ich in meinem funfzehnten Jahre las, wollte mir trotz des Wunderbaren, was sonst die Jugend so anzieht, nicht gefallen; — gewiß, weil er viel zu ungläubig ist, um für seine Mährchen Glauben einzuflößen. Auch hier heißt es: „werdet wie die Kinder."

Griesbach hat Wagnern mitunter Unrecht gethan. Statt ihn von der poetischen Seite aufzufassen, greift er ihn von der dogmatischen an; ein Mißgriff, den Mancher bei der Beurtheilung von Schillers „Göttern Grie-

Heinlands" ſich hat zu Schulden kommen laſſen.) Freuen ſollte es mich, wenn es mir gelungen wäre, hier und da Wagners poetiſchen Glauben gegen Griesbachs Polemik zu befeſtigen. Ueber einige Punkte habe ich meinen kritiſchen Nachfolger Jean Paul gebeten, zu notiren. Ob Johannes wirklich „Brotneider im Meſſiasreich" haben werden wollen, wie Griesbach behauptet, geht mir noch immer im Kopfe herum, wie Etwas, das nirgends Platz finden kann.

Sobald ich Antwort von J. Paul habe, ſchreib' ich Wagnern ſogleich und danke ihm für das Bildniß Oehlenſchlägers, oder vielmehr ſeinem Antönchen.

Du willſt, ich ſoll einen Kommentar zu Shakespeare ſchreiben? — Das könnte wohl kommen! Wenn ich mit Abraham und Abeken an Einem Orte lebte, ſo wollten wir Drei gemeinſchaftlich etwas Gutes liefern. — Zum Wintermährchen und Koriolan wird wahrſcheinlich noch Titus Andronikus hinzukommen, von dem ſchon mehrere Akte überſetzt daliegen. Dieſes Stück iſt faſt gräßlich; aber unüberſetzt darf es nicht bleiben. Es iſt eine Jugendarbeit Shakespeare's; aber die es ihm abſprechen, haben Unrecht, wie ich beweiſen könnte. Haſt Du Tieck's altengliſches Theater geleſen? Perikles iſt wohl von Sh.; aber den alten König Johann für ſeine Dichtung auszugeben, möchte nicht von kritiſchem Geiſte zeugen ꝛc.

12.

Der Herausgeber an Truchſeß. *)

Meiningen, d. 6. Mai 1808.

Vielleicht erinnern Sie ſich noch, mein hochverehrter Freund, eines Einfalles, den ich Ihnen im Augenblick ſeines Entſtehens mittheilte, und den ich noch heute für einen meiner beſten Einfälle halte. Wir wenigſtens haben es nicht vergeſſen, mit welcher Freundlichkeit Sie auf die Frage antworteten: „ob wir während der Abweſenheit der Herzogin in Wagners Geſellſchaft zu Ihnen kommen dürften?“ Nun zieht der Frühling und das Herz uns mächtig hinaus, ſo daß es mir jeden Abend zu Muthe iſt, als müſſe ich fort am nächſten Morgen. — Ja, wir wären ſchon auf dem Wege, wenn wir gewiß ſeyn könnten, den Freund daheim zu finden. Darum dieſe Anfrage und Meldung. Die fürſtliche

---

*) Die folgenden vier Briefe fanden ſich mit unter den Wagner'ſchen, die mir Truchſeß kurze Zeit vor ſeinem Tode ſendete. Sie mögen dieſe kleine Sammlung ſchließen, da ſie ſich nur auf jene beiden lieben Männer beziehn, welche nun hoffentlich längſt auch dem Leſer lieb geworden ſind.

A. d. H.

Mutter war so vollkommen mit unserm Wunsche einverstanden, daß sie selbst uns den Reiseplan vorzeichnete. Wir übernachten demzufolge in Römhild und langen am folgenden Tag, zwei Mann und drei Männlein, auf der Bettenburg an. Viere davon kennen Sie; der fünfte ist Wagner's kleiner Anton, den die Herzogin noch außer meinem Julius dem Prinzen zum Gesellschafter mitzugeben wünschet. Bediente, Kutscher ꝛc. fallen Ihnen nicht zur Last, sondern bleiben im nahgelegnen Dörfchen. Nur Wagner's Schimmel, wenn er ihn noch mitnimmt, ließe sich nicht wohl von seinem Herrn trennen. — Drei Tage lang sind wir bei Ihnen froh, mitunter wohl gar lustig; aber den vierten werden wir ernsthaft, weil wir uns zum Abschiede bereiten müssen.

Nur unter einem heitern Himmel möchten wir reisen. Thut solcher sich den 11ten Mai über uns auf, so fahren wir ab; erwarten jedoch vor allen Dingen Ihre Antwort.

Für unsern geliebten Dichter wird auch das eine „Reise in die Heimath" werden; denn wo ein solcher Wirth sich findet, da ist der Gast daheim!

13.

Meiningen, d. 18. Mai 1808.

Gesund und nach glücklicher Reise sind wir wieder hier angelangt und laben uns nun an der Erinnerung

jener seligen Tage. So muß ich sie ja nennen; denn was könnten Paradieses-Bewohner wohl mehr wünschen, als im Innern ein warmes Herz voll Liebe und Friede, und von Außen eine schöne blühende Welt, und im befreundeten Umgange mit Engeln den lieblichsten Wechsel unschuldiger geistiger Freuden! Ja, wir hatten sogar vor den Himmlischen noch so Manches voraus, was, bei all' ihren Mängeln, vielleicht doch nur die Erde giebt; — etwas Sinnenfutter mit eingerechnet!

Wagner rief unterwegs einmal, die bekannte Stelle aus dem Faust parodirend, aus:

„Uns war ganz paradiesisch wohl
als wie fünfhundert Engeln!"

Aber bei unsrer Abreise hatten wir die Sprache verloren, wenn Sie nicht feuchte Augen und stummes Händedrücken dafür gelten lassen wollen.

O wie war unserm [illegible], — nein, unserm reichen Ernst so wohl! — Die Reise scheint ihm überhaupt trefflich bekommen zu seyn, so daß er beschlossen hat, sich ein kleines Fahrzeug anzuschaffen und künftig nicht mehr zu reiten. Er sitzt jetzt täglich in seinem neugemietheten Gärtchen vor der Stadt und lies't Shakespeare. In dieser Gesellschaft fand ich ihn wenigstens gestern, als ich mit der Frage zu ihm eintrat: ob wir nicht ein wenig vom Bettenburger mit einander plaudern wollten? Da ward selbst Shakespeare bald vergessen, und

wir ſchwatzten ein paar Stündchen weg, während die lieben Knaben, vor dem Häuschen jubilirend, den in Bettenburg geſchnitzten Vogel vollends ganz zu Schanden ſchoſſen.

Viel habe ich erzählt bei dem edlen Königiſchen Paar, welches den Nachgenuß unſrer Freuden theilet. Erſt heute noch ward Ihrer fleißig beim Klang der Gläſer während des Mittagsmahles zu Jeruſalem*) gedacht ꝛc.

---

*) Ein vormals wüſter felſigter Hügel unweit Meiningen hat, man weiß nicht wann und warum, den Namen Jeruſalem erhalten. Der Staatsminiſter von König, der da, wo er etwas Gutes und Schönes ſchaffen kann, wenig nach dem Geldaufwande fragt, kaufte jenen unbebauten Fleck an, und wandelte ihn nach jahrelanger Arbeit zur reizendſten Villa, ſeinem Sommerſitze, um. Der ſeltſame Name, welcher der ſchönen Anlage verblieben iſt, hat ſchon manche Ueberraſchung herbeigeführt; z. B. einem reiſenden Weinhändler, der ſich nach Hrn. v. König in Meiningen erkundigte, und auf die Antwort: „er ſey jetzt in Jeruſalem", ſeine große Verwunderung zu erkennen gab: „wie ein ſächſiſcher Herzog einen Geſandten in Paläſtina haben könne?"

A. d. H.

14.

Meiningen, d. 21. Sept. 1806.

Da bin ich auch, theurer Truchſeß! Ich ſchwebe, — denn ſo wie ich jetzt zu Ihnen komme, bin ich leicht und gedankenſchnell, — Ihren Freunden voran, Ihnen entgegen, mich Ihrer Freude erfreuend. Und wenn Ihre Arme ſich auch noch ſo feſt um Ihren Knitz ſchlingen, ſo finde ich doch noch Raum für mich. In Ihre Geſpräche miſche ich mich ein, ob man mich gleich keiner Antwort würdigt, ach! nicht einmal hört! — Nicht von Ihrer Seite weiche ich, wenn Sie gemeinſchaftlich unter den fruchtvollen Bäumen wandeln, die ich als Blüthenbäume kennen lernte; und am ſtillen Ort, in der Todtenkapelle, wo in der Nähe weinender Männer ein guter Knabe kindliche Thränen vergoß *), darf ich nicht fehlen!

Bei Tiſche — ach! auch meinem Platze ein Glas von dieſem köſtlichen Laubenheimer, daß ich mich am Anſchaun der goldnen Perlen erquicke, und am lieblichen kriſtallhellen Klang, — denn dieſe Geiſterlippen dürfen ja nicht ſchlürfen! (Schenken Sie zuletzt mein Glas irgend jemand, der lange keinen Wein getrunken hat.)

Wie glücklich wäre ich jetzt in Ihrem Cirkel, wenn nicht nach einer alten unabänderlichen Einrichtung „das

*) Der damals achtjährige Herzog Bernhard vor dem Denkmale ſeines verewigten Vaters.

Fleisch wider den Geist gelüstete.“ Ist auch, was ich bei diesem Besuche zurücklassen muß, nicht der bessere Theil meines Ichs, so möcht' er doch auch gern mit, und dauert mich sehr — dadurch wird denn doch im Grunde uns Beiden der Spaß verdorben. Solider ist es, wenn ich mich auf die Zurückkunft der lieben Reisenden vertröste, die denn meine Bitte, mir recht viel von Ihnen zu erzählen, nicht unerfüllt lassen werden.

Und kommen Sie denn im Winter nicht selbst? — Frau von Knig glaubt mir diese Hoffnung machen zu dürfen; — und Sie? . . . Wagner (er grüßt tausendmal) sagt mir, daß er Sie in seinem letzten Briefe so recht in der Sehnsucht seines Herzens eingeladen habe. Da kann ich denn hoffnungsvoller bitten, weil mir so gut vorgearbeitet ist ꝛc.

15.

Altenstein, d. 26. Aug. 1816.

Auf der schönen Burg meines edlen Ritters, der so gastfrei, und eben darum selten Gast-frei ist, mag's wohl schon eher vorgekommen seyn, daß alte und neue Gäste sich einander auf der Schwelle begegneten. Man hat in solchen Fällen sein Gesicht nicht immer in seiner Gewalt, und murmelt vielleicht, wenn es klopft, in den Bart: „ach, schon wieder ein Besuch!“ Da tritt aber manchmal ein alter treuer Freund herein, nach dem wir

uns ſchon lange geſehnt haben. Wie heitern ſich dann plötzlich die Mienen auf! Wie eilt man ihm entgegen! Wie bittet man ihn in Gedanken um Verzeihung, weil man nicht ſo ganz freundlich „herein!“ gerufen; und wie labt man ſich nun mit ihm, — reich entſchädigt für die Langweile, die ſeine Vorgänger uns mitbrachten! —

Ein ſolcher lieber Gaſt war mir Ihr Brief, der gerade eines Morgens anlangte, wo ich ſchon mehrere mich langweilende erbrochen hatte. Noch einmal heiße ich ihn herzlich willkommen, und eile nun ſogleich zur Beantwortung.

Von unſeres Wagner's unvollendet gebliebenem Werk hat mein Gedächtniß, außer dem wohlthätigen Eindruck, den das Ganze bei mir zurückgelaſſen, im Einzelnen nur wenig aufbewahrt. Mein Urtheil iſt daher jetzt, ſobald hievon die Rede ſeyn ſoll, wo nicht das des Blinden von der Farbe, doch wenigſtens des Kurzſichtigen von der Ferne. Doch ſelbſt bei einem ſo beſchränkten Urtheile finde ich die Schwierigkeiten, die unſern Voß bisher von der übernommenen Bearbeitung und Ergänzung des Fragmentes zurückgeſchreckt haben, erheblich genug, ja kaum zu beſeitigen.

Der verewigte Dichter hatte wohl das rechte Herz, den Evangeliſten das Leben Jeſu nachzuerzählen, aber an manchen Vorkenntniſſen fehlte es ihm, dem Nichttheologen, allerdings; inſofern nämlich eine befriedigende

Vereinigung der heiligen vier Erzählungen von des Herrn Leben und Sterben ohne Kritik und Sprachstudium nicht füglich unternommen werden kann. Wer aber nach Wagner das Werk zu bearbeiten und zu vollenden übernähme, der machte sich anheischig, alles Mißverstandene zu berichtigen, die sämmtlichen vorliegenden Anmerkungen sachverständiger Männer zu beachten, und außer denselben noch gar manche andre, die in den exegetischen Werken neuerer Schriftsteller zerstreut sind. Das führte in ein weites Feld, und man möchte dabei wohl fragen: was bliebe zuletzt noch von Wagners Arbeit übrig!

Von dieser Seite betrachtet, würde ich also kein Bedenken tragen, den Druck der, auf solche Weise umgearbeiteten Schrift zu widerrathen. Was aber möchte wohl hindern, das Bruchstück ganz in seiner jetzigen Gestalt Wagners vielen Freunden als ein letztes Andenken aus gutem treuen Herzen darzureichen? Die undankbare Rolle eines Zwischenredners aufgebend, übernähme Voß die des Vorredners. Er gäbe die kurze Geschichte des Werkleins und suchte überhaupt den Leser in den rechten Gesichtspunkt zu stellen, welcher kein andrer ist, als der des Glaubens und der Liebe. Wahrlich! auch dieser Jesus von Nazareth würde Herzen gewinnen und erwärmen! Wagners Publikum ist groß; sein „Jesus" wird in demselben gar viele Leser finden, welche die Evangelien nur von ferne kennen. — Wer vermöchte die

frommen Gefühle zu zählen und zu wägen ſich erdreiſten, die durch eine ſolche Schrift entzündet, als heilige Opferflamme des gottgeweihten Herzens vielleicht nimmer wieder verlöſchen! Die Geſchichte des größten Leidenden, den die Welt kennt, von einem ausgezeichneten Schriftſteller, der ſelbſt ein armer leidender Mann war, unter vielen ſtillen Thränen erzählt (deß bin ich Zeuge!) — von einem Manne erzählt, der zwar niemals die gelehrte Schriftforſchung zu ſeinem Studium gemacht, ſich niemals im Gewirre theologiſcher Syſteme und Hypotheſen befangen hatte, aber eben darum „aufhob heilige Hände ohne Furcht und Zweifel" — und deſſen müdes Leben früher zu Ende ging, als ſeine Erzählung: — wie rührend und erwecklich iſt das! Wer könnte wohl den letzten, unvollendet gebliebenen Satz des ehrwürdigen Bruchſtückes ohne naſſe Augen anblicken! und wie Mancher würde es nur darum aus der Hand legen, um in den heiligen Urkunden ſelbſt weiter zu leſen!

Daß Wagner die Bekanntmachung ſeiner letzten Arbeit nicht wünſchte, iſt eben ſo ſehr in der Ordnung, als daß *wir* ſie wünſchen. Die Gründe, die uns bewegen, an ihre Nutzbarkeit zu glauben, *konnten* die ſeinigen nicht ſeyn, denn er mußte ſie nur allein im Werke ſelber, unabhängig von ſeiner Perſönlichkeit ſuchen: wir hingegen dürfen gerade *dieſe* vorzüglich mit in Anſchlag bringen. Die gelehrte Kritik, die jenes letzte rührende

Andenken unſeres hart geprüften Freundes auf eine liebloſe Weiſe herabzuwürdigen wagte, müßte ſich ja zu Tode ſchämen!

Dieß, Theuerſter, iſt meine Anſicht und Meinung. Mögen nun Sie, Jean Paul, Voß, — vielleicht auch Ihr trefflicher Rochlitz, dem man die Handſchrift mittheilen müßte, und der unter uns Allen wohl am unbefangenſten darüber urtheilen könnte, — entſcheiden.

(Daß des Herausgebers Anſicht die oben genannten würdigen Freunde nicht theilten, und das Mſpt., weil ſich dennoch kein Bearbeiter finden wollte, zurückgelegt blieb, iſt bereits in den „lebensgeſchichtlichen Nachrichten" erzählt, zugleich aber die Bemerkung hinzugefügt worden: man glaube den Leſern wenigſtens die Mittheilung einiger Bruchſtücke aus E. Wagners „Jeſus von Nazareth", zur nähern Bezeichnung der Darſtellungsweiſe, ſchuldig zu ſeyn. Wir wählen dazu in der Beilage zuerſt denjenigen Theil der Erzählung, welcher die Bergpredigt enthält, und ſodann den Schluß der unvollendeten Handſchrift.)

Beilage zu No. 5.

Zwei Bruchstücke aus Wagners

„Jesus von Nazareth;

eine Harmonie der vier Evangelien,
für Freunde der Religion."

Erſtes Bruchſtück.

Jeſus begab ſich hinaus in die Einſamkeit einer wüſten Gegend und betete dort zu ſeinem himmliſchen Vater. Aber Petrus und die übrigen Jünger gingen ihm nach und als ſie ihn antrafen, ſprachen ſie zu ihm: „Das Volk drängt ſich wieder herzu und Jedermann ſucht dich.“ Aber Jeſus erwiederte: „Ich bin nicht für eine einzige Stadt berufen, ſondern ich muß auch an andern Orten das Evangelium predigen. Auf alſo, und laßt uns in die nächſten Städte gehen!“

So reiſeten ſie dann weiter durch Galiläa. Das Gerücht von ſeinen Thaten hatte ſich bereits in ganz Syrien verbreitet. Ueberall, wo er das neuerſcheinende Reich Gottes verkündigte, brachte man ihm Beſeſſene, Mondſüchtige, Gichtbrüchige und Kranke von jeder Art entgegen, und Jeſus machte ſie alle geſund.

Ein groſser Volkshaufen aus Galiläa, von der andern Seite des Jordans, aus dem Lande der zehn Städte, aus Judäa, und ſelbſt aus Jeruſalem folgte ihm nach. Als aber Jeſus die Menge überblickte, ſtieg er auf eine Anhöhe, ſetzte ſich und die Jünger traten zu ihm. Da redete er das verſammelte Volk alſo an:

Selig ſind Alle, die ſich geiſtig arm fühlen, denn der Himmel iſt ihr Erbtheil!

Selig ſind die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden.

Selig ſind die ſanftmüthigen Herzen, denn ſie werden ruhig im Lande wohnen.

Selig, die immer hungern und dürſten nach dem Rechten, denn ſie ſollen geſättigt werden.

Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.

Selig Alle, die Frieden ſtiften, denn Gott wird ſie ſeine Kinder nennen.

Selig Alle, die um des Rechten willen verfolgt werden, denn das Himmelreich iſt ihre Zuflucht.

Selig, meine Jünger, ſelig ſeyd Ihr, wenn Euch die Menſchen um meinetwillen ſchmähen und verfolgen;

wenn sie allerlei Böses von Euch sagen, woran Ihr unschuldig seyd! Haben sie doch auch jene Propheten, die vor Euch gewesen sind, eben so verfolgt! Darum seyd fröhlich und getrost; Ihr werdet reichen Lohn für Euer Leiden im Himmel finden! Denn Euch habe ich zu kühnen Predigern der Wahrheit, zum Salz für die Menschen dieser Erde bestimmt. Wenn nun das Salz dumm würde, womit sollte man salzen? Müßte man es nicht als untauglich auf die Straße werfen und von den Leuten zertreten lassen? — Ihr sollt das Licht der Welt seyn: baut man aber wohl die Zinnen einer Bergstadt darum in die Höhe, damit sie den Blicken der Welt verborgen bleibe? Oder setzt man ein angezündetes Licht unter einen Scheffel, und nicht vielmehr frei auf den Leuchter, damit es die Gemächer der Hausgenossen erhelle? — So lasset denn auch Ihr Euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie Eure guten Werke sehn und durch eigne Thaten Euern Vater im Himmel preisen.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sey, um das Gesetz Gottes aufzuheben, oder die Gebote seiner heiligen Propheten. Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es vollständiger und reiner darzustellen. Denn wahrlich, ich sage Euch: Eher wird Himmel und Erde vergehen, als der kleinste Buchstabe göttlicher

Geſetze, bis alles erfüllt ſeyn wird. Wer nun durch ſeine Lehre das kleinſte von den Geboten des Herrn auflöſet, der wird der Kleinſte im Gottesreiche ſeyn; wer es aber lehret und ſelbſt darnach handelt, der wird groß heißen im Himmel.

Ich ſage Euch aber: Wenn Ihr nicht bei Beobachtung der Geſetze nach einer reineren Sittlichkeit handelt, als Eure Phariſäer und Schriftgelehrten, ſo werdet Ihr keinen Theil am Reiche Gottes haben. — So wiſſet Ihr zum Beiſpiel, daß den Alten geboten ward: „Du ſollſt nicht tödten; und wer tödtet der ſoll gerichtet werden.“ Hiebei laſſen es Eure Geſetzlehrer bewenden. Ich aber ſage Euch: Schon, wer mit ſeinem Bruder in Feindſchaft lebet, verdient, daß er gerichtet werde; ja wer ſeinen Bruder ſchilt, verdient, daß ein höherer Richter ihn ſtrenger ſtrafe; und wer ihn für einen Nichtswürdigen erklärt, der verdient die Strafe der Verbrecher.

Darum, wenn du dem Altar des Herrn naheſt, um deine Gabe zu opfern, und du wirſt dort eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich hat, ſo laß' am Altar dein Opfer zurück, eile von hinnen und verſöhne dich zuvor mit dem Beleidigten, — dann erſt opfere Gott deine Gabe mit reinem Herzen.

So ſey auch jedem andern Gegner mit verſöhnlichem Sinne geneigt, ſo lange es noch von dir und ihm abhängt, den Streit zu ſchlichten. Denn ſtehet ihr erſt mit einander vor Gericht, ſo wird dann der Gegner dich einzig dem Richter überlaſſen, und dieſer durch die ihm gegebene Gewalt dir ſo lange Zwang zufügen, bis du auch die kleinſte und letzte deiner Verſchuldungen gebüßt haſt.

Ihr habt ferner gehört, daß den Alten geboten war: „Du ſollſt nicht ehebrechen.“ Ich aber ſage Euch: Wer ein Weib mit begehrenden Sinnen anſchaut, der hat ſchon im Herzen mit ihr die Ehe gebrochen. — Aergert dich dein Auge, ſo reiß es aus; ärgert dich deine rechte Hand, ſo haue ſie ab und wirf ſie von dir; denn beſſer iſt's, du verliereſt eines deiner Glieder, als daß das Ganze dem Verderben übergeben werde.

Weiter ſpricht das Geſetz: „Wer von ſeinem Weibe geſchieden ſeyn will, der ſoll ihr einen Scheidebrief geben.“ Ich aber ſage Euch: Wer ſich mit Leichtfertigkeit von ſeinem Weibe ſcheidet, der macht ſie ſelbſt zur Ehebrecherin; denn wer ſie heirathet, der bricht die Ehe.

Ein andres Geſetz befiehlt den Vorfahren: „Du ſollſt keinen falſchen Eid ſchwören und dem Herrn deinen

Eid halten.“ Ich aber lehre Euch: Ihr ſollt durchaus ſo wenig bei dem Himmel ſchwören, als bei der Erde, oder bei Jeruſalem: denn der Himmel iſt Gottes Stuhl, die Erde iſt ſeiner Füße Schemel, und Jeruſalem iſt die heilige Stadt des großen Königs. Eben ſo wenig ſollt Ihr bei Euerm Haupte ſchwören und Euch ſelbſt verfluchen, denn Ihr Elende vermöget ja nicht ein einziges Euer Haupthaare weiß oder ſchwarz zu machen. Was habt Ihr alſo zu verpfänden im leichtſinnigen Schwur, da Ihr ſelbſt mit allen Dingen außer Euch, nicht Euer, ſondern Gottes Eigenthum ſeyd! — Eure Bekräftigung ſey ein redliches Ja oder Nein: was drüber iſt, das iſt vom Uebel.

Ferner kennet Ihr die alte geſetzliche Regel: „Auge um Auge, — Zahn um Zahn.“ Ich aber ſage Euch: Erboſet die Wut des Gegners nicht durch Widerſtand, ſondern entwaffnet ſie durch Sanftmuth. Schlägt dich Jemand auf den rechten Backen, ſo biete ihm den andern lieber dar, ehe du ſelbſt dich dem Zorne hingiebſt. Will dir ein Habſüchtiger den Rock nehmen, ſo laß ihm auch den Mantel dazu. Nöthigt dich Jemand, eine Meile weit mit ihm zu gehen, ſo begleite ihn die doppelte Strecke Weges. Wer dich anſpricht, dem gieb, und wer von dir borgen will, dem kehre nicht den Rücken zu.

Endlich hieß es bei den Alten: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben und deinen Feind haſſen.“ Ich aber lehre Euch: Liebet Eure Feinde; ſegnet, die Euch fluchen; thut Euern Haſſern Gutes; betet für Eure Beleidiger und Verfolger. Nur durch dieſen milden Sinn bildet Ihr Euch zu würdigen Kindern Eueres Vaters im Himmel. Er läßt ja ſeine Sonne aufgehn über Böſe und Gute, und ſeinen himmliſchen Segen träufeln über Gerechte und Ungerechte! Wollet Ihr nur Euern Brüdern freundlich ſeyn und nur die lieben, die Euch lieben, — was thut Ihr Beſonderes hieran, oder wie möget Ihr dafür noch Belohnung erwarten? Thun nicht die von Euch verachteten Zöllner dasſelbe?

Darum ſollt Ihr ſo vollkommen zu werden trachten, wie es Euer himmliſcher Vater iſt, der auch denen Langmuth beweiſet, die wider ihn ſündigen.

Thut Eure Werke der Wohlthätigkeit nicht prahlend vor den Augen der Menſchen, ſonſt habt Ihr bei Gott keinen Lohn dafür zu erwarten. Die, welche ihre Almoſen öffentlich in den Schulen ausſpenden, und ihre Gaben auf den Gaſſen ausposaunen laſſen, das ſind Heuchler, die außer den Lobpreiſungen der Menſchen keinen höhern Lohn zu hoffen haben. — Freund, wenn du Almoſen giebſt, ſo laß deine linke Hand nicht wiſſen, wie

viel die rechte gab, damit deine Mildthätigkeit verborgen bleibe vor der Welt; aber dein Vater, der ins Verborgene ſiehet, wird dir's öffentlich vergelten.

Bete nicht zur Schau vor den Menſchen, wie die Heuchler, die am liebſten in den Schulen und an den Straßenecken ſtehen und beten, damit ſie die Blicke der Welt auf ſich ziehen; — wahrlich, ſie haben ihren Lohn dahin! Wenn du beten willſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, verſchließe die Thüre und erhebe dein Herz zum Vater in ſtiller Verborgenheit; aber dein Vater, der ins Verborgene ſiehet, wird dir's öffentlich vergelten. — Auch ſollt Ihr nicht lange Gebete herplaudern, wie die Heiden, welche glauben, ſie würden eher erhört, wenn ſie viele Worte machen. Euer Vater weiß und kennt ja ſchon eher, als Ihr zu ihm betet, jedes Eurer Bedürfniſſe. Darum betet zu Gott alſo:

Unſer Vater im Himmel! Dein Name ſey heilig; dein Reich komme und dein Wille geſchehe, auf Erden wie im Himmel. Unſer Brod gieb uns heute, wie täglich. Vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern. Laß uns nicht in Verſuchung fallen, ſondern rette uns vor dem Uebel. Denn du biſt allein der Herr, der Kräftige, der Herrliche in Ewigkeit. Amen.

Denn ſo wie Ihr ſelber zu vergeben geneigt ſeyd oder nicht, eben ſo wird Euer himmliſcher Vater auch gegen Euch geſinnt ſeyn.

Wenn Ihr faſtet, ſollt Ihr nicht ſauer ſehen, wie die Heuchler, die durch Verzerrung ihrer Geſichtszüge ſich vor den Menſchen mit ihrem Hungerleiden groß machen. Wahrlich, mit dieſem elenden Ruhm iſt ihr ganzer Lohn dahin! Nein, mein Freund, wenn du faſten willſt, ſo ſalbe dein Haupt und waſche dein Angeſicht wie zur frohen Feier: laß es dir äußerlich nicht anmerken, und dein Vater, der ins Verborgene ſieht, wird dir für deine geheime Anſtrengung und Nüchternheit öffentlich vergelten.

Sammelt Euch keine irdiſchen Schätze. Motten und Roſt verzehren die Schätze der Erde; Diebe ſtellen ihnen nach und rauben ſie. Sammelt Euch Schätze in der beſſern Welt; dort werden ſie Euch wohlverwahret bleiben für die Ewigkeit. Denn wo Euer Schatz iſt, da iſt auch Euer Herz.

Dein Auge leuchtet allen Gliedern des Körpers vor. Iſt jenes geſund, ſo haben dieſe alle ihr Licht; iſt jenes nicht tauglich zu leuchten, ſo bleiben dieſe alle ohne Licht. So nun auch das Auge deines Geiſtes, das in-

nerlich dich erleuchten ſoll; — iſt ſelbſt dieſes verdunkelt, wie ſchrecklich muß nicht die Finſterniß ſeyn!

Niemand kann zweien Herren dienen. Er wird den Einen lieben und den Andern haſſen, — oder doch dem Einen mehr zugethan ſeyn als dem Andern. Ihr könnet nicht Gott dienen, und zugleich dem Götzen der Erde, dem Mammon. Aber meine Lehre iſt dieſe: Sorget nicht für die Nahrung zur Erhaltung Eueres Lebens, noch für die nothdürftige Bekleidung Eueres Leibes. Iſt nicht das Leben ſelbſt, das Euch Gott ſchenkte, wichtiger als die Nahrung, und der Leib edler, als die Bekleidung desſelben? Sehet doch die Vögel unter dem Himmel an! Sie ſäen nicht, und arbeiten nicht; ſie ſammeln nichts in die Scheunen, und doch ernähret ſie Euer himmliſcher Vater. Seyd Ihr nicht viel mehr, denn ſie! Kein Menſch vermag ja mit der ängſtlichſten Sorgfalt zu bewirken, daß ſein Leben ſich um eine Spanne verlängere; aber der, welcher das Leben aufblühen und wachſen läßt, der weiß es auch zu erhalten. — Und warum wolltet Ihr bänglich ſorgen um Eure Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde in ihrem herrlichen Schmuck! Sie ſpinnen nicht und arbeiten nicht an ihrer Kleidung; und doch war ſelbſt der königliche Salomon in all' ſeiner Pracht nicht mit ſo köſtlichem Schmucke angethan, als jener Feldblumen eine!

Wenn Gott den Halm des Feldes so herrlich kleidet, der doch heute grünt und morgen abgedorrt in den Ofen geworfen wird: warum sollte er nicht eben so gut für Euch sorgen, Ihr Kleingläubigen? — Darum sollt Ihr nicht ängstlich sorgen und sagen: Was werden wir essen und trinken? Womit werden wir uns kleiden? Dergleichen Sorgen machen sich die Ungläubigen. Ihr aber kennt einen Vater, welcher wohl weiß, daß Ihr dieß alles bedürfet. Trachtet vor Allem nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird Euch das Uebrige von selbst zufallen. Entschlaget Euch denn der Sorge für den morgenden Tag! Er wird, wie der heutige, für seine Bedürfnisse sorgen, — und jeder Tag bringt ja der eignen Plage ohnehin genug mit sich.

Urtheilt nicht hart über Andere, damit Ihr einst nicht mit gleicher Strenge gerichtet werdet. Denn dasselbe Gericht, das Ihr über Andere ergehen lasset, ergeht einst über Euch, und mit demselben Maße womit Ihr messet, wird Euch gemessen werden.

Freund! warum bemerkst du den Splitter in des Bruders Auge, ohne den Balken in deinem eignen Auge wahrzunehmen? Und wie magst du, mit solchem Balken im Auge, rügend zum Bruder sagen: halt, ich will dir den Splitter herausziehn? — Du Heuchler! Erst

mußt du dich ſelbſt von deinem Laſter befreien, dann erſt bemühe dich, des Bruders Schwächen zu vertilgen!

Ihr ſollt die Geheimniſſe Eueres Heiligthumes nicht den Hunden preisgeben, nicht die Perlen den Säuen vorwerfen. Unter die Füße treten die Nichtswürdigen das Unſchätzbare; ja, ſie werden ſich gegen Euch ſelbſt wenden und ihre eignen Wohlthäter zerfleiſchen.

Seyd freudig und glaubensvoll in Euerm Gebet. Bittet nur getroſt; ſuchet unabläſſig und klopfet an, ſo werdet Ihr Erhörung finden. Denn dem Flehenden wird gegeben; der Suchende findet, und dem Anklopfenden wird aufgethan. Selbſt unter Euch iſt ja Keiner, der ſeinem Kinde, wenn es ihn um Brod bittet, ſtatt deſſen einen Stein, oder ſtatt eines Fiſches eine Schlange biete? Wenn nun Ihr Menſchen, die Ihr doch ſündhaft ſeyd, Euern Kindern das erbetene Gute gern gewähret, ſo wird ja Euer heiliger himmliſcher Vater um ſo mehr allen, die ihn darum bitten, das gewähren, was ihnen gut iſt.

So wie Ihr von Eueren Nebenmenſchen behandelt zu werden wünſcht, gerade ſo müßt Ihr ſelbſt auch ſie überall behandeln. So verlangt es das Geſetz; ſo wollen es die Propheten.

Gehet durch die enge Pforte ein, die zum Heil führet. Denn weit iſt die Pforte, und breit die Straße,

welche zum Verderben abwärts führt, und ihrer ſind Viele, die dorthin wandeln. Aber enge iſt die Pforte, ſchmal der Pfad, der zum Leben aufwärts leitet, und ihrer ſind Wenige, die ihn finden.

Hütet Euch vor den falſchen Propheten, die in Schafspelzen, wie Hirten gekleidet, zu Euch kommen, aber im Innern reißende Wölfe ſind. An ihren Thaten müſſet Ihr ſie erkennen, wie Bäume an ihren Früchten. Kann man wohl Trauben leſen von den Dornen oder Feigen von den Diſteln? Ein edler Baum bringt gute, ein ſchlechter bringt böſe Früchte, denn ſo liegt es in ihrer Natur. Jeder Baum aber, der nicht gute Früchte bringet, den haut man ab und wirft ihn ins Feuer. So lernet denn auch die heuchleriſchen Lehrer an ihren Früchten erkennen!

Nicht allen, die zu mir ſagen: „Herr, Herr!“ wird das Himmelreich zu Theil werden, ſondern nur allein Jenen, die den Willen meines himmliſchen Vaters erfüllen. Viele werden einſt am Tage des Gerichts zu mir ſagen: „Herr, Herr! Haben wir nicht als deine Jünger gelehrt, in deinem Namen geweisſagt, böſe Geiſter ausgetrieben und viele Thaten gethan?“ Und doch werde ich ihnen öffentlich zurufen: „Ich habe Euch nie anerkannt; — weichet alle von mir, Ihr Uebelthäter!“

Wohl dem, welcher dieſe meine Rede nicht allein hört, ſondern auch darnach thut, und ſie bei den Hand-

lungen seines ganzen Lebens zur ersten, festen Grundlage macht! Ihn vergleiche ich einem verständigen Manne, der sein Haus auf einem Felsengrunde erbaute. Da nun ein Platzregen fiel und die Wasserströme und Wirbelwinde gegen das Haus tobten, da stand es dennoch fest, denn es war auf einen Felsen gegründet. — Wer aber meine Rede bloß hört, und richtet sich nicht in seinem Leben darnach, der gleichet dem thörichten Manne, der sein Haus auf lockeren Sand baute. Da nun Regenströme und Sturmwinde kamen, und gegen den Bau anstürmten, da stürzte er mit großem Krachen zusammen.

Hier endigte der Herr seine Rede. Aber alles Volk staunte über die Geistesmacht des neuen Lehrers; denn er verschmähte in seinen Vorträgen die gelehrten Streitfragen und alle nutzlose Schulweisheit, woraus die Reden der jüdischen Schriftgelehrten gewöhnlich bestanden. Seine Worte hingegen ergriffen gewaltig das Herz und waren voll göttlicher Kraft.

Etliche Tage nachher kam Jesus wieder nach Kapernaum, am galiläischen See gelegen. Sobald seine Ankunft bekannt wurde, versammelten sich so viele Menschen, daß sie nicht im Hause Platz hatten, und selbst draußen vor der Thüre entstand ein großes Gedränge.

In der Fülle von Gottes heiliger Kraft ſtand er da, und von ſeinen Lippen floß Troſt und Heilung für Seele und Leib. Es waren von Jeruſalem und andern Städten viele Phariſäer und Schriftgelehrte gegenwärtig, welche ſchon damals eifrig jede Gelegenheit aufſuchten, an dem neuverkündigten Meſſias-Reiche, von „einem armen Zimmermannsſohn gepredigt," irgend etwas Geſetzwidriges zu finden; denn ihr Sinn war auf das Irdiſche gerichtet, und nicht auf ein himmliſches Reich des ewigen Lebens; — nicht auf das Gottesreich unſterblicher Seelen, welches, ohne die Gewalt der Könige zu ſtören, ſelbſt unzerſtörbar und unabhängig von jeder Erdenmacht, aufblühen ſollte, und endlos fortwachſen mußte, weil es das Reich der ewigen Wahrheit, und der Thron desſelben nicht im Raume der ſichtbaren Welt zu ſuchen war.

Indem nun der Herr ihnen das Wort Gottes predigte, kamen einige Leute, die einen durch Gicht gelähmten elenden Menſchen von vier Männern herbeitragen ließen, um die Heilung desſelben von Jeſu zu erbitten. Da ſie aber nicht durch das Volksgedränge hindurch bis zu ihm gelangen konnten, brachen ſie die Bedeckung des Hauſes auf und ließen von oben das Bette mit dem darauf liegenden Gichtbrüchigen herab in den Raum, wo Jeſus ſich befand. Da nun der Herr ihr gläubiges Ver-

trauen und die Angſt des Unglücklichen ſah, der in ſeinen peinlichen Leiden die Folgen der Jugendſünden zu fühlen ſchien, ſprach er mit milder Freundlichkeit: „Sey getroſt, mein Sohn! deine Sünden ſind dir vergeben.“

Aber die anweſenden Phariſäer und Schriftgelehrten ſahen einander mit unwilligem Erſtaunen an. Jeder gedachte in ſeinem Herzen: „Spricht nicht dieſer Menſch eine Gotteslästerung aus? Wer hat ihn zu ſolchen Reden ermächtigt? Wer kann Sünden vergeben außer Gott?“

Jeſus errieth ihre Gedanken und ſprach, indem er ſich mit ernſter Miene zu den Auflauernden wendete: „Warum heget Ihr ſo arge Gedanken im Herzen? Iſt es etwas Höheres, wenn ich ſage: dir ſind deine Sünden vergeben — oder wenn ich ihm zurufe: ſtehe auf und wandle? — Aber damit es Euch kund werde, daß des Menſchenſohn Gewalt habe, die Sünden zu vergeben, ſo gebiete ich dir, Kranker! ſtehe auf, nimm dein Bette und gehe heim.“

Schnell bewegten ſich die ſtarren Glieder; freudig ſprang der lange Gelähmte vor ihren Augen empor, hob ſein Lager kräftig auf die Schultern und wanderte, Gottes wunderbare Macht laut preiſend, heim.

Mächtiges Erſtaunen ergriff alle Anweſenden. „Welche ſeltſame Dinge haben wir geſehn!“ riefen die Erſchrok-

kenen, und lobten die Wunderkraft Gottes unter den Menschen.

Kurz nach dieser Begebenheit wandelte Jesus am galiläischen See und sah dort zwei Zöllner, Levis, des Alphäus Sohn, und Matthäus, an ihrem Zollhause sitzen. „Folget mir nach!“ rief ihnen der Göttliche zu, der gute Herzen so unwiderstehlich an sich zu ziehen wußte; und sie verließen Alles und wurden seine Begleiter.

Levis bereitete hierauf zu Ehren seines neuen Meisters ein Gastmahl in seinem Hause, wobei unter den Gästen auch Zöllner und andere Menschen von zweideutigem Rufe erschienen und mit dem Herrn zu Tische saßen. Hierüber ließen die Schriftgelehrten und Pharisäer ihren Tadel gegen seine Jünger aus. „Warum, sprachen sie, esset und trinket Ihr und Euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?“

Aber Jesus antwortete ihnen selbst: „Die Starken und Gesunden bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Gerechten. Gehet hin, leget lieber Eure

angenommene äußere Frömmigkeit ab, und nehmet Euch ſtatt deſſen Eurer irrenden Brüder an: — dann werdet Ihr beſſer verſtehen lernen, was jenes große göttliche Wort in ſich faſſe: „Mir gefallen nicht Opfer, ſondern Thaten der Barmherzigkeit.“

Während deſſen nahten ihm auch einige Jünger des, noch im Gefängniß ſchmachtenden, Johannes des Täufers, welche ebenfalls nach phariſäiſcher Art oft ſtrenge Faſttage zu halten pflegten. „Wie kommt es, murrten die Verwaiſ'ten traurig: daß wir und die Jünger der Phariſäer ſo oft faſten, und deine Schüler nicht!“

„Wie könnet Ihr, verſetzte der Herr: von den Hochzeitgäſten verlangen, daß ſie faſten oder trauern, ſo lange der Bräutigam noch unter ihnen iſt? Laßt ihr Herz fröhlich ſeyn, während ſie den Bräutigam bei ſich haben. Auch für ſie wird eine Zeit kommen, in welcher er ihnen entriſſen wird; dann werden die Trauernden faſten! Und überdieß würde es allzuhart ſeyn, dieſen armen, ſchlechterzogenen und des ſtrengen Lebens nie gewohnten Menſchen dergleichen Uebungen aufzubürden. Das Alte mit ſeiner Schwachheit vermag nicht, das Neue in ſeiner Strenge zu ertragen. Wäre es nicht ungereimt und vergebens, wenn man ein altes löche-

richtes Kleid mit neuen Tuchstücken, da sie ja doch nicht mehr daran haften können, besetzen wollte? — Oder würde man wohl neuen Most in alte Schläuche fassen dürfen, ohne daß der gährende Wein die schwachen Schläuche zersprengte, und dann Beides zu Grunde ginge? — Nein, es gehören vielmehr neue Schläuche zu neuem Wein, dann bleiben sie beide gut und unverdorben.

Zweites Bruchstück.

Auf seiner fortgesetzten Reise kam der Herr in eine Schule, wo sich ihm ein Mensch mit einer verdorrten Hand zeigte, dessen Unglück das Herz des großen Helfers zu rühren schien. Die Pharisäer aber lauerten mit ihrem Anhange schon wieder hinterlistig darauf, ob er wohl am heutigen Sabbath die Heilung dieses Menschen vornehmen und ihnen dadurch Anlaß zu neuem Tadel geben werde. Einige traten endlich aus der Volksmenge hervor um die Frage an ihn zu richten: „Ist es auch wohl recht, am Sabbathe zu heilen?“

Jesus antwortete: „Wer von Euch würde nicht sein Schaf, wenn es am Sabbath in eine Grube stürzte, herausziehn und retten? Welch ein hoher Vorzug gebühret aber einem Menschen vor dem Thiere! Drum

ist es auch am Sabbath recht, Menschen Gutes zu thun." — Damit wendete er sich zu dem Hülfesuchenden: „Tritt hervor! — Und Ihr Alle, antwortet auf meine Frage: Soll man am Sabbath Gutes oder Böses thun, — das Leben retten oder verderben! Welches von Beiden ist das Erlaubte!"

Alle schwiegen betroffen. — Da schaute der Herr zürnend im Kreise umher. Göttliche Trauer über die Verstocktheit so vieler Volksführer erfüllte sein Herz. „Strecke deine Hand aus!" rief er dann dem Gelähmten zu; und indem dieser die verdorrte Hand ausstreckte, war sie gesund wie die andere.

Allgemeine Bewunderung seiner Weisheit und Wunderkraft folgte dieser That. Aber seine Widersacher, die Pharisäer, Sadducäer und Schriftgelehrten, wurden durch eine so offenbare Beschämung bis zur Wuth gegen ihn gereizt. Sie verließen sogleich die Schule und versammelten sich zu einer Unterredung mit Herodes Anhängern, worin man beschloß, den gefährlichen Lehrer bei der ersten günstigen Gelegenheit aus der Welt zu schaffen.

Doch der Herr wußte wohl, daß seine Stunde noch nicht gekommen sey. Auf eine allgemeine Anhänglichkeit der jüdischen Nation hatte er nie gerechnet. Sie wäre ihm zwar sicherlich zu Theil geworden, wenn er den Irdischgesinnten auch irdische Zwecke vorgehalten, und z. B. bewaffnete Anhänger um sich her versammelt, und

als Anführer hervortretend, der Nation Hoffnung gemacht hätte, sie durch öffentliche Empörung vom römischen Joche zu befreien. Aber sein Reich kannte keinen solchen Zweck. Es lag ja nicht im irdischen Raume: Nur im Geist und durch Geister sollte es sich still verbreiten; nur Seelen sollten dieses Reiches Unterthanen seyn, damit es einst über die ganze Erde herrsche. Was jetzt war indeß zur Ausbreitung seiner himmlischen Lehre noch viel zu wenig geschehen. Das neue Morgenlicht der Wahrheit schimmerte noch zu schwach in die Nacht des Aberglaubens und des Irrthumes herein; die Menschen mußten erst zu eignen lebendigen Thaten entflammt werden, ehe der Sohn Gottes die Erde verlassen konnte. Daher vermied er jetzt noch die Nähe seiner ärgsten Feinde, um sein Leben nicht vor der rechten Zeit zu opfern, und begab sich nach der zuletzt erzählten Wunderthat mit seinen Jüngern in eine einsame Gegend am galiläischen See. Doch auch dorthin folgte ihm eine große Volksmenge nach, aus Galiläa, Judäa, aus der Hauptstadt Jerusalem, aus Peräa, und selbst aus den Gegenden von Tyrus und Sidon. Nur Wenige waren es, die der Geist seiner Lehre anzog, sondern die Meisten suchten bloß seine Hülfe für allerlei Gebrechen und Krankheiten, und sie fanden Alle Erhörung. Wenn die Wahnsinnigen, oder von unreinen Geistern Besessenen ihn erblickten, sanken sie vor ihm nieder und riefen:

„Du bist Gottes Sohn!“ Er aber bedrohte sie und gebot ihnen nach der Heilung, seine Thaten zu verschweigen; denn er wollte seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort den Feinden nicht bekannt werden lassen. Er verschmähete auch stets alles, was zum Aufruhr verleiten, oder doch nur Geräusch und allzugroßes Aufsehen verursachen konnte. — Auf diesen anspruchslosen und still fortwirkenden Sinn bezieht sich jene hohe Weissagung: „Sehet, das ist mein getreuer Diener, den ich erlesen habe; mein Geliebter, der meiner Seele wohlgefällt! Ihn will ich mit meinem Geist erfüllen und zum Richter über die Völker setzen. Er wird nicht Zank und Streit, noch öffentliches Geschrei lieben, und seine Stimme wird man nicht auf den Gassen hören. Das zerknickte Rohr der schwachen Herzen wird er nicht gar zerbrechen und das glimmende Docht des sinkenden Glaubens wird sein Friedenshauch nimmer verlöschen, bis er siegreich das Gericht eröffnet. Aber auf seinen Namen werden die Herzen der Völker hoffen.“

In jener Gegend ließ Jesus sich von seinen Jüngern ein kleines Schiff bereit halten, welches er bestieg, so oft ihn das Volk am Lande durch allzugroßen Andrang belästigte. Dort konnte dann auch die Menschenmenge ihn besser sehen und seine Lehren vernehmen.

Einst, nachdem er auf einem nahgelegenen Berge die Nacht im Gebete hingebracht hatte, rief er bei Ta-

ges Anbruch seine Jünger zu sich, um aus ihnen diejenigen zu erwählen, die man nachher die zwölf Apostel nannte. Sie, welche Jesus bis jetzt als die treusten Anhänger erfunden, wollte er nunmehr seines täglichen näheren Umganges würdigen; — ihnen wollte er die weitere Verbreitung seiner Lehre anvertrauen und daher eine höhere Bildung zum Verkündigen des Gottesreiches mittheilen. Sie wollte er an die ganze Menschheit aussenden; ja selbst die Wunderkraft, welche er über Krankheiten übte, die die Menschen leiblich und geistig unfähig machten, sollten einst diesen Auserwählten zu Theil werden. Er selbst gab ihnen den Namen Apostel, Ausgesendete, und bestimmte dazu folgende Jünger:

Simon, vom Herrn selbst Petrus oder Kephas (Felsenmann) genannt, ein Sohn Jonas, aus dem Städtchen Bethsaida in Galiläa. — Er war ein Fischer gewesen, und kämpfte zwar immer noch mit einer gewissen Rauhigkeit der Sinnesart, besaß aber viel Scharfsinn und war der kräftigste, feurigste und festeste unter allen Jüngern. Seinem Meister zur Seite, kannte er keine Menschenfurcht und keine Gränzen seiner Liebe zu ihm; unter seinen Augen wagte er den erhabensten Gedankenflug, so wie die kühnste That: stand er hingegen allein da, so waren anfangs noch oft Zweifel, menschliche Schwachheiten und Uebereilungen sein, von ihm selbst beweintes, Loos. Leicht war er zum Zorn,

aber eben ſo leicht zu demüthiger Selbſterkenntniß und Reue zu bewegen. In ſeiner kräftigen Bruſt ſchlug oft ein großes, bisweilen ein irrendes, doch ſtets ein edles Herz.

Andreas, der Bruder des Vorigen. — Ein ruhiger, anſpruchsloſer Mann.

Johannes, einer der Söhne des Fiſchers Zebedäus, ebenfalls aus Bethſaida. — Als ein noch zarter Jüngling folgte er dem Rufe des Herrn, und war dann ſogleich ganz und auf ewig Sein. Dieſer unſchuldsvolle Jünger, welchen Jeſus ſo innig liebte, daß er am Kreuze, kurz vor ſeinem letzten Athemzug, die theure Mutter ſeiner treuen Pflege anvertraute, war der ſanfteſte und liebendſte unter den Apoſteln. Nur in der Liebe zwiſchen dem Meiſter und ihm ſuchte ſein reines, kindliches Gemüth den einzigen, aber den höchſten Stolz. Im Leben wollte ſeine ſtillglühende Liebe keinem Andern weichen, und ſelbſt im Himmel wollte der Treue nur ſeinem geliebten Meiſter zur Seite ſitzen.

Jacobus der ältere, Bruder des Vorigen. — Sein ſchneller und williger Glaube an den Herrn bewährte ſich in ſchöner, treuer Standhaftigkeit. Seine Sorge für des Meiſters Ehre machte ihn zum ſtrengen Eiferer. Auf Erden wollte er gern jede Schmach erdulden, aber im Reich der Seligen verlangte er einſt hoher Ehren gewürdigt zu werden. — Dieſen Jünger und

ſeinen Bruder Johannes nannte der Herr die Söhne des Donners.

Bartholomäus oder Nathanael. — Ein gerader ſchlichter Mann, von alt-israelitiſcher Treuherzigkeit.

Philippus, aus Bethſaida. — Ein eifriger Wahrheitsforſcher, der ſtets mit beſonderer Begierde den Vorträgen des Herrn zuhörte, und oft durch eingeſtreute Zweifelsgründe ſein redliches Ringen nach Selbſtüberzeugung bewies.

Thomas, oder Didymus (der Zweifler). Ein feſter, etwas halsſtarriger, aber allerdings redlicher Sinn bezeichnet dieſen Jünger, welcher erſt nach des Meiſters Tod durch deſſen wunderbare Erſcheinung die bisher von ihm gehegte allzuirdiſche Idee aufgab, und dann in tiefſter Rührung ſeine Göttlichkeit erkannte.

Matthäus, der Zöllner. — Ein ausgezeichnet guter, rechtlicher Mann, der bei ſeiner unverkennbaren Demuth und Schlichtheit doch als ſcharfer, trefflicher Denker erſcheint.

Jacobus der jüngere, des Alphäus und der Maria Sohn, ein Verwandter des Meiſters. — Einer der Herrlichſten unter Allen. Hohe Kraft und reine Sittlichkeit, vereinigt mit der liebevollſten Duldung und Menſchlichkeit, machten ihn zur ſchönen Ausnahme unter ſeinen jüdiſchen Zeitgenoſſen.

Simon der Eiferer, auch der Cananäer genannt; Bruder des Vorigen. Ein kühner, feuriger Mann.

Judas Lebbäus, oder Levis, auch Thaddäus, Bruder der beiden eben Genannten. — Sein heiterer Geist machte ihn vor Andern zum überzeugenden Lehrer des Evangeliums geschickt und tüchtig.

Judas Iscarioth. Sein Vater hieß Simon. Judas erscheinet im Verfolg der Begebenheiten als ein versteckter, argwöhnischer und selbstsüchtiger Erdenmensch. Drum ward sein Dank Verrath, seine Reue Selbstmord.

Die mehresten dieser Jünger lebten im ehelichen Stande, und Alle waren Galiläer. Außer ihnen hatte Jesus noch viele andere Jünger, von welchen er in der Folge einst siebzig auf einmal paarweise aussandte, um seine Lehre durch sie verkündigen zu lassen.

Unter seinen übrigen Anhängern und Schülerinnen sind die bekanntesten folgende:

Matthias, der sich oft in seiner Gesellschaft befand und in der Folge zum Apostel berufen ward.

Salome, die Mutter der Zebedäiden (Jacob des älteren und Johannes), welche die Lehren des Herrn mit Begierde aufnahm und ihn mit ihren Söhnen auf seinen Zügen begleitete und pflegte.

Kleophas oder Alphäus begleitete ihn ebenfalls öfters und hielt sich zu seinen Jüngern.

Johanna, die Wittwe eines königlichen Amts-

pflegers, Namens Chuza, unterſtützte die Geſellſchaft aus ihrem Vermögen und war als Schülerin im Gefolge des Lehrers.

Suſanna gehörte auch zu dieſer Zahl, ſo wie mehrere männliche und weibliche Verwandte des Herrn, auch andre fremde Frauen, die ihm auf Reiſen durch Lebensnothdurft und Pflege mehr oder weniger Hülfe leiſteten, doch nicht ſo gewöhnlich und oft in ſeiner Begleitung waren, als die drei Marieen, welche durch ihre ehrfurchtsvolle Liebe zu ihm am merkwürdigſten ſind.

Maria von Nazareth, die Schweſter von Jeſu Mutter, Gattin des Kleophas und Mutter der drei Apoſtel, Jacobus des jüngeren, Simons und Judas Lebbäus. Sie war gewöhnlich bei der Geſellſchaft, leiſtete ihr Dienſte und liebte den Herrn auf das mütterlichſte.

Maria von Bethanien, die Schweſter der Martha und des Lazarus. Eine ſchuldloſe, ſchöne Seele, die das Irdiſche nach dem wahren Werthe in ſeiner Nichtigkeit erkannte, und glaubensvoll nur in den himmliſchen Gedanken ihres theuern Meiſters zu leben wünſchte.

Maria von Magdala, oder Maria Magdalena; die treueſte aller Freundinnen. Des Göttlichen Wort hatte „den ſiebenfachen Geiſt der Unreinigkeit" von ihr hinweggebannt. Das Anſchau'n des lebendigen Bildes der höchſten Seelenreinheit hatte die Liebende wohl oft

vom Falle gerettet, und der Geretteten, Veredelten ward endlich die Achtung des Retters zu Theil. In seinem verklärten Blicke ging ihrer tiefbewundernden Seele bald der Stern jener höheren Liebe auf, welche sich nicht auf Erden heimisch fühlt. Unter vielen heißen Zähren gewann das reuige Weib neuen, vorher nie gekannten Trost und den Frieden des Himmels; ihre Gedanken machten sich frei vom irdischen Verlangen und zerflossen in Anbetung; aber das unendliche Sehnen nach jener Wiedervereinigung mit dem himmlischen Freunde, deren ihre Seele gewiß war, zog auf ewig in das veredelte Herz.

Nachdem jene wichtige Wahl der Apostel vollbracht war, stieg Jesus mit den gewählten Zwölfen vom Berg hernieder, und begab sich auf eine Stelle des Feldes, wo seine übrigen Jünger und eine große Menge aus der Nähe und Ferne versammelt waren, um ihn zu hören und für ihre Kranken und Gebrechlichen Hülfe zu holen. Man pries sich schon glücklich, ihn nur anrühren zu können, da der Glaube selbst diese körperliche Annäherung wunderthätig heilsam wirken ließ.

Jesus überschaute mit gerührten Blicken seine geliebten Jünger und wiederholte dann vor der gegenwärtigen Versammlung den Hauptinhalt seiner Bergpredigt.

Aus diesem zweiten Vortrage sind folgende Zusätze und nähere Bestimmungen aufgezeichnet worden:

„Wehe Euch, Ihr Reichen, die Ihr nur zeitliches Glück suchet, und jedes, nicht aufs Irdische gerichtete Streben für thöricht haltet! Ihr habt hier Alles genossen und dort nichts zu erwarten.

Wehe Euch, die Ihr hienieden nur stets in Fülle leben und fröhlich seyn wollt, — einst werdet Ihr darben und weinen.

Freuet Euch nicht, Ihr Lehrer, wenn Euch die große Menge Lob und Ruhm zutheilet; denn ihre Väter verschwendeten einst gleichen Beifall an schmeichlerische falsche Propheten.

Wollt Ihr nur empfangene Liebe erwiedern und bloß aus Eigennutz oder Vorsicht wohlthätig und menschlich seyn, so erwerbt Ihr dadurch kein Verdienst. Den Wohlthätern wohlzuthun, oder denen zu leihen, von welchen man zu nehmen hofft, oder die Liebenden wieder zu lieben — das sind nur gewöhnliche verdienstlose Handlungen, deren ja auch die Lasterhaften sich fähig zeigen. Wollt Ihr aber himmlischen Lohn erwerben und Kinder des Allerhöchsten seyn, so müßt Ihr Euch, gleich ihm, auch gegen Undankbare und Boshafte gütig erzeigen, Eure wirklichen Gegner als Verirrte dennoch mit allgemeiner Menschenliebe umfassen, und selbst solchen Gutes thun, von welchen Ihr weder Vergeltung, noch Wieder-

erſtattung, — ja vielleicht nicht einmal Dank, hoffen dürfet.

Verzeihet nur unermüdlich, ſeyd nachſichtsvoll gegen menſchliche Schwächen und Fehler, dann wird Euch gleiche Nachſicht zu gute kommen. Gebt willig, ſo lang Ihr könnt und theilet in reichlicher Fülle aus; dann wird auch in Euern Schooß einſt ein volles und überfließendes Maaß geſchüttet werden! Aber es frommet Euch nichts, meine Freunde, daß Ihr mich „Herr" nennet und für den Gottgeſandten haltet, wenn Ihr meine Vorſchriften nicht befolgt."

Als die Rede geendigt war, zog Jeſus mit ſeiner Begleitung nach Capernaum. Beim Eingang in die Stadt kamen ihm die Aelteſten der dortigen Gemeinde entgegen. Sie waren von einem in der Stadt befehlenden römiſchen Hauptmanne geſendet, um in deſſen Namen die Heilung eines Dieners, der ihm ſehr werth war und todtkrank lag, von dem Herrn zu erflehen. Sie baten ihn ſehr dringend und ſprachen: „Dieſer Hauptmann, obgleich ein Römer, verdient es wohl, daß du ihm ſeine Bitte gewährest, denn er liebt unſer Volk und hat uns die Schule erbaut."

Jeſus war ſogleich willig dazu und ging mit ihnen. Nicht weit vom Hauſe des Hauptmanns aber erſchien

dieſer ſelbſt mit einigen ſeiner Freunde und ſprach: „Herr, mein Diener liegt gichtkrank zu Hauſe und leidet große Schmerzen.“

„Ich will jetzt kommen, antwortete Jeſus, und ihn geſund machen.“

. . . .

.

Schlußanm. des Herausgebers.

So ſchließet, faſt eminös, Wagners Handſchrift. Wahrſcheinlich waren es die letzten Worte, die er für den Druck niederſchrieb. — Vielleicht vernahm er, die Feder aus der ſchweren müden Hand legend, ſchon in der ahnenden Seele den himmliſchen Ruf: „Amen. Es geſchehe alſo!“ — denn auch ihm nahete der Retter!

VI.

E. Wagner's Briefe

an

den Freiherrn von Truchſeß

zu

Wettenburg.

Schon bald nach des Freundes Hinscheiden entstand bei mir der Wunsch und Vorsatz, ihm früher oder später ein kleines literarisches Denkmal zu setzen, wobei ich denn so gern auch Manches von jenen herzlichen Ergießungen aufgenommen hätte, die seine Briefe, namentlich die an seinen Truchseß, so anziehend machen; aber leider schien gerade dieser Wunsch allzusehr verpönt, durch eine Stelle aus dem „Fibelschützen", worin sich der Geschiedene heftig gegen die Bekanntmachung vertrauter Briefe erklärt. Zwar kannte ich den Freund zu gut, um nicht zu wissen, daß er eigentlich nur das indiskrete Promulgiren solcher Stellen verdamme, die man oft leichthin und ohne strenge Sichtung der Worte und Gedanken einem eiligen Blättchen mitgiebt, die aber, genau genommen, vor fremden Augen mancherlei Mißdeutung und oft sogar Mißfallen erregen können*), (wie denn dergleichen

*) Der freimüthige Schriftsteller kann oft nicht die böswillige Mißdeutung, — will oft nicht das egoistische Mißfallen seiner Leser vermeiden; der vertraute Briefsteller hingegen hat Beweggründe jener und dieſem auszuweichen, und gar manche derselben bleiben bindend für den spätern Herausgeber solcher Briefe.

plumpe Schonungslosigkeit der Personen und Verhältnisse leider jetzt häufig genug bei solchen, dem Druck übergebenen Briefen Verstorbener, ja sogar Lebender! aufzuzeigen seyn möchte.) Daß hingegen dann, wenn ein Freund in des Freundes Seele sorgfältig scheidet, was für das größere Publikum nicht gehört, und nichts aufnimmt, was nicht eben sowohl den Briefsteller als den Empfänger ehrt, wenigstens Niemand beleidigt, und zugleich neues Licht über das Eigenthümliche des Verstorbenen verbreitet; — daß dann selbst der strenge „Fibelschütz" solche öffentliche Mittheilung gutheißen würde und müßte, daran glaubte ich keinen Augenblick zweifeln zu dürfen. Und dennoch stand mir immer der klare Buchstabe jenes Verbotes drohend entgegen, bis ich endlich meinen Freund Truchseß selbst um seinen entscheidenden Ausspruch bat. Er sendete mir hierauf (am Schlusse d. J. 1824) eine höchstwillkommne Gabe und folgende Antwort:

„Es wird leider wohl dabei bleiben müssen, daß wir die unvollendet gebliebenen Werke Ws. in ihrer gegenwärtigen Gestalt dem Publikum nicht hingeben dürfen, so sehr es dabei verliert. Was aber die Briefe betrifft, so gestehe ich Ihnen, mein Freund, daß ich mich, trotz des erwähnten Artikels im ABC, sehr zum Glauben hinneige: es sey mit Auswahl Vieles zu benutzen, und den zahlreichen Freunden des Dichters nicht vorzu-

enthalten. Denn gerade in ſolchen Briefen ſpricht ſich der Menſch am meiſten aus, ſtatt daß man in den Büchern mehr nur den Schriftſteller erblickt. Wir wiſſen Beide recht gut, was W. an der Bekanntmachung vertrauter Briefe zuwider war, und uns ſelbſt zuwider iſt; und denke ich mir, daß jetzt von uns an ihn die Frage erginge: „dürfen wir, deine Vertrauten, nach unſrer beſten Einſicht die Auswahl treffen, und das Mittheilbare mittheilen?“ ſo will es mich bedünken, als ſähe ich ihn freundlich bejahend herabnicken. Mit einem Worte, ich getraue es mir zu verantworten! Und zum Beweiſe ſende ich Ihnen hier meine ganze kleine Sammlung Wagner'ſcher Briefe zu freiem, — das heißt bei Ihnen gewiß, zu diskretem Gebrauch. Wollten Sie mir nach der Anordnung das Manuſkript vor dem Druck mittheilen, ſo wären Sie dann um ſo gewiſſer, daß ich mit derſelben einverſtanden ſey ꝛc.“

Leider war das letztere nicht mehr möglich! Schon als meine erſten „Briefe über den Dichter E. Wagner“ in der Zeit. f. d. eleg. Welt erſchienen, befand ſich der edle Truchſeß, — mit ſtarken Schritten auch ſeiner Vollendung entgegengehend, — in ſo trauriger Abſpannung aller Kräfte, daß an eine ſolche Mittheilung nicht mehr zu denken war. Der bald nachher erfolgte Tod des Unvergeßlichen überhebt mich übrigens der Rückſicht, manche Stelle zu unterdrücken, die dem Beſcheidnen allzulobend

und über die Gebühr erhebend geſchienen haben möchte. So bauet ſich denn neben Ernſt Wagners kleinem Denkmal, — von ſchwacher, aber treuer Freundeshand geſetzt, — auch Deines auf, du geliebter herrlicher Mann! Und auf Dein Wort hin ſey es gewagt, die heiligen Gefühle zu enthüllen, welche einſt zwei edle, nun zerfallende, Herzen ſelig bewegten!

1.

M., d. 8. März 1808.

Hier, treffliche, redliche deutſche Seele, hier kommt der erſte Band meiner Reiſen, wozu ich heute nur zwei Zeilen lege, da ich — ach, über 100 Verſendungen (poſtfrei und gratis) hinaus in das wüſte Land der Zeit zu machen habe.

Nehmen Sie, Allerbeſter (o mit welcher Innigkeit ſchreib' ich dieß Wort nieder!) nehmen Sie mich freundlich, und mit Nachſicht gegen alle meine Schwächen und Verzeihlichkeiten auf! Beſonders wünſchte ich Ihnen den S. 405 befindlichen Kunſtſchulplan vorleſen zu können. Scheint er Ihnen übrigens unausführbar, ſo leſen Sie ihn noch einmal — und ich wette, die Zweifel verlieren ſich.

Zu tauſendmalen mein Lebewohl! Ihr bis zum Grabe treuer

E. M.

2.

D. 6. Mai 1808.

Nun denn, beſter geliebter Mann! Wollen Sie uns auf ein Paar Tage haben, ſo kommen wir! Und ſetzen Sie wo möglich den Tag unſrer Kunſt noch vor dem 15. d. M. an; denn die Natur eilt in brünſtiger Kraft hervor, und der Menſch muß eilen, den Menſchen in der Mitte ihrer Frühlingsdüfte ans warme Herz zu ſchließen. Meine gute edle Herzogin grüßt Sie recht warm. Sie iſt ehegeſtern abgereiſ't und hat ihrem ſchönen Sohn kein ſchöneres Frühlingsfeſt wünſchen können, als — Bettenburg.

Plage werden Sie ja freilich viel von uns haben — d. h. freilich nur von mir; aber — verzeihen Sie: ich kann es dennoch nicht laſſen — ich muß Sie in B. ſehen!

Meinen Schimmel will ich zu Hauſe laſſen. Gewiß leiht mir Ihr Pachter einen kleinen, alten ſchwer-, oder doch langmüthigen, ziemlich ſichern Gaul, (ein Mühleſel wäre noch beſſer, denn der ſcheut niemals,) mit einem Sattel, an dem ein tüchtiger Aufhängriemen zum Dranhalten befeſtigt iſt — auf dem ich einmal in Ihrer ganzen Anlage herumzuckele, und der mich außerdem, je des Abends und Morgens, auf den höchſten Punkt der Bettenburg (gewiß giebt es einen, wo man einſam ſitzen und iſolirte Ausſicht haben kann,) zu tragen vermag. Denn ich möchte dort auch einige Landſchaften, vielleicht

einen Sonnenaufgang, noch vor meinem ſogenannten Ende zeichnen, da ein ſolches Bild noch nicht von mir exiſtirt.

Tauſend Dank für Ihre theuere Zeilen; auch für die freundliche Beſorgung .... ꝛc.

Studnitzen, der mich Oſtern beſucht hat, will ich zwar zu unſrer Reiſe melden, glaube aber nicht, daß er vor Pfingſten Urlaub nimmt. Sollte er ja in B. erſcheinen, wie er neulich ſo gar ſehnlich wünſchte, ſo laſſen Sie auch ihn willkommen ſeyn. Er verdient es gewiß! Daß ich meinen kleinen Anton mitbringe, mögen Sie gütig verzeihen! Der Prinz liebt ihn, und die gute Mutter wünſchte es deßwegen ohne mein Zuthun. Auch mir iſt übrigens nothwendig, daß jemand in meiner Kammer ſchlafe, wozu der Kleine gut iſt.

Nun, engliſcher Menſch, zürnen Sie nicht über all' die Entſchuldigungen im Voraus! Nehmen Sie gern auf Ihren ewigtreuen

W.

3.

D. 24. Mai 1808.

Mein verehrteſter Freund! Dieſen Brief bringt Ihnen der Kammerreferendar Georg Keſſler *)

*) Gegenwärtig Präſident und Geh. Finanzrath in Berlin. Durch ſeine Briefe über die oben erwähnte Reiſe, ſo wie

aus Berlin, ein treuer reiner Menſch, den ich liebe. Er hat, als ich ihm Bettenburg ſchilderte, recht darnach geſchmachtet, Ihre Hand einmal zu faſſen, indem er durch Ihre Gegend nach der Schweiz reiſ't.

Unſre Heimreiſe war gerade ſo glücklich und ohne Anſtoß, als die Hinreiſe. Leider konnten wir von Ihrer gütigen Empfehlung an H. B. keinen Gebrauch machen, da wir gerade zur Kirchenzeit durch Mellrichſtadt kamen. Unſre Herzen waren viel zu voll von Ihrem eignen Bilde, ewig verehrter Mann, als daß das Verfehlen dieſer neuen Bekanntſchaft tiefern Eindruck, als den eines flüchtigen Bedauerns, hätte machen können. O tauſend Dank für Ihre Liebe, — für die Geduld, mit der Sie mich ertrugen — für all' die ſeligen Augenblicke, die mir an Ihrer Hand, an Ihrem Herzen zu Theil wurden — für die Freundlichkeit, mit der Sie uns Ihr ſchönes Leben beſchauen und mitgenießen ließen; mit der Sie uns die Vorhänge Ihrer köſtlichen Natur und jenes idealiſchen Landlebens aufrollten, das mir ewig unvergeßlich bleibt! — Ja, ich bin nunmehr zufrieden! Ihr Bild,

---

durch die trefflichen biographiſchen Nachrichten über den würdigen Geheimenrath Heim zu Berlin, und früher durch einige gelungene Ueberſetzungen, als Schriftſteller bekannt.

A. d. H.

Ihr Ganzes, Geliebter, lebt nun vollſtändig und in allen ſeinen häuslichen und thätigen ſchönen Bewegungen lebendig und friſch in meiner Seele. Und ſo ſoll es leben, bis mich die Zeit verändert zur wiederaufflatternden Pſyche einer heiligern Welt. Vergeſſen Sie meiner ewig nicht!

Für Ihr Minneſänger-Denkmal habe ich wohl zehn verſchiedene Inſchriften entworfen: aber die beſte bleibt mir immer die:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang
Der iſt ein Narr ſein Leben lang.
D. M. Luther."

Ueber dem Selbſtdichten fand ich, daß ſo Etwas gar nicht jetzt erſt gedichtet werden dürfe, ſondern einzig aus dem ſchon Vorhandenen jener abgeblühten Zeit zu wählen ſey, deren Mitgenoß und geiſtiger Hebel der brave Doktor Martin ſelber war. Wie ſchön iſt nicht der Gedanke — wie paſſend ſind nicht gerade die berühmten Worte für jene Stelle! Dixi.

Ewig Ihr treuer dankbarer

E. W.

4. *)

D. 12. Aug. 1808.

Traurig, mein Allerbeſter, recht traurig war es für mich, daß Ihr edler Herr Bruder, der mir vor einer Stunde Ihre theuern Zeilen ſandte, auch in derſelben Stunde wieder abgereiſ't iſt; da ich ſo gern aus dem lebendigen Brudermunde die Nachricht von des Bruders Wohl- und Frohſinn vernommen hätte. Nun muß mich die Poſt entſchädigen.

Die bewußte Angelegenheit wird jetzt in mehreren Städten mit Eifer betrieben; freilich geht alles ſehr langſam — doch, wenn es nur geht und wenn der unſelige Krieg nur nicht abermals die verheerende Fackel dazwiſchen wirft! Indeß kümmre ich mich bis jetzt nicht darum, ſondern ſinge mit Schiller:

„In des Herzens heiligſtille Räume
Mußt du fliehen vor der Erde Drang.
Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.“

Wie freut es mich, daß Sie meine Maler wiedergeleſen haben, trefflicher Freund, und daß Sie ſo gut von ihnen denken; — beſſer, als die armen Teufel verdienen!

---

*) Einige Briefe dieſes Zeitraumes mußten, — ſo wie auch in der Folge noch manche, — zurückgelegt werden.

A. d. H.

Die ſchöne, ja unſtreitig die ſchönſte Reiſe, die ich je gemacht, nämlich die zu Ihnen, und deren glückliches Ende, hat zwei andre, nach Liebenſtein und Gotha nach ſich gezogen, von welchen ich vor Kurzem zurückgekommen bin. Ich ſah dort manche große, vornehme, liebe, gelehrte, auch manche ſeltſame, Menſchen. Ihnen bekannt unter den lieben ſind: Thümmel, Fernow, die gute Herzogin von Hildburghauſen (die mit mir von Ihnen ſprach, aber wie?) Lindenau, der Aſtronom vom Seeberge ꝛc. Weniger möchten Sie viele liebe Weimaraner und -innen kennen. Oft, oft ward des Bettenburgers gedacht, der ſtets ſo ſchön und friſch vor meiner Seele lebt. O kommen Sie doch bald — und wenigſtens vor dem Winter hierher! Meine Seele dürſtet nach Ihrem Anſchaun. Ihre Liebe thut mir faſt unter allen Menſchen am wohlſten.

Mein Kunſtſchulplan hat mich in eine fürchterliche Korreſpondenz gezogen, die doch meiſtens undankbar, aber nicht zu vermeiden iſt. Göthe — wenn er gleich erklärt haben ſoll, er habe lange nichts Beſſeres geleſen, als mein neuſtes Büchlein — gehört doch auch unter die Zweifler und Achſelzucker und wünſcht, ich hätte es nicht gethan.

Adieu zu tauſendmalen, Trefflicher!

5.

D. 23. Jun. 1809.

. . . . So folgt denn hierbei der zweite, und wahrſcheinlich letzte Band meiner Reiſen, die ich geſtern aus der Meſſe erhalten habe. An „Ferdinand Miller“ wird in Tübingen bereits gedruckt.

Schöne herrliche Tage müſſen Sie auf Ihrer Burg verlebt haben, bei dieſer Vegetation ohne Gleichen — jetzt freilich auch kalte! Aber iſt denn nicht jetzt auch die ganze Welt erkaltet?

Werner war bei mir! Ein würdiger lieber Menſch, der mir in einigen Stunden ſehr viel geworden iſt. Er wollte über Bettenburg, Würzburg, Tübingen nach der Schweiz zur Fr. v. St., entſchloß ſich aber hier, wegen der Kriegsunruhen über Frankfurt zu reiſen. Sein warmer Gruß iſt alles, was ich Ihnen zu bringen habe . . . ꝛc.

6.

D. 13. Jul. 1809.

Alles was mich betrifft, ehrenfeſteſter aller Freunde, das mögen Ihnen die ſüßen, geweihten Lippen eines liebenswürdigen Mädchens zuliſpeln, das Ihnen dieß Briefchen giebt, und durch die Liebe zu mir Ihrem Herzen mein Andenken werther machen wird, als es ſo arme Zeilen vermögen. Nur ſo viel: ich bin heute dato um

10 prC. netto gesunder, als bisher — und falls ich damit noch 9 ähnliche Portionen Gesundheit gewinnen kann, — vollkommen hergestellt! Das verdanke ich, mit dem guten Gott, unsrem vortrefflichen Könige. Er ist mein Retter, wenn ich auch sterben muß: darauf schwöre ich! Denn er hat das richtige Mittel, was die Erde für mich besitzt, gefunden, erkannt und dargebracht. Ist es aber zu spät (was freilich noch wahrscheinlich bleibt) so ist das nicht seine Schuld. Ihm, dessen Werth ich überhaupt immer mehr würdigen lerne, wollt' ich mein Leben tausendmal lieber verdanken, als all' den großen *—n und Konsorten. Uebrigens vertraue ich Gott wie bisher, und bin eben deßhalb nicht heitrer als sonst — d. h. recht heiter! — und dankbar blicke ich täglich zum Unaussprechlichen empor, und hüte mich vor größeren und unbescheidenern Hoffnungen, als mir mein gelenksamer werdender Körper täglich selbst aufnöthigt.

Daß Sie mit dem Dichter Werner endlich auf jenes Urtheil, was Ihr l. Brief enthält, kommen müßten, wußte ich längst; Sie wollten mir es nur nicht glauben. — Aber den Menschen Werner hätten Sie ans Herz drücken sollen, so fest, so gerührt, als er und ich uns drückten! Sein Geist ist überaus herrlich; aber seine Wege sind und bleiben nicht meine Wege.

Mit heutiger Post erwarte ich den fertig gedruckten

„Ferd. Miller" von Cotta. Wäre nur das ſchwache Büchlein mächtig genug, unſern deutſchen Afterpatrioten mit ihrem ewigen Nationalgeſchrei das Maul zu ſtopfen! Uebrigens habe ich für dießmal Ihren Rath befolgt und 300 Thlr. (für etwa 14 Druckbogen) verlangt. Aber es iſt doch wohl nicht ganz recht? — —

Nun darf ich Sie, Allerbeſter, durch Leſen nicht länger abhalten vom — Küſſen! Aber mein Geiſt ſoll ſich, Ihr Guten, in Eure Küſſe küſſend miſchen und wie Bienengeflüſter zwiſchen vier geliebten Lippen ſanftglühend mitflüſtern.

Ewig Ihr Getreuer.

Anmerkung des Herausgebers.

Das hier geprieſene, von den Aerzten gebilligte Mittel (Phosphorſäure), zeigte ſich in der That einige Monate hindurch bewundernswürdig wirkſam. Auf eine rührende Weiſe drückt ſich des Kranken auflebende Hoffnung in folgendem Briefe an die Frau von Könitz aus; — eine edle Freundin des Dichters, und nach ſeinem Tode die Wohlthäterin, ja die Mutter ſeiner trauten Tochter Luiſe.

7.

D. 9. Aug. 1809.

Ihre Excellenz in diesen festlichen Tagen *) mit einer ähnlichen Bitte beschweren zu können, wie im vorigen Jahre — das glaubte ich noch im verflossenen März kaum! Gott, und durch ihn ein Guter, Trefflicher, den wir Beide kennen, haben indessen meine Hoffnungen sogar beträchtlich auf die Zukunft erweitert; und so kommt es, beste verehrteste gnädige Frau, daß ich Sie jetzt um gütige Ueberreichung anliegender Herzensergießungen an meine hochverehrte Herzogin und an die liebenswürdige Prinzessin Adelheid bitten kann. Auch meine Unmündigen bringen, mit derselben Bitte, hier ihre kleine Gabe dar.

Meinem geliebten Lebensretter den innigstdankbaren Gruß! Möchte er in meine Seele schauen können!

Die neulich eintretende Hitze, die mich 3—4 Tage fürchten ließ, alle gute Wirkung der Arznei werde durch ihre afrikanische Ermattung wieder verloren seyn, hat gar nichts geschadet, sondern in den ersten kühlen Tagen fand ich mit Wonne, daß die vorige Erleichterung

*) Die Geburts-Festtage der Herzogin und der Prinzessin Adelheid (jetzigen Herzogin von Clarence). Die fürstliche Familie machte damals ihren Sommeraufenthalt zu Altenstein, wohin Wagner diesen Brief schrieb.

geblieben, ja, ſtill fortgeſchritten war, und ſo ſchreitet ſie bis dieſen Augenblick fort. Am vorigen Sonntag bin ich zum erſten Male wieder zu Heims geritten; (dort iſt für mich die beſte Treppe unter allen der mir befreundeten Häuſer). Alles ging vortrefflich, und viel beſſer, als es dort zum letzten Male vor 5 Monaten gegangen war. Ich machte verſchiedene auffallende Kunſtſtücke, und als ich endlich frei in die Mitte des Saales trat, meinen Stock weggab, und unter Aufſicht der umſtehenden mit der linken und rechten Hand mich zur Erde bückte, und allein wieder emporrichtete, da erſcholl ein rührendes und glaubensvolles Bravo. Die brave Hausmutter fiel mir mit helluberquellenden Augen um den Hals, und es that mir innig, innig wohl, ſo frei daſtehend zum erſtenmal wieder eine Dame in die Arme zu ſchließen; und Eine, die es ſtets ſo treu mit mir gemeint hatte und die noch dazu bei ihrer Schwere auch nicht ſehr feſt auf den Füßen ſteht. Kurz, ich fühlte mich bis jetzt in jenem Augenblick doch am kräftigſten! Nur magerer macht mich die Kur; — vielleicht gut!

Aber Verzeihung, gnädige Frau, daß ich ſo viel von mir rede! Nur die einzige Bitte noch, mich ewig nennen zu dürfen ꝛc.

* * *

8.

D. 16. Apr. 1810.

Innigſten Dank für den lieben Gruß durch des edlen Könitz Freundes-Mund! Er befahl mir an, Ihnen auch zu dieſem Briefe, den ich ſchon lange habe ſchreiben wollen, ſeinen Logogriph zu legen, den, ſo ſchön er auch gedichtet iſt, ich doch niemanden als Ihnen zu zeigen vermag, da ich der darin wehenden Güte bei weitem nicht werth bin.

Ich ſetze auch noch ein Diſtichon darunter, das mir einſt mein guter Studnitz ſandte, als ich mich, noch in Roßdorf, zur Schriftſtellerei entſchloß, wobei er mir aber dennoch davon abrieth, „weil ich Hausvater ſey.“ Die Umſtände wendeten ſich aber bald darauf zu meinem Glücke, als Herzog Georg ganz unerwartet ſein Auge auf mich richtete.

Mein Geiſt iſt heiter und in meinem Leben beginnt es Licht zu werden. Am 2ten Februar, meinem Geburtstage, entbot mir die edle Herzogin durch unſern M., recht mit der Morgenſonne, einen unausſprechlich holden Gruß, vermöge deſſen ſie, wann ich dahin bin, meine zwei Jungen auf der Malerakademie zu Dresden frei ſtudieren laſſen will! — Muß das nicht (beſonders da die Knaben täglich braver werden,) erquickendes Licht in die letzten Abendſtunden meines ſinkenden Lebens hereinſtrahlen? Ach, wenn ich bald in jenen Gefilden meinem

guten Herrn nahe, und ihm Geiſtergrüße darbringe von der holden Gattin (die mir — o des ſeltenen Beiſpiels! — mehr hielt, als der Edle mir verſprach), Geiſtergrüße von der Bettenburger treuen Seelen und vom treuen Siemauer Paare — von dieſem freundlichen Kleeblatt, aus deſſen Herz meine fürſtliche Wohlthäterin wie die Blume (für mich mitten im Januar) aufblühte, Segen blühend für meine Verwaiſten — Liebesgrüße von ſeinen herrlichen Kindern, dieſen rein und redlich Erzogenen, die dem armen Dichter ſo freundlich waren wie die Mutter — — ach wie ſelig werd' ich ſeyn, mein theurer Freund!

Ja, der Erdenſorgen ſind mir weniger geworden! Gott hat meine Eltern und Voreltern ehrlich und redlich dahinfahren laſſen; Er, an den ich ewig feſt glaube, wird auch für meine Gattin ſorgen und für den ehrlichen Namen meiner drei geliebten Kinder! Sehe ich doch den meinigen durch ſeine Gnade jetzt beinahe geſichert! —

Cotta kommt zur Jubilate Meſſe durch. Ich ſtelle mir vor, daß Sie, Beſter, hier mit ihm Geſchäfte machen wollen und kann Ihnen mit Ihrem Kirſchwerke nicht genug Eile empfehlen. Ich rede das nicht bloß aus Eigennutz und um Sie hier ans Herz zu drücken, ſondern aus dem immer lebendiger werdenden Grundſatz: „daß die Guten auf Erden eilen ſollen, da die Böſen auch eilen." (S. Jean Pauls Dämmerungen.)

Cotta iſt übrigens ein Ehrenmann, den ich Ihnen mit Ueberzeugung empfehle. Ich habe ihm mein endlich, und wie Studnitz meint, glücklich vollendetes ABC geſandt, woran bereits gedruckt wird. Er bittet mich, ich ſoll nur dafür fodern, was ich will, und hierüber ſogleich disponiren, wie ich will. Welcher Verleger in Deutſchland hätte das gethan?

Mein Gott, welch ein herrlicher, reiner, heiliger Menſch iſt Richter in ſeinen Dämmerungen! Ich muß ihm in einem beſondern Briefe dafür danken; und ich wollte, alle Welt dankte ihm dafür mit lauter Stimme.

An meiner Iſidora geht es. Aber ich beſorge nur, es wird ein erſter Band bleiben, und alſo auch aus dem erſten nicht viel werden.

Das ABC ſoll ſogleich nach Bettenburg, wenn es erſcheint. Haben Sie Ferdinand Miller erhalten?

Nun, Fürſt der Bettenburg, König der Blüthen, Kaiſer der Kirſchen, Hauptmann der Männer, Herzog aller deutſchen Herzen — lebe wohl, wohl, wohl! Ewig und unveränderlich Ihr treuer und dankbarer

E. W.

9.

D. 30. Sept. 1810.

Hier naht Ihr Wagner mit ſeinem abermaligen kleinen Meßgeſchenk. Möchte es nach Ihrer Reiſe (auf welcher ich oft bei Ihnen war,) mit Ihren Augen

gut gehen, daß Sie mein Büchlein ſelber leſen könnten. Wie viel beſſer führen dann wir Beide dabei!

Mein „Jeſus von Nazareth" rückt ſtark vorwärts, und der alte ehrwürdige Pabſt Griesbach in Jena, der das Manuſkript durchſieht, ermuntert mich, daran zu ſeyn. Möcht' ich ihn beendigen dürfen! Ich hoffe es jetzt wirklich, da ich mich ſo wohl befinde, als im Frühling. Mit der Iſidora geht es deſto langſamer.

Vor etlichen Tagen war der göttliche Dichter Ludwig Tieck mit Weib und Kind einige Stunden lang bei mir. Da habe ich viel, viel gelernt von dieſem ungemein liebenswürdigen Menſchen. Nun iſt Er ſelber mir noch tauſendmal werther, als ſeine beſten Schriften.

Der Alte, d. h. der Ihrige

E. W.

10.

Den 29. Jan. 1811.

Allerbeſter!

Anton findet heute Nachmittags bei der Ausarbeitung meines geliebten Bildes *) ſo viel Unglück an Striemen und Nähten in ſeinem Pergament, daß er auch morgen viel daran herzuſtellen hat, ehe die letzte Sitzung mit

*) Truchſeß war in Meiningen zum Beſuche und hatte dem kleinen Maler auf des Vaters Bitte bereitwillig geſeſſen. — Das treflich gelungene Bild hat ſich nachher in vielen Kopieen verbreitet. A. d. H.

Nutzen ſtattfinden kann. (Ich betrachte dieſe Mähte immer mit doppeltem Jammer, weil erſtlich der arme Teufel ſtundenlang ſie mit Bimsſtein rauh kratzen muß, und dann, weil ſie — Narben ſind, welche die Grauſamkeit der Menſchen dokumentiren. Jene Striemen können nämlich leider nichts anders ſeyn, als die Spuren der jämmerlichen Hiebe und Prügel, die der arme Eſel, auf deſſen Haut nun der Künſtler malen ſoll, einſt empfing, als er ſeinen geplagten Leib mit Zubehör über die Erde ſchleppen mußte.)

Da ſoll denn der Kleine Sie, gütiger Freund, morgen früh nicht beſchweren, und da wir Ihnen auf ſolche Weiſe den größten Theil des Vormittags frei machen, ſo hoffe ich auf einen deſto ſchöneren Erbtheil vom reichen Nachmittage.

Ihr geſtriges Sinngedicht auf Wernern hat mir ſo viel Vergnügen gemacht, daß ich es in einigen Diſtichen wiederzugeben verſucht habe. Hier iſt es:

Plus ultra!

„Mit Hiazinthen, Karfunkeln verſucht' einſt Werner, der Dichter,
Myſtiſche Kräfte zu leihn Luthers gewaltiger Kraft.
Drauf im Attila bracht' er fünf Sakrament' aufs Theater;
Aber dafür geht er jetzt auch in der Reue zu weit:
Ihm genügt nicht der Kuß auf heiligen Pfaffen-Pantoffel, —
Unter ihn kriechet er gar! Siebenfach will er den Gott."

Gute Nacht, göttliche Seele! Morpheus gieße ein heiliges Füllhorn voll alter ſchöner Heldenbilder und roſiger Phantaſieen über das ſchlummernde Antlitz, das ich liebe!

11.

D. 3. Febr. 811.

Beſte Seele! Wohl vernahm ich Ihren ſchönen lauten Abſchiedsgruß; aber als der Lahme das Fenſter erreichte, waren die flüchtigen Roſſe ſchon weit — weit! Ich bin lange nicht ſo entſetzlich allein geweſen, als in jenen Augenblicken.

Nun Dank für alle Liebe, die ich noch nie in ſo ſchöner Fülle genoß, wie dießmal. Denn Ihr Herz, o reiner anmuthiger Menſch! iſt mir reicher erſchienen, als je. Hatte die Reiſe vielleicht noch mehr, ſonſt nur blaß ſchimmernde, Aurorawölkchen in dieſem ſchönen Himmelsraum angezündet — o ſo ſey ſie mir doppelt geſegnet! — Dank auch, innigen Dank, für Ihre Liebe zu meinem Anton! Ach, ſeine Thränen träufelten noch lange! Dieſe Liebe wird, muß ihn beſſer, frömmer machen; und jeder ſeiner kleinen Gedanken iſt entflammt vom Namen Truchſeß. Nur ſo, (denn, Beſter, Sie thaten mit Ihrem Geſchenk zu ungeheuer viel, wie ich erſt nachher erfuhr) — aber nur ſo ſprach auch dieſes nicht ſeinen erwachenden Künſtlerſtolz, ſondern nur ſeine dankbare Liebe an, und gab ihm die erbaulichſten Vorſätze.

Die gute Herzogin hat die Zeichnung, nicht das Paſtellbild, gewählt, und revangirt ſich noch obendrein dafür mit einem neuen ſchönen Farbenkaſten. Denken Sie ſich nun hiebei Antons Gedanken an Sie, und ver-

schmähen Sie seinen Herzensgruß nicht. Morgen geht das Bild mit der Post nach Stuttgart. Ich habe es nicht ganz gern einpacken sehen, wiewohl ich den Maler und eine Kopie im Hause behalte; aber Wangenheim und Ihre dortigen Freunde sind mir doch gar so werth durch Sie geworden; sie mußten es bekommen, und ein herzliches Schreiben obendrein! *) Ich habe auch den versifizirten scherzend-strengen Kraftgedanken mitgesandt; doch, versteht sich, nicht darüber disponirt, da ich um Alles nicht daran Schuld seyn möchte, daß mir irgend ein Papistendichter meinen hohen protestantischen Ritter etwa anzuzapfen wagte . . . . ꝛc.

12.

Wann Ew. Excellenz diesen Zeilen den ersten Blick werden geschenkt haben, so bitte ich, weder nach der Unterschrift zu sehen, noch weiter zu lesen, sondern vor allen Dingen das kleine, hier beifolgende, Gemälde auspacken zu lassen und dessen lebendes Original gütig zu errathen. —

Nun also, mein Verehrtester!

Er war drei ganze liebe Wochen lang hier, — täglich bei mir — und mein, und will es ewig bleiben!

*) Es folgt unter der nächsten Nummer.

A. d. H.

Ehegeſtern, als er fortging, habe ich ihm bitterlich nachweinen müſſen.

Ich habe zwei liebe, zu Malern beſtimmte Jungen. Der Eine, ein 12jähriger Portraitmaler, hatte das Glück, daß unſer herrlicher Truchſeß ihm ſaß; Anfangs zu einer Kreidezeichnung, die unſre Herzogin behalten hat; dann noch zu dieſem Paſtellſtückchen. Ich wollte dieß an Cotta ſchicken und ihn bitten, einen kleinen Steinabdruck (denn in Stein muß eigentlich das Konterfei dieſes romantiſchen altritterlichen Gränzſteines gegraben werden!) dem Morgenblatt für ſeine Freunde beilegen zu laſſen, da in jenem nicht nur ſchon öfter von ihm die Rede geweſen, ſondern ſeine Freunde auch, beſonders durch Keſſlers Briefe, gewiß im d. Publikum ſehr vermehrt worden ſind. Aber nein! dacht' ich nachher; Schade was für die öffentlichen Freunde: ich ſchenke es lieber ſeinen Stuttgarter Privatfreunden! Denn über dieſe hielten wir in den Tagen der Vereinigung auch einige Sitzungen. Er verſetzte mich mit ſeiner hohen Menſchenwärme ſo ganz mitten in ihren klaſſiſchen Abendzirkel, daß ich armer gelähmter Krannich mich dennoch plötzlich gehoben und dorthin getragen fühlte, wo Wangenheim ſich mit Hartmann, Hauch, Weiſſer ꝛc. zu gemeinſamen hohen Genüſſen vereinigt hat.

Und ſo ſeyd mir denn gegrüßt, Ihr Trefflichen! Er hat Euch mit ſchönen Nachklängen der Erinnerung von

Neuem als edle deutsche Männer anerkannt. Nehmt auch meinen Handschlag, und mit ihm ewige Achtung, Freundschaft und Treue. Verschmäht mich nicht! Bin ich gleich nicht so groß, vornehm, geistreich, gelehrt wie Ihr — nicht so gut und stark, als Er, so bin ich doch auch eine gute deutsche Haut; ein gutwilliger Mensch, dessen Herz auch aus dem Blüthenstaube von Gottes Herrlichkeit gemacht ist, wie Eure schönen Herzen. Und da habt Ihr sein Bild! Aber zürnt und lächelt nicht über den armen Knaben, der Euch noch kein Kunstwerk zu reichen vermag, sondern nur den schwach — aber höchsttreu, — aufgefaßten Schattenriß eines Edlen, von dessen Herzen sich ehegestern der liebende Knabe mit so großem Jammer losriß, daß selbst der gute Ritter zu Thränen gerührt war. Habt Nachsicht für ihn, der zufällig einen elenden, ganz zerfetzten Pergamentrest zum heiligen Bilde benutzen mußte, — noch in keiner Lehre war, sondern nichts hat, als das, was ihm Gott zur schönen Ausstattung für diese Welt mitgab: die himmlische Gabe, das Menschenantlitz zu lieben und in liebender Treue seinen Brüdern wiederzugeben in Zug und Farbe. Nehmt seinen Gruß und das kleine Bild seines Geliebten freundlich an, Ihr holden, gastfreundlichen Südländer! Und ziehen einst die Brüder, auf ihrer Kunstwallfahrt durch die weite Welt, auch zu Stuttgarts gastfreundlichen Thoren ein — o dann denkt des kleinen

Geſchenks noch gütig, und helft ihnen zu einer guten Arbeit; gebt ihnen auch ein Abendbrod und laßt ſie einen Becher mit Euch leeren zum Andenken eines ehrlichen deutſchen Burſchen, der dann ganz ſanft bei den Brüdern des Staubes ruht, während ſein befreiter Geiſt dankend zu Euch herüber blickt.

Sie verzeihen dem alten Schwärmer, der ſich auch endlich fröhlich in ſein Grab hineinzuſchwärmen gedenkt; — ja, Sie verzeihen ihm! . . . ꝛc.

13.

Den 6. März 1811.

Ich muß ſchon heute ſchreiben, Beſter, damit Sie nicht nur Haug's, ſondern hauptſächlich des lieben, edlen Wangenheims herrlichen Brief recht früh erhalten mögen.

Wenn ich Ihnen, Trauter, danken wollte: wo müßt' ich da wohl anfangen? Nur ein einfaches „Gott lohne Ihrer Liebe!" möge hier ſtehen; und was ich hiebei fühle, iſt Ihnen ja zum Glück kein Geheimniß. Ihr treuherziger herrlicher Brief hat mir die ganze Seele erfriſcht.

Ja, ſie iſt wieder geneſen, unſre edelmüthige, von uns Allen heiß geliebte, Fürſtin, — und mit ihr meine ganze Heiterkeit! Wie ſollt' ich Ihnen meinen Gram, meine Angſt um dieſes koſtbare Leben ſchildern! Gott weiß es, es war keine eigennützige Angſt dabei!

Denn was hat ein gebrechlicher armer Teufel, wie ich, auf Erden noch viel zu fürchten! Gott ist ja und bleibet für mich und meine Familie der beste Trost, der uns allen kräftiglich durch die Welt helfen wird und schon geholfen hat .... Wohl uns, mein Truchseß! Sie ist erstanden von einem Krankenbette, welches jedermann für ihr Sterbebett halten mußte. Gestern brachte mir die gute Antonie den holdesten Gruß von ihren neuauflebenden Lippen: „Sie wolle mich nächstens besuchen!“ — Da, mein Freund, habe ich einmal recht von Herzensgrunde gebetet und dem ewigen Gott gedankt; und meine Thränen sind zu Freudenperlen geworden.

Aber, Freund, ich wollte Ihnen recht ruhig schreiben, — und gewiß wissen Sie die frohe Nachricht längst, und sind längst wieder froh. Aber Sie, — ein so wahrer, inniglichender Freund dieser Ehen, — Sie mußten es, und gleich heute, auch von mir erfahren! ...

* * *

Ich schwelge jetzt täglich in meinem Armensünderstuhl in den göttlichsten Genüssen; — ja, ich habe mir gestern schon ein neues braunes Philisterpferd ausersehen, das ich kaufen, und den alten Schimmel in den Ruhestand versetzen will. (Er soll durch ein schönes Gedicht belohnt werden, welches das Morgenblatt unter die Leute verbreiten wird.) .... Die Ostern soll es gar hoch und fröhlich bei mir zugehn; denn nun wünsche ich mir, wie

ich in ſolchen Fällen immer gethan, nichts ſo ſehr, als meinen letzten Heller ſchleunigſt emploviren zu können. „Es lebe die Welt und das fidele Leben, und wer falſch iſt, der fahre in den tiefſten Abgrund zu allen T..!“ So tranken wir in Jena bei freudigen Gelegenheiten — — aber mein Gott, wie kann ich in dieſen Briefen das Wort „falſch“ nur nennen, — in dieſem Briefe, deſſen holde Aufſchrift ich nach wenigen Minuten an die Treue ſelbſt ſo fröhlich, und ſelbſt ſo innig treu, richten werde!

Nein, von der Treue will ich nur zu Dir reden, Du feſter getreuer Mann! O verzeihe heute meinem allzuweichen, und daher thörichten Herzen! Die mancherlei Thorheiten dieſes Briefes kann ich nicht wieder durchleſen und abändern — aber ich weiß einen Ort, wo ich zu ſeyn wünſchte — an Deiner Bruſt!

Das liebevolle Urtheil der edlen Stuttgarter über unſer Bild machte mir freilich große Freude! Anton ſoll's Ihnen kopiren; bis jetzt iſt es ihm aber noch nicht vergönnt, in die innern Zimmer der Herzogin zu dringen und es ſich zu erbitten. Lieber wäre es mir, wir hätten eine Kopie des Paſtellgemäldes. Da die Jungen jetzt von Monat zu Monat zunehmen, ſo thue ich den Vorſchlag, ſie nach der Oſterkonfirmation zum erſten Fluge nach folgender Reiſeroute auszulaſſen: den erſten Tag bis Nordheim, wohin ſie in wichtigen Kunſtgeſchäf-

ten ſchon beſtellt ſind; den 3ten Tag bis Waltershauſen, wo es zwei hübſche Geſichter und ſehr ſchöne Mühlen giebt; den 5ten Tag bis Bondorf, von wo Ihnen Anton am 6ten Abends das ehrenwerthe Antlitz des trefflichen Bruders ſchon mitbringt. Dann zwei prächtige Tage auf der Ritterburg (wo ich meinen edlen Burgherrn recht ſitzluſtig zu ſeyn bitte) und dann heimwärts. Was meinen Sie zu dieſem ziemlich unbeſcheidnen Vorſchlage? —

Der mir mitgetheilte Brief vom jüngern Voß iſt ganz nach meinem Herzen. Jeder Satz ſpricht die Liebenswürdigkeit des ſanften, gemüthlichen Menſchen aus. Ach, wer doch Ende März in Bettenburg wäre! Doch halten Sie ihn ja nicht ab von der Reiſe über Meiningen; dann gewinne ich vielleicht einen edlen Freund mehr durch Sie, durch den ich ſchon ſo Viel gewonnen! .... ꝛc.

14.

Den 30. Mai 1811.

Wohl, mein verehrter Freund! Wir wollen einander nicht loben, ſondern nur lieben — und wir wollen ſehen wer dieß Verſprechen am längſten hält! Tauſend Dank für Ihren — wollt' ich ſagen Deinen — lieben Brief, und für Heinrichs Br., den ich wieder zurückgebe. Noch habe ich ihm nicht ſelbſt danken können, aber ich will und muß es, und Dein Bild ſoll auch Er haben. Anten hat ſo viele Stunden, und beide Bürſchchen hängen

jetzt ſo ſehr am Zeichnen der neugrünenden Fluren und Bäume, daß der Kleine in ſeinen beſtellten Arbeiten jetzt erſt bis zur Vollendung von Wangenheims verlangtem Portrait von mir gelangt iſt. Heut' und morgen, denk' ich, ſoll er Oehlenſchlägern fertig bringen, denn was Du, Beſter, beſtelleſt, geht Allem voran.

Studnitz iſt heute fort. Wie manches Freundeswort haben wir von Dir geſprochen, Du Engelsritter! Die ganze Bettenburg haben wir miteinander durchrepetirt; und überall tratſt Du uns wieder als Staffage in der herrlichen Landſchaft entgegen, die wir dann ſtets wieder auf eine Zeitlang allein betrachteten. Du biſt — — pſt!!

15.

Den 6. Jun. 1811.

Der hübſche Schwarzkopf iſt fertig und kommt zugleich mit ſeinem Original zurück. Der Menſch gefällt mir ſehr wohl, er ſollte aber beſſer gemalt ſeyn. Es iſt überhaupt eine allzuſchwere Aufgabe für einen Anfänger, aus dem Miniaturgekritzel etwas ins Große zu zeichnen; doch hoff' ich ſollſt Du die Aehnlichkeit nicht vermiſſen. Aus dem Großen ins Kleine erhält ſie ſich leichter.

Innigen Dank für die Erlaubniß, daß die beiden reiſenden Maler Dir, Du gute Geſtalt, nahen dürfen. Freilich verſäumen ſie mir viel Latein, Deutſch und Griechiſch, und in dieſer Rückſicht bin ich jetzt noch ſehr

geizig gegen ſie, da ihr Lehrer eben in gutem Zuge iſt; aber was iſt das Alles gegen eine Reiſe für's Herz und für die Kunſt! Ich meinte daher, ich ließe die Vögel aus, damit ſie den Adler thronen ſehn? — Ich hoffe, daß Du dem Anton erlaubſt, ſo viel Truchſeße, als möglich, zu zeichnen. Er wird die Herren Vettern, Oheime und Schwäger nicht zu lange mit Sitzen plagen, denn alles kann ſchnell mit der Kreide abgethan werden, da die Handzeichnungen eines Schülers ohnehin mehr werth ſind, als ſeine Gemälde.

Meine Frau leidet von Neuem an ihrem unheilbaren Huſten. *) Vielleicht wagt' ichs wirklich, Stadnitzens Einladung nach Teplitz zu folgen, wenn ſie geſund würde. Aber freilich — angenommen auch dieß, — brächte ich nicht doch meinen Freund vergeblich ums Geld?

H. Voß und ſeinem würdigen Vater will ich von meinem J. v. N. die beiden Lieferungen zur Einſicht und gütigen Beurtheilung mittheilen, die ich bis jetzt von Griesbach zurück habe.

Adieu Rieſe! Adieu Engel! Adieu Menſch!

Dein E. M.

16.

Den 22. Jun. 1811.

Freundlichſter aller Ritter! Eigentlich ſollten meine Jungen ſchon morgen früh abgehn; allein eben ſagt mir

*) Sie überlebte den Gatten nur wenige Jahre. A. d. H.

M., daß Du wahrſcheinlich in dieſen Tagen hierher, oder nach Liebenſtein kommen würdeſt, ich alſo nicht wohl thue, die Brüder jetzt auf die Reiſe zu ſchicken. Dazu kommt mir jetzt noch Deine Kirſchen- und Freudenzeit in den Sinn, die ich auch nicht gern unterbrechen möchte: und ſo denke ich, wir laſſen Dich ungehudelt bis zum Nachſommer.

Dein Bild kommt hier ſehr in Kurs. Anton geht immer mit neuer jugendlicher Luſt daran, Dich von Neuem aufzuſtellen.

Gegen H. Voß habe ich mein Herz ausgeſchüttet in Rückſicht der bloßen Ueberſetz- und Nichtſelbſtſchaffungsluſt. Nimmt er es übel, — ſo hilft es vielleicht dennoch! — Ich hatte in meiner Iſidora, die nun beendigt iſt, ein Geſpräch zwiſchen dem deutſchen Ritter und dem deutſchen Dichter (d. i. zwiſchen Dir und Dagobert,) über alte und moderne Zeit vorbereitet, habe es aber nach reiflicher Ueberlegung herausgelaſſen und einem andern Orte aufgeſpart. Du ſollſt aber einſt nicht zanken, wenn es Dir zu Geſichte kommt! — Hörſt Du, Beſter? ꝛc.

17.

Den 10. Sept. 1811.

Sage mir doch, gute Seele, nur mit einer einzigen Zeile, wie es Dir geht, und ob Du mich noch liebſt. Ich ſehnte mich noch nie ſo oft und innig nach Dir, als jetzt in den ſilbernen Morgenſchleiern dieſes herrlichen Herbſt-

ſtes, unter welchen ich mir ſtets das holde Angeſicht Deiner alten Bettenburg unwillkührlich denken muß. — Schöne Bettenburg! Schöner Ritter! Seh' ich euch wieder? ——

Iſidora iſt in Cotta's Händen, und ich habe nun keine Sorge mehr für die theure Prinzeſſin, als daß man ſie etwa zu unzart anfaſſe, niederſetze, und ihr allerlei Leibesfehler andrucke. Möge doch Gott mein reines Kind in Gnaden davor bewahren! — Ich bin ruhiger über Iſidora, als über irgend eins meiner andern Werkchen, — auch in Hinſicht auf den Verleger; denn ſie iſt für Jedermann unter den Gebildeten.

Ach, komme doch bald!

18.

Den 14. Nov. 1811.

Mein verehrteſter Freund! Dein liebevoller Briefesgruß wurde mir geſtern von dem braven Könitz, — der jetzt feſter im Herzen, als auf den Füßen iſt, in einer Stunde geſandt, wo ich ein wenig trübſelig auf die Zeit blickte. Ein ehrlicher Mann weiß doch jetzt wahrlich bei dieſer verdammten Geldnoth endlich nicht mehr, wie er Kleider und Schuhe für fünf Menſchen ſchaffen ſoll, geſchweige denn am Sonntage eine N — ſche Kalbskeule! (Bruder, den rechtlichen Mann möcht' ich kennen! Stubnitz hat mir erſt kürzlich ſeine Verfahrungsart entdeckt, und ſeitdem hab' ich die liebliche Hſt. noch einma

ſo lieb!) Nun, kurz ich fluchte einmal nach Herzensluſt, und es war ausgemacht, daß ich zu Grunde gehen müſſe: ꝛc. da kam Dein holdes Briefchen, Du Hoch- und Vielgeliebter! Da ſprang ein Tropfe der Ewigkeit in meinem Herzen auf, und ich war plötzlich wieder verjüngt. (Sieh doch um Gotteswillen den Artikel Quelle der Jugend in meinem ABC nach, — welches das Beſte von all' meinem Geſchreibſel iſt und bleiben wird.) Dein Gruß erregte nämlich meine Phantaſie wieder — und ich war geheilt. Zwar dacht' ich immer noch ans liebe Geld, (denn ſo lieb wird es mir ſtets bleiben, wie der Artikel Geld im ABC beſagt,) aber ich verband nun den Gedanken an Dich mit demſelben, — ſchaute im Geiſte auf Deine eignen Geldnöthen hin, die ja wohl in dieſer Lumpenzeit auch nicht fehlen können, und zwanzigmal mehr ins Große gehen müſſen, als die meinigen. Darüber gerieth ich in Deine herrliche Wirthſchaft hinein; ich ſtand endlich ganz froh in ihrem ſchönen häuslichen Sonnenglanze da; kurz Deine Zeilen haben mich geſund gemacht. Ein Bild, das ſich gegen das unſrige (ich will bei obigem Geldmaßſtabe bleiben) in ſo vieler Rückſicht wie zwanzig zu eins verhält, vermag uns doch mächtig zu ſtärken! Z. E. Du biſt offenbar 20 mal beſſer, ordentlicher, wackrer, tapfrer, klüger und herrlicher als ich, und ich dagegen habe zum umgekehrten Verhältniß gar nichts aufzuweiſen, als etwa, daß ich 20 mal poeti-

ſcher, — d. h. beim Lichte beſehn doch nur: daß ich ein 20 mal größerer Narr bin, als mit Reſpekt geſprochen, Sie, mein gnädiger Herr! Woraus ich mir übrigens, unter uns geſprochen, allerdings vor Gott und der Welt ein wahres Vergnügen mache.

Correggio gefällt mir wirklich recht wohl. Aber helfen kann ich Dir nicht: Aladdin ſprach mich mehr an. Es ſind im Correggio recht hübſche romantiſche Sachen — aber wir haben ſie alle nur ſchon gar zu oft gehört, und Du könnteſt ſie insgeſammt, zum Theil viel ſchöner, nachleſen bei Göthe, Tieck, Schlegel u. A., wenn Du ſie nur dort aufſuchen wollteſt. Aber daß den Dichter Italien erwärmte, und von ſeinen nordiſchkalten Areln und Harlen zurückbringen wird, dazu macht dieſer Correggio viele Hoffnung. Etwas recht Großes, welches alle Geiſter ergreift, möchte indeß ſchwerlich herauskommen.

Ich bin ziemlich wohl und fleißig. Griesbach, Voß, Richter, Schwarz, haben ſich viele Mühe mit meinem heiligen Manuſkripte gegeben. Wie ſoll ich's ihnen verdanken; ich Armer!

Mein Gott, es iſt ja nun Winter! Siehſt Du denn den Schnee nicht, guter Engel? Was hält Dich denn noch länger ab, an unſre Herzen zu kommen, guter Ritter?

N. S. Es wird doch wohl alles nichts helfen! der Ritter Chr. von Truchſeß wird mit ſeinem Schloſſe Bettenburg und einigen Landſchaften um dieſelbe her in mei-

nem neuſten Roman „Thalheim" als Idylle auftreten müſſen. Doch mündlich erſt das Nähere und Ew. Hochfreiherrl. Gnaden Erlaubniß; — der ich übrigens in unterthäniger Ehrfurcht mir die Freiheit nehme zu ſeyn Ew. Hochfreiherrl. Gnaden unterthänig gehorſamſter

Johann Ernſt Wagner.

* * *

So ſchließt mit heiterm Scherz der letzte Brief Wagners an ſeinen Truchſeß. Wahrſcheinlich war es überhaupt der letzte, den er ſchrieb, denn kurz darauf nahte ihm der ernſte Bote, welcher, ob er gleich im Gefolge großer Leiden kam, dennoch als Friedensbote willkommen war. — Ich weiß dieſe Mittheilungen aus E. Wagners Nachlaſſe nicht ſchicklicher und würdiger, als mit einigen Zeilen von ihm ſelbſt, zu ſchließen. Sie ſind aus einem unvollendeten, wahrſcheinlich für ſeinen „Jeſus von Nazareth" beſtimmten Gedichte. Denn es kann wohl nicht zweifelhaft bleiben, wen er unter jenem Göttlichen gemeint, der ihm „das Buch des Lebens entſiegelte." Nur Er konnte es ſeyn, den der Dichter bei ſeiner letzten Arbeit, — täglich die heiligen Evangelien vor Augen und im Herzen, — ſo unausſprechlich lieb gewann, daß oft, wenn er von des Himmliſchen irdiſchem Leiden, Lehren und Lieben ſprach, Thränen frommer Rührung in ſeinen Augen glänzten.

Die Poeſie hatte an unſerm Freund ihr Höchſtes

vollbracht: ſie hatte ihn zum ewigen Urquell alles Schönen und Wahren hinangeleitet und ſeinem begeiſterten Blick den Himmel des Glaubens aufgethan.

Aus dieſem Gefühl chriſtlich gläubiger Andacht ſind die Worte gefloſſen, mit welchen er ſeine Pilger- und Dichterfahrt ſo herrlich beſchloß:

„Er hat das Buch des Lebens mir entſiegelt.
Was Menſchenwitz und hohe Wiſſenſchaft
Und Ordens-Myſtik oft mir vorgeſpiegelt —
Es ſank in Nichts vor ſeiner Gotteskraft!
Drum hört mein Wort das eure Weisheit zügelt:
Auf Erden giebt es keine Meiſterſchaft.
Nur dort, in zahl- und maßbefreiten Zonen,
Hoch über Sternen muß der Meiſter wohnen.“

„Der Meiſter winkt! Viel tauſend Jubeltöne
Erklingen dort ſchon aus des Lebens Thor.
Bald ſchwinden meinem Blick des Staubes Söhne;
Die Seele ſchaut der reinen Seelen Chor.
Jeruſalem, du Heilige, du Schöne,
Wie brünſtig wallt mein Herz zu dir empor!
Mein Herr, mein Gott! Auf deiner Liebe Flügeln
Schweb' ich empor zu jenen Palmenhügeln.“

(Ende des zwölften und letzten Bändchens.)